



BERKELEY  
LIBRARY  
UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA

Q Com 1.





Cou 1

F. Jones 359-376 (~~604-77~~)  
m.p.d. 1





G 1951. 129

Inhalt. (incomplete)

	Seite
<u>Die verschwundene Kriegskasse. Erzählung aus den Befreiungskriegen. Von A. von</u> <u>Kothenburg . . . . .</u>	241. 317. 397
<u>Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben. Vortrag im Kaufmännischen</u> <u>Verein zu Leipzig gehalten von D. Chr. C. Luthardt . . . . .</u>	250
<u>Die Arbeiterversicherung. Von Friedrich Rücklin. III. . . . .</u>	261
<u>Die Weltlage. Von Otto Diwijch . . . . .</u>	270
<u>Jansen und die Reformation. Von Dr. H. Ehrard. . . . .</u>	276. 360
<u>Der französische Volksgeist und sein Einfluß auf die Armeen im letzten Kriege. Von</u> <u>W. v. S. . . . .</u>	284
<u>Zur Erinnerung an C. Fr. Götschel, mit Bezug auf seine Dante-Studien. Von Dr.</u> <u>V. Wiese . . . . .</u>	295
<u>Geschichtlicher Monatsbericht . . . . .</u>	300. 377. 467
<u>Serebid (Gedicht) . . . . .</u>	316
<u>Rußlands Wehrkraft. Von L. v. R. . . . .</u>	327
<u>Idealismus und Realismus in der Malerei. Von Dr. J. C. Arndt . . . . .</u>	336
<u>Contour und die jüngste Börsenkatastrophe. Von Dr. Perrot . . . . .</u>	350
<u>Ernst Christoph Homburg, der Sängler des Liedes „Desu meines Lebens Leben“.</u> <u>Von Dr. Paul Mitjßschle . . . . .</u>	354
<u>Der musikalische Dilettantismus. Von A. Spanuth . . . . .</u>	372
<u>Aus der Redaction . . . . .</u>	383
<u>Waken lords and ladys gay! (Gedicht) . . . . .</u>	396
<u>Culturkampf und Conservativ. Von M. von Nathusius . . . . .</u>	406
<u>Der Krieg in Südamerika. Von Dr. Polakowsky . . . . .</u>	421
<u>Petrus Cottich. Eine biographische Skizze. Von Dr. H. Ehrard . . . . .</u>	433
<u>Zur Entwicklung der Menschheit. Von Dr. B. Kneifel . . . . .</u>	450
<u>Aus Mecklenburg. Von H. P. . . . .</u>	458

## Neue Schriften:

- Bergedorf, Faust und das christl. Volksbewußt-  
 sein 391.  
 Blaikie, Leben Livingstone's 388.  
 Brachelli, Statist. Skizze der europ. Staaten 306.  
 Bradet, Frein v., am Heilhof 312.  
 Braun, Protestantismus u. Sitten 476.  
 Carolina Amalia, Königin v. Dänemark 388.  
 Caron, die Reform d. Knappschaftswesens 473.  
 Claassen, Lessing's Leben 308.  
 Claus, Leben d. Georg Müller in Bristol 387.  
 Clemen, Fürst Haus 312.  
 Dalton, d. Heilung d. Blindgeborenen 311.  
 — e. herzliches Wort an unsere Jugend 476.  
 Dorenwell, die Welt der Kleinen 316.  
 Ebers, d. Frau Burgemeisterin 388.  
 Fittbogen, Jakob Andrea 387.  
 Fleischmann, optimistische Novellen 314.  
 Fragen, die Deutschland gegenwärtig bewegenden  
 großen 385.  
 Frank, Fürst Bismarck u. nicht seine Leute 396.  
 Friede, Glaube, Hoffnung u. Liebe nach Dante 309.  
 Geschichten, altpreussische 388.  
 Giberne, Vater u. Tochter 315.  
 Gundert, Herrmann Mögling 388.  
 Gutwit, Gaben und Aufgaben 315.  
 Hassam, bist du befriedigt? 476.  
 Hajje, Grundlinien christl. Trenn! 476.  
 Havergal, Morgengloden 311.  
 Heinrich von Campello 316.  
 Heß, Streifzüge durch die Natur 396.  
 Jaeger, die Agrarfrage 306.  
 Kapff, Sigt. Carl v. Kapff 386.  
 Kleinpaul, Rom 393.  
 Klosterzell, v., Ella, das Judenkind 391.  
 König, deutsches Frauenleben 316. 392.  
 Krenkel, classische Bühnendichtn. d. Spanier 310.  
 Krüger, aus Karl und Anna's Kinderleben 390.  
 Lanttau, v., u. v. d. Delsnip, das heutige  
 Rußland 307.  
 Licht von Oben 390.  
 Lichtenstein, die menschliche Seele im Sterben  
 393.  
 Linder, Lob eines tugendhaften Weibes 393.  
 Luther, Portrait 393.  
 Medlenburger, der. Monatschrift 306.  
 Merken's, deutscher Humor 310.  
 Romerie, Wahrheitsfunken 311.  
 Morgenthau 312.  
 Orpen-Leppin v., Zeugnisse 473.  
 Overbed, Geschichte d. griech. Plastik 395.  
 Bernwerth v. Bärnstein, Ubi sunt, qui anto-  
 nos in mundo fuere 310.  
 Pfarrleben in einem Gebirgsdorfe 314.  
 Pfisterer, Grundlinien d. päd. Psychologie 395.  
 — pädagog. Psychologie 393.  
 Psalmenbund, der, u. sein erster Kalender 393.  
 Quandt, Johannes Knabes Selbsterkenntniß 390.  
 — die Polen in Danzig 390.  
 Reben'sburg, d. Blindgeborene 311.  
 Reichenberger, zur neuern Geschichte d. Dom-  
 baues 396.  
 Röntsch, d. Herrlichkeit d. Herrn 311.  
 — Nabuni 311.  
 — Jesus-Neßias 311. 475.  
 Salbern, v., das Margarethenbuch 314.  
 Salzfeld, Luther's Lehre von d. Ehe 476.  
 Sammlung national-ökonom. Abhandlungen 474.  
 Sartorius, d. Psalmen 316.  
 Schinmeier, Kumm mit 311.  
 Scholze, Entlassung aus d. geistl. Amte 476.  
 Schwant u. Zcherz, altdentscher 310.  
 Schwarzlopp, Kiffinger Erinnerungen 316.  
 Schweiger-Verchenfeld, v., Griechenland 385.  
 — der Orient 307.  
 Segger, Wer hat die Wahrheit, Rom oder  
 Wittenberg? 393.  
 Stillfried-Alcantara u. Kugler, die Hohen-  
 zollern 393.  
 Uhlhorn, d. Christentum u. d. Welt 475.  
 Uhlmann, Culturkampf-Novellen 390.  
 Wagner-Groben, von Labor bis Golgatha 311.  
 Warned, Abriß d. protestant. Missionen 476.  
 Weitbrecht, d. Leben Jesu 311.  
 Wiese, Gesundheit d. Seele 312.  
 Zeitfragen d. christl. Volkslebens 395.



## Die verschwundene Kriegskasse.

Erzählung aus den Befreiungskriegen.

### I.

Auf dem geräumigen Hausflur des Schlosses, welches im Mittelpunkt des märkischen Dorfes Hofzin liegt, ertönte langsam und schwerfällig das Tictack eines großen Perpetuels. Das Gehäuse der Uhr, die er bewegte, reichte beinahe bis zur Decke hinauf; es war vom Alter geschwärzt, und das gleißende Angesicht des Zifferblattes hob sich grell daraus hervor; es wies aber der Zeiger gerade auf halb fünf. Auf einem Zeitungsblatt von grobem, etwas in's Graue spielendem Papier, welches zufällig auf dem großen Tisch von schwarz gebeiztem Eichenholz lag, stand zu lesen 20. August 1808. Der Estrich war mit Sand bestreut, und die Fliegen, aufgeregt durch einige hereinbrechende Sonnenstrahlen, summten in der düsteren Halle umher und fuhren mit den Köpfen gegen die Scheiben der Fenster, um einen Ausweg zu gewinnen. Breit und massiv, mit einem stattlichen Geländer versehen, zog sich die Treppe zu den höheren Stockwerken hinauf; ihre schwerfälligen Stufen verrieten, daß man es in jener Zeit, in welcher sie erbaut worden, noch nicht so wie heut gelernt hatte mit Raum und Zeit zu sparen; das alles stand so fest auf seinen Postamenten, die Mauern, in ihrer gewaltigen Breite, die Quadersteine in ihrer unmöglichen Ausdehnung, daß man merkte, nichts sei zu vorübergehendem Gebrauch, sondern das Schloß eben dahin gesetzt worden, um eine Reihe von Jahrhunderten hindurch dem nämlichen Geschlecht zu dienen. Erb und zueigen gehörte es mit samt den umliegenden Ländereien, dem tiefblauen See, der lang dahin gestreckten Hügelkette (einem Ausläufer des baltischen Höhenzuges) den alten Eichenforsten und vielen weithin gestreckten Wiesen den Herren von Lindow, einem der vornehmsten und begütertesten unter den altmärkischen Geschlechtern.

Die Uhr tickte noch immer; viel hatte sich ereignet, bevor sie in dem vergangenen Jahre den Kreislauf von 365 Tagen sich hindurch gearbeitet, von der Morgenstunde des 1. Januar bis zum Mitternachtschlage des Sylvesterabends. Der Friede von Tilsit war bereits geschlossen, Napoleon sah, einer wohlgenährten Kreuzspinne vergleichbar, gesättigt und doch lästern nach neuem Raube auf dem Thron von Frankreich, Westphalen war soeben durch die Einziehung des lustigen

Königs Jerome beglückt worden, Preußen trauerte in Sack und Asche, und die Völker ringsumher hatten nach der erst kürzlich überstandenen verheerenden Kriegslohe Zeit genug, über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge nachzudenken. Eine drückende Stille lagerte über der Welt; nicht jene Stille, welche die Seele eines einsamen Hirten erfüllen mag, wenn er am Abend, von seiner Heerde umlagert, auf der Weidenflöte ein Lied bläst. — nein es war jene Stille, die dem Ausbruch eines Gewitters vorangeht, beklemmend, lastend auf den Gemüthern der Menschen, die sorgenvoll und verdrossen ihre mühsame Hantierung betreiben müssen. Die Erinnerung war thänenreich, die Gegenwart schmachvoll, von der Zukunft wagte man nichts mehr zu hoffen. —

Eine zweite Treppe, nicht so breit, wie die vorhin erwähnte, deren Zugang durch eine schwere Thür, ebenfalls von Eichenholz, abgeschlossen war, führte in die Kellergewölbe des Schlosses zu Küchen, Vorratskammeru und Gefindestuben hinab. Ein leichter Schritt kam die Stiegen heraus geeilt, die Thür drehte sich in den Angeln, ein junges Mädchen ward sichtbar; sie trug einen Korb mit Wäsche und setzte denselben mit einem kräftigen Kuck auf den Tisch nieder, machte sich alsdann daran die Handtücher und Servietten, welche sie aus dem Korbe nahm, zu reden und zu glätten und stoßweis über einander zu schieben. Trotz ihrer jungen Jahre hatte sie etwas Ernstes in Blick und Haltung, auf den festen Wangen jedoch, ebenso, wie auf den frischen Lippen blühten die schönsten Rosen, eine weiße Schürze hatte sie mit Zierlichkeit umgethan und die Ecken des Läschens über ihrer Brust mit zwei kleinen Spangen befestigt, das Haar in einen einzigen dicken Zopf geflochten und im Nacken aufgesteckt, schimmerte wie goldene Lehren, die Augen aber schauten hernieder auf die fleißigen Hände und das noch zu fältende Linnengeng; auf der Stirn allein ruhte etwas Finsteres, welches sich unharmonisch ausnahm über dem nach Kinderart fast rundlich geformten Angesicht. Die Jugend von damals wuchs auf in einen rauhen Luftzug; die Bewegung der großen Zeit griß Groß und Klein mit scharfen Händen an, und auch die deutschen Lämmer wurden oft genug mit eiserner Rute geweidet. Draußen im Hofe, in dessen Mitte ein großer Kastanienbaum seine Zweige über einem kleinen Käsehäuschen wölbte, glitt die Gestalt eines Mannes dicht unter dem Fenster vorbei, das Mädchen warf einen raschen Blick auf ihn und dann den Kopf mit einer halb trotzigigen Bewegung herum, als wäre ihr der jetzt mit kräftigem Schritt in die Halle Tretende ein Gegenstand des Unwillens, ja des Schreckens. Es war ein hoher, stattlicher Mann, der einen blauleinenen Kittel, und das lange Flachshaar hinter die Schläfe zurückgestrichen trug; er hatte eine breite martialische Brust, welche an die Hünengeschlechter der Vorzeit erinnerte, die ehemals in den knorrigen Eichenwäldern der germanischen Heimat mit wüchtigem Wurfe des Geres den Wisent erlegten, oder auf flüchtigen Sohlen dem Elend nachjagten, unüberbrückte Ströme, gepelzt vom rauhen Atem des Herbststurms durchschwammen, und heldenkräftig ihren Fuß auf den Nacken des römischen Welteroberers setzten. — Das Mädchen that als sehe sie den Eintretenden nicht; er nahm seinen Hut ab und pflanzte sich mitten in der Halle auf; sie weudete ihm noch immer den Rücken und hielt dabei ihre Arme weit aus einander gereckt, vielleicht um sich mit dem Handtuch, dessen Enden sie dabei zurecht zog, das Gesicht zu bedecken. „Der gnäbige Herr ist hent eingetroffen?“ frug er endlich, denn das

Warten schien ihm lästig zu werden; sie erwiderte nichts. „Seit wann giebt man dem Bauern, dessen Brot man gegessen, keine Antwort?“ — „Er ist da!“ entgegnete sie, ohne in ihrer Beschäftigung inne zu halten, „und hat schon einmal nach Euch gefragt.“ Das schmale, hagere Gesicht eines betretenen Dieners lugte jetzt durch eine Thürspalte; er winkte dem Manne mit dem Zeigefinger und rief mit näselnder Stimme: „Herein kommen, nur immer herein kommen Bauer! Der gnädige Herr wartet bereits seit einer Stunde.“ Jener folgte der Aufforderung und verschwand mit dem Kammerdiener in den inneren Gemächern. Sobald sie sich allein sah, legte das Mädchen die Hände vor das Gesicht und blieb so eine Weile versunken stehen, als scheue sie sich, das Licht des Tages wieder zu erblicken, ließ einige Augenblicke später die Arme sinken, raffte ihre Wäsche zusammen und verließ die Halle; man sah, wie die Leute zu sagen pflegen, das Herz in ihrem Halbe schlagen, und der Schatten auf ihrer Stirn war noch einmal so dunkel geworden. Der Kammerdiener hatte den Bauer, Erich Treulich war sein Name, in ein hohes, wohnlich eingerichtetes Zimmer geführt und dann die Thür hinter ihm geschlossen. Da stand er nun, den Hut in der Hand; groß und ruhig schauten die blauen Augen nach einer Richtung; es sah dort vor der umfangreichen Platte eines Schreibtisches ein Herr, welcher die sechziger Jahre überschritten hatte; das kurze eisengraue Haar schmiegte sich eng an die Schläfen, auf der hochgewölbten Stirn drängte sich Falte an Falte, die kühn geschwungene Nase, sowie die zusammengepreßten Lippen gaben ihm etwas Herrisches, die grauen Augen dagegen blickten unter den buschigen Wimpern mit wohlwollender Verständigkeit. Es war der Gutsherr Hans von Lindow, welcher die unglückseligen Kriege der vergangenen Jahre mitgemacht und jetzt nach einem längeren Aufenthalt in Berlin auf seine Besitzung zurückgekehrt war; er beschäftigte sich damit, einen Aktenstoß zu durchblättern, stand jedoch nach einiger Zeit auf und ging auf den Bauer zu, die rechte Hand hatte er in die Brusttasche seines Rockes gesteckt, von Gestalt war er etwas größer wie dieser, aber weder so stahlhart gebaut, noch mit so mächtigen Schultern ausgestattet; in seiner Miene lag etwas zugleich Kaltes und Schmerzliches als er sagte: „Es gab eine Zeit, Treulich, wo meine Hand sich Ihm entgegen gestreckt hätte, als gälte es ein Glied meines Hauses zu bewillkommen; doch jetzt mag ich den Rock nimmer aufknöpfen! Was hat Er dazu zu sagen, Mensch?“ — „Daß mir niemand etwas anhängen darf, gnädiger Herr, so lange ich Ihm in meiner Brust habe, oder aber ich wollt!“ — er mäthigte sich plötzlich, und stand wieder ruhig, als wäre er aus dem Kern eines Eichblockes geschnitten, still, ernst und wetterhart; in den Augen allein blitzte und leuchtete es gewaltfam. „Die Sache ist,“ begann der Gutsherr auf's Neue, indem er ein Papier auseinander faltete, „daß ich morgen den Auditor erwarte, wir werden endlich die Thatfachen zu erforschen wissen — was Ihn betrifft, so möchten dabei Dinge zum Vorschein kommen, welche Ihn nicht gerade vorteilhaft sein dürften!“ Er schritt einige Mal im Zimmer auf und nieder, trat sodann dicht an den Bauer heran und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Denk Er nicht mehr daran, daß ich Ihn aus der Taufe gehoben, und für einen ehrlichen Lebenswandel Seinerseits dem lieben Herrgott eine Zusage gemacht habe? Und was will der Name bedeuten, den ich für Ihn im Kalender nachgeschlagen, und welcher sich mehr für einen Junker, als für einen Bauernsohn

schickte; aber mein Herz hing an Eurem Geschlecht, welches in der Hürigkeit mit dem meinen verbunden, seit Jahrhunderten hineingewachsen ist in die mächtige Erde, dessen Treue mein Vater im siebenjährigen Kriege, sowie mein Urgroßvater zur Zeit des großen Kurfürsten mehrfach erprobt; zwei Mal dankten wir einem Treulieb das Leben!“ „Sofern es sich wiederum zuträgt, soll es zum dritten Mal geschehen, gnädiger Herr.“ fiel hier der Bauer ein, indem er stolz das Haupt erhob. „Meinst Du, ich wolle einem Töbe und Meineidigen mein Dasein schulden? Da sei Gott vor! Erlich bedendet nach dem Sinn und der Sprache unserer Väter jenseit, wie an Ehren reich — da Du Dich derselben entschlugest, machtest Du einen Riß zwischen Dir und den Lindow's; wäre es nicht um der alten blinden Großmutter willen, welche mich einst aufgezogen und ernähret, Du hättest meine Schwelle nicht wieder betreten!“ „Gnädiger Herr“ antwortete der Bauer, welcher sehr blaß geworden war, „Sie selbst machen den Riß, das sei Gott geklagt! Was soll ich erwidern, wo mir das Herz vor Wehleid übergeht? Sie sollten gegen mich ein besseres Zutrauen haben.“ — „Zutrauen!“ rief jetzt Herr von Lindow in aufgeregtem Ton. „Ei mein Herr Trenlieb,“ und er reckte seine rechte Hand aus, und wies dabei mit der linken auf sie hin: „Hat Er nicht in diese meine Hand feierlich gelobt des fremden Gutes zu hüten? Und nun frage ich, was ist aus Seiner Majestät Kriegskasse geworden, zu einer Zeit, wo höchstersebe seiner eignen hohen Person entziehet, was sich entziehen läßt, zu einer Zeit, wo man mit äußerster Not dem Landesfeind die Contributionen zu zahlen, und selbst auf den königlichen Domainen die herabgebrannten Scheuern neu zu erbauen, und die zerstampften Felder aufzupflügen hat, wo ein jeder brave Mann und Unterthan die Sorgen, welche an dem Herzen der Majestät nagen mitträgt, und sich vor Angst und Gebränge oft keinen Rat zu schaffen weiß, unterschläget Er dem allgemeinen Wohl mehr denn fünf bis sechs Tausend Reichsthaler, bringet das Andenken meines seligen Herrn Bruders durch das Abläugnen der verübten Niederträchtigkeit in ein übles Gerede, und kurz und gut,“ die Stirn des Edelmannes glühte, „es soll ein Wetter darein schlagen, wenn Er nicht auf der Stelle die Wahrheit eingestehet!“ Der Bauer schwieg. „Er scheint mir ein schwaches Gedächtnis zu haben“ fuhr der Herr ergrimmt fort, „doch ich gedente Ihm sogleich mit einigen Fragen nachzuhelfen; ich werde es aus Ihm herausquestionieren, so wahr ich Hans Lindow heiße! Geb' Er mir Antwort, oder ich wende mein Angeficht hinfüro gänzlich von Ihm ab, und jeder verlaufene Hund in der Dorfstraße soll von mir eine bessere Behandlung erleiden als Er!“ Der Bauer verzog keine Miene. „Also! Hielt im Spätherbst des Jahres 1806 vor Seiner Thür ein Leiterwagen, auf dem sich ein verwundeter preußischer Offizier befand?“

„Ja wohl, gnädiger Herr!“

„Wer war jener Offizier?“

„Dem gnädigen Herrn sein Herr Bruder, Joachim.“

„Und wer war der Leiter, welcher dem Gefährt folgte?“

„Das waren der gnädige Herr selbst.“

„Welches Anmuten stellten wir Ihm, da wir Ihn heraufrufen ließen?“

„Der Herr Major stündeten, weil er schwer verwundet war, vor dem Feind, vermochten aber nicht so schnell vorwärts zu kommen, weil sich auf dem Wagen, unter dem Stroh verpackt, eine gefüllte Kriegskasse befand.“

„Wir gedachten,“ fiel ihm Herr von Lindow in's Wort, „Seiner Majestät dem König sein gutes Geld zu erhalten, meineten es nirgends besser aufgehoben zu wissen, als unter dem Schutz der Trentlieb's. Und Er nahm sie auch an, und barg sie geschickt in Seiner Schlafkammer, an einem Ort, wo kein Mensch sie vermutet haben würde, und gelobte mir in diese meine rechte Hand den Schatz zu hüten, bis bessere Zeiten angebrochen sein würden. Geheht Er das zu?“

„Ja gewiß, gnädiger Herr!“

„Es riß uns“, fuhr Herr von Lindow eifrig fort, „die Drangsal des Krieges von der Heimat fort, und dem allmächtigen Gott gefiel es, uns eine Not nach der andern zu schicken, und uns endlich mit einem Frieden zu demütigen, welcher jeden Blutstropfen im Leibe eines preussischen Mannes zu Galle verwandelt. Wohl! dachte ich, die Heimat wird dir's lindern, zog fürbaß und freute mich meines seligen Bruders Andenken gewahrt, und meinem König ein Duzend straffer Lederbeutel voll harter Thaler aufgehoben zu wissen; war doch mein Dorf durch eine glückliche Fügung, von den plündernden Haufen des Feindes fast verschont geblieben; aber da ich den Boden wieder betrat, und nach der Kriegskasse forschte, hieß es: sie ist mir gestohlen! Ei so geht mir doch! Wenn Er sagte: sie ist in den Schornstein hinausgeflogen, würde es mich wahrscheinlicher dünken; kann man auch etwas stehlen, von dem man nichts wissen thut? Denn der Mensch welcher den Wagen fuhr, meines seligen Herrn Bruders Kammerdiener ist außer Landes gegangen und verschollen.“

„Es geschieht manches in der Welt, wohinter man nicht kommt,“ entgegnete der Bauer, „was ich gesagt habe, das habe ich gesagt!“

„Es ist meine Absicht gewesen,“ fuhr Herr von Lindow fort, ohne die Einwendung des Mannes zu beachten, „Ihm noch hent mit väterlicher Lindigkeit ein Geständnis abzumütigen, ich möchte Ihn um Einiges gedult sehen, wenn auch nicht um Seiner selbst, so doch um der alten Großmutter willen; morgen dürfte es dazu zu spät sein!“

„Es kann mir niemand Etwas nachweisen!“ behauptete Erich Trentlieb mit verhaltenem Zorn. „Nicht?“, rief Herr von Lindow, „wie kommt es, daß es Ihn nie an Geld fehlt, während es ringsumher im Lande den Leuten an Pfennigen und Groschen gebricht, daß in Seinen Scheuern die Garben bis zum Dach hinauf reichen, während es den Andern an Brot und Saatforn mangelt. Hat Er nicht selbst seine Scheuern neu aufbauen und ein steinernes Thor vor dem Hofe errichten lassen, dessen sich kein Gutsherr zu schämen brauchte? In einer Zeit noch dazu, wo selbst der Reiche nichts übrig hat! Wo nimmt Er das Geld dazu her? Es weiß niemand im Dorf darüber Etwas zu sagen, und die Leute, unter denen die Geschichte mit der Kriegskasse ruchbar geworden, stecken die Köpfe zusammen und deuten mit den Fingern auf Ihn, wenn Er vorübergeht — ich nehme an, daß Ihn dies bekannt ist, Erich Trentlieb?“

Dieser ballte seine Fäuste: „Es soll es mir Einer in's Gesicht sagen“, rief er, „so will ich ihm den Schädel einschlagen!“

„Nun und wovon hat Er diese extraordinären Depenzen bestritten? Wird Er mir hierauf eine Antwort erteilen, oder gedenkt Er mich, Seinen Gutsherrn, wie einen Narren vor Ihm stehen und umsonst fragen zu lassen?“

„Gnädiger Herr, wir sind immer sparsame Leute gewesen und unsere Acker haben gut getragen, dieneil wir hinreichend Vieh hielten, und es an Dünger nie fehlte; wenn der Vater einen harten Thaler beisammen hatte, so that er ihn in einen wollenen Strumpf und die Strümpfe reichen bei uns, wie der gnädige Herr wol wissen, die ganze Länge am Bein hinauf; solche Strümpfe hatte der Vater ihrer etliche in der Truhe, und da ich den Hof antrat, legte ich sie bei Seite, nahm nichts davon ab, sondern that hinzu was ich vermochte. Damals waren die Zeiten gut. Da nun die Not anhub, und die Franzmänner beginnen an uns zu saugen, wie die Pferdeigel, was sie noch heutiges Tages thun, und wofür Gott sie heimsuchen möge, bin ich ausgekommen und behalte noch übrig. Dabei ist keine Hezerei!“

„Auf diese Weise vermag sich ein Jeder heraus zu winden,“ erwiderte Lindow, „hat man doch früher von Eurem Reichthum nichts vernommen!“

„Es ist nicht die Art des Bauern von solchen Dingen viel zu reden,“ gab Erich zur Antwort, „was man an die großen Glocken hängelt, tönet weit herum im Lande, gnädiger Herr; was man vor sich bewahren will, das muß man heimlich halten.“

„Kann Er mir auch darauf eine Antwort erteilen, wie die 3 Schösser, und es sind handlich große Schösser gewesen, kunstreich und fürsichtig angefertigt, dazu die eisernen Beschläge der Kasse, in Seine Düngergrube geraten sind, allwo sie Sein Knecht mit der Mistgabel heraus, und an das Angesicht der lieben Sonne gebracht hat, als ein handgreifliches Zeichen Seiner argen Verschuldung und listigen Bosheit! Oh Erich, es ist weit mit Dir gekommen, und thut mir leid um Dich, als klagte ich um einen abtrünnigen Sohn, oder sonstigen Sproß meines alten Geschlechts. Vermag man den Seinigen nicht mehr zu trauen, wie soll man dem Landeseidn widerstehen, der vor unsren Thoren liegt, und bis in unsre Häuser dringt, wo das Feuer auf dem Heerd brennt. Meine wohl, wir wärn gut beraten, so wir es überstanden, und uns über die Dinge dieser Welt nicht mehr zu bekümmern hätten!“ — Er schwieg einige Augenblicke, als erwarte er noch jetzt eine Aufklärung zu erhalten, aber er wartete vergebens. „So fahre denn hin!“ sagte er, indem er sich abwendete und an den Schreibtisch zurückkehrte, „eine Rechenschaft hierüber wirst Du mir geben an dem jüngsten Tage, wenn wir beide vor Gott stehen! In das Haus kommt Er mir nicht wieder, und wenn wir uns einander im Felde begegnen, wird Er gut thun mir aus dem Wege zu gehn, bevor ich Seiner ansichtig geworden. Dorten ist die Thür, Erich Treulieb! Es haben fortan wir zwei Beide nichts mehr mit einander zu schaffen!“

„Möchten der gnädige Herr,“ erwiderte der Bauer mit einem eigentümlich trocknen Ton, so als ob die Worte Gefahr liefen ihm in der Kehle stecken zu bleiben, mir zuvor erländen Ihm noch ein Mal den Dank auszusprechen für alles was Er an uns gethan; niemalsen wird es vergessen sein; es können wol die Lindow's hinweg gehen von den Treulieb's; davor sind sie die Herren, aber der Treulieb läßt nimmermehr fahren, was er mit seiner Faust gepackt hat. Ich wünsche dem gnädigen Herrn allen Segen, der im Himmel und auf Erden vorhanden ist!“ Seine Stimme bebte ein wenig, aber er schritt kühn auf Herrn von Lindow zu, und obwohl dieser, welcher bereits vor seinem Schreibtisch saß, den Kopf wegwendete, vermochte er dennoch den Handfuß nicht zu verhindern. Mit mächtig dröhnendem

Schritt verließ Erich das Zimmer, und der Schritt tönte markig wieder in der mit Steinen gepflasterten Halle — und die Uhr tickte noch immer — wieder hatte sie sich mühsam durch eine inhaltsvolle Stunde hindurchgearbeitet. —

Ueber dem stattlichen Bauerhofs, der zunächst des großen Sees etwas abseits gelegen, und von Lindenzäumen umgeben ist, flogen die Schwalben, haschten sich ein Würcklein im Fluge, glitten als leichtbeschwingte Segler über die krausen, glitzernden Wellchen des Gewässers, und kehrten dann zu dem Scheurenbach zurück, unter dem sie im kunstreich gemauerten Neste der Ruhe pflegten; das dumpfe Brüllen einer Kuh ertönte aus dem Innern des Stalles, und der Hahn, prahlend in seinem bunten Federschmuck, vereinigte mit schmetterndem Trompetenruf die Schar seiner gehorsamen Hennen; einige Gänse wandelten neugierig dazwischen umher, und aus dem geöffneten Thor der Scheuren drang der kräftige Geruch der erst kürzlich eingefahrenen Wiesenernte; die Linden boten überall reichen Schatten, sie überwölbten die Dächer der aus Felssteinen sehr massiv aufgeführten Hofgebäude, sowie das Wohnhaus selbst, vor welchem eine Bank zur Ruhe einlud; neben und um sie her erstreckte sich auch ein Gärtchen, darinnen die schönste Studentenkresse ihren hochgelben Flor entfaltete, und der Rittersporn suchte dem Bewegen des Windes folgte. Wo die Sonne durchbrach, da schien sie auf einen sauberen Grund, und es war als bereite es ihr selber Vergnügen, mit ihren langen goldnen Fingern bis in die entferntesten Ecken und Winkel zu tasten, um sich an der Tüchtigkeit und Keuschheit, welche auf diesem Hofe an der Tagesordnung waren, zu erfreuen.

Auf der schon erwähnten Bank vor dem Hause saß eine alte Frau in der zu jener Zeit gebräuchlichen, landesüblichen Tracht der Dorfbewohner. Ihre knöchernen Hände waren eifrig mit einem dicken wollenen Strickstrumpf beschäftigt, so daß man in der Schwüle des stillen Sommertages deutlich das Klapper der Nadeln vernahm. Sie erhob zuweilen den Kopf, um auf den Tritt des Knechtes oder der Magd zu lauschen; die entweder auf dem Hofe hantierten, oder auf dem Weg durch den Garten an ihr vorüber gingen. Niemals jedoch schlug sie die welken Augenlieder empor, um einen Blick auf die kleine bäuerliche Welt, welche rings um sie her ausgebreitet lag, zu werfen. Es hätte ihr das auch nichts genützt, denn schon seit Jahren war der Stern ihrer Augen erloschen und erst in jenem zukünftigen Leben, wo es keine Finsternis mehr geben wird, durfte sie hoffen sich des unschätzbaren Kleinods noch einmal zu erfreuen. Dessen ungeachtet lag auf dem runzligen Angesicht ein überaus friedfamer Ausdruck; es war als hätte sich alles Vermögen, alles Regen ihrer Seele nach innen gewendet, um dort in ungetrübter Klarheit sich zu entfalten. „Großmutter!“, redete sie jetzt die Magd an, welche mit einem Bündel Gras auf dem Rücken nach dem gegenüber liegenden Stall eilte, „Ihr horchet ja immer noch nach der Straße zu hin, meint Ihr, es würde der Bauer sofort an den gnädigen Herrn herangelassen und müßte nicht erst ein Stündchen oder zwei in der Halle ausharren, ehe man ihm seinen Bescheid gibt? Es ist einmal der Brauch so auf den Edelhöfen!“

„Nicht bei den Lindens!“, sagte jetzt die Großmutter, und mit einer Art von Stolz fuhr sie fort: „Unser Herr weiß ganz genau, daß der, welcher das Feld bebaut, seine Zeit brauchen thut vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang!“ — „Gut wär's gewesen“, sagte sie dann, schnell zu den wirthschaftlichen

Dingen übergehend, „wenn der Erich noch einmal nach dem Flachs gesehen hätte; ich meine, er hätte genug im Wasser gelegen, und man dürfte ihn schon morgen herauströhen, dieweil die Tage noch warm sind. Aber wenn es nicht sein kann“ — sie neigte geduldig das Haupt und fuhr fort zu stricken. Nach einer Weile stand sie auf, und ging unter den Blumen umher, tastete nach ihnen mit den Fingern, und richtete ihre gesenkten Kronen empor. „Wie sie so gottvergessen dastehen!“ murmelte sie vor sich hin, „als ob es dormalen im Lande kein Wasser gäbe, und man meinet doch, es müßten die Brunnen übergehen und die Bäche aus ihren Ufern treten, so viel Thränen sind gemeinet worden, seitdem der Bonaparte unser Reich zertreten. Ja! eine Geißel in der Hand des allmächtigen Gottes, denn es ist ihm vergönnt gewesen seine Seile straff zu spannen und die Furchen auf unserm Rücken lang zu ziehen!“ Sie ging während dessen mit sicherem Schritt nach dem Brunnen, dessen überflüssiges Gewässer in einen großen steinernen Trog abließ, um den sich Abends das Vieh zur Tränke sammelte. Es stand dort eine Gießkanne, welche sie füllte und damit zu den Blumen zurückkehrte. „So tränk mir auch mein Herze!“ sagte sie, indem sie einen Sprühregen auf das dürre Erdreich hernieder rauschen ließ, „tränke es aus deinem lebendigen Vorn, bin zwar eine welke Blume in deinem Gottesgarten, doch weiß ich, daß Du das Herz ansiehst, und nicht die Gestalt des vergänglichen Leibes. Das Herz aber verlangt nach Dir, alle Stunden, es sei Tag oder Nacht, und sehnet sich nach seiner Heimfahrt! Doch Du wirfst es wohl machen. Man hat ja warten gelernt dieweil man alt geworden ist und in der Finsternis sitzt.“ So völlig war sie in ihre Betrachtungen versenkt, daß sie nun doch, ungeachtet ihres fein ausgebildeten Ohrs den Schritt des Großvaters überhörte, der von der Seite des Sees her sich näherte. Sie vernahm ihn jetzt, setzte das Gerät nieder, und ging ihm bis zu der Bank entgegen. Das volle rote Licht der Abendsonne umspielte die beiden markigen Gestalten, wie sie so sehr sich gleichend, und doch so verschieden von einander, was ihre äußere Erscheinung betraf, sich zusammensetzten. Hier der kräftige Mann und dort die zitternde Greisin, welche schon alle Erlebnisse der beiden schlesischen und des siebenjährigen Krieges hatte vorübertrauschen sehen und in treuem Gedächtnis aufbewahrt hielt, alt und blind geworden im Wechsel der Jahre. Sie lehnte sich jetzt an ihn, und ergriff seine Hand — vergangene Wiber zogen an ihrem Geiste vorüber. Seine Mutter war bald nach seiner Geburt, sein Vater aber erst in späteren Jahren gestorben; was seinen Großvater betraf, so lag er auf dem Schlachtfelde von Torgau, und der Wind hatte seine Asche im Sachsenlande verweht. —

Erich saß schweigend, wie es des bäurischen Mannes Gewohnheit, neben der Großmutter; er rauchte aus einer kleinen weißen Thonpfeife und blickte dabei starr vor sich hin auf den Boden. „Warst Du bei dem Flachs?“ sagte die alte Frau, „er ist wohl brüchig und muß heraus aus dem Wasser.“

„Es verzieht noch einige Tage!“ antwortete er und schwieg daun wieder.

Nach einer Pause hub sie abermals an: „Hat er Dir harte Worte gegeben, daß Du so verdrossen heimkommst?“

„Verdrossen? Ich that ja den Mund nicht auf Großmutter!“

„Eben darum Kind, und Du schmauchst auf eine gewaltjame Art! Das



machte dein Großvater auch so, wenn er zornmüthig war und sich mühte es hinunter zu würgen; doch das schlägt den Menschen in den Magen, und es ist besser wenn Du es mir erzählst, ehe wir das Nachessen beginnen. Hat der Hansen Dir ein finstres Gesicht gemacht, so bedenke daß er es nicht besser weiß."

"Ich meine es ist eine harte Sache," erwiderte er gelassen, „und sie können es soweit treiben, daß sie mich vor Gericht bringen; morgen schon kommen die Herren aus Stargardt gefahren, und da werde ich einen harten Stand haben!“ Ueber ihr altes Gesicht flog wie ein dunkler Schatten der Ausdruck herzinniger Betrübniß; „wir können es ihm doch nicht anthun,“ sagte sie endlich, „deun weißt Du Erich, er hält es nimmermehr aus; alles was möglich ist! Aber was zu viel ist, ist zu viel! Thun es ihm heute kund und zu wissen, und er wird hier vor Dir niederstürzen wie ein gefällter Baum, und sein stolzes Angesicht nimmermehr vor einem Menschen sehen lassen! als ob man das nicht konnte, was man an seiner Brust gefügt und mehr denn ein Jahr auf seinen Armen getragen hat. Du kannst einem Lindow viel bieten, aber nicht das, mein Sohn, nicht das!“

„Nun denn Großmutter,“ hub der Bauer in gelassenem Ton wieder an, „so muß man sich da mitten durchbeißen, und das wird meiner Seel kein besondres Pläsir für mich abgeben — aber fragest Du auch nach unser einem noch, wenn Dein Hansen dabei im Spiel ist?“

„Er ist zugleich mein Herr und mein Sohn!“ gab sie mit einem Anflug mütterlichen Stolzes zur Antwort, von beiden etwas. Da ihn die gnädige Frau zur Welt gebracht hatte, ließ sie mich rufen und sagte zu mir: Anneliese, das ist mein erstgebornner Sohn, nimm ihn hin und mache etwas Rechtes daraus — und so er mit 9 Monaten durch die Halle zu gehen vermag, ohne sich einmal nieder zu setzen, will ich glauben, daß Du eine tüchtige Frau bist. Meinst Du, er hätte es nicht vermocht? Wie ein Hirsch schritt er dahin, da wir es an ihm erproben, und kam zuletzt in's Laufen, jedoch nicht auf die Gnädige zu, die an der Thür der Halle stand und es abpassen wollte — sondern zu mir, und krächte dabei vor Lust wie ein junger Hahn — und nun sollte ich ihm so etwas anthun, und sein graues Haar mit Herzeleid in die Grube bringen?“

„Und Du denkst der Bauer sei dazu auf der Welt, um auf seinem breiten Rücken die Schande zu tragen, wie man einen Sack mit Hafer heimschleppt!“

„Halte Du aus in Geduld und Treue!“ erwiderte sie mit Nachdruck, „Du hast nach den Leuten nichts zu fragen, Du siehst da auf Deinen eignen Füßen. Man mag sich wohl eine Zeit lang in den Staub büden, und seine Hand auf den Mund legen, solches thut dem Christen keinen Schaden!“

„Sie reden obnehin gern über uns“, warf er ein, „biweil sie uns die Frommen heißen und wo sie unser einem was anhängen können, da thun sie es — und es ist doch immer eine Schande wenn sie einen vor einen Menschen ansehen, der dem gnädigen Herrn sein Wort nicht gehalten und dem König sein gutes Geld an sich genommen haben soll!“

„Auch unser Herr Christus trug seine Dornenkrone!“ sagte sie feierlich, „und ich will Dir einen gedoppelten Segen mitgeben wenn ich einmal die Augen zumache, so Du es Dir lässest gefallen, und den Sturm dahinsfahren über Dein Haupt, ohne Dich zu verantworten.“

„Dann wird es also soweit mit mir kommen, daß ich werde hinter Schloß und Riegel sitzen und den Thurnsalken nachschauen, wie sie in der freien Luft dahinjagen. Wundert Euch nicht, Großmutter, wenn es also geschieht, denn ich habe es Euch zuvor gesagt.“

„Es muß abgewartet werden!“ entschied sie ernsthaft, „und wenn das Schlimmste geschieht muß er selbst eine Fürsprache einlegen für Dich — meinst Du, er könne mir etwas abschlagen, wenn ich ihn darum angehe? Halte aus, mein Kind, halte aus, und es wird sich alles zum Besten wenden.“

„Dann meinethwegen! entgegnete er kurz, stand auf und machte sich auf dem Hofe zu schaffen. Sie blieb noch eine Weile sitzen und hielt die sonst so tührigen Hände im Schooß gefaltet.“

Vom Thurm der kleinen Dorfkirche, die in der Nähe des Schlosses lag, umgeben von zahlreichen alten und neuen Grabhügeln, ertönte die Abendglocke, in dem kurzen Grase des bäurischen Gartens machte sich das Zirpen der Grillen deutlich vernehmbar, eine Schaasheerde kam langsam die Straße hinauf, dem voranschreitenden Hirten folgend und sich dabei in eine Staubwolke hüllend; der Hund, welcher daneben einherflich, hatte die Ohren gesenkt und die Zunge hing ihm lang und rot aus dem Maule, denn er lehnte nach Labung; dann wieder kam barfuß und in leinenen Kitteln ein Haufe Kinder gelaufen, die sich an des Tages sommerlicher Lust noch nicht völlig gesättigt hatten, da sie mit Geschrei einer unstät dahinschießenden Fledermaus nachjagten; es folgten ihnen langsam die Arbeiter, welche sich auf dem Felde abgemüht hatten und begierig dauach waren, in der eignen Hütte rasten zu dürfen, denn es bestand das Dorf meistens aus den Wohnungen der Büdner oder Tagelöhner, und an seinem Anfang und Ende nur befanden sich, wie schon gesagt, mehrere Bauerhöfe, von denen der Treulieb'sche sich etwas vereinsamt nach der Richtung des Sees hin erstreckte. Der sanfte Glanz der Abendröthe erfüllte die Welt mit rofiger Dämmerung; allgemach zog auch der Mond herauf, und badete die stille Landschaft in feinen silberweißen Strahlen. Es ward spät. Nach und nach erlosch ein Licht nach dem andern, auch die Fenster des Schlosses verbunkelten sich allmählich; Kostin selbst, sowie die noch unbebaute Hügelkette an welche es sich lehnte, bildeten nichts als nur eine formlose dunkle Masse, über welche hoch oben der Mond mit so heiterem Angesicht dahinschwamm, als ob ihn die Dinge dieser Welt nicht zu berühren vermöchten. —

Wie es der Lauf der Natur mit sich bringt, ward das kleinere Gestirn, welches die Nacht regiert, am nächsten Morgen zu seiner Zeit durch den strahlenden Feuerball der Sonne abgelöst; der Tag war schön, und an dem großen Rosenstrauch, welcher seit der Zeit seiner Entstehung sich an den grauen Wänden des Schlosses hinauf gerant, öffneten sich immer neue Knospen. Es war aber das Gebäude von mehr als vierzehn Fenstern Front mit stolzer wenn auch einfacher Stättlichkeit erbaut, und die Façade verlängerte sich zu beiden Seiten durch zwei Flügel; vor dem Portal eine ansehnliche Rampe, deren etwas plummes, eisernes Geländer mit Candelabern geschmückt war; linker Hand die schon erwähnte Kirche; rechts ein eisernes Thor, welches den Eingang zu dem wohlgepflegten und mit eben so viel Kunst als Geschmack angelegten Park bildete; in einem sehr langen und etwas schmalen Viereck erstreckte sich der Hof, dessen aus rohem Feldstein standfest genug

gebauten Scheuern und Ställe von dem Reichthum der Besitzer zeugten; in der Mitte erhob sich ein runder, mit einer kupfernen Kuppel gebedter Taubenschlag, und zu dem ländlichen Charakter des Bildes, in welchem sich das Ganze harmonisch zusammenfügte, gehörten an lichtblauen Sommertagen jene weißen, oder in allen Farben des Regenbogens schillernden Schwärme, die sich in malerischem Fluge bald hoben und bald senkten, immer aber das strahlende Gewölbe des Himmels belebten, und bei dem Beschauer das Gefühl eines befriedigten Daseins hervorriefen. Aus dem Portal trat soeben Herr von Lindow in Begleitung des Auditeurs und des Gutsinspectors; ein Unteroffizier welcher als Schreiber diente, folgte in angemessener Entfernung; alle drei waren in lebhaftem Gespräch begriffen. Als sie die Dorfstraße entlang schritten, öffneten sich hinter ihnen die Thüren der Häuser, und mehr wie ein Fenster ward hastig aufgerissen; an der Schmiede kamen sie vorüber, und auch hier hielt der Schmied, welcher mit aufgestreiften Hemdsärmeln vor dem Ambos stand, mit Hämmern inne, ließ die rußigen Arme sinken, und schaute den Vorübergehenden nach; der Fischer, der ihnen, ein Bündel Neße auf dem Rücken tragend, weiterhin begegnete, weudete den Kopf nach ihnen, und auch der Müller, seinen mit zwei schweren Säcken beladenen Esel vor sich hertreibend, zögerte neben der hohen Hecke von schottischem Dorn, und tauschte mit einem ihm zur Seite gehenden Insassen des Dorfes einen Blick des Einverständnisses aus; danach sammelten sie sich alle vier um den Eingang der Schmiede, und der goldene Funkenregen, welcher bis dahin ihrem dunklen Schlot entströmen war, verzöchte in der warmen Luft.

„Das ist einer von der großen Untersuchungscommission,“ sagte der Schmied, „der will einmal den Sachen auf den Grund kommen; es hat sich Manches zugegetragen im Lande, und Mancher hat gemeint, das Gras wüchse darüber, und krächte kein Hahn mehr darum, aber doch bringt's die Sonne an den Tag.“

„Ist es denn des Königs Wille, daß man allenthalben Rechenschaft fordert, und im Geheimen nachspüret, wo etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist?“

„Ja wohl! Es ist also sein Wille,“ erwiderte der Müller, „und die Majestät weiß was sie will, wenn sie die Schuldigen vor Gericht fordert; es müssen heut zu Tage auch die hohen Herren ihre Verantwortung geben. Meint Ihr, der Bonaparte hätte uns zertreten wie ein Gewürm? Nein sage ich, der Geist ist lebendig — hat er uns seinen Fuß in das Genid gesetzt und mehr als die Hälfte von Land und Leuten von uns gerissen, das was übrig geblieben ist doch kein Schund und trachtet vorerst danach, in allen Stücken die Ordnung wieder herzustellen.“

„Ja!“, hub der Fischer an, „wir sind Brandenburger und lassen uns so leicht nicht unterkriegen! Es kann der Thron einstürzen, aber der Grund auf welchem er gebaut ward, wanket nicht, und es mögen so viel Franzosen im Lande sein, als Ungeziefer über einen polnischen Pelz laufet; das alte Erbland bleibt fest — und es ist mir recht, wenn man endlich erfährt, wie es mit der Kriegskasse zugegangen; sollten die Leute dabei bleiben, daß Kosiin sie hätte?“

„Ja“, nahm jetzt der Vierte das Wort, „uns werden sie noch das letzte Stüd Vieh aus dem Stall treiben, und den letzten Wagen mit Roggen mit sich

nehmen, so wir die Contribution nicht aufzubringen vermögen, keiner von ihnen fragt danach, ob wir das Saatkorn übrig behalten zum nächsten Jahr, oder nicht — da seht Ihr zu, heißt es aller Orten, und ein harter Thaler ist eine Karität geworden. Wir sind wie die leeren Schläuche, wie die ausgemolkene Kuh, welche keine Haut voll Heu mehr in der Krippe hat; der Treulieb allein heißt sich durch. Nun frage ich, was ist aus der Kriegskasse geworden?“

„Davor ist nun der Herr vom Militärgericht da; sie ist im Kriege abhanden gekommen, darum forschen sie nun danach; und ich meine sie verstehen es besser, als die in Soldin, welche schreiben, schreiben und schreiben, und lassen sich dabei eine Nase drehen. Diese greifen es anders an, gehen der Sache gerade auf den Leib und meinen wo die Kriegskasse hineingetragen, ist sie auch wieder hinausgetragen!“

„Oder aber sie steckt noch drinnen!“ rief der Schmied, indem er an den Ambos zurücktrat und mit den riesenhaften Armen seinen Hammer erhob. Der Müller aber schüttelte bedächtig den Kopf und sagte indem er sein Lastthier zu einer schnelleren Gangart antrieb:

„Es wird der gnädige Herr nimmermehr zulassen, daß seiner Anneliese ein Herzleid zustoßt; davor ist sie seine Amme gewesen.“

„Er hat auch nicht mehr alle Macht vor sich,“ erwiderte der Bauer, „es dauert vielleicht noch eine kurze Zeit, und die ganze Hörigkeit hat ein Ende.“

„Bänste und Zmungen sollen ja auch zum längsten gebauert haben“ fiel der Müller ein, „es wird alles neu in der Welt. Aber was werden die Lehrjungen den Mund anreißen und den Gesellen wird man keinen Zaum mehr anzulegen vermögen.“ — Die Worte verhallten, indem sie weiter schritten.

Die Herren hatten unterdessen das Ziel ihrer Wanderung erreicht, sie fanden Großmutter und Enkel in der Wohnstube, deren Diele mit Sand bestreut war; ein mächtiger Kachelofen, von drei Seiten mit einer Bank umgeben, füllte den hinteren Raum aus, ihm zunächst stand der Esstisch, und an den Wänden ein schwerer Schrank von ansehnlichem Umfang und einige weit ausgebuchete Kommoden, deren messingne Beschläge im Strahl der Sonne funkelten; es war auch eine Wanduhr vorhanden, deren lautes Tictack man bis in den Hof hinein vernahm. Großmutter und Enkel saßen neben einander auf der Ofenbank; letzterer erhob sich, als die Herren eintraten, die alte Frau blieb sitzen. Der Unteroffizier breitete seine Schreibgeräte auf dem Tische aus, und rückte sowohl für sich als die drei Herren Stühle heran. Erich Treulieb stand da, ließ seine Arme schlaff hernieder hängen, und wartete der Dinge die da kommen sollten.

„Im Namen Seiner Majestät des Königs“, hob der Auditor an, „richte ich an Ihu — Er ist doch Erich Treulieb?“ — unterbrach er sich, worauf dieser gelassen erwiderte:

„Ich meine man heißt mich so.“

„Und die alte Frau dort?“

„Ich bin die Anneliese!“, fiel diese ein, indem sie aufstand, „dem gnädigen Herrn keine Amme gewesen, das weiß hier im Dorf jedes Kind!“ Und mit stolzer Würde nahm sie ihren Platz wieder ein. Herr von Lindow sah sehr kummervoll aus.

„Nun denn,“ fuhr der Auditeur fort, „ich ermahne Ihn, Erich Treulich, uns die volle Wahrheit zu sagen; vor allen Dingen gebe Er Bescheid auf das was ich frage: Ist Ihm im Herbst 1806 eine Kriegskasse zur sorgfältigen Aufbewahrung übergeben?“

„Ja!“, erwiderte Erich, der Ton seiner Stimme erklang voll und markig, wie aus der Tiefe der Brust geschöpft.

„Sie war Ihm übergeben von dem Herrn Obristwachtmeister Joachim von Lindow, Wartenberg'schen Regiments, des ist der gnädige Herr von Lindow Zeuge.“

„Es ist so“, gab Erich zur Antwort.

„Was ist aus selbiger geworden?“

„Gnädige Herrn“, mischte sich jetzt die alte Frau darein, „er war ja gar nicht zu Hause, er hatte eine Fuhrer zu leisten nach Cüstrin.“

„Ich bitte Dich, Anneliese Schweig!“ unterbrach sie Herr von Lindow, „er ist alt genug, laß ihn allein für sich reden.“

„Wenn der König hier in der Stube vor mir stände, vermöchte ich ihm keine andre Antwort zu erteilen, als: sie ist mir gestohlen“, sagte der Bauer.

„Wie hat es sich zugetragen?“, forschte der Auditeur.

„Ich kam heim von Cüstrin, es war im Frühjahr danach, und da ich das Bret aufhob, dahinter sie verborgen gewesen, war sie nicht mehr vorhanden; es ist aber die Großmutter an jenem Tage bei einer Frau im Dorf lange zum Besuch gewesen, dieweil diese sehr krank gelegen, und ihr Mann war tot, der konnte ihr nicht helfen, da ist sie bis spät in die Nacht an ihrem Bette geessen; dazumal müssen sie sie genommen haben, denn die Großmutter ist es gar nicht gewahr geworden, sie kann ja nichts sehen, und es ist ihr auch nicht eingefallen.“

„Wo stand die Kasse?“ sagte der Auditeur, indem er sich erhob, die übrigen Herren folgten seinem Beispiel; Erich führte sie in die anstoßende Kammer, es stand dort ein schweres Himmelbett, welches er ein wenig bei Seite rückte, so daß eine in die breite Mauer eingelassene Vertiefung sichtbar ward.

„Ich hatte ein Bret darüber gelegt, und der Vorhang vom Bett bedeckte sie auch; als ich danach sah, war sie fort.“

Der Auditeur tauschte mit Herrn von Lindow einen Blick.

„Das Fenster ist sehr schmal und hebt sich in ziemlicher Entfernung von dem Fußboden; schwerlich dürfte sich eine Kriegskasse dahindurch drücken lassen, man hat sie also geradewegs durch die Thür von dannen getragen — nicht?“ und sein Auge ruhte durchbohrend auf dem jungen Mann.

„Kann sein,“ erwiderte dieser, indem er die seinen niederschlug, eine leichte Röthe machte sich auf seiner wettergebräunten Wange bemerklich.

„Wie sind die Schlösser und die eisernen Beschläge der Kasse in Seine Düngrergrube gekommen?“

„Ich meine, daß der Dieb sie hineingeworfen.“

„Hat Er einen Verdacht auf Jemand, rede Er frei heraus, es soll Ihm kein Leid daraus erwachsen.“ — Erich schwieg.

„Ich muß darauf bestehen, in diesem Punkt eine Antwort zu bekommen.“

„Es ist eine harte Sache Jemanden an seine Ehre zu greifen.“

„Was daraus entsteht, das hat Er nicht zu verantworten. Er ist es sich

selbst schuldig, wenn Er auf Jemand einen Verdacht hat, daß Er uns ihn angiebt.“ — Erich blickte nach seinem Herrn hin; das strenge, aber edle Profil desselben hob sich klar ab, gegen die dunklen Wände des alten Gelasses, über dem ergraute Haar funkelte der Strahl der Sonne, es war fast anzusehen, als wöbe sich ein Krönlein daraus zusammen, wenigstens dachte es der Treulich als er sprach: „Ich weiß von keinem.“ Und dabei blieb er.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Schicksalstragödie.

Von Otto Kraus.

Dem deutschen Volke wurde mit den Schicksalstragödien der Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer in glänzendem, strahlendem Krystalle Gift geboten. Das Gegengift lieferten der Graf Platen und Castelli. Schon der Titel ihrer Parodien reizt zum Lachen: „Die verhängnißvolle Gabel“, „Der Schicksalskrumpf“. Die Geschichte der literarischen Krankheit eines ganzen Zeitalters zu verfolgen ist nicht ohne Interesse und darum nutzbringend und förderlich, weil man von der Betrachtung der mißratenen, in Zeichnung und Farbe total mißlungenen Bilder und ihrer Caricaturen mit doppelter Freude nach den unvergänglichen Meisterwerken greift.

Den Anstoß zu den Schicksalstragödien gab bekanntlich Zacharias Werner mit seinem „vierundzwanzigsten Februar“. Werner war ein Königsberger Professorensohn, der schon als Student das Leben eines canonicus irregularis führte. Er hat sich dreimal verheiratet und jedesmal von seiner Frau getrennt. Am 24. Februar 1804 starb seine gemüthskranke Mutter und an demselben Tage ein ihm sehr nahe stehender Freund. „Lenk den 24. Februar 1804“ ist das gerichtliche Mandat datirt, welches in „Vierundzwanzigsten Februar“ von so großer Bedeutung ist. Das elterliche Vermögen gab ihm die Mittel, um von 1805 an in Berlin sich der wildesten Genußsucht zu ergeben und seiner Reiselust zu genügen. Zw. Jahre 1808 hielt er sich längere Zeit bei Madame de Staël und A. W. Schlegel auf. An den Ufern des Genesersees ist sein „Schredgebieth“ entstanden. 1809 begab sich Werner nach Rom, woselbst er am 19. April 1811 zur katholischen Kirche übertrat. 1814 empfing er die Priesterweihe\*) und im folgenden Jahre ließ er bei Brockhaus in Leipzig seine Schicksalstragödie erscheinen. Werner nannte das ein Sichtrennen und Sichlosfagen von einem Gebichte, das seiner Meinung nach das „eiserne Schicksal“ der Heiden zum Inhalt hatte, während doch „der Höllen Eisenthor“ von Christus erschlossen ist. In völliger Verwirrung über diesen Gegensatz gesteht er, daß ihn „dieß Lieb“ nie gereut habe, denn die alte Kunde vom Fluch ist uns ein Märlein geworden, ein Christenkind kann Fluch und Sünde mit einer Thräne tilgen und Ströme solcher Thränen möchte er mit

\*) Trotz den drei Ehen! Für Clemens Brentano waren zwei Ehen der Grund, wechshalb er nicht Priester werden durfte.

seinem vierundzwanzigsten Februar hervorrufen!! Die Ungläubigen aber, welche abergläubisch ein Fatum fürchten, mögen „zu Jesu Wunden“ eilen ehe es zu spät ist. Auf das „Lied“ vom heidnischen alten Fluche wird bald „das im frommen christlichen Glauben blüh'nde Lied vom Segen“ folgen. Es ist räthelhaft wie ein römischer Priester, der zur Zeit des Wiener Congresses mit großem Beifall von der Herrlichkeit der Kirche und des Glaubens predigte, sich nicht dazu entschließen konnte, ein verfehltes Gedicht den Flammen zu übergeben. In welchem Maße die Tragödie Werners aber verfehlt zu nennen ist, mag aus nachfolgender Inhaltsangabe ersichtlich werden.

Hoch auf dem zwischen Randersteg und Lent gelegenen Pässe der Gemmi haust in der einsamen Schenke zu Schwarrbach der bankrotte Bauer Kunz Kuruth mit Trude seiner Frau. Das Amenblement des Mannes ist nach und nach im Wege gerichtlicher Execution verschwunden, aber an der Wand der großen Stube, welche eine Kammer abscheidet, hängen eine Sense und ein großes Messer. Es ist Nacht, die Wanduhr schlägt elf Uhr, der Föhn saust um das Haus, die Eule klammert sich an's Fenster und kreischt: komm mit! — Trude ist allein zu Hause; als ihr Mann nach Hause kommt, bringt er das bereits erwähnte gerichtliche Mandat mit, wonach bis zum folgenden Tag, am 25. Februar, Morgens 8 Uhr eine Wechselschuld von 300 Gulden Berner Währung bei Weidung sofortiger Expulsion von Haus und Hof gezahlt werden muß. Die Frau rät zum Diebstahl bei einem reichen Bauer, späterer Ersatz vorbehalten. Der Mann erklärt, daß er als gewesener eidgenössischer Soldat nicht stehlen könne; er kann den Rat seiner Frau, die doch die Tochter eines Berner Pfarrers ist, nicht begreifen. Ebenso wenig will er betteln gehen. Der selbstgewählte Tod im Daubensee ist sein einziger Trost. Davor entsetzt sich Trude, sie greift zum rechten Troste, nach der Bibel, wie sie die aber ausschlägt, fällt ein beschriebenes Blatt heraus, auf dem zu lesen ist, daß am 24. Februar 1776 um 12 Uhr Nachts, also genau vor 28 Jahren der alte Vater Christoph Kuruth gestorben ist. „Heut ist sein Sterbetag! — Nun ist mir alles klar!“ ruft der Sohn mit dem Blick auf die gerichtliche Urkunde. Hatte er doch schon auf dem Heimwege den Vater vor sich her schweben und eine Dohle sich an seine Laterne klammern sehen.

Zum Hauje Kunz Kuruths kommt nach langer, langer Abwesenheit der Sohn Kurt Kuruth zurück. Die Namen klingen wie Uhuruf im nächstlichen Wald. Der Sohn gibt sich den Eltern nicht zu erkennen, er will sie erst prüfen, ob sie den Fluch zurückgenommen. Als siebenjähriger Knabe hat Kurt die Mutter ein Huhn schlachten sehen, im Spiel schnitt er dem zweijährigen Schwesterchen, das sein Huhn war, den Hals ab; es war — selbstverständlich können wir einfügen — am 24. Februar. Der Vater hat den Sohn verflucht, dieser ist erst einem Oheim anvertraut worden, hielt es aber bei diesem nur bis zum 14. Jahre aus. Am 24. Februar, sieben Jahre nach dem jammervollen Tode der kleinen Schwester, ist er davongelaufen. In's elterliche Haus zurückgekehrt, kann der unerkannte Sohn nur Obdach finden. Speise und Trank können ihm die hungernden Eltern nicht bieten, nicht einmal einen warmen Ofen. Als sie mit dem Fremden zu essen anfangen, fehlt diesem ein Messer. Die Mutter reicht ihm von der Wand das große Messer, an dem sich zur lauten Verwunderung Kurts noch immer

ein Blutfleck findet! Nachdem der Hunger gestillt ist, erzählt der Vater, wie sein Vater die Trude gehaßt und gelästert und wie er — der Sohn — pfeifend und singend und die Senfe schärfend die Nussel zu des Vaters Schimpfen gemacht habe, wie aber die Frauenehre Trudens angegriffen worden sei, habe er das Messer nach dem Vater geworfen. Das Messer traf zwar den Alten nicht, aber ein Schlagfluß machte im jähen Schrecken seinem Leben schnell ein Ende. Als Kurt geboren wurde, sah man auf seinem linken Arm eine blutigrote Senfe. Das Schicksal hat den Armen also schon vor seiner Geburt mit einem Rainszeichen versehen. Im Hause des Oheims hatte er nirgends Ruh, die Senfe am Arm war daran Schuld. —

Zu den Mittheilungen aus der Vergangenheit fügt Kunz Kuruth die Nachricht, daß er bis zum anderen Morgen Geld haben wüßte. Nun, sollte man meinen, wird der Sohn die Qual der Eltern und die eigene Qual schnell zu Ende bringen, hat er doch ausdrücklich vom Vater gehört, daß er den auf den Sohn gelegten Fluch zurückgenommen habe, aber das Schicksal will, daß er die Eltern noch weiter prüfen soll. — Man fragt sich billig warum? Allein auf diese Frage gibt das Schicksal nie eine Antwort. — Der Fremde begibt sich nun in der Kammer zur Ruhe, er will am anderen Morgen das Geld borgen und da Kunz Kuruth um 8 Uhr den Wechsel einlösen muß, so will der Gast um 7 Uhr geweckt sein. Das Schicksal scheint ein Einsehen zu haben. Kommt doch auch Truden der Gedanke, daß der Fremde der todtgelaubte Sohn sein könne. Als dieser seine Kleider an die Wand der Kammer hängt, biegt sich der Nagel und alles fällt herunter, Kurt schlägt den Nagel gerade, durch die Erschütterung jedoch fällt das in der großen Stube an derselben Wand hängende Messer herunter. Kunz Kuruth, der sich inzwischen mit dem Bedanken vertraut gemacht hat, dem Fremden sein Geld zu stehlen, hebt das Messer auf, es schlägt zwölf Uhr, er öffnet die Kammerthür, er betet, er streckt wie zum Beten seine Arme in die Höhe, er flüstert Truden zu: „Hilf mir beten! Hilf mir!“ aber schon in der nächsten Minute schreit er über dem schlafenden Kurt: „Herenbild, dein Gold ist mein!“ und als dieser erwacht, stößt ihm der Vater das Messer zweimal in die Brust. Damit ist der Schicksalsmoment eingetreten, nun erklärt der in den letzten Zügen liegende Kurt, daß er der Sohn sei und tritt mit seinem Reisepaß sofort den Beweis durch Urkunden an. Trude streift überdies den linken Hemdsärmel des Ermordeten zurück und erblickt die Senfe am Arm. Zuletzt sagt der Sohn zu den Eltern: „Vergeben hat euch — der Vater! — Ihr — seid fluchentsühnt —!“ Er selbst vergibt dem Vater und verheißt ihm Gottes Vergebung. „Wohlauf — in Gottes Namen! — ruft Kunz Kuruth.

„Ich büße gern das, was ich schwer verdient! —

Ich geh zum Blutgericht und geb die Mordthat an! —

Wenn ich durch's Henkerbeil bin abgethan,

Dann mag Gott richten — ihm ist alles offenbar! —

Das war ein vierundzwanzigster Februar! —

Ein Tag ist's! Gottes Gnad ist ewig! Amen!“

Damit ist die Schicksalstragödie programmäßig verlaufen: jeder Fluch ist die Quelle unjünglichen, unvermeidlichen Jammers. Das Reich der Gnade liegt erst



jenen des Todes. Weitere Bemerkungen sind überflüssig. Wir wiederholen nur: es ist räthelhaft, wie ein römischer Priester eine solche, in der Zeit des eigenen Unglaubens entstandene Tragödie vier Jahre nach seiner Bekehrung mit einem „Prolog an deutsche Söhne und Töchter“ veröffentlichen konnte. Wir haben jetzt ein pathologisches Interesse an der Sache; wenn aber die Dichter aus solchem Interesse all ihre Verkehrtheiten publicieren wollten, wo kämen wir hin?

Werners „Vierundzwanzigster Februar“ rief eine allgemeine Begier nach literarischem Gruseln hervor. In dieser geistigen Epidemie erkrankten der Reihe nach eine ganze Anzahl von Dichtern. Das erste Opfer war Adolph Müllner aus Langendorf bei Weisensfels, der anfänglich Advocat, später Redacteur des Literaturblattes zum Morgenblatte wurde und in dieser Stellung sich durch eine schonungslose, beißende Kritik auszeichnete. Ein Zeitgenosse J. Werners lieferte er zunächst einen „Neunundzwanzigsten Februar“. Vielleicht wollte er damit sein Vorbild übertrumpfen, denn der nur in den Schaltjahren vorkommende 29. Februar eignet sich ohne Zweifel ganz besonders für die Launen und den Eigensinn des Schicksals. Berühmter ist „die Schuld“ geworden, welche in der Idee vollständig auf dem Boden Werners ruht, während der Trochäus und die Pracht einer bilderreichen Sprache aus dem „Spanischen Theater“ A. W. Schlegels erwachsen ist. Wie um sich zu rächen für den Mißbrauch der klangvollen spanischen Maße schrieb Schlegel auf Müllners „Schuld“ als Motto: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld.“ Noch heute übt die unleugbare Musik der Sprache, die glänzende Diction einen gewissen Zauber auf den Leser aus und es gehört einige Nüchternheit dazu, um durch die vier Acte der Tragödie den Faden der Schuld, welcher sich aus Spanien bis nach Scandinavien hinzieht, nicht zu verlieren.

Wie in Werners vierundzwanzigsten Februar erblicken wir in der ersten Scene der „Schuld“ eine Schlaguhr an der Wand. Elvire, welche in zweiter Ehe mit dem Grafen Hugo von Derindur lebt, ergötzt sich am Harfenspiel. Da springt plötzlich eine Saite und obgleich sie sich sagt, daß dies nichts besonderes ist, kommt sie doch auf den Gedanken, daß damit der Fall eines Menschen angezeigt werden könne. Der Gräfin Jerta von Derindur, ihrer Schwägerin, teilt sie diesen Gedanken mit, erhält aber die Belehrung, daß das Schicksal in Spanien, der Heimat Elvirens, vielleicht durch Harfenklänge redet, daß aber in Scandinavien andere Mittel wie Windesbrausen, Falkenächzen, Uhuschreien und dergleichen dem Schicksalsmunde dienen. Elvire kann gleichwohl von einer bangen Ahnung nicht frei werden. Die nächste Sorge hat sie um den auf der Jagd abwesenden Gatten. Dieser kehrt indessen unerlezt, wenn schon zu ungewöhnlich später Stunde von der Saujagd heim. Gedankenvoll läßt sich Graf Derindur mit seiner Schwester Jerta in ein anfänglich räthelhaftes, dann immer klarer werdendes Gespräch über seine Vergangenheit ein. Er ist in Scandinavien nur erzogen, in Spanien aber geboren, Jertas Mutter hatte in Spanien einem Sohne das Leben gegeben, der bald nach der Geburt starb, als Ersatz wird dem abwesenden Gatten der gleichaltrige Sohn einer spanischen Freundin gegeben, die sich, um dem Schicksal zu entgehen, dieses ihres Kindes entschuldiger Weise entäußert hat. Der verschenkte Knabe ist der Graf Hugo von Derindur, welcher folglich Jertas Bruder nicht sein kann.

Der erste Gatte Elvirens war Don Carlos, einst der beste Freund Hugos. Des Verstorbenen Todestag ist der Tag dieser Enthüllungen. Die Erinnerung an diesen Tag wird um so quälender als Don Valeros unerwartet von Spanien eintrifft, um zu verkündigen, daß er nach dem ihm unbekanntem Mörder seines Sohnes suche. Die Mitteilungen über sein trauriges Geschick führen ebenfalls zu Enthüllungen. Laura, seine Gattin, war einst mit ihrem erstgeborenen Knaben einer Zigeunerin begegnet und weil sie dieser ein Almosen verweigert hatte, war ihr die Prophezeiung geworden, daß der erwartete zweite Knabe seinen älteren Bruder dereinst töten werde. Um die Erfüllung dieser Prophezeiung zu vereiteln, verschenkte sie den zweiten Sohn an eine deutsche Gräfin und log dem abwesenden Vater vor, das Kind sei gestorben. Nun sieht Hugo ein, daß er Carlos, seinen Bruder, um dessen Gattin zu gewinnen, ermordet hat. Elvire sagt ihm, daß er „in der wahren Kirche Schoß“ Absolution erhalten könne, Hugo aber, der ganz in der Sorte von Protestantismus erzogen ist, welcher der Dichter Müllner zugethan war, erklärt:

Ich bin Christ und Mensch! und hier  
fühl ich's tief: es wäscht ein Wort  
mich nicht rein vom Brudermord.

Sein Sühnmittel soll das Henterbeil sein. — Mit Beginn des vierten Aufzuges schlägt die Uhr eisk! Jerta fragt den Grafen Hugo, wie er zu dem unbegreiflichen Mord gekommen sei. Die Antwort lautet — und damit ist die eigentliche sedes doctrinae gegeben —

— Der Mensch thut nichts. Es waltet  
über ihm verborgner Nat,  
und er muß, wie dieser schaltet.  
Thun? Das nennst du eine That?  
O, ich bitt dich, laß das ruhn!  
Alles, alles hängt zuletzt  
am Real, den meine Mutter  
einer Bettlerin verweigert.

und dazu gehört dann noch die spätere Stelle:

Ich bin böß nicht von Natur,  
wahrlich nicht! allein das Schicksal  
führt auf böse Wege mich,  
wo Gefahr ist.

Jerta meint, Hugo könne durch tapf're Thaten im Kampf fürs Vaterland den Blutsleden des Brudermords austilgen, Don Valeros will eht spanisch mit dem eignen Sohne sich duellieren, da dieser sich weigert, verweist er ihn wiederholt auf die kirchliche Sühnung, Elvire gedenkt der vor wenigen Stunden gesprungenen Saite und sie beschließt mit ihrem Gatten durch Selbstmord in das Reich des Friedens und zu „Gottes Huld“ einzugehen. Beide beten, Elvire „ohne Lippenbewegung mit heißer Andacht“, Hugo „mit Seelenruhe!“ Dann stoßen sie sich den Dolch in die Brust. Sterbend sieht Hugo, wie der ermordete Bruder dem Ehrub das Radeschwert nimmt. Die Frage nach dem Warum beantwortet Jerta zuletzt „groß und ruhig“:

Fragest du nach der Ursach, wenn  
Sterne auf- und untergehen?  
Was geschieht, ist hier nur klar;  
das Warum wird offenbar,  
wenn die Toten auferstehen!

Der nächste hervorragende Dichter einer Schicksalstragödie war Franz Grillparzer. In seinem 26. Jahre trat er mit der „Ahnfrau“ hervor. Wie die in so manchem Betracht verfehlten „Räuber“ einen Fingerzeig auf den großen Dramatiker Schiller enthalten, so enthielt auch die im Dienste des Schicksals stehende Ahnfrau den Hinweis auf die großen Leistungen Grillparzers in der dramatischen Poesie. Die im Jahre 1816 gedichtete Ahnfrau hatte einen zeitgemäßen, beispiellosen Erfolg. Noch jetzt übt das Stück in Wien eine nicht unbedeutende Anziehungskraft aus. Der Dichter hat sich, was die Schicksalsidee anlangt, allerdings schon in der ersten Auflage seines Trauerspiels verwahrt „gegen den abgeschmackten Irrglauben“, den man ihm hat andichten wollen. Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen entschülnen zu lassen, und in der Verfertigung von Schuld und unglücklichen Ereignissen, welche den Inhalt seines Trauerspiels ausmacht, ein neues System des Fatalismus darzustellen“. Grillparzer bezieht sich insbesondere auf die Andacht zum Kreuz und das Fegfeuer des heiligen Patric von Calberon, „dem angeblich christlichen Dichter“ und sagt in dieser Hinsicht vollständig richtig, daß das Schicksal in diesen beiden Stücken eine weit mehr heimliche Rolle spiele als in der Ahnfrau. Wir bemerken dazu, daß die in den Calberon'schen Dramen zur Geltung kommende Zauberkrast christlicher Dinge, jene Verzerrung ursprünglich schöner Züge, ohne Zweifel die Ahnfrau in einem günstigeren Lichte erscheinen läßt, ganz läßt sich aber Grillparzer nicht davon freisprechen, daß er in der Ahnfrau eine Schicksalstragödie geliefert hat. Es mag sein, daß er eine solche gar nicht beabsichtigte, daß er den Inhalt seines Trauerspiels in den besten Einklang mit der Weltregierung Gottes zu bringen suchte, gleichwohl ist er von der damals in der dramatischen Poesie zur Geltung gekommenen Strömung mitgerissen und so der Autor einer Tragödie geworden, in welcher Mächte eine Rolle spielen, die weder dem Himmel, noch der Hölle, noch der Erde entstammen. Es ist kurz gesagt die Ahnfrau selbst, welche den Gedanken des abstracten Dinges „Schicksal“ genannt Worte leiht. Wie sehr, obgleich unbewußt, Grillparzer unter dem Einfluß seiner Vorgänger steht, mag durch nachfolgende Inhaltsangabe ersichtlich werden.

In der gothischen Halle eines Schlosses hängt oben im Vordergrund ein verrosteter Dolch. Er hat dieselbe Bedeutung wie das an der Wand hängende Messer im „Vierundzwanzigsten Februar“. Draußen heult der Sturm, der Schnee breitet des Winters Leichentuch auf die Erde und der sternlose Himmel gähnt wie ein ungeheueres Grab. Der Graf von Borotin erhält die Nachricht von dem Tode des einzigen außer ihm vorhandenen Zweiges seines Stammes. Ihm bewährt sich damit nur mehr,

daß das Schicksal hat beschlossen,  
von der Erde auszustoßen  
das Geschlecht der Borotin.

Die Familienjage verkündet, daß des Hauses Ahnfrau wandern muß, bis der letzte Zweig ihres Stammes gefallen ist. Der Graf hatte drei Brüder, welche alle vor ihm wegitarben. Umsonst hat er aufs sorgsamste den einzigen Sohn gehütet.

Welche Klugheit, welche Macht  
mag das Opfer wol erhalten,  
das die finsternen Gewalten  
ziehen wollen in die Nacht!

Der kaum drei Jahre alte Knabe erkrankt in einem Weiber des Schloßgartens. Die einzige Tochter Bertha ist der Trost seines Alters geworden. Durch sie soll er in dem armen Edelmann Jaromir von Eschen, der bei einem räuberischen Ueberfall Bertha das Leben gerettet hat, einen anderen Sohn gewinnen. Mit Harfenspiel beruhigt sie des Vaters Trauergebanken, der alte Herr schläft ein, um im Traum und Wachen die Ahnfrau seines Hauses zu erblicken. Gänther, des Hauses hochbejahrter Castellan, erinnert an den Tod der Ahnfrau. Wider ihren Willen vermählt, hat sie einst den Verkehr mit dem früheren Geliebten fortgesetzt. Der beleidigte Gatte trifft sie bei der Umarmung mit dem Duhlen und stößt ihr denselben Dolch ins Herz, der an der Wand der Halle aufbewahrt wird. Jedesmal wenn ein Todesfall bevorsteht, den die Ahnfrau vorhersehen aber nicht abmeuden kann, steigt sie aus der Gruft. Ob die Sage Grund hat oder nicht, will der alte Graf nicht entscheiden. Seine Meinung ist:

Laß uns eignen Wertes frenen,  
und nur eigne Sünden scheuen.  
Laß wenn in der Ahnen Schar  
jemals eine Schuld'ge war,  
alle andre Furcht entweichen,  
als die Furcht, ihr je zu gleichen.

Im zweiten Aufzug erscheint die Ahnfrau dem ins Schloß des Grafen Borotin geflüchteten Jaromir. Dieser hat die Erscheinung um ihrer frappanten Aehnlichkeit mit Bertha willen anfänglich für diese gehalten, ist aber, als Bertha selbst auf sein angstvolles Rufen herbeieilt, voll Entsetzen gewahr geworden, welches ein Gepenst ihm erschienen ist. Kaum ist der um seines Entsetzens willen für sieberkrank gehaltene Gast nach seiner Kammer gewiesen, als ein Hauptmann sich melden läßt, welcher den nach dem Schloß geflüchteten Führer einer Räuberbande sucht. Der Graf will den Diener seines Königs bei Verfolgung der Räuber Weistand leisten und verläßt sein Schloß. Bertha in voller Verzweiflung über dieses Unternehmen ihres greisen Vaters ruft vergeblich nach Jaromir. Der Graf und der Hauptmann müssen sehr bald und in unmittelbarer Nähe des Schlosses mit den Räubern zusammentroffen sein, denn es fallen unter den Fenstern des Schlosses kurz nach einander zwei Schüsse. Bertha öffnet die Thür zu Jaromirs Kammer: — „Alles leer, das Fenster offen! Er ist fort.“ Im dritten Aufzug teilt Jaromir der Braut mit, auf welchem Wege er das Schloß verlassen, daß ein Schuß ihn am Arme getroffen, daß er mit der von Bertha ihm geschenkten Schärpe den Arm verbunden, und daß er auf denselben Wege wieder das Schloß betreten hat, auf dem er dasselbe zuvor verließ. Durch einen Soldaten, der einen Feszen von Jaromirs Schärpe beim Ringen mit dem Räuber in der Hand behalten

und solchen mit einem kurzen Bericht über den Kampf in das Schloß gebracht hat, erfährt Bertha wer ihr Bräutigam ist. Dieser teilt ihr in ergreifender Weise die Geschichte seines unglücklichen Lebens mit. Er hofft, Gott werde ihn milder richten als die Menschen, und als Bertha ihn nicht von sich weist, fühlt er sich neu aufgenommen „in der Menschheit heiligem Bund“. Bertha soll ihm auf sein kleines Gut am fernen Rhein folgen. Um 12 Uhr in der folgenden Nacht will er mit Bertha in der Vätergruft des Hauses Borotin zusammentreffen und mit ihr fliehen. Ehe er scheidet, bittet er die Braut um Waffen und da sie ihm keine bieten kann, nimmt er von der Wand der Halle den uns bekannten Dolch. Bertha warnt:

Zieh ihn nicht aus seiner Scheide,  
 Unglück hängt an dieser Schneide.  
 Von dem Dolche, den du siehst,  
 ward der Ahnfrau unsres Hauses  
 einst in unglückselger Stunde  
 eingebracht die Todeswunde.  
 Als ein Zeichen hängt er da  
 von dem nächtlichen Verhängnis,  
 das ob unserm Hause brütet.  
 Blutges hat er schon gesehn,  
 Blutges kann noch jetzt geschehn.

Kaum sind diese Worte gesprochen, als die Ahnfrau hinter beiden erscheint und die Hände wie abwehrend gegen sie ausstreckt. Als Jaromir nach dem ihm aus seiner frühesten Jugend bekannten, in der Nacht des Lebens stets wie ein blutiges Meteor erschienenen Dolch greift, verschwindet die Erscheinung.

Im vierten Aufzuge sehen wir den im Kampf mit den Räubern verwundeten Grafen, auf einer Bahre liegend, ins Schloß gebracht. Er hat eine Ahnung davon, wer ihn verwundet hat, darum beklagt er das Los seiner Tochter:

Dir kann nimmer Segen werden,  
 für dich gibts kein Glück auf Erden,  
 bist du ja doch meine Tochter,  
 bist doch eine Borotin.

Um das Maß des unglücklichen Grafen voll zu machen, wird der alte Räuber Boleslav gefangen eingeliefert, welcher mitteilt, daß er jenem vor vielen Jahren den dreijährigen Sohn geraubt und in seiner Umgebung zum Räuber erzogen hat. Dieser Räuber ist Jaromir und Jaromir hat auf den Grafen, seinen Vater, geschossen. Welche Antwort ist damit dem um den Verlust seines einzigen Sohnes klagenden Borotin zu Teil geworden!

Seht des Schicksals giftigen Hohn!  
 Seht, ich habe einen Sohn,  
 es erhielt ihn mild am Leben,  
 wir den Todesreich zu geben.

Und der Todesreich ist ihm gegeben worden durch den Dolch, der der Ahnfrau seines Hauses den Tod gebracht hat. „Das hat nicht mein Sohn gethan!“ ruft darum der sterbende Graf. „Tiefverhüllte, finstre Mächte lenkten seine schwanke Rechte!“

Im letzten Aufzug enthüllt Voleslav, der aus der Gefangenschaft entronnen ist, dem im Schloßzwinger weikenden Jaromir seine Abkunft. Diesem verwirren sich die Gedanken. Ist er ein Vatermörder oder nicht? Zwischen Stolz und Wunde, zwischen Handlung und Erfolg liegt eine Kunst, über welche eine tiefverhüllte, finstre Macht, nicht aber der Mensch Herr ist. Des Menschen „Thaten sind nur Würfe in des Zufalls blinde Nacht. Ob sie frommen oder töten, wer weiß das in seinem Schlaf?“ Jaromir hat einen Gegner erstochen, die dunkle Macht seinen Vater. Was er selbst gethan, weiß Gottes Vaterauge zum guten Ziel zu führen.

Zur Grabgewölbe will Jaromir Bertha erwarten, von der sie sagen, sie sei seine Schwester. Schon eilt er ihr entgegen, aber die ihm nahe Gestalt fragt ihn mit dumpfer Stimme dreimal und im stärksten Gegensatz zu seinen wilden Reden: Wo ist dein Vater? Er denkt nicht an die Ahnfrau, darum reißt diese das Tuch von einem Sarge, in dem die tote Bertha liegt. Mit dem Rufe des Entsetzens fällt er der Erscheinung in den Arm, diese küßt ihm die Stirne, deckt das Tuch über beide Leichen und verkündigt mit erhobenen Händen:

Nun wohl! es ist vollbracht!

Durch der Schlässe Schawernacht,

sei gepriesen, erge Macht!

Deffne dich, du stille Klause,

denn die Ahnfrau geht nach Hanse.

Während sich von Grillparzer nur sagen läßt, daß die Müllnersche „Schuld“ materiell wie formell Einfluß auf den Dichter der „Ahnfrau“ gehabt hat, ist ein directer Verkehr zwischen Müllner und dem vierten Schicksalsdichter Ernst von Houwald genau nachzuweisen. Houwald, geboren 1778, ist 12 Jahre älter als Grillparzer, seine Trauerspiele sind aber erst nach der Ahnfrau geschrieben. Seine erste Tragödie „die Freistadt“ ist von dem Advocaten in Weiskensels in dessen „Almanach für Privatbühnen“ abgedruckt worden. Auf das zweite „mit Entzücken“ vom Publicum aufgenommene Trauerspiel „die Heimkehr“ folgte die berühmteste Houwald'sche Tragödie „das Bild.“ Der Dichter hat dieses Stück am 28. Februar 1818 begonnen und am 7. Juli 1819 vollendet. „Es entzückte die Zeitgenossen förmlich für den Dichter.“ „In den weitesten Kreisen des Vaterlandes, berichtet Friedrich Adams, der Verfasser einer Lebensskizze Houwalds (im ersten Bande der sämmtlichen 1851 und 1852 in 5 Bänden erschienenen Werke) erhoben sich die Stimmen einer begeisterten und oft überschwänglichen Anerkennung; in Leipzig geriet nach der ersten Aufführung die ganze Studentenschaft in zuckende Bewegung, und so umfassend und tief war der durch die damalige Zeitstimmung erklärliche Eindruck „des Bildes“ in den deutschen Gemüthern, daß dasselbe an allen Orten und in allen Kreisen Tagesgespräch wurde und Houwald vor anschwärmenden Briefen und Besuchen, diesen kleinen Leiden großer Berühmtheit, sich kaum zu retten wußte.“ Müllner, welchem Houwald das Manuscript übersandt hatte, antwortete: „Ein Maler sendete einem andern Maler ein eben vollendetes Bild, auf daß es ihm dieser, mit seinem Urtheil darüber, zurückschicken möchte. Der Empfänger schrieb: „Das Bild hat einen einzigen Fehler, es ist nicht mein, und doch kann ich mich nicht wieder davon trennen.“ Das war fein

Urteil.“ Wer Houwalds Bild liest, kann nicht in Abrede stellen, daß dasselbe in formaler Hinsicht mit einer außerordentlich großen Sorgfalt ausgearbeitet ist. Um so mehr muß es auffallen, daß der sichtlich von seinen Vorgängern abhängige Houwald nicht wie Müllner und Grillparzer die spanischen Trochäen, vielmehr den unvermeidlichen, angeblich für alle Situationen passenden fünffüßigen Jambus verwendet hat. Wenn der Dichter sagt, daß er sich vor dem Trochäus lange Zeit gefürchtet habe, so ist das bei einem Autor, dem die Versification, wie es scheint, wenig Schwierigkeiten verursacht hat, kaum glaublich.

Der Schanplatz des Houwald'schen Trauerspiels ist das Schloß des Grafen Gotthardt vom Nord in der Schweiz. Der unvermählte Schloßherr hat vor acht Tagen den Besuch des Marchese di Sorrento, der anfänglich unter dem schlichten Namen eines Herrn Burg antritt, und seiner verwitweten Tochter Kamilla, der Schwägerin des Grafen vom Nord, und am Abend vorher den weiteren Besuch zweier Maler, des Meisters Spinarosa und seines sechzehnjährigen Schülers Leonhard erhalten. Letzterer ist Kamillas Sohn und der mutmaßliche Erbe des Grafen. Leonhard erfährt von dem Marchese, seinem Großvater, daß sein Vater der Graf vom Nord, genannt von Ringen, im Kampfe gegen Spanien für die Freiheit Neapels, seiner zweiten Heimat, in Gefangenschaft geraten und an Gift gestorben ist. Zuerst hatte sich Leonhards Vater durch die Flucht gerettet und die Spanier hatten sich begnügen müssen ihn in effigie am Galgen zu richten. Das am Pfahl der Schande aufgehängte Bild war aber so vorzüglich, daß der Entflohene später nach demselben erkannt und festgenommen werden konnte. Die Güter des Vergifteten wurden confiscirt, Kamilla verlor durch die Plattern das Gesicht und der junge Leonhard erhielt in Rom in Spinarosa einen Meister und Erzieher, der ihm ein zweiter Vater wurde. Jetzt ist die Fremdherrschaft wieder abgeschüttelt — das Stück fällt etwa in die Zeit von 1707 — und Herr Burg erwartet täglich seine Restitution, um als Marchese di Sorrento nach Italien zurückzukehren. Im zweiten Aufzuge sehen wir Leonhard am Bilde seiner Mutter malen. Es will ihm nicht gelingen. Auf die Bitte des Grafen vollendet Spinarosa das für den Ritteraal des Schloßes bestimmte Gemälde. Kamillas Wesen ist seit Ankunft der Maler, wie uns der Marchese belehrt, ganz verändert. In ihrer Jugend hatte sie im Kloster einen jungen deutschen Maler Namens Lenz kennen gelernt und ihm ihr Herz geschenkt. Die um ihr Lebensglück gebrachte blinde Kamilla wird durch Spinarosa an Lenz erinnert. Daß Lenz und Spinarosa ein und derselbe Maler ist, ahnt jene, als sie seinen Tritt vernimmt. Man fragt sich erstaunt: warum erkennt sie den früheren Geliebten nicht an der Stimme. Indessen solche Dinge gehören zu den Absonderlichkeiten des Theaters, nicht etwa bloß der Schicksalstragödie.

Im dritten Aufzuge erfahren wir von dem Castellan des Schloßes, daß er das Bild am Galgen in Neapel heimlich weggenommen und dem Grafen überbracht hat. Dieser hat das Bild in der Ahnendreieck untergebracht, aber mit einem Vorhange verhüllt. Der Marchese will Rache nehmen an dem Verräter, der mit kunstgeübter Hand den Spaniern das Bild des Verstorbenen geliefert hat und läßt den jungen Leonhard schwören, daß er dem Verräter mit seinem Degen das Urteil sprechen soll. Wie ist aber der unbekannte Maler aufzufinden? Der kunst-

verständige Castellan weiß Rat! Das Malerzeichen ist ein vom Pfeil durchschossener Adlerflügel, doch erfahren wir dies der Spannung halber erst im folgenden Act. Dasselbe Malerzeichen hat Spinarosa auf das von ihm fertiggestellte Bild Ramillas gesetzt, also ist er der Verräter an dem Grafen Kurt, dem Vater Leonharbs, und dieser muß nun gegen seinen zweiten Vater den Degen ergreifen. Welches Verhängnis! Zwar teilt Julie, die Freundin Ramillas, dem Marchese mit, daß er selbst seiner Zeit durch Lenz Kamilla's Gatten habe malen, daß er bei der Flucht das Bild habe stehen lassen, so daß dasselbe den Feinden in die Hände fiel und so den Weg nach dem Galgen sand, aber diese jedem Manne, der nicht ein vollendeter Schurke ist, mit Centnerlast auf die Seele fallende Aufklärung veranlaßt den im Dienste des Schicksals handelnden Marchese nur zu einem achselzuckenden: „Unmöglich wär es nicht — wohl aber gräßlich! Es könnte sein! — Ich aber mag's nicht glauben!“ und als Spinarosa, der um des Grafen willen auf Kamilla verzichtet und Nachts das Schloß und seine Bewohner auf Zimmerwiedersehen verlassen will, überfällt der Marchese den Maler und ersticht ihn. Diese Katastrophe gibt der erschrocken Kamilla das Gesicht wieder. Sie fällt dem zu Tode verwundeten Lenz-Spinarosa in die Arme, um zu sterben. Nun klärt sich rasch alles auf, aber zu spät. Das Schicksal hat triumphirt, das Schicksal hat wie in allen Schicksalstragödien mit Menschen hantiert, die unter falschen Namen erscheinen, nicht erkannt werden, darum Rissethaten veranlassen oder selbst verüben, um dem Zuschauer nicht das Gefühl beizubringen, daß ein Auge über dem Leben eines Sperlings wacht, sondern die entsetzliche Empfindung: dies und das war einmal vorausbestimmt, darum muß dieses Ziel erreicht werden, koste es an Menschenleben was es wolle.

Die beste Beurteilung haben die Schicksalstragödien durch die Parodien von Platen und Castelli gefunden. Da die Tragikomödie von Castelli ohne Zweifel die Platensche an Komik übertrifft, so wenden wir uns zunächst zur „verhängnisvollen Gabel“. Dieses fünfactige Lustspiel ist 1826 entstanden. Der Schauplatz ist Aetlabien. Bei dem Ortsrichter Damon erscheint Phyllis, die Frau des Schäfers Mopsus, und macht die Anzeige, daß ihnen ein altes zinnernes Tischgeschirr, wahrscheinlich von einem umherziehenden Juden, gestohlen worden sei, nur eine Gabel sei zurückgeblieben. Der Amtbediener Sirnio bringt alsbald den verdächtigen Schmuhl herbei, der zugleich als Chorus der Komödie dient. Schmuhl erklärt, daß er in seinem Schnappfad nur Naritäten sammle: Lederbissen aus Wien, Scholastik aus Berlin u. s. w. Die berliner Phrasen pflegt Schmuhl jungen Leuten herzusagen:

Daß sie wörtlich wiederholen, weil ihr Hirn gedankenleer:  
manche denen nichts das Leben lehrte, setzen sich in Kopf,  
sie begriffen Erd und Himmel, wenn von Worten voll ihr Kropf.

An dieser deutschen Gelehrsamkeit erkennt Damon seinen alten Universitätsfreund Schmuhl: beide haben in Leipzig studiert. Schmuhl wird außer Verfolgung gesetzt und gesteht darauf, daß er zur Alchymie Zinn und Eisen brachete; die vergessene Gabel will er das nächste Mal für die Wissenschaft erwerben und seinem gütigen Richter schenken. Schmuhl, der von Deutschland erzählen muß, berichtet von Göttingen, daß ihm an der Pflanze ein Gespenst Namens Salome, vormalig



eine Familienahnfrau in Arkadien, erschienen und ihm in wienerisch-hochdeutscher Sprache einen unter des Schäfers Mopsus Hundstall ruhenden Schatz verraten habe; doch habe Salome ihn dabei warnend gesagt, daß eine Blutschuld an dem Schatz haften. Sie habe einst beim Abendessen sich lautschreiend über eine Spinne entsetzt und darüber habe sich ihr Mann vor Schrecken die Gabel in den Schlund gestochen und sei gestorben. Seit diesem traurigen Todesfall müsse sie vielleicht so lange tot umgehen, bis der letztäußerste Sprosse ihrer Familie verschieden sei und nun habe ihr Urenkel (Mopsus) nicht weniger als zwölf Kinder. — Den Schluß des ersten Actes bildet eine Parabase, in welcher der Chor dem mark: und knochenlosen Publicum sein ungewisses Urtheil, seinen faden Ungeßmack vorwirft:

Mittelmäßigen klatscht ihr Beifall, duldet das Erhabene bloß

und verbanntet fast schon alles, was nicht ganz gedankenlos,

und den Bühnendichtern eine ernste Lektion gibt.

Zu zweiten Act verlangt Phyllis von ihrem Manne Geld, um das gestohlene Geschirr ersetzen zu können. Mopsus erklärt, daß ja noch eine Gabel da sei, dazu das Erbstück einer Uurgroßmama, welche einer alten Urkunde zufolge einen Schatz vergraben habe, nach dem von ihm bis jetzt vergeblich gesucht worden sei. Mopsus gibt kein Geld und geht zu seinen Schafen. Raum ist er weg, so kommt der Amtsbdiener, welcher das Gespräch der Universitätsfreunde belauscht hat, und bestimmt Phyllis zur gemeinsamen Flucht nach Hebung des Schatzes. Wie Sirmio eben am Schatz beschäftigt ist, kommt Mopsus zurück. „O du Weltunheil! O du Schicksalstag!“ ruft Phyllis aus. Mit dem zweizinkigen Dorsch der Hausahnfrau will sie den Gemahl töten, der kurzer Hand von der eisernen Riesenschatulle Besitz ergreift. Er erinnert sich des Spruches einer Zigeunerin, welcher ihm sagte, daß, wenn er nicht sein Ehegeßpons umbringe, dieses ihn selbst umbringen werde. Mitten in seinem finanziellen Calcul besucht ihn Schmußl als Robinson Crusoe, der dem Schäfer von fernem Landen erzählt, wo die holländischen Dukaten wie Kiesel im Bach liegen. Mopsus will den berühmten Reisenden als Begleiter mitnehmen auf die Reise nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung. Schmußl überlegt: sollte der Schäfer den Schatz der Ahnfrau bereits gehoben haben? — Die Parabase handelt von dem Komödienschmierer Kokebue, von seinem Erben Müllner — Advocat von Weisensfels — und von deren Genossen,

Die klein wie er als Menschen sind und groß wie er als Dichter!

Wir sahen einen solchen Knirps nach Lorbeerzweigen spielen,

weil er geborgt ein Trauerspiel aus zehn Trauerspielen,

indef er ench nur Scheußliches und Niegeschehnes sollte,

das man, und wär es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.

Schneemännern gleichen solcherlei Tragödienverfasser;

Caricaturen sind sie heut und morgen sind sie Wasser.

Im dritten Act schlägt die Schicksalsuhr die Mitternachtsstunde, der Wind erhebt sich, ein Gewitter naht, das Vieh im Stalle blökt, der Kater miaut und der Hund bellt. Phyllis erscheint mit der verhängnisvollen Gabel, eben will sie auf Mopsus losgehen, da erscheint Salome mit Blitz und Donner Schlag. Phyllis läßt die Gabel fallen und entflieht. Die Ahnfrau heißt ihren Urenkel die Gabel aufheben und belehrt ihn über all das, was um die Mitternachtsstunde vor sich

geht: Hu, hu! Weh, weh! O Mitte der Nacht, du graufige Stunde, huhu, hu! Mopfus möchte sich erkenntlich zeigen und als er fragt, was er der Aeltermutter thun könne, wird ihm als Antwort die Gegenfrage: Was wolltest du denn mit der Gabel? Mopfus gesteht freimütig, daß er Weib und Kinder töten wolle,

Geniere dich nicht! (ruft diese ihm zu) thu was der Instinct dir gebietet!

Man merket in neuen Tragödien auch, schlechtweg nach kurzer Versuchung.

Auf die weitere Frage: warum? verschwindet Salome, Mopfus aber ruft aus:

Nun könnt ich vor Mut mein ganzes Geschlecht,  
zerstechen!

O Gabel, du bist in der Hand mir jetzt der plutonische, gräßliche Zweizack!

Jetzt könnt ich mit dir, in titanischer Kraft, aufgaben als Kugel den  
Erdball,

ihn laden, und dann totschießen mit ihm die gestirnten Armeen des  
Himmels!

Jetzt erscheint der über die Mauer des Gehöftes steigende Schmuhl, den Mopfus natürlich ebenfalls für einen Geist hält und ihm sagt, er solle ihm den gefundenen Schatz lassen. Schmuhl oder Robinson Crusoe will von einem Blix in den Hof geschlendert sein! Als Reisegefährte des Mopfus kann er sich uur auf die Hälfte des Schatzes Rechnung machen. In die Zeit zwischen den dritten und vierten Act fällt die Ermordung der Phyllis und ihrer zwölf Söhne. Schmuhl ist mit der Rutische zur Abreise bereit, Mopfus, um sich der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen, reist als die Witwe eines Lords. Schmuhl verspricht die Kiste zu öffnen und den Schatz frei zu machen, trotz dem Tode von Basel und dem Reid von Weissenfels. Beide entfernen sich, um Reisevorbereitungen zu treffen. Damon, der auf Schmuhl wartet, begibt sich in das Haus des Mopfus und verläßt dasselbe mit Wehklagen, in der Hand eine blutige Gabel haltend. Ciruio hält den Ortsrichter für den Mörder und will nur dann schweigen, wenn er den Schatz erhält, da die Erfüllung dieser Bedingung aber nicht in Damons Macht steht, so ruft er: „Mörder, Mörder!“ und eilt weg, um die Sache kund werden zu lassen. Das einzige Heil für Damon liegt in der Flucht:

— — ja fort, fort, fort! Sonst köpfen sie ohne Verzug mich.

Vin ich weg, dann mögen sie ohne Verzug in esiglio mich an den Galgen festnageln, wo Stoff ich liefere dann für eine Tragödie Deutschlands, und es preiß sie ein Volk, vor welchem zugleich Iphigenie steht und Pandora!

Damon flieht, Schmuhls Rufen hält ihn nicht mehr fest. Mopfus läßt sich von seinem Robinson über die weite Reise und ihr Endziel, das Cap der guten Hoffnung, belehren und ist mit allem, auch damit einverstanden, daß am Cap ein neues Theater in dorischen Styl erbaut wird, in dessen Metopen Abbildungen von Affen und Schicksalsbildern angebracht werden sollen.

Der letzte Act spielt im Gasthof zur goldnen Gabel. Der Wirt macht sich Gedanken über die stets verschleierte, stets theetrinkende Lady. Vielleicht ist sie jene Tibetanerin, die, nach Mitteilung eines Reisenden, die künftige Heldin eines Trauerspiels des Dichters werden soll, „der die Schuld geschneidert hat“; dieses

Trauerspiel wird in jenen widersinnigen, hiatusreichen Halbtruchäen geschrieben werden, „wo bald ein Keim sich findet, bald auch wieder nicht.“

Damon kommt in dasselbe Gasthaus und da er gänzlich ohne Mittel, aber noch im Besitz der verhängnisvollen Gabel ist, so erwägt er, ob er nicht die Lady durch einen Gabelstich in die elydische Flur befördern soll. Mopsus kann nicht schlafen vor Ahnungen, er erkennt seinen Dorfrichter und die Gabel und da er jenem wiederholt aber vergeblich: Stich zu! Stich zu! zugerufen hat, so ersticht er sich selbst, denn so erfordert es des Geschicks Verkettung. Eben will sich Damon von dem sterbenden Schäfer den Inhalt der Kiste schenken lassen, als Schmuhl seine Ansprüche geltend macht. Der Streit der Universitätsfreunde wird durch das trachende Aufspringen des Ristenbeckels und die in einer Glorie erscheinende Ahnfrau Salome abgekürzt. Sie ist frei und entschwebt. Schmuhl macht gute Miene zum bösen Spiel. Damon, froh daß der Verdacht des Mordes nicht mehr auf ihm ruht, will die Wundergabel im arabischen Archiv bewahren.

Was dem Platenischen Lustspiel als Fehler anzurechnen ist, fehlt der Castellischen Komödie. Platen, der eitelste von allen deutschen Dichtern, kann es nicht lassen überall mit gekliffenulichen literarchistorischen Anspielungen und mit volltönenden Anpreisungen seiner eignen Verdienste der überschätten Gedankenlosigkeit seiner Leser zu Hilfe zu kommen. Bei Castelli fällt das alles weg, die Parodie wirkt lediglich durch das Spiel selbst, ohne alle literarische Reminiscenzen und Fingerzeige.

Im „Schicksalsstrumpf“ treten folgende Personen auf:

- 1) Roderich I. von Taubenklee, ein Ritter, ein Herr, vielleicht auch ein Graf,
- 2) Roderich II. von Taubenklee, ebenfalls ein Ritter und ein Fremder ohne Namen,
- 3) Runigunde, eigentlich nicht die Runigunde, welche man meint, aber deswegen doch eine Runigunde; Roderich's I. Gemalin,
- 4) Morolino, das gute Princip, als Eremit,
- 5) Veit, ein erzählender Knappe,
- 6) Das Schicksal: als Strumpf, Bedienter, Ahnung, Dolch, Herr Faddumm, ein türkischer Handelsmann, Hund, Schicksal.

Das Stück beginnt in einem gothischen, etwas düsteren Zimmer in Roderich's I. Burg. Es ist Nachts neun Uhr. Runigunde strickt an einem außerordentlich langen Strumpfe. Sie ist seit neun Jahren verheiratet, ihr Himmel ist noch durch keine Wolke getrübt worden, sie hat noch nie ein Grauen, eine Ahnung gehabt, es sind noch keine Harfensaiten gesprungen:

Ist das nicht ein traurig Leben,  
wenn man nie, gar nie kann weinen?  
Soll es denn für unser einen  
etwa gar kein Schicksal geben?

Selbst von den vielen Maschen ihres langen Strumpfes ist noch keine gefallen! Sie singt ein Strumpflied. Beim letzten Tone des Liedes bricht eine Stricknadel, der Strumpf fällt auf den Boden, Runigunde schreit laut auf. Sollte ihr Roderich auf der Jagd den Fuß gebrochen haben? Auch diese Hoffnung wird getäuscht. Roderich kommt frisch und gesund von der Jagd zurück. Zwar ist ihm

ein schwarzer Bock gefährlich geworden, aber ein schnell aus dem Busch springender Fremder hat dem Herrn das Leben gerettet. Die Nachricht von dem Fremden erfüllt Kunigunde mit froher Ahnung. Alsobald fährt das Schicksal als Bedienter den Fremden ein. Zwei Blitze fahren auf diesen und auf Kunigunde herab, diese redet sofort den Fremden zärtlich an und als ihr Gemahl ihr deshalb eine Bemerkung macht, erklärt sie:

Wenn das Schicksal es so will,  
daß ich Arme schlecht soll handeln,  
auf dem Weg des Lasters wandeln,  
darf ich wol mich sträuben — wanken?

Auf Kunigundens Frage an den Fremden, wer er sei, will dieser redlich antworten, da hält ihn rasch das Schicksal die Hand auf den Mund. Alles ist aufs beste eingeleitet, Mord und Todschlag vorbereitet, der ganze Stamm Taubenklee muß fallen.

Die Scene ändert sich. Der Mond beleuchtet düster den Burggarten, in welchem der Fremde als Roderich II. und Kunigunde, die am großen Strumpf strickt, spazieren gehen. Roderich begehrt ein Liebespfand von ihr und da sie in Verlegenheit ist, was sie schenken soll, bittet er um das Kunstwerk ihrer Hand, um den Strumpf. Kunigunde kennt keine Beziehung eines Traumes, einer Ahnung zu dem Strumpfe, doch erinnert sie sich, daß er gerade vor sieben Wochen angefangen wurde, und da Roderich vor sieben Wochen einen entsetzlichen Traum von einer Spinne gehabt hat und da der Strumpf gerade jetzt fertig wird beim Erzählen jenes Traumes, so ist ihr sonnenklar: „Dieser ist ein Schicksalstrumpf!“ Roderich empfängt knieend den Strumpf, welchen er mit stürmischem Entzücken an sich drückt. Roderich I. soll sterben durch die Hand des Schicksals, das Diener des zweiten Roderich ist. Gerade vor sieben Wochen hat es ihn als Bettler um eine Gabe angegangen und da ihm solche verweigert wurde, eine fürchterliche Drohung ausgestoßen. Mitgenommen in des zweiten Roderich Haus erzählte das Schicksal, daß es früher lange Jahre in deutschen Tragödien mitgespielt habe, daß es aber jetzt ohne Beschäftigung sei. Darum ist das Schicksal Diener Roderichs geworden. Wie die Uhr in sehr hohem Tone elf schlägt, verabschiedet sich Kunigunde bei dem „dumphen Schlag der Glocke“ von dem neuen Freund.

Nun tritt das Schicksal, in eine große Wolke gehüllt, als Ahnung auf. Roderich I. möchte die langsam verschwindende Wolke festhalten, unisono, er fühlt, daß er etwas ahnen wird. Und wirklich ahnt ihm alsbald etwas von seinem Weibe:

Ha! mein Weib! ja, ja, mein Weib! —  
Aber wie? — und was? — warum? —  
Ja was soll's mit meinem Weib? — —  
Schuldig, schuldig muß sie sein,  
weiß ich auch noch nicht wie so;  
doch das Schicksal sorget schon,  
daß man schuldig wird befunden,  
soll man schuldig untergehen.

Donner und Blitz sind die Boten des Schicksals, das jetzt als blankgeschliffener, aber unten abgestumpfter Dolch aus der Erde steigt. Hoderich bittet den Dolch seine dem Tod geweihte Frau zu ermorden, zur Belohnung soll er ein neues Futteral erhalten. Damit ist aber der Dolch nicht zufrieden, er möchte als Hausdolch in den Stamm der Erlauchten Taubenkele aufgenommen werden. Damit ist Hoderich I. einverstanden. Er nimmt sich vor, demnächst über die Ermordung Kunigundens zu weinen und zu klügeln, sofern er die Unthat nicht vergißt:

Denn vergessen kann der Mensch  
alles, wie er heißt, wo er geboren,  
seinen eignen Namenstag;  
aber auswendig was lernen,  
wår's auch eine Zeile nur,  
das ist schwer, sehr schwer!

Hoderich I. geht zu Bett. Unter Blitz und Donner, Posaumentönen und Glockengeläute tritt der Eremit Morakino, das gute Princip, auf. Er schwingt seinen Stab und das Schicksal steht in idealischem Schicksalskleide da. Morakino ist der Ahnherr des alten Hauses Taubenkele, der dem Schicksal das Spiel verderben will. Die Weisen nennen ihn den guten Grund, darin liegt der Beruf dem Schicksal zu trosten.

Im zweiten Act tritt das wiederum als Bedienter erscheinende Schicksal in ein mit Bildern versehenes Zimmer mit der Klage, daß ihm der Eremit die Erdolchjung Kunigundens verleiht habe. Wie Hoderich II. eintritt, überlegt das Schicksal mit diesem, wie Hoderich I. bei Seite zu schaffen ist. Wie, wenn er auf der Jagd erschossen würde? Es würde sich dann vielleicht ergeben, daß er Hoderichs II. Bruder oder Vater ist. Das Schicksal ist damit einverstanden und verspricht eine Blutsverwandtschaft nöthigenfalls bei den Haaren heranziehen. Die Frage: „Ihr kennt doch nicht eure Eltern?“ beantwortet Hoderich II. glücklicher Weise mit den Worten: „Nein, dem Himmel sei gedankt“. Er ist in seiner Jugend von Räubern gestohlen worden und unter Räubern aufgewachsen, dennoch aber kein Räuber geworden. Um ihn wieder zu erkennen hat er am linken Arm einen Fleck von der Gestalt eines Strumpfes. Alles höchst günstige Umstände um dem Schicksal es zu erleichtern, Kunigunden zur Frau Hoderichs zu machen, um sie ihm dann wieder zu nehmen. Nachdem das Schicksal sich verabschiedet hat, eilt Kunigunde herbei, ganz verstört, mit fliegenden Haaren. Sie erzählt von der entsetzlichen Nacht, die sie durchlebt hat. Ein ungeheurer Dolch wollte sie durchbohren, schon sah sie sich in ihrem Blute baden, als ihr kleiner Vologneser dem Dolch in die Waden biß und des Hauses Ahnherr aus seinem Bildrahmen stieg und den Dolch zur Thüre hinaus warf. Eine Ahnung jagt ihr, daß der Gemahl den Dolch geschickt hat. Hoderich II. beschließt aufs neue den Tod des ersten Hoderich, er soll durch den Biß eines tollen Hundes sterben.

Bei Hoderich I. tritt das Schicksal als türkischer Kaufmann, als Herr von Faddumm ein und breitet vor dem Burgherrn seine Siebenfachen aus. Da ist ein Messer, welches einst ein Sohn nach seinem Vater warf; da sind Kalender, in welchen alle Unglückstage, vorab der 24. und 29. Febrnar blutig rot angemerkt

stüb; da ist die Hälfte einer Räuberschärpe, eine kleine Harfe aus Eisenbein, eine Art Barometer, „wenn es regnet oder schneit, springet dran vorher 'ne Sait'!“ dann folgen Bücher mit merkwürdigen Gleichnissen, seltsamen Erzählungen und langweiligen Trochäen, Giftfläschchen, Dolche, Zigeuner aus Lebkuchenteig, Traumbücher, Blitzmaschinen. Endlich kommt ein großer Strumpf zum Vorschein. Da er 7 Fäuste lang ist, 7000 Maschen hat, von 7 Mädchen in 7 mal 7 Tagen gestrickt worden ist, so bezahlt Roderich gern 7 Groschen dafür. Er verlangt nun von Kunigunden den seit 7 Wochen in Arbeit befindlichen Strumpf. Wie die Gemahlin den Strumpf verweigert, gerät Roderich in Zorn, beide Gatten ergreift aber ein Entsetzen, wie Roderich II. herankommt, am linken Fuß gestielet, am rechten mit dem Schicksalsstrumpf. Nun ist dem betrogenen Gemahl alles klar, er will die Treulose in das unterste Verließ sperren, wo sie Flach und Wolle spinnen soll, er will ihr sogar den Kaffee entziehen. Kunigunde will lieber sterben, Roderich läßt ihr die Wahl zwischen Kerker und Tod, da sie sich aber für keins von beiden entscheiden kann, so verhängt er die stärkste Strafe, er wird ihren Shawl verkaufen. Das ist zu viel, die Gemahlin fällt einen Augenblick in Ohnmacht, dann aber heft sie den bereitgehaltenen tollen Hund auf den Eheherrn, um aufs neue in Ohnmacht zu sinken. Roderich II. sucht mit Rufes, Bitten, Hirschhorngeist, kölnischem Wasser vergeblich die Freundin aus der Ohnmacht zu wecken, erst das Versprechen ihr zwei neue Shawls kaufen zu wollen, führt sie ins Leben zurück. Der vor dem Schicksalshund geküchtete erste Roderich kehrt wütend zurück und richtet eine seinem Zustand entsprechende Anrede an Kunigunde, die mit den Worten schließt:

Ha! ha! ha! die Hölle wartet  
auf den Hochzeitsbraten schon,  
wenn die Mutter nimmt den Sohn,  
gibt der Teufel einen Schmaus.

Jetzt fällt dem zweiten Roderich ein, daß er Roderich heiße wie der Burgherr, Kunigunde überlegt, ob der Fremde nicht der ihr einst abhanden gekommene Sohn sein könne, und um alle Zweifel zu heben, fällt das Bild Roderich's II. von der Wand, wie er als Kind mit einem Pudel spielt. Dazu die Glosse des ersten Roderich:

Und die Mutter sieht den Sohn,  
der als Knabe schon  
abgerichtet hat den Hund,  
welcher beißt den Vater wund,  
weil er in ein Weib entbrennet,  
das sich seine Mutter nennet.

Daß Roderich II. auf seinem linken Arm das Zeichen eines Strumpfes aufdeckt und nun auch seinen Familiennamen von Taubenklee kund gibt, bestätigt das was bereits feststeht. Der entartete Sohn soll sich mit dem Vater duellieren, daraus wird aber nichts, denn jener kann nicht sechten. Sie beschließen in den Schicksalsstrumpf ein Fläschchen Rosenöl und ein Fläschchen Gift zu thun. Wer von beiden das Gift greift, muß sterben. Als Gift dient Wein aus einer Wirtshaus, vom Schicksalspudel apportiert. Die wahnsinnig gewordene Kunigunde

greift in den Strumpf und übergibt ihrem Gemahl das Fläschchen mit Wein. Dieser trinkt schaudernd von dem geschwefelten Wein, der Sohn trinkt dann zur Erhöhung des Effects ebenfalls und endlich trinkt auch die Mutter Kunigunde. Das als Schicksal erscheinende Schicksal ist zufriedengestellt, es schwingt den Strumpf in der Luft herum, das ganze Schloß fällt mit fürchterlichem Krachen zusammen und die Erde beginnt die durch sich selbst untergehende Familie zu verschlingen. Wie die drei zur Hälfte versunken sind, erscheint Morolino und weist dem Schicksal mittels einer Urkunde nach, daß die von dem Geschick verfolgte Kunigunde längst tot ist. Nun steigen die drei Halbversunkenen wieder aus der Erde. Das Schicksal schwingt noch einmal den Strumpf und das Schloß steht wieder da wie vordem, um den beiden, Roderich und Kunigunden noch lange als Wohnsitz zu dienen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die beiden Parodien nicht die Reaction des gesunden Sinnes gegen den Mißbrauch der Schicksalstragödien veranlaßt haben, daß sie vielmehr in der bereits hereingebrochenen Zeit der Reaction entstanden sind und literarisch jenen Tragödien so zu sagen den Keß gegeben haben.

An ihrem Teil ist die Geschichte der Schicksalstragödien ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Epidemien, die in allen Zeitaltern und auf den verschiedensten Lebensgebieten vorgekommen sind. Das Laufen der Kinder nach dem heiligen Blut von Wilsnad, das Laufen nach dem heiligen Hock in Trier, die Hexenverfolgungen, die französische Revolution, der Nationalliberalismus, der Copernicusschwindel 1868, die Kulturpaukerey, die Sozialdemokratie, die Marpinger Geschichte, all dies sind geistige Krankheiten, welchen sonst geistig gesunde Menschen scharenweise und oft choleraartig in unglaublich kurzer Zeit verfallen sind.

## Zur Geschichte der letzten Tage der alten Preussischen Monarchie.

(Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen eines preussischen Staatsmannes.  
Geschrieben in Berlin Anfang Mai 1848.)

### I.

Am 24. Februar 1848, als in Paris das Repräsentativ-System zusammenbrach und durch einen geschickt eingeleiteten und kräftig ausgeführten Streich die Republik ausgerufen wurde, an diesem demwürdigen Schalttage der Europäischen Staatengeschichte, befand sich Preußen mit allen seinen Nachbarn in geordneten Verhältnissen und in gutem Vernehmen.

Preußen war damals eine starke selbständige Macht, ganz geeignet dem gesamten Deutschland voranzugehen zu einer heilsamen Reform. Im Innern

waren durch die Versammlung der vereinigten Ausschüsse die Bestimmungen der Verordnung vom 3. Februar 1847 erfüllt und somit der Weg gebahnt, die ständischen Angelegenheiten zu einer gedeihlichen Entwicklung zu führen, ohne den unseligen Kampf um den Rechtstitel wieder aufzunehmen. Der König konnte und wollte, nachdem die Stände sein Verlangen erfüllt hatten, nun das Ihrige bewilligen, einen nahen Termin zur Einberufung des vereinigten Landtages bestimmen und demselben von vorn herein durch die Vorlagen das vollständig einräumen, was die eingebrachten Petitionen beider Curien als wesentlich bezeichnet hatten.

Es fehlt jetzt (Anfangs Mai) nicht an Leuten, die alles vorhergesehen, vorhergesehen, vorhergesehen zu haben behaupten. Nach jeder Katastrophe pflegen sich Cassandren und Propheten zahlreich einzufinden; uns andren, nüchternen, weniger begünstigten Geschöpfen kam die Begebenheit unerwartet; selbst diejenigen, die 1830 dem Juli-Frankreich und dem mit republikanischen Institutionen umgebenen, aus Steinen des Pariser Straßen-Pflasters gebauten Thron Louis Philipp's keine innerwährende Dauer zugetraut hatten, waren überrascht und erstaunt über den jähligen schmählichen Sturz des Verfüßtes, welches man uns als das vollendete Muster des Repräsentativ-Systems gepriesen und welches durch achtzehn Jahre bereits manchen Stoß und manche Erschütterung ausgehalten und fester geworden zu sein schien als es bei seiner Errichtung war.

Daß das Ministerium Guizot den Angriffen der Gegner erliegen würde, nachdem seine Stützen im Sumpf des Corruptions-Systems von der sichtlich allgemeinen Fäulnis mitergriffen worden waren, daß eine ernstlichere Krisis eintreten konnte als die gewöhnliche Balgerei und Wärdern, das haben auch gewöhnliche Menschenkinder als möglich und wahrscheinlich in's Auge gefaßt, ohne daß ihnen die mystischen Gewalten magnetischer Hellseherei zu Gebote standen; daß es eben so kommen würde wie es gekommen ist — worauf es doch in der praktischen Politik ankommt — das haben wir alle nicht gewußt und gewiß haben nur sehr wenige etwas Aehnliches geglaubt; in Frankreich selbst hat es die große Mehrzahl nicht gewollt. Das damalige Oberhaupt Frankreich's, Herr v. Lamartine selbst möchte vor einigen Monaten sein Manifest vom 26. Februar für ebenso wenig praktisch und zeitgemäß gehalten haben, als sein Gedicht auf die Krönung Karls X.

Die Preussische Regierung war mit der Französischen auf einem freundlichen Fuß, jedoch in keinerlei bindendem Verhältnis. Unsere letzten Verhandlungen hatten die Schweizer Angelegenheiten betroffen, sie hatten zu keinem Resultat geführt, uns aber auch keine Verpflichtungen gegen Frankreich auferlegt. Wir mußten die Erhaltung des Ministeriums Guizot im Interesse des Friedens und der Ordnung wünschen, wir hatten keinen Grund uns über diesen Staatsmann zu beklagen, den ganz Europa als einen ausgezeichneten und rechtlichen Mann rühmte. Trotz dem unter den obwaltenden Verhältnissen unvermeidlichen Protest wegen der Krakauer Sache und trotz dem Mißfallen, welches unsere, auf die Englische Anfrage wegen der Spanischen Thronfolge gegebene Antwort im Cabinet der Tuilerien erregte, hat der König Louis Philipp und sein Minister sich wiederholt in verbindlichster Weise darüber ausgesprochen, welchen Wert er auf ein gutes Vernehmen mit Preußen lege. Der Sturz dieses Cabinets konnte uns nicht erwünscht sein, wir konnten die Gefahren nicht verkennen, die daraus für Frankreich und den Europäischen Frieden



entstehen konnten. Compromittirungen hatten wir indes dadurch keinesfalls zu befürchten. Der Nachricht, daß der König das Ministerium habe fallen lassen, folgte die weitere auf dem Fuße, wie Graf Molé die Bildung eines neuen Ministerii abgelehnt habe und Herr Thiers durch Steinwürfe zc. abgelehnt worden und wie es gelungen sei, Königtum, Regenttschaft, Charte, Pairs- und Deputirtenkammer mit einem Schlage zu beseitigen und die Republik zu proclamieren.

Als Mirabeau bei der ersten Revolution verkündete: cette révolution sera le tour de l'Europe, da hat er wohl nicht geglaubt, daß nach Verlauf eines halben Jahrhunderts der Strom der Revolution zu seinem Ursprung zurückkehren, das alte Lied von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit von Neuem erschallen und somit der Welt der Beweis gegeben werden würde, wie nach fünfzigjährigen Bemühungen der Zweck unerreicht und nichts Anderes übrig geblieben sei, als wieder von vorn anzufangen.

Zunächst fragte es sich: wie wir uns diesem neuen Frankreich gegenüber zu verhalten hatten? Für die Wiederherstellung des Juli-Thrones das Schwert zu ziehen, konnte Niemandem sichtlich einfallen, um so weniger, da in Frankreich Niemand dazu disponirt schien und Lamartine's Manifest friedliche Demokratie predigte. Sein Sendbote Mr. de Circourt vernahm bei seiner ersten Unterredung mit dem Preussischen Minister die Aeußerung: unser Programm sei das allereinfachste, es lasse sich in zwei Worte fassen: keine Aggression! keine unternehmen, keine dulden. Er schien von dieser lakonischen Replik auf seine mit großem Aufwand von Verebbarkeit angestattete Ansprache ganz befriedigt und fügte sich bereitwillig in die Stellung eines ohne diplomatischen Charakter hier anwesenden Fremden. Der Gesandte des Königs der Franzosen, Mr. de Dalmatie, hatte seine Functionen auf die erste Nachricht von der Revolution eingestellt. Der Kanzler der Gesandtschaft, Mr. Bonnet, sollte ad interim die Geschäfte fortführen. Der Befehl, keine Aggression zu unternehmen, aber auch keine zu dulden, ward sofort allen befreundeten Cabinetten mitgeteilt. Er fand überall Beifall, namentlich in England.

Mit dem Wiener Hof waren wir in Verhandlungen über die Deutschen Angelegenheiten begriffen, die trotz mannigfacher Hemmnisse endlich ein gedeihliches Resultat absehen ließen; das Pariser Ereignis warf alle Bedenken aus dem Wege, die man uns bis dahin noch entgegengestellt hatte; der König verlangte nunmehr die ungesäumte Vereinigung aller Bundes-Regierungen, um die äußern und innern Angelegenheiten des Bundes zu beraten und zu ordnen. Am 2. März reiste der General Radowicz mit umfassenden Instruktionen und Vollmachten versehen zu diesem Ende nach Wien ab.

In der Politik sich auf die Vergebung begangener Sünden zu verlassen, ist der gefährlichste Aberglaube, und die Schwäche, unter welcher Rubrik im Privatleben manche schlecht gelöste Aufgabe der Pflicht und manch Veräußnis mit dem Mantel der Liebe zugedeckt wird, erhält in politischen Dingen keine Rechtfertigung, sie wird häufig härter als jeder andere Fehler bestraft. Diese bittere Erfahrung haben die Deutschen Regierungen in diesem Frühjahr überreichlich zu machen Gelegenheit gehabt. Die Constitutionen halfen ihnen nichts, die Schranken, welche aufgerichtet waren, um die landesherrliche Macht einzuschränken, gewährten keinen Schutz. Die Bewegung, die in Paris die Regierung umgeworfen und eine neue aufgestellt hatte,

ergriff auch Deutschland, geberdete sich aber dießseits des Rheines zwar nicht minder ungestüm, doch weit unbestimmter über das was sie eigentlich wollte. Nationalität auf den Lippen, den Nachbarn nachahmen und sich von fremden Abenteurern leiten lassen, das paßt nicht füglich zusammen; unter dem Geschrei nach Freiheit und Einheit des gesamten Deutschen Vaterlandes zog die Anarchie ungehindert in einen großen Teil von Deutschland ein, und während sich der Bund von allen Himmelsgegenenden her von den Nachbarn bedroht sah, verlangten Stimmen, die sich für Organe des Volkswillens ausgaben, als eines der ersten Erfordernisse — die Auflösung der Kriegsheere. Dieser geniale Gedanke, gerade diesen Wunsch in diesem Moment vorzubringen, war indessen keine Nachäfferei der Pariser; diese haben ihn nicht ausgesprochen, er gehört uns Deutschen eigentümlich und Deutschen Souveränen gehört bis jetzt der Ruhm allein, vom Balcon herab ihn als weise anerkannt und verheißen zu haben, ihn in's Auge fassen zu wollen! Während der sogenannte Volkswille den Soldaten die Waffen abnehmen und das Vaterland durch Errichtung von Nationalgarden, Bürgerwehren und Freischaren unangreifbar machen wollte (zugleich auch ganz folgerichtiger Weise gegen die Besatzung und Ausrüstung der Bundesfestungen protestierte), übernahm eine Gesellschaft von Dilettanten, die sich ohne irgend ein Mandat zusammengesunden hatte, die Sorge Deutschland zu regieren und protestierte gegen eine Vereinigung der Regierung als gegen ein freiheitswürdevolles Attentat. Die richtige Consequenz und der logisch correcte Zusammenhang der Idee in dieser Auffassung absoluter Demokratie ist unverkennbar: die Regierungen sollten entwaffnet, der Bewegung freies Feld geschafft werden. Was dann weiter aus dem gemeinsamen Vaterland werden sollte, das blieb spätern Tagen vorbehalten.

Die Preussische Regierung fühlte sich bis zum 18. März stärker als die Süddeutschen, die im ersten Anlauf übergerannt worden waren. Wenn sich dies Gefühl der Widerstandsfähigkeit im entscheidenden Moment nicht bewährt hat, so dürfte das denen nicht zum Vorwurf gereichen, die bis zum 17. März den Gedanken hegten, die Bewegung in einen heilsamen Weg zu führen, die aber keine Verantwortung dafür haben können, was geschah, nachdem sie keine Stimme mehr im Räte des Königs hatten und sich zum Mitreden auf den Straßen nicht berufen hielten. An die königlichen Gesandten in Frankfurt und bei den Deutschen Höfen ergingen Instructionen in demselben Sinn:

man möge uns Männer des Vertrauens senden, welcher Farbe sie auch sein möchten, es handle sich vor allem darum, daß der Bund sich einige.

In Wien wurden unsere Vorschläge angenommen; am 25. März sollte die Conferenz in Dresden zusammentreten — aber noch ehe der Idus des März herankam, brach das Kaiserreich zusammen. Wie solches geschehn, mag Augenzeugen zu erzählen überlassen bleiben; die Rückwirkung des Schlages auf Deutschland und auf ganz Europa bedarf keiner Auseinandersetzung. Auch die entschiedensten Gegner des Systems, das bis dahin in Oesterreich gewaltet, auch die abgefaßten Feinde des Mannes, der dort seit 38 Jahren an der Spitze gestanden hatte, mußten bald gewahr werden, daß Siege der Art kein Heil bringen. Die Beschlüsse des Königs wurden durch die Wiener Ereignisse nicht aufgegeben, sondern beschleunigt. Da man in Dresden des Landfriedens nicht mehr sicher war, ward die Conferenz, statt

nach Dresden, in die Residenz des Königs, samt der Bundes-Versammlung berufen, die in Frankfurt bereits vor der Wiener Revolution allen Halt verloren hatte.

Die Verlesung des vereinigten Landtages, die bereits zum 22. April bestimmt war, ward auf den 2. angesetzt, und am 18. März ward das Patent publiciert, welches einzig in der Weltgeschichte dasteht, alles enthaltend, was als Wünsche der Nation bezeichnet wurde und durchaus nichts bewirkend, aufsteigend und verschwindend wie ein Meteor, mit Jubel begrüßt und am andern Tage in den Staub getreten, damit die Revolution, die nun einmal im Rate der Führer auch für Berlin beschloffen war, ihr Panier triumphierend entfalteten könnte.

Man hat vielfach von einem Mißverständnis gesprochen und es ist in Schrift und Rede vielerlei Mißbrauch mit diesem Wort getrieben worden, welches die unglaubliche Wendung der Dinge erklären sollte. Freilich findet sich Mißverständnis in unerhörtem Maße darin, aber daß aus Mißverständnis Barricaden errichtet, gesenert, kurz daß die Revolution durch einen unglücklichen, mißbeuteten Zufall entzündet worden sei, das können wir jetzt diejenigen glauben, die alle Zeichen der Zeit mißverstehen.

Ob diejenigen sie richtig oder mißverstanden haben, die sich beeilten, am 19. und den folgenden Tagen der Springskut der ausgelassensten Forderungen alles hinzuwerfen, um nur an der Spitze der zügellos taumelnden Bewegung zu bleiben, die Deutschland jemals erlebt hat? darüber möge die Nachwelt richten; grobenteils dürfte die Gegenwart schon darüber gerichtet haben.

Der vereinigte Landtag hätte dem Staat eine mächtige Stütze sein können; seine Wirksamkeit ward im Voraus vernichtet, seine Grundlagen zerstört, die Existenz der Stände verleugnet, über deren Bedeutung so viel gestritten worden war, indem eine neue Verfassung auf „breitester Basis“ verheißt wurde. Diesen folgenreichen Gedanken, der uns dahin gebracht hat, eine neue Constitution durch eine Versammlung anfertigen zu lassen, die aus dem Experiment der Urwahlen hervorgegangen, verdanken wir einer Deputation aus Breslau, die sich selbst deputiert hatte, um doch auch mitregieren zu helfen und das Werk der Wiebergeburts Preußens nicht ganz den Berliner Führern und ihren polnischen Gehülfen zu überlassen. Die besichenden Landstände waren somit in das Dilemma verfest, entweder das Ministerium zu stürzen, welches ihren Untergang beschloffen hatte, oder sich ihm fügsam zu unterwerfen; sie wählten das Letztere und ließen denjenigen ihrer Mitglieder, die im vorigen Jahr im Kampf für ihre Rechte sich großen Ruhm erworben hatten, nun den höheren, eben diese Rechte als völlig wertlos unter die Füße zu treten. Alle Gefangenen wurden losgelassen, wie sich's von selbst versteht, wenn eine Regierung sich einem siegenden Feind unterwirft. Bei einer Capitulation nach tapferer Gegenwehr pflegt man sonst wohl Bedingungen zu stellen, entweder die, daß der Kampf nun nicht wieder von Neuem anfange, sondern Friede sein soll, auch solche Bedingung ward als veraltet verschmäht; man führte Herru von Miroslawsky nebst Gefolge betränzt durch die Straßen und sandte ihn nach dem Großherzogtum Posen, dort das Werk von Neuem anzufangen, das man in der beschränkten Ansicht des vorigen Jahres als Landesverrat verurteilt hatte. Zwei Tage nach der Vernichtung des Preussischen Königthums erfolgte zur Vollendung des Mißverständnisses die unselige Anspielung auf das Deutsche Kaiserthum.

Es giebt viele Beispiele in der Weltgeschichte, daß die Macht einer Regierung gebrochen, Könige vom Thron gestoßen oder bemoogen worden sind zu thun oder geschehn zu lassen, was sie nimmermehr gewollt hatten; es hat nie eine Monarchie gegeben, wo der König allein herrschend seinem Volke gegenüber gestanden hätte; wenn die Stützen des Thrones sinken, so kann er nicht schwebend sich erhalten und diese Stützen sind nicht bloß materielle Hülfsmittel der Macht, sondern die geistigen, moralischen sind zu allen Zeiten die wichtigsten und unentbehrlichsten gewesen. Die Vorgänge in Frankreich hatten ganz Europa und besonders Deutschland gewaltig erschüttert; das Beispiel von Wien blies wie ein epidemischer Luftzug die revolutionären Gefühle in Berlin an; die Propaganda, deren Arealität jetzt hoffentlich auch der freisinnigste Feind des Polizeistaats nicht mehr leugnen wird, hielt sich nach ihren über alle Erwartung glänzenden Erfolgen berechtigt, ihren Anhängern in Preußen zu sagen: wollt Ihr allein als feige Nachtmüßen sitzen bleiben? rührt Euch doch auch! und das ohne Zeitverlust! Am 18. März geht's in Mailand, in Stockholm los, in Deutschland ist schon alles im besten Gange, anderwärts haben wir auch Anstalt getroffen. Revolution in Frankreich, in Italien, in Polen, in England, radicale Revolution in ganz Europa, überall das Volk der Hauptstädte; warum schläft Ihr Berliner, oder seid Ihr kein Volk u. s. w.

Kühnig, unberührt von der Erschütterung konnte Preußen nicht bleiben diejenigen, welche schon vor Jahren in den ständischen Institutionen Stützen der Monarchie gesehen hatten, beklagten jetzt doppelt die Versäumnisse der vergangenen Jahre, hofften aber noch jetzt das frühere Verhältnis herstellen zu können. Das Patent vom 18. März hatte auch in der That der Revolution jeden Vorwand genommen, wenn sie nicht unwiderruflich beschlossen gewesen wäre. Daß es so wäre, darüber konnte man sich täuschen bis zum 18. um 2 Uhr, von da an nicht mehr. Als mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt die Lüge verbreitet wurde: es sei auf das jubelnde Volk verräterisch geschossen worden, als überall gleichzeitig Barrikaden gebaut und aus den Fenstern auf die Truppen wirklich geschossen, einzelne Offiziere angefallen, Schildwachen ermordet worden, da konnte kein Zweifel mehr darüber sein, daß die Regierung einer feindlichen Macht gegenüberstand, die keinen Frieden, sondern eine Revolution wollte.

Die Truppen, die man seit mehreren Tagen auf die verkehrteste Weise frechen Hebereien und Aufreizungen bloßgestellt hatte, mußten nun endlich Gewalt branden; es befanden sich 20 Bataillone, 13 Escadrons und einige bespannte Batterien in der Stadt, genug um den Widerstand überall zu bewältigen. Bei der weiten Ausdehnung der Stadt war es jedoch unmöglich, alsbald bis in die äußersten Straßen die Nähe herzustellen. Um vollständig Herr in der Stadt zu bleiben, war das auch nicht nötig und dennoch waltete ein sehr übles Mißverständnis ob, wenn als Dilemma aufgestellt wurde:

entweder den Kampf à outrance bis in die entlegensten Winkel fortsetzen, oder ihn aufgeben und abmarschieren.

Man durfte nur den Teil der Stadt auf dem linken Spree-Ufer vom Unterbaum bis zum Spittelmarkt und die Leipzigerstraße bespannen und abwarten, ob die Barrikadenhelden die Spreebrücken und die Querstraßen der Leipzigerstraße

stürmen würden, oder ob es in dieser Stellung nicht gelingen würde, das Mißverständnis aufzuklären und den Frieden herzustellen.

Wäre das Scepter in der Hand eines jener eisernen Charaktere gewesen, welche die Weltgeschichte als Helden preist, wenn ihr kräftiger Wille mit Erfolg gekrönt wird, die in ihrem Gemüt kein Gefühl ankommen lassen, das den festen Schritt zögern oder wanken machen könnte, so hätte ein solcher König eine glänzende Gelegenheit gehabt, der Welt zu zeigen, was mit tapfern, treuen, tüchtigen Truppen gegen eine Empörung anzurichten ist. Er konnte milde und gnädig sein, nachdem er den Feind zu Boden geworfen, aber er würde die aus seinem Schlosse gewiesen haben, die ihm von Milde, von Nachgeben und Unterwerfung sprachen, so lange das Feuer der Empörung noch fortbauerte.

Diese Blätter können keine bestimmte Auskunft über alles das geben, was in der Nacht vom 18.—19. März im königlichen Schlosse vorgegangen ist; sie machen keinen Anspruch darauf, die Masse der Erzählungen zu vermehren, die erklären wollen, was wie recht begreiflich werden wird, wie das Unbegreifliche geschehn und das Einfache, Notwendige unterbleiben konnte, wie die Truppen fortgeschickt und der Schutz des Königs und das Wohl der Hauptstadt und des Reichs einer eingebildeten, gar nicht vorhandenen Macht (der Volksbewaffnung) anvertraut wurde und daraus Scenen hervorgingen, deren Vergessen jeder Freund des Vaterlandes wünschen muß, deren Schilderung selbst die zügellose Presse lange sich schämte, bis es zu einem Ruhm wurde, die Frechheit am weitesten getrieben zu haben. (Freisigrath.)

Als Resultat jener verhängnisvollen Nacht ging am frühen Morgen die Ansprache an die Berliner hervor, die als eine Unterwerfung unter die Gewalt der für siegreich und unwiderstehlich erklärten Revolution interpretiert wurde.

Das Urtheil der Welt richtet sich nur allzu gern nach dem Erfolg; die unmittelbaren Folgen dieses Aufgebens alles Widerstandes waren so heillos, daß Niemand es als zweckmäßig preisen konnte.

Die Feinde triumphierten, die Freunde des Königs (die ausgenommen, die im Wirrwarr des Rathens und Verrathens die Besinnung verloren hatten) sahen mit mehr oder minder Fassung, Trauer oder Verzweiflung alles untergehn, was sie bis dahin hochgehalten.

Die Truppen, welche die undankbare, schwere Waffenarbeit, zu der fluchbeladen die Empörer sie herausgefordert und gezwungen hatten, tapfer und treulich gethan, sahen sich verhöhnt, geschmäht, verstoßen, als ob sie die überwundenen Rebellen, die Verräther am Vaterlande gewesen wären. Ihr treuer Gehorsam feierte den gerechten Jorn, der, wenn man ihn in der letzten Minute vor dem Ausmarsch aus dem Stadthor noch entfesselt hätte, die Frechheit zum Verstummen und zum Ausreißen gebracht hätte wie am vergangenen Tage; aber in tausend Herzen brannte der bittere Schmerz unverdienter, unwürdiger Anopferung. All dieser Unwille, dieser Schmerz, dieser Aerger vereinigten sich in dem harten Verdammungsurtheil, das seinen mildesten Ausdrud in dem Seufzer fand: O unheilvolle Schwäche!

Keinem lobhudelnden Schmeichler oder Höfking (wenn es deren ferner noch geben sollte, nachdem die Arbeiter in diesem Fach jetzt in ungezählten Scharen

in den Dienst des neuen Souveräns, des Volks, getreten sind), keinem bezahlten noch inspirierten Anhänger, am allerwenigsten einem treuen Diener Friedrich Wilhelms IV. wird es gelingen, das Verfahren an jenen unglücklichsten Tage, der jemals über die Preussische Monarchie verhängt war, zu rechtfertigen. Die Gerechtigkeit aber, ohne die es keine Wahrheit in der Geschichte giebt, erfordert die Motive darzulegen, aus denen die Handlungen hervorgingen, die wir preisen oder tadeln, ohne den Erfolg zum Maßstab zu nehmen.

Keinem Sterblichen sind alle Gaben verliehen. Jener eiserne Wille, der seinen Weg nach dem fest in's Auge gefassten Ziel verfolgt, unbekümmert ob er durch Blumengefüße oder steife Felsenspfade führt, der sich von dem einmal gefassten, ruhig erwogenen Entschluß nicht irre machen noch abwenden läßt, — solche unerschütterliche Festigkeit war nicht dieses Geistes Ertheil, der unter den Ausgezeichnetsten und Reichbegabtesten seines Volkes in der Generation, der er angehörte, gegläntzt haben würde, wenn ihm das Geschick keine Krone beschieden hätte. Eine lebendige, leicht erregbare Phantasie überwog in dieser Seele die Sicherheit des Urtheils und verführte leicht den scharfen Verstand zu Abschweifungen in Regionen, wo sich die Dinge anders ausnehmen wie sie wirklich in rerum natura, in der profaischen Wirklichkeit sind. Das weiße wohlwollende Herz widerstrebt allem, was sich hart anfahlte; das Gefühl geistiger Ueberlegenheit über die meisten Umgebungen bewirkte bei dem König das Entgegengesetzte der strengen Abgeschlossenheit, welche dasselbe bei andern Menschen, vorzüglich bei Gelehrten hervorzubringen pflegt. Er ließ sich gern in Discussionen ein, liebte und achtete die Freimütigkeit, schenkte den Widerstand nicht, nahm es sich aber auch selbst nicht übel, sich zuweilen in Widersprüche zu verwickeln, die er dann mit sehr geschickter Dialektik auszugleichen suchte; sehr zugänglich für Rathschläge, fremde selbst mißfällige Ideen schnell auffassend, blieb es immer höchst zweifelhaft, ob ein Rath ausgeführt werden oder unbeachtet bleiben würde.

Ein französischer Journalist hat über den König gesagt: es mag nicht leicht sein, diesem Herrn zu dienen, aber es ist unmöglich ihn nicht zu lieben. Das Urtheil ist treffend genug für einen Fremden, bei näherer Kenntnis und wenn das Dienen auf die wichtigsten Dienste, auf das Rathgeben in entscheidenden Momenten bezogen werden soll, hätte er hinzufügen können: es ist unmöglich bei diesem Herrn einen festen Einfluß auszuüben, obgleich es leicht ist Gehör bei ihm zu finden.

Die Anlage der Schwäche erschöpft die Charakteristik des Entschlusses nicht, der die Katastrophe herbeiführte; die eigentliche Frage, von der die Beurteilung des Urtheils abhängt, muß anders gestellt werden. Ein schwacher zaghafter Egoist hätte an die eigene Sicherheit gedacht; ein engherziges Gemüt wäre sicher davor gewesen, in solchem verhängnisvollen Moment einen so großen Fehler zu begehen. Ein energischer Absolutist würde die zertrümmerten Barricaden und die siebenhundert Gefangenen nicht umsonst aus der Hand gegeben haben; ein vorsichtig berechnender Regent würde jedenfalls sich Zeit zu reiflicher Erwägung gewonnen haben. Der König folgte einem andern Motivo. Es war ihm ein durchaus widerwärtiger Gedanke, seine Unterthanen, seine Residenz in offener Empörung gegen sich zu sehn. Er stieß diesen Gedanken von sich, so unabweislich er auch war, wie er zu thun

liebte, um den Gedanken Bahn zu brechen, die eben seine Seele erfüllten. Aehnlicher Weise war bei dem Tischelerschen Mordanschlag sein erstes Wort gewesen: es ist ein schlechter Spaß! Auch damals wollte er an den bitteren Ernst des Verbrechens nicht glauben und ein Wort des Mörders hatte hingereicht, Vergeben und Vergeben zu erwirken. Die grimmnige Wut derer, welche die Empörung aufstachelten, sah der König nicht, dagegen hörte er die Worte derer, die in verschiedener Weise von Herstellung des Friedens sprachen und die gnte, treue, verständige Gesinnung der großen Majorität der Bürger beteuerten.

Den Kampf abbrechen, dem Blutvergießen Einhalt gebieten, der Treue des Volkes vertrauen, das erschien dem König als ein grandioser Act. Wer wird leugnen mögen, daß es ein edler Gedanke war.

Aber alles was nach der Lage der Dinge erforderlich war, um diesem Gedanken praktisch Geltung zu verschaffen, alles das fehlte.

Unstreitig war die weitüberwiegende Mehrzahl der Bürger Berlins nicht in dem verrätherischen Complot (woran heute noch viele nicht glauben wollen), erwiesener Maßen waren verhältnismäßig nur sehr wenige an dem Kampfe wirklich beteiligt gewesen: ohne Zweifel hätten sehr viele gern die Wiederherstellung der Ordnung übernommen. Aber konnten sie das? Die Gewalt war, sobald die Truppen abmarschierten, in den Händen derer, welche die Straßen und Plätze anfüllten, von denen die Truppen zurückgezogen wurden; sie verschlehten nicht sie zu benutzen; die friedlichen Bürger waren unbewaffnet, ungeordnet, ohne die geringste Organisation, ohne die eine Schar von Menschen eben nichts weiter ist als eine Masse, die immer unbehüllicher wird je mehr sie anwächst. Man teilte Gewehre aus und sprach von Volksbewaffnung und Bürgerwehr; auf der einen Seite des Schlosses begrüßte ein Hoch über das andere den König, von der andern drang eine wütende Rotte in den Hof, schleppte einen Wagen mit Leichen hinein und zeigte da die Revolution in ihrer wahren Gestalt.

So ward das Vertrauen belohnt.

Nie ist ein höherer Gedanke verkehrter ausgeführt, heillos er mißbraucht worden. Bis jetzt ist es unerwiesen geblieben, wer den Befehl zum Abmarsch der Truppen gegeben hat. Des Königs Idee war, daß sie das Schloß und das Zeughaus besetzt halten sollten.

Wie die Portale des Schlosses ohne Thüren dem Publicum offen stehn, so stand nun der revolutionären Willkür der Zugang zur Regierung offen. Das neue Ministerium sah sich jeder legalen Verantwortung entbunden, mit absoluter Vollmacht bekleidet, zugleich aber dem Botum unterworfen, das von der Straßehäufung heraufschallte.

So hatten wir denn die Volkssouveränität in ihrer rohsten, widersinnigsten Form: die Tyrannei der Führer jedes in den Straßen zusammengelaufenen Volksaufens.

Anträge auf Volksbewaffnung waren schon vor dem 18. März auch in Berlin vorgebracht worden, das gehörte ja zum Programm der Regeneration Deutschlands. In keinem Staate konnte dies Verlangen weniger als eine erspriessliche Neuerung angesehen werden als in Preußen, wo seit 1817 die Idee allgemeiner Wehrpflicht und Wehrhaftigkeit in's Werk gesetzt und wo effectiv eine tüchtige Kriegsbereitschaft

vorhanden war; nirgends konnte aber auch mit größerem Recht auf die Anträge erwidert werden: Was Ihr verlangt ist bereits vorhanden und keine Erneuerung nötig, es kann hier nur von einem Supplement zu dem schon Vorhandenen die Rede sein, nämlich Organisation localer Körperschaften, Milizen, Wachen u. zur Unterstützung der königlichen Truppen und zur Sicherung der Ordnung.

Die Existenz einer solchen bürgerlichen bewaffneten Macht kann unverkennbar in unruhigen Zeiten sich als höchst nützlich erweisen. Es ist oft behauptet worden: Carl X. wäre 1830 nicht vertrieben worden, wenn er die Pariser National-Garde nicht aufgelöst hätte; 1848 hat dieselbe die Revolution nicht verhindert; wie man aber auch darüber denken möge, immer bleibt einleuchtend, daß zwischen dem Schaffen und Organisiren einer solchen neuen Institution und dem Gebrauch des bereits Vorhandenen ein gewichtiger Unterschied besteht und daß auch hierüber Salomonis weise praktische Regel: Alles hat seine Zeit! einige Berücksichtigung verdient.

Der Moment, wo die Absicht ziemlich unverholen dahin ging, die Volksbewaffnung den Truppen des Königs gegenüberzustellen, wo die Freischaren bereits als eine von dem Landesherrn unabhängige Kriegsmacht aufgetreten waren, da bedurfte es weder einer übernatürlichen Schergabe noch übertrieben argwöhnischer Aengstlichkeit, um jetzt von der Errichtung einer Berliner Bürgergarde ab- und dazu zu raten mit der Herstellung der Ordnung anzufangen.

Der Magistrat von Berlin scheint auch dieser Meinung gewesen zu sein, überdies auch die Bewaffnung mehr für eine Last als für eine Wohlthat angesehen zu haben, denn er wies die ersten Anträge zurück. Daß er später sich eines Andern besonnen, dürfte wohl nichts gegen die erste Ansicht beweisen und wie er auf andere Gedanken gebracht worden, das lassen wir hier bei Seite.

Wenn anfänglich nur von einem gemeinsamen Aufrechterhalten der Ordnung durch königliche und städtische bewaffnete Macht gesprochen worden war, so gingen die „Wünsche des Volks“ rasch weiter; am 18. Mittags war vor dem königlichen Schlosse nach der Verkündigung des Patents und noch ehe ein Soldat den Schloßplatz betreten hatte, unablässig geschrien „Weg mit dem Militär.“

Wer die eigentliche ganze Wahrheit dieser Absicht hätte aussprechen wollen, hätte sagen müssen: „Nehmt den Soldaten die Waffen, löst die Armee auf, daß sie in der ungeordneten Masse aufgehe, vor allem fort mit den Truppen aus dem Schlosse, entwaffnet die Regierung, brecht die königliche Macht und überlaßt uns (d. h. den Führern die wir selbst nicht kennen) freies Feld für die Dinge, die da kommen sollen!“

Das Aufgehen der bestehenden Ordnung in eine unbestimmte Zukunft fand in der Hauptstadt sofort statt. Die Autorität der Regierung stürzte mit einem Schläge zusammen und der Sturm der Anarchie sauste über die Trümmer durch das Land, das sich selbst regieren sollte, das aber vorläufig absolut gar nicht regiert wurde.

Da jedoch in jeder Menschenseele der „horror vacui“, der Abscheu vor dem leeren Raum, dem Nichts, besteht, woraus die alte Physik eine Menge von Erklärungen gründet, so widerstrebt auch das Bewußtsein absoluter Nichtigkeit denen, die jetzt an's Ruder getreten waren und es bildete sich eine Vorstellung: als ob sie wirklich das Rad des Staatschiffes steuerten, um es vor gänzlichem Untergang



zu retten. Als dieser völlige Untergang wurde die Proclamation der Republik angesehen.

Der König verlasse Berlin nicht — sonst wird sofort die Republik proclamiert!

Nur um gotteswillen alles bewilligt und wo möglich noch mehr als irgend jemandem zu fordern einfällt — sonst haben wir die Republik!

Unfug aller Art ruhig zusehn, oder die Republik. Und wenn Jemand fragt: was denkt Ihr Euch denn unter dem Schreckbild der Republik? so wird er belehrt, daß sich damit der Socialismus, Communismus, Güterteilung, Plünderung und Untergang aller und jeder Ordnung von selbst verstände, daß ein wüthender Haufe von Proletariern, hungernden Arbeitern und solcher, denen es nicht sowohl um Arbeit als um leichteren Erwerb zu thun sei, hinter dem schützenden Wall der Bürgerwehr lauern, um die Stadt und das Land mit allen Greueln zu überschwemmen.

In der ganzen Sammlung vielfach mißverständener, mißdenteter und mißhandelter Ansichten, die man heutiges Tages unter der Kritik „aristokratischer Vorurteile“ zusammenfaßt, um auf breiterer Grundlage mit der Demokratie zu künfteln, giebt es kein ärgeres, falscheres Vorurteil als das, welches die Völker nach dem Wohlstand und der sogenannten Bildung der Individuen klassifiziert und zwischen „anständigen Leuten“ und „Vöbel“ eine Kluft annehmen will, über die der Geldbeutel oder allenfalls auch der Noth eine vermittelnde Brücke baut. Diese einerseits weit-ausgedehnte, andererseits hoffärtig abstoßende exclusive Aristokratie des Besitzes ist in jeder Rücksicht die verkehrteste, auf die jemals das menschliche Geschlecht gekommen ist.

Es ließe sich ein Buch darüber schreiben, um die reiche Fülle von Unrecht und Unfug zu analysieren, der in der Vorstellung steckt, die Menschheit in zwei Klassen, Reiche und Arme, zu teilen, die einen als souveränes Volk, die andern als Heloten anzusehen, als Bestien, die man braucht, heute zum Heben, Schneidern, Hämmern, Graben und Packtragen, morgen zum Kämpfen, Worden und Zerstören; den einen in Pausch und Bogen die politische Reife zum Regieren zuzusprechen, von den andern vorauszusetzen, daß sie zu jeder Unthat fähig und bereit sind.

Die uralte Idee der Gliederung des Volkes in Stände widerspricht dieser heillosen Theorie ebenso entschieden, wie die modernste der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie die ewige Wahrheit, daß Weisheit und Tugend nie eines Stammes und eines Standes ausschließliches Eigentum gewesen sind, sondern in jeder Menschennatur ein gutes und ein böses Prinzip liegt, der Höchste wie der Gemeinste aber zum Bilde Gottes geschaffen ist, und Einer von dem Andern als sein Nächster behandelt, ihm nicht Unrecht gethan werden soll. Die finsternen Dämonen des Hasses und Neides, der Habsucht und Genußsucht haben nicht bloß über das sogenannte „rohe gemeine Volk“ Gewalt. Die Civilisation, Politur und Bildung verschleiern und bemänteln ihre Convulsionen, wodurch der Mensch zu bestialischen Thaten verlockt und verführt wird; gebändigt und überwunden werden sie nur durch die Vernunft und das Gewissen, wodurch das Ewige und Göttliche Eingang in einer Menschenseele gewinnt. Im Reiche Gottes gilt kein Censur und kein Privilegium, am allerwenigsten das des Geldes. In dieser unvollkommenen Welt wird es aber immer Unterschied unter den Menschen geben, was man ihnen auch von Gleichheit

vorreden möge und die Regierung, sie möge monarchisch oder demokratisch tituliert werden, wird immer die äusseren, materiellen Unterschiede anerkennen müssen, wenn sie auch von keinerlei Standesprivilegien hören will. Da sie die moralischen Unterschiede nicht taxieren kann, so wird der Besitz immer eine gewisse Macht verleihen und es wird immer eine Verkehrtheit bleiben, den Schwachen die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten übergeben zu wollen. Die Schwachen, sowohl im moralisch intellectuellen wie im materiellen Sinn zu schützen, ist die Pflicht der Regierung; sie zu Instrumenten und Figuranten in einer Gaukelei zu brauchen, ist eine ärgere Verletzung des unveräußerlichen Menschenrechtes, als jemals ein Prohibitionsdienst gewesen ist, bei dem der Herr den Knecht wenigstens nicht belog noch zum Narren hielt. Zu solchem Scheinwert wird aber das Deutsche Volk von den Aufwieglern dormalen heillosen mißbraucht, wie es kaum ein ähnliches Exempel in der Weltgeschichte giebt und die kommende Zeit wird die ganze Fülle deutscher Langmut aufwenden müssen, um eine bill of indemnity für diesen Mißbrauch zu bewirken.

## Gewitter und Nordlicht.

Eine physikalische Skizze von P. Bramm.

Unter der Fülle der wechselnden Naturerscheinungen, welche unsere Atmosphäre bietet, giebt es kaum zwei verschiedenartigere als das Gewitter und das Nordlicht. Wenn der wolkenlose Nachthimmel des hohen Nordens in dem stillen wunderbar unstäten Glanze des Polarlichtes erglüht, so erinnert nichts an den grellen Blitz, nichts an den Donner, der das Rauschen des Gewittergusses überläutet. Und doch drängt die fortschreitende Erkenntnis beider Naturereignisse immer mehr dahin, in ihnen nur einen und denselben Vorgang zu vermuten, beiden einen gleichen Ursprung zuzusprechen und ihre Verschiedenartigkeit auf Umstände zurückzuführen, welche als verhältnismäßig unwesentliche angesehen werden müssen.

Beide Erscheinungen haben, da sie sich wie von selbst der Beobachtung aufdrängen, von alter Zeit her mannigfaltige Erklärungen erfahren, welche von den entgegengesetztesten Ausgangspunkten aus zu ihrem Ziele gelangen wollten. Von dem Gewitter war allerdings die elektrische Natur seit langen Jahren bekannt; hier war es nur der Ursprung so gewaltiger Mengen freier Electricität, was den Nachdenken der Wetterkundigen und Physiker unausgesetzt reichen Stoff zu Vermutungen und Hypothesen gab. Ueber der Natur des Nordlichts dagegen lagert bis heute noch ein gewisser Schleier des Geheimnisses und es ist hier Wesen und Ursache der Erscheinung zu gleicher Zeit, die der Erklärung bedürfen. Die Mehrzahl der Physiker ist nun auch hier der Meinung, daß das Nordlicht elektrischer Natur sein müsse, eine Ansicht, für welche die bemerkenswerten Schwankungen der Magnetnadel beim Ausbruch und während der Dauer eines Nordlichtes einen durchschlagenden Grund abgeben. Dies ist besonders durch die Resultate der jüngsten, mit allen dazu nötigen Instrumenten ausgerüsteten Nordpolexpeditionen

anßer Zweifel gestellt, wenn auch durch zahlreiche Beobachtungen an den fast täglich in jenen Regionen auftretenden Polarlichterscheinungen nachgewiesen ist, daß der so sehr betonte Einfluß des Nordlichts auf die Magnetnadel von sehr verschiedener Stärke ist. „Während ruhige Lichtbogen die Nadel wenig oder gar nicht afficirten, geschah dies bei unruhiger Entwicklung und raschem Aufschließen der Strahlen in hohem Maße, besonders wenn sie mit prismatischen Farbeneffecten anstraten.“ So erzählt uns J. Payer in seinem ebenso lehrreichen wie schön geschriebenen Bericht über die österreichische Polarexpedition, und bestätigend sagt er an einer andern Stelle: „Die magnetischen Störungen stehen in engstem Zusammenhang mit dem Nordlichte und sind um so größer, je zudender und rascher die Strahlenbewegungen und je intensiver die Farben derselben sind.“ Da nun die Magnetnadel durch elektrische Vorgänge in ihrer Umgebung auf das lebhafteste in Bewegung versetzt wird, niemals aber durch bloße Beleuchtungen von in der Luft schwebenden Stofftheilchen — wodurch man das Nordlicht auch glaubte erklären zu können — beeinflusst werden kann, so wird hierdurch die elektrische Natur des Nordlichts durchaus wahrscheinlich gemacht, was auch noch durch spektroskopische Vergleichung seines Lichtes mit elektrischem Glühlicht wesentlich bestätigt wird. Der große Einfluß, den ein sich entwickelndes Nordlicht auf die Magnetnadel ausübt, führte schon frühere Beobachter darauf, anzunehmen, daß die erdmagnetische Kraft unseres Planeten dabei mit im Spiele ist. Alexander v. Humboldt gründete hierauf seine Theorie des Nordlichts, welche wie alles von ihm Geschriebene festsetzt, ja für den Augenblick einleuchtet und befriedigt, die aber doch, so wesentlich richtige Elemente darin sein mögen, nicht Dauer haben konnte. „Wenn Hally nur als eine gewagte Vermutung aussprach, daß das Nordlicht eine magnetische Erscheinung sei“, lesen wir im Kosmos, „so hat Faraday's glänzende Entdeckung einer Lichtentwicklung durch magnetische Kräfte jene Vermutung zu einer empirischen Gewißheit erhoben. Es giebt Vorboten des Nordlichts. Bereits am Morgen vor der nächtlichen Lichterscheinung verkündigt gewöhnlich der unregelmäßige stündliche Gang der Magnetnadel eine Störung des Gleichgewichts in der Verteilung des Erdmagnetismus. Wenn diese Störung eine große Stärke erreicht, so wird das Gleichgewicht der Verteilung durch eine von Lichtentwicklung begleitete Entladung wiederhergestellt. Das Nordlicht ist dann nicht als eine äußere Ursache der Störung anzusehen, sondern vielmehr als eine bis zum leuchtenden Phänomen gesteigerte tellurische Thätigkeit, deren eine Seite das Leuchten, die andere Seite die Schwingungen der Nadel sind. Die prachtvolle Erscheinung des farbigen Polarlichtes ist der Act der Entladung, das Ende eines magnetischen Ungewitters.“

Wir haben die Hauptmomente in Humbolts Theorie ausführlich wiedergegeben, weil sie für lange Zeit die Meinungen beherrschte. Den Mittelpunkt darin bildet die magnetische Thätigkeit des Erdballs, welche wie die Gemüthsstimmung eines Menschen, sich steigert und wieder senkt. Wir setzen einen Aufruhr der inneren tellurischen Kräfte — wie das Schwanken der Magnetnadel lehrt — sich vorbereiten, in dem Ausbruch einer Lichterscheinung seinen Höhepunkt erreichen, sich erschöpfen und wieder zur Ruhe kommen. Eine Antwort auf die Frage nach dem Grunde des Aufruhrs, der Störung des magnetischen Gleichgewichts wird nicht gegeben, ja die Frage selbst nicht einmal erhoben. Ein poetisch aus-

geschmücktes Bild entfaltet sich vor uns, wie es mit vollem Recht seine Stelle in einem „Naturgemälde“ verdient, wo es sich nicht sowohl um Erklärung als um Schilderung der Erscheinungen handelt. Das war auch nicht der Sinn der glänzenden Entdeckungen Faraday's, daß eine magnetische Thätigkeit sich bis zum Leuchten steigern könne, sondern, daß die durch magnetische Kräfte hervorgerufenen elektrischen Ströme ihrerseits benutzt werden können, um Lichtphänomene herbeizuführen. Wir werden daher auch sehen, daß in der That das Nordlicht als äußere Ursache der Störungen in dem Gange des Compasses anzusehen ist, daß das Leuchten das Wesentliche ist, während die Unruhe der Magnethadel nur als begleitende Erscheinung auftritt.

Giebt uns also auch die Ansicht Humboldt's keinen festen Boden unter unsere Füße, so ist doch die Benennung, welche er dem ganzen Vorgang giebt bemerkenswert. Er nennt ihn ein magnetisches Ungewitter, und stellt zwischen ihm und dem eigentlichen Gewitter mannigfache Vergleiche an. Solche Vergleiche sind sorgfältiger und zahlreicher von dem Genfer Physiker de la Rive ausgeführt, wodurch das Nordlicht immer enger mit dem eigentlichen Gewitter in Berührung gebracht wurde, so daß es schon nicht mehr befremden konnte, dieses letztere, wegen seiner abweichenden Häufigkeit in den heißen Zonen, als Aequatoriallicht dem Nordlichte gegenübergestellt zu sehen. Die Analogie der Benennung bringt ja nun freilich noch keine eigentliche Verwandtschaft der Erscheinungen zur Evidenz, aber sie führte doch immer mehr darauf, die besonderen Verhältnisse in dem Auftreten der einen und der andern aufeinander zu beziehen und in diesen Beziehungen dem in der That vorhandenen Gehalt von Gesetzmäßigkeit nachzuspüren. Das wichtigste und für die nachher darzustellende Theorie der beiden elektrischen Erscheinungen auch bedeutungsvollste Ergebnis war dabei dies, daß Gewitter und Nordlicht derart in einem gegensätzlichen Verhältnis zu einander stehen, daß da, wo die Gewitter am häufigsten sind, die Nordlichter ausbleiben, nämlich in den Tropen, oder doch zu den größten Seltenheiten gehören, dagegen da, wo die Nordlichter den Himmel beherrschen, wie in der arktischen und antarktischen Zone, Gewitter kaum jemals beobachtet werden. Die Zwischenzonen teilen sich in beide Erscheinungen, so doch, daß die Gewitter um so häufiger sind je südlicher die Gegend ist und umgekehrt.

Diese Gegensätzlichkeit beider Erscheinungen ist nun in der That keine bloß scheinbare, sondern eine durch die Beschaffenheit der Atmosphäre in den Polarregionen und am Aequator, sowie durch die Richtung der Magnetkraft der Erde in diesen Gegenden bedingte und findet dadurch ihre Lösung, daß der den Erscheinungen zu Grunde liegende Vorgang in zwei verschiedenen Formen auftreten kann, nämlich entweder als Nordlicht oder als Gewitter, wie der schwedische Akademiker Eklund nachzuweisen vermochte.

Um die Einzelheiten dieser jüngsten\*), mit soviel Glück verfochtenen Theorie der gemeinsamen Natur beider meteorologischen Prozesse besser beurteilen zu können, muß hier an die beiden Arten von Elektrizitäten erinnert werden, die positive und die negative, auch Glas- und Harzelektrizität genannt, da erstere im

\*) Es muß erwähnt werden, daß schon 1855 der Gymnasial-Professor Spiller in Fosen eine ähnliche Theorie aufstellte.

Gläse austritt, wenn man es mit Seide, letztere im Siegellack, wenn man ihn mit Flanell reibt. Die Haupteigenschaften beider, soweit sie hier beachtet werden müssen, sind folgende: Sie ziehen sich gegenseitig an und jede erzeugt in den ihr zugewendeten Oberflächen von Körpern, welche die Electricität fortzuleiten im Stande sind, Electricität der entgegengeetzten Art.

In der Luft finden sich stets große Mengen meist positiver Electricität und zwar in den unteren Luftschichten sowohl wie in den allerhöchsten, so daß man sich die ganze Atmosphäre mit Electricität wie durchtränkt vorstellen muß. Sobald Wolkenbildung eintritt, breitet sie sich auf der Oberfläche der Wolken aus, und sammelt sich hier in größeren Massen an. Welche Quantitäten von Electricität sich in der Luft befinden können, beweist jedes Gewitter, aber man hat auch von Reisenden z. B. aus den Steppen Südafrikas die merkwürdigsten Berichte über ganz ungewöhnliche elektrische Funkenerscheinungen selbst bei völlig trockenem Wetter.

Die Ursache des Auftretens solcher Electricitätsmengen liegt nun nach Edlund in der Umbrehung der Erde um ihre Ase. Es kann nämlich unsere Erde als ein großer um seine Längsaxe sich drehender Magnet angesehen werden. Denn wenn auch der geographische Nord- und Südpol nicht zusammenfällt mit den sogenannten magnetischen Polen, das heißt mit denjenigen Orten der Erdoberfläche, an welchen eine frei in ihrem Schwerpunkte aufgehängte Magnethaube mit einer ihrer Spitzen gerade senkrecht nach unten weist, so ist die Differenz zwischen der Lage beider, so erheblich sie an sich sein mag, doch unwesentlich, sobald es sich nur um die allgemeinen Züge einer Erklärung der Erscheinungen handelt. Ein um seine Ase rollender Magnet besitzt nun, sobald er in einer für Electricität leitenden Hülle steckt, oder sobald man eine Stelle seiner Oberfläche mit einem seiner beiden Enden in leitende Verbindung setzt, sehr merkwürdige Eigenschaften, er übernimmt die Rolle eines Electricitätserzeugers. Diese wichtige Eigenschaft, deren Entdeckung wir Faraday, dem großen englischen Physiker verdanken, ist es, von welcher Edlund ausgeht, um aus ihr die Electricität unserer Atmosphäre zu erklären. Die Luft umgiebt nämlich die Erde wie eine Hülle und vermag namentlich in ihren höheren dünneren Regionen die Electricität leicht fortzuleiten. Es sind also bei unserer Erde alle Bedingungen zur Erzeugung großer Massen freier Electricität vollständig vorhanden. Wir müssen uns hiernach vorstellen, daß in Folge der Aredrehung des Erdmagneten von allen Punkten der Erdoberfläche ein unausgesetztes Strömen positiver Electricität in der Luft stattfindet. Daß dieselbe positiver Art ist, hängt von der Drehung der Erde von West nach Ost ab und würde entgegengeetzter Art sein, wenn die Drehung der Erde nach der entgegengeetzten Richtung vor sich ginge.

Diese von allen Endpunkten in die Höhe steigende Electricität hat das Bestreben, nach den Polen hin abzuströmen und zwar, je näher ihre Ursprungsstelle den Polen schon liegt, um so mehr. Die am Aequator aufgestiegene Electricität besitzt eine solche Tendenz am wenigsten, sie sammelt sich in den über ihrem Ursprung stehenden Luftschichten an und erreicht bald eine große Dichte. Daß die aufgestiegene Electricität nach den Polen hin abgeführt wird, namentlich die von den Flächen der gemäßigten Zone entsprungene, hat seinen Grund wohl haupt-

jächlich in der anziehenden Kraft des Erdmagnetismus, welche sich auch auf Electricität bemerklich macht. Diese anziehende Kraft des Erdmagnetismus vermag am wenigsten im Aequatorialgürtel, da sie hier horizontal gerichtet ist, und läßt also die hier aufgestiegene Electricität fast gänzlich unbeeinflusst.

Wir finden daher in den Aequatorialgegenden eine sich immer mehr verdichtende Electricitätsmenge in der Luft. Andernseits müssen wir uns einen, namentlich aus den gemäßigten Zonen stammenden nach Norden fließenden Strom von Electricität vorstellen, welcher sich je mehr er den Norden erreicht, nur um so mehr zusammendrängt und verdichtet. In beiden Fällen wird die Luft bis in die obersten Schichten mit Electricität erfüllt sein.

Überall nun, wo freie Electricität wirksam wird, erweckt sie, wie erwähnt, an der Oberfläche benachbarter Gegenstände Electricität der entgegengesetzten Art. So auch die Luستهlectricität. An der Erdoberfläche wird durch die in der darüber befindlichen Luft verbreitete positive Electricität negative erzeugt, die sich dann an hervorragenden Stellen besonders aufhäuft. Hierdurch tritt ein Bestreben in Kraft, welches auf Verbindung beider Electricitäten, auf einen Ausgleich der getrennten, auf eine Verminderung der freien Electricitäten hinczielt. Es ziehen sich die positive und negative Electricität gegenseitig an und so kommt es, daß die Bewegung der nach den Polen abfließenden Electricitätsmengen immer mehr ins Stocken kommt, je mehr sich durch die größere Verdichtung der strömenden positiven Electricität negative an der Erdoberfläche aufhäuft und ihre anziehende Kraft auf die strömende ausübt. Es wird hier bald eine Gegend erreicht, wo durch die Gegenwirkung der negativen Electricität an der Erdoberfläche die positive der Luft zum Stillstand gebracht wird, eine Gegend, die namentlich für Nordlichter bedeutungsvoll ist, es ist die Gegend der größten Häufigkeit der Nordlichter.

Der elektrische Zustand der Atmosphäre und der Erdoberfläche ist sonach ein solcher, daß, wo nur immer die Bedingungen für den Ausgleich der freien Mengen verschiedenartiger Electricitäten vorhanden sind, dieser auch sofort erfolgt. Die Bedingungen dazu sind aber in den Aequatorialgegenden sehr verschieden von denen in den Polarregionen. Es genügt schon auf die allgemeinsten meteorologischen Charaktere beider Erdregionen hinzuweisen, um sich von jener Verschiedenheit schnell zu überzeugen. Die in dem Lustmeer ablaufenden Prozesse wiederholen sich in den Tropen Jahr für Jahr mit großer Regelmäßigkeit und in der trockenen Periode, sowie in der der tropischen Regen, bietet selbst ein Tag nahezu dieselbe Reihenfolge der Erscheinungen wie der andere. Mit unveränderlicher, fast bis auf die Stunde pünktlicher Genauigkeit verdichten sich während der letztgenannten Periode die in der Luft vorhandenen Wasserdunstmassen zu schweren Gewitterwolken und der Regen strömt herab, bis gegen Abend der Himmel sich wieder aufheitert. Diese Wolken sind die Träger der Luستهlectricität geworden. Auf ihrer Oberfläche sammelt sich die in den oberen Luftschichten ausgehäufte Menge derselben und erwartet begierig den Moment des Ausgleichs mit der an der Erdoberfläche befindlichen entgegengesetzten. Die warme relativ trockene Luftschicht zwischen Wolke und Erde bildet anfangs noch einen Wall zwischen beiden und nur, wenn die Spannung zu groß ist, durchbricht noch vor Ausbruch des Regens hier und da ein mächtiger Blitzstrahl die hemmende Luftschicht. Zu der

Regen im Strömen, so stellen die Wassertropfen eine Art von Brücke her und die Hindernisse der dazwischen liegenden Luft werden leichter überwunden; Blitz folgt auf Blitz und die aufgesammelten Massen freier Electricität werden geringer, um am nächsten Tage in denselben großartigen Maßstabe wieder vorhanden zu sein. So wird der Regenguß zum Gewitter, indem sich der Ausgleich der beiden Electricitätsarten an denselben anschließt und überall, wo auch in unseren Breiten ein Gewitter sich auslebt, ist es zusammengesetzt aus zwei verschiedenen Erscheinungen, der rein meteorologischen der Wolkenbildung und dem durch die Erzeugung leitender Wolkenflächen begünstigten Ausgleich positiver Luft- und negativer Erd-*Electricität*.

Durchaus verschieden hiervon ist der Ablauf des Processes in den Polarregionen. Hier ist nicht die Rede von einer durch Erhitzung und Sonnenbrand für *Electricität* undurchdringlich gemachten Luft. Vielleicht ist es hier Tag aus Tag ein möglich, daß sich die in der Luft aufgehäuften *Electricität* still und ganz allmählich mit der durch Begegnung derselben auf der Erdoberfläche erzeugten *Electricität* ausgleicht. Geschieht dies nun auch bis in die oberen dünneren Luftregionen hinauf, so tritt dabei ein ganz besonderes Phänomen auf und dieses ist das Nordlicht.

Es wird nämlich beobachtet und ist durch viele Versuche hinlänglich bestätigt, daß verdünnte Luft, welche von *Electricität* durchströmt wird, ins Glähen kommt und daß dabei eigentümliche Streifen und Bänder auftreten. Ein solches Glählcht ist das Nordlicht und zeigt uns den elektrischen Ausgleichsprocess in den höheren dünneren Luftschichten an. Auf die dabei auftretenden glühenden Luftsäulen, sitzt, da sie durch und durch elektrisch sind, die magnetische Richtungskraft der Erde einen sehr bedeutsamen Einfluß aus und so bemerkt man, wenn sie sich zur sogenannten Krone sammeln, dieses in demjenigen Punkte des Himmels geschieht, nach welchem die im Schwerpunkt frei aufgehängte Magnetnadel hinweist. Es ist bereits oben erwähnt, daß nicht die Pole selber die Orte der häufigsten Nordlichter sind, es treffen vielmehr die günstigsten Bedingungen für einen in den höheren Luftschichten vor sich gehenden elektrischen Glähprocess in einem breiten Gürtel der Atmosphäre ein, welcher sich in einem Abstände von etwa 27 geographischen Breitengraden, um den magnetischen Nordpol hinzieht, für den Südpol ist die entsprechende Gegend unbekannt. Je näher nun ein Ort jenem Gürtel der größten Häufigkeit der Nordlichter liegt, um so mehr Nordlichter und um so weniger Gewitter besitzt er im Jahre, und umgekehrt, je weiter ein Ort von diesem Gürtel nach den Tropen zu gelegen ist, um so gewitterreicher und nordlichtärmer wird er sein. Da nun der magnetische Nordpol nahe der amerikanischen Nordküste liegt, so erstreckt sich jener Gürtel tief in den amerikanischen Continent hinein, berührt aber Europa nicht und so ist es erklärlich, warum namentlich in Mitteleuropa die Nordlichter zu den selteneren Naturerscheinungen zählen, häufig dagegen Gewitter beobachtet werden.

## Rußland und seine „Grenzmarken.“

### III.

Wenn uns die Beziehungen Rußlands zu Polen und den Ostseeprovinzen teils vom politischen, teils vom nationalen Standpunkt unmittelbar interessieren, so hat dies Verhältnis des Reiches zu seinen sonstigen „Grenzmarken“ für den Nichtrussen nur akademische Bedeutung. Wir dürfen uns also auf allgemeine Bemerkungen beschränken.

Am nächsten steht uns Finnland. Auch hier hat germanische, wenn gleich nicht deutsche Cultur geschaffen, was dem russischen Staat die Gewinnung des kalten und unfruchtbaren Landes wertvoll machen konnte. Das finnische Element, welches das wesentliche Object dieser civilisatorischen Leistung des schwedischen Colonialismus abgab und noch heute abgiebt, hat der herrschenden „Finnomanie“ zum Troß bis zu diesem Augenblicke dazu nichts Remmerswertes beigetragen. Gleichwohl scheint der Patriotismus der schwedischen Finnländer selbst vielfach nicht abgeneigt, dem Naturboden, auf dem sie wirken, das Resultat der Arbeit selbst zu opfern: ohne ihre Mitthätigkeit wäre die „Finnomanie“ nichts als ein leerer Schemen ohne Kraft und Bedeutung.

Auf die Tragweite dieser Erscheinung kommen wir zurück; hier sollte nur die Thatsache constatirt werden. Das Einzelne der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Rußland und Finnland brauchen wir an dieser Stelle nicht darzulegen. Hinlänglich ist bekannt, daß Finnland mit dem Reiche nur die Person des Kaisers gemeinsam hat, während es Rußland im Uebrigen als ein fremder Staat gegenübersteht, selbständiger noch, als z. B. Ungarn innerhalb der habsburgischen Gesamtmönarchie gestellt ist. Sieht sich der magyarische Patriotismus immer noch durch Zoll- und Handelsbündnis, gemeinsames Heer und zum Teil wenigstens gemeinsame Finanzen in seinen „edelsten Gefühlen getränkt“, so ist der Finnländer seit geraumer Zeit auch dieses Kummers enthoben. Die Zuorkommeneheit des Parentums hat aus Finnland nicht nur ein besonderes Zollgebiet gemacht; es ist ihm sogar ein eigenes Münzsystem zugestanden worden: die Russen haben Recht, wenn sie klagen, daß sie in Finnland nicht mehr zu Hause seien als in China oder Japan. Und doch beginnt die finnische Grenze unmittelbar vor den Thoren von Petersburg.

Zur Erklärung dieses merkwürdigen Standes der Dinge wiesen wir auf das energische Nationalgefühl hin, welches die Finnländer erfüllt. Damit reichen wir indessen nicht aus. An glühendem Patriotismus lassen es auch die Polen nicht fehlen, und doch hält man ihnen gegenüber auch heute noch an Russificierungsplänen fest, von denen mau Finnland gegenüber noch nichts hat verlauten lassen.

Finnland hat allerdings nie revoltiert, dafür ist seine Schwäche aber offenkundig, und es ist nicht russische Art, die „guten Kinder“ mit besonderer Freundlichkeit zu behandeln. Auch Rücksicht auf Schweden kann nicht maßgebend sein,



denn weder ist Schweden, das vor Russenfurcht vergeht, ein gefährlicher Gegner, noch besteht zwischen ihm und Finnland sonderliche Sympathie.

So fällt es in der That schwer, objective Gründe für die an sich sehr geschickte Politik der Mäßigung zu entdecken, die man in Petersburg Finnland gegenüber von jeher, besonders aber seit dem Orientalischen Kriege beobachtet hat, während die andern Grenzmarken von diesem Zeitpunkte an — oder doch bald nachher — nach dem entgegengesetzten Grundsätze behandelt worden sind. Vielleicht trifft man eher das Richtige, obwohl auch dies nur Vermutung bleibt, wenn man vorwiegend an subjective, persönliche Momente denkt. Die Finnländer haben es stets verstanden, sich in Petersburg in gewisser Weise unentbehrlich zu machen; ohne Frage sind sie darin den baltischen Deutschen überlegen, obschon auch diese, wie wir wissen, bis fast in die Gegenwart hinein, vielfach eine sehr bedeutsame Rolle gespielt haben. Wir erinnern nur an den Grafen Wendendorff, der unter Nicolaus I., besonders zu Anfang der vierziger Jahre, als Chef der Gendarmarie (politische Polizei) als allmächtiger Günstling galt. So feste und dauernde persönliche Beziehungen zum Herrscherhause, wie es die der finnländischen Grafen Adlerberg geworden, sind hieraus indessen nicht erwachsen. Weder Nicolaus I., noch sein Nachfolger Alexander II. haben sich von diesen Herren zu trennen vermocht; Männer, die freilich nie für hervorragende Politiker galten, im Stillen aber doch mehr Einfluß geübt haben müssen, als die Welt ahnt und vermutlich je erfahren wird.

Daß die Anwendung dieses Einflusses im Interesse der finnländischen Heimat nicht ihrem eigenen Antriebe entsprungen ist, daß sie vielmehr Werkzeuge begabterer, aber dem Hofe weniger nahestehender Landaleute gewesen sind, bezweifeln wir nicht. Für die Sache selbst kommt darauf aber nicht viel an. Mit dem Tode Alexander II. hat der Adlerberg'sche Einfluß übrigens fast unmittelbar aufgehört; es muß sich nun bald zeigen, ob die Finnländer an ihm etwas Wesentliches verloren haben. Bis jetzt sieht es nicht so aus: die Bestätigung der finnländischen Privilegien ist eine der ersten Regierungshandlungen Alexanders III. gewesen. Nur scheinbar spricht das indessen gegen die oben entwickelte subjective Erklärung der Ausnahmestellung Finnlands. Wenn Alexander III. die Politik seines Vaters und Großvaters in diesem Punkte fortsetzt, so braucht sich das bei ihm nicht aus persönlichen Gründen zu erklären; er ist urteilsfähig und unbefangen genug, um es im „wohlverstandenen Interesse“ des Reiches zu ertragen, daß er in Finnland nur „konstitutioneller Großfürst“ ist, während er sich nicht entschließen kann, in Rußland selbst dem Absolutismus des Parentums zu entsagen.

Erscheint es somit nicht schlechtthin unverständlich, daß die russische Staatsraison, oder wie man es nennen will, vor der Sonderstellung Finnlands ohne eigentliche objective Veranlassung Halt macht, so bleibt es räthselhaft, daß auch der „nationale“ Chauvinismus im Ganzen und Großen dieses Verhältnis respectiert. Hier und da zwar kommen in der russischen Presse Angriffe auf die Selbständigkeit der Finnländer vor, sie zeichnen sich aber stets durch eine sonst ungewohnte „Zartheit“ aus und verschünnen immer bald wieder. Die Regel ist Schweigen. Man will allerdings auch hier von subjectiven Erklärungsgründen eigener Art wissen; es wird davon gemaunelt, daß die Finnländer die Kosten nicht scheuen, um die

Residenzorgane bei guter Laune zu erhalten. Doch sind das nur Vermutungen, für die sich ebenso wenig Belege beibringen lassen, als für die Wirkungen des Adlerberg'schen Einflusses in den maßgebenden Kreisen. Wie dem aber auch sein möge, die geschichtliche Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Finnland nicht immer die rücksichtsvolle Behandlung erfahren wird, deren es sich heute erfreut. Allerdings kommt ihm zu statten, daß es formell nie ein integrierender Teil des Reiches gewesen ist, stets für einen selbständigen Staat gegolten hat, und groß genug ist, um selbst in den Augen der in diesem Punkte an weitgehende Ansprüche gewöhnten Russen hierzu berechtigt zu sein. Entscheidend sind jedoch diese Momente in den Augen des Moscovitertums nicht, dessen Radicalismus, wenn er sich auf einen bestimmten Punkt geworfen hat, keine Grenzen kennt, am wenigsten aber geneigt ist, geschichtlichen Thatfachen pietätvoll zu begegnen. Die Finnländer wissen das sehr gut und sind deshalb mitten in ihrem Glücke keineswegs so unbesorgt, als es nach außen wohl den Anschein hat. Damit hängt es zusammen, daß sie stets abgelehnt haben, mit den Ostseeprovinzen, sei es in der unverfäglichsten Weise, gemeinsame Sache zu machen, oder auch nur das leiseste Interesse für das Schicksal derselben zu verraten. Auf baltischer Seite hat es an Anknüpfungsversuchen nicht gefehlt; immer aber sind dieselben mit kühler Entschiedenheit zurückgewiesen worden. Finnland glaubt nur so lange sicher zu sein, als es den Charakter einer durchaus eigenartigen politischen Existenz festhält, die mit keiner anderen irgend etwas zu teilen hat und lediglich nach den Grundbedingungen dieses aparten Daseins beurteilt und vor allem behandelt sein will. Die Erfahrung hat diesem klugen Egoismus bis jetzt Recht gegeben; es denkt auch Niemand mehr daran, die Kreise der Finnländer zu stören; man mißgönnt ihnen nicht, daß sie besitzen, was man selbst trotz des gleichen Anspruchs vergebens zu erlangen bestrebt gewesen ist und nun seit geraumer Zeit schon aufgegeben hat.

Indessen, wie sehr die Deutschen der Ostseeprovinzen geneigt sind die staatsmännische Geschicklichkeit anzuerkennen, mit der die Finnländer ihre Selbständigkeit zu wahren wissen, den Eindruck haben sie doch, daß man sich jenseits des Finnischen Meerbusens neuerdings in Bahnen bewegt, die sich höchst wahrscheinlich mit der Zeit als Irrwege herausstellen, d. h. grade dahin führen werden, wohin man nicht gehen will: in die Arme Rußland's. Wir meinen die schon erwähnte „Finnomanie“ d. h. das Bestreben auf Kosten der historisch-schwedischen Cultur-entwicklung des Landes eine naturalistisch-finnische ins Leben zu rufen und auf diesem Wege „ein Volk“ zu werden. Schon das Wohlbehagen, mit dem man in Rußland diesen Bemühungen zusieht, sollte die Finnländer belehren, daß sie hierbei nicht von ihrem bewährten politischen Instincte beraten sind. Im geschichtlichen Sinne sind sie längst, was sie künstlich werden möchten. Schweden wie Finnen überbieten sich in den Aeußerungen eines nicht immer geschmackvoll ausgestatteten Patriotismus, das Nationalgefühl steht eher zu hoch als zu niedrig, es zeichnet sich mehr durch engherzige Abgeschlossenheit, als durch kosmopolitische Allerweltsfreundlichkeit aus. In diesem Punkte bleibt jedenfalls nichts zu thun; man kann zufrieden sein. Wenn etwas dazu angethan ist diese stolze Einigkeit zu stören, so ist es dieselbe „Finnomanie“, die sie angeblich auf umerzhütterliche Grundlagen stellen soll. In der That teilt sich das heutige Finnland bereits in zwei Lager, die sich

im Innern voll heftiger Erbitterung gegenüberstehen, wenn sie auch nach außen, d. h. nach Rußland hin, noch zusammenhalten. Im Allgemeinen überwiegt im Adel und dem gebildeten Bürgertum bis jetzt der schwedische Standpunkt, obwohl man auch hier bereit ist, dem Finnischen die Gleichberechtigung einzuräumen. Dagegen zeichnet sich die Geistlichkeit, die im finnländischen Landtage nach altem schwedischen Herkommen eine eigene Curie bildet, durch extrem finnische Gesinnung aus und bietet dadurch der natürlich begründeten „Finnomanie“ des Bauernstandes einen Rückhalt, ohne den derselbe bei seiner geistigen Unselbständigkeit wenig für seine Sache zu thun vermöchte.

Noch ist es dieser Agitation nicht gelungen, das thatsächliche Uebergewicht des Schwedischen zu brechen, wie sich am deutlichsten bei großen officiellen Veranstaltungen zeigt, z. B. also bei der vorjährigen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Abo, wo im allgemeinen schwedisch verhandelt wurde, so daß ein bei dieser Gelegenheit gehaltenen finnischen Vortrag besondere Erwähnung fand. Ob es der naturalistischen Unvernunft mit der Zeit nicht dennoch gelingt, dem „nationalen Idiom“ den unbedingten Vorrang zu sichern, muß abgewartet werden. Die Folge müßte sein, daß die finnische Cultur, (denn unter solchen Umständen könnte von einer finnländischen nicht mehr gesprochen werden) die als solche keine Selbständigkeit besitzt und für die civilisatorische Entwicklung der Welt nichts bedeutet, in der Achtung der letzteren entsprechend sämte und damit auch Rußland gegenüber an innerer Widerstandskraft verlore. Die Weiterblickenden unter den „Finnomanen“ verhehlen sich das nicht; statt aber den selbstverständlich scheinenden Schluß daraus zu ziehen, daß Finnland beim Schwedischen bleiben müsse, streiten sie darüber, welche andere Kulturprache, die deutsche oder französische an die Stelle desselben gesetzt werden könnte. Früher überwog die Sympathie für Frankreich; in neuerer Zeit scheint man sich dem übrigens auch jetzt nicht eben beliebten Deutschland zuzuwenden. Entschieden ist aber noch nichts, und wahrscheinlich wird es auch nie zu einer durchgreifenden Entschließung kommen.

Wo das geschichtlich Gewordene ohne Not aufgegeben wird, da tritt naturgemäß die Willkür der Parteien wie des Einzelnen an die Stelle des gemeinsamen Gutes, das eben als solches die Stärke civilisatorischer Centren bildet. Den Finnländern, wenn sie bei ihrer verkehrten Auffassung beharren, wird diese Erfahrung nicht erspart bleiben. Sind sie einmal ein Volk von Bauern mit einer Winkelsprache geworden, so wird sie die immer mangelhaft bleibende Kenntnis eines fremden Idioms nicht davor bewahren, in die Roheit und Uncultur zu versinken, die mit der Loslösung von dem Zusammenhang der großen Geistesströmung der Zeit unzertrennlich ist. An diesem Punkt aber wird die russische Propaganda einsetzen und sie wird es mit Erfolg thun können, weil sie dem Finnentum ebenso sehr überlegen ist, als sie hinter der schwedischen Geistesbildung zurücksteht.

Was Rußland sonst an „Grenzmarken“ besitzt, kommt vom Standpunkte abendländischen Culturwesens kaum in Betracht. Vielsach neigt man sich sogar der Ansicht zu, daß Rußland selbst dort dieses Interesse vertritt, wenn es „assimilierend“ vorgeht. Das ist doch nur in sehr beschränktem Maße wahr, d. h.

nur in Centralasien etwa und vielleicht im Kaukasus. Wir kommen darauf zurück.

Sehr zweifelhaft dagegen bleibt es, ob die fortschreitende äußere Russifizierung der finnisch-tatarischen Stämme im Osten des Reiches, d. h. etwa innerhalb der Grenzen des ehemaligen „Tartars“ Kasin einen wirklichen Fortschritt der Civilisation bedeutet. Die Kenner sind nicht abgeneigt, vielfach an das Gegenteil zu glauben; namentlich weil die Christianisierung dieser zum Teil noch heidnischen, zum Teil mohammedanischen Massen, in einer unglaublich äußerlichen Weise betrieben wird, d. h. thatsächlich nur in den Acten des „heiligt dirigierenden“ Synod zu St. Petersburg existiert, der die eifrigen Popen nach Maßgabe der politischen Köpfe zu belohnen pflegt; man kann das alles in der russischen Presse angebeutet finden. Um so sicherer ist dagegen die „reale“ Einwirkung, die der mit den Russen allenthalben einziehende Branntwein auf die neugewonnenen „Brüder“ übt. Uebrigens steht der „orthodoxen“ Propaganda unter den Tataren, Tschuwaschen, Nordwinen, Tscheremissen, Kalmyken u. s. w. eine mohammedanische gegenüber, von der es heißt, daß sie im Grunde viel durchgreifendere Erfolge aufzuweisen habe. Hier und da finden sich Klagen in den Residenzorganen, daß die „orthodoxe“ Geistlichkeit schlechterdings nicht im Stande sei, den „Kudfall“ zahlreicher Dorfschaften in den Mohammedanismus zu verhindern, wie er besonders in den letzten Jahren an den Westabhängen des Ural eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen scheint. Mit zweifellos verbürgten Thatsachen haben wir es freilich nicht zu thun, sondern immer nur mehr oder weniger mit Vermutungen, wie man sich denn überhaupt gegen alle i. a. thatsächlichen Mitteilungen aus Rußland kaum skeptisch genug verhalten kann. Was dort wirklich vorgeht, läßt sich eigentlich nur an den großen Resultaten der allgemeinen Volksentwicklung erkennen; im Einzelnen bleibt es stets unklar und nebelhaft, weil niemand ein wirkliches Interesse an der Wahrheit hat, am wenigsten diejenigen, welche officiell mit der Ermittlung derselben beauftragt sind.

Wenn wir vorhin sagten, daß in Centralasien und dem Kaukasus der russische Einfluß vielleicht weniger pessimistisch beurteilt werden müsse, so findet dies in einigen Besonderheiten der dortigen Zustände seine Erklärung, die sich aber leicht begrenzen lassen. In Centralasien oder Turkestan ist es wesentlich die Aufhebung der Slaverei, was die russische Herrschaft als einen wirklichen Fortschritt erscheinen läßt. Gerade in Turkestan bestand sie in so grausamer Gestalt, wie vielleicht nirgend in der Welt; unter den Turkmanen der Wüste ist sie bis zum heutigen Tage noch nicht ganz beseitigt, obschon die Eroberung von Gök-Tepe durch General Skobelew und die dadurch bedingte Unterwerfung eines großen Theiles der nomadisierenden Stämme nicht ohne Folgen geblieben sind. Im Kaukasus haben bis vor nicht langer Zeit ähnliche Uebelstände geherrscht; auch dort ist deshalb die russische Herrschaft in gewissem Sinne zum Segen geworden. Freilich nur negativ; von positiver Besserung der Zustände ist in dieser „Grenzmark“ bisher ebenso wenig zu spüren, als in irgend einer andern. Gerade im Kaukasus sind vielmehr die Verwaltungszustände so ungeheurerlicher Art, daß die unterworfenen Stämme wenig Grund haben, sich nach dieser Richtung hin beglückt zu fühlen. Daß sie es denn auch nicht thun, hat ihre Haltung zu Beginn des

letzen Türkenkrieges gezeigt, wo es zu einem keineswegs unbedeutenden Aufstande der Bergbewohner kam. Bei dem sehr geringen Zusammenhang, der unter den einzelnen meist sehr kleinen Stämmen besteht, kann das jetzt, nachdem der Widerstand im Taghestan längst gebrochen ist, unter normalen Verhältnissen keine Gefahr für die Hegemonie Rußland's mehr bedeuten. Allein für die Stimmung der Kaukasier bleibt es doch bezeichnend, daß sie den Versuch, ihre Unabhängigkeit wiederzuerlangen, bei jeder einigermaßen günstig erscheinenden Gelegenheit erneuern.

Anderswo, wie in der Krym, die auch „Grenzmark“ ist, haben die unzufriedenen Elemente durch Auswanderung gegen das herrschende System protestiert. Die früher hoch kultivierte Halbinsel ist, seit die Tataren in den sechziger Jahren massenhaft (nach der Türkei) gezogen, zum Teil wüst geworden. Dasselbe gilt von manchen Gegenden der Gouvernements Taurien und Cherson, vielleicht auch von Bessarabien, nur daß die dort Ausgewanderten nicht Tataren, sondern meist Deutsche (überwiegend Mennoniten) sind, die nach Aufhebung der selbständigen Colonialverwaltung und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den siebziger Jahren vielfach nach Nord-Amerika gewandert sind.

Diese letztere Thatsache würden wir hier nicht erwähnen, wenn nicht die genannten Gouvernements auch ihrerseits in gewissem Sinne zu den „Grenzmarken“ gehörten. Ganz Kleirußland zählt im Grunde noch immer dazu, insofern es eine verhältnismäßig junge Erwerbung des Reiches bildet (seit 1654 u. 1773), noch mehr aber wegen des keineswegs erloschenen nationalen Gegensatzes zwischen Groß- und Kleinarußen. Gefahr für die Integrität der Gesamtheit bedeutet das nun freilich für jetzt hier so wenig wie im Kaukasus, wenn auch noch immer von Zeit zu Zeit Kosakenaufstände vorkommen, von denen die Welt allerdings wenig, oder nichts erfährt. Dennoch hat man es in Petersburg für notwendig gehalten, streng gegen die literarischen „Sonderbestrebungen“ des Kleinaruflentums vorzugehen, wie sie vor einigen Jahren aufzutauhen begannen. Heute wagt sich nichts dergleichen an die Oberfläche, dafür ist die unterirdische Unruhe im Süden aber auch besonders bemerkbar; kein Zweifel, daß die „nationale“ Unzufriedenheit dort ihren Anteil an der starken Verbreitung des Nihilismus hat, der in Charkow und Kiew seinen klassischen Boden besitzt, wenn seine furchtbaren Rundgebungen auch begreiflicher Weise Petersburg zum Schauplatz hatten. Zum Teil erklärt sich die hervorragende Beteiligung der südlichen „Grenzmarken“ übrigens von der starken Verbreitung des bekanntlich überwiegend nihilistischen Judentums daselbst, welches besonders in den südwestlichen Gouvernements die „Intelligenz“ immer ausschließlicher zu vertreten beginnt, soweit wenigstens, als ihm das polnische Element keine Konkurrenz macht. Der Mörder des Gouverneurs Fürsten Krapótkin in Charkow war ein Jude (Goldenberg) und auch sonst sind die Juden bei den Nihilistenprozessen des Südens unverhältnismäßig stark vertreten. Die nächste Folge dieser Erfahrung ist, daß die Regierung sich in ihrem Verhalten gegen diesen Teil der „Grenzmarken“ wesentlich von „antisemitischen“ Tendenzen (wie man es bei uns nennen würde) leiten läßt. Die bisher schlaff gehandhabten Gesetze gegen das Ueberwuchern des Judentums, werden neuerdings, nachdem die Ursachen der Judenhetze sorgfältig untersucht worden, weit strenger angewendet; namentlich werden ausländische

Juden nicht gebildet, gegen die inländischen aber wird mit schweren Verboten vorgegangen, die sich besonders auf den entfittlichenen Kleinhandel mit Getränken beziehen. Bisher war das Schankgewerbe im ganzen Süden ausschließlich in den Händen der Juden, die aus jedem „Trinkhause“, wie die officielle Bezeichnung lautet, einen Mittelpunkt für Wuchererei, Hehlerei und Sittenlosigkeit zu machen verstanden und von diesen „Festungen des Satans“ aus die gesamte Bevölkerung beherrschten. Ob das nun in Wirklichkeit oder nur zum Schein anders werden wird, bleibt abzuwarten. Wer das russische Beamtentum, dem die Ausführung dieser Maßregeln obliegt, kennt, wird sich vor Illusionen hüten, um so mehr, als es sich dabei für Hunderttausende von Juden um eine Lebensfrage im eminentesten Sinne handelt. Denn wenn dieselben nicht mehr mit Branntwein u. s. w. handeln dürfen, so sind sie bei der ungeheuern Concurrenz, die sie sich untereinander machen (die südrussischen Städte zählen samt und sonders mindestens 50% Juden, manche bis 80 und 90%) in der That erwerbslos. Bei der zähen Energie der Race, ihren bedeutenden Mitteln, sobald sie als Gesamtheit auftritt, und dem solidarischen Zusammenhang, der unter ihren Angehörigen nicht blos instinctiv, sondern durch feste Formen verbürgt besteht, ist zu befürchten, daß der stille Kampf, der nun zwischen ihnen und der Bureaucratie begonnen hat, nicht mit dem Siege der letzteren enden wird. Eine günstige Folge haben die erwähnten Maßregeln allerdings gehabt: die sehr gesteigerte Auswanderung der Juden, die sich neuerdings zu Tausenden nach Amerika begeben. Ob das der jüdischen Ueberbevölkerung abhelfen wird, ist bei der ungeheuern Fruchtbarkeit der Race freilich zweifelhaft. Tausende von Auswanderern thuns schwerlich; es müßten Hunderttausende werden. Um den Erodus in diesem Umfange zu organisieren, dürften aber selbst die Mittel der „Alliance israélite universelle“ nicht ausreichen, welche die Sache in die Hand genommen hat und sich hierbei einmal von der guten Seite zeigt.

Um erschöpfend zu sein, müßten wir zum Schluß vielleicht auch Sibirien als „Grenzmarkt“ Rußlands behandeln, wenigstens den südöstlichen an China grenzenden Teil desselben, doch verdienen diese Gebiete eigentlich nur in geographischer Hinsicht so zu heißen. Politisch und national bedeutet diese Art von „Grenzmarktentum“ nichts. Die wilden Stämme, welche am Amur und Ussuri noch heute nomadisch umherziehen, können zwar dem einzelnen Reisenden, unter Umständen auch ganzen Expeditionen gefährlich werden; zu nationalem „Selbstbewußtsein“ sind sie noch nicht erwacht. Für die Russifizierung der Tungusen und Manschuren schwärmt deshalb zur Zeit noch Niemand in Moskau oder Petersburg, obgleich der unbewußte assimilierende Einfluß, den diese Stämme ihrerseits auf die russischen (Zwangs-)Ansiedelungen in ihren „Jagdgründen“ ausüben, eigentlich ganz dazu angethan wäre, den „civilisatorischen“ Ehrgeiz des „Slavischen Hilfsverein“ und andere verwandten Organisationen anzustacheln.

Fassen wir das Gesagte nochmals kurz zusammen, so ergibt sich, daß Rußland in demjenigen Teil seiner „Grenzmarken“, die sich mit Westeuropa berühren und selbst ein Stück abendländischer Cultur vertreten, bis jetzt nichts Wesentliches erreicht, nicht vermocht hat, sie sich innerlich zu assimilieren, während dieser Prozeß da, wo er vergleichsweise keine große Bedeutung besitzt, meist hinlänglich vorgeschritten ist, um dem oberflächlichen Beobachter jenes Bild starrer Einförmig-

keit zu zeigen, welches von je und je als das Ideal des Moskowitertums gegolten hat. Auch dort aber sind die unterirdischen Feuer noch nicht ganz erloschen. Ein großes nationales Unglück, eine Katastrophe, wie sie von so manchem Pessimisten — wir gehören nicht dazu — für nicht weit entfernt gehalten wird, könnte Leidenenschaften entfesseln, die heute selbst nicht an ihre eigene Existenz zu glauben wagen.

Kein denkender Politiker, und sei er selbst ein eingekerkelter Gegner Rußlands, wird das herbeiwünschen; das Chaos wäre die Folge, mit dem nur Verbrecher und Thoren rechnen.

Sollte aber der Wille Gottes für Rußland diesen Weg beschloffen haben, so würde sich zeigen, was von tausend Russen jetzt kaum einer zugesteht: unter allen „Grenzmarken“ des Reiches würden nur die drei Lande an der Ostsee dem Herrscherhaus die Treue wahren, diese aber würden die Probe glänzend bestehen, wie es einst die Vendée unter Baroche-Jaquin und Charette gethan.

---

## Conservative Presse.

Von Dietrich von Hertzen.

---

Den Conservativen haben die jüngst stattgehabten Wahlen Enttäuschung über Enttäuschung gebracht.

Woher der Mißerfolg?

Man hat, um denselben zu erklären, mancherlei Gründe angeführt, innere und äußere. Innere, die in der gegenwärtigen politischen Situation, äußere, welche in der angeblichen Unthätigkeit unserer Parteigenossen liegen und gelegen haben sollen. Auf liberaler Seite, sagt man, sei lebhaft gearbeitet und geworben worden, auf conservativer Seite dagegen habe man müßig die Hände in den Schoß gelegt.

Von den Gründen, die in dem augenblicklichen Stande der Politik gelegen haben mögen, sehen wir hier ab. Waren dergleichen vorhanden, so würden sie zweifellos an Gewicht und Einfluß verloren haben, wenn es möglich gewesen wäre, fortdauernd und stetig das Volk in allen seinen Ständen und Schichten über den wahren Stand der Dinge und über die wirklichen Absichten der conservativen Partei zu unterrichten und aufzuklären.

Was dagegen den angeblichen äußeren Grund betrifft, als sei man im conservativen Lager in den notwendigen Vorbereitungen der Wahlen müßig und träger gewesen als sonst, so widerspricht unsere Kenntnis der Dinge dieser Annahme aufs allerentschiedenste. Im Gegenteil. Noch niemals ist unseres Wissens ein solcher Apparat von Reden und Schriften, Broschüren und Flugblättern jeder Art, aller anderen Mittel ganz zu geschweigen, in Thätigkeit gesetzt worden, als diesmal; noch niemals ist soviel Papier, Tinte, Zeit, Kraft und Geld aufgewendet worden für alles, was unter den undeutschen und unconservativen Begriff der „Agitation“ fällt, als diesmal. Und dennoch ist kein Erfolg, sondern ein Mißerfolg, kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt unserer Sache zu verzeichnen.

Woran liegt das?

Die Antwort ist einfach. Uns fehlt was die Katholiken und was die Liberalen längst besitzen: eine einflussreiche Presse.

Wenn Tag aus und Tag ein, Jahr aus und Jahr ein in unserem protestantischen Norden das liberale Zeitungsblatt in jedes Haus, mag es groß oder klein sein, in Palästen und Hütten einkehrt, wenn es mit seiner negativen Weltanschauung die Gemüter bald ganz beherrscht, bald stark beeinflusst, mit seiner Tendenz-Politik in die Geister des ganzen Volkes unausrottbar sich einnistet, dann mag man in den letzten vier Wochen vor den Wahlen sich die erdenklichste Mühe geben oder nicht, mag man Tausende von Thalern aufwenden für Streit- und Flugschriften, für Agitationen jeder Art, oder gar nichts — der Erfolg wird unter allen Umständen und mit innerer Notwendigkeit ein Mißerfolg sein und bleiben. Conservative Gesinnung und Ueberzeugung läßt sich eben den Massen in einem abgekürzten vierwöchigen Unterrichts-Cursus vor den Wahlen unmöglich eintrichtern — sie eignet sich ihrer ganzen Natur nach nicht zum Gegenstande der Ueberredung, will vielmehr als solide Ueberzeugung allmählich erworben und fortbauend in sorgfamer Pflege lebendig erhalten werden. Um aber diese Ueberzeugung zu schaffen, diese Pflege zu bewirken, giebt es nur ein Mittel — das ist eine conservative Tagespresse.

Wir sind uns bewußt, mit diesen Worten nichts Neues oder Uugewöhnliches zu sagen. Zahllose Conservative vor uns und mit uns haben längst die Ursache des Schadens erkannt, haben längst versucht, der breiten Schlammflut „liberaler“ Gesinnung und Gesinnungslosigkeit, wie sie von den Höhepunkten des geistigen Lebens, von den Großstädten, alltäglich ins flache Land sich ergießt, wirksame Dämme entgegen zu setzen — haben versucht eine conservative Presse zu schaffen.

Aber nur ganz vereinzelte Erfolge sind zu verzeichnen. Fast alles was hier und dort mühsam erbaut war, ist nach kürzerer oder längerer Frist wieder fortgeschwemmt und untergespült worden von dem unwiderstehlichen Andrang einer gegnerischen Presse, der gerade das zu Gebot steht, was uns fehlt: nämlich Geld und nochmals Geld.

Sehen wir zurück auf das, was bisher geschehen ist, so werden drei Arten von Blättern zu unterscheiden sein: erstens die großen Berliner Blätter, welche ohne alle provinziiale und locale Färbung ihren Leserkreis im ganzen Reiche suchen und finden; zweitens diejenigen Blätter, welche ebenfalls ein oder zwei Mal täglich erscheinend, in den kleineren Bundesstaaten oder in den preussischen Provinzen von der Provinzialhauptstadt aus das Terrain beherrschen, die Provinzialblätter; drittens die Kreis- und Localblätter, die in kleineren Städten, meist nur zwei Mal wöchentlich erscheinend, auf die bescheidensten kleinbürgerlichen Ansprüche zugeschnitten sind.

Vergleicht man nun, was wir Conservative in den drei genannten Kategorien bisher kümmerlich errungen haben, mit dem glänzenden Besitzstand der Liberalen, so fällt eben dieser Vergleich tröstlos genug für uns aus. In der ersten, noch am besten ausgestatteten Kategorie besitzen wir die „Kreuz-Zeitung“ und den „Reichsboten“, welsch letzterer ja mit wirklicher Wärme für die vertretene Sache rebigiert, bei stetig steigendem Leserkreise eine wohlthätig missionierende Wirksamkeit ausübt.



Allenfalls auch das „Deutsche Tageblatt.“ In der zweiten Kategorie der Provinzialblätter ist uns als wirklich einflußreiches Blatt nur ein einziges, nämlich die „Neue Westfälische Volkszeitung“ (Redacteur Diez) bekannt. Vielleicht auch das Schlesiſche Morgenblatt? Alle anderen sogenannt oder ernsthaft conservativen Provinzialblätter sind klein und einflußlos oder wertlos, weil sie vom Preß-Fonds unterstützt werden. Und gar in der dritten Kategorie, den Kreis- und Localblättern, sind die grundfächlich conservativen ganz verschwindend dünn gesäet; die meisten, durchweg vom Buchdrucker redigiert, sind von städtischen oder staatlichen Behörden und deren Inseraten-Brotkorb abhängig, und wechseln mit den wechselnden Personen nach Wunsch die politische Farbe, die übrigens im besten Falle freiconservativ zu sein pflegt.

Aber nicht nur der Vergleich mit den Liberalen fällt für den protestantischen Conservatismus so unendlich trostlos aus, sondern erst recht kläglich und beschämend erscheint unsere Lage, wenn wir sie mit dem vergleichen, was das Centrum in seinem Verbreitungsgebiet erreicht hat, was es erreicht hat unter den denkbar ungünstigsten Umständen, im doppelten Kampf gegen politische und confessionelle Gegner. Von der Berliner „Germania“ bis hinab zum letzten Localblättchen fehlt in dieser sogenannten „Kaplanpresse“ nirgends ein Stein in dem wohlgefügten Bau, nirgends die feste Leitung von oben und die unbedingte Disciplin von unten.

Und die am Tage liegende Folge ist die, daß das Centrum aller besonderen Agitationen vor den Wahlen fast gänzlich entraten kann. Das Wählen wird bei dieser Partei einfach zum Rechen-Exempel und mit mathematischer Sicherheit kann man darauf bauen, daß wo die Majorität katholisch ist, auch der Centrums-Candidat siegt.

Was bleibt denn nun aber für uns protestantisch Conservative zu thun?

Können, sollen und müssen die miserablen Preßzustände unabänderlich, als ständen sie in den Schicksalsbüchern geschrieben, an der Tagesordnung bleiben, oder lam es, soll es und muß es endlich besser werden? Können, sollen und müssen wir es leiden, daß alle paar Jahre der unberechenbare Hauch der aura popularis ganze Scharen unserer Gesinnungsgenossen von der parlamentarischen Bühne hinwegbläst, oder kann es, soll es und muß es endlich auch uns gelingen, wie es dem Centrum gelungen ist, die Mehrheit der Wähler in den Vertretern der conservativen Gesinnung und des gesunden Menschenverstandes nicht nur von Zeit zu Zeit die erwünschten Retter aus besonders schwierigen Lagen erblicken zu lassen, sondern sie dauernd festzuhalten in guten und in bösen Tagen. Wir glauben es kann und muß gelingen. Aber die Sache muß planmäßig und mit vereinten Kräften angegriffen werden. Daß immer wieder einzelne Leute in einzelnen Provinzen Zeit, Geld und Kraft aufwenden, oder richtiger zersplittern, um totgeborene Unternehmungen in die Welt zu setzen oder nach kurzem Dasein verschiedene zu galvanisieren — darin liegt weder Plan noch Klugheit, weder System noch Kraft. Die Kosten einer Zeitung sind aber so bedeutende, die in den ersten fünf Jahren erforderlichen Zuschüsse so schwer ins Gewicht fallende, daß selten ein kleiner Staat oder eine einzelne Provinz für sich allein im Stande sein werden die Kosten zu tragen. Es bleibt also schlechterdings nur übrig systematisch vorzugehen und von einer Centralstelle aus, in welcher die Steuern der Partei aus dem ganzen Reiche zusammenfließen, nicht mit kleinen Kapital-Splittern ein

Duzend Blätter auf ein Mal zu unterstützen, ein Duzend Todeskämpfe gleichzeitig zu verlängern, sondern successive und nach festem Uebereinkommen einem Blatt nach dem andern auf die Füße zu helfen; d. h. zunächst mit einem Blatt anzufangen und dies geschäftlich so aufzuziehen, daß es in allen äußeren Dingen und namentlich auch im geistigen Niveau der Redaction unzweifelhaft jeder gegnerischen Concurrenz gewachsen ist. Die Erfahrung lehrt hier, daß Blätter jeder Farbe, wenn sie es nur durchhalten in den ersten schweren Jahren, allmählich, sofern sie auch nur annähernd einem Bedürfnis entsprechen, mit immer abnehmendem Deficit arbeiten und endlich ganz wohl auf eigene Füße gelangen. Steht das erste Blatt fest, dann erst beginnt man mit dem zweiten.

Die Leitung einer solchen Centralstelle ist selbstredend keine Thätigkeit, bei der leicht und schnell glänzende Erfolge zu erzielen wären, sondern es ist eine Arbeit, die Ausdauer und Selbstverleugnung fordert — aber es ist, wenn die Sache in Gottes Namen mit Ausdauer und Fleiß angegriffen wird, unseres unmaßgeblichen Erachtens der einzige Weg, um zum Ziele zu kommen.

Durch die vorgeschlagene Organisation ergibt sich ein weiterer Vorteil, der nicht hoch genug anzuschlagen sein möchte: nämlich eine Möglichkeit für das Provinzial-Publicum dem Redacteur seines Blattes jede Art von Kritik in geeigneter Form zukommen zu lassen. Stand bisher vielfach dieses Publicum den Redactionen einigermaßen wehrlos gegenüber, besonders dann, wenn die Blätter, die es unterstützte, nicht in dem erwarteten Geist geleitet wurden, und waren andererseits die Redactionen einer Sturmflut sich widersprechender, oft bis zur Sinnlosigkeit unbegründeter Forderungen ausgesetzt, so würde in Zukunft jeder Wunsch, jede Beschwerde an die der Redaction vorgesezte Centralstelle zu richten sein. Diese würde dann ihrerseits die Eingänge prüfen und alle verständigen und sachlich begründeten Wünsche und Beschwerden den unterstützten Redactionen übermitteln, vor mancherlei unverständigen und thörichten Ansinnen aber dieselben zu bewahren im Stande sein.

Sind aber Einigung der zerstreuten Kräfte und sachgemäße Leitung der jungen Unternehmungen unverkennbare Vorteile, die eine Centralstelle bieten kann, so dürfen auch zwei ganz unerläßliche Bedingungen für das Gelingen unserer Vorschläge nicht verschwiegen, sondern müssen ausdrücklich betont werden: wir meinen erstens das grundsätzliche und absolute Festhalten aller officiösen Tendenzen, Subventionen und Förderungen jeglicher Art, sie mögen Namen haben, welche sie wollen. Dergleichen zu verstecken und zu verheimlichen ist schlechterdings unmöglich, und je besser es vielleicht zeitweilig verborgen war, desto größer muß der Abfall werden, wenn das Geheimnis bekannt wird. Jeden Augenblick, so lange nun ein Mal der Parlamentarismus herrscht, muß auch die conservative Partei bereit sein, nicht nur gegen die Liberalen, sondern auch gegen die Regierung in Opposition zu treten. Nur völlige Freiheit der Handlung kann dann aber ihrem Auftreten den Nachdruck geben, der unentbehrlich ist im lebendigen Wettstreit der Parteien.

Die zweite nicht minder unerläßliche Bedingung ist das offene und mutige Eintreten für wirklichen christlichen Conservatismus, wie er in seinen großen Grundforderungen der Autorität und der Pietät aus Gottes Wort sich ergibt. Mit Langweiligkeit und Salbaderei braucht und soll derselbe darum keineswegs

verknüpft und verquickt sein. Aber noch sehr viel gefährlicher als diese Klippen ist das Schielen und halbe Bekennen, die Furcht vor den eigenen Grundsätzen, die Besorgnis dem großen Haufen unangenehme Dinge zu sagen. Wer es nicht übers Herz bringen kann, sich lästig und unpopulär zu machen, der muß liberaler, aber nicht conservativer Publicistil sich zuwenden. Es giebt und wird bei Gründung jeder neuen conservativen Zeitung eine Reihe von Beratern geben, die sich von einer vermittelnden und versöhnlichen Haltung des Inhalts alles mögliche Gute versprechen. Es ist aber auch hier schon durch Erfahrung festgestellt, daß die halbconservativen vermittelnden Zeitungen noch erheblich kurzlebiger sind, als die entschiedenen, und daß der Freiconservatismus, wie auch die letzten Wahlen wieder bestätigten, sich außerordentlich leicht zwischen die zwei Stühle setzt, die er beide als doppelte Stütze benutzen wollte, daß er der Rechten zu liberal, der Linken zu conservativ ist, kurz, daß er statt es allen recht zu machen, niemanden befriedigt. Damit hätten wir kurz das Sachliche erlebt. Vielleicht darf der Schreiber dieser Zeilen die Versicherung als Persönliches hinzufügen, daß keinerlei pro domo-Gedanken ihm die Feder geführt, sondern nur die Absicht der gemeinsamen Sache zu dienen. Das Recht über die Pressefrage zu schreiben, leitet Verfasser aus mehrjährigen eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiete her, die er als Besitzer, Drucker und Universalredacteur einer Provinzialzeitung schwer genug erkauf hat. Das endliche Resultat dieses Blattes war eben auch ein ungünstiges; grade in dem Augenblicke, als es von den Gegnern gefürchtet zu werden begann und das Ansehen, dessen es sich bei den Freunden mehr und mehr erfreute, in kräftig wachsender Abonnentenzahl zum Ausdruck kam, mußte der hartnäckig geführte Kampf ums Dasein dennoch zum Spott der Gegner aufgegeben werden und das hoffnungsvolle Unternehmen den namenlosen Schwierigkeiten erliegen. Die einzelne Provinz war trotz der größten Opfer beim besten Willen nicht im Stande, noch auf weitere drei oder vier Jahre das unvermeidliche Deficit zu decken. Haben wir so in großen Zügen angedeutet, was unserers Erachtens auf dem Gebiet der conservativen Presse geschehen müßte, so bleibt nur hinzuzufügen, daß es auch bald geschehen muß. Rom und Ismael, Centrum und Liberale stehen immer auf Redette und jede Blöße unserer Stellung wird ohne Zaudern zu einem Angriff benutzt. Herr von Ketteler, der streitbare Bischof von Mainz, hat das bekannte Wort ausgesprochen, daß der Apostel Paulus, wenn er heute missionierend nach Deutschland käme, nicht predigen, sondern ein Tagesblatt gründen würde. Das ist ganz gewiß richtig. Wer die Presse hat, der hat das Volk. Und die Zukunft des protestantischen Conservatismus und des conservativen Protestantismus wird von dem Maße abhängen, in welchem es uns gelingt die Presse zu erobern. Wird etwa an einem Tag der Woche von der Kirchenkanzel herab das Evangelium von Christo vor tausend Hörern gepredigt, und auf demselben räumlichen Gebiet sieben Mal in der Woche vor zehntausend Hörern von der Zeitungskanzel herab das Evangelium des Fleisches, so braucht man bei der Entspänglichkeit, die das letztere bekanntermassen in jedem Menschenherzen findet, über den Erfolg sich keinen Illusionen hinzugeben. Entweder — Oder!

## Numa Roumestan.

Von H. v. Hertzen.

Es wird kaum Jemand unter unseren Lesern sein, der nicht in jüngster Zeit eine der massenhaft verbreiteten Reclamen und Anzeigen gelesen hätte, die mit großen Lettern die Aufschrift „Numa Roumestan“ tragen, den Zusatz enthalten, daß es sich um einen neuen Roman von Alphonse Daudet handle und vielfach sogar ein Miniaturbild des schwarzgelockten Verfassers bringen. Mancher Leser hat vielleicht den Roman schon selbst gelesen, der nicht nur französisch bereits in 46000 Exemplaren verbreitet, sondern auch neuestens ins Deutsche übersetzt worden ist.

Nun unseren Lesern Rechenschaft über dasselbe geben zu können, haben wir nicht ohne Neugier zu dem Buch gegriffen und nicht ohne Mühe die 345 Seiten über uns ergehen lassen. Aber wir müssen offen gestehen einigermaßen enttäuscht zu sein. Alphonse Daudet gehört bekanntlich, wie sein Freund Zola, zu den sogenannten Naturalisten, d. h. zu denjenigen Schriftstellern, die sich bemühen, nicht ein Gemälde, sondern eine Photographie des wirklichen Lebens zu schaffen und auf Grund dieser zum Princip erhobenen Regel sich berechtigt glauben, alles was überhaupt vorkommt, also auch allen möglichen Schmutz und Unrat einer sittenlosen Ueberkultur ausführlich vor ihren Lesern auszubreiten. Wird Zola mit Recht als ein Rotmaler von Profession bezeichnet, dessen Bücher man gut thut überhaupt nicht in die Hand zu nehmen, so stand Alphonse Daudet bisher in dem Auf, eine etwas reinlichere Phantasie zu besitzen. Sehr viel besser als Zola ist indessen, moralisch angesehen, auch das vorliegende Buch nicht und mit allerlei nicht mehr zweifelhaften, sondern ganz unzweifelhaften Scenen durchsetzt. Ehebruch und sinnliche Verirrungen führen in erster Linie die Conflictte herbei. Von einer Lösung derselben in sittlichem Sinne ist aber nicht entfernt die Rede. Es ist ja gewiß nicht möglich, im Roman nur Gutes und Schönes zu zeichnen und nicht leicht, die Grenze zu finden, wieweit eine Schilderung der Dinge des natürlichen Lebens zulässig und berechtigt ist. Aber vorhanden ist solche Grenze zweifellos und das Entscheidende wird immer sein, ob uns eben das Schlechte als schlecht und die Natur als ein durch die Gnade zu überwindendes entgegentritt, oder ob uns Natur als solche, sei es kalt und objectiv, wie bei den Romanschreibern der Gegenwart, sei es mit Rousseau'scher Wärme und Begeisterung als das Gute an sich entgegentritt. Auch im „Numa Roumestan“ sind die Grenzen durchaus verwischt.

Dazu hat das ganze Buch von Anfang bis zu Ende den Fehler langweilig zu sein, wenigstens für den, der wie die meisten Leser in Deutschland, nur geringe Pariser Personalkenntnis besitzt. Da Daudet in seinem letzten Roman, dem „Nabob“ einen seiner reichen Wohlthäter zum Schreck von dessen ganzer Familie photographirt hat, so kann man annehmen, daß auch zu Numa Roumestan, der ein legitimistischer Minister des Marschalls Mac Mahon sein soll, irgend eine

wirkliche Persönlichkeit Modell gefessen habe. Und für den, der dann alle Anspielungen versteht, mag der Roman an Interesse gewinnen. Für den Uneingeweihten fehlt natürlich dieser Reiz. Das Einzige, was bis zu einem gewissen Grade die Bewunderung auch des Fremden herausfordert, ist die seine Charakteristik des Helden. Ruma Roumeïtan ist ein heißblütiger, leichtsinniger Sohn der Provence, wird in Paris Advocat, kommt dort in conservative Kreise, wird legitimistischer Deputirter und endlich Cultusminister unter Mac Mahon. Ohne Kenntniſſe, ohne Charakter, beſiſt er nichts als ein originelles, einnehmendes Wesen und eine zündende Beredsamkeit. Für die Religion tritt er äußerlich, wie so viele in Frankreich, mit der größten Begeisterung ein, ohne doch derselben irgend welchen Einfluß auf sein Wollen und Handeln einzuräumen. In der Gutmütigkeit des Augenblicks macht er fortwährend Versprechungen, ohne jemals eine solche zu halten. Dies und sein lieberliches Leben führen die meisten Conflictte herbei. Auf einem Volksfest seines Wahlkreises in der Provence zeigt er sich seinen Wählern und verspricht dort wenigstens zwanzig Bittstellern, die ihn darum angehen, die in Frankreich so beliebte Verforgung eines Tabac-Debits. Erstdreht fragt nach dem Fest seine Schwester:

Ou prendrez-vous tous les bureaux de tabac, que vous promettez?

C'est promis, petite soeur, ce n'est pas donné — antwortet gutmütig Ruma — eine Antwort, die auch diesseit des Rheines auf manche Wahlversprechungen nicht unzutreffend sein möchte. Ganz ebenso wird uns die grade unter „Volksmännern“ unserer Tage so verbreitete politische Charakterlosigkeit geschildert, wie sie mit großen Worten und pathetischen Reden um sich wirft, die doch nur das kleinliche persönliche oder Kirchturms-Interesse bedeu und verdecken sollen. Als Ruma Roumeïtan noch zur Zeit des Kaiserreichs ein legitimistisches Advocaturbureau leitet, trägt ihm die Regierung eine Staatsratsstelle an. Er greift zu und beginnt eine bombastische Annahme-Erklärung an den Kaiser mit den Worten:

Vendéen du Midi, grandi dans la foi monarchique et le culte respectueux du passé, je ne crois pas forfaire à l'honneur ni à ma conscience . . . . .

Darüber tritt seine Frau ein, ermittelt den Zusammenhang, macht ihm die bestigsten Vorstellungen, namentlich mit Rücksicht auf die legitimistischen Kunden seiner Advocatur, und überredet ihn denn auch binnen fünf Minuten zu dem Entschluß, die Stelle nicht anzunehmen, sondern abzulehnen. Ganz bereit zu diesem Verzicht, macht es ihm wenig Kummer, die Staatsratsstelle preiszugeben. Nicht so den schönen Brief-Eingang, den er schon aufgesetzt. Er beschließt also denselben dennoch zu verwerten und schreibt nun:

Vendéen du Midi, grandi dans la foi monarchique et le culte respectueux du passé, je croirais forfaire à l'honneur et à ma conscience en acceptant le poste, que Votre Majesté . . . . .

Indessen sind, wie gesagt, die Stellen, welche den Leser unterhalten oder wirklich fesseln, außerordentlich selten. Der größte Teil des Inhalts ist langweilig und breit, man muß sich zusammennehmen, um den Faden nicht zu verlieren. Wir raten also ab in jeder Beziehung von diesem Buch.

Wer etwa ein franzöfifches Zeitbild aus der Gegenwart lefen wollte, das wenigftens den Vorzug hat, von Anfang bis zu Ende spannend zu fein, der lefe das etwa vor Jahresfrist erfchienene „Noirs et Rouges“ von Cherbuliez — einen meifterhaft gefchriebenen Roman, der obernrein unverhältnismäßig reinlicher ift, als Daudet. — Etwas in diefer Beziehung ganz Unverfängliches wird freilich bei dem gegenwärtigen moralifchen Zuftand Frankreichs, von borther kaum zu erwarten fein, am wenigften, wenn fchon das Titelblatt die Auffchrift trägt: „Moeurs Parisiennes.“

## Gefchichtlicher Monatsbericht

und Abwehr.

Wiederum ift im Strome der Zeiten ein Jahr dahingerollt. Bei feinem Beginn, als noch die Zukunft dunkel vor unferen Augen lag, mit Furcht und Zweifel, aber auch mit Mut und Hoffnung begrüßt, liegt es nun bald durch Gottes Gnade mit allem, was es gegeben oder verſagt hat, als ein vergangenes unwiederbringlich hinter uns. Mit neuen Wünfchen und Aufgaben, mit neuen Hoffnungen und Anforderungen steigt ein anderes vor uns herauf.

Tief in der menfchlichen Natur liegt es begründet, wenn wir am Schluß eines jeden, alfo auch diefes Zeitabſchnittes das Glück und das Unglück, die guten und die böfen Tage, die er gebracht, vergleichend gegeneinander abwägen. Und im rechten Geift gethan, kann folch Beginnen und wird es ein förderndes und nutzbringendes fein. Aber nur dann eben, wenn der Vergleich kein Nechten wird mit Dem, der die Gefchichte der Menfchen und der Völker nach feinem unausdentlichen Rathſchluß wie Waſſerbäche lenkt, nur dann, wenn wir im Unglück unfere Schuld und im Glück Seine Gnade erkennen. Nicht ſelbſtzufrieden und thatenfroh, fondern in Demut und Glauben gilt es alfo die Schwelle des neuen Jahres zu überſchreiten. Was es bringen wird an Freude oder Leid, das wiſſen wir nicht; wie es enden wird, wenn fein Kreislauf ſich ſchließt — das iſt heute noch vor unferen Augen verborgen. Eins aber wiſſen wir und dieſes Eine kam uns hinausheben über die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit aller irdiſchen Dinge — nämlich der Troſt, daß die ewige Liebe von den kleinlichen Schranken und Marken nichts weiß, mit denen wir Menſchenvolk hier unten auf dieſer winzigen, das Unermeſſene durchrollenden Schlade, unſer Leben und ſeine Gefchichte begrenzen. Und wer könnte dieſen Troſt und dies Bewußtſein weniger entbehren, als diejenigen, die immer aufs Neue den Kampf zu führen haben gegen Menge und Macht, gegen Weltgeiſt und Zeitgeiſt von oben und unten, jenen Kampf, der feiner ganzen Natur nach alle ſchnellen Erfolge, alle glänzenden Siege unerbittlich ausschließt, jenen Kampf, der ganz und völlig erſt am Ende der Tage ausgeſtritten ſein wird, wenn einſt das letzte Menſchenherz zu ſchlagen aufhört.

Das alſo ſind einzig die Hoffnung und der Glaube, die uns tragen müſſen auch im kommenden Jahre, daß über denen, die Ihn fürchten, jeden Morgen die Güte des Allmächtigen unermüdbar neu wird.

Auch das verfloffene Jahr ist in vielen Dingen ein Jahr des Kampfes ohne Sieg, ein Jahr der Ausfaat ohne Ernte gewesen. Doch aber muß freudig zugestanden werden, daß auf vielen Gebieten eine bessere Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat und daß die Ausichten, welche uns am Schluß desselben durch eine kaiserliche Bottschaft eröffnet sind, alle Erwartungen weit übertroffen haben.

Ueber die Rückkehr zu den Grundsätzen, die wir so lange vergeblich in dieser Zeitschrift vertreten haben, über den Umschwung in den Anschauungen vornehmlich der preussischen und der Reichs-Regierung, und über den Ausdruck, den dieselben auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens in Institutionen und Gesetzen gefunden haben, wird sich etwa das Folgende feststellen lassen:

Am wenigsten Besserung ist offenbar noch auf dem kirchenpolitischen Gebiet vorhanden. Hier dauert der traurige Streit, der Kulturkampf, mit seinen unseligen Folgen, auch heute noch ziemlich ungemildert fort, ohne daß klar zu erkennen wäre, ob überhaupt die ernste Absicht besteht ihn beizulegen. Für die Schule ist in Preußen auf dem Wege der Verwaltung eine dankenswerte Besserung angebahnt, aber die Civileise wandt nicht und mit ihr wächst das moderne Heidentum, dessen bewußte und unbewußte Vertreter in unseren Großstädten schon nach Hunderttausenden zählen. — Sieht's aber hier noch bedenklich aus, so sind wohlbegründete Hoffnungen einer besseren Zukunft auf dem socialpolitischen Gebiete durch die Thronrede erweckt, welche den neugewählten Reichstag eröffnet hat. Noch immer nehmen ja zahlreiche Vertreter der socialen Revolution ihren Platz in den Volksvertretungen ein; noch immer müssen Ausnahmegefese und Belagerungszustände für weite Volksschichten aufrecht erhalten werden. Aber die Vorlagen, welche die genannte Bottschaft in großen Zügen vor uns entworfen und verlesen hat, sind derart Vertrauen erweckende, daß längst alle Kritik der freudigen Erwartung Platz gemacht hat.

Neben dem Umschwung in den Anschauungen der Regierung ist aber auch ein Umschwung im Parteiwesen als Facit des letzten Jahres zu verzeichnen, wir meinen den engeren Zusammenschluß des Centrums und der Conservativen, der beiden Parteien, welche die christliche Weltanschauung, wenn auch in verschiedener Form vertreten. Unsere Leser wissen es, wie seit Jahren grade „das conservativ-clerikale Bündnis“ eine Forderung dieser Zeitschrift gewesen, wie es aber lange Zeit hindurch von vielen Mitgliedern der Rechten beharrlich zurückgewiesen worden ist. Jetzt endlich hat es sich als notwendiges Ergebnis der Umstände so unabweisbar aufgedrängt, daß es selbst von oben her approbiert werden mußte. Natürlich wird man, wie das zu gehen pflegt, heute vielfach geschoben, wo man früher hätte schieben können, heute hält Herr Windthorst die Klinte der Gesezgebung so fest in der Hand, daß es unmöglich ist etwas ohne ihn, geschweige denn gegen ihn zu unternehmen. Doch bleibt, mag auch der bessere Augenblick verpaßt sein, die Stunde, in welcher das Bündnis geschlossen wurde, noch immer eine glückliche und gute. Denn nur in diesem Bündnis liegt die Möglichkeit, den christlichen Geist und Charakter unserer Institutionen, sei es zu bewahren, wo er vorhanden, sei es wieder zu erobern, wo er verloren. Eine Fortsetzung der „liberalen“ Aera muß aber um jeden Preis verhindert werden, denn sie bezeichnet nicht mehr und nicht weniger, als den Rückfall aus dem Christentum ins Juden-

tum und Heidentum, aus der Gnade in die Natur, sie bezeichnet den Eintritt unseres Volkes in die Reihe der sinkenden Nationen.

Doch es bleibt den allgemeinen Erwägungen im Hinblick und Rückblick auf das verfloßene Jahr, noch einiges Besondere hinzuzufügen über die Ereignisse des letzten halben Monats, dessen zweite Hälfte freilich äußerer Umstände halber der Chronik des Februarhefts vorbehalten bleiben muß. Und um so mehr bleibt hinzuzufügen, als eine oratio pro domo, eine Abwehr völlig unbegründeter, teils in der Presse, teils vor versammeltem Reichstage gegen diese Zeitschrift erhobener Angriffe sich als notwendig herausstellt.

Unser geschichtlicher Monatsbericht im Novemberheft hat völlig unerwartet für uns die weitgehendste Beachtung gefunden. Zunächst haben zwei liberale Blätter, die „Vossische Zeitung“ und die „Berliner Zeitung“ den Inhalt der Seite 412 in mehr oder minder verstümmelter Form wiedergegeben; dann sind die beiden großen für officidös geltenden Zeitungen, die „Norddeutsche Allgemeine“ und die „Post“, zum Teil unter gröblicher Entstellung und Verdrehung des Inhalts über uns hergefallen, und zwar dies Mal einig, während sie sonst in die Erleuchtung der öffentlichen Meinung sich derart zu teilen pflegen, daß die eine die falschen Nachrichten, die andere das Dementi derselben bringt. Endlich, last not least, hat es der Fürst Reichskanzler selbst der Mühe wert gehalten, von der Tribüne des Reichstags herab einen Bannstrahl gegen die conservative Monatschrift zu schleudern, in welcher „ein Verwandter des früheren Kreuzzeitungs-Redacteurs Nathusius“ sein Wesen treibe.

Die Bemerkungen der Liberalen lassen wir von vornherein auf sich beruhen; sie heben der Natur der Dinge nach diejenigen Punkte hervor, in denen sie auf der Rechten und auf der Linken eine Gemeinsamkeit des Gegensatzes gegen die Regierung zu entdecken glauben. Dagegen können wir es uns nicht versagen, den ersten officidösen Ausfall im Wortlaut mitzutheilen. Die „N. N. Z.“ schrieb am 25. Nov. Folgendes:

„Mit sichtlichem Behagen druckt die „Vossische Zeitung“ einen Artikel der „Conservativen Monatschrift“ ab, in welchem das Mißgeschick der conservativen Partei bei den Wahlen damit begründet wird, daß die Partei zu viel Entgegenkommen gegen die Regierung gezeigt und im besonderen es unterlassen habe, gegen das „unerzättliche Militairbudget“ Front zu machen. Auch die lärmende und „kostspielige“ (!!) Agitation, in welcher die „officiöse Presse“ „nicht gerade wählerisch in Form und Inhalt ihrer Invektiven“ vorgeht, ist nach Ansicht der „Conserv. Monatschrift“, welche für die haarsträubenden Verläumdungen und Verdächtigungen der Fortschrittspresse im Wahlkampfe nicht ein tadelndes Wort findet, an dem geringen Erfolge der Conservativen mit schuld gewesen u. s. w.“

Es kann uns nicht einfallen, mit der „Conserv. Monatschrift“ über das „unerzättliche Militairbudget“ oder über die Haltung der officidösen Presse im Wahlkampfe in eine Erörterung einzutreten; der Beifall der „Vossischen Zeitung“ wird dem Blatte genugsam zeigen, wessen Interessen es dient, wenn es die conservative Partei gegen die Regierung aufzuheben versucht.“

Nun, wir verzichten auch unsererseits daran, mit solchen Entstellungen rechten zu



wollen. Vergleichen genügt es im Wortlaut mitzuteilen, und wir zweifeln nicht, daß, wer immer sich die Mühe nehmen wollte, die officiöse Wiedergabe unserer Äußerungen mit dem wirklichen Gesagten zu vergleichen, die Entrüstung der „N. N. Z.“ über „haarsträubende Verläumdungen und Verächtlichung“ einigermaßen haarsträubend finden würde. — Inzwischen war dies noch leichtes Vorpostengefecht.

Es ist eine berechnete Eigentümlichkeit der ersten Etats-Debatten im Reichstag, daß sie zum Vorwand genommen werden, um de omnibus rebus et quibusdam aliis, über alle möglichen und unmöglichen Dinge zu reden. Bei den redefreudigen Abgeordneten der Opposition sammelt sich der Natur der Dinge nach im Laufe des Sommers in der sitzungslosen, der schrecklichen Zeit, eine ungeheure Masse von „Redestoff“ an, für den vereinzelte Schützen-, Turner- und Sängereisen nur ein unzureichendes Sicherheits-Ventil bilden. Eisen dann endlich in der Arena der Leipziger Straße die Gegner, die sich hassen und doch nicht entbehren können, einander gegenüber, so brechen lange verhaltene Anklagen gegen Regierung und gegnerische Parteien, zurückgetretene Leitartikel und angefallene Entrüstung mit elementarer Gewalt hervor. Und zwar ist die Offensive hier durchweg auf der Linken, die Defensive auf der Rechten; und mit besonderer Vorliebe werden von der Linken diejenigen Gelehrten besprochen, die noch unbekannt und ungeboren im Schoße der Zukunft schlummern; denn die Kritik übt sich ja stets am besten an Dingen, die man nicht kennt.

Bei einer solchen Etats-Beratung nun — es war am 29. November — entpant sich eine lange Debatte über Wahlstatistik und Parteiverhältnisse. Auch der Reichskanzler nahm das Wort, erklärte, daß es ihm „außerordentlich leid“ thue, wenn die Frei-conservativen so viele Sitze verloren, und sagte dann unter Hinweis auf Frankreich, wo die Mittelparteien allmählich ausgemerzt werden, wörtlich Folgendes:

„Wenn z. B. die ganze parlamentarische Situation mehr nach rechts hingelagert, so wäre die größte Gefahr meines Erachtens, daß schließlich die Führung den extremen Rechten anheimfallen würde, wie wir das zu Zeiten auch schon gehabt haben, also etwa denjenigen „Conservativen“, die ich auch, wie ich gestern sagte, in die Diasformation verweisen muß, die in einem mir früher nicht bekannt gewesenen Maße — ich glaube es heißt „conservative Monatschrift“ — unter der Leitung eines Verwandten des früheren Kreuzzeitungsredacteurs Nathusius ihr Wesen treibt. Auch die würde, wenn die Conservativen in einer kämpfenden Opposition wären, allmählich die Führung erlangen als die extremste Partei. Es ist ein großer Schaden für die Zukunft des Reichs, für die Befestigung desselben, daß die beiden Mittelparteien, die freiconservative und die nationalliberale, so viel an ihrem Bestande verloren haben, so viel weiter links hin abgegeben haben; das kann ich als Reichskanzler und als Patriot nur bedauern.“ — Soweit der Reichskanzler.

Nun, wir glauben, daß auch auf diesen Angriff etwas Sachliches kaum zu erwidern sein wird. Gegen so allgemeine und unsubstantiierte Vorwürfe, wie den „extrem“ zu sein, oder der „Diasformation“ anzugehören, läßt sich selbstredend nichts Stichhaltiges vorbringen. Und die liberalen und freiconservativen Freunde des Kanzlers betreffend, so läßt sich über den Geschmack erst recht nicht streiten.

Wir glauben aber grade aus der Allgemeinheit des Angriffs schließen zu dürfen, daß auch kaum die besondere Haltung dieser Zeitschrift in irgend einer bestimmten Frage denselben veranlaßt haben kann, sondern lediglich die allgemeine Bestimmung: überhaupt einen Widerspruch auf der Rechten gefunden zu haben. Und diesen wie jeden Widerspruch im Keime zu ersticken, wird Zweck und Absicht des beregten Einschüchterungsversuchs gewesen sein. — Wir müssen leider fürchten, daß er seinen Zweck verfehlen wird. Könnte derselbe überhaupt einen Erfolg bei uns haben, so wäre es jedenfalls nicht der gewünschte, sondern sein Gegenteil. Wir hoffen indes, daß es uns um so leichter sein werde uns nur von sachlichen Gründen leiten zu lassen, als ja irgend ein Gegensatz zwischen dem Programm der Thronrede und den Auffassungen der Monatschrift überhaupt nicht besteht, dieselbe also voraussichtlich in der Lage sein wird, in allen Hauptfachen die Regierung aufs wärmste zu unterstützen. Daß diese Unterstützung, so lange der Reichskanzler alle grundsätzliche Behandlung der Dinge ablehnt und sich ausdrücklich nach Liberalen und Freiconservativen zurücklehnt, nicht in blindem Vertrauen, sondern nur mit größter Zurückhaltung geübt werden kann, liegt für uns auf der Hand. Wir werden also materiell in unserem November-Bericht durchaus das Rechte getroffen haben, wenn wir die Hoffnung aussprachen, es möge die Rechte der Regierung nicht allzu vertrauensvoll entgegen kommen. Nach unserer Auffassung, und sie wird ja auch im Parlamente vielfach geteilt, würde der Conservatismus in dem Augenblicke völlig laudum werden, in dem er seine principiellen Grundlagen einer persönlichen Gefolgschaft opfern wollte.

Anders liegt es vielleicht mit der Form unserer Ausführungen, die wir hier und da preisgeben wollen. Specieell das nebensächliche Beiwort, das wir dem Militär-Etat gegeben, mag gestrichen werden, weil es mißverstanden werden kann und folglich von den Gegnern mißverstanden werden wird. Uebrigens hat aber trotz gewissenhafter Prüfung weder der officiële Unwille, noch auch der Umstand, daß fast sämtliche conservative Blätter uns im Stich ließen, und nur die katholische „Germania“ durch offenen Beistand uns zu Dank verpflichtete, unser Urteil über das Wahleresultat irgendwie erschüttern können. Auf das Recht aber, die politischen Angelegenheiten in ihrer Weise zu besprechen, verzichten „die Verwandten des Kreuzzeitungsredacteurs Nathusius“ vorläufig noch nicht. —

Auf alle einzelnen Fragen, die nun außerdem bei der Etats-Beratung nach einander flüchtig berührt worden sind, einzugehen, auf Börsensteuer, Actiengesetz u. s. w. ist nicht möglich. Dagegen sind vom Reichstag auch schon zwei concrete Vorlagen behandelt worden, den Zollanschluß Hamburgs und den Volkswirtschaftsrat betreffend; erstere ist an eine Commission verwiesen worden und wird voraussichtlich im Plenum genehmigt werden; letztere ist abgelehnt mit bedeutender Majorität.

Was Hamburg betrifft, so stimmen wir dem Wunsch der Regierung, dasselbe ins Zollinland einbezogen zu sehen, vollkommen bei. Dagegen halten wir auf die Gefahr hin, wieder ein Mal der so beliebten „nörgelnden“ Kritik geziehen zu werden, weder alle angewandten Mittel, noch auch die jetzigen überaus kostspieligen Vorschläge für glückliche. Aber es scheint die Sache in jeder Hinsicht so weit gediehen, daß kaum noch eine andere Gestaltung, als die vorgeschlagene, möglich sein wird und daher nachträgliche Klagen überflüssig erscheinen.

Was zweitens den Volkswirtschaftsrat betrifft, so stehen wir auf Seiten derjenigen conservativen Abgeordneten, die durch Stimmenthaltung zur Ablehnung der Vorlage beigetragen haben. Wir bestreiten nicht, daß sich im Einzelnen manches zu Gunsten der Sache sagen läßt, wie es ja der Kanzler selbst und auf der Rechten der Abgeordnete Dr. Frege in ausgezeichnete Rede gethan haben. Aber im Großen angesehen, können wir doch von zwei leitenden Gedanken nicht loskommen; erstens halten wir die Gefahr, daß ein zweites Parlament geschaffen werde, um es gegen das erste auszuspielen, für keineswegs ausgeschlossen; wäre dies Neben-Parlament nach conservativen Grundsätzen berufen, so könnte die Gefahr sich in Nutzen verwandeln. Darin liegt aber zweitens unser noch größeres Bedenken, daß eine einseitig von der Regierung ernannte, ohne alles eigene Recht nur mit Pflichten ausgestattete Körperschaft, doch zweifellos nichts weiter sein kann, als eben der Refler der jeweiligen Regierung, also eine absolutistische Institution, wenn sie überhaupt einflußreich würde. Bleibt sie aber einflußlos, so ist sie überflüssig. Denn die Möglichkeit sich zu instruieren durch Bücher sowohl als auch durch Personen, bleibt im Zeitalter des Telephons für die Regierung auch ohne Volkswirtschaftsrat bestehen.

Im Gegensatz zu einem derart zusammengefügten Volkswirtschaftsrat ist die Annahme einer Vorlage, welche Herstellung zuverlässiger Berufsstatistik bezweckt, dringend zu wünschen; dieselbe ist unentbehrlich zur Durchführung der Social-Reformen.

Unsere auswärtigen Beziehungen, die im verfloffenen Jahre den europäischen Frieden bedingten, scheinen leider jetzt am Schluß desselben nicht ganz so dauerverheißende zu sein, als sie es zeitweilig gewesen sind. Nur vom Schein können wir naturgemäß reden auf diesem Gebiet, wo eben die Combination das einzige Mittel sich zurechtzufinden für alle diejenigen abgiebt, denen die Einsicht und Kenntnis der diplomatischen Beziehungen versagt bleibt. Im Osten freilich wird der Drei-Kaiser-Bund unerschüttert sein; in diesem Augenblick noch hat Oesterreich-Ungarn einen Minister des Auswärtigen bekommen, der auch in Petersburg persona grata ist. Aber im Westen scheint Gambetta sich mehr und mehr als französischer Bismard aufspielen zu wollen. Und je größer das Ungeschild dazu, desto schlimmer wird die Sache mit der Zeit werden; zwar hat er seine eigene Zunge in jüngster Zeit vor Entgleisung gehütet, um so öfter stößt aber dieser Unglücksfall den Federn seiner Journalisten zu, unter denen schwerlich auch nur ein einziger gewissenhafter Mensch sich finden würde. Ohne ihnen Unrecht zu thun, darf man annehmen, daß diese Leute das Spielen mit dem Kriegsfeuer als einen Sport betrachten, der mit ihrem Gewerbe unzertrennlich verknüpft ist. Einige Ableitungen sind ja vorhanden; nach außen hin das Protectorat über Timis; im Innern der Kampf gegen die katholische Kirche, der anscheinend auf der ganzen Linie eröffnet werden soll. Daß in dieser Hinsicht die Dinge in Frankreich anders liegen als in Deutschland, ist zweifellos. Im größtenteils eoangelischen Deutschland sucht und findet die katholische Minorität einen Halt an Rom, während im ganz katholischen Frankreich die gallicanischen Tendenzen keineswegs ausgestorben und nicht unpopulär sind. Trotzdem sind die Aussichten in dieser Hinsicht um so schlechter, je mehr der

finstere Religionshaß der Staatsvertreter sich verrät. Herr Paul Bert verspricht zwar „eine reformatorische Bewegung, nicht eine revolutionäre Vernichtung“, aber die alte Geschichte von der Gironde und vom Berg wird sich auch hier wiederholen.

In Oesterreich dauern die Versuche der „Liberalen“ fort, den Grafen Taaffe zu stürzen, und zwar hat man jetzt die angebliche Unterstützung einer Bank-Gründung hervorgefucht, um ihm einen Strick daraus zu drehen. Während gerade zur liberalen Zeit das politische Gründertum mit Trintgeld-Ministern und Abgeordneten in höchster Blüte stand, verlangt jetzt die Linke, daß „jede Verleumdung durch schlagende Widerlegung mit den letzten Fasern aus den Gemüthern gerissen werden muß.“ Gerade aber wie bei uns zu jener Zeit Herr Lasler mit der Fackel in jeden Gründerschlupfwinkel leuchten wollte, sehr bald aber diese Fackel auslöschte, als er ausschließlich auf Partei- und Glaubens-Genossen stieß, grade so, meint man, werde in Wien die Sache enden. Ob Graf Taaffe ganz correct gehandelt oder nicht, entzieht sich unserer Kenntnis. Die „Länderbant“ ist jedenfalls ein Institut, das wir mit dem äußersten Mißtrauen betrachten. — Daß augenblicklich über gewisse Donau-Fragen die diplomatischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Rumänien abgebrochen sind, ist ein Zwischenfall, den die vis major des Stärkeren bald genug zu eigenen Gunsten erledigen wird.

In Italien ist man verstimmt, daß Fürst Bismarck im deutschen Reichstage von der wachsenden Revolution gesprochen und auf die dringend offerierte italienische Bundesgenossenschaft nicht allzu großen Wert zu legen scheint. Gerade diese Revolution hält aber wider Willen die Gerüchte am Leben, als solle wieder ein kleiner Kirchenstaat mit Rom als Centrum zu Gunsten des Papstes ausgedebert werden, Gerüchte, die wir für sehr viel unglaublicher halten, als etwa die Ueberiedelung nach Fulda, wenn diese auch bisher noch nicht in Wirklichkeit, sondern nur in der „National-Ztg.“ ausgeführt worden ist. In demselben Augenblick, wo mit äußerer Hilfe versucht werden sollte, dem „einigen“ Italien das säcularisierte Rom zu entreißen, würde unausbleiblich die alte Einheits-Begeisterung, das „Italia fara da se“, in so überwältigendem Maße losbrechen, daß weder Vatican, noch Quirinal diesen Ausbruch überdauern möchten. Deshalb denkt auch schwerlich jemand an die Verwirklichung dieser Pläne; wie so oft, wird auch hier der an sich gerechtfertigte Wunsch getreuer Katholiken, ihren geistlichen Oberhaupten zu helfen, der Vater eines wohlwollenden aber unglücklichen Gedankens gewesen sein.

Berlin, 10. December 1881.

D. v. D.

## Zeichen der Zeit.

Das Novellenschreiben.

Es ist eine althergebrachte, berechtigte Eigentümlichkeit jedes wahren Deutschen, der im Stande ist Schmerz und Herz zu reimen, daß er hin und wieder ein kleines Gedicht verübt, und sofern diese Gedichte lediglich für den Hausgebrauch bestimmt sind, löst sich gewiß nichts dagegen sagen. Weiber hat aber neben diesen harmlosen Ritten auf dem Pegasus, neuerdings namentlich im weiblichen Geschlecht gebildet, oder auch nur halbgebildeten Standes die gewohnheitsmäßige Anfertigung von Novellen in besagendwerter Weise epidemisch um sich gegriffen. — Man miß-

verstehe uns nicht. Wenn wir „belaugenswerth“ sagen, so meinen wir natürlich nur die Art und Weise der Fabrication, die jetzt vielfach Platz greift, nicht die Entstehung von Novellen an sich, die wenn sie immer gut wären, ja auch viel Gutes stiften könnten. Denn gelesen wird nun einmal, und zwar meistens ohne viel Auswahl — liest man nichts Gutes, so liest man eben Schlechtes — Buch ist Buch — und je mehr gute Bücher es giebt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie den Zufalls-Lesern in die Hände fallen. Aber, wie gesagt, die Art und Weise der dichterisch-novellistischen Production ist es, die zu wünschen übrig läßt, ja die oftmals vor sich geht, ohne daß die männlichen oder weiblichen Autoren irgendwie sich über die grundbegrifflich elementarsten Anforderungen beunruhigen, die man an ein dichterisches Kunstwerk dieser Art stellen darf und muß. Fast durchweg ist die Ansicht verbreitet, daß eine Novelle lediglich den Zweck habe „durch allerlei Brimborium“ das ein für alle Mal hübsche und gute Mädchen unter die Hand zu bringen. Oder allenfalls auch zwei — wie uns denn gelegentlich eine „Novelle“ zugesandt wurde, in welcher zwei liebenswürdige junge Damen sich in einen, von der Natur mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers angestatteten Jüngling verlieben. In Folge der bei uns üblichen Monogamie kann der Begehrte natürlich nur die eine der beiden heimführen, er nimmt also zunächst Nr. 1. Aber dem Novellisten gestattet es sein gutes Herz, nicht Nr. 2 leiden zu sehen. Er bringt also Nr. 1 im ersten Wochenbett um und nach Verlauf des Trauerjahres wird Nr. 2 geheiratet, während eine Tochter aus erster Ehe zum Ebenbild von Nr. 1 heranwächst. Man muß sich eben zu heissen wissen.

Wir haben nun nicht die Absicht, hier eine Theorie der Novelle zu entwickeln. Aber wir möchten einen persönlichen und einen sachlichen Wunsch aussprechen. Der sachliche Wunsch, in unserer Auffassung von christlicher Kunst überhaupt begründet, geht dahin, daß nicht reine Unterhaltungsliteratur geschaffen werde, nur dazu da, die Zeit zu töten; es muß auch die Novelle nach dem ästhetischen Genuß nicht eine Kezre, sondern das Gefühl der sittlichen Anregung und Erhebung zurücklassen; es muß also durch Verwicklung und Lösung eine sittliche Idee zum Ausdruck kommen, mag dieselbe auch so einfach sein, wie sie wolle. Das wird aber außerordentlich oft vergessen. „Christliche“ Novellisten legen bisweilen ihren Personen unendliche Salsaberdeen, Fabelsprüche und Gesangbuchverse in den Mund, während sie doch unermüdet ihre Conflictte ganz unsittlich lösen. Also weniger äußeres Pathos, aber tieferes Eindringen in die verwickelungen Abichten und Fühungen einer sittlichen Weltordnung. — Was den persönlichen Wunsch betrifft, so wollen wir im Hinblick auf die vielen Subleiden, die uns vorkommen, allen productive Autoren an ein Wort Lessings erinnern, das zwar vom Schauspiel-dichter handelt, aber ganz ähnlich vom Novellisten gilt. Ein Lustspiel-dichter, sagt Lessing, der sein Publicum auch nur auf kurze Zeit lachen machen wolle, müsse lange vorher auf seinem Zimmer sehr ernst gewesen sein. Das ist ganz gewiß zutreffend. Es giebt eben nur sehr wenig Genies, die auf den ersten Wurf ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen im Stande sind — die große Menge der Durchschnittschriststeller kann nur und muß das mangelnde Genie durch Mühe und Arbeit ersetzen, ohne welche übrigens selbst das Genie zum „verbummelten Genie“ zu werden pflegt. Also Fleiß und Arbeit sind der Wunsch, den wir für die Autoren hegen — nur dann kann Tüchtiges geleistet werden. Wer nicht Zeit und Ruhe hat sein Werk in Ruhe auszuarbeiten, der mag getrost die Novellistik Andreu überlassen. Deutschland wird nicht darüber zu Grunde gehen. Und ein rechtschaffen gestridter Strumpf hat auch seinen Wert!

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft.

— „Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der Nordamerikanischen Concurrenz in der landwirtschaftlichen Production“ von Heinrich Semler. San Francisco. Mit einem Vorwort herausgegeben von C. Wilbrandt zu Pisebe. (8. 229 S. Pr. 3 M. Wilmor, Hinckorf.) — Wir haben das vorliegende Buch mit um so größerer Neugier zur Hand genommen, als in einer beiliegenden Ankündigung (ungefähr mit den

Worten des einleitenden Herausgebers) verheißen wurde, daß „der Verfasser an der Hand seiner Schilderungen der nord-amerikanischen landwirtschaftlichen Verhältnisse, die er aus langjährige eigene praktische Erfahrung in verschiedenen Teilen Nordamerikas stützt, nach in interessante Parallelen zu den deutschen landwirtschaftlichen Verhältnissen stellt, die durch vor dem Gespürst der nord-amerikanischen Concurrenz, welche nur die Thatkraft zu lähmen geeignet ist und uns über unsere Ziele ödlich unklar läßt, in gründlicher Weise zerstreut, und dadurch zugleich unsere Getreidezölle in einer überraschenden Beleuchtung erscheinen läßt.“ — Wir können nun keineswegs sagen, daß wir in jeder Hinsicht enttäuscht wären, denn der Verf. macht aus Grund seiner reichen, in einem wechselvollen Leben gesammelten landwirtschaftlichen Erfahrungen, überaus interessante und wertvolle Mitteilungen, die kein Landwirt ohne Anregung und Nutzen lesen wird. Was aber die Behauptung der angeblichen Ungefährlichkeit der amerikanischen Concurrenz betrifft — um diese Hauptsache gleich vorweg zu nehmen — so vermögen wir denn doch die, wie uns scheint, etwas voreiligen Schlüsse und Hoffnungen nicht ohne Weiteres zu teilen. Was unzweifelhaft aus den Schilderungen Semler's hervorgeht, ist die Thatfache, daß auch drüben die Büume nicht in den Himmel wachsen, daß auch der amerikanische Farmer einen harten Kampf um's Dasein führt. Damit ist aber der Beweis, daß es mit der amerikanischen Concurrenz dard aus sein würde, keineswegs erbracht. Die Boden- und Bevölkerungsverhältnisse der Vereinigten Staaten werden vielmehr im kommenden Jahrzehnt kaum wesentlich andere sein, als im verfloffenen, und wenn der Landbau auch zweifellos sich sein eigenes Grab gräbt, so wird diese Selbstvernichtung doch schwerlich so schnell gehen, als wir hoffen und wünschen möchten. Es ist daher auch unser Urtheil über die geringfügigen deutschen Getreidezölle trotz der „überraschenden Beleuchtung“ dasselbe geblieben, daß nämlich die gegenwärtige Höhe derselben überhaupt der Rede nicht wert ist und nicht der mindeste Grund vorliegt, an einer so unbedeutenden statistischen Gebühr aus Gründen, die in Veränderung der amerikanischen Production liegen sollen oder können, irgendwie zu rütteln. Obnehin bleibt in dieser Hinsicht zu erinnern, daß es doch wohl recht gewagt vom Herausgeber ist, wenn er bei Abwesenheit jeder zuverlässigen Statistik, das noch vorhandene ungenutzte und dabei gute Ackergebiet der Union „verschwindend klein“ nennt, und zweitens, daß ja auch außerhalb Nord-Amerikas noch ungeheure Concurrenzgebiete der Ausbeutung warten. Egl. was Fabri in seinem Buch über Colonien von den klimatisch und geologisch so bevorzugten La-Plata-Staaten sagt, deren einzuweilen ganz dünne Bevölkerung sich unbeschadet des Namens verzeihnachen könnte — von Rußland, Afrika, Australien ganz zu schweigen. Neben den, unseres Erachtens voreiligen Schlussfolgerungen bleibt aber auch sonst manches Urtheil und manche Uebertreibung im Einzelnen zu berichtigen; speciell über Deutschland wird doch viel Schiefes vorgebracht. Und auch bei Beurteilung amerikanischer Verhältnisse merkt man oft, wie der Verfasser Einzelfälle kurzer Hand generalisirt, wie auch hier und da wohl die lähn absprechende Sicherheit des amerikanischen Zeitungsstils mit der desonnenern Erwägung daangeht. Die ländliche Arbeiterfrage betreffend verlangt Verf. direkt eine Rückkehr zu tieferer Kulturstufe. Für einzelne Besitzer mag es ja ganz deuenen sein, sich zusammengekauenes Gefinde, das unter freiem Himmel in wolleuen Decken schläft, zu dingeu. Im Interesse der Sittlichkeit und eines Grundlage aller Civilisation bildenden Familienlebens sicheu wir doch unsere schhaften Arbeiter vor und danken für amerikanische „Reform.“ Die Erhaltung unseres Arbeitertums ist immer einen Schutzoll wert. Ganz Zutreffendes bringt Verf. über den deutschen „Kastengeist“ bei, obzshon auch hier (p. 101) die Uebertreibung nicht ausbleibt. „Das ganze Geheimnis“ der amerikanischen Blüte liegt nicht lediglich in der „socialen Gleichberechtigung“, sondern vor allem in der dünnen Bevölkerung der lange Zeit fast unbegrenzten Hilfsquellen. Ganz falsch ist die Behauptung, daß der Socialismus in Amerika keinen Boden finde. In der Krisis 1877 sind ganze Bahnhöfen mit Heubünden und Betriebsmaterial von den Arbeitern gestört und von den „Kolly Maguires“ Noed und Totschlag geübt. Sehr richtig ist wieder, was Verf. über den Handelsstand unserer deutschen Seestädte sagt, der immer nur Provision vom Ausland verdienen will, statt mit ganzer Kapitalkraft die inländische Production zu heben. Interessant ist ferner, was Verf. über das „Heimstättegesetz“ in der Union beibringt, demzufolge jeder Besitzer einer Kiegenhaft von 5000 Dollar dieselbe zum Fideicommiss machen kann. Verf. nennt dies verständige Gesetz „liberal;“ wir nennen es „arconjeratib;“ Euen Richter würde es jedenfalls als „reactionär“ vrecabzshenen. — An der Einleitung des Herausgebers ist ja der Ver-

lasser unichuldig; gleichwohl möchten wir unsere Nicht-Uebereinstimmung mit den idealistischen, zum Teil ganz phrasenhaften Wendungen (p. XVIII) ausdrücklich hervorheben. — Mit Farlacht aufgenommen, ist das Buch für den Winterabend des Landmanns ganz passend. — Wir kommen von der Volkswirtschaft auf die politischen Zustände der Union. „Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union“, (Leipzig, Grunow, 328 S. Pr. M. 6) lautet der Titel eines von Dr. Rudolf Doehn, ehemaligem Mitglied der Legislatur des Staates Michigan und Herausgeber verschiedener Werke über Amerika, verfaßten Buches, das wir (abgesehen von einigen Wiederholungen) mit großem Interesse gelesen haben. Allerdings enthält dasselbe nur neueste Tagesgeschichte, also was man gewöhnlich *Politik* nennt, indem es sich lediglich über die Präsidentenschaften von Grant, Hayes und Garfield einschließlich verbreitet; aber grade für diese letztverflohenen Jahre entwirft Verf. ein sehr anschauliches und wenn auch vielleicht nicht ganz unparteiisches — wer wäre das seiner eigenen Zeit gegenüber — doch von aller Parteireidenenschaft völlig freies Bild der öffentlichen Zustände und maßgebenden Personen in der Union. Zudem verdient es anerkannt zu werden, daß Verf., abshan der republikanischen Partei anzutreten, doch ein unbedingter Feind der Corruption und des Deutewesens ist, und den Kämpfern gegen die Corruption, namentlich unserem Landmann Karl Schurz aufs wärmste beisteht. Der „Orantismus“ in seiner ganzen Blöße wird uns schonungslos aufgedeckt, und wenn die Enthüllungen nicht das Gefühl pharisäischer Selbstgerechtigkeit hervorrufen, daß die Aera Campbells bei uns doch ganz etwas anderes gewesen sei, als drüben die Aera Gantling, ja wird das Studium derselben um so erspriechlicher sein. Parallelen finden sich trotzdem in Menge. Wenn z. B. bei Gelegenheit des Baues der Pacific-Bahn ein Raub von Millionen an der Bundeskasse begangen, eine parlamentarische Untersuchungskommission eingesetzt und schließlich die beiden Hauptschuldner mit einem „Tabelsvotum“ bestraft wurden, so fällt einem doch unwillkürlich auch unsere berühmte Gründer-Untersuchungskommission ein. Eine gewisse Verhöhnung liegt ja aber darin, daß „Capitalanlage in Congressmitgliedern“ oder selbstbewilligte Erhöhung von Diäten mit rückwirkender Kraft und Nachzahlung für mehrere Jahre in Deutschland bisher noch nicht vorgekommen sind. (Nicht ohne Humaer ist es, daß Herr Schurz, dem größten Gegner des Gründertums in Amerika, vor einigen Jahren bei seiner Anwesenheit in Berlin von den Herren Kay, Braun, Niquel, Hammacher u. A. ein Festmahl gegeben wurde!) — Uebriqens scheint jetzt Reaction gegen den Orantismus einzutreten; aber es geht nicht mit völliger Klarheit aus dem Buche hervor, wieweit es denn nun das Ministerium Schurz in der Reform des Civildienstes gebracht hat und ab, von einigen besseren Leuten abgesehen, die in wichtige Stellungen einrückten, wirkliche Anzeichen zunehmender moralischer Gesundung vorhanden sind. Die „freiheitlichen Einrichtungen“, als solche, von denen Verf. p. 317 sich (im Gegensatz zu Rußland) Besserung verspricht, können doch nach allem, was vorgefallen, nur als ein ziemlich schwacher Trost gelten. Für die große Masse innerhalb der civilisirten Völker wird wahre Freiheit ausschließlich in festen, sittlichen Rechtsordnungen gefunden werden können; was dagegen heute in der Regel unter „freiheitlich“ verstanden wird, bedeutet oft genug die Ausbeutung der Mehrheit durch einzelne, geistig oder materiell Bevorzugte. Allerdings müssen die Rechtsfarmen dem Volksbewußtsein und den realen Verhältnissen entsprechen und nicht unsartgebildet von den Aynen auf die Enkel als „ewige Krankheit“ sich vererben. Denn dann, aber auch nur dann, werden sie als Zwang empfunden, statt Schutz des Schwachen zu sein. Die Notwendigkeit des Arbeitsrechts wird auch Nord-Amerika noch erfahren, sobald die Bevölkerung ein gewisses, vielleicht noch lange nicht erreichtes, Maß der Dichtigkeit überschritten haben wird. Tritt dieser Zeitpunkt ein, so müssen die socialen Wirren, wie sie schon 1877 begannen, einen um so wilderen Charakter annehmen, je unvernünftiger das freiheitlich entseffelte Capital und eine rohe, rechtlich ungeschulte Arbeiterbevölkerung sich feindlich gegenübersehen. Wir fügen schließlich noch hinzu, daß das Urtheil des wohlunterrichteten Verfassers über den gegenwärtigen Präsidenten Chester A. Arthur äußerst ungünstig lautet. Von Beruf ein Abenteurer, erst Lehrer, dann Advokat, dann Generalquartiermeister im Kriege, dann durch Grants Einfluß Inhaber der einflußreichen und einträglischen Stelle des Hafencollectors in New-York, dann wieder Advocat, zählt er zu den intimsten Freunden Conklings und zu den kühnsten „Maschinenpolitikern“ der Union.

— Zur Beurteilung der socialen und Juden-Frage liegen vor uns: „Die historische Weltteilung der Juden und die moderne Judenfrage“ von Dr. C. F. Heman. Abdruck

aus der conservativen Monatschrift 1881. Mai und Juni. 2. unveränderter Abdruck. 8. 76 S. Pr. M. 1. — (Leipzig, 1882. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.) — Kaum eine andre von uns veröffentlichte Arbeit hat so viel Beifall gefunden, als diese ganz neue und eigenartige Behandlung der Judenfrage. Der Abdruck in Buchform wird zweifellos einem Bedürfnis entsprechen. — „Ein Arbeitsgesetz als Lösung unserer Tagesfragen“ — 8. 31 S. Pr. M. 0,50. (Breslau, 1881. Leuckart.) — enthält wunderbar verfechtete Vorschläge. — „Arbeiterwohl“. Organ des Verbandes katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde. Redigiert vom General-Secretair Franz Hipe. Jahrgang M. 3. (Köln, 1881. J. P. Bachem.) — Das „Arbeiterwohl“ will neben den theoretisch-prinzipiellen „Christlich-socialen Blättern“ practisch wirksam sein. Aus den uns vorliegenden drei Heften Juli—September 1881 ersehen wir indessen nicht recht, auf welcherlei Leserkreis eigentlich gerechnet wird. Die laugen Gespräche scheinen uns für Gebildete etwas kindlich, für Ungebildete zu hoch. D. v. C.

## 2. Musikalisches.

— J. S. Bach, sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Reissmann. (Berlin und Leipzig. J. Neumanntag 1881.) Pr. 7 M.; geb. M. 8,50. Zweifeln wir anfänglich daran, daß in einem Octavbände von 283 Seiten Text „Bach und seine Werke“ in genügender Ausführlichkeit abgehandelt werden könnten, so gehen wir nachträglich gerne zu, daß von dem umfangreichen Stoffe eigentlich nichts Erhebliches übersehen worden ist, daß vielmehr die wohlthätige Kürze zugleich den Gedanken des Verfassers vermehrte Schärfe und Tiefe gebracht zu haben scheint. Unwillkürlich stellt man auch bei dieser Bach-Biographie Vergleiche an mit der ausführlichen Mozart-Biographie von D. Nahn, der seinen Stoff besonders eingehend und gründlich behandelt hat. Aber diese Bücher haben nun einmal für die meisten Leute etwas Abstraktes; und am wenigsten natürlich für die, welche sie verfaßten, am meisten für jene, die verurteilt sind, eine Kritik darüber zu schreiben. Die Scheu vor diesen Büchern ist so allgemein, daß sie die unzähligen Compendien hervorgerufen hat, die unsere Zeit aufweist. Leider führen dieselben meistens dem Regen in die Traufe. Sind die vielen Bücher zu langweilig, so sind die Compendien zu kurzweilig, d. h. um sie zu lesen sind sie zu inhaltsreich, um sie auswendig zu lernen (für gewöhnlich) nicht inhaltsvoll genug. Reissmann's Bachbiographie will die Mitte halten und man sieht schon an der Capiteleintheilung, daß die Disposition dazu mit vielem Geschick gemacht ist. Im 1. Capitel wird von Bachs Vorfahren und seinen Jugendjahren gehandelt. Die drei folgenden beschäftigen sich mit seiner Wirksamkeit in Köthen, Weimar und seinen derzeitigen Compositionen. Das 5. Capitel ist seiner Leipziger Stellung als Thomascantor gewidmet. Dann folgen wiederum drei Capitel über seine Compositionen jener Zeit, d. h. über Cantaten, Oratorien, Instrumentalwerke. Sodann erhalten seine Söhne und Schüler ein Capitel und seine Kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung wird noch speciell im Schlußcapitel erwogen. (Sehr interessante Notenbeilagen sind endlich dem Werke noch beigegeben.) Diese Einteilung hat ihre Vorzüge, aber auch Gefahren, vor denen Verf. sich nicht immer gehütet hat. Es ist nicht überall der organische Zusammenhang ersichtlich und manches erscheint geradezu abrupt. An solchen Stellen scheint uns der Verfasser den Mittelweg verlassen zu haben und in das Gebiet der Compendien geraten zu sein. Diese Gefahr hätte Verfasser um so mehr bedenken müssen, als er in seinem Vorwort allen Bachbiographen — darunter auch Spitta und Bitter, dem jetzigen Finanzminister — vorwirft, daß sie das „größte Formengenie“ mit ihrer „Phrasologie“ meist nur verunglimpft hätten. Freilich hat er viel vor jenen voraus, aber doch nicht so viel, daß er jeder Vorwurf entbehren konnte. Reissmann vertieft sich in seinen Stoff so sehr, daß er manchmal nur wie zu sich selbst zu reden scheint, und wer nur einige Male sich selbst in Reflexionen über musikalische Themen eingelassen hat, wird wissen, wie leicht man dabei für andere unverständlich werden kann. Das passiert ihm denn auch zu unterschiedlichen Malen, wenigleich er dem Uebel stets durch Notencitate abzuhelfen sucht. — Diese Mängel wird aber kaum bemerken, wer lediglich in der Absicht „Bach und seine Werke“ kennen zu lernen an die Lectüre geht. Und wäre es nur das siebente Capitel (über die Passionsmusiken) was man lesen wollte, so würde man dennoch eine wesentliche Förderung des Verständnisses dadurch erfahren. Nur hätte Verf. da, wo er ein genaueres Bekanntsein mit dem betreffenden Werke nicht voraussetzen durfte, sich auch in Details nicht zu sehr vertiefen, sondern ein ausführliches Urtheil aber



das Ganze abgeben sollen. Wir haben das Buch nicht in einem Zuge durchgelesen, werden aber noch oft und gern zu demselben zurückkehren, zumal die Auffassung und Darstellung stets objectiv, aber niemals kühl ist. — Im Ganzen erklären wir uns mit dem Ton des Werkes einverstanden; im Einzelnen wäre uns manchmal das stärkere Hervortreten bewußten Christentums erwünscht gewesen. Wir wollen hier einen Passus des Schlusscapitels anführen, der als Quintessenz der Ansicht des Verfassers gelten kann: „Es vollendete sich in ihm (Bach) die Kunst als christliche und tritt zugleich als weltliche, als selbständige Instrumentalmusik in bisher nicht gekannter Bedeutung hervor.“ Die Ausstattung des Buches ist höchst elegant und geschmackvoll. Das beigegebene Portrait Bach's, im Stahlstich, ist vorzüglich.

— Illustrierte Musikgeschichte von Emil Raumann. (Stuttgart. B. Spemann, 1881). Vorstehendes Werk soll in circa 28 Lieferungen (à 50 Pf.) erscheinen. Aus liegen die 10 ersten Hefte vor, in denen „die Entwicklung der Tonkunst von den frühesten Anfängen“ bis auf Guido von Arezzo geführt ist. Daran erhebt schon, daß wir ein abschließendes Urteil über das Werk noch nicht geben können. Zwar können wir uns aus den übrigen zahlreichen Arbeiten des Verfassers, die uns zum Teil bekannt sind, privatim einen Schluß darauf machen, wie derselbe die musikalische Entwicklung der letzten beiden Jahrhunderte darstellen wird, müssen denselben aber selbständig hier zurückhalten. Raumann handelt in diesen 10 Lieferungen von der Musik der Chinesen, Japaner, Indier, Araber, Hebräer, Aegypter, von der der Griechen und Römer und von den ersten Anfängen der christlichen Musik. Wir finden einen bestimmten Modus bei der Betrachtung der einzelnen Völker stets wiederkehrend, der an und für sich praktisch und fördernd, aber nicht immer ausreichend erscheint. Der Verfasser knüpft nämlich stets bei den Instrumenten der verschiedenen Nationen an und gewinnt jedesmal eine treffliche Basis für die Charakteristik, bleibt aber doch manches schuldig und ruft durch dieses Verfahren den Eindruck einer gewissen Monotonie hervor. Breiter wird natürlich die Darstellung, wo der Verfasser zu der christlichen Musik gelangt und schon die Zahl der noch ausstehenden Lieferungen (18) läßt darauf schließen, daß der neueren Musik der gebührende Raum zugemessen sein wird. In den uns vorliegenden ersten Capiteln des Werkes ist zweifellos ein bedeutendes Wissen niedergelegt und eingehender Fleiß bewährt. Ein gründliches Quellenstudium ist überall ersichtlich und in Bezug auf manche Sachen vertritt Raumann ganz neue Ansichten, die er allemal zu belegen weiß. So z. B., indem er Boussimakers Arbeiten benutzte, in Bezug auf Tranko von Köln, über dessen Person und Werten zweifellos irrige Ansichten bisher verbreitet waren. — Raumann prunzt nicht mit Kunstausdrücken, ja, er geht in dem Streben nach allgemeiner Verständlichkeit so weit, daß er bei etymologischen Erörterungen griechische Stämme fast durchweg mit lateinischen Vetteren schreibt. Der Stil ist von einer gewissen Würde und liest sich angenehm. — Ungemein reich ist die Ausstattung des Werkes. Die Illustrationen sind sehr zahlreich, meistens gut ausgewählt und durchweg trefflich ausgeführt. Besonderen Glanz verleihen dem Ganzen aber die großen Beilagen, als Portraits, Facsimiles zc. zc., die nur später, beim Einbinden, einer ordnenden Hand bedürfen. Einstweilen finden wir z. B. einen Theaterzettel (über die erste Aufführung von Haydn's „Schöpfung“) mitten unter dem „Chinesen, Japanern und Indianern.“ Ein schönes Portrait des alten sächsischen Capellmeisters Heinrich Schütz überreicht uns im „ägyptischen“ Capitel u. s. w. — Der Gedanke, eine illustrierte Musikgeschichte herauszugeben, ist neu und jedenfalls sehr glücklich. Wir glauben zuversichtlich, daß es dem Werk an Abnehmern nicht fehlen wird, zumal der Preis (14 Mark) keineswegs hoch zu nennen ist.

### 3. Poesie.

— Buch der Hymnen. Neue Sammlung alter Kirchenglieder mit den lateinischen Originalen deutsch von Eduard Hobein. (Hüterlosh. C. Bertelsmann, 1881. Pr. 2,25 M.) Dem Buch sind auf der Rückseite Empfehlungen von Julius Sturm, Phil. Wadernagel, Dr. Rob. Prug, D. theol. Philippi, Georg Heninger mitgegeben. Dazu ist es Sr. Königl. Hoheit Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin allerunterthänigst gewidmet. — Der Verf. hat im Jahre 1864 und 1870 ein Buch der Hymnen herausgegeben. Er bezeichnet darin die Literatur des lateinischen Kirchengliedes als eine der abendländischen Kirche gemeinsame Weltliteratur, welche aus dem Worte Gottes geschöpft, zwar die Spuren menschlicher Auffassung und zeitlichen Gepräges nicht verleugnet, aber doch göttlichen Gehalt in der reinen Schale der Poesie darreicht.

In diesem Bändchen reicht er eine Auswahl zunächst vom dritten und vierten Jahrhundert, darunter Hymnen von Cyprian, Hilarius, Ambrosius, Prudentius. — Ferner vom 6. bis 9. Jahrhundert: Gregorius M. — Eugenius v. Toledo, Alcuin, Beda Venerabilis, Paulus Diaconus — Kottler d. Kellern, Theodulphus. — Sodann vom 10—14. Jahrhundert: Hildebert von Tours, Peter der Ehrwürdige, Thomas v. Celano, Bernhard v. Clairvaux, Bonaventura. — Endlich vom 15. und 16. Jahrhundert: Thomas a Kempis, Johannes Rukenburus. Dazwischen aber finden sich viel namenlose Hymnen von nicht geringerer Schönheit, tiefer Demut entsprossen. Den einzelnen Abschnitten sind kurze Berichte über die Dichter und ihre Zeit zur willkommenen Orientierung vorausgeschickt. Daß die Originale selbst unter dem Text mitgeteilt werden, dürfte selbst für des Lateinischen unkundige Leser nicht ohne Interesse sein, da der bloße Wohlklang dieses vom Geiste Christi neugefalteten Idioms ein musikalisches Ohr entzücken kann. Dieser musikalische Wohlklang ist in deutscher Uebersetzung nur sehr selten völlig zu erreichen, es müßte denn die Worttreue noch mehr geopfert werden, als dies von jedem poetisch fühlenden Uebersetzer fast unwillkürlich geschehen wird. Aber für einen wissenschaftlichen Zweck ist ja diese Treue unerlässlich, — und die Anstrengung im Kampfe mit der Sprache, welche hier hervortritt, wird jedem einigermaßen Kundigen Respekt einflößen. Ein ganz genauer Anschluß an Rhythmus und Reim findet sich auch hier nicht. In dem Morgensiede pag. 10. Aurora jam parat polium — folgen die deutschen Reime als ab — während in den lateinischen Endungen große Unregelmäßigkeit herrscht. In dem Liede pag. 12 hat die Uebersetzung an Ich während der Uebersetzung reimslos ist. Bei andern ist die Reimslosigkeit des Originals auch im Deutschen fest gehalten. Auch der Hexameter und die sapphische Strophe des Originals ist nachgebildet, ebenso wie der mannichfaltigere Strophenbau der späteren Zeit, das dies irae. dies illa mit dem Sünden Reim, wie cur mundus militat sub vana gloria von Bernhard von Clairvaux mit dem 4fachen. Vielleicht liebt mancher gern das Original von „Jesus meine Zuversicht“, welches gewichtige Stimmen bei Prudentius zu finden meinen: de resurrectione carnis humanae.

Wir geben wenigstens den Anfang:

Daß mein Leib in Christus erstehe und mit Ihm, das weiß ich.  
Könn' ich verzweifeln darob? Ich komm' auf den nämlichen Wegen,  
Trauf Er sam, zertretend den Tod, das ist, was wir glauben. —  
Aber auch ganz komm' ich, nicht geringer, noch werd' ich ein and'rer  
Wieder erhehn, als ich bin, denn gleich, wie sie leben, so werden  
Kutlig sein, Kraft, Farb', auch wird mich an Zahn nicht, noch Nagel  
Schäd'gen das Grab, wenn geöffnet sein Schlund mich wiederum ausspeit . . . .

— Hugo Köster. Stunden der Einsamkeit. Gedichte und Lieder. (Marburg in Commission der H. G. Elvert'schen Verlagshandlung 1881. Fr. 1,50 M.)

Gern in stillen Melancholien  
Wandl' ich an dem Wasserfall  
Und in süßen Melodien  
Vodet mich die Nachtigall. —

Diese Wötheworte bezeichnen den Grundton des jugendlichen Weltkummer, der sich in die Welt hinein aussingen möchte. Klänge wie aus Nr. 1 aus stillen Stunden für stille Stunden sind wenig darunter zu finden, wie etwa in der Einkehr p. 61.

Bin ich allein, denk ich erschrocken  
Der ohne Zweck durchflatterten Bahn.  
Mir ist, als riefen die Gottesgloden,  
Und nicht mehr ist es ein thörichter Wahn.  
Von allem Streben hin und her,  
Das nie Befriedigung gefunden,  
Tönt nun die Klage dumpf und schwer:  
O Gott, in Dir laß mich gefunden!  
Blicb nur der Wortwurf bitterer Reue,  
Daß ich so lange Dein vergaß,  
Der Welt gebient, statt Deiner Irene,  
Wobei noch nie ein Herz genas. — — —

Der Dichter braucht nur diesen Haken recht zu fassen und in den Dam zu treten, wohin sie ihn laden, dann wird er vielleicht freudiger und vielen erquicklicher singen.

— Die Schöpfung. Gedicht von F. F. L. ten Kate. Deutsch von F. Koppelman. (Bremen 1881. C. E. Müller. Pr. 2,40 M.) Didaktische Poesie ist etwas in Verruf; mancher vermeist sie ganz dem Farnas in die Schulfuge oder dem Hörsaal. Dennoch heißt es auch hier: Alles mit Unterschied! Unser Dichter versteht sich und uns auf den Schwingen der Phantasie an den Sinai, um einen einsamen Wanderer zu belauschen von Helbenwuchs, himmlischem Adel, nach Oben gerichtetem Blick, wie er in diesem Bergchaos sinnt über die Schöpfung der Welt und ihm ins Herzingt: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — wie aus tiefem Dunkel ein Strahl ihm entgegenleuchtet, wie es Licht wird — aus Abend und Morgen der erste Tag. Herder hat bekanntlich an den Pfafen des dämmernden Tages den nach und nach auftauchenden Erscheinungen, Anlehnungspunkte für die Kosmische Schöpfungsreise gefunden. Unser Dichter sucht eben solch sinnliche Typen für die Gesichte des Sehers und verwendet dabei den ganzen Reichtum geologischer und naturhistorischer Forschungen der neuen Zeit. An jeden Schöpfungstag schließt sich ein Hymnus voll Schwung und Kraft. Ein würdiger Gegenstand ist in würdiger Sprache mit inniger Andacht und Begeisterung dargestellt. Der Dichter legt den Erwerb seines Lebens, das Beste, was er hat, nieder am Fußstempel seines Herrn und Königs. Den Steberfeger hat die Freude an dem Werk zu seinem Werk getrieben. Dafür wird der Dichter gewiß nicht zürnen, — und der Leser ihm danken, wenn auch an einigen Stellen das Ringen der Liebe mit Stoff und Sprache noch mehr belohnt sein könnte.

— Die beiden Hauptleute — oder die Verlobung am Christbaum. Schauspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Kayser, Lehrer in Schalle. — Meister Faustgerecht. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen von Dr. Anton de Waal, Präses des römischen Gesellenvereins. — Ein e W Artzprejerfamilie. — Drama von P. Heinrich Valle aus dem Italienischen. — Silah aber: die Stiftung des Klosters Ottdanren. Historisches Ritterchauspield mit Gesang in vier Aufzügen von P. Kayser Kuhn, Benediktiner, in 4 Aufzügen. — Sebastian. Trauerspiel in 5 Aufzügen nach Wiseman's Fabiaka bearbeitet und dem Luxenburger Gesellenverein gewidmet von Fr. Jos. Ferd. Hackmuth — und: Die Niethserhöhung. Lustspiel in 4 Akten von B. Bagei, Kaler in Eablenj. (Katholische Dilettantenbühne. Kempten, Verlag der Jas. Kölschen Buchhandlung 1881.) Man sieht, daß die römische Kirche nicht nur durch ihre Passionsspiele in Oberammergan Gebildete und Ungebildete, auch Schoren von Nichtkatholiken — heranzuziehen und zu fesseln weiß, sondern auch ihren Gesellenvereinen Reiz, Würze und lebendige Bewegung bietet durch dramatische Action. — Auf die Bedeutung des Theaters für das gesammte Volkleben ist oft genug von bedeutenden Stimmen hingewiesen. Schiller hätte aus der Bühne gern eine nationale Anstalt gemacht. — Huber wollte ihr Gebiet mit großen patriotischen und vollstümlichen Staffen besetzen und die tüchtigsten Dramaturgen, auch einer von Hamburg, dessen Werk vor kurzer Zeit in diesen Blättern besprochen warben, können nicht genug klagen über die Misere des heruntergelassenen Geschmacks, über den Krebs der Corruption, der sich von der großen Weltbühne auch auf die Bretter schleicht, welche die Welt bedeuten. — Allerdings liegt auch in diesem Bildungsmittel, wie in allen andern, eine Gefahr — aber wer diese gänzlich meiden will, muß gar nicht geboren werden. Halbbildung und Dilettantismus verwirren viele Köpfe — und wenn an den Dramen guter Tendenz der Geschmack für die Sache gewekt ist, zeigen die pikanten Saucen und das Hautgaut von Offenbachianen und französischen Reminiscenzen zuletzt oft viel stärker. Dennoch wäre es eine Frage, wie weit auch die evangelischen Jünglingsvereine hier mit den katholischen Gesellenvereinen rivalisieren könnten. In Meister Faustgerecht fallen, wie die „Germania“ sagt, in einem glänzenden Beispiele der Vergangenheit die Kathalinen der Gegenwart gegen den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit gerechtfertigt werden. Auch die anderen oben erwähnten Stücke haben meist katholisch-religiöse Tendenz. — Nur ein Lustspiel ist darunter. — In den beiden Hauptleuten fehlt es nicht an einer gewissen dramatischen Spannung, selbst nicht an Anlage zum Lustspiel, aber auch nicht an deren Unwahrscheinlichkeiten — und die Charaktere sind mit viel aufstrebendem Decorationspinself gemalt, so daß sie oft an Caricaturen streifen, vielleicht aber gerade darum den in's Auge gefassten Kreis doppelt entzücken werden. Grel-gottlose und dabei dumme und erbärmlich-frige Teufel befehren sich zuletzt und werden nun fast ja sabelhaft-ebel, wie die beiden Hauptengel in Men-

schengestalt, die zuletzt auch sich wirklich heiraten. Das muß die Taschentücher nehen, wie die Nachmusterer durch derbe oft knotige Schimpfwörter und charakteristisch sich wiederholende Stichwörter vorher gereizt werden. Vielten Gewinn für sittliche und geistige Bildung möchten wir von diesem Stück nicht erwarten, doch auch dem gewiß noch jungen Verfasser eine Zukunft nicht ohne Weiteres abschneiden. Vielleicht lernt er noch die Katastrophen anders zu motivieren, als durch einen Dietrich und eine hinterlistig versteckte Taschenuhr.

— Deutsche Literaturdenkmäler des 18. Jahrhunderts in Neubrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. (Heilbronn. Henninger 1881. Fr. 0,90 M.) Metrische und prosaische Dichtwerke, kritische Abhandlungen über Poesie von Gottsched bis zu den Romantikern — Bodmer, — Wieland, Gleim, Bürger, Vater Müller, Klinger, H. L. Wagner, F. D. Jacobi. — Mitteilungen aus den Bremer Beiträgen, Schleswig'sche Literaturbriefe, Frankfurter Gelehrte Anzeigen, Schuberts Deutsche Chronik u. s. w. sollen in diplomatisch getreuen Abdrücken wieder auferstehen. Dr. Bernhard Seuffert bürgt für Ausführung des Programms. Wenn Shakespeares Vorläufer und Zeitgenossen zum Verständnis dieses Mittelstücks aus einem Gebirgszuge nicht entbehrt werden können, so hat ein Klinger schon als Maßstab für einen Höhe Bedeutung — und sein Otto für einen 48 h. C. Brahm hat nachgewiesen, was die Tragödie aus Gök, Lear, Othello, Hamlet und Macbeth entlehnt hat. Im Reichthum von Motiven erstreckt das Drama, lose Episoden drängen sich ein. Willkürliche Verkettung von Triebfedern werden erst spät und flüchtig gezeigt. Dennoch ist Otto ein rechter Typus der Sturm- und Drangperiode, wichtig für die Literatur von Vater Müller bis zu Schillers Räubern und Fiesko. — „Das Stück war kein bloßer Nachhall eines dogmatischen, es war ein Schritt weiter, unvorsichtig und unsicher, aber Kühn, neu, und in großem Sinne gethan!“ — — Dies wenige genügt, um Fachgelehrten, Literaten und Literaturfreunden — von dem sogenannten Respublicum ganz abgesehen — die Bedeutung des ganzen Unternehmens ins rechte Licht zu stellen. Und wenn Würhe bei einer Gebirgsreise empfiehlt, beim Aufsteigen öfter still zu stehen und sich umzusehen, so dürfte ein solcher Wink auch für den Gang der Literatur beachtenswerth erscheinen — möge dieselbe sich in aufsteigender oder — absteigender Linie bewegen.

— Barbablauca. Eine Ahaspodie von Julius Ernst von Güntherl. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe. 1881. Fr. 4 M.) Fast ein kühneres Unternehmen, als weil Vaterloo von Scheerenberg — weil einen größeren Raum und Zeitraum umspannend — aber „durch das eherne Band tragischer Thatfachen zu einer Einheit zusammengeschmiebet — ein hell positiver Spiegel jener glänzenden Thaten von 1870/71 — genauer angesehen: ein gewaltiges Drama, worin einzelne Helden ungefähr so auftreten, wie Laot bei der Gräfin von Kuvregne, da er spricht:

Ich bin mein eigener Schatte nur,  
Ihr seid getäuscht, mein Wesen ist nicht hier;  
Denn was ihr seht, ist der geringste Teil  
Von meiner Menschheit . . .  
Ich sag' euch: wär' mein ganz Gebilde hier,  
Es ist von so gewaltig hohem Wuchs,  
Eu'r Dach genügte nicht, es zu umfassen.

So finden wir auch wirklich, wenn wir suchen: einen Prolog, eine Exposition, eine Peripetie, die Katastrophe und — einen Epilog. Wir stimmen völlig der Aeußerung bei, daß fünfzig Denktage durch Vortrag einzelner Abschnitte besonders geweiht werden könnten — und zweifeln nicht: es werden sich Ahaspodien finden. Bei einem Vortrage von St. Privat hörten wir an einigen Stellen die Stimme des Vortragenden zittern, Blut flog auf die Wangen der fast athemlos lauschenden Zuhörer und es zuckte auch keineswegs sentimental Mannern um Mund und Auge, als würde es ihnen schwer, die beschämende Nührung zu verbergen.

— Ricordo. Eindrücke einer Reise im nördlichen Italien in Gedichten von Gottfried Stammberg. (Güterlosh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1881. Fr. 2 M.) Poetische Erinnerungen an I. Venedig, II. Firenze, III. Pisa — Genova — Milano.

Die Kunst, mächtige Gedanken in manichfaltigen, oft schwierigen Versformen auszuprägen, welche der Verfasser in seinem Totentanz bewiesen, leuchtet auch aus diesen Erinnerungen und Erlebnissen heraus. Die warme Empfindung der Natur, der Kunst, des Menschenlebens, könnte an Lord Byron erinnern — nur daß sie hier durch den Geist Christi gezügelt, geweicht und verklärt erscheint, — also ohne die wildsprühende Blut herzvergehrender Leidenschaft, faimtiicher Unruhe, weltchmerzlicher Zerrissenheit. Diejenigen, welchen solch Hautgut als der magnetische Zauber aller Poesie gilt, werden hier ihre Rechnung nicht finden. Für andre wird ein Maß nicht immer vorhandener Kenntnisse vorausgesetzt, ohne welche die oft ängstlichen Auspielungen des Verfassers nicht wohl zu verstehen sind. Es wäre ein gutes Zeichen der Zeit, wenn diese Wabe nach vielen Seiten hin einen warmen Anflang fände. Je mehr der Leser mitbringt, je mehr empfängt er, und je öfter er sucht, je mehr wird er finden.

— Enoch Arden. Aus dem Englischen von Alfred Tennyson, übersetzt von Robert Waldmüller (Eduard Tuboc.) Mit einem Porträt Tennysons. (Autorisirte Ausgabe. Zwanzigste Auflage. Hamburg. Herrmann Gröning. 1881. Pr. 1,50 M.) Tennyson, einer der allgemein-erkanntesten neueren Dichter Englands, hat für seine „Freundesklage“ seine Königshymnen, Kühner's Feld, auch in deutschem Gewande ein tausendfaches Echo gefunden. Ihm ist es, wie das Magazin für die Literatur des Auslandes mit Recht sagt, gegeben, dies allgemeine Menschenloos (die durch den Tod gerissenen Freundschaften) zu verklären. In Enoch Arden verklärt er sogar den Schmerz eines treuen Waiten um das durch schwere Fügung — ohne Tod, mitten im Leben ihm entriessene, bis in den Tod von ihm geliebte Weib; er verklärt ihn durch das Licht der Ewigkeit, das einen schlichten starken Mann zum Märtyrer eines wunderbaren Vooles, zum Helden liebestarker Entsaugung macht. —

— Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Von Johann von Wildenradt. (Hamburg. Otto Reihner. 1879. Pr. 6 M.) Ein prächtiges Buch. Der Lebenshauch einer durch den Zauberstab echter Poesie aus dem Grabe der Vergangenheit erweckten Zeit haucht den Leser von jedem Blatt entgegen. Fast beschämend klingt es, wenn ein Dichter gewissermaßen bitten muß um Gestattung seines Vorrechtes, unter Weibehaltung des in einer bestimmten Zeit lebendigen Geistes, räumlich und zeitlich aneinanderliegende Ereignisse enger zusammenzurücken. Die Photographie einer Landschaft kann ein Maler nie abkatschen, wenn er ein Kunstwerk schaffen will. Er muß weglassen, gruppieren, zusammenrücken, ergänzen, wenn ein Stimmungsbild zu Stande kommen soll. Ein ähnliches Verfahren ist dem historische Stoffe behandelnden Dichter unentbehrlich. Welche Kämpfe während des Endes des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts in den Dithmarschen Gauen geführt wurden, und von welch martigen Charakteren, möge der Leser selber nachlesen. Es wird ihn nicht gereuen, sich in den klingenden Erythrostoff zu versenken. Der Dichter empfiehlt zum Verständnis der von den jetzigen Zuständen Dithmarschens so verschiedenen Zeit, in welcher seine Helden lebten, das Studium von Dahlmann's Geschichte von Dänemark und sagt hinzu: Möge der Leser dann mit erneuertem Interesse meine Historia aufschlagen und an der Bäter herben, aber keuschem Empfinden, an ihrem machtvollen Streben und Ringen sich erfreuend, selbst deutsche Zucht und Sitte im Herzen tragen und im Hause pflegen. Wir wünschen ihm zum Lohn eine reichliche Erfüllung dieses Wunsches. —

— Fürkin und Professor von Adol[ph] Ebeling. (Göttn. Druck und Verlag von Albert Nhn. 1880. Pr. 2 M.) Liebenswürdige Plandereien im Salon oder Boudoir einer russischen Fürstin in Paris mit dem Verfasser über ein buntes Allerlei von Literatur, Kunst, interessanten Persönlichkeiten — — unter dem Titel: Vorlesungen über deutsche Literatur. Wer sich erschöpft hat an einem anstrengenden Einerlei, wird auch zur Veränderung einmal ein feuilletonistisches Allerlei genießbar finden — worin z. B. an Zimmermann's Tullifantchen in amantlicher Weise erinnert wird. Er kann aber auch etwas vom Geheimnis der Weinscholade erlauschen.

— David Eginbrod von George Mac Donald. Aus dem Englischen übersetzt von Julie Sutter. Motto: Und gerne wollt' er lernen, gerne lehren. Chancor. Ausgabe in 3 Teilen. (Frankfurt a. M. Verlag von Heyder und Zimmer. 1878. Pr. 9 M.) In einer Zeit, wo nicht immer ein Tag den andern lehrt, aber wohl eine Welle die andre drängt, überschlägt, verschlingt — ist es doppelt not, auf das Bedeuteude und Tüchtige wiederholt zurückzuweisen, weil es gar zu leicht, wie aus den Augen, so aus dem Sinn kommt. David Eginbrod

hat vor Jahren schon die Kunde durch manche Leserkreise gemacht. Dennoch verdient er, noch weiter zu dringen. Nicht, als ob jeder den kirchlichen Standpunkt teilen müßte, um sich daran zu erfreuen. Der Widerwille gegen totes Kirchentum oder mechanische Möncherei, wie wir sie z. B. in dem praktischen America gewohnt sind, zu vermuthen, könnte von falschen Freunden subjectiver Innerlichkeit hier einen mißbräuchlichen Anhalt finden — aber die Quelle des Lebens springt immer an Menschenherzen und da hinein weist unser Dichter. Er versteht das religiöse Leben im Hauber der Ursprünglichkeit und originellen Einsalt uns vorzuführen. David Elginbrod ist ein schlächter und doch königlichgewaltiger Christ, wie eigentlich jeder sein sollte. Die Gebete, die er spricht, sieht man in seinem Herzen wachsen und — man verzichte den vielleicht gesucht erscheinenden, aber bezeichnenden Ausdruck, über seine Lippen blühen — eine Sprache Canaans, die den äußersten Gegensatz bildet zu einem gewissen Jargon Canaans, der in sonst wohlgemeinten Tractaten nicht selten zu finden ist. Diese eine Persönlichkeit beherrscht das Ganze, auch nachdem sie äußerlich von der Erdenbühne abgetreten. Der Vater lebt fort in der wunderlieblichen, geistesfrischen, reichbegabten Tochter, die auch im geringsten Dienste eine Königin bleibt. So wirt Uxar in Shakespeare weiter, auch nachdem er längst unter dem Dolche der Berschworenen gefallen. Sein Geist erscheint nicht nur dem Brutus bei Philipp. Den Lichtgestalten, so der Lichtwelt gegenüber stehen Bilder zauberischer Unnatur, die aus dem Reich der Finsternis ihre Kräfte ziehen — Spulgestalten, Geisterklopfen, Geisteralleen, magnetisches Einwirken, unheimliche Mächte ringen um die Seele des jungen Mannes, der vor unsren Augen zu einem wirklichen Gottesmenschen heranwächst — und in Margaretha seinen unsichtbar wirkenden Engel findet. So schaurigbannend aber auch das Gespensterhafte hier erscheint, der Dichter verwendet es nur symbolisch. Die freie Willensentscheidung auch der unheimlich interessanten Euphrosia tritt besonders in ihren letzten gewaltigen Kämpfen gegen den trägerischen Funkestein augenscheinlich hervor, in den Kämpfen, worin sie leiblich zusammenbricht, um wie Orestes im Faust nicht gerichtet, sondern gerettet zu werden. Auf die Mannigfaltigkeit der sicher und fein gezeichneten Charaktere und Situationen — bei aller Einheit und epischen Ruhe der Entwicklung — kann hier nur verwiesen werden, so interessant und lohnend eine Zerlegung des Einzelnen sein könnte. Die Uebersetzung hat mit Takt manche Schwierigkeit vermieden, z. B. die Verschiedenartigkeit des Dialektes wiedergegeben, wozu nur eine besonders schöpferische Kraft berechtigen würde. Den individuellen Reiz des Originals kann der nicht vermissen, der es nicht kennt, entbehrt der nicht, der es selbst zur Hand nimmt. Ueber Einzelheiten ließe sich streiten, z. B. ob pag. 5 apparently durch anscheinend — und nicht vielmehr durch augenscheinlich — und umgekehrt pag. 9 nicht von einer anscheinenden, statt von einer augenscheinlichen Bekanntheit die Rede ist. Pag. 21 heißt es: Margarethens Augen waren auf ihren Vater gerichtet mit einem Blick, den ich nur Treue nennen kann. Faithfulness ist hier wohl besser durch „volles Vertrauen“ wiederzugeben. — Dies nur zum Beweise der speciellern Theilnahme auch für die Uebersetzung, welcher Fleiß und Fluß nicht abzusprechen ist.

Hf.

#### 4. Jugend- und Volkschriften.

Aus dem fleißigen Spittler'schen Verlag in Basel haben wir eine Anzahl neuer, resp. neu aufgelegter Schriften von sehr ungleichem Wert zur Anzeige zu bringen:

— „Stephan Fern.“ Eine Erzählung von Hessa Stretton nach dem Englischen. 2. Aufl. 1 M. — „Frei nach dem Englischen“, so steht auf dem Titel, aber leider liegt der Ton nicht auf dem Worte „frei“, er ist vielmehr nach Inhalt und Form eine echt englische Leistung, der man allerdings im Ganzen christliche Rührerndheit und Gemüth bildende Tiefe nicht absprechen kann; aber das unbedeutliche Gewand ist hier, abgesehen von der höchst unmotivierten Verdeutschung englischer Ortsnamen, in nichts durch den ungenannten Uebersetzer abgetreift. Selbst die Maß- und Münzangaben sind die englischen geblieben. Es ist unbegreiflich, wie in einer 2. Auflage mehrmals Böde wie die Wendung „wenn ich dich wäre“ stehen bleiben konnten. Die spannende Erzählung wäre wohl einer geschickten freien deutschen Bearbeitung wert gewesen; in der vorliegenden Gestalt aber dürfte sie deutschen Lesern gar zu besremdlich sein. Es werden die höchst abnormen Schicksale elterloser Kinder erzählt. Stephan Fern, ein charaktervoller Knabe, Befehrer eines Hühchens, der sich selbst sein Brot als Bergmann verdient, durch die Mächte seines gelizigen Bedrückerers in die Bibel eingeführt und zu frühreifer religiöser Erkenntnis

gebracht, ist der Held, von dem auch deutsche Knaben manches Gute lernen könnten, wenn sein Charakter nicht zu spezifisch englisch wäre. Die Heldin, seine Schwester, wird schwerlich eines deutschen Mädchens Sympathie erwecken. Da das Buch trotz aller seiner Mängel zu „gehen“ scheint, wünschen wir ihm eine 3. gänzlich veränderte Auflage.

— „Allein.“ Eine Erzählung von Hessa Stretton. Uebersetzt von Agnes Ebers. 2. Aufl. 20 Pf. Ganz anders urtheilen wir von dieser Kleinigkeit. Sind auch die Farben etwas grell, so ist hier doch die Verfloßenheit einer alten frommen evangelischen Wäscherin in einem Dorfe der Normandie mitten unter lauter frommen Katholiken trefflich und ergreifend erzählt. Es ist ein gut übersehtes Schriftchen, durch das man Evangelische jeden Standes erlernen und belehren kann.

— „Der lahme Anton“ oder der Schatz im irdenen Gefäß. Von Amanda Blankenstein. 2. Aufl. 20 Pf. Die productive Verfasserin besitzt eine sehr lebendige Phantasie, eine gewandte Feder und gewiß eine große Liebe zu den Kindern und den guten Willen, sie möglichst spannend zu unterhalten und christlich zu belehren. Der „lahme Anton“ ist ein gutes Tugendmutter, aber doch in seinen Empfindungen ziemlich damenhaft übergeschwänglich. Jedenfalls ein unschuldiges Büchlein, das man armen Kindern gern in die Hand geben mag.

— „Sichtblicke im Kinderleben.“ Erzählungen von Amanda Blankenstein. 1 R. 20 Pf.; geb. 2 R. Schade, daß es vier Erzählungen sind und nicht bloß eine; denn nur eine derselben können wir als gut empfehlen: „Die Kirchenglocken“ (auch separat erschienen 48 S., 25 Pf.). Sie bietet in Form einer Geschichte aus dem Leben zweier armer Knaben allerlei gute Belehrungen über Kirche und Kirchengehen, sowie überhaupt gute religiöse und moralische Lehren, daneben Belehrungen über Naturvorgänge nicht ohne Humor vorgetragen. „Annas Unrecht“ ist interessant erzählt, aber voll Ueberschwänglichkeiten. Die breite Darstellung mag dem Kindergeschmack entsprechen, aber die vielen Partecipien und die Betonung des Storchglaubens erregen Bedenken. Gänzlich verfehlt ist „Das Traum“ voll Kinderempfindungen und voll Kindererfahrungen, nicht minder die vierte weit hergeholt Geschichte aus Venedig. Sprachliche Ungenauigkeiten wie „die Zeit wird lange“ „von vornen“, sollten der gewandten Feder nicht entschöpfen; auch möchten wir raten, den Personen stets volle Namen zu geben, damit sie weniger erdacht klingen.

— „Rathildens Genesung.“ Von Anna Bachofner-Dugtorf. 4. Aufl. 20 Pf. Es handelt sich um die moralische Genesung einer eigensinnigen Rathilde, die zur Strafe das Wein bricht und im Hospital durch den Verkehr einer engelgleichen Marie innerlich genesen ist. Trotz der 4. Auflage können wir leider nicht umhin, das teudensidige Büchlein überflüssig zu nennen, wenigstens möchten wir nicht riskieren es einer wirklichen eigensinnigen Rathilde als Arznei in die Hand zu geben, denn sie möchte die Absicht merken und verstimmt werden.

— „Wunderfame Gotteswege aus der Gegenwart.“ Erzählungen von Harry Margot. 1 R. 20 Pf.; geb. 2 R. Es sind 8 kleine Erzählungen, die teilweise recht interessant, teilweise aber auch recht hausbacken langweilig geschrieben sind. Die oft philiströse Umständlichkeit in den Gesprächen und Schilderungen mag dem gemeinen Mann ja wohl gefallen; aber die meistens die aufgetragenen Ueberrassungen und Unwahrscheinlichkeiten sind mehrfach der Art, daß auch ein unverwöhnter Leser etwas merken und fragen wird: sind das wirklich wunderfame Gotteswege oder sind es wunderfame Gedankensprünge aus der Gegenwart? Nehmen wir an, daß die Erzählerin an den bedenklichen Stellen in gutem Glauben gehandelt; aber der wirklichen Wunder Gottes gefehen auch in der Gegenwart zu viel, als daß man berechtigt wäre, durch Uebertreibung solche zu häufen oder gar frei zu erfinden. Wenn der Leser dem Buch auf Wort alles glauben sollte, was da an fabelhaften Ereignissen geschieht, so möchte eigens ein Certifikat dabei stehen: „wahre Begebenheit“, besonders S. 153, wo eine Mutter in Livland auf einsamem Wege von einem Wolf bedroht wird: es fällt plötzlich von dem Baume herab, an den sie sich lehnt, ein Schuß, der den Wolf tötet — wer war der Schütze? Ihr lange vermißter Mann, der aus dem Militärdienst von fern her heim kehrend zufällig auf dem Baume Posto gefaßt, nun unterwegs einige Wolfsjahren zu erbeuten! Ähnliches kommt auch sonst im Buch vor. Am besten hat uns noch die kleine Berliner Erzählung gefallen: „Wie es kam, daß ich ein Doctor wurde“, vorausgesetzt, daß sie wahr ist. Sie ist auch separat erschienen (20 Pf.). Es thut uns aufrichtig leid, nur eine dieser jedsch Schriften unbedingt als eine Bereicherung unserer

unserer Jugend- und Volksliteratur willkommen heißen zu können; aber wir halten es bei der heutigen Hochflut für unsere Pflicht, nur wirklich Bedeutenes gut zu nennen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir als tabelmäßig gelten. Daß solche Sachen mehrere Auflagen erleben ist kein Beweis für ihre Brauchbarkeit; denn sie wandern nur zu oft auf die gute Titelleite hin, um beselien in die Volksbibliotheken und werden von wohlmeinenden, aber nicht eben so gewissenhaften Christen, ungelesen massenhaft als „billig und gut“ verschickt. Den fleißigen Kinderchriststellerinnen möchten wir den Rat geben, daß sie ihre Gegenstände statt sie aus der Lust zu greifen, lieber z. B. in den so reichlich vorhandenen Biographien christlicher Persönlichkeiten suchen und so ihre Darstellungsweise besser und fruchtbringender verwerten. Ihre Phantasie würde dabei doch hinreichend freien Spielraum behalten.

E. Sch.

— Aus dem Kinderleben. Zweite Sammlung. 24 Bilder von Ludwig Richter und Hugo Bärtnner mit Liedern und Reimen von W. Chr. Dieffenbach. (Bremen, W. Heinsius.) 2,50 M. — Dieffenbach ist der Verfasser der bekannten trefflichen Hausagenbe. Als vor drei Jahren die erste Sammlung seiner zu Richterschen Bildern gedichteten Kindersieder erschien, fand sie großen Beifall. Auch der vorliegenden können wir denselben nicht verlagern. Es ist ein gutes Kinderbuch, nette Bilder, (die von Bärtnner auch ganz gut, von Richter freilich leicht zu unterscheiden) und ganz lustige und sinnige Verschen. Am liebsten sind uns die, wo kleine Ereignisse geschildert werden, die bloß sinnigen sind die weniger kindlichen, z. B. die Naturschilderung „durchs Kornfeld“ oder „Am Strome“, „Feierabend“; vortrefflich dagegen z. B. „Die trankte Puppe“ — „Das hungrige Spählein“ — „Vöglein hüt dich“ u. s. w., die mehr an die noch unerreichten Neu-Speterschen Fabeln erinnern. — In demselben Verlag ist eine Neue Folge der 600 Kinder-Rätsel erschienen: Der kleine Ruchtknacker, 600 Kinderrätsel, Scherzfragen, Rebusse, Spiellehden, Verschen und Gebete. Für gute Kinder herausgegeben von Ernst Lausch. 2. Aufl. 1,20 M. Die Sachen sind alle gut und brauchbar in genügender Menge. Sollten Gebete überhaupt hinein, so müßten sie zahlreicher vertreten sein als in 5 Nummern. Für manche Dämmerstunde ein sehr geeignetes Mittel Kinder — und zwar ist eben für alle Altersstufen geforgt — nützlich zu beschäftigen.

Wu.

##### 5. Biographisches.

Erinnerungen aus dem Leben des seligen Karl Friedrich Werner, Pfarrer in Fellbach (Württemberg). 1 M. 20 Pf., geb. 1 M. 60 Pf., eleg. geb. 2 M. (Basel, Spittler.) In der anspruchslosen Gestalt treuer Aufzeichnungen von liebender Hand geben uns diese Erinnerungen ein wahrheitsgemäßes Bild aus den Kreisen des Württembergischen Pietismus. Wir sind Zeugen der Schwankungen und Kämpfe, welche den im „Heimweh nach etwas ganz Unbekanntem“ brütenden und für die deutschen Klassiker schwärmenden Studenten bewegen, bis er durch den Einfluß seiner frommen Mutter sowie der Schriften von Jung Stilling und Martin Boos 1828 zum lebendigen Glauben kommt und sich von der Philosophie zur Theologie wendet. Das Studium Bengel'scher und Rieger'scher Schriften und vor allem der Bibel selber macht ihm diese zu seinem Lieblingsbuche. Nachdem er im Baseler Missionshause eine Thätigkeit gefunden, die ihn mächtig hob, wird er Pfarrer, zuerst in Eßringen und Schönbrunn, dann in Gr. Heppach und zuletzt in Fellbach, wo er die Freude erlebt, durch seine treu biblische und vollstänliche Predigt, viele zu „erweden.“ Je älter er wird, desto mehr erkennt er es als seine Aufgabe, sich der Förderung des spezifisch württembergischen „Gemeinschaftslebens“ zu widmen, um dessen Organisation (1857) er wesentliche Verdienste hat. Einen so redlichen und innig frommen Christen und Pfarrer durch ein innerlich bewegtes und fruchtbringendes Leben zu begleiten kann nur erbanlich sein. Was das Interesse erhöht, ist der Umstand, daß K. F. Werner ein Intimus von Barth, ein Schwiegersohn von Jeller in Buggen, ein Schwager von Bischof Sobat und von Heinrich Thierck gewesen. Außerhalb Württemberg wird das Buch namentlich Theologen interessant und belehrend sein. Nur ist zu bedauern, daß der Stoff ziemlich un-erarbeitet und in chronikartiger Breite dargeboten wird.

E. Sch.



## Literarische Anzeigen.

Soeben erschien in unserm Verlage:

**Niemann, A.,** Pastor zu Prochel, Weihnachtsbilder 'aus deutscher Geschichte für Jung und Alt im deutschen Volk zusammengestellt und nachgezählt.

92 Bll., cart. 60 Pf. gepr. Cal. M. 1.—. Goldsch. M. 1.25.

**Inhalt:** Das erste Weihnachtsfest auf Erden. Zur Einleitung. — 1) Das Weihnachtsfest zu Rheims im Jahre 496. — 2) Belehrung des Sachsen Herzogs Wittetind. — 3) Christvesper im Dom zu Frankfurt a.M. 911. — 4) Eines deutschen Kaisers Weihnachtsfest im Kerker. — 5) Die Luther Weihnachten feierte. — 6) Königin Luise. — 7) Deutsche Weihnacht in Feindesland. — 8) Eine königliche Kindesfreundin. — 9) Christfeier in einer Berliner Vorstadt. — 10) Das deutsche Volk und das Weihnachts-Evangelium.

**Brock, Mrs. Carey, Margarethens Geheimniß und sein Erfolg.**  
Autorisirte deutsche Uebersetzung von Anna v. Mielecka.

19 Bgg., brosch. M. 2.—. geb. Cal. M. 2.75.

Diese aus dem Englischen überlesete Erzählung ist sehr erwecklich durch die Schilderung herzlicher Kindesliebe, sowie lebhafter Gesinnung von Herrschaften gegen ihre Diener. Wir glauben, daß diese Erzählung namentlich von jungen Mädchen mit Nutzen werde gelesen werden.

**Deutsche Evangelische Buch- u. Tractat-Gesellschaft.**  
Berlin N., Kaserstr. 142.

### Einladung zur Subscription für 1882.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an auf die im Verlage des Rauhen Hauses in Hamburg erscheinenden

## Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause.

Organ des Central-Ausschusses  
für die innere Mission  
der deutschen evangelischen Kirche.

Herausgegeben von

Prediger **Oldenberg**, Hofprediger **Dr. Baur** und Prediger **Wichern**.

Jährlich 24 Bogen, Preis M. 3.

Die Fliegenden Blätter beginnen mit dem 1. Januar 1882 ihren 99ten Jahrgang. Die Herausgeber werden sie in dem Geiste fortführen, in dem Dr. Wichern sie begründet und in den Dienst des Werkes gestellt hat, dem Bahn zu brechen er berufen war. Unterstützt von hervorragenden Kräften, die das Gebiet der inneren Mission wissenschaftlich und praktisch beherrschen, werden sie fortführen, Liebe und Verständnis für sie zu verbreiten, in ihrer Entwidlung allseitig einzuführen und ihre Pflege innerhalb der Gemeinden in praktisch fruchtbarer Weise zu dienen. Sie werden es noch wie vor für ihre Aufgabe halten, die innere Mission von allen politischen wie kirchenpolitischen Parteitendenz fern zu halten und kein anderes Ziel verfolgen, als den Plan des Reiches Gottes in unserm Volke und in der evangelischen Kirche. Ihre Verbindung mit dem Central-Ausschuß, dessen Organ sie sind, sichert ihnen den offenen Blick in alle evangelische Kirchengebiete des Vaterlandes wie des Auslandes und befähigt sie um so mehr ein Band unter denen zu sein, die das Werk der inneren Mission auf dem Herzen tragen.

Im Verlag von **Richard Mühlmann in Halle a. S.** ist soeben erschienen:

**Auff. Dr. Christ. Theater und Kirche.**

Ein Vortrag. brosch. 1 M.

Von demselben Verfasser erschien früher:

**Antik und Modern.** Ein Vortrag.

broch. 1 M.

**Was ist Kultur?** Ein Vortrag. brosch.

80 Pf.

Im Verlage von **Wiegandt & Griepen in Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Isakiel, E. Elisabeth, Königin v. Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. Ein Lebensbild.** 1 M. 75 Pf.

**Hoffmar, H. „O du Kladernund!“ Sünige und scharfste Ansprüche von Kindern.** 75 Pf.

## Literarische Anzeigen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.  
Zweites eine erschienen und durch alle Buchhandlungen  
zu beziehen:

**Richard Leander,  
Träumereien an französischen Kaminen.**

Von Bildern von Olga von Alala.  
Zweite, verbesserte Ausgabe.

Die neue sehr hübsche Ausgabe dieses erst  
wäterländischen heimlichen Bucherchens wird dem Lesenden  
in 12 Bänden vertheilt. Nachdruck eines vorher  
erschiedenen Bogen in der französischen Sprache des  
Literatur vertheilt.

Preis 12 M. 20. —

## Märchen

von  
**Julius Sturm.**

Illustrirte Ausgabe. Bilder von Olga von Alala.  
Gleichen gebunden. Preis 12 M. 6. —

Die Märchen Julius Sturms, des Schwabens, werden  
dort fremder und lieblicher werden, in hundertem Ton  
geschrieben nur von einem frühen Sommer rauschend,  
werden allen Lesenden des Lebens eine heilige  
kommen. Diese sein und den Kindern wie Erwachsenen  
mit Hochachtung und Hingebungen gelesen werden.

## Die schwarze Tante.

Märchen und Geschichten für Kinder.  
Von Bildern von Ludwig Richter.

1. Aufl. Preis brosch. 12 M. 2. —, eleg. geb. 12 M. 4. —

Die den deutschen „Träumereien“ einflussreicheren  
Märchen Märchen der Schwaben Land, in- und  
aus dem ersten Sommer, von Julius Sturms Märchen mit  
erschöpfenden Bildern geschmückt, verdienen eine noch weit  
größere Verbreitung als bisher, zumal in den Familien,  
welche den Kindern in dieser Beziehung die beste und  
crandwürdigste Rolle spielen werden.

## Für gebildete Conservative. Moderne Zustände.

Von  
**Alexander Jung.**

Motto: Du suchst die Frage mir:  
Was ist modern? —  
Hebste dich nicht auf,  
Du nicht erst der Stern

Preis 7 M. brosch.; 8 M. eleg. geb.

In dem Motto ist der Charakter der  
geistreichen Ausführungen des berühmten  
Königsberger Patrioten aufs beste angedeutet.

Verlag von Wilh. Werther in Kassel.

## „Halleluja“.

Organ für ernste Hausmusik.

III. Jahrgang begann mit 1. October.  
Es erscheinen jährlich 4 Hefen und 8 Hefen  
nummern.

Preis 4 M. 12.

1. Jahrgang (8 No.) II. Jahrgang (12 No.)  
& 4 Hefen können an neubeitragende Abonnenten  
noch abgegeben werden.

Ausführlicher Prospect gratis.

Euedilburg.

Verlag von Chr. Fr. Bieweg.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien folgende:

## Einsame Wege.

— von der Höhe von allen, aller Mensch  
könig, Kraftvoll, edel, das für die Gebundenen  
die wachen müssen. 800 u. w. 18 M.

N<sup>o</sup>. 448 S. Preis brosch. 5 M. 12., geb. 6 M. 12.

Inhalt: Aus der Jugendzeit, verbrüder. Am Schloss  
gen. Baden, Höhe von einer Belagerung. Am Schloss  
Luzern. Den Blasen zu Ehren. In Wien. Tenthers  
Reise und Reisen. Gedächtnis von ihm. Ein  
romantische Scene. In Ungarn und den Alpen. Eine Gut  
bedung. Von Schubert zu Schubert. Am Hermann.  
Berlin. Die Diederich, Mühl und die neue Gegend.  
Gärten und Blüten in Tausend Tausend. Rämpic. Winter  
Frei. Ein Wenden Teufel. In der Zeit. König und  
Kammerherr. Zur hohen Zeit. Welche der Kaiser.  
Kirchenverhältnisse. In der Welt und in der Welt.  
Landschaft. Die Welt. In der Welt. Am Traugott.  
Am Hochgebirg. Am Jelenke Weg und am Teufel.  
Von München nach Nürnberg. Einmal die Welt.  
Wahrheit. Einsame Wege. Am Alpen. Auf der  
Nationalbibliothek zu Paris. München.

Das Werk, dessen Reichhaltigkeit aus vor-  
stehender Inhaltsangabe zu ersehen, enthält die  
Selbstbiographie eines hervorragenden evangel.  
Theologen der Gegenwart. Es wird nicht ver-  
fehlen die Aufmerksamkeit kirchlicher Kreise auf  
sich zu ziehen.

Leipzig, November 1881. **Julius Neumann.**

## Zuletzt.

Erzählung

von

**Emma Maréchal.**

Aus dem Englischen

von

**Marie Morgenstern.**

Preis gebunden 3 M. 12., eleg. geb. 4 M. 12.

Ein sehr empfehlenswertes Buch, so  
spannend und amüsig geschrieben, daß es  
gewiß kein Leser aus der Hand legen wird,  
bevor er das Ende erreicht hat. Die Charak-  
tere sind durchweg vortrefflich gezeichnet,  
und das Ganze ist von einem frischen, ge-  
sunden, echt christlichen Sinn durchweht, der  
sich in Worten der Liebe äußert.

Verlag von

**Karl Gräbener & J. F. Richter in Hamburg.**

Zur christlichen Unterhaltungsliteratur.

Im Verlage des Rathen Danies in Hamburg  
ist folgende erschienen und durch jede Buchhand-  
lung zu haben:

## Der Delfter Wunderdocter

von

**Mevr. Vosboom - Couffaint.**

Autorisirte Uebersetzung

von

**M. Karstens.**

2 Bände. 292 und 301 Seiten.

Preis 12 M. 7. —, Eleg. geb. 12 M. 8. —.

## Die verschwundene Kriegskasse.

Erzählung aus den Befreiungskriegen.

### II.

#### Verhör.

Das Verhör der Treulieb's ging weiter und es schien, als sollten sich über diesen Fall Altenstöße füllen. Es wurde nicht nur die alte Frau mit hineingezogen, Knecht und Magd, ja selbst die kleine Gänsehirtin, welche ihren Mund von einem Ohr bis zu dem andern aufriß, ohne sich zu einer einzigen bündigen Antwort entschließen zu können, mußten sich der schärfsten Inquisition unterwerfen; das Essen verdampfte auf dem Herde, und die Kühe brüllten im Stall nach Futter, es ward dumpf und schwül in dem niedrigen Gemach, ein beklemmender Druck lagerte auf den Gemüthern, es schrieb aber der Unteroffizier immer fort, bis ihm die heißen Schweißtropfen auf der Stirn perlten, und Erich Treulieb, so sehr er bei der Sache beteiligt war, konnte nicht umhin, dem geschickten Mann einen Blick der Bewunderung zuzuwenden. Was er für einen zierlichen Schnörkel dem Buchstaben anzuhängen wußte, ehe er das Blatt wieder umwendete — ja wer so zu schreiben vermocht hätte! und mit einiger Niedergeschlagenheit dachte er daran, wie steif und ungeschick er seinen eignen Namen darunter setzen würde, wenn man mit der Verhandlung endlich zu Stande gekommen. Das Schreiben war noch das Schlimmste von allem, wurde es ihm doch sogar schwer, Geschriebenes zu lesen; und er seufzte. Aber die Sonne nimmt auch die längste Stunde mit, und den längsten Tag, und als sie bis zur Besperzeit vorgebrungen war, da hatten sie den Actenstoß wirklich vollendet, und hielten nun auch die Hanssuchung ab; Anneliese war mit dabei. Man brauche sich nicht zu schämen, sagte sie, man könne es wohl vorzeigen vom Boden bis zum Keller, und ungeachtet ihrer blinden Augen schritt sie rüstig voran, öffnete mit eigner Hand die lustigen Kammern neben dem Dachraum und sagte dabei: „es liegen hier die Aepfel, und Bohnen und Erbsen thun wir auch noch hier hinein, aber man muß eine Raße hinzusperrn, sonst gehen die Mäuse daran und thun Schaden, die Zwiebeln hängen wir an den Schrägbalken, und zwischen hinein trodene Kräuter, eine Kriegskasse würde hier nicht hingehören, und nebenan ist sie auch nicht, dort sind Würste und Schinken, und daran die Speckseiten. Es

warf aber der Unteroffizier einen sehnsüchtigen Blick auf die dort zusammengehänfte Herrlichkeit, wie sie dazumal selten im Lande zu finden gewesen, und der Auditeur bemerkte nicht ohne Ironie, daß es an keinem Stück gefehlt haben müsse auf diesem Hofe.

„Das macht, Gottes Segen ist darin“, erwiderte Anneliese einfach, und dann führte sie ihn hinunter in den Keller; die Leute standen und sahen zu, der Knecht, ein großer vierschrotiger Bursche in mittleren Jahren, der ein gar unliebliches Angesicht zur Schau trug, hatte seine Hände in die Hosentaschen gesteckt, und es war, als bereite ihm die Nachforschung ein geheimes Vergnügen. Daß sie resultatlos geblieben, versteht sich von selbst, dennoch ward das Ergebnis derselben ebenfalls niedergeschrieben. Der Auditeur gab nun dem Unteroffizier einen Wink, die Papiere zusammen zu schlagen, das Geschäft mußte also erledigt sein.

„Wir werden Ihn“, wendete er sich noch einmal an Treulieb, „über diese Angelegenheit einen Bescheid zukommen lassen; kann sein, daß er hart ausfällt; es würde besser für Ihn sein, wenn Er mit Aufrichtigkeit verfahren wäre.“ — Er wendete sich in steifer Haltung der Thüre zu, blieb jedoch dort stehen und gewährte Herrn von Lindow den Vortritt. Anneliese hatte sich gleichfalls erhoben und kniete, aber der Erich stand da wie ein Steinbild, es war, als besinne er sich erst jetzt auf die Worte seines Herrn: „Es ist ein Riß entstanden zwischen den Lindows und den Treuliebs — und keine Brücke führt fortan hinüber.“ Er wußte es nur zu genau, ohne einen Gruß ließ er seinen Herrn über die Schwelle und von dannen gehn.

„Welch' eine schwere Stunde das gewesen ist!“ sagte er zur Großmutter, als sie allein waren, und fuhr sich mit dem Rockärmel über die feuchte Stirn — „ein Fuder Korn aufzuladen deucht mich leichter.“

„Er wird es uns danken am jüngsten Tage“, erwiderte sie, „und nun hebe Dein Haupt empor Erich, und verzage nicht. Gott wird uns durchhelfen.“ Und die Sonne vergoldete die Fenster des Hauses, die Blätter der Linden glänzten, und der Hof lag da, still und abseits, selbst wie ein Geheimnis, aber wie ein schönes; man hörte das Klauschen des Sees, der leicht bewegt an seine grünen Ufer frieß, und ein Lüftchen flatterte über das brandenburgische Land, die Wiege ehrenreifer und treuer Männer.

Herr von Lindow hatte zu Abend gespeist und mit dem Gutsinspector, welcher täglich um dieselbe Stunde seinen Bericht abstattete über die Arbeiten des nächsten Tages verhandelt; bevor er denselben entließ, richtete er noch eine Frage an ihn:

„Welcher von den Bauern stellt zu morgen die Fuhr nach Solbin?“

In damaliger Zeit war es Sitte, daß die Bauern, welche einem Rittergut angehörten, einer nach dem andren Spanndienste leisten mußten; schon im October desselben Jahres hörte mit der zugleich stattfindenden Ablösung diese Verpflichtung auf.

„Treulieb“, antwortete der Inspector, „und er hat darum gebeten, schon heut Abend abfahren zu dürfen, weil er morgen sein Heu einholen will; ich glaube, daß es dem gnädigen Herrn recht sein würde, und sagte es ihm zu, da ist er denn jetzt schon unterwegs und kommt erst nach Mitternacht heim.“

„Es ist gut“, entgegnete Herr von Lindow. Der Beamte verließ ihn, wendete sich jedoch an der Thür ihn noch einmal zu:

„Wenn es erlaubt ist, ich hätte dem gnädigen Herrn noch ein Wort zu sagen.“

„Und das ist?“

„Gnädiger Herr, der Treulich hat die Kriegskasse nicht genommen!“

„Reinen Sie — und worauf gründen Sie Ihre Behauptung?“

„Gnädiger Herr, wenn man Jemand von Kindesbeinen gekannt hat, so weiß man auch was in einem Menschen drin steckt, und wenn der Treulich ein Dieb ist, was sind dann die Andren? Er ist der bravste Mann im Dorf.“

„Er müßte seine Unschuld besser zu verteidigen wissen“, erwiderte Herr von Lindow mit einem Seufzer, „wäre die Untersuchungscommission nicht aller Orten im Lande so überaus thätig, man hätte die Sache vielleicht zu unterdrücken vermocht, und das wäre mir überaus lieb gewesen, um so mehr, als auch mein Bruder an dieser Angelegenheit Theil hat. Ich fürchte, daß sie das species facti an die Commandantur von Colberg einreichen, und ihn dort in Untersuchungsarrest setzen werden.“

„Es sollten der gnädige Herr ein gutes Wort für ihn einlegen.“

„Schon gut!“ erwiderte Lindow, indem er einigermassen ungeduldig zum Fenster schritt. Der Inspector verließ ihn mit dem schuldigen Gruß.

Herr von Lindow hatte das Fenster geöffnet, es kühlte ihn der Hauch des Abends die Stirn; aus einem kleinen Teich, mitten im Park gelegen, tönte das Quaken der Frösche zu ihm herauf, ein Stern nach dem andren tauchte empor; indem er das silberfunkelnde Geäst mit seinem Blick verfolgte, streifte derselbe das alte Kirchlein des Dorfes, von dem man meint, es habe allen Wettern und Stürmen des dreißigjährigen Krieges getrotzt; es standen wenigstens die Linden, welche einen bedeutenden Umfang erreicht hatten, und deren Jahresringe man nicht mehr zu zählen vermochte, als seine ansehnlichen Altersgenossen ringsum dasselbe her und darunter die Gräber. Der weiße Marmor winkte herüber — ja da hatte er sie tief und kühl genug gebettet die geliebte Frau, seines Lebens treue Gefährtin, und die einzige Tochter ruhte an ihrer Seite; es war herbes Leid gewesen und hatte ihm den Herztrieb des irdischen Daseins mitten aus dem Innersten herausgebrochen — jetzt dachte er mit einiger Genugthuung daran, daß die Verstorbene von dem Jammer des erst so kürzlich überstandenen Krieges und des noch viel jammervolleren Friedensschlusses zu Tilsit verschont geblieben, denn es würde sie hart angekommen sein, das Vaterland in solcher Erniedrigung zu sehn; aber das Winken und Blinken des Marmors hielt sein Auge wie im Zauberbann gefangen, und es kamen ihm damit die Erinnerungen an seine Jugend, da er durch den Kiefernwald geritten auf schaumbedecktem Roß, da die Kornfelder im Mondlicht neben ihm gewellt wie ein weites flutendes Meer, und die Hagerose ihm genickt vom Strauch, und das Vergißmeinicht am Bach eine Sprache zu ihm geredet, und einen Weg gefunden zu seinem Herzen, und er beide gebrochen, thaubeneht, um sie dem Lieb zu bringen, das seiner hartend schon auf der großen Freitreppe des elterlichen Schlosses gestanden. Wie er dann vom Roß herunter und die Stufen hinauf getommen, und sein Arm sie umfassen, und seine Minne ihre goldenen Fäden um sie

gewirkt, und sie so felig mit einander vor den Altar, und endlich in das eigne Heim gelangt, in das feste warme Schloß zu Koflin. Ja das waren die nämlichen Sterne, die auch dazumal gekümmert und geleuchtet und gegrüßt, als hätten sie einen Anteil an seinem Glück. Ein Jahr danach klang's durch die Hallen und Säle seines Hauses, und er sah wie die Leute es sich zuriefen auf dem Hofe, und fühlte den Wiederhall davon tief in der männlichen Brust: Ein Sohn, ein Sohn! Es ist ein Sohn geboren dem alten Geschlecht! Das war ein Freudentag, da sie ihm das Kind entgegenereicht in der grünen Stube, wo die Tapeten von schwerem Damast noch heut aufgespannt hingen. Immer neue Gestalten drängten sich vor seinem inneren Auge; an der nämlichen Stelle, in dem nämlichen Bett hatte vor Zeiten auch seine Mutter gelegen, als man seinem Vater die nämliche Bottschaft zugerufen; und da war auch die Anneliese gewesen in ihrer sauberen Tracht, und ihr Angeficht — wie man ihm später erzählt — hatte gegläntz wie eine Sonne; und ohne die Anneliese hatte es eben nicht mehr gehen wollen, denn sie stand zwischen ihm und den gestrengen Eltern, wie die wohlthätige Fee aus einem Zaubermärlein, stets bereit, alle Kinderwünsche zu erfüllen. Und es schmedte ihm noch heute in der Erinnerung, wenn er daran dachte, wie sie ihm heimlich den Honig fingerdicke aufs Brot gestrichen, wie sie nie gezürnt, selbst wenn er sie mit junkertlicher Ungezogenheit über die Nasen gequält; wenn es galt, war sie stets für ihn und alle seinen dummen Streiche herzhast eingetreten, und wenn es dämmrig geworden, hatte sie ihn, obwohl er mit der Zeit ein langer Junge wurde, auf ihrem Schoß gehalten und „mein Hansen“ zu ihm gesagt und ihm wunderliche Geschichten erzählt, halb rührend und halb gruselig, so daß ihm das Wasser aus den Augen geschossen war, wenn er sie gehört: vom Klappermichel, vom dreibeinigen Pferd, von der Unke im Brunnen, vom Grenzstein, den der Teufel hinweggetragen, von der Frau Holle und anderes mehr. Ja die Wurzeln seines Lebens, je tiefer sie nach unten schlugen, klammerten sich an das Vergangne an, obwohl sie mit der Zeit eine wirkliche Bauerfrau, und er an Stelle des gestrengen Herrn Vaters selber der Herr geworden und Weib und Kind sein eigen genannt hatte.

Es schoß ihm durch den Sinn, daß die Anneliese in diesem Augenblick voll Bekümmernis auf der Ofenbank sitzen und spinnen werde — und in der Erinnerung an seine alte Gewohnheit, ihr von Zeit zu Zeit einen teilnehmenden Besuch zu schenken, verließ er den Platz am Fenster, griff nach seinem Hut und ging in den Garten hinunter. Leicht bewegt säuselten ihm die Blätter der alten Bäume entgegen, der Duft der Blumen stieg von den Rabatten und die Nachtschmetterlinge surrten empor vor seinem Schritt, welcher die Ruhe der Nacht unterbrach. Hier lag die Allee, breit und ehrwürdig, vom Geäste stolzer Pappeln überragt, dort ein lauschiges Bosquett, und drüben der Teich mit den sammetgrünen Ufern, an deren Rand die Trauerweiden sich wölbten. Das alles sah unter dem geheimnisvollen Dämmern und Weben der Nacht weit schöner aus, als am Tage. Er schritt daran vorüber, indem er mit erneuter Wehmut seiner Gattin sich erinnerte, die hier gewaltet und Neues geschaffen, und es war ihm als tönte es im Hanschen der Zweige, und als flüsterten es die Gräser, welche sein Fuß streifend berührte: unser Leben fährt schnell dahin, als flögen wir davon. Dort, sich schmiegend an

den Stamm einer krumm gewachsenen Föhre, erhob sich ein kindisches Bauwerk, eine Burg im kleinen darstellend, Thürme mit zierlichen Zinnen, Ringmauern und Wällen, zum Theil nicht beendet, zum Theil wieder verfallen, ein Spielwerk, welches einst die Knabenhände seines Joachim aufgerichtet, von dem er ihn hinweggerufen, um ihn für ein sturmbewegtes Leben vorbereiten und ausbilden zu lassen; der kleine Van war mit Pietät erhalten worden, es grünte jetzt schon das Moos auf den Wällen und die wilden Stiefmütterchen blühten im Innern des Hofes; das brachte ihm das Bild des Sohnes ebenfalls vor die Augen, und er seufzte. Durch ein kleines Pförtchen, welches sich in der aus Felssteinen kunstlos zusammengefügt Mauer des Parks befand, verließ er jetzt denselben und trat in die Dorfstraße ein, indem er sie schräg durchschnitt gelangte er auf einen Feldweg, der nach dem See herunter zu dem Treulieb'schen Hofe führte. Wie er es vorausgesehen, brannte noch Licht im Wohnzimmer, ein Hund, welcher außerhalb des Gehöftes umherstrich, schlug an und näherte sich ihm in drohender Haltung, ward jedoch alsbald durch einen kurzen Anruf des Herrn beschwichtigt. Wie erfrischend die Kühle heranzog von der weiten schönen Wasserfläche, sie schien auch dem Herrn von Kostin wohlzuthum, denn er atmete tief auf und überschritt dann die Schwelle des Hauses, die von unzähligen derben Fußtritten alter und junger Treuliebs tief ausgehöhlt war; sie hatten ein Hufeisen darauf genagelt, das brachte der Aberglaube so mit sich, der da meint, es würde dadurch dem Bösen der Zugang verwehrt; indem er mit dem Fuß daran stieß, dachte Herr von Lindow mit Traurigkeit daran, daß er allen Schutzmitteln zum Troß auch hier sich einen Zugang zu erküsten gewußt habe. Nachdem ringsumher nichts gewesen als Lutergang und Berrat, nachdem die Schande sich breit gemacht, und Treulosigkeit als kein Makel mehr angesehen ward, die Federn deutscher Gänse gemißbraucht worden, um den Eibbruch des französischen Usurpators zu rühmen, war es ihm stets als ein Vabfal erschienen, sich auf seinem eignen Grund und Boden der Ehrenfestigkeit und wahren Zuneigung der Treuliebs erfreuen zu können, so als ob er allein ein Stückchen Erde besäße, welches die Flut der allgemeinen Verderbnis noch nicht erreicht hatte, und was noch besser war, niemals erreichen würde. Nun sollte auch das nicht mehr sein. Wie er schon gestern zu Erich gesagt: es war Zeit, aus einer Welt zu gehn, die er nicht mehr verstand, an der er nichts mehr schätzte. Anneliese jedoch besaß ein Anrecht auf seine Theilnahme. Sie kam ihm entgegen, in der dürrn Hand ein Lämpchen, dessen Docht tief herabgebrannt war. „Ich wußte es ganz genau, daß Ihr kommen würdet, gnädiger Herr.“

Sie griff nach dem Hut in seiner Hand, den er abgenommen, und legte ihn auf den Tisch, dann wuschte sie mit ihrer Schürze über die Ofenbank, vor welcher ihr Spinnrad stand, und lud ihn auf diese Weise ein, dort Platz zu nehmen.

„Es thut mir sehr leid, Anneliese“, hob nun kurz Herr von Lindow an, „Dich in solcher Verstimmernis zu wissen. Du sollst nicht meinen, daß ich gekommen bin, Dich zu einem Zeugnisse zu nötigen gegen Dein eignes Fleisch und Blut; ob geraten oder ungeraten, sie liegen einem am Herzen, oder sie drücken einem das Herz ab, was so ziemlich auf eins herauskommt. Ich weiß wie es thut, wenn der große Gott von all den frischen Schossen nur ein einziges Reis überbleiben läßt; wächst

das krumm und bringt saure Holzäpfel anstatt der Früchte, so ist es um so schlimmer für Dich und für mich; darum bin ich gekommen, um Dir Trost zuzusprechen.“

„Gott über uns“, entgegnete sie. Sie hatte das Mädchen mit dem Fuß herangezogen, aber sie setzte es nicht in Bewegung, sondern hielt ihre Hände ernsthaft gefaltet.

„Was ich vermag, werde ich thun, um Deinen Enkel aus der Patsche zu helfen. Es ist möglich, daß sie ihn für eine Zeitlang nach Colberg abführen, darein mußt Du Dich schicken; und wenn Du, was den Hof betrifft, einer Hilfe bedarfst, so weist Du, an wen Du Dich zu wenden hast, es wird Dir der Meier in allen Stücken zur Hand gehen; dennoch hoffe ich ihn freigesprochen zu sehen, wegen mangelnden Beweises, er kommt dann zurück und die Sache ist abgethan.“

Er sagte das alles mit ruhigen Ernst, aber voll Traurigkeit, welche sie nachempfind. Eine Weile blieb alles still; endlich hub sie nicht ohne eine gewisse Schüchternheit an: „Sind gute Nachrichten von dem Junker Joachim da?“

„Nachrichten — ja!“ erwiderte er, „daß sie gut sein sollten, wäre in einer Zeit, wie die unfrige, zuviel verlangt.“

„Es war doch ein so schönes und liebes Kind, und ging so stolz einher unter den Dorfleuten, daß man meinte, es müsse etwas Rechtes aus ihm werden.“ Herr von Lindow lächelte trübe.

„Was den Hochmut betrifft, so hat es daran nie gefehlt“, erwiderte er, „eben darum hat uns unser Herrgott von dem Pferd auf den Esel verholzen.“

„Eines Vaters Liebe und Geduld nimmt kein Ende“, sprach sie tröstend, „es wird auch der Junker Joachim einmal wieder zu sich selbst kommen; wem es schlecht geht, der schlägt in sich und findet dann auch den Weg zurück zu des Vaters Thür. Es sind auch die anderen daran schuld, die ihn zu einem lockeren Leben verführten, ihre Nasen in die Luft reckten und meinten, es hätte sie der liebe Gott aus einem befondern Teig gebaden; denen ihren Hochmutsteufel auszutreiben, schickte der Herr ihnen der Teufel obersten, den Beelzebub, oder Bonaparte, was dasselbe sagen will — wenn sie sich nun bekehren und zur Buße rufen lassen, wird auch den Herrn das Ueble reuen, welches er ihnen zugebacht.“

„Verführt!“ unterbrach sie Herr von Lindow, der mit seinen Gedanken an ihren ersten Worten hängen geblieben war. „Die Tollheit und Wildheit, selbst wo sie einen Schaden anrichtet, möchte man übersehen, aber das Großthum und Dickthum, das etwas Sein-Wollen ehe man etwas gethan; das Unsichwerfen mit großen Redensarten, das alles ist es, was den Napoleon zu einem Herrscher gemacht hat über uns. Auf dem Schlachtfelde von Jena, da ist geerntet die bittere Frucht, die wir groß gezogen an unsrem eignen Herbe; schon recht, daß der Allmächtige seinen Mißstrahl gesendet, ihn zu zerschmettern. Wir sind so weit gekommen, Anneliese, uns unsrer Söhne zu schämen.“

„Nun, nun, so schlimm ist es doch nicht“, beruhigte diese, „Weld hat der Junker verbraucht, das ist wahr, aber ein schönes und liebes Kind ist er doch, und es würde ihm wohlthun, wieder einmal ein väterliches Angesicht zu sehen; mit dem Schelten allein wird nichts beßert, Kinder wollen gut zugeredit sein; er muß hierher kommen und sich an seine Frau Mutter erinnern, und in dem alten Kirchensußl sitzen, und die Glocken gehen hören, und das Wort Gottes vernehmen.“



„Du verstehst's, Anneliese“, erwiderte er, indem er aufstand und ihr die Hand reichte. „Gott hat Dich mit ähnlicher Trübsal heingeführt.“

„Alles hat seine Zeit“, erwiderte sie gelassen, „also der Junker wird eingeladen zum Erntefranz?“

„Wollen sehn“, gab er zur Antwort. „Gute Nacht.“

So schieden sie und der Mond beleuchtete seinen Heimweg. Als er eben die kleine Thür öffnen wollte, welche in den Park führte, kreuzte ein Schatten seinen Weg; indem er ausblickte, gewahrte er die Gestalt eines Mädchens; sie trug einen Hentfeldor am Arm und ein Kopftuch verhüllte ihr Gesicht.

„Halt, Werda!“ sagte Herr von Lindow, dem die Erscheinung bekant vorkam. Sie fuhr erschrocken zusammen, nun vertrat er ihr erst recht den Weg und suchte sich dabei zu vergewissern, wen er vor sich hatte.

„Gnädiger Herr, es ist nur die Ernestine“, hub sie jetzt zagend an.

„So spät in der Nacht“, rief er erstaunt, „was hast Du in dieser Stunde im Dorf zu thun, Mädchen?“

„Gnädiger Herr, mein Vater ist krank und es läßt mir die Frau Inspector am Tage keine Zeit dazu; ich darf doch den Vater nicht verlassen und habe ihn nur von meinem Mittag und Vesperbrot etwas aufgehoben.“ Sie hatte vertrauensvoll ihre großen Augen zu ihm aufgeschlagen, und wahrlich unter den vielen Schlafenden, die ringsumher im Schutze der Ziegel- oder Strohdächer ruhten, mochte es niemand geben, der es mit größerer Zuversicht hätte thun können.

Herr von Lindow war ein Gutsherr, wie er sein soll; das Vorbild eines freien Besitzers auf eigenem Grund und Boden, nicht nur seiner Rechte, sondern auch seiner Pflichten sich immer bewußt; zumal wenn er, was in jenen Tagen öfter geschah, eines jener im Geheimen verbreiteten, aber wie Pulver zündenden Bücher eines Arndt und anderer in die Hände bekam, pflegte er zu sagen: wer wollte es leugnen, daß sie recht haben im großen und allgemeinen; im besondern giebt's noch immer Fälle, und sie sind, Gott sei Dank, nicht so selten als man meint, wo von Unterdrückung des Hörigen nicht die Rede ist und die Leute fern davon sind, sich als Sklaven zu betrachten, im Gegentheil, so verwachsen fühlen sie sich mit dem Grund und Boden und ihrer Herrschaft, daß sie ein größeres Maß von Freiheit überhaupt nicht entbehren.“ — Mit dem Mädchen, das vor ihm stand, hatte es seine eigne Bewandnis; überall, wo eine geschlossene Gemeinde vorhanden, und sie waren dazumal in ganz anderer Art geschlossen als heut, giebt es eine oder mehrere Familien, welche als unvermeidliches Uebel, hoffnungsloser Schaden und nicht zu beseitigender Gegenstand des Kergernisses mit durchgeschleppt werden. Oft besitzen sie einige, oder auch mehrere Vorzüge, die sie vor andern sichtlich auszeichnen, als da sind: eine große körperliche Kraft und Gewandtheit, eine besondere Pfliffigkeit, wo es den eignen Vorteil betrifft, überraschende Talente zu allen möglichen verdächtigen und unverdächtigen Kunstgriffen und Hantierungen, und was dergleichen mehr ist, dessenungeachtet klebt ihnen ein Makel an, der dem morgenländischen Aussatz ähnelt: sie stehen in schlechtem Ruf. Einige aus der Verwandtschaft verschwinden zuweilen und tauchen erst nach Jahren mit verwildertem Haar und Bart und mit einem gewissen scheuen Blick, der denjenigen des ehrbaren Dorfsinassen ausweicht, wieder auf; die Kinder flüstern hinter einem

solchen her: Er hat gesehen! und wenn er sich bei der Feier des Erntefestes unter den Mädchen eine Tänzerin aussuchen will, tritt sie schon zurück, und ein anderer kommt ihm zuvor und legt den Arm um sie, ohne daß er es zu hindern wagte — er weiß, daß er ein Paria ist, und schleicht sich kurrrend bei Seite. — Aus solch einer Umgebung hatte Herr von Lindow Ernestine herausgenommen; sie hatte andrenfalls ohne Mutter in der einsamen Kate, welche ihr Vater dort hinten am Waldrand gelegen befah, aufwachsen müssen, und das hieß eben so viel als zu Grunde gehn. Das scharfe Auge des Gutsherrn hatte zuweilen, wenn er vorüber geritten, auf dem kleinen ernsthaften Mädchen gernht, das nicht wie die übrigen Unmündigen der Hütte in zerrissenen Kleidern in den Wagengeleisen umherlungerte, sondern stets nicht ohne eine gewisse Wohlankündigkeit und Würde hinter einer Herde junger Gänse einhertritt, oder vor der Hausthür am Spinnrocken saß; die langen blonden Zöpfe, welche ihr über den Nacken gehangen, hatten ihn an ein anderes Goldhaar erinnert, das wie lang hin wallender Flachs auf dem Totenfisshen gelegen, und das Herz im Leibe sich ihm dabei vor unigem Mitgefühl bewegt; er gedachte ganz im geheimen das Gedächtnis seiner Tochter zu ehren, indem er Ernestine aus dem Sumpf, welcher sie geboren, mit kräftiger Hand heraus hob, und sie nicht etwa in das Schloß, denn dasselbe wäre anfangs kein gedeihlicher Aufenthalt für sie gewesen, sondern in das freundliche Gottesgärtlein seiner Anneliese versetzte, und es hatte dieselbe die Ernestine mit Liebe und Treue auferzogen und, wie sie selbst sagte, zu allem Guten angeleitet; erst als es ihrem trotz seiner Blindheit fürsorglichen Auge geschienen, als möchte der Bauer Erich das Mädchen nur ungernt leiden, und als handle es sich zwischen ihnen um nichts als lauter Verdrießlichkeiten und geheime Aergernisse, hatte sie geneint, nun sei es Zeit, daß Ernestine den Platz wechsele und die hohe Schule des gutsherrlichen Hauses beziehe. Da sie von dannen gegangen mit schlarlachrothen Wangen, sah der schon erwähnte vierschrötige Knecht pfeisend auf dem Stein neben dem Thorpfeiler, hörte alsobald auf die Lippen zu spizen, und sang ihr dafür die Worte nach: „Es brennt kein Feuer, keine Kohle so heiß, als heunliche Liebe, von der niemand nichts weiß;“ der Erich aber stand hinter ihm auf dem Hofe und schirrte die Pferde an. Einen langen Blick warf er auf die Straße hinaus, wo sie aufrecht und stolz einherwandelte; eine Schwalbe flog vorüber, und es folgte ihr mit raschem Schwünge eine andre, und man vernahm in der Luft ihr frohes Gezwitzcher; von Standesunterschieden wußten sie nichts und machten sich eben daran, einen Nestbau zu unternehmen; der volle Frühling blühte um sie her. Einmal schaute Ernestine zu ihnen hinauf und meinte bei sich selbst, daß es gesegnete Geschöpfe wären, gesagt aber hat sie's keinem. Sie trat ihren Dienst im Schlosse an, hielt sich apart, wie die Leute sagten, und wo sie etwas vom Hofe der Treuliebs witterte, ging sie ihm aus dem Wege soweit sie es vermochte. Man war sehr zufrieden mit ihr, denn sie war ordentlich und arbeitete für zwei. „Lieber wäre es mir, und für Dich auch besser, Du gingest diesen Weg bei Tage und nicht bei Nacht“, sagte er, „und wenn's sein könnte, lieber gar nicht.“

„Gnädiger Herr, es ist doch immer mein Vater, und liegt schon seit einer Woche — es ist nichts im Korbe, was ich nicht wegtragen dürfte.“ Und sie hob ihn empor und veruchte ihn den Innhalt desselben zu zeigen.

„Weiß schon“, gab er abwehrend zur Antwort, „es ist nicht um meinen, sondern um Deinen Schaden, die Ihr schlug eben 11, Du sollst im Bett, und nicht hier auf der Landstraße sein.“

„Wenn ich au Tage gehe, reden die Leute so viel, und dann die große Wäsche, und er ist doch immer mein Vater, ich kann ihn nicht so liegen und unkommen lassen.“

„So geh in Gottes Namen, aber komm bald nach Hans, wie es sich für ein ordentliches Mädchen schickt.“

Er verließ sie und ging durch den Park nach dem Schloß zurück. — Um sie war es still und dunkel geworden, der Mond hatte sich hinter eine Wolke geküchelt, die Schatten der Mitternacht lagerten über der Erde. Müstig schritt sie vorwärts, indem sie den Deckel ihres Körbchens wieder zurecht schob und das Tuch unter ihrem Kinn fester knüpfte. Ueber dem See ballten sich wallende Nebelmassen, leise wogte das Schilf im Winde, der wie Klagen über die bereits gemähten Felber strich und aus den honigsüßen Kleeblüten, welche zwischen den Stoppeln standen, den Duft hinwegtrug; ganz in der Ferne hörte man das Kläffen der Hunde, und über die eine Hälfte des Himmelgrundes fuhr eine Sternschnuppe, ein Vöte des Aethers in feurigem Bogen, um seine geheimnisvolle Botschaft an ein eben so geheimnisvolles Ziel zu überbringen — es bremt kein Feuer, keine Kohle so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß — aber ihre Lippen waren fest geschlossen, es umhete ihr wohl nicht sehr singelustig zu Mute sein. Nach und nach näherte sie sich dem Walde, der hier nur aus Kiefern bestehend, ihr wie ein schwarzer Ball entgegenstarrte, und fast wie im Schnee, so tief bis an die Knöchel einsinkend, ging sie hier im feinen weißen Sande, und der Geruch des Harzes war um sie her. Es kam ihr schwül vor unter dem Gezweige, die gewaltigen Äste hatten ein so tiefes Nauschen an sich, und indem sie sich bewegten, rieben sie sich knarrend an einander, es war als ächzte der Wald aus tiefster Brust und klagte um seine freudlose Einsamkeit, um den ewigen Winter, zu dem ein hartes Geschick ihn verurteilt, denn der Kieferwald hat weder Frühling, noch Herbst, noch Sommer, sondern ist wie ein Tempel des Nordens, in dem finstere Gottheiten gebieten. Ernestine fürchtete sich nicht, zu oft hatte sie diesen Weg gemacht, zu bekant war ihr jeder Baum, als daß sie dahinter etwas Feindseliges hätte vermuten können, ja sie fühlte sich fast erleichtert, sich hier in die Umgebungen ihrer Kindheit versetzt zu sehen und so völlig allein zu sein, daß sie keinen beobachtenden Blick mehr zu fürchten hatte. Ueber eine halbe Stunde setzte sie ihren Weg fort, der meistens am Rande des Waldes entlang führte; rechter Hand erstreckte sich ein ödes Sumpfland; wie Maulwurfsöhnel erhoben sich darin einzelne mit steifem Gras oder Binzen bewachsene Stellen; über dem Ganzen lagerte augenblicklich eine dichte Nebelmasse — wehe dem verirrtten Wandrer, der etwa seinen Fuß auf eine dieser trügerischen kleinen Inseln gesetzt hätte; unter seinen Tritten versinkend, würde sie ihn in die Tiefe gezogen haben. Denn es hörte der feste Boden nach und nach gänzlich auf und verlor sich in einer feuchten Fläche, über welcher die Wasservögel ungehindert ihr Spiel trieben; in der Mitte derselben befand sich das Bett eines Bades, der seit uralten Zeiten diese Ueberschwemmungen veranlaßt und das Erdreich in einen Sumpf verwandelt hatte, weil es ihm in der

flachen Gegend an Abfluß gebracht; der Anblick des Ganzen war äußerst melancholisch, zumal in dieser Stunde, wo der Wind, welcher nach Mitternacht sich zu erheben pflegt, dicke Wolkennmassen an dem Monde vorbeitrieb, so daß es schien, als jage dieser selbst, von unheimlicher Unruhe ergriffen, über die unwirtbare Einsamkeit der Himmelsfläche dahin, um ihr zu entfliehen.

In Ernestinens Seele sah es so finster nicht aus. Vor ihrem inneren Auge schwebte, indem sie vorwärts schritt, eine wohlbekannte markige Gestalt. Erich Treulieb war es, dem ihre brütende Phantasie blindlings und leidenschaftlich folgte; er hatte sich ihrer bemächtigt ohne ihre Absicht und wider ihren Willen. Als ein willensstarkes Mädchen, dessen von Natur zartes Ehrgefühl durch die widrigen Verhältnisse, in welche sie hinein geboren, sich in einen herben Stolz umgewandelt, hatte sie sich lange gegen die Fesseln gestäubt, die sein Anblick, das Leben in seiner nächsten Nähe ihr auferlegt, und mehr als ein Jahr mußte vergehen, ehe sie sich halb und halb bewußt geworden, daß der, welchen sie floh, ihr theurer war, als das eigne Leben. Dieses sich Sträuben konnte in den Augen Uneingeweihter wie unbotmäßige Hartnäckigkeit und Widersetzlichkeit aussehen, und sie hatte aus diesem Grunde sein Haus verlassen müssen; was er selbst darüber gedacht, erfuhr niemand. Es wurde in damaliger Zeit der Unterschied des Standes zwischen dem Bauer und Tagelöhner viel strenger aufrecht erhalten, wie in unsren Tagen; wenn nun auch der Besitzer der Kate oder Hufe eine Art von Mittelklasse bildete, weil er der Eigentümer eines oder mehrerer Morgen Landes war, ohne eine wirkliche Bauernwirtschaft zu führen, so standen doch gerade diese Katen wegen ihrer isolierten und gänzlich vereinsamten Lage, welche unerblickliche Quantierungen wie Wildddieberei, Hehlerei, Beherbergung lieblichen Gefindels u. s. w. beförderten, meist in keinem günstigen Ruf. Aber gerade weil ihre Liebe so hoffnungslos, und er so hoch über ihr erdienen, wie der Mond über den Wiesenblumen, die er aus unerreichter Ferne beschien, gerade darum wollte sie sich nicht meistern und sein Bild nicht tilgen lassen aus dem sorgsam behüteten Schrein ihres Herzens. Bleibe wer da will zweifelnd vor einem solchen Geheimnis stehen. — Wer kann sie lösen und ergründen, die Kätzel des Menschenherzens, in ihrer unaussprechlichen Tiefe?

## Die Arbeiterversicherung.

Von Friedrich Bücklin.

### I.

Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß der Mensch sich seiner außerpersönlichen Habe früher bewußt wird, als seines in seiner eigenen Persönlichkeit ruhenden Besitzes. Das Kind fremt sich einer bunten Kappe, noch bevor es daran denkt, daß es einen Kopf hat. Jener Negerflave nahm bei einem herannahenden Unwetter seinen neuen Hut vom Kopfe und wickelte ihn sorgfältig in ein Tuch, „denn“, sagte er pfliffig lächelnd, „Kopf ist Massa, aber Hut ist mein.“ Auch der Culturmensch des 19. Jahrhunderts versichert ohne Zweifel zuerst den ökonomischen

mischen Wert seines Hauses, und später vielleicht, vielleicht auch nicht, den ökonomischen Wert seiner persönlichen Arbeitskraft. Und um die Reihe der Beispiele nach oben zu vervollständigen, das deutsche Handelsgesetzbuch macht die Eisenbahnen unbedingt verantwortlich für Güter, nicht aber für Personen.

Die Sache hat übrigens nicht bloß den mehr negativen Grund, daß die Klüße des Menschen im allgemeinen mehr nach der Außenwelt, als auf sich selber gerichtet sind, sie beruht auch auf einer positiven geheimen Abneigung gegen alle diejenigen Vorstellungen, auf welchen die Erkenntnis von der Zweckmäßigkeit der Lebensversicherung beruht. Der Mensch ist in Beziehung auf sich selbst und namentlich in Beziehung auf seine Lebensdauer im allgemeinen Optimist. Er hofft auf ein langes Leben und erwartet eher Glück als Unglück. Er setzt in eine Lotterie und glaubt gegründete Hoffnung auf Gewinn haben zu dürfen, ohne zu bedenken, daß die Wahrscheinlichkeit seines Todes eine zehnfach größere ist. Sein Haus mag verbrennen, das gibt er allenfalls zu, und darum versichert er es. Aber er selbst sollte vor der Zeit gebrechlich und arbeitsunfähig werden oder gar sterben? Die Möglichkeit, daß dieses geschehen kann, bestreitet er zwar nicht, aber die Wahrscheinlichkeit, daß es geschieht, erscheint ihm als ebenso gering, wie der Gedanke daran innerlich widerwärtig.

Am stärksten herrscht selbstverständlich diese Auffassung im jugendlichen Lebensalter. Erst mit der Sorge um die Zukunft der Familie tritt der Gedanke an die Möglichkeit von Wechselfällen und an die Notwendigkeit einer Versicherung gegen dieselben mit größerer Bestimmtheit hervor, ist aber freilich auch in der Regel schwerer zu verwirklichen, als in früheren Lebensperioden. Aber abgesehen von dieser kurzsichtigen Art und Weise in der Auffassung des Versicherungsgedankens, hat derselbe auch für die feiner empfindende und sich selbst kräftig fühlende Persönlichkeit etwas Unsympathisches. Es widerstrebt dem Menschen von ausgeprägter Persönlichkeit, sich als verschwindenden Posten in eine Durchschnitts- und Wahrscheinlichkeitsrechnung einstellen zu lassen, in welcher nur kalte und unbittliche Naturgesetze und keine Spur persönlichen Willens oder einer höhern freiwaltenden Macht thätig erscheinen.

Aber doch ist auch diese Empfindung nur scheinbar berechtigt. Wir geben ja, indem wir uns versichern, nicht den freien Teil unserer Persönlichkeit in das Rechenexempel hinein, sondern nur dasjenige, was so wie so den Naturgesetzen unterworfen ist, und — der Hand unseres Gottes entrinnen wir nirgends, auch in der Versicherung nicht; damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auch im Versicherungswesen des Guten zu viel gethan, daß durch dasselbe das sittlich persönliche Moment in der Gesellschaft zu Gunsten materiell-mathematischer Lebensanschauung zurückgedrängt werden kann. Dieser Fall scheint uns da vorhanden zu sein, wo der Mensch nur arbeitet, um sich so bald wie möglich in den Genuß einer höchstmöglichen Rente zu setzen und vielleicht zu diesem Zwecke die nächstliegenden natürlichen Lebensordnungen verschmäh't, wo nicht thatsächlich schädigt. Uns erscheint darum auch die kapitalistische Lebensversicherung nicht als das Mittel zur Sicherung des gesellschaftlichen Wohlstandes, sondern lediglich nur als ein Hilfsmittel unter vielen andern.

Als die weitaus wichtigste und naturgemäße Anstalt für Lebensversiche-

nung müssen wir unter Voraussetzung eines sittlich geordneten Staatswesens allezeit die Familie erkennen. Sie ist die eigentliche, von Gott eingesezte Versicherungsanstalt für Kind und Greis, für Junge und Alte, für Gesunde und Kranke. Keine andere Anstalt irgend welcher Art kann die Familie in dieser Beziehung auch nur annähernd ersetzen. Eine Anstalt z. B., welche alte Leute kasernenartig beherbergt und versorgt, ist immer nur ein Nothbehelf. Dem Greise, der nicht zuweilen Enkel auf den Knien wiegt, fehlt seine naturgemäße Ergänzung. Eine Versicherungsanstalt endlich, die keinen höhern Zweck hätte, als alten Junggefallen einen Stammtisch in ihrer Lieblingskneipe, ihre Pfeife Tabak und ihre Leibzeitung zu sichern, müßte uns als ein Institut von gesellschaftlich fragwürdiger Nützlichkeit erscheinen.

Seine höchste gesellschaftliche Bedeutung kann darum das Versicherungsweisen nur in sofern und in dem Maße haben, als es die wichtigste aller natürlichen Versicherungsanstalten, die Familie, in ihrer Aufgabe unterstützt. Dieser Gesichtspunkt erscheint uns so wichtig, daß wir ihn für unsere nachfolgenden Betrachtungen in erster Linie ins Auge zu fassen gedenken. Da kann sich denn zunächst die Frage ergeben, ob die Versicherung, deren Aufgabe, wie wir erkannt haben, hauptsächlich die Unterstützung der Familie ist, als selbständige Anstalt in unserer Gesellschaft sich gestalten soll, oder ob sie mehr als Function einer der bestehenden großen Lebensgemeinschaften Kirche, Gemeinde oder Staat zu handhaben sei.

Indessen wird es zweckmäßig sein, bevor wir diese Frage näher unteruchen, uns zu vergegenwärtigen, welcher Art die Nothstände sind, gegen welche die Familie versichert werden soll, und welche Folgen daraus hervorgehen, wenn dies nicht geschieht. Es wird auch kaum ein Widerspruch zu besorgen sein, wenn wir als Nothstände, durch welche die Familien unserer Arbeiter und Kleingewerbetreibenden in Industrie und Landwirtschaft in ihrer Eigenschaft als Versicherungsanstalt gefährdet werden, namentlich solche sind, welche in Folge von Tod, Krankheit oder Gebrechlichkeit, überhaupt durch Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit des Familienhauptes eintreten. Es ist nicht zu leugnen, daß auf diesem Wege ungezählte Familien jährlich unfähig werden, ihre Alten zu versorgen, ihre Kinder zu erziehen; daß ihre Mitglieder in Folge dessen zerstreut werden, oder der öffentlichen Armenpflege mit ihren häufig niederbrückenden, das feinere Ehrgefühl abtumpfenden, die eigene Thatkraft lähmenden Einflüssen anheim fallen. Es wird von keiner Seite gelengnet, daß eine große Zahl von Familien der bezeichneten Volksschichten fortwährend diesen traurigen Lose anheimfällt und mit ihren Angehörigen jene Gesellschaftsklasse vermehren hilft, welcher der Stempel dauernder Armut und erblicher Hilfslosigkeit aufgedrückt ist — das Proletariat. Niemand leugnet ferner, daß dieses Proletariat in unsrer wirtschaftlichen Gesellschaft im Zunehmen begriffen ist, daß dasselbe nicht bloß eine schwere Last für unsere öffentliche Deconomie, sondern ebensoviele eine Gefahr für unsere staatliche Ordnung zu werden droht.

Aber die Wirkungen des Uebels beschränken sich nicht auf die von demselben unmittelbar betroffenen Volkstheile. Es wirft seine Schatten vorwärts und um sich herum in weiten Kreisen. Eine große Zahl von Arbeitern und Kleingewerbetreibenden ist vom gleichen Schicksal, wie der geborene Proletarier bedroht, sobald eine Geschäftsstodung eintritt oder das Familienhaupt durch Krankheit, Unfall oder

Tod verdienstunfähig wird. Das hieraus entstehende Gefühl des Preisgegebenseins ist es namentlich, was auf den betreffenden Bevölkerungsschichten lastet und jene resignierte und verbitterte Stimmung in ihnen erzeugt, welche von Seiten der besitzenden Klassen so gerne einem Mangel an Einsicht und Bildung, wo nicht gar dazu böswilliger Verstocktheit beigemessen wird.

Diese verbitterte Stimmung unter zahlreichen Klassen unseres Volkes ist eine Thatfache, mit welcher der Staatsmann ebensowohl zu rechnen hat, wie der einfache Bürger und Freund seines Vaterlandes. Sie ist es, welche die Versicherungsfrage zu einer öffentlichen Angelegenheit von allerhöchster Bedeutung stempelt. Dies ist nun freilich nicht in dem Sinne gemeint, daß von vornherein die staatliche Behörde es sein müsse, welche diese Frage zu lösen hat. Im Gegenteile, sofern etwa andere Factoren gegeben sind, welche dieselbe besser als der Staat, ja auch nur ebenso gut wie dieser zu lösen vermögen, wird es vorzuziehen sein, daß der Staat damit verschont bleibe. Sofern dagegen sich herausstellen sollte, daß eine zufriedenstellende Lösung der Versicherungsfrage sich nur mit Hilfe der staatlichen Autorität erzielen ließe, wäre diese auch verpflichtet, dieselbe mit aller Entschiedenheit in die Hand zu nehmen.

Da tritt nun freilich die Frage an uns heran, was wir unter einer zufriedenstellenden Lösung zu verstehen haben, hierüber kann die Auffassung eine sehr verschiedene sein. Ein großer Teil unserer Mitbürger, die auf unsere wirtschaftlichen Verhältnisse Einfluß haben, steht mit seinen Anschauungen auf den Ueberlieferungen der Manchestertheorie, welche als einzigen vollberechtigten Regulator unserer wirtschaftlichen Verhältnisse die individuelle Selbsthilfe und die daraus hervorgehende schrankenlose Concurrenz anerkennt. Diese Theorie verhehlt nun zwar nicht, daß auf dem Wege der individuellen Selbsthilfe eine Anzahl vom Glück und von der Natur weniger Begünstigter im allgemeinen Kampfe ums Dasein zurückbleiben und schließlich zu Grunde gehen muß. Wie gesagt, die Theorie verhehlt diese Thatfache nicht, aber sie pflegt doch stets in demjenigen Capitel darüber zu schweigen, in welchem sie die Segnungen der unbeschränkten Concurrenz behandelt. Uebrigens bezeichnet sie den Untergang der weniger robusten, weniger rücksichtslosen und weniger vom Glück begünstigten Individuen als die Folge eines Naturgesetzes, dessen Zweck einestheils die Vereblung der Rasse, und andernteils die Absicht hat, zu verhindern, daß die Menschheit sich nicht über ihre Existenzmittel hinaus vermehre.

Wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, wenn wir zugestehen, daß in unserer Gesellschaft ein gewisses verlorenes Hunderttausend existiert, das im Kampfe ums Dasein „über die Brücke des Lebens hinabgestoßen“ werden muß, damit wir Uebrigen um so besser gedeihen können, dann wird eine zufriedenstellende Lösung der Versicherungsfrage für uns nicht allzuschwer sein. Wir brauchen in diesem Falle eigentlich gar keiner Versicherung; jedenfalls aber genügt uns eine solche, deren Maschinen weit genug sind, damit eben jenes verlorene Hunderttausend sachte und naturgemäß hindurch und dem ebenso notwendigen als gesellschaftlich nützlichen Verderben anheimfallen kann. Und folgerichtig müssen wir alle Maßnahmen bekämpfen, welche darauf gerichtet sind, ein thatsächlich und wirksam alle Hilfsbedürftigen umfassendes Versicherungssystem herzustellen.

Stellen wir uns dagegen auf den entgegengesetzten Standpunkt; halten wir uns überzeugt, daß jene Theorie falsch ist, welche den ärmsten unserer Mitbrüder das Recht des Daseins und Lebens abspricht, dann ist auch unsere Stellung zur Versicherungsangelegenheit klar; dann müssen wir fordern, daß eine Versicherungsanstalt, welche geschaffen werden soll, gerade die Ärmsten, nicht bloß in der Theorie und als abstracte Möglichkeit gedacht, sondern thatsächlich und wirksam mit ihrer Vorsorge umfasse.

Man wende dagegen nicht ein, daß ja auf diesem Wege das Gebiet der christlichen Liebe eingeschränkt, oder gar, wie E. v. Hartmann meint, das Gottvertrauen durch Versicherung ersetzt werde. „Arme habt Ihr allezeit bei Euch“, sagt Christus, und so wird es auch bei der besten Versicherung für alle Zeit bleiben. Ebenso, wenn der berühmte Philosoph des Unbewußten glaubt, mittelst einer Rentenanstalt alle jene Sorgen vom Menschenherzen wegnehmen zu können, von denen die Schrift sagt: „Werft sie auf Ihn!“ so beweist er damit nur, wie vieles im Menschenleben ihm in Wirklichkeit noch unbewußt geblieben ist. Die Beforgnis also, daß durch die Versicherung das Gebiet der christlichen Bruderkiebe geschmälert werden könnte, ist unbegründet. Dagegen schützt eine gute Versicherung unsere christliche Gesellschaft vor der Gefahr, daß sie einem Dürftigen Almosen gebe, dem sie in Wirklichkeit Arbeitslohn schuldig wäre. Dieser Umstand hat seine sehr bedenkliche Seite sowohl für den gebenden, wie für den empfangenden Teil, für den gebenden, insofern derselbe Wohlthätigkeit zu üben glaubt, wo er nicht einmal seine volle Schuldigkeit gethan hat, für den empfangenden dagegen, indem die gewährte Wohlthat ihre sittliche Bedeutung für ihn verliert und von ihm nur noch als eine notgedrungene Abfindung für vorenthaltenen Arbeitslohn betrachtet wird. Gewiß hat der gegenwärtig in weiten Gesellschaftsschichten glimmende Klassenhaß einen guten Teil seiner Ursachen in dieser Auffassung der gegenwärtigen Wohlthätigkeitspflege.

Aus dem Gesichtspunkte, daß ein zeitgemäßes Versicherungsverfahren alle Versicherungsbedürftigen umfassen müsse, ließen sich nun bereits eine ganze Reihe von bestehenden oder empfohlenen Versicherungssystemen auf ihre Zweckmäßigkeit prüfen. Indessen erscheint es uns angemessen, bevor wir dieses unternehmen, noch einige Punkte ins Auge zu fassen, denen ebenfalls eine ernsthafte Berücksichtigung gebührt. Der erste dieser Punkte ist schon berührt. Er liegt in dem Grundsatze, daß die Gesellschaft nicht berechtigt ist, statt Arbeitslohn zu zahlen, Wohlthätigkeit üben zu wollen. Die Schrift drückt diesen Grundsatz klar und deutlich aus, indem sie erklärt, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist. Daraus folgt unmittelbar, daß die Mittel zur Versicherung des Arbeiters aus dessen producirender Thätigkeit fließen müssen; und zwar, da die Productionsverhältnisse in den verschiedenen Zweigen der Production ganz außerordentlich verschiedene sind, aus der innerhalb eines bestimmten Produktionszweiges geleisteten Arbeit.

Auch diese Förderung möge man nicht mit dem Vorhalten der allgemeinen Bruderkiebe beseitigen wollen, der zufolge keiner nach dem Seinigen zu fragen habe.

Diese sich selbst vergessende Bruderkiebe ist in unserm wirtschaftlichen Leben leider nicht maßgebend. Von den Leuten, mit denen unsere arbeitende Bevölkerung verkehrt, sieht jeder sehr genau nach dem Seinigen. Selbst in einer durchaus



christlichen Gesellschaft geziemt es sich, daß der Einzelne sich zunächst klar werde, was er nach der Natur der Dinge mindestens schuldig ist, bevor er seinen Wohlthätigkeits Sinn will walten lassen. Es wäre doch immer ein bedenklicher Fall, Wohlthätigkeit üben zu wollen, wo man in Wirklichkeit nicht einmal seiner Schuld genügt hat. Es ist aber umsomehr eine genaue Rechnung im geschäftlichen Leben notwendig, weil in demselben nicht etwa bloß ein unklarer Wohlthätigkeits Sinn, sondern das Recht des Stärkeren, Schläueren und Rücksichtsloseren ungeschont herrscht. Es ist darum mit allen Mitteln der Wissenschaft und Praxis dahin zu streben, daß die Versicherung des einzelnen Arbeiters von demjenigen Produktionszweige getragen werde, dem seine Arbeitsleistung zu gute kommt. Hieraus gewinnen wir sofort einen weiteren Grund für unsere vorausgeschickte Forderung, daß die Versicherung eine allgemeine sein müsse. Denn mit jedem einzelnen Arbeiter, welcher unversichert bleibt, wird ein Teil der Verpflichtungen, die der Produktionszweig, dem er angehört, für ihn trägt, von demselben ab- und einem andern Gebiete zugewälzt, welcher aus seiner Arbeit keinen Nutzen zieht oder gezogen hat. Es liegt also in der Unvollständigkeit eines Versicherungsbereichs nicht bloß ein Mangel in Beziehung auf die Versicherungsbedürftigen, sondern auch eine unbillige Abwälzung von Produktionskosten der betreffenden Industriezweige auf die übrige Gesellschaft.

Eine zweckmäßige Versicherung muß aber auch eine unbedingt wirksame und, wie es schon im Wortlaute liegt, durchaus zuverlässige sein. Die bedingungslose Wirksamkeit einer Versicherung wird aber aufgehoben, wenn die Mitgliedschaft eine bestimmte Parteistellung in sich schließt; wenn sie den Versicherten an ein bestimmtes Geschäft, einen bestimmten Ort bindet, oder wenn sie einen Geschäfts- oder Ortswechsel mit Opfern und Verlusten belastet, wenn sie, mit einem Worte, die Freizügigkeit verkümmert. Denn so sehr man auch die ungerregte Freizügigkeit beklagen mag, welche in unserm sonst so seßhaften Volke ein Nomadentum der schlimmsten Art erzeugt hat, so muß man doch anerkennen, daß dem Manne, der darauf angewiesen ist, seine Arbeitskraft zu Markte zu tragen, die Möglichkeit nicht verkümmert werden darf, sie da zu verwerten, wo sie am besten bezahlt wird. Jenes geschieht aber, wo der Arbeiter an eine bestimmte einzelne Kasse gebunden ist, beziehungsweise bei einem Geschäfts- oder Ortswechsel seiner bereits geleisteten Beiträge oder doch seiner Versicherungsansprüche verlustig geht. Daß schließlich eine Versicherungsanstalt für die arbeitende Klasse sowohl nach Grundlage wie nach Verwaltung vollkommene Sicherheit bietet, liegt auf der Hand. Zur Versicherung einer Menschenklasse, welche ohne alle andere Hilfsmittel ist als eben dasjenige, was die Versicherung ihr bietet, ist die nach menschlichem Dafürhalten allerseits sicherste Kasse gerade noch sicher genug.

Betrachten wir aus diesen Gesichtspunkten die bestehenden Versicherungsanstalten, so treten uns zunächst zwei vom Staate geschaffene Einrichtungen, der Unterstützungswohnsitz und das Haftpflichtgesetz entgegen. Weder die eine noch die andere dieser Einrichtungen, noch auch beide vereint sind im Stande, den von uns begründeten Forderungen zu genügen.

Der entscheidende Mangel des Unterstützungswohnsitzes ist, daß derselbe die Mittel zur Versorgung des Arbeiters nicht aus dessen vorangegangener Production

schöpft, daß überhaupt die durch den Unterstützungswohnitz gewährte Beisteuer an den Bedürftigen außer allem organischen Zusammenhang mit irgend Etwas, außer aller sittlichen Beziehung zu irgend jemand steht. Es liegt grundsätzlich in der Willkür desjenigen, der einen Unterstützungswohnitz antreten will, wo er denselben wählt. Der deutsche Reichsbürger, der den Lebensunterhalt für zwei Jahre in der Tasche hat, oder noch für zwei Jahre erwerbsfähig ist, hat die Wahl unter sämtlichen Unterstützungswohnitzen des deutschen Reiches. Die Wohnitzunterstützung steht mit der Erwerbsthätigkeit des Unterstützten in keinem irgend erkennbaren Zusammenhang; sie fällt dem Verschwender und Arbeitsscheuen in derselben Weise zu, wie dem in redlicher Arbeit gebrechlich gewordenen Invaliden oder dem schuldlös Verarmten. Die Unterstützung wird weder als wohlverdiente, den Empfänger ehrende Versorgung, noch als Gabe christlicher Mildthätigkeit gewährt; sondern sie erscheint als polizeilich vorgeschriebene Abfindung, ganz abgesehen von der Würdigkeit des Empfängers. Sie kränkt den Redlichen und erzeugt im frechen Mißthätigen und leichtfertigen Verschwender die Vorstellung, daß sie auch ohne die geringste eigene Fürsorge doch ein volles Anrecht auf die öffentliche Unterstützung haben.

Wir erkennen daraus, daß der Unterstützungswohnitz auch nicht einmal eine zweckmäßige Armenpflege erreicht. Ein nicht minder entscheidender Mangel ist es aber, daß er die Alters- und Invalidenversorgung mit der Armenpflege vermenget. Damit wälzt er die Invaliden bestimmter Erwerbszweige, d. h. einen Teil von den Productionskosten derselben ab auf die übrige Gesellschaft, legt also diesen Leistungen auf, die mit der Billigkeit und Gerechtigkeit im Widerspruch stehen. Der Unterstützungswohnitz entspricht somit in keiner Weise den Anforderungen, die an eine naturgemäße Arbeiterversicherung gestellt werden müssen.

Auf einem principiell viel festern Boden als der Unterstützungswohnitz steht das Haftpflichtgesetz, insofern es die Mittel zu der vorgesehenen Versorgung aus dem Industriezweig des Arbeiters zu schöpfen verjucht. Dagegen steht der Absicht desselben die Natur der Verhältnisse dermaßen im Wege, daß es sich ebenfalls als unzulänglich erweist, dem Bedürfnisse auch nur annähernd zu genügen. Das Haftpflichtgesetz ist von dem Wunsche eingegeben, die Folgen der in manchen Industriezweigen so bedauerlich häufigen Unglücksfälle für die Betroffenen und deren Familien zu mildern. Es macht demgemäß unter gewissen Voraussetzungen den Geschäftsinhaber für alle innerhalb seines Betriebes vorkommenden Beschädigungen seiner Arbeiter haftpflichtig. Dies kann aber rechtmäßiger Weise doch nur in dem Falle geschehen, wo seinerseits oder von seiten eines Stellvertreters von ihm ein Verschulden vorliegt. Jedenfalls aber kann kein Mensch ihn in dem Falle haftbar machen, wo der Arbeiter zwar in seinem Geschäft, aber durch eigenes Verschulden verunglückt. Die Entschädigung oder Unterstützung also, welche eine Familie im Falle der Verunglückung ihres Ernährers erhält oder erhalten soll, hängt davon ab, ob die Schuldfrage für den Verunglückten bejaht oder verneint wird. Die Unterstützungsbedürftigkeit dagegen ist von der Schuldfrage ganz unabhängig. Nun ist aber für eine große Zahl von gewerblichen Unfällen die Schuld des einen oder des andern sehr schwer und oft gar nicht zu ermitteln. Die Einrichtungsgegenstände, deren Beschaffenheit für das Urtheil des Richters maßgebend sein könnten,

sind häufig nach geschehenem Unglück in einem ganz anderen Zustande, als vor demselben, die allensfalls vorhandenen Zeugen in der Regel psychologisch gar nicht in der Lage, einen objectiven und klaren Bericht über das geschehene Ereignis mit den begleitenden Umständen zu geben. Das Haftpflichtgesetz läßt also nicht nur demjenigen Arbeiter leer ausgehen, der durch offenkundiges, eigenes Verschulden zu Schaden gekommen ist, sondern auch demjenigen, dem es nicht gelingt, ein Verschulden seines Arbeitgebers nachzuweisen. Wie häufig dieser letztere Fall vorkommt, zeigt eine Mitteilung des Commerzien-Rats Vaare aus Bochum, derzufolge im Jahre 1879 bei der Leipziger Unfallbank 7372 Unfälle als haftpflichtig angemeldet, davon aber nur 1251 als haftpflichtig anerkannt, somit 6121, also  $\frac{2}{3}$  aller Fälle als nicht haftpflichtig abgewiesen wurden. Außerdem gehen aber auch diejenigen Arbeiter der Haftpflichtunterstützung verlustig, deren Arbeitgeber, vielleicht gerade in Folge des erlittenen Unfalls, zahlungsunfähig werden. Wir können darum weder in der Haftpflicht für sich, noch in ihrer Verbindung mit dem Unterstützungswohnsitz eine nur einigermaßen genügende Versicherung der arbeitenden Klasse erkennen.

Nunmehr liegt uns ob, ein Urtheil über jene zahlreichen und inausreichend gestalteten Einrichtungen zu gewinnen, welche theils aus der Initiative der gewerblichen Bevölkerung heraus, theils aus Veranlassung der Gesetzgebung, theils rein oder vorzugsweise auf dem Wege der Wohlthätigkeit entstanden sind. Wir finden da in bunter Mannigfaltigkeit Hilfsklassen der verschiedensten Art und Bestimmung: Kranken-, Begräbnis-, Invaliden-Kassen; Guts-Kassen, Orts-, Knappschaffs- und Gewerkskassen; freie Kassen und Zwangskassen; Kassen, welche ausschließlich durch Beiträge der Arbeitgeber, andere, welche ebenso ausschließlich durch Beiträge der Arbeiter, und wieder andere, die durch beiderseitige Beiträge unterhalten werden.

Es würde nun aber weit über den Rahmen der vorliegenden Betrachtung hinausgreifen, wenn wir alle die eben vorgeführten Kassen nach ihrer Grundlage, Einrichtung und Geschäftsführung einzeln oder kategorienweise untersuchen und beurtheilen wollten. Wir glauben, es wird genügen, wenn wir sie nach wenigen Hauptgesichtspunkten in Gruppen zusammenfassen und nach den bereits erkannten Erfordernissen einer naturgemäßen Arbeiterversicherung charakterisieren. Da treten uns denn zunächst örtlich abgegrenzte Kassen entgegen, Ortsklassen, Fabriks-, Werks-, Gutsklassen. Alle diese leiden an dem Grundgebrechen, daß sie für den Versicherten die Freizügigkeit beeinträchtigen. Der Versicherte ist entweder an den Ort der Kasse gebunden, oder er geht, wenn er denselben verläßt, der bereits geleisteten Beiträge, beziehungsweise der daraus erwachsenen Versicherungsansprüche verlustig. Die Ortsklassen leiden an dem zweiten Grundgebrechen, daß sie in der Versicherung die Angehörigen aller örtlich vertretenen Industriezweige vernengen und somit außer acht lassen, daß jeder Produktionszweig seine Versicherungskosten selbst zu ersetzen hat. Ferner leiden die meisten örtlich begrenzten Kassen an dem Mangel, daß sie eine zu geringe Anzahl von Versicherten umfassen, sowie, daß sie nicht selten der Zahlungsunfähigkeit anheimfallen.

Auf einem principieell günstigeren Boden stehen diejenigen Kassen, welche, freilich meist nur der Idee nach, einen ganzen Industriezweig, beziehungsweise die Arbeiter desselben, umfassen. Es sind dies vorzugsweise die Gewerksvereinskassen. Ihre Tendenz geht dahin, sämtliche Arbeiter eines jeden Produktions-

zweigs innerhalb unseres deutschen Reiches in eine Gewerkschaftskasse und sämtliche Gewerkschaftskassen in einen einheitlichen Kasserverband zu vereinigen, und entspricht also vollständig den beiden Grundbedingungen der Arbeiterversicherung: der Allgemeinheit und der gewerkschaftlichen Anpassung derselben. Es bleibt aber die Frage, ob der praktische Erfolg der Bestrebungen dieser Kassen ihrer Tendenz entspricht, und ob sie auch der dritten und vierten Forderung, die wir an ein gutes Kassensystem zu stellen haben, genügen, d. h. ob ihre Versicherung eine bedingungslos wirksame und unbedingt zuverlässige ist.

Zur Beantwortung dieser Frage dient uns sofort der Umstand, daß diese Gewerkvereinskassen freie Kassen sind, d. h. Kassen, deren Bestand in dem freiwilligen Beitritt Beteiligter, sowie in dem freiwilligen Beharren derselben innerhalb des Kasserverbands beruht. Nun wird es von vornherein jedem Menschenkenner zweifelhaft erscheinen, daß auf Grund gänzlich freiwilliger Uebernahme dauernder, nicht unerheblicher Verpflichtungen tatsächlich die gesamte Arbeiterschaft eines Volkes sich in ein einheitlich gegliedertes Versicherungssystem einreihen werde. Jeder Kenner der menschlichen Natur wird als wahrscheinlich annehmen, daß zunächst die jüngere Generation der arbeitenden Bevölkerung sich mit dem Beitritt nicht sonderlich beeilen werde, daß sehr viele überhaupt gar nicht dazu kommen werden, ihren Beitritt zu erklären. Durch die Verzögerung des Beitritts wird nun aber die Periode für die Ansammlung des Versicherungskapitals verkürzt und dadurch die für eine bestimmte Leistung erforderliche jährliche Prämie in die Höhe getrieben. Mit anderen Worten, die Versicherung wird verteuert, und dadurch der Beitritt für manche Arbeiter positiv erschwert, wo nicht unmöglich gemacht.

Diese Voraussetzung zeigt sich auch in Wirklichkeit an den Gewerkvereinskassen erfüllt. Die große Mehrzahl der Arbeiter kommt erst bei verhältnismäßig vorge-rücktem Alter dazu, einer Kasse aus freiem Antriebe beizutreten. Demgemäß zeigen die Gewerkvereinskassen, wie überhaupt alle freien Kassen, ein höchst ungünstiges Altersverhältnis ihrer Mitgliedschaft. Betrachten wir als Beispiel die Verbandsinvalidenkasse der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine. Das Altersmaximum für den Eintritt in dieselben ist 45 Jahre. Nun betrug aber während der Jahre 1874 bis 1878 die Zahl derjenigen Mitglieder des Verbands, deren Lebensalter sich innerhalb dieser Altersgrenze befand, im Durchschnitt 68,75 % der Gesamtmitgliedszahl. Demnach hatten 31,33 % der Mitglieder das 45. Jahr bereits überschritten. Das ist, wenn man die allgemeinen Sterblichkeitsverhältnisse ins Auge faßt, ein sehr ungünstiges Verhältnis. Noch deutlicher fällt dies ins Auge, wenn wir nachfolgende Zusammenstellung betrachten. Es befanden sich in den Jahren 1874 und 1878 und zwar den 31. December, Mitglieder im Alter

		1874	1878
bis 20 Jahre	. . . . .	1,77 %	2,13 %
von 20 " 25 "	. . . . .	5,72 %	6,37 %
" 25 " 30 "	. . . . .	13,73 %	12,83 %
" 30 " 35 "	. . . . .	17,11 %	14,56 %
" 35 " 40 "	. . . . .	16,56 %	17,00 %
" 40 " 45 "	. . . . .	14,86 %	15,79 %
		69,75	68,68

Selbstverständlich müßten unter naturgemäßen Verhältnissen die Zahlen der jüngsten Altersklasse, oder sofern wir die Militärpflicht als Hindernis annehmen wollen, doch immerhin die Mitgliederzahlen der Altersklasse vom 25. bis 30. Lebensjahre ein Maximum bilden, und von da an stetig abnehmen. Statt dessen bilden im Jahre 1874 die zehn Jahre ältern und im Jahre 1878 die 15 Jahre ältern Mitglieder die zahlreichste Klasse, und es war selbst die Altersklasse von 40 bis 45 Jahren noch 2,5mal stärker als diejenige von 20 bis 25 Jahren. Man darf also süglich behaupten, daß die große Mehrheit der Mitglieder dieses Kaserverbandes ihren Beitritt um zehn oder mehr Jahre zu spät bewerkstelligt und daß somit wohl der dritte Teil der Productivkraft des versicherten Arbeiterstandes für den Versicherungszweck verloren gegangen ist. Dies ist aber ein sehr schwerer Verlust. Es wird dadurch die Arbeiterversicherung gerade in ihrer eigentlichen Grundlage geschädigt. Diese liegt ja doch eben darin, daß der Arbeiter vom ersten Beginn seiner Erwerbsfähigkeit an einer Kasse zugehöre, weil nur unter dieser Voraussetzung mittelst des kleinstmöglichen Versicherungsbeitrags ein höchstmögliches, d. h. im besten Falle genügendes Versicherungskapital angeammelt werden kann. Es muß daher im gleichen Grade, wie der Beitritt der Mitglieder sich verspätet, entweder der Versicherungsbeitrag steigen oder die Leistungsfähigkeit der Kasse sinken.

Diese Notwendigkeit macht sich auch der Gewerkevereins-Invalidenkasse in nicht zu verkennender Weise geltend. Bereits im Jahre 1875 sah die Verwaltung derselben sich genötigt, die Beiträge der Mitglieder um 50% zu erhöhen und gleichzeitig die Pensionen von teilweise 6 Mk. wöchentlich, auf durchgängig 4.50 Mk. herabzumindern. Gleichzeitig wurde für neuzutretende Mitglieder eine Beitragsscala festgesetzt, welche selbstverständlich im ganzen dieselbe Beitragserhöhung in sich schloß, die den bisherigen Mitgliedern auferlegt worden war, dagegen aber den Eintretenden der untersten Altersklassen bedeutende Vorteile gegenüber den höhern Altersklassen gewährte. Waren bisher die Beiträge für alle Mitglieder gleich gewesen, so sollte künftig der Beitrag für solche, die beim Eintritt im Alter von 10 bis 30 Jahren stehen 10 Pf., für 30 bis 40jährige 15 Pf., und für 40 bis 45jährige 20 Pf. wöchentlich betragen. Man wünschte und hoffte, auf diese Weise zahlreiche jüngere Mitglieder für die Kasse zu gewinnen, sah sich aber gründlich getäuscht. Es erfolgten zahlreiche Austritte, vorzugsweise von jüngeren Mitgliedern, dagegen war ein nennenswerter Zuwachs aus den unteren Altersklassen nicht zu verzeichnen. Bei der zwei Jahre später abgehaltenen Generalversammlung zeigte sich, daß die Mitgliederzahl des Kaserverbands von 9568 auf 5367 zurückgegangen war. Dies war nicht nur ein numerischer, es war auch ein finanzieller Rückgang, weil vorzugsweise jüngere Mitglieder ausgetreten, vorzugsweise die älteren geblieben waren. Nach weiteren zwei Jahren trat eine abermalige Erhöhung der Beiträge als unumgängliche Notwendigkeit zu Tage und wurde auf 33 $\frac{1}{3}$ % festgesetzt. Damit hatte der Mitgliedsbeitrag das Doppelte des ursprünglich angenommenen Satzes erreicht.

Aber das Deficit war auch damit noch nicht beseitigt. Es trat aufs Neue zu Tage. Um das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben der Kasse herzustellen, mußte eine abermalige Erhöhung der Beiträge oder eine nochmalige Herabsetzung der Pensionen beschloßen werden. Beides aber wurde für

allzu bedenklich gehalten, und man griff zu einem dritten Auskunftsmitel, zur Erhöhung der Carenz. Die Carenz oder die Wartezeit ist diejenige Frist, während welcher das neu eingetretene Mitglied Beiträge zu leisten hat, bevor es pensionsberechtigt wird, mit andern Worten, die Frist, während welcher es, obwohl beitragspflichtig, doch thatsächlich unversichert ist. Diese Carenzzeit kann naturgemäß nur den Zweck haben, die Kasse gegen betrügerische Ausbeutung von seiten solcher zu schützen, welche, mit einem geheimen Uebel behaftet, kurz vor Eintritt ihrer Arbeitsunfähigkeit derselben beitreten, um sich in den Genuß ihrer Beneficien zu setzen. Für alle diejenigen Mitglieder dagegen, welche ohne derartige Hintergedanken beitreten, ist eine längere Carenz ein großer Uebelstand. Während der Dauer derselben sind sie thatsächlich versicherungslos. Beträgt dieselbe beispielsweise 10 % derjenigen Periode, während welcher ein Kassenmitglied durchschnittlich Beiträge zahlt, bevor es pensionsberechtigt wird, so ist in irgend einem gegebenen Zeitpunkt der 100ste Teil der betreffenden Mitgliedschaft in Wirklichkeit außer aller Versicherung. Nun betrug ursprünglich die Carenz im Verbands der Gewerkevereinsinvalidenkassen fünf Jahre, während die Periode, innerhalb welcher das einzelne Mitglied Beiträge leistet, durchschnittlich höchstens 35 Jahre betragen kann. Es war also bei einer 5jährigen Carenz  $\frac{1}{7}$  der zahlenden Mitglieder unversichert. Nun ist aber unter dem Druck des chronisch gewordenen Deficits diese Carenz auf das Dreifache, auf 15 Jahre erhöht und damit  $\frac{2}{7}$  der zahlenden Kassenmitglieder außer Versicherung gesetzt worden. Damit hören diese Invalidenkassen auf, Versicherungskassen im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein.

Eine lange Carenzzeit ist nun überhaupt ein Widerspruch gegen die Forderung, daß eine naturgemäße Arbeiterversicherung eine allgemein wirksame sein müsse. Es scheint aber, daß sie gerade den freien Kassen specifisch eigen ist. Auch die verhältnismäßig gut situierten Invalidenkassen der Buchdrucker z. B., welche eine teilweise hundertjährige Entwicklungsgeschichte hinter sich haben, und also wohl das Princip der freien Kassen zur höchstmöglichen Entfaltung gebracht haben dürften, haben sich von einer langen Carenzzeit nicht zu befreien vermocht. Sie haben eine Carenz von 5 bis 10, die Berliner Kasse hat eine solche von 12 Jahren. Wir dürfen also wohl annehmen, daß dieser Uebelstand nicht ein zufälliger, sondern ein mit dem Grundprincip der freien Kassen unzertrennlich verbundener ist. Vergleichen wir damit, daß der Unterstützungswohnsitz nur eine Carenz von 2 Jahren ohne jegliche Beitragspflicht erfordert, so haben wir ein recht schlagendes Beispiel der vielen Widersprüche, die sich in unserm socialwirtschaftlichen Leben begegnen.

Aber abgesehen davon, daß die freien Kassen aus Schuld des Grundprinzips, auf dem sie stehen, eine sehr mangelhafte Leistungsfähigkeit zeigen, sind sie auch in anderer Richtung unfähig, eine allgemeine Versicherung der arbeitenden Bevölkerung zu verwirklichen. Der Schluß liegt nahe, daß, wo so viele ihren Beitritt so lange wie möglich verzögern, noch mehr sein werden, welche ihn gar nicht bewerkstelligen. Es ist dem Verfasser dieses kein Verband von freien Kassen bekannt, welcher alle Arbeiter eines Industriezweiges in sich vereinigte. Am weitesten dürften es wohl die Buchdrucker und die Maschinenbauer gebracht haben,

d. h. die vorzugsweisen Vertreter der Intelligenz im Arbeiterstande. Der Verband der Gewerkvereinsinvalidenklassen zählte nach 10jährigem Bestande im Jahre 1879 laut officieller Angabe 6804 Mitglieder. Dagegen wiesen die Zwangsklassen der Knappschäftsvereine im Jahre 1871 ca. 110,696 ständige und 117,113 unständige Mitglieder auf.

Nun machen freilich die Freunde des freien Kassenwesens geltend, daß auch in England die freien Kassen ein Jahrhundert gebraucht haben, um zu ihrer heutigen, großartigen Entwicklung zu gelangen. Dieses Argument scheint uns eher das Gegentheil dessen zu beweisen, was es beweisen soll. Denn wenn wir uns die Not und das Elend vergegenwärtigen, welche aus einem mangelhaften Versicherungswesen entspringen, und uns die Gefahren vor Augen führen, die für unsere Gesellschaft daraus erwachsen, so muß uns ein Versicherungsprincip, welches zu seiner Verwirklichung ein Jahrhundert braucht, als ein durchaus ungenügendes erscheinen.

Sodann aber erscheint eben dieses englische Kassenwesen, das zu seiner Ausgestaltung ein Jahrhundert gebraucht hat, auch heute noch im allgemeinen derart mangelhaft, daß, wenn wir seiner ferneren Ausbildung das heutige Entwicklungsstadium zu Grunde legen, es mindestens noch eines Jahrhunderts bedarf, um nur einigermaßen das zu werden, was eine gute Arbeiterversicherung sein soll. In Wirklichkeit haben nur diejenigen englischen Arbeiter ein gutes, wenn auch immerhin sehr theures Kassenwesen, welche einen verhältnismäßig höheren Grad von Intelligenz repräsentieren. Die durchschnittlich qualifizierte englische Arbeiterschaft hat ein Kassenwesen, das vielleicht durch die Massenhaftigkeit seiner äußern Erscheinung dem Deutschen imponieren kann, nach seiner inneren Verwaltung und seiner Leistungsfähigkeit dagegen als mittelmäßig, teilweise als schlecht bis sehr schlecht bezeichnet werden muß.

Die Verwaltungskosten der General collecting Societies z. B., welche die zahlreichste Mitgliedschaft unter den englischen Kassen nachweisen, betragen nicht unter 35%, häufig aber 40 und sogar 50% der Mitgliederbeiträge. Deutsche Arbeiter würden solchen Kassen nicht einen Tag freiwillig angehören. Eine wahrhaft haarsträubende Thatsache ist, daß gewisse Burial friendly Societies (Begräbniskassen) selbst Kinder über 52 Wochen versichern; daß sie demgemäß beim Tode eines versicherten Kindes ein Sterbegeld von gewöhnlich 3 Lst. (60 Mk.) bezahlen, und daß nachgewiesenermaßen im Bereiche dieser Kassen die Sterblichkeit der Kinder im zweiten Lebensjahre um 58%, ja selbst im fünften Lebensjahre noch um 34% größer ist, als im ersten! Soweit hat das Princip der freien Entwicklung englische Kassen im Laufe eines Jahrhunderts gebracht. Und als dieser Erscheinung gegenüber eine Bill eingebracht wurde, welche unter anderem die Bestimmung enthielt, daß Kinder unter 7 Jahren nicht in Sterbekassen aufgenommen werden dürften, da wurde derselben mit Erfolg unter der Begründung opponiert, daß diese Bill nicht eine Verbesserung des Gesetzes wolle, sondern nichts anderes bezwecke, als dem armen Manne durch eine Regierungsversicherungsanstalt die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten und damit seine Selbständigkeit zu nehmen. Wir sehen, der „arme Mann“ spielt seine Rolle nicht nur in Deutschland.

Außerdem aber stellte eine im Jahre 1870 veranstaltete staatliche Untersuchung als Thatsache fest, daß die Mehrzahl der sogenannten friendly Societies

auf ungejunger finanzieller Grundlage beruht; speciell, daß von 3168 geprüften Klassen nur 813, d. h. bloß 26%, einen Ueberschuß erzielen, alle anderen ein Deficit haben. Die englischen freien Klassen bieten also eine durchaus nicht vorteilhaftere Erscheinung als die deutschen.

Was den Einfluß derselben auf den Wohlstand der unteren Klassen betrifft, so wird derselbe gegenüber früher vorhanden gewesenen, teilweise geradezu schauerhaften Zuständen gewiß als ein wohlthätiger bezeichnet werden dürfen. Aber doch kann auch dies nur mit einem gewissen Vorbehalt geschehen. Wenn uns gesagt wird, daß in gewissen Bezirken Englands je der dritte Mann einer Versicherungskasse angehört, so dürfen wir dagegen doch wohl fragen, wie es denn kommt, daß trotzdem laut einem im Parlamente erstatteten Berichte im Jahre 1878 in England (ohne Schottland und Irland!) 7,029,000 Arme, d. h. ein Drittel der Gesamtbevölkerung Englands, mit im ganzen 7,686,000 Lst. aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden mußten. Es scheint dies denn doch zu beweisen, daß die vielgerühmte Selbsthilfe der Engländer eine sehr erkleckliche Staatshilfe, und zwar eine Staatshilfe, bezugswise Gesellschaftshilfe in höchst unwirtschaftlicher Form nicht entbehrlich zu machen vermag. Ein Bericht aus dem Jahre 1874 berechnet die jährlichen Einnahmen der friendly Societies auf 2,000,000 Lst. Ein anderer Bericht macht Angaben über die jährlichen Einnahmen einiger Trades Unions, und zwar der Amalgamated Engineers mit 86,885 Lst.; der Operative Masons mit 18,640 Lst. und der Operative Charpenters mit 10,487 Lst. Da in diesen Angaben ohne Zweifel die bedeutendsten Einkünfte zusammengestellt sind, so dürfen wir bei der rasch abfallenden Progression derselben wohl annehmen, daß die jährlichen Einnahmen sämtlicher Trades Unions sich schwerlich über eine Million Lst. erheben werden, wahrscheinlich dieselbe nicht erreichen. Wollten wir aber auch den Betrag der Einkünfte aller englischen Arbeiterklassen auf drei Millionen Lst. schätzen, so steht derselben immerhin eine wenigstens im Jahre 1878 mehr als doppelt so große Summe für öffentliche Armenunterstützung gegenüber. Die freien Hilfsklassen der englischen Arbeiter üben also jedenfalls auf die öconomischen Verhältnisse der minderbemittelten Klassen des englischen Volkes nicht diejenige wohlthätige Wirkung, die man nach den Zahlen, welche sie uns darbieten, erwarten sollte.

Im ganzen sind wir also nunmehr zu dem Ergebnisse gelangt, daß unser gegenwärtiges Hilfsklassenwesen in all' den Gestaltungsformen, die es bis heute gewonnen hat, jeweils Mängel principieller Natur in sich trägt, durch die es unfähig gemacht wird, seine Aufgabe auch nur einigermaßen genügend zu erfüllen. Namentlich vermag keine Art unserer Hilfsklassen eine allgemeine Versicherung aller Versicherungsbedürftigen ihres ideellen Wirkungskreises zu bewirken. Die Zwangskasse vermag es nicht wegen örtlicher Beschränktheit, die freie Klasse nicht, weil sie das Hindernis persönlicher Willkür nicht zu beseitigen vermag. Aber auch das viel weiter entwickelte Versicherungswesen Englands bietet uns in seiner Gesamtheit durchaus keine Perspective, bei welcher wir uns zu befriedigen vermöchten. Das Mittel der Privatversicherung zeigt sich somit weder in der Gegenwart, noch in der Zukunft als geeignet, um eine allgemein wirksame öconomische Sicherstellung unserer arbeitenden Bevölkerung zu erwirken.



## Zur Geschichte der letzten Tage der alten Preussischen Monarchie.

(Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen eines preussischen Staatsmannes.  
Geschrieben in Berlin Anfang Mai 1848.)

### II.

Beschränkt auf den engen, leider nur allzu reichlich mit Material ausgestatteten Kreis eines kurzen Zeitabschnittes aus der Geschichte der Hauptstadt des vormaligen Preussens, reden wir hier nur davon, wie sich der Mischmasch von Anmaßung, Volkssouveränität und Entsetzen vor den Proletariern, von Vertrauen auf die Lente, die einen Frack oder Ueberrock tragen und von Angst vor denen, die in einer Jacke einhergehen, in Berlin gestaltet (des Respects nicht zu gedenken, den die welthistorische Blause und der graue Hut der Freischärler einflößen).

Der plötzliche Umschwung führte eine Reihe von Scenen aus der verkehrten Welt herbei; das Königtum, gegen und für dessen unumschränkte Machtvollkommenheit noch unlängst so viel geredet worden war, das unstreitig bis zum 18. März die Grundlage des Preussischen Staates und eine wichtige Stütze des gesamten Deutschlands bildete, hatte am 19. alle reelle Macht verloren; am 21. sollte nun ein constitutionelles deutsches Königtum aufgerichtet werden, Preußen in Deutschland aufgehen — in die Einheit des gemeinsamen Vaterlandes, das niemals zerrissener, dem gänzlichen Verfall näher gewesen ist, als eben jetzt. In früheren Zeiten war wohl auch geraten worden: Preußen soll vorangehen zu einer Reform des Deutschen Bundes; da hatte man aber gemeint, um voranzugehen müsse man zunächst auf den eignen Füßen feststehn; ein Aufzug in den Straßen von Berlin ist etwas anderes, als ein Vorangehen in Deutschland.

Die Proclamation vom 21. wies auf den zum 2. April einberufenen Landtag als auf das gesetzliche Organ des Landes hin; indessen war dies Organ bereits dem Tode geweiht; es war bereits im Rat der Krone beschloffen: daß das Mittel, welches sich darbot, um zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, darin bestehen sollte, die Stände der Preussischen Monarchie vom Leben zum Tode zu bringen und sie auf breiterem Raße in ein stilles Grab einzuscharren, wie denn auch geschehen ist.

Mit der Beseitigung der Landstände scheinen alle Begriffe der verschiedenen Stände, in die sich jede bürgerliche Gesellschaft doch immer teilen wird, so viel Egalität auch über sie ausgegossen werden mag, umgekehrt worden zu sein.

Der Wehrstand, wie er sonst bestanden hatte, war aus der Stadt geschickt, der neue Wehrstand stand Schildwache und patrouillierte, ein Feueergewehr in der Hand, ohne Patronen, voll ehrenwerten guten Willens, Ordnung und Sicherheit zu erhalten, doch von der wenig verheßten Ueberzeugung durchdrungen, eine ernsthafte Gefahr nicht abwehren zu können; deshalb bedurfte es nun des Ausschreiens einer Lüge, „es rückten Truppen gegen die Stadt an“, um wenige Tage nach dem Triumph der Revolution panischen Schreden vor der Reaction zu verbreiten.

Die Polizei war bis auf die letzte Spur verschwunden und es bedurfte mehrerer Wochen, ehe sie wieder leise und schüchtern aus den Wogen auftauchte. Das Polizeipräsidium war vorläufig in die Bürgerwehr aufgegangen.

Was den Lehrstand anlangt, so hatte sich die Wissenschaft, repräsentiert durch die Studenten, an die Spitze der Bewegung gestellt. Die Universität war in ein politisches Practicum, in eine Klinik der Staatswissenschaft und Regierungskunst umgewandelt. Die studierende Jugend trieb Experimental-Politik, Gesetzgebung und Polizei: den verantwortlichen Ministern ward die Last der Geschäfte und der Verantwortung ungemein erleichtert. Was etwa noch fehlte, um über die öffentliche Meinung und den Willen des Volkes in's Klare zu kommen, das gewährten die Clubs, die Neben auf Strassen und Plätzen, die Mauer-Anschläge und eine Anzahl freisinnig — zum Teil unsinnig — geschriebener, in Winkelbrudereien gedruckter, von Gassenbuben ausgetobener anonymer Blätter. Der Titel eines Litteraten, der sonst halb und halb einen Gelehrten bezeichnet und ein gewisses Ansehen in der civilisierten Welt beansprucht hatte, erhielt nunmehr eine sehr bedenkliche Bedeutung, zu der die alte Vorstellung von einem Gelehrten durchaus nicht mehr paßte.

Die traurigste Umkehrung der gefunden natürlichen Verhältnisse betraf den Nährstand.

Nichts ist dem Erwerben, dem Sammeln der Früchte fleißiger Arbeit mehr entgegen, als die Zerstörungen einer Revolution.

Wenn dem Bedürfnis durch Reden und Schreiben abzuhelfen gewesen, so hätten alle Arbeiter vollauf zu thun gehabt; es bleibt aber immer eine sehr schwierige Aufgabe, den Aufwand eines Haushaltes oder einer Unternehmung, eines Geschäftes fortzusetzen, vollends ihn zu vernechten, wenn die Einkünfte aufhören, was unausbleiblich geschehen muß, sobald ein Zustand eintritt, der Niemandem Vertrauen einflößt, vielmehr jedem, wes Standes er sein mag, das unheimliche Gefühl der Unsicherheit gibt, folglich dahin drängt, sich auf das Notwendigste zu beschränken; dennoch konnte das neue Ministerium die vorgefundenen Gelder wohl verwenden, um einem und dem andern Unternehmer zu Hülfe zu kommen, aber den Industriellen, von den großen Fabrikanten bis auf die Tagelöhner anzuhelfen aus der Bedrängnis, in die sie die Revolution gebracht hatte, das wäre für den Prototypus der Finanzmänner der alten Zeit, den berühmten Autor der „*economies royales et servitudes loyales*“ Sully eine Danaiden-Arbeit geblieben, wie sie es bis jetzt für unsere „Hausväter“ geblieben ist. Wir, die wir nicht mitzuraten haben, müssen uns mit der Hoffnung trösten, daß, wenn das Gefäß haltbar wird, dann auch das fatale Auslaufen des Inhaltes aufhören und der Gewerbefleiß gesund und lebenskräftig werden wird, ohne daß der Staat ihn unter Vormundschaft nimmt, und daß es ihm dann besser gehen wird als jetzt, wo er nicht Hand noch Fuß rühren kann, unter dem leitenden Gängelbände eines Arbeiter-Ministeriums mit Vorschüssen und Unterstützungen auf Rechnung der Nation.

Nirgends, sollte man glauben, wäre das Selbstgovernment mehr an seiner rechten Stelle, als gerade in diesen Angelegenheiten; und gerade da geberdet sich die Freiheit wie ein auf die Erde unsanft niedergesetztes Schöckkind, das sich seines Lebens keinen Rat noch Hülfe weiß, als eben aus Leibeskräften zu schreien.

Ist die Industrie einmal in diesen Zustand geraten, so ist es freilich eine unabweioliche Aufgabe für die Regierung: Hülfe, wenigstens Pflege zu schaffen; daß aber in Fabriken und sonstigen Anstalten gearbeitet wird, nicht um etwas zu producieren, was der Mühe lohnt, sondern bloß um mühsige Hände zu beschäftigen — das gehört offenbar zu den Kennzeichen der verkehrten Welt.

Bis zum Widersinn steigert sich aber die Umkehrung aller gesunden politischen Verhältnisse, wenn unbeschäftigte Arbeiter als eine wichtige, vollends wenn sie als die wichtigste politische Corporation angesehen werden. Jedem Bagabunden steht der Eintritt in diese Körperschaft offen, alle rechtlichen Leute, die durch Unglück hineingeraten, müssen bemüht sein, je eher je lieber wieder auszuscheiden; ihr Kern wird also von solchen gebildet, die nicht arbeiten mögen oder die Arbeitslosigkeit als ein Gewerbe, als einen Stand auffassen, der die ihm eingeräumten Rechte bald für Tagelohn benutzt, bald auf eigne Faust geltend zu machen strebt. Somit werden unter dem ehrbaren Titel „Arbeiter“ Vandens gebildet, die den Clubs und deren Führern als Janitscharen zu Gebote stehen.

Es bedarf nur noch eines Schrittes, um das Maß der Verkehrtheiten bis zum Ueberfließen zu erfüllen: um die gesetzgebende Macht in die Hände eines Clubs und die Executive unter die Fäuste der „Rehberger“ zu bringen.

Zwischen allem nur allzu reellen Unheil, das uns der 19. März beschert hatte, gingen zwei Gespenster um und erfüllten die Gemüther mit Grauen: die Reaction und die Republik.

Beleuchten wir die beiden Schreckbilder, die einander bald mit wütenden Gebarden gegenübertraten, bald Arm in Arm mit einander gingen. Fragen wir die spukenden Geister: wos Geistes Kinder sie sind und was sie treibt, uns mit ihren Erscheinungen heinzujuchen?

Hätte die Action der Regierung nicht am 19. früh morgens gänzlich aufgehört, so wäre von Reaction keine Rede gewesen. Das Patent vom 18. März hätte in's Leben treten können; statt einer Revolution hätte eine durchgreifende Reform stattgefunden. Diejenigen, in deren Hände die Gewalt am 19. gefallen war, wollten aber eine Revolution, und deren „Errungenschaften“ mußten vor jeder Reaction geschützt werden.

Von einer gewaltsamen Reaction zeigte sich keine Regung; es ist heute noch ein Rätsel, wer in der Nacht vom 21. mit der funkreichen Nachricht die Stadt alarmierte: „der Prinz von Preußen käme mit einer russischen Armee.“

Daß der König keine gewaltsame Reaction wollte, war klar genug bewiesen. Daß das neue Ministerium sie beabsichtigt habe, werden die bösesten Feinde ihn wohl nicht Schuld geben, wenn auch mancher unbefangene Beobachter auf eine friedliche, sanfte Reaction der gesunden Vernunft gerechnet hat. Die zappelnde Angst vor der Reaction, die von neuem wieder Barrikaden zu bauen Lust hatte, legte sich allmählich; desto heftiger trat indessen das andere Schreckbild, die Republik, auf.

Die innere Neigung erleichtert den Eingang äußerer Aufforderung; ein gemeines Sprichwort drückt diesen psychologischen Erfahrungssatz mit der Formel aus: „Wer gern tanzt, dem ist leicht gepuffen.“

Lassen wir vorläufig dahingestellt sein, wie viel von den Bewilligungen

vom 19. März und den folgenden Tagen schon vorher präpariert war; unleugbar ist die Thatfache, daß nach der Weise der Forderungen getanzt wurde, und jeder Sprung fand seine Rechtfertigung darin, daß die Verweigerung die Republik herbeigeführt hätte.

Was ist denn nun eigentlich gemeint mit dem entsetzlichen Ding, dem zu entgehen wir kopsüber in den Morast der Anarchie gefallen sind?

Das lateinische *res publica* bedeutet ursprünglich nichts anderes als öffentliche Angelegenheiten; und der oberflächliche Blick in die Geschichte und das einfachste Nachdenken über politische Verhältnisse führt zu der Ueberzeugung, daß unter dem Wort „Republik“ oder republikanische Verfassung nicht schlechtthin ein für allemal eines und dasselbe, ein gegebenes Muster und Vorbild verstanden werden kann, sondern daß es sehr verschiedene Republiken geben kann und gegeben hat. Die Republik von Athen, Sparta und Rom in der alten Welt, von Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Deutschen freien Reichsstädten und den vielen kleinen italienischen Staaten im Mittelalter, die französische Republik von 1793 und die von 1848, die vereinigten Staaten von Nordamerika und die südamerikanischen unserer Tage haben nicht einerlei Verfassung; sie haben nur das mit einander gemein, daß sie keine Monarchien sind. Mögen nun diejenigen, die keine Monarchie wollen, sich den Titel Republikaner beilegen, oder ihn ablehnen, jedenfalls steht so viel fest, daß zur Gründung und zur Erhaltung einer Republik allerlei anderes gehört, als eine Anzahl von Personen, die keine Monarchie wollen. Eine Republik, die einige Bürgerschaft der Dauer in sich tragen soll, bedarf der Ordnung ebensowohl als eine Monarchie; der Bau eines solchen Staates erfordert mehr politische Technik; nicht sowohl die Breite als die Festigkeit der Grundlagen ist das Wesentliche dabei, und wie leicht republikanische Kartenhäuser umfallen, davon liefern die ersten Jahre unseres Jahrhunderts eine Reihe von Beispielen. Die Portugiesische, Römische, Etrurische, Cisalpinische, Batavische Republik waren unter französischer Leitung sehr behende aufgebaut, sie fielen um, sobald diese Direction aufhörte. Es ist durchaus gar keine Kunst, in stürmischen Zeiten die Republik auszusprechen, es ist dazu nichts erforderlich als viel Frechheit, einiges Talent zur Verführung und Verblendung und ein abgehärtetes Gewissen, das es sich nicht übel nimmt, mit dem Wohl und Weh des Nächsten sein Spiel zu treiben; aber eine republikanische Regierung zu gründen, zu führen und zu erhalten, das ist kein leichtes Spiel, sondern ein sehr schwieriges Unternehmen und die wesentlichste, unerlässliche Bedingung dazu ist eine kräftige Ordnung.

Die Aeußerung, welche Gewissenlosigkeit als ein Erfordernis zur Proclamation der Republik bezeichnet, könnte mißdeutet werden, als ob sie sich auf die wahrhaften Republikaner, auf die Bürger republikanischer Staaten beziehen könnte. Fern von uns solche Thorheit! Ehre der Treue überall, in Monarchien wie in Republiken, wo wir ihr auf dem Wege des Rechtes begegnen; wir verachten den treulosen Verräter, der Pläne schmiedet, die republikanische Verfassung seines Vaterlandes zu verderben, ebenso wie den, der dies Gewerbe in einer Monarchie treibt.

Mancher Anhänger der neuesten politischen Confession möchte uns wohl entgegenen: Treue für einen veralteten Begriff sei nicht nötig, der Uebergang aus der monarchischen zur republikanischen Staatsform werde durch die Entwickungs-

flühen der Menschheit motiviert; da es keine göttliche Weltregierung mehr gebe und die Menschheit sich von der Autorität Gottes emanzipiert habe, wenigstens in diesem Proceß begriffen sei, so solle jede irdische Autorität von selbst weg, die bis jetzt bei den Völkern, ehe sie mündig geworden, Geltung gehabt habe u. s. w.

Von den Staatsmännern, welche uns zu regieren unternommen hatten, war nicht zu verlangen, daß sie diese Lehre widerlegten und deren Befenner bekehrten: aber sie hätten ihnen wohl erklären können: ihre Pflicht gebiete, sich an die Thaten zu halten und deren unmittlere, unausbleibliche Folgen nicht über den Hinblick auf zukünftige Ereignisse zu übersehen; was also auch kommende Zeiten der Welt bringen möchten, so sei und bleibe es dermalen ein Verbrechen und obendrein eine Absurdität, in Berlin oder in Breslau oder in irgend einer Preussischen Stadt eine Republik zu proclamieren und sich einzubilden, daß solche bestehen und vom Laude anerkannt werden würde. Wenn in Paris etwas der Art gelungen sei, so folge daraus nicht, daß es in Deutschland auch durchzuführen sei; damit daß man Neben im Pariser Geschmach halte und Herrn von Lamartine's Manifest als ein Evangelium verehere, sei noch keine Republik organisiert.

Wohl mag mancher so gedacht haben; ob er in diesem Sinne gesprochen, wo es darauf ankam, wissen wir nicht; daß darnach gehandelt worden sei, davon schweigt die Geschichte. Aus Angst vor der Republik ließen wir uns vieles gefallen, was keine verständige republikanische Regierung geduldet hätte, und während die Bestimmung des ganzen Landes sich entschieden gegen die Abschaffung des Königtums aussprach, ward den Aufwieglern gestattet zu verfahren, als ob es überhaupt gar keine Regierung mehr gäbe.

Das Regieren ist schwer in so stürmischen Zeiten, und das Kritifizieren ist leicht, wenn es eben nichts bedeutet als rücksichtsloses Tadeln. Die Bereitwilligkeit, ein Ministerium zu übernehmen, wo es gilt den Staat vom Untergang und gänzlichen Verfall zu retten, ist ein Beweis von Hingebung, der Anerkennung, Dank und vor allem eine gerechte und billige Würdigung der Schwierigkeiten fordert. Jeder Verständige sieht ein, daß es dem neuen Ministerium unmöglich gelingen konnte, sofort Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Ein besonnenes Urtheil muß zunächst die Frage vorbringen: Was unternommen und welche Mittel angewendet worden sind, um zum Zweck zu gelangen. Diese Untersuchung führt uns dann, bei aller Achtung vor den Personen, zu dem Resultat: daß die vorhandenen Mittel, insbesondere die bestehende ständische Verfassung, nicht gebraucht, den Aufwieglern freies Spiel gelassen worden ist, und die Anarchie nur in der Verunst des Volkes eine Schranke gefunden hat, der wir verdanken, daß wir nicht gänzlich zu Grunde gerichtet sind.

Der wütende Pöbel, von dem man uns alle Schrecknisse angebeutet hat, ist bis jetzt plündernd und mordend noch nicht aufgetreten; es war nicht der Berliner Pöbel, der am 19. März die Regierung bewog, eine Reihe von Umsturz-Erklärungen zu erlassen, sondern diese Erklärungen wurden von Leuten dictiert, die nicht zum Pöbel der Residenz gehörten. Erst allmählich ist es gelungen, ein revolutionäres Janitscharen-Corps zu organisieren, das für jeden Krawall disponibel war, und selbst dieses zeigte sich, wenn nicht vernünftiger, doch weniger unvernünftig als seine Führer.

Die Vernunft der immensen Majorität des Preussischen Volkes würde ergriffen haben, daß jede Regierung der Unordnung widersprechen muß, weil sie ihre Existenz aufgibt, wenn sie alles gehn oder laufen läßt wie es geht; der Spud der Reaction und der Republik wäre verschwunden, wenn die Regierung sich nicht geschämt hätte, fest und offen aufzutreten. Daß sie es nicht gethan, liegt hauptsächlich darin, daß sie sich nach innen und außen auf eine falsche Basis stellte, in dem Verhältnis zum deutschen Bunde sowohl, als in dem zum Großherzogtum Posen. Beide Capitel hängen mit den auswärtigen Angelegenheiten zusammen, deren bereits im Eingang gedacht worden ist, auf die wir hier aber wieder zurückkommen müssen.

Das Wort: „sich an die Spitze der Bewegung stellen“, kann für eine Regierung verständiger Weise keinen andern Sinn haben als: die Bewegung leiten wollen; denn an die Spitze einer Bewegung treten, die nach einem Ziel drängt, wohin der Vorangehende nicht will oder nicht kann, das heißt nichts anderes, als fortgerissen, übergerannt, zu Boden geworfen werden. Preußen hätte zu einer Reform und Regeneration des deutschen Bundes vorangehn sollen — aber das konnte nur unter der Bedingung mit gutem Erfolg geschehn, daß es auf den eignen Füßen fest stand und daß die Bewegung nicht eine Richtung nahm, in der Preußen nicht gehen konnte, ohne sein eignes Dasein aufzugeben.

Nachdem die Macht der Regierung factisch vernichtet war, erschien am Morgen des 21. März ein aus der Hofbuchdruckerei hervorgegangenes Plakat, welches darauf hinwies, Preußen werde unter der Fahne der Revolution Deutschland erobern; ein nachfolgendes, officielles, vernünftiger gefaßtes, eine Proclamation und des Königs eigene Erklärung berichtigten jene wahnwitzige Aeußerung, der verberbliche Eindruck war indeß nicht ganz zu verlöschn. Er vergiftete das Vertrauen, und wenn der politische Arzt, der dies Mittel verschrieben, gemeint hat, ein Gegengift darin zu finden, so hat er sich arg verrechnet. Preußen ward dadurch der Herrschaft der geschloßen Gesellschaft unterworfen, die unter dem Titel des Fünfsziger Ausschusses Deutschland wie ein herrenloses Gut zu regieren unternommen hatte. Was vom 18. bis zum 21. März geschehn war, konnte als Unglück betrachtet werden; die Begebenheit am 21. macht Anspruch für eine That zu gelten, und diese wurde sehr übel beurteilt. Der ganze lang genährte und emsig geschürte Haß und Argwohn der kleinen Bundesstaaten gegen Preußen loderte auf und bald genug ward es klar, daß diese That die Hell- und Ferkulherci nicht davor geschützt hatte, über nahe liegende Steine des Anstoßes zu stolpern.

Die nächste Folge der übernommenen Leitung der deutschen Angelegenheiten war der Krieg gegen Dänemark.

Die Schleswig-Holsteinische Rechtsfrage war längst im Klaren, ehe es einem Preussischen Staatsmann eingefallen war, die Preussische Monarchie müsse im demokratischen Deutschland aufgehen; das vorige Ministerium hatte die Sache nicht vernachlässigt; die dänische Regierung schien zu einer gütlichen Regulierung geneigt, und bis zum 18. März hatte sie keine aggressiven Schritte gethan. Dafür, daß in Kopenhagen nachher auch der Volkswille unter dem Vorwande des Nationalgefühls das alte Recht verwarf und der Regierung die Hand führte, dafür hat das Preussische Ministerium vom 19./21. März keine Verantwortung; es hatte un-

zweifelhaft Recht, das Einrücken einer dänischen Kriegsmacht in die Herzogtümer zur gewaltthätigen Einverleibung Schleswigs in Dänemark, als einen Fall anzusehn, der energische Abwehr von seiten des deutschen Bundes erfordere.

Vorangehn, wo ein unzweifelhaftes Recht zu verfechten ist, ist löblich und rühmlich, des mächtigsten, schlagfertigsten Bundesgliedes würdig; die tapferste Entschlossenheit schließt aber die Vorsicht nicht aus, und bei jeder Unternehmung thut der kühnste Held wohl, sich umzusehn auf den Felde, wo er kämpfen will, damit er nicht in einen Sumpf gerate, den er für festen Boden gehalten.

Es existirt ein Lehrbuch der sogenannten Terraintunde, dessen Verfasser vielfach wegen der seltsamen Logik seiner Definitionen und Einteilungen verspottet worden ist, unter anderem deshalb, weil er sagt: Der Erdboden in militärischer Beziehung zerfällt in folgende Teile: 1. festes Land, 2. Wasser. Die Beherzigung dieses Lehrsatzes, was immer gegen dessen Fassung einzuwenden sein mag, wäre bei dem Beschluß des Marsches nach Schleswig von großem Wert gewesen. Deutscherseits hätte daran gedacht werden sollen, daß ein Krieg gegen eine Seemacht auch Feindseligkeiten zur See herbeiführt und der Ausspruch eines Ministers, „daß dergleichen nicht mehr zeitgemäß sei“, konnte wohl für eine bescheidene Anfrage der bereits zum Tode verurteilten Preussischen Landstände genügen, aber sichern konnte er, trotz der hochherzig hinzugefügten Versicherung, „nie ein Wort zurückzunehmen“, nicht das Allerniedrigste. Es war im Gegenteil eine unverantwortliche Täuschung, zu glauben oder glauben machen zu wollen, daß wir zu Lande Lorbeeren ernten und währenddem zur See ruhig unsern transatlantischen Verkehr fortführen könnten. Keine Gefahr wird dadurch überwunden, daß man die Augen davor verschließt, sondern das Erste und Notwendigste bleibt immer, daß man ihr fest in's Antlitz schaue, ihren ganzen Umfang erkenne und danach die Maßregeln zur Abwehr treffe.

Wenn also der deutsche Bund zu den Waffen greifen wollte, um Schleswig zu schützen, so mußte darauf Bedacht genommen werden, Dänemark zu zwingen, nicht bloß das Herzogtum zu räumen, sondern überhaupt die Feindseligkeiten einzustellen, was durch Operationen zu Lande, durch eine Besetzung von ganz Jütland vielleicht durchzusetzen gewesen wäre. Jedenfalls gehörte dazu eine Verständigung mit den zunächst dabei interessierten Mächten. Die ganze Unternehmung trug aber durchaus das Gepräge eines beabsichtigten Knalleffectes. Schleswig für Deutschland zu erobern, davon war früher nicht die Rede gewesen, diese Erweiterung der Absicht verschob und verwarf die Lage der Sache. Preußen trat somit für Ansprüche in die Schranken, die ihre Begründung erst in der noch nicht existierenden Reichsverfassung finden sollten.

Gewiß hat es jedem Preussischen Herzen wohl gethan, in der allgemeinen Verwirrung die Preussische Fahne siegend voranzwehn zu sehen, wo es galt dem deutschen Namen Achtung zu verschaffen; man vergaß darüber die seltsame Anordnung, daß man unterlassen hatte, die Garde-Regimenter, die man in den Krieg sandte, auf Kriegsstärke zu setzen, während die in den Kasernen eingepackten Linien-Regimenter die Kriegsreserve eingezogen hatten und mehrere Landwehr-Bataillone einberufen worden waren. Die Verstärkung der Garden hätte von manchem Patrioten übelgenommen werden können; vor dieser Rücksicht mag wohl die auf

den Feind zurückgetreten sein! Die Truppen haben übrigens bewiesen, daß sie stark genug waren, der Feind hat es ihnen nicht angesehen, daß man sie auf dem Friedensfuß gelassen hatte, als man sie in's Feld schickte. Als zweckmäßig läßt sich indessen die Maßregel doch nicht empfehlen.

Der deutsche Bund erklärte den Kampf gegen Dänemark für eine National-sache; die Junker gaben der Armee für diesmal ihren Beifall zu erkennen; Hannover und die Hauptstädte wollten aber von keinem Embargo auf deutsche Schiffe wissen; England und Rußland erhoben dringende Vorstellungen gegen die Occupation von Jütland, der ganze Nachtheil des nationalen Kampfes fiel auf die Preussischen Küstestädte, deren Rederei durch die Frankfurter Rederei bitterwenig geholfen wurde. Wenn nun vollends der Schritt nach Jütland zurückgethan, der dänische Theil von Schleswig aufgegeben, die angebotene Contribution fallen gelassen ward, so drängt sich die Betrachtung auf: daß das übrig bleibende Resultat entweder ohne Krieg hätte erreicht oder nach dem Siege von Schleswig gesichert werden können; der kurze Krieg hat ein glänzendes Resultat für die Truppen, die Fortsetzung hat aber ein wenig glänzendes in politischer Beziehung gegeben. Mit noch weit weniger glänzendem Erfolg wurde die neue Politik in ihren Polnischen Projecten gekrönt.

Ungeweiht in den innern Zusammenhang dieser Pläne und ihrer Motive, müssen wir uns an die offenkundigen Thatfachen halten, deren Reihe mit der Freilassung der wegen Landesverrats verurtheilten, im Gefängnis zu Moabit befindlichen Polen anhebt.

Die Führer der Bewegung vom 19. März würden sich eine arge Fahrlässigkeit haben zu Schulden kommen lassen, wenn sie diese Leute sitzen gelassen hätten. Solcher Vorwurf, die günstige Gelegenheit versäumt zu haben, kann ihnen nicht gemacht werden; sie haben sie benützt. Die Regierung (das heißt diejenigen, die sich an jenem Tage als Organe der Regierung darstellten) gewährten ihnen mehr als sie erwarten konnten; die Verurtheilten wurden nicht als Verbrecher begnadigt, nicht als Gefangene losgegeben, nicht als veröhnte Feinde entlassen, sondern als Alliirte, als Stützen des neuen Systems begrüßt, nach welchem das Großherzogthum Posen in das künftige Polen aufgehen sollte, wie das übrige Preußen in Deutschland.

Auf den Umstand, daß in dem Lande an der Warthe und Neße, das seit 1815 das Großherzogthum Posen heißt, viele Deutsche mit eben demselben Rechte leben, wie in andern Landstrichen, die ehemals unter Polnischer Herrschaft standen, darauf scheint kein Gewicht gelegt worden zu sein, als die Preussischen Staatsmänner am 20. März erklärten (wie aus der publicierten Depesche des französischen Geschäftsträgers in Berlin hervorgeht): die Preussische Regierung lege keinen Wert auf die Erhaltung dieses Landes, es koste mehr als es einbringe.

Die deutsche Nationalität scheint bei dieser Gelegenheit von jenen Staatsmännern nach einem sehr geringen Durchschnittsertrag taxirt, die preussische Monarchie aber als bereits aufgelöst betrachtet worden zu sein.

War es eine Aufwallung kühnen Mutes, die diese Erklärung inspirierte, oder war es Angst, die alle Besinnung aufhebt? Darüber können nur die urtheilen, welche wie Aeneas vom Untergang Troja's sagen können: quorum pars magna



fui, quaequo ipse miserrima vidi. Wir, die wir keinen Teil gehabt an den Beratungen und Beschüssen, müssen uns auf die Bemerkung beschränken: daß diese Erklärung keine Spur ruhiger Ueberlegung und richtiger Würdigung der Verhältnisse in sich trägt. Wenn irgend ein Gegenstand von einigem Wert weggegeben und nicht ohne weiteres weggeworfen werden soll, so fragt es sich zuvörderst: Wem soll die Sache übergeben werden? Herru von Mikroslawky mit dem Großherzogtum Posen zu belehnen oder Land und Leute, ohne Vorbehalt der Oberhoheit, zu seiner und seiner Freunde Disposition zu stellen, das wäre ein Act souveräner Machtvollkommenheit gewesen, den weder das Feudalrecht, noch der Absolutismus Ludwig's XIV. oder Napoleon's statuiert hätte. So ist es auch wohl nicht gemeint gewesen, wiewohl die jugendliche Freiheit ihre Forderungen mit Umgehung aller constitutionellen Weitläufigkeiten direct an die Krone richtete und dem Königtum zu seinem Verderben eine völlig unumschränkte Macht einräumte, so lange es sich um Concessionen handelte, sondern es mag wohl die Idee vorgekehrt haben: zu gleicher Zeit ein neues Deutschland mit der einen, ein neues Polen mit der andern Hand zu schaffen; welche beiden neuen Schöpfungen alsbald für das neue Europa fechten und siegen sollten.

Wie sich die idealen Zwillingbrüder in der realen Wiege in Posen vertragen und einrichten sollten, das blieb späterer Erwägung vorbehalten. Es zeigte sich bald, daß sie sich übel vertrugen, wie denn zwei auf verschiedene Nationalitäten gegründete Enthusiasmen in einem und demselben Lande nicht tüchtig bestehen können, wiewohl verschiedene Nationen recht friedlich und glücklich neben einander wohnen können, wenn sie nicht gegen einander aufgeführt werden. Nachdem dies aber geschehen war, den Frieden durch eine geographische Teilung des von gemischter Bevölkerung bewohnten Landes herstellen zu wollen, das ist ein Plan, dessen Ausführung im Libanon zur Sprache gebracht, doch selbst in diesem barbarischen, Willkür gewohnten Lande unausführbar gefunden wurde. Die Deutschen im Großherzogtum bezeugten wenig Lust in Posen aufzugehn; auch fing man an zu begreifen, daß ein Krieg gegen Rußland mancherlei anders erfordere, als Reden über die Wiederherstellung von Polen. Zunächst erfolgte ein Bürgerkrieg mit all dem schenflischen Geleit, das ihn zu begleiten pflegt.

Ein ehrenwerter tüchtiger General ward nach Posen gesendet, dort einzurichten, was man in Berlin „die neue Ordnung der Dinge“ nannte. Der Versuch scheiterte, und gegen den General, der die Aufgabe übernommen hatte, erhob sich eine heftige Erbitterung. Leidenschaftliche Beurteilung ist selten gerecht; auch ihm sind ungerechte Vorwürfe gemacht worden; der Fehler, den er allerdings begangen hat, ist der, eine unmögliche Unternehmung versucht zu haben. In politischen Verhältnissen führt das Unternehmen unmöglicher Dinge nicht wie in mechanischen, zu dem Resultat des bloßen Mißlingens, das sich darauf beschränkt, daß eben nichts daraus wird, sondern die üblen Folgen einer verkehrten Idee bleiben nicht aus, sie find auch in Posen nicht ausgeblieben. Dem Unglück, selbst dem durch eigne Schuld herbeigeführten, gebührt nicht bloß eine gewisse Achtung, sondern auch jedenfalls eine billige Berücksichtigung, vollends dem Unglück, das eine Nation betroffen hat, von der die Generation, die es hätte abwenden können, bereits begraben ist.

Der Patriotismus der Polen, der die Idee der Wiederherstellung ihres Reiches und die Erhaltung ihrer Nationalität nicht aufgeben will, ist jedoch wohl zu unterscheiden von dem Polonismus vulgivagus, der es als ein erlaubtes Mittel für seine Zwecke ansieht, überall Revolution anzuzetteln, oder der das Revolutionieren an und für sich als ein Gewerbe treibt, wie ehemals die Condottieri den Krieg, ohne sich weiter um den Zweck zu kümmern.

Wir maßen uns nicht an, Herz und Nieren zu prüfen und zu bestimmen, wie viel von dem einen oder andern Beweggrund sich in diesem oder jenem Individuum findet, wir wollen die Polen nicht classificieren, noch weniger in Pausch und Bogen ein Urtheil über sie aussprechen, selbst wenn sie nach Mitteln greifen, die wir unmöglich gut heißen können; es gilt für sie ein anderer Maßstab als für ihre deutschen Anhänger.

Aber mit einem Gefühl des Schmerzes und der Scham muß sich ein deutsches Herz bei dem Schauspiel erfüllen: deutschen Patriotismus, deutsches Nationalgefühl, Streben nach einem regenerierten Deutschland zu einem Spielzeug fremder Abenteurer herabgewürdigt — und diese als Anführer und Führer der Revolution in den Hauptstädten Deutschlands, wie in einem ihrer Willkür unterworfenen Lande schalten und walten zu sehen.

Wenn Johann von Müller in seinen 24 Büchern Europäische Geschichte über die unheilvolle Teilung von Polen das bittere Urtheil ausspricht „Gott wollte die Moralität der Großen zeigen“, so könnte jetzt beim Anblick der schmachtvollen Bereitwilligkeit, mit der das Volk der deutschen Städte sich der Verführung der Revolution hingiebt und Experimente anstellt ohne Regierung zu bestehen, oder die Regierungsgewalt dem ersten besten Entrepreneur zu überlassen, die Bemerkung eine Stelle finden: „Gott wollte den Völkern die Rehrseite ihrer viel gepriesenen Mündigkeit zeigen.“

Edel und rühmlich ist es, das persönliche, eigne Interesse unterzuordnen, aufzuopfern, wo es das Wohl des Vaterlandes gilt: in der Politik hingegen ist es nicht nur erlaubt, sondern es ist Pflicht, die Interessen des eignen Landes nie gegen fremde zu vernachlässigen, und nur ein völlig unmündiger Unverstand oder ein zur bedenklichen Reife gebieherer Wahnmuth kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen Aufstand in Polen für ein Mittel halten, Deutschland aus der schmachtvollen Zerrüttung aufzuhelfen, in die es die Revolution gestürzt hat.

Napoleon's Wort: Europa werde nach seinem Sturz entweder republikanisch oder kosakisch werden, könnte durch eine geographische Teilung in einer Weise realisiert werden, die der Einheit Deutschlands wahrlich nicht zuträglich wäre.

Daß Deutschland sich fremden Impulsen so hingeben konnte, wie es geschehen ist, beweist unstreitig, daß es sich in einem krankhaften Zustande befand. Für die Mündigkeit und besonnene Reife des deutschen Volkes spricht aber der Erfolg bis jetzt keinesweges; dieser Beweis ist der Zukunft noch vorbehalten. Möge er bald glänzend und heilbringend geführt werden!

## Die Volkshalle.

Eine Initiative in der socialen Frage.

Von Dr. A. E. Hüntz.

Es gibt in allen Städten so viele aufrichtig conservative Männer, aber sie haben oft die Fühlung, den Zusammenhang, das gemeinsame Band verloren in den umwälzenden Ereignissen des letzten Jahrzehnts. Die conservative Partei war vieler Orten fast gesprengt, und ihre Neubildung ist erschwert durch die seitdem veränderte Sachlage. Die vollzogene Veränderung ist eine doppelte.

1) Neben dem System der Landesmonarchien ist ein zweites System im deutschen Kaiserthum entstanden, ein verwickeltes und sich schwer in eine kurze und klare Form beugendes Staatswesen. Centralismus und Föderalismus ringen um die Herrschaft; sie in ein Gleichgewicht zu bringen, ist die politische Sehnsucht vieler Patrioten, die wogende Fläche des Parteiwesens hat sich noch nicht geglättet.

2) Nicht mehr, wie ehemals, können die politischen Parteien sich indifferent und naiv zu den religiösen Grundfragen der Menschheit stellen, die Parteibildung ist erschwert durch das Eindringen der kirchlichen Probleme in den Zusammenhang der socialen Probleme, welche unsre Zeit aufwühlen und in Unruhe setzen. Zwar löst sich der Staat immer mehr grundsätzlich los von der Kirche und setzt jüdische Richter und jüdische Lehrer über christliche Bürger und christliche Kinder und kümmert sich nicht mehr um das Taufbecken bei der Geburt und den Altar bei der Trauung seiner Staatsangehörigen, aber gerade deswegen verschlingen sich in unserem Gesellschaftsleben immer fester politische und kirchliche Tagesfragen; der „Culturkampf“ ist zur Hälfte politischer, zur Hälfte religiöser Natur. Der tiefer Blickende wird gewahr, daß es sich für das deutsche Volk jetzt darum handelt, ob es die 1000jährige Basis seines Culturlebens verlassen, und das Christentum, welches bisher fast identisch mit Civilisation war, preisgeben will. Welche Rolle, also soll fortan das Christentum in dem Aufbau des Deutschen Reiches spielen? An dieser Frage kann jetzt keine Partei mehr vorübergehen; sie ist eine Haupt- und Staatsfrage, sie muß gelöst werden, und wird oder kann da die Antwort des Conservativen die gleiche sein, wie die des Nationalliberalen, der für eine Reichskirche schwärmt, oder des Fortschrittlers, der fast nur Gelächter bei der Nennung der Kirche und der Seelsorge hat? Darum sind alle unsere politischen Parteien zugleich kirchenpolitische Parteien; das einzelne Parteimitglied muß sich auch in kirchlichen Fragen seiner Partei unterordnen, die religiöse Anschauung wird immer mehr normativ für die politische, und sind es nicht gerade kirchliche Fragen gewesen, wodurch vor einiger Zeit im Reichstage die altconservative und die neuconservative Partei in der deutschconservativen zusammengebracht worden sind?

Ich will es diesem Stande der Dinge gegenüber versuchen, einen Plan darzulegen, welcher vielleicht geeignet ist, die conservative Partei innerhalb großer Städte um einen bestimmten praktischen Zweck zu scharen, sich zu beennen, zu

jammeln, in Selbstvertrauen zu kräftigen, ein ehrenvolles Beispiel zu geben und eine freundliche That mitten in die Bitterkeit des Parteiwesens hineinzustellen.

Gelänge die Ausführung des Planes, so würde unsere Partei den Gewinn davoutragen, Wurzel im „Volke“ zu schlagen und der Partei ein Paroli zu bieten, die eigentlich nie hätte als Partei unter den deutschen Parteien anerkannt werden dürfen, weil sie den gemeinsamen Boden sämtlicher Ordnungsparteien einfach verneint, sich selbst als Feind des socialen Friedens verkündet und alle Gemeinschaft mit uns weigert. Dorthin, wo diese Unpartei so zerstörend, umstürzend und ent-sittlichend gehaust hat, müssen wir unsern Fuß setzen und unsere Hand strecken, die verbitterten Kreise unsres Volkes zu versöhnen, einer ehrlichen, gesunden und heilsamen Ordnung wiederzugewinnen und ihre Phantasien und Bestrebungen aus dem socialdemokratischen Traumlande in die Welt der Möglichkeit und Wirklichkeit zurückzuversetzen.

Wie vielen im Volke ist nicht die Ehrfurcht vor Gott entschunden, der Sinn für Pietät und Autorität systematisch geraubt, oder — ich möchte sagen — gestohlen worden! Und wie kann die Achtung vor der Obrigkeit noch gedeihen, nachdem die Gottesfurcht, die Achtung vor dem Höchsten verloren gegangen? Wer sich vor dem Herrn des Himmels nicht mehr fürchtet, der fürchtet auch keinen Herrn der Erde, keinen König, keine Obrigkeit, keine Polizei mehr. Gehorjam als freie That gibts da nicht mehr; wer kein Organ der Ordnung mehr fürchtet, der steht in unablässigen Krieg mit der Ordnung. Dieser Gedanke muß der Wahlspruch auf unsrer Fahne sein; alles andere tritt an Wichtigkeit dahinter zurück und hat nur als Ausfluß jenes Gedankens Wert. Wo jene Ehrfurcht fehlt, da wird zuletzt auch die Sittlichkeit morsch, da sinkt die Sitte herab, sie sinkt in den Schmutz, die Ehrfurchtlosen verwildern, die Civilisation ist in Frage gestellt, Rohheit und Brutalität lagern an der Schwelle, und man wird mit Schrecken gewahr, wie schmal oft die Grenzlinie ist zwischen menschlichem und tierischem Gebahren, zwischen menschlichem und bestialischem Sinn.

Fürchtet Gott, ehret Kaiser, König und alle Obrigkeit; erziehet das Volk so, daß es seine Kirche liebt und die staatliche Ordnung achtet; wahret Zucht und Sitte im Haus und öffentlichen Leben; gönnet allen den Frieden des Sonntags, weihet die Arbeit durch Gewissenhaftigkeit und Berufstreue; wehret in allen Ständen der Untreue, der Phrasen- und Lügenhaftigkeit; steuert bei Jung und Alt der Faulheit und Gemüthsucht.

Alles das sind Weis- und Anrufe an die Besinnung, Forderungen der Sittlichkeit. Sie treffen nicht das Wissen, sondern das Wollen. Der Charakter des Menschen, nicht seine Intelligenz, kommt da in Frage. Die moderne Bildung und die öffentliche Propaganda dafür in der Presse und in den Vereinen und Vorträgen krankt an dem Grundübel einseitiger Betonung und Verbreitung des intellectuellen Wissens. Als könnte Wissenschaft die Besinnung ersetzen, als wäre Wissenschaftlichkeit eine Gewähr der Sittlichkeit, als würde das Gemüt befriedigt und der Charakter geläutert, wenn das Wissen gemehrt wird. Ohne Gemüths- und Charakterbildung gibts nur Halbbildung, und Halbbildung blähet auf, macht unbescheiden und anspruchsvoll und erzieht ein maßloses, begehrlisches, gefährliches Geschlecht, wie der Nihilismus in Rußland deutlich zeigt. Einseitige

Förderung der Intelligenz legt Phantasie und Energie lahm; wahre Bildung besteht im Gleichgewicht der Phantasie, Energie und Intelligenz, der drei Grundkräfte und Grundrichtungen des menschlichen Seelenlebens.

Darum gilt es vornehmlich, auch die Phantasie und Willenskraft in unserem Volke, das darniederliegt, zu heben und zu pflegen. Hier sind auch der konservativen Partei schöne Ziele gesetzt. Sie wird sich gerade dadurch, daß sie dem Volksthum in diesen Richtungen Nahrung und Pflege gibt, als Bewahrerin der Volkstüchtigkeit, der Volksgesundheit, der Volkskraft, also als wahrhaft konservative Partei erweisen und die Anerkennung derer erwerben, welche Volk und Vaterland aufrichtig lieben.

Ich will zuerst von der verarmten, darbenben Phantasie unfres Volkes reden, denn die Phantasie ist in jener Dreizahl die erste; sie beherrscht das Kindesleben, und das Volk in der Masse ist dem Kinde ähnlich. Unser Volk dürstet nach den Quellen, aus denen sein Phantasiebedürfnis Befriedigung finden kann. Es greift nach Lectüre, weniger um sich zu belehren, als um seine Seele mit Bildern des Lebens, des Märchens, der Sage, des Traums zu erfüllen, sich in andere Welten, in höhere Regionen zu versetzen und dort von den groben Anstrengungen des Tags auszuruhen. Wo an Straßen und Plätzen schlechte oder gute Bilder auf- und ausgestellt sind, da sieht man Jung und Alt sich sammeln und wie Kletten an der Walle kleben. Wie schmerzlich ist die große Lücke, welche der Mangel echter Volksfeste, dieser Schwunghretter gemeinsamer Freude, in unserm Volksleben gemacht hat. An die Stelle offener und harmloser Freuden tritt die geheime, sich verbergende, das Tageslicht scheuende, zügellose Lust und Begierde; an die Stelle der kindlichen, zur Mannhaftigkeit erziehenden Volksspiele tritt das im Finstern betriebene Spiel, welches die Leidenschaft weckt und Lüsterheit aller Art nährt. Darum sage ich: es muß der Volkspheantasie wieder ein offener und friedlicher Tummelplatz geschaffen werden, wo unter den Augen der Besten des Volkes milde Sitte und jugendliche Kraft geübt und geabelt werden. Aber unsere Phantasie verarmt ungepflegt nicht bloß, sondern sie entleert sich auch von sittlichen Regungen. Ein anerkannter Kunstfrichter (Pecht) klagt über die internationale Kunstausstellung in München (1879): „der ächteste und schönste Adel, der der Empfindung und Gesinnung, ist unsrer Kunst in erschreckender Weise abhanden gekommen; es tritt im Glaspalast ein empfindlicher Rückgang von der Höhe des sittlichen Bewußtseins unsrer Nation zu Tage.“ So ist also in höheren Regionen; können wir uns wundern, daß es in den niederen Regionen nicht besser aussieht? Statt uns zu wundern, sollten wir Hand anlegen, die Phantasie sittlich zu pflegen. Welche bedeutende Rolle die Phantasie im natürlichen Seelenleben spielt, davon gibt uns die Volkssprache selbst Kunde, denn sie wimmelt von Ausdrücken und Wendungen, in denen uns eine fast überwältigende Bilderfülle entgegentritt. Das Volk sagt Herz für Liebe, Kopf für Verstand; was ihm einleuchtet „springt ihm ins Auge“, was ihm offenbar scheint, „liegt auf der Hand“, was seine Seele erschüttert, „geht ihm durch Mark und Bein“, es ist seine Art, „von der Leber weg zu sprechen“, und es freut sich, wenn Einer „den Nagel auf den Kopf trifft.“ Darum gilt es, die Phantasie unfres Volkes zu pflegen; ein Leben ohne Phantasie ist wie ein Land ohne Wald und Aue. Wer in die Phantasie unfres Volkes

einen Griff thut, der thut einen Griff in die Tiefen seiner Seele; er wird da Liebe, Zutrauen und Dankbarkeit erwecken, und seine Gabe als edle Spende und herrliche Wohlthat im Volk empfunden werden.

Aber ebenso wichtig ist es, von den erlahmten Willenskräften unsrer Zeitgenossen zu reden und aufmerksam zu werden auf das schlaffe Muskelwerk im sittlichen Organismus unsres Volkstums. Ein weiter Mangel offenbart sich da, aus welchem, wie aus einem klaffenden Abgrunde die unsaubern Geister: Untreue und Unzuverlässigkeit, Neid und Faulheit, Frivolität und Genußsucht aufsteigen. Wohin ist die herrliche Zeit, wo unser Deutsches Volk durch Fleiß und Tüchtigkeit unter allen Nationen hervorragte, entschwunden? Die Ehre der Arbeit, wie ist sie besungen worden, und wie wird sie jetzt gehalten? Immer lauter erzählt man sich's, daß Unpünktlichkeit die Art deutscher Lieferanten im Ausland sei. Immer lauter klagen die Herren über Untreue, Unordnung, Auffälligkeit, Begehrlichkeit, Undankbarkeit der Arbeiter und des Gefundes. Immer häufiger werden die sparsamen, arbeitssamen, mäßigen Italiener und Franzosen den Deutschen in dieser und jener Arbeit vorgezogen. So ist es denn eine wichtige und ernste Aufgabe, in unsrem Volke wieder die Flamme frischer, munterer Arbeitsamkeit anzufachen. Arbeitsamkeit ist Thätigkeit, die Thätigkeit aber ist eine Frucht des Willens; darum, wenn die Willenskraft lahm ist, fehlt der rechte Arbeitsinn und der rechte Arbeiterinn. Auch Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung vor der Obrigkeit sind Züge des Charakters und hängen am Willen. Willensstarke Völker, wie die alten Römer und die Engländer, haben und hegen gesetzlichen Sinn. Wo keine Anlage zum Gehorchen, ist auch keine Anlage zum Befehlen; ohne Gehorchen und Befehlen aber gelingt kein gesundes Gemeinchaftsleben; gesund und kräftig wird das deutsche Leben erst wieder werden, wenn der Sinn des Gehorsams wird ein allgemeines Erbgut werden, welches von Generation auf Generation kommt und als eine Pflanze der Jugend gilt. Auf den Willen also muß belebend und läuternd gewirkt werden, jedes System der Volkserziehung ist verfehlt, in welchem dieser Zweck nicht ein Hauptzweck ist. Wie ohne Phantasie keine Frische, so ohne Energie keine Kraft des Geistes. Fichte aber, in der Freude des Turnens, soll geäußert haben: seine festen Grundsätze hingen mit seinen festen Muskeln zusammen. Die Muskeln des Körpers und die Muskeln der Seele müssen angepannt, gestählt, geübt werden durch Spiele und Preise, wie einst in den Olympischen Ring- und Wettspielen der Griechen, wo Läufer und Ringer, Bildhauer und Dichter ihre Kräfte spannten und maßen; wo einfachste Ehrenpreise genügten, den Sieg als herrliches Ziel und als Ehre vor dem ganzen Volke hinzustellen. Und wenn unser Geschlecht heute nicht ringen und dichten will, kann es nicht turnen, schwimmen, schießen und singen? und wird es sich nicht verlohnen, Prämien zu setzen auf Leistungen in Fertigkeiten aller Art, gemacht im Wettkampf der Jugend? Die Jugend, glaubt mir, wird auch für Leistungen und Thaten des Geistes sich anfeuern lassen, wenn ihr die Lebensbilder tüchtiger Männer, die in ihrem Fache für die Menschheit Gutes und Großes gewirkt haben, vorgeführt werden. Es gilt dann einen Wettkampf der heutigen Generation mit früheren Generationen, einen Wettkampf der Strebsamen unsres Volkes mit den Tüchtigen aus allen Zeitaltern und Völkern. Schon der Gedanke eines solchen Kampfes der Geister muß verbelebend und erhebend

an die heranwachsende Jugend wirken und die Kräfte des sittlichen Willens wecken. Der Dank des Volkes wird denen zu Theil werden, welche dieses Ziel erstreben helfen. So wird der Thatendrang der Jugend in rechte Bahnen gelenkt und aus der Arena politischer Verbitterung in die Gesilde friedlichen Frohsinns zurückgeführt.

Erst in dritter Linie kommt die Intelligenz. Sie kann nicht fehlen, in ihr liegt die Kraft des gereiften Mannes; aber bei der Erziehung des Volkes steht sie an Werth hinter Phantasie und Charakter. Ich sagte schon, daß es ein Fehler unrer Zeit sei, jene in erste Linie zu stellen. Wissen ist Macht, so hat man gesagt; aber der bloße blasse Gedanke ist machtlos, wenn er nicht in That ungesetzt wird; wo das Wissen auf Kosten des Gemüths und Charakters genährt und ausgedehnt wird, führt es zu Eitelkeit, Dünkel, Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit; phantasie- und charakterloses Wissen ist ein gefährliches und oft unerträgliches, freud- und nutzloses Besitzthum; nichts ist schädlicher für das Seelenleben, als Ueberladung mit vielen zusammenhangslosen, unverdaulichen Kenntnissen. Der Diletantismus im Wissen, wenn er Volksneigung wird, wirkt wie ein Krebschaden. Er macht anspruchsvoll und eingebildet, verhindert den geraden Blick und umflort das Urtheil; er bricht die Strahlen der Thatkraft und nimmt den freudigen Mut. An die Stelle klarer Zielpunkte des Handelns treten Illusionen und Schattenbilder, und Verstimmung ergreift solche Volkstheile, denen ein fremdliches Geschick beschieden scheint. Nur das im Einklang mit fortschreitender Gemüths- und Charakterbildung vorsichtig gemehrte Wissen ist eine wirkliche Wohlthat für's Volk. An solcher Mehrung soll auch unser Plan mitarbeiten. Dabei wird es ein Cardinalpunkt sein, daß alles Bruchstückartige möglichst vermieden, immer die Richtung auf den Zusammenhang und Mittelpunkt unsres ganzen Erdenlebens gezeit und der Blick von unten nach oben, von der Erde zum Himmel, von der Zeit in die Ewigkeit, von dem Geschöpf auf den Schöpfer gelenkt wird. Ein Zweites aber ist, daß alles was im Gedanken vorgeführt wird, seine Illustration im Bilde findet. Der naive Mensch denkt nur innerhalb sinnlicher Umrisse, versteht die unsinnliche Gedankenwelt nur stehend auf dem festen Boden sinnlicher Anschauung. Aller Fortbildungsunterricht muß daher Anschauungsunterricht sein; Aufklärung ist nur dann sicher und nachhaltig, wenn sie durch Bilder des Lebens unterstützt ist.

Ich möchte endlich, um dieser ganzen Gedankenreihe einen wichtigen Abschluß zu geben, hinzufügen, was ich über das Verhältniß von Religion und Moral denke. Ich halte es für eine verhängnisvolle Täuschung, zu wähnen, daß in der Bildung eine Gewähr der Sittlichkeit liege. Rom's Geschichte zerstreut diesen Wahn, denn in der Zeit höchster Bildung stand dort unter den Kaisern die Sittlichkeit am tiefsten, und von neuem widerlegt Rußland diesen Wahn, wo Bildung und Corruption fast identisch und nur die ungebildeten Stände noch nicht angegriffen sind, der Schoß der Bildung aber das Ungeheuer des Nihilismus, dieses Tier des Abgrunds, geboren hat. Rußland fehlt eine geläuterte Religion; ohne wahren Gottesglauben keine wahre Sittlichkeit; die Religion ist die Trägerin der Moral. Man kann beide Begriffe logisch auseinander halten, aber im wirklichen Leben, als Seelenmächte, lassen sie sich nicht trennen. Man irrt, wenn man

meint, es gäbe Moral ohne Religion, und jene könne auf die Dauer gesund bleiben und gerettet werden, wo diese verdorben ist und verworfen wird. Die Geschichte aller Völker und Zeiten lehrt, daß die Religion der Stamm, die Moral die Krone des Stammes ist; trennst du die Krone vom Stamme, so wird sie ihre Hüften etwa noch einen oder auch zwei, vielleicht drei Tage behalten, aber das Triumphgeschrei, die Krone könne des Stammes entbehren, muß dann verstummen. So verstummt auch dieses Geschrei angesichts der Entwicklung des antiken Heidentums, welches blühte, so lange seine Religionen eine Kraft auf die Völker übten, und alsbald zu sinken begann in Moral und Pietät, als der Glaube an die Götterwelt nachließ. Und das Geschrei wird auch heute wieder verstummen angesichts der Neigung zum sinnlichen Genuß, des Versinkens in Materialismus, der Verwilderung der Massen, der Zunahme unerhörter Verbrechen und der im Selbstmord hervortretenden Verzweiflung von Legionen unsrer Mitmenschen. Das Band der Religion ist durchschnitten, das Christentum wird preisgegeben, der Glaube an Gott verächtlich gemacht, das Amt der Kirche verspottet, der Staat reißt sich von der Kirche los, die Moral soll auf sich selber gestellt werden. Welche Kurzsichtigkeit, welche Verblendung! Heute rot, morgen tot! heißt's da. Wer sehen will, sieht wahrhaftig, daß mit der Religion auch die Moral unsrer deutschen Völke abhanden kommt, und wer es mit unsrer Völke wohl meint, muß ernstlich mitwirken, in ihm den christlichen Glauben wieder zu stärken, und den vom Staat mit der Kirche zerrissenen Bund von neuem zu flechten. Es wird wohl bei dem Spruche bleiben, daß Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist (1. Tim. 4). Gewinn an Religion ist Gewinn an Moral, und ohne Ehrfurcht vor dem Himmlischen gibt's keinen Segen im Irdischen. Darum gilt's vor allen, unsrer Völke den Sonntag mit seinem Segen wieder zu geben und die Sonntagsordnung in allen Gebieten des Lebens zu sichern. Der Sonntag wirft einen freundlichen Schein in die Welt, welcher allen Schichten der Gesellschaft zu gute kommen soll. Die Ueberzeugung muß Platz gewinnen, daß an sechs Tagen mehr als an sieben gearbeitet wird, daß der Mensch eben nicht Tier und nicht Maschine ist, daß jede Häuslichkeit des sonntäglichen Friedens bedarf, daß Verachtung des Sonntags die sittliche Gleichgültigkeit und Verkommenheit vermehrt, und daß an das göttliche Gebot der Sonntagsfeier sich der göttliche Segen des Sonntagfriedens und der Sonntagsruhe knüpft. Schon im Mittelalter mußte am Sonntag alle Fehde ruhen; und Ruhe in unsrer Zeit der Jagd, der Urruhe, der Zerstreung, der Arbeitslast und Arbeitsrast überall — Ruhe in solcher Zeit an jedem 7. Tag, welches Glück, welches Heil! Unser Plan soll auch diese Wohlthat fördern, zum Frommen unsres abgetriebenen Volkes.

So habe ich das Terrain bezeichnet und den Bauplatz abgesteckt, auf welchem unser Plan sich erbauen soll. Nun woher die Bausteine dazu nehmen? Vieler Bausteine bedarf es, um den großen Bau aufzuführen, welcher dem geschülberten Zwecke dienen soll. Der große Zweck heischt große Mittel. Ohne Begeisterung und Opferfreudigkeit würde der Zweck unerreichbar bleiben, und doch muß er erreicht werden, denn er ist bedingt durch die Zeitlage.

Das Anschwellen des Proletariats, der klaffende Riß zwischen Reich und Arm, die wie Gift durch die Volksladern schleichende tausendfältig genährte Verstimmung und Verbitterung der niederen Volkskreise, der wachsende und immer



unverhüllter auftretende Prunk der Reichen: alles das fordert von den Lebieren Schritte, welche über das bloße Almosen hinausführen. Wir verwundern uns über den berühmten oder berüchtigten Ruf: Brot und Volksspiele! welchen das Proletariat des alten Rom zur Zeit der ersten Kaiser aus Tausenden von Rehen erhalten ließ; aber wir sollten auch lernen von jener Zeit, die man so oft und nicht untriftig mit unsrer Zeit verglichen hat. Jene und diese Zeit sind sich ähnlich, denn der Zeit der ersten Kaiser Roms waren die gleichen socialen, religiösen und politischen Fragen und Aufgaben gestellt, wie wir sie lösen sollen. Auch damals konnte man sich dem Rufe nicht verschließen, welcher verlangte, daß nicht bloß der darbende Leib vor dem Hungertode geschützt, sondern, daß auch dem darbenden Geiste Nahrung werden müsse. Mit Brot stillt man das Knurren des Magens wohl, aber nicht das Murren des Gemüts. Dazu kommt, daß infolge des entwickelten Maschinenbetriebs in unsrer Zeit das Leben und die Arbeit der Fabrikbevölkerung einer trostlosen Leere und Eintönigkeit verfallen ist, welche den Menschen zur Maschine, zum Sklaven der Maschine macht. Was Wunder, daß in solchen Menschen das Bedürfnis nach geistiger Erquickung, nach gemüthlicher Auffrischung, nach Erlösung aus dem mechanischen Einerlei, wenn auch nur auf Augenblicke, im Wachsen ist und zuletzt mit der Wucht eines Naturprocesses sich Bahn brechen wird. Daher die Circensischen Spiele einst in Rom. Circensische Spiele freilich ziemen nicht unsrer (nicht mehr heidnischen) Sitte und Art; aber Etwas unfrem christlichen Volke in seiner bedrängten Lage, in seiner monotonen Beschäftigung und freudlosen Existenz zu bieten, was dem Gemüt und Charakter frommt und den Abgrund zwischen Arm und Reich mit der Gabe edler Geselligkeit, anständiger Freude, freundlichen Rahmens, herzlichen Entgegenkommens überbrückt, das ziemt unsrer Zeit, ziemt vornehmlich der Partei, welche das Gute im Volk und Staat zu conservieren trachtet. In allen Schaufenstern der Straßen, durch welche der Arbeiter, das Kind des Arbeiters täglich zieht, ist die Pracht für die Bemittelten lockend ausgestellt; aber was den Bemittelten locken kann, empfindet der Unbemittelte leicht als einen Hohn. Da sprudelt unverfänglich eine Quelle der Bitterkeit. Diese Quelle läßt sich nun freilich nicht ganz verstopfen, aber ein Gegenmittel würde die freie Gabe einer schönen Volkshalle sein, den niederen Kreisen gewidmet zur Veredelung des Gemüts und Charakters.

Aber die Frage kehrt wieder, woher denn die Bausteine nehmen zu diesem großen kostspieligen Unternehmen in unsrer Zeit, wo der Geldstrom erstarrt scheint, wo die Armenbudgets der Städte riesenhaft wachsen, wo finanzielle Bedrängnis bei den Staaten, den Gemeinden, den Familien vielfach eingezogen ist und den Mut der Unternehmung allenthalben lähmt — vielleicht über Gebühr, vielleicht weniger aus Not als aus Angst, aber die Lähmung ist doch eine Thatsache, mit welcher gerechnet werden muß. Ich denke, wenn die conservative Partei es als eine Ehrenpflicht auf ihre Schultern nähme, Volkshallen in den größeren Städten zu gründen, so wäre das bezeichnete Ziel nicht unerreichbar. Opfer müssen freilich gebracht werden, aber sie würden sich verteilen, wenn alle Conservativen sich beteiligten. Die conservative Partei ist groß, und sie ist im Wachsen begriffen; sie lernt ihre Kraft kennen. Aber mit ihrer Kraft wächst auch ihre Aufgabe. Die durch die Socialdemokratie beunruhigte Gesellschaft verdankt die Schranken,

welche durch das Socialistengesetz aufgerichtet worden sind, vornehmlich der conservativen Partei; durch dieses Gesetz sind gewisse Bestrebungen der Arbeiterklasse niedergebrückt. Aber eben dadurch entsteht die Pflicht, dem Volke Ersatz zu bieten; es gilt nicht bloß zu nehmen, sondern auch zu geben, und es ist eine dankbare Aufgabe für die Partei, die dem Volke etwas von der Freiheit der Bewegung genommen hat, zur Bereicherung und Veredlung des Volkslebens durch eine mit Opfern verbundene That beizutragen. Es wäre eine That, eine nationale That, welche nicht bloß der Arbeiterklasse, sondern auch unsrer Partei zu gute kommen würde. Die Partei, welche jetzt wieder den Vortritt erlangt hat im Rath der Nation, löst nur eine Ehrenschild ein, wenn sie sich entschließt, in der bezeichneten Richtung Opfer zu bringen und recht eigentlich aus dem innersten Geiste des Conservatismus heraus eine That freier Entschliesung zu vollziehen neben den von der Gesetzgebung geplanten Maßregeln. Freilich verschlingen die Armenbudgets viele Mittel, aber sollte es nicht eine weise Maßregel sein, neben dem Kampfe gegen die Armut auch einen Kampf gegen die Verarmung zu organisieren? Wer diese bekämpft, hilft zugleich jene bekämpfen, und wer dem Volke seine Verbitterung nimmt und auf Gemüt und Charakter erzießlich einwirkt, der verstopft eine Hauptquelle der Entartung und Verarmung. Endlich darf wohl behauptet werden, daß einer Zeit, welche allenthalben neue, immer mehr und immer prächtigere Theater baut, enorme Oagen an Sängern und Sängerinnen zahlt, großartige Sammlungen unter Dach und Fach bringt, stolze Galerien und Museen schafft, Denkmäler über Denkmäler stiftet, Bürger- und Armenschulen nicht bloß baut, sondern palastähnlich herrichtet, Eisenbahnen, wo sie rentabel und wo sie nicht rentabel sind, zuwegebringt — daß dieser Zeit auch Volkshallen nicht zu kostspielig, nicht unmöglich sein werden. Man scheue den Vorwurf einer späteren Zeit, daß, wo man so viel für Belehrung, Veredlung und Unterhaltung der bemittelten Kreise gethan, man zu wenig für die Veredlung, Erquickung und Unterhaltung der unbemittelten Kreise geleistet habe!

Und so wage ich's denn, als Plan einer im conservativen Geiste gegründeten und geleiteten Volkshalle einige Vorschläge zu machen. Es wird zuvor kaum der Bemerkung bedürfen, daß Modificationen und Ergänzungen im Einzelnen discutabel bleiben, durch die verschiedenen localen Bedürfnisse sogar gefordert werden dürften und im Laufe der Zeit durch neue Verhältnisse immer neu bedingt sein werden.

1) Als Kern des Ganzen ist eine Speise- und Feierabendhalle zu denken, d. h. eine oder mehrere geräumige Localitäten, wo sich Mittags und Abends — in den großen Pausen der täglichen Arbeit, sowie am Sonntag — die Erholungsbedürftigen sammeln und einfache Kost für Leib und Seele finden. Belüftung und Wärme des Abends und vornehmlich zur Winterzeit ist für Tausende so viel, wie Butter aufs Brod; eine fremdliche Stätte für behagliche Rast ersetzt unendlich vielen die Wohlthat eines freundlichen Heims, das sie entbehren, und dessen Entbehrung von jedem nicht vertierten Menschen schmerzlich empfunden wird. Der Gedanke ist nicht neu, und er hat sich überall bewährt, wo er energisch und liebevoll ins Werk gesetzt worden ist. Und solche Zuflucht der Erholung muß zugleich eine Stätte der gesitteten Geselligkeit werden. Ich weiß, es gibt unendlich

viele unter den Arbeitern, welche die qualmenden Schenkstuben und andere von wider Lustbarkeit erfüllte Räume nur darum aufsuchen, weil sich ihnen keine anderen Räume gastlich öffnen; sie leiden unter dem frivolen, rohen Tone und würden eine andere Atmosphäre mit dankbarem Herzen genießen. Wir müssen solchen die Pforten öffnen, die Halle wird sich bevölkern, die Bücher und Blätter, welche dort ausliegen, werden gelesen, die Spiele, zu welchen da Gelegenheit gegeben wird, z. B. Schachspiel, Damenbrett, Kegelschub, werden benutzt und geliebt werden, und alles das wird Anlaß geben, daß mancher edle Freundschaftsbund geknüpft wird, welcher die Vereinzelteten zusammenführt und die Sitten veredelt.

2) Die Volkshalle aber soll eine Welt im Kleinen sein, und darum, wie die heutige große Welt eine vielgestaltige, eine kunstreich verschlungene und bewegliche ist, so muß auch die Volkshalle sich reicher gliedern und mannigfachen Bedürfnissen des Geisteslebens gerecht werden. Ich lege weniger Wert auf die einzelnen lehrreich sein sollenden Vorträge, welche dem Volke Bildungsstoff zuführen bestimmt sind, aber vielfach über die Köpfe der wechselnden Versammlungen hinweggehen, nur bruchstückweises Wissen vermitteln, Oberflächlichkeit des Wesens befördern, Blasiertheit und anspruchsvollen Dünkel erzeugen. Solche Vorträge sind vielfach ein wahres Danaergeschenk, d. h. ein stolzes Ross, in dessen Bauche der gerüstete Feind versteckt ist, um mit dem Ross durch die Mauern der Stadt geführt zu werden.

Die Vorträge können freilich nicht ganz entbehrt werden, denn das lebendige Wort ergreift und zündet mehr, als die lebendigste Schrift, und der geschriebene Buchstabe verhält sich zum gesprochenen Wort, wie der farblose Kupferstich zu dem farbreichen Gemälde. Allein in den Vorträgen für's Volk sollte mehr auf den Charakter und das Gemüt, als auf den Verstand, mehr auf das Herz, als auf den Kopf gewirkt werden, und man sollte den Grundsatz zur Richtschnur nehmen, wünschlich immer die Anschauung mit der Rede zu verbinden. Dem weniger Gebildeten wird das Denken am besten durch die Phantasie vermittelt; fehlt es dieser an Anregung, so leidet auch der Verstand. Darum herrscht hentzutage das System des Anschauungsunterrichts in den Schulen. Was aber für das Kind gilt, das gilt auch für das Volk; so nahe verwandt, wie Volkslieder und Kinderlieder sind, ist überhaupt Volk und Kind; beide wollen erzogen sein, bei beiden muß im Phantasieleben eingeseht werden, beide bedürfen der Anschauung, beide haben eine fast leidenschaftliche Liebe zur Illustration; das Auge muß da das Ohr unterstützen.

Also gilt es vor allem, Sammlungen zu schaffen und in geeigneten Räumen der Volkshalle anzustellen, Sammlungen aller Art, kleine und große, in denen sich die Welt mit allem Wissenswerten, was sie enthält, gleichsam spiegelt. Ich nenne beispielweise Stein-, Muschel-, Pflanzen-, Schmetterlings-, Vögelsammlungen. Jede größere Volkshalle müßte ein Aquarium aufweisen, in welchem die Flora und Fauna Europa's und vielleicht auch der Tropenländer ihre Vertretung hätte. Eine Landkartenammlung, eingerahmt und in bequemer Uebersichtlichkeit aufgestellt, eine kleine Gallerie von Städteansichten, eine Ausstellung von Trachten der verschiedenen Völker, Stämme und Zeitalter, würden für die wandernden Gesellen Deutschlands eine willkommene Stätte der Erinnerung und der Ermunterung werden und der Geselligkeit unverfälschte Nahrung zuführen. Und da

in diesen Gebieten natürlich immer nur Beschränktes wird geleistet werden können, so muß den Mitgliedern der Volkshalle der Besuch der großen öffentlichen Galerien und Sammlungen, welche am Orte bestehen, unter Anleitung sachkundiger Führer ermöglicht und so die Anschauung zur ständigen Begleiterin der Belehrung bestellt werden.

3) Durch die geschilderten Zwecke ergibt sich ein gegliederter Bau; die Volkshalle muß in eine Anzahl von Nebenräumen, größeren und kleineren Localitäten auslaufen, und es fragt sich, wie ein solcher Bau am geeignetsten gestaltet wird. Ich erlaube mir auch in dieser Beziehung einen Vorschlag. Im Mühlheimer Vereinshaus findet sich ein höchst geistreich entworfener Centralbau ausgeführt, welcher vielleicht als Muster dienen könnte. Da bildet ein geräumiger Saal mit erhöhtem Kanzelartigen Katheder das Centrum, um welches sich in zwei Stockwerken größere und kleinere Locale so gruppieren, daß sie durch Thüren und Fenster mit dem Saal verbunden sind. Werden sämtliche Thüren und Fenster geöffnet, so erscheint das Ganze wie ein einziger vergrößerter Saal, welcher (in Mühlheim) für 1400 Sitzplätze Raum bietet und den Redner auf dem Katheder überall zu sehen und hören gestattet. Diese Anordnung macht den Eindruck des Lebensvollen, befreit von der Unannehmlichkeit des Kasernenstils und dürfte sich auch finanziell durch seine areale Gedrängtheit, namentlich in großen Städten, wo das Bauareal theuer ist, empfehlen. Mich wundert, daß jenes Vorbild der Stadt an der Ruhr noch nicht die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen auf sich gelenkt hat; für Volkshallen in meinem Sinne dürfte es kaum eine geeignetere Anlage geben, vorbehaltlich der Abweichungen im Einzelnen.

4) Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine echte Volkshalle nicht ohne Garten gedacht werden kann. Die freie Natur muß in die künstliche Anlage hineinragen, und glücklich ist die Stadt, welche sich in Besitz einer solchen Anlage unmittelbar an einem fließenden Gewässer setzen kann, denn ein Volksbad muß womöglich mit der Volkshalle verbunden sein, nicht bloß zur Begünstigung der Reinlichkeit, sondern auch zur Unterstützung der gymnastischen Übungen, zu welchen das Baden und Schwimmen Gelegenheit bietet. Die höchst gesunde Bewegung des Schlittschuhlaufens im Winter schließt sich ganz naturgemäß an. Ein unfassender Turnapparat teils im Freien, teils im geschlossenen Raum, bildet ebenso naturgemäß den Abschluß eines Systems, auf welches die griechische Nation im Altertum mit Recht einen so hohen Wert legte, weil Gymnastik Leib und Seele kräftigt und von ungesundem und rohen Neigungen fernhält. Frische Luft hilft frischen Sinn bewahren; darnach darf eine ansprechende Gartenanlage nicht fehlen, welche Raum für Volksspiele und Volksfeste im Freien während der Frühlings- und Herbstzeit gewährt.

Alles in allem gerechnet ist das nun freilich ein großer, künstlicher Apparat. Mancher wird zweifeln, ob das naturgemäß sei. Ich aber möchte solchen Zweifeln gegenüber an die Art unseres doch wahrlich nicht einfachen Culturlebens von heute erinnern. Einfaches reicht jetzt nirgends mehr aus, unser Leben ist in allen Schichten und Gebieten zu verwickelt, gewunden, überladen und massenhaft. Massenbedürfnisse heißen Massenapparate, kunstreiches Leben stellt kunstreiche Anforderungen; kümmerliche, ärmliche Leistungen sind gar keine Leistungen, und

was auf solche verwendet wird, ist Verschwendung, Vergeudung, denn es kommt nichts dabei heraus, und das Opfer, auch das kleine Opfer, ist eben ein Verlust; große Kosten rentieren, wo kleine nur Einbuße bedenten. Unsere Volkspohantastie ist schlaff geworden, die Volksseele, wie man es nennt, ist nicht mehr so naiv und productiv, wie ehemals; sie bedarf der methodischen Nahrung. Ein Volk ohne Volksfeste ist ein gemüthsarmes Volk; darum, wenn das Volk nicht selbst mehr im Stande ist, Volksfeste aus seiner Sitte heraus zu gebären, muß ihm ein Ersatz geschafft werden. Ein vernüchternes Volk gerät auf Abwege; die Nahrung, die hier ihm im guten Sinne wieder gereicht wird, kann die Sitte läutern und die Stimmung ins Gleichgewicht bringen. Volksfeste, wie ich sie meine, sollen nicht anspruchsvoll und rauschend, aber herzlich, munter und fröhlich sein, so daß auch Weib und Kind ohne Argerniß und Gefahr daran teilnehmen können.

5) Aber noch fehlt der Siebel, welcher diesen geistigen Bau krönen muß. Ich sagte, die Volkshalle müsse das gemeinsame Werk Gleichgesinnter sein, und der Kreis der Gleichgesinnten, welcher es unternähme, werde auch eine günstige Rückwirkung davon auf sich verspüren. Für solche Rückwirkung läßt sich vielleicht sogar eine feste Form und Bahn schaffen: ich meine die Organisation einer Art Patronats und bemerke dazu zweierlei:

Erstens: Die Beteiligung des Volks an der Volkshalle darf nicht rand- und bandlos gestaltet sein. Nur Mitglieder und bez. deren Gäste dürfen regelmäßigen Zutritt haben, und die Mitgliedschaft darf nicht ganz frei und unnost sein, denn nur das, wofür der Mensch etwas opfert, hat dauernden Wert für ihn; reines Almosen erschläft den Empfänger und entwertet die Gabe. Darum ist die Aufnahme unter die Mitglieder der Volkshalle an gewisse Bedingungen zu knüpfen: etwa einen Monatsbeitrag und Führung eines anständigen Lebenswandels. Das Mitglied muß sich durch seine Mitgliedschaft gebunden, d. h. verpflichtet und geehrt fühlen. Nur unter solchen Bedingungen wird es gelingen, einen festen Stamm von Mitgliedern zu schaffen, um welchen sich das mehr bewegliche Contingent wie Ephen einporjuranken vermag.

Zweitens: Es muß eine Verbindung zwischen den Gebern und Nehmern der Volkshalle hergestellt werden. Nur solche können Aufnahme finden, welche durch Beteiligte empfohlen sind, und die Unternehmer der Volkshalle müssen nicht bloß die Oberleitung des Ganzen, sondern auch das Patronat über die Mitglieder, der Einzelne über den Einzelnen, übernehmen. So treten sich Patrone und Mitglieder (Genossen) der Volkshalle gegenüber, und es entspinnt sich ein mehr oder minder enges persönliches Wechselverhältnis, welches der ganzen Welt im Kleinen erst rechtes Leben verleiht und einem wichtigen socialen Bedürfnis unserer Zeit Befriedigung, einen wahren Notstand Abhilfe verspricht. Ich meine hier die Thatsache, daß in unserer Zeit allseitig gelodeter und zerbröckelnder Lebensstriebe in den niederen Volksschichten so gar viele Individuen heimat- und beziehungslos umherirren, ohne persönlichen An- und Rückhalt; ohne Bekanntschaft, ohne Zeugnis, ohne Reserenz klopfen täglich an unsere Thüre und haben auf die Frage, auf wen sie sich berufen können, ob sie nicht Nahestehende, Gönner, Freunde, Wohlthäter haben, keine Antwort. Solche isolierte Existenzen gehören nicht immer unter die „catilinarischen Existenzen“, aber oft zu den „problematifchen Naturen“,

und es wäre ein verdienstliches Werk, wenn die conservative Partei auch hier unserem armen Volke und den in ihrer Isolierung gefährdeten und unbehilflichen Individuen den Arm der Hilfe entgegenstreckte. Im Altertum zieht sich durch die Jahrhunderte eine schöne Sitte. Weil in der Staatsbürgerchaft sich, nach der Anschauung jener Zeit, alle Ehre, alles Recht, aller sociale Verkehr zusammen- und abschloß, mußte Fremden die Teilnahme daran durch das Patronat einheimischer Bürger vermittelt werden; so wählten sich Fremdlinge einen römischen Patricier, auswärtige Städte und ganze Provinzen eine angesehenere Familie Rom's zu Patronen und genoßen dadurch der Wohlthat römischen Schutzes und römischer Ordnung. Was den einen schützte, adelte die anderen, und für jene war das nicht Schranke, sondern Hebel der Bewegung, und für diese war es nicht Last, sondern Ehre. Auch die Hülfbedürftigen fühlen sich heutzutage mitten im Wohlleben der anderen oft wie Fremdlinge; manche haben die Arbeiter gar die Sklaven der Keuzzeit genannt. Es muß demgemäß eine Ehrensache der Unternehmer werden, das Patronat über Mitglieder der Volkshalle zu übernehmen; jeder wird in seinem Leben dazu hinreichende Gelegenheit und in Benutzung derselben persönliche Genugthuung finden, man wird die Ueberzeugung gewinnen, daß an diesem Punkte der menschlichen Gesellschaft recht eigentlich rettend, bewahrend, conservativ im tiefsten, edelsten Sinne gewirkt werden kann. Dieses Patronat, als eine sociale Institution uns verloren gegangen und nun wiedergegeben, wird nicht nur die geplante Anstalt sichern und beleben, sondern überhaupt die so wünschenswerte und doch bisher vergeblich erstrebte Fühlung der höheren mit den niederen Volkskreisen ermöglichen und an feste Punkte heften.

6) Um nicht zu sehr ins Einzelne zu geraten, verjage ich mir hier auf die Frage einzugehen, wie einmal sich der Kreis der Unternehmer und Patrone organisieren, das Directorium und der Aufsichtsrat gestalten, Vertrauensmänner bestellen kann, und wie sodann auch die Mitglieder, d. h. die Beneficiaten der Anstalt, zu der Teilnahme an der Verwaltung herangezogen, bez. Ordner und Wächter der einzelnen Localitäten und Einrichtungen als Turnwarte, Schwimmmeister, Bibliotheksführer u. s. w. angestellt und mit besonderen Gesellschaftsverrichtungen betraut werden können.

7) Zum Schluß will ich nur von Ferne andeuten, daß, wenn mein Gedanke hier und anderwärts als eine nationale That und Wohlthat Anklang fände, zu einem großen Cartell aller im conservativen Sinn gegründeten Volkshallen geschritten werden könnte. Ein solcher allgemeiner interlocaler Hallenverband Deutschlands würde viele schlummernde Kräfte wach rufen, den regsamsten Kräften Bahn und Richtung geben, zum Halt der einzelnen Volkshallen beitragen, und sich als eine nationale Leistung erweisen, um welche uns andere Nationen beneiden dürften. Er wäre eine That, welche den Blick der Parteien ablenkte von den doctrinären Schemen, denen so oft erfolglos und gefährvoll nachgejagt worden ist. Er wäre eine Selbstbefinnung der Nation auf die alten christlichen Grundlagen unseres germanischen Culturlebens. Es wäre ein Aufrufen der Nation zur Selbstconservierung an Stelle der atomistischen Zerspaltung, zum Handeln an Stelle des Lebens, zu einer recht eigentlich deutschen Schöpfung an Stelle der vielen Nachahmungen fremder Sitte und Mode. Doctrinarismus, d. h. Durchsetzung abstracter

Consequenzen, logischer Systeme auf Kosten der geschichtlich gewordenen und das eigentliche Leben tragenden Realitäten — ist der Grundfehler des derzeitigen Liberalismus in allen seinen Schattierungen; es ist an der Zeit, unser Volkstum und Volksleben von den Fesseln dieses Doctrinarismus zu befreien, uns auf die realen Bedingungen und Ziele unsres Gesellschaftslebens zu bestimmen, und den organisatorischen Trieben unsrer Nation die entsprechende Richtung zu geben. In dieser Richtung liegt auch der vorgeführte Plan, welcher hiermit allen Wohlgefinnten und Ernstdenkenden zur Erwägung empfohlen sei.

## Wieland und Friedrich Wilhelm III.

Von Friedrich Pröhle.

### I. Der neue teutsche Mercur zur Zeit der Geburt unseres Kaisers.

Der Dichter Gleim war vielleicht der genaueste Kenner der Literatur seiner Zeit. Der Generalsuperintendent Rachtigal, unter dem angenommenen Namen Timar einer der namhaftesten Vorläufer Jacob Grimm's, hat ihm dies ausdrücklich bezeugt.\*) Gleim's Briefwechsel ist Eigentum der Gleim'schen Familienstiftung, welche dessen Erben der zum Teil dem Domgymnasium in Halberstadt zu gute kommenden Capitalien wegen aufzulösen suchten, woran sie aber durch den Einfluß des in diesem Aufsatze noch öfter erwähnten Oberdompredigers Augustin auf die damalige westfälische Regierung verhindert wurden.\*\*)

Durch die Güte des Curatoriums der Gleim'schen Familienstiftung, insbesondere ihres trefflichen Secretärs, des Seminarlehrers Jänicke, durfte ich seit mehr als zwanzig Jahren diesen Briefwechsel benutzen. Die Unbedeutendheit Gleim's als Dichter bewirkte, daß ich die Früchte dieser Studien zunächst nicht in einer Biographie Gleim's, sondern in den Büchern „Friedrich der Große und die deutsche Literatur“, sowie „Lessing, Wieland, Heine“ niederlegte, woran sich dann noch eine Biographie Johann Georg Jacobi's anschloß, die in verschiedenen Zeitungen zerstückelt ist und deren Schluß, die Actenstücke, in Constantin Köhler's Zeitschrift für preussische Geschichte für November und December 1881 erschien. In einzelnen Fällen haben mir namhafte Historiker zugestanden, daß die Geschichte Friedrichs des Großen aus den Halberstädter Papieren wesentliche Erläuterungen, um nicht zu sagen Verichtigungen, schöpfen muß. Die Abneigung gegen Gleim's jugendliche Freundschaftständeleien, eine Abneigung, welche ich selbst teile, hat indessen bewirkt, daß meine Publicationen aus dem Gleim'schen Familienarchive nur wenig Beachtung in Preußen gefunden haben. Es trat daher endlich der eigentümliche Fall ein, daß ein österreichischer Officier, der Professor Sauer in Lemberg (Schüler Wilhelm Scherer's in Berlin, gleichfalls eines geborenen Oesterreichers) diejenigen

\*) Biographie des Generalsuperintendenten J. G. C. Rachtigal von Dr. Hoche, Con-  
sistorialrat und Superintendenten. Halberstadt, Helm, 1820. S. 39.

\*\*) Mündliche Mitteilung Augustin's.

Handschriften, aus denen ich nur wenig herausgegeben und deren vollständige Publication ich für später angeraten hatte, zunächst den Briefwechsel Kleists bereits jetzt in Hempels Verlage herauszugeben unternommen hat. So darf ich von nun an wohl auch die preussischen Patrioten um größere Aufmerksamkeit auf meine Mittheilungen aus dem Gleim'schen Nachlasse bitten, die ich nach wie vor mit allen den Mitteln zu erläutern erbötig bin, welche mir die genaueste Localkenntnis des Fürstentums Halberstadt und seiner Gelehrtengegeschichte, die sich auf Antiquie und in vielen Fällen noch auf persönliche Bekanntschaft gründet, an die Hand gibt. Es gereicht mir nämlich zum großen Vergnügen, daß ich die Halberstädter Papiere aus der Zeit des alten Fris nun im allgemeinen meinen jüngeren und besser geschulten Nachfolgern überlassen, mich selbst aber der Zeit zuwenden kann, in der unser Heidenkaiser Wilhelm geboren ist. Es sind die Tage Luifens und Friedrich Wilhelms III. Wenn es mir gelingt, ihnen auch in meiner Darstellung einen geringen Glanz zu verleihen, so ist es kein Heiligenschein, aber ein Vorleuchten von den Octoberfeuern der Leipziger Schlacht, welche auf jene Tage später glorreich gefolgt ist.

Schon im 1. Quartale der Grenzboten von 1881 \*) habe ich die Briefe Vertuchs an Gleim abdrucken lassen, welche sich in ähnlicher Weise wie die nachfolgenden von Böttiger auf Wielands Mercur beziehen. Wie früher Vertuch, so war später Carl August Böttiger Wielands Mitredacteur, dessen Blatt schon seit 1790 der neue deutsche Mercur hieß. Es ist daher nöthig, hier zuerst Böttigers Lebensabriß zu geben. \*\*)

Er war geboren am 8. Juni 1760 zu Reichenbach im Vogtlande. Sein Vater war Conrector der Stadtschule. Als dieser Diakonus in Eiskerberg geworden war, sah man den Sohn schon lesend in den Fensterbrüstungen der dortigen alten Schlossruine sitzen und die Ziege hüten, deren Molken der Vater trinken mußte. Am 11. Mai 1772 wurde er der Schulpforte übergeben. Dort ließ ihn zuletzt der Rector Grabener — sehr verschieden von manchem jetzigen Gymnasialdirector, der auf jeden seiner Lehrer hört, welcher die Geschichte zur Hauptsache erheben möchte — richtig in seinen philologischen Jolianten fortlefen, während er selbst den Geschichtsunterricht erteilte. Am 3. Juni 1778 wurde Böttiger in Leipzig inscribiert. 1784 wurde er wie Agricola und Lessing in Wittenberg Magister und bald darauf Rector in Guben. Um zwanzig Thaler nicht zu verlieren, begleitete er hier noch in hoher Perrücke seine Schüler, wenn sie vor den Thüren sangen. 1790 führte man ihn mit Fackelmusik und reichen Geschenken an Cinnen und Wein auf dem Rathause zu Budissin als Rector ein. 1791 führte ihn Herder in Gegenwart Goethe's und Wielands in sein neues Amt als Director des Gymnasiums zu Weimar mit Sitz und Stimme im Consistorio ein.

Weimar war der Ort, wo Böttiger außer seiner amtlichen literarischen Thätigkeit die größte literarische Regsamkeit entfalten konnte. Unter Wielands

\*) S. 431—445 und 473—485.

\*\*) Nach der von L. W. Böttiger 1837 herausgegebenen Biographie seines Vaters L. A. Böttiger (einem Separatdruck aus dem Zeitgenossen), so wie nach der 1838 gleichfalls von L. W. Böttiger aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegebenen Schrift „L. A. Böttiger's literarische Zustände und Zeitgenossen“ (Leipzig, Brockhaus).



Oberleitung übernahm er, wie schon gesagt, fast die ganze Redaction des Mercur, etwa seit Wielands Schweizerreise, von 1796 bis 1810, da der Mercur einging. Für die Redaction erhielt Böttiger 300 Thaler. Jedoch redigierte er noch ein oder mehrere andere Journale für Bertuch, der jetzt Verlagsbuchhändler geworden war. Schiller und Goethe nennen ihn deshalb in den Xenien den Ubique.

Bekannter als durch diese redactionelle Thätigkeit ist Böttiger durch allerlei weimariſche Memorabilien geworden. In diesen Aufzeichnungen entſchädigte er ſich für die Gebundenheit in ſeinen Journalen. Freilich mißfällt es, daß er in dieſen Memorabilien mit dem Pathos oft auch die Wärme abgelegt hat und eine lieblose Klatschhaftigkeit, beſonders gegen Goethe walten läßt. Es klingt nicht fein, wenn er erzählt, wie Leuz, weil er gehört, „der Herr Bruder“, Goethe, habe in Weimar ſein Glück gemacht, ſich auch noch dort eingefunden habe. Indeſſen ſind doch ſeine Beobachtungen oft treffend. Wie richtig und nebenbei wie unparteiſch iſt z. B. folgender Vergleich, den er zwiſchen Goethe und Wieland anſtellt: „Ein Hauptunterſchied zwiſchen Goethe und Wieland iſt in ihrer ſinnlichen Organization. Wieland hat außerſt blöde Sinne, beſonders Augen. Daher iſt alle ſeine Poëſie Feenwerk, Phantaſieſpiel, Viſion und Eraltation des inneren Auges, ohne ganz reine, beſtimmte Form. Goethe hat ſehr ſcharfe äußere Sinne, hat ſelbſt frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren ſeine Zeichnungen immer nicht bloß feſt, ſondern auch hart,\*) und daher umfaßte er die ſinnlichen Gegenſtände mit unwiderſtlicher Gewalt und Wahrheit. Daher ſeine kryſtallhelle Klarheit im Ausdruck, ſein kurz geſchloſſener, feſt und ſymmetriſch gegliederter Periodenbau.“ Böttiger erinnert dabei beſonders an Goethe's Epen und Wielands romantiſche Epopöen. Das Treffende in ſeinen Worten tritt aber durch den Vergleich der Goethiſchen Romane mit den Wielandiſchen am meiſten hervor.

In Weimar erhielt Böttiger einen Ruf nach ſeinem geliebten Schulporſte. Aber ein „Fremd aus der Nachbarſchaft“ rief ihm zu: Lieber Mönch als Rector in Schulporſte! Aehnlich äußerte ſich ipäter Goethe, als man, ſchon von preußiſcher Seite, Götting für Schulporſte zu gewinnen geſucht hatte. Viel annehmbarer ſchien Böttiger ein Ruf als Ephorus aller lateiniſchen Schulen Dänemarks nach Kopenhagen, wobei er nach Art ſeiner Halberſtädter Freunde auch ein Seminar einrichten ſollte. 1804 ging Böttiger als Doſtrat und Studiendirector der Vagen nach Dresden. 1814 wurde er Studiendirector der dortigen Ritteracademie ſo wie Oberinſpector des Antikenmuſeums. Er ſtarb dort am 17. Nov. 1835. Seine politiſche Geſinnung war etwas feſter als die Wielands. Sogar an den antinapoleoniſchen Caricaturen hatte er einigen Anteil. Die Ueberſiedelung nach Berlin hatte er, als ſeine Berufung dahin zum zweitenmal in Frage kam, zum lebhaftesten Bedauern Friedrich Wilhelms und der Königin Luſe 1804 auf Karl Auguſts Rat oder Wunſch ausgeſchlagen und Dresden Berlin vorgezogen.

Ich komme jezt noch einmal auf Bertuch's Briefe an Klein zurüd, weil aus ihnen Wieland's Verhalten gegen Karl Auguſt von Weimar hervorgeht, wie aus den Briefen von Böttiger Wieland's literariſche Stellung zu Friedrich Wilhelm III.

\*) Noch günſtiger geſtaltet ſich das Urteil über Goethe's Zeichnungen in Böttiger's Juhänden I S. 51.

Aus Vertuchs Briefen an Gleim erhellt besonders, daß Wieland im Einverständnisse mit der verwitweten Herzogin den Grafen Görz in Weimar gestürzt hat, der die Erziehung Karl Augusts leitete und vielleicht schon damals durch seinen Bruder bedeutende Beziehungen zu Friedrich dem Großen hatte. Wielands Benchmen war dabei nicht edel. Gewiß waren viel persönliche Motive im Spiele. Mehr als diese entziehen sich noch die allgemeinen Gründe unserer Kenntnis. Es kann zwar nicht angenommen werden, daß Weimar ohne die allmähliche Entfernung von Görz kein Museshof geworden oder geblieben wäre. Wurde doch die Bekanntschaft Karl Augusts mit Goethe durch Görz selbst vermittelt. Allein das Wahrscheinlichste ist doch, daß es sich für Wieland darum handelte, durch die Beseitigung von Görz den kleinen weimarischen Staat für ein ideales Hirtenleben im Gegensatz zu einer mehr realistischen Politik zu retten. Wieland, der Prinzenerzieher, hielt sich stets für einen Politiker. Er hat sich auch ehrlich bemüht, über die eudämonistischen Tendenzen seiner Romane hinauszukommen, nur ist es ihm nicht ganz gelungen. Als er 1791 eine neue Auflage seiner Könige von Schepshian machen sollte, bemerkte er mit Vergnügen, daß er darin im voraus die Ideen der französischen Revolution entwickelt habe. Wallenstein's Lager von Schiller aber verstand er nicht. Es kam ihm unsittlich vor. Es war ihm zu deutsch, wie ihm auch unser Graf Görz zu deutsch gewesen war — immer natürlich ohne daß Wieland dies wußte, denn nach seinem eudämonistisch-chinesisch-französischen Romanstile war Wieland sogar ein sehr guter deutscher Patriot, ein Teutscher nicht mit dem weichen, sondern mit dem harten t.

Als aber Friedrich Wilhelm III. mit der unvergeßlichen Königin Luise in Preußen den Thron bestieg, schienen sich selbst die alten eudämonistischen Träumereien insofern verwirklichen zu wollen, als die Königefamilie nun das artabische Schäferleben in den Palaß verlegte. Der Mercur von 1797 schloß mit einer Notiz über den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. Es wurde berechnet, was die Gräfin Lichtenau seinen Vater gekostet habe. Sie erinnerte an jene griechischen Damen, welche Wieland leider in seinen philosophischen Romanen so nachsichtig gepriesen hatte. Aber welche lachenden Bilder vom Familienglücke in Luizens Nähe entwarf später ein anderer Correspondent im August 1799! Es wurde erzählt, wie der König kurz vorher auf einer Reise von den Angehörigen der Universität Halle durch einen eben so glänzenden als albernen Empfang gequält worden sei. Schon in Diestau habe man ihn schwer geärgert. Ein hallischer Student mit dem Casquet auf dem Kopfe habe sich ihm als französischer Chasseur gekleidet in den Weg gestellt. Das Fest, welches man ihm im botanischen Garten zu Halle gegeben und wobei sein Minister von Schulenburg des Gedränges wegen nichts zu essen bekommen habe, sei ihm auch sehr zuwider gewesen. Desto vernünftiger sei er nachher in dem prächtigen Siebichenstein, an der Saale gewesen. Dort habe er sich im Amtsgarten zu den Füßen der Königin in's Gras gelegt und die Milch verzehrt, die sie ihm habe bereiten müssen.

Von jeher hatte Gleim die Gesinnung seines Freundes Wieland für Preußen zu gewinnen gesucht. Außerdem hatte Vöttiger vielen Einfluß auf ihn. Dieser hatte kurze Zeit in Preußen gelebt, und dies scheint doch einen Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben. Man muß sich über seine würdige Haltung als Redacteur

umfomehr wundern, als ihm einst bei einer Anstellung in Berlin Belfermann wegen seines größeren sittlichen Ernstes vorgezogen wurde. Indessen übte der Buchhändler Gesner, der Schwiegerjohn Wielands und Sohn Salomon Gesners durch seine französische Gesinnung, wie die nachfolgenden Briefe zeigen, im entscheidenden Momente einen ganz unberechtigten Druck auf den Mercur aus. Aber auch schon Mounier, durch welchen Wieland vortrefflich über Frankreich unterrichtet war, sorgte wohl dafür, daß dessen politische Gedanken mehr und mehr die imperialistische Richtung nahmen, von der sich schon in seinen eudämonistischen Romanen eine Spur findet.

Wie oft man auch auf Wielands Beziehungen zu Napoleon hingewiesen hat\*), so wurde doch noch nie darauf aufmerksam gemacht, daß die Gespräche unter vier Augen sich, ohne ihn zu nennen, noch mehr mit Friedrich Wilhelm III., als mit Napoleon beschäftigten. Ganz besonders aber ist es neu, daß nach dem unten folgenden Briefe Böttigers an Gleim aus Weimar vom 9. Februar 1798 Friedrich Wilhelm III. den Mercur aus den Händen der Königin Luise zu empfangen pflegte und daß Wieland, wie man wohl ohne Scheu hinzufügen darf, gerade in dieser Voransetzung die Gespräche für den Mercur vom Mai und October 1798 schrieb. Jedenfalls waren sie beide für seine Augen bestimmt, wenn auch vielleicht nur das zweite, für den October, eine Hindeutung auf seine Person enthält. Doch es wird für unsern Zweck nötig sein, auf alle diese Gespräche unter vier Augen etwas näher einzugehen, und zwar umfomehr, als Wieland nach dem schon bezeichneten Briefe Böttigers vom 9. Februar 1798 sogar alle früheren Gespräche unter vier Augen schon für Friedrich Wilhelm III. geschrieben hatte.

Wielands Anteil am neuen deutschen Mercur beschränkte sich darauf, daß er die Tendenz desselben teils durch seinen Verkehr mit Böttiger, teils gewissermaßen durch politisch-literarische Leitartikel feststellte. Dabei wurde er aber, so weit man sehen kann, wie Böttiger selbst, von zwei Seiten geschoben: nämlich von der französischen Seite her durch den verständigen Emigranten Mounier, und von der preussischen Seite her durch Gleim, was dann zunächst die Folge hatte, daß der Mercur von allen den Ausschreitungen frei blieb, zu denen sich ein Wieland leicht hätte verleiten lassen können, von welchem Goethe mit Recht sagt: „Wo die französischen Schriftsteller zerstörend sind, ist Wieland neckend.“

Das erste Gespräch unter vier Augen findet sich im N. T. M. vom Februar 1798. Geron (Wieland) unterhält sich darin mit Sinibaldi über die Vorurteile. Im März 1798 folgt das Gespräch „über den neufränkischen Staatseid: Haß dem Königtume.“ Daran schließt sich dann im April 1798\*\*) das dritte. Sinibaldi und Heribert unterhalten sich über die Frage „Was ist zu thun?“ Dies ist die berühmte Unterredung, in welcher Bonaparte zum Dictator vorgeschlagen wird. Es muß freilich bemerkt werden, daß der Vorschlag von einem Deutschen

\*) Man sehe besonders Voebell's Vortlesungen über Wieland (1858) S. 319—323. Auch in meiner Schrift Lessing, Wieland, Heine S. 111, 112, 258—262, wo ich die Gespräche unter vier Augen bespreche, die ich im 31. Bändchen von Wielands Werken gelesen hatte, woselbst sie erweitert sind, wird die Beziehung eines Gespräches auf Friedrich Wilhelm III. noch nicht erwähnt.

\*\*) S. 355—383. Voebell hat sich mehrmals verschrieben und dieses Gespräch, so wie die andern in das Jahr 1799 verlegt. Doch schreibt er auch mehrmals richtig 1798.

gemacht wird und der Franzose, also Roumier, etwa ihn anfänglich mit Erstaunen hört. Dies könnte allerdings dafür sprechen, daß der Gedanke in Wielands eigenem Kopfe entstanden wäre.

Im Mai 1798 folgt das vierte Gespräch über Demokratie und Monarchie. Ottobert spricht die Ansicht aus, daß nur ein Staat, worin die persönliche Freiheit des Bürgers, die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums mit der unverleßlichen und unbestrittenen Autorität der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch reiche Grundfüße hinlänglich bestimmt und durch eine wohlberechnete Verteilung der höchsten Gewalt garantiert sind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Ansehen und lange Dauer rechnen kann. Der Ruhm, aus eigener Bewegung der Stifter „einer solchen Staatsverfassung“ zu sein, schein' irgend einem weisen und großmütigen König in den nächstkommenden Jahrhunderte aufbehalten zu sein. Die Staatsverfassung Englands, welches im Sinken begriffen sei, könne dabei immer noch einem künftigen Lyturg als Muster dienen. Gismond wünscht darauf, daß „ein großer Fürst“ bald alle Trajane und Marc Aurele weit hinter sich lassen möge, damit die Bewohner seines Staates im Schatten eines ewig stehenden Thrones als freie und glückliche Menschen leben könnten.

Eben so wie nicht behauptet werden kann, daß, abgesehen von jener merkwürdigen Nachricht in Böttigers Briefe, bei diesem Gespräche von Wieland schon an Friedrich Wilhelm III. gedacht sei, muß es unentschieden bleiben, ob es erlaubt ist, in dem wohlgemeinten, aber zu allgemein gehaltenen fünften Gespräche, Walthers und Diethelms Prophezeiung einer großen sittlichen Revolution auf eine politische Wiedergeburt, wie sie in Deutschland nach 1806 erfolgt ist, zu deuten oder nicht.

Dann aber folgt am 7. October 1798, nur als Fragment bezeichnet, das Gespräch, welches ich auf Friedrich Wilhelm III. beziehe. Wieland-Geron, der Abige, eine Figur aus Wieland's Dichtungen, in welcher er die reinsten sittlichen Ideen ausgesprochen hatte, deren er überhaupt fähig war, unterhält sich mit einem incognito auftretenden Fürsten. Hier möchte Wieland wieder den Mentor, den Prinzenerzieher spielen, der dem Alcibiades, dem Hercules am Scheidewege, seine Ratschläge erteilt. Der Telemach ist diesmal aber, wie aus der Charakteristik seiner Persönlichkeit munnstößlich erhellt, kein Geringerer als der junge König von Preußen. Dieser „Fremde“ schreibt sich selbst bei Wieland keine bedeutenden Fähigkeiten zu. Er weiß, daß bei Marc Aurel mittelmäßige Anlagen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden seien; er klagt aber, daß Fürstenthöne selten vortrefflich erzogen würden. Es gäbe jedoch mehr als einen Ausweg, z. B. die Krone niederzulegen, und wie ein altrömisches Knabenspiel gefordert habe, den besten Mann im Reiche zum Könige zu machen\*) oder „sich vom Directorio zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du gouvernement auszubitten, mit deren Hilfe die Monarchie in ein Filial der französischen Republik

\*) Mit Rücksicht darauf sagt wohl auch Claudius:  
Der König sei der bessere Mann,  
Sohn sei der bessere König!

umgeschaffen werden könnte.“ Nach diesem Scherze, den Wieland nicht ganz tactvoll dem „Fremden“ in den Mund legt, läßt er durch Geron die versöhnende Behauptung anstellen, daß ein Fürst, dem die Idee einer Vollkommenheit vor-schwebt, welche er sich nicht zu erreichen getraue, bereits mehr sei als er zu sein glaube. Ernster und fester Wille würden ihn antreiben, sich keine Mühe danern zu lassen, um die fehlenden Kenntnisse zu erlangen. Die mit seinem Bestreben verbundene, anhaltende und immer zweckmäßige Uebung seiner Geisteskräfte werde diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werde, den ganzen Umfange des „königlichen Amtes“ Genüge zu thun. In allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens mache Uebung mit Kenntnis den Meister, und beide ständen in der Gewalt jedes nicht ganz unfähigen Menschen. Sehr tröstlich! bemerkt darauf der „Fremde.“ Geron aber fügt, offenbar mit Bezug auf die schlechte Art und Weise Friedrich Wilhelms des Dritten, hinzu, daß ein gelehrter und besonnener Mann sich niemals einem leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen könne. Das will der „Fremde“ nicht gelten lassen. Er klagt, was vielleicht selbst manchem klar geworden sein dürfte, der bloß die Schilderungen aus dieser Zeit in den Romanen des Wilibald Alexis gelesen hat, daß man nur zu häufig genötigt sei, bei der Wahl eines „Subjectes“ zu einem wichtigen Posten große Untugenden wegen irgend einer Eigenschaft, die der Mann in hohem Grade besitze, zu übersehen. Geron schließt dann sehr charakteristisch noch ganz im Geiste der friedericianischen Zeit mit dem Räte, viel in Büchern zu lesen, und empfiehlt dem „Fremden“, sich eine gute Uebersetzung von Marc Aurels „Zwölf Büchern an und über sich selbst“ anfertigen zu lassen.

Nicht so eindringlich mit Rücksicht auf die Charaktere, aber auch nicht so doctrinär, dagegen warm und fast immer brav waren Gleims Beiträge für den Mercur in diesen Jahren. Im Nov. 1797 hatte er Klopstocks Ode „der Wein und das Wasser“ veröffentlicht, weil er „wenigstens vor der Hand“ nichts Eigenes, das des Ansehens wert wäre, zu geben hatte. Auf dem Manuscript dieser Ode in Böttiger's Nachlasse ist bemerkt „Gemacht den 26. Dec. 96.“ Gleim war tief ergriffen durch diese Ode, worin Klopstock erzählt, wie einst in der Jugendzeit auf einen Wink von Gleim ein Schenkwirt zu Halberstadt alle Rosenbüsche seines Gartens plünderte, um den Saal „zu Röthe“ zu machen, in welchem Klopstock und Gleim mit Fanny's Bruder lasen. Bekränzt das Haupt mir, so erzählt Klopstock den Heimweg aus der Schenke:

Bekränzt das Haupt mir, Blüten des Rebenhains!

Ich trug die Kerze! Aber, ach! schnell erlosch

Die kleine Sonne! Welk', o Neben-

Blüte nur weg; denn ich blies das Licht aus.

Wenigstens die Fackel der Jugendfreundschaft zwischen Klopstock und Gleim schien in der That durch ihre verschiedenen Ansichten über Frankreich dem Erlöschen nahe. Der in Hamburg lebende Klopstock sah im Bilde der französischen Revolution die deutsche Nationalität, Gleim erblickte im unmittelbaren Anschlusse an seine Vorstellungen aus der friedericianischen Zeit nur in Preußen die Garantie für Deutschlands Glück und Macht, deshalb hatte er Wieland sogleich im Anfange eine bedeutende Anregung gegeben mit dem Zurufe an Friedrich Wilhelm den

Dritten: „Werde uns ein teutscher König!“ Später war es beinahe komisch, daß er sich von Napoleon nicht einmal imponieren lassen wollte. Als dieser sogar am 30. Januar 1799 schon tot gesagt wurde, schrieb Gleim ganz gelassen für den Mercur:

Im Kriege Heldentum erwerben  
Ist leicht! Man braucht ja nur zu sterben.

Im Mercur von 1799 steht dann Seume's martige „Charakterzüge von Suwarow.“ Das war in der That einmal etwas anderes, als das ewige Gerede von Napoleon. Das schmeckte wahrhaftig schon nach der Berezina. Kalte Bäder, sagt Seume, sind Suwarow's Hauptmedizin. Gewöhnlich läßt er das Wasser mit Eimern auf sich gießen. Er ist sehr religiös, berichtete Seume, oder er scheint es wenigstens, setzt er charakteristisch genug für den Ausgang des 18. Jahrhunderts noch hinzu. Gleim steuerte zu derselben Lieferung des Mercur's eine Ode über den lieben Gott bei. Er wußte auch noch nicht viel mehr über ihn zu sagen als „Orpheus singt und Klopstock ihn in einer Ode.“ Man sieht, wie eine „tiefe Sehnsucht“ sich auch damals regte. Das volltönende christliche Bekenntnis war aber nur ein schöner Silberblick in der deutschen Literatur von 1813.

Das neunzehnte Jahrhundert begrüßte der Mercur durch ein schönes, nur etwas verspätetes Gedicht von H . . . . , welches das neue Säculum in einer Vision als voll von Herden und Hirten zeigte, aber einem etwaigen großen militärischen Genie es nicht übel nehmen zu wollen schien, wenn es einige kleine Verwüstungen in diesem Arkadien anrichten würde. In der That war der Mercur für das neue Jahrhundert schon etwas früher eröffnet durch Friederike Brun's allegorisch-politisches Gedicht „das Alpenröslein“, worin es heißt:

Sag, wo kömmt du Röslein her,  
Die auf Felsen glühst?  
Sag, wie kömmt an's wilde Meer?  
Hast du keine Heimat mehr,  
Wo mit Freunden blühst?  
Röslein, süßes Röslein rot,  
Röslein von den Bergen!

Für die Schweizer interessierte man sich nirgends so sehr, als in Gleims Hüttchen. Schon 1795 hatte Böttiger auf der Reise nach Hamburg den Patriotismus der Halberstädter an Ort und Stelle kennen lernen. Streithorst, so wie Nathanel Fischer erzählten ihm von der Heimkehr des Halberstädtischen Regiments aus dem Felde schon dieselben kleinen Züge, wie sie jetzt durch Verzierungen an unsern Monumenten verherrlicht sind und wie wir sie uns freilich vor 1814 kaum denken können. „Da kam ein alter Vater (so berichteten sie vom 2. Sept. 1795), der seinem Sohne das Gewehr abnahm und in die Stadt trug. Dort brachten eine Mutter einen Jungen auf den Armen oder an der Hand, der unterdessen geboren worden war. Da wurde einem betagten Schnurrbart ein kleines Enkelchen präsentiert.“

Der oben erwähnte Streithorst, auch Schlichthorst durch einen Druckfehler

in Böttigers Memorabilien genannt, war der vornehmste evangelische Geistliche in Halberstadt. Ob Gleim ihn bei seinen Klagen in dem Briefe vom 11. Mai 1798, daß einige hervorragende „Theologen“ des Fürstentums Halberstadt französisch gesinnt seien, mit gemeint hat, lasse ich dahin gestellt sein. Jedenfalls dachte er dabei an Augustin, den Schwiegersohn Nathanael Fijfers, obgleich dieser einflußreiche Theologe erst 1800 eine feste Anstellung am Dom zu Halberstadt erhielt, in dem er beinahe sechzig Jahre gepredigt haben wird. Er hat mir in den fünfziger Jahren selbst erzählt, daß Gleim ihn die Herausgabe seines Briefwechsels mit Johannes Müller übertragen, dies aber später zurückgenommen habe. Augustin, einer unserer bedeutendsten Altertumsforscher, war mit Johannes Müller wohl der ausgezeichnetste Gelehrte, der sich dem Könige Hieronymus von Westfalen ganz zur Verfügung stellte. Er hatte vielen Einfluß auf die Verwaltung des Saaldepartements. Gleim war noch drei Jahre mit Augustin zusammen am Dome angestellt, hat aber das Jahr 1806 nicht erlebt.

Nud Wieland? Wieland (oder „Weiland“, wie ihn St. James Chronicle nannte) mußte sich zunächst im Mercur vom April 1800 auf 33 Seiten in Bezug auf „Weilands“ prediction respecting Bonaparte verteidigen, weil in dem ministeriellen St. James Chronicle behauptet war, „Weiland müsse tief in illuminatische Pläne eingeweiht gewesen sein, um die oben erwähnte Prophezeiung von Stapel laufen lassen zu können!“)

Schon Loebell deutet mit Recht an, wie sehr das Blatt des englischen Ministeriums in dieser Behauptung fehl greife, könne man daraus ersehen, daß Goethe am 2. Mai 1798, also nachdem Wieland Napoleon als Dictator vorge schlagen hatte, an Schiller schreibe, es sei Wieland „durch ein heimlich denotratistisches Gericht“ verboten worden, die Fortsetzung seiner „Gespräche unter vier Augen“ im Mercur drucken zu lassen. Aber nur um so mehr bin ich der Ansicht, daß auch Wieland, als er jenen Vorschlag machte, durch sehr intime Verbindungen mit Frankreich informiert war. Ich denke dabei jedoch, wie schon gesagt, nur an Mounier, welcher, „als Napoleons Gestirn zu strahlen anfing“, nach Frankreich zurückkehrte und dort sogleich wieder bedeutenden Einfluß gewann.

Jedenfalls erging es Wieland vom Jahre 1806 bis zu seinem Sterbejahre 1813 recht gut. Nach der Schlacht bei Jena traf zuerst eine Saube-Garde und dann der Marschall Ney selbst bei ihm ein. Auf dem Fürstencongresse zu Erfurt im Jahre 1808 aber zeichnete ihn Napoleon aus, der allerdings, wie es scheint, erst auf dem Congresse selbst von „Weilands“ prediction respecting Bonaparte hatte in Kenntnis gesetzt werden müssen.

Daß Wielands „Gespräch“ zwischen Geron und dem Fremden wirklich von der Königin Luise gelesen oder gar von ihr dem Könige übergeben worden ist, kann ich leider nicht beweisen. Ich lasse jetzt meine Mitteilungen aus dem Briefwechsel zwischen Gleim und Böttiger folgen, durch welche der Leser in den Stand

\*) Loebell hält es ohne jeden Anhalt für möglich, daß der Artikel von einem Feinde Wielands aus Deutschland eingesandt sei. Indessen hatte Wieland, wie wir gesehen haben, gerade die Engländer in einem andern Gespräche gereizt. Auch herrschte wohl gerade in England am wenigsten Klarheit über das Treiben der geheimen Gesellschaften, das in der That gefährlich war und auch nach Deutschland hineinreichte.

geseht werden wird, die Richtigkeit meiner bisherigen Auseinandersetzung zu beurteilen.\*)

## Wahlreform.

Von Dietrich von Ortzen.

Wenn die letzte Wahlbewegung mit ihren maßlosen Ausschreitungen aller Art sogar im Reichstage des deutschen Volkes noch derart nachwirkte, daß die Herren Richter, Virchow, Löwe und Consorten, also „die Elite“ der Nation, ihre politischen Gegner in öffentlicher Rede als Verbrecher, Lügner und Schurke bezeichnen zu müssen glaubten, so bietet das gewiß ein trauriges und demütigendes Bild parlamentarischer und moralischer Entartung. Und fast könnte es scheinen, als bezeichne wirklich die offensichtliche Verrohung der politischen Discussion den Uebergang unseres Geschlechtes aus dem perikleischen ins kleonische Zeitalter, da sei die Verwilderung der Massen unwiderruflich da eingetreten, wo man gedeihliche politische Erziehung des Volkes hoffte.

Indessen kann erfreulicher Weise festgestellt werden, daß es doch auch an kräftiger Reaction noch keineswegs fehlt. Im Gegenteil hat die innere Unwahrhaftigkeit einer niedrigen und subalternen, auf kleinliche Interessen und mächtigen Unverstand speculierenden, fortbauernd bis zur Grenze der Thätlichkeiten kraupfhaft gesteigerten Agitation, offenbar auch die gute, wenn schon von den lärmenden Demagogen keineswegs beabsichtigte Folge gehabt, die besseren Elemente in allen Schichten der Nation mit einem gründlichen Abscheu vor nichtsnutzigem Parteihaber, mit zunehmendem Ueberdruß und Ekel an dem geschilberten Treiben zu erfüllen, ja den Wunsch, es möge die Quelle solcher Zustände verstopft werden, zur Reife zu bringen. Und wir schließen das nicht etwa aus allgemeinen Stimmungen oder Strömungen, über die man sich täuschen könnte, sondern aus dem ganz concreten Umstande, daß ein Vorschlag zur Wahlreform nach dem anderen in Zeit- und Flugchriften sich ans Tageslicht emporringt. Das öffentliche Sichhervorwagen solcher Ideen gestattet aber um so zuverlässlichere Rückschlüsse auf die weite Verbreitung derselben, als viele Gleichgesinnte mit ihren Wünschen aus Furcht vor der „liberalen“ Presse zurückhalten, welche letztere einstweilen nach (3. B. Rat. Stg. 1882.

\*) Die gut geschriebenen Briefe Böttigers an Stein sind im Folgenden deswegen vollständig mitgeteilt, weil dadurch gezeigt werden soll, wie äußerst mühsam seit dem ersten Auftreten Napoleons des Ersten als Gegenpart gegen die französische Richtung eine deutsch-nationale Gesinnung sich durchkämpfte. Von Steins Briefen an Böttiger werde ich nur diejenigen abdrucken lassen, welche er selbst in Abschrift zurückbehielt. Aus seinen übrigen Briefen an Böttiger werde ich nur das Wichtigste in den Anmerkungen erwähnen, so wie denn auch der Text der mitgetheilten Briefe Steins an Böttiger hier nach den abgesehenen Originalbriefen verbessert ist. Dieselben, ein kleiner Octavband, befinden sich in der l. d. Bibliothek zu Dresden. Durch die Güte der Herren Oberbibliothekare Hofrat Förstemann in Dresden und Geh. Rat Lepsius in Berlin durfte ich sie auf der l. Bibliothek zu Berlin benutzen. Böttiger behielt von seinen Briefen an Stein weder Entwürfe noch Abschriften zurück.



Nr. 7) jeden Zweifel an der Vollkommenheit des gegenwärtigen Zustandes als „abfurde“ Keßerei in den Bann thut.

Daß unter den Verbesserungsvorschlägen manche verfehlt sind, manche nicht hinreichend mit den gegebenen Schwierigkeiten rechnen, also selbst als verbesserungsbedürftig sich herausstellen, kann bei der Unreise dieses ganzen Fragegebiets nicht Wunder nehmen. Um so aner kennenswerter ist aber die Entwicklung solcher Gedanken, welche auch schärferer Kritik Stand zu halten vermögen, wie uns denn eben eine recht verständige kleine Flugchrift vorliegt mit dem Titel: „Communismus oder Wahlreform, Ausruf eines alten Abgeordneten“, (Leipzig, Roßberg. 1882. Pr. N. 1) eine Arbeit, auf die wir um so lieber hinweisen, als sich dieselbe oft mit den Anschauungen und Zukunftsplänen vollkommen deckt, wie wir sie in großen Zügen in unserem Octoberheft entwickelt haben.

Der Inhalt gedachter Schrift zerfällt in drei Teile, zwei kritische und einen positiven. Der erste giebt Antwort auf die Frage „woher das allgemeine Wahlrecht gekommen?“ und führt uns Amerika und Frankreich — die Kritik hat hier leichtes Spiel — als abschreckende Beispiele vor Augen. Der zweite behandelt die Wirkung des allgemeinen Stimmrechts in Deutschland auf Wähler und Gewählte und constatirt zunächst statistisch, daß sich die Regierungsparteien seit der Gründung des Reiches unansgesetzt vermindert haben, und daß gegenwärtig die letzte Entscheidung im Reichstag nicht mehr beim Centrum, sondern bereits bei Polen und Franzosen angekommen ist und liegt. Viel schlimmer aber als dies politische Resultat sieht Verf. das moralische an.

„Der“, — fragt er — „möge er einer Partei angehören, welcher er wolle, hätte nicht schon Widerwillen bei der Beobachtung unsrer jetzigen Wahlagitation empfunden! Zwar sind Mordthaten bei uns noch bei keiner Wahl vorgekommen, wie bei den ungarischen (und andren) Wahlen. Aber Thätlichkeiten, Körperverletzungen, Blutvergießen, wenn auch noch in geringem Grade, haben auch unsere Wahlkämpfe schon zu verzeichnen. Selbst solche Preborgane, welche sonst öffentliche Scandalscenen mit Vorliebe behandeln, finden daß der Scandal, welcher durch die letzten Wahlen herbeigeführt wurde, das Maß des Erträglichen überstieg. Und wir dürfen auf Steigerung der Roheiten, Verunglimpfungen, Anfeindungen rechnen, sobald eine neue Erregung die Parteikämpfe erbittert. Und doch sind alle öffentlichen Scandalscenen, eingeworfenen Fenster und andere Zerstörungen das geringere Uebel. Das größere Uebel liegt in der Wirkung auf den Geist der Wähler“ — und der Gewählten. „Das allgemeine Wahlrecht ist der Communismus in der Politik.“

Das zu beweisen ist natürlich nicht schwer, wenn man erwägt, wie immer wieder die unkritische und ungebildete Menge durch die beiden ebenso wirksamen als altbewährten Mittel gewissenloser Leute, durch Schmeicheleien berückt und durch Versprechungen geködert wird, sich mit „staatsmännischem“ Blick für irgend ein politisches System zu entscheiden, dessen Tragweite sie nicht entfernt überschauen kann. „Materielle Interessen, die mit den Parteiprinzipien nicht im geringsten Zusammenhange stehen, werden als hauptsächlichste Hebel zur Herbeiführung der Stimmen benützt.“ — „Schädlicher und verderblicher für den Volkgeist, revolutionärer in seinen Folgen ist kein Wahlsystem als unser gegen-

wärtiges.“ — Zu, die größte Gefahr „besteht in der fortgesetzten Unterminierung der inneren Gesinnung, in der Verwirrung der politischen, kirchlichen, socialen Begriffe der Wähler, der Gewählten, des ganzen Volkes, in der zwar langsamen und indirecten, aber zweifellosen Revolutionierung der Massen.“ — Dem, wie gesagt, auf die Gewählten wirkt es nicht minder verderblich, als auf die Wähler. „Wenn wir gegenwärtig ein Parteiprogramm, ein politisches Glaubensbekenntnis lesen, so erfüllt uns der Arme mit Bedauern, der sich so schlangengleich winden muß, um die Klippen zu vermeiden, an welchen er bei den Steuerzahlenden, Schutzöfnerischen und freihändlerischen Wählern scheitern könnte. Wieviel Unwahrheit, wieviel Täuschung ist nötig, um die öffentliche Meinung nicht zu erzürnen.“

Aber Verf. giebt nicht nur kritische Bedenken, sondern auch positive Änderungsorschläge. — Es könnte ja freilich der gegenwärtige Moment, wo die großen socialen Reformfragen auf Jahre hinaus Arbeit versprechen, ungeeignet erscheinen, neue tiefgreifende politische Reformen anzuregen. Aber das eine hängt so eng mit dem andren zusammen, daß es doch nicht zu trennen ist. Wahlreform ist so nötig als Socialreform, wenn wir nicht, wie Frankreich, untergehen sollen in den Corruptionsfluten, die der Parlamentarismus, wie er ist, vor sich herwälzt. Man hat nun, um der offensibaren Ungerechtigkeit vorzubeugen, daß jetzt ein großer Bruchteil des Volkes völlig unvertreten sein kann, vielfach den Vorschlag gemacht: einer Mehrzahl von Majoritätsabgeordneten die entsprechend geringere Zahl von Minoritätsabgeordneten zuzufügen. Und es würde bei dieser sogenannten „Listwahl“ der Vorteil allerdings erreicht werden, daß jede abgegebene Stimme zur Geltung kommt und nicht mehr ganze Strömungen im öffentlichen Leben kurzer Hand laßiert werden können, weil sie vielleicht mit einer Stimme Minorität unterlegen sind. Aber übrigens würden bei solcher Wahlreform alle Schäden des gegenwärtigen mechanischen Systems bei Bestand bleiben.

Verfasser hat also vollkommen recht, ein organisches Wahlsystem und bei prinzipieller Beibehaltung des allgemeinen Wahlrechts, das nur durch Ausschluß der unreifen Jugend und der Vagabunden etwas einzuschränken wäre, die ständige Ausübung desselben zu verlangen. Seine Vorschläge liegen in zweifacher Richtung: Zunächst soll, wie gesagt, der Wähler nicht als Bruchteil der großen Masse, sondern als Mitglied und Vertreter seines Standes die Stimme abgeben. Und zweitens soll er niemals für Landtag oder Reichstag, sondern nur für die Gemeinde wählen; die Gemeinde wählt dann ihrerseits die Reichstagsabgeordneten. Damit wird nicht eigentlich indirectes Wahlrecht geschaffen, weil die Gemeinde als solche, nicht die ad hoc gewählte, Wählerin ist. — Nur wenn diese beiden Bedingungen erfüllt werden, glaubt Verf. hoffen zu dürfen, daß ohne allzu große Gemeingefährlichkeit das allgemeine Wahlrecht aufrecht erhalten werden kann. Die Vorteile der Reform sind mannigfach. Unmöglich würde es z. B. später sein, daß wie bisher gewisse Candidaten als völlig unbekannte Bewerber vor das Volk treten, ausgeschlossen würde es sein, daß in Mitteldeutschland und sonstwo Berliner Juden und Judengenossen von zweifelhaftem Charakter und mangelhaften Kenntnissen, auf Grund ihrer phrasenhaften Beredsamkeit gewählt werden, Leute, deren höchster Ehrgeiz vielleicht darin besteht „Sensation“ oder „Heiterkeit“ zu erregen,

sondern die Candidaten würden ein für allemal im Kreise der Beurteilungsfähigkeit auch der minder gebildeten Volksschichten liegen; man dürfte hoffen, erfahrene Männer gewählt zu sehen, „welche durch die That sich bewährt hätten, nicht durch die politische Phrase.“ — Der Einwurf, daß die Gemeindevahlen bisher meist nicht besser ausfallen, als die Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften, ist gewiß begründet; aber teils wäre es schon ein Vorteil, die unerträgliche Wählererei vermindert zu sehen, teils würden auch die Gemeindevahlen, wenn sie aus den Corporationen hervorgingen, ein besseres Resultat ergeben können, als bisher.

Nicht minder wohlthätige Wirkungen, als auf die Wähler, sind für die Gewählten zu erwarten. Der Gewählte des allgemeinen Wahlrechts kann in die Lage kommen, weil er z. B. von Landwirten und von Kaufleuten gewählt ist, gleichzeitig die Interessen dieser beiden Stände vertreten zu sollen, auch dann, wenn in einem bestimmten Falle diese Interessen sich gegensätzlich ausschließen. In solchem Conflict ist überirbische Parteilosigkeit natürlich höchst selten. Die Regel ist, daß in sehr irdischer Weise der Landwirt die landwirtschaftlichen, der Kaufmann die großcapitalistischen Interessen vertritt, daß aber beide, vielleicht sich selber unbewußt, der politischen Heuchelei oder dem „Comödiantentum in der Politik“ verfallen. Verdienst des organischen Wahlsystems würde es sein, die Wahrheit im öffentlichen Leben wieder mehr als bisher in ihre Rechte zu setzen.

Das sind in flüchtigen Strichen einige wenige Hauptgedanken der citirten Schrift, die freilich erst zur Wirklichkeit werden können, wenn die vorausgesetzten Berufsstände in Folge der neuen Socialreformen etwas festere Gestalt gewonnen haben werden, als sie heute besitzen. Dann wird es Zeit sein, den Gegenstand gründlich und erschöpfend zu behandeln. — Das Himmelreich auf Erden wird ja auch in Folge dieser immerhin nur formalen Verfassungs-Änderungen schwerlich hereinbrechen, denn zur Herstellung besserer Zustände gehört in erster Linie das moralisch Besserwerden der beteiligten Menschen, unter denen es immer viele Berufene und wenige Auserwählte geben wird. Aber so gewiß die Form nichts ist ohne Inhalt, so gewiß kann auch der beste Inhalt durch schlechte und unpassende Formen verloren gehen, die besten Personen durch schlechte Institutionen verdorben werden. Darum würden wir es ganz direct als eine Reaction des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Volksbewußtseins gegen die unchristlichen und unsittlichen Philosopheme Rousseaus betrachten, wenn es gelänge, das mechanische durch das organische Wahlssystem endgültig zu verdrängen. Ob unser Volkstörper noch hinreichende Gesundheit und Reactionskraft besitzt, um die Krankheit auszuschneiden, das ist die Frage. Sind die Kräfte vorhanden, so wird der Prozeß mit innerer Notwendigkeit vor sich gehen — gleichviel ob mit oder ohne die „Liberalen.“ —

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Wenn wir am Anfang dieses Jahres das öffentliche Leben unseres Volkes in seinen großen Hauptströmungen und Richtungen uns vergegenwärtigen, so muß ganz unbedingt vom conservativen Standpunkt aus zugestanden werden, daß es sich in aufsteigender Linie bewegt, daß vieles heute besser geworden ist, als es noch vor wenigen Jahren zu werden schien, günstiger sich gestaltet hat, als man irgend zu hoffen wagte. Auf politischem Gebiet ist die Absicht, den Parlamentarismus im monarchischen Staat nicht aufkommen zu lassen, klar zu erkennen; auf socialem Gebiet werden gesetzliche Reformen vorbereitet, die nimmehr in ihren großen Zügen den conservativen Forderungen entsprechen, und endlich ist doch auch auf kirchenpolitischem Gebiet — die Beratung des Antrags Windthorst hat es deutlich gezeigt — die Gesamtanlage dieses Fragegebiets nachdrücklich zu unseren Gunsten verschoben.

Wir geben absichtlich am Eingang unsres Berichtes der schuldigen Bestrebnung über diesen Zustand der Dinge ganz unzweideutigen Ausdruck, weil wir nicht für politische Hypochonder angesehen werden möchten, die immer nur schwarz in die Zukunft und von den zwei oder mehr Seiten, die jedes Ding auf Erden nun einmal hat, immer nur die Schattenseite sehen, stets bereit an Menschen und Institutionen die Unvollkommenheiten herauszuspüren und zu bekräfteln. Wir weisen solchen Standpunkt ebenso nachdrücklich ab, als wir überzeugt sind, daß das Regieren verantwortungsvoll und schwer und das Kritifiren erheblich leichter ist als das besser machen. Auf der andern Seite müssen wir aber auch um so entschiedener, wenn überhaupt die politische Discussion einen Nutzen stiften soll für unser öffentliches Leben, das Recht beanspruchen, die Personen, welche wirksam sind, und die Verhältnisse und Ereignisse in unbefangener Weise zu besprechen. Mag immerhin ein Unterschied zwischen Personen und Sachen zu machen sein — von durchschlagender Bedeutung ist er nicht. Personen sind eben die Träger und Handlanger der Ideen. Es muß also zulässig sein, auch abweichende Ansichten der Obrigkeit und ihren Vertretern gegenüber anzusprechen, wenn es in einer Form geschieht, welche den conservativen Grundforderungen entspricht. Und wenn wir fernerhin, wie es auch heute der Fall sein wird, in manchen nicht unerheblichen Fragen mit unserm Urtheil theils von den Ansichten der Regierung, theils auch von den officiellen Ansichten der constituirten Partei abweichen sollten, so wird es ja keinen Schaden thun können, wenn sich neben den disciplinirten Truppen auch ein Franctireur in seiner Weise nützlich zu machen sucht. Soweit glauben wir uns übrigens nirgends von grundfänglich gleichgesinnten Fremden zu entfernen, daß unseren Worten nicht relative Berechtigung zugestanden werden könnte.

Dem Byzantinismus der Mittelparteien freilich, der stets die sachlichen Bedenken in ein persönliches Für und Wider umsetzt, thun wir gar nichts zu gute. Dagegen giebt es nur ein einziges Mittel: geduldiges Abwarten nämlich, bis ein Mal wieder ein Windstoß kommt, wie er wohl je und dann durch das Leben eines Menschen, einer Partei, einer Kirche oder eines Volkes zur Scheidung

der Geister dahin fährt. Dann, aber auch nur dann kann sich's eben zeigen und bewähren, ob wirklich die Treue bei den Unbequemen und Grundfächtigen sitzt oder bei Wetterfahnen und Mantelträgern, die stets mit vollen Segeln der Macht und dem Erfolge nachstürzen und über deren ewig heitre Stirne nur ausnahmsweise bei unbekannter Windrichtung ein Wölkchen des Unmuts hinüberfliegt.

Kommen wir nun zu unserer Chronik, so hat ja dieselbe für dies Mal etwas weiter zurück zu greifen als gewöhnlich, da der Bericht des Januarheftes aus äußeren Gründen schon am 10. December geschlossen werden mußte. Grade in dem Zeitraum aber, in welchem das alte und das neue Jahr sich scheidend und kommend die Hände reichten, hat es vielleicht nicht an gegenstandslosen Discussionen, aber auch an wirklichen Gegenständen der Discussion so wenig gefehlt, daß die Masse des Stoffs Beschränkung im Einzelnen auflegte. Die „Affaire Windthorst“ und der „Antrag Windthorst“, die „Papstfrage“ und der königliche Erlass, die „große liberale Partei“ und ihr Unfallversicherungsgesetz, die Wahlagitationen und die Socialreformen mit der Interpellation Hertling — das alles hat kaum dem Weihnachtsfest einen kurzen Zwischenraum der Sammlung und Erholung gegönnt.

Was zunächst die zeitlich voransiehende „Affaire Windthorst“ betrifft, so ist ja der Thatbestand an sich ein ziemlich magerer. Der Abgeordnete Windthorst hatte in der Reichstags-Commission für den Zollanschluß Hamburgs eine Frage an den Vertreter der Regierung gerichtet, die internationalen Beziehungen der Unterelbe betreffend, eine Frage, die man — die Richtigkeit der Zeitungsreferate vorausgesetzt — immerhin als unnötig bezeichnen darf. Gleichwohl hatte innerhalb der Commission, deren Sitzung eine durchaus friedliche war, niemand einen reichsfeindlichen Appell Windthorst's an das Ausland auch nur von ferne in seinen Worten gewittert. Diese Erwiderung blieb vielmehr der officiösen „Nordb. Allg. Ztg.“ vorbehalten, welche sich nun mehrere Tage hindurch in plumpen Ausfällen gegen den Führer des Centrums überbot, wobei es ihr keineswegs darauf ankam, auch den Finanzminister Bitter, der als Regierungs-Commissar der Sitzung beigewohnt hatte, in nicht eben rücksichtsvoller Weise zu verlengnen und bloß zu stellen. Keine Zeitung, weder auf der Rechten, noch auf der Linken, verstand sich dazu, den genannten Ausfällen in irgend einer Weise Verzeihung zuzugestehen, des Centrums ganz zu geschweigen, das charaktervoll und fest wie immer blieb und sogar die notdürftig hergestellten gesellschaftlichen Beziehungen zum Reichskanzler-Palais kurzer Hand wieder abbrach. — War die Sache bis hierher ernst genug gewesen, so gewann sie schließlich nur dadurch eine heitere Seite, daß die „N. N. Z.“ plötzlich erklärte ein völlig unabhängiges Blatt zu sein, das sich von niemandem etwas vorschreiben lasse. Dann aber verstümmten die Angriffe und die „Affaire“ an sich verlief im Sande. — Nicht so die Folgen.

Da, wie gesagt, die Schwüre der „N. N. Z.“ auf ihrem Wege mehr fröhlichen als glänzigen Gesichtern begegnet waren, so konnte es selbstredend nicht fehlen, daß man sich fragte, was denn eigentlich an leitender Stelle mit diesen Angriffen bezweckt worden sei. Da es sich um die Stellung des Finanzministers anscheinend nicht gehandelt hat, so bleibt, wenn nicht lediglich eine Aeußerung des Unwillens ohne Plan und Hintergedanken vorlag, als einzig mögliche Antwort die Vermutung übrig, daß Windthorst vom Centrum getrennt, oder wenigstens ein Keil in die Ver-

bindung der Partei und ihres bewährten Führers getrieben werden sollte. Schade, wenn die Absicht vorlag, um den Aufwand an Papier und Mühe, denn es ist gar nichts in dieser Richtung erreicht. Dagegen hat die „Affaire“ Windthorst einen anderen Erfolg gehabt, den die Regierung schwerlich erwartet oder gar beabsichtigt hat — wir meinen den Antrag Windthorst und die Annahme desselben im Reichstag. kaum vier Wochen nachdem der Antragsteller als Reichsfeind und Agent des Auslandes bezeichnet und verfolgt worden war, that eine stattliche, aus allen Parteien zusammengesetzte Majorität von 233 Stimmen auf seinen Antrag den ersten Schritt zur Herstellung des Culturfriedens, indem sie die Aufhebung des sogenannten Expatriirungsgesetzes beschloß, eines der zahlreichen und eines der drückendsten Ausnahmegesetze, welche die Spuren des liberalen „Rechtsstaats“ auf seinem Gewaltmarsch durch unsere Institutionen bezeichnen.

Wir heben diesen Contrast hervor, nicht etwa aus Schadenfreude, sondern lediglich, um auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Regierung hat sich durch das Gebahren ihrer Officiösen empfindlich geschadet. Bis zu dem Augenblick, wo die vielgenannten Angriffe auf seinen Führer erfolgten, war das Centrum in einer schwierigen Lage, insofern es den Conservativen und der Regierung gegenüber jeden Schein vermeiden mußte, als geschehe seinerseits irgend etwas, um den Frieden zu erschweren. Diesen Druck hat es empfunden. Aber nichts war so geeignet, denselben von ihm zu nehmen, als planlose Angriffe. Herr Windthorst zögerte nun nicht mehr, mit seinem Antrage einen Schachzug zu thun, dessen im Sinne des Centrum's günstiger Erfolg in dieser Ausdehnung schwerlich auch nur vom Antragsteller selbst erwartet worden sein wird. Sowohl die conservative, als auch die liberale Partei sind durch denselben gespalten und auf kirchenpolitischem Gebiet zu einer Entscheidung gebrängt worden, während das Centrum selbst seinen Wählern gegenüber durch diese erste in die Reichsgesetzgebung gelegte Bresche an Vertrauen und Ansehen lediglich gewonnen haben kann. Mit der Spaltung der Conservativen hat es nun freilich nicht viel auf sich, wenigstens wenn die Regierung im Sinne des Antrags vorgeht. In Princip haben beide Gruppen der Partei, sowohl die von Herrn von Kleist, als auch die vom Frhrn. von Hammerstein vertretene, die Reichsgesetzgebung verurteilt und deren Revision verlangt. Sehr viel breiter klappt dagegen der Riß in der „großen liberalen Partei“; Eugen Richter und der Professor Hänel stehen sich als feindliche Brüder gegenüber — der erstere denkt an die Zukunft und will durch weitgehende Zugeständnisse auf kirchenpolitischem Gebiet für eine nächste Wahlperiode die Minoritäten katholischer Kreise für den Liberalismus gewinnen; Herr Hänel denkt an die Gegenwart und daran, daß es selbst bei Wählern, die wahltrebnerischer Equilibristik gegenüber nicht eben mißtrauisch sind, doch einen eigentümlichen Eindruck machen muß, wenn sie ihre Erwählten das Siegesfähnlein heute in einer Stellung schwingen sehen, die gestern noch mit den düstersten Farben des oratorischen Malkastens als Canossa angestrichen wurde. Wenn Richter hier keine Bedenken kennt, so beruht der Unterschied der Auffassung vielleicht darauf, daß er über einen stärkeren „Brustton der Ueberzeugung“ verfügt, als sein Freund. Herrn Hänel's schwächere Stimme möchte bei aller Begeisterung des Vortrags sich einer so schweren Aufgabe nicht gewachsen zeigen. Richter dagegen weiß, was man einer Volksversammlung bieten

kann. Für die colossalen Stimmittel, die er besitzt, giebt es überhaupt keine Schwierigkeiten, und selbst den Beweis, daß der Unterschied von schwarz und weiß nur auf einer ungeheuren Begriffsverwirrung unserer Vorfahren beruhe, daß vielmehr beides ein und dasselbe sei, könnte er unverzagt antreten. „Lebhafter, langanhaltender Beifall“ erfolgt unter allen Umständen.

Wir übertreiben nicht. Es kann uns ja kalt lassen, wie und warum die Liberalen herunkommen, sofern sie nur ihren Irrtum einsehen. Wenn man aber das Berliner Hauptorgan des Liberalismus, die „National-Ztg.“ liest, die doch stets bemüht ist, mit einer gewissen feistfeinernen Grandezza einherzuschreiten, so staunt man freilich über die neuesten und kühnsten Zumutungen an die Wandelbarkeit ihrer Leser. Seit einigen Tagen verspricht sie den Katholiken Aushebung des Culturexamens und des kirchlichen Gerichtshofes, Reform von Anzeigepflicht und Einspruchsrecht, Erlaß des Bischofs-Eides und manches andere. Zwar verschränkt sie alles derart, daß es doch ungenügend bleibt; erwägt man aber, daß noch vor kurzem die unbedingte Anerkennung der Mairgesetze ein hundertmal betontes Fundamentalsatz liberaler Dogmatik war, so muß man zugestehen, daß die „zeitgemäße Fortbildung“ der Dogmen in sehr coulanter Weise effectuiert wird.

Uebrigens war der erfreuliche Grundton, der durch die ganze parlamentarische Beratung des Antrages Windthorst hindurchklang, der Ton des Friedensbedürfnisses zwischen Staat und Kirche. „Der Culturkampf ist zu Ende“, so hörte man vielfach sagen, nachdem ausnahmslos alle Parteien ihre Hände in Unschuld gewaschen, Niemand den Streit angefaugen haben wollte, jeder die erste Kriegserklärung dem anderen zuschob — ein merkwürdiges Schauspiel besonders für Herrn Falk, der über das Traumwesen irdischer Größe melancholisch nachgegronnen haben mag, als die stolzen Bataillone, die er einst in den Kampf gegen Rom geführt, ihn nunmehr eins nach dem andern verlassen und überliefen zum Feinde.

Schweigend wie Herr Falk verhielt sich einstweilen auch die Regierung. Den weitgehenden Forderungen des Centrums, dem bedingten Wünsche der Conservativen nach organischer Revision der Falk'schen Gesetze, den neuesten Zugeständnissen der „Liberalen“ auf diesem Gebiet — allen Parteien also steht sie, und zwar die preussische sowohl wie die Reichs-Regierung, augenblicklich recht isoliert gegenüber, insofern sie ein System discretionärer Vollmachten sich erbittet, das wenige Volksvertreter bereit sein werden ihr zu gewähren. Ueber das Reichsgesetz, welches der Antrag Windthorst zum Gegenstand hat, liegt zwar keinerlei amtliche Aeußerung vor, aber immerhin haben zwei Minister dagegen gestimmt. Dem preussischen Landtage dagegen ist eben jetzt ein formulierter Gesekentwurf zugegangen, dessen Zweck — eine kirchenpolitische Dictatur — schwerlich erreicht werden wird. Vom conservativen Standpunkt aus kann man nur wünschen und hoffen, daß die Regierung eine Stellung baldmöglichst aufgeben möge, die schon aus äußeren Gründen als unhaltbar sich herausstellt. Keine größere Gefahr für Deutschland, als wenn der „versumpfte“ Culturkampf zur dauernden Institution, und die Nation, wie vormalis, durch Bekenntnisfragen in zwei feindliche Lager geteilt würde. Ein Uebergewicht der Katholiken ist aber nirgends zu fürchten. Negativ ist hier das ganze evangelische Deutschland einig, so weit auch positiv die Ansichten auseinander gehen mögen.

Fällt uns nun, nachdem wir die Vorschläge der Regierung und diejenigen der verschiedenen Parteien geprüft, notwendig die Pflicht und Aufgabe zu, zu sagen, wie denn wir uns einen Ausgleich und die Herstellung geordneter Verhältnisse denken, so ist unseres Erachtens keineswegs um das Zugeständnis herumzukommen, daß im wesentlichen der status quo wieder herzustellen sei. Mag man nun der preussischen Verfassung ihre geraubten Paragraphen wiedergeben, oder mag man einen Zustand schaffen, wie etwa im Königreich Württemberg, wo Staat und Kirche in Frieden und Eintracht mit einander leben. Kein Mensch wird doch behaupten können, daß sich der genannte süddeutsche Bundesstaat in einem chronischen Canossazustand befinde. Wird in Preußen die katholische Abteilung des Cultusministeriums, und damit die sachgemäße Erledigung katholischer Dinge in einer protestantischen Behörde wieder hergestellt, so braucht auch darüber der Staat noch nicht zu Grunde zu gehen. Im Gegenteil beweisen die eben jetzt veröffentlichten Briefe des Erzbischofs von Spiegel, daß auch zu Zeiten diese vielgeschmähte Abteilung grade den Staat im Kampf mit der Hierarchie sehr wirksam unterstützt hat.

Aufhebung des Gerichtshofs und des proußorischen Eides sind unerlässlich. Anzeigepflicht und Einspruchsrecht müssen aufrecht erhalten, aber rechtlich begrenzt werden. Soll das letztere auch von formaler Bildung abhängig gemacht werden, so mag der zeitlich zu bestimmende Besuch staatlicher Schulen oder commissariische Beteiligung an den Prüfungen gefordert, beziehentlich aufrecht erhalten, das gebührende Culturexamen aber besätigt werden. Uebrigens ist hier die katholische Kirche von dem gesamten Culturstand des Volkes durchaus abhängig, und es gäbe wohl nichts Besseres für sie, als die Absicht, in unserem relativ gebildeten Volke mit einem ungebildeten Clerus operieren zu wollen. Will man die verbannten Bischöfe und Priester Friedens halber draussen lassen, damit sie nicht als Sieger heimkehren, so wird diese Absicht kein Hindernis der Herstellung guter Beziehungen sein.

Zur Herstellung discretionärer Vollmacht bei gegenwärtigen Gesetzen wird keine Kirche mitwirken wollen. Vielmehr ist Unabhängigkeit in allen innerkirchlichen Dingen die Lebensluft, die schlechterdings nicht entbehrt werden kann. Wir Evangelischen haben ja in dieser Hinsicht ein weiteres Herz als die Katholiken, denen auch die Verfassung dogmatisch ist. Trotzdem sollten die preussischen Conservativen, so edel es wäre, versuchen, den Frieden nicht nur um seiner selbst willen zu schließen, sondern auch sich anstrengen, zwei wichtige Forderungen der evangelischen Kirche durchzusetzen: erstens den rechtlich so gut wie möglich begründeten Anspruch auf bessere Dotierung, und zweitens die Beseitigung des verhängnisvollen Civilstandsgefetzes, das materiell und moralisch nur Unheil und Schaden angerichtet hat.

Von dem zweiten großen Fragengebiet, das unsere Zeit bewegt, dem socialen, ist im wesentlichen nur Günstiges zu berichten. Im Reichstage fand die Interpellation Hertling, welche auf Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit und auf Verbot der Sonntagsarbeit abzielt, eine durchweg günstige Aufnahme und gab auch dem Fürsten Reichskanzler Gelegenheit, sich wieder zur Socialreform im großen auf corporativer Basis fest zu bekennen, und im besonderen sich vorbehaltlich der practischen Ausführbarkeit, mit der Tendenz des Antragstellers einverstanden zu erklären. An der Ausführbarkeit ist indessen nicht zu zweifeln, da die Schweiz seit Jahren schon in einer vortrefflichen Fabrikgesetzgebung die Probe



auf's Exempel gemacht und z. B. die Sonntagsarbeit kurzweg verboten hat. Wenn bei der Behandlung dieser letzteren ziffermäßig ihr Wert für das Arbeiterbudget berechnet wurde, so geben wir die Hoffnung nicht auf, daß diese Auffassung des „practischen“ Christentums mit der Zeit noch dem theoretischen Christentum wieder Platz machen möge, das da, wo es sich um ewige Gottesgebote handelt, nicht jagend die materiellen Factoren, sondern getroffen die incommensurable Größe des göttlichen Segens in ihre Voranschläge einstellt.

Eine zweite Beratung volkswirtschaftlicher Dinge im Reichstag ging von der Linken aus. Nun ist aber gerade das volkswirtschaftliche Gebiet von jeher dasjenige gewesen, auf welchem der Liberalismus sich selbst am meisten geschadet hat, und dieses Ungeschied wurde auch jetzt um so weniger verleugnet, als der Erfaß der „alten ehrlichen“ Liberalen durch eine moderne und nichts weniger als ehrliche Generation so ziemlich vollendete Thatfache ist. Der Liberalismus als ideales System ist auch von seinen edleren Vertretern längst mit dem Capitalismus gleichgesetzt und ausgetauscht worden, und die practischen Vormünder des Wechselbalges in Presse und Parlament haben sich seit der Zeit der Schwindelperiode in handgreiflichster Weise zu mehr oder minder politischen Agenten des Gründertums gemacht. Keine Partei zählte zeitweilig und zählt noch so viele durch verunglückte geschäftliche Unternehmungen compromittierte Mitglieder.

Es versteht sich von selbst, daß allen diesen Vertretern des Börseuliberalismus nicht nur die Kritik der liberalen Gesetzgebung, der Actien-, Wechsel-, Wucher-, Bank- und anderer „Freiheiten“ und ihrer verhängnisvollen Folgen äußerst peinlich ist, sondern erst recht die positiven Vorschläge, die der Börse das Wasser abgraben sollen. Ueber die Kritik würden sie sich allenfalls noch trösten können, da sie mehr auf gutes Geschäft, als auf freundliche Behandlung sehen; ebenso erwarten sie diejenigen Gesetze mit leidlicher Ruhe, welche direct ins Börseleben eingreifen, wie Wucher- und Börsesteuer Gesetze — denn teils sind sie im Stande die Last ohne allzu großen Druck zu tragen, beziehentlich auf andere abzuwälzen, teils wird auch, das wissen sie, kein Börsemann so sehr an seinem eigenen Verstande verzweifeln, daß er nicht vielfach Mittel und Wege der Umgehung ausfindig machen könnte. Anders steht es dagegen mit solchen Maßregeln, welche das Uebel an der Wurzel und die Schäden des wirtschaftlichen Lebens nicht nur an der Börse aussuchen, sondern vor allem in der ungeregelten Production, durch welche das gemeinschädliche Börseentreiben überhaupt erst möglich wird. Dahin gehört also jede auch nur von ferne staatssozialistisch scheinende Maßregel, die Eindämmung des Actienwesens, jede Zusammenfassung des Handwerks in Corporationen, jede Fabrikgesetzgebung, die Schutz vor Ausbeutung und größere Stetigkeit in unser ganzes Erwerbsleben zu bringen berufen ist, jede Organisation von Arbeit und Credit überhaupt. Alle diese Dinge zu hemmen und zu verhindern giebt der „Fortschritt“ sich unausdenkliche Mühe.

Gestalt gewonnen in einem wirklichen Gesetzentwurf hatte ja nun bisher nur ein einziges der von der Regierung verheißenen Projecte — die Versicherung der Arbeiter gegen Unfall. Diesen Entwurf verabscheut die Linke. Aber da sie sich nicht verlästern lassen will als rein negative Partei, welche nur die positiven Vorschläge der Regierung ablehne, so gab sie zunächst in der Presse die

Parole aus: „nicht Unfallversicherung, sondern Revision des Haftpflichtgesetzes.“ Mit der Zeit mußte natürlich dies Wort in näher bezeichneter Weise eingelöst werden, und so hat dem kurz vor Schluß des Reichstags — ut aliquid fecisse videntur — die „große liberale Partei“, zum ersten Male einig, einen flüchtig zusammengeschweiften Gesetzentwurf als depositum miserabile auf den Tisch des Hauses niedergelegt. In der kurzen Beratung, die wirklich stattfand, genügten einige schneidige kritische Bemerkungen des Geh.-Rats Lohmann, um das oberflächliche Nachwerk zu vernichten, und Herrn Lasfers matte Verteiligung erinnerte wenig an die stolzen Zeiten, da er am „Gängelbände“ stundenlanges Gründerreden „die schöne Welt“ des Parlaments regierte. — Der Entwurf ist zu den Toten geworfen, d. h. einer Commission zur Bestattung übergeben worden.

Nicht von principeller, aber von practischer Bedeutung ist die Annahme der Hamburger-Zollanschluß-Vorlage durch den Reichstag. Wenn Bremen, wie zu erwarten steht, bald nachfolgt, so wird die wirtschaftliche Einigung Deutschlands vollendete Thatfache sein.

Vom Reichstage ist Neuenswertes kaum weiter zu berichten, wenn nicht etwa die innerhalb wie außerhalb desselben ununterbrochen fortgesetzten Angriffe auf das hochverdiente Mitglied desselben, den Hofprediger Stöcker. Der nicht eben glückliche Ausgang eines Wortgesprächs zwischen Stöcker und dem Abg. Löwe, weil ersterer das Beweismaterial für eine Behauptung älteren Datums nicht gleich zur Stelle hatte, gab den Juden und Judengenossen zu einem wahren Sturm von Unwahrheiten und Beschimpfungen Anlaß, ja sogar zu Träumen, als könne Stöcker von den Conservativen getrennt werden. Doch wurde der Wunsch, der dieses Gedankens Vater gewesen, nicht nur arg enttäuscht, sondern das gerade Gegenteil trat ein. Ausnahmslos bekannten sich alle conservativen Blätter nur um so nachdrücklicher zu dem tapferen Vorkämpfer der christlich-socialen Sache in Berlin, und das nachträglich herbeigeschaffte Beweismaterial würde die dreiste Unwahrhaftigkeit des jüdischen Abgeordneten Löwe vollends erwiesen haben, wenn überhaupt irgend jemand an derselben gezweifelt hätte.

Der preussische Landtag ist am Sonnabend den 14. Januar eröffnet worden mit einer kühl geschäftsmäßigen Thronrede. Ob es zweckmäßig sei, gleichzeitig Steuererlaß und eine „mäßige“ Anleihe zu verheißen, wird auch dann Gegenstand ernster Erwägung sein müssen, wenn der Erlaß aus laufenden Mitteln befriedigt, die Anleihe aber zu einmalig-productiven Zwecken verwandt wird. — Ueber die kirchenpolitische Vorlage, die noch nicht beraten wurde, haben wir an anderer Stelle eingehend gesprochen. Hinzuzufügen bleibt nur, daß die Regierung im Etat die nötigen Mittel für eine dauernde Gesandtschaft bei der Curie fordert, deren voraussichtlicher Träger, Herr von Schlözer, soeben aus Amerika zurückkehrt. Es steht zu hoffen, daß uns auch dieser Schritt den Ausgleich erleichtern und uns dem Frieden wirksam näher führen wird.

Eine gleichfalls nur preussische, aber principell überaus bedeutame That ist der königliche Erlaß vom 4. Januar. Derselbe stellt zunächst in festen und unzweideutigen Worten das monarchische Princip jeder Verdunkelung gegenüber klar, die im Sinn des Parlamentarismus versucht werden könnte, und wendet sich dann an die Beamten, an die Verwaltungsbeamten sowohl, welche mit Ausführung

der Regierungsacte betraut sind, als auch an die anderen, welche nicht unmittelbar in dieser Weise thätig sind. Beide Kategorien werden an ihren Dienstleid erinnert und auf Grund desselben von den ersteren die Vertretung der Regierungspolitik auch bei den Wahlen, von den letzteren wenigstens die Enthaltung von jeder Agitation gegen die Regierung verlangt, beziehentlich erwartet.

Hat dieser Erlass aus naheliegenden Gründen bei den Vertretern der Linken im Ausland mehr noch als im Inland auch in seinem ersten Theile harten Widerspruch gefunden, so kann das nicht Wunder nehmen, wenn man die Gepflogenheiten des kosmopolitischen Liberalismus und seinen Anspruch auf Parlarmentsherrschaft kennt. Was aber den zweiten Teil betrifft, so kann nicht in Abrede genommen werden, daß Deutungen möglich sind, die auch auf königstreuer und monarchischer Seite nicht ganz unerheblichen Bedenken unterliegen.

Wir verzichten selbstredend auf eine kritische Darlegung dieser Bedenken. Immerhin wird es gestattet sein, ganz im allgemeinen einige Gedanken zu entwickeln über die Stellung der Beamten im constitutionellen Staat unserer Tage, und über die theoretische Frage, wieweit eine Regierung sich an der Wahlbewegung beteiligen und ihren Beamten Wahlthätigkeit zumuten dürfe. Diese Frage ist aber vom conservativen Standpunkt aus deshalb so schwer zu beantworten, weil so ziemlich das ganze Wahlwesen unconservativ ist, weil es als mechanisch gemachte Schablone im Widerspruch steht mit allem organischen, geschichtlich gewordenen Verfassungsleben; es ist im Grunde ein Unding, daß ein Beamter heute die Regierung dem Volk gegenüber, und morgen das Volk der Regierung gegenüber vertreten soll. Indessen ist der Constitutionalismus Thatsache und eine Antwort muß gefunden werden. Nachdem fast überall die ständische Vertretung der Vergangenheit angehört, z. B. also in Preußen der grundbesitzlich angelegene Landrat, in welchem zweifellos ein ständisches Moment lag, verschwunden ist oder doch verschwindet, weil er in die kunstvolle moderne Verwaltungs-Maschinerie nicht mehr paßt, übrigens aber von englischem Selbstgovernment bei uns wenig die Rede ist, so handelt es sich jetzt um das Heer der Berufsbeamten. Es ist bekannt genug, daß diese in Frankreich — das napoleonische Präfecten-System — wesentlich Wahlagenten der Regierung sind, deren amtliche Brauchbarkeit in erster Linie nach dem Erfolg ihrer Wählerereien bemessen wird. Tritt ein Systemwechsel ein, so sind nur zwei Wege möglich. Die Charakterlosen machen den Wechsel mit und erklären heute für republikanisch, was sie gestern noch für monarchisch ausgaben — die politische Ueberzeugung sinkt in die Kategorie der Leibwäsche herab. Die Charakterfesten dagegen werden heftig abgetrieben. — In Preußen hatten in politischer Hinsicht die Landräte bisher eine wesentlich freiere Stellung; es verstand sich von selbst, daß ein offenes Auftreten gegen die Regierung nicht möglich war, wie denn ein solches nie und nirgends gebuldet werden kann; wohl aber war eine vorsichtige Reserve möglich. Z. B. war dem Conservativen das Verharren im Amte möglich in einer Zeit, welche etwa liberale Gründer und Kulturkämpfer als Regierungscandidaten sah; oder auch der katholische Landrat ließ sich in einen protestantischen Kreis Kulturkampfes halber versetzen, wenn er es mit seinem Gewissen unvereinbar hielt, Herrn Falk Hülfsstruppen werden zu helfen für dessen bekannten Feldzug „gegen Rom.“ Diese Praxis war nicht „parlamentarisch“, aber monarchisch und

sittlich; sie hatte einerseits eine Schonung der Gewissen, und andererseits die nötige Stabilität und Continuität der Verwaltung zur wohlthuernden Folge.

Wir glauben, daß sich ein besserer Modus vivendi, als der bisher in Preußen vorhandene, bei constitutionell-monarchischer Regierungsform kaum wird ermitteln lassen, und daß der königliche Erlaß lediglich die Aufrechterhaltung desselben betonen soll\*). Ebenso wird auch das Wort „Agitation“ sich nicht auf maßvolle Vertretung einer abweichenden Ueberzeugung durch Wort und Schrift beziehen sollen, sondern lediglich auf unanständige und lärmende Agitation, wie sie ja leider immer mehr Sitte wird und von vielen Beamten während der letzten Wahlbewegung oft in der rücksichtslosesten Weise getrieben worden ist. — Auf diese Weise verstanden kann die Warnung des Erlasses Zustimmung finden, wie es denn nicht minder erfreulich ist, daß die Freiheit der Wahlen selbst, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, in keiner Weise beeinträchtigt werden soll.

Im allgemeinen wird es ein conservatives Interesse sein, richtige Gedanken auch möglichst correct zu formulieren.

Auf dem Gebiete der nicht-parlamentarischen Politik ist ein Parteitag zu erwähnen, den der Vorstand des Wahlvereins der deutschen Conservativen zum 17. Januar nach Berlin berufen hatte. Derselbe war aus allen Teilen des Reiches zahlreich besucht; 300 Gäste hatten der ergangenen Einladung entsprochen. Der Zweck des Tages: die äußere Organisation unserer Partei in einigen wesentlichen Punkten zu vollenden und auszubauen, ist insofern vollkommen erreicht, als die Absichten des Vorstandes gut geheißen, die vorgelegten Pläne legalisiert wurden. Der Verlauf der Zusammenkunft war übrigens um so erfreulicher, als neben der ungetheilten Anerkennung aller Vorteile, die eine wohlgeleitete Organisation unter Umständen bringen kann, doch auch von seiten eines ehrwürdigen Mitgliedes der Versammlung die Warnung vor Ueberschätzung des äußeren Apparates nicht fehlte und ein Hinweis darauf, daß der Lebensnerv einer Partei in ihrem Princip, die Lebenskraft auf der Treue zu ihren Grundsätzen beruhe. Denn auch Parteidisziplin sei nur da möglich, wo nach Grundsätzen, und nicht nach diplomatischen Rücksichten verfahren werde. — Das deckt sich mit unseren Ansichten. Hat irgend eine Partei Principien, die im Staude sind, ihr Festigkeit und Dauer zu geben über die wechselnden Menschen und Umstände hinaus, so ist es die conservative. Aber nur dann kann sie ihre Kraft bewahren, wenn sie sich gleicher Weise davor hütet, nach oben hin berechnendem Opportunismus zu verfallen, nach unten hin der Menge zu schmeicheln und in den Mitteln der Agitation mit der Linken wetteifern zu wollen. So allein kann sie sich auch bewahren, der „Reaction“ im üblen Sinne des Wortes zu verfallen, d. h. der Neigung, mit äußeren Mitteln dem Patriotismus und der Gesinnung nachzuhelfen zu wollen. Nur aus dem klaren Born unwandelbarer Ideale kann sie im Staude sein ewige Jugend zu trinken.

Das möchten wir auch den mancherlei Stimmen gegenüber betont haben, die sich jetzt von einer Verschmelzung der Frei- und der Deutsch-Conservativen zu einer „großen conservativen Partei“ allerlei Schönes und Gutes sprechen. Mag

\*) Anm. v. d. Correctur: Die wohlwollende Deutung ist inzwischen für die officiell beabsichtigte erklärt worden. 27. Jan. D. v. C.

man doch ruhig die Mittelparteien sich selbst und ihrer Liquidation überlassen. „Die „Post“ hat sich“ — sagt nicht ohne Witz ein befreundetes Blatt — „bereits losgerissen und irrt als bahnlöser Kometenschwanz am politischen Himmel umher, selbst durch den Ordnungsruf ihres Fraktionsvorstandes nicht zur Vernunft gebracht.“ Die Verschmelzung so völlig ungleichartiger Elemente kann gar nicht von Dauer sein; sie dürfte sich über den Wert einer kurzlebigen „Mandatversicherungsgesellschaft“ schwerlich erheben.

Die zweite Kammer des bayerischen Landtags mit ihrer aus Ultramontanen und einigen evangelisch-conservativen Mitgliedern gebildeten Majorität hat bisher wenig erreicht. Theils steht ihr die Regierung entgegen, theils auch das Herrenhaus, dessen Haltung in der Civilehe-Frage von den landläufig liberalen Anschauungen kaum abweicht. Schließlich und nicht zum wenigsten scheinen persönliche Reibungen und Zänkereien innerhalb der ohnehin schwachen Mehrheit — ein hervorragendes Mitglied ist bereits feierlich ausgeschlossen worden — alles einheitliche Vorgehen vollends unendlich zu machen. — Dagegen beginnt in den Blättern das Acten-Material über die Frage, ob der Hofcanonicus Türk recht gehört habe, wenn er sagt, der Bischof von Speyer habe ihm gesagt, daß der Papst diesem gesagt habe, Herr von Luz sei ein „uomo d'ingegno e di mente“ — unheimliche Dimensionen anzunehmen.

In Oesterreich hat lange ein unpolitisches Ereignis das öffentliche Interesse durchaus in Anspruch genommen, wir meinen den Brand des Ringtheaters, dem 800 Menschen zum Opfer fielen. Auf den Ernst des Gottesgerichtes über diese moralisch durchaus nichtsnutzige Schaubühne hat schwerlich auch nur ein einziges Organ der Wiener Tagespresse hingewiesen, dagegen füllten die zügellosen Judenblätter ihre Spalten mit Erörterungen, ob die Stadtverwaltung oder den Grafen Taase die größere Schuld an den mangelhaften Vorkehrungen treffe. Der Bürgermeister ist gestürzt. Da indeß Graf Taase der politisch mißliebigere ist, so blieb ein gutes Teil der Schuld auch an ihm haften. Immerhin hat sich auch wirklich ein ganz respectables Maß altösterreichischen Verwaltungsschlenndrians als unausgestorben herausgestellt.

Nicht minder lebenskräftig zeigt sich nach wie vor der Einfluß der Bontour'schen Länderbank, für welche sich offenbar Graf Taase und der Finanzminister Dunajewski, wie man sagt noch höhere Gönner, lebhaft interessieren. Der Versuch dieses humanitären Instituts, das auf dem Wege der Börsenspeculation nicht nur das Kapital, sondern hoffentlich mit der Zeit auch die Völker „christianisieren“ wird, einen Absenker nach Berlin zu verpflanzen, soll am Widerstand der hiesigen Börsenjuden gescheitert sein. Kapitalmächtige „christliche“ Gegner dürfte es aber hierorts nicht eben viele geben. Dagegen haben das „christianisierte“ Wiener und das jüdische Pariser Kapital sich in Oesterreich eine ungeheure Seeschlacht geliefert, und die französischen Juden sind aufs Haupt geschlagen, trotzdem sie in Wien schon ein halbes Duzend große Blätter gekauft hatten. Der Hinterhalt ihrer Gegner scheint übermächtig gewesen. Neuerdings hält freilich der Pariser Krach auch in den Bontour'schen Reihen seine gewaltigen Ernten. Herr Bontour aber soll gleichwohl jetzt seine Operationen in Italien nicht ohne Erfolg fortsetzen und zum nicht geringen Entsetzen auch der Regierung, den Liberalen eine Zeitung nach der anderen vor den Augen weg-

kaufen. — Ginge dieser Hexensabbath gewissermaßen nur als Geheimnis des letzten Grades in einem kleinen freimaurerisch eingeweihten Kreise der Börseleute vor sich, so könnte man das Unwesen sich selbst überlassen. Aber daß schließlich zur Möglichkeit desselben doch auch die Erparnisse zahlloser kleiner wirtschaftlicher Existenzen beitragen, die durch Versprechungen verführt, oder gar durch Lüg und Trug herangepreßt werden — das giebt der Sache einen Ernst und eine Bedeutung, die in social-politischer Hinsicht immer wieder hervorgehoben werden muß. — Das einzig erfreuliche Anzeichen auf diesem bedenklichen Gebiet ist die auf Antrag Lienbachers von der Centrumspartei beschlossene Bestimmung, daß kein Mitglied derselben Aufsichtsrat oder Verwaltungsrat sein darf. Das ist in der That das einzige Mittel, um politische Gräber aus den Fractionen fern zu halten.

Wesentlich harmloser als die Freibeuter der Börse sind die immerhin recht starken „Aüberbanden“, welche augenblicklich die Kriwo scie und die Boche di Kattar o unsicher machen, zumal die „Nicht-Händer“ in jener schönen Gegend nur in der Diaspora vorkommen. Daß sie von Oesterreich vor etwa einem halben Jahre eine schöne neue „Justizreform“ bekommen haben, hat kein Mensch bemerkt, daher sie denn auch mit diesem Culturfortschritt ganz zufrieden waren. Seit aber der neue Heimatstaat Wiene macht, die dortige Jugend zum Militärdienst heranziehen und selbst Muhamedaner den Gaiuren unterstellen zu wollen, ziehen sie es vor, bei den Justizverhältnissen ihrer Altvordern auch in dieser Hinsicht zu bleiben.

Von unserem zweiten Nachbar im Osten, von Rußland, dringen nach wie vor nur spärliche und vielfach unverbürgte Nachrichten zu uns herüber. Wenn es richtig wäre, so darf man eine Maßregel Ignatiems als wichtige Socialreform ansehen, durch welche die adligen Gutsherren veranlaßt werden, sich über die Auftheilung des Landes mit ihren Bauern zu verständigen, widrigenfalls die Regierung die Ordnung dieser Dinge selbst in die Hand nehmen würde. Nach anderer Auffassung freilich würde die Regierung sich auf diesem Wege nur neue Feinde schaffen und geschaffen haben.

Zweifelsohne als der Erfolg dieser Reformen mag die Thatsache feststehen, daß jetzt in Petersburg recht viele Einflüsse wirksam sind, die nicht eben zu Gunsten Deutschlands arbeiten. Kattow, der panslawistische Journalist, frühstückt beim Jaren, und Madame Adam, eine politische Hetäre aus Paris, die Beziehungen zu Gambetta hat, beim Grafen Ignatiem. Steter Tropfen höhlt den Stein. — Einmweilen werden übrigens die Vorbereitungen zum Krönungsfest in Moskau eifrig betrieben. Dieselben bestehen vorzugsweise in Verhaftungen mehr oder minder verdächtiger Individuen und in Hausdurchsuchungen nach Schießbaumwolle und Dynamit.

Wenn in Polen arge Zudenkrawalle stattgefunden und die Ruhestörer bei den russischen Gerichten sehr mildes Urtheil gefunden haben, so ist das nicht eben auffallend. Merkwürdig dagegen ist unbedingt, daß in England ungemessene Sympathie-Aeusserungen mit Geldsammlung für die armen polnischen Juden ins Leben gerufen werden. In souveräner Herzstrenghheit vergißt dieses hochmütige Volk, daß die Schäden Irlands denn doch im Augenblick viel ärger sind, als ein vorübergehender Putzsch in Rußland gegen mißliebige Juden.

Frankreich steht in einer Krise, Gambetta's Ansehen sinkt, mag er nun

im Ringen um das Visten scrutinium seinen Willen bekommen oder nicht. Unsere Chronik der Vorgänge in Paris müssen wir leider mangelnden Raumes halber für das nächste Mal verschieben — wir werden dann gleich dem Gang der Ereignisse in den letzten Monaten seinen endgültigen Abschluß hinzufügen können.

Nur die „Papstfrage“ mag heute noch kurze Erwähnung finden, weil sie ihrerseits bis zu einem gewissen Grade bereits abgeschlossen hinter uns liegt. Es stellt sich mehr und mehr heraus, was wir nie bezweifelt haben, daß nämlich einige tausend Quadratmeter Zeitungspapier pro nihilo mit den schönsten Artikeln bedruckt sind. Am Schluß des Jahres noch etwas Wetterleuchten: Cardinal Schwarzenberg sagt, der Papst bleibe, Msgr. de Bonnehofe schreibt, er gehe. Jetzt ist alles still.

Eine vielgelesene, aus dem Französischen überfetzte Schrift: „Die Lage des Papstes und das letzte Wort in der römischen Frage“, welche auf katholischer Seite als „ein bedeutender Beitrag zur Lösung“ derselben bezeichnet wird, enthält, wie wir schon im vorigen Heft betonten, ganz unmögliche Vorschläge. Vorläufig ist gar nicht daran zu denken, daß die italienischen Herrscher auch nur wagen könnten, ihre Residenz von Rom zu verlegen. Es wäre ihr Ende. Dagegen läme es auf den Versuch der Curie an, durch ein zweites Avignon, vielleicht in Fulda, den Italienern klar zu machen, was sie verlieren, um vielleicht im Verlauf von einigen Jahrzehnten die Sehnsucht nach ihrer Rückkehr zu wecken und zu zeitigen. Nichts zeigt uns ja — das ist eine alte psychologische Regel — so sehr den Wert eines Besitztums, als der drohende oder gar eintretende Verlust.

Für uns Protestanten bleibt ja im Gegensatz zu unseren katholischen Volksgenossen, denen sie ein Sichtbares und Greifbares ist, die Kirche etwas Unsichtbares, ein Gegenstand des Glaubens, und nicht des Schauens. Und darum hat es ja und wird es für uns immer etwas Befremdendes haben, wenn grade vom Papst, der der römischen Kirche als Statthalter des Herrn gilt, als Stellvertreter Christi, dessen Reich doch nicht von dieser Welt war, wenn grade hier ein so nachdrücklicher Wert auf das kleine weltliche Reich gelegt wird, das sich einst um die Hauptstadt der Christenheit her streckte. Wir verstehen es vollkommen, wenn man sich formal verwahren und rechtlich den Protest gegen die Aumerion des Kirchenstaates aufrecht halten will, aber im Uebrigen können wir uns natürlich nur für das erwärmen, was wirklich das Wesen der Kirche trifft, für das, was allen christlichen Confessionen gemeinsam als ein Offenbartes und von Gott Gewolltes aus der Ewigkeit in die Zeiten hereinragt. Die Weltreiche zerfallen, die Menschen vergehen. Nur das Wort bleibt stehen. Verbum Dei manet in aeternum.

Berlin, 24. Januar.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### I. Politil und Volkswirtschaft.

— Von den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ (begründet von Oberkirchenrath Dr. Wählgäuser und Prof. Dr. Geffken, fortgeführt von E. Febr. v. Ungern-Sternberg in Dresden und Pfarrer G. Schloffer in Frankfurt a. M.) sind zwei Hefte erschienen, die zwar nicht eigentlich in die Kategorien der Ueberschrift gehören, indessen wegen des

vorniegend zeugeschichtlichen Charakters der ganzen Unternehmung hier besprochen werden mögen: Band VII, Heft I Das Alter der Erde von Fr. Passl. — Band VII, Heft II Die evangelische Kirche Oesterreichs im Jahre des Toleranz-Jubiläums von R. F. Kühne. — Prof. Dr. Friedrich Passl gehört nicht zu den Gelehrten, von denen in der Öffentlichkeit viel die Rede ist; sein ausgesprochen christlicher Standpunkt erklärt das ansprechend. Darum ist sein Name unter den Sachverständigen, die hier wie überall allein mitzusprechen berufen sind, aber nicht minder hochgeachtet. Niemand bestreitet ihm seinen Platz im ersten Rang der Wissenschaft. Unter diesen Umständen bedarf seine neueste Abhandlung in den „Zeitfragen des christlichen Volkstums“ kaum einer besonderen Empfehlung. Gleichwohl sei hier bemerkt, daß auch ein Mann, der auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften gründlicher Kenner ist, und zwar sein Geringerer als Victor v. Strauß, die Arbeit als eine ausgezeichnete Leistung bezeichnen. — R. F. Kühne ist dem christlich-konservativen Lesepublikum ebenfalls vortheilhaft bekannt. Seine Darstellung der evangelisch-kirchlichen Zustände Oesterreichs seit Erlass des Toleranzedicts am 13. Oktober 1781, muß neben großen formellen Vorgängen vor allem deshalb angenehm berühren, weil der Verfasser der naheliegenden Versuchung zur Polemik widerstanden und das objective Moment dem subjectiven gegenüber so glücklich gewahrt hat, daß seine Arbeit in der That als eine wertvolle Bereicherung der kirchengeschichtlichen, sowie auch der allgemeinen geschichtlichen Literatur angesehen werden darf. Scheint er als geborener Oesterreicher und genauer Kenner der österreichischen Zustände an sich zur Lösung der Aufgabe vorzugsweise berufen, so hat er dieser Berufung auch Ehre gemacht. Die Leser der „Zeitfragen“ werden sich sicher freuen, seiner Feder bald einmal wieder zu begegnen.

— Disraeli's romantischer und Bismarck socialistischer Imperialismus von Bruno Bauer. 1882. (Ghemnig. Verlag von E. Schmeißner.) Dieses Buch hält nicht, was es auf dem Titel verspricht. Es bietet nicht, wie man erwarten sollte, eine zusammenhängende Darstellung des Disraeli'schen und Bismarck'schen „Imperialismus“, sondern eine Sammlung von längeren und kürzeren Leitartikeln und feuilletonartigen Auslassungen über alle erdenklichen Tagesfragen, und das in einer Form, der noch die Eierchale des Zeitungstites ganz unwürthlich anhängt. Es ist das freilich nichts neues. Wir sind es längst gewohnt, daß man uns „Bücher“ hinwirft — anders können wir es nicht bezeichnen, die nichts als ein Bündel in sich zusammenhangloser Tagesleistungen darstellen, wobei das materielle Interesse des betreffenden Verfassers die Rolle des „rothen Fadens“ spielen muß. Wer die Schwierigkeiten literarischen Erwerbes kennt, wird die Betonung jenes Interesses nicht allzu streng beurtheilen; soviel aber darf man bei aller Milde verlangen, daß wenigstens die schlimmsten Böden des in und an sich Unverbundenen bedekt werden, d. h. daß der Verfasser sich die Mühe nimmt, die directe Beziehung auf den Tag auszumerzen. In dem vorliegenden „Buche“ ist das im besten Falle nur theilweise geschehen. Herr Bruno Bauer denkt vielleicht, daß das Publikum, wie es heute ist, davon wenig merken wird, und darin mag er recht haben. Freilich wird er sich aber nicht wundern dürfen, wenn die Wenigen, die mehr Kritik anzulegen gewohnt sind, ihm mit gleicher Münze dienen, d. h. seine Erzeugnisse ebenso „in blanco“ abthun, wie er selbst mit dem Leser umspringt. Jeden Wert und jedes Interesse braucht man dem „Sammelwert“ darum noch nicht abzuspochen. So flüchtig er gearbeitet zu haben scheint, so zeigt Herr Bauer doch ein ungewöhnliches Maß von positiven Kenntnissen und nicht selten auch von Geist. Einen bestimmten Standpunkt darf man bei ihm freilich nicht suchen. Es geht alles auf in der negativen Kritik; Niemand macht es ihm recht, weder Fürst Bismarck, noch Windthorst, weder die Conservativen noch die Liberalen, nicht einmal Beaconsfield, obwohl er für diesen am meisten Anerkennung zu haben scheint. Daß sie alle mit einander zu mancher Ausstellung Anlaß geben, mag ja sein; aber das brauchen wir angesichts der ins Riesennäßige anwachsenden Verurteilungswut dieser Tage aus einem „Buche“ nicht nochmals zu erfahren, wenn wir es in unzähligen Leitartikeln schon gelesen haben. Wir sind krank an Kritik. Wer sich zur Anerkennung nicht anzuschwingen vermag — und diesen Standpunkt begreifen wir sehr wol — möge uns, wenn er nichts Positives zu bieten hat, wenigstens nicht zumuthen, daß wir seinen Ueberdruß an Welt und Menschen in unserm Bücher-Schrank aufbewahren. In der Zeitung lassen wir ihn und schon eher gefallen.

Wertlos ist: Ein Vorschlag zur Beilegung des Kulturkampfes. Von einem freisinnigen Katholiken. 1881. Preis M. 1.50. (Leipzig, Otto Wiegand.)



## 2. Apologetik.

— Gottes Zeugen im Reich der Natur. Biographien und Bekenntnisse großer Naturforscher aus alter und neuer Zeit von Otto Zöckler, ord. Prof. a. d. Universität Greifswald. 1. Teil. Die früheren Jahrhunderte (bis 1781). Gütersloh 1881. 4.50. M. — Der große Reich und die umfassende literar-historische Kenntnis des Verf. ist durch seine früheren Werke (Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Die Lehre vom Ursprung des Menschen.) bewährt. Ebenso sein tiefer apologetischer Sinn und die milde und treue Form seiner Darstellung. Während aber in den zuletzt genannten Werken dem Leser allerdings mehr ein eigentliches Studium zugemutet, als eine genügende Lectüre dargeboten werden mußte, treten hier aus demselben Stoff die wissenschaftlichen Leistungen und das ganze Leben und Wesen der hervorragenden Naturforscher in ihren Lebensabrißen und bedeutendsten Ansichten in viel besser genießbarer und verständlicher Weise hervor. Ganz richtig war es, um dieses Ziel zu erreichen, abgesehen von einigen kürzer behandelten Gruppen aus dem langen Zeitraum, der in der vorchristlichen Zeit mit Anaxagoras beginnt, bis zum Jahre 1781 nach Christo nur auf etwa 34 der bedeutendsten Persönlichkeiten, und auf diese um so näher einzugehen. Der 2. Band, dessen Erscheinen zum Schluß dieses Jahres verheißen wird, soll das Jahrhundert von 1781 bis 1881 umfassen. In diesem wird ohne Zweifel die schwierigere Aufgabe zu lösen sein, sowohl was die Auswahl der Persönlichkeiten, als was die Behandlung ihrer religiösen Stellung betrifft. Als Problem, dessen eigentliche Lösung erst der folgende Band bringen soll, wird schon hier hingestellt: „ob etwas in der Naturforschung an sich gelegen sei, was tiefer in sie Eindringenden notwendig zu Gotteskennern mache? oder kürzer: ob „eine Solidarität zwischen Naturwissen und Theismus bestehe?“ — Die Verneinung dieser Frage ist sicher voranzusehen, aber sie wird in dem jetzt verflohenen Jahrhundert weniger leuchtend hervortreten, oder doch schwieriger hervorzuheben sein, als in den vorhergegangenen. Je weiter Zeiten hinter uns liegen, desto scharfer tritt die Bedeutung mächtiger Persönlichkeiten, welche in ihnen wirkten, hervor, und dann bringt die immer größere Ausdehnung des Arbeitsfeldes mit sich, daß so universelle Genies, als die früheren Jahrhunderte zeigten, heute kaum noch möglich sind. Aus der großen Masse der neueren mehr oder weniger brauchbaren Spezialisten, von denen man leider so vielen nicht einmal mehr eine wirkliche allgemeine Geistesbildung zuschreiben darf, sind die wirklich bedeutenderen Naturen nicht so leicht herauszufinden und der innerste Kern ihres Wesens in ihrer religiösen Stellung nicht so leicht richtig zu erkennen. — Hoffen wir, daß der Verf. auch die schwerere Aufgabe, welche der zweite Band bietet, so befriedigend wie bis hierher lösen wird. Bei aller Anerkennung des Geleisteten kann doch aber Ref. das Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß ein Mann wie Lord Bacon fast ganz übergangen ist, was allerdings durch das, was der Verf. in seiner Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft über ihn sagt, erklärlich wird. Aus den dort citierten, teilweise sehr wenig maßgebenden Aussprüchen anderer entnimmt er eine ungünstige Meinung von Lord Bacon, und wie wäre es in der That möglich, auf einem so ausgedehnten Felde sich überall durch Quellenstudium von den Urteilen anderer unabhängig zu machen. Bacon's gesammelte Werke umfassen in der englischen Ausgabe von 1838 über 1600 ziemlich eng gedruckte Royal-Octav-Seiten. In eingehender Würdigung seines so auffallende Gegensätze bietenden Wesens ist hier nicht der Ort; aber wenn auch die eignen naturwissenschaftlichen Forschungen des auf so mannigfachen Gebieten thätigen Lord-Kanzlers von England weit hinter dem Ziel bleiben, das er der Naturforschung für alle Zeiten gesteckt hat, so bleibt doch allgemein und auch von Zöckler anerkannt, daß Lord Bacon eine Epoche und vielleicht die größte und bedeutendste in der Entwicklung der Naturwissenschaft bezeichnet; wie ihm z. B. Liebig unbedenklich eine hervorragende reformatorische Stellung als Sieger über die sogen. aristotelische Philosophie vindicirt (Dem. u. d. Verf. d. Tier-Chemie u. Tier-Physiologie. 1841. S. 29 u. 33). Ein Mann, der diese Stellung in der Geschichte der Naturforschung hat, dabei von einer solchen Universalität des Geistes ist, daß ihn der Pöbel über die sogen. aristotelische Philosophie bezeichnet als „den größten Genies, den England, und vielleicht alle andern Länder je erzeugt haben“ (Introductory essay zu der schon angeführten Gesamtausgabe S. 1.) und in welchem dabei das religiöse Element mit der größten Entschiedenheit und in der wohlthunendsten Weise in den Vordergrund tritt, hätte doch wohl gerade bei dem Ziel, das unser Verf. sich gesteckt hat, eine eingehendere Beachtung erfordert.

## 3. Poesie.

Wenngleich das Buch schon ein Mal besprochen ist, so hoffen wir doch, daß auch die nachstehende wertvolle Würdigung desselben unseren Lesern willkommen sein wird: *Nicordo. Einbrüche einer Reise im nördlichen Italien in Gebichten von Gottfr. Flammberg.* (Wätersloh, 1881. Bertelsmann.) Einem bedeutenden, vielseitig und tüchtig gebildeten, mit Natur, Kunst und Geschichte gleichermaßen vertrauten Manne wird noch in späteren Lebensjahren der lange gehegte Wunsch erfüllt, Italien zu besuchen und Venedig, Florenz, Pisa, Genua, Turin, Mailand, Verona zu sehen. Die lebhaften, bald gewaltigen, bald lieblichen Einbrüche, die er hier empfangen, trägt er in seine deutsche Heimat zurück, aber sie lassen seinem immer thätigen Geiste keine Ruhe, sie wollen reproducirt, sie wollen vergegenständlicht sein. Er hat genaue und ausführliche Tagebücher zurückgebracht und könnte aus ihnen in gefäßerer Stimmung gar wohl eine anziehende Beschreibung des Gesehenen, Betrachteten und manches artigen und anmutigen Erlebnisjes zusammenstellen. Aber Phantasie, Gemüt und Empfindung sind von dem Allen noch zu frisch, zu warm, zu lebhaft erregt, und so gestalten sich ihm die einzelnen Erinnerungen wie von selbst zu Gebichten. Denn das herrliche Land mit seinen Schönen und alle dem Schönen aus Vergangenheit und Gegenwart hat selbst wie ein Gebicht auf ihn gewirkt und verlangt in ihm den entsprechenden Widerhall. Was er so als Denkmäler eines glücklichen erhöhten Zustandes in poetische Formen giebt, soll eigentlich diesen nur für ihn selbst und für seine Nächsten sekhalten. Da er es jedoch Freunden mittheilt, so zeigt sich alsbald zustimmende Billigung und er erkennt, daß er nicht nur eigenen, daß er allgemeinen Einbrüchen und Empfindungen Worte verliehen habe. Wahrscheinlich zwischen dieser Erfahrung und dem Entschlusse, der Auforderung zur Veröffentlichung des Gebichte Folge zu geben, ist dann durch einzelne theils ergänzende, theils hinüberleitende Gebichte ein, wenn auch nur lose verbundenes Ganze hergestellt worden. Und dieses ist überoll erfreulich und anregend. Es ist, als ob über den Verfasser eine neue Jugend gekommen wäre, so offen ist sein Auge, so lebendig seine Auffassung, so warm sein Herz für alles, was einer solchen Teilnahme wert ist. Wie viel dessen sei, wird jeder schätzen, der jene Lande, jene Kunstwerke der Baumeister, Maler und Bildhauer, jene Städte und ihre Geschichte kennt. Es wird ihm ein Genuß sein, die eignen Erinnerungen durch diese Gebichte in frischer Färbung neubelebt zu sehen und vordem Empfundenes nochmals und in poetischer Steigerung durchzuempfinden. Die äußere Form der Gebichte, die je für sich abschließen, ist sehr mannigfaltig, entspricht aber zumeist dem, was zu den verschiedenen Zeiten in Italien selbst heimisch gewesen, so daß auch darin die Luft des Landes aus ihnen weht. Elegisches und idyllisches Versmaß erinnern an das Altertum, Sonette, Terzinen, Stouzen an die mittlere Zeit; daneben finden sich auch neugebildete Strophen und einmal reimlose Verse. Eristlich hat der Verfasser viele Sorgfalt auf diese äußere Gestaltung gewendet, und findet man hier und da noch kleine Anstöße in Rhythmus und Reim, sowie in der Wahl einzelner Worte und Wendungen, so müßte man schon ein arger Kritiker sein, um sich dadurch im Genuße so vieler Schönen und Seltsamen stören zu lassen.

E. I.

## 4. Volksschul-Literatur.

— Grundlinien der pädagogischen Psychologie. Ein Leitfaßen zunächst für den Gebrauch des Schullehrer-Seminars von Gustav Fr. Pfisterer, Seminarrektor in Eßlingen. (Wätersloh 1880. Bertelsmann.) Preis (?) 52 S. — Ueber den Nutzen eines besonderen Unterrichts der zukünftigen Volksschullehrer in der Psychologie sind bekanntlich die Ansichten sehr geteilt. Wir hörten neulich auf einer vielbesuchten Lehrer-Conferenz von einem alten Herrn als bestes psychologisches Handbuch „die heilige Schrift alten und neuen Testaments, deutsch von Dr. Martin Luther“, den jungen, recht gelehrt sein wollenden Lehrern zu fleißigstem Gebrauche unter Garantie des gewissen Nutzens für das Werk der Kindererziehung empfehlen. Was scheint der alte Herr recht zu haben. Wenn aber einmal Unterricht in der Psychologie gefordert wird und erteilt werden soll, so muß dies wenigstens in einer die abstracte Wissenschaft möglichst veranschaulichenden Weise geschehen, soll's den meistens aus der Elementarschule kommenden Jünglingen der Seminare dabei nicht so mühselvoll, wie des Merphisto Scholaren im Foust ergeben. Der Versuch eines Leitfaßens, den Pfisterer im Vorliegenden gemacht, muß daher bei aller Anerkennung für seine Arbeit doch im Ganzen als nicht ganz gelungen bezeichnet werden. Man

höre eine beliebige Probe: „das Gewissen ist das Vermögen des „in und bei sich Wissens“ oder des unmittelbaren, nicht durch Ueberlegung und Reflexion vermittelten Wissens um das Gute und Rechte, speciell um das formale Verhältnis, das zwischen einer vorliegenden Gelegenheit zum Handeln, oder einer von uns vollbrachten Handlung, oder unserem dergleichen inneren Gesandtschaftszustande einerseits und dem Stande und den Forderungen unseres sittlichen Triebes andererseits obwaltet.“ Wir gratulieren Herrn Pfisterer zu seinen Seminaristen, wenn sie das saßen. Und der praktische Nutzen für ihre spätere Thätigkeit als Lehrer und Erzieher der Fortjugend, wenn sie's wirklich gefaßt haben? Sollte der oben genannte alte Herr nicht recht haben?  
D. D.

##### 5. Biographisches.

— Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen († 28. Nov. 1860) hat auf seinem Sterbette seiner Frau gesagt: „Schreibe Du selbst die Geschichte unseres gemeinschaftlichen Lebens. Du kannst es; Du bist dazu befähigt; mißtraue nur Dir selbst nicht.“ Ein Jahr später schreibt die Witwe ihrem ältesten Sohne: „Ferner besteht meine Aufgabe darin (und ich bete täglich, Gott möge mir bei deren Ausführung helfen) alles erreichbare Material zu einem bescheidenen Denkmal zusammenzufügen, um der Welt einigermaßen zu zeigen, was sie einst in solch einem Manne besaß, den wahrhaft zu kennen mir vor allen anderen gestattet war.“ Dieses „bescheidene“ Denkmal ist nach den Briefen B.'s und nach der Erinnerung in dem englischen Original von der Witwe Bunsen errichtet worden und Friedrich Nippold hat dieses „bescheidene“ Denkmal in drei stattlichen Bänden (Leipzig 1868—71) Deutschland zugänglich gemacht. Den meisten Lesern wird die Persönlichkeit Bunsens ebenso unympathisch sein, als die seines ähnlich gearteten Freundes A. v. Humboldt. Durch jenes dreibändige Werk kann sich die Antipathie nur feigern; die Verfasserin der Biographie Bunsens hat diesem äußerlich und innerlich zu nahe gekandert, als daß ein objectiv wahres, maßhaltendes Lebensbild hätte entstehen können. Bunsen hätte wahrscheinlich besser selbst seine Memoiren geschrieben oder die Herstellung seiner Biographie einem Manne überlassen. Auf dem einen oder dem anderen Wege wäre denn viel Ueberschwänglichkeit und Ueberschätzung unterblieben. Annmehr liegt nach dem Tode der Witwe Bunsen († im Mai 1876) das zweibändige Werk vor uns: Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengefaßt von Augustus F. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Thara u. (Gotha, F. A. Perthes. 1881. 348 u. 361 S.) In 17 Capiteln wird der Leser von dem Geburtsfeste der Frances Waddington am 4. März 1791 an, durch die ländliche Stille einer glücklichen Jugend, durch die geräuschvolle, erlebnisreiche Welt in Italien, der Schweiz und England bis zu den Ruhestagen Heidelberg und Bonn geführt, von wo der Wohnsitz zum letztenmale nach Karlsruhe verlegt wird. Aus den zahlreichen, gut, bisweilen vortrefflich und ausführlich geschriebenen Briefen lernen wir eine treue, vornehmlich der Mutter innigst zugethane Tochter, eine treue, nicht bloß für das äußere Wohl ihres auf Lippenreicher Fahrt begriffenen Mannes, allezeit herzlich besorgte Gattin, eine treue, ganz für ihre vielen Kinder und Enkel lebende und betende Mutter und eine liebenswürdige Freundin kennen. Mit einem Worte: Der Freifrau von Bunsen können wir unsere Sympathie nicht verkagen. — Frances Waddington hat sich am 31. Mai 1817 mit dem beinahe 6 Monate jüngeren Karl Bunsen in Rom verlobt. Die Hochzeit war 4 Wochen später. Außer dem Verkehr mit Liebherz und anderen berühmten Männern, wie Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Schnorr, Freiherr v. Stein, war es der Sommeraufenthalt in vielen italienischen Städten, welcher das Leben jenseits der Alpen zu einem höchst gemüthreichen machte. In letzterer Hinsicht kam der Frau Bunsens ihr großes Zeichen- und Malalent zu statten. Von Haus aus an christliche Lebenslust gewöhnt, gewinnt das innere Leben der frommen, werktätigen Frau mit den Jahren eine durch zahlreiche Sterbefälle im engsten Familienkreis mehr und mehr verstärkte Sehnsucht nach dem ewigen Leben. Mit voller Sympathie sehen wir, daß die durch den Beruf ihres Mannes hochgestellte Frau sich in London aus dem Trübe der Festlichkeiten heraushebt nach frischer Landluft. Und wenn sie auch später nie vergißt, des Besüßes oder der Briefe von Fürsten und Fürstinnen zu erwähnen, so klingen die bezüglichen Mittheilungen doch anspruchslos. Unangenehm werden die Briefe der Freifrau von Bunsen nur dann, wenn der Einfluß des Mannes gar zu sichtbar wird. Hatte dieser kurz vor seinem Tode die Thorheit begangen, den weiland General Garibaldi an die Seite von Moser und Washington zu stellen, so können wir es begreifen, daß seine Frau um Capour trauerl.

Und wenn wir uns des berühmten Bunjenschen Buches „Zeichen der Zeit“ erinnern, so können wir es begreiflich finden, daß seine Frau trotz christlicher und kirchlicher Erfahrung dafür hält, die Apostel hätten Christi Worte „verbunkelt“, sich aber sofort damit zufrieden gibt, daß sie nicht alles verstehen könne. Bedenklicher ist schon die Meinung, als ob erst durch Bunjen dem deutschen Volke die heilige Schrift in ihrer Lauterkeit vor Augen gestellt worden sei. Edm Bunjensisch klingt endlich der die Wahrheit auf den Kopf stellende Satz: „Auch was in Deutschland noch von evangelischem Glauben lebt und wirkt, stammt von den Reformierten her, nicht von den Lutheranern, welche neuerdings in ihren Uebertreibungen sich immer mehr der römischen Kirche nähern.“ Die tatsächliche Widerlegung hat Fr. v. Bunjen im Leben ihrer jüngsten Tochter Rothilde erlebt. Rothilde von Bunjen ist als Diakonessin in Neuenbottelsohn am 3. Febr. 1867 nach leider nur ganz kurzer Thätigkeit gestorben! — Ausstellungen an der sehr alten deutschen Bearbeitung hoben wir nur in geringem Umfange zu machen. In I, 46 die päpstliche Bulle hat Luther nicht am 2. Nov. 1517 (2 Tage nach dem Ausschlag der Thefen), sondern am 10. Decbr. 1520 verbrannt. — Die Basilika in München ist nicht die Ludwigskirche, sondern die Bonifaciuskirche. — Es heißt nicht die Coulove, sondern das Coulove (ital.: il conclave). Vermißt hoben wir ein Namensverzeichnis. —

— Das Leben eines im eminenten Sinne berühmten Landmannes der Frau von Bunjen bietet uns das im ersten Bande vorliegende, aus dem Englischen überseht und mit Erläuterungen und Zusätzen von Otto Tonat verfehene Werk dar: Das Leben David Livingstones hauptsächlich nach seinen un veröffentlichten Tagebüchern und Briefen von William Gordon Haikie, Dr. th. u. jur. am New College zu Edinburgh. Mit dem Bildnis S. 9. (Witersloh, 1881. G. Bertelsmann X. u. 299 S.) David Livingstone (geb. 17. März 1813) der Sohn ganz ormer Eltern in Schottland, gleichzeitig Arbeiter in einer Spinnerei und Student in Glasgow, nach seinem Tode mit den Großen seiner Nation in Westminster Abbey verherrlicht, welche Lebensgeschichte liegt zwischen diesem Anfang und diesem Ende! Es ist hier nicht der Ort, auf die Vielseitigkeit des großen Mannes einzugehen, aber darauf mag doch hingewiesen werden, daß diese fleißig, obgleich kunstlos zusammengestellte Lebensgeschichte den Eindruck vollster Wahrheit und Richtigkeit macht, und daß sie eben deshalb ganz geeignet ist, dem Leser klar zu machen, daß der Missionar, Geograph, Astronom, Arzt, Reisende und Staatsmann L. sich in jedem Stück als ein großdenkender Mann, als ein christlicher Held erwiesen hat, der mit wunderbarem Gottvertrauen der ihm von dem Herrn zugewiesenen Aufgabe bis an's Ende treu geblieben ist. Hat an sich schon jedes der Wobrschritt ausführlich gewürdigte Werk über Stanley's Reisen in Centrosfrika, so wird doch das vorliegende Buch, welches L. als Bahndreher des Reiches Gottes, als Herold der künftigen allgemeinen Predigt des Wortes Gottes kennzeichnet, mit einem so lebendigen Interesse aufgenommen werden, daß im Bereiche der biographischen Literatur kaum ein ähnliches Werk dem vorliegenden an die Seite gesetzt werden kann. —

— Sommel Wilhelm Rogge. Ein Lebens-, Amts- und Familienbild aus einem schlesischen Landpforschaufe. Entworfen von H. Rogge, Superintendent und Oberpforscher zu Dandau bei Magdeburg. Nebst Beigabe von fünf Predigten, einem Portrait und einer Abbildung des Großtinzers Fofrschaufes. (Breslau, G. Pöfser VI. u. 260 S. 8 M. 50 Pf.) Der alte Rogge (geb. 12. December 1799) in Pomerendorf bei Sibing, † 22. December 1870) hat sich aus den Banden des Rationalismus und der Herbornischen Philosophie Schritt für Schritt durchgelämpft, bis zum festen Stehen auf dem Bekenntnis-Boden der lutherischen Kirche. Er gehörte zu den landeskirchlichen Lutheranern, welche „der strictesten Obervanz“ angehörten und mit den separierten Lutheranern durch die Bande inniger Freundschaft verbunden waren. Der alte Rogge, Moons Schwiegervater, wor ein treuer Knecht seines himmlischen und ein treuer Unterthan seines irdischen Königs. An zehn Kindern und einer großen Schar von Enkeln hat er viel Freude erlebt. 51 Jahre lang durfte er als Hirte des Kirchspiels Großtinz der luth. Kirche dienen. Das vorliegende, vom ältesten Sohne Vater Rogges geschriebene Buch wird in Preußen gern gelesen werden, außerhalb Preußens wird man vermiffen, daß die kirchlichen Kämpfe nicht eingehend genug geschildert sind. Als Supplement zu dem bekannten Werke Wangemanns kann das „Lebensbild“ Rogges kaum dienen. Als „Familienbild“ bietet das Buch dagegen zu viel Detail für die der Familie Fernerlebenden. —

— Die Rogges Sehnsucht über die Kirche hinausging, welcher er von Haus aus angehörte, so war auch ein jüngerer Zeitgenosse, der in der römischen Kirche geboren und dessen Lebensgang kürzlich erschienen ist, innerlich so mit seiner Kirche zerfallen, daß er — insoweit kritisch im Obergericht zu Rogge — auch äußerlich sich von ihr los sagte: Johannes Huber. (Fas von Dr. Eberhard Zirngiebel geschriebene Leben Hubers (Gotha, F. A. Perthes VII. u. 334 S. Nr. 6) — macht uns eingehend mit einem Manne bekannt, dessen Name zwar bis vor kurzem viel genannt worden ist, dessen Ringen und Kämpfen und Leiden aber jetzt zum erstenmal zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird. Johannes Huber (geb. 18. Aug. 1830, † 19./20. März 1879), der Sohn schlichter münchener Bürgerleute, in seiner ersten Lebensperiode ein harmloser Sohn der lathol. Kirche, ist vermöge seiner philosophischen Begabung und seiner an Vessing erinnernden Natur, wonach ihm das Suchen und Kämpfen um die Wahrheit höher stand, als der Besitz der vorhandenen und ihm zur freien Aneignung dargebotenen Wahrheit selbst, in seiner Vereinsamung bei einem Ziele angelangt, das ihm, subjectiv betrachtet, alle Ehre macht, objectiv angesehen, nicht ohne seine Schuld erreicht worden ist. Huber war allezeit eine idealgerichtete Persönlichkeit. Er schätzte das Christentum, soweit er es erkannt hat, er haßte die Kirche, weil sie ihm mit der römischen Hierarchie zusammensiel, und er überschätzte die Wissenschaft, denn sie sollte ihm Konflikte lösen zwischen Christentum und Kultur, zwischen Gesellschaft und Socialdemokratie, zwischen Sicherung der höchsten Ideen der Menschheit — Gott, Freiheit, Unsterblichkeit — und Ausbreitung des Materialismus. Eine so vermittelnde Stellung, wie sie Huber als ein vermeintlich über dem Parteihader stehender Mann einnahm, bietet das eine Mal Anlaß zum wärmsten Beifall, das andere Mal zur kühlsten Ablehnung. Wenn sich Huber gegen den laubläufigen Liberalismus als den Wegbereiter des Socialismus und als den Vertreter des f. g. Rechtsstaates erklärt, wenn er sich gegen die Weltförmigkeit der päpstlichen Kirche auflehnt, wenn er der Weisheit Darwins und dem Unglauben des David Strauß gegenübertritt, wenn er die Thatsächlichkeit des Spiritismus anerkennt, so können wir ihm überall unseren Beifall nicht verkagen, wenn er aber sagt: „wir ist das Concil von Nicäa nicht heiliger als das Vaticanum“, wenn er Wort und Toga „unter den Geist der Humanität und Sittlichkeit“ beugen will, wenn er dafür hält, daß „eine durchgreifende Reform in der Kirche wird gewonnen werden, wenn wir die Wissenschaft walten lassen; diese kann und wird uns helfen. Die Wissenschaft wird alle verderblichen Auswüchse, welche den diamantenen Kern des Christentums durch eine häßliche Hülle entstellen, abschälen helfen“, so machen wir ganz kalt ein großes Fragezeichen neben solche Sätze. Es ist zu bedauern, daß ein so reichbelegter, grundehrlicher, redlicher Mann seine subjective Erkenntnis über die objective Erfahrung der Kirche gestellt und in der Negation eine Anzahl Wenosins auf Seiten der alt-latholischen Gemeinschaft gesehen hat, von welchen er sich innerlich geschieden wußte. Die Erfahrung der Kirche, auch einer teilweise irrenden Kirche, steht immer höher, als die subjectiven Meinungen eines Proseffors, auch eines teilweise das Richtige treffenden Proseffors. —

— Die Wahrheit dieses Satzes tritt einem auch aus dem Leben des von Huber hochverehrten Vessing entgegen, wenn wir dasselbe vom christlichen Standpunkte aus betrachten. Um eine solche für Christen unentbehrliche Betrachtung zu finden, ist eine Biographie des großen Kritikers vor kurzem bei E. Vertelsmann erschienen unter dem Titel: „Gothold Ephraim Vessings Leben im Lichte der christlichen Wahrheit von Johannes Claasen. (XVIII. und 264 S.) Der Verf. hat bereits mit seinem dreibändigen Werk über Hamann in demselben Verlage bewiesen, daß er das Zeug dazu hat, um in strengerechter und doch mildchristlicher Weise einen Autor nach seinem Leben und seinen literarischen Leistungen zu beurteilen und darzustellen. Das vorliegende Buch ist der erste Band des Werkes G. E. Vessings Leben und ausgewählte Werke. Der mit Vessing neuerlich mehr denn je getriebene Geniecult wird oom dem Verf. schon auf dem Titelblatt mit den Worten: „Tretet ein, auch hier sind Götter“, der Stimme von oben: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und Ihm allein dienen“ und damit der christlichen Wahrheit gegenübergestellt. In einem ganz vorzüglichen Vorwort wird dann des näheren auf Grund und Wesen der im Geniecult liegenden Abgötterei eingegangen. — Das Leben Vessings wird in zehn Abschnitten, soweit es möglich unter Verwendung des Briefwechsels Vessings, in so gerechter, wahrheitsliebender, überall auf den Grund gehender und doch wieder in so liebevoller, anerkennender und entschuldigender Weise dargestellt, daß diese Biographie des Beifalls aller christlichen Leser sicher sein kann. Wie nahe sich der Verf. dem

längst abgesehenen Lessing innerlich gestellt hat, mag aus folgender Glosse zu einer Briefstelle hervorgehen: „Lessing lebte, wie wir es hier klar sehen, mit seinen gleichgesinnten Freunden „ohne Gott in der Welt.“ Nicht aber ein Urtheil zum Gericht wollen wir hiermit ausgesprochen haben — vielmehr seine und unsre Seele der Gnade Gottes befehlen, — als nur die einfache Thatsache auf Grund seiner eigenen Äußerungen.“ (S. 106). Selbstverständlich stimmt der Verf. nicht ein in das herkömmliche, von allseitiger Ignoranz zeugende Schelten auf den Hauptpastor Göthe; dagegen hält er mit allen Biographen dafür, daß Lessing, dieser reichbesessene, von Natur edle Mensch, sein ganzes Leben lang unglücklich war, daß seiner Unruhe im Suchen nach der (für ihn vermeintlich noch nicht vorhandenen) Wahrheit, die Unruhe im Wohnort und Beruf entspricht. Kennt er sich doch mit Recht selbst einmal einen „Landstreicher.“ — Ref. bekennet, daß er mit freudiger Erwartung der Fortsetzung des vorzüglich beginnenden Claassen'schen Werkes entgegen sieht. —

— Als Lessing's Stern sich am bewölkten Himmel der dramatischen Dichtung zeigte, war dies der letzte Lichtblick in dem Dasein einer Frau, deren Leben in einem mit außergewöhnlicher Sorgfalt ausgestatteten Bunde erschienen ist: Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Theatergeschichte von Friedr. Joh. Freiherrn von Reden-Esbed. Mit 7 Kunstbeilagen. Leipzig, Joh. Andr. Barth XII. und 337 S. geb. 12 R. „Die Neuberin“ hat unzweifelhaft ihre großen Verdienste um die deutsche Schauspielkunst. Sie hat den unflätig gewordenen Hanswurst beseitigt und die Darstellung des klassischen Schauspiels vorbereitet. Sonst wird man für die, wie ihr zeitweiliger Freund Gottsched, noch zu Lebzeiten außer Cours gesetzte Actrice wenig Interesse haben können. Mit 15 Jahren von einem Studenten ent- und versöhrt, sieben Monate in Untersuchungshaft, dann mit einem anderen Studenten auf und davon gegangen, mit diesem bei einer wandernden Schauspielertruppe eingetreten, und als Friedricke Caroline Neuberin, geb. Weichenborn, ein an glänzenden Erfolgen wie an bitteren Tänkungen, an warmer Verehrung wie an arger Verfolgung reiches, vogaubndierendes Leben führend, um zuletzt in Kummer und Elend in Treppen, dann, durch den Krieg von da vertrieben, in dem benachbarten Laubegast dem Tode entgegenzugehen und nach dem Tode ein unerträgliches Begräbniß zu haben, wer mag leugnen, daß sich darin Saat und Ernte findet: eine hoffnungslose Saat und eine trostlose Ernte. Man kann nicht sagen, daß der bei Zusammenstellung des spröden Stoffes sorgfältig verfahrende Verf. „die große Frau“ über die Raßen lobt, aber das kann man sagen, daß er sie zu wenig tadelt. Am bezeichnendsten ist die Art und Weise, wie der Verf. den aus ordinären Finanzgründen von der Neuber gegen den Leipziger Magistrat unternommenen Streit um das Comödienspiel an Sonn- und Feiertagen bespricht. „Während in unsrer Zeit der Sonn- und Feiertag erst recht die gewünschte Gelegenheit bietet, uns nach den last- und mühevollen Tagen der Woche auszurufen und vorzugsweise zu erheitern, durch den Besuch eines Theaters oder Concertes, eines Tanzbodens oder einer Bierstube, die nicht allein „guten Stoff“ für den Leib, sondern auch durch weibliche Bedienung für das Herz (3), durch einen ausgedienten Sänger oder Gitarrevirtuosen für das Ohr geforgt, verboten die „alte gute“ Zeit diese Genüsse.“ Der Verf. hat wahrscheinlich nicht die blasse Ahnung von dem, was er irriger Weise „das kirchliche Gebot“ der Feiertagspeinigung nennt. — An culturgeschichtlichem Material ist das vorliegende Buch nicht arm, nur hätte der Autor mehr Herr über den Stoff werden müssen. Dann würde er die häufigen Wiederholungen vermeiden, das Abschweifen zu Nebendingen — z. B. in der Note über das Frostrustebett — unterlassen und die über die Raßen langweiligen, im abscheulichsten Actenstil des vorigen Jahrhunderts gehaltenen Urkunden in den Anhang verweisen haben. —

— Sowohl dem Inhalte als der Darstellung nach steht in dem stärksten Contrast zu dem Leben der Caroline Neuber, die den sechsten Band der Zeit- und Lebensbilder Armin Steins ausmachende biographische Erzählung Johannes Fall (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses X. n. 326 S.) In vier Abschnitten: Der Schüler, der Dichter, der Herr Rat, der Ketter der Verlorren, macht der Verf. dem Leben des von Gott unserem Jahrhundert geschenkten K. S. Franke bekannt. Wir haben an dem gut geschriebenen Buche, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, nur das Eine aussetzen, daß mit den Personen Göthes und Schillers einigermassen Geniecultus getrieben wird. Man sollte es den Heiden unsrer Tage überlassen, von „jenem wunderbaren Lichte auf beider Stirne“ zu sprechen, „welches die Aus-

erwähnt der Gottheit kennzeichnet“ oder davon, daß es einem wie Andacht ankam, wenn man Schiller in's Auge sah, oder gar davon, daß in der Conversation unter Göthes und Schillers Worten „die Welt gleichsam im Schimmer der Verklärung erschien.“ Christliche Autoren von so unzweifelhaftem Verstand wie Arnim Stein, sollten den Ruch haben, mäßiglich von den deutschen Klöstern erster Ordnung zu halten. —

— Das Lebensbild eines ganz unbekanntem Mannes hat Kar l Gr u b e in dem Buche gezeichnet Johannes Busch, Augustinerprobst zu Hildesheim. Ein katholischer Reformator des 15. Jahrhunderts. (Freiburg i. B., Verlag VI u. 302 S.) Busch, der nur ein Reformator der Klöster war, ist bisher mehr von protestantischen als von katholischen Schriftstellern genannt worden. Von jenen ist meist behauptet worden, seine Reformen hätten sich mehr auf Aeußerlichkeiten erstreckt, den christlichen Geist in den Klöstern aber nicht erneuert. Der Verf. weist nach, daß Busch, bei aller hierarchischen Entschiedenheit doch ein frommer Mann, überall auf eine Erneuerung des rechten Klosterinnens, auf strenge Befolgung der bekanteten drei feierlichen Gelübde gedrungen hat. Damit wird aber gerade das bewiesen, was der Verf. mit Jaufen in Abrede gestellt hat, daß nämlich das Klosterwesen im 15. Jahrhundert an vielen Orten grundschlecht geworden war. Der Verf. ist unbefangenen genug, an zahlreichen Beispielen nachzuweisen, wie verachtet die vota solemnia waren, überhaupt im Eingang seines mit außerordentlichem Fleiße zusammengestellten Werkes auf die zahlreichen Schattens- und Aehren des kirchlichen Lebens im 15. Jahrhundert hinzuweisen. Er sieht damit im Gegensatz zu dem schon citirten Jaufen, von dessen Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters ein Mainzer Domherr mit Recht behauptet hat, daß sein Geschichtsbild des 15. Jahrhunderts zu lichtvoll und glänzend sei und darum zu wenig Schattens hat. — Johannes Busch ist um 1400 in Zwolle geboren und nach 1479 als resignirter Probst des Augustinerklosters St. Bartholomäus ober Sulte bei Hildesheim gestorben. Das reichbewegte, wechselvolle, an Leid und Freud, an Ehre und Haß, Freundschaft und Verfolgung reiche Leben des Augustinerprobsts, sein Reisen und Amtieren, sein Arbeiten und Kämpfen, um in garhlosen Manns- und Frauenklöstern der Augustiner, Benedictiner, Cistercienser und Prämonstratenser, sowie in den Kreisen der Rittersherren und Klerikerbrüder das christliche Leben zu erneuern, hat der Verf. in durchaus entsprechender Weise dargestellt. Was dem Leser des vorliegenden geschichtlichen Werkes im Gegensatz zu den Zuständen in der römischen Kirche der Gegenwart am meisten auffällt, ist die relative Freiheit der einzelnen kirchlichen Oberen, der Bischöfe und Aebte gegen einander, sowie der Bischöfe dem Papste gegenüber. Im 15. Jahrhundert war eben die römische Kirche noch nicht von dem gewaltigsten aller Orden, vom Orden der Jesuiten durchdrungen. Wir können das Buch Grubes als eine solid-historische Arbeit, die bei dem Licht keineswegs des Schattens vergißt, allen denjenigen, welche sich für die Geschichte der Klöster interessieren, nur bestens empfehlen. —

— Johannes a Laspi. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands von Hermann Dalton. Mit Porträt. (Gotha, F. A. Perthes XXVII. u. 577 S.) Dieses umfangreiche, an interessantem Detail reiche Buch macht den Eindruck, als ob der Verf. sich zu sehr in den Stoff versenkt, nicht selten verloren hat und darum des Stoffes nicht Herr geworden ist. An weitläufigen Erörterungen von Nebensächlichem, an Abschweifungen mancher Art ist diese Biographie allzureich. Die Schutzbücher zu Anfang des 16. Jahrhunderts, die Verhältnisse in der Universitätsstadt Bologna, die Thätigkeit und das Leben verschiedener Familienangehöriger Laspi, die Person des Erasmus von Rotterdam, die politische Geschichte Englands unter Heinrich VIII. u. a. m., hätten zum Vortheil des Lebensbildes knapper behandelt werden sollen. Dazu kommt, daß der Faden der Erzählung oft zwei, dreimal abgerissen und nach Einschlebung der Ereignisse und Erlebnisse mehrerer Jahre wieder rückwärts angeknüpft wird. Der Styl selbst ist nicht frei von Rhetorik, ja sogar ordinäre Nebenwendungen fließen manchmal da ein, wo der Verf. Niemand macht polemisch zu werden. Und doch muß jeder unbefangene Leser belassen, daß man sich zu dem unerquicklichen Befremder, dem nie ermüdenden Reformator Johannes a Laspi, der Vaterland und vornehme Familie hinter sich gelassen hat, um der reformirten Kirche in Ostfriesland, England und zuletzt in der polnischen Heimat zu dienen und ihr trotz unsäglicher Verfolgungen und Leiden mannigfacher Art bis zum letzten Atemzuge treu zu bleiben, innerlich hingezogen fühlt. Daß ein reformirter Kirchenmann von einem reformirten Autor dargestellt wird, ist ganz in der Ordnung. Es ist selbstverständlich,

daß lutherische Leser dabei manches mit in Kauf nehmen müssen, was ihnen, gelinde gesagt, höchst jonderbar vorkommen muß. Wenn Dalton bei Erörterung des Wärburger Religionsgesprächs von dem „vermeintlichen“ anderen Geist redet, den Luther in den Schweizern erkannt hat, so hört da alle objectivc Anschauung auf, oder wenn der Verf. von den Kirchen sagt, daß sie sich stark und frei genug gefühlt hätten, sich des übermächtigen Einflusses des deutschen Reformators zu erwehren, so ist doch die einsichtige Folgerung, also waren sie nicht stark und frei genug, sich des Einflusses Calvins zu erwehren. Gebanken wie die, daß Luther dies und das nicht gethan haben möchte, daß es schwer fallen möchte, das lutherische Dogma vom Abendmahl mit der Schrift zu begründen, daß die Union Friedrich Wilhelms III. eigentlich schon im 16. Jahrhundert hätte eingerichtet werden sollen, sind ganz müßig. — Wäre der treue, fromme, demüthige, opferbereite Vossi, der gegen Rom, gegen unzulässige Lutheraner und gegen Antitrinitarier sich sein halbes Leben lang verteidigen mußte, in einem auf 200 Seiten reducirten Buche dem Leser nahe gebracht worden, so hätte letzterer es leichter gehabt, sich mit einer höchst interessanten reformationsgeschichtlichen „schier verschollenen Persönlichkeit“ bekannt zu machen. O. K.

— Fünfundsechzig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden von Heinrich Börnstein. Zwei Bände. (Leipzig, Otto Wigand 1881. Pr. M. 10.—) Ein quantitativ statisches Wert: zwei starke Bände Memoiren. Was die Qualität betrifft, so wird die Kritik im Voraus entwaflnet oder doch milde gestimmt durch die Titelbezeichnung: Memoiren eines Unbedeutenden, wie denn auch Verfasser am Schlusse seiner Aufzeichnungen geradezu um Entschuldigung bittet, daß er soviel Unbedeutendes breit erzählt habe. Diese Offenheit verdient um manche gegentheilige Erscheinungen des heutigen Büchermarkts Anerkennung, und so soll denn hier auch nicht verschwiegen werden, daß das Buch neben manchen, des höheren Interesses ermangelnden Capiteln auch verschiedenes Beliebrende zur Zeitgeschichte enthält. Wunt genug haben sich allerdings die Lebensschicksale des jetzt hochbetagt in Wien lebenden Verfassers gestaltet. Er erzählt dem Leser von seiner Kindheit in Hamburg, wo er „zur Franzosenzeit“ als Sohn des Schauspielers Sigmund Börnstein geboren wurde, von seiner Jugend in Galizien, seiner kurzen Militaircarrière in der K. K. Armee, von seinen Fahrten als Schauspieler und Schauspieldirector im vormärzlichen Oesterreich, von seinen Schicksalen als „Commissionär“, Uebersetzer französischer Theaterstücke und Journalist in Paris bis zur Februarrevolution, von seiner politischen Thätigkeit unter den deutschen Revolutionäremigranten in den Vereinigten Staaten — namentlich als Herausgeber des einflussreichen, in St. Louis erscheinenden „Anzeigers“ — von seiner Teilnahme an dem amerikanischen Bürgerkriege 1860—61, von seiner Stellung als Consul der Vereinigten Staaten in Bremen, endlich von seiner Rückkehr zum Theater, bei dem er anscheinend noch wirkt. Dies alles wird fließend erzählt und lieft sich leicht. Von hervorragenderem Interesse scheinen uns jedoch nur die Schilderungen aus der neuen Welt. Der Verfasser entwirft uns ein anschauliches Bild von dem Durcheinander der auf 48 folgenden Jahre, von den Hoffnungen, Wünschen und Schicksalen so mancher im „tolten Jahre“ vielgefeierter und dann verschollener Revolutionsgrößen, von dem Widerwillen, mit dem die ältere deutsche Auswanderer-Generation — welche mehr den arbeitenden Klassen entstammend, sich mit sonnerer Mühe Stellung und Vermögen erworben hatte — der neu ankommenden Schar von großsprechenden und wenig leistenden „Capacitäten“ gegenüberstand: dem Conflict zwischen den „Grünen“ und den „Weißen.“ Wir möchten hier jedoch betonen, daß der Leser das Beliebrende sich selbst heranzuziehen muß, denn der Verfasser gehört zu den fortschrittlichen Doctrinairs, die aus der Geschichte nichts lernen: tödlich in dieser Beziehung ist das naive Erstaunen über die Februarrevolution und ihre Folgen (Bd. I. S. 398 ff.), nachdem Hr. Börnstein im Verein mit seinen Stammesgenossen (denn christlich getauft ist er) Heine, Marx u. K. durch agitatorische publicistische Thätigkeit den Boden alles Bestehenden unterwühlt zu haben selbst zugest. Der Memoirenschreiber bietet so recht das Bild des heutigen fahrenden internationalen Reformjuden (der sich übrigens bei passender Gelegenheit auch für das Deutsche Reich begeistern kann) — alle charakteristischen Züge finden wir bei ihm ausgebildet: das Talent zur Bühne, die Vorliebe für den Zwischenhandel (kaufmännischer und geistlicher Waaren) und das „Commissionsgeschäft“, die Begabung für Journalistik. Aus dem Gefogten werden christliche Leser erkennen, daß das Buch im Ganzen ein unsumptuöses ist. Aber man lerne auch aus solchen. Schließlich sei noch bemerkt, daß Schwärmer für das republikanische Confularwesen (siehe Rede des Herrn Röß Sonnemann in der diesjährigen Reichs-



tagsfüng) wenig Freude an den dießbezüglichen, aus eigener Erfahrung geschöpften Schilderungen des Herrn Börnstein finden werden.

#### 6. Kunst-Literatur. (Fortf. a. d. November 1881.)

— Die christliche Kunst in ihren frühesten Anfängen stellte im Jahre 1872 (Leipzig E. A. Seemann) mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Resultate der Katalomben-Forschung populär dar, der damalige Professor der Geschichte und der christlichen Kunst-Archäologie an der Universität Straßburg Dr. F. X. Kraus. Der Verfasser will von jener ältesten Periode der christlichen Kunst nach den vorhandenen, bis in die Gegenwart fortgesetzten Entdeckungen und Forschungen möglichst vollständige und ausführliche Rechenschaft geben. Bis in die Anfänge des Basilidenbaues zurückgehend stellt er die Ansicht auf, daß die Anlage und Einrichtung der ältesten Kirchenbauten teils in der Beschaffenheit derjenigen Hallen des antiken Wohnhauses, worin die ältesten Christen nach der Apostelgeschichte 2, 46 das Brot brachen, teils in den dafür hergestellten Katalombenträumen mit Bischofsstuhl und Presbyterium vorgebildet gewesen seien. Er hebt als Thatfachen hervor, daß diese Katalombenkirchen entweder das Vorbild der über der Erde erbauten waren, oder daß, was wahrscheinlicher ist, bei der Construction beider der nämliche Gedanke vorwachte. Er stimmt mit Zestermann überein, daß die alte christliche Basilika rücksichtlich ihrer Raumdisposition aus dem Bedürfnis der christlichen Gemeinde und des christlichen Gottesdienstes hervorgewachsen sei, ihrer Construction nach an die vorhandene Technik, wie dem Stile nach an die vorhandene Formgebung sich angeschlossen habe (I, 172). Die christliche Basilika ist nach Kraus Kufisch (I, 178) ein ursprüngliches Erzeugnis der christlichen Kunst, keine unselbständige Nachahmung vorhandener Formen gewesen. Eine Anzahl guter Holzschnitte ist für das Buch angefertigt worden. Kraus hat auch in dem Werke Roma Sotteranea die ältesten und neuesten Forschungen, besonders die Kofski über die römischen Katalomben dem deutschen Publicum zugänglich gemacht (zweite Auflage, Freiburg 1879). Das tüchtige und geschmackvoll ausgestattete Werk bietet eine bis auf den heutigen Tag fortgeführte Darstellung der Ergebnisse der Studien auf dem Gebiete der römischen Katalomben. Von demselben Verfasser sind noch drei Werke zur Geschichte der christlichen Kunst zu erwähnen. Bei Uebernahme des ordentlichen öffentlichen Lehrstuhls für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg hielt Kraus am 14. November 1878 in der Aula der dortigen Hochschule die altgebräuchliche Antrittsvorrede, welche unter dem Titel in den Buchhandel kam „Ueber Begriff, Umfang, Geschichte der christlichen Archäologie und die Bedeutung der monumentalen Studien für die historische Theologie (Freiburg 1879). Verfasser begreift (S. 11) unter christlicher Archäologie im engeren Sinne jenen Zweig der christlichen Altertumsforschung, welcher im Gegenjaze literarischer Quellen auf monumentalen Zeugnissen beruht, mit denen, so weit sie der Kunst angehören, die christliche Kunst-Archäologie sich beschäftigt, während die christliche Kunstgeschichte die Schöpfungen der christlichen Kunst aller Zeiten und Völker, und die christliche Epigraphik und Numismatik die Hinterlassenschaft des Altertums und des Mittelalters, ja auch der neueren Zeiten behandeln, so weit dieselbe auf Stein, Erz u. s. f., beziehentlich auf Münzen und Medaillen erhalten ist. Der gelehrte Redner gibt eine Uebersicht über das von den Magdeburger Centuriatoren im sechzehnten Jahrhundert begonnene Studium der christlichen Antiquitäten bis herab auf den Römer Vatista de Rossi, welcher seit dem Jahre 1844 für die christliche Archäologie mehr gethan hat, als alle seine Fachgenossen im neunzehnten Jahrhundert (S. 17). Verf. behauptet (S. 23), daß die katholische Theologie diese Forschungen bis jetzt wenig verwertet habe und meint, daß, wie der Cultus des Schönen untöndbar verknüpft sei mit demjenigen des Wahren und des sittlich Guten, die Kirche hier eine Mission zu erfüllen habe, deren Bedeutung zu ihrem Schaden unterschätzt werde. Jeder einzelne Gelehrte hat seinen Anteil an dieser Mission: im Hause, am Krankenbett, in seiner Kirche treten ihm ästhetische Aufgaben entgegen, die er nicht lösen kann ohne ästhetische und kunstgeschichtliche Bildung. An der Spitze der Anmerkungen, in welchen der gelehrte Apparat beigebracht wird, wird die älteste bis jetzt bekannte Darstellung der Kreuzigung Christi photographisch wiedergegeben, welche sich im britischen Museum befindet. Die von Kraus wiedergegebene Eisenbein-Sculptur gehört nach der ganzen stilkünftigen Behandlung dem fünften Jahrhunderte an, während bisher die älteste datierte Vorstellung des gekreuzigten Christus in der im Jahre 546 geschriebenen Evangelienhandschrift des Rabulas in Florenz

bekannt war. Ebenfalls von Kraus sind die „Synchronistische Tabellen zur Kunstgeschichte (Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung, 1880).“ Der hier zum erstenmale gemachte Versuch, den kunstgeschichtlichen Stoff in synchronistischer Darstellung übersichtlich darzulegen, vermag allerdings den inneren Zusammenhang mit den allgemeinen Culturerscheinungen dem Auge und dem Verständnis nahe zu bringen. Darum ist auch die nicht christliche Kunst, namentlich die römische und mahamedanische mit herangezogen. Das gewaltige Material ist systematisch in sechs parallel nebeneinanderstehenden Abtheilungen verteilt: Allgemeine Zeit- und Culturgeschichte, Architektur, Sculptur, Malerei, technische und Klein-Künste, kunstgeschichtliche Literatur, und es wird der Gebrauch dieser von dem Jahre 9 v. Chr. bis auf die Gegenwart (1880) reichenden Tabellen durch ein sehr sorgfältiges Künstler-Verzeichnis und durch ein vollständiges Sachregister erleichtert. (Der Verfasser der Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst, Weimar 1847/51, heißt nicht Stiper, wie S. 257 gedruckt ist, sondern Piper.) Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen hat Kraus außerdem die Herausgabe einer lexikalischen „Real-Encyclopädie der christlichen Altertümer“ begonnen, von welcher seit dem Jahre 1880 bis jetzt vier Lieferungen erschienen sind. In dem Werke sollen alle einzelnen Erscheinungen des Cultur- und Kunstlebens der alten Christenheit innerhalb der griechisch-römischen Bildung im Lichte der neuesten Forschungen dargestellt werden. Die Real-Encyclopädie beschränkt sich auf die Altertümer der Verfassung, des Rechts, des Cultus, des Privatlebens und der Kunst der ersten sechs Jahrhunderte der Christenheit. Es konnte nicht daran gedacht werden, aus den Monumenten allein ein richtiges Bild altchristlicher Dinge und Zustände zu entwerfen, wohl aber ist in erster Linie auf die Denkmäler stets Bezug genommen, im Gegentheil zu jener älteren Behandlung der christlichen Archäologie, welche sich fast nur auf literarische Quellen stützte. Das Werk ist von der Verlagshandlung mit reichhaltigen Holzschnitten ausgestattet und nicht nur dem Freunde der Archäologie und Kunstgeschichte, sondern auch dem Culturhistoriker und Theologen zu empfehlen. Wir schließen unser Referat durch eine empfehlende Erwähnung der Schrift, welche der Ehrenpräsident des Central-Ausschusses für innere Mission der deutschen evangelischen Kirche von Bethmann-Hollweg unter dem Titel „Christentum und bildende Kunst“ dem Congresse für innere Mission in Dresden als Festgabe widmete. (Bonn 1875.) Der Verfasser hat vorzugsweise die Beziehungen der Kunst in ihren verschiedenen Zweigen und Mitteln der Darstellung zu dem religiösen Bedürfnis des christlichen Volks wie Gemeindegliedern berücksichtigt. Aus den mitgetheilten Bekenntnissen eines großen deutschen Künstlers, Peters von Cornelius, ist eine Bestätigung derjenigen Auffassung von christlicher Kunst gewonnen worden, welcher im Sinne des Apostels Paulus dieselbe für einen Dienst Gottes hält, weil sie im Bilde die Herrlichkeit Seiner Werke zeigt. Kubloff.

#### 7. Literaturgeschichte.

— Einen wertvollen Beitrag zur älteren deutschen Literaturgeschichte finden wir in der Monographie: Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialectdichtung. Nebst bibliographischem Anhang von Karl Theodor Gaedert. 129 S. (Leipzig, C. Firtzel, 1881). — Georg Rollenhagen ist der bekanntere Dichter der „Froschmeiseler.“ Gabriel, sein Sohn, mit dem wir es hier zu thun haben, ist der 1583 geborene Dichter des vielfach aufgelegten Stückes „Amantes amantes“, das Verf. ausführlich und mit größter archivalischer Genauigkeit behandelt. Das Stück und sein Inhalt, Trude, Quellen und Anklänge, Einfluß auf die Literatur, Auführungen u. s. w. werden gründlich erörtert. — Die fleißige, offenbar sehr mühsame Arbeit wird allen Freunden der bezüglichen Literatur willkommen sein. — Anschließend folgen vier gleichartige Worte über Nullapp: Feeder un Lüschen von Karl Theodor Gaedert, (Hamburg, J. F. Richter 1879) ein Bändchen, das uns denselben Verfasser auf dem Gebiet der niederdeutschen Dialectdichtung nicht mehr kritisch und forschend, sondern selbst dichtend vorführt. Und es muß anerkannt werden, daß in den Liedern poetische Empfindung, fromme Gesinnung, in den Lüschen ein berber, stellenweis vielleicht zu berber Humor zu Tage tritt. Aber freilich ist die Klippe aller Dialectdichtung nicht ganz umschifft, insofern doch manche Gedichte nicht stattdeutsch gedacht, sondern unbedeutend hochdeutsch gedacht und nur ins Plattdeutsche überfetzt sind. Grade hier müssen aber Form und Inhalt durchaus von einem Guß sein, und nur in der unbedingten Keuschigkeit liegt das Geheimnis des Erfolgs, z. B. dasjenige Fritz Reuters.

## Die verschwundene Kriegskasse.

Erzählung aus den Befreiungskriegen.

### III.

In der schwülen Augustnacht, welche die Erde umfängen hielt, fühlte sich Ernestine mehr als je bedrückt. Sie ging stets nur mit innerem Widerstreben zu ihrem Vater, aber sie versäumte dennoch nie, es zu thun, wo sie es für nötig hielt; hatte sie doch von Ameliese gelernt, das vierte Gebot in dieser Weise aufzufassen. Die Umrisse des kleinen mit Schilf gedeckten Hauses tauchten endlich vor ihr empor, ein niedrer Zaun, aus Fichtenreißern roh zusammengeflochten ward sichtbar, und ein großer zottiger Wolfshund stemmte alsbald seine Vorderbeine gegen denselben, sein heiseres Gebell ertönte weit in den Wald hinein; „ich bin es Padan!“ sagte das Mädchen, indem sie eintrat und rasch der Thür der Hütte zuschritt, der Hund legte sich, ein freudiges Geheul ausstößend, nieder und wedelte mit seinem buschigen Schweif. Das rauchgeschwärzte Gemach, welches Ernestine betrat, hatte ein düsteres Ansehn und zeigte die Spuren wüster Unordnung; eine Schüssel, halbgefüllt mit Kartoffeln, stand neben dem Herd auf dem Fußboden, und die sehr abgetragenen, zum Teil zerrissenen Kleidungsstücke eines Mannes lagen über einen Stuhl dahingeworfen, als ob sie sich jemand vor Tagen abgestreift hätte, ohne sie seitdem wieder berührt zu haben; Axt und Sense hingen an der Wand, in der Ecke lehnte, halb verdeckt von einem abgenutzten Soldatenmantel, eine Büchse mit dem damals noch gebräuchlichen Feuersteinschloß, auf einem Strohlager endlich, durch wenige Rissen nur zu einem wirklichen Bett umgestaltet, lag der Inhaber des Besitztums, ein älthlicher Mann mit grauem verwildertem Bart und Haupthaar, das Hemd auf seiner Brust klappte eine Hand breit oder mehr auseinander und zeigte dieselbe von heftigen und unregelmäßigen Athemsügen bewegt, neben ihm ein umgestürzter Krug, dessen Inhalt den Lehmboden des Hauses getränkt haben mußte; das Dellämpchen, welches auf einem wirthschaftlichen Tische stand, war erloschen. Ernestine, deren stattliche Gestalt von mehr als gewöhnlicher Größe wie etwas Fremdartiges, aus besseren Welten Stammendes in diese ungesunde Atmosphäre einbrang, wurde von einem Stöhnen empfangen; sie trat hastig an's Bett und beugte sich darüber, aber die Laute, welche den Lippen des

Kranken entquollen, hatten keinen verständigen Zusammenhang mehr, es war das Stammeln eines rohen und wüsten Geistes, der sich im Delirium befindet.

„Ach Gott!“ sagte sie, „warum doch die Urjel nicht eine Stunde bei ihm aufsitzt!“ sie tastete sich nach dem Schrank in der Ecke, suchte und fand die Deliflasche, aus welcher sie das Lämpchen speiste und dann einen Docht zur Flamme entfachte. Mit einem Seufzer blickte sie sich in dem verkommenen Gemach um, streifte die Ärmel ihres sanfteren Kleides in die Höhe, griff nach einem Eimer und ging hinaus an den Brunnen; danach feuchtete sie ein Tuch an und legte es dem Kranken um die Stirn, ein Verfahren, welches sie von nun an öfters wiederholte, trug dann einen zweiten Eimer herbei, öffnete das kleine, durch Staub und Spinnweben gänzlich erblindete Fenster und hub an Ordnung und Sauberkeit zu schaffen. Die Nachtluft säufelte milde herein; sie streckte den Kopf hinaus, wie um einen erleichternden Athenzug zu schöpfen. Tiefe unheimliche Stille; gerade vor ihr, nur durch den engen verwilderten Hof von der Mauer des Hauses getrennt lag der Sumpf, und nur aus ihm herauf tönte hin und wieder, die Ruhe unterbrechend, der Ruf einer Unke; sie zog sich schauernd zurück und fuhr in ihrer Arbeit fort; einmal ging sie auch nach der angrenzenden Kammer, um sich zu überzeugen, ob die Dienstmagd des Hauses noch vorhanden oder, wie es öfter zu geschehen pflegte, willkürlich entlaufen sei; ein ordentliches Mädchen hätte einen solchen Dienst wie diesen überhaupt nicht angenommen. Urjel war nirgends zu entdecken, und eben darum, weil Ernestine diesen Umstand vorhergesehen, war sie gekommen, um ihrem Vater Hülfe zu leisten. Es gab ernstlich genug zu schaffen, nicht nur, daß in allen Winkeln und Ecken ein unbeschreiblicher Unrat vorhanden, auch alles was sich an Gerät, an Töpfen, Schüsseln, Tellern, hölzernen Löffeln u. s. w. vorfand, war benützt und dann ungeäubert zur Seite gestellt worden; die Vorräte von Schwaaren lagen zusammengewürfelt neben dem Herd, das Brot schimmelte im Kasten, und über eine Sutte mit faurer Milch, deren obere Fettschicht sich mit der Zeit zu einer festen Brücke umgestaltet, liefen die Kellerwürmer, geschickt und eifertig ihre zahlreichen Füße benutzend, ohne an der rüdzlichen Oberfläche derselben Anstoß zu nehmen. Dies alles gab vielfachen Grund zur Bekümmernis, dazu der Kranke, welcher unaufhörlich phantasierte und seine wilden Ausrufe mit Flüchen mischte. Nicht ohne Anstrengung verbesserte sie seine Lagerstätte, wendete und lüftete ihm die Kissen. Einmal auch ging sie hinaus in den Wald, um sich für ihre Scheuerarbeit feinen Sand zu verschaffen; sie brauchte nur das dürre Moos von den Wurzeln der Kiefern zu lösen und er trat alsbald zu Tage, blinkend wie ein weißes Gebein; sie füllte ihre Schürze damit, indem sie der Zeit gedachte, wo auch sie wie ein kleiner stachlichter Igel hier herumgestrichen, ohne zu wissen was gut oder böse sei — jetzt jedoch wußte sie es. „Ach Herr Gott im Himmel, erbarm Dich seiner!“ seufzte sie tief aus der beklemmten Brust, „der Vater! der Vater!“ Und im Gegensatz zu dem, was ihr das Häßlichste, Furchterweckendste der Erde erschien, der Vater nämlich, stand wieder da, klar und fest, der Erich mit dem freundlich-ernsten Ausdruck in den Zügen, mit dem dichten Haar, das von der hohen Stirn zurückgestrichen war, so herrlich und kräftig wie ein Eichbaum, dachte sie, der sich stolz in die Wolken reckt — aber fort! fort, und wieder an die Arbeit, nur um der Erinnerung an ihn zu ent-

stiegen! So pußte sie denn die Scheiben und pußte den Fußboden und stellte die auseinandergeprengten Tassen und Schüsseln in geraden Reihen auf. In diesem nächtlichen Hantieren, diesen stillen und doch so rührigen Schaffen erinnerte sie an das Walten jener guten Geister, die nachts dem unbeholfnen Sterblichen in den Nöten seines verworruen Lebens behülfslich sind. Freilich war sie zu einem Einzelmännchen selbst zu groß und zu schön, aber man konnte wenigstens annehmen, daß ihr dieselben thätig zur Hand gingen, so schnell und wunderbar ordnete sich Alles, und mit der frischen Luft zog auch eine Art von Schimmer und Glanz in den vernachlässigten Raum; wo sie gewesen, da leuchtete es hinter ihr, wie einem Gestirn, wenn es vorüber wandelt, seine Strahlen nachziehn. Durch die fortgesetzten kalten Umschläge, welche sie ihm machte, wurde der Kranke allgemach ruhiger, er erkannte seine Tochter und verlangte nach Nahrung; sie hatte ihm Suppe gewärmt, welche er annahm, danach sagte sie ihm, daß sie bei ihrer Herrschaft um Urlaub nachsuchen und gegen Morgen zu ihm zurückkehren werde, bis er wieder genesen sei und sich eine anderweitige Magd gefunden haben würde; er erwiderte hierauf kein Wort, sondern drehte sich nach der Wand und schlief ein. Sie band ihr Tüchlein wieder um den Kopf, griff nach dem um geleerten Korbe und trat, indem sie suchte die Thür hinter sich zuzinkte, den Heimweg an; dem Hund, welcher an ihr empor sprang, strich sie lieblosend über den Rücken, er blieb stehen, indem er ihr voll Sehnsucht und mit treuherzigem Ausbruch nachblickte, als dem einzigen Wesen, das ihm in seinem rauhen Leben eine Freundlichkeit erwiesen; niemals aber wäre es ihm eingefallen, das ihm anvertraute Gehöft zu verlassen.

In sich versunken schritt sie dahin; selten nur blickte sie um sich und ihr Auge versuchte vergebens das schwärzliche Dunkel zu durchdringen, in welches gehüllt der Wald ihr entgegen starrte. Die Sinne des Landbewohners sind meist fein ausgebildet; sie werden geschärft in der Stille und Einsamkeit, und in Übung erhalten durch den steten Umgang mit der Natur. Zumal war es der Fall bei Ernestinen, deren Kindheit wie die eines Indianermädchens mitten in der wäldischen Wildnis vergangen war.

Da plötzlich kam es ihr vor, als würde die tiefe nächtliche Ruhe um sie her zuweilen durch ein fernes Knistern unterbrochen, das ihrem Ohr zu gewaltsam erschien, um von einem wandernden Raubtier oder von einem Nahrung suchenden Igel herzurühren, und was das Wild betraf, so pflegte es zu dieser Stunde in den benachbarten Feldern zu äßen. Von Zeit zu Zeit wiederholte sich diese Wahrnehmung und veranlaßte sie stille zu stehen und zu lauschen, und da kam es ihr vor, als gewahre sie die Gestalt eines Mannes, der ihr folgte, indem er sich in einiger Entfernung hinter den Stämmen verbarg. Hastiger ging sie vorwärts, obwohl sie sich nicht allzusehr fürchtete, denn um ein solches Gefühl bei ihr hervorzurufen, hätte die Gefahr handgreiflicher hervortreten müssen. Dennoch war es durchaus nicht angenehm, den nächtlichen Verfolger wie ein schleidendes Raubtier hinter sich zu wissen, und sie athmete doch etwas erleichtert auf, als das Geräusch sich allmählig zu verlieren, das Knistern des dürren Reisigs aufzuhören schien. Sie trat jetzt in eine dicke Schonung ein; mehrere Pfade krenzten sich dort und ein uralter Wegweiser streckte ihr seine dürren Knochenarme entgegen — da sprang

es plötzlich von vorn her auf sie ein und faßte sie mit muskulösem Griff zunächst an beiden Schultern — dann legten sich zwei Arme um sie. Es waren die eines hageren sehnüchtern Mannes mit stark gebräuntem Antlitz und dunklem Schnurrbart, dessen schwarze Augen im Licht des Mondes unheimlich funkelten. Er wollte sich näher zu ihr herabbeugen, ermutigt dadurch, daß sie im ersten Schrecken keinen Widerstand leistete. Aber es bekam ihm schlecht. Sie faßte sich schnell, und vom heftigsten Zorne erfaßt schleuderte sie ihn mit kräftigem Auswurf so gewaltjam von sich, daß er fluchend zwei Schritte rückwärts taumelte. Einen Augenblick standen beide bestürzt. Dann aber ergriff sie ihren Korb und dem Angreifer laut und fest eine Warnung zurufend, begann sie ihren Heimgang fortzusetzen. Dieser aber, der wohl sah, daß mit Gewalt hier nichts zu machen sei, beschloß nun mit Worten seine Werbung fortzusetzen. Er folgte ihr und holte sie bald ein.

„Wenn schöne Demoisellen“ — sagte er — und er sprach das Deutsche sehr fließend, obwohl er an seiner Aussprache sogleich heraus hörte, daß es ein Franzose war — „in der Nacht allein durch den Wald wandern, müssen sie sich die Begleitung eines Cavaliers gefallen lassen,“ und er versuchte abermals seinen Arm um sie zu legen.

„Lassen Sie mich,“ sagte Ernestine, „ich will nichts mit Euch Franzosen zu schaffen haben — Ihr . . . .“

„Je nun“, erwiderte er frech, „danach fragen wir nicht viel; dafür hat unser großer Kaiser gesorgt, daß wir hier Herren sind, und so gut die Felder, über welche wir gehen, uns ihre Contributionen liefern müssen, eben so gut sollen die schönen Lippen für uns florieren.“

„Nähren Sie mich nicht an“, erwiderte hastig Ernestine, „oder ich wehre mich, so lange ich Odem habe!“

Aber er nahm durchaus keine Rücksicht auf diese ihre heldenmütigen Worte, und indem er sie wieder umfaßte und kräftig an sich preßte, versuchte er mit überlegener Gewalt sie zu küssen; ihr gellender Hülfeschrei ertönte zwei bis drei Mal weithin durch die schweigende Nacht.

Aber wer hörte den Ruf? Hörten ihn wirklich nur die Fichten, die mitleidvoll seufzten und ächzten und ihn rauschend forttrugen von Krone zu Krone? Und wer sah die Bedrängte? Sahen es wirklich nur die Sterne, die zornig vom Himmel herab blitzten und funkelten, obgleich ihre Strahlen seit Jahrtausenden schon so viele Thaten der Hölle sich brüsten sahen in dem einstigen Gottesgarten.

O nein, auch über den Sternen hatte ein Auge gesehen, ein Ohr gehört, ein Herz voll ewiger Liebe gewacht . . . .

Plötzlich schnaubende trabende Pferde — ein klappernder Wagen im Sande — am Kreuzweg hält er still — durch die Zweige, wie ehimals der Ur, wenn er den Hochwald durchdrang, bricht gewaltig hindurch, überspringt den Graben — und gerade vor dem frechen Einbringling bleibt hochaufgerichtet — der Erich stehen. Doch das Zaudern währt kurz. Die Lage erkennen, den Fremden erfassen und zu Boden strecken ist das Werk eines Augenblicks. Zwar dieser rafft sich alsbald wieder empor, und ein langes Messer blüht über Treuliebs Brust, aber das Mädchen stürzt ihm mit kräftigem Griff in den Tod bringenden Arm, welchen ihr Ketter jetzt wie mit eisernen Schrauben umklammerte. Das Messer wird ihm entwunden.

„Geh Du Deine Straße und ich die meine“, sagt nun Erich fest, aber gelassen zum Fremden. „Ernestine, dort hinter dem Busch hält mein Wagen, steig auf und warte bis ich komme.“

„Es soll Dir nicht unbelohnt bleiben“, erwiderte flüchtig der Franzose, der seine Mühe emporgerafft und Hemd und Rock, die durch den Zweikampf in arge Unordnung geraten waren, notdürftig zurecht rückte. „Ihr seid ja aus Kostin, wo die Kriegskasse verschwunden ist — wir werden kommen und danach suchen, mein Freund, darauf mögt Ihr Euch verlassen!“

„Willst Du noch Eins abhaben?“ fragte wütend Erich, indem er sich kampfbereit dem Feinde entgegenstellte; es war aber die Ader auf seiner Stirn hoch geschwollen — jetzt empfand er den Druck von Ernestinens zitternder Hand auf seinem Arm. Er schwieg. Der Franzose aber entwich seitwärts, und schlug sich durch die Büsche, so gut er es vermochte. Erich ging schweigend vor Ernestinen her auf dem schmalen Pfade, zu dessen beiden Seiten Heidekraut und Ginster blühten. Auf der nahen Landstraße hielt der Wagen im tiefen Sande, und die Pferde hatten ihre Häupter gesenkt und standen träumerisch da, als ob ihnen die unerwartete Last nicht unwillkommen gewesen; mehrere gefüllte Säcke lagen oben, und der eine von ihnen bildete den Sitz des Kutschers.

„Steig da hinauf!“ sagte Treulieb zu dem Mädchen, die schweigend gehorchte, er selbst, um seine Tiere zu schonen, schritt neben her. Ein schönes Bild gaben sie ab, in dem Licht des himmlischen Gestirns, welches jetzt voll und saftig hernieber strömte und die beiden markigen Gestalten mit seinem Schimmer verklärte; beide Kinder eines tief gebemühten, eines in den Staub getretenen Volkes, aber wer sie gesehen und beobachtet auf dieser einsamen schönen Fahrt, würde er nicht dennoch bei sich gedacht haben: „es ist noch ein Kern darin, der sich nicht hat zertreten lassen.“ Unter dem Fußtritt des Eroberers keimte die volle Lebenskraft der reinen und starken Herzen.

Als er nach einer Weile zu ihr emporschaute, sah Erich, daß sie sich mit dem Zipfel ihrer Schürze einige Thränen trocknete.

„Hat er Dir etwas zu Leid gethan?“ frug er sanft. Sie schüttelte den Kopf.

„Aber sehr erschrocken hat er Dich!“ Sie schüttelte wieder, während ihre Oberlippe sich verächtlich kräufelte.

„Siehst Du“, sagte er, „daß es Dir jetzt heimgezahlt wird? Ich habe Dich einmal um einen Kuß gebeten, in allen Ehren, und da bist Du so borstig gegen mich gewesen, wie ein Stachelschwein — wäre ich nicht dazu gekommen, Du hättest ihn meiner Seel dem Franzmann geben müssen. — Hättest Du nicht, Ernestine?“

Sie blickte träumend vor sich hin.

„Und hast Dich hernach gegen mich gehalten, als ob ich wer weiß was wäre; war das recht von Dir?“

„Ja, es schickte sich nicht anders für ein Mädchen, wie ich es bin,“ erwiderte sie fest, obwohl immer noch sehr leise, „denn Du wirst mir nicht vorreden wollen, daß ich Deine Frau werden soll, Du bist der Bauer und ich bin die Rätbnerin — meinst Du, ich hätte das nicht von Anfang an gewußt?“

„Sün“, erwiderte er, „es ist wahr, und alles hat in der Welt seine Ordnung, aber daß Du eine Rätbnerin bist, ist mir noch nicht eingefallen; ich dachte wenn ich Dich sah, stets daran . . . .“

„Für mich ist das nichts“, unterbrach sie ihn hastig, „mein Vater ist krank und die Magd auf und davon, so daß er ganz allein liegt und weiß sich nicht zu helfen; ich gehe morgen zu ihm hin und warte ihn auf, es sieht schlimm aus in dem alten Hause. Nun weißt Du, wo ich hingehöre und wirfst mich dieweil in Frieden lassen.“

Und sie hüllte sich fester in ihr Tuch und wendete sich seitwärts, um sein Gesicht nicht immer zu sich emporgerichtet zu sehen.

Nachdem der Sand, welcher bis dahin die Landstraße erfüllt, überwunden, und sie ein festeres Terrain erreicht hatten, stieg er plötzlich zu ihr hinauf und trieb die Pferde zu einer schnelleren Gangart an. Gesprochen ward nichts mehr zwischen ihnen, aber als sie in Kostin den Fimkt erreicht hatten, von dem aus Trenlieb zu seinem Hofe abbiegen mußte, sprang sie gewandt von dem Wagen herab und blieb noch einen Augenblick unten stehen.

„Ich danke Dir auch“, sagte sie, indem sie die Augen tief niederschlug, „der liebe Gott hat Dich geschickt, um mir beizustehen — Du sollst bedankt sein.“ Sie ging rasch von ihm hinweg; dann schlüpfte sie durch den Park, wie Herr von Lindow es einige Stunden vor ihr gethan, das Herrenhaus zu erreichen. Erich führte seine Pferde in den Stall und warf ihnen Heu vor, stieg dann in seine Kammer hinauf und suchte sein Lager. Aber die Gedanken fanden nicht so schnell Ruhe wie der Leib. Mit Bewunderung dachte er daran, welch ein schönes starkes Mädchen sie sei, und wie gut es gewesen, daß er gerade zu jener Stunde hatte durch den Wald fahren müssen, dann wieder sah er den Franzosen mit aufwärts gefehrten Beinen und Armen, wie einen zappelnden Hornschroter im Graben liegen, und er lachte fast laut vor sich hin. Hätte er gewußt, daß eben dieser Franzose, der in einem unscheinbaren Civitrod gekleidet, der Sergeant Meunier, Schreiber bei dem in Cüsttrin garnisonierenden französischen zehnten Linien-Regiment sei, so würde er wohl ebenfalls gelacht haben, aber doch vielleicht nicht ohne Beimischung ernstlicher Sorge — denn es übten die Franzosen dazumal große Gewalt aus in Stadt und Land, und wo es sich etwa um einen persönlichen Nachtheil handelte, kam es ihnen auf eine Umgehung göttlicher und menschlicher Befehle durchaus nicht an — zwei Jahr vorher, am 26. August 1806 war der Buchhändler Palm in Braunau erschossen worden.

\*  
\*  
\*

Die Tage des August neigten sich zu Ende und der September begann seine weißen Fäden über die Stoppeln zu ziehen; das Geschrei der Gänse ertönte aus den Banerhöfen, wenn sie die Hälse zusammensteckten und die Köpfe in die Luft reckten zum hohen Scheunendach, wo schon die Schwalben am Morgen in großen Scharen sich sammelten, um über die bevorstehende Winterreise zu beraten. Bis auf die Kartoffeln beendete man überall, so weit es sich unter den obwaltenden Zeitumständen thun ließ, die Ernte, nur die Winteräpfel hingen noch an den Zweigen, und der Haselstrauch ließ seine gebräunten Früchte in's



Noos gleiten; die klaren Nächte, mit einem prächtigen Krauze heilsunkelnder Sterne geschmückt, blieben vorläufig noch mild und ohne Rauheit, und nur die wellenden Blätter in den sich weit ausdehnenden Wäldern der Neumark und Vorpommerns kräufelten sich zitternd, ergriffen von jener Raftlosigkeit, welche ihrem Fallen und Niederfinken vorauszuweichen pflegt. Auch die Oberfläche der Gewässer zeigte eine Beweglichkeit, die man nur selten auf der Höhe des Sommers findet; und wenn schon die Landseeu, von schützenden Hügelketten umschlossen, sich kräufelten und weiße Schaumkränze über ihre anmutigen Uferländer auswarfen, wie viel mehr that dies das Meer, dessen Wogen die schwedisch-pommerschen Küsten bespülten; es zeigte sich dort bereits der geheime Beginn des großen Kampfes der Elemente, welche endlich im Spätherbst ihre wildempörten Kräfte mit einander messen, denn nur ungern läßt sich die Erde den rauchlichten Esgürtel anlegen, und nur mit traurigem Widerstreben das weiße Leichentuch des Schnees über ihr blühendes Angesicht decken. Dies innerliche Erbeben, diese geheime Gährung, dies sich Sträuben gegen eine ungeheure dämonische Gewalt, machte aber jetzt manche Seele um so tiefer ergreifen, als das alles sein Gegenbild fand in den politischen Zuständen, die zwar noch nicht in offenkundiger, vielmehr in stiller, aber steigender Gährung begriffen waren. Es war als ob die Brust der Völker bereits zu einem tiefen Athenzug geschwellt würde, als schöpfe sie Luft, um einen ungeheuren Schrei der Entrüstung auszustößen über die Jahre lang erlittene Schmach.

Langsam rollte Woge auf Woge des baltischen Meeres gegen die mit tiefem Dünenstrand bedeckte schwedisch-pommersche Küste; tiefe Dunkelheit umhüllte das Land. Nur hin und wieder brach aus den tieferen Hütten der Fischer ein schwacher Lichtschimmer gedämpft hervor. Aber nicht lange; je mehr die Mitternachtsstunde herannahte, nahm er allmählich ab, um endlich dahin zu sterben; weiterhin wieder tiefes Dunkel. An's Dorf lehnt sich in nächtigem Schweigen ein träumender Wald, aus herrlichen Buchen gebildet, deren jede mit weit ausgebreiteten Aesten ein Reich für sich in Anspruch nimmt; unter ihnen grünt der Wachholder, schwer beladen mit seinen blauen Früchten, und dichtes Haselgesträuch. Bei Tage ist das alles belebt und durchweht vom munteren Treiben der Tierwelt, augenblicklich hat sich auch der kleinste Vogel zur Ruhe begeben, und nichts bleibt vernehmlich, als das Brausen der Ostsee.

Auf einem einsamen, fast unbetretenen Pfade ging ein Mann mit rüstigem Schritt einher, zuweilen streiften die Zweige sein Gesicht, ohne daß er es bemerkte, denn wenn er den Kopf erhob, geschah es nur, um die Richtung, welche er einzuschlagen hatte, wieder festzustellen, oder um auf den mächtigen Rhythmus des Meeres zu lauschen; er besaß eine starke, knochige Hümengeftalt, die freilich in einem ans Lächerliche streifenden altmodischen Anzuge steckte; wer ihn im hellen Sonnenlicht gesehen, hätte nicht recht gewußt, was aus ihm machen, da die Schale, mit welcher er sich umgeben, zu dem darin enthaltenen Kern in keinem Verhältnis fand, wie denn auch der zerdrückte, abgetragene Hut die gewaltige Stirn des Wanderers nur halb zu bedecken vermochte; man hätte wünschen mögen, ihn nicht in diesem pedantischen Aufzuge, sondern etwa in altgermanischer Tracht hier unter den Kiesen der Vorzeit zu sehen; auf einer vorspringenden Düne rastend, den

Blick des lobenden blauen Auges weithin aufs Meer gerichtet, so, als ob von dorther etwas Gewaltiges sich nahe — wahrlich, wer ihn so gesehen hätte, dem würde der Anblick die Propheten und die Helden der altersgrauen Vorzeit unwiderstehlich vor die Seele gezaubert haben.

Nur noch eine kurze Strecke von ihm entfernt, stand nach der Seite hin, wo der Wald allmählich aufhörte, um Aekern und Wiesen Platz zu machen, ein einsames kleines Haus, der Rest eines früher hier vorhanden gewesenen Gehöfts, welches während der letzten kriegerischen Ereignisse niedergebrannt worden war; kein Hahn krächte dort mehr, kein Hund bellte, voll kaffender Sprünge lag ein alter Eimer neben dem Ziehbrunnen, der von keiner menschlichen Hand mehr benutzt worden war, seitdem er zum letzten Mal die Eroberer Aegyptens und Europas getränkt hatte; kein Korn auf dem nahliegenden verwilderten Felde, kein Klee auf dem Ager — alles zertreten und unwirksam hinterlassen, so als ob eben erst der Krieg seine rauhen Fußstapfen hier eingedrückt hätte; dem Wind und Wetter stand der Eingang durch die zerbrochenen Scheiben der Fenster völlig offen. Der Wanderer, jetzt dicht bei dem Hause angelangt, schob einen der hölzernen Laden, welche uneingehängt hin und her klappten, in ihren Angeln zurecht und öffnete die baufällige Thür vorsichtig; denn bevor er weiter schritt, witterte er sorgsam umher, zog sodann ein Feuerzeug aus der Tasche, entzündete vermittelst des Schwamms eine Laterne, welche auf dem Tische stand. Es befand sich in der kleinen sehr ärmlichen Stube ein Herd, auf welchen Reste halberbrannten Holzes lagen; der Fremde zog einen Schemel heran, und indem er vor sich niederstarrte, wühlte er mit seinem knotigen Stock mechanisch in der Asche — dachte er bei sich selbst, daß diese kahle, unwirthbare Stätte, bestimmt, den Mittelpunkt und Hort einer glücklichen Familie zu bilden, ein Bild seines ganzen Vaterlandes, ja seines eigenen zerrissenen und blütenarmen Lebens sei? Um ihn her schwebten „die Tage der alten Zeit, der vorigen Jahre“, vor allem die Gestalt eines jungen schönen Weibes, welches einst an seiner Seite gewandelt und nun schon seit langem eingegangen war ins Reich des Friedens, wo keine Sorge mehr sie quälte über Krieg und Zerstörung. Er war heimlich aus Schweden herüber gekommen, wohin er im Jahre 1806 als ein Geächteter und Verfolgter geflohen, um sich vor Palms Geschick zu bewahren; jetzt, wo er von zehrender Unruhe und glühendem Thatendurst ergriffen, es in der Fremde nicht mehr zu ertragen vermochte — sollte diese Asche das Erste sein, was er auf der heimischen Erde vorfand? Er griff wieder nach dem Feuerstein, und wie ein Mann, der gewöhnt war, sich in den kleinen Nöten des täglichen Lebens selbst zu helfen, gelang es ihm, jene kümmerlichen Reste aufs neue in Brand zu stecken; nun trug er dürres Reisig herbei und sand in einer Ecke noch einige vergessne eichne Kloben vor, welche er hinzu legte und mit seinem Atem entfachte, alsbald stoben die knisternden Funken empor, goldnes Geäder durchstreifte die dürren Reste, Flammen brachen überall aus, und jetzt mußte er sich abwenden, um die thranenden Augen zu wischen; wieder gingen von dem Herde Licht und Wärme aus, und der Rauch quoll empor aus dem zerbröckelnden Schornstein. Der, welcher dort saß und das Feuer schürte, war Arndt, des deutschen Volks befreiender Sänger; in seiner Brust lag tief versenkt der Schmerz um die Schande des erstarrten und zertretenen Reiches, aber nicht wie eine Spreu,

welche keinen Lebenskeim mehr enthält, sondern wie ein frisches quellendes Saatkorn, aus dem des Lenzes Gewalt mit Macht hervorbrechen wird, wenn seine Stunde gekommen; ein Mann, der durch viele Trübsal gegangen, dem die Sehnsucht, dem Vaterlande zu dienen im Herzen brannte, und der nebenbei seinen alten Vater und das ihm nach nur zu kurzer glücklichster Ehe geborne einzige Kind wieder zu sehen verlangte; ach, er mußte es heimlich thun, denn seit er seine Kühnen, in die Zeitverhältnisse kräftig einschneidenden Schriften verbreitet, trachteten ihm die französischen Behörden nach dem Leben; jene hatten indessen gewirkt und getrieben, die Schlummernden erweckt, die Stumpfen geschärft, die Matten gestärkt, die Verzagenden mit froher Hoffnung auf bessere Zukunft erfüllt — kurz, überall den Zündstoff gehäuft, der nur des Funkens bedurfte, um aufzulodern in lebendigen Flammen.

Er fuhr endlich aus seinem Brüten empor, und dann stand er plötzlich hoch angerichtet da und blickte mit atenloser Spannung nach der Thür; es öffnete sich dieselbe, wie von zaghafter Hand erfaßt, von außen, und da war auch schon Arndt auf der Schwelle, und hielt in seinem Arm und an seine Brust gedrückt einen schönen beinah siebenjährigen Knaben, dessen langes gelbes Haar und runde blaue Augen zugleich die deutliche und schwedische Abkunft verrieten, ein alter Mann, in der damaligen Tracht der Gutspächter, war dem Kinde gefolgt. Tief ergriffen schüttelten Vater und Sohn sich die Hände. „Ich bin wie Israel“, jagte der alte Arndt, indem er sich mit schwer aus kurz atmender Brust auf dem ihm zugeschobenen Stuhel niederließ, „gekommen um meinen Joseph zu sehen, ehe ich sterbe.“

„Nur, daß dieser Joseph nicht der erste Minister eines Pharaos, sondern ein Geächteter und ein Flüchtling ist“, erwiderte der jüngere Arndt, „auch fehlt mir Josephs reiner und hoher Geist, doch Gott sei Dank Vater, in der Wüste des Zweifels vermag ich sortan nicht mehr zu leben, ich bekenne von ganzem Herzen Jesum den Christ, darum auch kann ich mich der Hoffnung nicht entschlagen, daß jener höllische Feind, welchen der Herr zu Europas Züchtigung erkoren, nur eine Zeitlang der göttlichen Weisheit dient, um sodann in die Finsternis zurückgeschleudert zu werden. Es geht eine Ahnung durch alle Gemüther, als sei die Stunde nicht mehr fern, in welcher die Schmach der Völker gerochen werden soll.“

„Der spanische General hat seine Truppen dem französischen Oberbefehl entzogen und von Dänemark nach der Heimat zurückgeführt“, erwiderte der alte Arndt, „das ist das erste Mal, daß ein Mann seinen Willen ansetzt gegen den Bonaparte!“

„Oh, ein ganzer Mann, dieser Romana!“ entgegnete Arndt mit Begeisterung, „es ist so weit gekommen, daß man ihm solche Thaten nachzuthun schuldig ist, auch ohne Aussicht auf Erfolg; ehe wir nicht mit unsrem Blute die Schuld bezahlen, giebt es keine Hoffnung auf bessere Tage für unsre Nachkommen.“

„Großvater“, rief jetzt das Kind dazwischen, „wird man über den Bonaparte siegen?“

„Gewiß, mein Kind, man wird siegen“, sagte in mildem Tone Arndt, „aber, was ich zu sagen begann, mein Vater, es sind nicht die Spanier allein, in denen ein besserer Geist sich kundgiebt, Oesterreich rüstet sich zum Kampf und

auch in Preußen geschieht vielerlei, was eine geheime Gährung anzeigt, darinn eben bin ich herübergekommen.“

„Und doch auch um nach dem Kinde zu sehn“, ermahnte der alte Mann, indem er dem Knaben über die Stirne strich.

„So wie nach Euch, Vater“, gab Arndt zur Antwort, indem er ehrfurchtsvoll die welke Hand ergriff, welche lieblosend auf dem Haupte seines Sohnes ruhte.

„Deine Mutter spinnt nicht mehr am Herde“, sagte der Großvater mit einem Seufzer, „Deine Geschwister leben hier und dort verstreut im Lande, es dünkt mich zuweilen, als wehe ein kalter Wind durch das Haus, als wären die Mauern voller Risse und an Thüren und Fenstern klappten die Spalten, meine Füße fangen an zu zittern und die alten Augen werden täglich trüber, die Zeit ist gekommen in welcher man gern dahin fährt und die Dinge dieser Welt schon wie von oben herab betrachtet, aber eins hätte ich gern, ehe ich sterbe, mein Sohn, zu wissen nämlich, daß die Völker das schreckliche Joch abgeschüttelt, das ihnen der Bonaparte auferlegt.“

„Es wird gelingen“, sprach Arndt mit tiefem Tone, „Gott, der Allmächtige verläßt uns nicht.“

Der alte Mann faltete seine Hände. Nach einer Pause fuhr er fort: „Und wie sieht es in Schweden aus, mein Sohn? Lebte mein Vater noch, er hätte diese Frage zuerst an Dich gestellt, denn für ihn war Schweden, aus dem sein Vater einst als Unterofficier herüber gewandert, immer noch die alte Heimat. Und nun noch einmal: wie steht es dort drüben, und was sagen die Leute von unserem König?“

„Es steht trübe genug, und die Finnländer, welche mehr geopfert wie je ein Volk, deren Gehöfte niedergebraunt, deren Weiber und Kinder auf Befehl des russischen Generals Burghoven geschlachtet worden sind, kämpfen mutig fort, ohne daß ihnen von Schweden aus Hülfe geleistet wird.“

„Das ist nicht recht von dem König“, sagte der alte Mann.

„Es ist etwas Besonderes in ihm“, fuhr Arndt fort, „ich möchte sagen: ein edler aber krankhafter Geist, und seine Augen sind gehalten, daß er immer das Ungeheuer thut, seine Freunde erbittert, und die Handlungsweise seiner Feinde nicht versteht; ich wollte, ich wäre der finnländische Herzog und dürfte diesem großen und über die Massen getreuen Volke im Streite voranziehen und für es mein Leben einsetzen, aber des Allmächtigen Führung weist mich auf Preußen. Ein großer Geist ist in diesem Volk verborgen; auch im königlichen Hause, das jetzt so tief geschlagen ist und anscheinend umsonst nach Erlösung seufzt, ist er mächtig. Das Bild der Königin Louise lebt in aller Herzen und ihr Name in jedem Munde; allein um ihren Tod zu sühnen, wird mancher, wenn das Wetter losbricht, bereit sein zu siegen und zu sterben!“

„Es thut mir leid um Schweden“, sagte der Alte in tiefe Gedanken versunken, „im Januar dieses Jahres haben sie's in eine französische Zeitung geschrieben, daß das schwedische Scepter im Schlosse zu Paris ausgestellt gewesen sei für jedermann; dazumal, als der König aus Stralsund entfloh, nahmen sie es mit sich — und sie nehmen gern etwas mit sich, wie Du weißt mein Sohn.“ —

Dieser nickte: „Er würde sich ein neues Scepter zu schmieden wissen, wenn

er ein rechter König wäre; doch — ich rechte nicht mit der Majestät; niemand kann etwas über sein Vermögen, und das Volk ist auch nicht auf dem guten Wege, es tanzt um den falschen Gott, und meint in Frankreich blühe das Heil der Welt. Da ist nichts zu hoffen, Vater — das Geschick der Zukunft ruhet bei Gott und in Deutschland — und ich will auch dabei sein, mit Wort und That, darum bin ich herübergekommen.“

„Und Du kannst nicht einen Tag bei uns verweilen und mit Deinen Augen sehen, wie mich der Herr auch im Irdischen gesegnet, und ungeachtet der bösen Zeit doch Scheuern und Kammern nicht völlig leer sind?“

„Es geht nicht“, erwiderte Arndt, „man hat gemeint ich führe nach England, da ich nach Pommern reiste, ich habe einen Paß bei mir, der auf einen Sprachmeister Allmann lautet; dessen ungeachtet möchten sie mich erkennen und festhalten, wenn ich mich offenkundig zeige; ich will weiter und auch nach Brandenburg hinunter, wo ich zu thun habe.“

„Sehe Dich nicht zu sehr aus, mein Sohn“, sagte der alte Mann, „Dein kühner Sinn reißt Dich fort; wenn ich dahin bin, wer sollte diesen schützen?“

„Gott ist sein Vater! — Aber schon ist die Nacht vorbei und die Dämmerung bricht herein; wir müssen scheiden — leb wohl Vater — begleite mich mit Deinen Gedanken und Gebeten. — Leb wohl, mein Sohn!“

„Gott segne Deinen Eingang und Ausgang.“ —

Arndt drückte dem Greise die Rechte, küßte mit Inbrunst das Kind, das sich schluchzend an seine Brust klammerte. Dann verhallten die Stimmen und rüstig ausschreitend verlor sich der Wandrer unter den Bäumen des dämmernden Waldes.

## Die Arbeiterversicherung.

Von Friedrich Büchlin.

### II.

Im ersten Teile unserer Ausführungen haben wir festgestellt, daß die gegenwärtig bestehenden Anstalten, welche in dieser oder jener Richtung und Weise eine Versicherung unserer arbeitenden Bevölkerung gegen die mit ihrer öconomischen Lage verbundenen Notstände bezwecken, durchaus nicht geeignet sind, diese Versicherung zu einer durchgreifend wirksamen zu machen. Wir haben gesehen, daß die sogenannten freien Klassen thatsächlich nicht im Stande sind, alle Versicherungsbedürftigen in ihren Versicherungskreis hereinzuziehen, daß sie die Versicherung im allgemeinen verteuern und infolge dessen dieselbe für viele Mitglieder unter bestimmten Verhältnissen illusorisch machen. Es folgt daraus, daß eine allgemein wirksame Versicherung nur auf dem Wege zu erreichen ist, daß dieselbe für alle Versicherungsbedürftigen von einem gewissen Lebensalter an obligatorisch gemacht wird.

Nun ist aber wiederum klar, daß einerseits die allgemeine Versicherungs-

pfligt nur von Seiten des Staats aufgestellt werden kann, und daß andererseits dies nicht zu Gunsten von Anstalten rein privater Natur geschehen kann. Denn so wie es schon undenkbar ist, daß der Staat einer Privatgesellschaft etwa das Monopol der Arbeiterversicherung übertrage, so ist noch weit weniger anzunehmen, daß er Privatleuten irgend einer Klasse von Staatsangehörigen gegenüber Zwangsbefugnisse einräumen werde, welche nicht in einem naturgemäß gegebenen Rechtsverhältnisse begründet sind. Allerdings wird der Staat einem Fabrik-, Werk- oder Gutsbesitzer nicht verwehren wollen, für seine Geschäfts- oder Gutsangehörigen eine Hilfskasse zu gründen und nur solche Arbeiter anzustellen, welche derselben beitreten. Ebenjowenig können Befugnisse, welche Privatpersonen eingeräumt sind, Gemeinden oder Corporationen mit Recht versagt werden. Sobald jedoch einer dieser Factoren über den Kreis seiner privatrechtlichen Befugnisse hinausgreifen und außerhalb desselben stehende Personen seinem Kassenverbande einverleiben wollte, würde der Staat dagegen Verwahrung einlegen müssen.

Nun ließe sich allerdings schon mittelst der privaten Hilfskasse eine allgemeine Versicherung der arbeitenden Klassen auf dem Wege erzielen, daß jedem Betriebsinhaber zur Pflicht würde, eine Hilfskasse zu gründen und zu dotieren; allein diesem Answeg steht das Bedenken gegenüber, daß der Staat wohl die Gründung von Privatkassen befehlen kann, daß er aber nicht in der Lage ist, die Geschäftsführung derselben zu beaufsichtigen. Er würde also, indem er die Zwangskassen und damit den Kassenzwang allgemein machte, die Arbeiter zu Beiträgen an Kassen nötigen, bezüglich deren Sicherheit er nicht die geringste Garantie zu bieten vermag, und somit den einfachsten Anforderungen des Rechts und der Billigkeit zuwiderhandeln. Der Weg einer Verallgemeinerung der Privatzwangskassen ist somit eine Unmöglichkeit für den Staat.

Diese Schwierigkeit wäre vermieden, wenn der Staat die Versicherungspflicht direct dem Arbeiter auferlegen, und denselben im übrigen überlassen wollte, welcher Art von Kasse er beitreten will; nur müßte in diesem Falle der Staat selbst eine Kasse gründen, für deren Leistungen er garantiert und die jedem versicherungspflichtigen Arbeiter offen stände.

Alle bisher bestehenden Kassen könnten bei dieser Gestaltung des Versicherungswesens bestehen bleiben. Orts-, Guts-, Fabrik- und Werkklassen mit Zwangsversicherung, sogenannte freie Kassen, Kassen von Actiengesellschaften — sie alle könnten auf diesem Wege in mehr oder weniger schöner Harmonie neben einander ihre Wirksamkeit entfalten und jedem diejenige Art der Versicherung darbieten, die seinem persönlichen Bedürfnis am besten dient oder seinem Geschmac und seiner Richtung am meisten entspricht.

Alein auch dieses Anknüpfungsmittel würde den innern, specifischen Mängeln des heutigen Versicherungswesens nicht abhelfen. Es würde den Uebelständen nicht abhelfen, welche in der Isolierung der örtlich beschränkten Kassen ihren Ursprung haben, und keine Sicherheit gegen diejenigen Gefahren zu bieten im Stande sein, welche aus verfehlter Anlage oder mangelhafter Verwaltung von Privathilfskassen hervorgehen. Bei der Unmöglichkeit, zwischen einer Menge von Kassen der verschiedensten Art und Einrichtung eine einheitliche Geschäftsführung herzustellen und damit den ungehinderten Uebergang des Arbeiters von einer Kasse in eine andere

zu ermöglichen, bliebe nach wie vor die Freizügigkeit für den Arbeiter in empfindlicher Weise verkümmert.

Entschieden am günstigsten würden sich bei dieser Ausgestaltung des Versicherungswesens die Gewerkvereinskassen darstellen, insofern sie unter sich einen nationalen Verband bilden. Da die Arbeiter mit dem Eintritt eines gewissen Alters staatlich genötigt würden, sich zu versichern, so würden sich unter dem Druck dieser Einrichtung ohne Zweifel sehr viele den Gewerksvereinskassen zuwenden, die ihnen heute ferne bleiben. Damit wären namentlich die Uebelstände gehoben, welche heutzutage aus dem verspäteten Beitritt erwachsen. Es ist aber klar, daß diese Vorteile gerade in dem Maße eintreten, als die Freiheit oder Willkür des Beitritts aufhört und ein gewisser Zwang, beziehungsweise eine bestimmte Alternative an deren Stelle tritt. Mit andern Worten, sobald die Versicherung für die gesamte Arbeiterschaft obligatorisch gemacht wird, gibt es keine wirklich freien Arbeiterkassen mehr. Dieselben würden in unserm Kassenwesen eine ähnliche Rolle spielen, wie allenfallsige „freiwillige Jäger“ in unserer heutigen Armeorganisation. Die Alternative, vor die sich jeder Arbeiter gestellt sähe, entweder einer „freien Kasse“ oder einer Zwangskasse beizutreten, hebt überhaupt den Begriff eines freien Kassenwesens auf. Sobald die Versicherungspflicht allgemein obligatorisch gemacht wird, ist der Boden der freien Versicherungskassen tatsächlich nicht mehr vorhanden, es ist also auch kein Grund vorhanden, von da ab auf das Princip der Versicherungsfreiheit irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Dagegen ist leicht einzusehen, daß es äußerst schwierig sein muß, bei einer Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, wie sie aus der staatlichobligatorischen, in der Ausführung den individuellen Belieben anheingestellten Versicherung hervorgehen müßten, staatlicherseits nur auch drüber zu machen, daß jeder Versicherungspflichtige auch wirklich und jederzeit versichert sei. Dies wäre aber doch gewiß die erste Voraussetzung einer staatlich obligatorischen Versicherung. Ein nicht unbeträchtlicher Centralapparat wäre jedenfalls hierfür erforderlich, dessen Kosten die Gesamtheit zu tragen hätte. Das Ergebnis aber dieses Versicherungssystems würde mit all' den Mängeln behaftet bleiben, welche im allgemeinen dem heutigen Versicherungswesen eigen sind. Am Schlimmsten käme dabei die staatliche Versicherungsanstalt weg. Diese hätte alle diejenigen Versicherungsbedürftigen zu versorgen, welche von den Privatkassen aus irgend einem Grunde nicht aufgenommen werden; darunter auch solche, die in Privatkassen während des größten Teils ihrer Lebenszeit bezahlt hatten, und durch Ortswechsel oder eine andere Veranlassung ihrer Mitgliedschaft verlustig gingen. Da es ist nicht ausgeschlossen, daß sich nicht innerhalb der Privatkassen Gepflogenheiten entwickeln können, mittelst deren ältere oder allmählich gebrechlich werdende Mitglieder unter Umständen aus den Privatkassen hinaus- und in die staatliche Kasse hineinpracticirt würden. Bei manchen der vielgepriesenen freien Kassen der englischen Arbeiter finden derartige Manipulationen nicht selten statt. Man hat dafür den Ausdruck „fallen lassen“ im Gebrauch. Bei den Collectiv-Societies z. B., welche für gewöhnlich die Beiträge ihrer Mitglieder durch eigene Collectors erheben, wird das „fallen lassen“ auf dem einfachen Wege bewerkstelligt, daß der Collector aufhört, bei den betreffenden Mitgliedern die Beiträge zu erheben, und sie von der Liste streicht, sobald die Rückhände eine

Höhe erreicht haben, welche statutengemäß den Ausschluß rechtfertigt. Da diese Klassen die bereits geleisteten Beiträge nicht herauszahlen, so machen sie natürlich bei jedem „fallen lassen“ eines langjährigen Mitgliedes ein gutes Geschäft. Ja es kommt vor, daß Klassen, welche sich in Verlegenheit befinden, aus solchen Bezirken, aus denen sie nächstens starke Ansprüche erwarten, ihre Collectors abrufen und damit diese ganzen Bezirke „fallen lassen.“

Wir wollen nun nicht behaupten, daß bei uns gleiche Mißbräuche eintreten könnten, wie die geschilberten; aber eine gewisse Abwälzung von Lasten von den Privatkassen auf die Staatskasse würde ganz mißbar eintreten. Die Mitglieder bankrotter Privatkassen z. B. würden zum größten Teile der staatlichen Hilfskasse zur Last fallen. Die allgemein obligatorische Arbeiterversicherung mit facultativem Versicherungsmodus wäre überhaupt nichts, als eine künstlich verhüllte Abwälzung der gering bezahlten Arbeiter aus den verschiedenen Erwerbszweigen auf den Staat, oder genauer ausgedrückt, eine indirecte Unterstützung der Privatkassen aus Staatsmitteln. Damit ist dieses System gerichtet.

Da nun aber auch bei diesem, für uns, wie wir bereits gesehen haben, unannehmbaren System der Grundsatz der freiwilligen Versicherung bereits verlassen und selbst für die sogenannten freien Klassen illusorisch geworden ist, so läßt sich nicht einsehen, warum man nicht die obligatorische Versicherung, ohne welche das als notwendig Erkannte nun einmal doch nicht zu verwirklichen ist, sofort voll und ganz zur Durchführung bringen solle. Dies würde geschehen, indem der Eintritt zu einer für den bestimmten Zweck gegründeten staatlichen Versicherungskasse für alle Angehörigen derjenigen Volksklassen, deren Versicherung als eine gesellschaftliche Notwendigkeit erkannt worden ist, obligatorisch gemacht würde. Auf diesem Wege, und nur auf diesem allein, lassen sich alle die Anforderungen verwirklichen, welche an ein Versicherungswesen gestellt werden müssen, das den Anspruch erheben will, ein wirtschaftlich zweckmäßiges und gesellschaftlich gerechtes zu sein.

Auf dem Wege der allgemein obligatorischen staatlichen Versicherung läßt sich der einzelne Versicherungspflichtige auf die einfachste und wirksamste Weise controlieren, und es lassen sich somit die Verluste an Versicherungsbeiträgen auf den geringsten Betrag ermäßigen. Der Hauptvorteil aber, den die allgemein obligatorische staatliche Versicherung bietet, liegt darin, daß sie die gesamte Arbeiterschaft eines jeden Erwerbszweiges umfaßt. Dadurch bietet sie die Möglichkeit, innerhalb des allgemeinen Versicherungsgebietes wieder die besondern Berufsgebiete gegeneinander abzugrenzen, und innerhalb der letztern Berufsgemeinschaften sich bilden zu lassen, welche als Organe zu dienen vermögen, um diejenigen Erfahrungen zu sammeln, deren wir zum Zwecke einer naturgemäßen, socialwirtschaftlich gesunden Ordnung unseres Versicherungswesens bedürfen. Es ist gar nicht abzusehen, wie diese so wichtige Aufgabe von einem Conglomerat der verschiedenartigsten Versicherungsanstalten gelöst werden sollte, wie solches gegenwärtig besteht und nach der Ansicht der Gegner eines staatlichen Versicherungswesens auch fernerhin fortbestehen soll; und es ist befremdlich, daß Leute, denen man doch sonst Gleichgültigkeit gegen wissenschaftliche Bestrebungen nicht vorwerfen kann, sich so heftig gegen eine Einrichtung sträuben, welche die einzige Möglichkeit bietet, das Licht der



Wissenschaft hineinleuchten zu lassen in 'ein Gebiet, das dessen in hohem Grade bedürftig ist. Für dieses Widerstreben gegen die allgemein obligatorische staatliche Versicherung werden namentlich zwei Gründe angegeben. Der erste derselben geht dahin, daß durch die staatliche Arbeiterversicherung ein socialistisches Moment in unsere gesellschaftliche Verfassung eingeführt würde, und erhält dadurch eine gewisse Bekräftigung, daß die Motive der Reichsregierung zum Haftpflichtgesetzentwurf ihn ausdrücklich acceptieren, indem sie zugeben, daß durch das vorgesezte Ziel der Arbeiterversicherung bis zu einem gewissen Grade ein „socialistisches Element“ in unsere Gesetzgebung hereingelange.

So sehr wir uns nun mit der Grundanschauung dieser Motive, wonach es sich „um eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee“ handelt, im Einklang befinden, so wenig, und gerade deshalb, können wir uns mit dem Zugeständnis, daß den in Rede stehenden, auf sociale Reform gerichteten Bestrebungen „socialistische Elemente“ innewohnen, befreunden. Die Ausdrücke: „Socialismus“, „socialistisch“ sind, wenn sie so schlecht hin gebraucht werden, eine ganz unzweideutige Bezeichnung für eine scharf und bestimmt ausgeprägte Lebensanschauung, mit welcher kein einsichtiger Freund unseres Volks- und Staatswesens sympathisieren kann und darf. Wenn wir zugeben, daß gewisse Bestrebungen, die wir verfolgen, socialistische Elemente in sich schließen, so überlassen wir einem Gegner den Finger, welcher in nicht ferner Zeit auch die Hand fordern wird. Können wir den Socialismus schon in seiner reinen, abstracten Darstellung, etwa in der Schäßle'schen „Quintessenz“, nicht gut heißen, so müssen wir ihn vollends in seiner physischen Erscheinung, in der realen Ausgestaltung, die er in der revolutionären, atheisticen, religionsfeindlichen Socialdemokratie gewonnen hat, als eine höchst gefährliche Erscheinung betrachten. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß nicht unter denjenigen, welche durch die That- und Thatlosigkeit unserer Gesellschaft gegenüber den vorhandenen socialen Notständen ins socialistische Lager getrieben worden sind, oder mit den socialistischen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade sympathisieren gelernt haben, sich nicht auch viele wohlmeinende und insofern achtenswerte Männer befinden; jedenfalls aber ist für eine Staatsregierung unserer Tage alle Veranlassung gegeben, zwischen ihren Bestrebungen und den Bestrebungen der Socialdemokratie eine klare und deutliche Grenze offen zu halten.

Und gerade in Beziehung auf die vorliegende Frage ist diese Grenze unschwer zu erkennen. Das Wesen des Socialismus in der gebräuchlichen Bedeutung des Wortes besteht ja doch darin, daß er gewisse sociale Principien zur absoluten Geltung und allgemeinen Herrschaft bringen will. Wenn wir dagegen für irgend ein Gebiet unseres gesellschaftlichen Lebens Einrichtungen anstreben, welche sich gerade für dieses Gebiet als einzig und allein zweckmäßig und durchaus unerläßlich herausgestellt haben, so ist durchaus kein Grund gegeben, dies als Socialismus zu bezeichnen. Es ist weiter nichts, als practische sociale Reform. Auch dadurch wäre dieses Reformstreben nicht als socialistisch charakterisiert, daß demselben etwa von Socialisten Beifall gesendet würde, sondern erst dadurch, daß es, die historisch gewordene Grundlage unserer Gesellschaft verlassend, statt ein Princip da zu verwirklichen, wo es am Platze ist, das ganze Gesellschaftsgebiet der Herrschaft des-

selben unterwerfen wollte. Letzteres ist aber vom Streben nach einer Verwirklichung der Arbeiterversicherung in keiner Weise zu behaupten. Wir haben gesehen, daß dieselbe, staatlich und gesellschaftlich betrachtet, eine unausweichliche Notwendigkeit ist, daß sie nur von seiten des Staates und gerade unseres historisch gewordenen Staates gelöst werden kann. Die ganze Angelegenheit hat einen andern Sinn, als die Forderung, daß der Staat das thue, was er im Interesse seiner eigenen Erhaltung auf die Dauer nicht unterlassen kann. Das ist doch gewiß kein Socialismus im gebräuchlichen Sinne des Wortes. Ohne dies haben wir ja in unserm Schul-, Post-, Kriegs- und Armeewesen Einrichtungen von ähnlichem Charakter, wie eine allenfällige Arbeiterversicherung, ohne daß dieselben als socialistische bezeichnet würden. Wir können darum den Einwurf nicht als gerechtfertigt anerkennen, daß durch obligatorische und allgemeine staatliche Arbeiterversicherung unsere Gesetzgebung in socialistische Bahnen gerate.

Nicht gänzlich ohne Berechtigung ist der andere Einwand gegen staatliche Arbeiterversicherung, welcher darauf fußt, daß der Staat überhaupt in Geschäften nicht practisch und öconomisch zu verfahren im Stande sei, und daß er deshalb grundsätzlich sich aller Unternehmungen zu enthalten habe, welche im Privatbetrieb verwaltet werden können. Diese Behauptung ist bedingungsweise richtig, aber auch nur bedingungsweise. Sie ist richtig für alle Unternehmungen, bei welchen der pecuniäre Ertrag, das rein materielle Ergebnis die Hauptsache bildet. Hier ist der Privatbetrieb an seinem Orte. Wo dagegen Rücksichten höherer Art in Betracht kommen, wie z. B. nationale Sicherheit, und überhaupt staatliche und gesellschaftliche Interessen, da kann der staatliche Betrieb geboten sein. Daß nun auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung nicht in den Dividenden der Cassenactionäre, sondern in der Versorgung der Versicherten der Schwerpunkt liegt, und daß der Staat an letzterer ein ernstes Interesse haben muß, dürfte nicht bestritten werden. Daß dieses Interesse von seiten der bisher bestehenden Versicherungsclassen nicht gewährt wird, und nicht gewährt werden kann, haben wir bereits gesehen. Somit ist der Staat nicht nur berechtigt, die Arbeiterversicherung in die Hand zu nehmen, er ist sogar dazu verpflichtet.

Dabei werden ihm allerdings gewisse Schwierigkeiten entgegentreten. Denn das Versicherungsgeschäft besteht im Wesentlichen aus zwei Functionen. Die eine derselben ist die Erhebung und Verwaltung der Versicherungsbeiträge. Daß dieser Teil der Verwaltung vom Staate recht wohl, ja, im ganzen genommen besser, als von Privatunternehmern besorgt werden kann, wird wohl im Ernste nicht bestritten werden. Anders dagegen verhält es sich mit der zweiten Function, mit der Verteilung der Unterstützungen. Wir dürfen zwar vorweg betonen, daß die auf diesem Gebiete vorhandenen Schwierigkeiten für den Staat nicht größer sein werden, als sie z. B. für unsere großen Versicherungsbanken sind. Dagegen dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Geschäftspraxis, welche sich diese Banken gegenüber ihren Klienten angeeignet haben, dem Staate gegenüber den versicherten Arbeitern nicht geziemen würde. Einen Beleg hiefür geben die an einem andern Orte bereits angeführten Mitteilungen über die Geschäftspraxis der Magdeburger Unfallversicherungsbank. Im allgemeinen kann man sagen, daß diese Anstalten ihre Verpflichtungen lediglich vom juristischen Gesichtspunkte auf-

fassen und die Unterstützung in den Fällen verweigern, wo sie nicht juristisch dazu genötigt sind; abgesehen davon, daß sie bisweilen einen gegenteiligen Fall statuieren, um damit Geschäftsreclame zu machen.

Diese Praxis kann sich der Staat natürlich nicht aneignen. Andererseits liegt die Gefahr sehr nahe, daß eine Versicherungskasse, welche in der Verteilung ihrer Beneficien nicht sehr genau und vorsichtig zu Werke geht, Gefahr läuft, in mißbräuchlicher Weise ausgebeutet zu werden. Um sich gegen solche Ausbeutung sichern zu können, muß darum eine Hilfskasse in der Lage sein, unter Verzichtleistung auf formell juristische Schutzmittel, die Unterstützungswürdigkeit ihrer Mitglieder durch ihre eigenen Organe annähernd richtig und zuverlässig festzustellen. Daß dies einer ausschließlich durch staatliche Beamte geleiteten Kasse nicht möglich ist, liegt auf der Hand. Es sind dazu solche Organe erforderlich, deren Mitglieder den Berufs- und Gesellschaftskreisen der Unterstützungsfordernden angehören und somit in denselben vollständig heimisch sind. Damit sind wir für die Bildung dieser Organe auf die Mitglieder der Versicherungskasse in erster Linie angewiesen.

Insofern aber diese Kasse eine unterschiedslos allgemeine wäre, von jedem ihrer Mitglieder dieselben Leistungen forderte und etwaige Ausfälle auf die gesamte Mitgliedschaft umlegte, wohl gar aus Staatsmitteln deckte, wäre keine Garantie geboten, daß nicht die zur Kassenverwaltung beigezogenen Organe aus der Mitgliedschaft ihre eigentliche Aufgabe bei Seite setzten. Es wäre zu besorgen, daß sie, so lange es sich für sie um einen Interessenstreit zwischen Mitarbeitern, die ihnen persönlich bekannt sind, und einer großen, allgemeinen Kasse handelt, für welche schließlich doch der Staat eintreten müßte, in zweifelhaften Fällen ihr Gutachten mehr im Interesse ihres Mitarbeiters als im Interesse der Kasse abgeben würden. Um diesem Uebelstande auszuweichen, wird es notwendig sein, das Hilfskassenwesen, das nach oben ein einheitliches sein muß, nach unten derart zu decentralisieren, daß der Einzelne einen merkbaren und fühlbaren Anteil an der Verwaltung und damit ein lebendiges und kräftiges Verständnis für das Interesse der Kasse gewinnt.

Dieser Forderung würde etwa eine derartige Gestaltung des Hilfskassenwesens entsprechen, daß die sämtlichen Hilfskassen in eine einheitliche, staatlich geleitete Organisation zusammengefaßt wären, welche die gesamte arbeitende Bevölkerung, deren Versicherung als eine socialpolitische Notwendigkeit anerkannt ist, in sich schloße. Die innere Gliederung derselben kann man sich folgendermaßen denken: Zunächst umfaßt sie die einzelnen Geschäftsbetriebe. Die Zugehörigkeit eines Mitglieds zum Verbande beruht also nicht auf einem von ihm bewerkstelligten Eintritt in den Verband, sondern auf der Thatfache, daß er in einem von der Organisation umschlossenen Geschäftsbetriebe als Arbeiter thätig ist. Durch seine Aufnahme in den Geschäftsbetrieb ist er stillschweigend und selbstverständlich auch Verbandsmitglied geworden. Die Angehörigen eines Geschäfts bilden einen Geschäftsverband; die Geschäftsverbände eines Ortes oder Bezirkes einen Orts- oder Bezirksverband, unter Umständen auch mehrere solche. Diese Orts- und Bezirksverbände sind nach oben staatlichen Unterbehörden angegliedert, welche ihrerseits der Verwaltungsbehörde der allgemeinen Reichsversicherungskasse unterstellt sind.

Das Hauptgewicht aber für die laufende Verwaltung würde in den Orts-

und Bezirksverbänden beruhen. Sie würden die Beiträge erheben, die Unterstützungen und Beneficien zuerkennen und auszahlen und überhaupt das gesamte Unterstützungswesen inußerhalb ihres Verbandes unter Controlle der staatlichen Behörde verwalten. Die laufenden Unterstützungen würden am einfachsten aus den laufenden Beiträgen geleistet werden. Der verbleibende Ueberschuß würde zu einem Teile dem Grundstock der Orts- und Bezirkskasse einverleibt und dieser dem örtlichen Creditbedürfnis dienstbar gemacht, zu einem andern, gesetzlich festgestellten Betrag in den Centralreservefond des Gesamtverbandes abgeführt.

In der Berechnung der Beiträge und Leistungen inußerhalb der Orts- und Bezirksverbände haben die Angehörigen der verschiedenen technischen Geschäftszweige je ihre besondere, aber selbstverständlich nach einem einheitlichen Plane vorgeschriebene Buchführung, auf Grund welcher die Beitragsätze für die Angehörigen der einzelnen Industriezweige berechnet und von Zeit zu Zeit corrigiert werden. In dieser Einrichtung liegt das Mittel, die Angehörigen der Ortsverbände zu einer sorgfältigen und gewissenhaften Behandlung der Versicherungsangelegenheiten zu veranlassen, weil eine fortgesetzt leichtfertige Behandlung derselben sich in kurzer Zeit durch ein Steigen der Versicherungsprämien für den betreffenden Verband oder Industriezweig rächen würde.

Durch diese Einrichtung ist zugleich die Beforgnis vor einer übermäßigen Centralisation des Versicherungswesens beseitigt. Bekanntlich ist diesem Bedenken der Vorschlag entsprungen, die Arbeiterversicherung nicht als Reichsache, sondern als Sache der einzelnen Bundesstaaten zu gestalten. Dadurch würde selbstverständlich das naturgemäß gegebene Versicherungsgebiet des deutschen Reiches in eine Anzahl von Territorien zerteilt, die nach Form, Größe und innern Verhältnissen so verschieden sind, daß sie in ihrer Gesamtheit eine zweckmäßige Gestaltung der Arbeiterversicherung unbedingt nicht gestatten würden. Die auf diesem Wege geschaffenen Versicherungsgrenzen würden mit der Zeit ebenso lästig und verhasst werden, wie die früher bestandenen Zollgrenzen. Gibt man dagegen dem Arbeiterversicherungswesen eine solche Einrichtung, daß es zwar nach oben einheitlich zusammengefaßt ist, dagegen nach unten seinen Schwerpunkt in den Orts- und Bezirksverbänden hat, so entspricht es ebensowohl dem natürlichen Bedürfnis, wie dem politischen Interesse der Einzelstaaten, entspricht also in diesen beiden Richtungen allen Anforderungen, die man an dasselbe stellen kann.

Diese Organisation des Hilfsklassenwesens setzt nun freilich voraus, daß eine Frage gelöst sei, deren Betrachtung uns noch obliegt, die Frage, wer denn überhaupt als versicherungsbedürftig und versicherungspflichtig im Sinne einer staatlichen obligatorischen Versicherung zu betrachten sei. Diese Frage kann nur der Natur der Sache entsprechend, d. h. mit Beziehung auf bestimmte sociale Klassen gestellt und beantwortet werden. Wir können also beispielsweise nicht, wie von sehr verschiedenen Freunden der socialen Reform geschieht, schließen: „Weil mit geringen Ausnahmen jeder, auch der Reichste, arm und hilfsbedürftig werden kann, so muß auch jedermann gezwungen werden, sich zu versichern“; sondern die Frage lautet für uns: „In welchen Gesellschaftsklassen herrschen, trotz der bisher versuchten Mittel zur Abhilfe, dauernd solche Zustände, daß in gewissen, regelmäßig und häufig wiederkehrenden Fällen der öconomische Bestand der Familie be-

droht erscheint?" Die staatlich obligatorische Versicherung ist also, kurz ausgedrückt, nicht auf Unterstützung für mögliche Notfälle im einzelnen, sondern auf Beseitigung tatsächlich vorhandener sozialer Notstände gerichtet.

Solche Notstände treten uns nun vorzugsweise in zwei großen Klassen entgegen, welche unter sich vier Unterabteilungen bilden; es sind diese die Klasse der Lohnarbeiter in Industrie und Landwirtschaft, und die Klasse der kleinen Unternehmer derselben Erwerbsgebiete. Indessen besteht selbstverständlich die Versicherungsbedürftigkeit nicht in allen diesen Wirtschaftsgebieten im gleichen Grade. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß der unmittelbare Lebensunterhalt der Familie in der Landwirtschaft weniger gefährdet ist, als in Industrie und Handwerk, zumal unter der städtischen Bevölkerung und namentlich unter der Fabrikarbeiterschaft. Es wird also wohl gerechtfertigt sein, anzunehmen, daß der höchste Grad der Versicherungsbedürftigkeit unter den Lohnarbeitern der Großindustrie vorhanden sei.

Vergleichen wir mit der wirtschaftlichen Lage des Lohnarbeiters im allgemeinen diejenige des Unternehmers im Kleinbetrieb, so finden wir die letztere vielfach fast ebenso gefährdet und jedenfalls nicht weniger sorgenvoll, als erstere. Aber ein Unterschied ist doch vorhanden; es ist der, daß vorkommende Störungen im laufenden Einkommen des Kleinunternehmers dessen Familienwirtschaft nicht so momentan bedrohen, wie dies für den Arbeiter unter gleichen Verhältnissen der Fall ist. Die Ursache hiervon liegt darin, daß im Betrieb des Kleinunternehmers, in der Gesamtheit seiner geschäftlichen Beziehungen ein Grundstock schätzbarer, teils materieller, teils ideeller Werte vorhanden ist, welche für Notfälle auf eine gewisse Zeit als Reservesond zu functionieren vermögen. Hierin scheint uns der Hauptunterschied zwischen der wirtschaftlichen Lage des Kleinunternehmers und derjenigen des Lohnarbeiters zu liegen. Nun ist allerdings in neuerer Zeit eine besorgnis-erregende Erscheinung aufgetreten, welche zeigt, daß eben gerade dieser Grundstock im Kleinbetrieb ernstlich bedroht ist. Es sind dies die zahlreichen, oder genauer zahllosen Vergantungen (Substationen), mit welchen der landwirtschaftliche und gewerbliche Kleinbetrieb heimgesucht worden ist. Aber gerade diese Erscheinung rechtfertigt das Bedenken, ob denn wirklich den Notständen im Kleinbetriebe auf dem gleichen Wege und mit den gleichen Mitteln abzuhelfen sei, wie den Notständen unter der Lohnarbeiterschaft.

Die wirtschaftliche Sicherheit des Lohnarbeiters liegt durchschnittlich darin, daß sein Taglohn regelmäßig fließt. Ein natürlicher Reservesond besteht für ihn nicht. Darum ist es die Aufgabe der Versicherung, einen solchen gewissermaßen künstlich zu schaffen und für den Fall des Bedürfnisses bereit zu stellen. Ganz im Gegensatz hierzu beruht die Sicherheit des Kleinunternehmers im allgemeinen weit mehr in der ungestörten Function und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit seines Betriebsgrundstocks, als im persönlich zu erwerbenden Arbeitslohn. Alle Bestrebungen, den Kleinbetrieb zu sichern, müssen somit in erster Linie darauf gerichtet sein, den Grundstock sicher zu stellen und ertragsfähig zu machen. Es ist aber klar, daß dies mit wesentlich andern Mitteln und auf ganz andern Wege erstrebt werden muß, als die Versicherung der Lohnarbeiter, und daß somit beide Aufgaben getrennt zu behandeln sind. Wir sehen uns also zunächst auf die An-

gelegenheit der Versicherung unserer industriellen und ländlichen Lohnarbeiter beschränkt.

Abgesehen nun davon, daß, wie wir bereits angebeutet haben, die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter auch unter ungünstigen Verhältnissen weniger durch gänzlichen Mangel der Existenzmittel bedroht sein dürfte, als diejenige der Industriearbeiter, so liegen auch im übrigen die beiderseitigen Verhältnisse keineswegs so übereinstimmend, daß eine gemeinsame und gleichzeitige Neuordnung als selbstverständlich bezeichnet werden könnte. Die Motive der Reichsregierung zum Gesetzesentwurf, betreffend die Unfallversicherung, sagen hierüber unter andern: „Die Zusammensetzung des Arbeiterpersonals einer größeren Landwirtschaft aus den verschiedensten Elementen, von den Diensthöten und denjenigen Arbeitern, welche auf Grund eines dauernden, häufig mit Pacht- und andern Verträgen combinirten Arbeitsvertrags regelmäßig und immer von demselben Arbeitgeber beschäftigt werden, bis zu denjenigen, welche bald hier, bald da tageweise arbeiten, bietet für eine dauernde Organisation . . . keine genügende Grundlage.“

Mit dieser Erklärung ist nun wohl die Schwierigkeit der Aufgabe festgestellt, das Bedürfnis ihrer Lösung dagegen in keiner Weise verneint. Wir unsererseits halten dafür, daß es sich überhaupt nicht werde verneinen lassen, halten übrigens für selbstverständlich, daß man ungleichartige Dinge getrennt von einander behandelt. Es erscheint uns somit ganz gerechtfertigt, daß die Arbeiterversicherung zunächst auf denjenigen Wirtschaftsgebieten durchgeführt werde, in welchem das Bedürfnis derselben am dringendsten ist, die Verhältnisse die relativ einfachsten und gleichartigsten sind, d. h. auf dem Gebiete der Fabrikindustrie. Sind hier einmal die ersten Schritte gethan, die ersten Erfahrungen gesammelt, so kann man mit um so größerer Sicherheit an die Lösung der schwierigeren und schwierigsten Fragen herantreten.

In einem dritten und letzten Aufsatz werden wir unsere positiven Vorschläge näher ausführen, die Eventualitäten bestimmen, gegen deren wirtschaftliche Folgen Versicherung angezeigt erscheint, die Beitragspflicht erörtern und endlich eine Reihe von secundären Fragen der Besprechung unterziehen.

## Heimat und Fremde.

Von Dr. Freyde-Parschim.

Es gibt wohl kaum ein Wort in unsrer deutschen Sprache, welches uns so mit einem Hauche tiefer Ruhe grüßt, als das kleine Wort daheim. Es ist echt deutsch gedichtet und gefühlt, wenn E. Geibel ruft:

Daheim, daheim! Nach so viel Wandertagen, Nach so viel Nächten, wo ich sturmverschlagen,  
Schlaflos im Schiff erfonnen meinen Heim, Nach Frost und Blut auf so viel Felsenstiegen,  
Nach ewger Hast — o welche Zauber liegen In diesem kleinen Wort: Daheim!

Und was bedeutet zunächst das kleine, jedem deutschen Gemüt so liebe Wort? In Altnordischen heißt heimer Haus und der genit. plur. heima zu Hause; so-

bann Welt, heimskringla Weltkreis; heimskr unerfahren, thöricht, der immer heim gelesen, zu Hause geblieben ist; hoima ins Haus aufnehmen; heiman von Hause. Im Altsächsischen heißt hēm der Wohnsitz, die Wohnstätte eines Geschlechts; thit is ödäs hēm: die Stätte eines glücklichen Besizes; hēm-sittiandi, angelsächsisch hām-sittend: auf dem Erbsitz regierend. Das althochdeutsche dā heime, dār heime ist zusammengesetzt aus dār und dem adverbialen Dativ vom althochdeutschen und mittelhochdeutschen heim, Haus, Wohnhaus; daheim also heißt: in dem Wohnhause.

Was hat der Mensch in seinem Wohnhause? Ist besteht eines Menschen Haus samt seinem ganzen gepriesenen Besiz in Lehm und Echerben, und doch gewöhnt er sich nicht nur an seinen Besiz, also daß ihn auch Lehm, Thon und Echerben lieb werden, sondern in dem trauten Verkehr mit allen Dingen der Heimat knüpft sich an diese stummen Besiztümer seine ganze Geschichte, die Geschichte der Vorfahren, die Geschichte von Vater und Mutter, die Geschichte von Freud und Leid des eignen Lebens, und indem die Erinnerung ihren verklärten Schein auf jene stummen Besiztümer wirft, werden die armseligen stummen Zeugen berebt, und wie die wahre Poesie in ihrem tiefsten Grunde Verklärung irdischer Dinge und Zustände ist, so erglänzen Lehm, Thon und Echerben in wahrer unmittelbarer Poesie, sie erglänzen im himmlischen Lichte. Haus und Hausrat wird für ein kindlich wahres Gemüt eitel köstliche Poesie und es braucht nicht gerade ein Schloß zu sein, es kann auch eine arme Lehnhütte sein, die uns in späten Jahren wunderbar erglänzt, mit tiefem Heimweh erfüllt und mit dem Dichter von Schloß Voucourt sprechen heißt:

„Ich träum als Kind mich zurück  
Und schüttele mein graies Haupt:  
Was sucht ihr mich heim ihr Bilder,  
Die längst ich vergessen geglaubt!“

Und zu Haus und Hausrat kommen Wald und Fluß und Berg und Thal, Wiesen und Feld und vor allem die lieben Gestalten der Heimat. Das alles verleiht dem kleinen Wort einen Zauber, dem schon mancher starke Mann erlegen ist, das alles macht uns Lehm, Thon und Echerben so lieb und wert.

Ran knattert im Kamin mit raschem Schimmer  
Die Flamme schon; mein Holzgetäfelt Zimmer  
Erdämmerd rosig. Müßig schon ich zu.  
Der Kruststuhl hier mit den gewundenen Füßen,  
Die alten Bilder — alles will mich grüßen  
Mit einem Hauche tiefer Ruß.  
Die Bücher dort, die mir mit goldner Kunde  
Hinweggetauscht so manche schwere Stunde,  
Der Hausrat, den die Mutter noch gewöhlt:  
Die Wanduhr selbst, die mit verhaßtem Schläge  
Mich oft ins Bett trieb, wenn die schönste Sage  
Die blonde Schwester mir erzählt.  
Ach alles, alles — hell ins Auge schießen  
Die Thränen mir; sei's drum, sie mögen fließen.  
Was lächelt ihr? — Laßt mich, ich bin ein Kind.  
Ihr aber, nie entschlohn aus eurem Ringe,  
Ihr wißt es nicht, wie lieblich diese Dinge  
Nach jahrelangem Fahren sind.

Ihr wißt auch nicht, wie selbst am Starren, Toten  
 Vom Geiste, der darüber einst geboten,  
 Ein Schimmer hängen bleibt, ein schönes Licht,  
 Wißt nicht, wie in Geräten, Häusern, Bäumen  
 Wohnt eine Stimme, die gleichwie aus Träumen  
 Der eignen Jugend zu euch spricht.

(E. Seidel.)

Heimatliebe, Heimatsfreude und Heimatschmerz ist allerdings etwas rein Menschliches, aber die Völker und Stämme haben diese Liebe, diese Freude, dieses Weh darum nicht in gleichen Grade. Der Völker Leben offenbart sich am reinsten und ungetrübtesten in der Poesie, diesem Spiegel alles wahren Lebens. Und da ist es vor allen das deutsche Volk, welchem dieser Heimatsinn in besondrer Stärke und Tiefe eigen ist. Das bezeugt die ganze deutsche Dichtung, vom Anfang an bis auf Geibels unvergängliche Lieder „Dahem“ und „Heimweh.“

Wir übersehen dabei nicht die Odyssee, dies „Buch des Heimwehs“, noch weniger Israels Heimwehlied „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“ Mit Odysseus, dem göttlichen Dulder, stimmt der deutsche Leser auf Heimkehr, mit ihm faßt er den Entschluß, nicht zu bleiben im fremden Land „und hielten auch eiserne Bande ihn gefesselt.“ Ihm kann es bei der lockigen Nymphe nimmer behagen; es zieht die milde Heimatluft als Heimweh durch die krankte Brust, und wir begreifen es wohl, wie er sehnsuchtsvoll nur den Rauch von Ferne aufsteigen zu sehen begehrte, den Rauch aus seinem heimatischen Lande: „Wendet auch dir nicht mildes Erbarmen das Herz?“ Und wie Odysseus hier, so erscheint Iphigenie bei unserm deutschen Dichter. Wie echt deutsch redet da die griechische Jungfrau auf Tauris:

Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.  
 So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen  
 Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,  
 Doch immer bin ich, wie im ersten fremd.  
 Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,  
 Und an dem Ufer steh ich lange Tage,  
 Das Land der Griechen mit der Seele liebend,  
 Und gegen meine Seufzer bringt die Welle  
 Nur dumpfe Töne drausend mir herüber.  
 Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern  
 Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram  
 Das nächste Glück von seinen Lippen weg,  
 Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken  
 Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne  
 Inerst ihm aufschloß, wo  
 Sich Mitgeborne spielend setz und setzet  
 Mit hanften Banden an einander knüpfen.

Wie Odysseus nur den Rauch von seinem lieben Ithaka zu sehen begehrt, so steht Iphigenie die langen Tage am brandenden Ufer, das Land der Heimat mit der Seele liebend. „Wendet auch dir nicht mildes Erbarmen das Herz?“

Das Heimweh eines Israeliten aber hat eine noch tiefere Bedeutung als das anderer Völker. Kanaan war das Land der Verheißung, an dessen Besitz sich für einen Israeliten nicht nur irdischer Lebenssieg, irdische Freude und irdisches



Wohlbehagen knüpfte, sondern vor allem die Gemeinschaft mit seinem Gott, der rechte und wahre Gottesdienst. Abraham mußte ausziehen — und es mochte ihm schwer genug werden — aus seinem Vaterland und von seiner Fremdschaft in ein fernes Land, das Gott ihm zeigen wollte, in ein Land, das ihm lieber sein sollte als das Vaterland, dazu in ein Land, das doch erst seine Nachkommen besitzen würden. An den Besitz dieses gottverheißenen Landes glauben zur Zeit, wo er noch keinen Fuß breit Erde darinnen besaß und später nur ein Erdbegräbniß kaufen konnte, hieß an seines Volkes Zukunft glauben. Abraham glaubte daran, ebenso Jakob; darnach nahm dieser einen Eid von Josef, daß er seinen Leichnam in dem Lande der Verheißung bestatten solle. „Siehe ich sterbe“, sprach der greise Patriarch, „begrabe mich in meinem Grabe, das ich mir im Lande Kanaan gegraben habe.“ Josef erfüllte nicht nur des sterbenden Vaters Bitte, wie Gen. 50 zu lesen ist, er verstand sie auch, denn auch er glaubte wie Abraham, Jsaak und Jakob an die gottverheißene Zukunft seines Volkes und darnach befahl er sterbend seinen Brüdern daselbe zu thun mit seinem Leichnam, was der Vater ihm befohlen hatte.

Der Geist des theokratischen Heimwehs in seiner höheren Bedeutung und der Versicherung der Heimkehr erfüllt das ganze Capitel, und damit weist die Genesis hinüber nicht nur auf den Exodus, den Auszug der Kinder Israhel, sondern auf die ewige Heimat. „Durch den Glauben“, sagt der Hebräerbrief (11, 22) „redete Josef vom Auszuge der Kinder Israhel, da er starb, und that Befehl von seinen Gebetenen.“ Er sagte nemlich, und zwar 144 Jahre früher als dieser Auszug erfolgte: „Ich sterbe und Gott wird euch heimfuchen und aus diesem Lande führen in das Land, das er Abraham, Jsaak und Jakob geschworen hat. Wenn euch Gott heimfuchen wird, so führet meine Gebeine von dannen.“ Also sterbend noch verlangt der Geist, der in Begriff ist einzugehen in die ewige Ruhe, nach der Erfüllung der Verheißung des Besitzes von Kanaan; dort wollen die Patriarchen begraben sein, dort wollen sie auferstehen. So bedeutungsvoll nun die Hoffnung eines Israeliten auf den Besitz Kanaans und dieser endliche Besitz selbst war, so bedeutungsvoll der Verlust desselben. Soviel wie Israhel hat kein Volk bejessen. Hatte doch Gott der Herr Selbst Sich eine Wohnung inmitten dieses Landes gegeben, darum die Verbannung aus demselben die Verwerfung des Volkes in sich schloß. Das Vollgefühl des gesicherten Besitzes, der Ruhe, des Friedens, das Vollgefühl des Dahinseins konnte ein Israelit eben nur im Lande Kanaan haben. Ihn mußte im fremden, das heißt für ihn im heidnischen Lande, noch viel weher ums Herz sein als etwa einem Polen, der nur um den Verlust nationaler Güter trauert, und viel ingrimmiger noch war der Haß des Israeliten gegen einen schadenfrohen Babylonier (vergl. Ps. 137, 9) als der Haß der Polen gegen Russen oder Preußen ist. Während ein Pole seine Polenslieder im fremden Lande singt, weist der verbannte Israelit die Aufforderung zum Sange der Zionslieder weit weg, wie wir eben im 137. Ps. lesen: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten; unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind. Dem daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen tröstlich sein: Lieber, singet uns ein Lied von Zion. — Wie sollten wir des Herren Lied singen im fremden Lande?!

Der schönste irdische Besitz in Babylon konnte den rechten Israeliten nicht trösten über den Verlust seines Vaterlands.

Wo dem einen Rosen lachen, sieht der andre dürren Sand,  
Jedem ist das Elend finster, jedem glänzt sein Vaterland.

So erfuhr es einst auch der letzte der Omnajaden, Abderrhaman, den gastfreie Beduinen erst durch die syrische Wüste nach Egypten geleitet hatten, der dann durch die afrikanische Wüste nach Spanien entkommen war und im J. 755 mit tausend treuen Beduinen in Andalusien landete, seine Herrschaft in Spanien besetzte und in Cordova residierte. Er war ein echter Araber, ein Mann von tiefem Gemüt, der eingedenk der Gnade Gottes, die ihn allein von allen Genossen seines Geschlechts gerettet und ihm die Herrschaft in dem schönen Spanien, einen neuen Thron und ein neues Volk geschenkt hatte, friedlich milde und äußerlich glücklich regierte. Aber „wo dem einen Rosen lachen, sieht der andre dürren Sand, jedem ist das Elend finster, jedem glänzt sein Vaterland.“ Obgleich ihm die heiterste Sonne des Glücks lachte, blieb doch seine Seele vom Kummer um die verlorne Heimat und um die Seinen umflort. Spanien besaß damals noch keine Palmen; er ließ die erste vor seinem Palaste anpflanzen: sie sollte ihn an seine verlorene Heimat, an Damaskus erinnern und er selbst besang sie in jenem zarten Liede tiefen Heimwehs:

Auch du bist Fremdling hier im Lande, Du schöner schlanker Palmenbaum!  
Algarbes süße Schmeicheldüste, Sie wehen lachend um dich her;  
Fruchtbarer Boden nährt die Wurzel, Die Krone streckst du himmelan;  
Doch, Palme, wenn du sähstest könntest, Auch du vergößest Thränen dann.  
Allein für dich gibts keinen Wechsel Des Schicksals, das nur Menschen plagt; —  
Dir Palme blieb vom Vaterlande, Wohl dir! Erinnerung nicht zurück; —  
Ich aber, wenn ich daran denke, Ich löse mich in Thränen auf.

Das zarte Lied erweckt die innigste Teilnahme; es zeigt, wie die Rosenblüde der Heimatstrenge zum scharfen Dorn des Heimwehs werden können. — Fern von aller Empfindsamkeit, kerngesund, weil gottgewollt ist die alte deutsche Heimatfreude mit ihrer Rehrseite, dem Heimweh.

Tacitus sagt in seiner „Germania“ c. 16: „Daß kein germanisches Volk in Städten wohnt, daß sie aneinander gebaute Wohnungen selbst nicht dulden, ist zur Genüge bekannt; abgesondert und in verschiedener Richtung siedelt sich jeder an, wo ihm ein Bach, ein Feld, ein Hain zusagt.“ Dies altgermanische Sonderwohnen, sagt Uhland in seiner Abhandlung über deutsche Volkslieder, am Quell, im Feld und Holz ergab einen täglichen trauten Verkehr mit allem, was im Freien sichtbar und regsam ist; dies ländliche Einzelleben setzte sich später im Burgwesen fort, das nur stolzer und weitschauender in Wind und Wolken hinausgebant war. Von den Einflüssen dieses Naturverkehrs, von der angestaumten Wald- und Feldluft war nun das deutsche Leben auch in allen geistigen und sittlich-geselligen Richtungen durchdrungen. Laut der frühesten Kunde vom religiösen Geiste der Germanen fasten sie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, sondern verehrten ein Unsichtbares im Schatten geweihter Haine. Sie weihten ihnen Haine und Wälder, sagt Tacitus G. c. 9. So vermoh sich ihnen das heiligste Geheimnis des ahnenden Geistes mit dem Eindruck der tiefgrünen Waldesnacht. Ein jedes Volk hat eine gewisse Naturliebe, oder will das menschliche Dasein in die Gemein-

schafft der ganzen Schöpfung gestellt wissen, aber eine so innige gottbegeisterte Naturliebe wie sie das deutsche Volk hat, wird man kaum bei einem andern finden. Sie ist der Grundzug in seiner Poesie, in der sich das Volksleben am meisten offenbart. Auch das deutsche Recht ist, wie z. B. Grimms „Rechtsaltertümer“ zur Genüge zeigen, voll der lebendigsten Naturanschauung; wir sehen hier über dem steinernen Richterstuhl die blühende „Linde.“ Auch die deutsche Baukunst auf ihrem Höhepunkt hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgekehrt.

Ihr Bezeichnung des irdischen Lebensglücks wissen deutsche Dichter im Mittelalter nichts Köstlicheres zu nennen als die Sommerwonne, die unendliche Freude an Blumen und Klee, am besaubten Wald und der duftenden Linde, am Gesange der Waldbögel. Es ist nicht die Selbsttäuschung eines empfindsamen Zeitalters, daß Lenzeeshauch und Maiengrün, Morgen- und Abendrot, Sonnenaufgang, Mondschein und Sonnenglanz das Gemüt erfrischen, rühren, beruhigen, daß der Anblick des Meeres, daß Sturm und Gewitter den Geist zum Erstaunen stimmen. Eben die jugendkräftige Poesie der unverbildeten Völker ist von diesen Einwirkungen durchdrungen. „Sage man immerhin, der Mensch verlege nur seine Stimmung in die sinnlose Natur: er kann nichts in die Natur übertragen, wenn sie nicht von ihrer Seite auffordernd, selbstthätig anregend entgegen kommt.“ (Uhlbrand). Die großartigste, wahrste Naturanschauung, nach welcher die Natur die Lebens- und Herrlichkeitseigenthümerin des Menschen ist, hat der Apostel der Heidenwelt im Römerbrief c. 8 dargelegt, eine Naturanschauung, für die gerade das deutsche Volk und seine edelsten Dichter von je her ein Verständnis zeigten.

Was dem Germanen sein irdisches Daheim war, ersehen wir recht aus dem altfriesischen Heliand, jenem wunderbaren Epos, das die ganze evangelische Geschichte in die deutsche Heimat verlegt und wiederum das irdische Daheim ins Himmelreich. Dies Himmelreich heißt da durchgängig wäng, das ist die Waldwiese, des Deutschen Freude, oder gröni godes wäng, die grüne Gottesan. Es erinnert dieser Ausdruck an das erste Lied der Edda, wo die Götter auf dem Idafelde sich Hof und Heiligthum wählten und mit wunderbaren goldenen Scheiben im Grafe spielen. Der Name Idafeld bedeutet Feld der Verjüngung; im Schmuck des Frühlings, in frischem Sommergrün, Gras und Laub soll sich dies Feld verjüngen. Aus alter heidnisch deutscher Dichtung, die voll der kräftigsten und wahrsten Naturanschauung ist, verblieb somit die Anschauung, nach welcher man sich den Himmel als die grüne Heimat dachte, als gröne geardas, wie das Paradies bei den Angelsachsen heißt. Von „Paradiesesauen“ und „himmlischen Geisden“ reden wir bis auf heute, denken uns nur nichts dabei. Für das tiefe und innige Naturgefühl unsrer Alten jedoch waren die stillen, freundlichen grünen Waldwiesen voll blühender Kräuter im Gegensatz gegen die tiefe finstere Waldeswüste, gegen die Steinsolme, die hohen Holmsklippen und die graufenden Wogen der grimmen See mehr als Bild und Phrase: sie waren ihnen das wounige „Daheim“, die Stätten der Ruhe, der Freude und des Friedens, und solche Stätten suchten sie auch jenseits. Eben diese grüne friedensreiche Stätte nannten sie das Heim.

Doch noch ein anderer Zauber liegt in diesem Worte.

Es schließt neulich das Wort auch die Fremde am Grundbesitz ein. Dieser Grundbesitz heißt im Heliand *ôd*; *ôdil* (althochd. *uodal*, ags. *êdel*, frief. *êthel*) ist das Stammgut, der Heimatsort; *ôdag* heißt durch Grundbesitz glücklich, wohlhabend, reich. Die Fremde am Grundbesitz der alten Deutschen erhellt u. A. aus der sehr eindringlichen Wendung, welche im Heliand für „sterben“ gebraucht wird, neulich: „in Vaters Stammgut, Grundbesitz fahren,“ *gifarau is fadar ôdil*. Hiernach wird auch die im Heliand vorkommende Zusammensetzung *ôdashêm*, *uypodashêm*, eine gleichfalls heidnische Bezeichnung der Wohnung der Seligen, verständlich. Es ist dies die Heimat des altererbten Grundbesitzes, die oben liegende heimische Stätte aller Güter und alles Onten; eine Uebertragung des starken Heimatgefühls unserer Väter und ihrer unvertilgbaren Anhänglichkeit an den ererbten Grundbesitz auf die Sehnsucht nach der ewigen Heimat.

Ebenso ist es mit dem von unsrer Zeit nicht mehr verstandenen Worte wohnen, vom Stamme wan. Bei lichten Himmelserscheinungen kommt dreimal im Heliand ein alter pluraler Dativ vom Substantiv wan vor. Es bedeutet Licht und erst in abgeleiteter Weise Hoffnung. Den hellen Sonnenblick und alles was hell und freudig hervorbricht, Wachstum und Gedeihen verheißt, umfaßt die Bedeutung des Worts. Die Wurzel von wan bedeutet also (vgl. Grimm Grammat. 2, 55 Nr. 569 und Vilmar Altert. im Gel. 23—25) hell werden, gothisch *vinja*, die lichte Stelle im Walde, der Platz voll keimender, aus der Erde hervorbrechender Pflanzen, daher wohl auch *wini*, der Weibegenosse, Markgenosse und dann Freund, Vertrauter und Treue. So ist es erklärlich, sagt Vilmar a. a. D., wenn der Heliand die Heimat, Bethlehem, *hêm wanama*, die helle, friedliche, wonnesame Heimat nennt. Der Ausdruck „wonniges Heim“ ist kein nur für die Beschreibung von Bethlem erfundener Ausdruck, vielmehr ein altvolksmäßiger, epischer: Die Heimat, welche hell und friedlich aus dem Waldesdunkel hervorleuchtet.

Somit ist es nur deutsch gedacht, wenn der Himmel mit seiner hellen Sonne, welche Christus der Herr ist, in so vielen Liedern die rechte Heimat heißt. So sagt man für sterben: heimgehen in unser Alterbe (Rol. 194), des Emporerbes Heim suchen (Hel. 1890), die süße Heimat suchen (Boow. 700), gehen zur heiligen Heimat, *tô tham hûlgan hâm* (Cynewulf Christ. 1675). Ebenso deutsch ist es nach dem Bisherigen, den Himmel das Vaterland zu nennen. Wie unsere Väter bei jener Bezeichnung an das klare, kräftige Licht, so dachten sie bei dieser an den reichen Grundbesitz. An Quelle, Wald und Wiesen bauten sich die alten Germanen nach dem Bericht des Tacitus am liebsten an. Wie schon den heidnischen Deutschen dies Vergängliche ein Gleichnis war, so wurde es noch mehr dem deutschen Volke, als es sich dem Christentum zuwandte, das ja, weit entfernt das gesunde Volkstümliche zu zerstören, dasselbe nur kräftigt und verklärt.

So fand dann auch unser „Daheim“ seinen Vollstimm im Blick auf das himmlische Jerusalem, an dem sich das Heimweh manches deutschen Christen oft in ebenso schlichter wie ergreifender Weise entzündete, wie z. B. in Heinrich von Laufenbergs Liebe vom J. 1430, das in neuhochd. Sprache so lautet:

Ich wollt daß ich daheime wâr, — Den Trost der Welt nicht suchte mehr.  
Ich mein daheim im Himmelreich — Und schaute Gott den Engeln gleich.

Wohlauf, mein Seel und richt Dich dar! — Dort wartet Dein der Engel Schar.  
 Denn alle Welt ist Dir zu klein, — Verlangest nur daheim zu sein.  
 Daheim ist Leben ohne Tod, — Und ganze Freude ohne Not.  
 Da ist Gesundheit ohn Gefahr, — Und währet hent und immerdar.  
 Du sind doch tausend Jahr wie heut — Und ist auch kein Verdrüßlichkeit.  
 Wohlauf mein Herz und all mein Mut — Und such das Gut ob allem Gut.  
 Was das mit ist das schäß gar klein — Und jammre allseit wieder heim.  
 Du hast doch hier nit Bleibens Zeit, — Ziehst bald hinweg, vielleicht noch heut.  
 So es denn anders nit mag sein, — So fleuch der Welt ihren falschen Schein!  
 Herru dein Sünd und laß sie gleich, — Als wollst du morgen ins Himmelreich.  
 Ade Welt, Gott segne euch, — Ich sahr dahin ins Himmelreich.

Der Dichter dieses schönen Liedes weiß sich auf Erden in der Fremde, im Elend, — „daheim ist Leben ohne Tod und ganze Freude ohne Not; da ist Gesundheit ohn Gefahr und währet hent und immerdar.“ Leben, Freude, Gesundheit bietet ihm das wounige Heim; Tod, Weh und Gefahr die Fremde. Gibt diese auch Freude, so doch keine ganze, d. h. ungetrübte und bleibende Freude. So klagt auch Walthar von der Vogelweibe, der freudereiche Sängar, daß er auf dieser Welt nie auch nur einen halben Tag ganze Freude gewonnen.

Kimmer ging auch nur ein halber Tag  
 In stäter Freude mir dahin:  
 Alle Freuden dieser Erden, sie vergehn  
 Wie der lichten Blumen Schein:  
 Darum soll das Herze mein  
 Nicht mehr nach falschen Freuden stehn.

Das Wort des 119. Psalms: „Ich bin ein Gast auf Erden“ ist der Grundton seiner schönsten Lieder, zumal seiner „Heimkehr“, eines Liedes, das ueben Chamisso's „Schloß Boncourt“ unvergleichlich in der deutschen Dichtung da-steht. Mit tief Schmerzlichster Empfindung legt der Dichter die Nichtigkeit des Irdischen dar. Nach langer Abwesenheit sieht er das Land seiner Geburt wieder, er findet alles ungewandelt und wird an der Wirklichkeit irre, ihm ist jetzt das Leben wie ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbnis und den Uebelstand der Welt und möchte sich hinüberretten in die himmlische Heimat.

O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr!  
 Mein Leben, wars ein Traum nur, oder ist es wahr?  
 Was je mir wirklich dächte, wars nur ein Traumgesicht?  
 Darnach hab ich geschlafen und ich weiß es nicht.  
 Nun bin ich erwacht und ist mir unbekant,  
 Was mir vorher war kundig wie meine andre Hand.  
 Vent und Land, wo ich von Kindheit bin erzogen,  
 Sie sind mir fremd geworden, als sei es all erlogen.  
 Die mir Gespiele waren, sind träge nun und all;  
 Umbrochen ist das Feld, verhanen ist der Wald,  
 Nur daß das Wasser fließet wie es weisend floh.

Das „o weh und immermehr o weh“ des Sängers des 13. Jahrhunderts klingt in jedem deutschen Herzen, das seine Heimat verloren hat, mächtig nach. Immer ist die Heimat das heim wanama, die hell und friedlich leuchtende. So beschreibt sie auch Melitta in Grillparzers Sappho dem Phaon:

Die Heimat lag da wo die Sonne herkommt,  
 Denn dort war alles gar so licht und hell.

Und manchmal, wenn mich Schmerz und Krankheit drückt,  
Dann schleicht die Sehnsucht mir ins bange Herz  
Und die Erinnerung mit schmerzlich süßer Hand  
Enthüllt die goldumflorte lichte Ferne.

Den Grund und Gang eines Gedichts, sagt J. Grimm einmal, kann keine Menschenhand erdichten; mit derselben fruchtlosen Kraft würde man Sprachen, und wären es nur kleine Wörtchen darin, ersinnen, ein Recht, oder eine Sitte alsobald neu aufbringen, oder eine unwirkliche That in die Geschichte hineinstellen wollen. Gedichtet kann nur werden, was der Dichter mit Wahrheit in seiner Seele empfunden, was er erlebt hat und wozu ihm die Sprache halb bewusst, halb unbewußt, auch die Worte offenbaren wird. Ein rechtes Lied, das des Namens wert ist, muß seinem Inhalte nach erlebt sein und von andern nacherlebt werden können. Das ist in einzigartiger Weise der Fall wie in dem Volksliede, so bei Walther von der Vogelweide und bei Goethe. Es sind diese Dichter gleich Luther nicht nur nicht verloren für die Dinge dieser Welt, sondern sie reflectieren geradezu die Wirklichkeiten, die Realitäten des Lebens; bei ihnen waltet eine realistische Lebensanschauung, welche kein gesunder Mensch, welche auch die Kirche, diese Vertreterin und Spenderin der höchsten Realitäten, niemals verwerfen kann. Deutsche Eigentümlichkeiten, deutsche Treue, deutsche Heimatsliebe sind solche Realitäten, sind reale Gottesgaben, und Lieder wie Walthers „Heimkehr“ oder Goethes „Kennst du das Land?“ — dieser Schmerzestruß eines Kindes in der Fremde, versehen eben darum ihres Eindrucks auf ein deutsches Gemüt ebensowenig, wie die Lieder der Verbannenen Israels, die jene allerdings soweit überragen als Gottes Geist den Menscheng Geist überträgt, die aber doch ebenso erlebt und erfahren werden müssen, um verstanden zu werden, wie jene erlebt und erfahren sind.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, aber es ist auch ein Gleichnis. Wenn kommen wird das Vollkommene, so wird das „Stückwerk“, mit ihm auch alles Gleichnis aufhören. Bis dahin aber bleibt das irdische Vaterland, die irdische Heimat ein Gleichnis von der ewigen, und darum stellen deutsche Dichter diese mit den Farben jener dar.

Die bekannten schönen Lieder „Ich hab von ferne“, oder „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, oder „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“, sie alle bezeugen, daß die irdische Heimat ein Gleichnis der himmlischen sei. Aber verweilen wir auch nur bei den Heimatsliedern, welche in dieser Sehnsucht nach dem irdischen Dabein gebichtet sind, so müssen wir gestehen, daß unsere Poesie da herrliche Perlen aufzuweisen hat, Perlen, in denen wie ein Thau die Sonne von oben sich spiegelt. Man denke an Rückerts: „O du Heimatsflur, o du Heimatflur, laß zu deinem heiligen Raume, mich noch einmal nur, mich noch einmal nur entfliehn im Traume“, oder an das Lied desselben Dichters:

In der Fremde, in der Nacht — Sit ich tief alleine,  
Und mir wird kein Trost gebracht — Von des Morgens Scheine.  
Nach der Heimat immerdar — Sehnt mein Herz aus frische,  
Wie nach freier Luft der Aar, — Nach dem Wasser Fische.  
Ich bin nicht der Fremde Kind, — Ich bin heim geboren.  
Al mein Denken geht im Wind — Heim zu deinen Thoren.  
Soll ich je geföhret sein — Heim durch Gottes Gnade,  
Freudenthräneneisstein — Stren ich auf die Pfade.

Oder man denke an die Lieder der Dichterin aus dem Haideland, Kunette von Froste-Hülshof, der die heimatliche Haide auch an den schönen Ufern des Bodensees immer das heim wanaama blieb. Die Freude an der Heimat ist der Grundton so vieler ihrer Lieder, ja ihrer ganzen Poesie. Die heimatliche Haide mit ihren Blumen und Moosen, ihren Haidehäusern und Haideleuten, ihren Hünengräbern und Mergelgruben, mit ihren Krähen und Weibsern, sie erglänzt immer nur im Lichte ihrer Poesie, viel schöner als das vom Bodensee umspülte Land, bis auf „die Luft, die unsern Odem regt, den Grund, wo unsere Gräber bläuen, die Scholle, die uns Nahrung trägt, den Tempel, wo wir gläubig knien.“

Drum jede Irene sei geehrt,  
Der Eichenkranz von jedem Stamme;  
Heilig die Blut auf jedem Herd,  
Ob hier sie, oder drüben flamme.  
Dreimal gesegnet jedes Band,  
Von der Natur zum Lehn getragen,  
Und einzig nur verflucht die Hand,  
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Das Gebot „du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“ schließt auch das Vaterland ein, und es ist ebenso deutsch wie christlich gedacht, wenn Attinghausen bei Schiller zu Rudenz spricht: „Au's Vaterland, an's teure, schließ dich an! Das vielgepriesene Weltbürgertum ist ebenso unchristlich wie undeutsch. Bei diesem Weltbürgertum geschieht es denn, daß Heimweh sich nur findet hier und da, doch Daseimweh fern und nah. Es ist so wie Kunette von Froste-H. in ihrem Liede: „Vor vierzig Jahren“ ausführt:

Am aber sind die Zeiten, die überwerten da,  
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.  
Wir wählen in den Schänen, wir schmetter'n in den Kampf,  
Windsbräuten gleich versehen uns Weisestflug und Dampf,  
Mit unsres Spottes Werten zerhaun wir was nicht Stahl,  
Und wie Morgonas Gärten zerriunt das Ideal.  
Was wir daseim gelassen, das wird uns arm und klein;  
Was Fremdes wir erfassen, wird in der Hand zu Stein.  
Es wogt von End zu Ende, es gräht im Fluge her,  
Wir reichen unsre Hände, — sie bleiben kalt und leer.  
Nichts liebend, achtend Wen'ge, wird Herz und Bange bleich,  
Und bettelhaft'ge Könige, stehn wie im Steppenreich.

Der alte deutsche Heimatssinn erlischt in bedenklicher Weise. Früher nannte man die Fremde kurzweg das Elend. Das Wort wird von derselben Wurzel abgeleitet, wie das lateinische alius (Grimm's Grammatik II, 628, 651); elelende, dann el—lende heißt anderes Land, alia terra, Verbannung, Fremdlingchaft; das Adjectivum: in einem andern Lande, fremd, mit dem Nebengriff des Schweren, Unlieben, daher: verlassen, arm, jaummervoll. So sagt Genelin im Rolandsliede 1403: *in theme ellende ligo ih ungerne*, und das böse Ende wird so dargestellt: sie muosen in theme ellende valen unde erstinken. Rol. 1987. Das Zeitwort ellenden, ein Reflexivum, bedeutet: sich in die Fremde begeben. Die Urbedeutung dieses, vom Heimweh eingegebenen Wortes ist das Wohnen im Ausland, in der Fremde, und das lateinische exsul, exsilium, gleichsam extra solum steht ihm nahe. Noch Uhland braucht das deutsche Wort in seiner alten Bedeutung,

wenn er sagt: „Wo dem Einen Rosen lachen, sieht der Andre dürren Sand; jedem ist das Elend finster, jedem glänzt sein Vaterland.“ Heutzutage ist's oft umgekehrt: die Heimat erscheint manchem gleich jenem verblendeten Indus; als das Elend, und die Fremde als wonnig und rosenlachend. Wer versteht da noch das alte Volkslied: „Zinsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein' Strassen in fremde Land dahin; mein Freud ist mir genommen, die ich nit weiß bekommen, wo ich im Elend bin,“ oder das Volkslied: „So ziehn wir durch die welschen Land, das Elend müssen wir banen,“ oder: „Eh ich meinen Vülen wollt fareu lan, eh wollt ich mit ihr ins Elend gahn.“ In diesem ursprünglichen Sinne erscheint das Wort überall im Nibelungenliede. Als König Etel seine Boten ins Land der Burgunder gesandt hat, für ihn um Kriemhilde zu werden, und diese endlich an Rüdiger das Jawort gegeben, heißt es:

Da sprach die klagende Frau: „Wo sind die Freunde mein, welche mit zu Liebe im Elend wollen sein?“

Und als Rüdiger von Wechsarn, der Mann mit dem treuen deutschen Herzen, die entsetzliche Alternative begreift, in die ihn Etels und Kriemhilds Anforderung zum Kampfe gegen die Burgunden bringt,

da sprach zu dem künige der viel lühe Mann:  
 Herr künig, nun nehut wieder was ich von euch all han,  
 das Land mit seinen Burgen, ich will sie nimmer sehn,  
 ich will auf meinen Füßen in das Elend gehn.

Es könnte scheinen, als hätten unsre Väter, indem sie die Fremde das Elend nannten, den eigentlich germanischen Wandertrieb verleugnet. Doch das war keineswegs der Fall. Heimatliebe und Sehnsucht in die unbekannte strahlende Ferne, so widersprechend sie zu sein scheinen, sind in der Wirklichkeit wie in der Poesie aufs innigste und tiefste verbunden, bis auf Geibels unübertreffliches Lied „Deutsch und Fremd“. Durch die ganze deutsche Geschichte wie durch die deutsche Dichtung gehen miteinander und ineinander zwei große Richtungen, das „Hinaus!“ und das „Hinein und Heim“. Ein Walthar von der Vogelweide, der nach dieser Seite ganz mit Geibel zu vergleichen ist, singt einmal:

Von der Kur zur Seine wandt ich meine Schritte,  
 Von der Trave bis zum Po kenne ich der Menschen Tritte,

aber die Ferne, die ihn mit ihren Wundergaben gelockt, hat ihn nicht befriedigt, sie hat die Liebe zur deutschen Heimat nur verstärkt und vertieft. So bezeugt es sein Lied: „Deutschlands Ehre“, ein Lied, auf welches wir Deutsche stolz sein dürfen:

Lande hab ich viel gesehen, nach den besten biät ich allerwärts:  
 Uebel müsse mir geschehen, wenn sich je bereden lich mein Herz.  
 Daß ihm wolgefalle fremder Lande Brauch:  
 Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch? Deutsche Jucht geht über alle.  
 Von der Elbe bis zum Rhein und zurück bis zu der Ungarn Land  
 Da mögen wol die besten sein, die ich irgend auf der Erde fand.  
 Weis ich recht zu schauen Schönheit, Huld und Bier,  
 Nun bei Gott, so schwör ich, daß sie hier besser sind als ander Länder Frauen.  
 Bächtig ist der deutsche Mann, deutsche Frauen sind engelshün und rein;  
 Töricht wer sie schelten kann, Anders warlich mag es nimmer sein:  
 Jucht und reine Minne, Wer die sucht und liebt,  
 Komm in unser Land, wo es noch beide gieb: Leb ich lange nur darinnen!



Der Sänger hatte nur zu oft das Brot der Fremde gegessen. Wie er sich nach einem ruhigen stillen Dabeim sehnt, das wogen uns u. a. die an Kaiser Otto gerichteten Worte zeigen:

Heimat und Wirt — die Namen sind ohne alle Schmach;  
 Herberg und Gast — den beiden trill oft Schande nach.  
 Oern erlebt ich's noch, daß mir auch Waste kämen  
 Und müßten mir zu danken sich bequemen.  
 „Seid heute hier, seid morgen dort!“ — welsch tolle Gaunklerfart!  
 „Ich bin dabeim, ich will nun heim“ — ist berer Art.

Diese „tolle Gaunklerfart“ ist indessen in neuen Zeiten sehr beliebt geworden, joda Heimweh nur noch hier und da, doch Dabeimweh fern und nah sich findet. Mit dieser Unruhe schwindet der Friede der Heimat aus dem Herzen; man fürchtet schon in der Jugend mit Studenz in Schillers Tell, in der Heimat mäßig still zu liegen und bei gemeinem Tagewerk den Keuz des Lebens zu verlieren. Aber der alte Bannerherr, obwohl uel gelitten mit den getreuen alten Sitten, behält doch recht und zu ihm und seinem Banner werden immer noch alle wahrhaft deutschen Herzen halten. Wer aber die irdische Heimat verachtet, oder nur zu lieben aufhört, der wird sich auch der himmlischen mit dem unvergänglichen, unbestechten und unverwecklichen Erbe bis zum gänzlichen Vergessen entfremden; es gilt hier unten durch Bild und Gleichnis das ahnend zu erkennen, was einst als Wesen der Dinge sich uns offenbaren wird in der ewigen Heimat.

## Zur „Deutschenhege“ in Oesterreich-Ungarn.

Von O. D.

In diesen Blättern wurde kürzlich auf die Bebrangnis hingewiesen, der sich die Deutschen in Rußland von seiten des chauwinistischen Moskowitzertums ausgesetzt sehen. Das bietet uns Veranlassung, einen anderen Punkt ins Auge zu fassen, wo die Mißhandlung unserer Landsleute durch slavische und andere Halbbarbaren zum Teil noch viel ruckichtsloser betrieben wird. Wir meinen Oesterreich-Ungarn und können das Tatsächliche als bekannt voraussetzen, so daß es sich hier nur um die Mittel zur Abhilfe handelt, die teils schon angewendet worden, teils etwa zur Anwendung kommen könnten.

Das bis jetzt Geschehene beschränkt sich auf die Gründung des „Deutschen Schulvereins“, für den sich neuerdings auch im Reich Teilnahme zu zeigen beginnt. Er stellt sich die Aufgabe, der fortschreitenden Entnationalisierung der Deutschen in den Kronländern mit gemischter Bevölkerung, vor allem in Böhmen, Mähren und Galizien, sodann aber auch in Süd-Tyrol, Steyermark, Karntenzen und Krain durch Errichtung und Erhaltung deutscher Unterrichtsanstalten entgegen zu wirken.

Seit der „Aera Taaffe“ hat sich der bis dahin sehr bescheidene Wirkungsbereich des Vereins erheblich vergrößert. War vor dem Jahr 1879 das Slavifizierungs-

wert wesentlich Privatsache, so ist seither der officiële Eifer slavischer Minister, wie des Herrn von Pražak, den Bestrebungen der nationalen Parteien zu Hülfe gekommen. Ueberall muß die deutsche Unterrichtssprache „halbasiatischen“ Zbiomen weichen, deren Verbreitung größtenteils nicht über die Grenzen des engeren Vaterlands hinausgeht, die also ganz dazu angethan sind, die Bewohner desselben inmitten einer Welt voll hochgefeigter Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen wie des Ganzen, geistig zu isolieren und damit concurrenzunfähig zu machen. Die Krönung des Gebäudes wird die bevorstehende Errichtung einer gesonderten tschechischen Universität in Prag darstellen, ein Vorgang, dessen Zwecklosigkeit durch den einzigen mildernenden Umstand, der ihm zur Seite steht, besonders scharf beleuchtet wird, durch die Bestimmung nämlich, daß an der neuen „nationalen“ Hochschule neben der tschechischen Hauptsprache auch Deutsch vorgelesen werden soll.

Steht in dieser böhmischen Großthat demnach noch immer ein Rest von Verständnis für die Bedeutung der deutschen Weltcultur, so scheint in dem ungarischen Ungarn die letzte Spur davon verschwunden. Nachdem die Universitäten zu Pest und Klausenburg, und mit ihnen nach und nach sämtliche höhere Lehranstalten des Landes, ja sogar die Mehrzahl der Volksschulen magyarisiert worden sind, soll den Nichtmagyaren nun auch die Möglichkeit genommen werden, sich selbst zu helfen, d. h. auf eigene Kosten Schulen anzulegen. Ein Gesetzentwurf, der dem ungarischen Reichstage zugegangen ist, verbietet, den positiven Bestimmungen der Verfassung zuwider, rundweg die Gründung von Schulen mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache, während sämtlichen Lehramts Candidaten aufgegeben wird, ihre Prüfungen zukünftig in der „Staatsprache“ abzulegen.

Den „Deutschen Schulverein“ scheint das einerseits besondere Veranlassung zur Ausdehnung seiner Thätigkeit auf Ungarn zu bieten; andererseits ist nicht ersichtlich, wie er das anfangen will, da es gewiß ist, daß die sonst sehr läberliche ungarische Verwaltung die strenge Durchführung der „Schulsperré“ mit Arzusaugen überwachen wird. Vielleicht ist das ganze Gesetz gar ad hoc gemacht, um dem „Schulverein“ auf leichte und bequeme Weise das Handwerk zu legen. Von der eigenen Initiative der ungarischen Deutschen hat man in Buda-Pest leider nichts zu fürchten. Mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen haben sie den Entnationalisierungsgelüsten des „herrschenden“ Stammes bis jetzt nicht den mindesten Widerstand entgegen gesetzt. Unseres Wissens besitzen sie, obwohl fast zwei Millionen Köpfe zählend, nicht ein einziges Organ, welches den deutschen Standpunkt zu vertreten wagt, während es eine Menge deutsch geschriebener Blätter giebt, die unter Führung des „Pester Lloyd“ mit Fanatismus für die Racenpolitik der Magyaren Partei nehmen.

Was sich der „Schulverein“ bei dieser „Besinnung“ von der formalen Bildung verspricht, die er zu verbreiten beitrebt ist, wäre unverständlich, wenn man das blinde Vorurteil des natürlich auch hier dominierenden Liberalismus für die Schule nicht hinlänglich kennen gelernt hätte. Gerade diejenigen unter den ungarischen Deutschen, welche uns den Stuhl besonders energisch vor die Thür setzen, zeigen sich ja mit dem ganzen Apparat der deutschen Bildung ausgerüstet! Allerdings sind die „Gelehrten“ des Pester Lloyd, wie die Mehrzahl

seiner Leser, nicht Deutsche, sondern deutsch redende Juden, und das erklärt viel; allein auch die unzuverlässigen Germanen Pannoniens fühlen sich auf dem „Globus von Ungarn“ mehr zu Hause als auf deutscher Erde. Politisch sehen sie sich längst als Ungarn an; daß sie bis jetzt deutsch sprechen, ist nicht ihr Verdienst, sondern lediglich Sache der Erbschaft. Unmöglich kann der Pöbelstand ihres deutschen Nationalbewußtseins bei magyarischer Schulbildung tiefer sinken, als es unter der Herrschaft der deutschen Unterrichtssprache gesunken ist. In diesem Sinne kann von einem nationalen Verlust für uns keine Rede sein. Nur die Siebenbürger Sachsen machen, wie gesagt, eine Ausnahme. Ihnen hat sich unsere Teilnahme deshalb in erster Linie zuzuwenden.

Nach den Recepten des „deutschen Schulvereins“ können wir uns also in Ungarn nicht richten. Wir stehen eben vor einem äußerlich wie innerlich unzulänglichen Beginnen, so wenig der gute Wille bezweifelt werden soll, der dabei verbraucht wird.

In Eisleithanien, wo die Bevölkerung wenigstens teilweise noch gegen die Vergewaltigung des deutschen Wesens reagiert, scheint es auf den ersten Blick allerdings anders zu stehen. Wenn der „Schulverein“ sich hier darauf beschränkte, in die Tasche zu greifen, ohne den Unterstützten dabei seine liberalen Theorien aufzudrängen, so könnte er immerhin segensreich wirken, und verdient, insofern er es thäte, auch die Sympathie solcher, die sonst seine Gegner sind. Ob er dieser Selbstverleugnung fähig ist, erscheint indessen mehr als zweifelhaft. Die s. g. Deutschliberalen in Oesterreich haben zur Zeit ihrer Herrschaft, die ja noch gar nicht weit zurückliegt, nichts gethan, um dem Vordringen des italienischen und slavischen Elements einen Damm entgegen zu setzen, so leicht es ihnen damals gewesen wäre. Was ihnen einzig und allein am Herzen lag, war die Propaganda für die liberalen Ideen. Diesen Tendenzen hat denn auch der „deutsche Schulverein“ in Wahrheit seine Entstehung zu verdanken: vermutlich wirken sie auch heute noch fort.

Mit der Kritik wäre also leicht fertig zu werden. Was aber setzen wir an die Stelle der falschen Grundsätze des „Schulvereins?“ Uns conservativen Deutschen ist das Schicksal der Stammesgenossen im Donaureich ebensowenig gleichgültig als den Liberalen. In gewissem Sinne freilich, so sagten wir oben, ist es kein Verlust für uns, wenn Leute, die nicht deutsch denken, auch nicht deutsch reden wollen. Die Wiedergewinnung solcher Elemente müssen wir uns aber trotzdem angelegen sein lassen, wenn auch nach Lage der Dinge nur die innerliche. Wie soll das aber geschehen? Hier gilt der Satz, daß was nicht von innen herauskommt, niemals von außen hineingebracht werden kann; d. h. mit mechanischen Mitteln, zu denen auch das Geld gehört, läßt sich nur in zweiter Linie helfen. Auf den Willen muß gewirkt werden, nicht auf den Verstand, den der Liberalismus immer allein im Auge hat, was beiläufig noch nicht beweist, daß er selbst welchen besitzt. Auf den Willen einer Volksgemeinschaft in dem Sinne, wie wir es hier verstehen, vermag aber nur das Ideal zu wirken, d. h. die große Vorstellung, die sie sich von den eigenen gottgewollten Pflichten und Aufgaben macht, nicht die charvinistische Frende an der äußeren Stellung, die sie in der Welt etwa einnimmt. In der Praxis freilich, so scheint es, läßt sich ohne eine Mischung von

beiden nicht viel erreichen. Die Deutschen wenigstens, die sonst Verständnis genug für die Aufgabe zeigten, selbstlos als allgemeines Kulturferment — man hieß es auch „Völkerdünger“ — zu wirken, haben dadurch nicht das Selbstgefühl gewonnen, durch welches sich das Volkseindivuum unter seinesgleichen allein zu behaupten vermag. Es fehlt ihnen das ergänzende Moment des Außerlichen, denen zumal, die unter fremdem Scepter wohnen und deshalb keine unmittelbare Empfindung von der veränderten Stellung Deutschlands im Rat Europas haben. Noch immer, elf Jahre nach Sedan wollen sie lieber Russen, Franzosen, Italiener, ja selbst Schweden, Tschechen, Magyaren und Slowaken heißen, als Deutsche, noch immer fehlt ihnen die Widerstandskraft gegen fremde Einflüsse, die wir heutzutage selbst die kleinsten Völkerplütter entwickeln sehen. Nur da zeigen sie etwas davon, wo sie unter dem Schutz geschichtlicher Sondereinrichtungen leben, wie in den baltischen Provinzen Rußlands und in Siebenbürgen. Hier mag übrigens bemerkt werden, daß beide Colonien, nicht bloß die eine, niederländischen Ursprungs sind. Schwaben und Alemannen haben unseres Wissens nur da diese Zähigkeit der Eigenart gezeigt, wo sie von Slaven umgeben sind, wie z. B. die fast ausschließlich schwäbischen Colonien in Südrußland.

Ob diese Weichheit eine elementare Eigenschaft der deutschen Natur, oder nur die Folge jahrhundertelanger politischer Erniedrigung ist, läßt sich heute noch nicht bestimmt erkennen; manche Anzeichen aber sprechen dafür, daß in Deutschland selbst ein Geschlecht heranwächst, welches das Verhältnis zum Auslande mannhafter auffaßt, als die ältere Generation, trotz der Triumphe, die sie erlebt hat, zu ihm verzieht. Darauf müssen wir hoffen, nicht nur für die eigene Zukunft, sondern auch für die der außer Deutschland lebenden Stammesgenossen. Nur an dem Beispiel, welches ihnen die Deutschen im Kleide geben, können und werden sie sich ihrerseits aufrichten.

Ist es aber an dem, dann ergibt sich für uns daraus die schwerste Aufgabe, die einem großen Volk gestellt werden kann, die des ruhigen Abwartens, was freilich nicht die Hände in den Schoß legen heißt, wie es einem stumpfen Philistertum vielleicht am besten zusagen würde, sondern eine sehr energische Arbeit an uns selbst bedeuten soll. An dem Deutschland von heute werden die Stammesgenossen draußen nur wenig finden, was ihre Seele erhebt. Gründererschwindel, Kulturkampf und widerlicher Parteihader ohne Maß und Ziel haben das ideale Bild entstellt, welches auch ihnen im Siegesjahr 1871 von dem neuerstandenen Vaterlande vorschwebte. Das Besserwerden aber ist ein langamer Proceß, der sich im Leben der Völker noch unmerklicher vollzieht, als in dem des einzelnen Menschen. Darum vermag niemand zu sagen, wann es mit uns so weit sein wird, daß wir innerlich anziehend auf die wirken können, die durch die natürlichen Bande zu uns gehören. Daß darüber Jahrzehnte vergehen, ist jedenfalls wahrscheinlicher, als daß es mit Jahren abgethan sein wird. Wie sich inzwischen das äußere Schicksal der Deutschen in Oesterreich und Ungarn gestalten wird, weiß niemand. Bei alledem besorgen wir nicht, daß die Zeit, da wir selbst in gereifter Männlichkeit und Kraft auf dem Plan zu stehen hoffen, im Südosten eine Lücke aufweisen wird, die sich nicht mehr ausfüllen läßt. Wir können die magyarischen Gewaltthäter in Pest nicht hindern, ihr „Assimilierungswert“ fortzusetzen; je rücksichtsloser sie es aber be-

treiben, je mehr sie vergessen, daß Ungarn nicht eine „Insel der Glückseligen“ ist, die mit der übrigen Welt in keinem Zusammenhang steht, desto weniger Ausichten eröffnen sich dem Gelingen jenes Werks. Die furchtbare Zunahme der Corruption und Verrohung im Lande, wie sie schon heute constatirt werden kann, steht mit der systematischen Zurückdrängung des einzigen Bildungselements im engsten Zusammenhang. Wenn jede ehrliche Statistik den unwiderleglichen Nachweis liefert, daß das öffentliche wie das private Leben Ungarns im reißenden Verfall begriffen ist, ja daß die Bevölkerung neuerdings sogar abnimmt, so erklärt sich das im letzten Grunde aus dem sinnlosen Versuch, eine Klasse, die sich seit tausend Jahren als culturunfähig erwiesen hat, von allen Bildungseinflüssen der Zeit emancipieren zu wollen. Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so wird man sich den natürlichen Rückschlägen um so weniger entziehen können, wenn man im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die „Mera Arpad“ wieder ins Leben rufen, der Sprache Attilas den Vorrang vor der Walthers von der Vogelweide und Götthes verschaffen will. Ungarn gleicht schon heute einem bankerotten Geschäftsmann, der seine brennende Verlegenheit einstweilen noch hinter großartigen Manieren zu verdecken weiß, dabei aber schon heimlich nach der Pistole schießt, die ihm über den Tag der Abrechnung hinweghelfen soll. Deutschland kann und wird nichts dazu thun, um diese Katastrophe zu beschleunigen. Die völkerrechtlichen Beziehungen, in denen es zur habsburgischen Gesamtmonarchie steht, verbieten ihm jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten derselben. Allein es braucht eben nur Geduld zu haben. Die Zeit wird kommen, wo die unter den Trümmern der magyarischen Herrlichkeit Begrabenen wiederum die helfende Hand zu ergreifen trachten, die ihnen im Lauf der Jahrhunderte mehr als einmal Rettung vor sich selbst gebracht hat. Daß die Deutschen in Ungarn inzwischen schwere Tage werden durchmachen müssen, ist gewiß; allein wie wir sie kennen, handelt es sich für sie eben um einen weltgeschichtlich pädagogischen Proceß, der nur heilsam wirken kann. Heute sind, wie wir sehen, unsere Verwandten jenseits der Leitha ihrem Bewußtsein nach gar nicht deutsch. Ließe das Magyarentum sie ungestört bei ihrer hergebrachten Sprache und Sitte, so würden sie vielleicht nie, jedenfalls aber sehr spät zu diesem Bewußtsein erwachen. Das einzige Mittel, um das herbeizuführen, was die Regierungsweisheit in Pest um jeden Preis verhindern möchte, ist neben der inneren Erhebung der deutschen Nation die gewaltthätige Art, mit der die Magyarisierung betrieben wird. Eine weltgeschichtliche Ironie, wie sie kaum ihresgleichen findet.

In gewissem, allerdings eingeschränkten Sinne, gilt das auch von Cisleithanien. Hier wird die gewaltsame Unterdrückung des deutschen Elements zwar nie den Umfang gewinnen wie in Ungarn. Dafür bürgen die politischen wie die ethnographischen Verhältnisse des Landes, wo die Deutschen ihrer Zahl wie ihrer historischen Stellung nach zu viel bedeuten, als daß es möglich wäre, über sie zur Tagesordnung überzugehen. Wenn die Pflege unserer Sprache dort keinen anderen Grund hätte, als das Bedürfnis, ein einheitliches Organ für das Heer und die Verwaltung zu besitzen, so würde dieser eine Grund schon ausreichen. Es ist unmöglich, ein anderes Idiom an die Stelle zu setzen, schon weil sich zahllose Concurrenten um die Ehre und den Vorteil dieser Errungenschaft streiten würden, die

alle ungefähr gleich viel Anrecht darauf hätten. Daß die Tschechen den übrigen Slaven an Bildung und Kopffzahl um eine „Nasenlänge“ oder mehr voraus sind, macht keinen wesentlichen Unterschied. Die Welt weiß von ihnen allen zusammen nur so viel, daß sie Kaufsfallen feil halten und mit Vorliebe über ihren nicht-slavischen Mitmenschen herfallen, wenn sie zehn gegen einen stehen.

Ueber die Geringsfügigkeit dieser Culturleistungen täuschen sie sich im Stillen selber nicht. Ihr wüthender Deutschenhaß wurzelt tief „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“, in der wachsenden Erkenntnis, daß die Widererhebung Deutschlands für sie nichts Geringeres bedeutet, als den Verlust des Nestes von innerer Selbständigkeit, die sie heute noch für sich in Anspruch nehmen. Eine Politik der Todesangst, die schon als solche nicht die Gewähr des Erfolges in sich tragen kann. Zum Ueberfluß beweist aber auch die tausendjährige Geschichte des Slaventums in Oesterreich, daß dasselbe nie über kurze Anläufe und kraftlose Velleititäten hinausgekommen ist; abgesehen vielleicht von der Episode der Hussitenkriege, die mehr eine nationale als eine religiöse Bewegung darstellen. Für die Leistungsfähigkeit zumal der Tschechen ist das „Zinnfensterhinanswerfen“ typisch; damit ist die „nationale“ Kraft allemal erschöpft.

Vor solchen Leuten brauchen wir uns in der That nicht zu fürchten. Wir können ihrem Treiben unbekümmert zusehen; aber freilich nur unter der Voraussetzung, daß wir selber nicht auf den Lorbeeren der Vergangenheit ausruhen, sondern uns der ernststen und schwereren Verpflichtung immer mehr bewußt werden, das Vaterland durch innere Kräftigung und Consolidierung auf der Höhe zu erhalten, auf die es eine geniale und beispiellos erfolgreiche auswärtige Politik gehoben hat.

## Wieland und Friedrich Wilhelm III.

Von Heinrich Prühle.

### II. Briefwechsel zwischen Vöttiger und Gleim über den neuen deutschen Mercur.

#### 1. Vöttiger an Gleim. Weimar, d. 21. Mai 1797<sup>1)</sup>.

Die edle Herberin hat es mir immer sagen sollen, weim sie Ihnen schrieb, mein Verehrtester! Ich will sie nicht verklagen; denn sie hat wahrlich au

<sup>1)</sup> Das Bändchen, in der 1. d. Bibl. zu Dresden, betitelt „Briefe an C. A. Vöttiger, Gleim“, beginnt mit einem Briefe Gleims vom 6. Mai 1792, der aber an Wieland gerichtet ist. Es geht daraus hervor, daß Carl August damals als Commandeur seines preussischen Regiments in Kämpferleben war. In der vorhergehenden Woche hatte er Halberstadt besucht, aber Gleim hatte ihn nicht gesprochen. Dieser Brief ist aus Keimers Briefsammlung in Schnorrs Archiv IV S. 16 gedruckt. Der erste aufbewahrte Brief Gleims an Vöttiger ist vom 1. März 1797. Er schimpft auf die Verfasser der Kenien. Der vorliegende Brief von Vöttiger ist die Antwort auf Gleims Briefe vom 1. März und 9. Mai 1797, die ich nicht abdrucken lasse.

wichtigere Sachen zu denken. Aber darum bin ich Ihnen den Dank für Ihren Amor und Psyche so lange schuldig geblieben. Mir hat dies zarte Spiel Ihrer anacreontischen Lyra weit mehr Freude gemacht, als manche langathmichte Epopöe. Zu meiner Handausgabe des Horaz habe ich den Worten des Horazischen Stoisgebetchens *neq turpem senectam, neq cithara carentem*<sup>1)</sup> benygeschrieben: Siehe Vater Gleims Amor und Psyche. Und werden Sie mir es wohl verzeihen, daß ich in der Freude meines Herzens selbst im letzten Mercurstüd etwas darüber sagte?

Der edle Johannes Müller, der seine für Pesth in Ungarn eingepackten Handschriften nun alle schon wieder in Ordnung sehn, und am 1. May seiner Schweizergeschichte 4ten Teil angefangen hat, schrieb mir jüngst: „Auf Vater Gleims Amor und Psyche“ bin ich ungemein neugierig. Das letzte was er mir geschickt, war sein (liebes, verführerisches) Hüttchen<sup>2)</sup>. Wer wollte nicht so ein Anachorete sein!“ Ich schreibe dem edlen Mann fast alle 14 Tage. Haben Sie ihm etwas sagen zu lassen, oder zu schreiben, so lassen Sie es durch mich gehn. Ihr Hederich ist als Feldarzt der Freiwilligen mit gegen Bonaparte gezogen. Er hat, wie Sie schon wissen, großen Beifall in der Kaiserstadt.

Ihre Aufmunterung wegen meiner ostratographischen Hefte<sup>3)</sup> hat mich sehr gestärkt und erquidht. In unserm kalten Klima hier höre ich keine ermunternde Stimme darüber und doch ist es in der That ein mühseliges Unternehmen. Eine Empfehlung von Ihnen bewegt vielleicht manchen bemittelten Liebhaber, die geringe Summe daran zu wagen. Ohne zahlreiche Theilnahme kann das Werk kaum fortgesetzt werden. Da die Verlagsbandlung jetzt in Leipzig ist, und ich selbst vom ersten Hefte, außer den Aushängebogen, nichts in den Händen habe, so habe ich schon vor 8 Tagen dorthin geschrieben, daß Ihnen durch sichere Gelegenheit so gleich von dort ein Exemplar zugeschiedt werde.

Der Cutiner Leue<sup>4)</sup>, so sagt die Fama, ist in Gleims Hüttchen eingelehrt. Möge der edle Mann, dem nur die Xenien Löwenmatur anbidten konnten, dort alle balsamischen Frühlingssäfte und Hygieas Segnungen hundertfältig empfangen. Ich bin so glücklich gewesen, einige Aushängebogen seiner *Bucolika* zu erhalten, welchen ich einen seltenen Genuß verdanke. Wie gern drückt ich ihm selbst die Hand dafür. Aber fremder Muthwille bringt mich um diese Freude. Sagen Sie, edler Vater, ihm doch etwas recht Herzliches von mir.

Mit unwandelbarer Verehrung und Verpflichtung  
Ihr Böttiger.

Die gütigen lieben Nichten darf ich wohl auch hier meiner Hochachtung versichern.

<sup>1)</sup> Od. I, 31, 19.

<sup>2)</sup> Erschienen 1796.

<sup>3)</sup> Das Hüttchen war 1794 erschienen. Die hier erwähnte Anzeige ist wiederholt in der Biographie Gleims von Körte, S. 533, welcher jedoch Böttiger nicht als Verf. nennt.

<sup>4)</sup> Gemeint sind die „griechischen Solengemälde“, von denen Hefi 1—3 1797—1800 in Weimar und Magdeburg erschienen.

<sup>5)</sup> Bezieht sich auf die Xenie: Jesu nehmt euch in acht vor dem wadern cutinischen Leuen, daß er mit griechischem Jahn euch nicht verwunde den Fuß. Vergl. übrigens zu dem, was in diesem Briefe Noß betrifft, Herbst Noß II, S. 176—183.

## 2. Böttiger an Gleim. Weimar, den 9. Febrnar 1798.

Unter allen Erfreulichem kann wir doch nicht leicht etwas Erfreulicheres kommen, als ein so treulich-er stärkender Händedruck von unserm ehrwürdigen Vater Gleim, wie mir gestern zu Theil wurde. Dank Ihnen für dieß köstliche Zeichen Ihres Andenkens! Es rief mir zugleich sehr lebhaft die holden, sonnigen Tage in Dessau <sup>1)</sup> zurück, und man bedarf eines solchen Fantasiefouneuscheines unter diesem ewig verschleierteu, ewig thränenden Winterhimmel. Und was der Nachgenuß nicht thut, vollendet der Vorgenuß. Denn ich hielt es nie mit der Aristipischen Lehre, die im Vergnügen kein futurum und practeritum kannte. Schon bei der edeln Herberin hatte ich eine fliegende Silbe davon aufgefangen, daß Sie künftigen Sommer etwas sehr gutes für uns gebächten. Jetzt bestätigt es Ihr Brief. Da möchte ich den Tagen und Monden, die doch für mich Mannichsachbelasteten eben keine bleiernen Sohlen haben, junge Ablersittige wünschen. Welch ein Jubel, unsern geliebten Vater Gleim hier unter uns zu sehen, modo perrottantem cum Wielando arbusta Osmantina <sup>2)</sup>, modo in viridariis Vimariensibus flosculus quos Terra illi submittit, amoenissimos ingenii flosculos adspergentem. Sie sehen, mein Freund, es ist weit mit meiner Freude gekommen. Ich fange gar an, wie die Apostel am Pfingstfeste, mit freunden Zungen zu lallen. O geben Sie dieser holden Vision auf künftige Tage Körper und Wahrheit!

Da wollen wir auch uns satt über den König sprechen, der in zwei Monaten an Weisheit und Thaten alt, und ein Hirte der Völker geworden ist, wie seit Homer nur wenige diesen Ehrentitel verdienten. Ihr Epigramm: werde uns ein teutscher König! wollte Wieland mit dem schönsten Landgute belohnt wissen. Der Mercur kommt durch die Königin in die Hände des Königs. Wollen Sie nicht einmal ein schönes und wahres Wort, wie es nur der Doyen Gleim vom teutschen Parnass herab sagen kann, über den König zum Einrücken mir mittheilen? Wieland schreibt deswegen, um diesem Könige etwas sagen zu können, Gespräche unter vier Augen, wovon Sie das erste im Februarstück finden werden.

Wohl uns, daß wir in dieser Hefe der Zeiten noch einen solchen König erlebten!

Den liebenswürdigsten aller Nichten, die je den Pfad eines Uncles mit Rosen bestreuten, meine Hochachtung, meinen süßlichen Gruß!!! Mit allem, was ich mein denken und nennen kann, Ihr treuer Sie innigst verehrender Böttiger.

Karoline Tischbein hat mir Ihr Portrait zum Sprechen crayonnirt. Das hängt jetzt neben Elifens Bilde vor mir über meinem Schreibetische, und lächelt mir Freude und Ruhe ins Herz, wenn mir zuweilen im bunten, krausen

<sup>1)</sup> Auch Gleims Brief vom 4. Februar 1798, auf den dieser die Antwort ist, hatte das Vejanuweinlein in Dessau gerühmt. Zugleich hatte er die Absicht kundgegeben, im Sommer nach Lauchstedt zu gehen und von dort aus Excursionen bis zu Wielands „Libur“ (Cosmannstedt) zu machen.

<sup>2)</sup> 1797—1803 besaß Wieland das Gut Cosmannstedt bei Weimar.



Gewirt meiner Siebenfachen die Ader an den Schläfen schwillt. Es ist meine Lorenzobose<sup>1)</sup>).

3. Klein „an Consistorialrath Böttiger in Weimar.“  
Halberstadt, den 18. Febr. 1798<sup>2)</sup>.

Ein schönes und wahres Wort über unsern von uns allen angebeteten lieben Landesvater zum Einrücken in den Merkur? In demselben Augenblick, in dem Sie, großer, ungeheurer Kenner alter und neuer wahren und schönen Worte, solch' ein Wort von einem bald achtzigjährigen Wort kramenden Menschenkinde verlangen, in demselben erhalte ich von dem angebeteten lieben theuren Landesvater in einem Cabinet Schreiben den Wunsch:

Daß ich mein Alter in Ruhe und Zufriedenheit zubringen möge, mit der traurigen Nachricht Leides, daß der Liebenswürdige der Könige, wegen zu schonender Augen, nicht schreiben und nicht unterschreiben dürfe — — —.

4. Klein an Ober Consistorialrath Böttiger zu Weimar.  
Halberstadt, den 11. März 1798.

Herder ist krank, das ist traurig, wer ihn krank gemacht hat, hats bey Gott und mir zu verantworten! Wir haben nur einen Herder! Zweye wäre zu viel.

Die Gespräche unter Vier Augen hat Deutschlands Genius, den ich auf Habsburg's Trümmern traurig vor einigen Tagen sitzen sah, unserm Wieland eingegeben! Das ist doch einmal wieder ein braves Deutsches Wort! Augenblicklich möcht ich zehntausendmal vom Fuße bis zum Kopfe, der dies brave Kind zur Welt gebracht hat, ihn herzen und küssen den vortreflichen Deutschen Mann! Ach! und die Schweizer, die sind ist eben auch meine Männer<sup>3)</sup>! ist eben les ich in einem Briefe, Sie wären die alten Schweizer noch, ihre Soldaten wären nicht zu halten, alle stünden die Baseler ausgenommen für einen Mann; ein Officier hätte gesagt im Weinhauf Wurten wäre noch Raum; der Tag an dem er in die Franzosen einzuhauen Befehl erhalten würde, sollte seines Lebens schönster Tag ihm sein. Eine Mutter habe zu ihrem in den Krieg gehenden Sohne gesagt: Tödten laß Dich, gefangen nehmen laß Dich nicht! Es lebe die Schweiz! Es sterbe die Republic, und wenn Barthelmi<sup>4)</sup> oder Buchegru<sup>5)</sup>, meine Helben,

<sup>1)</sup> Ueber die Lorenzobosen, welche mit Bezug auf Horst in Deutschland eingeführt waren, s. J. G. Jacobi's Biographie im achten Teile seiner Werke (1822) S. 40—46 und neuerdings Julian Schmidt in Westermanns Monatsheften.

<sup>2)</sup> Ich gebe von diesem wichtigen Briefe nur die Anfangsworte, weil er sich aus Keitners Briefsammlung schon in Schnorrs Archiv IV, S. 18—20 findet.

<sup>3)</sup> Klein gab in dem Monate, aus welchem dieser Brief herrührt, auch schweizerische Kriegstlieder heraus. Den Rest der Auflage erhielt nach seinem Tode seiner Verfügung gemäß der oben erwähnte Buchhändler Wesmer zum Geschenk.

<sup>4)</sup> François de Barthelemy war am 20. Oct. 1747 geb. Am 4. Sept. 1797 war er verhaftet und nach Guiana geschickt, von wo er nach England entkam. Er starb als Marquis 3. April 1890.

<sup>5)</sup> Buchegru war 16. Febr. 1761 geb. Er machte sich zum Mittelpunkte der Pläne für die Bourbons, hatte Barthelemy's Schicksal, geriet dann in eine zweite Gefangenschaft als Anhänger der Bourbons und wurde am 6. April 1804 im Gefängnisse erdrosselt gefunden.

Dictator nicht sein kann, so seist meinerwegen Buonaparte, nur komm er nicht nach Raftadt und sag er nicht, das rechte Rheinufer sollte das linke entschädigen, das heißt Hohn sprechen!

Klopstock ist, er ist kein Deutscher mehr! Wäre er ein Deutscher noch, so wäre Bourdon \*) zu Hamburg kein Travailleur. Die Hamburger hätten keine drey Klubs, und schmißten Vier Million Thaler uns mit ihnen umzubringen nicht dem Teufel in den Nachen! Die hamburgische Obrigkeit ist schon vernichtet, Ihren Befehl hat ein Kaufmanns Diener abgerissen, und gesagt, er hätte ihn für einen Komödien Zettel gehalten. Ist's nicht entsetzlich, daß die Pest noch immer um sich greift, und daß Sie in Republiken ihr genistetes Glück macht?

Für die vielen Exemplare von den Worten der Zeit \*\*) danke ich zwar sehr, an Einem aber wäre es genug gewesen, diese Worte sind ja die armseligsten und über dem mit Druckfehlern verstellt \*\*); scheun statt streun giebt keinen Verstand. Ich warte mit Ungeduld auf die Gespräche. Wielands Schwiegersohn \*) sollte Sie sauber besonders abdrucken, und auch ins Fr. übersetzen lassen! Die Hausnichten schlafen noch. Ich bin nichts lieber als der alte Klein, der seines Böttiger Gelehrsamkeit trotz seines Horaz bewundert!

Die Weltkunde \*) laß ich noch nicht. Das hiesige Postamt hat sie uns noch nicht verschaffen können, ohngeachtet sie seit Weihnachten schon bestellt ist. Ursach soll seyn, daß die Erste Auflage nicht stark genug gewesen. In Deutschland winnelt's von Verrathern.

5. Klein an den Ober Consistorialrath Böttiger zu Weimar.  
Halberstadt, den 11. May 1798 Morgens 5 Uhr.

Wären unsere Gelehrten Männer Deutsche Männer, wie Böttiger und Wieland, so holte die Franzosen der Teufel, und quälte für Ihre Teufelwey Sie tüchtig! Beweis ist leicht und eben deswegen überflüssig. Als die General Staaten unsern Klopstock zum Freiheitschwärmer machten, da schon sahn die guten Seher alle die Teufel, die ist die guten ehrlichen Schweitzer in den Klauen haben, aus der Hölle fliegen! Ein braver preussischer Kriegermann kam gestern nicht zu den schönen Apfelblüthen in meinem Garten, kam recht eigentlich zu mir mich zu bitten, daß ich als ein Veteran unserer Gelehrten Männer, in Absicht auf die fr. Teufelwey doch unstimmen möchte. Der brave Mann hielt dieses so leicht, so leicht! Wir haben ein paar solche verstimmte Deutsche Männer in unsrer Provinz; mit allem meinem Alter und aller meiner Kraftsprache konnt ich von Ihrer

\*) Leonard Bourdon de la Crosmière, geb. 1758, war von Lagendre als Mörder bezeichnet, wurde aber doch noch vom Directorium nach Hamburg geschickt, um die dortigen französischen Emigranten zu überwachen und auszutreiben. Er starb in Frankreich als Lehrer um 1804.

\*) Von Klein.

\*) Sogar Böttigers Sohn in den über den Vater herausgegebenen Schriften macht sich über dieses als Corrector lustig.

\*) Der mehrfach genannte Geomer.

\*) Die Allg. Ztg.

Meinung sie nicht abbringen, beyde sind Theologen, und der Stadt, in der sie wohnen, sehr schädlich, sie predigen ihre Meinung wie die Apostel unseres Heilandes die ibrige, man hat sie gewarnt, desto schlimmer trieben sie's, nun endlich sagt man, hätt' unser vortreffliche Landesvater sie auf die bessere Meinung zurückgeführt!

Wie schwach! Der Vorzug der Monarchie vor der Demokratie liegt in dem Einen, nicht in Diesem und Jenem!

Sie, vortrefflicher Mann, sind zum großen Glück ein Deutscher Mann, und können zu jener Umstimmung in d. Mercur sehr viel beytragen. Der Anfang ist vortreflich gemacht; fahren Sie so doch fort, und sollte zu andern gelehrten Sachen im d. Mercur der kleinste Raum nicht übrig bleiben, so fahren Sie doch so fort, bis zu erwerbende Verdienst ist viel zu groß, als, daß noch anders in Betrachtung kommen könnte. Hätt' ich die Zeit und die Jugend, so stritt ich um dieses Verdienst mit Ihnen vortrefflicher Mann, trotz ihrer unüberwindlichen Gelehrsamkeit nähm ich's mit ihnen auf! In der gegenseitigen Meinung, in dieser, daß nur allein in der Monarchie gesetzliche Freiheit stattfinden könne, liegen so überzeugende Gründe, daß der Sieg über die andern Meinungen der leichteste seyn muß pp. Lassen Sie uns, liebster Freund, den Feinden des Vaterlandes im Vaterlande, soviel uns möglich entgegen Arbeiten! Es wäre ja Schande, wenn wir den La Porten und den Döfen unser Vaterland auch Preis gäben! Die höchste Zeit aber ist nun schon! Ein durchreisender franz. Weinhändler sagte neulich als ich behauptete, daß in unserm Lande zu rasen nicht möglich sey, den Franzosen, wenn sie rasen wollten, seys nicht unmöglich, auch in unserm Lande der vollkommensten Bürgerlichen Freiheit einen großen Anhang sich zu verschaffen, der Dummisten wären im aufgeklärtesten Lande die Meisten p. und in allen Landen gäbe es kluge Bosheit.

Nichts mehr, ich habe die Zeit nicht. Wegen beigegehender Worte der Zeit nur dieses noch, daß ich wünsche, sie gäben Sie nicht als Fortsetzung der Kleinigkeiten unter diesem Titel in den Mercur, sondern als Kleinigkeiten eines andern; ich fürchte, wie der seel. Bode<sup>1)</sup>, die Dolche, die Gifte der unsichtbaren Obern nicht, mag aber auch zu Streit mit den Posselten<sup>2)</sup> und Hubern<sup>3)</sup> nicht den kleinsten Anlaß geben, ich bin zum Streitfolken nicht mehr zu gebrauchen, bin zu alt.

Was sagt unser Johannes Müller zu den Greueln aller Greuel in der

<sup>1)</sup> J. J. C. Bode gehörte zu den Führern einer Partei der Freimaurer, welche sich tief in Politik eingelassen hatte. In Folge dessen erzählte er lange vor dem Tode der Königin von Frankreich in einer Gesellschaft bei Weim, daß dieselbe hingerichtet werden würde. Als nun die Anwesenden über solche Rede erschrocken, hielt Bode sein Bedauern darüber nicht zurück, daß es ohne Gefahr für sein Leben nicht mehr in seiner Macht stehe, sich von einem Treiben zurückzuziehen, dem er eine so gefährliche Mitwissenchaft verdanke. Man sehe die Biographie des Generalsuperintendenten Nächstlial von Hoche S. 48. 49.

<sup>2)</sup> Ernst Ludwig Posselt, geb. 22. Jan. 1783 zu Durlach in Baden, gest. 11. Juni 1804 zu Heidelberg, war Historiker und Publicist. Vergl. den folgenden Brief.

<sup>3)</sup> L. F. Huber, der Freund Schillers und Vater unseres unvergeßlichen B. A. Huber, wurde 1764 in Paris geboren, übernahm 1798 an Posselt's Stelle die Red. der Allg. Stg., und starb am 24. Dec. 1804. Gleim hatte wohl in diesem Briefe L. F. Huber's Stellung noch nicht richtig aufgefaßt.

Schweiz? Gereuts ihm, den Brief, in dem er seine Liebe zu den Franzosen ausschreit, geschrieben zu haben? Sie wissen alles! Hierauf ein paar Worte! Jener Brief schien mir von keinem patriotischen Tacitus, schien nur von Einem Mirabonen geschrieben zu seyn. Genug! ich muß eine Stunde noch schlafen. Unseren Wieland beklag ich wegen Verlust einer lieben Tochter von Herzen, ich weiß, wie sehr er Vater ist!

Leben Sie, liebster Freund! recht wohl, und reisen sie wieder in diesem Jahr, so reisen sie auch wieder zu Ihrem alten Gleim.

P. S. Den 20. May. So lange mußte dieses Schreiben, wegen vieler Geschäftsarbeiten zurückgelegt werden. Diese Worte bleiben zurück, weils an einen guten Abschreiber fehlt. Nächstens kommen sie nach. Vorerst nur Etwas von dem Wieland, das die veraltete Muse bisher mir eingegeben hat. Facit indignatio versum<sup>1)</sup>.

#### 6. Böttiger an Gleim. Weimar, den 25. May 1798.

Ein Zuruf von Vater Gleim ist mir alles werth. Es ist das *αἶμα ἀγίων* der alten Heroen. Und einen solchen haben Sie mir in Ihrem letzten Briefe zugernsen. Der Merkur soll, so viel an mir ist, nicht aufhören eine teutsche Monatschrift zu seyn. Auch will ich gern einigen Spott und Hohn über mich ergehen lassen, die sich, wie die alten Gladiatoren, auf *uri, vorhorari, necari* dem fränkischen Machthaber und ihrem Menschenbeglückenden Evangelium zugesagt haben.

Vater Wieland, den jedes Andenken von Ihnen glücklich macht, und der gern wissen möchte, ob sein Osmantium noch in diesem Sommer ein Hättchen für Vater Gleim werden könne, ist endlich bewogen worden, noch eins von seinen Gesprächen unter 4 Augen abdrucken zu lassen, da er durch mancherley Inquisitionen bald wantend gemacht und dahin gebracht worden wäre, sie auf immer abzubrechen. Denn glauben Sie wohl, daß seit der Merkur entschieden Partei gegen den Frankendespotismus genommen hat, viele Exemplare abbestellt worden sind, und freilich dürfen nicht noch viele abbestellt werden, wein nicht beyrn äuserst wohlfeilen Preiß desselben offenbarer Verlust entstehen soll. So mächtig ist die Partei der französischgesinnten in unserm Vaterlande.

Ihre schönen Worte der Zeit werden ohnsehlbar das nächste Merkurstück schmücken, und ich werde dabei Ihre Winke und Wünsche befolgen. Sie tragen den Stempel Ihres alle Menschheit umfassenden, großherzigen Patriotismus zu deutlich auf der Stirn, als daß man nicht ihren Urheber, mag sein Name genannt seyn, oder nicht, auf dem ersten Blick sogleich erkennen sollte.

Sie fragen, was Johannes Müller zu seiner jammervoll organisirten Schweiz sagt, und scheinen wegen des bekannten Brieffragments in Pöskelt einen gerechten Zorn auf ihn [zu] zürnen. Wohlan, ich will mich auf 14 Tage von zweien sehr lieben Briefen trennen, die ich neulich von ihm erhalten, und sie Ihnen *do manu in manum*, wie die Alten sagten, heilig anvertrauen. Daraus werden Sie den redlichen Mann mild beurtheilen lernen und zur Versöhnung mit ihm geneigt werden.

<sup>1)</sup> Juvenal, sat. 1, 79.

Aber ich thue nicht umsonst. Ich fordere für diese Mittheilung ein billiges Aequivalent. Es ist die Mittheilung der zwei letzten Briefe Klopstocks an Sie, sie seyn so alt, oder so jung, als sie wollen. Den letzten Brief, den Sie an Ihrem auch mir, so wie allen in der Gemeinde Ihrer Auserwählten, feierlichen Jahrestag bei dem Empfang der Götischen Prachtausgabe der Oden an Klopstock schrieben, hat mir Klopstock in exultatione cordis abchristlich mitgetheilt und sein kraftvoller Laconismus machte ihn das Abschreiben nicht sauer. Durch Klopstock weiß ich auch, daß Sie früher ein Exemplar der Oden in den Händen hatten, als Klopstock selbst. Dafür weiß aber auch Klopstock durch mich, wie edel Sie an den wackren Corrector Seume zu handeln vor hatten. Dieser Zug, der tausendste Ihres geheimen Wirkens, hat mich bis zu Thränen gerührt. Wie gern möcht ich auch dafür Ihre Hand erfassen.

Wollen nun sehen, was Klopstocks Oden auf die Nation wirken. Für die göthisirnde Kunstjägerschule werden sie freilich ein Stein des Anstoßes, und den ästhetischen Juden in Berlin — denn diese regieren jetzt die Hälfte unserer Geschwädler — eine Thorheit seyn. Aber noch schläft nicht alle deutsche Kraft. Noch sprühen Funken, wo nur Stahl anschlägt.

In Ihrer köstlichen Bibliothek ist so mancher Schatz zu finden, den man anderwärts vergeblich suchte. Ich darf daher wohl fragen, ob Sie nicht Playhouse companions oder andere Schriften über den Zustand der englischen Schaubühne un und kurz vor Garrick haben. Alles, was dahin einschlägt, interessiert mich jetzt sehr zu einem gewissen Zweck, den ich vielleicht in Verbindung mit dem Roscius Jffland, der uns hier wieder 14 Tage lang entzückt hat, nächstens ausführe.

Unser edler Herder scheint mir jetzt gesünder, als sein NB. vortrefliches Wieder Ich, seine Gattin, die fast immer kränkt.

Empfehlen Sie mich der vortreflichen Nichte, empfehlen Sie mich Ihnen selbst. Mit kindlicher Ehrfurcht und treuer Verpflichtung

Ihr ganz eigener Vöttiger.

NB. Zur Erklärung dieses Ausdrucks dient, daß Fichte, der berichtigte Erfinder des Ich und Nicht ich von einer Dame sehr in die Enge getrieben wurde, die ihn vorwarf, daß sein Egoismus alle Ehefrauen betrübe, die nun in die Kategorie des Nicht ich verfielen, und daß er sich endlich dadurch rettete, daß er diese das Wieder ich der Männer nennt. Nun kömte aber bloß darauf [an], ob man Wider oder Wieder schreibt. Bei der vortreflichen Herderin heißt es wahrlich wieder ich.

#### 7. Vöttiger an Gleim. Weimar, den 20. Juny 1798.

Ich dachte eben, was Vater Gleim ein fröhliches Viertelstündchen machen könnte. Da fiel mir das letzte Gespräch unsers edlen Wielands ins Auge, und ich packe es sogleich zusammen, und sende es Ihnen.

Man ist durch Tenische (o pudor et nefas!) auf die antifranzösische Tendenz des Merkur in den transrhenanischen Ländern aufmerksam gemacht worden, und einige entragte Demokraten kürschen. Gehner, Wielands Schwiegersohn, ist in den Klauen dieser Lämmergeier, und das unglückliche Zürich jetzt eben an der

Tagesordnung. Darum muß Wieland einige Schonung brauchen. Sonst wären Ihre kraftvollen Zeitworte schon abgedruckt. —

Darf ich Sie wohl um die gütige Zurücksendung der Müllerschen Briefe ersuchen. Ich hatte unserer reg. Herzogin davon gesprochen, und sie wünschte sie zu sehen. Und Sie wissen selbst, daß die besten Fürstentinder doch etwas ungeduldig sind.

Haben Sie Merckels neues klassisches Werk: Die Vorzeit Niedersachsens gelesen? Eben ist er mit Falk und dem braven nun in Leipzig wohnhaften Hartknock nach Gotha gefahren. Wenn man Hartknocks die Gewaltthaten Pauls und die Mishandlungen erzählen hört, die er in Petersburg erfuhr, dann versteht man erst mit einem Blick auf die Landkarte Europas das horazische Wörtlein: *hac urget lupus, hac canis aiunt*<sup>1)</sup>. Es fragt sich nun, ob man die Wölfe nach Süden und die Hunde nach Norden zu setzen habe, oder umgekehrt? Wie ist Ihre Dislocation? —

Empfehlen Sie mich den edlen Mächten und allem, was sich Gleims Hütchen mit Wiederherzen naht!

Mit Verehrung und Liebe

Ihr treuer Böttiger.

#### 8. Gleim an Böttiger. Halberstadt, den 27. Juny 1798.

Klopstock mit seiner Einen Ode (Les Etats généraux), Müller mit seinem einen Briefe, stifteten unabsehbliches Uebel, gaben unsern Landesverrättern die bösesten Exempel, unzählige mahle hört ich junge Laffen sich auf sie berufen. Daß wir keine Deutsche mehr sind, daran sind unsere Fürsten nicht so wohl, als unsere Gelehrte Schuld, unsere Publicisten besonders, und die, wie sie, nur Tadeln können! Wir haben kein Vaterland schreits an allen Ecken und Enden, endlich müssen ja die meisten, daß wir keins haben, wohl glauben! Davon aber ließe sich ein Buch schreiben, und ich habe schon eins zu schreiben: Abbitten:

Rehnen Sie, lieber Theurer, Ihrem alten Freunde ja doch sein Säumniß nicht für übel, er hatte der angenehmsten Abhaltungen viele bisher, er reysie, war beyrn Mann auf dem Berge<sup>2)</sup>. Vier herrliche Tage, Leopold Stolberg aus Eutin, ein Ulysses und ein Plato, denn er reiste so viel wie beide, war Plato zu Petersburg nur eben so vergebens wie der alte Plato beyrn Dionisius, dessen Cassandra nicht hätte weisfagen sollen, so nicht, machte den alten Mann zum jungen, wir waren alle sehr glücklich! Nun ist er nach Carlsbad abgegangen, ich möchte ihm nachreisen, gewiß aber gieng ich über Weimar und bliebe da hängen und — — schämte da noch seiner Säumniß sich, deren übele Folgen er fürchtet! Fürchtet? Nein, doch die Freude die Sie vortreflicher Mann mit unserm Wielands Säbelhieben mir machen wollten, nimmt mir die Furcht. Sie sind ein lieber herzvoller Freund und Wieland ist ein göttlicher Mann, fünfmahl umarmt' ich ihn für die fünf Gespräche, setzt ihm fünf Ehrensäulen, wär ich der Deutsche Kayser;

<sup>1)</sup> Sat. II, 2, 64. Böttiger hat für aiunt ein auch bei ihm kaum lesbares Wort nach einer falschen Lesart.

<sup>2)</sup> Graf Stolberg-Wernigerode.

Gott bewahre nur den Herzog von Weimar! Mächten die Fürsten aus ihren Landesgelehrten mehr, wetteiferten sie, so hätten Sie [sic] die Furcht vor den Teufeln, die Ihnen [sic] zu Leibe wollten nicht nöthig!

Lassen Sie, deutscher Mann, die fünf Gespräche doch besonders abdrucken und unter die Leseleute bringen, ich gebe, was sie verlangen zu den Kosten nur den Titel wünsche ich abgeändert; unter Vier Augen, klingt mir zu furchtsam. Den Feinden der Menschheit muß man auf die Efelshaut gehn nicht ihnen zu schaden, sondern ihren Anhang zu schwächen. Könnten wirs dahin bringen, daß ein allgemeines Geschrey sich gegen die Grenelmenschen erhöhe, so schlägen wir sie alle zurück in die unterste Hölle. Müllers zwey Briefe müssen, wenn sie ganz mich zufrieden stellen sollen, in der Weltkumde<sup>1)</sup> zu lesen seyn, Mutatis mutandis versteht sich! Die Sünde des Einen Briefes tilgen die Dreye noch nicht!

Merke!s: Vorzeit Vießlands las ich noch nicht, ich daucht ihn glücklich in Kopenhagen, nun scheint, er sei nicht glücklich!

Paul will Paul nicht bleiben! als er zu Berlin war, hielten die besten Menschen, die ihn kennen lernten, ihn für ein ziemlich gutes Fürstenkind, hat sich doch Alles umgewälzt, also auch Er!

Hoße, der Schweizer, geht in fremde Dienste, das ist nicht Schweizerisch! Wie Wieland schreibt sollt er mit dem Schwerdt drein schlagen! Die alten Wölfe mögens wohl gern sehen, daß ihre jungen, in der Schw. aufgerieben werden. Von der Brut, die aus dem mittell. Meere jetzt schwimmt, erwarten sie wohl auch keine guten Nachrichten! Wärs nicht unmenshlich, so hät ich den Vater Neptun, mit seinem Dreyack drein zu schlagen!

Meine Dislokation ist keine! Die Wölfe sowohl als die Hunde sollen ausgerottet werden, jeder rechtliche Mann soll das Seinige dazu beytragen<sup>2)</sup>!

Werden die athonien lettres auf die ich mich herzlich freue wie die Briefe zur Beförderung der Humanität mit deutschen Lettern nicht gedruckt, so kann ich sie nicht lesen. Die üblichen kleinen lateinischen behagen meinen alten Augen nicht; jüngere klagen aber doch auch, daß diese kleineren Ihnen [sic] schaden.

Von meinen heiligen Herders hör und seh' ich nichts. —

Von Bertuch erhielt ich einen Brief aus Dessau! Wöchten wir auch dieses Jahr drey Tage dort beyammen seyn.

Die Nichten bitten noch jeden Morgen- und Abendseegen den alten Oheim um die Wiederholung der vorjährigen Lustreise, und empfehlen sich dem lieben treuen Stecken und Stabe seines Alters. Gott sey mit Ihm, und mit uns Allen. Amen!

Glein.

Eben erhalt ich das zweite Stück der Vasen Gemälde! und freue mich auf den Commentar des allwissenden Auslegers! Bleiben Sie, lieber Allgelehrter doch ja gesund!

9. Klein an Böttiger. Halberstadt, den 23. September 1798.<sup>3)</sup>

Bei Ihnen, mein verehrter Freund, bin ich in so großer Brieffschuld, daß ich sie nicht abtragen kann, so gern ich sie abtragen möchte! Deshalb bitt ich, sie

<sup>1)</sup> Klein meint wieder die Allg. Ztg.

<sup>2)</sup> Vergl. den vorhergehenden Brief S. 8.

<sup>3)</sup> Das Original fehlt unter Böttigers Briefen in Dresden.

niederzuschlagen, und es darauf ankommen zu lassen, ob ich neue Schulden machen werde. Mehr als zu gern werd ich sie machen. Haben Sie nur die Güte, mit ihren Briefen den Alten der sie so gern liest, in seiner Hütte zu erfreuen, öfter, als er diese Freude zu erwidern die Zeit und die Laune haben möchte! Der letzte [Brief] begleitete meines Wielands fünftes Gespräch unter vier Augen zu mir! Solcher aus allen Gegenden Deutschlands solcher Darstellungen meine ich die Menge, so behielten wir jezt noch das linke Rheinufer! Wahrlich die heutigen Gelehrten brachten uns, und bringen uns noch, nun alle die Ehre, die unsere Vorfahren von Friederich dem Einem bis zu Hertmann, und von Klopstock bis zu Walthar von der Vogelweide uns erworben. Mehr oder weniger waren sie alle Beförderer unserer Thumacht, Leibes und Geistes, der Beweis ist jederleicht, jobert aber ein Buch! So zum Crempel gereichte die Aufnahme des Gedichts, in welchem ein Deutscher den großen Bonaparte nur einmal sehen zu können für sein größtes Glück erklärte, zur Beförderung jener Thumachten! Unsere Kriegesmänner halten diesen Mann für einen schlechten Kriegesheld [?!] und in unsern nicht militärischen Augen, was ist er anders als ein Attila? Wo hat er nicht geraubt, wo raubt er jezo nicht? Man sollte doch wohl merken, daß es einer der Zehntausend Listen der Unwähler ist, daß Sie den Einem ihrer Feldherrn zum Caesar, den andern zum Alexander ausposaunen. Kupferstecher, Maler, Dichter, bey Tausenden müssen helfen. Hinterher kommt dann der Held, und alle Helden laufen! Diese List zu merken braucht man der beste Nektur eben nicht zu seyn, und doch wird sie nicht überall bemerkt.

Die armen Schweizer gehen nun alle schon das Joch auf der Schulter! Hätten Sie, der Sie alles haben, lieber Vortreflicher! neue Nachrichten von unsern Johaunes Müller, so würden Sie mit deren Mittheilung mich Ihnen verpflichten! Hätten die braven Eidgenossen, die den Auflegern des Jochs ihre Schultern noch nicht hinhielten nur einige Hülfe, so glaub ich, jagten sie die bösen Geister, die die guten schalten und walten lassen in ihren Orkus zurück!

Lavater's Brief ist schädlicher als nützlich. Man kann ihm Schuld geben, er habe bey den Unwählern sich in Gnade versehen wollen. Unrecht hat er, so den Brief geschrieben zu haben, Unrecht aber, weil ich glauben kann, es fehle ihm an Einsicht, mag ich ihm nicht thun.

Dieser Sommer ist hingegangen, und ich habe die zehnmal vorgebrachte Reise nach Weimar nicht zu Stande gebracht, also habe ich sie noch zu Gute!

Wo war mein lieber dessauischer allgütiger Begleiter in diesem Sommer? Ach! er hat so viel zu lesen, soll ich meine Leyentlieder auch noch ihm zu lesen geben? Es sey darum; mög' er lieber sie singen als lesen!      Gleim.

10. Böttiger an Gleim. Weimar d. 1. Febr. (März?)<sup>1)</sup> 1799.

Ihre Handschrift, mein ehrwürdiger, väterlicher Freund, war mir schon Zubel. Schon oft hatte ich die Feder eingetaucht, um Sie über verschiedenes zu befragen. Aber

<sup>1)</sup> Der Brief Gleim's in Böttiger's Nachlasse, worin er sich „mit der nächsten reitenden Post“ eine Nachricht über das Konnig'sche Institut (für die preussische Regierung?) anspricht, ist vom 27. Febr. 1799 datirt.



Immer lehrte zum Jann der eisenbeinernen Säbne  
Schaamhaft die Rede zurück. —

Es wäre zuviel, ohne dringende Veranlassung Ihren Augen diese Lesestrapaze zuzumuthen. Denn ich male sehr schlechte Buchstaben.

Jetzt zur Sache, worüber Sie Auskunft zu wissen begehren. Eben habe ich <sup>1)</sup> eine Nachricht über des wackern Mounier's Institut im Mercure abdrucken lassen, wovon ich hier das Blatt beilege. Was ich in der kurzen Einleitung von dem natürlichen Ton, der in seinem Institute herrsche, gesagt habe, ist nach meinem Dafürhalten kein gemeiner Lobspruch. Die kraftvollen jungen Britten (jetzt 10 an der Zahl) lieben und ehren ihn, wie einen Vater, und es herrscht ein wahres Familienverhältniß unter allen. Da ich oft da bin, und in ihrem Zirkel speise: so habe ich die beste Gelegenheit, dieß schöne gegenseitige Verhältniß zu beachten. Die Ursache dieser treuen Anhänglichkeit der Zöglinge an Mounier liegt in des letztern geraden, wiederherzigen und höchst uneigennütigen Charakter, und in der Ueberzeugung, daß sie viel von ihm lernen können. Wirklich giebt er ihnen täglich selbst 2 bis 3 Lehrstunden, die bei seiner Erfahrung und Gelehrsamkeit — er war vor der Revolution einer der gelehrtesten und geschichtskundigsten Männer in der Dauphiné — alle Rathgeberweisheit weit überwiegen. Alle Abende um 6 Uhr versammeln sich sämmtliche Lehrer — lauter treffliche Leute von Charakter und Wissen — in großen Saal um den Theetisch herum, wo geplaudert, Zeitungen gelesen, gescherzt, gelacht wird. Da präsidiert Vater Mounier und rings um glänzen fröhliche Gesichter. Es ist ein wackerer Geistlicher aus Ebinburg mit zwei reichen Schotten dabei, der vielen Einfluß auf seine Landsleute hat. Der Doktor Matthä <sup>2)</sup> ist ein trefflicher Philolog, der viele Jahr in Holland mit Ruhenius <sup>3)</sup> und Wytttenbach <sup>4)</sup> lebte, und englisch, französisch und deutsch gleich fertig spricht, ein braver Zögling der Heynischen Schule. Kommt ein Deutscher ins Institut, so muß er englisch und französisch spielend lernen. Außer den Engländern ist noch ein junger Graf Potoki <sup>5)</sup> da, ein äußerst liebenswürdiger Jüngling. Alle haben Zutritt am Hofe, und unser vielversprechender Erbprinz ist wöchentlich mehrmals unter ihnen. Kurz, für einen, der die in Betracht des zu Leistenden nur mittelmäßigen Kosten aufwenden kann, und gerade nicht streng fakultätenmäßig auf Universitäten zugestuft werden soll, ist dies Institut eine vielleicht nirgends weiter so anzutreffende Vorbereitung zum künftigen Eintritt in die Welt, zu Reisen u. s. w.

So bald Sie mir die Erlaubniß geben, über etwas anders, als dieß Institut,

<sup>1)</sup> Der Artikel „Herrn Mounier's Institut in Belvedere“ in dem Januarhefte des Mercure von 1799 S. 96—98 ist anonym. Ueber Mounier vergl. D. Fröhle, Lessing, Wieland, Heine S. 111. 112.

<sup>2)</sup> Anzüge aus seiner beinahe ganz unbekannt gebliebenen Biographie findet man in Lessing, Wieland, Heine S. 257. 258.

<sup>3)</sup> Ob. 2. Jan. 1723 zu Stolpe in Hinterpommern, gest. zu London 14. Mai 1797. Vergl. über ihn Mercure von 1799 Februar S. 184—186.

<sup>4)</sup> Von Wytttenbach, geb. als Sohn eines Predigers zu Bern 7. Aug. 1746, lebte als Professor zu Amsterdum und zu London und starb zu Leidschiff 17. Jan. 1820.

<sup>5)</sup> Name einer aus der Gegend von Krakau stammenden polnischen Familie.

Ihnen zu schreiben, lesen Sie auch wohl einen längeren Brief von mir. Jetzt muß ich mir Stillschweigen auflegen.

Hymen wird die Fackel in Vater Steims Hüttchen schwingen<sup>1)</sup>. Glück auf! oder ist es schon geschehen, Jo Hymenaeo! Hochachtungsvollen Gruß den besten Nichten des besten Oncles.

Unwandelbar treu Ihr Böttiger.

11. Stein an den Consistorialrath Böttiger. Halberstadt den 14. März 1799.

Meinen verbindlichsten Dank für die Gewährung meiner leyten Bitten, bin ich, vortreflicher Mann! Ihnen schuldig geblieben, weil ich ihn abzustatten, die Muße nicht hatte! Nehmen Sie nun später, aber nicht kälter gütigt! Ihn an!

Die ertheilte Nachricht hab' ich unbegleitet mit meiner Meinung an Ort und Stelle befördert.

Der Franzose Mounier mag wie Sie versichern, ein braver Mann, und sein Institut vortreflich seyn. Er aber ist ein Franzose, sein Institut ist ein französisches, also kann, nach nur Meiner Meinung, für unsre Deutsche Vornehme Jugend, sein Institut nicht unschädlich seyn; diese Meinung mit Gründen zu unterstützen, führte mich zu weit! Unsre Deutsche müssen für Deutschland nicht für Frankreich erzogen werden. Unser Deutsche National Character ist des Schädlichen des französischen National Character zu empfänglich, Wir sind zu bieder, zu gutherzig, lassen uns leicht für Anländisches einnehmen. So z. B. ließ der Mann, der im Deutschen Mercur den Straßenräuber Bonaparte zu sehen wünschte, von falschen ausländischem Glanze sich einnehmen; Wir biedre Deutsche sollten so leicht uns nicht verblenden lassen.

Wenn ein gemeiner Straßenräuber in ein unbeschrütztes Dorf einfällt, und raubt und mordet, ist er was anders als ein Straßenräuber?

Seit jener Ausnahme des angeführten Wunsches, in den D. Mercur, dacht ich, Sie, vortreflicher Mann, wären auch ein für die französischen Gewalt-Männer gut gefinnter deutscher Mann geworden.

Gottlob! ich habe mich geirrt! Wieland gegen Bosselt<sup>2)</sup> hat mir den Irrthum genommen! Herzlich patriotisch, hab' ich unsern Wieland für dieses Wort geredet zu seiner Zeit, im stillen Hüttchen gedankt; Sagen Sie's doch gelegentlich dem von falschen Glanze nicht verblendeten lieben vortreflichen Mann! Ich schrieb ihm so gern darüber ein Dankschreiben, leider aber lassen meine nun bald achtzig-jährigen Augen mehr als das Nothwendige zu schreiben, mir nicht zu.

Fahren Sie, deutscher Mann wie sie angefangen haben fort, die deutsche

<sup>1)</sup> Es heirathete wohl ein Neffe Steim's.

<sup>2)</sup> Der Mercur vom Januar 1799 war eröffnet S. 1—27 durch eine Philippica gegen die Allg. Ztg. von v. N. in C—n., einem „schätzbaren jungen Geschäftsmann“, wie Wieland sagte, der sich ihm ansführlich angeschlossen und dann „noch ein Urtheil über die Allg. Ztg. aus dem Schreiben eines sehr hochachtungswürdigen Staatsmannes“ folgen ließ. Vergl. dann „die Allg. Ztg.“ im Novemberhefte von 1800 S. 233—240. Als Duber, Henne's Schwiegersohn, die Allg. Ztg. redigirte, wurde Böttiger Mitarbeiter derselben und soll später jährlich 400 Thaler von ihr bezogen haben.

Meinung gegen die Französische zu stimmen, so machen Sie uns deutsche Vaterland sich höchst verdient, und ich alter Deutscher bin desto mehr Ihr Verehrer<sup>1)</sup>  
Glein.

12. Böttiger an Gleim. Weimar [Sommer 1802.]

Mein ehrwürdiger, innig geliebter Freund!

Ich drücke Ihre biedre Vaterhand und freue mich Ihrer ewigen Jugend. Die Sonne in Ihnen ging nie unter. Sie leuchtet, wie ich aus den Beilagen Ihres Briefes sehe, ununterbrochen mit den lieblichsten Strahlen wahrer Humanität.

Diese zarten Kraftworte gegen die Hyder Cölibat sollte das Septemberstück des Merkurs zieren. Ich laß sie gestern im erwähnten Zirkel der verwittw. Herzogin in Tiefurt vor, wo Vater Wieland jetzt vor beständig lebt, früh die Helena des Euripides übersezt, und den übrigen Tag von der huldreichen Fürstin, als wenn sie seine Schwester, gepflegt und gewartet wird. Da war eine Stimme der Freude und des Beifalls. Alles grüßt Sie von dort herzlich, vor allen dreimal Wieland.

Denken Sie doch oft, wenn die treue Muse Sie besucht, des alten treuen Götterbothen. Er fliegt noch einmal so gern und munter aus, wenn er auch etwas von dem Ehrwürdigen in Halberstadt auf seinen Flügeln hat.

Was macht das liebe unvergeßliche Hüttchen, mein edler Freund?

Sie fragen nach Herdern? Alle Nachrichten aus Aachen lauten erfreulich. Er fand dort an den jüngeren Jacobi, der Präfect ist, den gefälligsten Freund. Als der consul à vie mit Trommeln und Pfeifen vom Altar des Municipalhauses publicirt wurde, herrschte ein stummes, todenähnliches Stillschweigen unter den Tausenden. Man rief ex Officio vive la republique. Niemand wollte der todten, faulenden ein Vivat nachrufen. Herders wohnten selbst im Hofe des warmen Sprudels und empfinden die diesmalige Sommerhitze durch Schwefeldünste verstärkt nur um so heilsamer. Nun sind sie auf der Reise nach Stachried in Bayern, und kommen von da erst Ende September zurück.

Seume war vorige Woche 2 Tage hier<sup>2)</sup> von Sicilischer Sonne gebräunt, voll Ingrimm's gegen Napoleons Täuschungs-Künste. Sein erster Brief in Leipzig sollte an Sie sein. Denn er ist Ihnen mit kindlicher Ehrfurcht zugethan. Dringen Sie darauf, daß er Ihnen seine Klage der Ceres und sein Lied über Pästum beide an Ort und Stelle gedichtet mittheilt. Er laß sie bei der Herzogin mit großem Beifall vor.

Haben Sie Nachricht von Klopsocks Befinden? Jüngst ließ er mir sagen: die alte Eiche schäle sich. Ich möchte diesem Räthsel nicht gern die schlünmste

<sup>1)</sup> Der nächste nur in Böttigers Nachlasse befindliche Brief Gleim's vom 30. Juni 1799 bittet um das Bild der alten Fran von La Roche, die sich jetzt bei Wieland befinde. Darauf folgt ein Brief Gleim's vom 8. Febr. 1800. Ein unter Gleim's Briefen an B. befindlicher Brief an Wieland vom 15. Juni 1800 spielt auf die Mittheilungen an, die Gleim dem Herzog von Braunschweig über Wieland's politische Ansichten zu dessen Rechtfertigung machen mußte.

<sup>2)</sup> Auf der Rückreise von Syrakus. Vergl. das Schlußcapitel der Reisen in Hempele's trefflicher Ausgabe von Seume III. 159.

Dentung geben. Züngst laß ich mit ungeneinem Vergnügen Ihre und Klopstocks Briefe an Denis<sup>1)</sup>, wie Sie der von Todten erstandene Reher<sup>2)</sup> der Welt mitgetheilt hat.

Leben Sie, mein ehrwürdiger Freund, unringt von den Geistern Ihrer frohen Erinnerungen, umschirmt von den frommen Wünschen aller guten dankbaren Enkel, deren Generation Sie jetzt mit der bessern Vorwelt verknüpfen, so glücklich, als sie es verdienen, und schenken auch mir Ihr ehrendes Andenken oft, o ich bitte, recht oft.

Mit Treue und Liebe Ihr ganz eigener Böttiger.

Der ehrwürdigen, zu neuer Lebensfreude erstandenen Richte meine Verehrung. — Gesteru kam Falk von seiner Erbschaftsreise aus Halle zurück. Es gab gar wenig zu erben!

13. Weim an Herrn Ober-Consistorialrath Böttiger. Halberstadt d. 1. Sept. 1802.

Zu dem Liede Klagt Weiber Ihr Mönche pp. ist noch eine Strophe hinzugekommen. Ich eile sie mitzutheilen.

Es frent mich, daß es dem erwählten Zirkel zu Diesfurt durch Anhörung des Liedes zur Aufhebung des Cölibats, seine Stimme zu geben gefallen hat. Oeffentlich gegeben, würde sie von großem Nutzen sein. Wieland, Herder, Göthe, Schiller, Falk, jeder in seiner Art, sollte die seinige geben. In einer Tragödie würden der Schreckensscenen genug anzubringen sein. Wär's nicht Ostersation, so setz' ich auf die Zweckdienlichste Geschichte des Cölibats, einen Preis. Die Nonnen-Klöster sind doch wahrlich nichts anders als — — — —. Schon in meiner Kindheit sah' ich einen Mönch, — — — —. Daß unser Senne seinen Reisebursch geküßt hat, und ins Vaterland glücklich zurückgekommen ist, hat er mir selbst noch nicht gesagt. Hat er im alten und im neuen Rom beßre Menschen als zu Weimar gesehn? Wie war ihm unter den Klauen der Banditen zu Ruthe? Sah' er den Raub und die Räuber im neuen Rom mit Wohlgefallen? Sieht er nun ein, daß es nirgends beßer als im Vaterlande sein könne? Nicht so reisefühtig wie er, machte ich doch sehr gern noch eine Zukreise nach Weimar und Diesfurt, wo ich von meinen 30468 Lebenstagen 22 sehr angenehme verlebte. Klopstock ist sehr krank gewesen, daß er nun aber sich wieder recht wohl befinde, hat er mir selbst gesagt. Gebe Gott daß unsere Herders, in Vollkommenster Gesundheit zu Ihnen zurückkommen mögen! Empfangen Sie sie doch mit einem herzlichem Gruße von mir. Für den Götterbothen lege ich einige Kleinigkeiten noch bey. Das Hüttchen ist kein Hüttchen mehr, würden aber die Gedanken, die in schlaflosen Nächten aus ihm ausfliegen, zu sichtbaren Geistern, so würde mein Wieland, wie sehr ich über seinen Fleiß zum besten der deutschen Menschen erstaune, dem Fliegenschwarme in den Augen ansehen<sup>3)</sup>. Seine drei Grüße werden mit dreien

<sup>1)</sup> Auch dieser war Mitarbeiter des Mercur.

<sup>2)</sup> Vermuthlich der Wiener Censor Jos. Adler von Reher (1754—1824). Vergl. über ihn Goedeke's Grundriß I S. 606 und 971 und über den Nachsch, herausg. von Reher, den Mercur vom Nov. und Dec. 1801.

<sup>3)</sup> Dieser schwülstige Satz, den Weim ein halbes Jahr vor seinem Tode abfaßt, soll nur heißen: wenn Wieland meine nächtlichen Gedanken erraten könnte, so wüßte er auch, wie sehr ich über seinen publicistischen Fleiß erstaune.

der Herzlichsten erwidert. Die Nichte bekennt sich für das Andenken an sie. Nach ihrer Krankheit befindet sie sich jetzt recht wohl. Mehr nicht, vortrefflicher Mann, das Dicitum wird ihrem blinden Freunde zu sauer. Nur noch einen Gruß an die zurückgebliebenen lieben Herders. Mit unveränderlicher Hochachtung und Freundschaft  
Der alte Gleim.

Aus den Nachschriften.

Liebt Konnen! Im Reiche der Liebe seid ihr  
Der Menschheit gegebene Menschen wie wir.  
Gestochen in Zellen, was seid ihr in ihnen?  
Der Menschheit genommene todte Maschinen:  
Liebt Konnen! Im Reiche der Liebe seid ihr  
Der Menschheit gegebene Menschen wie wir<sup>1)</sup>.

An Jenny.

Auf der Erd ein Engel zu sein, lehrt Jenny die Tochter:  
Lehrte sie's bald auch doch einen geliebtesten Sohn!

Grabchrift auf \*\*\*.

Leuchten zu lassen mein Licht, befahl mir der göttliche Lehrer.  
Leuchten lassen wollt' ichs, aber ich hatte ja keins!<sup>2)</sup>

### III. Schlußwort.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß in jenem Octavbände, der Gleim's Briefe an Böttiger enthält, sich auch einige Papiere befinden, welche sich auf den Halberstädtischen Dichter und Geschichtsforscher Stephan Runze beziehen. Gleim enthielt sich nicht, ihn, weil er sich in seinem Heldengebichte „Heinrich der Löwe“ einen nationalen Stoff gewählt hatte, neben „Langrod“ (Klopprod) und Roß zu stellen, welcher letztere ihn übrigens in seinem Pfarrhanse am Fuße des Guy besuchte, wie Runze denn auch in Jahns Volkstum mit Auszeichnung genannt wurde, sodaß auch durch Gleim's übertriebene Begeisterung für Runze Gleim's echt vaterländische Richtung bezeugt ist.

Gleims Geistesentwicklung im Alter zeigt die ersten Spuren von jener Erhebung der Geister, die sich erst in den deutschen Freiheitskriegen entfaltete. Aus seinem gleichfalls im hohen Alter geschriebenen, der Form nach sehr schwachen „Zeitgebichten“ kann dies Verdienst um so weniger hinlänglich erweisen werden, als der „preussische Grenadier“ den Geist, der in dem hinstorbenden Greise erwachte, gar nicht aus der deutschen Literatur gezogen hatte, sondern aus dem preussischen Beamtenstande, dem er selbst sein Leben lang angehört hatte, und aus einer klugen Beobachtung des norddeutschen Volkslebens. Desto interessanter sind seine letzten profaischen Aeußerungen über Politik. In dem alten Pelens, wie ihn Schiller und Goethe in den Kenien spottend genannt hatten, hatte sich ein Läuterungsproceß

<sup>1)</sup> Strophen 1—3 „An die Klostergeistlichen“ f. im Mercur von 1802 Sept. S. 3—4. Das Lied wurde dann abermals, jedoch nicht bloß mit dieser, sondern noch mit einer andern Strophen vermehrt, im Mercur vom November 1802 S. 179 und 180 abgedruckt. Vergl. das Gedicht „Die Klostergeistlichen an Gleim“ im Mercur von 1803 Februar S. 81—83.

<sup>2)</sup> Gleim war nun blind.

vollzogen. Seit er keine falschen Richtungen in der Literatur mehr zur Geltung bringen konnte, hatte er sich als Dichter überlebt. Allein mit der Kraft und Schnelle des alten Mannes hatte es doch seine Nichtigkeit. Der alte Schnellläufer in der Arena des literarischen Enthusiasmus wurde zum Vorläufer des Turnvaters Jahn kurz nach dem Geburtsjahre unseres jetzigen Kaisers. Dem dieser Vergleich zwischen Gleim und Jahn auffällig dünkt, den müßte ich freilich noch daran erinnern, daß der deutschstümmelnde Jahn ursprünglich ebenso unter den Eindrüden der französischen Revolution erwachsen war, wie der älteste Franzosenfresser Gleim unter den Nachwirkungen der literarischen Glanzperiode Ludwig's des Vierzehnten.

Seltzam wird den Leser in Gleim's letztem Briefe vom 1. September 1802 das Lied berühren, wodurch er die Mönche auffordert sich mit den Nonnen und die Nonnen mit den Mönchen zu verheiraten. Das Gedicht war wohl durch den Mercur, in dem es abgedruckt wurde, auch hervorgernsen. Schon im neuen teutschen Mercur vom Februar 1797 hatte der Professor Roman Schab, nachdem er seinen eigenen Aufenthalt im Benedictinerkloster geschildert hatte, seinen Vogel in Käfig also angeredet:

Zulezt wirst du ein heil'ger Vogel werden ;  
Die Kota Roms wird dich zum Heil der Erden  
Kanonisieren nach dem Tod.  
Man wird zu deinem Wundergrave wallen.  
Den frommen Weibern wirst Du dann vor allen  
Ein Helfer sein aus jeder Not — u. s. w.

Indessen lag auch dem Canonicus Gleim in Halberstadt selbst die Beobachtung des Mönchswezens in Preußen nahe genug. War er doch Secretär eines säcularisirten Bistums, wo der protestantische Domabel der Spiegel, Stolberg und Bismard einen ziemlich glänzenden Hof hielt. Wie oft dachte er an die katholisch gebliebenen Mönche im nahen Hunsvalde! Zur Zeit Friedrich's des Großen saß er darüber nach, ob er die Benedictinermönche nicht dort verjagen und ihre Zellen mit armen deutschen Dichtern besetzen könne. Zur Zeit Friedrich Wilhelms III. und der Königin Louise beschäftigten ihn, wie wir sahen, andere Gedanken in Bezug auf die Klöster. Diese Ideen mußten wohl damals in der Luft liegen: denn schon ein Jahr nach Gleim's Tode zeigte einer der damaligen halberstädter Gelehrten, Kriegsrat Krieger, den Benedictinermönchen von Hunsburg die Aufhebung ihres Klosters in Folge des Friedens von Limeville an. Nur der Prior van Es, der durch Gleim mit Herder in Verbindung gestanden hatte, blieb mit einem Caplane als der erste katholische Pfarrer zurück. Nach der Schlacht bei Jena wurden dann auch die noch übrigen Klöster im Halberstädtischen aufgehoben. Eins oder mehrere derselben kaufte Jacobson, der Sohn des Handelsjuden Israel Jacob, welcher letztere durch die kluge Benutzung der Wohlthaten und Handelsaufträge des Klosters Hunsburg den Grund zu seinem Vermögen gelegt hatte. Jacobson wurde Präsident eines für die Juden errichteten Consistoriums in Cassel <sup>1)</sup>. In den Schriften von Augustin und van Es fehlt es nicht an Schmeichelei für Jacobson und seine Familie. Als

<sup>1)</sup> Vergl. Carl von Es, kurze Gesch. der Benedictinerabtei Hunsburg (1810) S. 44 - 46 und „die Fremdherrschaft“ (Vortrag in der Singacademie von 1868 von G. Wöhle) S. 12 - 15.

1817 das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation gefeiert wurde, stellte der freisinnige van Es in einer kirchenhistorischen Schrift die Vereinigung des katholischen und evangelischen Bekenntnisses als möglich dar. Allein ganz unerwartet ließen die Halberstädter Theologen drei bis vier Gegenschriften erscheinen, unter denen ihm diejenige seines Freundes Augustin, in welcher ihr Verfasser eine ganz ungewöhnliche Kenntnis des Zeitalters der Reformation niedergelegt hatte <sup>1)</sup>, jedenfalls die schmerzlichste war. Nur Stephan Kunze, der wie ich glaube nicht allein auf Gleim's sondern auch auf Jahn's deutsche Gefinnung vorteilhaft eingewirkt hatte, blieb ihm getreu.

Auf dem reizenden kleinen Klosterkirchhofe zu Hunsburg zwischen der Kirche und der Pfarre befindet sich ein Denkmal, welches Stephan Kunze, den ich während seiner späteren Lebensjahre sehr genau kannte, seinem lebenswürdigen katholischen Amtsbruder van Es und dessen Nachfolger Behrens als benachbarter evangelischer Landpfarrer, nicht ohne in den ungerechtfertigten Ruf des Kryptokatholicismus zu kommen, gesetzt hat.

Von der Bibliothek des ehemaligen Klosters Hunsburg, die dem Castellan der Herren von Rneisebeck, der jetzigen Besitzer von Hunsburg, übergeben ist, habe ich im Sommer 1881 fast nichts mehr vorgefunden, als etwa zwanzig Originalabdrücke der Schriften von Wieland. Ob sie aus dem Besitze der Mönche herühren, oder gar aus dem der geistlichen Jungfrauen, denen 1809 van Es nach Aufhebung des Klosters Egelu in den prachtvollen Räumen von Hunsburg ein beneidenswertes Asyl eröffnete: immer beweisen die Schriften Wielands an dieser Stelle, wie tief der Geist, der die Klöster zerstörte, zuletzt in diese selbst eingedrungen war.

Was nun aber die Gespräche unter vier Augen betrifft, so kann es keiner Frage unterliegen, daß Wieland in ihnen eine größere politische Einsicht an den Tag gelegt hat, als wir sie in den Schriften der drei Dichter Klopstock, Goethe und Schiller finden, welche ihm allerdings auch an geschichtlichen und Sprachkenntnissen nachstanden. Ich wiederhole zum Schlusse, daß er unter diesen Umständen, vielleicht geleitet von Roumier und jedenfalls angeregt durch Gleim, unterstützt durch eine lebhaftere Phantasie, für die Entwicklung Frankreichs und Deutschlands ein Ziel aufzustellen wagte, wie Napoleon I. für Frankreich es in nicht unbedeutlicher Art und Weise während seiner kurzen Laufbahn allerdings erreichte und wie für Deutschland die Nachkommen Friedrich Wilhelms des Dritten mit Glück und Ueberlegenheit es dauernd verfolgen.

## Gambetta.

Von Dietrich von Hertsen.

Grabe vor Jahresfrist sind in zwei Aufsätzen dieser Zeitschrift die private und die öffentliche Thätigkeit Gambettas eingehender Besprechung unterzogen worden. Seine Kindheit und Jugend, Avocatur und Kriegsdictatur ergaben von selbst

<sup>1)</sup> Augustin's Sammlung von Lutherbildnissen befindet sich jetzt in Wittenberg.

einen ersten, der parlamentarische Kampf um die Republik unter Thiers und Mac Mahon einen zweiten Abschnitt. Jetzt mag der Sturz seines ersten Ministeriums den Abschluß der Darstellung einer dritten Epoche im Leben des vielgenannten Staatsmanns bilden.

Der alte Schäfer Thomas kann nicht eifersüchtiger sein auf seine oft bewährte Gabe, das Wetter mit zweifelloser Sicherheit vorauszusagen, als Diplomaten und Journalisten auf ihre Fähigkeiten, den politischen Klinkerfuß zu spielen. Geht irgend etwas schief in der Politik, so hat der alte Diplomat seit Jahren schon prophezeit, daß es so und nicht anders kommen müsse. Und nun gar die Blätter! Tritt irgend wann und wie ein unerwartetes Ereignis ein, so verweist der Zeitartikel von heute unfehlbar auf irgend einen Zeitartikel von ehemals, in welchem selbst das Ueberraschende mit ungewöhnlicher Divinationsgabe vorausgesagt sein soll.

Ausnahmen indeß, welche die Regel bestätigen, kommen auch hier vor, und eine solche ist offenbar der Sturz, oder das Abtreten Gambettas gewesen, das in so unheimlicher Plöbe niemand erwartete. Hat aber kein Mensch das Ereignis vorhergesehen, so will doch jeder den gefallenen Minister längst richtig beurteilt und seine Unfähigkeit ins rechte Licht gerückt haben. Und derselbe „liberale“ Chorus, der ihn Jahre lang gelobt und unmäßig erhoben hat, reißt ihn einstimmig herunter. Die Welt mit ihrem Erfolgs- und Schablonen-Urteil ist heute ebenso schnell fertig wie immer, und dieses Urteil wird kritiklos nachgesprochen, bis es einmal wieder durch die Ereignisse als gründlich falsch wiederlegt wird.

Uns scheint die heutige Unterschätzung Gambettas sehr viel weniger begründet, als die frühere Ueberschätzung. Hätte er sich in einflußreicher Stellung überlebt, wäre er gestürzt worden durch einen tiefgehenden Conflict mit einem mächtigen Gegner oder mit der Kammer, durch die schwindende Popularität im Volke, durch verunglückte Reformen und uneingelöste Versprechen, so könnte man ihn als „todten Mann“ betrachten. Thatsächlich ist er aber unter einem nichtigen Vorwande freiwillig gegangen, weil er seine Zeit noch nicht für gekommen hält, allerdings im Zwiespalt mit der Kammer, aber mit einer Kammer, die noch seine Rede in extremis mit donnerndem Beifall überschüttete.

Ob Gambetta klug und richtig gethan, zu gehen statt zu bleiben, kann nur die Zukunft lehren. Zu einem abschließenden Urteil ist die Zeit noch lange nicht gekommen. Darin wird ja die conservative Kritik immer Recht behalten, daß er ein wirklich aufbauender Staatsmann so lange nicht werden kann, als er den sittlichen und religiösen Mächten im Volksleben mit brutaler Verachtung gegenübersteht. Zu Kraft und Einfluß kann er dennoch sehr wohl gelangen. Gesunkenes Ansehen stellt sich in Frankreich schnell wieder her, und rechtzeitig gehen ist klüger als unzeitig bleiben. Wenn trotzdem auch bei uns die Linke jetzt ihren Schützling fallen läßt, so liegt dies wesentlich in ihrem Unmut, daß der Heros, der berufen war, endlich einmal vor den trunkenen Blicken der vielgetäuschten Menschheit das verschleierte Bild einer liberalen und demokratisch regierten Musterrepublik zu entrollen, nichts weiter dieser stammenden Welt zu entfüllen vermocht hat, als einen Abgrund von Corruption — und daß er dann scheinbar als Schwächling vor der



ersten Schwierigkeit die Hülte ins Korn geworfen und sich selbst aus dem Staube gemacht hat.

Die erste Hälfte des verfloffenen Jahres hat Gambetta mit dem für ihn nicht ungewöhnlichen Geschäft der Wahlagitationen verbracht, mit Vorbereitungen für die im August stattgehabte Entscheidung. Alle Reisen, Neben und sonstigen Mittel im einzelnen durchzugehen ist nicht möglich und nicht der Mühe wert. Wenn diese Dinge zum Teil und zu ihrer Zeit viel Staub aufwirbelten, so erklärte sich das Ansehen hinsichtlich aus der eigentümlichen Stellung, die Gambetta damals der Regierung gegenüber einnahm. Obschon er lediglich Kammerpräsident war, betrachtete ihn doch jedermann über den teilnahmslosen oder doch zurückhaltenden Grey und über den friedliebenden aber greisenhaften Barthélemy hinweg, als den eigentlichen Leiter der Geschichte Frankreichs nach innen und außen, als den ausschließlichen Mann der Zukunft. Und thatsächlich war er lange Zeit hindurch „Coulissen-König“, der teils durch Intriguen, teils durch offene Angriffe im Parlament eine Reihe von Ministern gehoben und gestürzt hat. Nicht einmal sein Kriegskamerad Freycinet hatte Gnade gefunden, sondern mußte auf Gambettas Wink, wegen angeblich zu großer Nachgiebigkeit gegen den Papst, den Ministerstuhl räumen.

Am meisten besprochen worden ist wohl zu jener Zeit die Reise nach seiner Vaterstadt Cahors, weil er sie im glänzenden Extrazug zurücklegte, ganz in napoleonischer Weise mit großem persönlichen Gefolge, und namentlich mit einem ungezählten Stabe von Journalisten behaftet, und weil es ihm dort wirklich, Dank seiner reichen demagogischen Erfahrung gelang, den bis dahin konservativen Kreis in einen liberalen zu verwandeln und die Einwohner in Begeisterung für die Republik und ihren großen Landsmann vollends aus dem Häuschen zu bringen. — Andere Reisen in „die Provinz“ verliefen ähnlich. Versprechungen wurden nirgends gespart, um „an der Hoffnung Karrenseil“ einen Wähler nach dem anderen ins republikanische Lager zu ziehen.

Nicht so leicht als auf dem Lande erwies sich die Agitation in Paris. Hier hatte seit ihrer Rückkehr von Kaledonien die dankbare Schar der amnestierten Communarden, allen voran der Laternenmann Henri Rochefort, ein wahres Füllhorn zügelloser Angriffe über Gambetta ausgeschüttet, die sich teils auf den weiterhin zu besprechenden tunesischen Feldzug, teils auf das üppige Privatleben des wohlbeliebten Satrapen bezogen. Schon lange vor der Entscheidung war zu erkennen, daß die Wiederwahl des vieljährigen Deputierten der Arbeiterstadt Belleville zum mindesten eine hart bestrittene sein würde. Gambetta ließ sich nicht abschrecken und kandidierte trotzdem. Aber eine Volksversammlung, in der er seine Wähler durch die Macht der Rede hinreißen wollte, scheiterte elendiglich, obschon die Polizeimannschaft von ganz Paris angeboten worden war, um Ordnung zu halten. Unartikuliertes Schreien, Schimpfworte, Spottverschen mit dem Refrain

hu, hu, hu

le ventru!

schallten von unten zur kaum occupierten Rednerbühne hinauf, während von oben her der Wahlcandidat in den namenlosen Spektakel des souveränen Volkes die größten Injurien, die bekanteten „Brüllaffen, Maulheben und betrunkenen Sclaven“

drohend mit der Faust und zitternd in ohnmächtiger Wut, hineinschleuberte. Die Versammlung wurde geschlossen. Mühsam durch eine Hintertür gelangte der „Redner“ zu seinem Wagen.

Endlich im August kamen die Wahlen selbst. In Paris kein großer, aber immerhin soviel Erfolg, daß Gambetta (mit einem Communarden zusammen) Vertreter von Belleville wurde. In der Provinz dagegen völliger Sieg des bisherigen Kammerpräsidenten: Zweihundert Journalisten und Advocaten, wesentlich auf seinen Namen gewählt, bereit ihn als Ministerpräsidenten bis an die Grenze des Möglichen zu unterstützen, entleeren der Urne — in der öffentlichen Meinung vollzieht sich der Sturz des Ministeriums Ferry und Ersatz desselben durch Gambetta weit eher als in der Wirklichkeit.

Gambetta zögerte nun nicht über den Erfolg zu quittieren. Schon zwischen Wahl und Stichwahl, am 28. August, wurde eine Volksversammlung zum Besten der religionslosen Schule angefaßt, und führte er mit seinem Freunde Paul Bert zusammen im Winter-Circus jenes widerliche Schauspiel auf, in welchem die beiden Comödianten sich gegenseitig in einer an Wahnsinn grenzenden Weise beräucherten und lobten und unter frenetischem Jubel des Pöbels von Lästerungen überströmten. Eine Demonstration zu Gunsten des Laienunterrichts, ein Faustschlag, der Kirche erteilt, sollten die Mittel sein, die Rabicalen bei guter Laune zu halten und Stimmung zu machen für den damals schon von der Volksstimme als Cultusminister der Zukunft bezeichneten Paul Bert. „Ja wohl, meine Freunde“ — sagte Gambetta — „unsere Religion ist die Religion der Bildung. Das erhabene Wort Religion bedeutet in der That nichts anderes, als das Band, welches den Menschen an den Menschen knüpft, so zwar, daß ein jeder, seinem Nächsten gleich, in der Würde dieses seine eigene Würde begrüßt. Der religiöse Unterricht ist die Schule der Dummheit, des Fanatismus, des Antipatriotismus und der Sittenlosigkeit. Für die Demokratie giebt es nur eine Religion, die Verstandesbildung.“ — Dann bat er die Anwesenden, seinen Freund Paul Bert ruhig anzuhören; am Schluß werde jeder empfinden, „daß man Versammlungen, wie diese, als ein besserer Mensch verläßt.“ — Paul Bert machte seinem Vorredner alle Ehre und schloß mit dem geflügelten Wort: „Die Gesellschaft rückt dem sittlichen Fortschritt in demselben Maße näher, als sie sich von der Religion entfernt.“ — Daß durch solche Brutalitäten die Liberalen erschreckt, die Rabicalen aber nicht entfernt gewonnen wurden, liegt auf der Hand. Einige Ausschreitungen in der Provinz — ein paar Kreuze, die aus den Schulen gerissen und in unennbare Dörfer geworfen wurden — waren das ganze Resultat.

Nachdem auch die Stichwahlen vollzogen, forderte Gambetta in seiner Zeitung den Präsidenten Grevy, der sich in seiner Sommerfrische befand, officios aber kategorisch auf, umgehend nach Paris zu kommen. Grevy blieb wo er war, die Aufforderung also ohne Erfolg. Dagegen hatte das Reden, Reisen und herrschsüchtige Intriguieren des „Dauphins der Republik“, das fortwährende Geltendmachen seines unsichtbaren und doch wohlbekannten Einflusses, noch ehe er sich verjah, einen ganz anderen Erfolg, und zwar einen solchen, der ihm nichts weniger als erwünscht war. In der ganzen Presse und öffentlichen Meinung verdichtete sich nämlich das längst vorhandene, vielfach unbestimmte, aber sehr wohl begründete

Gefühl von der dauernden Unmöglichkeit und auch wohl Unfittlichkeit eines solchen Coullissenregiments, zu der immer bestimmter formulierten Forderung, Gambetta solle nun endlich und müsse aus der unverantwortlichen in eine verantwortliche Stellung einrücken. Er selbst sah ein, daß er ohne seinem Ansehen zu schaden, sich dieser Forderung nicht länger entziehen könne; das Ministerium Ferry erklärte sich bereit ihm Platz zu machen, und so entsprach er denn am 10. Novbr. der Aufforderung des Präsidenten Grey, ein neues Cabinet, oder wie teils ironisch, teils optimistisch gesagt wurde, „das große Ministerium“ zu bilden. Ueber die Zusammensetzung desselben aus Juden und Freimaurern, aus lauter unbedeutenden, zum Teil anrüchigen Leuten, über das namenlos banale Programm mit seinem „Fortschritt ohne Grenzen“ ist erst im Decemberheft dieser Zeitschrift berichtet worden, daher kein Grund zur Wiederholung vorhanden. Wohl aber wird es am Platze sein, hier eingehender von der tunesischen Angelegenheit zu reden, als es bisher hat geschehen können, zumal neuestens der Prozeß Roustan-Rochefort hier wenigstens einige Klarheit in das mysteriöse Halbdunkel gebracht hat, das Naivetät, Unfähigkeit und schmutzige Gewinnjucht künstlich geschaffen hatten. Wäre Rocheforts Entrüstung eine wirklich sittliche, so könnte man ihn hohes Verdienst zuschreiben. Leider darf nur Scandaljucht als Motiv seiner Enthüllungen angesehen werden. „Einer dieser Ehrenmänner wird vom anderen abgethan.“

Schon im Lauf des Sommers begannen in den Blättern der Intrantigen Verdächtigungen und Behauptungen sich zu verbreiten, als sei die Verwicklung mit Tunis, in welche Frankreich tiefer und tiefer hineingeriet, eine absichtlich von gewissen Finanzmächten herbeigeführt; und zwar sollte die Regierung mit einem von Paris aus gegründeten tunesischen Credit-Institut und mit der Eisenbahn-Actiengesellschaft Bone-Guelma-Enfida unter einer Decke gesteckt haben. Gambetta und der französische Geschäftsträger Roustan hätten alte längst entwertete tunesische Staatspapiere zunächst in der „Republique Francaise“ durch deren Redacteur, Herrn Chalkemel-Lacour herunterreißen und noch flauer machen lassen, als sie ohnehin schon waren, dann dieselben massenhaft aufgekauft, und endlich einen Conflict und kriegerische Lösung herbeigeführt, um das Protectorat zu schaffen und durch Staatsvertrag mit Frankreich die alte Anleihe garantieren zu lassen, dadurch aber den Cours der genannten Papiere dermaßen zu treiben, daß die Gewinn-differenz immerhin eine tüchtige Reihe von Millionen für die Vorkäufer betragen mußte. Wenn nebenher noch einige „gemeinübige“ Gründungen verübt seien, so werde man ja auch bei diesen keinen Schaden gemacht haben.

WeiÑ man nun, wie überhaupt in Frankreich jede amtliche Stellung im Privatinteresse ausgebeutet zu werden pflegt, wie jeder Staatsmann nicht nur seine Zeitung, sondern auch seine Bank hat, jede Bank aber ihre politischen Agenten im Parlament, wie z. B. im Juli v. J. der Senator Cherpin, Director einer Dampfschiffahrtsgesellschaft, 6 Millionen Staatshilfe im Senat für dieselbe durchsetzte und dann die Creditbank 20000 neue Actien aufschmetterte mit der offenen Versicherung, die Gesellschaft könne jetzt auch ohne Geschäfte zu machen 9 bis 10% Dividende verteilen, wenn man erwägt, daß Gambetta eng mit der Börse Fühlung hat und nur durch Ausnutzung seiner bevorzugten Stellung zum reichen Mann geworden sein kann — so war ja von vornherein kaum zu bezweifeln, daß

wenigstens irgend etwas Wahres an den Beschuldigungen der Intraufügigen sei. In der That war denn auch der Druck der öffentlichen Meinung auf das Ministerium schon im Spätsommer so groß, daß dieses sich entschließen mußte, die peinliche Sache auf die erste Tagesordnung der neuen Kammer zu setzen und „die tunesische Debatte“ herbeizuführen.

Es ist gleichfalls in aller Erinnerung, daß diese im November stattgehabte Debatte, ganz nach Art unserer deutschen Gründerprozesse, den Zusammenhang der Dinge nicht nur nicht klärte, sondern mit Annahme einer von Gambetta beauftragten Tagesordnung, also mit einem Vertrauensvotum für diesen endete.

Offenbar läßt geworden durch diese wohlgeglückte Mohrenwäsche, durch welche bis auf weiteres alle Angriffe in „Verleumdungen“ umgekehrt waren, und im Vertrauen auf die ungeheure Schwierigkeit, Beschuldigungen, wie die Rochefort'schen vor Gericht zu beweisen, hat es denn Roustan um Mitte December gewagt, Rochefort vor Gericht zu ziehen. Aber jetzt mißglückte die Sache. Beweismittel und Zeugenaussagen, die einem Gerichtshof von Juristen manchen Anlaß zur Kritik gegeben haben möchten, erschienen den Geschworenen als genägend, und es wurde für Recht erkannt, daß der Kläger in die Kosten zu verurteilen sei.

Wenn man nun von Naivetäten absteht, wie sie z. B. der alte Barthélemy vorbrachte, als er von Ausgrabungen in Utika — das catonische Erinnerungen weckt! — sprach, von Ausgrabungen, zu denen Rothschild, Cohn und Camoubo (auch ein Pariser Börsenjude) mit dem ihnen eigenen archivarischen Interesse die Gelder gegeben haben sollten, wenn man von dergleichen absteht, so ergibt sich aus den Verhandlungen zweierlei in Bezug auf Gambetta. Erstens ist bis zur Evidenz erwiesen, daß Roustan in einem Meer von finanziellem und moralischem Schmutz schwimmt, daß Ehebruch, Lüge, Verfälschung, Erpressung, kurz jedes Mittel ihm recht war, nicht nur seine politischen Ziele zu erreichen, sondern auch sich selbst zu bereichern. Gambetta hat aber Roustan auch nach dem unglücklichen Ausgang des Prozesses nicht fallen lassen, sondern ihn gehalten und sich dadurch mit diesem verworfenen Menschen solidarisch erklärt. Zweitens aber, was den Ursprung des Krieges betrifft, so ist (soweit wir die Sache zu übersehen vermögen) die Behauptung, daß er ausschließlich von den Finanzmächten angestellt sei, nicht unbedingt erwiesen. Vielmehr beweisen die Enthüllungen des gelehrigen Sprers Bohlo's, der erst das arabische Blatt: „Mokatel“ im italienischen Sinn redigierte, dann aber, als Roustan ihm mehr bot, sich selbst, sein Blatt und eine Menge Italien compromittierende Schriftstücke an Frankreich auslieferte, daß allerdings Italien in Afrika gewählt und die französische Nebenbuhlerchaft herausgefordert hat. Auch hier eine Priorität französischer Aufreizung anzunehmen, ist doch etwas gewagt, obschon bei den internationalen Beziehungen vaterlandsloser Börsenkreise keineswegs undenkbar. Wenn also Rochefort in den incriminierten Artikeln geschrieben hat: „Die tunesische Angelegenheit ist ein qualifizierter Diebstahl, mit dem Nordthaten verbunden sind, und die Urheber derselben gehören vors Schwurgericht. Gambetta und Roustan haben eine Gesellschaft zu dem Zwecke gegründet, um den Wert der tunesischen Schuldbobligationen zuerst herabzudrücken, und sie dann für einen Spottpreis aufzulaufen. Gambetta hat fünf

Jahre lang an dieser Finanzspeculation gearbeitet, die jetzt in eine allgemeine Insurrection und in Blutbäder ausartet“ — wenn Rochefort so schreibt und höhnisch hinzufügt: „Die Geschworenen haben erklärt, diese Worte enthielten keine Verleumdung und die Anklagen, die sie erhoben, seien begründet. Wann wird Gambetta im Verein mit seinem Freunde Roustan vor die Geschworenen wandern?“ — so ist das wohl wirksam und sensationell, entspricht aber doch nicht ganz der Wahrheit. Vielmehr wird hier nicht auf Herbeiführung einer nicht vorhandenen, sondern lediglich auf finanzielle Ausnutzung einer vorhandenen Verwicklung erkannt werden müssen. Schlimm genug bleibt die Sache darum doch.

Werfen wir nun schließlich noch einen Blick auf die zweimonatliche Herrschaftsperiode des „grand ministère“, so ergibt sich als positives Resultat derselben herzlich wenig. Nirgends ist man über unklare Velleitäten, über Personalfragen und elende Stellenjägerie hinausgekommen — das allgemeine Urteil, Gambetta habe sein Ministerium nicht aus den Talenten der Partei, sondern aus seinen Frühstücksgeossen gebildet und ihnen Frankreich zum Dessert vorgesetzt, hat sich vollans bestätigt. Im Innern etwas Fühlung mit dem Radicalismus, etwas Staatshülfe für die Börse, etwas Kulturkampf gegen die Kirche, zwei neugegründete Ministerien um zwei Zeitungsschreiber mehr zu versorgen, sonst aber Strafverfehlung so zahlloser Beamter, daß Mgr. Freppel, der Bischof von Angers, sich in seiner Neujahrsansprache den witzigen, wenn auch nicht grade geistlichen Zweifel erlauben konnte, ob auch wohl Frankreich Möbelwagen genug besitze, um alle Unzüge zu bewirken. Endlich die Erhebung der formalen Verfassungsfragen, die den Bruch herbeiführten. Das ist alles.

Nach außen dagegen erwies sich das neue Cabinet noch erheblich bedenklicher, als im Innern. Kurz vor seiner Ernennung machte Gambetta zunächst die vielbesprochene Reise durch Deutschland, ohne dabei, wie nun doch festzustehen scheint, von den officiellen Kreisen irgend welche Notiz zu nehmen. Dann trat er ins Amt, und mit ihm begann eine Umwälzung. Die älteren anständigen Diplomaten, die sich bemüht hatten, gute Beziehungen zum Ausland zu pflegen, nahmen sofort ihren Abschied, um nicht zu Mitschuldigen einer Politik zu werden, deren Ungeheuer und Abenteuerlichkeit sie voraussehen. Sie wurden durch zweideutige Größen ersetzt. Wirklich wurden denn auch die Ziele, auf welche man losfuerte, so wenig versteckt, daß jeder die Absicht merkte und verstimmt werden mußte, wie denn weiterhin die formale Desorganisation im auswärtigen Amt zu Paris eine vollendete sein, oder doch gewesen sein soll, und wohl erst durch die Ernennung des Bonapartisten J. J. Weiß zum Unterstaatssecretär einigermaßen gehoben worden ist. Aber natürlich änderte das nichts an der internationalen Feuergefährlichkeit des republikanischen Ministercabinetts. Neben den zünftigen Gesandten wurden gar noch Diplomaten im Unterrock entsandt, vielleicht die Schauspielerin Sarah Bernhardt, eine spindeldünne Jüdin, die trotz ledigen Standes bereits ein halb erwachsenes Söhnchen aufzuweisen hat, jedenfalls aber Juliette Lambert, Gambettas Freundin, die in der Petersburger Gesellschaft zeitweilig eine Rolle gespielt und anscheinend nicht ganz ohne Erfolg geübt hat. Ob und wie weit ferner französische Geld im Orient wirklich thätig ist, wird ebenso schwer zu entscheiden sein, als das Maß chauvinistischer Tendenzen zu bestimmen, das bei verschiedenen inter-

nationalen, von Paris aus geleiteten Börsen-Unternehmungen mitbestimmend gewesen sein mag. Die Börse will in erster Linie verdienen; wenn sich grade so macht, so fructificiert sie auch die Leidenschaften der Nationen. Diese Tendenzen sind aber niemals Selbstzweck. Sobald sie als Geldquelle versiegen, verläßt man sie. Für's Gewesene giebt der Jude nichts!

In die allgemeine Unbehaglichkeit nun, die das Cabinet Gambetta geschaffen, traten zwei Ereignisse klärend und befreiend ein. Das eine, lange befürchtet und lange hinausgeschoben, nahte sich doch schließlich auf den ehernen Sohlen der Notwendigkeit: der Krach an der Börse. Das andere kam völlig unerwartet, der Sturz oder das Herabsteigen eben des Ministeriums, welches die unheimliche Lage geschaffen hatte.

Gestürzt oder Herabgestiegen — das ist in der That die Frage, die in den jüngsten Tagen in verschiedenster Weise beantwortet worden ist und immerhin eine Antwort wert ist. Zunächst wird festzustellen sein, daß Gambettas Ansehen wohl etwas gelitten hatte, keineswegs aber bernahe erschüttert war, daß er nach Ablehnung des Listenscrutiniums hätte gehen müssen. Dann aber wäre zu erörtern, ob er wirklich ohne das neue Wahlsystem außer Stande war, seine Hauptpläne, die Verstaatlichung der Bahnen, die Justizreform \*) mit Verminderung der Richter und manches andere durchzuführen. Er selbst hat es gesagt. Die jetzigen Deputierten, meist Localgrößen, besäßen zu viel esprit de clocher, um so große Aufgaben zu lösen. Nur die Listenwahl in größeren Bezirken könne dem Abgeordneten die nötige Unabhängigkeit, den esprit politique geben.

Darin liegt ja zweifellos etwas richtiges. Aber andererseits auch wieder die Gefahr einer Diktatur. Denn die Aufstellung der Listen für ganz Frankreich würde notwendig in Paris erfolgen, und sicherlich nicht ohne Mitwirkung Gambettas. Die Deputierten würden ganz von ihm abhängig sein, also lediglich eine zweite Auflage des Kaiserreichs und seiner Mameluken geschaffen werden, nur unter republikanischer Firma. Und die Gefahr einer Ausnutzung der Kammer zu kriegerischen Abenteuern würde in dem Maße steigen, als die Fühlung der „Localgrößen“ mit ihren friedliebenden Wählern aufhört und Pariser Journalisten an ihre Stelle treten, die nichts zu verlieren und viel zu gewinnen haben, alles andre aber eher zu Markte tragen würden, als die eigene Haut.

\*) Man könnte versucht sein, in der projectierten Verstaatlichung der Bahnen und in der Justizreform zwei Beweise für ein immerhin beachtenswertes positives Programm Gambettas zu finden. Indessen sind doch auch diese Vorschläge mit größter Vorsicht aufzunehmen. Die Verstaatlichung der Bahnen hat unserem deutschen integren und gewissenhaften Beamtenstande die größte Mühe an der Börse gemacht. Bei der Corruption in Frankreich sind die colossalen Börsen-Operationen gar nicht ohne Schädigung des Volkes denkbar; dann aber ist nicht entfernt ein correcter, im öffentlichen Interesse durchgeführter Staatsbetrieb zu erwarten, sondern die Verpachtung an andere Grünber- und Aeiengeseellschaften mehr als wahrscheinlich. — Und was die „Justizreform“ betrifft, so hatte sie weiter keinen Zweck, als einige hundert conservative Richter zu beseitigen. Die Richter sind jetzt unabsehbar. Man plante also, die Zahl der Tribunale von 472 auf 218, der Einzelrichter von 1621 auf 1003 durch Gesetz zu vermindern. Dadurch konnte man dann das Personal „säubern“ und den Bleibenden die Gehälter erhöhen. Reicht dann die Zahl der Richter — wie zu erwarten steht — nicht aus, so bleibt Vermehrung durch republikanischen Nachwuchs vorbehalten. Im wesentlichen führt also der Plan Gambettas zu einer Umgehung des Gesetzes, die, euphemistisch genug, „Justizreform“ genannt wird.

Ob nun Gambetta die Listenwahl wirklich für den unentbehrlichen Ausgangspunkt aller Reformen hält, oder ob er sie nur zum Vorwand eines anständigen Rückzugs genommen, kann auch nur die Zukunft entscheiden. Seine letzte Rede soll Wärme und Ueberzeugung gezeigt haben, aber freilich wird ja in der Politik — und nicht nur in Frankreich — ganz verzweifelt viel Komödie gespielt. Il a fait son propre panégyrique — sagt „Figaro“ — et s'est enséveli lui-même dans son orgueil. Und den Beifall, den die genannte Rede fand, beschreibt er folgendermaßen: Bravo! Bravo! En veux-tu, en voilà. On le couvre d'applaudissements, mais voilà tout. C'est du pur platonisme. Vive Gambetta! A bas le premier ministre! Quelle drôle de Chambre!

Hätte aber Gambetta Gründe gehabt, jetzt freiwillig zu scheiden, so wird man diese vielleicht auch ein wenig im Börsenkrach suchen dürfen. Nixtens hängen Popularität der Regierung und materielle Prosperität des Volkes so eng zusammen, wie in Frankreich. Wenn irgend jemand, so wird es der schlaue Gemefie erkannt haben, daß auch die Republik niemals schwerer zu regieren sein kann, als in den Zeiten der Krise, wenn der Handel stodt, die Industrie stagniert und der Arbeiter feiert.

Bei den Mitgliedern der Kammer sind nun offenbar für Ablehnung der Listenwahl zwei Hauptgründe maßgebend gewesen. Erstens die Sorge ums Mandat, mit welchem das respectable Jahrgehalt von 10,000 Franken verknüpft ist, und zweitens allerdings die Furcht vor Gambettas Herrschaft. Ecoutez César! — rief ihm noch vor kurzem ein Radicaler zu, als er die Kammer vergewaltigte, zwei neue Ministerposten zu schaffen. Gambetta protestirte damals, mußte nun aber gar den Zuruf: Vitellius!, den Namen des berühmten Schlemmers, grollend einsteden.

Sein Abgang wird denn auch nur von den eigenen Mättern bedauert, die übrige Presse ist theils getröstet, theils jubelt sie. Der „Rational“, ein bürgerlich-liberales Blatt, klagt ihn an, die Interessen der Bourgeoisie fortdauernd verlegt und nur den Radicalen gebient zu haben. Der „Gaulois“, das Blatt seines alten Gegners Jules Simon, sagt wegwerfend: „Und wenn er zehn Mal mehr politischen Verstand, Berebtsamkeit und Erfahrung besäße, als er wirklich besitzt — wir wollen keinen Dictateur. Uns ist es Ernst mit der Freiheit, und die Republik hätte man wahrhaftig nicht erst zu gründen brauchen, wenn man doch wieder den Volkswillen einem Einzelwillen unterwerfen wollte.“ Le grand ministère — sagt die „France“ — n'est pas vaincu à propos d'une affaire spéciale, mais en expiation de son tempérament césarien. Und der „Figaro“ kann es schließlich nicht lassen, seinen Sarcasmus sogar als Drehorgellied in Verse zu bringen:

Ecoutez, peuple de France  
Et de Belleville aussi,  
Le lamentable récit  
De la catastrophe immense,  
Sous laquelle succomba  
Le cabinet Gambetta.

Des ministres la douzaine,  
Maintenant est à vau-l'eau.

Il faut voir Waldeck-Rousseau,  
 Il a l'air d'une âme en peine.  
 Tout jaune est monsieur Paul Bert,  
 Quand à Cazot, il est vert.

Nud so weiter.

Der Versuchung, zum Schluß den Geschicken Frankreichs und seinem gestürzten Minister das Horoskop zu stellen, widerstehen wir. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß die Rolle eines Mannes noch lange nicht ausgepielt ist, der thatkräftig genug war, selbst mit dem zerbrochenen Frankreich durch schwere Monate hindurch dem siegreichen Deutschland Stand zu halten. Freilich, große Hoffnungen in positiver Richtung können wir nicht hegen. Die socialen Fragen in ihrer Verknüpfung mit dem Capitalismus sind das große Problem unseres Jahrhunderts. Ihre Lösung ist nur möglich im Bunde mit den sittlichen und religiösen Factoren des Volksebens, nur möglich, wenn die besitzenden Klassen sich zu wirklichen Opfern entschließen. Kein Land ist aber weniger bereit zu Opfern in dieser Hinsicht, als das selbstsüchtige, rechnende Frankreich. Nud kein Staatsmann ist weniger geeignet, die Kirche in Durchführung ihrer gewaltigen Aufgaben nachdrücklich zu unterstützen, als Leon Gambetta.

### Kirchlicher Quartalbericht.

Der Erfinder des Wortes Culturkampf Dr. Birchow hat am 8. Februar erklärt: Die Kirche an sich sei ihm eine fremdartige Erscheinung, er und seine Freunde wollten weder die Freiheit noch ihre Unfreiheit, am liebsten gar keine Kirche. — Das ist doch einmal ein Manneswort und es wirft ein Licht auf den Kampf, dessen Waffen man soeben weg zu räumen im Begriff ist, nur noch darüber in Streit, ob sie weggeschloffen oder nur weggehängt werden sollen, und dessen einstigen Vorkämpfer man in ehrenvoller Weise still entfernt hat. Zu dem Sinne Birchows hat ganz gewiß weder Dr. Falk noch eine große Menge der „tapferen Kampfgeuossen“ die Aufgabe des Culturkampfes verstanden. Aber Tausende von denen im Lande, die ihnen zuzubelten, hätten, gefragt, was sie denn eigentlich wollten, — Hand aufs Herz — antworten müssen: am liebsten gar keine Kirche.

Bezeichnend ist Birchows Rede ferner auch für die Unwissenheit in religiösen Dingen, welche ihn und seine Gesinnungsgenossen kennzeichnet. Denn daß er die Kirche behandeln kann als eine Institution, welche dem einzelnen vorschreibe, was er glauben solle, und daß er denjenigen, welcher eine solche Institution brauche, als einen tiefgefunkteten Menschen bezeichnet, das beweist, daß er die psychologischen Probleme, um die es sich bei dem Begriff einer Glaubensgemeinschaft handelt, noch niemals erfaßt hat. Und er kann es auch nicht. Denn die Heiligthümer unseres Glaubens sind nur für den erkennbar, der in den Bereich ihrer Kraftwirkung eingetreten ist. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit und er kann es nicht begreifen.



Also: am liebsten gar keine Kirche. Man hat auf fortschrittlicher Seite deshalb jetzt das Cavour'sche Motto: „freie Kirche im freien Staate“ — dahin verändert, daß man sagt: „freie Gemeinde im freien Staate.“ Uns könnte das schon recht sein. Wie denn überhaupt kein politisches System der Kirche Christi haben kann, so lange sie sich ihres Hauptes bewußt bleibt. Und im Ganzen hat es die Kirche immer mehr beeinträchtigt, wenn Politiker sie zu bauen suchten, als wenn sie versuchten sie zu zerstören. Was aber dieses neue fortschrittliche Motio insbesondere betrifft, so würde abzuwarten sein, was der freie Staat für Zwangsmittel gebrauchen würde, um die freien Gemeinden zu hindern, sich als Ganzes, d. h. eben als Kirche zu wissen. Es ist ja dies ein dem Christentum unmittelbar innewohnender Beweis seiner göttlichen Wahrheit, daß dieser Glaube Gemeinschaft bildend wirkt und wirken muß, wo sich auch nur ein Hauch davon findet. Die Kirche ist der Leib Jesu Christi, dieses unsichtbar gegenwärtigen, zur „Rechten Gottes“ ausgenommenen Menschensohnes. Nur wer an den Auferstandenen nicht glaubt, kann so kindliche Kirchenpolitik treiben, wie der Fortschritt; die Kirchen sollen frei sein, aber ihre Dogmen müssen sie regeln nach den Gesetzen des Staates. Die Gesetze des Staates und seine Cultusminister sind sehr ephemere Größen. Das beweisen die preussischen Verfassungsparagraphen. Das beweist das Schicksal des Herrn Paul Bert, Gambettas Cultusminister in Paris. Vor wenigen Wochen noch verkündigte er: er suche schon lange ein tobbringendes Gift für die geistliche Keblaus, er werde das französische Volk sittlicher machen, indem er es von der Religion entferne. „Die Erde ist nicht groß genug, um sie (die Clericalen) und uns zu tragen.“ Aber — ach wie bald, ach wie bald, schwindet Schönheit und — Gehalt. Porteseuilles welken noch schneller als die Blumen. Schon vom rein menschlich historischen Standpunkt ist es verkleudet, einer Institution wie der römischen Kirche zuzunutzen, ihre Dogmen nach den Gesetzen des Staates, d. h. nach einer flüchtigen Parteimajorität zu modeln. Und wie erscheint dies Beginnen dem Auge des Glaubens, der den König der Herrlichkeit in seiner Kirche walten sieht! In Seiner lebendigen Persönlichkeit liegt die Gewähr ihres Bestandes, in Ihm liegt auch ihre reale Organisation, und auf Ihn im Glauben zu schauen — das kann die evangelischen Christen über die Wirren der Zeit besser trösten als das Schielen nach dem Wohlwollen des Staates oder nach dem sogenannten Felsen Petri in Rom.

Ueber die Stellung des Papstes hat es in den letzten Monaten allerlei Gerüchte gegeben. Die einen meinten, er würde Rom verlassen; von einem freiwilligen Exil in Malta oder in Fulda war die Rede. Also protestantische Mächte waren es, in deren Schutz man ihn sicher wissen wollte. Gleichzeitig aber hat der Protestantismus die härtesten Anklagen aus dem Munde des Gefangenen im Vatikan hören müssen: er sei — die Wurzel der Revolution nicht nur, sondern auch des Socialismus. Der Papst steht eben zu den evangelischen Kirchen grade so, wie Birchow zu den Kirchen überhaupt, und ist das oben vom „Verständnis“ gesagte genau auch hier anzuwenden. Auch der Erzbischof Melchers sagt in einem zur Erläuterung der päpstlichen Encyclika geschriebenen Buche: „Der Socialismus ist die äußerste Entwicklung der Irrlehre, welche die göttliche Autorität des kirchlichen Lehr-  
autes verworfen hat.“ Daß diese Irrlehre auch in Rom und Italien solche Fortschritte

macht, ist besonders betrübend. Unter andern ist im vorigen Herbst ein Kanonikus von St. Peter, Graf Heinrich von Campello, zu der bischöflichen Methodistenkirche übergetreten. Aus den unklaren Beschuldigungen, die sofort über ihn ergingen, und aus seinen eigenen etwas unklaren Aeußerungen, schält sich doch jetzt mehr und mehr die Erkenntnis heraus, daß Campello aus lauterer Beweggründen gehandelt hat, und besonders sein taftloses Schweigen da, wo er gewiß mit vielen interessanten „Enthüllungen“ das Publikum hätte unterhalten können, nimmt für ihn ein. — Neben diesem Uebtritt beschäftigten die Kreise in Rom mancherlei Feiertlichkeiten. Einige Pilgerfahrten gaben dem Papste Gelegenheit, sich über die Gefahren der katholischen Kirche in der Gegenwart zu äußern. Allein die katholischen Brüder haben auch Hilfen, welche den Evangelischen versagt sind. So sagt die Germania von der am 8. December in Rom abgehaltenen Kanonisation von vier neuen Heiligen: „In Gegenwart zahlreicher Kirchenfürsten aus allen Theilen der Erde hat der hl. Vater in feierlichem Kanonisationsacte vier Helden der Tugend in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen und der so vielfach bebrängten Kirche vier neue Fürsprecher gegeben.“ Ueber den einen derselben, den französischen Eremiten Labre, heißt es in einem katholischen Buche über die vier neuen Heiligen: „Der Abscheu, welchen seine Schmutzigkeit erregte, das Widerstreben, welches man bei der Annäherung an ihn in den Straßen und beim Verlassen der Kirche kundgab, waren für ihn eine Ergötzung. Man begreift die Anhänglichkeit, welche er für das auf ihm wimmelnde Ugeziefer hatte. Er sammelte dasselbe eifrig und ließ es in seine Armeel zurückkehren. Er liebte dieses lebendige Bußkleid.“

Doch kehren wir zu unseren deutschen Katholiken zurück. Uns interessiert bei der Beendigung ihres Kampfes — wenn wir einmal die politischen Gesichtspunkte außer acht lassen, die für uns im Interesse unseres staatlichen Lebens festzuhalten sein würden —, wesentlich die Mitleidenschaft der evangelischen Kirche. Nicht auf dem Wege der discretionären Gewalt ist für diese etwas zu hoffen, auch nicht auf dem einer Revision der Maigesetze, wobei nur etwa die schlimmsten polizeilichen Beschränkungen entfernt würden, sondern nur dann, wenn die gründlich verfahrenen kirchenpolitische Lage durch eine tief greifende und gerechte organische Gesetzgebung geklärt würde. Wiederholt sei in dieser Beziehung an die positiven Vorschläge der Monatschrift in dem November- und Decemberheft 1879 erinnert. Ein freiconservativer Medner in den Debatten über die kirchenpolitische Vorlage verumrührte solche positive Vorschläge. Der Abg. Stroffer konnte ihm sofort eine ganze Reihe derselben vorführen. Allein als Reihe einzelner Maßnahmen kann das alles nicht empfohlen werden, es sollen vielmehr Bestandteile sein eines organisch gegliederten neuen gesellschaftlichen Zustandes. Durch denselben muß den Organen der evangelischen Landeskirche durchweg eine selbständige Stellung gegeben werden. Und es sollte uns freuen, wenn die weiteren zwei Jahre des Provisoriums seitens dieser Organe noch tüchtig ausgenützt würden, um sich auf solche Selbständigkeit einzüben.

Wir haben einige Regungen derselben zu notieren, welche in dieser höchst erfreulichen Richtung liegen. Am 20. December hat der Synodalkrat (eine aus der Generalsynode hervorgegangene Behörde) in Berlin Sitzung gehalten. Seitens des Oberkirchenrates war ihm die Frage vorgelegt, ob ein Anspruch der evangelischen Kirche auf Anhörung der Kirchenbehörde bei Einschränkung des Lehrstoffes in dem

evangelischen Religionsunterricht bestehe. Daran ist in folgenden Beschlüssen geantwortet: 1) daß ein Einvernehmen der Staatsbehörde mit der Kirchenbehörde in dieser Frage für nötig erachtet würde, 2) daß der Synodalkrat eine Modification der Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Dec. 1872 wünsche in Bezug auf die Behandlung des 4. und 5. Hauptstückes in der Schule, wenigstens eine modificierende Interpretation, und 3) daß eine Vermehrung der durch jene Allgem. Bestimmungen in ihrer Zahl herabgesetzten Religionsstunden wieder anzustreben sei. — Ferner hatte der Synodalkrat zu beraten über die Geldbedürfnisse zur Bezahlung der Superintendenten, welche nach den Annahmen der Provinzialsynoden sich auf 100000 bis 120000 Mark belaufen. Im Unterschied von dem Oberkirchenrat, welcher der Meinung war, daß der Staat die Hälfte dieser Summe gütigst gewähren sollte, erklärte der Synodalkrat, daß die ganze Entschädigung vom Staate zu fordern sei. — Man mag diese Beschlüsse in Bezug auf ihre Wirkung nicht so hoch anschlagen. Immerhin dürften sie als ein Beweis dafür gelten, daß wir in den Synoden wirklich einen Boden gewonnen haben, von dem aus eine eigentümliche, selbständige Vertretung kirchlicher Interessen gegenüber der staatlichen Verwaltung möglich ist.

Die staatlichen Kirchenbehörden nehmen ja in dieser Beziehung eine tragische Mittelstellung ein. Es hat gewiß viele sonderbar berührt, daß in der bayrischen Kammer der Reichsräte unter den 38 Stimmen, welche gegen eine Minorität von 17, den Antrag der Abgeordnetenkammer, der auf Abschaffung der Civilehe hinging, ablehnten, sich auch der Präsident des Oberconsistoriums v. Mayer befand. — Und auch auf der Landesynode in Hannover entstand in einer Lebensfrage der Kirche eine bebauerliche Differenz zwischen den gewählten Vertretern der Kirche und den Mitgliedern des königlichen Kirchenregimentes. Aus der Mitte der Synode wurde nämlich auf eine Frage aufmerksam gemacht, welche in dem Bericht des Consistoriums nicht erwähnt sei, nämlich die Herrschaft der Ritschl'schen Schule auf der Landesuniversität Göttingen, einer theologischen Richtung, welche in viel feinerer Weise als der alte Nationalismus oder auch der moderne protestantenervereinliche Unglaube die biblischen Begriffe der Erlösung und Rechtfertigung sowie der Gottheit Christi auffaßt, um ihnen doch einen anderen Sinn unterzulegen, als der allgemein kirchlich angenommene ist. Hier hatte nun der Abt von Loccum Dr. Uhlhorn die unangenehme Aufgabe, für Dr. Ritschl, diese Fierde der Universität Göttingen, welche ihr einen europäischen Ruf sichere, einzutreten. Professor Ritschl ist natürlich gleichfalls, und zwar in einem Artikel des Hannov. Couriers für sich aufgetreten und hat den Pastor Frank, der sich zuerst der Sache annahm, einer „dreifachen Unwahrheit“ bezichtigt, — recht wie ein Vertreter der Wissenschaft, der es immer sehr leicht hat, mit dem thörichtesten Pastorenwolke sich abzufinden, das ihn in seinem hohen Fluge nicht verstanden hat. Die Kirche will und kann aber diesen Flug nicht mitmachen, ihr geht der Atem dabei aus.

Die Frage nach dem Verhältnis der Kirche zur theologischen Wissenschaft und den Facultäten ist jetzt überhaupt, durch Gottes Hilfe, zu einer brennenden und überall verhandelten geworden. Wie die Hannoveraner, so hatten schon vorher die Positivten der badischen Synode durch den Pfr. Specht den Wunsch ausgesprochen, daß wenigstens ein Vertreter des biblischen Christentums sich unter den Professoren in Heidelberg befinden möchte. Die gleichfalls hierher gehörigen Ver-

handlungen zwischen der Eisenacher Conferenz und der Facultät in Jena sind bereits früher berichtet. Ueberall tritt die Forderung auf, daß der Kirche durch ihre imodalen Organe ein Einfluß auf die Stellenbesetzung an den theol. Facultäten gewährt werden müßte. Derjenige akademische Lehrer, der wohl mit dem größten Wohlwollen der Kirche in ihren Anforderungen entgegenkommt, Prof. Rähler in Halle antwortet in seinem dies Thema behandelnden Vortrage (abgedruckt in der Kirchl. Monatschrift von Schneider und Jesp): die Kirche wird diesen Einfluß niemals bekommen. Nun wohl, wir wollen die Begründung dieses Satzes hier nicht untersuchen, er mag leider die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben. Wenn dies aber die Ueberzeugung auch der kirchlichen Regierungen selbst sein würde, dann müßte unverzüglich an die Gründung derjenigen Institutionen gegangen werden, welche die auf den theol. Facultäten nicht garantierte wahrhaft kirchliche Vorbildung der künftigen Kirchenlieder zu ersetzen haben würde.

Ist die Kirche der Leib des lebendigen Christus, so haben die berufenen Diener an Worte das Bewußtsein der Gliedlichkeit in allen Angehörigen ihrer Gemeinden zu wecken und zu stärken. Dazu gehört aber als erste und wesentlichste Vorbedingung, daß sie selbst eine Gewißheit über ihr Verhältnis zu dem haben, der das Haupt ist, Christus. Und dieser Meister selbst spricht: „Ich danke dir Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja Vater, es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“ Käme der Erkenntnisweg, den Jesus mit diesen Worten weist, in der gesamten Theologie unserer Tage zum genügenden Ausdruck und zur Geltung, jene vielfach mit Grund hervortretende Spannung zwischen der Kirche und den Facultäten würde sich verlieren. Aber es ist der Grundfehler der modernen Theologie, daß sie von ihren Operationen den Glauben an die Thatfachen, mit denen sie sich beschäftigt, irgendwie abhängig wähnt, während dieser Glaube selbst vielmehr ihr eigentlicher Gegenstand, also ihre Voraussetzung sein sollte. — „Ich muß mir meinen Christus erst construieren“, sagte ein Jünger der theol. Wissenschaft, der wahrscheinlich noch zwischen dem Ritschl'schen, Benschlag'schen, Schenkel'schen und Dorner'schen „Christusbilde“ unhergeschwankte. „Nein mein lieber junger Freund“, ward ihm zur Antwort, „vorerst muß der Herr Christus Sie construieren.“

Das Christusbild zu construieren ist auch die Hauptaufgabe der Ritschl'schen Schule. Und es ist bezeichnend, daß auf der letzten Züricher Synode der Referent der Reformator mit besonderer Vorliebe bei Ritschl und seinem Genossen Schulz, der über die Christologie geschrieben hat, verweilte. Es scheint als haben sie eine auch für jene Leute „ansprechende“ Form für die Lehre vom Gottesohn gefunden. Auch der Redner der preussischen Mittelpartei in Erfurt (vom 4. Oct.) Probst v. d. Goltz, vermißt in der kirchlichen Theologie neben dem menschgewordenen Gott die Betonung des gottgewordenen Menschen. Ein bedenklicher Ausdruck — und die bekannte Parole der alten Gegner des Glaubens an die Gottheit Christi, der Socinianer. Wir sind weit davon entfernt, die Gemeinschaft des Glaubens an das Fleischgewordene Wort, und an den Auferstandenen, die wir mit den Männern der „Evang. Vereinigung“ wie Goltz, Benschlag zc. haben, zu leugnen oder auch nur gering zu schätzen. Aber gerade das ist das Gefährliche der theol. Wissenschaft, daß sie auch denjenigen, die in dem Glaubensleben der Kirche stehen, Ausdrucks-

weisen leibt, welche nicht geeignet sind, dieses Glaubensleben auf die Generationen fortzusetzen, ohne es in bedenklicher Weise zu alterieren.

Aber es handelt sich nicht allein um den Wert der Ausdrücke. Haben wir doch auch unter den Vertretern der theologischen Wissenschaft Männer genug, welche jede Offenbarung, jedes Hervortreten Christi über das rein Menschliche mit aller Offenheit leugnen. Und was soll man von ihren Schülern halten? Oder glaubt man, daß ihre Theologie so steril ist, daß sie niemals Schüler haben werden? Sehen wir nicht genug Geistliche im Amte, die lehren was sie gelernt haben und eben aus diesem Grunde abgesetzt werden müßten? Welche verfahrenere Zustände unserer Kirche offenbaren sich in diesem Umfange! — Einem dieser freisinnigen Pastoren hat im December sein Schicksal erreicht. Das Consistorium in Kiel hat sich ermannt gegen den Pastor Lühr, über dessen Stellung früher bereits berichtet ist, auf Dienstentlassung und Tragung der Prozeßkosten zu erkennen. Gewiß ein Zeichen der Zeit — aber nicht das ist das Wunderbare, daß eine solche Absetzung vorkommt, sondern daß man sich überhaupt noch darüber wundert, und ferner daß die Behörden des Landesherrlichen Kirchenregimentes einen Mann absetzen müssen, der in Sinne und Geist derjenigen Vorbildner für den Kirchendienst wirkt, welche von demselben Landesherrlichen Kirchenregiment dazu bestellt sind. Dem Cultusminister verdankt das Kgl. Consistorium so gut seine Existenz wie die Lehrer der Wissenschaft an den theologischen Facultäten, bei denen Pastor Lühr sich feinen Christus construirt hat. Solche Zustände fortbauern zu lassen, heißt das nicht Christum versuchen?

Tragen wir nach diesen allgemeineren Erörterungen noch einige Nachrichten nach, so ist von der bereits erwähnten hannoverschen Landesynode noch zu sagen, daß sie nach einigen Sitzungen im December sich vertagte und mit dem 17. Januar wieder in Thätigkeit trat. Außer einem Emeritierungsgezet beschäftigte sie besonders die Vorlage eines neuen guten Gesangbuches, worüber Einmütigkeit erzielt wurde. Ueber diese gegenwärtig grassierende Manie, die Gesangbücher in den Kirchenprovinzen zu uniformieren, ließe sich viel sagen. Allein ein weiser Referent verschweigt das, wovon er mit Sicherheit annimmt, daß er damit abfolnt allein steht. Und so würde es mir hier gehen: ich bin nämlich ein Gegner jener Manie. Bestrebungen nach einem einheitlichen Texte wären sehr erwünscht; dann aber müßte es auch derselbe sein in der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands und nicht in Hannover, Sachsen, Pommern u. s. w. verschiedene Texte geschaffen werden, wie das jetzt geschieht. Aber für den Gebrauch der verschiedenen Gegenden dieselbe bestimmte kleine Anzahl von Liedern zu stabilieren, das streift doch fast an Raub. Ich sehe gar nicht ein, warum nicht in jeder Gegend ein anderes Gesangbuch gelten kann? Wenn sie nur alle gut sind! Und schlechte abzuschaffen, das wäre eine gute Manie. Eine Familie, die durch verschiedene Gegenden getrieben wird, hat den Segen davon, recht viel verschiedene Gesangbücher in das Haus zu bekommen. — Eine andere Synode hat in Hannoverland zu Aurich getagt (Ausgang December); es waren dort die Vertreter der reformirten Gemeinden der Provinz beisammen, um sich eine gemeinsame Verfassung zu geben. Interessant war dabei zu erfahren, daß das Consistorium in Aurich zum Teil lutherisch, zum

Teil reformiert ist. Das soll auch in Zukunft so bleiben, aber das Verlangen der Auiricher Synode, daß der Präsident dieses Consistoriums immer Reformirter sei, wird lutherischerseits als unbillig zurückgewiesen. — Die lutherische Separation der sog. Hermannsburgger, besonders im Lüneburgischen, ist nichts weniger als im Abnehmen.

Im Reichslande hat der Statthalter Jörn erregt durch seine Umänderung der Schullehrerfeminare in Strahsburg und Kollmar zu confessionellen Anstalten, was, wie er erklärte, aus seiner innersten protestantischen Ueberzeugung geschehen sei. „Denn ich kann mir gar nicht denken, daß ein evangelischer Volksschullehrer tüchtig ausgebildet werden kann, dem Dr. Luther nicht in seiner ganzen kernigen Persönlichkeit vorgetragen worden ist.“ — Ebendasselbst ist in der im December abgehaltenen Jahresession des Oberconsistoriums (Generalsynode) das einzige positive Mitglied des Directoriums, das gefezmäßig auswich, durch einen Liberalen in der Neuwahl ersetzt worden. Und auf einer Pastoralconferenz im vergangenen Jahre durfte ein solcher liberaler Pfr. Courvoisier offen sagen: „Was ich vor allem aus dem Religionsunterricht entfernen wissen will, das ist der 2. Artikel, denn der sagt mir beides, zu viel und zu wenig. Zu viel, denn was will das heißen: empfangen vom heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria, am dritten Tage wieder auferstanden, aufgefahnen gen Himmel. Mit dem allen weiß ich nichts anzufangen u. s. w.“

Vom Ausland erwähnen wir diesmal nur aus England, daß die früher ausführlicher besprochenen ritualistischen Streitigkeiten ihren ungestörten Fortgang nehmen. Nachdem die zwei ersten Geistlichen, welche in Folge der Thätigkeit des neuen Parlamentsgerichtes in das Gefängnis gesteckt waren, wegen Formfehlers glücklich wieder entlassen werden konnten, ist im vorigen Sommer ein Pastor Green gleichfalls gefänglich eingezogen und sitzt noch immer. Eine Petition für seine Begnadigung mußte der Minister zurückweisen. Die Bischöfe ernahnen die Ritualisten zur Mäßigung und erregen dadurch ihren Unwillen. So ist nicht abzusehen, was dieser Streit, dessen Gegenstand die Farben der Kirchengewänder u. dgl. sind, noch für Folgen nach sich ziehen wird. Also auch die bischöfliche Verfassung, wie sie die englische Kirche hat, giebt der Kirche keine Gewähr eines ruhigen Bestandes. Ihr können weder Synoden noch gesicherte Rechtsbestände, weder Bischöfe in Prachtgewändern noch von Ungezieser wimmelnde Heilige etwas helfen, wenn sie Christum nicht hat zur täglichen Quelle des Heils und der Kraft für alle ihre Glieder. Und damit wollen wir doch auf Herrn Nitsch und seine construierenden Genossen nicht warten. Aber auch den Verzagenden unter den Evangelischen wollen wir zurufen: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“

Sonnabend vor Sechsefimä.

M. v. N.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Berlin, 20. Februar 1882.

Mit dem Schluß des vorigen Monats ist auch der deutsche Reichstag geschlossen worden, nachdem er in zweimonatlicher Sitzung so ziemlich alle Vorschläge der Regierung angenommen: Etat, Zollanschluß Hamburgs, Berufsstatistik, Reichstagsbau. Nur der Volkswirtschaftsrat ist abgelehnt worden, was kaum als ein Schade angesehen werden kann. Dagegen hat noch der Reichstag, von den Regierungsvorlagen unabhängig, sich für den Antrag Windhorst erklärt — ein Beschluß, den wir mit voller Zustimmung begrüßt haben.

In Berlin ist jetzt dem Reichstag der preussische Landtag gefolgt, dessen Beratungen durch die principielle Bedeutung der eingebrachten kirchenpolitischen Vorlage weit über die Grenzen des größten deutschen Bundesstaates hinaus Teilnahme zu erwecken berechtigt sind. Die genannte Vorlage entspricht aber, wie man es nicht anders erwarten konnte, in ihren Grundzügen den hinreichend bekannten Wünschen des Fürsten Bismarck, der die Waffen im Streit zwischen König und Bischof sich nicht nehmen lassen, sondern nur zeitweilig niederlegen will, unter einseitigem Vorbehalt des Rechtes für die Regierung, dieselben insofern sie es für nötig hielt, von Neuem zu verwenden. — Es ist das System der discretionären Vollmachten.

Dieses System ist nun aber etwas derart Neues, daß man gespannt sein konnte, welche Stellung die Parteien dazu einnehmen würden. Die Spannung ist inzwischen gewichen. In einer zweitägigen General-Debatte, die freilich wenig neue Gesichtspunkte zu Tage förderte, ist das Gesetz an eine Commission zur Durchberatung im einzelnen überwiesen worden. Die Commission hat ihrerseits längere Zeit getagt und es hat sich herausgestellt, daß die Vorlage kaum einen einzigen Freund im Landtage besitzt — denn die Freundschaft der Freiconservativen dürfte weniger dem Entwurf, als der Regierung, die ihn einbringt, zuzurechnen sein. — Wir enthalten uns unsererseits vorläufig aller Erwägungen im Einzelnen, weil sehr leicht die demnächstige Specialdebatte im Plenum eine vorzeitige Kritik gegenstandslos machen könnte. Im allgemeinen wird die Stellung der Parteien folgende sein: Das Centrum geht in gewohnter Weise seine festen gewiesenen Wege, die „Liberalen“ berechnen im Hinblick auf den nächsten Wahlkampf, durch welche Stellungnahme sie größtmögliches Capital für ihre Parteizwecke herauszuschlagen können und die Conservativen spalten sich, wie schon bei der Beratung des Antrags Windhorst in zwei Hälften, deren eine opportunistischer den Wünschen der Regierung folgt, während die andere, in der Generaldebatte durch die Reden der Herren Stroffer und von Holz in ausgezeichneter Weise vertreten, die grundsätzliche Seite der Sache hervorhob und höchstens auf ein Jahr discretionäre Vollmachten bewilligt, dann aber einen endgültigen Frieden mit den Kirchen gemacht wissen will.

Unsere allgemeine Stellung zu dieser Frage ergibt sich aus dem, was wir in vorigem Heft ausgeführt haben im wesentlichen von selbst, und aus unserer Stellung zur Kirche überhaupt, die wir nicht für ein notwendiges Uebel ansehen,

mit dem man sich wohl oder übel abzufinden habe, sondern für eine dem Staat durchaus coordinierte und auf ihrem eigentümlichen Gebiet völlig autonome Institution. Entgegen dem Strom der Zeit, der die freie Börse der freien Kirche vorzieht, halten wir die ungehinderte Entfaltung aller kirchlichen Kräfte für unabwiesbares Bedürfnis und für höchstes Interesse des Staates. Wenn die katholische Kirche ihre Wirksamkeit in einer für uns vielfach unsympathischen und unseres Erachtens unrichtigen Weise ausübt, so berechtigt das niemals zu Eingriffen ins innerkirchliche Leben, zum Verbot von Messlesen und kirchlichen Amtshandlungen, sondern höchstens zur Entziehung staatlicher Ämter und staatlicher Gelder. Wir wünschen aber überhaupt keinen Krieg zwischen Staat und Kirche, sondern endgültigen Frieden. Daraus folgt aber, daß das, was an den Kirchengesetzen verbesserungsbedürftig ist, nicht dadurch beseitigt werden darf, daß man dem Minister Vollmacht giebt, gewisse Bestimmungen der Majestätsrechte unausgeführt zu lassen, sondern ausschließlich dadurch, daß man die Gesetze abändert. Sind doch erst wenige Jahre verfloßen, seit ein liberales Ministerium vom Schauplatz abgetreten ist; wer mag sagen, daß nicht in wenigen Jahren der gleiche Fall sich in Bezug auf das conservative Ministerium wiederholen könnte? Und wenn dann an Falts Stelle ein Gesinnungsgenosse von Birkow stände, der dies Mal die Kirchen für „sehr bedenkliche Institutionen“ erklärte, „die nur dazu beitragen, die Gewissen zu bedrücken“, — so würde der kaum beigelegte „Kulturkampf“ notwendig zu neuem Feuer erwachen, in unserm Vaterlande aber durch die Parteien des Unglaubens der alte confessionelle Riß des dreißigjährigen Krieges immer tiefer gerissen werden. — Die discretionären Vollmachten sind der Kulturkampf in Permanenz.

Will man die Vollmachten gleichwohl der Regierung auf kurze Zeit geben, so reicht ein Jahr zur Herstellung gesetzlicher Vorlagen vollkommen aus. Wäcchten dann nur die Conservativen, sofern ihr Einfluß nicht geschwächt wird durch die Neuwahlen, mit Festigkeit bei ihren Wünschen beharren und auf Posten stehen, daß nicht etwa für die katholische Kirche die Kulturkampfgesetze unmerktlich beseitigt werden, für unsere evangelische Kirche aber dauernd von Behand bleiben.

Neben den kirchlichen Fragen hatte sich auch der preussische Landtag mit einer eminent praktischen Sache zu befassen, nämlich mit dem Ausbau oder auch Erweiterung des Staatsbahnsystems durch den Ankauf einer Reihe von Privatbahnen. Wird die bezügliche Vorlage, was kaum zu bezweifeln steht, angenommen, so sind die Privatlinien derart auf den Aussterbeetat gesetzt, daß die Verstaatlichung auch der letzten nur als eine Frage der Zeit angesehen werden kann. Wenn die Leitung des Eisenbahnwesens in den Händen des Ministers Maybach nach der technischen Seite hin als eine ausgezeichnet tüchtige auch von seinen Gegnern anerkannt wird, so steht zu hoffen, daß, wenn der ungeheure Betrieb sich erst etwas mehr consolidiert hat, die stellenweise wohl nicht ganz unberechtigten Klagen der Beamten und Arbeiter bei allen Verkehrsanstalten geprüft und, soweit es nötig, einheitlich abgestellt werden. Gerade die Parteien, die am wärmsten das Staatsbahnsystem befürwortet haben, sind dabei nicht so sehr von fiskalischen, als von socialpolitischen Wünschen geleitet worden.

In Bayern kommt nun doch die vereinigte Rechte dem „System Lug“ gegenüber zwar langsam aber sicher vorwärts. Nachdem dem Gesetz über Con-



cubinate nicht nur die erste Kammer, sondern auch die Regierung zugestimmt, haben sich jetzt über das vom Abg. Luthard beantragte Simultanschulgesetz wenigstens die beiden Kammern geeinigt. Nach der endgültigen Fassung desselben sind die Simultanschulen zwar nicht ganz beseitigt, wohl aber die Errichtung derselben auf dringendste Notfälle beschränkt. Bleibt dieser Sieg auch vorläufig nur ein moralischer ohne praktische Folgen, so wird das Verbiest derjenigen, die ihn erfochten haben, dadurch keineswegs gemindert. Ultra posse nemo obligatur.

Im badischen Landtag sind Anträge eingebracht, deren Zweck es ist, die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes festzustellen. Eine wichtigere Statistik wird es kaum geben. Bekanntlich sind es sehr sachverständige Leute, welche die Aufsicht vertreten, daß der deutsche Grund und Boden zu einem guten Teile schon über seinen Wert hinaus belastet, also überschuldet sei. Mit den Schulden des Landes erweitert man die Städte, daß sie wasserkopffartig anschwellen.

Neben den Parlamenten erster Klasse haben im verfloffenen Monat, ein ununterbrochener Nebenstrom, nicht weniger als drei Nebenparlamente bestimmter Interessengruppen, und zwar wesentlich landwirtschaftlicher Art, in der Reichshauptstadt getagt, der Landwirtschaftsrat, die Steuer- und Wirtschafts-Reformer und der Congress deutscher Landwirte — offenbar des Guten etwas viel. Daß der halboffizielle Landwirtschaftsrat, in welchem neben wirklichen Sachverständigen doch auch viele lateinische Landwirte, Professoren, Decononierate und Generalsecretäre ihr Wesen treiben — ist doch z. B. die gesamte Landwirtschaft der Provinz Hessen-Kassau ausschließlich durch einen Frankfurter Bankdirector vertreten — daß dieser Landwirtschaftsrat durch eine Vereinigung von Leuten der Praxis ergäuzt und berichtigt wird, ist dringend zu wünschen. Aber die bezüglichen Vereinigungen werden nur so oft oder so selten zusammentreten dürfen, daß nicht das Interesse erlahmt. Ist auch die Partei der Agrarier nur ein vorübergehendes Gebilde, das in ähnlicher Weise wie jetzt die mancherlei „socialen“ Parteien keinen Zweck weiter hat, als sich selbst überflüssig zu machen, so ist der Zeitpunkt zur Auflösung doch wohl noch nicht gekommen. Grade in der Agrargesetzgebung ist ja noch so unendlich viel gut zu machen, was die „liberale“ Gesetzgebung gesündigt, daß auf Jahre hinaus die Geltendmachung der berechtigten Forderungen fortgesetzt werden muß. Neben der dringenden Regulierung des Erbrechts im großen sowohl, als im häuerlichen Grundbesitz — hier fließt die eigentliche Quelle der wachsenden Verschuldung — hängen ja auch agrarische Interessen fast an jeder Frage, die jetzt auf dem Gebiet der Steuer- und Wirtschaftsreform die Regierung und die Parlamente bewegen.

Wie sehr aber die volkswirtschaftliche Gesetzgebung überhaupt noch im Argen liegt, hat auch im verfloffenen Monat der Pariser Krach mit allen seinen unsehligen Folgen wieder bewiesen. Eine kleine Anzahl von Juden, Spielern, Gründern, Schwündern aller Art hat es wieder fertig gebracht, die ehrliche Arbeit in sämtlichen Kulturvölkern Europas von Grund aus zu erschüttern. Glaube man anfangs, daß Deutschland diesmal wenig berührt werde von jenem Zusammenbruch im fernen Westen, so hat sich diese Hoffnung längst als falsch erwiesen. Die Zahl der Concurse mehrt sich auch bei uns von Tag zu Tage, Selbstmord und Irrenhaus halten wie immer bei solchen Gelegenheiten reiche Ernte. Und die

Befürchtung ist nicht ausgeschlossen, daß unser von der Milliarden-Krise kaum erholt Handel und Wandel auch seinerseits wieder in Unthätigkeit verfallen und damit zahllose Arbeiter arbeitslos und brotlos machen werde.

Geschichtliche und übersichtliche Darstellung des eben beendeten Börsenselbstzugs wird in einem der nächsten Hefte dieser Monatschrift aus berufener Feder gegeben werden. Wir beschränken uns heute darauf, die Dringlichkeit der schon erörterten Reformen aufs neue zu betonen und auf die zweideutige und verächtliche Haltung zu verweisen, welche die „liberale“ Presse auch jetzt wieder eingenommen hat.

Im Princip wagt kaum Jemand noch das geklebte Faustrecht des Gründerthums zu verteidigen. Schon vor Jahren, als Herr Lasker noch die catonische Maske trug, beschwor er einmal den Staatsanwalt, doch dafür zu sorgen, „daß der Unfug mindestens nicht mit den Merkmalen des strafbaren Betrugs öffentlich fortgetrieben werde.“ wenn er nichtsdestoweniger seinen Finger gerührt hat, um das unzulängliche Strafgesetz zu verbessern, das in den weitaus meisten Gründerprozessen, die Schwindler nicht ins Zuchthaus, vielmehr durch freisprechende Erkenntnisse ihnen feierliche Ehrenerklärungen brachte, so war er eben auf ein Pentagramm gestossen, das ihm Pein machte, d. h. er hatte in den Gründerlisten ausschließlich Partei- und Glaubensgenossen entbedt. Auf dem Lasker'schen Standpunkt steht heute noch die bekannte „National“ Zeitung, die vor kurzen (Nr. 66) wieder erklärte: „Daß solche Spieloperationen jeder ethischen Grundlage entbehren, ist klar“, trotzdem aber täglich fünf, sechs Spalten füllt mit allem was irgend für den gewerbmäßigen Spieler wissenswert ist; die Chancen des „jeder ethischen Grundlage“ entbehrenden Spiels werden nicht nur gründlich erwogen, sondern auch börsenphilosophisch\*) begründet und mit feierlicher Salbung Bulletins ausgegeben über das gegenwärtige und zukünftige Befinden von „Lombarden“ und „Franzosen“, von „Panama“ und „Rio Tinto.“

Mütter und Väter der genannten Art pflegen gleichwohl, wenn ein Krach als Folge des Liberalismus im Erwerbsoleben der Völker eintritt, mit einem Rest von Schamgefühl jenem Seelenzustand zu verfallen, den man nicht eben classisch, aber zutreffend moralischen „Januar“ nennt. In dieser Periode verwendet man die lyrischen Wendungen vom „reinigenden Gewitter“, vom „elementaren Naturereignis“, das mit zwingender Notwendigkeit daherkomme; Nothstände werden gelehnet, baldige Besserung in sichere Aussicht gestellt. Natürlich dauert das nur kurze Zeit. Dann wird das Bedürfnis dringender einen Sündenbock zu finden, auf den man alle Schuld Israels abladen kann. In der Regel eignen sich dazu am Besten die Regierungen — alle Unzufriedenen gegen dieselben zu heben, bleibt

\*) J. B. National-Ztg. d. d. 28. Jan. 1882: „Wir bemerkten wiederholt: „die Reinigung mache auf speculativem Gebiete den Markt.“ Die Richtigkeit dieses Ausspruchs läßt sich nur nachweisen, wenn die Erfolge seiner Anerkennung als Beweis gelten. „Reinigung“ ist ein nicht recht fahbarer Begriff; sie entsteht an der Börse für die eine oder andere Richtung, ohne daß ein Nachweis ihres Ursprunges möglich ist; sie mocht Propaganda für sich selbst und befestigt sich endlich bis zu einem, wie die Speculanten behaupten, nicht antastbaren Glaubenssaße. Die Motive der Hauffemeinung legten sich aus allerlei Gerüchten und Aehnlichem zusammen, zum Teil aus der Behauptung, die Hauffe-Chancen siegen in der vollständigen Abwesenheit von Gründen für die entgegengesetzte Richtung.“

immer ein dankbares Geschäft. Noch kühner, aber nicht minder beliebt ist die Behauptung, daß eigentlich nicht die Gründer das Volk, sondern das spielrächtige Volk die armen Gründer betrüge; wie man denn gar vor zehn Jahren behauptete, die Socialdemokraten hätten den Notstand gemacht und nicht umgekehrt Schwindel und Notstand die Socialdemokraten. —

Erfordern aber alle diese Erklärungs- und Ableitungsversuche nachgerade ein gewisses Maß von Anstrengung, weil sie vielgebraucht und einigermassen verächtlich geworden sind, so war es um so schlimmer, daß diesmal durch die katholische und aristokratische Färbung der maßlosen Speculation, wenigstens in Frankreich und Oesterreich, und durch das Unterliegen derselben im „Religionkrieg“ gegen das jüdische Capital, den „liberalen“ Prekiosalen eine Directive für gehässige Angriffe und ein ganz eigentümlich wirksamer Rechtstitel zur „sittlichen“ Entrüstung gegeben war. In Wien richtete sich der ganze Sturm gegen das Cabinet Taaffe, dessen Beziehungen zur genannten Bewegung offenbar die allerbedenklichsten gewesen sind. In Berlin nennt das leitende Organ der „liberalen“ Bontour einen „frommen Schwindler“ und vergießt Krotobilsthränen, daß „die leitende Aristokratie von Europa bis in die höchsten Spitzen hinauf, das Beispiel entfesselter Spielwut“ gebe, daß „kirchliche Bestrebungen damit verquickt werden“ — u. s. w. Und das alles, wie gesagt, mit um so größerem Schein des Rechts, als sogar ein „eigenhändig geschriebener Segen unseres allerheiligsten Vaters“ den Bontour'schen Gründer-Prospect zierte. — Darin bleibt's bei unserem ceterum censeo, daß es auch hier nichts bedenkllicheres giebt, als den Teufel durch Beschwörung auszutreiben zu wollen, daß vielmehr dem unberechtigten Capitalismus unter allen Formen der Garaus zu machen sei und auch dem Liberalismus, soweit er sich ihm gleichsetzt: direct durch besonnene Einschränkung der Actien-, Wechsel-, Spiel- und anderer Börsen-Freiheiten, indirect durch Organisation von Credit und Arbeit. So lange das moderne Verschulungssystem andauert, die Börse im Stande ist, mit dem Wohlstand der Völker zu spielen, bis er ruiniert, mit der Arbeit zu schachern, ost noch ehe sie gethan ist, alles was fest ist zu mobilisieren, wenns sein muß, sogar ganze Völker auf einander zu hetzen — so lange wird auch die sociale Frage ungelöst, der Juden-Einfluß ungedrochen bleiben, les juifs, rois de l'époque!

Auch die Münzfrage gehört hierher, die nicht einschlafen darf und nicht eingeschlafen ist. In Deutschland ist von zahlreichen hervorragenden Vertretern der Wissenschaft und der Parlamente ein Ausruf unterzeichnet worden, die vertragsmäßige Doppelwährung anzustreben. In Frankreich ist ein Binnetallist Finanzminister geworden. Amerika längst auf unserer Seite. Da auch in England die Stimmung jetzt umschlagen und besserer Einsicht Platz machen soll, so darf man hoffen, daß das depoffebierte Silber nach kurzem Interregnum wieder eingesetzt werde in seine sechs- oder siebenjährigen Rechte, und daß dem international geregelten Wertverhältnis der edlen Metalle baldmöglichst die Vereinbarung eines einheitlichen Weltgeldes folgen möge.

Wenn gleichzeitig das Weltgeld ein Schritt zum Weltfrieden würde, so wäre das kein Schade. Einstweilen sind wir leider noch recht weit von diesem schönen Ziel entfernt, mag auch in Frankreich der schlimmste Anbeförder, Gambetta, vorläufig beseitigt sein. Sagte man sonst von gestürzten Ministern, sie fielen wie

die Butterbrote, immer auf die gute Seite, so wird Gambetta nachgesagt, er sei auf die Füße gefallen, aber nicht auf die eigenen, sondern auf diejenigen seiner Nachfolger. Von einer Reise nach Italien, die wie es heißt, dem kriegerischen Zweck gewidmet war, den italienischen Radicalismus gegen Deutschland-Österreich aufzuheben, soll er zwar enttäuscht zurückgekehrt sein. Jetzt treibt er aber vom altgewohnten Reactionssinn aus eine Politik ab irato gegen seinen Nachfolger. Der Erfolg wird immerhin auf sich warten lassen. Denn in weiten Kreisen hat doch die Abneigung gegen ihn tiefe Wurzeln gefaßt und ist sogar direct dem jetzigen Ministerpräsidenten zu gute gekommen — aus reiner Wut auf Gambetta beginnt man Freycinet unnüßig zu loben, obgleich derselbe sich bisher in Krieg und Frieden kaum als ein Stern zweiter Größe erwiesen hat. Für uns Deutsche ist diese Entwicklung der Dinge durchaus erfreulich, da an der Friedensliebe des gegenwärtigen Präsidenten Frey und seines ersten Ministers gewiß nicht zu zweifeln ist. Als Ersatz des brutalen Gottesleugners Paul Bert durch den feineren, aber darum vielleicht der Kirche noch gefährlicheren Ferry könnte man einen anderen Cultusminister wünschen, indes lehrt die Republik auf diesem Gebiete genügsam sein.

Schlimmer als im Westen steht es mit den nationalen Nachplänen im Osten. Aus Rußland dringen nach wie vor die Streit- und Schlachtrufe der Pauslawisten nach Westen, die in ganz bewußter Weise zum Krieg gegen Deutschland heben. General Skobeless, der Sieger im Turkmene-Kriege, ein eitler, aber berechnender und keineswegs haltungsloser Mensch, hat jenen vielbesprochenen Toast ansgebracht auf „die kämpfenden slawischen Brüder“ in der Herzegowina, und zwar mit einem Glase Wasser, um jeden Verdacht, als habe er eine „Nachtschrede“ verbrochen, von vornherein auszuschließen. Unmittelbar nach dieser Leistung hat sich der General nach Paris begeben, wo er in den wildesten Brandreden die Deutschenhege fortsetzt und wenn nicht als Abgesandter des Czaren, doch immerhin als Deputierter der russischen Armee angesehen werden darf. Bieweit sein Gebaren an maßgebender Stelle in St. Petersburg angenehm oder lästig ist, läßt sich außerordentlich schwer erkennen; von einer Verleugnung seiner Ausschreitungen ist bisher nicht die Rede\*), vielmehr sind kurz nach seiner Abreise zwei Kriegsschiffe „General Skobeless“ und „Geof Tepe“ benannt worden. Vielleicht darf man annehmen, daß der Kaiser, dessen persönliche Friedensliebe bisher keinem Zweifel unterlag, durch Nachgeben im Kleinen, friedliche Wünsche im Großen durchzusetzen hofft und es ist nur zu wünschen, daß seine persönliche und politische Autorität auch in Zukunft dazu ausreichen möge. Ein Spielen mit dem Feuer bleibt der gegenwärtige Zustand trotz alledem, und wenn bei längerer Fortdauer desselben die guten officiellen Beziehungen unter den Nachbarreichen dennoch gewahrt blieben, so wäre es das erste Mal in der Weltgeschichte, daß der überlegende Verstand eines Herrschers über derart erregte Leidenschaften seines Volkes den Sieg behielte. So sehr es auf der Hand liegt, daß auch ein glücklicher Krieg die stark erschütterten Finanzen Rußlands von Grund aus zerrütten würde, so aussichtslos die Absicht erscheint, durch äußere Ableitung die inneren Schäden heilen zu wollen, so wenig liegt augenblicklich in den Tugnen eine Bürgschaft dafür, daß nicht die allerunglücklichsten Versuche dennoch gemacht werden.

\*) 23. Februar. Diese Verleugnung ist inzwischen erfolgt.

Noch unmittelbarer als Deutschland wird Oesterreich-Ungarn von den russischen Hegerien betroffen, weil es nicht nur römische, sondern auch griechisch-katholische Slaven besitzt und seine Grenze gegen slavische Insurgenten schützen muß. Der ungarische Minister Koloman Tisza hat zwar als Antwort auf die Rede Stobeleffs erklärt, man wolle nur die Südslaven vor dem Panславismus retten, aber es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung oft wenig Genehligkeit bei den Beteiligten findet. Hat auch die Mitteilung, daß russisches Geld nicht bis zu den Aufständischen gelangt, sondern schon vorher untergeschlagen sei, viel innere Wahrscheinlichkeit für sich, so ist doch klar, daß die vielgenannten „Räuber“ auf „Rettung“ durch Oesterreich verzichteten und nach Rußland gravitieren. Uebrigens machen die österreichischen Truppen gute Fortschritte und hoffen binnen kurzem ihre Aufgabe erfüllt zu haben.

Weit mehr als durch den beregten Feldzug wird aber die öffentliche Meinung Wiens noch inmier durch den Krach der „Union Générale“, durch die Beziehungen derselben zur Länderbank und hinwiederum dieses Unternehmens zum Finanzminister und zur Regierung, in Atem gehalten. Die Liberalen hofften sogar schon Herrn Dunajewski zu stürzen, aber Graf Taaffe hält ihn. Ein gutes Stück Corruption sieht offenbar im officiellen Wien, wie man jeden Augenblick sehen kann. Wenn die Liberalen sich jetzt entristet stellen, so haben sie kein Recht dazu, da ihre „Trinkgeld“-Minister vormalig viel ärger gewirtschaftet. Auf der andren Seite wird es jedoch gestattet sein, aus dem gesägten Wort des Ministerpräsidenten, daß der Börjensfeldzug wie ein Krieg sei, gehe er gut aus, so sei der größte Esel ein Genie, gehe er schlecht aus, so sei das größte Genie ein Esel — aus diesem vielbesprochenen Wort keine näherliegenden, wohl aber die eine Schlußfolgerung zu ziehen, daß solche Auffassung des Börjensums uns nicht auf der Höhe des für einen ersten Minister wünschenswerten sittlichen Urteils zu stehen scheint. Am wenigsten in Oesterreich, wo seit 50 Jahren die Börse am Mart des Volkes zehrt und auch allerneuestens wieder eine „Ersparungs-Commission“ eingesetzt werden mußte, um das drohende Deficit zu bekämpfen.

In Italien steht ein neues Listen-Wahlssystem mit Erweiterung des Wahlrechts unmittelbar bevor, nachdem es Ende Januar von der Kammer angenommen und dem Könige ohnehin sehr genehm ist. Bisher stand das Wahlrecht einer Oligarchie von 300000 Wählern zu; der ganze darauf ruhende Parlamentarismus war elende Cliques-Wirtschaft. Für die Katholiken war bisher Beteiligung am Wahlkampf ausdichtslos, daher auch denselben vom Paps verboten zu wählen und sich wählen zu lassen. Jetzt ist von der Curie an alle Beteiligten der „Nat“ ergangen, sich in die Listen eintragen zu lassen. Ergebe sich aus der Zahl der Eintragungen eine Aussicht auf Erfolg, so meint man, werde der Paps das bisherige Verbot aufheben, wenn nicht, nicht. Vom Standpunkt der Curie aus wird man diese Vorsicht für eine wohlbegründete halten müssen; denn spräche sich das Volk für die Regierung und nicht für das Papsitum aus, so wäre dasselbe vollends isoliert und die Klage, als sei der gegenwärtige Zustand Vergewaltigung durch eine Minorität, würde hinfällig werden. Uebrigens wird vielfach eine katholische Majorität für wahrscheinlich gehalten.

In England dauert der Zustand beneidenswerter Zerstreuung unter den geistlichen und weltlichen Notabilitäten in so hohem Maße fort, als sei die Moral im

Gleichnis vom Splitter und Balken nur für den Continent gegeben. Glaubte man vor kurzem über die „Judenhaken“ in Rußland und Deutschland sich mißbilligend auszusprechen zu müssen, der heillofen und sehr viel schlimmeren Zustände in Irland völlig uneingedenk, so hat jetzt Gladstone wieder, als er in Egypten intervenieren wollte, die dortigen Herrscher und besitzenden Classen als „vollgefogene Blutegel“ bezeichnet, uneingedenk daß England selbst nichts anderes als ein Riesen-Blutegel ist, der seit 150 Jahren und länger an der ganzen Welt sich voll und satt saugt. Das Intervenieren ist Herrn Gladstone, dem Verfasser des bekannten „hands off“, inzwischen vergangen und die conservativen Wahlen nehmen wieder überhand; es begiant auch im Lande des Nebels zu dämmern, daß hinter großen Worten ein mächtiger Wille stehen muß, wenn sie auf Nachdruck Anspruch machen, und daß man von der Energie eines Vorgängers wohl einige Zeit aber nicht dauernd zehren kann.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Geschichte.

— Dem Berichterstatter gereicht es zur Freude, ein nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnetes historisches Werk anzeigen zu dürfen. In dem 2. Band (der 1. Band (Urzeit) wurde im Märzheft des Jahrganges 1880 besprochen) der Deutschen Geschichte von Wilhelm Arnold (Wolha, F. A. Perthes. Preis M. 7), der „Fränkischen Zeit“, schildert der Verfasser den Zeitraum der germanischen Geschichte von der Völkerwanderung bis zum Tode Karls d. Gr., und das Bild, welches er von dieser Zeit entwirft, ist von so kunbiger und berufenen Hand gezeichnet, daß wir uns nicht versagen können, einzelne Abschnitte des Werkes besonders hier hervorzuheben. Das Buch zerfällt in vier Capitel, von denen das erste, gewissermaßen einleitende, die Völkerwanderung in Deutschland behandelt. Die Darstellung konnte für diese Periode natürlich zum geringsten Teil aus geschriebenen Quellen schöpfen sie gründet sich vielmehr wesentlich auf Untersuchung der Ortsnamen, die, je nachdem sie sächsischen, fränkischen oder schwäbischen Ursprungs sind, auf die Anwesenheit der Stämme in einer Gegend schließen lassen; auf diesem Gebiet ist Verf. Meister, und mit Erfolg tritt er der Ansicht entgegen, nach welcher das innere Deutschland von der Völkerwanderung so gut wie gar nicht berührt sei. Die drei anderen Capitel des Buches gruppieren sich um je eine bedeutende Persönlichkeit, Chlodwig, Bonifacius und Karl d. Gr., alle drei so sehr unter einander verschieden, und doch berufen, an einem Werke, der Weiterführung der germanischen Stämme zu Nationen, zu arbeiten. Klar und scharf ist die Persönlichkeit Chlodwig's gezeichnet; Arnold nennt den Frankenkönig „klug und einsichtsvoll, aber auch hinterlistig und verschlagen, hartnäckig und seit, dabei doch vorsichtig und elastisch“ und seine Schilderung bringt uns diesen gewaltthätigen Mann, dieses Gemisch von Christ und Heide, von Barbar und Römer, von Romanen- und Germanentum sehr anschaulich vor unser geistiges Auge. Außer von Chlodwig's Regierung erzählt dieses Capitel natürlich auch von den dunklen und blutigen Thaten der anderen Merowinger, dann von der Herrschaft der Majordome: grauenvoll war seine Zeit, und wenn in ihr auch die Bildung großer germanischer Staatswesen, namentlich des fränkischen Reichs gelang, so fehlte diesem doch „der höhere sittliche Inhalt“, im eigentlichen Deutschland sogar noch das Christentum. Von Winfried (Bonifacius) und von Karl d. Gr. handeln dann die letzten beiden Capitel, und gerade sie sind hervorragend lesenswert wegen der Behandlung und Abarbeitung des schon an und für sich fesselnden Stoffes. Lebensvoll erwächst die Gestalt des Apostels der Deutschen aus der Zeit, in der er lebte, und aus dem Boden, auf dem er arbeitete, und so wie ihn unser Buch schildert, war Bonifacius — ein rechter Glaubensheld, ein Kind des achten Jahrhunderts und der neuen Sohn seiner Kirche. Mit vollem Recht weist Verf. jene Auffassung zurück, nach welcher Bonifacius schon damals, also zu einer Zeit, in der es noch gar kein Deutsch-

land gab, in der der deutsche Name noch für lange ganz unbekannt war, eine selbständige deutsche Kirche, unabhängig von Rom hätte gründen sollen. Noch in der neuesten Ausgabe der Schloffer'schen Weltgeschichte, die sonst Bonifacius gerecht beurteilt, findet sich eine dahin zielende Bemerkung in den Worten: „immerhin muß man beklagen, daß durch die von ihm so eifrig betriebene Richtung manche vorstümliche Regung der Unabhängigkeit und Glaubensfreiheit unter den deutschen Geistlichen und Laien zurückgebrängt ward,“ aber eine solche Auffassung ist durchaus unhistorisch, weil es damals in Deutschland noch gar nicht gab, vielmehr konnte, wie Arnold sagt „sein, des Bonifacius Wert nur geringen, indem er sich auf das engste an Rom angeschlossen.“ Des Verfassers Standpunkt gegenüber manchen anderen Anschauungen wird dann noch (S. 241) scharf durch die Worte präcisiert: „Einseitig katholisch würde es sein, wenn wir das Missionserbe des Bonifaz, das allein die Bildung einer deutschen Nation möglich machte, gering anerkennen und sein Hauptverdienst nur in der Unterordnung unter den römischen Primat finden wollten. Beschränkt protestantisch aber ist es, wenn man ihm ungekehrt aus seinem Anschluß an die römische Kirche einen Vorwurf macht und seine Mission deshalb tabelndwert findet. Denn eine andere, als die katholische Kirche gab es zu seiner Zeit nicht.“ Am Schluß der positiven und ergreifenden Beurteilung des Bonifaz, die auch auf die Reformation und unsere Tage Streiflichter lassen, lesen wir die mahnenden Worte: „Niemand weiß, was der Kirche für Schicksale bevorstehen. Das aber ist sicher, daß wenn neue Kämpfe ausbrechen, nicht mehr die eine oder andere Form des Glaubens, sondern das Christentum überhaupt bedroht sein wird, und daß es nur dann die Kämpfe siegreich bestehen kann, wenn alle Bekenntnisse gemeinschaftliche Sache mit einander machen.“ In kraft- und lebensvoller Weise wendet sich am Schluß dieses Bandes Verf. zum Reiche Karl's d. Gr., zu dessen Charakteristik er auf S. 291 sagt: „Wohl war das fränkische Reich Karl's nicht das römische, so wenig als das neue preussische das alte deutsche Reich ist, aber doch haben beide den Traum der Jahrhunderte erfüllt, und die tiefste Sehnsucht ihrer Zeit befriedigt: der Jubel, mit dem die gequälten Völker des Abendlandes Karl den Großen als Kaiser begrüßten, ist nicht geringer gewesen als der, womit die deutschen Stämme der Gegenwart ihren wieder erstandenen Kaiser begrüßt haben.“ Der große Kaiser stellte bekanntlich durch seine Annahme der Kaiserkrone, die Arnold als nach jeder Seite hin notwendig und wohl vorbereitet bezeichnet, eine nahe Verbindung zwischen Staat und Kirche her, und das Hochbedeutsame dieses Schrittes charakterisiert unser Buch durch den Satz: „Der Gedanke einer innigen Verbindung beider aber, gleichviel in welcher Form er sich kleidet, bleibt immer der höchste, zu welchem ein christliches Volk sich erheben kann. Es mag Gläubige und Ungläubige in den politischen Rechten gleichstellen, der Staat als solcher wird immer wieder auf eine Verbindung mit der Kirche hingedrängt, weil er für sich allein niemals zur Sittlichkeit erziehen und seine Aufgabe vollständig erfüllen kann.“ Aus dieser That Karls d. Gr. entwickelte sich freilich später der große Kampf zwischen Papst und Kaiser, der nach und nach zur Abgrenzung und Selbständigkeit beider Gewalten neben einander führte, aber schließlich kann die eine sich nie der andern ganz unterordnen, während eine vollständige Trennung beider zur Vernichtung führen würde. Ueber diesen Cardinalpunkt alles politischen Lebens sagt Arnold (S. 307): „Also bleibt nichts übrig als Selbständigkeit von Kirche und Staat nebeneinander, nicht in feindlichem Gegensatz, sondern in friedlicher Verbindung, mit beiderseitiger Anerkennung ihrer verschiedenen und im letzten Grund dennoch gemeinschaftlichen Aufgaben. Denn will der Staat nicht bloße Rechtsanstalt, sondern auch Erziehungsanstalt sein, so kann er seine Aufgaben nur mit Hilfe der Kirche erfüllen und diese bleibt in ihrem äußeren Bestand, so wenig sie sonst vom Staat verlangen mag, immer auf seinen Schutz angewiesen.“ Verf. sagt am Schlusse seines gedankenreichen Wertes, das höchste was ein Geschichtsschreiber zu leisten vermöge, bestrehe wohl darin, jede Zeit in ihrem eigenen Lichte und zugleich im lebendigen Zusammenhang mit der vorhergehenden und nachfolgenden zu erkennen, und so viel an ihm sei, dem Leser anschaulich und verständlich zu machen. — Wir glauben sagen zu dürfen, daß er diese Forderung in glänzender Weise erfüllt hat. — Die „fränkische Zeit“ ist sein Buch, das schnell gelesen und schnell vergessen werden könnte, sie wird vielmehr, wie auf anderem Gebiet ein ebenfalls von Karburg ausgegangenes Werk, binnen kurzem im deutschen und christlichen Hause das dauernde Bürgerrecht erworben haben.

— Von einer anderen Völkerveränderung und von der Gründung eines neuen Reiches ebenfalls durch Germanen handelt, freilich in ganz anderem Geiste, das zweite uns vorliegende

Wert: „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Eduard Laboulaye“, welche die Geschichte der Kolonien Nord-Amerikas vor der Revolution, den Unabhängigkeitskampf und die Geschichte der Unions-Verfassung zum Gegenstande hat. Die ersten Ausgaben des dreibändigen Werkes erschienen 1855, resp. 1866, die uns vorliegende ist die zweite Auflage der deutschen Uebersetzung (Heidelberg, Winter's Verlag, 1882, Pr. 6 M.). Der berühmte Jurist und Historiker war begeisterter Republikaner, aber durchaus Idealist und keineswegs mit dem Gange des französischen Verfassungslebens nach 1789, auch nicht mit der Republik von 1849 einverstanden; er suchte nun in Vorlesungen, die er in verschiedenen Jahren am Collège de France hielt, seinen ihn hörenden Landsleuten seine Ansichten über die wahre Freiheit zu entwickeln, indem er ihnen das Bild der Geschichte Nord-Amerikas entrollte. In dem Werke ist die Form von Vorlesungen beibehalten, das Ganze wird hierdurch und durch die, in fast jeder Vorlesung enthaltenen Belehrungen und Hinweise auf europäische und französische Zustände ungemein lebendig; der Inhalt ist tief durchdacht und legt, wie noch andere Schriften Laboulaye's, Zeugnis von seiner großen Kenntnis Amerikas ab. Das Buch ist also durchaus lehrreich und förderlich für den, der die Geschichte der Union studieren will, freilich muß man den republikanisch-demokratischen Geist, so wie die oft über das Ziel hinauschießende Begeisterung des Verfassers mit in den Kauf nehmen und dieser Vorliebe für die „Freiheit“ Sätze, wie die folgenden beizugeben: „die Amerikaner sind ein Volk, welches ein beispielloses Glück erlitten hat, noch vor Ablauf des Jahrhunderts die bedeutendste, gleichartigste und mächtigste Nation der Welt zu werden.“ Der Sezessionskrieg, die Präsidentenmorde, der wüste Vorkeschwindel, der Prozeß Guitan und noch manche andere Dinge lassen uns die Union in anderem Lichte erscheinen und denken auf seine allzukunfte Erfüllung der Prophezeiung Laboulaye's hin, aber abgesehen von diesen freibeitlichen Schwärmereien ist das klar und geistvoll geschriebene Werk der Beachtung der Geschichtsfreunde wohl zu empfehlen.

— Kehnliche Vorzüge, wie wir sie dem ersten Bande der: „Geschichte des Ersten schlesischen Krieges von C. Grönhagen“. (Ostha. F. A. Perthes. Preis 8 M.) nachrühmen durften, zeichnen auch den zweiten Band aus: Gründlichkeit, Sorgfalt und gewandte Darstellungsweise; das Hauptinteresse concentrirt sich in dieser Schlusshälfte des Werkes auf den Vertrag von Klein-Schnellenbors, die Schlacht von Chotusitz und den Breslauer Frieden. In Bezug auf den vielgenannten Vertrag hat Verf. viel Material zur Aufklärung beigetragen und weist an der Hand desselben den Vorwurf zurück, Friedrich der Große habe denselben in arglistiger Absicht geschlossen; vielmehr vertritt Prof. Grönhagen die Ansicht, der Vertrag sei eine einigermaßen vernünftliche, selbständige diplomatische Erstlingsthat des jungen Königs, von der er nur Nachteil geerntet habe, und bei der er mehr oder weniger düpiert worden sei. Ueber einen andern Vorwurf, der allerdings Maria Theresia ebenso schwer, wie Friedrich d. Gr. trifft, seine Fortsetzung des Krieges, namentlich die Belagerung von Reiche zum Schein, zur Täuschung für die andern Mächte, geht der Verf. sehr schnell hinweg; aber es ist doch wohlthätig die Aufgabe einer wahrhaft gerechten Geschichtsforschung, nicht nur wohlwollend zu berichten, sondern auch die Schattenseiten der Poitil großer Härten zu beleuchten. Die Schlacht von Chotusitz, über welche Trotsen in seiner bekannten Abhandlung viel Vorarbeit geleistet hat, ist klar geschildert, die beigegebene Karte ist dagegen etwas zu klein und keineswegs im Maßstabe 1:100 000, wie über derselben angegeben ist, sondern ungefähr im Maßstabe 1:145 000, also halb so klein, wie die der Trotsen'schen Abhandlung beigegebene. Die letzten, den Frieden und die neue Provinz behandelnden Capitel sind eine rechte Bestätigung jenes Ranke'schen Wortes, daß die Besitzergreifung Schlesiens nicht nur eine Eroberung, sondern zugleich ein Abfall vom Hause Habsburg gewesen sei.

— Zum Schluß dürfen wir noch auf ein kleines Werk hinweisen, das, wie es scheint, bestimmt ist, den Anfang einer Reihe von „Deutschen Zeit- und Charakterschilderungen für Jung und Alt“ zu bilden, welche in dem Verlage der Buchhandlung des Halle'schen Waisenhauses erscheinen sollen; dieser Band giebt eine Lebensbeschreibung Gneisenau's, und hat Moriz Berndt zum Verfasser. Das kleine, 138 S. zählende Werk sucht in der Hauptsache, wenn auch keineswegs ausschließlich auf dem großen Berg-Deibrück'schen Werke; es kann natürlich seinem Inhalt und seiner Behandlung nach nicht demjenigen genügen, der das Leben und den Geist des großen Heerführers studieren und die Thaten desselben auch in ihren Motiven lernen will, aber für die reifere Jugend, zum Vorlesen im Familienkreise n. s. w. erscheint es uns recht geeignet. Der Preis (M. 1,50) ist angemessen, die Ausstattung recht gut. o. S.



## 2. Politik und Volkswirtschaft.

— Die Agrarfrage der Gegenwart. Socialpolitische Studien von Dr. Eugen Jäger, Redacteur der Pfälzer Zeitung. I. Abtheilung. 251 S. Preis M. 2,40. (Berlin 1882. Puttkammer und Mühlbrecht.) Wir haben erst vor Kurzem in dieser Zeitschrift ein größeres socialpolitisches Werk aus katholischer Feder besprochen, „die Socialpolitik der Kirche“ von J. Albertus. Was wir von jenem Buche sagten gilt in vieler Hinsicht auch von der vorliegenden Arbeit: außerordentlich fleißige Studien und wertvolles Material, so lange Verf. ausschließlich die wirtschaftlichen und socialen Dinge behandelt, aber völlig mangelnde Objectivität, wenn und sobald die katholische Kirche in Frage kommt, die nun einmal schuldlos und sündenlos durch die Jahrhunderte gemauert sein soll. Die letzten drei Capitel des vorliegenden Buches haben nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich; sie sind wesentlich Extract aus Janssen, dessen historische Taschenpielereien eine wahre Goldgrube für die katholische Polemik geworden sind. Wie dabei verfahren wird, mag nur ein Beispiel erhellen: S. 213 sagt Verf.: „Alles in allem genommen war der Bauer damals — wir sprechen immer von der Zeit zu Ausgang des Mittelalters, von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts — nicht schlecht gestellt. Er sah erblich auf seinem Gut“ — und nun folgt die rosigste Schilderung einer Zeit, in der selbst Edelente den Bauern ihre Töchter zur Ehe gegeben. S. 240 hat Verf. ganz vergessen, daß viele Zeit so schön war und citirt voller Zustimmung einen Autor, der genau in eben derselben Zeit die Bauern „durch List, Betrug oder offene Gewalt zu Leibeigenen factisch herabgewürdigt“ werden läßt und aus dieser Verachtung den Bauernkrieg herleitet. — Aber so einseitig die geschichtlichen Excurse sind, so sehr stimmen wir dem zu, was Verf. auf seinem eigenthümlichen, dem wirtschaftlichen Gebiet vordringt. „Lage und Klage der Landwirtschaft“, „der landwirtschaftliche Schutzpol“, „der Umschwung im Welthandel“, „die Verschuldung der europäischen Landwirtschaft“, sind überaus interessante und wertvolle Capitel; in den Ausführungen über ameritanische Concurrenz sind vielleicht die dortigen Produktionsbedingungen etwas idealisirt — vergl. das von uns in Heft I besprochene Semler'sche Buch — indessen ist ein wenig Pessimismus in Bezug auf die Gefahren der Concurrenz hier zweifellos besser angebracht als Schönfärberei. — Das Materielle der Agrarfrage denken wir demnächst in einem besonderen Aufsatz zu behandeln, der Gelegenheit geben wird auf das Jäger'sche Buch eingehend zurückzukommen. Der Inhalt, daß vom Verf. auch bei Erörterung der Gegenwart den Protestanten vielfach in ganz ungerechter Weise der Text geleihen wird, während er gleichzeitig den „waterlandsmörderischen“ confessionellen Zwist belagert, veranlaßt uns die oft ausgesprochene Bitte zu wiederholen, daß doch endlich die Katholiken es über sich gewinnen möchten in den Fragen, die ein Zusammengehen aller Christen so dringend notwendig machen, ihre Zustimmung zurückzuhalten. Sollte Verf. an seinem Teil darauf hinwirken, daß in Rom eine gerechtere Würdigung unserer Kirche eintrete und nicht mehr in den officiellen Auslassungen der Curie die mehr als 100 Millionen evangelischer Christen für homines fallaces und ihre Prediger für Apostel des Teufels erklärt würden, so würde das jedenfalls dem Frieden weit besser dienen, als das Aufrühren längst ausge-tragener historischer Streitfragen, über die man doch nicht einig wird.

— Einer ebenso notwendigen als gefährlichen Aufgabe, dem Kampf gegen die Börsen-Corruption, unterzieht sich mit Sachkenntnis und lobenswerter Rücksichtslosigkeit seit etwa zwei Jahren der „Germanicus“-Verlag (Emil Richter) in Frankfurt a. M. Vor uns liegen: Die Frankfurter Juden und die Auffassung des Volkswohlstandes. Ein Anschlag wider die Agiotage und wider den Wucher. 1880. 5. Aufl. 131 S. Preis M. 1,50. — Neuer Börsenschwindel. Erstes Heft. 2. Aufl. 31 S. 50 Pf. 1880. — Der neueste Raub am deutschen Rationalwohlstand. 2. Aufl. 42 S. 60 Pf. — Die Rothschild-Gruppe und der „monumentale“ Conversations-Schwindel von 1881. Eine zweite Auflage wider die Agiotage. 1881. 58 S. Preis M. 1. — Wer sich irgend für die Praktiken der Börse interessiert, für die Art und Weise wie so oft von den Groß-Wuchereern in den Weltstädten die Großen der Erde häupiert, gerüstet oder auch für die Börse „gewonnen“ werden, wie der Mittelstand um sein bescheidenes Vermögen und selbst der kleine Mann um seine sauren Groschen von den Schleppern und Handlangern der Börse betrogen und belogen wird, wie namentlich die geschickte Handhabung des Börseneis in vielen „liberalen“ Blättern dazu dient, immer neue Wimperl auf die Leimrute zu locken — wer sich für alles das interessiert, wird die kleinen Flugschriften gerne

lesen. Die Verantwortung für die einzelnen Behauptungen bleibt natürlich Sache des Verfassers, inwiefern macht sein Material im Wesentlichen zuverlässigen Eindruck. — In Frankfurt wohnend hat auch Verf. zu eingehendster Beobachtung der „Frankfurter Bl.“ des jüdischen Reichstags-abgeordneten Löb Sonnemann vorzügliche Gelegenheit gehabt und er schildert denn auch das menschenfreundliche Treiben dieses braven Semiten in besonders sachkundiger Weise.

### 3. Verschiedenes.

— Christi Leiden im deutschen Volksschauspiel, namentlich im Oberammergauer Passionspiel. Von G. Huxssen. (Barmen. Hugo Klein [ohne Angabe des Jahres]. R. 2, 20.) Der Verf. behandelt 1) die religiöse Bedeutung und Berechtigung der Passionsspiele; 2) die geschichtliche Begründung und Entwicklung derselben; 3) die Bereitung und Zurichtung zum Oberammergauer Passionspiel; 4) die gegenwärtige Erscheinung desselben. — Der Titel läßt allerdings mehr erwarten als was der Verf. giebt, nämlich eine Behandlung der gesamten deutschen Passionsspiele; was er aber zur Vergleichung heranzieht, ist lehrreich und die Behandlung des Oberammergauer Spiels selbst sehr gründlich und auf eigener Beobachtung und gründlichem Studium beruhend, so daß das Buch (S. 255) in der schon sehr angesehnen literarischen Zeitschrift *Oberammergauer Passionspiel* eine der ersten Stellen einnimmt. Eine größere Beschränkung in der Ausführung einzelner Szenen, sowie eine weitere Vergleichung mit andern älteren Spielen, die das genannte bairische an innerem Gehalt denn doch weit übertreffen (wie z. B. das Zusmanler Spiel) wäre zu wünschen gewesen. Im Uebrigen ist die Arbeit Huxssens allen denen zu empfehlen, welche die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Mythen erkennen und insbesondere das Oberammergauer nach dem besten Texte würdigen wollen.

— Die Wälderdämmerung in der nordischen Mythologie von Dr. E. Lehmann, Pflarrer zu Labiau. (Königsberg in Ostpr. Von's Buchhandlung.) 1881. 80 S. Auf kleinem Raum (28 S.) entfaltet der Verf. die Eschatologie der Edda an der Hand der Simrockschen Mythologie, die Dichtung von dem Untergange der sündigen Götter und ihrer Wiedergeburt in der erneuerten, entsühnten Welt, — eine der tiefstimmigsten Dichtungen der Welt. Die ganze Darlegung läßt die Prädisposition des germanischen Volkes für das Christentum erkennen und zwar zunächst das tiefe Schuldbewußtsein, die Ueberzeugung, daß die Selbstsucht, der Hochmut in Verbindung mit der bösen Lust (*concupiscentia*) die Ursünde ist, aus der die riesenhafte Schuld erwachsen ist, durch welche die Welt zu Grunde gehen sollte. Aber nicht nur daß der Tod der Sünde Sold, sondern auch daß die Gabe Gottes das ewige Leben ist, predigt die Edda, diese germanische Heidenbibel. Und Baldur hat Christo, dem Fürsten des Lebens, in Germanien sozusagen das Indigenat gegeben und der Predigt des Evangeliums den Boden bereitet. Dies der wesentliche Inhalt der kleinen, für weitere Kreise berechneten, anziehenden Schrift. Fr.

— Au die Braut von der Silberbrant. Aus dem Dänischen überetzt von L. Fehr. Mit Titelbild. 58 S. (Gotha, Fr. Andr. Berthes.) 1881. 3 M. — Das kleine Buch enthält viel Gutes in den Rathschlägen, die eine erfahrene, sehr ideal gerichtete Frau der angehenden jungen Frau giebt. Die Liebe, das Heim, die Gattin, die Hausfrau — werden betrachtet, und zuletzt folgt eine Bitte an den Bräutigam. Man könnte manches Schlagender, concreter wünschen; die Beispiele aus dem Leben sind sehr sparsam und nicht recht fesselnd. Es kommen Längen und Wiederholungen vor, die vielleicht Schuld der Uebersetzung sind. Immerhin ist das Buch empfehlenswert, es steht auf dem Grunde des Wortes Gottes, dürfte aber gerade als Geschenk für weltlich erzogene Mädchen geeignet sein; die christlich gerichteten können es jedoch auch lesen und manches beherzigen. G.

— Einem Präcedenz-Verfahren des früheren Herausgebers folgend, zeige ich selbst an, daß von meiner Schrift über das Logenwesen, jetzt die zweite Auflage erschienen ist, nachdem die erste im Lauf eines halben Jahres vergriffen war. In der Einleitung habe ich mich mit manerischer und profaner Kritik auseinandergesetzt und am Schluß einiges Neue über die Odd-Fellows hinzugefügt. Der volle Titel lautet: Was treiben die Freimaurer? Kurzer Wegweiser für Vorden von Dietrich von Cerszen, Herausgeber der „Allg. Conf. Monatschrift.“ Zweite durch Vorwort, literarische Quellen-Nachweise und Mitteilungen über die Odd-Fellows vermehrte Auflage. 8. 100 S. Fr. M. 1,20. (Güterlosh, Bertelsmann.) D. v. C.

## Die verschwundene Kriegskasse.

Erzählung aus den Befreiungskriegen.

### IV.

Als der Morgen vollends heraufgezogen war, und der strahlende Glanz der Sonne die herbliche Farbenpracht des Waldes erhöhte, finden wir Arndt in der Nähe eines bescheidenen Wirthshauses wieder; er hatte sich dort ein Frühstück geben lassen, und lag nun, die Reste desselben aus der Hand verzehrend, im Schatten einer Buche. Er hatte Veranlassung genug, von zweifelnden Gedanken bewegt zu sein; vorher kam der innere Drang, der ihn antrieb, handelnd in die politischen Ereignisse der Gegenwart einzugreifen? Es mag wohl so sein, daß große Zeiten große Männer erwecken, daß große Bewegungen sich schließlich in einzelnen Personen verkörpern. Der Sohn des wohlhabenden Pächters hätte auch in Frieden dahingleben können, wie viele andere — daß er es nicht vermochte — davon eben war jener feurige Geist die Ursache, der ihn mit sicherem Instinct in den Kampf trieb. Für die Männer, welche damals an der Spitze der Bewegung standen, war es aber nicht so leicht, als wir heutzutage meinen, sich ein Urtheil über die Lage der Dinge zu verschaffen — wir blicken rückwärts auf Thaten, die der Erfolg gekrönt hat, sie standen mitten in dem gährenden Chaos, undurchdringliche Wolkenmassen verhüllten ihren Blick; aller Boden war vulkanisch, die menschliche Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert — es gehörte wirklich mehr als männlicher Mut dazu, auch nur den Gedanken zu fassen, das todwunde Deutschland in einen abermaligen erbitterten Kampf zu stürzen. Die ehernen Ringe der großen Schlange, des Abgrunds, hatten das ganze Reich umwunden, alle hervorragenden befestigten Punkte, waren mit französischen Truppen besetzt, die feindliche Armee befand sich im besten Wohlsein, während die preussische auf das Äußerste reducirt war, dem Adler gleich, welchem ein grauames Geschick die Schwingen geknickt hat. Jede kalte Berechnung des Verstandes mußte den Versuch einer Erhebung als Thorheit, ja als Wahnsinn erscheinen lassen. — Wie kam es nun, daß durch das Wehen eines unbekanntem Geistes alle bedeutenderen Männer von mächtigem Triebe ergriffen wurden, daß sie, mit feurigen Zungen redend, den Tod gering achteten, das persönliche Interesse ganz und gar vergaßen, und sich darein schickten, dem göttlichen Willen zu dienen?

Darüber eben sann er nach, der blauäugige Sohn Rügens, als er dem rauschen des Windes in den Buchenzweigen lauschte. Immer mehr gestalteten sich brennendes Verlangen, zweifelndes Abwägen zu festen, unwiderruflichen Entschlüssen; helfen — das sah er immer mehr ein — konnte nur eins: daß jeder einzelne Mann sich als einen Todgeweihten betrachtete, nur geboren, um sein Leben fürs große Ganze in die Schanze zu schlagen; in der Brust eines jeden Untertanen, er sei arm oder reich, mußte der glühende Funke entzündet werden zu lodernnden Flammen. Mit lebhafter Sympathie

gebachte Arndt der freilich noch im geheimen betriebnen Bemühungen Scharnhorsts, der es durch Verkürzung der Dienstzeit auf wenige Monate, trotz der strengen Bestimmungen Napoleons dahin brachte, eine große Menge ausgebildeter Soldaten beurlaubt in den Listen zu führen, und so den Grund zu dem späteren Landwehrsystem zu legen. — Von dem in Vaterlandsiebe erglühenden und bis an die Zähne mit stolzem Ingrimm gewappneten Patrioten allein, der die heringebrochne Not als ein Strafgericht erkennend, Buße thut und seine Zuversicht auf Gott setzt, — von ihm allein war mit Gottes Hilfe noch Rettung zu erwarten. Arndt hatte gelernt aus den Vorgängen, welche in Paris das Ende des 18. Jahrhunderts besetzten. So weit ein Unterschied ist von der strahlenden Sonne, die die Paläste einer Stadt bescheint, bis zur wilden qualmenden Feuersglut, die alles in Asche legt, so weit war das Bild seiner Freiheit entfernt von der *liberté* und *égalité* der Franzosen. — Deutschland, so hoffte er, sollte nicht durch Blut und Schrecken, sondern langsam wachsend und allmählich gedeihend zur wahren Freiheit heranreifen — der Eiche vergleichbar, deren kerniger Stamm sich mähsam vom Boden lösringt, dann aber hoch aufgerichtet dem Sturm der Jahrhunderte trotzt und dem Toben des Wetters.

Arndt sprang auf, schüttelte das weisse Laub aus seinen Kleidern und schritt weiter. In Mittag ipeste er wieder insgeheim bei dem ihm befreundeten Pächter Wilke in Graambou, der ihm für seine politischen Zwecke nicht nur eine Summe Geldes zusagte, sondern auch unter seinen Standes- und Gesinnungsgenossen ihm mit Sammlungen behülflich zu sein versprach; in der Kammer eines Knechtes holte er den veräurten Schlaf nach und marschierte dann um die Vesperzeit weiter. Von jeher ein rüstiger Fußgänger, gewährte ihm diese Art des Reisens volle Befriedigung, auch fand er immer wieder Gelegenheit, durch feurige Beredsamkeit und die Macht seiner Persönlichkeit einzuwirken; die Männer schüttelten ihm die Hand und die Frauen drängten ihm den nötigen Mundvorrat auf, und wenn er von dannen ging, segnete er das Haus, und blickte mit treuherzigem Lächeln nach den Kindern, die noch eine Weile neben ihm hersprangen.

Das Summen der Vesperglocke aus einem kleinen Dorfe war längst hinter ihm verhallt und der schöne Wald, dessen Gürtel die Seewinde von dem Binnenlande fern hielt, wich zurück, um einem umfangreichen Bruch Platz zu machen, welcher ehemals das Becken eines süßen Gewässers gebildet haben mochte; die früher dort gestandenen Erlen hatte man abgeholt, aus ihren Wurzelsüden waren neue Schößlinge rasch emporgewachsen und bildeten jetzt ein ziemlich dichtes, mannhohes Buschwerk, in dessen Schatten das trügerische Erdreich sich streckte; einzelne Wasserrinnen flossen dazwischen. Der Weg war nicht leicht zu finden, aber Arndt, der hier bekannt war, lief keine Gefahr sich zu verirren, auch da, wo die engen Pfade sich kreuzten oder ganz und gar aufhörten, um dem steifen und unbetretenen Niedgras Platz zu machen.

Es dämmerte bereits, und seine einzigen Gefährten blieben noch immer die wilden Gänse, welche hoch oben in langgezogenem Dreieck dem Süden zuströmten; über das Moor lief ein goldiges Glänzen und an seinem westlichen Rande lag die Sonne wie ein riesenhafter Feuerball, während auf der entgegengesetzten Seite das blaue Mondengesicht schüchtern emportauchte. — Er blieb plötzlich stehen, um zu lauschen — was in aller Welt konnte ein so gewaltiges Schnausen und Brechen im Röhricht hervorbringen — — untermischt mit französischen Worten und Flüchen. — Arndt hatte alle Ursache sich, wenn auch nicht aus dem Staube, so doch aus dem Sumpf zu machen, sobald er ein *millo tonnerres* oder *sacrébleu* vernommen, aber die Art und Weise, wie jene Töne hervorgebracht wurden, nötigten ihn zunächst inne zu halten, dann kurz entschlossen die Richtung des seltsamen Geräusches einzuschlagen, um einem offenbar in Not geratenen Reiter beizuspringen, den er bald genug zu Gesicht bekam. In einer wirklich sehr üblen Lage befand sich vor ihm ein französischer Officier in glänzender Uniform, unfähig sich und sein halbverfunkenes Pferd aus dem Morast zu retten. Arndt eilte auf ihn zu, indem er von Wülte zu Wülte sprang, und schließlich auf einem Stückchen festen Knäppelbannes Posto faßte — von dort aus reichte er dem Versinkenden das Ende seines berben Knotenstocks, und indem dieser sich daran hielt, vermochte er seine

Beine aus dem Morast, und sich selbst empor zu ziehen, bis er auf dem Sattel seines bestig arbeitenden Pferdes stand. Bevor er, wie Arndt ihm zurief, zu diesem hinüber sprang, griff er nach dem ihm entfallenen Bügel, um womöglich auch sein Thier zu retten; Arndt unterstützte ihn aufs beste, ja er setzte seine ganze Kraft ein, um das edle Geschöpf vor einem so jämmerlichen Tode zu bewahren. Einmal verließ er sogar seinen festen Standort, und auf eine in der Nähe des Rosses sich befindende kleine und sehr unsichere Bülste springend, geriet er selber ins Sinken, und da mußte ihm denn wieder der Franzose behülflich sein, sonst hätte es schlimm ablaufen können. So arbeiteten sie im Schweiße ihres Angesichts brüderlich miteinander; erst als der Schimmel, ein herrliches Thier von arabischer Abkunft, über und über mit Morast bedeckt, und an allen Gliedern zitternd, sich auf dem Trocknen befand, atmeten sie auf und blickten sich gegenseitig forschend an.

„Sie haben mir da“, hub der Officier in französischer Sprache an, „einen Dienst geleistet, den ich zeitlebens nicht vergessen werde, und er streckte seine Hand, welche er vorher in einer Pflanze sorgsam gewaschen und an einem seidenen Taschentuch getrocknet hatte, nach dem Kletter aus.

„Mit wem habe ich die Freude zu sprechen?“

„Ich bin der Sprachmeister Almann und habe die Absicht nach der Mark hinunter zu wandern, um eine Hofmeisterstelle anzunehmen.“

„Ach! sehr gut so, doch ich wollte vorerst, wir wären aus diesem verwünschten Loch heraus, und hätten trockne Kleider auf dem Leibe. Ist die Straße nach Straßmünd von hier aus leicht zu finden?“

„Ich werde Ihnen die Richtung angeben.“

„Was Richtung! In dem ich aufs Geratewohl hineinritt, geriet ich in die Patsche; für einen alten Soldaten ist es kein rühmliches Abenteuer, und ich möchte nicht, daß es sich wiederholte.“

„So folgen Sie mir“, erwiderte Arndt gelassen.

„Ich will Ihnen jetzt auch meinerseits sagen, wer Ihnen sein Leben verdankt, Monsieur Almann, ich bin der Marschall Brune, bis vor kurzem Militärcommandant von schwedisch Pommern, zur Zeit jedoch befinde ich mich auf Urlaub, um“ — er sagte dies mit einem kurzen, rauhen Lachen — „eine Erholungsreise nach Frankreich anzutreten. Dies sollte in den nächsten Tagen geschehen, doch es plagt mich der Teufel, daß ich in diesen infamen Busch hineinreite, um durch einen Sprachmeister gerettet zu werden.“

Arndt hütete sich eine Antwort zu geben, er wußte recht gut, daß der Marschall Brune durch die Capitulation, welche er den Schweden auf Rügen gewährt hatte, sowie durch mangelhafte Ausführung der Continentsperre Napoleons höchsten Zorn und seine eigene, demnächst erfolgte Zurückberufung veranlaßt hatte. Wahrscheinlich war der Marschall, den die plöglche Demüthigung aufs äußerste erbittert haben mußte, allein in den Wäldern umher geritten und auf diese Weise so tief in die Brüche gekommen. Seine Erregung mochte verdampft sein, und wie jeder Sterbliche, der gewaltsame Kämpfe durchgemacht hat, fühlte er jetzt die Reaction, ein heftiger Frost schüttelte seine Glieder.

„Es ist Ihnen übel zu Rute, Herr Marschall“, bemerkte Arndt, der ihn von der Seite beobachtete, „wenn es Ihnen beliebt, aus meinem bescheidenen Reisevorrat einen Imbiß zu nehmen, so steht er Ihnen zu Diensten.“ Arndt haßte die Nation, aber er war nicht engherzig genug, um diesen Haß auf den Einzelnen zu übertragen, zudem befand sich Brune mit Napoleon wegen zu mildherzigen Verfahrens gegen seine Landsleute in Collision, und er hatte ihm soeben das Leben gerettet.

„In der That, ich fühle mich ein wenig erschöpft“, erwiderte der Marschall, „und nehme Ihren Vorschlag denkbar an.“

„Es liegt“, sagte jetzt Arndt, „in einiger Entfernung von hier eine Köhlerhütte; wenn wir in den Wald zurückkehren, erreichen wir sie in wenigen Minuten; ich werde dort ein Feuer anzünden, um unsere Kleider daran zu trocknen.“

Der Marschall nickte. Eine halbe Stunde später befanden sie sich wieder unter den Bäumen, Arndt schritt mit großer Sicherheit vorwärts und der Marschall, welcher

das Pferd am Zügel führte, folgte ihm. Das äußerst banfällige und mit einem Moosdach versehene Gebäude war unbewohnt, da die Zeit des Kohlenbrennens ihr Ende bereits erreicht hatte, es befand sich in dem einzigen Raum desselben jedoch eine Feuerstätte, und dies war alles was Arndt verlangte. Während der Marschall sich mit seinem Thier beschäftigte, den Sattelriemen lockerte und den Zamm um einen niedrig gewachsenen Ast wand, schleppte Arndt dürres Moos herbei und schüttelte für sich und den Fremden eine Art von Lagerstätte auf; das Feuer brannte bereits und sein rötlicher Schein strahlte durch die offenstehende Thür der Hütte in den Wald hinaus. In seinem Felsteu hatte Arndt noch einen leinenen Kettel geborgen, den er seinem Gaste mit freundlicher Bereitwilligkeit darbot.

„Ei so sind Sie selbst allzu gering versorgt, mein lieber Allmann.“

„Wind und Wetter habe ich von jeher meine Gefellen geheissen, ich kümmere mich nicht mehr als ein Frosch darum, ob ich die Weine im Sumpf gehabt habe, oder nicht.“

„Ist das so Brauch bei den deutschen Sprachmeistern?“ frug Brune einigermaßen erstaunt, „ich meine, was die Gelehrten betrifft, so scheuten sie die Rasse wie eine angorische Katze.“

Arndt hatte ihm den Rücken zugewendet, denn er schürte Feuer.

„Es ist bei dem einen so, und bei dem andren nicht so“, antwortete er, „ich bin ein Freund der Natur.“

„Ein Freund der Natur? — Herr Sprachmeister. Dann sind Sie nicht nur mein Netter, sondern auch mein Freund. Sie finden in mir ein wenig von einem Natur-Philosophen — einen Anhänger Rousseaus.“

Arndt zögerte noch zu antworten.

„Kennen Sie Rousseau, Herr Allmann, und was halten Sie von ihm?“

„Wohl kenne ich ihn“, sagte jetzt Arndt, „aber ich schätze ihn nicht; er ist ein Genie, aber mit allen seinen Gaben fernab geblieben von der ewigen Wahrheit.“

„Wahrheit?“ — fragte jetzt der Marschall mit geringschätziger Miene und wiederholte dann fast die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“

„Je nun“, sagte Arndt, „Wahrheit ist Wahrheit; gesunde Augen sehen sie, aber es giebt freilich viele, denen der Staat noch nicht gestochen ist.“

„Es giebt nur eine Wahrheit“, sagte jetzt der Marschall, „und die ist der Erfolg — nur in dem Kaiser erkenne ich den Träger der Wahrheit.“

„Er ist ein Mensch, entgegnete Arndt mit Würde, „und über ihm ist Gott?“

„Gott?“ — fragte jetzt wieder der Marschall mit geringschätziger Miene — „halten Sie es wirklich für möglich, daß ein Mann, der die Revolution in Frankreich erlebt hat und aus ihren Wogen geboren ist, daß der an einen Gott glaube? Freilich, mit Euch Deutschen ist das etwas andres, Ihr legt die Kinderschuhe nicht ab, auch wenn Euch die Perrücke des Gelehrten auf dem Haupte baumelt.“

„Wirklich?“ sagte Arndt, er machte dabei ein finstres Gesicht, und der Marschall sah die Adern auf seiner Stirne schwellen.

„Mein lieber Allmann“, warf er begütigend ein, „es ist nicht meine Art den zu kränken, welcher mir einen Dienst erwiesen — ich möchte im Gegentheil Euch meine Dankbarkeit in jeder Weise an den Tag legen.“

Arndts Miene beruhigte sich; er hatte seinen Mundvorrat, sowie einen kleinen zinnernen Becher hervorgeholt, den er mit kräftigem Wachholderbraunwein füllte, und was das vorpommersche Landbrot, sowie die frische Butter und den Schinken betraf, so konnten diese drei Artikel sich überall sehen und schmecken lassen.

„Aus der Revolution geboren nannten Sie sich, Herr Marschall. Sie waren noch nicht Officier, als das alte Regime zusammenbrach?“

„Nicht einmal Soldat, mein Freund. An meiner Wiege ist mirs nicht gesungen worden, daß ich einst die Heere Frankreichs durch Deutschland führen würde.“

„Herr Marschall, sind Sie aus einem edlen Geschlechte?“ frug Arndt weiter, den der Mann interessierte, und der sowohl als möglich aus ihm herauszuloden gebachte.

„Dem edelsten das es giebt“, erwiderte jener mit kurzem Lachen, „den freien

Bürgerstand, welchem Frankreichs Tugenden entsprossen. Meinem Vater schon hatte es erschienen, als ob des Rechtes zu wenig wäre im Land, deshalb war er ein Advocat geworden — und ich, dem damalig das Schwert des Geistes ein ansehnlicheres erschien, als dieser blutgetränkte Degen — ich mein lieber Almanach, war ein Buchdrucker — wären wir damalig zusammengeraten, wir hätten uns noch viel besser miteinander verständigt als heute. Doch es kam die Stunde, in welcher ich erkannte, daß die Welt in meinen Büchern eine papierne, und die wirkliche Welt draußen sei — die Welt der Wahrheit, mein Freund.“

„Es ist viel gesündigt worden in Frankreich“, bemerkte Arndt.

Des Marschalls Gesicht hatte sich verblühet, hingegenommen von der Erinnerung an die Schreckenstage saß er und starrte ins Feuer: „Es kanns niemand glauben, als wer es mit Augen gesehen hat, wie es damals in Frankreich zuging; es brach und borst alles, die Mauern stießen ein, die Thürme stürzten dazwischen, und über die Trümmer rasten Tiger dahin und leckten nach Blut, und wurden des Blutes nicht satt.“ Der Marschall erhob jetzt seine Augen und bezeugte Arndts festem Blick. „Ich gehörte zum Club der Cordeliers, und Danton war mein Freund.“

Arndt sprang auf, es war ihm zu Mute, als sollte er in den Schrei ansbrechen: und mit diesem Mann theile ich mein Brot und tränke ihn aus meinem Becher; ein so verrücktes Leben zu retten, streckte ich meine ehrliche Hand aus, und half ihm wieder zurecht auf die gesegnete deutsche Erde.“

„Sie können sich wohl nicht denken, daß ich ein Revolutionsmann gewesen bin“, fiel der Marschall ein, der Arndts Geberden scharf beobachtet hatte; seine Lippen kränfelte der Spott. „Wie gesagt, Ihr seid der Mute noch nicht erwachsen. — Aber das französische Volk ist mündig, ist reif zur Freiheit. Wir werden bei Euch die Freiheit zur Wahrheit machen.“

„Ich habe auch eine Idee von der Freiheit“, erwiderte Arndt, der sich erhoben hatte und auf seinen Platz in der unmittelbaren Nähe des Marschalls nicht mehr zurückkehrte, „aber wenn ich sie zu sehen meine in ihrer unsterblichen Schöne, so steigt sie strahlend von den Sternen hernieber. Die französische Freiheit kam von unten herauf, und der Altar, den sie ansrichtete, war das Schaffot.“

„Ihr seid ein Volk von Träumern“, erwiderte der Marschall scharf, „Ihr träumt und denkt, wir genießen und handeln; Ihr treibt Gefühl, wir Politik. Nicht alles heiße ich gut, was damals geschehen — doch es konnte nicht anders kommen.“

„Es hätte anders kommen sollen“, sprach Arndt, indem er sinnend die Arme über der Brust gekrenzt hielt.

„Ein Kaiser mußte kommen, um mit eiserner Mute das Werk der Revolution zu vollenden, um vollends die höheren Stände zu Boden zu schlagen, die vormals alle unter ihnen stehenden mißhandelten und erdrückten.“

„Mißbrauch wird immer sein, so lange diese Welt steht“, sagte Arndt. „Stand und Gliederung erfordert jede Gesellschaft, von den Ameisen und Bienen kann man das lernen; eine allgemeine Gleichheit würde mich dünken, als ein allgemeiner Tod, als völlige Verflachung — was mich betrifft, so wäre mir das Leben alsdann zu langweilig. Der rechte Bauer und rechte Edelmann auf dem Lande, der rechte Bürger in den Städten, der Kaufmann und der Handwerker, der Künstler und der Gelehrte, der Sänger mit klingender Harfe, der Gottesmann mit der frohen Botschaft des Heils — und über dem allen ein rechter König, der verwachsen ist mit seinem Volk — das erscheint mir als das Rechte; aber es gehört ein eigner Sinn dazu, der nicht in allen Ländern gefunden wird.“

Er sprach diese Worte mit großem Nachdruck.

„Ihr irrt, mein Freund, die schlechten Stände erschufen das Königtum, das schlechte Königtum erschuf die Revolution, und erst die Revolution erschuf den Kaiser!“

„Und doch werden die Stände wieder da sein, wenn längst des Kaisers Gebeine das Leichentuch deckt. Vielleicht lehrt einst auch das Königtum . . .“

„Niemals!“ — unterbrach ihn der Marschall. „Wollt Ihr die Zeiten auflösen

aus der Geschichte, die glorreiche Zeit, da der Franzose zum Soldaten, der Revolutionsmann zum Feldherrn wurde? Ich bin übers Meer nach Egypten, über die Alpen nach Italien gezogen. Ich habe die Schweizer organisiert und in Holland 15000 Mann zur Capitulation gezwungen — nur das ist die Zeit, um derentwillen ich mir gefallen lasse, überhaupt geboren zu sein. Hier im Norden habe ich Euch jetzt zu gelinde angefaßt und dadurch den Zorn des Kaisers mir zugezogen. Trotzdem sage ich: vivo l'empereur! und noch einmal: vivo l'empereur! Denn im Strudel der Zeit, wo alles dahingegangen und zerfließen ist, wie Schnee an der Sonne, steht er da als eine feste Gestalt von Stahl und Eisen, und zeichnet mit seinem Schwert die Wege, welche die Weltgeschichte einschlagen soll. Gestehe Sie's, daß er eine Wahrheit ist, Monsieur Allmann — oder, wenn es Ihnen so besser gefällt, ein Gott?“

Ein Gähne, wollte Arndt erwidern, aber er besann sich noch zur rechten Zeit; er schluckte die herausfordernde Antwort hinunter und sagte scheinbar gelassen, aber doch mit flammendem Auge und kaum verhaltenem Ingrinuum: „Es ist noch nicht aller Tage Abend, Herr Marschall, und auch“ . . .

„Auch mit Deutschland ist es noch nicht zu Ende, wöllet Ihr sagen“, fiel ihm der Marschall ins Wort. „Wie kommts nur, daß Ihr, als ein geborner Schwede, Euch zum Advocaten dieses Deutschlands macht? Ich habe nicht viel Gutes darin gefunden; Verrat und Freigebit reichen einander die Hände, um uns alle Thore zu öffnen, und indem wir ihnen den Fuß auf den Nacken setzen, preisen uns die Deutschen als Leute, von denen das Heil der Zukunft abhängt; was ist von einem solchen Volk zu erwarten?“

„Sie kennen es nicht“, erwiderte Arndt mit bebender Stimme, „was Sie gesehen, ist nur der Auswurf, ist nur Gesindel, das aus seinen Höhlen kriecht, in der Stunde der Finsternis; lassen Sie einen Müller am Hofe König Jeromes seine Gefänge abhüdeln, die wahren Dichter Deutschlands singen nicht für Frankreich.“

„Leicht gesagt!“ erwiderte Brune, „ich glaube nicht an die deutsche Nation und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: sie ist an und für sich keine Nation, das Gefühl dafür ist erloschen; einlgen Wert vermag sie nur noch zu erlangen, indem sie in der französischen aufgeht.“

Arndt beherrschte sich nur mühsam:

„Es könnte dennoch anders sein.“ Er sprach es leise, und mit gedrücktem Ton.

„Ich habe eine Aversion vor diesem Volk“, fuhr Brune fort, „es ist verloren.“

„Und dennoch ist Deutschland ein Hort der Liebe, der Treue und der Ehre“, brach es gewaltfam aus Arndt hervor, „glauben Sie mir, der ich Land und Leute kenne und mit manchem andren verglichen habe.“

„Mein lieber Allmann“, entgegnete der Marschall, indem er sich auch seinerseits erhob, „die Besten unter Euch sind Schwärmer, und Ihr gehört, so will es mich dünken, mit dazu. Aber nichts für ungut — wir wollen gehen.“

Ehe Arndt die Hütte verließ, zertrat er die Reste des Feuers mit seinem Fuß. Er ging dann hinaus und neben dem Marschall her, der sein Pferd bestiegen hatte und schweigsam geworden war. — Was mochte es sein, das die Seele des unheimlichen Mannes bewegte? War es die Erinnerung der Vergangenheit seines vielbewegten Lebens, die Schatten der Schredenzeit, der Siegestrausch glänzender Erfolge? War es die Gegenwart, die ihn eben in Deutschland einen ganzen Mann gezeigt hatte, die Zukunft, die ihn des Kaisers Ungnade fühlen lassen sollte? Die nordischen Sterne strahlten klar und scharf vom Nachthimmel hernieder, und vom Meer herüber kam der frische schneidende Lustzug, welcher die Nerven belebt und zu neuer Thätigkeit auspornt. Den Marschall jäherte. Rascher, als sie vermutet, erreichten die beiden Gefährten die von hohen Papeln eingefriedigte Landstraße.

„Dorthin“, sagte Arndt, indem er nordwärts wies, „liegt Stralsund, in einer kleinen Stunde können Sie es erreichen.“

„Wenden Sie sich an mich, wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann“, sagte



der Marschall, „Sie haben an mir wie ein braver Mann gehandelt, nochmals, ich danke Ihnen.“ Dann gab er seinem Koffe die Sporen.

\* \* \*

Das stille klare Herbstwetter der nächsten Tage begünstigte Arnolds Wanderung, ja es diente diese Fugtour, wie schon so oft in seinem Leben dazu, den unruhigen Schlag seines Herzens zu mildern, und ihm Zeit zu schaffen zur Durcharbeitung seiner großen Gedanken. Er wars ja gewöhnt von Kindheit an, über die aufgeregten Wogen seines Innern die Sterne scheinen, und mit seinen stets wechselnden Ideen die Winde ihr Spiel treiben zu lassen. Es kühlte ihm das heiße Blut, wenn er in der ersten Dämmerung des Morgens auf schmalen Fußwegen zwischen den Stoppelfeldern dahinschritt, auf denen der Klee seine Stauden trieb und das Gespinnst der weißen Sommerfäden vor seinen Augen sich breitete, ein Wahrzeichen des Herbstes und der Vergänglichkeith aller Dinge. Darum vielleicht liebte er Deutschland so herzlich, weil er bei diesen Wanderungen seine Winkel und Ecken durchsforchte, und mit liebendem Auge jedes alte Gemäuer, unter welchem die taube Kessel ihre Blüten ausbreitete, betrachtete. Jeden verfallenen Kirchhof, zwischen dessen grabbewachsenen Hügeln ein altersschwaches Kirchlein unter der Last des eignen Daches zusammenzubrechen drohte, schaute er sich lange an, stand auch wohl mit gefalteten Händen vor einem verwitterten Grabstein, mühte sich dessen Inschrift zu entziffern, und auch wenn er dies nicht vermochte, blieb er ein Weilchen noch davor stehen, wünschte dem Schläfer die ewige Ruhe, wie er für sich selbst sie hoffte, und ging dann weiter, ergriffen von heiligem Ernst, und doch lebensfroh und lebenskräftig genug, um mit voller Lust aus der am Wege rinnenden Quelle zu trinken. Jede Linde, welche ihre grüne Kuppel über einen Brunnen wölbte, blickte er an mit einer Art väterlichen Stolzes, jedes Storchneß auf dem First eines Strohdaches grüßte er mit fröhlichem Nicken als ein Wahrzeichen der Heimat. Wenn er die kleinen Dörfer durchpilgerte, verfehlte er nie einen Blick in das Innere der Häuser zu werfen; mit manchen stillen Seufzer gewahrte er, daß vielen, unendlich vielen dieser bescheidenen Geschöfte der Mann, der Vater, der Ernährer fehlte; Großväter nur mit langen weißen Haaren, die kurze Thonpfeife im Munde, saßen auf der Bank vor dem Hause, des warmen Strahls der Sonne bedürftig; hinter den mageren Pferden, und wenn diese nicht da waren, Ochsen oder Kühen, schritten Frauen, oder auch Kinder, zu schwach noch, um den Pflug zu regieren, und dennoch, durch den Nothstand gezwungen Mannesarbeit zu verrichten. Es lagen auch viele Acker brach, viele Häuser waren niedergebrannt, das Unkraut wucherte im Lande, und die Folgen der überstandenen schweren Zeiten traten überall zu Tage. Mangel an allem, nur nicht an einem, woran das deutsche Volk von jeher reich gewesen, an Kindern nämlich; eine Schar von Flachsköpfen tauchte überall empor, wo noch ein Schornstein dampfte, ein Backofen seine kräftigen Düste anschauchte; an jedem Dorfsteich, auf dessen Spiegel Enten und Gänse schwammen, oder kopfüber geneigt ihre Meistererschaft im Schwimmen und Tauchen bekundeten, lagen sie im Sande, um jeden Brunnen tanzten sie den Ringeltreiben, auf jedem Heuhaufen genossen sie die flüchtige Lust des Sommers; und wenn er an ihnen vorüberging und sie grüßte, mit der ihm eignen warmen Zuvigkeit, schauten sie ihn treuerzig an aus guten blauen Augen, und lächelten ihm zu mit verschämter Einsalt. Ein zertretnes Volk, dachte Arndt bei sich selbst, welches solche Knospen treibt, ist nicht zertreten, die Lebenskraft wird bald aus allen Fugen brechen. Und er hob das Haupt befeelt von großen Entschlüssen, und setzte feuriger den Fuß vorwärts, um seine Aufgabe zu erfüllen; sie bestand aber darin, die vereinzelten Grundbesitzer Pommerns und Braundenburgs in dem Bestreben zur Erhebung des Vaterlandes zu vereinigen, Gelder zu sammeln, und an geeigneten Orten Vorräte von Waffen anzuhäufen. In manch einsam gelegnem Wirthshaus, dessen Gastzimmer mit rothen Steinen gepflastert ist, und voll vom Qualm einheimischen Tabaks, saßen wir ihn um die Mitternachtsstunde an der Spitze des langen schmalen hölzernen Tisches sitzen, und um ihn herum das, was noch übrig geblieben vom bäuerlichen Stande; sorgfältig sind die Fenster verhängt, und ein Mann steht draußen Wache, um den Ge-

ächtelten vor einer etwa umherspürenden französischen Patrouille zu sichern. Die weitherhaltenen, sorgenvollen Angesichter der Dorfleute sind alle auf ihn gerichtet, und sie alle, alle, ob sie zum Teil auch wenig mehr besitzen, und an ihren Gebäuden oft genug die nackten Sparren über der Tenne hängen, sie wollen dazu halten, sie wollen geben, den letzten Heller, das letzte geringe Schmuckstückchen, von der Urahnin ererbt, ja — den Hock vom Leibe, und den Trauring vom Finger wollen sie geben, um nur wieder das Schwert gegen Napoleon zu erheben und Deutschlands Schmach in französischem Blut zu tilgen. Es sind nicht viel Worte, die sie machen, aber ein Murren durchläuft die Versammlung, wenn Arndts flammende Rede wiederhallt an der rauchgeschwärzten, niedrigen Decke; er sieht die heiligen Flammen der Begeisterung in den Augen der Hörer emporleuchten, es schwillt ihm die Brust, und hochklopfenden Herzens zieht er weiter, ein Apostel der nationalen Ehre, ein fahrender Sänger, ein Barde, der seine Lieder an jedem deutschen Helden singt. — Ist genug auch klopfte er an Pforten der Schlösser. Als armer Handwerksbursche, oder auch als reisender Sprachmeister ward er über die Schwelle gelassen, aber wenn er drinnen stand in den dunklen gewölbten Corridoren, ergriffen zarte Hände die seinen, und dem Rauschen seidener Gewänder folgend, ward er durch geheime Gänge in ein abgelegenes Gemach geführt, mitten hinein in den Kreis der Edelleute, deren manche er ehrte und liebte, ob er gleich mit Wort und Schrift gegen mannichfache Uebergrieffe des Standes aufgetreten war, denn er hatte gelernt das Ganze nicht nach dem Einzelnen, und einen stattlichen Eichbaum nicht etwa nach seinen Aesternen zu schätzen. — O, welch eine Fülle des Lebens in jenen Stunden, da sie am Kamin sich versammelten und miteinander berieten, noch ehe Arndt den Staub von seinen Schuhen hatte schütteln können, da sie ihm den Becher füllten mit Wein, und ihm doch kaum die Zeit ließen, seine durstende Zunge zu laben — welche Glut der Empfindung, welche freudige Opferwilligkeit in ihren Herzen! Sie, deren Söhne und Brüder auf den Schlachtfeldern ruhten, sie waren bereit aufs neue nichts Geringeres dahinzugeben für König und Vaterland. Gut und Blut dem Hause Hohenzollern, Gut und Blut der heimischen Erde, Gut und Blut der deutschen Ehre! Es hat Arndt die Seele erhoben und das Herz geweitet, mit diesen Männern zu verkehren, aber so sehr sie ihn hegen und pflegen gewollt, Ruhe gönnte er sich nimmer, und mit einem Segen auf den Lippen über das Haus und seine Bewohner, ist er weitergegangen, noch ehe die Verge sich erhoben von dem behauten Kain, und ist ihr zuvorgekommen, und hat dem Herrn in der Höhe ein Loblied gesungen.

Die alte Stadt Stettin ist er in einem Bogen umschritten, weil die Festung erfüllt gewesen von französischer Besatzung; ein ihm bekannter Fischer hat ihn in seinem Kahn über die Ober gefetzt, danach ist er quer durch den Wald geschritten, und endlich in Stargard angelangt, in dem damaligen preussischen Garnison lag unter dem Befehl des Generals von Blücher. Außerhalb der alttümlichen Thore dieser Stadt befand sich an dem Rand einer Wiese, welche von dem Flüsschen, genannt Jhna, durchschnitten wird, unter hohen Weidenbäumen eine Ausspannung, dorthin lenkte der Wanderer seine Schritte. Es war Abend geworden, und er fühlte sich ermüdet, und freute sich einen frischen Trunk zu thun. Es geschah nicht ohne Absicht, daß er gerade dies Wirtshaus erwählt, wo er den Pflichten der Menge nicht so preisgegeben war, wie es im Innern der Stadt geschehen sein würde. Er hatte verabredet hier einen Freund zu erwarten, der aus der Provinz Preußen zu kommen ihm fest versprochen. Als er es sich nun in dem kleinen Zimmer, welches der Wirt ihm angewiesen, behaglich gemacht und ein kräftiges Mahl hatte auftragen lassen, kam über ihn das Gefühl süßer Ruhe, es war ihm, als stände sein liebes Weib neben dem Kamin, die behagliche Glut schürend, sie selbst das Bild des Lebens, der Jugend und der Hoffnung; indem er sich eng verbunden wußte mit ihr, die sein ganzes Herz besessen, milberte sich das herbe Weh der lang andauernden Trennung. Den Kopf in die Hand gestützt gedachte er daran, daß unser irdisches Leben nichts sei als eine Pilgersfahrt, und daß er, sozusagen immer auf der Reise begriffen, ihr nachsolge, welche ihm vorangegangen in die ewige Heimat. Würde es ihm vergönnt sein, auch auf Erden noch einmal zu rasten und seinen Wanderstab in die Erde zu stoßen,

um ihn wie es einst Aaron geschehen, grünen und blühen zu sehen? — Er vertieft sich ganz und gar in seine Träume und überhörte dabei einen Schritt auf der schmalen, holprigen Stiege und das Klirren von Sporen. Die Thür öffnete sich, und in ihrem niedrigen Nahmen, denselben bis zu seiner ganzen Höhe ausfüllend, erschien die schlanke Gestalt eines jungen Officiers. Er trug die Uniform eines preussischen Dragoner-Regiments, enganliegendes gesticktes Kollet, lebernes Veintleid, hohe Reiterstiefeln, den Ballasch an der Hüfte und den dreieckigen Federhut unter dem Arm; sein Haar war in der Mitte der Stirn gescheitelt, über jedem Ohr eine gepuderte steife Locke, und über den Rücken herabhängend der wohlbekannte militärisch geflochtene Zopf. Joachim von Lindow war den Zöhrnen seiner Heimat nachgewachsen, etwas größer noch als Erich Treulich, weil besser verpflegt in seiner ersten Kindheit, aber schlauer und von zarteren Formen, seinem Vater nicht unähnlich, welcher nichts anders sein wollte, als ein schlichter Gutsherr; aber Joachim war zum Teil in Berlin anferzogen, hatte französische Sprachmeister gehabt und an den Sünden seiner Zeit Teil genommen. Indem er das Innere des kleinen Gemachs mit einem raschen Blick überflog, streckte er Arndt beide Hände entgegen: „Arndt! mein lieber Arndt! Und fast war es, als hätte er Lust, bei der um folgenden innigen Umarmung sein Haupt einen Augenblick auf der Schulter desselben ruhen zu lassen, es ging aber nicht an, denn Arndt war kleiner als er. „Mein Freund und Lehrer!“ sagte der junge Mann, indem er den Federhut ablegte, einen Schemel an den Tisch rückte, und sich Arndt gegenüber setzte. „Wie glücklich macht es mich, daß es unserer schristlichen Verabredung gemäß mir gelungen ist, Sie hier zu treffen, ich habe Ihnen viel zu sagen, und um ein viel Mehreres noch Sie zu bitten.“ Arndts Blick ruhte auf ihm mit einem gemischten Ausdruck von Zuneigung und Behmut.

„Sie haben wohl recht, mich so traurig und ernsthaft zu betrachten“, hub Joachim mit einem Seufzer an, „ich weiß auch, daß ich in Ihren Augen nichts andres bedeute, als eine taube Kessel am Wege. Dennoch bin ich gekommen um Ihnen zu berichten, mein alter Freund, und um mich von Ihnen absolvieren zu lassen.“

„Ich bin nicht mehr Professor in Greifswald“, erwiderte Arndt, „und Sie Herr von Lindow sind auch das Studentlein von damals nicht mehr. Ich gestehe es, gern denk ich zurück an die Begeisterung, welche mir aus Ihrem Herzen entgegenwalle. Ich habe Sie lieb gehabt, Herr von Lindow, als einen meiner strebsamsten Schüler, und gemeint Sie müßten, nachdem Sie in die Armee eingetreten, eine Säule derselben werden, das ist alles! Von heftiger innerer Bewegung ergriffen, war Joachim aufgesprungen und ans Fenster getreten. Zu sehen war dort wenig, denn Finsternis bedeckte das in flacher Einförmigkeit sich ausbreitende Land; aber es galt ihm zwei blinkende Thränen zu verbergen, die seine Wangen herabrieselten, und so blickte er weinend hinaus durch die kleinen runden in Blei gefassten Scheiben.“

„Einmal muß es doch heraus“, unterbrach er plötzlich die Worte heranstoskend die Stille, „und Ihnen mein Arndt vermag ichs eher zu sagen, als meinem Vater, wenn ich aber nichts sage, stößt es mir noch das Herz ab. Wir sind Schuld daran gewesen, daß es so kommen mußte!“ — es brach plötzlich ans ihm heraus, wie ein bis dahin gewaltsam zurückgebämmt gewesener Strom des Jammers, der Wut und der Anklage: „Wir sind Schuld gewesen, daß es so gekommen ist, und nicht anders, wir waren faul bis ins Mark hinein, darum haben wir die Schlacht von Jena verloren, und jeder Einzelne von uns, der in schmachvollem und elenden Franzosentum nachgeäfften Belustigungen seine Jugend vergeudet, hat mit daran geholfen das Vaterland zu zerstören. Wir sind es gewesen Arndt, die wir das Leben zu einem Spiel gemacht haben und der ersten männlichen Arbeit ausgewichen sind. O wie viele habe ich gekannt, die in Trunt und Leichtsinne das Erbe der Väter verwirtschaftet haben, daß ihnen vom märktischen Boden nicht so viel geblieben ist, um eine Streusandbüchse zu füllen — wir ernten, was wir gesät.“

„Wir wollen von neuem säen“, sagte Arndt vom Ramin her.

Aber der junge Mann hörte nicht auf ihn.

„Wenn ich es überlebte“, fuhr jener fort, „und mir mein eigen Schwert nicht in den Leib gerannt habe, so geschah es, weil ich nimmer die Hoffnung aufgab, es auszuweichen zu wollen. Aber verhaßt ist mir jeder Tag, an welchem dies gute Eisen noch in der Scheide ruht.“

„Die Stunde der Entscheidung wird kommen“, erwiderte Arndt, indem er aufstand und dem tief Erschütterten die Hand auf die Schulter legte. „Es frent mich, daß Sie so ernsthaft über die Vergangenheit den Stab brechen und mit so bitterem Herzweh der Sünde sich zeihen. Wenn ein Mann der Gottlosigkeit Valet giebt, und aus dem Wesen der Lüge, der Hoffart, des Scheins und der Thorheit zurücktritt, in das heilige, lautre Leben der Wahrheit und Frömmigkeit, da ist Freude vor den Engeln Gottes.“ Aber Joachim von Lindow ließ noch immer den Kopf hängen, und es kam fast wie ein Schluchzen aus seiner Brust.

„Mein Vater denkt klein von mir“, sagte er mit ganz bedrückter Stimme, „und hat ausgesprochen, es wäre ihm lieb, mich nimmer wieder über die Grenzen von Kossin einerschreiten zu sehen, darum wollt' ich Sie bitten Arndt, verfühnen Sie mich mit meinem Vater. Ich habe, Gott seis geklagt, seinem Namen bis jetzt wenig Ehre, und dazu viel Schulden gemacht, und scheue mich ihm unter das Angesicht zu treten; dennoch mag ichs nicht länger tragen ihm fern zu sein, und ich habe ihm noch Botschaft zu bringen von den Grundgefeßen in Preußen, die wollen auch nicht zurückbleiben — es ist wie ein Netz getreitet über das Land, und die Fäden spinnen sich weiter und weiter.“

„Ja das thun sie“, rief Arndt mit Begeisterung, und so Gott Gnade giebt, wollen wir den Leviathan fangen und am Hamen spielen. Wenn es Ihnen, lieber Herr von Lindow so ernst ist mit der Buße, wird auch Ihr Vater Ihnen sein Herz gewiß wieder aufschließen.“

„Es ist mir ernst“, antwortete dieser, „und ich will Ihnen auch sagen Arndt, was ich will. Ich will dem selbstsüchtigen, nichtsnutzigen Weltlichen entsagen, und will wieder ein Kind werden im Glauben und im Hoffen. An manchem bangen Tage hat mich im Gewissen gequält und gewurmt, in mancher langen schlaflosen Nacht ist mirs durch schwere Seelenkämpfe klar geworden“ —

„Daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen“ — ergänzte Arndt. Und „Amen!“ klang es laut und fest von ihrer-beider Lippen.

## Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben.

Vortrag im Kaufmännischen Verein zu Leipzig gehalten von D. Ehr. E. Kuthardt.

Das Thema meines Vortrags über die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben schließt die doppelte Frage in sich, ob die Kirche überhaupt eine Bedeutung habe für unser gesamtes öffentliches Leben, und welches diese Bedeutung sei. Dieses zweifache wird uns zu beschäftigen haben.

Indem Sie dieses Thema acceptierten, haben Sie anerkannt, daß es ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Und man wird nicht sagen können, daß es eine fernabliegende oder singuläre Frage sei, um welche es sich dabei handelt. Vielmehr sie steht auf der Tagesordnung; und heute nicht minder wie vor zehn Jahren, wenn sich auch die Dinge seitdem geändert und die damalige Kampfesfreudigkeit bei vielen, selbst den Käufern im Streit einer gewissen Kampfesmüdigkeit Platz gemacht hat. Dennoch beherrscht die kirchliche Frage — man darf wohl sagen — noch unsere gesamte Situation und ist die maßgebendste für das Verhältnis der politischen Parteien zu einander und für den Gang der gesamten inneren Politik, vielfach selbst der äußeren.

Und Zeitungsnachrichten über etwaige Verhandlungen mit dem Vatikan werden vielleicht mit noch mehr Interesse gelesen als Nachrichten über Gambetta oder Stobeleff oder die kriegerischen Affairen in Dalmatien oder der Herzegowina. Kurz wir werden wohl sagen dürfen: die kirchliche Frage steht im Mittelpunkt aller übrigen Fragen. Wir fühlen alle, daß wenn z. B. der Culturkampf morgen sein Ende fände, dies von der bedeutendsten Rückwirkung auf unsre ganz politische und sociale Situation wäre, und für den Gang unsrer gesamten inneren nationalen Politit wahrscheinlich bestimmend sein würde. Dies wird wohl unser aller Urtheil sein, wie wir auch sonst dazu stehen, ob wir jenes Ende fürchten oder wünschen. Und mit der äußeren Wichtigkeit, welche wir damit jener Frage zuertheilen, geht das innere Interesse, welches wir daran haben, Hand in Hand. Kaum bei einer andern Frage, so lebhaft oder auch erregt politische Debatten zu sein pflegen, sind wir innerlich so beteiligt wie bei dieser. Unser innerstes Gemüth wird in Anspruch genommen, sobald es sich um religiöse und kirchliche Fragen handelt, mögen wir nun zustimmend oder ablehnend uns dazu verhalten. Diese Thatfache zeigt, von welcher Bedeutung die kirchliche Frage für unser ganzes Leben ist.

Das ist eine Erscheinung, welche eine Eigentümlichkeit der christlichen Geschichtsperiode bildet. In der Zeit der Antike war sie unmöglich. Denn damals bildete die Religion nur einen Bestandteil des staatlichen Lebens und war nicht eine selbständige Größe. Es war Aufgabe des Staats, die religiösen Gebräuche und Ordnungen festzusetzen, so gut wie er die Ordnungen des übrigen Lebens festsetzte. Daß die Religion eine vom staatlichen Gesetz unabhängige Provinz für sich bilde, kam nicht zum Bewußtsein, sie war Sache der Ueberlieferung, nicht der Ueberzeugung; die Erfüllung der religiösen Pflichten war eine Sache des bürgerlichen Gehorsams, nicht eine Frage der Wahrheit; von der überlieferten Religion abzuweichen, war Verletzung der Staatspflicht; das religiöse Gewissen war noch nicht entbedt. Uns ist dieses ganze Gebiet Sache des persönlichen Gewissens, der innern Ueberzeugung, eine Frage der Wahrheit, nicht des staatlichen Gehorsams. In Israel allerdings finden wir Analogien zu der Stellung, wie sie uns jetzt als selbstverständlich erscheint. Die Propheten haben nicht selten ihre warnende und strafende Stimme gegen die staatlichen Autoritäten und ihre politischen Maßnahmen erhoben. Sie sind von der staatlichen Gewalt oft genug darum verfolgt und mißhandelt worden; aber sie haben sich auf die höhere Autorität Gottes berufen gegen die staatlichen Autoritäten. Hier haben wir die Anfänge einer Geltendmachung des Gewissens, wie wir sie auf dem heidnischen Boden der Antike nicht finden. Aber zu einer klaren Sonderung zwischen dem politischen und religiösen Gebiet, dem des Staates und dem der Kirche, wie es uns geläufig ist zu sagen, ist es auch hier nicht gekommen. Wenn auf dem Boden der antiken Völker die Religion eine Domäne des Staats war, so war in Israel der Staat eine Domäne der Religion. Dort war die religiöse Lebensordnung ebenso staatlich bedingt, wie die rechtliche Ordnung; hier war die politische und rechtliche Ordnung unmittelbar religiös bedingt. Dort haben wir Staatsreligion im unbedingten Sinn, hier Religionsstaat in voller Ausprägung. Das sind die zwei Formen, die sich auch in der späteren christlichen Zeit wiederholen, als die beiden Abweichungen von der Wahrheit. Beide sind Irrthümer; denn dort kommt das religiöse Leben nicht zu seinem Recht, hier das bürgerliche, staatliche Leben.

Christus hat beide von einander getrennt. Erst auf dieser Sonderung soll der Bund beruhen, in den sie mit einander zu treten allerdings berufen sind. Wenn Jesus einmal von sich ablehnt einen Erbstreit zu schlichten, so erkennt er damit das Rechtsgebiet als ein selbständiges an, welches nach seiner eigenen Vernunft zu ordnen ist, nicht von der Religion aus. Und wenn er auf die verjuchliche Frage der Pharisäer, ob es recht sei, daß das Volk Jehovas dem heidnischen Kaiser Steuer entrichte und so seine Oberhoheit anerkenne, mit dem bekannten Wort antwortet: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte was Gottes ist, so sondert er damit die beiden Gebiete, das staatliche und das religiöse als zwei selbständig neben einanderstehende und von einander unabhängige, und zwar nicht bloß in dem Sinn, daß er dem religiösen etwa bloß eine individuelle Existenz im Innern des Herzens anwies; denn er hat es mit Vertretern

eines religiösen Gemeinwesens zu thun, sondern er versteht die Religion zugleich im Sinne des religiösen Gemeinwesens, oder wie wir jetzt sagen, der Kirche.

Dieses Wort Christi — führt einmal Guizot aus — ist das Lösungswort der christlichen Zeit und ihrer Ordnung der Dinge geworden. Die ganze christliche Völkerordnung ruht auf demselben und auf der Sonderung jener beiden Gebiete, die es begründet hat. Die Verkennung dieser Sonderung ist ein Rückfall in die vorchristliche Vorstufe. Das religiöse oder kirchliche Gebiet zu einer Staats Sache zu machen, ist eine Erneuerung des heidnischen Princips; die Staat zu einer Sache der Religion oder Kirche zu machen, die Theokratie, ist eine Erneuerung des alttestamentlichen jüdischen Princips.

Jenes christliche Princip allein ist die Garantie der Freiheit, denn wenn wir gegen etwaigen Absolutismus der weltlichen Gewalt mit Erfolg Opposition sollen machen können, so müssen wir einen Standort haben außerhalb ihres Machtgebiets in dieser Welt. Ist die Religion Sache auch der staatlichen Gewalt, so ist das nicht möglich; nur wenn sie ein selbständiges Gebiet ist. So viel und oft das Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, in alter und neuer Zeit mißbraucht worden sein mag — und was ist nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? — so ist es doch das Wort der berechtigten Freiheit. Denn nur wenn die weltliche Gewalt nicht ein und alles ist, giebt es eine Schutzwehr der Freiheit. Wir bezeichnen alle die Gewissensfreiheit als ein unveräußerliches Gut der Menschheit. Der Gedanke der Gewissensfreiheit ist mit dem Christenthum in die Welt getreten. Die Stunde, in welcher Petrus vor dem hohen Rat in Jerusalem jenes Wort sprach, war die Geburtsstunde der Gewissensfreiheit. Die christlichen Apologeten, welche im Widerspruch gegen die Forderung der römischen Staatsgewalt in religiösen Dingen sich auf jenes Wort stellten, waren die Vertreter der Gewissensfreiheit im römischen Weltreich, welches noch lange sich gegen die Anerkennung desselben sträubte. Also die christliche Gesellschaftsordnung ruht auf der Sonderung von Staat und Kirche.

Allerdings hat das Nebeneinanderbestehen zweier selbständiger Gebiete seine Schwierigkeiten. Es wäre einfacher, wenn es keine solche Zweifelt gäbe, sondern nur Eines, entweder nur Kirche oder — da dies nicht möglich ist — nur Staat. Die Rechnung würde viel glatter verlaufen. Aber ruht nicht alles Leben auf der Gegenwirkung der Kräfte? Wenn es nur Centripetalkraft gäbe, so würde unsre Erde in die Sonne stürzen, und das wäre ihr Tod. Und wenn es nur Centrifugalkraft gäbe, so würde sie in alle Weiten irren, und das wäre ihr Verderben. Wohl ist es eine schwere Aufgabe, gesonderte oder widerstrebende Kräfte zu einigen; aber der Lohn ist auch um so größer. Der Tod ist auch ein Friede, aber eben ein Friede des Todes; die Einigung der Gegensätze ist ein reicherer Friede; denn es ist der Friede des Lebens.

Und zum mindesten: die Kirche ist um einmal eine Thatfache, mit der man rechnen muß. Auch wenn sie nur eine Schöpfung des menschlichen Geistes wäre und nicht wie wir von ihr glauben, eine göttliche Stiftung, wäre sie eine wunderbare Institution. Ich rede jetzt nicht vom innern Wesen der Kirche, nur von ihrer geschichtlichen Thatsächlichkeit. Es ist uns geläufig, Kirche und Staat mit einander zu verbinden. Aber kein Staat kann sich mit der Kirche messen, weder an Alter des Bestandes, noch an Elasticität des Lebens. Wie viel Stürme sind über sie hingegangen! Sie hat sie alle überdauert. Völker und Reiche sind von der Erde verschwunden, die Kirche ist geblieben. Der Wechsel der Zeiten hat sie auch mit betroffen; die Veränderungen, welche der Geist der Menschheit und die menschliche Gesellschaft erfahren, haben auch für die Kirche Veränderungen im Gefolge gehabt; sie ist mit hineingezogen worden in den Strom der Geschichte und hat sich von ihm mit fortziehen lassen; aber sie selbst ist doch dieselbe geblieben. Ihre Formen haben sich geändert, ihre Gestalt ist eine andere geworden; ihr Wesen ist das gleiche nach wie vor, und ihr Bekenntnis dasselbe wie in den Tagen der Apostel. Es ist das Bekenntnis zum Dreieinigen und es ist die Aelbaltung Jesu Christi. Sein Kreuz ist uns das Zeichen des Heils, wie die Predigt Pauli das Kreuz zum Innhalt hatte, und die Gemeinschaft der Kirche ist uns noch ebenso der Weg der Rettung, wie Petrus sie in seiner Predigt an Pfingsten als die Rettung bezeichnete. Die Kirche hat Einbußen

erlitten, aber sie hat dafür um so reichere Eroberungen gemacht. Sie hat die Völker der Zukunft erobert, das Abendland Europas und die Länder des Westens. Sie hat viele Angriffe erfahren, aber sie ist der Ambos, auf dem sich noch alle Hämmer erschlugen. Der Geist der Verneinung hat sie bekämpft und schien siegreich zu sein; aber sie hat auch die Stürme des Unglaubens abgeschlagen. Zur Zeit Voltaires und Friedrichs II. hat man auf ihren Tod gewartet. Aber wenn man Voltaires Namen nicht mehr nennen wird, wird sie noch sein. Sie scheint bei Seite geschoben durch den Geist des Fortschritts, der die Welt durchzieht. Aber wenn die staunenswerten Fortschritte unfres Jahrhunderts die Erde zu einer großen Stadt des Menschengeschlechts gemacht haben werden, wird man sehen, daß man damit nur der Kirche ihre Stätte bereitet hat. Die Arbeit der Mission geht nur langsam vorwärts. Aber sie wird am Ende die Welt erobern. Wunderbar, unvergleichlich, ja göttlich ist es — ruft Pascal aus — daß diese Kirche, die immer bekämpft wurde, immer gebauert hat. Und wunderbar, dieses Factum hat Christus vorausgesagt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Und eine solche Thatsache kann nicht ohne die größte Bedeutung für das gesamte öffentliche Leben sein.

Warum nun die weit verbreitete Abneigung gegen die Kirche? Man gesteht es vielleicht nicht immer ein; aber sie ist da. Sie kleidet sich vielleicht in das Gewand des äußeren Respects; aber dahinter verbirgt sich die Gleichgültigkeit, und die Seele der Gleichgültigkeit ist die Abneigung.

Was hat man gegen die Kirche? Ich rede nicht von denen, welche von Religion überhaupt nichts wissen wollen. Daß diese auch von der Kirche nichts wissen wollen ist natürlich. Und der Atheismus ist weiter verbreitet als Sie vielleicht glauben. Nicht blos etwa in den Reihen der Socialdemokratie. Ihre Anhänger haben ihn nicht erst erfunden, sondern ihn selbst erst von den höheren Ständen gelernt. Sie ziehen nur die praktischen Konsequenzen davon. Das ist der gewöhnliche Gang der Dinge. Die höheren Stände fangen an, die niedrigeren folgen nach. Aber was bei jenen vielleicht ein Spiel des Geistes oder ein Luxus ist, den man sich verstaten zu können glaubt, gewinnt bei diesen eine ernsthaftige Gestalt, und eine sehr ernsthaftige. Ich las dieser Tage, daß in einer Zeitung für das höhere Unterrichtswesen gestanden, „die Naturforschung soll streben, den Gottesbegriff aus den Köpfen der Schüler zu eliminieren.“ Ich kann das Citat nicht kontrollieren. Aber wenn dem so ist, so werden Sie sich selbst sagen, welche Frucht aus solcher Saat in den jugendlichen Gemütern erwachsen wird. Denn es ist natürlich Thorheit, die Natur an die Stelle Gottes setzen zu wollen. Die Natur ist blind und herzlos; zu ihr kann kein lebendiges persönliches Herzungsverhältnis bestehen. Solche Theorien sind nicht blos Wahnsinn, sondern ein Verbrechen an der Nation. Aber noch in diesen Tagen äußerte Virchow im preussischen Landtag (8. Febr. 1882): „Wir wollen weder die Freiheit noch die Unfreiheit der Kirche; wir wollen am liebsten gar keine Kirche. Es wird schon eine Zeit kommen, wo Sie einsehen werden, daß die Kirche eine bedenkliche Institution ist, welche nur dazu beitragen kann, die Gewissen zu bedrücken.“ Er hat es vielleicht nicht so schlimm gemeint, wie die Worte lauten; aber die Worte lauten so und gehen so hinaus in die Welt und thun ihre Wirkung. Und bedenken Sie, welches weitverbreitete Ansehen Virchow als Gelehrter genießt. Wenn ein solcher Mann ein solches Wort spricht, so ist das nicht auf gleiche Linie mit einer gewöhnlichen Vierrede zu stellen. Es ist aber thöricht zu meinen, man könne zwar Religion und Christentum wollen, aber nicht in der Form der Kirche. Das ist wohl die Meinung nicht weniger in der Blütezeit der Kulturkampfperiode gewesen. Diese Zeit liegt in unsern schnelllebenden Tagen schon ziemlich weit hinter uns zurück. Und ich will nicht die ungewaschenen Neben jener Tage ins Gedächtnis zurückrufen, und die Art und Weise uns vergegenwärtigen, wie man damals die „Jagd auf das Schwarzwild“, wie man sich etwa ausdrückte, betrieb, und die Kirche als ein gemeinschädliches Institut ansah und behandelte. Die Erkenntnis oder wenigstens die Stimmung ist gegenwärtig ziemlich weit verbreitet, daß man jenes Mal zu weit gegangen und die Kirche ungerecht behandelt, und daß man die Kirche nicht bekämpfen kann, ohne die Religion zu schädigen, daß aber die

Religion schädigen nichts anderes heißt, als unser Volk selbst schädigen. Ich las vor kurzem ein interessantes Zeugnis hierüber aus einem Kreise, in dessen Lager vor zehn Jahren eine fröhliche Kampfesstimmung herrschte. Im Abschiedswort der eingegangenen — bekanntlich liberalen — Zeitschrift „Im Neuen Reich“ heißt es am Schluß: „Es kann und darf nicht so für alle Ewigkeit fortgehen, daß unter dem politischen Geöde des Kulturkampfes die Entchristlichung des deutschen Volks mit Riesenschritten sich vollendet. Nach allen Erfahrungen der Geschichte und allem was wir die letzten zehn Jahre erlebt haben, würde unter den Trümmern der katholischen Kirche die evangelische Kirche mit begraben werden, und auf den Ruinen derjenigen Gewalten, welche bisher die stärksten Wurzelkräfte nicht bloß der Christlichen, sondern der Freiheit überhaupt gewesen sind, würde sich nichts erheben, als die unheimliche Gestalt eines hochcentralisirten Allmächtigen heidnischen Staatswesens in demokratisch-cäsarischem Gewande. Was Toqueville einst als Frucht langer Beobachtungen moderner Staatenentwicklung, germanischer wie romanischer Rasse ausgesprochen hat, behält noch heute seine Gültigkeit: „Will ein Volk wahrhaft frei sein, dann muß es feste religiöse Ueberzeugungen haben, und entschlägt es sich des religiösen Glaubens, dann muß es der Knechtschaft verfallen.“ Der Einzelne mag in unsern Tagen immerhin wähnen, auch fernab von allem Kirchentum religiöse Empfindungen pflegen zu können; das deutsche Volk wird seinen religiösen Glauben immerdar nur in den übersieserten Formen der christlichen Kirchen zu suchen wissen, und wenn es ihn dort nicht mehr findet, wird es ihn gänzlich verloren haben. Deshalb halte ich für religiösen, für nationalen, für freiheitlichen Gewinn jede Ausgleichung im Kirchensstreite, welche dazu beiträgt, den gegenwärtigen Bestand positiven Christentums aufrecht zu erhalten und der ferneren Auflösung christlicher Kirchengemeinschaft Einhalt zu thun.“ Ich bin ein Orthodoxer u. s. w.; aber ich könnte nicht anders sprechen, als hier gesprochen ist.

Aber Sie wenden vielleicht ein: Wohl Religion und Christentum wollen wir; es muß ein Gegengewicht da sein gegen die ausschließliche Beschäftigung mit den irdischen Interessen; das Gemüt veradelt sonst und das Leben wird schließlich trostlos. Auch erkennen wir an, daß das Volk seine religiöse Nahrung nur in der Form der Gemeinschaft finden kann, daß also Kirche sein muß. Aber wir haben gegen die wirklichen Kirchen nicht geringe Bedenken. Und Sie erinnern mich vielleicht an die Greuel der Inquisition und der Hexenproceffe. Gewiß, das waren verabscheuungswürdige Greuel, die man mit dem Namen der Religion und des Christentums bedeckte. Aber sie kommen ebenso auf das Konto des Staats wie der Kirche zu stehen, und die Juristen sind mit den Theologen unter gleicher Verdammnis; sie sind auf Rechnung jener Zeiten überhaupt zu setzen. Diese Zeiten sind vorbei. Wohl, sagen Sie etwa; aber die Zeit der Herrschaft der Kirche ist nicht vorbei. Und Sie erinnern mich vielleicht an Canossa. Canossa wäre nicht gewesen, wenn Kaiser Heinrich IV. weniger charakterlos gewesen wäre. Ein so schwankender Charakter war freilich einer so charaktervollen Persönlichkeit, wie Gregor VII. war, nicht gewachsen. Aber die Präensionen Roms sonst? Allerdings die Präensionen Roms sind nicht zu vertragen. Wenn Rom mit seinen Ansprüchen der Herrschaft auch im weltlichen Gebiete Ernst macht, kann kein Staat in der Selbstständigkeit, die ihm zukommt, bestehen. Das erkenne ich vollständig an. Aber was gehen den Staat die principielle Ansprüche Roms an? Und gegen factische Uebergriffe kann er sich wehren; gegen Principien als solche aber soll er sich nicht wehren; denn er kann nicht gegen Ueberzeugungen kämpfen, sondern nur gegen Thatfachen. Und muß man denn gegen alle Ansprüche kämpfen? Kann man sie nicht auch ignorieren? Muß man jeden Handschuh aufheben, der einem hingeworfen wird? Kann man einen solchen Handschuh nicht auch liegen lassen? Rom hat gegen den Westfälischen Frieden und gegen die Wiener Schlußacte, die Grundlagen unsrer gegenwärtigen Staatenordnung, protestirt — man hat den Protest einfach ad acta gelegt, und Rom hat sich gefallen lassen; es war ihm genug, sein Princip gewahrt zu haben; die Freude kann man ihm lassen. Es hat gegen die preussische Königswürde protestirt — und Preußen ist über den Protest zur Tagesordnung übergegangen und er hat nicht verhindert, daß zu Zeiten beste Freund-



schaft zwischen beiden war; und was war, kann wieder werden. Hat die römische Kirche ihre Macht mißbraucht — hat der Staat sich nicht auch Mißbrauch seiner Macht gegen die Kirche zu Schulden kommen lassen? Genußsam. Vielleicht gleicht sich die Rechnung aus. Und sollen wir einer Sache das Recht der Existenz darum abschprechen, weil sie mißbraucht werden kann oder gefährlich ist? Was ist nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? Da müßten wir viel abschaffen. Wo sollten wir aufhören?

Und gilt der Mißbrauch von der römischen Kirche — von der evangelischen kann es niemand behaupten. Es widerspricht ihrem Wesen, und es ist bei ihrer ganzen Organisation faktisch unmöglich, daß sie sich das Gebiet des Staates anmaßt. Da ist also jener Vorwurf völlig hinfällig. Und vergessen Sie nicht, daß in Deutschland den 15 Millionen römischer Katholiken 30 Millionen Evangelische gegenüberstehen.

Aber sagen Sie vielleicht, intolerant ist die evangelische Kirche auch, sie läßt keine andere Wahrheit gelten als die ihre. Meine Herren, alle Wahrheit ist intolerant. Denn wenn sie dem Gegenteil ebensoviel zugestehet, als sie für sich in Anspruch nimmt, so hört sie auf Wahrheit zu sein und wird zum Zweifel. Als Pilatus Jesus spöttisch fragte: was ist Wahrheit — so war es der Zweifel, der alle Wahrheit leugnet, der aus ihm sprach. In Jesu aber stand ihm der gegenüber, der von sich sagte: ich bin die Wahrheit. Aber wo war die Verfolgung — bei der Toleranz des Zweifels oder bei der Intoleranz der Wahrheit? In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts erschien eine sehr interessante Streitschrift eines philosophisch gebildeten Heiden Namens Celsus wider das Christentum. Der christliche Eifer der späteren Zeit hat sie vernichtet. Aber der christliche Gelehrte Origenes hat in seiner Erwiderung, welche er dagegen verfaßte, so zierlich die ganze Streitschrift des Heiden mit aufgenommen, so daß man sie daraus rekonstruieren kann und rekonstruiert hat. Am Schluß seiner Polemik macht Celsus den Christen einen Vorschlag: sie sollen in Frieden gelassen werden, wenn sie nicht die ausschließliche Wahrheit in Sachen der Religion zu besitzen behaupten, sondern auch die andern Religionen anerkennen und so nur eine Religion neben andern sein wollten im großen Pantheon des römischen Reichs. Also er bot den Frieden an auf dem Boden der gegenseitigen Toleranz. Die Christen haben den Vorschlag abgelehnt und haben sich lieber noch anderthalb Jahrhunderte verfolgen lassen. Hätten sie ihn angenommen, so gäbe es heute kein Christentum und keine christliche Kirche mehr. Ihre Ablehnung hat die Zukunft derselben gesichert. Wenn die Wahrheit nicht mehr an sich selbst glaubt, glauben auch die Menschen nicht an sie. Wenn sie aber an sich glaubt, muß sie das Gegenteil verwerfen. Wollen Sie das Intoleranz nennen, so ist das nur eben die Intoleranz des Gewissens, welchem Wahrheit und Irrtum oder vollends Lüge nicht gleichgiltig ist. Also wollen wir die Kirche haben, so müssen wir sie so haben wie sie ist.

Oder sollte man wirklich die Kirche nicht haben wollen? Nun wohl, denken wir uns einmal die Kirche weg — wenn es uns möglich ist, dieß überhaupt zu denken. Nicht einmal die Kirchtürme — sagt Dahlmann einmal in seiner Politik — werden wir uns wegdenken wollen aus unsren Landschaften, sie gehören zum landschaftlichen Bild. Oder die Kirchen aus unsren Städten, damit der Raum für den Geschäftsbetrieb nicht verkürzt werde? Der Raum, den eine Kirche einnimmt, ist wertvoller als der Nutzen den sie stiftet. Wirklich? Ist der Raum, den eine Kirche einnimmt, wertvoller als der Raum den ein Gefängnis einnimmt? Ich glaube kaum. Es ist aber gewiß, daß jede fehlende Kirche durch ein Gefängnis oder wenigstens durch eine Kaserne ersetzt werden müßte. Und diese würde vielleicht mehr kosten als jene. Wir würden es bald merken im Leben, was diesen fehlt, wenn die Kirchen fehlen würden. Man lernt den Wert eines Gutes erst dann recht schätzen, wenn man es verloren hat. Und man würde es merken, was unser ganzes Leben für ein unersetzliches sittliches Gut verloren hätte. Und wenn es nur der Ton der Glocke wäre, den wir nicht mehr hörten und der die Herzen und Gedanken von der Erde weg ruft und an die Ewigkeit erinnert. Schiller hat das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode an die Stimme der Glocke geknüpft. Und ich denke, es ist nicht bloß eine schöne Poesie, die wir an diesem Liebe besitzen. Es wäre nicht diese Poesie, die es ist, wenn es nur Poesie wäre.

Welches ist nun aber also die Bedeutung der Kirche für unser gesamtes öffentliches Leben? Ich kann dieses Gebiet bei weitem nicht ganz umschreiben. Ich muß mich begnügen, nur etliche Punkte herauszuheben.

Als Christus von seinen Jüngern scheid, gab er ihnen den Befehl, in alle Welt auszugehen und die Völker der Erde durch ihr Wort und die Taufe zum Bunde eines gemeinsamen religiösen Glaubens und Lebens zu sammeln. Die Kirche ist also — ich bleibe nur bei der nächsten äußeren Erscheinung stehen — ein religiöser Bund der Glaubens und Lebens, der alle Völker umfassen soll. Und sie ist seit den acht- zehn hundert Jahren ihres Bestehens auf dem Wege dieser Bund zu werden. Sie schließt die Völker der Geschichte jetzt schon in ihre Grenzen. Und wir sind gewiß, daß das Christentum noch einmal alle Völker umfassen soll. Dies ist die Aufgabe der Mission, im Bund mit den geschichtlichen Fortschritten des Culturlebens dieses Ziel zu verwirklichen. Und sie wird es verwirklichen. Machen wir uns diesen Gedanken deutlich: ein religiöser Bund der ganzen Menschheit — es ist ein Gedanke von bewundernswürdiger Kühnheit und Großartigkeit und doch wieder Einfachheit. Keinem der großen Geister der alten Welt ist er gekommen und wäre er möglich gewesen. In jenem Winkel Palästinas ist er geboren, arme Zöllner und Fischer waren seine Apostel, ihre Waffe war das Wort und das Leiden, und ihr Gedanke hat die Geister erobert und wird die Welt erobern, und sein Weg ist von einer Fülle von Segnungen begleitet. Die Kirche ist die große Internationale der Welt, welche das Band der Gemeinschaft zwischen den Völkern knüpft. Sie wenden vielleicht ein: aber die Kriege sind seitdem nicht weniger geworden. Allerdings. Denn Ehrgeiz, Selbstsucht, kurz die Sünde hat ihre Macht auf der Erde nicht verloren. Wir sagen uns alle, daß, wenn der christliche Geist zu rechter Herrschaft käme, auch das Verhältnis der Völker zu einander ein anderes sein würde. So nun aber ist der ewige Friede nur ein schöner Traum. Aber etwas ist doch gewonnen: Hinter der blutigen Arbeit des Krieges geht die Warmherzigkeit einher und sucht die Wunden zu verbinden, welche der Krieg schlägt. Er ist doch menschlicher geworden. Und das ist eine Wirkung der Kirche, dieser großen Predigerin der Warmherzigkeit.

Es ist uns geläufig geworden, vom Reiche Gottes zu sprechen, um damit die Aufgabe der Kirche zu bezeichnen. Das ist ein christlicher Gedanke, welcher der alten Welt fremd war. Was verstehen wir darunter? Ich will keine theologische Erklärung aufstellen, sondern begnüge mich mit dem Nächstliegenden, wenn ich sage, das Reich Gottes ist die Gemeinschaft der thätigen Menschenliebe. Ich brauche dies Wort der allgemeinen Menschenliebe nur zu nennen, um Ihre Gedanken an eine ganze Fülle von Segnungen zu erinnern, welche wir der Verkündigung derselben verdanken. Sie sagen vielleicht: aber die allgemeine Menschenliebe ist unabhängig von der Kirche. So ist sie wenigstens erst durch die Kirche in die Welt gekommen; denn vorher war sie nicht da. Und ob sie unabhängig von ihr ist? In einzelnen Fälle wohl. Es kann eine Wirkung bestehen, auch ohne des Zusammenhangs mit ihrer Ursache bemüht zu sein. Der Canal, der die durstige Wiese bewässert, kann noch eine Weile Wasser haben, auch wenn ihm der Zufluß vom Strome fehlt. Aber die Wirkung im Ganzen kann nicht ohne die Ursache bestehen. Die Selbstsucht, welche die herrschende Macht in der menschlichen Gesellschaft, weil in der menschlichen Natur, bildet, bedarf immer der Gegenwirkung von einer entgegengesetzten Macht aus.

Und was nun von der Gesamtheit der Menschheit gilt, gilt auch vom einzelnen Volke. Ich will jetzt nicht von dem reden, was insonderheit unser Volk dem Christentum und der christlichen Kirche verdankt. Ich will mich auf das Allgemeine beschränken, was von einem jeden Volke gilt. Jedes Volk besteht in seiner gesellschaftlichen Ordnung aus dem Unterschied der Stände und Besitztümer. Und der natürliche Egoismus ist stets geneigt, diesen Unterschied zum Gegensatz zu steigern. Und die Reibungen der Gegensätze rufen dann die Verbitterung der Gemüter, die Geister des Neides und der Begierde, kurz alle die Uebel hervor, die wir kennen und welche vor allem die Gegenwart mit so ersten Gefahren bedrohen. Die Kirche ist die ausgleichende, versöhnende Macht. Ich will nur an Eines erinnern, etwas ganz Außerliches, was wir alle Sonntage erleben. Es steigt

doch eine versöhnende Macht von ungeheurer Bedeutung in der Thatsache, daß in demselben Raume der Kirche, auf denselben Bänken sich die Genossen der verschiedensten Stände zusammenfinden, daß ihnen dasselbe Wort verkündigt wird, daß sie ihre Stimmen in denselben Liede vereinigen, in denselben Gebet sich ihre Gedanken begegnen, daß sie um denselben Altar sich versammeln, dasselbe Brod empfangen, aus demselben Kelch trinken. Und das kann nicht ohne Wirkung auch für das Leben bleiben. Und nun noch die thattsächliche Ausgleichung in der Thätigkeit der christlichen Barmherzigkeit! Ich kann Ihnen jetzt nicht die Geschichte der christlichen Barmherzigkeit vorführen. Aber unter allen Blättern der Geschichte der Kirche ist dies das leuchtendste Blatt. Und es ist ein ganz neues Blatt, welches die Geschichte der Menschheit mit dem Christentum und der Kirche aufgeschlagen hat. Vorher war es völlig unbeschrieben. Jetzt ist es mit den leuchtendsten Lettern bedekt. Und unsre Zeit — das muß man von ihr rühmen — ist eifrig bemüht, diese Schrift reichlich zu vermehren. Ich brauche Sie aber nicht erst darauf aufmerksam zu machen, von welcher versöhnenden, ausgleichenden Bedeutung diese Arbeit ist. Diese Arbeit aber wäre nicht, wenn das Christentum nicht auch als eine sociale Macht in die Welt getreten wäre. Die Kirche ist eine Macht der socialen Ausgleichung.

Und nicht minder eine Macht der socialen Sittlichkeit. Zwar zunächst wendet sich das Wort der Kirche an den Einzelnen und sucht in ihm ein neues inneres Leben hervorzurufen, daß sein ganzes Thun und Treiben von einem neuen sittlichen Geiste erfüllt werde. Und es liegt auf der Hand, daß diese sittliche Wirkung in den Einzelnen nicht ohne die einflußreichste Wirkung auf das gesamte sittliche Leben der Gesellschaft bleiben kann. Denn es ist doch nicht gleichgültig, auch für Handel und Wandel, ob einer in seinem Geschäftsleben von christlichem Geiste erfüllt ist oder nicht. Diese sittliche Wirkung in den Einzelnen aber fixiert sich für das Gesamtleben in den Sitten und Ordnungen des gemeinsamen Lebens. Ich erinnere Sie nur an Eines, an den Sonntag. Die alte Welt kannte einen solchen Ruhetag in der Woche nicht. Es liegt aber auf der Hand, von welcher tiefgreifenden Bedeutung derselbe nicht bloß für das leibliche Leben und die öffentliche Gesundheit, sondern auch für das ganze Geistes- und Gemüthsleben und insonderheit für das Familienleben ist in dem Maße, als das Arbeitsleben der modernen Zeit alle Nerven anspannt und die Zeit der Woche in Anspruch nimmt und in weiten Kreisen die Einzelnen dem Familienleben entzieht. Und es ist doch nicht gleichgültig, ob uns die religiöse Sitte und Ordnung des täglichen Lebens immer wieder daran erinnert, daß wir nicht in den Gedanken und dem Getriebe des irdischen Lebens und der zeitlichen Dinge untergehen, sondern auch unsrer höheren Bestimmung und unsers ewigen Zieles eingedenk bleiben sollen. Es wird durch solche Erinnerungen auch das irdische Leben und seine Interessen und Aufgaben und Freuden mit höherem Gehalte erfüllt. Es ist aber die Kirche, welche durch ihr bloßes Dasein daran erinnert und durch ihr Wirken, wenn ich so sagen darf, das Salz in das irdische Leben streut, damit es vor Fäulnis bewahrt bleibe.

Rein Volk trägt in sich die Gewähr bleibenden Bestandes. Auch die reichsten Kräfte erschöpfen sich. Aber wir sagen uns alle: wenn ein Volk seinen Christenglauben bewahrt und christlicher Sinn und Geist in ihm lebendig bleibt, so hat es darin die Gewähr des Bestandes. Das Gefühl aber des christlichen Sinnes und Geistes und die Organisation des christlichen Lebens ist die Kirche. Sie ist die Fassung der Quelle, welche sich von da aus belebend und befruchtend über die Gefilde des gesamten nationalen und gesellschaftlichen Lebens ergießt.

In unsern Tagen aber hat die Kirche, wenn ich recht sehe, eine doppelte Bedeutung und Wichtigkeit. Lassen Sie mich ein kurzes Wort von unsrer Zeit sagen.

In wenigen Jahren ist das hundertjährige Gedächtnis der ersten großen französischen Revolution. Und dies ist nicht eine bloße historische Erinnerung. Unsere Zeit hat auch eine große sachliche Verwandtschaft mit der Zeit, welche jener Katastrophe vor hundert Jahren vorherging. Und wer weiß, ob wir nicht einer ähnlichen Katastrophe entgegengetrieben. Ich wenigstens wage es nicht unbedingt zu verneinen. Wie sich jenesmal der dritte Stand emporarbeitete und, weil er die Majorität der Nation ausmachte, sich an der Stelle der bis dahin allein herrschenden beiden oberen Stände, Aristokratie und Clerus,

in die Herrschaft setzte, so arbeitet sich unfraglich jetzt der vierte Stand durch und sucht sich, weil er die Mehrzahl im Volke repräsentiere, an die Stelle des herrschenden und besitzenden dritten Standes zu setzen. Und wie diese Veränderung damals auf dem Wege jener gewaltigen Explosion erfolgte, welche eine Reihe von Existenzen zertrümmerte und der Welt eine neue Gestalt gab, so ist zu fürchten, daß auch diese uns drohende Veränderung auf dem Wege einer gewaltigen Explosion erfolgen wird, die eine Reihe von Existenzen zertrümmert und der Welt eine neue Gestalt giebt. Zündstoff ist in Menge aufgehäuft — das kann sich Niemand verhehlen. Was aber jener Bewegung damals Kraft und Erfolg gab, war dies, daß es sich nicht bloß um äußere politische Veränderungen handelte, sondern daß den politischen Bewegungen eine neue Weltanschauung zu Grunde lag, welche sich durchzusetzen suchte. Es war die Richtung der Aufklärung oder des Liberalismus oder wie man sie nennen mag, deren Prophet Rousseau mit seinem Natur-evangelium war und welche die natürliche Gleichheit Freiheit und Güte aller Menschen proklamierte. So ist es auch jetzt nicht bloß eine äußere Veränderung, um welche es sich handelt, sondern eine neue Weltanschauung, welche sich durchzusetzen sucht. Und diese Weltanschauung ist die materialistische Denkweise, das Evangelium vom Stoff und seinen Kräften und Gesetzen, aus welchen sich alles erkläre, mit seiner Predigt vom Genuß des irdischen Lebens, welcher allein den Zweck des Daseins bilde, und mit seiner Moral vom Kampf des Daseins, welcher das Recht des Stärkeren, d. h. den Egoismus zum Princip erhebt und den Erfolg als die sittliche Rechtfertigung ansieht. Dies aber heißt die gesamten sittlichen Grundlagen der bisherigen Gesellschaft umstürzen und durch andere ersetzen, die wir als unsittlich werden bezeichnen müssen. Die Gefahr aber liegt darin, daß diese Denkweise nicht etwa bloß in den Vertretern des vierten Standes zu Hause ist. Wie die neuen Ideen, welche die Jacobiner seinerzeit in blutige Wirklichkeit umsetzten, damals von den höheren Ständen ausgingen, so daß diese von ihren eigenen Konsequenzen widerlegt wurden, so haben auch die Propheten des neuen Evangeliums unserer Tage ihr Credo nicht selbst erfunden, sondern sie haben es von den höheren Ständen gelernt. Die Gleichgültigkeit gegen den Himmel und das ewige Leben, die ausschließliche Betonung der irdischen Interessen, des Erwerbes und Genusses u. s. w., kurz der ganze praktische Cultus des materiellen Daseins ist zuerst von den höheren Ständen gepflegt worden, ehe die niederen damit in ihrer Weise Ernst zu machen sich anstählten. Der Feind ist in der Festung selbst. Darin besteht die Schwäche der Festung, die sie fallen machen wird.

Äußere Mittel beschwören diese Gefahr nicht. Auch die bestgemeinten Gesetze reichen nicht dazu aus. Das vermag nur eine moralische Macht, welche zugleich eine sociale ist. Diese moralische Macht ist allein die Religion, das Christentum. Die sociale Wirkung des Christentums aber beruht in der Kirche, welche die Organisation desselben ist. Die Kirche aber übt ihren Einfluß durch die Kirchen und Parochien. In dem Maße als die Kirchenlosigkeit besonders der großen Städte zunimmt, nimmt die Gefahr der Zukunft zu. Sehen Sie in der Socialdemokratie eine Gefahr der Zukunft, ihre Hauptgefahr, so giebt es dagegen nur ein durchschlagendes Mittel, das ist die ausreichende kirchliche Versorgung. Kirchenlosigkeit und sittliche Verwilderung mit allen ihren auch materiellen Folgen stehen im engsten inneren Zusammenhang mit einander. Das hat z. B. auch der „Hamburger Correspondent“, eine bejonnene Zeitung, vor etlichen Jahren einmal in einem sehr bemerkenswerten Artikel anerkannt und angeführt. Weder Polizei, noch Armee, noch auch Gesetze, helfen der sittlichen Verwilderung und ihren Folgen gründlich ab, so nötig und nützlich dies alles ist; noch weniger thun es natürlich die Gefängnisse, so gut sie eingerichtet sein mögen. Vermehrte Parochien mit den nötigen Kirchen und Geistlichen, — Sie dürfen sich dessen versichert halten — das allein kann gründlich helfen — so fremdartig Ihnen vielleicht dieser Gedanke erscheinen mag. Machen Sie sich nur selbst deutlich: wenn mitten in einen Häusercomplex, in welchem etwa vor andern sittliche und materielle Verwahrlosung, Verwilderung, Trunksucht und Zerrüttung des Familienlebens u. s. w. zu Hause sind, wenn da eine Kirche, wäre es auch nur eine Kapelle mit einem Geistlichen mit fester Wohnung hineingesetzt wird und der Geistliche läßt sich nur einigermaßen seine, wenn auch nicht angenehme Aufgabe anlegen

sein — glauben Sie nicht, daß man die Wirkungen davon spüren würde? Ohne alle Frage. Jede Kirche mit ihren Geistlichen ist ein Mittelpunkt, von dem eine Reihe sittlicher Wirkungen ausgeht. Es gibt, ich wiederhole es, kein durchschlagenderes Mittel, um den sittlichen und socialen Gefahren entgegen zu arbeiten, welche unsere ganze Zukunft bedrohen. Und alles Neben von der socialen Bedeutung und Aufgabe der Kirche hist nichts, wenn man ihr nicht in dieser Weise Wege und Brücken baut, daß sie an das Volk gelangen kann.

Und nun vergleichen Sie nur flüchtig den wirklichen Zustand. Unsere Zeit hat sich hierin die größten Versäumnisse zu schulden kommen lassen. Wir leben im großen und ganzen von den Kirchen der früheren Jahrhunderte; was die Gegenwart darin geleistet, hat mit den Fortschritten der Gegenwart weit nicht gleichen Schritt gehalten. Wir haben die Folgen davon zu fühlen. Bleiben wir bei uns selbst stehen. Und ähnlich wird sich in den meisten großen Städten und ihrer Umgebung verhalten. Was ich sage, soll niemandem zu Leide gesagt sein. Ich will nicht verlegen, sondern nur ein wenig unruhig machen. Wir haben hier in Leipzig vier Parochien von je 30—40 000 Seelen. Wir sollten mindestens noch einmal so viel, ja eigentlich dreimal soviel haben; denn eine Parochie sollte die Zahl von 10 000 Seelen nicht überschreiten. Sie kann dann nicht mehr ordentlich übersehen und besorgt werden. Wir haben an jeder Parochie drei bis vier Geistliche, so daß auf jeden durchschnittlich etwa 10 000 Seelen kommen. Schon 5000 ist zu viel; es sollten auf jeden nur etwa 3000 Seelen kommen; denn mehr kann er so gründlich, wie er sollte, nicht besorgen. Unsere Geistlichen arbeiten mit anerkennenswerthem Eifer, zum Teil über ihre Kräfte, aber die Arbeit und Verantwortung geht über das Maß des Möglichen. Die Stadt und ihre Zahl ist viel mehr gewachsen, als die kirchliche Versorgung damit nur einigermaßen Schritt gehalten. Denn damit ist's nicht gethan, daß ein ober der andere Hilfsgeistliche oder Diakon mehr angestellt wird. Vergewärtigen Sie sich nur z. B. unsere Südvorstadt und ihre Parochie mit ihren fast 40 000 Seelen. Es ist unmöglich, daß ihre drei oder vier Geistlichen damit fertig werden können. Und diese ganze ausgedehnte Südvorstadt ohne eine einzige Kirche! Statt der einen projektierten großen Peterskirche müßten mindestens vier, und wenn es nur Kapellen wären, in diesem Quartier vorhanden sein — und grade in den Straßen, welche von den Armen am meisten bewohnt sind, ihnen vor Augen und zur Hand, so daß sie nicht weit darnach zu gehen hätten, mit Gottesdienst abends in der Woche, daß sie in den gewöhnlichen Kleidern besucht werden können, von den Frauen, wenn sie ihre Kinder besorgt haben, von den Männern, wenn sie von der Arbeit heimgekommen sind und nun doch auch etwas anderes hören wollen, als was der Tag und die Arbeit ihnen bot, und den Tag über und wenn es auch nur in einzelnen Stunden wäre, offen stehend, daß die Frauen oder auch die Männer einen Ort haben, wo sie einmal ein paar Minuten allein sein können, wozu sie sonst keinen Platz haben, wo sie ein stilles Gebet verrichten können, wo sie sich vielleicht auch einmal von den Menschen ungelassen ausweinen können, wo sie den Geistlichen bei der Hand haben, sich von ihm beraten oder trösten lassen zu können. Sie sagen sich selbst, die heilsame Wirkung davon wäre unfraglich.

Und nun unsere nächste Umgebung, die mit Kirchen und Geistlichen übersät sein sollte, weil wir es hier nicht etwa mit alten Bauerngemeinden zu thun haben, in welchen alte Sitte und Ordnung ist, sondern vielfach mit einer fluctuierenden Bevölkerung, ohne feste Sitte und Tradition. Da ist die Parochie Schönefeld mit über 33000 Seelen und zwei Geistlichen! Es ist geradezu ungläublich. Volkmarstorf allein hat 11000 Seelen und keine Kirche und keinen Geistlichen, es sollte deren drei haben! Reudnitz mit seinen 13000 Seelen hat endlich einen Geistlichen erhalten und sollte ebenfalls drei haben. Lindenau mit seinen 11 bis 12 000 Seelen wird von Keusch aus pastoriert, welches selbst 13 bis 14 000 hat und für sich allein drei Geistliche nötig hätte. Doch ich breche diese Aufzählung ab. Das Gesagte wird genügen, Ihnen zu zeigen, daß hier eine über das Maß gehende kirchliche Verwahrlosung vorliegt. Wollen wir uns nun noch wundern über die Erscheinungen, die zu Tage treten, und über die Schwierigkeiten und Gefahren, welche hier für die sittlichere Gesellschaft vorhanden sind?

Aber Sie sagen mir vielleicht, das würde ja unendliches Geld kosten und wir haben keines. Es gab eine Zeit wo wir heidenmäßig viel Geld hatten. Für die Kirche hatte man auch da keines. Jetzt ist das heidenmäßig viele Geld sehr zusammengeschmolzen. Wohl; aber wenn man Geld haben will, hat man welches. Allerdings es würde Geld kosten, aber viel weniger als anderes. Hier zu sparen, ist eine Sparjamkeit, die sehr teuer kommt. Wo das Geld herkommen soll? Das bekannte englische Sprichwort jagt: wo der Wille ist, da findet sich auch ein Weg. (Where is the will, there is the way.) Man hat Geld zu allen möglichem und muß Geld zu vielem haben. Es würde sich auch dazu finden. Und ich will nur Eines nennen. Die letzte Zeit hat uns hier eine Reihe von großen Stiftungen und Legaten gebracht für allerlei Zwecke. Ich will keinem entgegen treten. Aber warum ist keinem der edlen Stifter oder Stifterinnen zu Sinn gekommen, ein paar Hunderttausend oder noch mehr für diesen Zweck zu bestimmen? Kein Geld würde besser angewandt sein. Je länger man aber wartet, um so schwieriger, ja unmöglicher wird es. Dann kommen etwa die Selten und setzen sich fest: denn das religiöse Bedürfnis stirbt nicht aus. Findet es nicht seine gesunde Speise, so greift es nach ungeeigneter Speise; die große sociale Aufgabe aber, welche die Kirche zu erfüllen berufen ist für unser ganzes gesellschaftliches und nationales Leben, bleibt dann unerfüllt. Und schließlich kommt Noth und erntet wo es nicht gesät hat. Denn seine straffe Organisation und die Mittel, die ihm zu Gebote stehen oder die es flüssig zu machen weiß, erleichtern ihm, das Terrain zu erobern, welches von der evangelischen Kirche ungenügend besetzt ist oder ungebaut gelassen worden. Und ich glaube mich darin nicht zu irren, daß dort dieser Gedanke bereits seit länger erwogen und vorbereitet ist, daß die große sociale Krisis, in der wir uns befinden, und die sociale Katastrophe, der wir möglicherweise entgegengehen, als Gelegenheit ergriffen werde, die sociale Bewegung in die Hand zu nehmen und als Ketter der Gesellschaft zu erscheinen. Studiert hat man diese Frage dort seit langem und gründlich, und der Einfluß den man auf den vierten Stand gewonnen hat, ist bereits ein großer. Also lösen wir diese Aufgabe nicht, so nehmen sie andere in die Hand zu unserem Schaden. Geldst aber muß sie werden, wenn nicht die ganze Zukunft unseres ganzen Volkes und unserer Gesellschaft in Frage gestellt werden soll.

So sehen nun einmal die Dinge, daß wir die Kirche und ihre Mitwirkung in unserem ganzen nationalen und bürgerlichen Leben nicht entbehren können. Und wir sollen sie auch nicht entbehren. Denn der Gang der Geschichte unseres Volkes ist so von Gott gefügt und geordnet, daß er diese beiden Größen, Christentum und Deutschtum, die Kirche und unser Volk, so eng in einander verflochten und zusammengeschweißt hat, daß sie nicht von einander gelöst werden können, und was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden. Wollte man sie trennen, unser Volk würde über dieser Operation sich verbluten. Die Kirche hat gute und böse Tage mit unserem Volke durchgemacht und ist ihm stets treulich zur Seite gestanden: hat unser Volk getrübet in den schweren Tagen und es gestärkt zu seiner Arbeit. Und ihre Aufgabe an unserem Volk ist noch nicht vorüber, sie ist in der Gegenwart und Zukunft so groß wie in der Vergangenheit. So sollen wir ihr denn auch Mittel und Wege bahnen, daß sie ihre Aufgabe erfüllen kann. Die Theorie allein thut nicht, und die Würde der Kirche allein thut auch nicht; sondern sie muß mit ihrer Arbeit hineintreten können in die Gassen und Winkel, in die Häuser und Familien mit ihrem Wort und ihrem Lieb, mit ihrem Trost und ihrer Tracht, mit ihrer Sitte und ihren Ordnungen, um der Zuchtlosigkeit des Lebens und Friedlosigkeit der Häuser und dem irdischen Sinn der Arbeit und der Genußsucht des Lebens und allen den bösen Geistern, welche unser Volk zu verderben drohen, entgegen zu arbeiten. Das erste ist, diese Bedeutung der Kirche für unser gesamtes Leben zu erkennen, das andere, sie auch zu wollen. Wo aber der Wille ist, das ist auch ein Weg.

## Die Arbeiterversicherung.

Von Friedrich Hücklin.

### III.

Suchen wir uns schließlich über die Art und Weise, genauer gesprochen, über die Methode klar zu werden, in und nach welcher die Arbeiterversicherung, deren nächstliegendes Gebiet wir bereits bezeichnet haben, am zweckmäßigsten zu verwirklichen sein möchte, so wird in erster Linie derjenige Versicherungsweig zu ermitteln sein, der sich am besten dazu eignet, den Anfang des großen Werkes zu bilden.

Solcher Versicherungsweige treten uns nun in dem durch die Industriearbeiter dargestellten Versicherungsgebiete drei verschiedene Kategorien entgegen. Die erste Kategorie bilden diejenigen Versicherungsweige, welche auf Beseitigung von Notständen gerichtet sind, die aus dem natürlichen Verlaufe des Arbeiterlebens sich von selbst ergeben, und darum, wenn auch im Einzelnen eine große Mannigfaltigkeit, doch im großen eine zuverlässig höhere Gesetzmäßigkeit zeigen. Es ist dies die Alters- und Invalidenversicherung. Die zweite Art von Versicherung ist auf Beseitigung solcher Notstände gerichtet, welche durch nicht vorherzusehende, unberechenbare, mit dem Berufsleben des Arbeiters zwar zusammenhängende, dagegen keineswegs durch den regelmäßigen Verlauf des individuellen Lebens bedingte Vorkommnisse entstehen — die Krankheits- und Unfallsversicherung. Die dritte Kategorie der Versicherung endlich bezweckt die Sicherstellung gegen jene großen, weit greifenden wirtschaftlichen Notstände, welche aus den in ihrem Ausstreuen gleichfalls unberechenbaren Geschäftskrisen hervorgehen.

Darüber nun, daß sich die Arbeiterversicherung nicht nach ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren einzelnen Zweigen sofort und gleichzeitig durchzuführen lasse, werden wohl die Ansichten der meisten unserer Zeitgenossen übereinstimmen. Es dürfte allgemein als zweckmäßig anerkannt werden, das Princip der staatlich obligatorischen Arbeiterversicherung zunächst in einem einzelnen Versicherungsweig praktisch werden zu lassen, um auf Grund der zu sammelnden Erfahrungen später auch die übrigen Versicherungsweige nach geeigneter Reihenfolge in Angriff zu nehmen. Zu diesem Versuche wird man nun am besten denjenigen Zweig wählen, der die größte Zahl, womöglich die volle Gesamtheit der Arbeiterschaft umfaßt, für welchen also die Zahl der im günstigen Sinne Interessierten eine möglichst große ist, und innerhalb dessen die Bedürfnisse der einzelnen Versicherten möglichst gleichartige sind.

In allen diesen Punkten scheint uns die Alters- und Invalidenversicherung ganz vorzüglich zu einem Anfangsversuch geeignet. Es gibt wohl Arbeiter, welche lebenslang von Krankheit und Unfall verschont bleiben, aber es ist keiner, der nicht die Aussicht hat, bestenfalls alt und arbeitsunfähig, im schlimmsten Falle arbeitsunfähig schon in früherem Alter zu werden, und der nicht insofern ein günstiges Interesse für die Invalidenversorgung in sich trägt, wenn er vielleicht auch nicht consequent genug ist, dasselbe durch Versicherung aus eigener Initiative zu betheiligen. Die Beziehungen aber der einzelnen Arbeiter zur Invaliden- und Altersversorgungsklasse sind so einfacher und übereinstimmend gleicher Art, daß, wie uns scheint, ein geeigneteres Object zur Einübung der zu schaffenden Verwaltungsorgane für die Arbeiterversicherung kaum zu finden sein dürfte, als eben dieser Versicherungsweig. Derselbe umfaßt das gesamte Versicherungsgebiet, d. h. die gesamte Arbeiterschaft; somit bildet auch der Verwaltungsorganismus, auf welchem das Versicherungsgeschäft beruht, ein vollständiges, diese Arbeiterschaft umfassendes Ganze und gewissermaßen den Grundriß für alle übrigen Zweige des Versicherungswesens. Sobald erst einmal der Verwaltungsorganismus für die Alters- und Invalidenversorgung geschaffen und in Thätigkeit ist, ist der Stamm gegeben, an welchen die übrigen Versicherungsweige je nach Bedürfnis sich ansetzen werden. Für einzelne Industriezweige und Betriebsarten wird sich die Unfallsversicherung, für andere eine Sicherstellung

gegen Geschäftskrisen als nächstliegendes Bedürfnis herausstellen. So sind z. B. die ca. 6000 Pforzheimer Bijouterie-Arbeiter bei der Unfallversicherung so gut wie gar nicht interessiert. Das Bijouteriegewerbe bietet kaum eine Veranlassung, beruflich zu verunglücken; dagegen ist der Industriezweig höchst empfindlich für Geschäftsfleuctuationen. Umgekehrt wird wohl in solchen Industriezweigen, welche unter ausgebehnter Benutzung von Elementarfräften für die Befriedigung allgemeiner und wenig wechselnder Bedürfnisse arbeiten, das Verhältnis ein entgegengesetztes sein; da wird die Notwendigkeit der Unfallversicherung stärker, diejenige der Krisenversicherung weniger hervortreten. Welcher Art aber das Bedürfnis sein mag, es wird sich um so leichter befriedigen lassen, als und insofern nach unserer Annahme für jeden Industrieverband das geeignete Organ zur Lösung der Aufgabe in der Verwaltung der Alters- und Invaliden-Versorgungskasse bereits gegeben ist. Es wäre wohl auch, um neue Gewerbsgebiete den vorhandenen Versicherungskammern anzugliedern, nicht jedesmal ein besonderer Act der Gesetzgebung erforderlich; es dürfte genügen, durch ein Reichsgesetz die Bedingungen festzustellen, unter welchen ein bestimmter Zweig der Versicherung für ein bestimmtes Industriegebiet, beziehungsweise einen Industrieverband von der Verwaltungsbehörde als obligatorisch erklärt werden kann.

Aber noch aus einem andern Grunde dürfte es sich empfehlen, die Arbeiterversicherung mit der Alters- und Invaliden-Versorgung zu beginnen. Wie wir bereits erwähnt haben, ist die Abnahme der wirtschaftlichen Productivität und Verdienstsähigkeit des Arbeiters eine durchaus natur- und gesetzmäßige Erscheinung in dessen Lebensgang; es ist also auch für die Maßregeln, durch welche den schlimmen Folgen der Invalidität begegnet werden soll, eine auf bestimmten, klaren Gesetzen beruhende Grundlage vorhanden. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Grundstock, mittels dessen der Arbeiter sich gegen die Folgen der Productionsunfähigkeit schützen soll, naturgemäß auf dem Wege gebildet wird, daß der letztere während der Dauer seiner productiven Lebensperiode jährlich einen gewissen Teil seines Verdienstes zurücklegt, damit derselbe schließlich der zu erzielenden Zinseszinsen bis zum Beginn der verdienstlosen Lebensperiode zu einer Summe anwache, welche hinreicht um, in eine Rente umgewandelt, dem Versicherten den vorgesehenen Zuschuß zu gewähren.

Die Alters- und Invalidenversorgung hat somit eine ganz eigentlich individuell-personliche Grundlage, und ist insofern dessen wesentlich geeignet, dem Arbeiter den Zusammenhang heute gemachter Ersparnisse mit seinem künftigen Wohlergehen kräftig nahe zu legen, überhaupt sein individuell-wirtschaftliches Bewußtsein, das ja gerade im proletarisch angelegten Teile unserer Arbeiterschaft in ganz bedenklichem Grade mangelt, zu wecken und zu stärken. Man kann zwar dieser Auffassung gegenüber behaupten hören, daß gegenüber einer obligatorischen Versicherungsanstalt von einem selbständigen wirtschaftlichen Bewußtsein der Arbeiter nicht die Rede sein könne; dies könne sich nur entsalten in gänzlich freigegebener Bethätigung. Allein die Erfahrung hat bis heute diese Behauptung nicht gerechtfertigt, und es ist wohl anzunehmen, daß eine tatsächlich, wenn auch obligatorisch, versicherte Arbeiterschaft durch die Versicherung mehr wirtschaftliche Anregung empfängt, als eine andere, die dem Princip der Freiwilligkeit zu liebe grotentils unversichert bleibt.

Zu dieser individuell erzieherischen Eigenschaft der Alters- und Invalidenversorgung tritt aber ferner der Umstand, daß dieselbe erst dann vollständig leistungsfähig wird, wenn jeder ihrer Angehörigen während der vollen Dauer seiner wirtschaftlich productiven Lebensperiode dem Versicherungszwecke dienstbar ist. Es ist ja klar, daß derjenige, welcher von seinem 15. Jahre an, wie L. Brentano vorschlägt, Beiträge an die Kasse zahlt, unter sonst gleichen Umständen ohne größere Entbehrungen sich ein weit größeres Rentencapital sichert, als ein anderer, der erst mit 35 oder 40 Jahren Mitglied wird. Da nun aber eine neu zu gründende Kasse bei der erstmaligen Aufnahme eine lange Reihe verschiedener Altersklassen zu verzeichnen haben wird, so folgt daraus, daß sie nur sehr langsam durch den allmählichen Abgang der höhern Altersklassen auf den Stand ihrer völligen Leistungsfähigkeit gelangen kann. Derselbe wird erreicht sein, wenn die bei der



Gründung jüngste Altersklasse die älteste geworden sein wird, d. h. nach Verlauf von 40 bis 45 Jahren.

Dagegen trägt beispielsweise die Kranken- und Unfallsversicherung einen wesentlich socialen Charakter. Das persönlich-individuelle Moment tritt in ihr vollständig in den Hintergrund. Das Princip dieser Versicherungsart läßt die Vorstellung, daß die Mittel der Unterstützung für den einzelnen aus dessen jährlichen Einlagen erwachsen, nicht zu; es genügt bezüglich derselben, daß der durchschnittliche jährliche Bedarf für eine Anzahl Beteiligter ermittelt und auf die Gesamtheit derselben umgelegt wird. Das Ergebnis ist um so günstiger und sicherer, je größer die Zahl der Teilnehmer, im übrigen aber principiell unabhängig von irgend welcher Entwicklungsperiode. Unter sonst gleichen Umständen ist eine Unfallsversicherung, welche soeben ihre ersten Beiträge erhoben hat, ebenso leistungsfähig, als eine andere, die seit 50 Jahren besteht. Der Reservefond, über den eine länger bestehende Kasse verfügt, hat selbstverständlich mit dem Princip des Versicherungszweiges nichts zu schaffen.

Wir sehen daraus, daß in Beziehung auf das Moment der Zeit die Alters- und Invalidenversorgung im vollkommensten Gegensatz zur Krankheits- oder Unfallsversicherung steht, und halten dafür, daß dieser Gegensatz auch in der Behandlung der betreffenden Versicherungszweige beachtet werden sollte. Es scheint uns ein richtiger Grundsatz zu sein, in allen Fällen, wo mehrere gleichwichtige und bringliche Unternehmungen an uns herantreten, unter sonst gleichen Verhältnissen, diejenige zuerst anzufassen, welche zu ihrer Ausgestaltung die längste Zeit beansprucht. Auch der Landmann säet die langsam reisenden Gewächse zuerst im Frühjahr, die schnell wachsenden später.

Wenn wir nun auf Grund aller dieser Erwägungen zu der Anschauung gelangen, daß in der Alters- und Invaliden-Versorgung der vorzugsweise geeignete Punkt gegeben sei, um die Lösung der Arbeiterversicherungsfrage zunächst in Angriff zu nehmen, so sehen wir damit keineswegs allein. Es ist derselbe Standpunkt, den z. B. auch Commerzienrat Stumm aus Saarbrücken im Reichstage vertreten hat. Gleichwohl stellen wir nicht in Abrede, daß den Bedenken, welche die Reichsregierung diesem Versicherungszweige in den Motiven zum Gesetzentwurf vom 8. März 1881 entgegenstellt hat, eine gewisse Berechtigung zukommt, insofern wenigstens, als dieselben weitverbreiteten Anschauungen entsprechen. Diese Anschauungen gehen im allgemeinen dahin, daß die Alters- und Invalidenversicherung einschließlich der Witwen- und Waisen-Versorgung für unsere heutige Gesellschaft unerlässlich sei. Zunächst mag hiezu bemerkt werden, daß an diesen Anschauungen der Mißbrauch sehr stark beteiligt ist, den manche Publicisten mit der Statistik, oder genauer gesprochen, mit Zahlen treiben, die mit wirklicher Statistik nichts gemein haben. Da werden dem Publicum Millionen über Millionen vorgerechnet, welche angeblich die Arbeiterversicherung jährlich verschlingen soll; man vergißt aber vollständig, diesen Millionen auch die Fonds gegenüberzustellen, aus denen die Beiträge zu entnehmen sind, und die aus nichts Geringerem bestehen, als aus dem gesamten umlaufenden Capital unserer Fabrikindustrie, wozu selbstverständlich auch die Arbeiterlöhne gehören. Da aber über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Ausgabe nur unter Vergleich der vorhandenen Mittel geurteilt werden kann, so ist jede Aufstellung, welche sich einseitig mit der Ermittlung der Kosten einer Versicherung befaßt, höchstens dazu geeignet, das allgemeine Urtheil über die Sache irre zu führen.

Sobann aber darf nicht übersehen werden, daß gerade die auch von der Reichsregierung acceptirte Auffassung, als fehle es unserer industriellen Gesellschaft an den Mitteln zur Alters- und Invalidenversicherung, ihren wesentlichen Anteil daran hat, daß die Arbeiterschaft gegenüber dem Versicherungswert kein wärmeres Interesse an den Tag legt, als in Wirklichkeit bis jetzt geschehen ist. Die Arbeiter sind nun einmal gegenüber unserer Gesellschaft, und jeder Regierung, auch der Reichsregierung gegenüber, in hohem Grade mißtrauisch und pessimistisch gestimmt, und es giebt ja leider Leute genug, auch heute noch, welche sie in dieser ihrer Stimmung bestärken. Die Unfallsversicherung nun interessiert hauptsächlich und praktisch nur eine Minderheit der Arbeiterschaft; die Invaliden- und Altersversorgung hingegen die Mehrheit, wo nicht die Gesamtheit der-

selben. Wenn man nun von Seiten der Regierung gerade diesen Versicherungszweig mit der Begründung zurückstellt, daß zu seiner Verwirklichung die Mittel mangeln, so entnehmen daraus die Arbeiter unter dem Einfluß der Stimmung, in der sie sich nun einmal befinden, nur soviel, daß man ihn nicht verwirklichen will. Denn an einen Mangel der Mittel werden Leute nie glauben, für die es Dogma ist, daß die gesamte Bevölkerung von ihrem Verdienste lebt.

Wie weit nun die Befürchtung gegründet sei, daß für die Durchführung der Alters- und Invalidenversorgung unsere wirtschaftlichen Mittel nicht zureichen möchten, soll hier nicht entschieden werden. L. Brentano bezeichnet dieselbe, sogar in ihrer Beziehung auf die gesamte Arbeiterversicherung nach allen ihren Zweigen, — als eine absurde. Wir unsererseits fühlen uns nicht in der Lage, einen gleich entschiedenen Ausdruck zu gebrauchen, aber die Ueberzeugung teilen wir mit ihm, daß im ganzen und großen die wirtschaftlichen Mittel zur Durchführung der Alters- und Invalidenversicherung vorhanden sind. Hierbei leiten uns die nachfolgenden Erwägungen.

Erstens betrachten wir, wie schon erwähnt, die Arbeiterversicherung nicht in dem Sinne, daß sie von einem bestimmten Zeitpunkte dem Versicherten eine vollständige Existenzgrundlage zu bieten habe; sondern ihre Aufgabe soll die sein, einen gewissen Beitrag an die Familienwirtschaft zu leisten, welcher der Versicherte angehört. Derselbe hat ja wohl Kinder aufgezogen, denen seine Verpflegung obliegt; oder er hat dies ausnahmsweise nicht gethan — nun, dann hat er sich viele Ausgaben erspart, die er als Familienvater gehabt hätte, und konnte um so leichter einen Notpfennig für sein Alter zurückgelegt haben; jedenfalls aber hat er darum keinen höhern Anspruch an die Gesellschaft als andere. Es dürfte also eine Alters- und Invalidenversorgung mittelst mäßiger Beneficien dem wirklichen Bedürfnis wohl entsprechen. Diese Auffassung findet ihre Befräftigung auch in der Erfahrung, daß höhere Invalidenpensionen eine große Versuchung für manche Arbeiter mit sich führen, sich durch Simulation von Arbeitsunfähigkeit möglichst frühzeitig in den Genuß einer arbeitslosen Rente zu setzen, eine Versuchung, die namentlich in Zeiten schlechten Geschäftsganges häufig eintritt, weil da für viele Arbeiter, welche sich mit dem Verluste ihrer Arbeitsstelle bedroht sehen, das Auskunftsmitel nahe liegt, sich anstatt des Arbeitslohnes den Genuß der Invalidenpension zu sichern. Auch darf angenommen werden, daß diesem Bestreben von seiten mancher Arbeitgeber dürfte Vorstoß geleistet werden, welche auf diesem Wege sich vielleicht altgedienter Arbeiter entledigen möchten. Empfehlen sich auch aus diesem Gesichtspunkte bescheiden zugemessene Invalidenpensionen, so tritt anderseits gerade hier der innige Zusammenhang zwischen der Invalidenversorgung und der Krankenversicherung unverkennbar zu Tage, und es ist leicht einzusehen, daß in gewissen andern Fällen der gleiche Zusammenhang mit der Unfallsversicherung sich herausstellen wird.

Insofern nun, als schon durch die Natur der Verhältnisse ein bescheidenes Maß der Arbeiterpensionen geboten ist, ist natürlich auch die Aufbringung der erforderlichen Mittel erleichtert. Diese Erleichterung ist eben um so bedeutender, als die Verdienstfähigkeit der Arbeiter überhaupt viel länger dauert, als gewöhnlich angenommen wird. Das allgemeine Urtheil ist in dieser Hinsicht durch allzu subjectiv gehaltene Schilderungen über das traurige Los der Arbeiter, namentlich aber dadurch, daß auf Grund einzelner trauriger Erscheinungen sofort allgemeine Schlüsse gezogen zu werden, entschieden irrt geführt.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß die Arbeiter- und Invaliden-Versicherung der Gesellschaft anderweitige Nutzen erspart, welche heute auf dem Wege der Armenpflege verwendet werden und bereits in manchen städtischen Budgets ungeheuerlich wachsende Dimensionen angenommen haben; mit der Ersparung ist aber der große moralische Vorteil verbunden, daß eine den ehrenwerten Mann demütigende Unterstützung aus Mitteln der Dessenlichkeit umgewandelt wird in eine Rente, auf die er sich durch eigene Leistungen einen rechtmäßigen Anspruch erworben hat.

Sodann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß mittelst einer obligatorisch gemachten allgemeinen Arbeiterversicherung der Sinn für öconomisch productive Verwendung des

Arbeitslohns in der Arbeiterschaft werde gewekt und gekräftigt, dem Gang zur unproductiven Verschleuderung desselben werde gesteuert werden. Und daß solche Verschleuderung gegenwärtig bei günstigem Geschäftsgang vielfach namentlich von Seiten der jüngeren Arbeiterschaft stattfindet, wird wohl niemand bestreiten wollen. Der Begriff des viel citirten und viel mißbrauchten standard of life ist ja kein absoluter; das von LaSalle bis zur Ungebühr proclamirte „eherne Lohngesetz“ schrumpft bei näherer Untersuchung auf die Thatfache zusammen, daß unter sonst gleichen Umständen die gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse der Arbeiter auf die Höhe des Arbeitslohns mit einwirken. Aber auch der Status dieser gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse ist keineswegs ein fester und gleichbleibender; er steigt bei guten, und sinkt bei schlechten Geschäftszeiten. Unter normalen Verhältnissen läuft so manches Bedürfnis mit unter, was zu einem im besten Sinne des Wortes menschenwürdigen Dasein gerade nicht erforderlich wäre, und was sich ohne den geringsten Nachtheil für den Betreffenden, wohl aber zum Segen für seine Familie in einen Beitrag zur Alters- und Invalidenversicherung verwandeln ließe. Daß dies unter Einwirkung der allgemein obligatorisch gemachten Versicherung vielfach geschehen wird, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Aus allen diesen Gründen halten wir dafür, daß die Versicherung der invaliden Arbeiter und ihrer Familien die wirtschaftlichen Mittel der betreffenden wirtschaftlichen Kreise im allgemeinen nicht übersteigt, und wir finden uns in dieser Anschauung durch die Thatfache bestärkt, daß für bestimmte Arbeiterkreise bereits Invalidenklassen bestehen, welche unter den gegenwärtig so ungünstigen Verhältnissen sehr Anerkennenswerthes leisten. Eine solche ist z. B. die Altersversorgungs- und Invalidenklasse für die Pforschweizer Solbarbeiter. Dieselbe erhebt per Mitglied 45 Pf. wöchentlichen Beitrag und leistet dafür an Altersunterstützungsberechtigte 3 M., an Arbeitsunfähige 1.50 M. wöchentliche Unterstützung. Das Vermögen der gegenwärtig vorhandenen 500 Mitglieder beträgt heute nach achtjährigen Bestande der Kasse ca. 138,000 M. Da dieses Ergebnis unter dem Druck ungünstiger Geschäftsverhältnisse, verschärft durch den Uebelstand, daß die Mehrzahl der jüngeren Arbeiter der Kasse fern bleibt, erzielt worden ist, so läßt sich ermaßen, daß, wenn das Unternehmen durch gesetzliche Bestimmungen im Sinne allgemein obligatorischer Versicherung gefördert würde, die Leistungsfähigkeit desselben sich auf eine Stufe erheben müßte, welche allen billigen Anforderungen zu entsprechen vermöchte.

Mit diesem einzelnen Beispiele ist freilich der Beweis nicht geliefert, daß unsere Industrie in ihrer Gesamtheit kräftig genug ist, die Opfer zu leisten, welche die Arbeiterversicherung ihr auferlegen würde. Man kann ja behaupten, daß um den Betrag dieser Opfer die Productionskosten unserer nationalen Industrie zum Nachtheil ihrer Concurrenzfähigkeit erhöht werden, und daß folglich die ausländische Concurrenz eine Begünstigung im gleichen Betrage erfahre. Allein dieser Einwand ist doch nur zum geringsten Theile begründet. Zunächst ist demselben entgegenzuhalten, daß, wie wir bereits gesehen haben, die von uns in Aussicht genommene allgemein obligatorische Arbeiterversicherung überhaupt keine sehr schweren Opfer erfordert, insofern sie erstens sich grundsätzlich innerhalb mäßiger Grenzen hält; insofern sie zweitens die gesamte Arbeiterschaft vom ersten Beginn ihrer Verdienstsähigkeit beitragspflichtig macht, und insofern sie drittens die Wirkung haben wird, unproductive Ausgaben mancher Arbeiter durch productive zu ersetzen. Was den Betrag der wirklichen Opfer betrifft, welche die Arbeiterversicherung erfordern wird, so kann derselbe allerdings nicht zahlenmäßig angegeben werden; immerhin aber ist derselbe nicht so bedeutend, um eine auf gesunder Grundlage fußende Industrie in ihrer Concurrenzfähigkeit zu beeinträchtigen. Denn von den Producten unserer Industrie werden mindestens 95% im Inlande abgesetzt. Im Inlande aber hat der inländische Producent gegenüber dem ausländischen unter sonst gleichen Umständen, wozu wir namentlich gleiche technische Tüchtigkeit und gleichwürdige Geschäftsleitung zählen, solche Vortheile, daß dagegen die aus der Arbeiterversicherung möglicherweise abzuleitenden Nachteile kaum in Betracht kommen dürften. Sollten sich dieselben aber wirklich aus irgendwelchen besondern Gründen als ausschlaggebend erweisen, dann ist nach unserer Ansicht ein Zollschutz für das betreffende Gebiet das naturgemäß gebotene Ausfallsmittel. Dieser Zoll-

schutz würde vielleicht zum Teil von der inländischen Gesellschaft zu tragen sein; zu einem andern Teil indessen würden die Schutzzölle jedenfalls von der ausländischen Concurrenz erhoben werden und dadurch das Mittel bilden, um auch diese zur Bestreitung der Versicherungs-kosten beizuziehen.

Was dagegen denjenigen Teil unserer Industrie betrifft, der für den Export arbeitet, so darf man nicht außer acht lassen, daß diejenigen Nationen, welche den stärksten Export haben, die höchsten Arbeitslöhne zahlen, also die höchsten Beiträge zum Lebensunterhalt der Arbeiter leisten. Es sind also geringe Gegenleistungen einer Industrie an ihre Arbeiter keineswegs als Grundbedingung für deren Exportfähigkeit zu betrachten; und es läßt sich demgemäß nicht behaupten, daß die Versicherung der Arbeiter die Exportfähigkeit unserer Industrie schädigen werde. Die wirklichen Vorbedingungen dieser Exportfähigkeit sind vielmehr: Eine verständige und energische Handelspolitik, ein gutes Consulatswesen, ein umsichtiger, weitblickender, nationalgesinnter Großhandel, ein zweckmäßiges System der nationalen Verkehrsmittel, technisch tüchtige, geschäftlich weitblickende, durch und durch zuverlässige Producenten und endlich eine von Generation der Arbeiter zu Generation sich fortpflanzende und höher entwickelnde Arbeitstechnik. Gegenüber diesen wesentlichen Momenten nationaler Exportfähigkeit können die Kosten für Arbeiterversicherung kaum in Betracht kommen. Ja sie können die Exportkraft einer Industrie fördern, insofern sie eine gesicherte öconomische Grundlage für die Familienwirtschaft des Arbeiters herstellen helfen, ohne welche das Heranwachsen eines zuverlässigen Stamms tüchtiger und leistungswilliger Arbeiter undenkbar ist.

Indessen wollen wir uns nicht die Logik gewisser radicaler Manchestermänner aneignen, wonach jede Industrie, die aus irgend welchem Grunde nicht ohne staatliche Förderung prosperieren kann, wert sein soll, zu Grunde zu gehen. Ausnahmefälle mag es in allen Gebieten geben, und für solche Ausnahmefälle halten wir auch Ausnahmsmaßnahmen unter Umständen für angezeigt, mögen nun solche in Beziehung auf die Exportindustrie in Gewährung von Frachtermäßigung, Zollvergütung oder Ausfuhrprämien bestehen. Dagegen stehen wir offen, daß wir einen Industriezweig, der trotz staatlicher Beihilfe nicht im Stande wäre, seine Arbeiter vor Elend zu schützen, nicht als ein Bedürfnis für unsere Nationalwirtschaft anerkennen könnten.

Ein Bedenken wesentlich anderer Art bezüglich der Invalidenversicherung ist ferner in den Motiven der Reichsregierung, betreffend die Unfallversicherung, hervorgehoben. Dasselbe gründet sich auf die Schwierigkeiten, welche einer gesetzlichen Abgrenzung der dem Versicherungsgesetze zu unterstellenden Arbeiterklassen entgegenstehen. Uns scheinen diese Bedenken keineswegs maßgebend für die Entscheidung der Versicherungsfrage. Es muß denn doch von vornherdın zugegeben werden, daß für den weitaus größten Teil der gegenwärtigen industriellen Betriebe eine Frage, ob sie dem Fabrikbetriebe angehören, oder nicht, gar nicht existirt. Wir haben ja in unserer deutschen Gewerbeordnung Bestimmungen über den Fabrikbetrieb, wir haben eigene Beamte zur Ueberwachung des Fabrikwesens, die Fabrikinspectoren, — da uns es doch auch möglich sein, für die Mehrzahl der Fälle mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, ob ein industrielles Unternehmen in seiner Eigenschaft als Fabrikbetrieb zum Gebiet der Arbeiterversicherung zählt, oder nicht. Die unzuverlässigste zum Versicherungsgebiet gehörigen Fabrikgeschäfte nun würden zunächst den Hauptstamm des Versicherungsorganismus bilden. Für alle andern Betriebsarten, welche nicht so ohne weiteres als Fabrikbetriebe für die Versicherung zu reclamieren wären, müßte die Zugehörigkeit, zum Versicherungsbereich in ähnlicher Weise geziellich bestimmt werden, wie dies im Gesetzentwurf vom 8. März 1881 bezüglich der Unfallversicherung in § 1 gefehben ist, wo es heißt: „Alle in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brücken und Gruben, auf Werften, in Anlagen für Bauarbeiten, in Fabriken und Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter und Betriebsbeamten, deren Verdienst nicht über 2000 M. beträgt, werden . . . versichert.“

Keine Schwierigkeiten von Bedeutung würde wohl die Abgrenzung des eigentlich gewerblichen Gebiets gegenüber den landwirtschaftlichen Betriebsarten bereiten; dagegen würde es schwerer fallen, eine bestimmte Grenze zwischen Fabrik- und Landwerks-

geschäften zu ziehen. Die vollständige Lösung dieser Aufgabe ist heutzutage geradezu unmöglich, weil man bisher immer bemüht war, dieselbe auf dem Wege juristischer Definition zu finden, und andere als juristisch gebildete Organe zu ihrer Lösung nicht vorhanden sind. Dieselbe wird sich aber von selbst finden, sobald einmal gewerbliche Corporationen sowohl für den Fabrik-, wie für den Handwerksbetrieb bestehen, welche durch ihr natürliches Interesse sich veranlaßt finden werden, nach einer bestimmten, praktisch verwertbaren Abgrenzung ihrer beiderseitigen Gebiete zu streben. Zu diesem Zwecke werden sie aber sich schwerlich juristischer Definitionen bedienen, sondern sie werden vermutlich aus ihrer Geschäftspraxis heraus diejenigen Gesichtspunkte aufstellen und zur Geltung bringen, welche für die Entscheidung einzelner Fälle maßgebend sind.

Wir werden also nicht zu einer praktisch brauchbaren Abgrenzung zwischen Fabrikindustrie und Handwerk gelangen, so lange wir nicht gewerbliche Corporationen haben; aber wir werden anderseits keine solchen Corporationen bekommen, so lange wir denselben nicht eine bestimmte praktische Aufgabe stellen, die mit dem Wohl und Wehe des Einzelnen unmittelbar verknüpft ist. Corporationen, deren Bestrebungen auf ganz allgemeine Angelegenheiten und Ziele beschränkt sind, wie etwa „Wahrung gemeinsamer Interessen“, „Wahrung der Standesehre“, „Pflege des Gemeingefühls“ und dergleichen, werden nie zur Entfaltung einer gesunden, praktisch kräftigen Wirksamkeit gelangen; sie werden entweder in die Bahnen ungesunder Agitation oder in einen Zustand des Scheinlebens geraten, der einzelnen strebsamen Leuten Gelegenheit bietet, im Vordergrund sich wichtig zu machen, während der Mittel- und Hintergrund teilnahmslos bleibt. Sofern wir also lebenskräftige Corporationen wollen, müssen wir vor allem ein Arbeitsfeld für dieselben nachweisen. Ein solches ist für die Fabrikindustrie die Invaliden- und Altersversicherung. Während dieselbe für die Verwaltung ihrer Angelegenheiten geordnete Verbände bestimmter Berufsgenossen voraussetzt, bietet sie denselben zugleich die Grundlage und den Gegenstand regelmäßiger und fruchtbarer Thätigkeit. Wir gelangen also auf dem Wege unserer Betrachtung zu dem Ergebnis, daß gerade in einer zweckmäßig geordneten Invaliden- und Altersversicherung ein Mittel gegeben ist, um ein gesundes Corporationswesen in unser wirtschaftliches Leben einzuführen; während hinwieder in diesem das einzige Mittel gegeben ist, den Umfang und die Begrenzung des Versicherungsbereichs festzustellen.

Schließlich bleibt noch die viel umstrittene Frage zu erledigen, von wem denn in erster Linie die Beiträge zur Versicherung zu entrichten seien. Da es sich für die Beurteilung dieser Frage sehr wesentlich um die Höhe des Betrags dieser Leistungen handelt, so mag hier bemerkt werden, daß z. B. E. Brentano nach der Aufstellung von Dr. Engel für eine jährliche Invalidenunterstützung von 120 M., nebst einer vom 66. Jahre zu beziehenden jährlichen Altersrente von 346.80 M. einen Jahresbeitrag von zusammen 15.75 M., somit einen Wochenbeitrag von 30 Pf. für genügend erachtet. Diese Annahme stützt sich indessen auf die Voraussetzung, daß die Arbeiterschaft vom 15. Jahre an versichert sei und Beiträge bezahle. Eine Versicherungskasse, deren Mitglieder meistens erst mit dem 30., teilweise in noch späterem Lebensalter beigetreten sind, — und in diesem Falle wird sich jede gegenwärtig zu gründende Kasse längere Zeit hindurch befinden, — wird natürlich für geringere Leistungen verhältnismäßig höhere Beiträge fordern müssen. Aus diesem Gesichtspunkte dürfte wohl die Pforsheimer Invaliden- und Altersversorgungskasse, sowohl nach dem Satz der Beiträge, die sie erhebt, wie nach dem Maß der Unterstützungen, die sie bietet, annähernd maßgebend sein, und somit die vorliegende Frage dahin lauten, ob die Arbeiterschaft in der Lage sei, wöchentlich 45 Pf. in eine Invaliden- und Altersversorgungskasse zu entrichten.

In einem bereits erledigten Teile unserer Betrachtung sind wir zu dem Ergebnis gelangt, daß die Arbeiterschaft immerhin einen Teil dieser Beiträge aus eigenen Mitteln leisten können, wobei natürlich nicht in Abrede gestellt wird, daß viele ohne Schwierigkeit den vollen Betrag entrichten würden. Sofern also in Aussicht genommen wird, daß der Arbeiter seine Versicherungsgebühren selbst entrichte, und sofern weiter angenommen wird, daß er dieselben zu einem Teil aus seinem heutigen Arbeits-

lohne bezahle, so bleibt für den Fall, daß für den übrigen kleinen oder großen Teil kein Arbeitslohn nicht ausreicht, die Frage, ob er diesen Beitragsteil auf den Arbeitgeber mittelst Erhöhung des Arbeitslohns abzuwälzen in der Lage ist oder nicht. Im ersten Falle ist kein Grund vorhanden, weshalb er seine Versicherungsgebühren nicht selbst entrichten solle, im andern Falle fehlt die Möglichkeit, daß er dies thue.

Die Möglichkeit nun, daß der Arbeiter unter Umständen gewisse Lasten ganz oder teilweise auf den Arbeitgeber abwälze, kann nicht bestritten werden; denn sie ist durch Erfahrung bewiesen. Daß diese Abwälzung um so leichter fällt, wenn es sich um allgemein obligatorische Lasten handelt, ist leicht einzusehen; aber sie hat doch eine Voraussetzung, an welche häufig nicht gedacht wird, und diese ist: Guter Geschäftsgang mit steigenden Conjunctionen. Schon bei einfach gutem, aber stabilem Geschäftsgang wird sich nicht so leicht abwälzen lassen, bei sinkenden Conjunctionen gar nicht. Auch ist eine andere Schwierigkeit wohl zu beachten. Das Deficit des Arbeitslohns gegenüber den Anforderungen der Versicherungskasse ist doch natürlich am größten für die niedrig bezahlten Arbeiter, während die gut bezahlten es vielleicht kaum empfinden. Die Initiative zur Abwälzung der Versicherungskosten müßte also zunächst von den gering bezahlten, d. h. weniger leistungsfähigen, mit andern Worten gerade von denjenigen Arbeitern ausgehen, welche am wenigsten in der Lage sind, ihre Forderungen gegenüber dem Arbeitgeber geltend zu machen. Aber auch unter den günstigsten Verhältnissen wird die Abwälzung nicht sofort geschehen, sondern nur allmählich vor sich gehen. Es ist also anzunehmen, daß für eine geraume Zeit die Entrichtung der Versicherungsbeiträge empfindliche wirtschaftliche Störungen für viele Arbeiter mit sich führen werde, und es erscheint darum wohl geboten, auch den Arbeitgeber an der Versicherungslast mittragen zu lassen.

Auch in dieser Beziehung dürfte die Einrichtung der Pforzheimer Invaliden- und Altersversorgungskasse beachtenswert erscheinen, welche dem Arbeitgeber  $\frac{1}{3}$  und dem Arbeiter  $\frac{1}{3}$  des Kassenbeitrags zuweist. Auch der Gesetzentwurf betr. die Unfallversicherung, hat Beiträge der Arbeitgeber in Aussicht genommen, in der Weise, daß bei einem Jahreseinkommen des Versicherten von 750 M. und weniger der Unternehmer  $\frac{2}{3}$ , der Staat  $\frac{1}{3}$ , bei einem Einkommen von 1000 M. und darüber der Unternehmer  $\frac{2}{3}$  und der Versicherte  $\frac{1}{3}$ , bei einem Einkommen von über 1000 M. der Unternehmer die eine und der Versicherte die andere Hälfte entrichte.

Außerdem aber, daß die Beziehung der Arbeitgeber zur Vertragspflicht praktisch durchaus gerechtfertigt ist, hat sie auch eine hohe principielle Bedeutung. Sie deutet an, daß die Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber wesentlich tiefere sind, als unser heutiges Gewererecht annimmt, das sie lediglich unter dem Gesichtspunkte eines Kaufs und Verkaufs von Arbeitsleistungen auffaßt; sie deutet an, daß der Arbeitgeber, als der wirtschaftlich ohne allen Vergleich stärkere der beiden Contractanten, auch dem entsprechend höhere Verantwortlichkeit für das gegenwärtige und künftige Wohlergehen seiner Arbeiterschaft trägt. Mit der für Arbeitgeber und Arbeiter gemeinsam obligatorischen Versicherung wird aber ferner zwischen diese beiden Klassen, davon unser heutiges Gewererecht ausschließlich nur die sich gegenseitig widerstrebenden Interessen gelassen hat, ein Gegenstand von gemeinsamem Interesse wieder eingeführt; es wird damit ein gewissermaßen neutrales Gebiet geschaffen, auf welchem die beiden heute im großen und ganzen feindlichen Klassen sich zu gemeinsam förderlichen Wirken vereinigen können; es wird ein Anfang gemacht, um den Klassenhaß allmählich auf den Wege organischen Wirkens und Schaffens zu beseitigen.

Größere Bedenken stehen vom allgemein wirtschaftlichen Standpunkte dem bereits oben erwähnten staatlichen Beiträge zur Arbeiterversicherung nicht entgegen. Daß dieser Staatszuschuß eine mittelbare Abwälzung industrieller Produktionskosten auf die gesamte staatliche Gesellschaft bedeutet, kann nicht bestritten werden. Zu Gunsten desselben läßt sich auch nicht die Thatfache anführen, daß der Staat ebenso wie der Arbeitgeber eine bestimmte Verantwortlichkeit für das Wohlergehen der Arbeiter trägt; denn obwohl dieselbe richtig ist, so sind doch die dem Staate zustehenden Mittel der Fürsorge in erster

Linie wesentlich andere, als Unterstützung durch Geldspenden. Die richtige Art und Weise zur Bethätigung staatlicher Fürsorge liegt in der Herstellung von allgemeinen Einrichtungen, die für das Wohl des Einzelnen, wie für die Wohlfahrt der Gesamtheit dienlich und förderlich sind. Ein Staatswesen, welches sich allezeit dieser seiner Aufgabe bewußt bleibt, und ihr nach Kräften gerecht zu werden strebt, wird kaum je in den Fall kommen, zur Beseitigung wirtschaftlicher Notstände directe Geldunterstützung gewähren zu müssen. Sofern dagegen ein solches, etwa in Verkennung seiner social-wirtschaftlichen Aufgabe während einer längern wirtschaftlichen Periode, die dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechenden Einrichtungen vernachlässigt, die vorhandenen etwa teilweise gar zerstört hätte, so wäre der Fall allerdings denkbar, daß infolge dessen wirtschaftliche Notstände so tief eingewurzelt sein könnten, daß den davon ergriffenen Bevölkerungsteilen das materielle Vermögen mangelt, um der Vorteile neugeschaffener Einrichtungen teilhaftig zu werden. Daß in diesem Falle der Staat moralisch verpflichtet ist, zu thun, was rein volkswirtschaftlich betrachtet, seine Sache nicht sein sollte, d. h. durch pecuniäre Unterstützung der betreffenden Bevölkerungsschicht subsidiär zu Hilfe zu kommen, kann unseres Erachtens nicht wohl bestritten werden.

In dieser Lage aber befindet sich unser heutiger Staat gegenüber einem bedeutenden Teile unserer Arbeiterschaft. Der niedrige Stand ihres Arbeitslohns ist größtenteils die Folge einer Reihe widriger Momente, welche in letzter Linie ihren Ursprung in einer mangelhaften Entwicklung unserer socialwirtschaftlichen Einrichtungen haben. Die Momente sind: Mangelhafte technische Ausbildung, vernachlässigte sittlich-wirtschaftliche Erziehung der einzelnen Persönlichkeit, schrankenlose Concurrenzwillkür, übermächtige Capitalsherrschaft. Sie haben sich entwickelt unter positivem Verschulden unserer staatlichen Gesellschaft und haben einen großen Teil unserer Arbeiterschaft zur wirtschaftlichen Selbsthilfe unfähig gemacht. Es erwächst somit aus der Thatsache des Verschuldens für unsern Staat auch die Verpflichtung zu derjenigen Art von Hilfeleistung, welche überhaupt noch Rettung bieten kann. Indessen liegt in dieser Auffassung des staatlichen Beitrags zur Arbeiterversicherung auch die Heilung der Uebelstände eingeschlossen, welche denselben heute forbern. Es ist selbstverständlich, daß ein Staatswesen, welches sein wirtschaftliches Verschulden erkennt und anerkennt, durch zweckmäßige Reformen von demselben sich frei zu machen suchen wird. Auf dem Wege dieser Reformen aber werden von selbst jene schlimmen Momente beseitigt werden, welche den wirtschaftlichen Niedergang unserer Arbeiterschaft bewirkt haben, und in demselben Maße, in welchem dies geschieht, wird für unsern Staat die Nötigung zu pecuniären Beiträgen an die Arbeiterschaft schwinden.

Indessen wird doch niemals für die gesamte Arbeiterschaft die Nothwendigkeit einer Beisteuer aus öffentlichen Mitteln in Wegfall kommen. In unserer Industrie findet auch eine größere Anzahl von Leuten Beschäftigung, welche infolge eines persönlichen, individuellen Defects zu vollgiltiger Arbeitsleistung unermögend und darum nicht im Stande sind, den vollständigen Lebensunterhalt zu verdienen, die aber in der Arbeitsteilung irgend eines Geschäftszweigs eine Beschäftigung finden, welche ihnen für einen Teil ihrer Lebensbedürfnisse die Mittel bietet. Es scheint uns klar, daß diese von Natur Bedürftigen, sofern ihnen nicht aus Privatmitteln ein Zuschuß zu ihrem Lebensunterhalt geboten wird, in das Gebiet der Armenverwaltung gehören. Es ist darum wirtschaftlich auch durchaus zweckmäßig, daß für die Versorgung dieser Kategorie von Arbeitern die gesetzlich bestehenden Armenverbände eintreten.

Dabei wird ernstlich zu beachten sein, daß die Arbeiterversicherung ja nicht mit der Armenpflege vermengt werde, wie es etwa der Fall wäre, wenn die Armenverbände angehalten würden, bestimmte Pauschsummen zur Arbeiterversicherungskasse zu zahlen. Dadurch würde diesen Beiträgen der Charakter von Almosen an die Arbeiterschaft gegeben, und auf diese selbst damit ein sehr schlimmer Eindruck gemacht. Um dies zu verhüten, wird sich empfehlen, die Beiträge der Armenverbände nur als Spenden für jeweils bestimmte Persönlichkeiten zu erheben, oder überhaupt die Versicherung der bezeichneten Kategorie von Arbeitern als eine Angelegenheit der Armenverwaltung zu behandeln.

Schließlich wären noch die Quellen in Erwägung zu ziehen, aus denen die

Mittel für die staatliche Unterstützung der Arbeiterhilfsklassen fließen sollen. Bekanntlich ist schon das Tabaksmopol als solche genannt worden. Wir unsererseits sind nicht Gegner desselben, wohl aber der Ansicht, daß, wenn im socialen Leben für einen bestimmten Zweck ein bestimmtes Mittel in Aussicht genommen wird, zwischen diesem Mittel und diesem Zweck ein gewisser innerer, organischer Zusammenhang bestehen sollte. Diesen vermessen wir zwischen dem Tabaksmopol und der Arbeiterversicherung. Dagegen wäre derselbe vorhanden zwischen den von uns bereits berührten socialwirtschaftlichen Zöllen und der Arbeiterversicherung. Dieselben fließen im innigsten Zusammenhang. Angenommen, daß die allgemein obligatorische Arbeiterversicherung durchgeführt sei, so bildet der Betrag des allenfallsigen socialpolitischen Schutzolls, den ein Industriezweig genießt, zusammen mit den staatlichen Versicherungsbeiträgen die Summe der außerordentlichen materiellen Beiträge, welche dem betr. Industriezweig von der staatlichen Gesellschaft bewilligt sind. Jede dieser beiden Arten der Unterstützung ist, an sich betrachtet, ein Uebel. Uns will es scheinen, als würde das Gewicht derselben am wenigsten empfunden werden, wenn man die indirecte Unterstützung der Industrie, den socialpolitischen Schutzoll, als Quelle für die directe Unterstützung, den Staatsbeitrag zur Arbeiterversicherung, behandeln würde. Es ist ja durchaus logisch, daß, wenn wir zu gunsten gewisser socialpolitischer Einrichtungen einen Schutzoll für notwendig erachten, wir auch die Erträgnisse desselben zur Unterstützung dieser Einrichtungen verwenden. Auch ist klar, daß wir damit die Wirksamkeit dieses Zollschutzes erhöhen; daß wir mit einem Schutzoll von 10%, dessen Erträgnisse wir zu Gunsten der geschützten Industrie verwenden, dieselbe Wirkung erzielen, wie vielleicht mit dem doppelten Zollfuß, wenn dies nicht geschieht. Ueberhaupt wäre damit die Arbeiterversicherung auf eigene Füße gestellt, hätte ihre eigene, von der Finanzwirtschaft des Staats gänzlich abgetrennte Grundlage. Die eine Hälfte des durch die Arbeiterversicherung entstehenden Deficits würde durch den indirecten Nutzen des Zollschutzes, die andere Hälfte durch das directe Erträgnis desselben gedeckt. Selbstverständlich gilt das hier Gesagte nur von den socialpolitischen, nicht von den Finanzzöllen.

Wir müssen des Raumes aus eine Schlussbetrachtung verzichten, und wollen nur bemerken, daß, wenn wir in vorstehendem aus nachgewiesenen Gründen vorzugsweise die Alters- und Invaliden-Versicherung behandelt haben, uns damit eine Opposition gegen die Unfallversicherung fern liegt. Wir werden uns freuen, wenn mit dieser Frage der Anfang gemacht und der Anstoß gegeben wird, die hochwichtige Angelegenheit ihrer Verwirklichung näher zu führen. Es führen ja viele Wege nach Rom, und es bleibt uns immer die Zuversicht, daß das Versicherungswerk sich sofort bei der Durchführung eines Theils als ein Ganzes und Unteilbares erweisen werde. Möge darum Kranken- und Unfall-, oder Invaliden- und Altersversicherung zuerst organisiert werden — die Hauptsache wird uns stets sein, daß der Anfang gemacht wird. Ist dieser erst vorhanden, dann wird die Sache mit Notwendigkeit ihren Fortgang nehmen und nicht eher zum Stillstand gelangen, als bis — menschlich geredet — die Vollendung das Werk wird gekrönt haben.

## Die Weltlage.

Von Otto Bivisch.

Die Welt, heißt es, lernt nicht aus den Erfahrungen der Vergangenheit. Das ist nicht richtig. Ihre Lehren entnimmt sie sich allerdings; aber diese Lehren sind gewöhnlich falsch, d. h. sie beruhen auf Voraussetzungen, die nicht mehr bestehen, wenn ihre Konsequenzen gezogen werden — der alte Satz von den Begriffen, welche die Dinge überdauern.

Auch auf die jeweilig gangbaren Ansichten über „große Politik“, ja auf sie erst



recht, findet das Anwendung. Unverkennbar zeigt sich die Abhängigkeit von abgeschlossenen Entwicklungsphasen, wenn man die Auffassung der orientalischen Dinge zu Anfang der kritischen Periode von 1875—1878 und der heute vorherrschenden in Vergleich zieht. Wer damals der Sorglosigkeit publicistisch zu wehren suchte, fand sich einer Aufgabe gegenüber, die unlösbar schien, trotzdem eine Fülle gefährlicher Erscheinungen auf weltgeschichtliche Katastrophen hinwies. Hier, wo wir es allein mit der Gegenwart zu thun haben, kann der Staub der Dinge vor nun sieben Jahren nur kurz berührt werden. Die Hauptgefahr war zweifacher Natur; einestheils lag sie darin, daß es zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn trotz oder wegen des damals noch in voller Geltung stehenden Drei-Kaiserbündnisses zu festen Vereinbarungen über eine gemeinsame Action nach außen noch nicht gekommen war, andererseits war es von entscheidender Bedeutung, daß 1875 Rußland sich äußerlich und innerlich von den Folgen des orientalischen Krieges erholt zu haben meinte und Fürst Gortschakow in der unerwünschten Eitelkeit, die ihm eigen ist, sich in der Illusion wiegte, die Konsequenzen seines — über Gebühr beräthmt gewordenen: „la Russie se rocouille“ ziehen, d. h. „Hecanache für Sebastapol“ nehmen zu können. Dieses persönliche Moment wäre vielleicht weniger übersehen worden, wenn nicht — und auch das nennen wir verhängnisvoll — der 1874 eingetretene Regierungswechsel in England hinzugetreten wäre, durch welchen die öffentliche Meinung vollends in der Überzeugung befestigt wurde, daß von Rußland etwas ernstliches nicht zu befürchten sei. Den Tories traute man das vollste Maß traditioneller Entschlossenheit zu, um jede Bedrohung der Türkei schon im Keime zu erlösen. Auch die Regierungen haben unter dem Einfluß dieser illusorischen Auffassung gestanden. Wenn man sich erinnert, wie wenig Schwierigkeiten es verhältnismäßig gekostet hat, Rußland zum Verzicht auf den Erfolg von St. Stefano zu bewegen, so zweifelt wohl kaum jemand daran, daß bei dem schwankenden Charakter Alexanders II. ein deutsch-österreichisch-englisches Machtwort, zur rechten Zeit gesprochen, den Krieg von 1877—1878 verhindert haben würde.

Der subjektive Optimismus also, mit einem Wort, ist es gewesen, der diesen Krieg verschuldet hat, aber freilich nur deshalb verschulden konnte, weil derselbe objektiv in den Dingen selbst begründet war. Eben deshalb könnte auch der Pessimismus von heute ihn nicht verhindern, wenn er in der politischen Lage seine weltgeschichtliche Begründung fände. Das scheint uns aber nicht der Fall zu sein, vielmehr die allgemeine Schwarzjeherei nur aus den frischen Erinnerungen der Jahre 1877—1878 sich zu erklären.

Wenn von Kriegsgefahr die Rede ist, so besteht sich das zunächst auf den Orient; später erst könnte ein europäischer Draud an die Stelle des „localen“ treten. Denn die Erregung der nationalen Leidenschaften, welche der Welt so schwere Besorgnis einflößt, ist gleichbedeutend mit dem Problem des Panlawanismus, welches seine Verwirklichung wesentlich in den Balkanländern und den ihnen benachbarten Gebieten sucht, welche sich, genau genommen, bis vor die Thore Wiens erstrecken. Erst auf dem Westufer der Leitha hört „HalbAsien“ auf.

Für das internationale Schwergewicht des Panlawanismus wiederum ist das Verhältnis ausschlaggebend, welches der russische Staat und die russische Gesellschaft zu demselben einnehmen: jede große Krisis hat gezeigt, daß ohne Rußland der „lawische Gedanke“ ein Nichts ist, ein schablonenhaftes Phanton, welches nur in der gläubenden Phantasie südslawischer Kaffeehauschwäver Fleisch und Blut gewinnt. Die furchtbaren Schläge, welche sich Serbien 1876 unter Tschernajew holte, hatten mit dem rühmlichen Erliegen des Schwachen vor dem Starken nichts zu thun; sie waren das unvermeidliche Ergebnis einer Summe von Feigheit, Kopflosigkeit und Unfähigkeit, wie sie in der Geschichte der nationalen „Freiheitskämpfe“ beispiellos dastehen, und die westliche Welt um so mehr in Erstaunen setzen mußten, da dieselbe gewohnt war, die langwierigen Kämpfe, welche die Serben zu Anfang des Jahrhunderts unter der Führung der „geborenen und erzogenen“ Schweinehirten Milosch Obrenowitsch und Czerny Georg gegen den Halbmond führten, in einer gewissen poetischen Verklärung zu erblicken, während es sich in Wirklichkeit kaum um etwas anderes gehandelt hat, als um einen

jener allerdings höchst „nationalen“ „Dammekriege“, wie sie dort auch heute noch an der Tagesordnung sind. Von den Bulgaren weiß man nur, daß sie an dem Wert ihrer Befreiung als — türkische Spione Teil genommen haben. Die Verachtung der Russen gegen sie ist grenzenlos; sie erklärt vieles, was in dem Fürstentum Alexander I. von Vattenberg vorgegangen ist. Als wirkliche Helden haben sich nur die Montenegroiner gezeigt; sie sind indessen ein zu kleines Häuflein, als daß von ihnen irgend etwas Entscheidendes angesehen könnte. Die Rumänen endlich, die ja auch ihrerseits zu den „Erlösern“ von 1878 gehören, zählen nicht einmal passiv zu den Hülfskräften, auf welche der Panславismus rechnen darf, sie sind vielmehr für denselben, geographisch wie ethnographisch ein „Pfahl im Fleisch“, der Gegenstand aufrichtigster Verwünschungen für jeden „Patrioten“, der nördlich vom Pruth ohne Kamm und Zahnbürste den Weg durchs Leben sucht.

Nacht man sich bei uns von den hier skizzierten Leistungen der Balkanflawen im allgemeinen jetzt richtigere Vorstellungen, als vor der Katastrophe von 1875—1878, so spielen die österreichisch-ungarischen Slawen mit ihrer angeblichen Neigung zum Panславismus in den Kombinationen westeuropäischer Politiker noch immer eine Rolle, die sich mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht deckt. Was das ungarische Slawentum — Serben wie Slowenen — in Wirklichkeit zu bedeuten hat, zeigt die schonungslose Behandlung, die es sich von dem herrschenden Magyarismus gefallen läßt, noch nicht so deutlich als die Thatsache, daß es neben den Deutschen — zu unsrer Schande — die Slawen sind, welche ihre eigenen Peiniger von einer Wahlperiode zur andern in den Reichstag nach Budapest entsenden. Hier und da zwar haben die Miletic und Konjorten den ungarischen Greuelthaten ein wenig Sorge gemacht, aber auch das scheint vorüber. In den letzten Jahren ist von großherbischer Agitation kaum noch etwas zu hören gewesen, et pour cause — die Belgrader Thaten von 1876 waren eben nicht danach, bei den Stammgenossen Begeisterung zu erwecken. So schlecht sie's in mancher Beziehung zu Hause haben: „König“ Wien lockt sie nicht.

Noch viel weniger aber wird in Wahrheit Prag von Petersburg angelockt. Wenn Palacky 1848 von der Stellung der Tschechen zum Panславismus sagte, daß er, obgleich ein Slawe, die Hegemonie Rußlands in der slawischen Welt für ein „ungeheures Unglück“ halten würde, gilt heute, nachdem die Ausbrüche des Nihilismus die Augen der Welt auf die inneren Zustände des Kiesenreichs gezogen haben, doppelt; doppelt besonders auch darum, weil die Tschechen inzwischen als Lehrer, Ingenieure und dergleichen mehr Gelegenheit gehabt haben, sich Rußland aus der Nähe anzusehen. Sie sind dort im allgemeinen nicht schlecht behandelt worden; allein zum Teil gerade deshalb haben sie sich als die Träger einer höheren Kultur fühlen gelernt, die sie nun nicht mehr dem nivellierenden Moskowitertum preisgeben möchten. Wenn sie sich heute noch Panславisten fühlen, so thun sie es jedenfalls mit der reservatio mentalis, daß den Tschechen die Führung in dem neuen „nationalen“ Weltgebäude zugestanden werde. Von Rußland wollen sie im Grunde nichts, als den Schutz seines starken Armes für ihre Sonderzwecke. Und so denken, wenn man sie aufs Gewissen fragt, die „Brüder“ alle. Sie singen und toasteten sich gegenseitig an, immer aber mit dem Hintergedanken, daß der eine für den andern die Kasanien aus dem Feuer holen soll; sie sind zum Teil selbst von dem bittersten Groll gegen einander erfüllt, wie man es denn in Belgrad nicht vergessen hat, daß Alexander II. die Serben, als den türkischen Siegern im Oktober der Weg nach der Hauptstadt offen stand, in flammender Entrüstung Feiglinge zu nennen keinen Anstand nahm. Nicht viel anders denken auch die Bulgaren, die sich zwar von den im Lande dominierenden Russen gebrauchen lassen, dabei aber fluchend die Faust in der Tasche ballen, oder gar sich nach den Türken zurückziehen, die in ihrer Weise viel bequemere Herren waren, als der Abendländer denkt, dem immer nur die Gladstone'schen Greuel von 1876 in den Sinn kommen, wenn von dem status quo ante in den Balkanländern die Rede ist.

Auch unter sich aber leben die neugebadenen Königreiche und Fürstentümer wenn nicht in offener Fehde, so doch in unverholener Gegnerschaft. Der alte Haß, der Serbien

und Montenegro von jeher entweite, ist bekannt; jedoch auch Belgrad und Sofia betrachten sich voll gegenseitigen Grolls; die Serben haben im Berliner Frieden Gebiets- theile erhalten, auf welche Bulgarien nach dem strengen Recht der Nationalität Anspruch erheben darf und denen es im Stillen sicher nicht entgeht hat, wenn es auch heute nicht im Stande ist, sie geltend zu machen. Und dergl. mehr.

So steht Rußland in der That allein, inmitten einer slawischen Welt, die wenn man will, durch eine Art gemeinsamer Idee verbunden sein mag, in ihrer geschichtlichen Erscheinung aber durch Reid, Haß, Unfähigkeit, Corruption und Unkultur getrennt wird und deshalb zur Lösung gemeinsamer Aufgaben vorerst wenig befähigt scheint. Und wie sieht es denn mit Rußland selber aus und mit seinem Veruf zu leisten, was die „Brüder draußen“ schlechterdings zu leisten nicht im Stande sind? Aber die verhältnis- mäßig geringe Stärke des ungeheuren Staatskörpers, wie sie einmal durch sittliche Fäulnis ohne gleichen, das andere Mal durch die ungeheure Ausdehnung der Grenzen und die noch immer mangelhaften Verkehrsmittel bedingt wird, braucht kein Wort verloren zu werden — gleichwohl ist derselbe noch immer stark genug, um der Welt Furcht und Besorgnis einzufößen, sobald er von einem festen Willen in bestimmter Richtung bewegt wird. Und eben die Vorstellung, daß das Geschehen könnte, ist es ja, was dem Skobelew-Lärm der letzten Wochen seine Bedeutung giebt. In dem säbeltraffenden Tekinzinieger sieht man die Verkörperung jenes urgewaltigen „Drangs nach Westen“, der die Horden Tschingisichans und Tamerlans zu den furchtbarsten Feinden gemacht hat, von denen die europäisch-christliche Gesittung je bedroht gewesen ist. Was ist nun wahres daran? Soviel zunächst, daß Skobelew in der That einer Cuspfindung Worte geliehen, welche der gebildete Russe von heute unmittelbar von seinen mehr oder weniger „mongolisch angehauchten“ Ahnen überkommen hat — der dunkle Trieb der „Schreden der Völker“ zu heißen, dem „faulen Westen“ die zitternde Todesangst durch alle Gebeine zu jagen. Das ist in der That russisch — das wird verstanden vom Ural bis an die Ufer des Niemen, von Archangel bis Oessa, von Akarachan bis Nowoseliza und weiter, wo im „Schwarzen Adler“ zu Tschernowiz die „Gesittung des Abendlandes“ ihre erste schätzbare Vertretung findet. Das wird verstanden — und deshalb ist es gewiß, daß der erste Eindruck der ersten Rede Skobelews wie triumphierend in allen „russischen Herzen“ nachgeklungen hat. Aber auch nur der erste. Der zweite schon war der, daß es zur Bezwingung der Welt nicht mehr genügt, ein Stück rohes Fleisch unter den Sattel zu legen und blindlings gen Westen zu reiten wie einst Batu gethan. Man hat sich an einen civilisierteren Mittagstisch gewöhnt und auch gegen das Fallen des Rubelcourfes ist man keineswegs gefeit — im Gegentheil, der ist heut des Petersburger erstes Sorgenkind, und selbst der grimmigste Moskowite, der zu seinem Morgenthee mehr Deutsche verzehrt als Percy Schatten vertilgte — selbst dieser unversöhnliche Widersacher der Wäjsche und der Wissenschaft ist im Stillen überzeugt, seiner patriotischen Pflicht genug zu thun, wenn er sich auf der Herzegowiner Wohl betrinkt und seinen Papierrubel oder zwei dem „Slawischen Wohlthätigkeitsverein“ zuwendet, in dessen Taschen sie auf Nimmerwiedersehen verschwinden.

Doch Scherz bei Seite; wenn von einem positiven Ergebnis der letzten Wochen gesprochen werden darf, so ist es in der That kein anderes, als daß das ohnehin nichts weniger als kriegerisch oder auch nur militärisch in unserem Sinne angelegte russische Volk seines tiefen Friedensbedürfnisses in einem Maße bewußt geworden ist, wie die Veranstalter des Skobelewschen Zwischenspiels es nicht im entferntesten vorausgesehen. Daß einzelne pausslawistische Vereine sich das kindische Vergnügen nicht verjagen können, die „Helden“ des Aufstandes zu Ehrenmitgliedern zu ernennen und dem General Skobelew in feierlicher Sitzung ihre Sympathien zu votieren — ändert nichts daran. Thatsache ist, daß selbst Blätter wie die Atakowische „Rufz“ und die trotzalldem Ignatjewische „Neue Zeit“ ihre Sprache sehr gemäßig haben, wie es denn auch bezeichnend ist, daß sich zu Skobelews Ankunft in Petersburg nur ein Haufe von kaum ein paar hundert Menschen zusammenbringen ließ. Die westeuropäische Presse hat aus diesem Fiasco einen Erfolg gemacht; wüßte sie, wo in Rußland die Gloden hingen, oder

wollte sie es wissen, so würde sie vor allem auf die Haltung derjenigen Presseorgane achten, die die öffentliche Meinung des Reichs in Wirklichkeit vertreten, wie der „Golos“, der mit vollem Recht die „russische Times“ genannt werden darf. Dieses Organ der liberalen Bureaucratie und der mit ihr zusammenhängenden Kreise, d. h. der eigentlichen „Intelligenz“, hat den Skobelew-Jubel keinen Augenblick mitgemacht; von Anfang an hat Kradjewski, der noch vor Jahresfrist zu den wütendsten Deutschhassern zählte, mit imponierendem Ernst vor der Sinnlosigkeit der panslawistischen Agitation gewarnt und ihre Konsequenzen richtig vorausgesagt. Und mit soviel Erfolg hat er das gethan, daß kürzlich der Publizist Grabowsky vor „tout Pétersbourg“ einen Vortrag halten durfte, der unter dem lauten Beifallsjubel der Versammlung in einer vernichtenden Kritik des „Slawenschwindels“ gipfelte. Die deutschen Residenzblätter, „Petersburger Zeitung“ und „Herold“ waren ihm darin mit einer Entschiedenheit vorangegangen, zu der sie sich nimmermehr aufgeschwungen hätten, wenn nicht das russische Publikum in seiner großen Mehrheit hinter ihnen stände.

Wer sich auf diese notorischen Thatsachen beruft, muß sich freilich erwidern lassen, daß es mit dem „Schwindel“ doch wohl etwas auf sich habe, da der Kaiser Skobelew unbefähigt lasse und auch der eigentliche Anstifter des ganzen Lärms, Graf Ignatjew, der Entrüstung des Abendlandes zum Trost, seinen Platz behauptete. Das ist wahr — wer könnte es leugnen? Allein es hat, so befremdend es auch scheint, nicht die Tragweite, die ihm beigemessen wird. Die Gründe, aus denen Alexander III. Ignatjew und mit ihm Skobelew hält, sind ganz anderer Natur, als gemeinhin angenommen wird. Die von ihnen repräsentierte Slawophilenpartei gilt ihm, wenn auch mit vollem Unrecht, als die einzige Trägerin der monarchischen Idee im Reich, als die entschlossene Gegnerin der nihilistisch-liberalen Tendenzen, mit der er es eben deshalb in seiner unsicheren Lage nicht auch noch zu verderben wagt. Ein besonders großartiger Standpunkt ist das nicht; allein großartig aufzutreten ist schwer, wenn man inmitten einer Welt von Verräthern und Verräthern auf die eigene Einsicht angewiesen ist. Das Verurtheilen kostet wenig — das Bessermachen wäre die Aufgabe eines Kraftgenies. Ein solches Kraftgenie ist der Kaiser so wenig als irgend ein anderer Souverän der Gegenwart, er hat aber mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie sonst niemand außer ihm auch nur annähernd kennen gelernt. In eine Gefahr vorhanden, so liegt sie in der inneren Fäulnis der Reichs und der Gesellschaft, nicht in dem Fall Skobelew, der nur Symptom ist. In einer Katastrophe wird er schon deshalb keinen Anlaß geben, weil die Passivität, welche man dem Kaiser vorwirft, der Aktion nach außen noch mehr im Wege ist, als der nach innen. Zudem fehlt, wie schon angedeutet, abgesehen von einem eng begrenzten Kreise, jede Spur von kriegerischer Erregung, auch sind keinerlei militärische Anordnungen getroffen. Das Heer befindet sich, hierin stimmen alle Nachrichten überein, auf dem tiefsten Friedensfuß; weit entfernt etwa die Rekruten einzuziehen, nimmt die Kriegsverwaltung sogar Verurlaubungen vor, von Pferdeanlauf, Proviantaufsammlung u. dergl. ist nichts zu hören, während man doch weiß, daß diese Dinge in Rußland unendlich viel Zeit in Anspruch nehmen und der eigentlichen Mobilmachung deshalb um Monate vorausgehen pflegen.

Es sind aber auch noch andere außerrussische und außerslawische Gründe da, welche die Erhaltung des Friedens zu verbürgen scheinen. Die allgemeine politische Constellation kann dem Kriege nicht ungunstiger sein, als sie ist. Vor allem deshalb nicht, weil das Jahr 1879 eine weltgeschichtlich wirksame Thatsache geschaffen hat — das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und der habsburgischen Monarchie, welches jeden russischen Angriff auch dann von vornherein hoffnungslos erscheinen ließe, wenn nicht durch den kürzlich erfolgten Sturz des Ministeriums Gambetta jeder Gedanke an eine Coalition mit Frankreich in Keime erstickt worden wäre, während die unbegreiflichen Fehler dieses kurzlebigen Kabinetts dafür gesorgt haben, daß auch von Italien für die beiden verbündeten Mächte nichts zu beforgen ist. Daß der gesunde Menschenverstand der Franzosen diese Lage richtig begriffen, hat die außerordentliche Zurückhaltung gezeigt, welche selbst die innerlich revanchelustigsten Elemente von Paris den Skobelewischen Vorver-

suchen gegenüber zur Schau getragen. Überdies aber ist gewiß, daß nicht nur die schlechten Chancen des Kompagniegeschäftes — sofern ein solches wirklich beabsichtigt, was uns noch keineswegs erwiesen vorkommt — abschreckend auf die Franzosen gewirkt, sondern vor allem und noch viel mehr, ist hier das tiefe Friedensbedürfnis der Nation von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, daselbe, dem Gambetta den raschen Verfall seiner Popularität zu danken hat, wie ihm umgekehrt alle die Jahre vorher der freilich höchst sonderbare Volksglaube zu Hilfe gekommen ist, der in ihm, dem Vater des Neoanarcheobanens, den eigentlichen Hort republikanischer Friedensseligkeit verehrt. Daß Gambetta sich nebenbei durch eine kaum übersehbare Reihe anderer Kopflosigkeiten geschadet hat, ist zweifellos, wie er dem auch seit seinem Rücktritt einen unbegreiflichen Mißgriff an den andern häuft. Allein damit haben wir es hier nicht zu thun. An dieser Stelle interessiert er uns nur als would be Friedensstörer, als der avoalatijische Dilettant, der sich in der Einbildung wiegte, Europa gegen den Fürsten Bismarck in Waffen bringen zu können, weil es ihm unter öölig abweichenden Verhältnissen gegliickt war, den Widerstand des am eigenen Herde bedröhten Landes um einige Monate hinauszuziehen.

Nur ein einziges günstiges Moment in der That könnte die russische Kriegspartei, wenn es eine solche giebt, für sich in Anspruch nehmen: die Exizienz des Ministeriums Gladstone. Aber dieses eine Moment ist neben den anderen bedeutungslos. Die außerordentliche Unfähigkeit des englischen Ministers würde der außerordentlichen Fähigkeit unseres leitenden Staatsmannes auch dann noch nicht gefährlich werden, wenn die Vorteile der Lage im übrigen nicht auf dessen Seite wären. Das ist durch die Natur der englischen Verhältnisse bedingt, die — vorausgesetzt, daß ein energischer, zielbewußter Wille in Downing street am Ruder ist — zwar gestatten, daß England russischen Eroberungsgelüsten am Goldenen Horn entgegentritt, ein Zusammenwirken mit Rußland aber unter allen Umständen unmöglich machen. England muß bei einem Kriege Rußlands gegen Deutschland und Österreich notwendig passiv bleiben, es sei denn, daß es die gute Gelegenheit benützt über Egypten herzufallen. Das aber würde für den Ausgang des Kampfes zunächst von keiner Bedeutung sein oder doch nur in einem Sinne, mit dem wir von unserem Standpunkt aus ganz zufrieden sein könnten, insofern jeder Versuch dieser Art dazu beitragen würde, Frankreich in seiner Zurückhaltung uns gegenüber zu bestärken. So scheinen uns die Dinge — salvo errore — eben jetzt zu liegen. Man wird dieser Auffassung vielleicht einen außerordentlichen Mangel an Romantik vorwerfen, ohne die es die moderne Presse bei ihren Betrachtungen über große Politik nun einmal nicht thut. Und wer wollte bestreiten, daß sie das „Geschäft“ ungleich besser versteht als wir? Die europäische Lage beleuchten, ohne dem dämonischen „Vater der Lüge“ in Petersburg mehr als ein paar flüchtige Worte zu widmen, verrät in der That eine Schwunglosigkeit der Phantasia, an der Hopfen und Malz verloren ist. Wir wollen denn auch nicht unterlassen nachzuholen, daß wir den Grafen Ignatzew für einen sehr gefährlichen Menschen halten, für den Mann, von dem die Unruhe der Welt recht eigentlich ausgeht und der Rußland in seiner Weise noch ebenso großen Schaden bringen kann, als er ihm schon gebracht hat. Democh haben wir nicht für nötig gehalten, ihn in den Mittelpunkt dieser Erörterung zu stellen, weil wir überzeugt sind, daß dieser Schaden unter den Verhältnissen, wie wir sie dargelegt, vielmehr ein innerer als ein äußerer sein wird. Graf Ignatzew ist eine Herostatus-Natur im vollen Sinne des Wortes. Wenn auf den Ebenen Bulgariens und in den Schluchten des Balkan zweihunderttausend Russen modern, so ist das wesentlich sein Werk, und wir zweifeln nicht, daß es ihn wenig kümmern würde, aus den Hunderttausenden Millionen zu machen. Aber die Constellation, unter der es ihm 1877 gelungen ist, die Welt mit Thränen und Blut zu füllen, kehrt so leicht nicht wieder. Zwischen allen großen Orientkriegen Rußlands liegen sehr stille Jahrzehnte. Und Jahrzehnte, so hoffen wir, werden auch diesmal vergehen, bis man in Petersburg wieder daran denken kann, den Marsch nach Konstantinopel anzutreten, den man seit tausend Jahren immer wieder angetreten hat — wenn auch bisher vergeblich.

## Janßen und die Reformation.

Von Dr. A. Ebrard.

J. Janßen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters.  
1. u. 2. Band. 6. Aufl. 8. (Freiburg i. B., Herder.) Pr. M. 12,90.

Jede Lebenserscheinung kann nur aus ihrer eigenen Wurzel begriffen werden, jedes Geschichtlichgewordene nur aus seinem eigenen Geiste; würde Alexander der Schmied eine Geschichte und das Wirken des Apostels Paulus geschrieben haben, so würde in ihr ein Bild des Apostels uns entgegenreten, das mit dem geschichtlich wahren wenig Ähnlichkeit hätte, gesetzt auch, daß Alexander keine positiv unwahren Einzelheiten berichtet hätte. Welch ein schlechter, verworfener Mensch dieser vagierende Weltmüher gewesen, würde er aus den eigenen Geständnissen derselben: daß er „unter den Sündern der vornehmste“, daß er „Wollen des Guten habe, aber das Vollbringen nicht finde“, daß er „von einem Satansengel geplagt werde“ beweisen; er würde auf die vielen Unruhen und Volksaufstände in Antiochia, Konium, Lystra, Philippi, Thessalonich, Korinth, Ephesus und Jerusalem verweisen, welche alle in dem Auftreten des Paulus ihren Anlaß gehabt; Aeußerungen und Urteile galatischer, korinthischer und palästinenischer Jüdenchristen in Menge würde er bebringen, welche die Persönlichkeit des Apostels im schlechtesten Lichte erscheinen ließen, als die eines habersüchtigen, frivolen Revolutionärs, der wider die Heiligtümer und Prätogative des theokratischen Gottesvolkes zerstörend seine frevelnde Hand erhebe. Und das alles würde Alexander der Schmied nicht aus Bosheit und feindseliger Tüde, sondern aus vollster innerster Ueberzeugung so geschrieben haben — weil er nicht innerhalb, sondern außerhalb des Christentums stand und darum von dem Evangelium redete, wie der Blinde von der Farbe.

Auch die Reformation kann nur aus ihrer Wurzel, ihrem Kern richtig erkannt und begriffen werden. Was der Kern der Reformation sei, daß er der Lebensodem des Evangeliums sei, — braucht den Lesern unserer Monatschrift nicht erst gesagt zu werden. „Du weißt, von wem du gekernet hast“, schrieb Paulus an Timotheus, und wir wissen auch, von wem wir gekernet haben, nicht von Menschen, sondern von Gott, der uns das Evangelium hat erfahren lassen, als eine Kraft Gottes, die beides: selig macht und heiligt, das Gewissen vollkommen bernhigt, aber so, daß sie dabei das Gewissen weckt; die die Schuld hinwegtilgt, aber durch den Geist der Kindshaft zugleich Freudigkeit und Kraft verleiht, von der Sünde uns zu reinigen. Und darum sprechen wir mit Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Das ist für uns gläubige, evangelische Christen keine Frage. Aber die Frage bedarf einer kurzen Belenchtung: hat denn die Kirche des Papsttums dies Evangelium nicht? — Sie bekennet mit uns den dreieinigen Gott, die Menschwerdung des ewigen, unerschaffenen, eingeborenen Sohnes Gottes, den sühnenden Tod Jesu Christi samt seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Sie leugnet die erlösenden Gottesthaten nicht; sie stellt sie aber hinter einen Schleier. Sie stellt sich — die Kirche — zwischen Christum und den Laien. Wir Christen der evangelischen Bekenntnisse sind der Ueberzeugung, daß die Kirche Jesu Christi die Aufgabe habe, ihre Kindlein zu Jesu zu führen, zu ihm selbst, — die Aufgabe, sie durch den Dienst der Predigt und der Sacramente dahin zu führen, daß ihrer ein jedes in wahrer Buße sein Sündenelend erkenne, in freudigem Glauben Christum erfasse und umfasse, in solchen Glauben der vollkommenen Vergebung der Sünden gewiß werde, und nun als ein freies Gotteskind sich Christo zum lebendigen Opfer hingebe, und in täglich neuer Buße und täglich neuen Ergreifen der Vergebung den täglichen Kampf der Heiligung wider die Sünde kämpfe. Nicht ganz

ebenso ist die Stellung der Kirche nach römischer Anschauung — der mittelalterlichen wie der tridentinischen. Die Kirche hat die von Christo erworbenen Heilsgüter in ihrem Verfaß und dispensiert davon diejenigen, welche die von der Kirche geforderten Leistungen erfüllen, und nach dem Maße, als sie dieselben erfüllen. Wohl hat Christus durch seinen einmaligen Opfertod am Kreuze die Schuld der sündigen Menschheit gesühnt; aber das kommt doch nur denen zu gute, für welche die Kirche das einmal geschene Opfer Christi (in sogenannter „unblutiger Wiederholung“) dem Vater vor Augen rückt. Die Anwartschaft auf ewige Seligkeit ist erworben; aber in die Seligkeit kam der Christ doch erst dann eingehen, wenn er die von der Kirche ihm vorgeschriebenen Büßungen seiner Sünden auf Erden, und den rüchständigen Rest derselben in Fegefeuer vollbracht — oder von letzteren ganz oder teilweise durch Ablassgeld sich losgekauft hat. Als verfohtenes Gotteskind könnte er im Namen Christi zum Vater beten; aber auch hier schiebt die Kirche zwischen ihn und Gott in die Mitte, und erklärt es für räthlicher, daß er durch Vermittlung der triumphirenden Kirche — ihrer Königin, der heil. Jungfrau, sowie der übrigen Heiligen — sich an Gott wende.

Das ist die ideale Anschauung, welche den Lehrsätzen und Cerimonien der römischen Kirche zu Grunde liegt. Welches sind aber die praktischen Folgen? Daß in der idealen Grundanschauung etwas principiell nicht richtig sein müsse, zeigt sich in der praktischen Ausgestaltung. Die Heilshoffnung des Laien klammert sich in Praxi nicht an Christum und seine Heilthat, sondern an die eigene Leistung. Daß er die von der Kirche ihm auferlegten Forderungen gehorsam erfüllt hat, darauf baut er seine Hoffnung. Er hat gebeichtet und Absolution erlangt; er hat Rosenkränze gebetet, Büßungen vollbracht, Bittgänge und Wallfahrten mitgemacht, fromme Stiftungen gemacht, die letzte Selung empfangen, über seinen Tod hinaus Seelenmessen gestiftet, und doch — seines Heiles gewiß kam er nicht sein, so lange er im Fleische walt; das lehrt ihn seine Kirche selbst; und wenn er aus dem Fleische scheidet, hat er zunächst das Fegefeuer zu gewärtigen. So ist der Trost des Evangeliums ein verklärter. Noch schlimmer steht es mit der Kraft der Heiligung. Auf das ethische Leben wirkt vornehmlich die Beichte; daß der Sünder in ihr nicht direct seinem Gott und seinem Helland, sondern dem Priester als dem Organ der Kirche gegenübersteht, hat zur unmittelbaren und unausweichlichen Folge, daß in die Bußsucht der Beichte eine gesetzliche Keuscherlichkeit kommt, indem sich dieselbe wesentlich auf einzelne thatsächliche Ausbrüche des sündigen Wesens, nicht auf dessen (dem Beichtenden selbst meist verborgene) Wurzel besielben richtet. Er wird angeleitet, bestimmte Thatfünden fortan zu meiden; ein neuer Mensch wird er nicht. Es fällt uns nicht ein, in Abrede stellen zu wollen, daß es innerhalb der katholischen Kirche Christen gebe, die neue Menschen, wahre Gottesmenschen, geworden sind; aber nicht vermöge des Institutes der Ohrenbeichte sind sie es geworden, sondern stets vermöge einer gläubigen Herzenshingabe an den Erlöser, den sie aus seinem Worte kannten. Wir reden hier aber von dem, was das System als solches wirkt. Und daß wir da nicht zu viel sagen, dafür sei hier nur Ein signifikanter Beleg angeführt. Ein treues Glied seiner Kirche und ein eifrig frommer Mann war Benvenuto Cellini. In seinen Trübsalen hat er vertrauensvoll gebetet, hat Visionen gehabt; die einzelnen Ausbrüche seiner Sünde gesteht er in seiner Autobiographie ehrlich ein; er hat es auch nicht unterlassen, dieselben zu beichten; den kirchlichen Vorschriften ist er getreulich nachgekommen und in seinen alten Tagen sogar selbst in den geistlichen Stand eingetreten — aber ein neuer Mensch ist er nie geworden. Seine drei hauptsächlichen Sünden: Fleischeslust, Rachsucht und Eitelkeit, sind ihm als solche gar nie zum Bewußtsein gekommen; in seiner Biographie, die er in seinem Alter geschrieben, redet er von seinem geschlechtlichen Umgang mit dieser und jener hübschen Dirne als von etwas, das sich ganz von selbst verstände — gewiß hat er jedesmal getreulich gebeichtet und die vorgeschriebene Büßung geleistet; aber damit wars auch abgethan, und er blieb wie er war. Ebenso selbstverständlich ist ihm, daß er einen Widersacher mit dem Degen angreift und womöglich erschlägt oder ihn wenigstens einen tüchtigen Denzettel giebt.

Die Zustände in Italien und Frankreich, wie Benvenuto dieselben offen und un-

befangen darstellt, geben uns ein Bild des sittlichen und socialen Lebens unmittelbar vor der Reformation. Nimmt man hinzu die Ausfiedelung der Völker durch Papst und Clerus, worüber seit Jahrhunderten auf Concilen und Reichstagen aller Reiche Klage geführt worden — das Klosterwesen in seinem damaligen tiefen Verfall — die Art, wie seit Jahrhunderten das Papsttum sich in die Politik mischte und Bann und Interdikt zu politischen Zwecken mißbrauchte: so begreift man, daß es wie ein beklemmender Alp von den germanischen Nationen fiel, als die Reformation an die Stelle der äußerlich-gesellschaftlichen priesterlichen Institution die aufs Innere weisende Religion setzte und damit jenen Bann brach. Denkt man an den vielfach kraßen Aberglauben, der geflüstert genährt worden, und an die Unwissenheit, in der das Volk gelassen worden, so begreift man jenen Durst und Heißhunger nach Belehrung, welcher die Massen des Volkes auf ein Jahrhundert hinaus zum Anhören vieler und uns maßlos lang dünkender Predigten willig machte. Das waren natürliche Rückschläge, welche es erklärlich erscheinen lassen, daß die Volksmassen als solche von der Begeisterung für die Reformation ergriffen wurden. Innerhalb dieser, den Vorhöfen angehörigen Geistesbewegung fand nun aber in concentrischen, mehr oder minder vertieften Kreisen, die ein Heiliges und Allerheiligstes bildeten, die Beselung der heilsbedürftigen und nach Frieden mit Gott dürstenden Herzen durch das Evangelium, durch die unmittelbare und unverfälschte Hinweisung auf Christum im Glauben, ihre Stelle.

Und dazu kam noch eins. Durch jene Belehrung, welche durch die humanistische Erschließung des biblischen, namentlich neutestamentlichen Grundtextes vorbereitet war, und nun von Männern gegeben ward, die, wie Luther, in heissem innerm Kampfe den Uebergang vom Saulus zum Paulus in sich erlebt hatten und darum die Schrift aus ihrem Centralpunkte heraus verstanden — durch jene Belehrung, die das predighörende Volk heißhungerig aufnahm, befestigte sich alsbald in weitesten Kreisen das Bewußtsein, daß man mit der Reformation auf dem Boden der heiligen Schrift, der geschichtlichen Urkunde des Christentums, stehe. Es ist eine banale Behauptung, daß, wenn es an einer kirchlichen Autorität, wie die des päpstlichen Stuhles war, fehle, ein jeder die Schrift nach seinem eigenen Kopfe auslege. Es hat seine Richtigkeit: in der Feststellung verschiedener nicht unwichtiger Dogmen differierten alsbald die Männer der Reformation, im Abendmahlsdogma Luther und Zwingli, in der Feststellung des Rechtfertigungsbegriffes Standner und seine Gegner, u. s. w. u. s. w. Aber mit allem dem wird doch die Doppelthatfache nicht umgestoßen, daß die heilige Schrift in der Darlegung des Heilsweges vollkommen klar ist und auf die Frage: was muß ich thun, daß ich selig werde? eine unzweideutige Antwort giebt, und: daß diese Antwort mit der Grundlehre der Reformation ebenso übereinstimmt, als mit ihr jenes oben dargelegte System des römischen Kirgentums unvereinbar ist. Die Apostel ermahnen in allen ihren Briefen zu allen möglichen christlichen Tugenden und entwickeln das christliche Leben nach allen Seiten; findet sich denn auch nur eine einzige Stelle, wo sie die Gemeinden ermahnten, die heilige Jungfrau um ihre Fürbitte anzugehen? ihr Verehrung zu erweisen? nur eine einzige Stelle, wo sie ermahnten, die heiligen Märtyrer Stephanus und Jakobus um ihre Fürsprache bei Gott anzugehen? Selbst vor dem himmlischen Engel, der dem Johannes in der Offenbarung erscheint, soll dieser nicht das Knie beugen; „siehe ich bin dein Mitsknecht und deiner Brüder, der Propheten, und derer, die da halten die Worte dieses Buches; bete Gott an!“ Von der Wiederholung des Opfers Christi soll das Heil der Gemeinden abhängen, und der Verfasser des Hebräerbriefes lehrt doch ganz ausdrücklich: „mit Einem Opfer hat er ewig vollendet, die da geheiligt werden“, und setzt gerade den Vorzug des wahren Sühnopfers vor den vorbildlichen darein, daß ersteres keine Wiederholung zulasse. Und wenn nun vollends die Stelle, daß ein Bischof eines Weibes Mann sein solle, dahin interpretiert wurde, daß er vor seiner Ordination ein Weib haben dürfe, vom Augenblick derselben an dasselbe aber entlassen müsse — hieß das nicht Spott treiben mit der heiligen Schrift? Das gute Bewußtsein hatten die Anhänger der Reformation, daß sie das Wort ihres Herrn auf ihrer Seite hatten.



Kann man eine solche Bewegung eine „Revolution“ nennen? Die Rückkehr zum Lebensgrunde darf nie so genannt werden, auch nicht, wenn Gestaltungen, die das Product historischer Entwicklung waren, dabei zu Falle kommen; denn wenn diese Entwicklung im Widerspruch mit dem Lebensgrunde erfolgt ist, muß das Product derselben fallen; es gehört zur Gesundheit eines Organisch-lebendigen, daß sie krankhaft Entwickeltes, das den Genußkraften beharrlich widerstrebt, abstoße. Für diejenige Kirche, welche sich als zweite Mittlerin zwischen den einigen Mittler und seine Gemeinde stellt, ist das Papsttum die unentbehrliche Spitze; nicht so für diejenige, welche als Mutter durch Speisung der Gnademittel ihre Kindlein Christo in den Schoß führt, daß er sie segne. Die alt-katholische Kirche der ersten sechs Jahrhunderte hat kein Papsttum gehabt; ihre Bischöfe und Patriarchen standen frei und gleichberechtigt nebeneinander, und waren verbunden in der Einigkeit des Geistes, der Unterwerfung unter Gottes Wort. Dogmatische Streitigkeiten hat es bekanntlich auch damals gegeben, und doch bedurfte es keines Papstes, um im nicänischen und den folgenden Streitigkeiten die Wahrheit schließlich zum Siege gelangen zu lassen.

Daß bei der Reformation hin und wieder gewaltthätig und gewaltthätig in der Form vorgegangen worden, wird niemand leugnen wollen; gewaltthätiger und bis zur Krausankheit gesteigerter Widerstand mußte solche Rückschläge hervorrufen. Auch das kann und soll nicht gelugnet werden, daß die Kirche der Reformation einer Schuete gleich, die ihr Gehäule abwarf; die römische Kirche hat in ihrer hierarchischen Verfassung eine Kraft des äußeren Bestandes, mit welchem verglichen sich das Notdach des landesherrlichen Summebischofes gar armfelig ausnimmt. Nun, die evangelische Kirche war eben auch da auf den Glauben an die unsichtbare Macht ihres unsichtbaren Herrn verwiesen und ist es heute mehr denn je. Das sollte man doch nie vergessen, daß das Gift des Unglaubens, das zerstörend in sie eingebrungen, seinen ersten Ausgang gerade aus der episkopal verfaßten anglikanischen Kirche (in den Deisten) und aus der römischen Kirche Frankreichs (in Voltaire und den Encyclopädisten) genommen hat. Nicht die Verfassung kann vor Vergiftung schützen, sie sei so kräftig und fest, als sie wolle; wenn der Geist des lebendigen Glaubens nicht vorhanden ist, hilft auch die beste Verfassung nichts; wenn aber dieser Geist in der evangelischen Kirche vorhanden ist, wird er eine Macht werden, die auch neue Formen der Verfassung zu schaffen vermag.

Es schien mir nötig, mit diesen allgemeinen Betrachtungen zu beginnen. Wir müssen uns erinnern, welches unschätzbare Heilsgut wir in dem unverfälschten Evangelium besitzen, um an diejenige litterarische Erscheinung unbefangenen Auges und getrockneten Herzens herantreten zu können, deren Besprechung dieser Aufsatz gewidmet ist. Janssens „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ ist ein bedeutendes, sehr gelehrtes und in seiner Weise sehr gründliches Werk. Ausgerüstet mit einer höchst anerkanntswürdigen Vorkenntnis und tüchtigem Quellenstudium, führt der Autor — ein zweiter Döllinger — in ruhiger, meist würdiger Sprache, besonders gerne der Zeugnisse aus evangelischer Munde sich bedienend, wuchtige Schläge gegen die Reformation. Das Buch ist so geschickt angelegt, daß gewiß mancher evangelische Leser, der es der Reihe nach durcharbeitet, von einer Art Angst befallen wird: hat der Mann nicht am Ende Recht? Alexander der Schmied, wenn er ein Leben des Apostels Paulus geschrieben hätte, hätte daselbe nicht geschickter schreiben können. In einigen Fällen freilich bringt Janssen Dinge vor, von denen man sagen muß: das ist geradezu unwahr. Mit den meisten seiner Anführungen hat es jedoch seine Richtigkeit; er wirkt durch die geschickte Art, wie er gruppiert, wie er Folgerungen zieht, wie er gelegentlich einen Fingerzeig, ein Memento beifügt, gelegentlich ein solches hinwegläßt; aber mehr als durch alles, was er sagt, wirkt er durch das, was er verschweigt. Und unter diesem bildet die Hauptsache das, was er darum nicht sagt weil er es nicht sagen kann. Von jener beseligenden und heiligen Macht des unverfälschten Evangeliums hat er keine Erfahrung, keine Ahnung. Das sieht ihn von vornherein als Ariom fest, daß es nur revolutionärer Hochmut und Eigensinn, verbunden mit absurden Irrthümern, war, was

die Reformatoren zum Handeln antrieb; nur demokratische und fleischliche Emancipationsgelüste, welche das Volk reizten, ihnen zu folgen; nur Sucht nach Vergrößerung der Macht und des Besitzes, was die Fürsten bewog, Anhänger und Schutzherrn der Reformation zu werden.

Wenn er S. 20 schreibt: „Wenn der Glaube an Christi Verdienst, wie Luther lehrte, den Menschen seines Gnadenhandes gewiß macht und seine Rechtfertigung vor Gott beschloffen ist in dem Glauben an Christi stellvertretenden Veröhnungstod, wenn die guten Werke, welche aus dem Glauben folgen sollen (sic!), ohne alles Verdienst für das ewige Leben, ohne Einfluß sind auf das Verhältnis des Menschen zu Gott“ — liegt da nicht in den letzten Worten eine gänzliche Entstellung der reformatorischen Lehre? Ein Verdienst können die aus dem Glauben erwachsenden guten Werke nicht erwerben, weil sie nicht unsre Werke, sondern Wirkung des uns aus Gnaden geschenkten heiligen Geistes sind, und gerecht kann uns die aus dem Glauben hervorgehende Heiligung nicht machen, weil sie unvollkommen und durch die Regungen des alten Menschen verunreinigt ist, und weil, wer auch nur an Einem Gebote sündigt, am ganzen Gesetze schuldig ist. Aber hat daraus jemals einer der Reformatoren gefolgert, daß die guten Werke — besser gesagt: die Heiligung — „ohne Einfluß“ sei auf das Verhältnis des Menschen zu Gott? „Die Werke sind, wie die Früchte, so die Zeichen und Zeugnisse des Geistes, wie Christus sagt Matth. 7, 16“, schreibt Melancthon schon in der ersten Ausgabe seiner loci (de fidei efficacia, Ausg. v. Plitt pag. 220). „Es ist nicht möglich, daß Heuchelei stets verborgen bleibe; der Glaube kann nicht anders, als sich darein ergießen, daß man Gotte mit höchster Begierde, mehr denn allen Creaturen dient, wie einem treuen Vater ein treuer Sohn. Denn sobald wir durch den Glauben die Barmherzigkeit Gottes geschmeckt und die göttliche Güte durch das Wort des Evangeliums erkannt haben, das uns die Sünden vergiebt und Gnade verheißt, so kann das Herz nicht anders, als Gott wieder lieben und nach Gott verlangen, und seine Dankbarkeit gleichsam durch Gegendienste für solches große Erbarmen bezeugen.“ Und pag. 224: „Obgleich der Glaube von selbst solche Früchte bringt, so fordert doch (1. Cor. 13, 2) Gott dieselben, um der Schwachheit unsres Glaubens willen. Wenn der Apostel sagt, wer allen Glauben habe ohne die Liebe, der sei nichts, so sagt er die Wahrheit. Denn obgleich der Glaube allein es ist, welcher gerecht macht, so wird doch die Liebe gefordert Röm. 13, 10. Zu rechtfertigen aber vermag die Liebe darum nicht, weil niemand so liebt, wie er soll.“ Pag. 225: „Es stimmt aber mit meiner Lehre vollkommen, was geschrieben steht: der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot in ihm selber.“

Am schlimmsten hat sich Zanßen gegen die geschichtliche Wahrheit in Betreff Zwingli's veründigt. „Alle Freiheit des menschlichen Willens leugnend, schreckte Zwingli sogar vor dem Satze nicht zurück, daß Gott der Urheber des Bösen, daß die göttliche Vorsehung in jeder Beziehung eine sei mit der Notwendigkeit des Geschehenen.“ Er führt zum Beleg eine aus dem Zusammenhange gerissene Stelle aus Zwingli's Schrift De providentia an. Beim Warburger Gespräch hat Zwingli in der Schloßcapelle eine Predigt über diesen Gegenstand (in lateinischer Sprache?) vor dem Landgrafen Philipp und seinem Hofe gehalten, und auf des Landgrafen Wunsch dieselbe hernach im Druck herausgegeben\*). „Der Mensch“, sagt darin Zwingli\*\*), „wird mit Recht verdammt, wenn er gegen Gottes Gesetz gesündigt. Aber nun entsteht die Frage: warum hat ihm Gott ein Gesetz gegeben? Weil das Gesetz Gottes Wille an den Menschen ist. Was für uns Gesetz ist, das ist in Gott seine Natur und sein Wesen.“ „Den Fall des Menschen sah Gott voraus; nur die Möglichkeit des Falles (labi potuisse) ist vom Schöpfer dem Menschen gegeben, weil sie zur Erkenntnis der Gerechtigkeit Gottes nötig war“\*\*\*). Heißt das: Gott zum Urheber des Bösen machen? — Die heilige Schrift

\*) P. J. R. Schmitt, das Religionsgespräch zu Warburg, 1840. S. 87 f.

\*\*) Opp. II, p. 102 ff.

\*\*\*) Ebenb. S. 139.

lehrt uns nun, daß die Menschen auch bei dem Bösen, das sie thun, unter Gottes Regierung stehen; der böse Wille und Entschluß kommt aus des Menschen bösem Herzen; ob der Entschluß zur Ausführung kommen solle (wie z. B. Judas Rathschlag, den Joseph nach Aegypten zu verkaufen) oder verhindert werden solle (wie der Brüder anfänglicher Rathschlag, den Joseph zu töten) — das entscheidet Gott. Darum hat der unter der sündigen That eines andern Leidende dies Widerfahrnis als ein von Gott ihm gesendetes hinzunehmen (1. Mos. 45, 8; 50, 2). Und nun versteht sich von selbst, daß Gott nicht sündigt, wenn er die Ausführung eines sündigen Gedankens eines Menschen zuläßt\*). Diese Lehre entwickelnd, bringt Zwingli neben vielen andern biblischen Beispielen auch das vom Ehebruche Davids, und wenn er nun hier sagt: „Davids Ehebruch, soweit dabei Gott“ (natürlich eben als Zulassender) „betheiligt war, ist für Gott so wenig eine Sünde gewesen, als wenn ein Stier eine Heerde bespringt“ so ist das etwas grell ausgedrückt\*\*); daß aber hier Gott zum Urheber der Sünde gemacht werde, kann nur Unverstand oder böser Wille behaupten. Man kann zugeben, daß in dieser Schrift de providentia manches im Ausdruck verfehlt ist, aber man beachte doch auch, daß dies eine Gelegenheitschrift ist, lateinisch für gelehrte Leute geschrieben. Vergleiche man damit seine für das Volk geschriebenen deutschen Reformationschriften; in ihnen wird man vergeblich nach solchen, der scholastischen Speculation angehörenden Erörterungen suchen; da ist es stets die Lehre von dem natürlichen Unvermögen zum Guten, von dem „gnädigen Handel Gottes“ zu unserer Erlösung, dem sühnenden einmaligen Opfer Christi, der Rechtfertigung aus dem Glauben, dem neuen Leben und der „Freiheit des Christenmenschen“, den man unter keine Menschenfesslungen gefangen nehmen und sein Gewissen nicht mit solchen gesetzlichen Forderungen beschweren soll.

Wir halten es nicht für nötig, Luthers Persönlichkeit und Charakter gegen verkleinernde und verunglimpfende Darstellungen zu verteidigen; wenn Luther bei seinem Eintritt ins Kloster sagt, er wolle es allen an Eifer zuorthun, und man ihm dies Wort seines ehrlichen Ringens um sein Seelenheil als Zeugnis seines — Hochmutes auslegt, so ist dies doch geradezu armseelig, und wenn der Anschlag der Theßen darum gar nichts Besonderes gewesen sein soll, weil ja auf jeder Universität schier jede Woche Theßen ange schlagen werden, so ist dies lächerlich; eine Schneeflocke löst sich von einem Firn, rollt und wird zur Lawine; nun kommt einer und sagt: „das ist ja eine ganz gewöhnliche Schneeflocke gewesen, wie sie jeden Winter vom Himmel fallen.“ Jamohl, nur hatte jene doch einen besonders hohen Standort! Luther brauchen wir nicht weiltänzig zu verteidigen; seine Persönlichkeit ist bekannt. Dagegen sei es erlaubt, auf den weit unbefamteren Zwingli noch einmal zurückzukommen. Er war von Haus aus Humanist; schon als Student in Wien hat er es in einem Briefe beklagt, „daß so viele lieber Jünger des Catull und Propert, als Christi und des Paulus sein wollen“; das Wort Christi: so jemand wird des Willen thun, der wird inne werden, daß diese Lehre von Gott sei, ging auch an ihm in Erfüllung; in Basel seine Studien fortsetzend, hat er „von seinem geliebten Lehrer Thomas Wittenbach“ gelernt, „daß der Tod Christi sei die einzige Bezahlung für alle Sünde.“ Welche Früchte hat dieser Glaube in ihm getragen? Der Cölibat — Paulus nennt die Lehre dexter, die da verbieten, ehelich zu werden, eine Lehre der Teufel — war als ein Gewissensstrid über die Cleriker geworden. Als 1518 die Berufung Zwingli's nach Zürich im Werke war, verbreiteten seine Gegner das Gerücht, die Tochter eines angesehenen Mannes sei von Zwingli verführt worden. Dagegen verteidigt er sich in einem vertraulichen Briefe an Heinrich Uttinger (Opp. VII.

\*) Es ist das schon in der mittelalterlichen Scholastik entwickelte Lehrstück vom concursus Dei ad malum, wo zwischen dem malum in genere moris (dem sündigen und verdammnissen bösen Willen und Thun des Menschen) und dem malum in genere entis (dem von Gott zugelassenen, durch jenes böse Thun hemirkten Uebel, das einen andern trifft, diesem aber zum besten dienen muß Röm. 8, 28) unterschieden wird.

\*\*) Der grelle Ausdruck erklärt sich aber wiederum daraus, daß Zwingli unmittelbar zuvor (p. 109) auf den Unterschied aufmerksam gemacht hat zwischen dem Thier, das blind seinem Instinkt folgt, und dem Menschen, dem ein Gesetz gegeben ist und der schuldig wird, wenn er dagegen sündigt.

p. 54 ff.) Er gesteht ein, daß er als Pfarrer zu Einsiedeln, der allgemeinen Anstöße des Clerus folgend, öffentliche Häuser besucht habe; 1515 habe er, in seinem Gewissen beschwert, das Gelübde gethan, sein Weib mehr zu berühren. „Weil ich aber keinen Gesossen dieses Entschlusses hatte, nicht wenige aber mit ihrem ärgerlichen Beispiel vorangingen“, so sei er ein halbes Jahr später noch einmal in jene Sünde zurückgefallen; „ach, ich bin gefallen und bin ein Hund geworden, der da frisset, was er gespeiet hat, wie Petrus schreibt.“ Und von diesem Briefe sagt Janßen: „über sein unmittliches Leben, sogar mit einer öffentlichen Dirne, legt Zwingli selbst, mit einem Cynismus ohnegleichen, Geständnisse ab.“ Mit einem schmerzlichen Seufzer: heu, cecidi, die Stelle 2. Petri 2, 22 auf sich anwenden — ist das Cynismus ohnegleichen? Gerade das ist Zwingli's einzige Verhöhnung bei der Sache, daß er kein unschuldiges Mädchen verführt hat, sondern doch wenigstens nur (nicht: sogar!) mit Dirnen Umgang gehabt, an denen nichts zu verderben war. Die Herren Kollegen, welche durch ihr ärgerliches Beispiel Zwingli zu jenem Rückfall verführten, waren katholische Cleriker und Mönche; das hätte Janßen bedenken sollen. In Zürich trat Zwingli in christliche Ehe (1522) mit der edlen und frommen Witwe des fünf Jahre zuvor gestorbenen Zimlers Hans Meier von Kronau, Anna, geb. Strinhard. Er hatte sie dadurch kennen lernen, daß ihr Sohn erster Ehe, Gerold (geb. 1509) sein lernbegieriger Schüler war. Um den Schwachen nicht Aergernis zu geben, vermählte er sich in stillen mit ihr, und nur seine Freunde wußten davon\*); erst, als die Reformation öffentlich den Sieg errungen hatte, erklärte er (2. Apr. 1524) seine Verehelichung öffentlich\*\*). Wer dies nun dahin zu verdröhen vermag: Zwingli habe „mit der Witwe schon lang in unkeuschem Umgange gelebt“, der stellt damit nur seinem eigenen sittlichen Urtheil ein Armutzengnis aus.

Wird über die Reformatoren hin und wieder positiv Unwahres mitgeteilt, so geht es den evangelischen Fürsten nicht besser. S. 272 wird als eine der Bestimmungen des Vertrages von Cadan (1538) angegeben, der in sein Land zurückgeführte Herzog Ulrich habe sich verpflichten müssen: „Jeder im Fürstentum solle bei seinem Glauben und seiner Religion bleiben“, und S. 274 heißt es dann: „die Bestimmungen des Cabaner Vertrages in Sachen der Religion wurden von Ulrich gar nicht beachtet. Gewaltig unterdrückte er den katholischen Glauben.“ Nun ist aber bekannt, daß König Ferdinand eine solche Bestimmung wegen der Religion seinerseits zwar zu Cadan in Vorschlag brachte, damit aber bei dem (die Interessen Ulrichs vertretenden) Kurfürsten von Sachsen nicht durchdrang, sodas an den Rand jenes Artikels die Worte geschrieben wurden: „sol aussen bleiben.“ (Sattler III, S. 129), und daß darauf hin Herzog Ulrich durch Hans von Dölz officiell benachrichtigt wurde, daß er „des Glaubens halber unverstrickt bleiben und Gewalt haben solle, christliche Ordnung mit seinen Unterthanen vorzunehmen.“ Die Anklage, daß er vertragswidrig gehandelt habe, wenn er die Reformation einführte, ist also eine unberechtigte. Und wenn er die Reformation auch als Stifter zweifelhafter Unterthänigkeit ansah, so that er damit genau nur das, was die österreichische Regierung bei der Katholisierung des Landes zuvor gethan hatte. (Vgl. Hanke, deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. III, S. 504.) Dafür, daß Ulrich an einzelnen Orten, in einzelnen Klöstern Widerwillen und Widerstand fand, hat Janßen die wenigen Belege, die er anzutreiben vermocht, sorgfältig zusammengetragen; die Thatsache, daß die Bevölkerung Württembergs im ganzen der Reformation freudig entgegenkam, und daß sogar von dem österreichischerseits eingesetzten katholischen Clerus ein nicht unbedeutender Bruchteil sofort auf den ersten Ruf der Reformation beitrug, wird dadurch nicht ungetroffen.

\*) Rhodanus an Zw. 22. Juli 1522: Vale cum uxore. Die Vermählung wird ohne Zweifel durch Declaration vor einem reformatorisch gesonnen, die Assistenz gewährenden Kollegen stattgefunden haben.

\*\*) Buser an Zw. 14. Apr. 1524. Quod autem professum palam, te maritum, in literis Capitonis legi, id prae immenso gaudio me propemodum extra me posuit. Unum enim hoc desiderabam a te. Non poteram enim tantam fidei posillanimitatem tibi tribuere, qui veritus sis, te marito non tam feliciter usuram Christum in negotio verbi sui. Das war also der Grund, warum Zwingli bis dahin seine Ehe geheim gehalten hatte.

Es ist dies nur einer aus den vielen, ja fast unzähligen Fällen, wo Janssen verzerrte Zeugnisse aus dem katholischen Lager mit Bienenfleiß zusammenträgt, alle Gegenzeugnisse aber in Schweigen begräbt.

Bewundernswert ist ferner die Geschicklichkeit, mit welcher er oft durch einen einzigen Ausdruck die gewünschte Färbung zu erzielen weiß. Wenn der Kaiser nicht nur den Herzog Ulrich von Württemberg seines Landes und Lebens beraubt, sondern auch dessen ganz unschuldigen Sohn Christoph seines Erbes entkleidet und in jäusender Gefangenschaft mit sich von Land zu Lande schleppt, so ist dies ganz in der Ordnung. Wenn hingegen Landgraf Philipp von Hessen den Enterbten mit gewaffneter Hand ihr Recht schafft, so wird dies ganz gelegentlich (S. 269) als eine „Gewaltthat“ gebrandmarkt. Janssen weiß die Reformatoren nicht genug zu tabeln, daß sie die „Lehre von der unbeschränkten Gewalt Herrschaft der (landesfürstlichen) Obrigkeit über die Unterthanen“ aufgebracht hätten (S. 21). Eine unbedingte Gewalt Herrschaft des Kaisers über die Reichsfürsten scheint er dagegen ganz in der Ordnung zu finden. Aber freilich — der Kaiser war ja katholisch.

In der Schlacht bei Janssen wurde bekanntlich das östreichische Heer so auf's Haupt und in die Flucht geschlagen, daß diese einzige Schlacht das Schicksal Württembergs entschied, um so mehr als das treue Volk seinem angeflamnten Fürsten mit offenen Armen entgegenkam. „Philipp's leichter Krieg“ — welsch ein geschickter Ausdruck, um eine brav und glücklich durchgeführte Sache zu verkleinern! — „wurde von geldgierigen Schreibern als eine der größten Thaten aller Zeiten verherrlicht“ (S. 271). Unter diese rechnet Janssen den Coban, welcher auf Melancthon's Wunsch eine Siegeshymne dichtete. Eine große That war die Rückeroberung Württembergs für die evangelische Kirche doch unbestritten, wenn man sie ihren Folgen nach betrachtet, und wenn Landgraf Philipp so anfänglich war, dem Dichter ein Geschenk zu schicken, so folgt daraus noch ganz und gar nicht, daß letzterer aus „Geldgier“ und nicht aus aufrichtiger Freude über jenen Sieg zur Feder gegriffen habe.

Consequenz ist eine Tugend von sehr zweifelhaftem Werte; sie wird denen am leichtesten, die „nichts gelernt und nichts vergessen haben.“ Mag es also Janssen Melancthon immerhin als eine Inconsequenz aufmunzen, wenn dieser an Philipp von Hessen manches zu tabeln fand und dann doch der Befreiung Württembergs sich ehrlich freute, oder Luthern, wenn er in den ursprünglichen Forderungen der Bauern manches Berechtigte fand, und über die Blutgier und Grausamkeit der rebellischen Bauern gleichwohl seinen vollen Abscheu aussprach — uns wird das an den Reformatoren nicht irre machen.

Welches die Art und Weise der Janssen'schen Geschichtschreibung sei, haben wir an einigen besonders in die Augen fallenden Beispielen gezeigt. Die „Germania“ vom 7. Dec. 1881 meint zwar, die Werke von Ranke und Häufiger hätten mir noch den Wert, zu zeigen, wie man bis ins achte Decennium unsres Jahrhunderts Reformation'sgeschichte geschrieben habe; erst Janssens „gediegene Arbeit“ habe „jenen Fabulieren“ ein Ende gemacht — und warum sollte auch der Client seinen Advokaten nicht loben? Wir Evangelische sind in der günstigeren Lage, daß wir in unseren Reformatoren zwar gesegnete Werkzeuge Gottes, aber weder sündlose noch vollkommenere und infallible Wesen sehen, und daher solcher künstlichen Mosaikmalerei, wie Janssen sie übt, nicht bedürfen, sondern unbefangenen forschen können. Wer letzteres „Fabulieren“ nennen will, der mag es thun.

Nachdem wir von der formalen Methode Janssens einige Proben gegeben, bleibt uns noch die Aufgabe, zwei seiner wichtigsten materiellen Behauptungen einer Prüfung zu unterziehen: die sittliche Verwilderung und die Knechtung der Kirche unter den Staat, an denen die Reformation Schuld sein soll.

## Der französische Volksgeist und sein Einfluß auf die Armee im letzten Kriege.

Von Fr. v. H.

Der nationale Geist eines Volkes kommt in allen seinen Lebensäußerungen zum Ausdruck, von den höchsten Höhen der Wissenschaft, Kunst und Litteratur in den „Metropolen der Intelligenz“ bis hinab zu den unscheinbarsten Sitten und Gebräuchen im entlegenen Gebirgsdorfe, sicher nicht am wenigsten auch in den Werkstätten des Waffenhandwerks, in der Armee.

Wenn es hier unternommen wird, dem tieferen Zusammenhang zwischen den Niederlagen der französischen Armee im letzten Kriege und dem französischen Volksgeist nachzugehen, so mag vorausgeschickt werden, daß der Autor seine Erfahrungen zur Zeit des letzten Krieges und der darauf folgenden Occupation während dreier Jahre in den verschiedensten Theilen Frankreichs und in Verührung mit allen Schichten der Bevölkerung gesammelt hat, und zwar unter Umständen, in denen wenigstens Gelegenheit geboten war, die französischen Zustände eingehend zu studieren. Wird hier und da ein scharfes Urtheil gefällt, so möge man es nicht für Vorurtheil halten. Im Gegentheil legt vielfacher Berkehr mit den einzelnen Franzosen viel eher die Versuchung nahe, anstatt zu scharf, zu milde zu sein.

In der That hat auch der Franzose, ganz abgesehen von seiner bekannten Liebenswürdigkeit im Umgang höchst schätzenswerthe Charakter- und Verzeigenscharaktereigenschaften. Man muß jedoch scharf unterscheiden zwischen dem privaten und dem öffentlichen Charakter des Franzosen, d. h. zwischen seiner Stellung zur Familie, zur Genossenschaft, auch wohl zur Gemeinde, kurz im Privatverkehr, soweit sich derselbe auch auf den Erwerb, auf Handel und Wandel bezieht, und seiner Stellung den großen, öffentlichen Angelegenheiten, vor allen Dingen dem Staate gegenüber. Mag auch zu Zeiten politischer Erregung der Wellenschlag der sogenannten öffentlichen Meinung noch so hoch gehen und scheinbar maßgebend sein, im Grunde genommen beherrschen dennoch der Individualismus und das Privatinteresse in Frankreich alles; dem bis zur äußersten Grenze centralisirten Staate gegenüber, der vielmehr einem Mechanismus als einem lebendigen Organismus gleicht, verhält sich die Masse der Bevölkerung vollständig apathisch. Die natürliche Folge davon ist, daß der Staat den um die Herrschaft ringenden Parteien — heute dieser, morgen jener — oder einzelnen Führern zur Beute fällt, zur Beute fallen muß.

Wenn Chateaubriand irgendwo sagt, daß die ritterlichen, ehrenhaften und respektablen Elemente im französischen Volkscharakter aus den germanischen Wäldern stammten, so wird er das kaum beweisen können. Unzweifelhaft reichen jedoch diejenigen nationalen Eigenschaften, welche dem französischen Volke besonders zum Unsegen gereicht haben, mit ihren Wurzeln in das alte Gallien zurück. Schon Cäsar giebt dafür Zeugnis. Im Lauf der Jahrhunderte haben sie sich aber weiter entwickelt und sind endlich unter dem doktrinären, alles Historische negirenden und nur zu häufig mit Blut besetzten Schematismus der Revolution von 1789, dem sich auch heute noch ganz Frankreich beugt, in einer Weise auf die Spitze getrieben worden, daß sich schon daraus der sittliche und politische Verfall hinreichend erklären läßt.

Nur von der Vergangenheit wird übrigens nachstehend die Rede sein, nur von dem Einfluß, den vor und in dem letzten Kriege der nationale Geist auf Sieg und Niederlage geübt. Für die Gegenwart ist ja bekannt, welche enormen Opfer die französische Nation ihrer neuen republikanischen Armee gebracht hat, wie bedeutend dieselbe verstärkt und reorganisiert worden ist. Ob damit auch eine innere Erstarbung, eine sittliche Neugestaltung gleichen Schritts gehalten hat, kann selbstredend erst die Zukunft erweisen.

Hat es den Franzosen niemals an kräftigem Selbstbewußtsein, oder nennen wir es gleich beim rechten Namen, an eitler Selbstüberschätzung gefehlt, so war ihnen doch vielleicht zu keiner Zeit die Ueberzeugung ihres militärischen prestigo so zu Kopfe gestiegen, als nach dem letzten italienischen Kriege. Mit den Schlachten von Magenta und Solferino hatte sich eine neue Legende herausgebildet und sie verbreitete einen Glorienschein um das französische Jouaventum. Volk und Heer überboten sich in gegenseitiger Ueberschätzung. Der kriegerische Geist mochte dabei gewinnen, der militärische sicher nicht. Der Chauvinismus feierte seine Orgien und das alte Dogma von der Unüberwindlichkeit der französischen Armee ward von neuem, und zwar mit solcher Zuversichtlichkeit verländet, daß fast ganz Europa daran glaubte.

Auch in den militärischen Kreisen Deutschlands, speciell in der preussischen Armee, erzeugten die Erfolge der französischen Waffen eine gewisse Erregung. Sie war jedoch nur ein Sporn zu immer erneuter Arbeit auf allen Gebieten des militärischen Wissens und Könnens. Keinesfalls ließ man sich verblenden, und eine hochbedeutungsvolle kleine Schrift, deren erlauchter Verfasser jetzt zu unsren bewährtesten Feldherren gehört, führte die französischen Fanjaronaden auf das richtige Maß zurück.

Die Kriege von 1864 und 66 festigten das Selbstvertrauen der preussischen Armee. Ihr höchster Kriegsherr gab das Beispiel echt soldatischer Bescheidenheit und den Siegern von Königsgrätz wird man schwerlich den Vorwurf machen dürfen, daß sie voll eitler Selbstüberschätzung aus dem Felde heimkehrten.

Die Franzosen konnten eine Nebenbuhlerschaft der preussischen Waffen nicht ertragen. Sadoma galt unseren gallischen Nachbarn als eine ihnen angethane Schmach und erfüllte ihre Herzen mit Neid und Grimm. Solche Empfindung, durch den Einfluß chauvinistischer Journale krankhaft überreizt, war in allen Schichten des Volkes, speciell in der Armee verbreitet. Einer dergleichen Geistesströmung gegenüber, und um die Eicherheit seines Thrones besorgt, glaubte Kaiser Napoleon das Ventil öffnen zu müssen, und so schleuderte er denn mit einer Frivolität ohnegleichen Preußen den Fehdehandschuh zu, allerdings damals in der Hoffnung auf eine zweite Auflage des Rheinbundes.

Wachte im Jahre 1813 nach siebenjähriger Knechtschaft der Entschluß zur Erhebung noch heldenhafter, die persönliche Leidenschaft noch heißer gewesen sein, solche Einmüthigkeit wie in den Julitagen 1870 war zuvor in Deutschland noch nie gesehen worden.

Als die deutschen Truppen über den Rhein zogen, erfüllte eine gehobene, doch ernste Stimmung die Gemüther der Dabeingeblichenen. Mit seinem greisen Kriegsherrn hatte sich das ganze Volk in Demuth vor Gott gebeugt, und in ernster Spannung erwartete man den ersten Kanonenschuß von jenseits des Rheines. Da brachte der Telegraph die ersten Siegesnachrichten von Weißenburg, Wörth und Spichern und eine tiefe Begeisterung ergriff das ganze Volk. Als aber gar die Nachricht kam, daß vor Sebans Mauern der französische Kaiser und seine ganze Armee gefangen genommen worden sei, da brach der Jubel durch alle Fugen. Auch im deutschen Dichterbain hallte es wieder und Geibel sang in das neuerstandene Deutschland hinein:

„Nun laßt die Gloden von Thurn zu Thurn  
Durch's Land frohlocken in Jubelsturm,  
Des Flammenstoßes Geleucht sacht an,  
Der Herr hat Großes an uns gethan,  
Ehre sei Gott in der Höhe!“

Das Gottesgericht, welches sich bei Sebans vollzog, galt nicht nur dem Erwählten der Nation, sondern dem ganzen Volke. Schon hier ward die Kraft gebrochen und wenige Monate später lag Frankreich, das an der Spitze der Civilisation zu marschieren vermeinte, dessen Armee als eine der besten und kriegsgeübtesten der Welt galt, dessen Imperator noch wenige Jahre vor seinem Sturze am Neujahrstage die Parole ausgab, ob Krieg, ob Friede, daselbe Frankreich lag gedehmtüchtig und zerichlagen, aus tausend Wunden blutend, zu den Füßen des leichtsinnig herausgeforderten Gegners.

Wie war das möglich? Es giebt ja eine Menge von äußeren Gründen, vor allem die unzureichende Vorbereitung für den Krieg und die mangelhafte Deeresleitung. Diese Gründe reichen jedoch nicht aus, um die Thatsache zu erklären; auch war uns die französische Armee wenigstens in einer Beziehung ganz wesentlich überlegen: in der Bewaffnung ihrer Infanterie. Unser Zündnadelgewehr, das grade zur Zeit der Kriegserklärung aptirt werden sollte, konnte sich mit dem weittragenden Chassepot nicht messen. Daher die schweren Verluste, die einzelne unserer Truppenteile erlitten.

Die Gründe liegen tiefer. Denn es ist zweifellos, daß, wenn auch zunächst im Kriege mit materiellen Kräften gerechnet werden muß, auf sie allein der Feldherr seine Pläne nicht aufbauen kann. Hätten die Leiter der Schlachten es nur mit Gesetzen der Mechanik zu thun, dann gäbe es keine Kriegskunst. Der Krieg stellt auch psychologische Probleme, die sich nicht einfach mit Pulver und Blei, mit Blut und Eisen lösen lassen, vielmehr müssen auch ideale und sittliche Faktoren mit in Rechnung gezogen werden. Diese Kräfte, mit ihren Wurzeln im Volksleben stehend, kommen in der Armee als militärische Eigenschaften, als Schwächen oder Tugenden zur Geltung. Der Volksgelst hat einen bedeutungsvollen Einfluß auf jede nationale Armee, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß diese sich nur empfangend zu verhalten habe. Zwischen Volk und Armee muß eine fortgesetzte Wechselwirkung stattfinden, und zwar sollte die Armee für das ganze Volk eine Schule strenger Zucht, treuer Pflüchterfüllung, opferwilliger Selbstverleugnung und guter Sitte sein. Nirgends kann so der Charakter entwickelt und der Wille gekräftigt werden, als in der ersten Schule des Waffenhandwerks. Eine nationale Armee, in welcher nur Soldaten gedrillt, nicht erzogen werden, erfüllt ihre Aufgabe keineswegs.

Um nun festzustellen, inwieweit die Armee des zweiten Kaiserreichs solcher Anforderung genügte, ist es nötig einige grundlegende Einrichtungen derselben mindestens kurz zu berühren. Zunächst konnte dieselbe schon deshalb eine hohe Schule für die Gesamtheit des französischen Volkes nicht sein, weil gestattete Stellvertretung die allgemeine Dienstpflicht illusorisch machte. Dies System entsprach durchaus dem Geschmack und den Anschauungen der Franzosen. Sie begeistern sich für die gloire und können sich an den Klängen kriegerischer Fanfaren vollständig berauschen, aber die schweren Pflichten im Diensten, Gehorschen und Entlagen auf sich zu nehmen, ist nicht ihre Sache. Trotz aller Reden, welche das französische Soldatentum verherrlichen, ward von jeher der Militärdienst als eine schwere Last, von den Gebildeten und Wohlhabenden sicher auch als ein untergeordnetes métier angesehen. Zur Beschaffung der Stellvertreter etablierten sich Versicherungsgesellschaften und General Trochu, der schon nach Königsgrätz einen Warncruf ergehen ließ, sagt in dieser Beziehung ganz richtig: „Wie muß es um die Achtung, um die Moralität, die Würde der französischen Waffen stehen, wenn man als verschiedene Formen schweren Unglücks, gegen das man sich zu versichern strebt, Feuersbrunst, Ueberschwemmung, Hagelschlag und Wasserdienst nebeneinanderstellt.“

Eine zweite, der damaligen französischen Armee eigentümliche Einrichtung, das System der *renagé*, die Capitulation mit ausgedienten Leuten, wodurch man sich einen möglichst großen Stamm von Berufssoldaten schaffen wollte, war ebenfalls mit schweren sittlichen Nachteilen verbunden. Eine große Zahl der kräftigsten Männer wurde, weil gesetzlich zum Solibat verpflichtet, bis zum fünfundsierzigsten Jahre von der Gründung eines Hausstandes zurückgehalten. Diese alten *troupiers*, welche der Armee einen festen Halt geben sollten, verfielen nur zu oft in ein wüstes Leben und wirkten im höchsten Grade demoralisierend auf die jüngere Generation ein. Dieser Gegenstand entzieht sich selbstredend näherer Besprechung. Als hierher gehörig mag aber wiederum eine Aeußerung des Generals Trochu angeführt werden, die wir in seiner erst im vorigen Jahre erschienen Schrift: „Die französische Armee im Jahre 1879“ finden und die sich auf das Verhalten deutscher Soldaten dem weiblichen Teile der französischen Bevölkerung gegenüber bezieht: „Eine halbe Million Fremdlinge — sagt Trochu — tranken durch eine Reihe militärischer Erfolge ohnegleichen, lagerte als Sieger in unseren Städten und Dörfern, ohne daß man ihr — wenn nicht in seltenen Ausnahmefällen —



Bergewaltigungen oder auch nur Beleidigungen einzeln stehender Franzosinnen zur Last zu legen vermöchte.“ — Dagegen klagt ein anderer französischer Schriftsteller, Gabriel Monod, in Bezug auf sein eigenes Volk: „Le respect de la femme s'est presque entièrement perdu chez nous; peu s'en faut qu'il ne soit un ridicule.“

Sehen wir uns nun die französische Armee zunächst auf ihre Erzieher, auf das Officiercorps und seine Zusammensetzung an, so finden wir in der ganzen Organisation desselben die Grundsätze von 1789 wieder.

Die Wirkungen dieser Grundsätze im bürgerlichen und politischen Leben sind bekannt. Die Freiheit hat oft genug zur Knechtschaft unter Parteien und öffentliche Meinung geführt, die Brüderlichkeit zu den Megeleien der Septembertage und zu den Schenkslichkeiten der Commune. Aehnlich verhält es sich mit der zuerst unter der Guillotine praktisch geübten Gleichheit. Schon Spinoza sagt: „Wer die Gleichheit fordert unter den Ungleichen, der fordert den Wiberjinn.“ Wochte diese Gleichheit immerhin dekretiert werden und auch in den staatlichen Institutionen zum Ausdruck gelangen, die bürgerliche Gesellschaft machte immer wieder Opposition dagegen. Allerdings wird der Straßensieger ebenso wie der Minister monsieur, die dame des halles gleich der vornehmen Marquise madame genannt, womit wenigstens der Schein der Gleichheit gerettet ist, nud auf den Schein sieht die Welt, namentlich in Frankreich. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß sich jeder Franzose geringen Standes dem über ihm Stehenden gleich achtet. Keineswegs ist es jedoch auch umgekehrt so und vielleicht nirgends in der Welt sind die gesellschaftlichen Vorurteile so ausgeprägt, als bei unseren gallischen Nachbarn. Alle Dektete sind nicht im Stande gewesen, die einmal hergebrachte gesellschaftliche Gliederung zu zerstören. Das zeigt sich auch in der Stellung des Officierstandes.

Während es der Gründer des Nordamerikanischen Freistaates, Washington, seinem Kriegsminister aus Herz legte, nur gentlemen zu Offizieren zu ernennen, übte man in Frankreich dem demokratischen Princip zu Liebe eine andere Praxis. Bekanntlich trägt jeder französische Soldat den Feldherrenstab in seinem Tornister und dieser schönen Phraje entsprechend hatte ein großer Teil der Officiere, wenigstens in den niederen Chargen von der Pike auf gebient. Daß hiernach das Officiercorps nicht aus einem Guß, von gleichartiger Erziehung, Bildung und Lebensanschauung sein konnte, ist selbstverständlich. Sprach schon das Gesetz aus disciplinarischen Gründen eine scharfe Trennung der verschiedenen Chargen aus, so schieden sich wieder innerhals derselben die durch Erziehung und Bildung ungleichartigen Elemente. Unter diesen Umständen waren die Epauletten keineswegs ein Freibrief zur Aufnahme in die gute Gesellschaft und zum Eintritt in gebildete Familien. Für diejenigen Officiere, welche sich ausgegeschlossen sahen, zum größten Teil ohne höhere Interessen, den alten Lanzknechten nicht unähnlich, blieb während der dienstfreien Stunden das café die einzige Zusuchtsstätte.

Daß das Bedenkliche dieser Institution schon längst vor dem letzten Kriege erkannt wurde, ersehen wir aus einem Schreiben des Generals Canrobert aus dem Lager von Sebastopol an den Kriegsminister Marschall Vaillant. Der genannte General beklagte sich nämlich in den schärfsten Ausdrücken darüber, daß eine größere Anzahl von Offizieren den Posten der Gefahr verlassen habe, um unter dem Vorwande der Krankheit nach Frankreich zurückzukehren: „So sehr auch das Verhalten dieser Officiere, die sich vom Kriegsschauplatz entfernen, zu beklagen ist, verwundern kann man sich kaum darüber. Für viele derselben ist der Kriegsdienst nur ein Handwerk, das seinen Mann währt. Unsonst würde man bei ihnen eine Gesinnung suchen, die in der Familie groß gezogen worden, durch gute Erziehung befestigt, den militärischen Beruf adelt und diesen zum Träger der Ehre und der Vaterlandsiebe macht.“ Manche Officiere sollten denn auch den preussischen Heereseinrichtungen unbedingte Anerkennung und bekannten sich unverholen zu dem Princip, welches einst König Friedrich Wilhelm I. mit den kurzen Worten aussprach: „Meine Officiere dienen nur der Ehre halber,“ aber in Frankreich die auf breiterer demokratischer Grundlage beruhende Officierbeförderung abzuschaffen, erklärten sie für unmöglich.

Nun sollte man glauben, daß diese aus der Masse hervorgegangenen Officiere

grade deshalb den Soldaten näher gestanden und deren besonderes Vertrauen genossen hätten. Dem war jedoch keineswegs so. Zwischen jenen Officieren und dem gemeinen Manne war eine viel schärfere und zwar nicht nur äußere, sondern auch innere Scheidung, als sie jemals in der preussischen Armee bestanden hat. Der erziehende Einfluß, namentlich des Kompagniechefs blieb stets im hohen Grade erschwert; nirgends war es gelungen, durch persönliche Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen die militärische Disciplin, sozusagen auch ethisch zu befestigen. Zur Erhaltung derselben kann keine Armee des strengen Gesetzes entbehren. In kritischen Momenten wird aber der Zwang nur zu leicht den Dienst verlassen, wenn der Officier dem Soldaten nicht auch eine geistige, eine sittliche Autorität ist, die ihm ebensovohl Respect, wie Vertrauen einflößt. Im Durchschnitt respectirt und vertraut aber der gemeine Mann nur dem, der ihm durch seine geistige Superiorität imponirt.

In Frankreich selbst wird aber längst der Mangel an Respect und Disciplin beklagt. Wenn schon Turpin de Crisse an dem französischen Soldaten tabelt, daß er in sich selbst nicht genug, in seine Vorgesetzten aber zu viele Zweifel setze, so sagt Capitain Blondel in seiner im Anfang der dreißiger Jahre erschienen Schrift über die militärischen Pflichten und den militärischen Geist: „Wir lieben den rauschenden Trommelschall, wir lieben die Kofetterie der Uniformen, wir lieben den Lärm und die Aufregungen der Schlacht, aber der Gehorsam ist uns lästig, er ist unserem Charakter, noch mehr aber unserer Zeit fremd.“ Endlich hat auch General Trochu in seiner bereits erwähnten Schrift den Mut, die feindliche Armee als Muster aufzustellen: „Sobald die Zeit den gerechten oder unbilligen Grimm, welchen die Unglücksfälle der Jahre 1870/71 hervorgerufen, gemildert hat, dann wird niemand mehr der preussischen Armee die hohen Ehren abstreiten können, welche ihre bewunderungswürdige Disciplin und ihre festgewohnte Zucht verdienen.“

Auf gewisse Anschauungen im Volke war die Armee des zweiten Kaiserreichs sicher nicht ohne Einfluß. In ihr verkörperte sich das Dogma vom französischen prestige und der Chauvinismus ist ja im Feldlager geboren, ein echtes enfant de troupe. Daß jedoch jene Armee in der ernstesten Bedeutung des Wortes eine hohe Schule der Zucht für das ganze Volk gewesen sei und auf dessen Geist befruchtend eingewirkt habe, das wird, schon nach den vorstehenden kurzen Andeutungen, schwerlich jemand behaupten können.

Kein Wunder, wenn beim Ausbruch des Krieges die Stimmung der Franzosen eine der ersten Haltung unseres Volkes völlig entgegengesetzte war. Unter dem Absingen der Marseillaise und den Rufen à Berlin, à Berlin, à bas les Prussiens! zogen die aufgeregten Massen durch die Straßen der Städte, und wehe dem, der nicht mitjubelt hätte.

Wenn nun so häufig die Franzosen sich über die Schrecken des Krieges beklagten — gemeinlich wirkte die Redensart „à la guerre comme à la guerre“ wie ein beruhigendes Brausepulver auf sie — lag der Hinweis nahe, daß sie ja selbst den Krieg herbeigeführt hätten und nun büßten, was sie verschuldet. Solche Selbstverschuldung wird indes schwerlich je ein Franzose zugegeben haben. Entweder hatte der böse Marsch dem harmlosen, friebliebenden Volke eine Falle gestellt, oder man begnügte sich damit, alle Schuld auf den Kaiser zu schieben. In einem solchen Ablehnen der Verantwortung liegt wohl etwas Wahres, die volle Wahrheit ist es aber nicht. Sicher hat der größte Teil des Volkes, namentlich die ländliche Bevölkerung, von Hause aus den Krieg nicht gewollt, aber die sogenannte öffentliche Meinung trieb in den Kampf hinein, „et la masse de la nation,“ wie ein ehrlicher Franzose\*) bekennet, „accepta bientôt avec satisfaction une promenade militaire à Berlin.“ Was nun jene öffentliche Meinung anbetrifft, so wird sie von politischen Parteiführern, nervösen Literaten, unbeschäftigten Advokaten und Aerzten, zuweilen auch von Organen der Regierung gemacht, resp. von den letzteren wenigstens unterstützt, von der großstädtischen, leicht er-

\*) Gabriel Monod.

regbaren Bevölkerung bestätigt und von der Presse verbreitet. Vor dieser so entstandenen *opinion publique* beugt sich aber, auch gegen bessere Ueberzeugung, die Masse des Volkes. Trotz allem persönlichen Kampfesmut und Elan fehlt hier durchweg der Mut der Ueberzeugung. Schon Kabeis nannte seine Landsleute „une race moutonnière“ und sein Volk hat in der That mehr Trieb nachzuspringen, wo irgend ein Leitwammel vorgepurrungen ist, als gerade die Franzosen.

Seit nunmehr fast hundert Jahren hat in Paris eine Regierung die andere abgelöst, keine — welche Form sie auch haben mochte — konnte sich auf die Dauer halten, alle sind mit Fiasko von der Schaubühne abgetreten. So oft das lecke Staatsschiff in revolutionäre Strudel hineingetrieben wird und die Brandung es zu zertrümmern droht, darf jeder, der mit festem Griff das Steuer in die Hand nimmt und als Ketter der Gesellschaft auftritt, darauf rechnen, hinter sich die Masse des Volkes zu haben, das nur allzubereit ist, sich imponieren zu lassen und sich zu unterwerfen. In einem gewissen Sinne darf man daher die Franzosen als ganz entschiedene Verehrer der Autorität bezeichnen, aber nur in einem gewissen Sinne; ihr Autoritätsbedürfnis ist besten Falls das Resultat kühler Verstandesberechnung. Nach der Schrift haben wir uns der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, schon um des Gewissens willen, auch dann zu unterwerfen, wenn sie uns nicht sympatisch ist. Ganz und voll ist aber die Anerkennung der Autorität, wenn sie ihre Wurzeln nicht nur in das Gewissen, sondern auch in Herz und Gemüth hineinschlägt und von Liebe und Ehrfurcht getragen wird. In solchem Sinne haben die Franzosen für die Autorität keinerlei Verständnis, sie ist ihnen vielmehr eine Art von Risiko, ein Fatum, das über sie kommt und dem sie sich blindlings unterwerfen. Wird aber ihr Glaube durch äußere Ereignisse getäuscht, dann schleudern sie den Gegenstand desselben unerbittlich bei Seite und treten ihn mit Füßen. Der Erfolg entscheidet alles.

Auch der dritte Napoleon hat das erfahren. Wohl fällt seine Regierung zusammen mit einem sittlichen Verfall, der längst vorbereitet war und durch die Republik wahrlich nicht überwunden worden ist; immerhin hatte Frankreich ihm in materieller Beziehung manches zu verdanken. Noch durch das Plebiszit vom Jahre 1870 war er ganz und voll der Erwählte des Volkes. Und wenige Monate später, nachdem Sedan geschlagen war, ergossen sich über ihn aus Tausenden von Edelweiss Schmähungen und Verwünschungen, zuweilen in geradezu empörender Weise. Die Napoleonische Legende schien im Horn und Haß der Nation für immer erlosch zu sein. Wäre Kaiser Napoleon als Sieger nach Paris heimgekehrt, dann wäre er von demselben Volke mit Jaudizen empfangen worden und seine Dynastie hätte fester denn je gestanden. Es ist bekannt, welche Beschimpfungen der Kaiser bei Sedan von seinen eigenen Soldaten erdulden mußte. In die Gefangenschaft abgeführt, hatte er das Unglück, Scharen seiner geschlagenen Truppen zu begegnen, und dieselben Soldaten, welche ihn noch vor wenig Wochen ihn „vive l'empereur“ zugerufen hatten, begrüßten jetzt ihren Kaiser mit den gemeinsten Schimpfwörtern und machten ihm symbolische Zeichen, daß er verdiene gebacken zu werden. Nicht wesentlich besser als um den Respekt der Mannschaften, stand es um die Treue der Heerführer. General Trochu, der jetzt in so berebten Worten für bessere Zucht und für Hebung der französischen Armee eintritt, war noch am 4. September 1870 kaiserlicher Gouverneur von Paris und bereit, sein Leben für die bedrängte Kaiserin, sowie für die Dynastie zu opfern, vierundzwanzig Stunden später aber Chef der neuen republikanischen Regierung! Und wie oft ist früher und später unter den wechselnden Regierungen Frankreichs die Treue gebrochen worden! Wenn jüngst ein Schriftsteller hervorhob, daß unter den Heeren der europäischen Großstaaten das preussische Heer ein solches sei, welches nie die Wege eigier Politik gewandelt, das heißt mit anderen Worten die Treue nie gebrochen, so liegt auch hierin, will's Gott, eine Bürgschaft für die Zukunft Deutschlands. Von solcher persönlichen Lehnstreue, die jeden Soldaten mit seinem Kriegsherrn verknüpft — ein Band, das nur der Tod zerreißen kann — war in der Armee des zweiten Kaiserreichs kaum eine Spur vorhanden. Die Entschuldigung: „Je ne sers pas l'homme, je sers ma patrie,“ ist nichts als eine windige Phrase.

In enger Verbindung mit jener pietätlosen Geistesrichtung, welche den Erfolg

vergöttert und nur unter diesem Gesichtspunkte eine Autorität anerkennt, steht auch das Bestreben der Franzosen für alle Unglücksfälle, welche die Nation betreffen, einen Sündenbod verantwortllich zu machen. Wie dem Kaiser im großen Ganzen die Rolle eines *houc émissaire* für den unglücklichen Ausgang des Krieges zugewiesen wurde, so machte man Bazaine allein für die Uebergabe von Metz und ihre Folgen verantwortllich, jedoch nicht etwa in der Weise, daß man ihm Fehler in der Heeresleitung nachwies, sondern daß man ihn einfach zum Verräter an seinem Vaterlande stempelte. „Bazaine a trahi“ sagte Gambetta, und im ganzen Lande wurde dieser Vorwurf geglaubt. „Le maréchal Bazaine et ses généraux, ils sont tous traîtres“ — sagten selbst die Bauern an der Loire, sonst ganz verständige Leute. Wenn man sie auslachte, war es ihnen unbegreiflich, daß ein vernünftiger Mensch auch anderer Ansicht sein könne. Junge und alte Soldaten, die aus Metz invalide in ihre Heimat entlassen wurden, sagten dasselbe — das Vertrauen der Armee zu ihren Führern war völlig geschwunden.

Nach dem Kriege verlangte die öffentliche Meinung ihr Opfer und so bot sich das erste Schauspiel dar, den früherhin so hochgefeierten Marschall Bazaine, welchen nicht nur der Kaiser, sondern auch die allgemeine Stimmung zum Oberbefehlshaber der Wehrarmee berufen hatte, auf der Anklagebank zu sehen, um für die Mißgeschicke und Niederlagen des letzten Krieges, welche das ganze französische Volk mitverschuldet, verantwortllich gemacht zu werden. Der ganze Proceß wurde echt französisch, wie ein großes Spectakelstück, vor einem nach Emotion lächernen Publikum abgepielt. Die verschiedensten Personen, Marschälle, Generale, Feldhüter und auch eine Kunstreiterin traten auf und ab. Die militärischen Acteure, hauptsächlich um sich selbst zu glorificieren, trantem ihre ganze Weisheit aus, die am Tage nach der Schlacht da einzutreten pflegt, wo sie vorher gefehlt hat, während die nichtmilitärischen Acteure vor einem Kriegsgerichte von Generalen die lächerlichsten Dinge vorbringen durften. Der Zweck wurde erreicht, Nation und Armee hatten einen kriegsrechtlich verurtheilten Sündenbod. Das hochherzige, tapfere französische Volk trug keine Schuld an seinen Niederlagen; es würde gesiegt haben, wenn nicht der Verrat eines Einzelnen das Verderben herbeigeführt hätte. Wo der Verrat nicht ausreichte, da mußte das deutsche Spionwesen nachhelfen. Die fixe Idee vom „*espion allemand*“ die noch heute in den Köpfen der Franzosen spult, erzeugte wahre Ungeheuerlichkeiten von *contes en l'air*.

Die Franzosen sind längst so weit gekommen, daß sie eine Regierung, die ihnen die Wahrheit sagt, nicht mehr vertragen können. Sie belügen sich selbst und wollen belogen sein. Ihre Historiker müssen dieser Eigentümlichkeit Rechnung tragen, sie sind Rhetoren ohne den Ernst der Wahrheit. Auch der mit Recht so hochgefeierte Thiers gehört nicht zu den Ausnahmen von der Regel. Seine Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs hat den Größenwahnsinn der Franzosen gesteigert und die Napoleonische Legende befestigt. Und dieselbe chauvinistische, theatrale Weise, mit welcher die Historiker Geschichte schreiben, wiederholt sich in allen Lebensäußerungen des Volkes, auch in der Kunst. Die Schlachtenbilder in der Ruhmeshalle zu Versailles dienen nur dem Kultus des französischen Genius. Auch die Bühne — ganz Frankreich ist ja eine solche und jeder Franzose hat dramatische Mäuren — hat dazu beigetragen, den nationalen Dünkel nach Möglichkeit zu befestigen. Die Volks- und Spectakelstücke, durch welche seit Begründung des zweiten Kaiserreichs allabendlich die Lügen von der Napoleonischen Legende und der Unbesiegbarkeit der großen Nation in die Massen geschleudert wurden, sie sind mitschuldig an der Katastrophe, die über Frankreich kam.

Was die militärische Berichterstattung aus den französischen Hauptquartieren anbetrifft, so hat sie nie im Ruf der Wahrheitsthebe gestanden. Weder die Bülletins des ersten Napoleon, noch die seines Neffen konnten darauf Anspruch machen. Wirkliche Waffenerfolge wurden, um der Eitelkeit des Volkes zu schmeicheln, übertrieben, die bitteren Willen aber möglichst lange verhüllt; gleichsam falsche Wechsel wurden angesetzt nach Art des Bankrotteurs, der seinen Credit bis auf den letzten Augenblick zu halten bemüht ist. Bei unseren jetzigen Verkehrsmitteln kommt ja freilich die Injolvency sehr schnell an den Tag. Trotzdem hat es dem französischen Hauptquartier auch im letzten Kriege sicher

nicht an dem guten Willen gefehlt, den Parisern Sand in die Augen zu streuen. Man erinnere sich der Siegesnachricht, welche über das erste Gefecht bei Saarbrücken am 2. August, wo der kaiserliche Prinz die Feuertaufe erhielt, in Paris eintraf: „Die Division Frossard hat drei preussischen Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht.“ Diese drei preussischen Divisionen hatten die Stärke von nicht viel mehr als 3000 Mann, und das Corps, nicht die Division Frossard, pflückte seine ersten Lorbeeren beim Zurückdrängen eines Vorpostendetachements, das den bestimmten Befehl hatte, sich überlegenen Kräften gegenüber in keinen ersten Kampf einzulassen. Alle Niederlagen der französischen Armee bis Sedan wurden in ähnlicher Weise beschönigt und erst am 4. September erfuhr man in Paris die volle Wahrheit. Die Antwort darauf war die Proclamation der Republik. Auch unter ihr erfuhr im weiteren Verlauf des Krieges das Volk niemals die volle Wahrheit.

Wurde aber von jeher der Sinn für öffentliche Wahrhaftigkeit untergraben, so darf es nicht Wunder nehmen, daß namentlich auch im letzten Kriege die ausgebreitete Lügenhaftigkeit tausendfältige Frucht trug. Die ungläublichsten Legenden und widersinnigsten Nachrichten entstanden in der aufgeregten Phantastie des Volkes, wurden verbreitet und fanden bei der Masse auch Glauben. Als eine der erstaunlichsten und zugleich geographisch kühnsten Nachrichten nennen wir nur das Gerücht, die französische Flotte sei bei Berlin gelandet. Nicht viel besser ist das, was uns Gabriel Monod in seinem bereits 1872 zu Paris in zweiter Auflage erschienenen „Allemands et Français, souvenirs de campagne“ mittelst, einem Buch, dem lobenswerthe, für einen Franzosen gradezu bewunderungswürdige Unparteilichkeit nachgerühmt werden muß und der gute Wille des Verfassers seinen Landsleuten die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. In der zweiten Hälfte des Januar 1871, d. h. zu einer Zeit, wo nach den blutigen Kämpfen an der Laisane die Katastrophe des Uebertritts der Bourbalschen Armee nach der Schweiz nahe bevorstand, macht Monod auf einer Reise die Bekanntschaft eines Kaufmanns, der ihm als neueste Neuigkeit die Mitteilung macht, Bourbaki und Garibaldi seien in Berlin eingerückt. Zur weiteren Erklärung dieser überraschenden Nachricht, fuhr der Berichtserstatter fort auseinanderzusetzen, wie es in Deutschland ein Gebirge gebe — dabei machte er mit den Händen Gesten, um anzudeuten, daß es von bedeutender Längenausdehnung, aber von geringer Breite sei — und dies Gebirge habe Bourbaki, nachdem er im Vorbeigehen Metz und Straßburg befreit, links umgangen, während er Garibaldi rechts herumgeschickt, dann wären beide Armeen auf der anderen Seite des Gebirges in Berlin wieder zusammengestoßen. Als Monod auch nur einen leisen Zweifel an der Möglichkeit dieser kühnen Expedition aussprach, wurde ihm kurzweg das Wort entzogen, mit der Bemerkung: „Vous n'êtes pas français.“ Monod sagt dann selbst, er hätte sich später, wenn ihm ähnliche Geschichten erzählt worden, wohl gehütet, Einwürfe zu machen, um keinen Zweifel an seinem Patriotismus aufkommen zu lassen.

Eine Armee, in der die Unwissenheit vorherrscht, und weder echte Religiosität noch moralische Ueberzeugungen eine Pflanzstätte finden, die ausschließlich in Ruhmsucht und in dem Glauben an ihre Unbesiegbarkeit aufgezogen worden ist, eine solche Armee wird zu kriegerischer Begeisterung hingerissen, vielleicht mit Ungestüm in den Kampf gehen und im Sturmtritt des Angriffs Ungewöhnliches leisten, um sich dann an der blutigen und doch so süßen Frucht des Sieges zu berauschen. Wie jedoch ein Mensch ohne sittlichen Halt, voll eitler Selbstüberschätzung und des Erfolges gewiß, bei plötzlichen Mißerfolgen und Enttäuschungen rat- und thallos den Schicksalsgöttern flucht, so folgt auch in den Wechselfällen des Krieges nur zu häufig ein Rückschlag, der alle moralische Kraft lähmt und mit einem „Sauvo qui peut“ endet. Nur eine Armee, die mitten im Verderben einer Niederlage die Kraft zum Gehorsam, die Achtung und das Zutrauen zu ihren Führern nicht verliert, kurz in allen Wechselfällen des Krieges die Treue bewahrt und ihrer Pflicht genügt, verdient den nimmerwelkenden Lorbeer. Ein Beispiel, wie das der Blücherschen Armee, welche am 16. Juni 1815 bei Uigny blutig aufs Haupt geschlagen, zwei Tage darauf siegend die Schlacht bei Belle-Alliance entschied, kann die französische Kriegsgeschichte nicht aufweisen.

Soll eine Armee alle Wechselfälle des Krieges glücklich überwinden, dann bedarf sie allerdings auch eines Feldherren, der den Mut hat, die Verantwortung für seine Entschlüsse zu übernehmen. Solcher Mut, den im Kriege kein Führer, und je höher hinauf, um so weniger entbehren kann, gelangt nur in willenskräftigen, in sich geschlossenen Charakteren zur vollen Reife; er kann jedoch, ja er muß sogar im Frieden schon geübt und gestählt werden. Wie kann aber in einer Armee, wo nur der Erfolg entscheidend — und diesen kann bei der Unberechenbarkeit des Krieges auch das größte Feldherrenge nie mit mathematischer Gewißheit vorausbestimmen — wo jeder General, der kein Glück hat, als unfähig bezeichnet, oder gar als Verräther gebraucht wird, wie kann in einer solchen Armee der Mut der Verantwortung gedeihen!

Zur Verantwortlichkeit im Großen muß aber von unten her die Pflichttreue im Kleinen hinzukommen. Jedoch auch diese will geübt und anerzogen sein von Jugend auf — schon in der Schule. Eine Rückwirkung der französischen Schule auf die französische Armee ist unverkennbar.

Dem Fremden fällt es auf, daß in Frankreich bisweilen schon kleinere Knaben im Knopfloch eine Art von Ordensdecoration tragen. Auf die Frage nach Bedeutung derselben erhält man die Antwort, daß es sich um Anerkennung von Fleiß und Fortschritten in der Schule handele. Es ist ja bekannt, welchen Wert die Franzosen auf das rote Bändchen der Ehrenlegion, überhaupt auf jede äußere Auszeichnung legen; bedenkt man es jedoch, schon bei der Jugend und in der Schule den Sporn der Eitelkeit in Anwendung zu bringen. Der Volksunterricht in den Primärschulen zur Zeit des zweiten Kaiserreichs lag meist in den Händen geistlicher Orden; er war nicht obligatorisch. Die Secundärschulen, die eigentlichen Pflanzstätten der höheren Bildung fanden in den Facultäten ihre Fortsetzung und ihren Abschluß. Insgesamt wird man urtheilen dürfen, daß es bei ihnen weniger auf die Erziehung tüchtiger Charaktere, als auf die Erwerbung positiver Kenntnisse und auf die Dressur zum Franzosen ankam. Dies gilt namentlich auch für die Lyceen. Keuchlich ist die Zucht auf diesen Schulen sicherlich strenger, als auf unseren Gymnasien, dafür sprechen schon die Uniformierung der Schüler und mancherlei Einrichtungen, die an Kasernenordnungen erinnern. Daß es jedoch darauf abgesehen wäre, das Pflichtgefühl, die Wahrheitsliebe, die Ehrfurcht zu wecken, kurz, den Sinn der jungen Leute auf das Höhere und Ideale zu lenken, bleibt billig zu bezweifeln. Alljährlich findet auf allen Lyceen ein Concours statt, bei dem es sich um die Ermittlung der besten Schüler handelt. Aus den Erwählten eines ganzen Unterrichtsbezirkes — Frankreich hat deren sechszehn — wird wieder eine gewisse Anzahl der besten Kenner ausgesucht und die Mitglieder des so gewonnenen *extrait spirituel de toute la France* haben sich um den *grand prix d'honneur*, den *Terbypreis*, zu bewerben. Wer diesen ersten Preis erlangt, dessen Zukunft ist für alle Zeit gesichert. Indessen auch die übrigen Ausgewählten gehen nicht leer aus. Schon der Concours in den einzelnen Schulen und in den Hauptorten der Bezirke wird mit theatralischem Gepränge in Scene gesetzt. Die Namen der siegreichen Schüler werden durch die öffentlichen Blätter und am schwarzen Brett des *hotel de ville* im ganzen Bezirke bekannt gemacht. Die Preise sind wie bei der Industrieausstellung: Ehrenvolle Nennung, dann eine Stufenleiter von Geschenken, Medaillen und Auszeichnungen. Auch die Lehrer der bevorzugten Schüler dürfen gelegentlichen Falls auf Berücksichtigungen aller Art, sei es durch Titel, Orden oder Beförderungen, rechnen. Wenn *Noirée* in seinem pädagogischen Skizzenbuch erzählt, daß Schulen sich um begabte Schüler bewerben, um sie bei der Preisbewerbung zu verwerthen, ja daß Eltern solcher Kinder, die Aussicht geben den *grand prix* zu gewinnen, durch die Drohung, sie aus der Schule zu nehmen, von dem Vorsteher derselben Geld erpreisen, so zeigt das die ganze Unfittlichkeit jener Einrichtung.

Muß nun ein solches System auf den Unterricht nachtheilig wirken, insofern nur die Besseren dreifert werden, die durchschnittliche Mittelmäßigkeit aber ihrem Schicksal überlassen bleibt, wie viel übler wird der Einfluß desselben sich auf die künftigen Staatsbürger, Beamten, Officiere u. s. w. geltend machen, wo die Erziehung zur Pflicht um ihrer selbst willen fehlt, wo die Übung der Treue im Kleinen, die da schafft und ar-

beitet nicht des Erfolges wegen, sondern um des Gewissens willen, durchaus vernimmt wird. Schon Kapitän Blondel in seiner mehrerwähnten Schrift, ruft seinen Wasser-gefährten zu: „Ihr vernachlässigt über dem Studium der Rechte das Studium der Pflichten.“ Es klingt vielleicht hart, ist aber zweifellos richtig, daß die Franzosen — mindestens in Bezug auf das staatliche Leben — von der hohen Bedeutung der Pflicht, von jener Dienstestreue im Kleinen, die nicht das Ihre sucht, keinen Begriff haben.

Was ist denn nun aber die treibende Kraft, welche die Franzosen anspornt, ihre Schuldigkeit zu thun? Sie selbst bezeichnen das Ehrgefühl als die Haupttriebfeder alles pflichtgemäßen Handelns. Prevost-Paradol spricht es in „La France nouvelle“ offen aus, daß nicht das im Christentum wurzelnde Pflichtgefühl die bewegende und erhaltende Kraft im französischen Volkseleben sei, daß vielmehr das „Point d'honneur“ die letzte Schutzmaner der Gesellschaft bilde. In einer Armee, deren Glieder bis in die letzten Reihen vom Pflichtgefühl erfüllt sind, wird auch ein echtes Ehrgefühl lebendig sein. Daß unter allen Umständen auch umgekehrt sich Ehr- und Pflichtgefühl ergänzen, darauf darf man keinesfalls rechnen. Das Gebot der Pflicht ist etwas Absolutes, das französische Point d'honneur, das sich vor dem Tadel der öffentlichen Meinung fürchtet und sonach ein Zwillingbruder der Eitelkeit ist\*), hat, als Ersatz des Pflichtgefühls, einen höchst relativen Wert, denn wir wissen, was es in Frankreich mit der öffentlichen Meinung auf sich hat. Keinesfalls hat diese Art von Ehrgefühl vor unzähligen Trennungsfällen bewahrt.

Bei den geschilderten Charaktereigentümlichkeiten des französischen Volkes und bei seinem starken Selbstgefühl darf es kaum Wunder nehmen, daß es nur zu geneigt war, andere Völker zu unterschätzen. Frankreich ist die Quelle aller Intelligenz, et le reste du monde est peu de chose. Kennt doch Thiers in seiner Geschichte des Konjnlats die Franzosen wiederholt: „La nation la plus intelligente de l'Europe.“ Wir Deutsche wollen die Verdienste der Franzosen auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und Könnens sicher nicht schmälern, aber alles Irdische ist dem Wechsel unterworfen und schon in Frankreich selbst hört man die Besorgnis aussprechen, daß die Nation und ihre Leistungen sich in absteigender Linie bewegen.

Durch nichts würde man einen Franzosen mehr beleidigen, als wenn man ihn Bildung, éducation, abspärke. Sein Bildungsideal ist jedoch entschieden ein anderes, als das unsere. Sehen wir in der äußeren Bildung ohne sittlichen Inhalt nur trügerischen Schein, so denkt der Franzose darin nachsichtiger und legt weit größeren Wert als wir auf die äußere Form; reich begabt mit Kräften des Verstandes und der Phantasie ist er auf allen Gebieten des äußeren Lebens und seiner glänzenden, bestechenden Darstellung ohne Frage Meister. Das Bestreben, sich das Leben in der geschmackvollsten Weise so gemüßreich wie möglich zu gestalten, beherrscht alle Schichten des gallischen Stammes. Alles, was nicht in der Form vollendet herankommt, ist dem Franzosen unsympathisch. Das erstreckt sich auch auf die Sprache, und jedermann legt hohen Wert darauf, sa belle langue so schön und korrekt wie möglich zu reden. Das Deutsche war bislang dem Franzosen ein barbarisches Idiom. In den Liebern des Essäffers Hackenschmidt heißt es unter anderen:

Wenn unser eins was sagte, Von Herzen tren und warn,  
So judte man die Achseln, Es fehlt la forme, la forme.  
Wenn unser eins was wagte, Das bracht ihm wenig Glück,  
Der arme deutsche Michel, Ihm fehlt lo chic, lo chic!

Jene Meisterchaft spricht sich auch in den geselligen und außergeselligen Verkehrsformen aus, und zwar erstreckt sich das bis auf die untersten Stände. Der Franzose, gern geneigt, etwas Angenehmes zu sagen, ist immer artig, immer verbindlich und es ist dies keineswegs eine erheuchelte, sondern vollkommen zur Natur gewordene äußere Form.

\*) „Quand le sentiment religieux s'affaiblit, le mobile qui porte à bien agir, le ressort de la vie morale, c'est le point d'honneur, la vanité, la recherche de l'approbation des autres hommes. Emile de Laveleye.“

Alle diese Eigentümlichkeiten, die Freude an der Form, die Fündigkeit in praktischen Dingen und das Bestreben, sich das Leben in der geschmackvollsten Weise zu gestalten, sind natürlich auch in der Armee vertreten. Man muß nur gesehen haben, wie sich französische Soldaten im Bimal auch ohne viele Mittel mit einer gewissen Behaglichkeit einzurichten wissen. Dieselbe Fündigkeit spricht sich auch aus in dem Geschick, jeden Terrainegegenstand zur Verteidigung schnell herzurichten, und selbst hierbei macht sich der nationale Sinn für das Geschmacksvolle, für eine gewisse Eleganz geltend. Allerdings hat die Neigung es sich im Bimal, im Lager behaglich zu machen, auch ihre großen Schattenseiten. In Folge dieser Neigung war der französische Infanterist, namentlich durch die Teile der *l'ontes d'abri* dergestalt belastet, daß die Truppen bei entscheidenden Actionen meistens das Gepäck ablegen mußten. Infolge dessen gingen am 18. August die Tornister zweier ganzer Armeecorps verloren. Eine zweite Schattenseite offenbart sich in der übertriebenen Wichtigkeit, mit der der französische Soldat die Vereitung seines Mittagseßens behandelt. Seine friandise nötigt ihn zu vielen Ausflügen in die umliegenden Gärten und Ortschaften, so daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn die deutschen Geschosse so oft, bei Weisburg, Wörth, Mionville, Beaumont u. s. w. in die rauchenden Feldkessel schlugen. Allerdings wäre dies kaum möglich gewesen, wenn nicht ein im ganzen Volke, so auch in der Armee, eingerissener Leichtsin, eine zuweilen unverantwortliche Sorglosigkeit vorherrschten. Dem entsprechend wurde von jeher der Sicherungs- und Aufklärungsdienst nachlässig betrieben und die Folgen davon sind dergleichen wenig angenehme Ueberraschungen.

Aus allem Gefagten folgt, daß man keineswegs der französischen Armee und ihren Führern allein die Schuld an den Niederlagen im letzten Kriege beimeßen darf. Das ganze Volk und der von ihm getragene nationale Geist sind mitschuldig. Gabriel Monod sagt ganz richtig: „Pour réorganiser l'armée il faut réorganiser la nation elle même.“ Demselben Gedanken begegnete man in anderem Munde. Zur Zeit als der Communekampf in Paris wüthete, lag wochenlang deutsche Einquartierung in einer größeren Departementshauptstadt. Der Präfect, vom Scheitel bis zur Zehe Franzose, jedoch ebenio schnellbig, wie vorurteilsfrei und bemüht sich unser barbarisches Idiom anzueignen, sagte beim Abschiede: „Wir haben viel von den Deutschen gelernt, wir müssen jedoch noch sehr viel lernen.“ Solche Aeußerung widerspricht den Schmähschriften von Tissot und Consorten. Trotzdem würde es uns Deutschen wahrlich schlecht anstehen, uns pharisaisch zu überheben, vielmehr wollen wir freudig bekennen, daß auch wir in vielen Stücken von den Franzosen lernen können. Nur in sittlicher Beziehung wollen wir uns vor ihnen hüten. Eine Nation, in welcher religiöser Glaube, moralische Ueberzeugungen, Zucht und Sitte in Verfall geraten, geht unweigerlich auch dem politischen Verfall entgegen. Leider haben sich durch Importation schmutziger Romane und lieberlicher Romödien, bis in den tiefen Sumpf der *cafés chantants* hinein, französische Unsitten in erschreckender Weise bei uns eingebürgert, und wir haben allen Grund dessen zu bedenken, was der Dichter Logau schon im 17. Jahrhundert reimte:

„A la mode Kleider, à la mode Sinnen,

Wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen!“

Schließlich hoffen und wünschen wir, daß unser Vaterland vor einem neuen Kriege mit Frankreich und vor Kriegen überhaupt bewahrt bleiben möge. So lange aber die Verheißung des „Friede auf Erden“ noch nicht erfüllt ist und so lange der Krieg, zur Erlangung eines wirklichen oder vermeintlichen Rechts, die *ultima ratio* der Fürsten und Völker bleibt, so lange müssen wir auch eingedenk bleiben des Fredericiansischen Wahlspruches „Toujours en vodette!“ sowohl im eigenen Volkeseben als ethischem Gebiete, als auch den Feinden da draußen gegenüber, mit denen wir früher oder später auf blutiger Wafelstatt uns zu messen haben. Die sittlichen Mächte des Lebens sind auch im Kriege die treuesten und zuverlässigsten Bundesgenossen. Als die höchste ideale Geistesmacht von welthistorischer Bedeutung hat sich aber das Christentum erwiesen.



## Zur Erinnerung an C. Fr. Göschel, mit Bezug auf seine Dante-Studien.

Von Dr. L. Wiese.

Unter den im vergangenen Jahre in Italien herausgegebenen neuen Schriften zur Danteliteratur ist die wichtigste und für uns von besonderem Interesse: Dante in Germania, per G. A. Scartazzini (Napoli etc. 1881). Wer nur diesen Haupttitel des Werkes vernommen hätte, würde verschiedene Erwartungen daran knüpfen können. Hat der Autor etwa die Unternehmung, welche einst eine Weile auch Lessing beschäftigte, wieder aufgenommen, ob der große Florentiner auf den Wanderungen seines langen Exils wirklich bis nach Sachsen gekommen ist? Oder hat er geprüft, welche Bedeutung Dante für die Geistesbildung in Deutschland durch die mehr und mehr sich verbreitende Bekanntschaft seines Gedichtes allmählich gewonnen hat, wie die entsprechende Frage nach Shakespeares Einwirkung auf die ästhetische Bildung der Deutschen mit sicherem Erfolge mehrmals behandelt worden ist? Weder das eine noch das andere. Schon der Umfang des Buches, ein Volumen in klein Folio von 312 Seiten, läßt etwas anderes erwarten, und der Specialtitel verheißt dann bestimmter eine kritische Geschichte der deutschen Danteliteratur: der Verfasser will aufzählen und beurteilen, was alles seit dem vierzehnten Jahrhundert über Dante geschrieben und veröffentlicht worden ist.

Diese Aufgabe hat er mit unermüdlicher Ausdauer zu lösen versucht; nächst Carl Witte wird sich gegenwärtig Niemand finden, der Scartazzini an umfassender und gründlicher Kenntnis des gesamten, auf die Geschichte, die Kritik, die Uebersetzung und Interpretation der Dautischen Schriften bezüglichen Materials gleichgestellt werden könnte. Welch ein rühmlicher Beweis seines Fleißes und seiner Forschung ist schon der vierte von ihm herausgegebene Band des Jahrbuchs der deutschen Dantegesellschaft! In der neuen Arbeit, um die es sich hier handelt, ist er auch dem Entlegensten nachgegangen; und man muß sich verwundern, wie es ihm in seiner Entfernung von Deutschland hat gelingen können, manches Verborgene und schier Vergessene aufzuspüren. Dabei hat er u. a. nachgewiesen, daß schon vor Andreas Gryphius, bei dem die deutsche Literaturgeschichte früher die ersten Spuren des Studiums der divina Commedia annahm, diese in Deutschland bekannt gewesen und stellenweise übersezt worden ist.

Daß solche Anerkennung gleichwohl nach einigen Seiten wesentlich eingeschränkt werden muß, wird sich bei einer Erinnerung an die Verdienste des Dante-Freundes und Kenners ergeben, denn diese Betrachtung vorzugsweise gewidmet ist.

Selbstverständlich hat in Scartazzini's Geschichte der gesamten deutschen Danteliteratur auch C. Fr. Göschel eine Stelle, und nicht nur eine sondern mehrere, aber nicht seine, die ihm gebührende. An nicht weniger als acht verschiedenen Stellen ist von Göschel die Rede. Die Anordnung des Buches ist nämlich nicht eine sachlich oder persönlich das Zusammengehörige gruppierende, sondern eine äußerlich chronologisch von Jahr zu Jahr aufzählende, wobei nicht nur Kleines und Großes nebeneinander zu stehen kommt, sondern auch die späteren Fortsetzungen von den Anfängen getrennt werden, Wiederholungen unvermeidlich sind, und nirgends der Standpunkt eines zusammenfassenden Ueberblicks gewonnen wird. Der Autor weiß, daß sein Verfahren Bedenken gegen sich hat, schlägt sie aber nieder mit der Erklärung: „Was soll ich weiter darüber reden? es hat mir einmal so am besten gefallen!“ Das charakterisiert ihn und seine immer kurz angebundene, überaus selbstzufriedene Weise. — Er nimmt folgende fünf Perioden der deutschen Beschäftigung mit Dante an: 1. „Die Anfänge“, bis 1824; 2. „Vertiefung in das Verständnis Dantes“, bis 1850; 3. „Vorherrschend der Geschichte und Philologie“, bis 1864; 4. „L'entusiasmo Dantesco“, 1865, das Jahr der solennen

Danteseier. 5. „Anhaltender litterarischer Fleiß“, die Zeit von 1865 bis in die Gegenwart. Eine seltsame Coordination! Und wie kann das Jahr 1865 eine Periode für sich bilden? Perioden entstehen durch Epochen, d. h. durch Thatfachen oder Personen, welche dem geschichtlichen Verlauf eine neue Wendung geben. Epochenmachend für Dantestudien in Deutschland waren zuerst die Anregungen, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts von A. W. Schlegel und von Schelling ausgingen; vier Decennien später dann der Beginn von C. Witte's erfolgreichen Arbeiten auf diesem Gebiet. Auch aus der Vertiefung der Dantestudien läßt sich keine eigene Periode bilden; und sie gehört keineswegs nur jener älteren Zeit, vielmehr ebensowohl der neueren, besonders seit 1865, an.

Göschel's Schriften werden von Scartazzini in seiner zweiten, dritten und fünften Periode erwähnt. Das Auffinden der betreffenden Stellen wird dadurch erschwert, daß dem Buch keinerlei Uebersichtstafel oder Register beigegeben ist. Durch eine Hilfe der Art könnten die aufgespeicherten Notizen ein wirkliches Repertorium der deutschen Dantelitteratur sein und unparter werden als es jetzt der Fall ist, wo man, um zu finden was sucht, man sich oft erst durch ein Detail vieler kleiner, z. B. biographischer und anderer Angaben, die für den Zweck des Buches unerheblich oder gleichgültig, aber alle als gleichwertig in den Context aufgenommen sind, durchzuarbeiten hat.

Was wir jedoch gerade in Bezug auf Göschel bei Scartazzini am meisten in Anspruch nehmen, ist die Kritik, auf die von ihm selbst in dem Buch vorzugsweise Wert gelegt wird. Denn, so angestrengt auch sein Bemühen um Verständlichkeit der litterarischen Angaben gewesen ist, daß ihm dennoch einiges entgangen sein möchte, verheißt er sich nicht; auch ist noch ein besonderer bibliographischer Teil als Fortsetzung in Aussicht genommen. Weder einzelne, nirgends bedeutende Lücken, noch hie und da eine Verwechslung und dergleichen kleine Versehen, können ihm bei einer so weitschichtigen Arbeit zum Vorwurf gereichen. Auch daß die Beurteilung der einzelnen Schriften auf deren Zusammenhang mit den gleichzeitigen litterarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland wenig oder keine Rücksicht nimmt, wollen wir nicht allzuhoch anschlagen. Aber daß für die Kritik ein klar erkennbarer Maßstab vorhanden sei und mit Objectivität angewandt werde, darf man fordern. Daran fehlt es jedoch zu sehr.

Ein Kritiker ist ein Richter, und des Richters Ehre ist Gerechtigkeit. Wie kann aber gerecht sein wer nicht sachlich, nicht leidenschaftlos und unbefangenen urteilt? Scartazzini beklagt es, daß gegenwärtig unter seinen Landsleuten der Subjectivismus und das Belieben des individuellen Geschmacks in der litterarischen Kritik vorberherrschend ist; aber er selbst macht keine Ausnahme davon. Allerdings spricht er von der Förderung, welche das Dantestudium den Arbeiten des Königs Johann von Sachsen (Biblaethes), C. Witte's, Blancs, Rannegießers verdankt, und ebenso u. a. von Notter's Uebersetzung und gebührender Achtung; aber die Zahl der mit unbedingt Anerkennung von ihm genannten Autoren ist sehr klein; die Mehrzahl wird mit leichter Hand und dem ironischen Ton absoluter Ueberlegenheit abgethan. Es ist ungläublich, welche Beurteilung selbst ein Schriftsteller von dem Verdienst Begele's aus Anlaß der dritten Ausgabe seines vortrefflichen historischen Werkes über Dante erfährt; die Kritik wird da zu unwürdiger Schmähung. Ebenso wird, um noch ein Beispiel zu nennen, C. Zuffr's, des Biographen Winkelmann's, Vortrag über Dante, der sich durch geistreiche Auffassung und schöne Darstellung in dieser kleinen Litteratur vor vielen auszeichnet, als eine oberflächliche Compilation und elende Arbeit bezeichnet, die am besten ungedruckt geblieben wäre.

Vollends nun Göschel's Eigentümlichkeit hat vor diesem unfehlbaren kritischen Tribunal auf eine unbefangene Würdigung nicht zu rechnen. Scartazzini hat sich ein Ideal von „Dantewissenschaft“ gebildet, und nur was dieser förderlich ist erkennt er an. Was nicht kritische Untersuchung, Lösung von Schwierigkeiten in der Sache oder Sprache, Aufklärung von Dunkelheiten ist, findet nur beiläufige Erwähnung und keine Gnade vor ihm; er begreift nicht, daß über Dante noch in anderen Interessen geschrieben werden kann, als in historischem, philologischen und allgemein litterarischem. Nichts kommt für ihn bei Dante weniger in Betracht, als daß er ein Dichter und ein religiöser Dichter

ist; aber gerade dieser Seite sind Göschels Forschungen über Dante und seine Darstellungen aus der göttlichen Komödie fast ausschließlich zugewandt.

An Reichthum und Tiefe des Geistes wird Dante von keinem Dichter christlicher Zeit übertroffen. Es ist nicht blos die Großartigkeit der Conception, der hohe Flug der Phantasie und die poetische Kunst, was wir an seinem Gedicht bewundern, sondern ebenso erhebend und erbaulich spricht er zu der empfänglichen Seele, mag auch die allegorische Einkleidung oft viel Fremdartiges für uns haben, die Wärme und Innigkeit seines religiösen Gefühls und die Tiefe seiner christlichen Erkenntnis. Nicht minder giebt die divina Commedia überall Zeugnis von der Vielseitigkeit seines Wissens, sowie von der Schärfe seines Blickes in die kirchlichen und politischen Zustände seiner Zeit. Auf solche Weise bietet das große Gedicht den verschiedensten Standpunkten nicht nur Aufgaben der Forschung, sondern eben so reiche Nahrung des Denkens und der Empfindung. Von allen, die in Deutschland über Dante geschrieben haben, ist C. Witte der universellste; die übrigen haben sich nach der historischen, theologischen, philosophischen Seite, der Uebersetzungskunst u. s. w. in die Arbeit getheilt. Göschel, der neben juristischen, philosophischen und allgemein wissenschaftlichen Studien, und dann auch neben einer vieljährigen Amtsthätigkeit sich Dante zum steten Begleiter gewählt hatte, war am meisten zu ihm hingezogen durch die Wahrnehmung, wie dem Dichter in der Unruhe und Verwirrung des Weltwehens, worin er lebte, die göttliche Wahrheit der feste Pol blieb, auf den er blickte. Er verehrte ihn als einen erleuchteten Interpreten der Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens und der Offenbarungen Gottes in Natur und Geschichte, als einen prophetischen Geist, der aus den Erfahrungen des irdischen Daseins das Zukünftige vorahnend zu deuten, und die Beziehungen der Zeit zur Ewigkeit dem Gewissen der Menschen anschaulich und eindringlich vorzuhalten wußte.

Dem Dichter gerade darin nachzugehen war Göschel nicht allein durch seine theologische und philosophische Bildung, sondern auch durch eine tiefe Sinnigkeit des Gemüths und durch einen mystischen Zug seines Geistes befähigt. Aus manchem, was er mit überraschender Unmittelbarkeit des Verständnisses über Dante gesagt hat, spricht eine Geistesverwandtschaft viel weniger mit Hegel, dessen Spekulation ihn lange der rechte Weg der Erkenntnis schien, als mit dem Philosophen Franz v. Baader. Er war davon durchdrungen, daß die geoffenbarte Wahrheit Gottes die apostolische Bestimmung hat, hinzugehen in alle Welt, d. h. alle Lebensverhältnisse zu reinigen und zu tragen, und daß, soweit auch alles menschliche Erkennen, Streben und Thun von diesem Centrum sich entfernen und in die Irre gehen mag, es doch im Innersten dahin verlangt, als nach seinem festen Punkt zugleich der Ruhe und der lebendigsten Bewegung. In solcher Richtung ein Ausleger seines geliebten Dichters zu sein, setzte ihn auch eine Schriftkenntnis von bewunderungswürdiger Genauigkeit in den Stand. Niemand hat so wie Göschel Dante's Vertrautheit mit der Bibel erlannt und nachgewiesen, und bei der Erklärung der div. Commedia so tief aus dieser Quelle geschöpft.

Man sollte meinen, daß diese wichtige Seite der Interpretation zu schätzen, es gerade einem Geistlichen — Scartazzini ist evangelischer Pfarrer zu Soglio in Graubünden — an Sinn und Bereitwilligkeit nicht fehlen werde. Auch ist ihm ja sehr wohl bekannt, was Dante selbst von der Vieldeutigkeit seines Gedichts sagt, und daß er in dem Briefe, mit welchem er das Paradies an Can Grande von Verona sandte, als den Zweck der poetischen Darstellung seiner Visionen bezeichnet, die Menschen aus dem Elend zur Glückseligkeit zu führen. Es ist also, wenn schon eine Menge von politischen Beziehungen hereinspielt, in der Hauptsache durchaus ein religiöses Gedicht, wie auch Scartazzini selbst an mehreren Stellen seines Buches ausdrücklich anerkennt. Dabei kann ihm nicht verborgen sein, daß die rechten Leser der div. Commedia nicht solche sind, welche sich gern damit begnügen, in das Gram der Hölle geblickt zu haben, und darin etwa die Geschichte der Francesca von Rimini und von Ugolino's Hungerturm unterhaltend finden, sondern vielmehr diejenigen, welche mit erster Ueberwindung von Schwierigkeiten das Gedicht als ein Ganzes fassen und seine Gedanken in sich aufnehmen, mithin es so lesen und verstehen, wie es der Dichter selbst unverkennbar beabsichtigte. Es

ist Thatsache, daß die Verehrung, welche Dante in wachsendem Maße wie in England und Holland so besonders in Deutschland genießt, ihren wesentlichen Grund darin hat, daß er sich vor allem an unser inneres Leben wendet und dem tiefsten Bedürfnis unserer Seele eine stärkende Nahrung bietet.

In prüfen, was in dieser Hinsicht den Arbeiten Göschels verdankt wird, hat Scartazzini nicht der Mühe wert gehalten. Nach verschiedenen Anzeichen läßt sich vermuten, daß dies, abgesehen von seinen ausschließlich wissenschaftlichen Anforderungen, auch daher kommt, daß der theologische Standpunkt des Kritikers im liberalsten, von der dem gemeinen Menschenverstande unzugänglichen Tiefe des christlichen Glaubens abgewandten Protestantismus liegt. Die evangelische Orthodorie, ruft er an einer Stelle aus, tyrannisiert die Gewissen nicht weniger, als es je die römische Kirche gethan. Von Herzogs theologischer Encyclopädie urteilt er, das sei ein Buch von lutherischen Jesuiten und für solche geschrieben. Daß jemand, wie G. Daur in Leipzig gethan, in Bezug auf Fragen der Weltregierung Gottes Dante und das Buch Job miteinander vergleichen kann, ist ihm eine Kinderei (ragazzata). Ebenso unpassend findet er eine Vergleichung Dante's mit dem Propheten Daniel, und die müßigste Frage von der Welt ist ihm die nach dem reformatorischen Element in der div. Commedia: von Schriften der Art zu reden heiße ihnen zu viel Ehre erweisen. Ist es danach zu verwundern, daß er für den evangelischen Ernst, die geistige Feinheit und die Gemüthsinnigkeit Göschels kein Verständnis hat? Einsicht spricht er ihm völlig ab: er habe nur Bewunderung und eine immer auf den Knien liegende Anbetung für den Dichter gehabt, und nur das Herz im Tone von Hymnen über ihn sprechen lassen. Die Geringschätzung wird zum Hohn, z. B. in der wiederholten Bezeichnung Göschels als codino, womit heutzutage die extrem Liberalen in Italien jeden kennzeichnen, der in Religion und Politik nicht so weit zur Negation fortgeschritten ist wie sie.

Wie sollte Scartazzini, da ihm Göschels Geistesrichtung so unsympathisch und unverständlich ist, zu schätzen im Stande sein, welchen Wert z. B. gleich dessen erste Schrift über Dante (1834) durch die klare und objektive Darlegung des Gedankenganges der göttlichen Komödie hat, wie er in seinen verschiedenen Abhandlungen auf die anklingende ältere Litteratur in Deutschland aufmerksam macht, über wie viele Stellen, Allegorien und versteckte Beziehungen sie durch ganz neue Combinationen Licht verbreiten, wie eingehend von ihm noch kurz vor seinem Tode über den ersten Teil von Blancs philologischen Commentar zur div. Commedia gehandelt worden ist, u. a. m. Schriften von Göschel, die nicht direct auf Dante Bezug haben, hat Scartazzini unerwähnt gelassen; der Plan seines Wertes nötigte nicht, sie zu berücksichtigen. Aber es sind wenige darunter, in denen nicht auch für die Danteerklärung etwas abfiel. In dem Büchlein z. B. „Der Mensch nach Leib, Seele und Geist, diesseits und jenseits“ (1856) erhalten im Zusammenhange mit der biblischen Psychologie mehrere Stellen der div. Commedia eine Auslegung, wie sie nur geistiger Tiefblick zu geben vermag.

Scartazzini spricht gelegentlich seine Verwunderung über die ungemein große Zahl von Exemplaren deutscher Danteübersetzungen aus, die allmählich bei uns Verbreitung gefunden haben. Hätte er den Ursachen davon weiter nachforschen wollen und können als geschehen ist, so würde ihm klar geworden sein, daß dazu die Anregungen sehr viel beigetragen haben, welche an nicht wenigen Orten Nord- und Süddeutschlands durch öffentliche und private Vorträge über Dante in weite Kreise der gebildeten Bevölkerung getragen worden sind; und vielleicht hätte er dann auch ein Wort der Anerkennung der Verdienste gehabt, welche sich Göschel um „Dante in Germania“ in diesem Sinne, namentlich durch seine Vorträge in Raumburg und Berlin erworben hat. Seine eigene Begeisterung für den Dichter klang wieder in den Seelen der Hörer und gewann denselben jedesmal neue Freunde unter Männern und Frauen. Bitte, dessen Competenz auf diesem Gebiet Scartazzini in keiner Weise bestreitet, hat, ohne Göschels Auffassungen überall zu teilen, bei verschiedenen Gelegenheiten mit warmen Worten gerühmt, daß dieser „vielleicht mehr als ein anderer gethan, um erstere Gemüther unserer Heimat dem Florentiner Dichter zuzuführen.“ Mit gleicher Pietät hat derselbe nicht lange nach

Göschels Tode aus dessen Nachlaß „Vorträge und Studien über Dante Alighieri“ herausgegeben.

Was außerdem handschriftlich von Göschels Dantestudien vorhanden ist, läßt einen Blick in die Arbeitsbaner, Sorgfalt und liebevolle Hingebung thun, mit der er seine Kenntniß des Dichters und alles dessen, was zu ihm in Beziehung stand und zum Verständnis seiner Schriften dienen kann, immerfort erweiterte und vertiefte. Es sind geschichtliche, litterar-, kunst- und kirchenhistorische u. dgl. m. Collectaneen, aber nirgends bloße Notizenansammlungen; in der Regel ist damit eine Verarbeitung oder Verwertung von einem bestimmten Gesichtspunkte aus verbunden. So faßt er z. B. in einem besonderen Heft alle Stellen zusammen, welche in der div. Commedia Italien und Florenz zum Gegenstande haben, um ein Gesamtbild der Zustände des nationalen Lebens zu gewinnen, welche der Dichter vor Augen hatte. Die Erwähnung des Petrus Damiani im Paradiese führt ihn zu weiterer Betrachtung des Lebens und der Wirksamkeit dieses Mönchs; eine Frucht davon ist u. a. eine Uebersetzung von dessen Hymnen Mors et Paradisus mit beigefügtem lateinischen Original.

Wie viel gehört dazu, um über Dante urteilsfähig zu sein! Eine allgemeine Kenntniß seiner Schriften und seiner Zeit genügt dazu nicht; noch weniger der Nachhab einer ästhetischen Theorie; dabei kann das große Gebicht ein immer noch verschlossenes Buch bleiben. Wenn einer, so besaß Göschel durch jahrelanges Studium, durch gründliche und vielseitige Detailforschungen sowie in seiner genauen Sprachkenntniß die Grundlagen, welche ihn bei seinem religiösen und poetischen Sinn vollkommen legitimierten, über die Wahrheit und erhabene Schönheit des Gedichts, die dem ersten Blick in dieses Dunkel gehüllt erscheint, als ein berufener Interpret belehrend mitzusprechen und zu zeugen.

Das Bedeutendste in diesem Nachlaß Göschels ist eine vollständige Uebersetzung der divina Commedia, in den Jahren 1844 bis 1853 gefertigt, dann aber, ebenso wie B. A. Abetens etwas ältere Uebersetzung, liegen und ungedruckt geblieben. Der Reiz, in solcher Uebersetzung mit dem gewaltigen Geiße des italienischen Meisters zu ringen, ist für den sprachkundigen Freund seiner Poesie groß, und wir danken demselben bereits eine ansehnliche Zahl von Uebersetzungen, wenn auch sehr ungleichen Wertes. Der Versuch, die Schwierigkeiten nach der einen oder andern Seite mehr als bisher gelungen zu überwinden, wird immer aufs neue gewagt. Noch ist indeß kein deutscher Dante vorhanden, der sich durch allgemeine Anerkennung der deutschen Litteratur so eingebürgert hätte wie die Schlegelsche Shakespeareübersetzung. Dahin wird es jedoch aus Gründen, die in der Verschiedenheit der beiden Dichter liegen, auch schwerlich jemals kommen.\*)

Göschel hat das jambische Metrum des Originals beibehalten, den Reim aber aufgegeben, weil es ihm nicht sowohl darauf ankam, ein neues Kunstwerk zu schaffen und mit dem Dichter in seiner zugleich mathematisch scharf gemessenen und harmonischen Form zu wetteifern, als vielmehr die Gedanken desselben mit ebenso großer Wort- wie Geiſtstreue wiederzugeben. Er bestimmte jedem der hundert Gesänge ein besonderes Heft, in das er zuerst den italienischen Text eintrug und dann seine Uebersetzung daneben stellte. Weit entfernt aber von der Meinung, auf den ersten Wurf das Rechte getroffen zu haben, kehrte er zu den schwierigeren Stellen, wie aus den Spuren nachbessernder Hand ersichtlich, wiederholt zurück, und fügte nicht selten auch erläuternde Bemerkungen

\*) In mehreren anderen Ländern begegnet man einem ähnlichen wetteifernden Bestreben mit gleichem Erfolge. Die Uebersetzung von Longfellow ist in England selbst noch nicht übertriffen worden, und die vortreffliche prosaische von J. A. Carlyle, einem auch bereits verstorbenen Bruder von Thomas Carlyle, leider auf das Inferno beschränkt geblieben. Von den französischen genügt durch Genauigkeit und tiefe Erfassung des Sinnes keine so wie die von Lamennais. In Holland ist nach der splendiden, nicht für den Buchhandel bestimmten Uebersetzung des Dr. Hade van Wijden in Terzinen mit durchweg weiblichen Reimen, neuerdings eine ebenso metrische von dem Advocaten J. Bohl erschienen, an der das Paradies noch fehlt; in der Erklärung folgt sie ganz dem Vorgange der deutschen Bearbeitung von Philalethes. Der unter den lebenden wohl bedeutendste Dichter des Landes, Ten Kate, reformierter Prediger zu Amsterdam, hat vor längerer Zeit mehrere Gesänge des Inferno schon übertragen, wenn man dies Prädicat der holländischen Sprache neben der italienischen geben darf.

hinzu. Darunter ist manches Wertvolle, was für das Studium des Dichters weiter zugänglich zu machen die zu hoffende Fortsetzung des Dante-Jahrbuchs Gelegenheit geben wird.

Die neueste deutsche Uebersetzung, von C. Partsch, läßt wieder erkennen, daß der Reim die Verpflanzung der div. Commedia in den Boden unsrer Sprache außerordentlich erschwert, und oft nicht nur zu Abweichungen von dem eigentlichen Sinn einer Stelle, sondern auch zu Concessionen an den Geschmack der Gegenwart nötig, die den ursprünglichen kraftvollen Charakter des Gedichts beeinträchtigen. Näher kommen dem Original die deutschen Terzinen in der Uebersetzung von Lotter, der allerdings darauf verzichtet hat, mit Dante nur weibliche Reime zu brauchen. Aber auch bei ihm hat die Schönheit der poetischen Nachbildung an manchen Stellen nur auf Kosten der Genauigkeit und der Gedankentiefe erreicht werden können.

Als Probe von Göschels Uebersetzung möge zum Schluß der Anfang des ersten Gesanges des Purgatoriums dienen, wo die Hochmüthigen im ersten Kreise der Süßenden das Vaterunser beten, das der Dichter nur in poetischer Fassung einfügen konnte. Es wird der Vergleichung wegen von Interesse sein, die Lotter'sche Uebersetzung daneben zu haben:

O Vater unser, der du bist im Himmel,  
Nicht eingeschlossen als durch größ're Liebe,  
Die du zu den Geschöpfen höchster Höhh' trägst:

Dein Name sei gelobt und deine Allmacht  
Von aller Creatur; denn würdig ist es  
Tant darzubringen deinem hohen Obem.\*)

Es komme zu uns deines Reiches Frieden,  
Weil wir zu ihm nicht können uns selbst,  
Mit aller unsrer Macht, so er nicht selbst kommt.

Wie deine Engel dir all ihren Willen  
Zum Opfer bringen, singend Hosanna,  
So sollen auch die Menschen ihm mit ihrem.

Wieb' unsrer täglich Brod uns hent, das Manna,  
Ohn' welches man durch diese rauhe Wüste,  
Je mehr man sich abmüht, je mehr zurückgeht.

So wir das Böse, das wir selbst erlitten,  
Dem Nächsten gern vergeben, so vergieb uns  
In Gnaden, und sieh nicht was wir verdienen.

Laß unsrer Kraft, die sich so leicht dahingiebt,  
Von allen Widerfacher nicht verjehen,  
Sondern erlöß' von dem, der so sie ansieht.

O Vater unser, der im Himmel droben  
Sohnst, nicht umschänkest, sondern weil er neigt  
Neht zu den ersten Schöpfungen dort oben,

Sei deinem Namen, deiner Kraft erzeigt  
Lob vom Geschöpf wie sich gebührt hinieden,  
Daß Tant zu deinem süßen Haupte steigt.

Es komme zu uns deines Reiches Frieden,  
Der, wenn er nicht uns kommt aus deiner Macht,  
So viel wir sinnen, uns nicht wird eiltgeben.

Wie ihres Willens Opfer dir gebracht  
Von Engeln wird bei Hosannastange,  
Sei gleiche Gut in uns auch angefaßt.

Des Himmels täglich Brod an uns gelange,  
Deß Mangel auf dem rauhen Wüstenpfad  
Neht rückwärts führt, je mehr man eilt im Gange.

Und gleich wie Jedem, der zu nah uns trat,  
Wir seine Schuld vergeben, so in Gnaden  
Vergieb uns, sieh nicht unsrer Missethat.

Und unsrer Kraft, die leicht wird überladen,  
Laß nicht verjehen sie vom allen Feind,  
Von ihm erlöß', der stets sinni an' Schaden.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Berlin, 25. März.

Wer ohne Tages Last und Hitze des öffentlichen Lebens mitzutragen, dasselbe lediglich aus einer gewissen Entfernung am kritischen Auge vorüberziehen läßt, wird stets in Gefahr sein, über den Principien und Idealen, die ihm vorschweben, die practischen Schwierigkeiten zu übersehen, die der Verwirklichung auch des anscheinend leicht erreichbaren Gedankens in der Praxis entgegenstehen. Dieser Gefahr sind wir uns bewußt — wir verkennen nicht, daß kritisieren leicht, regieren aber verantwortungsvoll und schwer ist, wir wissen, daß mit reinen Principien durch diese Welt der Unvollkommenheit nicht

\*) Mit nome, valore, vapore hat Dante die Personen der Trinität bezeichnen wollen.

durchzukommen und daß gar nichts damit gewonnen ist, wenn mit kalter Ausschließlichkeit die politischen Dinge an einem unabänderlich festgesetzten Maßstabe gemessen und je nach Befund in die entsprechende weiße oder schwarze Kategorie verwiesen werden. Wohin man greift, faßt man weittragende Probleme, die nicht kurzer Hand mit ja oder nein zu erledigen sind.

Wie weit darf man sich mit dem Guten begnügen, wenn das Bessere und Beste nicht zu haben ist, wie weit selbst Unerwünschtes schweigend über sich ergehen lassen, um das Schlechtere zu verhindern? Wie weit soll man die Halben und Schwachen, die es in jeder Partei giebt, mit Geduld ertragen, die „guten Leute, aber schlechten Muffkanten“ nachsichtig gewähren lassen? Wo ist die Grenze zwischen der Pflicht des Conservativen, die Obrigkeit als Gottes Ordnung in ihrer Autorität zu stützen und der ebenso zweifellosen Pflicht Widerstand zu leisten, wenn die Regierung irrt? — Das sind einige von vielen Fragen, bei denen es nicht nur auf totes Princip, sondern auch auf die lebendige practische Weisheit ankommt, das rechte Maß zu finden.

Läuft aber die theoretische Kritik in ihren vier Pfählen Gefahr, den Blick ins farbige Leben zu verlieren und immer nur aus der Tiefe des Tintenfassens heraus den Maßstab alles politischen Handelns hervorzuholen, so drohen andererseits der sogenannten „practischen Politik“ doch sehr viel größere Klippen: wir meinen zunächst den Opportunismus, also das grundsatzlose sich Beugen und Vergleichen über die wichtigsten Lebensfragen hinweg — eine Richtung, die um so gefährlicher ist, je besser es ihr gefingt, für den Augenblick und für das kurzfristige Auge der Menge die erregten Wellen zu allgemeiner Zufriedenheit zu glätten; und wir meinen weiter den Bürokratismus, der nichts als formale Schwierigkeiten sieht, der den lebendig machenden Geist über den toten Buchstaben vergißt und das Vaterland für gerettet hält, wenn die Journal-Nummern registriert sind.

Diese Gedanken haben uns grade jetzt wiederholt bewegt, wenn wir das fortdauernd wachsende Actenmaterial des unseligen Kirchenstreits im größten deutschen Bundesstaate lesen, die Verhandlungen im „Culturkampf“, der aller Friedenssehnsucht und allen Versöhnungsversuchen zum Trotz fortbauert, fortgebauert hat auch im verfloffenen Monat.

Zunächst ist zu berichten, daß die kirchenpolitische Vorlage, welche Verlängerung des Juli-Gesetzes von 1880, Rückkehr der Bischöfe, Beseitigung des Culturexamens und Regelung des Einspruchsrechts bezweckte, von der dazu erwählten Commission des Abgeordnetenhauses in erster und zweiter Lesung durchberaten ist, die einzelnen Paragraphen nach Gebühr hin und hergerrt und schließlich als Ganzes mit 14 gegen 6 Stimmen abgelehnt worden sind. Unsere principielle Stellung zu der Vorlage haben wir bereits im vorigen Monat dargelegt — auf die Einzelheiten der Commissionsverhandlungen einzugehen, liegt um so weniger Veranlassung vor, als die Beratung im Plenum der Sache sehr leicht eine andere und bessere Wendung geben könnte. Sehr ermutigenden Eindruck hat das Streben der Commission, den Pelz zu waschen ohne ihn naß zu machen, freilich nirgends gemacht. Paragraphen müssen ja sein und wir wollen weder den Wert derselben an sich unterschätzen, noch auch die ebenso mühevoll als notwendige Redactionsarbeit absfällig beurteilen. Aber wir glauben, daß ein Ausweg längst gefunden sein müßte, wenn die richtige Stellung zur christlichen Kirche durchweg vorhanden wäre\*), wenn man sich allerseits gegenwärtig hielte, was denn eigentlich auf dem Spiel steht, und bedächte, daß ein Drittel unserer Volksgenossen sich in seinen heiligsten Rechten gekränkt glaubt, besonders aber, daß mit älteren Mitteln gegen eine Geistesmacht, wie die katholische Kirche, doch schlechterdings nichts auszurichten ist. Dazu ist die Haltung der

\*) Einer der schwersten Schüden unseres Volkslebens ist die massenhafte Sonntagsarbeit, die das ohnehin so farblose Dasein der untern Stände vollends verödet, und die leider der Staat auf vielen Gebieten nicht einschränkt, sondern fördert. Wir haben daher auch die Erklärung des Herrn Cultusministers v. Schöler über die Fortbildungsschulen, die Sonntags während des Gottesdienstes stattfinden, nur mit Bedauern lesen können. Wenn Mittags in den Staatsschulen die zehn Gebote gelehrt und Sonntags vom Staat selbst übertreten werden, so kann das schwerlich die Autorität von Staat und Kirche fördern.

preussischen Regierung in sich widerspruchsvoll. Auf der einen Seite martet und handelt man um die Anerkennung desjenigen Maßes kirchlicher Selbständigkeit, welches zahlreiche Staaten ohne den mindesten Schaden für ihre Autorität der Kirche längst gewährt haben, und auf der andern Seite erfolgt wieder diese Anerkennung durch Entsendung eines ständigen Gesandten an den päpstlichen Hof in einer Weise, die doch manchem gut evangelischen Gefühl recht empfindlich sein könnte. Denn das Centrum, weit entfernt die Gesandtschaft als Entgegenkommen eines überwiegend evangelischen Staates zu betrachten, bemühte sich dringend, seine Zustimmung mit höhnischen Versicherungen zu verknüpfen, daß ihm ganz ver zweifelt wenig an derselben gelegen sei. — Wir bekämpfen gleichwohl die Gesandtschaft nicht — hier liegt ein Punkt vor, den die Regierung auf Grund von Kenntnissen, die ihr allein zu Gebote stehen, besser beurtheilen muß, als der gewöhnliche Sterbliche. Aber nach den jahrelangen vergeblichen Versuchen derselben auf dem Wege der inneren Diplomatie, d. h. auf dem Wege des friedlichen Krieges gegen die eigenen Unterthanen, das Centrum von seinen Grundsätzen zu entfernen, und nach den ebenso vielen vergeblichen Versuchen auf dem Wege der äußeren Diplomatie, die Curie zu täuschen und wünschlich einmal den Papst gegen das Centrum auszuspielen, wird auch jetzt unsere Hoffnung sich in bescheidenen Grenzen zu halten haben.

In der allgemein ruhiger gewordenen Stimmung, die jetzt sogar schon den Frei-conservatismus erfaßt hat und ihn das ungefähre Gegentheil von dem sagen läßt, was er vor wenigen Jahren als unerschütterliches Dogma vortrug, liegt ja nach wie vor eine Mürhschaft, daß es vorwärts gehen wird. Aber es sollte keine Zeit verkümmert werden. Nicht nur ist die geistliche Rot zahlloser Katholiken, welche Wort und Sacrament seit lange entbehren müssen, unerträglich und wird auf sittlichem Gebiet verhängnisvoll nachwirken, sondern wer das öffentliche Leben beobachtet, muß auch zugeben, daß der leidige kirchliche Miß, der durch Deutschland geht, sich erweitert, daß schon unter der Jugend eine Spaltung, unter Beamten und Richtern die Confessionsriederei im Wachsen, daß manche politische Bestrebungen, die unverbündet auch ungefährlich sein würden, durch den Bund mit unzufriedenen Katholiken eine Bedeutung gewinnen, die sie an sich nicht haben würden, daß die Wahlbündnisse des Centrums mit dem Fortschritt sich enger schließen und die überans dringlichen Socialreformen aus der ersten an die zweite Stelle rücken, kurzum daß in vieler Hinsicht Gefahr im Verzuge.

Gewiß hat auch das Centrum im Lauf des Kampfes manche Schuld auf sich geladen. So ist schlechterdings nicht einzusehen, was bei seinem Bunde mit dem Polonismus herankommen soll. Wer dergleichen deutschfeindliche Strebungen fördert, muß ein klares Ziel vor Augen haben, wenn er nicht dem berechtigten Vorwurf sich aussetzen will, die Unzufriedenheit als solche zu benutzen und zu schüren. Es ist ferner Verwahrung einzulegen gegen die Empfindlichkeit der Katholiken dem angesprochen evangelischen Standpunkt gegenüber — kaum irgend eine antikatholische Aeußerung auf unserer Seite dürfte an Derbheit des Ausdrucks den officiellen Auslassungen der Curie gegen uns gleichkommen. Andererseits wird von allen, die nicht blind in Parteinteressen aufgehen, rückhaltlos anzuerkennen sein, daß von sterblichen Menschen auch nur ein Verhältnißmaß von Leidenschaftslosigkeit verlangt werden kann, und daß das Centrum im ganzen und großen auf dem sittlichen Rechtsboden des passiven Widerstandes gewissenhaft verblieben ist, daß es Jahre lang bei großer Klugheit und Vorsicht im Handeln seine Interessen mit einer ebenso tapferen als christlichen Charakterfestigkeit vertreten hat, wie man sie allen Parteien wünschen möchte.

Nicht ebenso einheitlich und klug wird die ultramontane Partei in Baiern geleitet, die vielmehr schon in der Auflösung begriffen ist. Die Versuche derselben, das Ministerium Lutz zu stürzen, an dem rechtlichen Verhältnis zwischen Staat und Kirche zu rütteln und einen nicht vorhandenen Culturkampf herbeizuführen, sind durchaus gescheitert. Durch ein königliches Handschreiben ist die volle Uebereinstimmung der Krone mit dem Verhalten der Regierung besiegelt, wobei freilich der Rechten in Sachen der Simultanschule und des antikatholischen Lehrstuhls in München einige nicht unwesentliche Zugeständnisse gemacht sind. — Natürlich ist die Stellung der protestantischen Conservativen, die



weder dem Ministerium Luz noch der Rechten unbedingten Beistand leisten können, nach wie vor eine äußerst schwierige.

Neben den höchsten Staats- und Kirchenfragen gehen im ganzen Reiche vielfach trennend, aber auch bis zu einem gewissen Grade versöhnend, die Magenfragen nebenher. Mit ungleich größerer Zielbewußtheit und Festigkeit als auf dem kirchlichen, verfolgt Fürst Bismarck auf dem wirtschaftlichen Gebiet sein „letztes Ideal“, das Tabakmonopol. Doll jener schneidenden Verachtung der sogenannten öffentlichen Meinung, überhört er völlig das ungeheure Getöse der Presse, der Parlamente und Versammlungen aller Art, der Corporationen und Privaten, um unbeirrt durch jeden Widerspruch, kaltblütig die Straße zu ziehen, die er für die rechte erkannt hat. — Auf diese seine Weise hat der Kanzler betanntlich — Zeuge der Zollanschluß Hamburgs — schon vieles erreicht und durchgesetzt, was man für undurchsehbar hielt, und wir halten es nicht unmöglich, daß er auch diesmal seinen Willen bekommen werde. Neben viel Widerstand fehlt es keineswegs an Stimmen, welche das Project billigen, namentlich in Süddeutschland und den Reichslanden. Und auch im Norden giebt's manche frühere Gegner, die jetzt teils mürbe, teils besser belehrt sind. Im verfloffenen Monat ist endlich ein bis ins letzte Detail ansgearbeiteter Monopol-Entwurf dem preussischen Volkswirtschaftsrat vorgelegt und in demselben von merkwürdigem Schicksal ereilt worden. Zunächst hat er, was kaum jemand erwartete, im vorbereitenden Ausschuss eine leidliche Majorität gefunden. Dann aber ist er im Plenum mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt.

Naturgemäß hatten die beiden überraschenden Abstimmungen großen Eindruck gemacht, die erste zu Gunsten, die zweite zum Schaden des Monopols, und es war recht bezeichnend für den Einfluß des Parteiwesens, daß liberale und auch ultramontane Blätter die vorgängige Annahme für ganz bedeutungslos, die spätere Ablehnung im Plenum dagegen für ein Ereignis ersten Ranges erklärten. Tatsächlich wurde die erste Annahme durch die Wirkung des Entwurfes selbst im Volke nicht unwesentlich unterstützt. Wie schon so oft, sind auch hier die Pläne des Kanzlers durch die plumpe Maßlosigkeit seiner Gegner aufs wirksamste unterstützt worden, und es hatten sowohl die Einführungs- und Entschädigungsfrage, wie auch die festgesetzten, überaus mäßigen Preise der Fabrikate eine Legion von fortschrittlichen Flugblättern Eigenen gestraft. Ein ganz besonders wirftames Notum für das Monopol hatte endlich noch der deutsche Victor Hugo, der abgebrannte Professor Rommisen, durch einen Lapidarbrief gegen dasselbe abgegeben. — Jetzt ist es um den ersten günstigen Eindruck gegangen und der Widerstand, der noch zu überwinden, ist ein gewaltiger geworden. Was etwa im Parlament an conservativer Gegnerschaft noch vorhanden sein möchte, wollen wir nicht hoch anschlagen — aber einstweilen sind die Katholiken, mit wenigen süddeutschen Ausnahmen, und die ganze liberale Partei, einschließlich der meisten Socialdemokraten, erbitterte Gegner des Monopols und es scheint uns fraglich, ob das Centrum, welches Hamburg durchdrücken half, der Monopolvorlage aus seitabliegenden Gründen die gleiche Gefälligkeit erweisen werde. Eine Auflösung des Reichstages würde aber wenig helfen und bleibt daher vorläufig nur anzunehmen, daß der Reichskanzler seinen Gegnern alle Verantwortung für gegenwärtige und kommende Finanznot zuschieben will — eine Verantwortung, die thatsächlich an denselben so lange haften bleiben wird, als sie nicht bessere ausführbare Vorschläge machen. Mit der bloßen Negation ist nichts gethan.

Zur Frage selbst kann ja nun der massenhaften Litteratur darüber kaum noch viel neues hinzugefügt werden — wer sich noch kein Urteil gebildet hat, wird schwerlich je zu einem solchen gelangen. Wir unsererseits sind nicht Gegner des Monopols an sich, wenn es denn unmöglich wäre, auf anderem Wege Mittel zu schaffen. Die Geldnot ist als schwere Steuern vorhanden; es ist Pflicht der Regierung, Vorschläge zur Abhilfe zu machen, und das Monopol würde auch unter ungünstigen Umständen eine reichfließende Einnahmequelle bilden. Principienfragen zu stellen, scheint uns hier nicht geboten, vielmehr die Sache auf dem Gebiet der praktischen Erwägung zu liegen; werden sie aber gestellt, so kann unseres Erachtens dem Staat das Recht, auch eine Industrie zu expropriieren, dann nicht verjagt werden, wenn, wie hier, ein eminentes öffentliches Interesse vorliegt.

Wie alles auf Erden, hat aber auch diese Sache ihre zwei sehr verschiedenen und ihre bedenklichen Seiten. Zunächst ist es eine überaus radicale Maßregel und als solche vom conservativen Standpunkt aus mit Vorsicht zu behandeln; die Ausführung wird demnach tief in Millionen historisch gewordener Verhältnisse einschneiden, daß sich die Folgen auch nicht annähernd übersehen lassen und eine Erstverschlechterung vieler Zustände unausbleiblich zu erwarten steht; es werden zahllose Interessen verletzt werden, deren Entschädigung unmöglich ist. Zudem wird die Monopolverwaltung sich stets in einer dreifachen Zwidmühle befinden; von oben der Fiskus, der Geld und nochmals Geld wünscht; von unten der socialdemokratische Arbeiter, der mit Recht eine gesicherte und ökonomisch ausreichende Existenz verlangen kann, wenn ihn der Staatsarm sein privates Arbeitsverhältnis per vim zerstört hat; in der Mitte aber das rauchende Publicum, das nicht nur gut, sondern auch billig bedient sein will. —

Wir halten daher doch auch eine Antwort für sehr notwendig auf die Frage: ob nicht ohne Monopol die zweifellos nötigen Mittel beschafft werden können. Recht beachtenswerte Vorschläge in dieser Richtung sind bereits gemacht. Und zwar wird verlangt, daß die socialen Reformparteien, also Centrum und Conservative sich vereinigen, erstens dem Tabak in der bisherigen Form noch soviel Mehrlasten aufzulegen, als der kleine Fabrikant tragen kann — nach sachverständiger Meinung ist das noch recht viel; zweitens sollten sie danach streben, die Actiengesetzgebung recht gründlich zu verbessern und eine möglichst empfindliche Umsatzsteuer an der Börse dem mobilen Capital auflegen; dadurch würde nicht nur der Fiskus große Summen bekommen, sondern auch ein Stück sittliche und sociale Steuerreform durchgeführt. Der vierte Stand würde endlich sehen, daß man den Capitalismus nicht nur mit Nebenarten zu Leibe geht; es würde eine Steuer geschaffen, die der Idealsteuer, der progressiven Einkommensteuer am nächsten kommt — wer im Stande ist, an der Börse ein Papier von 100 Thalern zu kaufen, kann sehr wohl dem Staat einen Thaler als Tribut entrichten. Endlich aber sollten Conservative und Centrum sich der Brantweinsteuer annehmen; die sachverständigsten parlamentarischen Mitglieder der conservativen Partei sind der Ansicht, daß nicht nur der Consum, sondern auch der Brennereibetrieb eine erhebliche Mehrlast tragen kann — es würde also auch hier noch der Fiskus bedeutende Summen erheben können und ganz nebenbei der anticonservativen Agitation ein beliebter Trumpf aus den Fingern gespielt werden.

Nimmt man aber Mehrlast des Tabaks, Capitalumsatzsteuer, Brantweinsteuer zusammen, und fügt im äußersten Notfall vielleicht noch die Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens hinzu, die wenig Entschädigung kosten — nur hier und da würde ein Stehpult zu kaufen und ein „junger Mann“ zu entschädigen sein — große Summen bringen und sehr viel einfacher sein würde, als Tabakmonopol, so scheint es doch auch nicht unmöglich, den Zweck des Monopols auf minder radicalem Wege zu erreichen.

Was sonst an inneren Fragen Deutschland bewegte, trat namentlich zu Beginn des Monats vor der Besorgnis äußerer Verwicklungen in den Hintergrund. Das Maß der Berechtigung für solche Furcht und Zweifel ist in dem Ausfall dieses Festes „Zur Weltlage“ eingehend erörtert und unsere Chronik der Pflicht überhoben worden, sich ihrerseits damit zu befassen. — Thatsächlich möchte jener Auffassung hinzuzufügen sein, daß General Stobelew jetzt auch formell in viel entschiedenerer Weise verleugnet worden ist, als bisher.

Erfreulicher Weise ist zu diesem Capitel auch aus Oesterreich eine Nachricht zu melden, die für uns, vielleicht für den Weltfrieden von größter Bedeutung ist: die schnelle und energische Niederwerfung des Aufstandes in der Krivoscie und in den Bocche die Rattaro. Die ausgezeichnete Führung der Truppen durch den General Jovannovic findet ebenso ungeteilte Anerkennung, als die Tapferkeit der Soldaten und ihre Ausdauer bei Ueberwindung unerhörter Schwierigkeiten. Die letzten wichtigsten Kester der Insurgenten in Ublu und Tragal sind ausgehoben, die Mehrzahl der Banden über die montenezinische Grenze zurückgeworfen und damit, so lange Montenegro Frieden hält, eine Wolke am Himmel der europäischen Wetterdecke zerteilt.

Nicht von durchschlagender Bedeutung, aber doch auch dem europäischen Frieden

günstig ist die Erhebung Serbiens zum Königreich, die nach einem verfehlten Versuch vor Jahresfrist, jetzt endlich geglückt und von den Mächten anerkannt worden ist.

Im inneren Oesterreich ist die vom Abgeordnetenhaus auf Antrag Lienbacher's beschlossene Ausdehnung des Wahlrechts von den Zehn: auf die Fünfzuehnmänner charakteristisch, insofern diese offenbar demokratische Maßregel von der conservativen Rechten ausgeht, die nicht weniger als 26 Wahlsitze dadurch zu gewinnen hofft. Ob die Hoffnung erfüllt wird steht wohl dahin, jedenfalls aber stimmt die Linke nur unter Protest gegen die „Majoritätsdespotie“ mit fanerfüßer Wiene dem Vorschlag zu, weil und sofern sich ihre Absicht: „aus Bosheit“ auf die Zweizehnmänner zurückzugreifen, doch zu sehr als eine sich überbietende politische Versteigerung darstellen würde.

Während jenseits des Oceans der Körper des Präsidenten Garfield zwar verurteilt ist, die erlante Todesstrafe aber noch nicht erlitten hat, ist in England schon wieder von einem verlotterten, anscheinend dem Hölle nicht unähnlichen Subject, ein Attentat auf die Königin unternommen worden, das indeß zum Glück erfolglos geblieben ist. Gleichwohl ist es ein Symptom der mannichfachen Züherung in den armeren Ständen des großen Inselreichs, wie denn in der Regel die Attentate in einem gewissen inneren Zusammenhang mit großen Strömungen des Volkslebens zu stehen pflegen. Gegenüber der socialen Not in vielen Industriebezirken Englands und Schottlands und gegenüber den aaratischen Zuständen in Irland, wo die Mondscheibebanden nach wie vor auf offener Straße die Leute erschießen, Kasernen in die Luft sprengen und ganze Pächterfamilien verstümmeln, will es aber wenig sagen, wenn Gladstone im Oberhaus und Unterhaus je einen parlamentarischen „Sieg“ erfodeten hat. Seine Stellung mag ja vorübergehend dadurch befestigt sein, dagegen ist von einem Fortschritt zur Lösung der großen Probleme, die seiner Staatskunst gestellt sind, nirgends die Rede. Unfähigkeit und Leidenschaft reiden sich die Hände.

Auch in Frankreich zeigen sich innere Schwierigkeiten in erschreckendem Wachstum. Mag es auch von guter Vorbedeutung sein, daß die öffentliche Meinung den slavischen Brandredner als agent provocateur ziemlich einstimmig abgelehnt hat und daß selbst die Nihilisten im Auslande von Rußland verlangen, es solle erst sich selbst regenerieren, ehe es darauf ausgehe, die westliche Welt glücklich zu machen, so bleiben doch ebensoviele Zeichen am Himmel stehn, die gewaltsame Umwälzungen befürchten lassen. Das Cabinet Freycinet ist zwar klüger und vorsichtiger, als Gambetta mit seinem Stabe von Tröpfen und problematischen Naturen, aber es ist schon in sich gespalten und wird haltlos in Richtungen hineingedrängt, die es im Grunde nicht geben will. Gambetta hat zwar vorläufig wenig Ansicht, in der Gunst des Volkes wieder zu steigen — wie allen Tyrannen, deren Regiment auf das oderint dum motuant sich gründet, ist es auch ihm ergangen: mit dem Verlust der Macht sind auch Respect und Furcht gewichen und nur Haß und Verachtung als Bodensatz zurückgeblieben. Gleichwohl hegt er nicht ohne Erfolg und bläst namentlich den Kulturkampf zu neuer Flamme an — das Concordat soll beseitigt, das Cultusbudget aufgehoben werden, „die Priester soll bezahlen wer sie braucht.“ Nebenbei erfordern wieder die Arbeitseinstellungen in den Industriebezirken, wenigstens nach Ansicht der „Bourgeois“, militärisches Einschreiten, die Brandreden in Paris werden immermehr „zündend“, und Louise Michel läßt am Jahrestage der Commune vor den jubelnden Versammlungen der Collectivisten, die „unverfälschte Revolution“ leben — ein Gesamtzustand der öffentlichen Dinge, wie er als Satire auf „die großen Principien“ von 1789 nicht schneidender gedacht werden könnte. Dazu kommt, daß auch von der materiellen Blüte Frankreichs nicht entfernt mehr in dem früheren Maße die Rede sein kann. Schulden und Steuern wachsen ins Ungemeßene und der Börsen-Krach macht sich im Wirtschaftsleben der Nation um so empfindlicher fühlbar, je länger er durch Staatshilfe und künstliche Mittel hinausgeschoben worden war.

Den materiellen Verfall begleitet unzertrennlich der moralische. Die Kirche hat allen sittigen Einfluß in großen verloren, die Grundlage alles Staatslebens, die Familie, zerfällt, die Bevölkerungszahl nimmt ab. Und genau wie vor hundert Jahren

fehlt durchaus die Energie der Besitzenden und Regierenden zu socialer Reform-Arbeit, fehlen Männer, die nicht für sich, sondern für andere zu wirken bereit sind, fehlt die innere Kraft, den Revolutionen zuvorzukommen — ja wir können es erleben, daß vielleicht schon 1889 das Frankreich von 1789 in Schutt und Scherben stürzt.

Wenn wir damit unser deutsches Vaterland vergleichen und neben tiefen Schatten doch auch viel Licht erblicken, wenn wir sehen, daß unter allem Culturfampf der Einfluß der Kirchen wächst, das monarchische Princip immer festere Wurzeln schlägt, überall im wirtschaftlichen Leben die keine neuer corporativer Gestaltungen sich zeigen, zum Licht empordrängen und die Lösung socialer Probleme von den verbündeten Regierungen des Reiches in Angriff genommen wird — so liegt wohl zu pharisäischem Selbstgenügen bei dem Unfertigen, bei den vielfach tastenden Halbheiten der jüngsten Vergangenheit entfernt kein Grund vor — es ist wenig geschehen und das Meiste bleibt zu thun. Aber ein Anfang ist gemacht den Staat und die Monarchie im Emancipationstempel des vierten Standes mitthätig werden zu lassen, ein Anfang ist gemacht, der hoffen läßt, daß Niedergang und Stillstand auf diesem Gebiete für lange hinaus ausgeschlossen bleiben, und daß es hier in den kommenden Jahrzehnten nur eine Lösung geben werde, die Lösung „Vorwärts.“ D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft.

— Der *Redenburger*, Monatschrift für medienburgische Angelegenheiten, herausgegeben von Paul Prillwitz (Dargun, B. Neumann) ist der Name einer seit Jahresfrist einmal, fortan, wie wir hören, zweimal monatlich erscheinenden Zeitschrift, die insofern einem dringenden Bedürfnis abhilft, als augenblicklich sie das einzige wirklich principieell-conservative Organ der Partei in Mecklenburg ist. Das Blatt ist frisch und überzeugungsvoll redigiert und nimmt, soweit wir gesehen haben, in allen Hauptfachen eine verständige und correcte Stellung ein. In Sachen des Culturkampfes sind wir vielleicht ein wenig anderer Ansicht. — Was freilich p. 477 (Februar 1882) über die „Allgem. Cons. Monatschrift“ gesagt wird, muß bei Weitem, welche uns nicht kennen, einen merkwürdigen Begriff von unserem Conservatismus erwecken und beruht offenbar auf mangelhafter Kenntnis unserer Zeitschrift. Vielleicht findet der Herrsgeber einmal Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß sich doch außer Heib auch noch einige andere Dinge auf unserem conservativen Wunschzettel verzeichnet finden.

— *Statistische Skizze der Europäischen Staaten* von Dr. F. Brachelli, I. I. Hofrath und ord. öffentl. Professor, Vorstand des statistischen Departements im k. k. österr. Handelsministerium u. I. w. Zweite Abtheilung. Fünfte verbesserte Auflage. 202 S. Preis M. 2.80. (Leipzig, 1882. J. G. Hinrichs.) Die Skizze soll von jetzt ab regelmäßig in 2 Abtheilungen erscheinen, und zwar die erste Abtheilung alljährlich zum Preise von M. 1.30, die zweite Abtheilung hingegen nur alle zwei Jahre im Preise von M. 2.80. Dieselbe dient als Ergänzung zu der siebenten Auflage von Stein und Wappaus' Handbuch der Geographie und Statistik, und enthält in gedrängter Kürze die

neuesten Daten über Flächeninhalt und Bevölkerung — Land- und Forstwirtschaft — Bergbau, Hüttenwesen, Salinen — gewerbliche Industrie — Handel und Verkehr — Ummehrungswesen — Kirchenwesen — Staatsverwaltung — Staatsverwaltung — Staatshaushalt — Kriegswesen. Die Angaben sind in der vorliegenden Auflage für alle Staaten mit Ende December 1881 abgeschlossen, bezw. bis dahin ergänzt worden, sodah man in keinem anderen Werke das neueste statistische Material übersichtlicher zusammengestellt findet. Im Gegensatz zum Gothaischen Postcalender und diplomatisch-statistischem Jahrbuch, dessen Werth auf seinen Personalien und vorzugsweise politischen Angaben beruht, sind hier die volkswirtschaftlichen Rubriken viel eingehender behandelt und geben reiche Ausbeute. Bei jedem Lande findet sich auch eine Rubrik: „Reproduction“, die der oft so stiefmütterlich behandelten Landwirtschaft ihr Recht widerfahren läßt.

— Herr Dr. Jaeger ersucht uns um Aufnahme einer Berichtigung der Kritik, welche im vorigen Heft „Die Agrarfrage der Gegenwart“ gefunden, unter speciellem Hinweis darauf, daß es ungerecht sei, ihm vorzumerken, er lasse die katholische Kirche „schuttblos und sündenlos durch die Jahrhunderte gewandert sein.“ — Wir haben dem gegenüber festzustellen, daß wir dieses zunächst über ein anderes Werk ausgesprochene Urtheil nur in „dieser Beziehung“, also nicht durchweg auf Herrn Dr. Jaeger bezogen wissen wollten. Indessen sei gerne anerkannt, daß dieser Satz nichtverfänglich war und uneingeschränkt für die „Agrarfrage“ nicht gelten kann. Herr Dr. Jaeger führt in der That auch Beispiele von Schuld an Seiten der Kirche an. — Im Allgemeinen freilich hatten wir den Vorwurf mangelnder Objectivität in dem, was sich auf die katholische Kirche bezieht, durchaus auf-

recht, und zwar für Vergangenheit und Gegenwart. Auseinandersetzungen über die Vergangenheit würden zu weit führen. Für die Gegenwart mag folgendes Beispiel angeführt werden: Verf. sagt p. 44, der heutige Bauernstand habe sich vielfach an sich selbst verjüngt. Die Katholiken zwar treffen keine Vorwürfe, da sie Centrumleute wählten, „um so größer aber die protestantischen Bauern, welche vielfach durch confessionelles Vorurteil sich bewegen ließen“. Kulturkämpfer zu wählen. „Die Leidenschaft und besonders die religiöse macht blind und bestrahlt sich selbst. Volenti non fit injuria.“ Wir erkennen nun gern an, daß in den letzten Jahren das Centrum die agrarischen Interessen sehr gut vertreten hat und zwar im Einverständnis mit den protestantischen Conservativen. Aber 20 Jahre lang, von 1850—1870, also recht eigentlich in der für den heutigen Zustand entscheidenden Zeit, haben gerade die katholischen Bauern fast ausschließlich Liberale gewählt, die ihren Lebenszweck darin erkannten, den Conservatismus auf allen Lebensgebieten und in erster Linie auf dem agrarischen zu dämpfen. Zudem ist die agrarische Reaction gegen das Mandatarium in der Landwirtschaft nicht vom katholischen Süden und Westen, sondern vom protestantischen Osten ausgegangen. Im Centrum selbst lägen noch heute eine ganze Reihe von Vertretern, die Jahrzehnte lang den politischen und wirtschaftlichen Liberalismus gefördert und erst vor dem schließlichen Fall gemacht haben — denen man also grade in Sachen des von ihnen mitverschuldeten Kulturkampfes mit Recht sagen kann: volenti non fit injuria. — Uebrigens führen wir das alles nur zur Abwehr an und würden für ebenso falsch und unzulässig halten, etwa im protestantischen Interesse den Confessionsstand der Bauern auch in die Agrarfrage hineinzuwerfen. Aus dem jüngsten „Congreß deutscher Landwirte“ hielt Herr v. Schorlemer das Referat vor meist protestantischen Landwirten, ohne daß irgend jemand confessionelle Fragen aufgeworfen hätte. Grade diese Frage ist ja in kirchlicher Hinsicht eine so eminent neutrale, daß sich hier die Christen aller Confessionen sehr wohl die Hände reichen können zu gemeinsamer Wirksamkeit in ökonomischer und wahrhaft katholischer Gesinnung.

D. v. C.

## 2. Länder- und Völkerkunde.

— Das heutige Rußland. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Europäischen Jarenreichs. Herausgegeben von H. v. Kanckan und P. v. d. Lésnig. (2 Bde. m. 240 Text-Abbildg. u. 8 Tombildern, gr. 4. 452 u. 402 S. Pr. 9 R., geb. 12 R. Leipzig u. Berlin. Otto Spamer. 1881.) Als Ganzes betrachtet, kann das vorliegende Werk seinen Zweck, ein populäres Gesamtbild des großen Jarenreichs zu geben, immerhin erfüllen; als ein besonders wertvolles Beitrag zur Kenntnis Rußlands wird es kaum angesehen werden, weil es höchst ungleich gearbeitet ist, d. h. zum Teil auf ziemlich neuen Forschungen und Materialien beruht, zum Teil auf längst veraltete Quellen zurückgeht. Wer es unternimmt, solche Bücher zu schreiben, wird diesen Fehler freilich schwer vermeiden, da mit Ausnahme

des bekannten Werkes von Wallace kaum etwas solid Fundirtes zu finden ist. Statistik, Geographie, Geschichte — alles liegt gleichmäßig im Argen, überall ist man mehr auf Empfindung angewiesen, als auf feste Thatfachen; die bewußte u. unbewußte Lüge, die offizielle Schönfärberei und der private Peljuminismus spielen eine gleich verberbliche Rolle. Je besser man Rußland kennt, desto weniger bildet man sich ein und Rußland etwas zu wissen. — Die anziehendsten Partien des Lantanzischen Buches bilden deshalb die Ansätze aus Reisebeschreibungen, die es in umfassen dem Maße liefert, wenn auch hier allerlei Unrichtiges mit unterläuft. Auch die beigegebenen (in den Text gedruckten) Holzschnitte sind von sehr verschiedenem Werte. Neben wirklich guten finden sich mittelmäßige, ja selbst schlechte. Das Material scheint genommen zu sein, „wo man es finden konnte.“ Die sonstige Ausstattung ist gut, wie wir es bei dem Spamerischen Verlage gewohnt sind.

— Der Orient. Geschildert von A. Freih. v. Schweigger-Verchenfeld. Mit 215 Original-Illustrationen, 4 colorierten Karten und 28 Plänen. gr. 8. 808 S. Br. M. 18. (Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben. 1882). — Der Name des Verfassers bürgt jedem Orientkenner dafür, daß wir es hier nicht mit jener Tugendwaare von Werken zu thun haben, die seit der Vereinfachung des Reisens auch in ferne Gegenden „Beschreibungen“ der Länder aller Jonen auf Grund eines Stangenjehens oder Cool-fines Rundreisbillets darbieten. Wehe dem, der seine Vorkenntnisse zum Zweck einer Orient-fahrt z. B. aus „unseres“ Braun „Aktuelle Reise“ oder aus deselben Verfassers „Reise-Eindrücke aus dem Südosten“ schöpfen wollte! Es genügt sich seine Blaudereien über die Dinge „hinten fern in der Türkei“ am heimischen Kamin oder im Esendahncoupee für jeden lesen, der nicht etwa betriebs der Anbahnung sogenannter Bierwize allzu feinfühnd ist, so wenig dienen wirklich gründliche Studien ihnen zur Grundlage und so schieß und mißverständlich sind die Darlegungen, die dem Leser doch Klärung und Belehrung über jenes Staaten- und Völker-Wirris im Osten bieten sollen. Wie anders Schweigger-Verchenfeld! Er ist ein gründlicher Kenner des rätselvollen Morgenlandes. Als im Kriege 1877—78 sich Europas Augen wieder dorthin richteten, als feste Orte, Gegenden, ja ganze Völker aufstanden, von denen die Schulweisheit auch des „Gebildeten“ bis dahin sich nichts hatte träumen lassen, da wurden die Daten, welche unser Verfasser damals zunächst der Wiener (alten) „Presse“ zugehen ließ, Wegweiser für das zeitunglesende Publikum des Weltens im weitesten Umfang, denn er wußte überall sofort im Detail Bescheid, lieferte historische, statistische, ethnographische Angaben aller Art. Ein Gesamt-compendium dieses Wissens liegt nunmehr in dem „Orient“ vor uns. An sicherer fundiger Hand werden wir durch die grandiosen Gebirgszonen Albaniens, die eilassigen Geseide Griechenlandes, die palastgeschmückten Gebäude des Sossopras, die Ruinenfelder Kleinasiens und Kleinasiens, die Wästen Syriens und Arabiens, die heiligen Stätten Palästinas, hinauf an den geweihten Fluten des Nils bis nach Aethiopien, entlang die Geseide des afrikanischen Mittelmeers bis nach Tunis geführt:

Aberall tritt uns ein lebensvolles Gemälde von Land und Volk entgegen, sich abhebend aus dem Grunde geschichtlicher Darstellung, die bis ans die Urzeiten zurückgehend, dabei doch kurz und sachlich gehalten ist. Nur ungen haben wir daher das Weglassen der nordbalanischen Länder bemerkt: sind doch Serbien und Rumänien, namentlich aber Bulgarien gewiß noch ein Stück Orient und im laufenden Jahrzehnt nicht das wenigst interessante \*)! Da wir einmal bei den Ausstellungen sind, so möge auch bemerkt werden, daß der Ton, in welchem über die heiligen Stätten der Christenheit und ihre Erinnerungen gesprochen wird, ein wenig zusehender ist. Hier wäre die größte Zurückhaltung und Schonung dem anzuzurathen, der selbst dem christlichen Glauben entfremdet ist. Wendungen wie „alaubensmatte Teufel“, „bibel- und sattseltste Ladies“, „mythische Schauer“ im Gegenlafe zum „wissenschaftlichen Bedürfnisse“ zeugen eben nicht von Tact und Verständnis dem Gottob doch noch vorhandenen Vultikum Derer gegenüber, denen jene Stätten die Erinnerung an das Höchste und Heiligste wachrufen. Angefallen ist uns endlich die Schärfe, mit welcher der sonst objectiv und das verlaufende Tactentum klar beurteilende Verfasser, die Vorliebe der Neu-Hellenen an das alte Griechenland anzuknüpfen, geißelt. Gewiß mag mitunter Fächerliches vorkommen; die Kaffee bringenden „Themistoklesse“ und „Aristidesse“ waren und sind manchem Orientreisenden eine Quelle der Heiterkeit: aber es hat diese Pietät doch auch etwas Nüchternes und zugleich Anspornendes; das feste Aufschauen zu dem Weltengeschiedt der Väter hebt auch die spätesten Nachkommen. Wir sehen uns hierbei keineswegs wie der Verfasser nur zu einem „mittelbilden Lächeln“ genötigt. Ein solches wäre eher am Plage bei Beobachtung der constitutionell parlamentarischen Forme, die alljährlich nach westeuropäisch liberalem Acept in den kleinen Staaten des Orients aufgeführt wird und deren Auf wie Aufblühen unendlichen Schaden thut. Aber was würde dazu die — freilich auch von Orientalen geleitete — gebildete öffentliche Meinung der Kaiserstadt Wien sagen! — Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, die zahlreichen Illustrationen sind elegant ausgeführt und bilden eine wertvolle Beigabe.

### 3. Litterargeschichtliches.

— Claassen, Johannes, Gotthold Ephraim Lessings Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christlichen Wahrheit. II. Bd. G. E. Lessings Theologie und Philosophie. Wüstenroth, C. Breitmann. XIII u. 528 S. Fr. M. 5.) — Noch entschiedener als in

\*) Als erfreuliches Zeichen dafür, daß die Erkenntnis von der Wichtigkeit des Orients und dessen Verbindungen mit Deutschland in den zunächst beteiligten süddeutschen Kreisen mehr und mehr um sich greift, begrüßen wir das seit mehreren Monaten begonnene Erscheinen der Zeitschrift: „Donauland und Orient“, unter der Redaction des Herrn C. von Breitschwert in Stuttgart. Namentlich Ulmer Firmen suchen — in Erinnerung an mittelalterlichen Großverkehr — das gemeinnützige Unternehmen zu fördern.

dem ersten Lessings Leben enthaltenden Bande hat es sich der mit dem Lichte der christlichen Wahrheit in die profanischen Schriften Lessings hineinleuchtende Verf. angelegen sein lassen, dem üblichen Lessingcultus gegenüber zu treten. Er will die Leser nicht in jene Schriften einführen, damit sie in denselben bleiben und sich weiter umsehen, nein, er will vor dem Studium dieser Schriften warnen, ja „die Anschaffung seiner Werke eben darum durch gegenwärtige Darstellung unnützig machen für die, welche nicht die Wissenschaft zum Lebensberuf haben.“ Dem vorliegenden zweiten Band wird noch ein dritter folgen, welcher von L. dem Dichter und Kunsttrichter handeln und im Anschluß daran eine Grundlegung der christlichen Aesthetik bringen soll. — Der vorliegende Band ist in zwölf Abschnitte eingeteilt, von welchen der erste als Einleitung die Theologie und Philosophie zur Zeit Lessings darstellt (S. 1—21). Die folgenden vier Abschnitte behandeln „die eignen Anfänge“ des großen Kritikers, seine zweifelhaften „Rettungen“ und fragwürdigen Versuche, um zu den Capiteln „Neimarus und die Fragmente“ und „Anfänge des Fragmentenstreites“ (S. 127—227) überzuweisen, welche wiederum den Boden bilden, auf welchem der heftige Kampf zwischen Lessing und dem ehrwürdigen Hauptpastor Göze bis zur Ermüdung der beiden Kämpfer Rattgefunden hat. Nach einem eigens von der Person und dem Leben Gözens handelnden Abschnitte folgt das ein Drittel des ganzen Bandes ausmachende Capitel „Göze und Lessing“ (S. 245—435). Dann folgt noch eine Besprechung des theologischen Unwertes von Nathan dem Weisen, der teilweise abernen Lessingschen „Erziehung des Menschengelehten“ und des berühmten Gesprächs „Ernt und Fall“ über die Teufelsfrage der Freimaurerei. Das Hauptinteresse ist mit Recht dem Zweikampfe Göze-Lessing zugewandt. Da es dem Verf. Schritt für Schritt nur darum zu thun ist, Lessing im Lichte der christlichen Wahrheit zu zeigen, so hat er dem tapferen, einsamen Verteidiger dieser Wahrheit J. W. Göze durch sorgfältige Auszüge aus seinen Schriften in demselben Maße gerecht werden müssen, als die üblichen Behandlungen dieses Streites in fast allen Litteraturgeschichten in der ungerechten, leichtfertigen Weise dem angeblichen „Reperirer“ in Hamburg eine Fülle von Falsch und Mut entgegenzuschleudern. Schon die Monographie Köpens, welche schädlicher Weise als eine „Rettung“ des Hauptpastors Göze bezeichnet worden ist, hat es jedem aufsichtigen Kritiker, der auch in Sachen der Litteraturgeschichte nicht der Mensch ein Recht werden will, klar gemacht, daß er im s. g. Fragmentenstreit auf Seite Gözens zu stehen hat, der bei allen Verlehlungen im einzelnen als ein fittlicher Heros dem Litteraturgößen Lessing gegenübersteht. Claassens Darstellung tritt aber nach entscheidener auf die Seite des offendarungsgeliebigen, redlichen, christlich-tapferen Hauptpastors, der trotz Spott und Hohn die Sache seines Herrn verteidigt, während der mit Lug und Trug umgehende Lessing nur seine Litteratenehre, seine Generalbäckerei der Wissenschaft im Auge hat. — Wenn wirland Männer wie Claassen, Stolberg, einigermaßen selbst Hamann nicht berührt geblieben sind von dem Wesen „Groß ist die Diana

der Epheer“ und wenn in unfern Tagen selbst Wilmar mit einigen wenigen, die Hauptfache nicht berührenden Worten an dem aus dem Fragmentenstreit hervorgegangenen, „absichtlich polemischen“ Nathan darübergegangen ist, so haben wir alle Ursache dem bereits in der „Augsburger Allg. Zeitung“ vom Januarius des Unglaubens angeführten Classen dankend die Hand zu reichen für sein ebenso gerechtes, als christlich ernstes Buch über Vessing den „Theologier.“ — Wie man zu Vessings Zeit den das Heiligthum der Kirche verlebendigen Dienern Christi die Schimpfnamen „Finklerling“, „Jelar“ anheftete, so geschieht dies auch heute. Und abgesehen diese angeblichen Jेतoten als einseitige Orthodoxe verschrien werden, so zeigen gerade in ganz besonderer Maße die so Verschrienen, daß sie aller wahren Kunst sich von Herzen freuen. Ref. kann dies um so unbedingener sagen, als er sein Theologe ist. Es liegen für heute zwei Beweise jener Berthschöpfung wahrer Poesie durch Westliche vor: lebend der Geist der romantischen Dichterschule. Ein Vortrag im Saale des Altstadtrathhauses zu Braunschweig gehalten von Wilhelm Dreife, Superintendent und Pastor zu St. Petri in Braunschweig. Zum besten der Kinder Sonntagsschule daselbst. (Braunschweig, Grönerberg. 4) Pl. 34 S.) Eine seine, sorgfältige Arbeit, die in gerechter Weise Licht und Schatten im Bilde der Romantiker verteilt. — Dante Alighieri. Sechs Vorlesungen von Gerhard Göbel, Pastor. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. IV u. 201 S. Eleg. geb. 3 M.) — Der Verf. hofft mit seinem Buche „das Interesse an Dante und die Liebe zu seiner Dichtung bei manchem anzuregen, dem die Danteliteratur fremd und die göttliche Komödie ohne derartige Vermittlung ungenießbar ist.“ Dante gehört zu den vielgenannten und weniggekannten Dichtern, die niemals ein Gemeingut vieler werden; doch würden die sechs Vorlesungen Göbels schon dann ihren Dienst thun, wenn sie einigen hunderten Litteraturfreunden Anlaß böten, sich eingehender mit dem großen Italiener bekannt zu machen. Im ersten Abschnitte weist der Verf. auf das poetische und auf das historische Interesse hin, welches man an Dante haben muß, dessen Jugendleben und Jugendliebe zunächst Gegenstand der Darstellung ist. Die echt mittelalterliche Liebe des jungen Durante zu der fast gleichalterigen Beatrice und die „himmlische Fortpflanzung“ der Geliebten zu der Nacht, die ihn vom Wege des Irrthums und der Sünde zu Gott zurückgeführt hat, wird vom Verf. in höchst ansprechender Weise geschildert. Ref. ist unwillkürlich an Uhlands „Sängerbuch“ erinnert worden. „Was ein Thor der Stadt Florenz, aber was ein Thor der Himmel, drams am Harften Frühlingsmorgen zog so festliches Gewimmel?“ Im zweiten Abschnitte wird der Leser mit dem Rannesalter und politischen Wirken des Dichters bekannt gemacht. Sein „Standpunkt“ war weder das, was man heutzuutage Ultramontanismus, noch das, was man jetzt Kulturkampf nennt. „In Dantes System war die Freiheit der Kirche von weltlicher Gewalt ein ebenso feststehender Grundstein, wie die Freiheit des Kaiserthums von Uebergriffen der Kirche, und die würdige Gestaltung des Papstthums, der Sonne der Welt, lag ihm

um so mehr am Herzen, je mehr er die Entartung desselben als heißen Schmerz in der Seele trug.“ In den drei folgenden Abschnitten begleiten wir den Dichter, wie in der göttlichen Komödie selbst, durch die Hölle und das Purgatorium zum Himmel. Im letzten Abschnitte wird des Dichters Theologie und Politik besprochen. Hier möchten wir Erinnerung dagegen einlegen, als ob es der „Protestantismus“ im Gegensatz zu Rom auf die „Seele von der unsichtbaren Kirche“ abgesehen hätte. Die Heilsanstalt Gottes auf Erden kann nicht unsichtbar sein; unsichtbar ist nur wer als lebendige 8 Glied dem Reid der Kirche angehört. O. H.

— Glaube, Hoffnung, Liebe nach Dante. Eine Skizze zur Einführung in das Verständnis und den Gedankenkreis des Dichters von F. K. Fricke. (Halle, J. Fricke 1842. Pr. 1 50 M.) Dantes Gedicht, das alles Wirken dieser und jener Welt, Zeitlichkeit und Ewigkeit umfaßt, hat durch die Jahrhunderte hindurch eifrige Erklärer gefunden, und trotz dem, daß so viele Geist und Gelehrsamkeit an die Ausdeutung der „göttlichen Komödie“ gewandt haben, kann man nicht sagen, daß dieselbe erschöpft sei, und daß nicht noch neue Gesichtspunkte sich darbieten, um tiefer in ihr Verständnis einzudringen. Die oben angezogene Schrift handelt über des Dichters Glauben und Erkenntnis im Christentum; dabei wird nicht nur über Wesen und Grund des Glaubens, über Sünde, Seligkeit, Gnade gehandelt, auch Fragen werden angeregt wie 1. K. über die Stellung der Heiden, welche von Christus nicht gehört, und anders. Der Eindruck beim Lesen des Buches ist der, daß man auch hier Dantes Größe erkennt, seine tiefen Gedanken bewundert, seine umfassenden Kenntnisse, seine Fülle treffender Vergleichen. Und daneben macht sich angenehm geltend das Geschick des Verfassers, der uns alles in leicht faßlicher Sprache zur Einsicht bringt. Er versteht es, Dantes Gedanken so in einander zu verbinden, daß sie uns klar und wahr werden, und wir empfangen Belohnung in ruhiger Ausführung ohne allen Pomp und Krüppel, aber gesichert durch gründliche Forschung in scharfgezeichneten Formen und in fesselnder und abregender Natur. Besonders erquicklich ist dabei, daß der Erklärer nicht über den Dichter sich erhebt und ihn aburteilt, sondern liebevoll in dessen Gedanken eingehet und sie in ihrem innern Zusammenhang und ihrer Berechtigung darzulegen sich bemüht. Auch die Fülle der Gedanken erdrückt hier nicht, sondern regt fortwährend an zu weiterem Lesen und Nachdenken, da sie nicht in abstracter Kälte und in philosophischer Schweißheit uns entgegenreten, sondern in dem reinen deutlichen Stile eines Mannes, der selbst in sich klar, Gedanken und Empfindungen eines andern richtig, einfach und jedermann verständlich darzustellen und dabei durch die Schönheit des Ausdrucks zu festem Vermögen. Die Darlegung dieser Gedanken geben wir auf; von der Schrift in seiner Auszug zu geben ist schwer, da nichts als überflüssig anzusehen ist, das bloße Gerüst vorzumalen, keinen Einblick in den Wert des Gebäudes verschafft. Wer das Buch liest, wird bald Freude und Befriedigung finden, auch wohl sich gefördert fühlen. Es giebt viele Anmerkungen unter dem Texte; alles, was nebenbei zu erinnern war, ist in der Betrachtung so ge-

schicht eingewebt, daß der Leser in fortlaufender Darstellung nirgend sich ausgelassen fühlt, und stets auf sicherem, plattem Wege fortschreitet. Aus Dantes Leben werden so viel Nachrichten gegeben, als zum Verständnis des Besagten nötig ist, nicht mehr. Es ist endlich diese Schrift auch für den zu verstehen, der von Dante etwa noch nichts wüßte. — Ju tabeln ist nur, daß einige unzuverlässige und verkenntende Fehler stehen geblieben sind. G.

— Luter die Hudril Litterarergeschichtliches löst sich auch ein Wert bringen, das als „ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte von Anfang des 16. bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts“ unter dem Titel „Deutscher Humor“ erschienen ist. Der „Deutsche Humor“ alter Zeit, von Heinrich Werkes zusammen-gestellt, (Würzburg, A. Stüber. 1879. XXXII u. 663 S. 8 M.) ist der erste Teil dieses Werkes, während der 1881 erschienene Teil (XIV u. 656 S. 8 M.) außer dem genannten Sammler noch den Namen Richard Weidbrecht (in Währingen bei Ulm) nennt. Dem kleinen Buche „Altdeutscher Schwank und Scherz“ aus dem 16. und 17. Jahrhundert (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen und Klasing) gegenüber, muß das größere Werk von H. Werkes als eine sachlich bedeutendere Sammlung bezeichnet werden, während jenes sich dem Bücherfreunde durch kräftiges Schöpfpapier, altertümliche Bignetten und hierelien angenehm empfiehlt. — Die Herausgeber haben „unseren Altvätern ihre eigne großbörnige Sprache frei herausreden lassen“, möchten aber ihre Sammlung „nicht gerade unseren jungen Damen als Anthologie auf den Büchertisch legen.“ Ueber die ausgewählten, resp. nicht ausgewählten Stücke löst sich bei derartigen Sammlungen leicht streiten, aber ein derartiges Streiten ist nutzlos. Es ist besser auf den Inhalt der Sammlung selbst einzugehen. In dem Deutschen Humor alter Zeit hat der Herausgeber eine gut orientierende Einleitung S. XIV—XXXII gegeben. Die Reihe der achtunddreißig Contribuenten wird begonnen mit Thomas Wurners Mienpiegel, dann folgen die berühmten Namen Keiler von Kaiserberg, Erasmus von Rotterdam, Luther, Hutten, B. Waldis, Fr. Alberus, H. Sachs, Joh. Ariosto, Joh. Pauli. Noch weniger bekannten Namen finden wir dann Joh. Fischart, Valth. Schupp, Abraham a Santa Clara. In der Voraussetzung, daß das ganze Werk in den Händen der meisten Leser ist, hat der Herausgeber auf Aussätze aus Grimmsbauens Simplicissimus verzichtet. Dürfen wir im besonderen auf Abschnitte hinweisen, welche zur Empfehlung des mit ebenjoviel Einsicht als Umsicht zusammengestellten Buches dienen können, so möchten wir den Lesern die plattdeutsche Leichenpredigt von Jobst Sadmann (1643—1718) S. 451 und die im Rührer Faßch gehaltenen Leichpredigt Her Hansch Kapriert zu Jürgg (aus dem Ende des 17. Jahrh. erschienenen Nichola curiositatis) nennen. — Im zweiten Teil sind Beiträge aus 78 Schriftstellern enthalten. Die Herausgeber machen verständigweise darauf aufmerksam, daß der jeweilige Humor ein Spiegelbild des geistigen Zustandes eines Volkes ist, daß uns darum vieles lehren und langweilig erscheint, „was unseren Großvatern noch zum Lobliedchen humoristisch erschien.“ Damit hängt auch die

Beurteilung dessen zusammen, was schädlich und wohlankständig ist. So wenig man Schalkspere und Luther, sowie ihre Zeitgenossen auf eine Linie setzen darf mit den wohlaufländigen Leuten des „geistlichen“ 19. Jahrhunderts (das daneben sein Wohlgefallen hat an Offenbachien und sonstigem Schund, der nicht einmal das Prädicat „zweideutig“ verdient), ebenjoviel darf man unsere nächsten Voreitern mit dem Schicklichkeitsmaßstabe messen, der bewußtjunge unumkehrlich ist. Der des jünnigfrommen Gellert Strohkranzrede (S. 27 ff.) steht, wird es im Gedanken an unsere theologischen Professoren kaum für möglich halten, daß jener treffliche Mann eine Rede schreiben konnte, die nicht, wie die Herausgeber meinen, „haarscharf auf der Grenze des nach unseren Begriffen Erlaubten sich bewegt“, vielmehr diese Grenze überschreitet. — Wie im ersten Bande, so ist auch im zweiten der Dialect entschieden zur Geltung gekommen. Am besten durch Sebastian Sailer (1714—1777) im schwäbischen Dialect gedichtetes Drama, „Die Schöpfung des ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe“ und durch Joh. Konrad Gräfers in Rührberger Mundart geschriebenes Stückenferb. Die Leser werden die in diesen Büchern gegebenen „Bilen“ als solche verwerben, „als Scherz, die man nur dann und wann, mehr weniger, nach Belieben, wie all ein einmal nehmen kann.“ — Freunde gefunden deutschen Humors werden sich schon zurecht finden. — In denselben Verlage wie der „Deutsche Humor“ ist erschienen: Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuerunt? Auserwählte lateinische Studenten-, Trink-, Liebes- und andere Lieder des 14. bis 18. Jahrhunderts aus verschiedenen Quellen mit neubestimmten Uebersetzungen, geschichtlicher Einleitung, Erläuterungen, Beigabe und einer Abbildung. Eine literaturgeschichtliche Studie, zugleich ein Lieberbuch von Adolf Fernwerth von Harnstein, Herausgeber der carmina burana selecta. XIV u. 163 S. Ohne allen Zweifel ist der Titel des kleinen Buches zu lang. Der Inhalt desselben ist aber recht interessant, denn er bietet einen Beitrag zur deutschen Universitäts-geschichte. Nach einem Literaturverzeichnis und einer geschichtlichen Einleitung gibt der Verf. an erster Stelle als „Hymnus“ das Gaudemus igitur, dessen 6. und 7. Verszeile den signficanten Teil des Titels bilden. (Diese beiden Zeilen stammen aus einem in Frankreich 1267 erschienenen Kirchengesange.) Dann folgen carmina burasalia, eigentliche Studentenlieder (4 Nummern), carmina potatoria, Trinklieder (8 Nummern), carmina amatoria, Liebeslieder (4 Nummern) und varia, vermischte Lieder und Gedichte (4 Nummern). Von S. 103—153 folgen Erläuterungen geschichtlichen, bibliographischen x. Inhalts. Zu dem Trinkspruch 21 S. 76 hätte in den Erläuterungen die Nachbildung Fr. Rückert's erwähnt werden können: „Die fünf Urachen.“ — Als Reiter im neulateinischen Gewand nennt der Verf. Guhuar Schwesische, Felix Dohn u. Victor von Scheffel. — Freunden der spanischen Literatur empfehlen wir den verucksweise veröffentlichten ersten Band der von Max Krentel herausgegebenen „Klassischen Bühnendichtungen der Spanier. I. Calderon. Das Leben ist Traum.“ Der standhafte Prinz. (Leipzig,



Joh. Andr. Barth. XII u. 292 S. 4 R. 50 Pf.) Der spanische Text wird in der Weise erklärt, wie die altclassischen Autoren in den bekannten Weidmannschen und Teubner'schen Schulausgaben. Bei seinen Lesern legt Krementel „ungefähr den geistigen Standpunkt der Primaner einer guten Realschule erster Ordnung“ voraus. Zu Grunde gelegt ist die Dargenburgische Textausgabe unter Vergleichung mit der Heilsichen Ausgabe. — Von vorzüglichem Werte sind die den einzelnen Stücken vorgelegten Einleitungen (36 Seiten bei la vida es sueño. 24 Seiten bei el principio constante.) Denn das so erfreuliche Unternehmen von dem freilich nicht zahlreichen Publikum günstig aufgenommen wird, will der Verf. den zweiten Band mit dem wunderthätigen Rogus und dem Richter von Jalamea folgen lassen. O. K.

#### 4. Erbauliche Litteratur.

— Zu den vielen schon vorhandenen Büchern über die Leidensgeschichte ist in diesem Jahre ein neues getreten von Wagner Groben, Pr. in Kaufmann: Von Tabor bis Golgatha. Zum Verständnis der Leidensgeschichte Jesu Christi. (Basel, 1841. Missionsbuchhandlung, 346 Seiten.) Das Wort im Titel „zum Verständnis“ besagt, daß die schön und verständlich, ungewöhnlich ansprechend geschriebenen Abschnitte, mehr nur anknüpfen an einzelne Punkte der Geschichte Jesu von der Verkörperung an; z. B. finden wir eine 16 Seiten lange Abhandlung über das Reich Gottes (mit den sog. christlichen Ansichten), längere Auseinandersetzungen über das Leiden, im Anschluß an das Wort: „Azarias, liegt krank“ u. s. w. Aber auch die Hauptthaten, die Leidensmomente des Herrn, kommen zur vollen Geltung.

— In der Missionsdruckerei zu Hermannsburg ist (1841) erschienen ein „Kum mit Kademeun“, bibl. Spruch- und Schapfästlein, worinnen über 400 Sprüche der hl. Schrift mit den geistreichsten und nachdrücklichsten Worten des sel. Lutheri erklärt werden. Zu allgemeiner Erbauung zusammengetragen von Joh. Christoph Schinmeier, weil. Pastor zu Stahenans. (1,50 R.) Handlich brauchbar und recht erbaulich.

— Morgenglocken oder Gedanken beim Erwachen für die Kleinen. Von Frances Adien Davergal. Uebersetzt von Eugenie von Monstberg. (Frankfurt a. M. 1842. Ev. Verein.) Für 31 Tage kurze Betrachtungen über einen Bibelvers. Für die Kleinen? — Ich kann mir nur denken, daß das heißen soll: die Wachen sollen es lesen und den Kleinen erklären oder teilweise mitgeben. Zum Selbstgebrauch bei der Privatandacht eines (kleinen?) Kindes würde es wenigstens ganz unbrauchbar sein, und würde dies doch wohl auch etwas sehr ungesund haben. Ich kann für die Zeit, wo Knaben und Mädchen anfangen können, sich selbst zu erbauen, alles mit etwa zwölf Jahren, immer wieder nur des alten Valtersdorff's liegenden Brief für die liebe Jugend empfehlen. Vor jedem Aiter knüpft sich die Erbauung der Kleinen ausschließlich an Geschichten, — sonst triegen wir solche Heils-Kadetten, wie in England ein sechsjähriges Kind in der Kinderzeitung der Heilsarmee geschrieben haben soll, es freute sich, nun nicht mehr dem Satan zu dienen u. s. w. —

— Ein anderes englisches Product sind die „Wahrheitsjanten“, Vorträge von Rev. A. H. Momezi; übersetzt von H. K. Brennen, 1842. G. Ed. Müller. Pr. 1 R.) Sie haben durchaus nichts überhöchmäßliches, ungeheures, sondern sind nüchtern und doch originelle Erörterungen eines gläubigen Professors der Logik u. über den Ursprung des Bösen, das Leiden, den Glauben und die Werte u., manchmal fast zu nüchtern auf die menschliche Freiheit und Selbstbestimmung starken Wert legend (polemisch gegen Calvin), aber durchaus auf biblischem Grunde.

— Ferner liegt uns vor eine Reihe von biblischen Abhandlungen und Betrachtungen. Zwei ganz verschiedene geartete Verfasser haben sich das großartige Capitel 9 des Ev. Johannis erwählt. In schlichter, kurzer Weise behandelt es Hebenburg, Hespred. in Braunfels: Der Blindgeborene, sechs kurze homiletische Reden. (Steln, 1842. G. Roemle u. Comp. 57 S.) Prädiger, ausgeführter und geistreicher der gewandte Biograph und Reisebeschreiber Conf. Mat Dalton in Petersburg, der in ähnlicher bibelstudienartiger Weise verschiedene Partien der Evangelien bereits behandelt hat (Bethanien, der verlorne Sohn u.): Die Heilung der Blindgeborenen, evang. Betrachtungen. (Basel, 1841. G. F. Spittler. 145 S.) Die etwas wortreiche Art des Verf. ist bekannt, doch ist sie immer mit weltlichem Gedankenreichtum verbunden.

— Das ganz Leben des Herrn hat sich Prof. W. Weitbrant in Stuttgart zum Gegenstand erwählt: Das Leben Jesu nach den vier Evangelien für die christl. Gemeinde dargestellt. (Stuttgart, 1841. J. F. Steinkopf. Pr. 4 R.) Eine vortreffliche Arbeit, durch eine klare, warme, übersichtliche und doch tief einsiehende Art und Weise ausgezeichnet. Es ist eine ebenso anregende als erbauliche Lectüre, die viel zum Verständnis der Evangelien und zum Nachdenken darüber wirken kann. Auch die Einwürfe der Gegner gegen das Geschichtliche der ev. Quellen werden daselbst vortrefflich und gemeinverständlich und schlagend widerlegt.

— Weitans bedeutender und darnm freilich nicht auf so weite Kreise berechnet ist ein Werk, das ganz kürzlich erschienen, mit zwei früher vorgegangenen zusammen wohl die größtartige Behandlung des Lebens Jesu resp. der evang. Geschichte bildet, die wir besitzen. Der Verf. selbst Pastor Joh. Röntsch (früher in Wittich, jetzt in Rosien) nennt es richtig eine zusammengehörige Trilogie: Die Herrlichkeit des Herrn. Sieben Betrachtungen über die Person Jesu Christi. (Leipzig, 1873. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Pr. R. 2,70.) — 1) Rabboni, der Herr und seine Jünger. Biblische Betrachtungen. (Ebenda, 1875. Pr. R. 2,70.) — 2) Jesus-Christus, der Herr und sein Volk. Ein pragmatischer Abriss der ev. Geschichte. (Ebenda, 1842. Pr. R. 2,70.) Was auf dem Titel des ersten steht: „eine Gabe an die Gebildeten unter den Gläubigen“ — das gilt für alle drei Teile. Dasselbe Ziel etwa, was sich die Briefe der Priscilla an Sabina in erzählender Form stellen, verfolgt unser Verf. auf dem Wege der geschichtlichen Darstellung. Im ersten Teil haben wir ein Charakterbild Jesu

selbst, im zweiten eine eingehende Schilderung seines Verhältnisses zu dem engeren und weiteren Jüngerkreis, in dem dritten eine geschichtliche Darstellung der Wirkamkeit Jesu, der Erfüllung seines Berufes. Es werden hier die inneren Zusammenhänge der Ereignisse, die Entwidlung der Beziehungen, welche die Jüdischen und die Oberen zu Jesu Austritten hatten, die geschichtlichen, äußeren und inneren, politischen und geistigen Zustände des Volkes meisterhaft dargestellt. Das erste Capitel „ein Rätsel in der Geschichte“ handelt von dem jüd. Volke, das seinen Messias verwarf, das zweite schildert die Juden zur Zeit Jesu, ihre politischen Zustände, die verschiedenen Parteien, die Messias-hoffnungen etc., wesentlich nach profanen Geschichtsquellen mit Heranziehung der heiligen Schrift. Capitel 3 giebt ein vortrefflich eingerarbeitetes und angeführtes Bild der Persönlichkeit und Wirkamkeit des Täufers; es folgt in Cap. 4 in großen Zügen der sog. „Plan Jesu“, eine Darstellung der Ansichten Jesu bei der Wahl seines Jüngerkreises und seiner Leben, dann in 5-8: Der Messias in Judäa, der Prophet in Galiläa, der Heilwörter in Jerusalem, der Messias am Kreuz. — Das Buch von Kautsch ist eine der edelsten Gaben, welche aus dem Schatzkammer der Wissenschaft dem Kreis der gebildeten Laien dargereicht ist, zur Erweiterung des Geschichtsbereichs, zur ersten Anregung und erbaulichen Erhebung. —

Auch zwei neue Haus-Andachts-Bücher sind wieder erschienen: *Morgenthau*. Erbauliche Betrachtungen auf alle Tage des Jahres. 489 S. Fr. M. 5.—. (Bremen, 1882. C. Ed. Müller.) Und ferner: *Hür's Haus*. Tägliche Andachten von A. Hürten, Pastor zu St. Magni in Braunschweig. Erster Teil. 448 S. Fr. M. 3 eleg. geb. R. 4.50. (Wolfsenbüttel, 1882. Julius Wülfel). — Daß grade ein großer Mangel an der nötigen Litteratur auf diesem Gebiet zu immer neuen Unternehmungen dränge, wird man schwerlich behaupten können; im Gegenteil giebt es schon so unendlich viele, daß jeder Herausgeber die Bedürfnisfrage ernstlich erwägen und prüfen sollte, ob das, was er zu bieten hat, wirklich besser ist als das, was schon vorhandene Andachtsbücher. „*Morgenthau*“ ist übrigens eine gute Sammlung älterer Betrachtungen, aus allen möglichen erbaulichen Schriftstellern recht geschickt zusammengetragen. „*Hür's Haus*“ ist gleichfalls sehr wohlgemeint, wenn auch nicht grade sehr gedankenreich und original.

— Gesundheit der Seele, worin besteht sie? Ein Vortrag von Dr. V. Wiese. (Berlin. Wegandt & Griepen. 1882.) — Aus dem Titel dieses im evangelischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrags laßt sich sein Inhalt, und aus dem Namen des Herrn Verfassers darf ohne weiteres auf die Art der Behandlung und auf die Lösung des Problems geschlossen werden, die uns in Christo gegeben ist. Nur in Ihm ist Freiheit vom Staube — „nur die freie Seele ist die gesunde.“ — Die bekannten Vorzüge früherer Arbeiten zeichnen auch die diesjährige aus. Im Ganzen der Ausführungen folgt so sehr eins aus dem andern, daß der fortlaufende Zusammenhang sich dem Herausheben einzelner Gedanken widersteht. Dabei vereinen sich lebendige Frische und

reife Erfahrung in der wohlthunendsten Weise. Und wer irgend Sinn hat für die formvollendete Handhabung unserer schönen Sprache, wird die edle, classische Einfachheit dieses Stils als Gegenfuß zu dem heute so viel gesprochenen und geschriebenen Zeitungsdeutsch in wohlthunendster Weise empfinden.

##### 5. Unterhaltungslitteratur.

— Am Heidsieck. Roman von Ferdinand Freilich von Brackel. (Köln 1881. J. P. Bachem. Fr. M. 4.20.) Das Schreiben von Romanen und Novellen hat neuerdings unter den deutschen Frauen, nicht am wenigsten unter den christlich gesinnten, einen großen Umfang angenommen. Wir glauben indeß nicht unbillig zu urtheilen, wenn wir der Uebersetzung Ausdruck geben, daß der größere Teil der wohlmeinenden Verfasserinnen der übernommenen Aufgabe nicht völlig gewachsen ist. Es genügt für dieselbe nicht, einer ernsten christlichen Lebens-Auffassung zu huldigen, einige Phantasie zu besitzen und von der höheren Lehrerschule oder dem Unterricht im Elternhause her sich mit Stolz zu erinnern, daß man einen deutschen Aufsatz schrieb, den der Lehrer als „gut“ oder gar als „sehr gut“ bezeichnete. Und doch kennen wir mehr als eine vortreffliche und liebenswürdige Frau, die keine andere Anströmung, als die eben geschilderte, in ihre litterarische Thätigkeit mitbringt. Sie schreibt trotzdem unzweifelhaft eine Reihe von „christlichen“ Novellen und Romanen, die um so leichter einen Verleger finden, je vornehmer und wohlthätiger etwa der Name der Verfasserin ist, die von Gesinnungsgenossen in diversen Feilchristen lobend besprochen, darnach von anderen Gesinnungsgenossen ohne Schaden oder Widerwillen, aber auch ohne bleibenden Eindruck, gelesen werden und nach einem, höchstens zwei Jahren völliger Vergessenheit anbeingeht sind. Die Personen des Romans teilen sich meist in eine christlich gesinnte und in eine unchristliche Gruppe; die Angehörigen der ersteren sind gewöhnlich etwas vollkommener und engelhafter als diejenigen Menschen, denen wir sonst im Leben begegnen, während an denen der zweiten Gruppe nicht viel gute Haare bleiben. Dann und wann schlägt ein verhärteter Bösewicht sich plötzlich und energisch auf die Seite der Guten.

— Evidenter möchten sagen: in der Voraussetzung des jämmerlichen Schicksals, das ihn ebenfalls am Ende des Bandes unfehlbar erreichen würde; wir freuen uns natürlich aufrichtig über die schnelle Bekehrung, wenn wir auch die psychologische Entwicklung, die gerade jetzt die Sinnesänderung bei ihm hervorbrachte, nicht ganz verstehen. Am Schluß erreichen alle braven und frommen Personen ein so hohes Maß von irdischem und geistlichem Wohlergehen, wie es hienieden wohl nur in Büchern vorkommt. Der Leser legt das Buch mit einem Gefühl von Bebaglichkeit und Befriedigung aus der Hand; er vergißt den Inhalt vielleicht schon nach einigen Wochen, während aber, nachdem er den nächsten Roman gleicher Art mit gleicher Befriedigung gelesen hat. Was die Befähigung der wohlmeinenden Verfasserinnen dieser weitverbreiteten Litteratur-Gattung diesfach einschränkt oder aufhebt, ist, daß sie nicht genug erfahren und erlebt haben. Wer einen Roman oder eine Novelle schreiben, also psychologische und sociale Probleme aufstellen und

loien will, muß in erster Linie wissen, wie es in der Welt, und wie es im menschlichen Herzen hergeht. Er muß also nicht nur unter den verschiedensten Arten und Berufsständen der Menschen gelebt und den Ernst des Lebens an sich und den Seinigen erfahren haben; sondern es muß ihm namentlich auch der psychologische Scharfsinn verliehen sein, welcher in Herz und Sinn der umgebenden Menschen eintrifft, und ohne welchen man 50 Jahre in der bewegtesten Gesellschaft leben kann, ohne Menschenkenntnis zu erwerben. In dem allen muß dann natürlich für den Romanideeidee dichterische Phantasie und Gehaltungskraft hinzutreten, und die leider zu seltene Fähigkeit, unsere schöne Sprache klar, correct und wirksam zu handhaben. Könnten diese Zeiten doch einige unserer schreiblustigen deutschen Frauen zu einer unbefangenen Selbstprüfung darüber, ob sie zu den wenigen Berufenen gehören, veranlassen! Wärdten sie bedenken, daß ihnen allen, wenn sie Gott zu dienen suchen, die Verheißung einer segensreichen, wenn auch meist bescheidenen Wirkksamkeit in ihrer Berufsstellung als Gottin, Mutter, Lehrerin, Krankenpflegerin, oder welche es sonst sei, gegeben ist, — daß aber die große Mehrzahl der Frauen nicht berufen ist, literarisch thätig zu sein, es hierzu vielmehr außerordentliche Fähigkeiten bedarf, die man sich nicht leicht hin zutrauen sollte. Am besten freilich werden sie die Mängel der eigenen Leistungen erkennen, wenn sie die kleine Zahl unserer aus Frauenhänden stammenden guten Romane mit weiblichem Verständnis alles dessen, was die Verfasserinnen hineingelegt haben, zu lesen sich bemühen. In diese kleinen Zahl gehört das Buch, das wir hier besprechen wollen. Freiin Ferdinande von Weidel hat uns bereits durch ihre früheren Schriften, insbesondere durch den rühmlichst bekannten Roman „die Tochter des Kunstreiters“, daran gewöhnt, nur Schönes und Wertvolles von ihrer Feder zu erwarten, und ihr neuestes Werk rechtfertigt diese Erwartung völlig. Die Erzählung spielt in der Heimat der Verfaßten, jenem westphälischen Lande, welches die Dichter wegen der charaktervollen Eigenart von Land und Leuten so gerne als Schauplatz wählen, seit Zimmermann seine Poesie entdeckt hat. Dort steht legendum in den Bergen der südlichen Teile der Provinz, da, wo dieselbe an das Waldeckische Ländchen stößt, auf einer einsamen Waldhöhe ein altesgerauer Pfahl, der „Reichstod“, — eines jener Baugeschichten aus der Zeit des altfächischen Wäpandienstes, wie deren noch manche hin und wieder im Lande erhalten sind. Mit großer Kunst hat die Dichterin die Fäden ihrer Erzählung darum auf diesen poetischen, geheimnisvollen Pfahl geschlungen, daß er zum örtlichen Mittelpunkt der Begebenheiten wird, um welchen die Hauptpersonen des Romans in den entscheidenden Momenten sich zusammenfinden. Bringt uns so die Scenerie auf historischen und romantischen Boden, so führen uns dann die Helden und Heldinnen des Romans in die reale und bürgerliche Gegenwart zurück. Sie sind dem ländlichen Mittelstande entnommen, der Classe der großen Hofbauern und der sog. Economen, welche zwischen Bauer und Großgrundbesitzer in der Mitte stehen, städtische Bildung angenommen, jedoch in Weistaten sich in ihrer Wehrhaft nicht wie in an-

deren Gegenden von Glauben und Sitze der Bauer losgelöst haben. Es sind meist uralte Naturen, die wir kennen lernen, so beharrlich und energisch im Guten wie im Bösen. Die Stillsitzigkeit der Besseren und Beiten unter diesen im praktischen Leben stehenden tüchtigen Menschen wirft sie in dem von den Vätern ererbten christlichen Glauben, mit welchem keine Cretation und keine Gefühlspoleerei getrieben wird, der ihnen aber seit im Herzen ruht, in den Stürmen des Lebens wächst und sich entwickelt, und in großen entscheidenden Augenblicken und schweren Prüfungen als der einzige ausreichende Halt und Leitfaden für das Handeln sich bewährt. Diese christliche Frömmigkeit zeigt die katholische Föderung, ist aber, wie schon aus den obigen Ausführungen hervorgeht, himmelweit entfernt von den krankhaften religiösen Erleidungen, welche uns der moderne Katholicismus leider so oft zeigt; es ist nichts darin, was Evangelische befehlen oder auch nur unangenehm berühren könnte. Dee aufmerksamere Leser wird leicht bemerken, wie jede einzelne der Personen, deren Bekanntschaft wir machen, einen bestimmten und abgerundeten, wenn auch weiterer Entwicklung fähigen Charakter zeigt, aus welchem heraus sie handelt, und die Bewegungen des Romans notwendig aus der Begegnung dieser Charaktere, und nicht willkürlich aus der Phantasie der Dichterin zu entspringen scheinen. Eben hierin zeigt sich die Reifehaft der Verfaßten. Am rührendsten und sympathischsten ist uns die Heldin des Romans, die schlichte westphälische Bauerntochter Marie Schmitzler, geschildert worden. Wie tapfer kämpft sie den alten Kampf des Betruagens eines liebenden Mädchens zur Treue des fernem Geliebten gegen die vorbedingenden und wachsenden Verdächtigkeiten! Und, als endlich — ohne ihre Schuld — ihr Vertrauen einem unwiderstehlich scheinenden Beweise seiner Untreue erliegt, als die Dampfschiff und Leere in ihr Inneres einziehen, die das Loos der von den Nächstenbetruhten geträufchten Herzen sind, was ist es, das sie da jahrelang aufrecht erhält und allmählich die tiefe Wunde vernarben läßt, bis endlich alle Zerrungen sich glücklich entwirren? Die fromme Verechtung, das Gebet, wirken mit, aber sie genügen nicht, es muß bei einer gesunden, thatkräftigen Natur ein Handeln hinzukommen, bei welchem das Herz beteiligt ist. Durch die — wenn auch mild zu beurteilende — Rithstod Mariens ist ein unglückliches Kind in Sichtung und Elend verfallen; sie nimmt es zu sich, pflegt und erzieht es, und ihr ganz mütterliche Liebe zu dem armen Waisen, verbunden mit dem beschämenden Gefühl, daß sie viel an demselben wieder gut zu machen habe, erfüllen ihr Herz und Sinn so sehr, daß ihr Leben wieder einen Inhalt bekommt; sie fühlt, daß sie eine Aufgabe erhalten hat, für die sie leben muß, die ihr wieder Freude am Leben giebt. Wie haben viele Epilode deshalb besonders hervor, weil sie am besten zeigt, daß die Verfaßten die Kenntnis des Lebens und des menschlichen Herzens, welche wie am Eingang als unentbehrlich für den Roman dichter bezichnet, in reichem Maß besitzt und zu anziehender, innerlich wahrer Entwicklung ihrer Charaktere verwertet. Weiter aber wollen wir dem Gemüth, den das Buch vielen unserer Leser bereiten wird, nicht ferner verzeihen: wie können es mit

gutem Gewissen allen denen empfehlen, die überhaupt für Romane aus der heutigen Gesellschaft Interesse und Empfänglichkeit haben. —

— **Barleben** in einem Gebirgsdorf. Culturgeschichtliche Bilder von einem heftigen Geistlichen. 8. 168 S. (Leipzig 1881, Teubner.) Pr. R. 1,80; eleg. geb. 2,40. Ursprünglich waren diese culturgeschichtlichen Bilder von dem leider ungenannten Verfasser nur für die eigene Familie bestimmt, die mit ihm zehn reich gelegene Jahre seines Amtlebens in einem entlegenen Gebirgsdorf zugebracht hat; daß dieselben dem allgemeinen Publicum zugänglich gemacht werden, dafür wird ihm gewiß in sehr vielen deutschen Pfarrhäusern nicht nur, sondern auch von jedem gebildeten Leser gedankt werden, der die culturgeschichtliche Bedeutung des evangelischen Pfarramts zu würdigen bereit ist. In 12 kurzen Abschnitten führt uns der poetisch begabte und humorvolle Erzähler ganz in das Leben hinein, das er in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts als „geistlicher Einsiedler“ unter dem noch unverdorbenen, biederem und kirchlich treuen Landvolk, nach außen und noch innen thätig, geführt hat. Mit trefflicher Beobachtungsgabe schildert er uns Land und Leute, das Gebirgsvolk mit seinen Bräuden und Festen, in Licht und in Schatten. Wir durchleben mit ihm den Winter, der ihn 5 Monate lang von allen Kollegen abschneidet, und das Kommen des schmerzlichen erkrankten Lenzes, lernen seine Kollegen und sein geselliges Zusammenleben mit ihnen kennen, und treuen uns zu sehen, wie er mit den unverbesserlichen Rationalisten aus der alten Zeit fertig wird, begleitet ihn auf seinen fesselvollerischen Gängen z. B. zu Würdern, zu Venten, die im Gewissen bedrängt sind, und sehen, wie er es in einem Specialfall verstanden hat, einen „Bauer ohne Religion“ echt fesselgerichtlich zu behandeln. Wir sind ferner Zeugen seines „stillen Schaffens“ und seiner gehaltvollen Correspondenz mit Freunden, und erfahren, wie er, oft sehr handgreiflich, Justiz übt an der Jugend. Es ist in der That ein Stück Culturgeschichte, das uns hier in voller Unmittelbarkeit und in der angenehmsten Form entgegentritt. Bei der prächtigen Lebensauffassung dieses nachhaft geistlichen und zugleich von aller Engbergigkeit weit entfernten Volksmannes, muß jeder aus dem Buch viel Gutes lernen können, allerdings wer am meisten daraus lernen wird, das sind die Pfarren. Wir können uns zur Charakterisierung von Ernst und Scherz in diesem Buch nicht verlagern folgende beiden Stellen zu citieren: „Naß! ich, so röß! ich, das gilt von keinem Stande mehr, als von dem unfrigen. Keinem steht es über an als uns, die wir das Amt führen, das die Leute der Welt sein soll, wenn wir vernachlässigt im Wissen, schülerhaft in Rede und Stil, edig und anständig in den Formen des Lebens, es nicht vermögen, die Peite der sportlichen Zeit an dem blanten Schilde unserer Tüchtigkeit zurückprallen zu lassen und die Superiorität des Evangeliums auch durch unsre Person zu vertreten. Solche Tüchtigkeit steigt uns aber nicht an; sie will erworben sein.“ — In einem Brief erzählt uns der Verfasser: „Deste Morgen war ein Heiligensfeier mit feinem Buben hier, um den Schulmeister zu verklagen. Der Junge hatte aber dem

Käden, den er mir zur Ansicht präentirte, ein 4—5 Zoll langes, durch Wohlverhalten erworbenes Erbsenband liegen, in den Buchstabenfarben blau, roth, gelb. Es gelang mir, den Mann zu beschwichtigen. Durch Hinweis auf die Thatfache, daß die Buben oft grenzlich unartig seien und der Lehrer doch auch ein „Mensch“ sei, „so zu sagen“, ein Mensch mit erregbaren Gefühlen und ausgleichendem Geduldsbrunnen, brachte ich dem Kame die Ueberzeugung bei, daß eine Tracht Viehe zu rechter Zeit eine gute Medicin sei, ja, daß am Ende seiner verloren sei als der, welcher daneben falle. Der Mann lachte und gab sich zufrieden.“ — Wästen durch obiges recht viele bezwogen werden, diesen klassischen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte ihrer Bibliothek einzuwerfen. E. Sch.

— **Otto Fleischmann: Optimistische Novellen. Der Aufstieg. Der richtige Krat.** (Kaiserlautern, R. Gottlieb's Buchh. 1882.) 8. 86 Seiten. br. R. 1,30; geb. R. 2. Zwei kleine im Ganzen recht einfache Novellen, die der Verf. darum „optimistische“ genannt hat, weil in ihnen jener fröhliche Lebensmut, der dem Christentum entstammt, den Sieg behält über die pessimistische Richtung unserer ungläubigen Zeit. Es ist in der That eine recht gesunde Lectüre. Die erste Novelle, voll sprudelnden Humores, hat einen tiefen Hintergrund; alle möglichen Arten von ungesundem Liebesweh treten dem Heiden entgegen und helfen ihn curieren von dem, was an dem heiligen etwa noch krank ist. Erster ist die zweite Novelle, die Bekehrung eines Socialdemokraten. Daß der Verf. in beiden Novellen die innersten Seelenvorgänge mehr ahnen läßt, als analysiert, rechnen wir ihm zu besonderem Lobe. — Die „breite Schmarre“ auf dem Gesichte des „flotten Studenten“ Z. 5, hätten wir lieber hinweggewünscht; dem lebenden Publicum sollte das Borurteil, als ob ohne Pauserrien ein fröhliches, fröhliches Studentenleben nicht denkbar sei, lieber abgewöhnt werden. Z. 51 ist ein sinnstörender Druckfehler: Hüllwerk st. Hüllong. A. E.

Erheblich schärfer urteilt ein anderer verehrter Mitarbeiter über dasselbe Buch: „Nicht geschrieben, das ist das größte Lob, das wir dem Buch erteilen können, wenn man auch z. B. nicht sagen kann: „ein zumeister Mensch sei das Werk der sozialen Frage.“ Es fehlt oft am Ernste, der die notwendige Hälfte des wahren Humores ist. Auch heilt man den Pessimismus gewiß nicht mit Optimismus. Etlliche Stellen sind zweifellos lästern. B. S.

— **Das Margarethenbuch. Eine Erzählung für die jüngere Mädchenwelt von Th. v. Saldern.** 1881. 5. Aufl. (Wolfsbützel, Jwohler.) Pr. geb. 5 R.; eleg. 6 R. — Das Buch ist luttam empfohlen durch namhafte Stimmen. Auch wir erkennen die christlich wohlmeinende Tendenz, die außerordentliche Frische und Treue in der Darstellung, das Geschick, das entlegende geschichtliche Moment (die franz. Revolution) bald mehr bald weniger in den Hintergrund treten zu lassen, soll an, halten uns aber nun auch zu ein paar kleinen Ausstellungen berechtigt und verpflichtet. Durch den Reichthum an Figuren und Scenen

kommt uns in das Buch für ein Mädchenmüt etwas zu viel Unruhe; der Ton scheint sich auch — abgesehen davon, daß die Leserinnen französisch wenigstens für den Hausbedarf verstehen müssen, fremdenweise für die „jüngere Mädchenwelt“ nicht zu eignen. Es wird freilich, so lange es Mädchen geben wird, streitig sein, wann ein Mädchen aufhört jung zu sein.

— Anna Quimpt, Gaben und Aufgaben, Eine Erzählung. (Hannover, H. Freyhe, 1841. 162 S. 1 R. 60 Pf., cart. 2 R., eig. geb. 2 R. 40 Pf.) „Christliche Gesehbilder aus einer deutschen Kleinstadt“ wäre der bezeichnendste Titel für diese kleine anspruchslose, aber saubere und warmherzige, von Frauenhand geschriebene Arbeit. Die meisten darin auftretenden Personen sind knapp und klar gezeichnet und die Hauptzüge aus dem fleischbäblichen Leben recht treu wiedergegeben. Die beiden Hauptpersonen sind zwei grundverschiedene begabte Töchter einer frommen Doctorswitwe: die herzengute, aber etwas schwerfällige Bina, die schließlich in einer christlichen Kleinstadtschule und an Krankenbetten die ihren Gaben entsprechenden Aufgaben findet, und die überstrahlend lebensfrohe Thessa, „ein Sonntagskind, dem alles glückt“, die schließlich als Gattin eines frommen Arztes mit Erfolg daran arbeitet, „allen Kramh aus der kleinen Stadt zu verbannen“, womit nach ihrer Ueberzeugung die Gebildeten den Anfang machen müssen. Neben den Vorzügen des Buches fehlen freilich die Schwächen nicht. Daß am possendsten Ort Bibelzitate und christliche Lieder vorkommen, ist ja ganz in der Ordnung, und die Verfasserin ist in diesen Schätzen des Christen so sehr zu Hause, daß es ihr leicht wird, das rechte Wort an die rechte Stelle zu bringen — aber sie hat leider beides allzu sehr gehäuft. Sehr viele dieser „christlichen Stellen“ hätten fehlen können — man weiß ohne dieß zur Genüge, aus welchem Grunde die einzelnen Personen stehen. Namentlich der Pfarrer und seine Schwester sind in ihren christlichen Gesprächen zu salbungsvoll. An manchen Stellen fällt auch der Ton der Erzählung ins Alltägliche, und berührt die stereotype Rolle, welche das „Tagebuch“ als Annoncenblatt, die „Bezaglichkeits“ der Räume, das wohl zehnmal vorkommende Bereiten des Abendessens und das Harmonium als unvermeidlicher Begleiter spielt, nicht gerade angenehm. E. Sch.

— Agnes Giberne, Vater und Tochter, eine Erzählung aus dem Englischen, autorisierte Uebersetzung von Marie Morgenherz. (Basel, 1842, Felix Schneider, Pr. 4 R. 20 Pf. 410 S.) In der Form eines Romans von entschieden christlicher Tendenz, führt uns die durch eine Anzahl Erzählungen („Der Kampfplatz des Lebens“, „Die kleine Handlangerin des Hecen“ u. a.) in Deutschland nicht unbekante Verfasserin in eine englische Kleinstadt und ein englisches Pfarrhaus, in welchem letzteren Vater und Tochter die Hauptpersonen sind. Der Vater, Herr Seltor Berney genannt, ist ein ganzer Christ, der mit treuer Liebe zu seiner prächtigen Tochter eine Fülle von christlicher Weisheit und praktischer Klugheit verbindet. Philis ist in der großen Reize von Geschwistern die am wenigsten Begabte, dazu häßlich und insolge-

dessen eine Art Afsenbrödel in höherem Stile, von der Mutter und den Geschwistern verkannt. Umsomehr wird sie von der reichen, vornehmen und feingebildeten Frau Lascelles geschätzt, die sich bemüht, alles Gute, das in ihr ist, hervorzuholen. Die dankbare Liebe zu dieser Frau wird zur Schwärmerei ohne Grenzen. Erstere gewinnt eine Gewalt über sie, daß sie ihr zu Gefallen den einzigen Sohn derselben zu lieben sich einreißt, wie auch dieser nur aus Gehorsam gegen die geliebte Mutter sich dazu versteht, für Philis zu schwärmen. Der Vater aber durchsahnt den Selbstbetrug der vermeintlich Liebenden und weiß die Verbindung hintanzuhalten, wodurch schließlich Philis, vor großem Leid bewahrt und von der Menschenvergötterung geheilt, die Gattin des durch den plöblichen Verlust seiner ersten Frau innerlich gereinigten Hüllsgeistlichen wird. Das ist die Fabel des Buches; der eigentliche Inhalt ist vorzugsweise in den Gesprächen zu suchen, unter welchen den bestreisten Raum die gehaltvollen Unterredungen zwischen Vater und Tochter einnehmen. Es werden in diesen und anderen Gesprächen allerlei christliche Fragen abgehandelt, wie z. B. die von der „Behaltigkeit des Himmels“, von dem rechten Verhältnis der Liebe zu Gott und zu Menschen, namentlich lehrt die eine Frage immer wieder: wie kann man einen Menschen, der Einem persönlich unvriendlich ist, christlich lieben. Man merkt, aus die biblische Erörterung der Frage kommt es der Verfasserin hauptsächlich an, und das verleiht dem Buche eine geradezu unerträgliche Breite. Es kommt hinzu, daß außer Vater und Tochter und ihrem nachherigen Gewähl nicht eine einzige der zahlreichen Persönlichkeiten dem Leser sympathisch sein kann. Herr Berney selber ist eine in franken wie in gemüden Tagen geradezu widerwärtige Pfarrfrau; ihr Bergzug Wallace ist ein allerdings mit Humor und psychologisch richtig gezeichneter leichtsinniger Schuldenmacher; die übrigen Kinder des Hauses treten nicht far hervor, und der ganze Ton im Hause steht zu dem Herrn des Hauses in auffallendem Contrast. Außerdem treten eine Menge Leute auf, die in der Erzählung reine Kuffen sind und bei dem Mangel an Handlung nur dazu beitragen, dieselbe langweilig zu machen. Wegen des Guten, das in dem Buch enthalten ist, mag man daselbe unerwöhnten jungen Mädchen ohne Schaden in die Hände geben, vorausgesetzt, daß sie viel Zeit übrig haben. Freilich wird dann das Original bessere Dienste thun, als die Uebersetzung. Uebrigens ist diese im ganzen geschickt ausgeführt, wenn schon stellenweise mit Gebrechen behaftet. Sie gibt z. B. Sätze, wie „I could have said“ u. a. beständig durch „ich könnte gesagt haben“ statt „ich hätte sagen können“ wieder und überliert „you think“ „du denkst“, wo es „du meinst“ heißen muß, „dinner-hell“: „Eßlode“, nebst anderen geschmacklosigkeiten und Nachlässigkeiten wie „unterliegender Grund“ statt „angrundliegende Ursache“, „ausgegrubtes Kleid“, „Theburne“ x. Wir unterdrücken diese Bemerkungen nicht, weil es sich um ein Buch für junge Mädchen handelt — da muß, wenn es das Buch selber nicht ist, doch wenigstens Stil und Ausdrucksweise tadellos sein. E. Sch.

## 6. Verschiedenes.

Ein immerhin lehrreicher Beitrag zur Zeitgeschichte ist jetzt aus dem Italienischen über-  
setzt auch in deutscher Sprache erschienen: Hein-  
rich von Campello. Eigene lebensgeschichtliche  
Aufzeichnungen zur Begründung seines Austritts  
aus der päpstlichen Kirche. 72 S. Preis R. 1.  
(Leipzig 1882. O. Wigand.) Wenn wir etwas  
an diesem Buche bedauern, so ist es der Umstand,  
daß der Verf. sich nicht Zeit gelassen hat einen  
festen Standpunkt innerhalb der evangelischen Kir-  
che zu gewinnen, ehe er in so lebhafter Sprache  
sich gegen die römische wandte: seine An-  
drucksweise ist nicht durchweg diejenige eines geförderten  
Christen, mag man auch der Aufregung, die eine  
das Innerste des Menschen erregende Gemüths-  
bewegung mit sich bringt, manches zu gute halten.  
— Zur neuesten Geschichte der römischen Kirche  
und des päpstlichen Hofes bildet gleichwohl das Buch  
einen recht beachtenswerten Beitrag, den Niemand  
ohne rege persönliche Theilnahme für den Verfasser  
lesen wird. D. v. C.

— Aus dem Verlage von Alphonse Dürr  
liegen uns zwei reich ausgestattete Werke vor: Die  
Welt der Kleinen. Ein deutsches Hansbuch in  
Wort, Bild und Lied. Von R. Dorenweil. (Leip-  
zig, Dürr, 1881. Pr. R. 4.50). — Wir können  
dies reiche Hansbuch für Kinder aufs Wärmste  
empfehlen und bedauern, daß es uns zu spät zu-  
ging, um noch vor Weihnachten angezeigt zu ver-  
den. Es ist darin für die bunten und schnell  
wechselnden Bedürfnisse und Wünsche der Kinder  
beizusorgen. Gebichte, Fabeln, Märchen, Spiele,  
Erdkundliches und Beschaulichcs drängen sich in reicher  
Menge und bester Auswahl. Dazu eine Fülle aus-  
gezeichneten Holzschnitts. Der Preis von R. 4.50  
für einen Gr.-Octav-Band von 256 Seiten ist  
überaus bescheiden. — Das andre Werk bringt:  
Die Psalmen. Liederbuch des alten und neuen  
Gottesvolkes. In Nachdichtungen von E. Sar-  
torius. Mit Holzschnitten nach Original-  
Zeichnungen von Joseph Ritter von Häbrich. 4.  
200 S. Pr. R. 6. (Leipzig, Dürr, 1881). —  
Fröhliche Originalzeichnungen brauchen nur an-  
gezeigt zu werden. Edle Entwürfe, schöne Zeich-  
nung und eine Tiefe des Gemüths und der reli-  
giösen Auffassung, wie sie nur einem wahrhaft  
christlichen Künstler eigen sein können. Die römisch-  
katholische Confession desselben tritt deutlich, aber  
nirgends vorbringlich zu Tage. Eine Abbildung  
Gottes in der stereotypen Weise hätten wir lieber  
vermieden gesehen. — Die versificierten Psalmen  
sind glatt und geschickt gemacht, können aber natür-  
lich bei den Pleonasmen und Einschübnungen, die  
jeder Dichter dem Reim zu Liebe machen muß,  
niemals die wunderbar schöne Einfachheit der  
Luther-Üebersetzung erreichen.

— Deutsches Frauenleben im deutschen  
Viede von Robert Rdnig. 8. 461 S. Pr. R.  
6; geb. R. 7.50. (Oldenburg, Wech. Stalling.)  
— Der in so vielen deutschen Häusern bekannte  
und hochverehrte Verfasser will mit dieser Gebichts-  
sammlung, die bei der Edda anfangt und mit  
Sturm und Weibel aufhört, nichts „litterarhistorisch  
erschöpfendes“, sondern den deutschen Frauen und

Jungfrauen etwas „zu beschauflicher Einsicht und  
zu freudigem Genusse“ bieten. Wir sind diesmal  
leider abweichender Ansicht und möchten den litte-  
rarhistorischen Wert höher stellen als den beschauf-  
lichen. Sollte wirklich eine deutsche Jungfrau Ge-  
fallen finden an diesen massenhaft gehäuteten Minne-  
und Liebesliedern, an zum Teil nicht einmal ganz  
unbedeutlichen Ergüssen über das Küssen u. s. w.  
— Wir hoffen nicht.

— Kissingen Erinnerungen, Babegästen  
geboren von August Schwarzkopf, (Kissingen,  
J. A. Schönmayer), lautet der Titel eines kleinen  
Bändchens Gedichte, welche der bei den Lesern  
der Monatschrift besonders wohlgeleitete Dichter  
in dem bairischen Bade gefangen hat. Hirreise,  
Babefuhr, Heimreise verleben wir mit ihm —  
„Scherz und Ernst in buntem Reigen ward das  
Leben zum Gedicht“ — aber auch im Humor fehlt  
niemals der christliche Ernst, dem alles Vergäng-  
liche nur Weichnis ist. Die Heimreise fährt uns  
an die See und vor ein

## Seebild.

Da bist du, meine Liebe,  
Du hold majestätische See!  
Wein Auge wird mir trübe,  
Dein Auge kennt kein Weh!  
Der Abend schmückt dich mit Rosen  
Und neigt sich über dich her!  
Ich liebe das Tosen und Rosen  
Orangolbiger Wellen wie er!

Sie kommen in tänzelndem Reigen  
Wie tröseliche Hochzeitsgäste!  
Dann draußen sie auf und steigen  
Empor in Rubinengelmeid!  
Weich wohlig Wallen und Wandern!  
Wie alle in Bonne bedt!  
Wie eine über der andern  
Schwanrunden Raden sich hebt!

Millionen und aber Millionen,  
Sie tragen zum Reichelstrand  
Schneeflitzende Perlekrone,  
Grünlichäuerndes Seidengewand —  
„Ihr schleudert wir glänzenden Jammer  
Berächtlich den Schmutz in den Sand:  
Sahst unten tief eine Kammer  
Ihr bligen wie lauter Demant?“

Der Leuchtturm glüht wie Karfunkel,  
Weil sterbend die Sonn' auf ihm ruht!  
Der Mond gießt stilles Gefankel  
Hinab auf die buntelnde Fluth!  
Sein Strahl verfließt die Barle,  
Das Küßlein am schäumenden Riff —  
Doch folgt wie ein Kind ihr das starke,  
In Segeln sich blühende Schiff.

O wer doch die schimmernden Schätze,  
Den lustig verführernden Tand  
Hinzüfere, daß ihm ergöhe  
Der ewigen Liebe Demant!  
O wer den Loosten fände  
Und den Fort und die Leuchte bei Nacht:  
Ich hebe zu dir die Hände,  
Der über den Himmeln wacht!

Allgemeine  
Conservative Monatschrift

für  
das christliche Deutschland.

Unter dem Titel „Volksblatt für Stadt und Land“ begründet 1843.

Herausgegeben

von

Martin von Nathusius, und Dietrich von Hertzen  
Pastor in Quedlinburg. in Berlin.



1882.

Januar — März.



Leipzig.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

# Inhalt.

	Seite
Die verschwundene Kriegskasse. Erzählung aus den Befreiungskriegen.	1. 81. 161
Die Schicksalstragödie. Von D. Krauß . . . . .	14
Zur Geschichte der letzten Tage der alten Preussischen Monarchie . . .	31. 103
Gewitter und Nordlicht. Eine physikalische Skizze von P. Kramer . . .	42
Rußland und seine „Grenzmarken“. III. . . . .	48
Conservative Presse. Von Dietrich von Dercken . . . . .	55
Anna Koumerstan. Von Dietrich von Dercken . . . . .	60
Geschichtlicher Monatsbericht . . . . .	62. 138. 229
Zeichen der Zeit . . . . .	68
Die Arbeiterversicherung. Von Friedrich Rücklin . . . . .	90. 171
Die Volkshalle. Eine Initiative in der socialen Frage von Dr. J. E. Runze	113
Nieland und Friedrich Wilhelm III. Von Heinrich Pröhle . . . . .	125. 196
Wahlreform von Dietrich von Dercken . . . . .	134
Heimat und Fremde. Von Dr. Freybe-Parchim . . . . .	180
Zur „Deutschenhefte“ in Oesterreich-Ungarn. Von D. D. . . . .	191
Gambetta. Von Dietrich von Dercken . . . . .	213
Kirchlicher Bericht . . . . .	222
<b>Neue Schriften:</b>	
An die Frau v. der Silberbraut 240.	Juden, die Frankfurter, u. die Kaufmann. d.
Arbeiterwohl 72.	Sollowohlstandes 239.
Arbeitsgesetz, ein 72.	Kate, ten, die Schöpfung 75.
Arnold, deutsche Geschichte 236.	Köher, Stunden der Einjamkeit 74.
Bachofner - Bugtorf, Mathildens Gene- lung 79.	Kraus, die christliche Kunst 159.
Bauer, Tisraelis roman. u. Biemarls socia- list. Imperialismus 151.	— Roma Soteranea 153.
Berndt, Onieianu 238.	— üb. Begriff zc. der christl. Archäologie 159.
Bethmann - Hollweg, v. Christentum u. bil- dende Kunst 160.	— synchronist. Tabellen 160.
Blattie, d. Leben Livingstone's 154.	Laboulaye, Gesch. d. Per. Staaten 238.
Blankenhein, der lahme Anton 73.	Langsch, d. kleine Kuhlneider 80.
— Lichtblicke 73.	Lehmann, d. Götterdämmerung in d. nor- dischen Mythologie 240.
Börnstein, 75 Jahre in der Alten und Neuen Welt 158.	Literaturdenkmäler, deutsche 76.
Börjenswindel, neuer 239.	Mac Donald, David Eginbrod 77.
Claxen, Lessing's Leben 155.	Margot, Gotteswege 73.
Dalton, Johannes a Laffi 157.	Raumann, Mühlgeschichte 71.
Deiffenbach, aus d. Kinderleben 80.	Dercken, v. was treiben die Freimarcker 240.
Dietsantensbühne, katholische 75.	Wißnerer, pädagogische Psychologie 152.
Doehn, z. Geschichte d. nordamerikan. Union 71.	Kand, d. neueste, am deutschen Nationalwohlt- stand 239.
Ebeling, Fürstin u. Professor 77.	Real-Encyclopädie d. christl. Alterthümer 160.
Ebermungen aus d. Leben d. Pfarrers Ber- ner 80.	Reden - Esbeck, v., Caroline Reuber 156.
Flamberg, Nicordo 76. 152.	Reichmann, J. S. Bach 72.
Gaedertz, Zufflapp 160.	Rogge, Samuel Bith. Rogge 154.
— Gabriel Kollenhagen 191.	Rothschild-Gruppe, die, u. d. monumentale Conversionsschwindel 239.
Grube, Johannes Buch 157.	Semler, d. wahre Bedeutung d. Nordameri- tan. Concurrenz 69.
Grünhagen, Gesch. d. ersten Schlef. Krieges 238.	Stein, Johannes Fall 156.
Günther, v. Barbablanca 76.	Stretton, Allein 71.
Hare, Freifrau v. Bunsen 153.	— Stephan Fern 75.
Heman, d. historische Weltstellung d. Juden 71.	Tennison, Enoch Arden 77.
Hobeln, Buch der Hymnen 73.	Vorichlag, e., z. Beilegg. d. Kulturkampfes 150.
Hunsen, Christi Leiden im deutschen Volks- schauspiel 240.	Wibbenradl, v., die Victoria von Herrn Hart- wig u. der treuen Eife 77.
Jäger, die Agrarfrage 239.	Zeitfragen d. christl. Volkslebens 149.
	Zirngiebl, Johannes Huber 155.
	Zöfller, Gottes Jengen im Reich d. Natur 151.



## Vorwort.

Mit dem ersten Januar 1879 ist die Zeitschrift in ihrer neuen Gestalt in das Leben getreten und war unverrückt bestrebt ein

**Centralorgan zur Vertretung d. christlich-conservativen Weltanschauung in Staat u. Kirche, Schule u. Familie, Kunst, Wissenschaft u. Literatur zu sein.**

Es hat sich um die Zeitschrift ein Kreis von Mitarbeitern geschaet, welche alle literarischen Kräfte in sich schließt, die für christliches Wesen und conservative Gesinnung thätig sind, die dem Programm zustimmen, mit welchem die Monatschrift bei ihrem Entstehen den Namen *Conservativ* erklärte, als die in der geschichtlichen Entwicklung gewordene „Lösung, unter der sich alle diejenigen verbinden, welche gegen die auflösenden Bestrebungen unserer Zeit, die von langsamem und die von schnellerem Tempo, die offenen und die verdeckten, die bewußten und die unbewußten Front machen, weil sie durch dieselben den wahren Fortschritt, zu welchem das bescheidende Evangelium von Christus die Völker führen muß, gehindert sehen. In dem Worte Gottes hat die wahre conservative Gesinnung ihre Norm und ihre Unabhängigkeit gegen die Verlockungen der Macht von unten oder von oben.“

Welche bedeutenden Kräfte der Monatschrift zur Verfügung stehen, und wie weit sie ihre Kreise zieht, wenn nur der eine Mittelpunkt von allen festgehalten wird, das sie möge eine Reihe von Namen dienen, welche die Beiträge der ersten Jahrgänge liefern: Victor v. Strauß, Erhard, Kochard, Heinrich Thiersch, Wiese, Wechard v. Amunor, Julius Schulze, Nikolai Karlowitsch, v. Ungern-Steenberg, Raecard, van Cokerjee, Teilsch, Jödler, Galinich, Feende, Weber, Wynesen, v. Wangelmann, Pass, Wiggand, A. Schröder, v. Mathusius-Königsborn, v. Mathusius-Ludom, Dr. M. Kieger, v. Lechteiß, Mühlhäuser, Ferrat, Rüdchuh x.

Eingehendere Artikel behandelten: Luthertage, Kirchensteier, Volksschule, Handwerker- und Arbeiterfrage, Reichstag und Cwische, Judenfrage (3), russischer Nihilismus, Tabaksmonopol, Spiritismus; Dissection, das gegenwärtige deutsche Theater, Eidesfrage, Dotation der evang. Kirche, den deutschen Adel, Darwinismus und Socialdemokratie; Erkenntnisgrenzen und Glauben, Renan, Schellings positive Philosophie, Protoplasma, Mond: Südseife, Schie Ali und Afghaniman, Staulen, Boeren in Transvaal; Ebers, Grillparzer, Heffel; Götze und sein Tasso, Leistung und Goeje, Ossian u. s. w. — Reizeildee. — Erzählungen wie: An der Waldecke, der Bienensönig, das alte und das neue Hans von B. Lothar, Konrad Unverdorbens dumme Streiche haben in weiten Kreisen viel Anhang gefunden.

Aus dieser gedängten Uebersicht ist zu ersehen, welche reiche Fülle von Stoff die letzten 3 Jahrgänge enthielten. Gleichwohl sind wir uns bewußt, daß es noch langer, ausdauernder Arbeit bedarf, um die Zeitschrift auf die Höhe der Zeit zu bringen.

Wenn es aber heute mehr als jemals Bedürfnis für die Conservativen in Deutschland ist, ein gemeinsames Organ zu besitzen, das, frei von jeder localen Basis und frei von dem alltäglichen Getriebe der Parteien, möglichst die großen Gesichtspunkte festzustellen und die letzten, principielle Grundlagen unserer Weltanschauung auf kirchlichem, politischem und sozialem Gebiete zu erörtern hat, und wenn es unserer Zeitschrift gelungen ist, diese Aufgabe mit Erfolg vorzubereiten, so sollen auch alle Conservativen durch Abonnement und durch Verbreitung das Unternehmen zu fördern suchen.

Es ist wohl ein vielgehörter Einwand, daß man schlechterdings nicht alles halten könne, was heutzutage gehalten werden wolle, und dieser Einwand ist unzweifelhaft berechtigt. Gerade darum sollten aber die **alten Unternehmungen** — und die Monatschrift mit ihren Vorläufern, dem Volkshalm kämpfen nunmehr bald **vierzig Jahre** — **festgehalten** und **treu bewahrt** werden; denn die Folge der Zerstückelung ist lediglich die, daß ein fluctuierendes Abonnententum und eine auf- und niederstehende Presse entsteht, daß sämtliche Blätter mittelmäßig werden müssen und sämtliche Leser unbefriedigt bleiben. — Tah das nicht geschehe, dazu helfe jeder an seinem Teile.

## Die verschwundene Kriegskasse.

Erzählung aus den Befreiungskriegen.

### V.

Nichts Erquicklicheres für Herz und Auge, als der Anblick eines recht gefeierten ländlichen Festes. Wenn auch alljährlich wiederkehrend und eins dem anderen gleichend — der Reiz bleibt neu und das Volk läßt sie sich nicht nehmen; weit, sehr weit muß es gekommen sein, bis man kein Christbäumchen mehr schneidet für den heiligen Abend, keine frischgrünen Birkenzweige um Pfingsten das Haus und den Hof zu schmücken, bis man vergißt bei Trunk und Tanz das Erntefest nach schwer vollbrachter Arbeit zu feiern.

So schwer die Zeiten sein mochten, und so wenig Lust er im eignen Herzen dazu empfand, es war nicht Herrn v. Lindows Sache, seinen Leuten den frohen Festtag nach der Ernte zu entziehen; hatten doch seine Felder trotz des Mangels an Spann und Arbeitskräften reichlich getragen. Was das Heu betraf, so war der Sommer sogar ein sehr ergiebiger gewesen, er konnte daran denken im nächsten Frühjahr wieder mehr junges Vieh aufzuziehen, denn die besten seiner Kühe und Ochsen waren von den Franzosen verzehrt worden. Die Felder standen bereits leer, und zwischen den Stoppeln ging das Vieh seine Weide zu suchen. — So lange Herr von Lindow zu denken vermochte, hatte sein Vater und späterhin er selbst, seine Leute zum Tanz um eine der großen Linden versammelt, welche an der westlichen Seite des Schlosses einen grünen Anker bedeckten; dicht dahinter erhob sich die sogenannte alte Kirche, von bereits eingesunkenen Grabhügeln umgeben. Es ward in derselben, weil sie zu baufällig geworden, kein Gottesdienst mehr gehalten. Die wellen Holzschilden des tief herabgesunkenen Daches waren mit Moos und Hauslaub dicht überwachsen, über die kleinen, in allen Farben des Regenbogens schillernden Scheiben der eng geschnittenen Fenster ließen die Spinnen, und die Schwelle, über welche die Kinder der vier letzten Jahrhunderte hinweg geschritten, war tief ausgehöhlt von den Fußritten derer, die ringsumher im kühlen Mutter Schoß der Erde gebettet lagen. Die Kirche selbst lag etwas erhöht in der Mitte des zu einem kleinen Hügel herangewachsenen Friedhofs; dieser selbst war an seinem äußersten Rand mit einer aus Feldsteinen kunstlos angeführten, und hier und dort bereits zerfallenen Mauer umgeben. Das ehrwürdige Heiligthum der Vorzeit lag auf diese Weise gleichsam in feiernder Stille und Abgeschlossenheit, wenn auch in unmittelbarer Nähe des Angers, die Linden aber befanden sich sowohl auf diesem, als auch auf dem Gottesacker. Eine derselben überwölbte das Dach des Kirchleins, und es war fast anzusehn, als ob es alterstümde sich an den Stamm des schönen Baumes lehnte, welcher dem Lauf der Zeiten getrocknet hatte, und mit seiner lebendigen mächtigen Krone geradeswegs in das Blau des Himmels hinein zu rauschen schien.

Am Morgen des Erntefestes schau herrschte auf dem Anger fröhliches Regen

und Bewegen; aus der nahegelegnen Krugwirtschaft wurden Tische und Bänke herbeigetragen, ganze Körbe von kleinen und großen, meist aus sehr dickem, grünlich schimmernden Glase angefertigter Trinkgefäßen, endlich Vorrichtungen um die Bierfässer an geeigneten Orten unterzubringen. Eine hölzerne Bank, welche den Stannum eines der alten Bäume umgab, ward für die Musikanten bereitet. Auch eine umherziehende Bande, welche aus einem Hanswurß, einem kleinen, mit goldenen Plütern ausgestaffierten Mädchen, einer älteren Frau, einer großen Trommel, und einem melancholisch aussehenden Manne, dem Anführer der Gesellschaft bestand, hatte sich eingefunden, um akrobatische Künste zum besten zu geben und eine Anzahl von Mixturen und Pillen dem leichtgläubig nach fremdartigen Heilmitteln haschenden Volke aufzubringen. Eben so wenig fehlte es an ein paar Würfelbuden, dazu kam aus nahegelegnen Backöfen festlich eupor wallend ein herrlicher Duft von frischem Backwerk, Muskatnuß und Zimmet, welche an und für sich schon geeignet sind, das Landvölk in eine außergewöhnliche feierliche Stimmung zu versetzen. Das Portal des Schlosses war mit Laubgewinden verziert, zertretne Blumen bedeckten den Boden der Rampe, und der Hof stand da, so sauber gefegt, jede Ecke, jeder Pflug, jeder Aufswagen in schnurgerader Regelmäßigkeit aufgebaut, und die große Düngrube selbst mit einer gewissen festlichen Ordnung eingedämmt und umbudet. Ueber dem allen spannte sich der Aether tadellos klar, eine über die Nasen herrliche Kuppel der im Herbstsonnenglanz schimmernden Erde. Die Mägde, welche noch unter den Linden beschäftigt waren Tische und Bänke zu scheuern, schwatzen lustig, besser noch als die Sperlinge, welche aufgeregt in großen Schwärmen hier und dort niederfielen, durchaus nicht gesonnen, sich an dem allgemeinen Fest nur als Zuschauer zu beteiligen. Alles, was Leben und Odem hatte in Kostin, gedachte ja heut zu feiern und zu genießen, und die Spahen schienen es zu wissen, daß auch für sie Broden und Bröckchen abfallen würden.

„Die Erntine wird hent wohl nicht mittanzen,“ sagte eins der Mädchen zu seiner Gefährtin. „Mit ihrem Vater soll es ganz schlecht geben.“

„An dem alten Krause ist nicht viel gelegen,“ entgegnete die andre.

„Uns kann's schon recht sein, wenn sie nicht mit dabei ist. Viele meinen, sie könnten nur mit ihr tanzen, weil sie auf dem Schloß dient, und wir nicht. Als ob es etwas Schlechteres wäre, dem Vieh aufzuwarten.“

Es tauchte aber die Andre ihren Strohwißch aufs neue in den blißblanken Sand, den sie zum Scheuern nötig hatte, und sagte, den Kopf in schlauer Weise ein wenig vortreckend: „Wenn die Tine nicht kommt, wird auch der Teuclieb nicht kommen. Räme er aber doch, so wirds etwas geben, denn auf den weisen sie mit Fingern. Das hängt einmal an ihn, davon wäscht ihn kein Regen rein.“

„Meinst Du wirklich,“ gab die andere nachdenklich zur Antwort; und nach einer Pause fuhr sie fort: „es ist wahr, als sie noch auf dem Hofe diente, redeten die Leute davon, daß er ihr gut wäre, es hat's Mal einer mit angesehen, wie sie an ihm vorübergeschritten, hat er über das ganze Gesicht gelacht. Du liebe Zeit, als ob an ihr etwas Apartes wäre! Und sie stammt doch aus einer so schlechten Familie.“

„Und wenn sie ihm in die Augen gestochen hat, so ist eben so gewesen, und weiter nichts. Damals waren sie so weit auseinander, wie Sonne und Mond, denn es ist noch niemals in unserm Dorf vorgekommen, daß ein Bauer einer Büdnerin die Ehe verspräche. Jetzt passen sie vielleicht besser zu einander, weil er überall für unehrlich gilt; ohne ein Eheversprechen giebt ihm aber die Tine nicht mal einen Kuß; sie ist stolz wie 'ne Gräfin.“

„Ja das ist sie auch, ich weiß aber wirklich nicht, wo sie eigentlich den Spahn im Kopf her hat.“

„Gut genug, wenn sie nicht zum Tanz kommt, mag sie doch bei dem Diebsvater in der Heide bleiben, da ist sie am besten aufgehoben. Sil' Dich Annemarie, es dauert nicht mehr lang, denn das Vieh kommt zu Mittag von der Weide, und um 4 bringen sie schon den Erntekranz.“

Das Geschwätz verstumte, um so mehr, als die behäbige Gestalt der herrschaft-

lichen Wirtschaftlerin in einiger Entfernung vorüberschritt. Es war wirklich notwendig geworden, daß alle Hände sich rührten, alle Kräfte sich in Bewegung setzten, um mit den Festvorbereitungen zu Ende zu gelangen. —

Ungeachtet der September halb vorbei, war der Tag heiß gewesen, so daß es gar erquicklich war, als vom See herüber ein Risfchen wehte, weich wie gesponnene Seide; die Blätter der Linden, hier und dort gelblich gefärbt, regten sich wieder zu traulichem Flüstern, und den Herbstblumen des herrschaftlichen Parks, welche halbtäubt unter dem glühenden Ruß der Sonne ausgeharrt hatten, entquoll jetzt ein um so süßerer Duft.

Es schlug 4 Uhr vom Kirchturm des Dorfes, als Herr von Lindow aus dem Portal des Schlosses trat, und sich, gerade in der Mitte zwischen den beiden hohen Kandelabern, auf die Brüstung des Geländers lehnte. Von der Straße her hatte sich schon seit einiger Zeit ein Tumult und Wirrwarr von Tönen bemerkbar gemacht: einzelne jauchende Rufe, wie Raketenfeuerwerk in die Luft geschleudert, dazwischen das drollige Geprell eines Brunnbasses, unbeschreibliches Quinkeltieren verflämter Seigen, untermischt mit sentimentalen Hornoufsallängen, Geschrei von Kindern, Hundegebell, und endlich der Gesang der Schnitter und Schnitterinnen selbst, die in langen Zug geordnet, die Richtung nach dem Schloß einschlugen; vorn und hinten, sowie an beiden Seiten hüpfte und trabte die Dorfjugend, und auch die Kleinsten und Allerleinsten, welche noch auf krummen und bedenklich schwankenden Beinchen den Staub der Erde aufwirbelten, wurden von älteren Geschwistern rücksichtslos vorwärts geschleppt, weil sie allen Ernstes meinten, die Sachen gingen einmal nicht ohne sie. Die ganze aufgeregte lärmende Schar, der ein junges Mädchen voranging, welche die aus Ähren geklochtene, und mit Blumen und Bändern reichlich anstaffierte Erntekrone trug, sammelte sich unterhalb der Rampe. Als die sonnenverbrannten Gesichter zu ihm erhoben, und alle Augen auf ihn gerichtet waren, nahm Herr v. Lindow seinen Hut herab. Er stand da, mit dem eisengrauen Haar und den Furchen auf der hohen wetterfesten Stirn, welche die letzten schweren Jahre und vielleicht noch ein andres ihm tief durchfurcht hatten, stand — und begrüßte die Seinen. Tiefe Stille trat ein, in Begleitung einiger hoch aufgezupften Gefährtinnen, welche ihre Rechen mit Blumen umwunden hatten, ging die Trägerin der Erntekrone in würdevoller Haltung und mit gemessenem Schritt die Rampe hinauf, machte, indem sie vor dem Herrn des Gutes stehen blieb, einen tiefen Knix, und sagte dabei einen landesüblichen Spruch auf. Herr v. Lindow nahm ihr die Krone ab, und hielt sie einige Augenblicke mit beiden Händen; dabei sprach er mit lauter Stimme, und es war, als lämen ihm die markigen Töne aus tief bewegter Brust:

„Ich grüße Euch alle, und danke Euch allen, die ihr zu Koskin gehört! Nach dem unerforschlichen Rathschluß Gottes leben wir in einer Zeit schwerer Heimfuchung, dennoch hat es dem Herrn gefallen unsre Felder zu segnen, so daß wir heut miteinander den Erntekranz feiern können. Gott die Ehre, welcher unsren Ader fruchtbar gemacht und auf unsren Wiesen das Gras hat reichlich wachsen lassen, so daß wir getrost in den Winter hinein gehen können.“

Alle Hüte flogen von den Köpfen, und viele der Weiber, welche wie die Blumen des Feldes, wo sich nur die Gelegenheit dazu bietet, ein Recht zu haben meinen auf einen reichlich fließenden Thau, brachten die Zipfel ihrer Schürzen an die Augen, während einige andre, in dem sie unringenden Kinderhansens, der ihnen nicht ernsthaft und nicht audächtig genug erschien, berbe Büsse ansteilten. Die Vesperglocken tönten dazwischen. Herr v. Lindow reichte jetzt die Erntekrone dem hinter ihm stehenden Diener, welcher dieselbe, eine Leiter war rasch zur Hand, über dem Portal des Schlosses aufhing; und dort sollte sie bleiben bis die Saat auf den Bergen ihre grünen Spizen durch Schnee und Eis drängen, und die Lerche ihr erstes Frühlingsspiel darüber anstimmen würde. Der ganze Zug der Feiernden begab sich jetzt unter hellem, laut ausbrechendem Jubel nach dem Ager unter den Linden. Der sonst so stille Platz ward plötzlich wie von hochgehender Woge frisch schäumender Lebenslust überflutet.

„Es ist doch noch Kraft und Mut darin,“ murmelte Herr v. Lindow, der den

Abziehenden mit väterlichem Stolz nachschaute. „Sie lassen sich nicht unterliegen — wenn es Gott gefiele“ — er brach plötzlich mit einem Seufzer ab und begab sich wieder in das Innere des Schlosses, jedoch nur um seinen festlichen Anzug mit einem etwas leichteren zu vertauschen, lag ihm doch die Pflicht ob, mit der jüngsten und hübschesten der Schnitterinnen alsbald den Tanz um die Linde zu eröffnen und das erste Glas Bier aus einer umfangreichen Tonne zu kosten. Von dem hoch aufgegangenen, dick mit Zimmt und Safran bestreuten Kuchen mußte er gleichfalls einen Löwenanteil für sich nehmen. Er ist so gut und möchte sie um alle Schätze der Welt nicht beleidigen, und obwohl es ihm gar nicht leicht wird, laut er tapfer darauf los, und würgt den allzu berben Bissen geduldig hinunter, geht dann freundlich zwischen ihnen umher, klopft den Kindern die Waden, und spendet ihnen blanke Dreier, damit sie ihr Glück an den Würfelbuden versuchen können, läßt hier und dort einem Knecht, der besonders tüchtig gearbeitet, ein anerkennendes Wort zufließen, lobt den Fuß der jungen Dirnen, und streichelt die Hunde, welche fröhlich und schweißwedelnd an ihm emporspringen. Endlich jedoch, und wie es scheint mit besondrer Vorliebe, bleibt er bei den Alten hängen und wenn sie ehrerbietig sich erheben, und mit zitternden Knien vor ihm stehen, drückt er sie wieder auf ihren Schenkel herab, weilt mit verschränkten Armen und seitwärts geneigtem Ohr unter ihnen, und es ist, als könnte er sich nicht mehr von ihnen trennen, denn mit ihnen kann er von der Vergangenheit plaudern, von den alten Zeiten, den vorigen Jahren, die nun für immer dahin sind. Da sie frisch und jung waren, haben sie keinen Eltern gebietet, viele von diesen sehnenhaften Armen haben ihn umhergetragen, die weißen Lippen, die einst blühend und voll waren, ihn als Junkerlein begrüßt. Zudem er so mit ihnen verkehrte, sah er sich zuweilen forschend in ihrem Kreise um, oder wendete seine Blicke dem Dorf zu, als ob er jemand erwartete, ohne dessen Gegenwart die Bedeutung des Tages für ihn geschmälert sein würde.

„Anneliese kommt heut nicht,“ bemerkte eine der alten Frauen, welche wohl wußte, nach wem der gnädige Herr ausgeschaut hatte, „sie hat einen Fluß im Arm und den Kopf mit einem dickem Tuch verbunden. Wenn sie so ist, geht sie nicht aus der Kammer. Von dem Treulich sagen sie, daß er zum Tanz da sein wird, aber beim Ertraktanz ist er nicht gewesen,“ setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu. Um so besser, dachte Herr v. Lindow bei sich selbst; die Erwähnung jenes Namens hatte auf seiner Stirn einen dunklen Schatten hervorgerufen. Er trat einige Schritte zurück und hatte so das ganze ländliche Bild vor sich, das schöne Schloß schaute stattdich zu ihm herüber. — Wie so lustig sie sich umschwangen, und wie gar angreifend die herzhaften Musik die Lüste weithin erfüllte; dazu jauchzten die Kinder und die Gläser klapperten, und die Linde, um welche sie im Zweitritt sich drehten, rauschte darein, als freue sie sich, der Mittelpunkt des großen Tages zu sein. Still und ernsthaft stand das Kirchlein, gleichsam erhoben über dem Gedränge der Welt, und im getrübbten Glas eines feiner Fenster brach sich ein Sonnenstrahl, und funkelte darin, wie ein goldner Stern. Leben und Freude überall. — Plötzlich jedoch war es, als ob ein Auck durch die Versammlung ginge — es siebелten zwar die Geigen noch darauf los, und der Brummhaff ließ sich kräftig vernehmen, die Köpfe der Tanzenden aber flogen seitwärts, und auch die übrigen Zuschauer wendeten ihre Blicke einmüthig dem Hofthor zu. Der Treulich schritt eben da hindurch und näherte sich dem Tanzplatz. Er trug sich kerkengrad und war festlich angethan, mit blanken Stiefeln, gelben Lederhosen, dem kurzen Rock und der seidenen Weste, an welcher die blanken Knöpfe blitzten; vom Hut herab wehten bunte Bänder, und es prangte auch ein Blumensträußchen daran, die Großmutter hatte es mit eignen Händen zusammengewickelt; Rosmarin mit Salbei, eine dunkelrote Nelke und braunrot schimmernder Goldblad.

„Er sieht ja aus, wie ein Graf,“ sicherte eins der Mädchen. Herr v. Lindow entfernte sich eilig, man erblickte noch seine Gestalt, wie sie im Hintergrund sich zwischen den Bäumen verlor. Er mochte nicht länger bei seinen Leuten bleiben, wenn der Treulich darunter war; es gab ihm immer einen Stich in's Herz, wenn er den Burtschen nur zu sehen bekam. Auf einem Umweg gelangte er in den Park, wo er einen schattigen Platz auswählte und lesend in ein Buch sich vertiefte. —

Trenlieb stand mit einemmal mitten unter den Tanzenden. Ganz bedächtigt klopfte er seine kurze Pfeife aus, vergrub sie in seiner Tasche und ging dann lechlich auf eine Bauerntochter los, welche in leuchtendem hellroten Kattunkleide sich für eine der Ersten in der Versammlung halten mochte. Aber das Mädchen wendete den Kopf ab und erwiderte: „Ich tanze nicht mit Dir.“ Sie hatte es leise gesagt, so daß die andren es nicht hörten. Trenlieb blieb ganz gelassen und wendete sich schnell an eine andre Bauerntochter, die hatte er von Kindheit auf gekannt und war auch mit ihr zusammen eingesehnet worden; eine Zeit lang sogar hatte er gemeint, er könne sie zum Weibe nehmen, weil sie still und sittsam war und ihren alten Eltern gern zur Hand ging, doch es mußte ihm die Lust dazu wieder vergangen sein, und sie war ihm ans dem Sinn gekommen, er wußte selbst nicht wie. Er glaubte nicht, daß sie ihn abweisen würde, aber sie that es dennoch, obwohl sie traurig darein schaute und die Augen niederschlug. Das dritte Mal ging er auf ein blutjunges Ding los, das war zu Ostern noch in die Kinderlehre gegangen, schaute etwas einsältig darein und war über die Maßen erpicht auf das Tanzen. Der Bursche, mit welchem es sich bis dahin eine ganze Viertelstunde gedreht, ohne nur einmal zu rasten, stand jetzt bei der Würfelbube, und dem Mädchen mochte die Zeit dauern — willig folgte es der Aufforderung des Trenlieb, indem es bei sich selbst meinte, möchten die andren reden so viel sie wollten, der Schönste sei er einmal, und verstände das Umschwenken als ob er nicht sie, sondern eine Feder im Arm hätte. Aber wie sie beide mitten darin waren und vor ihren Augen der Anger und die Linden und der ganze herrschaftliche Hof, sowie das Schloß und die alte Kirche im lustigen Wirbel sich drehten, fühlte der Trenlieb urplötzlich eine schwere Hand sich auf seine Schulter legen. Der Vater des Mädchens, ein alter, starknochiger Bauer packte ihn mit eisernem Griff und rief laut und vernehmlich:

„Laß die Kathrine los, das Mädchen tanzt mit Dir nicht!“

Alle hatten's gehört — wie von plötzlichem Schreck ergriffen hielten die Musikanten inne, den Burschen und Mädchen stockte der Atem in der Brust, und die Alten und Kinder drängten sich herbei, um zu sehen was es gäbe. Der Trenlieb aber hielt das Mädchen gepackt, wie etwa der Adler ein Kuckuck festhält, und rief, während er im Gesicht braunrot ward und die linke Faust sich krampfhaft zusammen ballte:

„Ich laß mir nicht an meine Ehre rühren, und was habt Ihr gegen mich, daß ich mit Euch nicht mehr tanzen soll?“

Es rotteten sich aber die Burschen zusammen und tuschelten miteinander, während die Mädchen einen bunten Haufen bildeten, und die Männer und die alten Leute ebenfalls unter sich verhandelten. Endlich trat der alte Freymann, welcher seit vierzig Jahren schon das Amt des Dorfschulzen versah, auf Trenlieb zu. Da ward's still ringsumher, wie in der Kirche, oder auch — wie an einem offenen Grabe. Es sprach aber der Alte mit voller Stimme:

„Es taugt nicht mehr, Erich Trenlieb, daß Du den Erntekranz mithalten willst wie andre Leute — harte Thaler magst Du haben, aber für einen Kostiner Bauern will es sich nicht schicken, dem König das Geld, welches ihm die Franzosen gelassen, heimlich an sich zu bringen. Mit Solchen tanzen unsre Mädchen nicht. Wir wollen Dir das Zusehen nicht wehren, aber Wittanzen, und Wittinken, das ist zu Ende — auch wenn Du vier Pferde im Stall hast und silberne Knöpfe an Deiner Weste. — Ehrlich währt am längsten, Erich Trenlieb!“

Der alte Mann drückte seinen Hut tief in die Stirne, wendete sich mit einer Geberde würdigen Selbstbewußtseins, und stapfte gemessenen Schrittes von dannen, um sich wieder auf eine der hölzernen Bänke niederzulassen, auf welchen er vorhin mit seinen Altersgenossen gesessen. Die halbgeleerten Krüge standen noch auf dem Tisch, und es that der Schulz alsbald einen tüchtigen Zug, denn die lange Rede hatte ihn erschöpft und außer Atem gebracht. Trenlieb aber war totenblaß geworden, und die Arme hingen ihm schlaff am Leibe hernieder, so daß die Kathrine Gelegenheit fand ihn zu entschleppen und sich hinter dem breiten Rücken ihres Vaters zu verstecken. Am liebsten

würde der Tiefgetränkte dareingeschlagen haben, daß Ries und Funken geüben hätten. Aber er besann sich. Treulich hatte die Sache, um welche es sich handelte, mit sich selbst und der Großmutter ins Reine gebracht; der Entschluß war gefaßt, daß er ihn niemals brechen würde, dafür war er der Treulich und der Erich obenein. — Aus den großen blauen Augen warf er einen langen Blick nach dem Schloß hinüber, welches durch die Bäume des Gartens hindurchschimmerte. Dann ging er ruhig von den Hofstiner Dorfleuten, dem Ager und den Lunden hinweg, als ob nichts vorgefallen wäre. Es war vielleicht eine Art Instinkt von ihm, daß er sich, wie es ehemals Verfolgte und Geächtete thaten, in den Schatten des Kirchleins begab, so daß er die Feiernden wohl zu sehen vermochte, und doch gänzlich von ihnen abge sondert war. Da stand er nun, an die Linde gelehnt, von welcher wir vorhin gesprochen, und schaute mit einer gewissen wehmütigen Ernsthaftigkeit dem lustigen Treiben zu, das gleich nachdem er den Platz verlassen, wieder begann. Denn das Volk mag an seinen fargen Freuden, die es mit zäher Gemüthsfähigkeit auskostet, nicht um eine Minute verkürzt werden. Sie hatten den Treulich ausgestoßen, weil sie ihn nicht mehr mochten — das war alles — es hätte auch zur Prügelei kommen können, um so besser, meinten die jungen Leute, das ist dann erst etwas Rechtes und giebt Spaß. Da es aber nicht geschehen war, tausten sie weiter, als ob es niemals einen Erich Treulich in der Welt gegeben hätte. Warum auch war er gekommen, konnte er sich, was nun eine tief einschneidende Thatsache für ihn geworden, nicht vorher sagen? Gewiß — aber es war doch besser so. Er war zur vollen Klarheit gelangt, und das Gezischel und Getuschel hinter ihm mußte aufhören. Lieber offen für Feind und Räuber gehalten werden, als beständig wie von einem Mädenschwarm von feindseligen Blicken und stichelnden Redensarten umgeben sein. Doch es hielt ihn noch etwas andres auf dem Platz unter der Kirchenlinde zurück. Seitdem er sich einsam zu fühlen begonnen, und die alte Großmutter die Einzige war, welche ihm ein freundliches Wort gönnte, hatte er mehr als in früheren glücklichen Tagen an die Ernestine gedacht. Ihr Bild verfolgte ihn wo er ging und stand. Früher, als er noch mit hochgehobnem Haupt durch das Dorf schritt, an der Wirtstafel oben an saß, und auch in der Kirche einen der ersten Plätze beanspruchte, hatte er zwar das Mädchen auch gern; aber es war ihm doch immer so vorgekommen, als stände sie in bescheidner Niedrigkeit zu seinen Füßen, als müßte er sich bücken, um sie aufzuheben. Jetzt war das anders — er selbst von seiner Höhe herabgestürzt — keine Macht der Welt, und wenn er noch so viel Strümpfe voll harter Thaler besessen, vermochte ihn wieder zu geben, was er verloren: die Achtung seiner Mitmenschen. Es war ihm zu Mute, als trüge er beständig ein Joch auf seinem Nacken; und während er darunter seufzte, sah er, daß die Ernestine eine gleiche Last mit sich herumschleppen mußte. Sie selbst freilich war rein wie der Thautropfen, welcher früh morgens an der Lilie hängt; dennoch blieb sie nach Ansicht der Dorfbewohner unehrlicher Leute kind, und selbst die Günst des anädigen Herrn vermochte nicht sie von diesem Matel zu erlösen. Konnte nicht beider Kreuz sich erleichtern, wenn sie es gemeinsam trügen, sich helfend, stützend und tröstend in den Kämpfen und Leiden des Lebens? Diese Gedanken und Bilder hatten den Treulich immer mehr und mehr unspinnen, ihn eudlich leidenschaftlich erregt. Es kam ihm hart an, daß die Ernestine, um ihren kranken Vater zu pflegen, jetzt oft Tage lang abwesend war; er sehnte sich nach ihr, und da er nicht hatte erfahren können, ob sie auf dem Schloß sei und am Erntefest teilnehmen würde, es aber bei ihm feststand, daß sie mit einem andren nicht tanzen durfte, so hatte er sich gleichsam als Wächter den Posten unter der Kirchenlinde ausgesucht. Nur die Atemzüge in seiner Brust zog er tiefer ein als gewöhnlich, die blauen Augen blitzten von innerem Feuer und den Rauch seiner kurzen Thonpfeife blies er gewaltfamer von sich, als je.

Lustiger wogte drunten der Tanz, sie jauchzten laut, schwenkten ihre Hüte, die bunten Bänder flogen, und immer gellender kreischte die Fiedel, immer hastiger polterte der Brummbach zwischenthinein. Und wer nicht tanzte, der saß in trauter Gemeinschaft auf den Bänken und ließ sich Bier und Branntwein, so wie den Erntekuchen und das kräftige Landbrot prächtig schmecken.

Die Strahlen der Sonne fielen immer schräger auf den Tanzplatz, und die Schatten, welche sich bunt durcheinander auf dem grünen Anker drehten, wurden lang und länger. Man achtete nicht darauf, daß sich in der Dorfstraße Lärn vernehmlich machte, der von einem Trupp Soldaten herrührte. Erst als derselbe durch das weitgeöffnete Thor in den herrschaftlichen Hof einbrang, wurde man aufmerksam. „Franzosen!“ — hieß es plötzlich von allen Seiten, „sie kommen geradezu herein, was wollen sie von uns?“ Es war, als ob der Geier in einen Schwarm Tauben gestoßen wäre; die Musik verstummte, still war's auf dem Plan, die Köpfe der Kossiner bückten sich, und wenn sie es nur vermocht hätten, viele von ihnen wären am liebsten in ein Mauseloch geschlüpft, so unheimlich fühlten sie sich. Nur der Treulieb stand aufrecht, und wie ein trotziges Wetterleuchten ging es über sein Angesicht. Es hatte aber der Anführer der Truppe einen Dolmetscher bei sich, welcher, nachdem die Soldaten dicht an den Tanzplatz herangekommen, nach dem Schulzen frug. Der alte Mann, welcher nicht zu den Furchtsamen gehörte, trat alsbald vor, während die Seinen sich hinter ihm versammelten und mit gespannten Mienen der Dinge harrten, die da kommen sollten. „Ist Er der Schulz?“ lautete die erste Frage — und als derselbe bejahte: „Es ist dem Commandanten von Cüstirn die Meldung gemacht worden, daß die Kossiner eine Kriegskasse bei sich verborgen halten, deren Inhalt als rechtmäßige Kriegsbeute dem Kaiser gehört; es werden dieselben hiermit aufgefordert, solche sofort auszuliefern und den Uebelthäter, welcher den Raub begangen hat, namhaft zu machen, andernfalls ihnen eine Contribution auferlegt, oder wenn sie dieselbe nicht zu leisten vermöchten, das Dorf niedergebrannt werden soll.“

Witten in ihre Zerkfreude hinein kam diese Drohung wie ein verheerender Blitzstrahl; die Frauen stiegen an zu schluchzen, und mit finstren Mienen und geballten Fäusten drängten sich die Männer zusammen — ratlos, thatlos, nicht wissend welchen Ausgang diese gefährliche Angelegenheit nehmen würde. „Wenn so etwas in unfrem Dorf geschehen ist,“ erwiderte der alte Schulz, „so kann doch das Dorf nichts dafür; das Dorf ist ehrlich, was ihm von Gott und Rechtsoegen nicht zusteht, das behält es nicht. Wenn ein Mann eine schlechte That verübt hat, warum sollen die Uebrigen mit ihm leiden?“

„Wer ist der Mann?“ rief der Anführer, dessen hartes, narbenreiches Gesicht eisernen Willen und Lust zu Gewaltthätigkeiten verriet.

„Erlauben der Herr Officier,“ entgegnete der Schulz, „wenn Sie den Mann haben, was sollte mit ihm geschehen?“

„Wenn er die Gelder herausgiebt, nehmen wir ihn als Arrestanten mit nach Cüstirn; wenn er sie nicht herausgiebt, schießen wir ihn nieder — also hat der Herr Commandant von Cüstirn befohlen, und wir haben seinen Worten pünktlich Folge zu leisten.“ Der Dolmetscher hatte diese Worte mit so lauter Stimme gerufen, daß sie weithin vernehmbar waren. Einige der Kinder begannen laut zu schreien, aber ihre Mütter bedekten ihnen die schwielenharte Hand fest auf den Mund, indem sie ihnen in's Ohr flüsteren: „sei still, sonst schießt er Dich auch todt.“

Und das Wort Bonaparte lief wie ein Schredgespenst durch den bunten, eben noch so fröhlichen Haufen der Großen und Kleinen. Es hatte aber der Schulz seine Leute herangewinkt und sie im Kreise um sich versammelt. Der schlichte Mann sah wirklich ehrwürdig aus, als er an die Männer Kossins die Frage stellte: „Wollen wir ihnen den Mann ausliefern?“

Eine lange Pause trat ein, und dann rief es vielstimmig:

„Wir wissen von keiner Kriegskasse, und den, von dem es gesagt wird, den liefern wir nicht aus!“

„Also befehle ich im Namen des Kaisers, daß binnen einer Stunde 6000 Thaler herbeigekauft sind. Wo nicht, wird das Dorf an allen vier Ecken angezündet.“

Ein Wehgeschrei war die Antwort, die von der Erde zum Himmel stieg und Gottes Gerechtigkeit in die Schranken rief.

„Herr,“ erwiderte der Schulz, „es ist uns unmöglich so viel Geld zusammen-



zubringen. Viele von uns haben keine Kuh mehr im Stall, und wenn der gnädige Herr uns nicht beigestanden, hätten wir die Acker nicht bestellen können.“

„Das geht mich nichts an,“ war die barische Antwort, „das Geld, oder den Mann! Haltet Euch nicht auf mit Worten.“ Gar grimmig raffelte er mit dem Säbel, strich sich den Bart, und die kleinen boshaften Augen funkelten. Die Erwähnung des Herrn von Lindow rief in mancher gepreßten Brust einen Hoffnungsstrahl hervor. Wer anders konnte und mußte helfen, als er?

„Lauf doch einer nach dem gnädigen Herrn!“ ging es durch die Versammlung, und ein halberwachsener Knabe jagte alsbald von dannen, um denselben zuerst im Schloß, und dann im Park zu suchen, während die übrigen Dorfbewohner in dumpfem Schweigen verharrten. —

Herr v. Lindow saß auf dem Platz, dem schon seine Mutter wegen seiner süßlichen Lage und der dort aufgestellten edlen Gewächse den Namen Italien gegeben hatte. Aber obgleich er ein Buch in der Hand hielt, war es ihm doch nicht möglich gewesen, sich mit unbefangnem Sinn in die Lectüre desselben zu versenken; er ließ dasselbe zuweilen auf sein Knie niedersinken und sah mit halbzerstreutem, halb melancholischem Blick in das dunkle Blättergrün, welches ihn ringsumher umgab. Die von seiner verstorbenen Gattin gepflanzten Hortensien, der Gärtner hatte sie zu beiden Seiten in großen Gruppen vereinigt, schauten ihn an mit ihrem blaßblauen, und blaßroten Angesicht und die verblühten Farbentöne erinnerten ihn an das Leid vergangener Tage. — Ja wenn der Eine, welcher durch göttliche und menschliche Ordnung dazu berufen war, die Wunden seines Herzens zu heilen, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck gehabt, wenn er in seinem Joachim wirklich einen liebenden und getreuen Sohn besessen, es würde sich ihm jene herbe Traurigkeit in Freude verkehrt haben. Herr v. Lindow gedachte in diesem Augenblick an alle die Erntefeste, welche er mit seiner Gemahlin zusammen gefeiert, und niemals trat ihm ihr Bild vor die Seele, ohne daß er sie mit dem blondlodigen, kräftigen Knaben an der Hand sich vorgestellt hätte. An dieses Kind waren alle seine irdischen Hoffnungen geknüpft gewesen, der Gedanke an dasselbe hatte ihm Fassung gegeben, als man den Sargdeckel über das stille blaße Gesicht der lieben Toten gedekt, als er beschloffen hatte, von jenem unvergeßlichen Moment an nur noch seiner Pflicht zu leben und keinen Anspruch auf Glück mehr zu erheben. Der junge Mann aber, vom Geist seiner Zeit ergriffen, hatte sich fremden Einflüssen hingegeben, hatte als Erbe einer stattlichen Besizung Schulden auf Schulden gehäuft und schließlich das Geschid der Armee teilend, die Niederlage von Jena mitgemacht. Letzteres wurnte den Vater vielleicht am meisten, denn die alten preußischen Geschlechter sind an den Kriegeruhm gewöhnt und haben seit Jahrhunderten ihr Blut für die Ehre des Vaterlandes vergossen. Wahrlich es sing an kühl und fremd für ihn zu werden auf dieser leidvollen Erde.

Aus seiner still vor sich hinbrütenden Stimmung schreckte ihn Meyers Christian, der so eilig herbeigesprungen kam, daß ihm der Pantoffel vom Fuß abgeflogen war; hatte sich auch keine Zeit gelassen, denselben wieder anzuziehen, sondern trug ihn wie einen Fehdehandschuh in der Rechten und rief es dem Herrn schon von weitem entgegen:

„Die Franzosen sind da — und sie wollen das Dorf abbrennen, den Treulieb tothschießen und dem gnädigen Herrn all sein Geld wegnehmen!“

Herr v. Lindow fuhr auf, eiligen Schrittes neben dem Atemlosen einherstreichend erfuhr er um was es sich handelte und auch, daß die Männer Kostius, welche eben noch zu Gericht geseßen über den Ehrlosen, ihn dennoch nicht hatten angeben und ausliefern wollen. Die Sache hatte keinen guten Anstrich, aber obwohl von banger Sorge ergriffen, trat doch Herr v. Lindow mit der ihm angeborenen Würde und Festigkeit dem französischen Officier entgegen. Es fuhr aber dieser mit herrischer Geberde und einem Schwall von Worten auf ihn ein, wiederholte seine Drohung und, indem er seine Uhr hervorzog, wies er auf den Zeiger derselben und machte darauf aufmerksam, daß von der gegebenen Frist bereits eine Viertelstunde resultatlos verstrichen sei.

Herr v. Lindow zuckte schmerzlich die Achseln:

„Es möchten im ganzen Dorf wenig mehr als 100 Thaler anzutreiben sein.“

Was meine Kasse betrifft, so steht sie dem Herrn zu Diensten, aber der Inhalt wird schwerlich auch nur den sechsten Teil der geforderten Summe betragen.“

„So werden Sie das Dorf in Flammen aufgehen sehn,“ erwiderte kalt der Franzose, welcher, da Herr v. Lindow der französischen Sprache mächtig war, mit ihm ohne Dolmetscher verkehrte. Erich Treulieb hatte bis jetzt seinen Platz unter der Kirchenlinde nicht verlassen. Was sich da unten zutrug und um wach wichtige Entscheidung es sich handelte, vermochte er von dort nur halb zu verstehen. Nun winkte er sich Christian Wener herbei, der wie ein Adjutant nach allen Richtungen hin und her trabte — winkte ihn nicht an sich heran und ließ sich von ihm Bericht abhatten.

Während Herr v. Lindow mit dem französischen Officier unterhandelte, hatten sich alle Blicke auf ihn gerichtet, alle Herzen von ihm Hülfe erwartet und doch fingen sie bereits an zu begreifen, daß hier auch die Macht des Herrn nicht hinreichen dürfte, um eine friedliche Lösung der Frage herbeizuführen.

„Im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen,“ erwiderte jetzt Herr v. Lindow, „protestiere ich gegen jede Gewalt — wir befinden uns nicht im Kriegszustand und es hat der Commandant von Cüstrin durchaus nicht das Recht in dieser Art zu verfahren.“

Ein höhnisches Lächeln zitterte um die Lippen des Franzosen: „Wir haben jedenfalls,“ erwiderte er in brutalem Tone, „die Macht für uns und der Kaiser wird unsterblich die Dienstreue zu loben wissen. Ich habe ja auch einen Ausweg vorgeschlagen; ich verlange den Bauern genannt zu wissen, welcher die Kriegskasse unterschlagen hat. Das ist alles. Wir wollen ihn nötigen sie herauszugeben — wo nicht — so schießen wir ihn nieder. Herr v. Lindow stieg das Blut in die Schläfe, aber wie oft haben deutsche Männer ihr vor Entrüstung hochaufschwellendes Herz niederdrücken und ihre Hand auf den Mund legen müssen, wenn französischer Uebermut unterschlagen hat. Eine bange Pause trat ein; es hielt aber der Franzose noch immer die Uhr in der Hand und finster zog er die Augenbrauen zusammen, während er an der Unterlippe nagte. — Dumpfe Schwüle überall. — Da kam es plötzlich von der Kirchenlinde mit festem Tritt den Hügel herabgeschritten, eine nervige Faust machte sich Bahn — und da stand er, der Erich Treulieb, ganz unversehens vor dem fremden Gewaltthaber und schaute ihm furchtlos und trotzig ins Angesicht:

„Der Mann, von dem sie sagen, daß er die Kriegskasse für sich genommen, bin ich,“ sagte der Treulieb, „besser es kommt auf einen, als daß es über alle hergeht.“

Herr v. Lindow war einen Schritt zurückgetreten, viele der Anwesenden thaten ihren Mund auf vor Erstaunen und behielten ihn noch ein Weilchen offen, so sehr hatte es sie überrascht, daß der Treulieb sich selbst anzeigte.

„Also dieser!“ rief der Officier mit einer Art von Triumph, und es dauerte nur einen Augenblick, so warfen sich, einem Wink von ihm folgend, einige der Voltigeurs auf den Schuldigen, fesselten ihm die Arme und machten ihn so zu ihrem Gefangenen.

„Nun wohl mein Freund,“ hub jetzt der Officier an, „bringe diese Angelegenheit schnell zu Ende und liefere uns die Kriegskasse aus, so wirst Du, wenn der Kaiser gnädig ist, mit einem Arrest davon kommen.“

„Ich kann sie nicht ausliefern,“ erwiderte Erich Treulieb gelassen, „denn ich habe sie nicht.“

„So schießen wir Dich nieder wie einen tollen Hund,“ brüllte jetzt der Officier. „Verbleu! ich habe mir selbst das Wort gegeben, dies verwünschte Dorf nicht zu verlassen, ohne dem Herrn Commandanten die Kriegskasse mit nach Cüstrin zu bringen.“ Sein Blick schweifte drohend über die Versammlung und blieb endlich an der Kirchenlinde haften. „Das da ist eine gute Stelle für eine Exekution!“ rief er. Dem Commando folgend nahm die Truppe den Gefangnen in ihre Mitte, ordnete sich mit Blüheschnelle und marschierte rüchichtslos über den Ager, Kinder und Stühle zu Boden werfend und wo sich ein mit Gläsern gefüllter Tisch ihnen in den Weg stellte, ihn mit einem Ruck bei Seite schleudernd. Da lagen nun die Gläser, aus welchen sie kurze Zeit vorher fröhlich getrunken, in Scherben, eine rohe Faust hatte den Erntekranz zerrissen,

an die Stelle der lustigen Tanzmusik war der furchtbarste Ernst getreten. Es achtete aber der französische Gemalthaber nicht auf Herrn v. Lindow, der an seiner Seite ging und ihn mit eindringlichen Worten beschwor, die Sache nicht bis zum Aeußersten zu treiben. Er selbst sei bereit, den Thatbestand an die französische Behörde in Güttern zu melden, auch wolle er, wenn man ihm nur Zeit gönne, das Geld herbei schaffen und vollen Ersatz leisten. Aber der Franzose hörte nicht auf ihn; es war eine jener finsternen Abenteuer-Gestalten, welche zur Zeit der französischen Revolution bis an die Knöchel im Blut gewatet, für den Mord keine Schreden mehr besaß, der den Tod des Soldaten nur als eine Masse übergeworfen hatte und der in jedem kritischen Augenblick seine eigentliche Natur offenbarte und wieder zu dem ward was er gewesen, zu einer wilden Pektie nämlich, welche das Blutvergießen zu einem Handwerk macht. Solcher Leute gab es damals noch viele, ihre Gebeine sind überall hin verstreut worden, sie bleichten in Africas Wüsten, den Adlern zum Fraß lagen sie unter den Felsentrümmern der Alpen, oder ruhten auf Deutschlands zerstampften Feldern — verwünscht, verflucht von jedem, der sie gekannt.

Herrn v. Lindows Worte verhallten, mit festem Tritt marschierte die Truppe über den heiligen Boden des Friedhofs und über die eingesunkenen Hügel hinweg. Was war ihnen der geweihte Ort, was das ehrwürdige Kirchlein, in dem durch so viele Jahrhunderte das Evangelium gepredigt worden war — hatten sie doch bereits Dome zertrümmert, Altäre umgestürzt, Königgräber geplündert, und die Asche der Majestäten in die Winde verstreut.

Sie banden den Erich an die nämliche Linde, unter welcher er vorhin gestanden, als er an Ernestine gedacht und bei sich selbst gemeint, ungeachtet alles Elendes, welches das letzte Jahr über ihn verhängt, könne er doch noch glücklich werden auf Erden. Es hielt aber der größere Teil der Soldaten den Eingang des Friedhofs besetzt, während eine von dem Commandeur dazu ausersehene Section sich schußbereit machte. Erich faltete still — die Fessel ließ es zu — seine Hände, und hob die Augen zum Himmel empor. Gut war es, daß er von der Anneliese das Aeten gelernt und mit der ihm eignen Treue und Gewissenhaftigkeit geübt; jetzt, da er ans Thor der Ewigkeit pochte, in der allerbängsten Stunde, welche dem Menschen beschieden ist, stand er da — nicht wie ein Bettler oder Fremdling, sondern wie ein Kind vom Hause. Desseungeachtet ist es eine harte Sache für einen Mann in der Vollkraft der Gesundheit, seinen Leib dem Tode überantworten müssen, um so plötzlich von dannen zu ziehen ins unbekante Land; denn die menschliche Natur schießt sich schwer ins Sterben und der Tod bleibt immer ein ungebetener Gast. Das Herz hämmerte ihm in der Brust, für Augenblicke drehte sich die Welt um ihn her im Kreise, und obwohl gerade in diesem Augenblicke die Abendsonnenstrahlen mit ihrem goldnen Licht Schloß, Anger und Friedhof überfluteten, vermochte er doch nichts zu erblicken, als zehn unheimlichblickende Gewehrläufe, die sich ihm entgegenstreckten, und jeder einzelne derselben schien ihm auf sein Herz gerichtet zu sein. Bald ward er von Frost überhäuert, und dann wieder stürzte das Blut glühend heiß ihm zu Kopf.

„Hilf mir mein Heiland!“ so kams von seinen zitternden Lippen, während sein Angesicht sich mit Schweißtropfen bedeckte. Aber er sollte den Becher der Todesnot bis zur Reize leeren, denn Herr von Lindow drang durch eine Lücke der Kirchhofsmauer vor, bis zu den Mündungen der Gewehre, und indem er dem Befehlshaber der Truppen in den schon erhobnen Arm fiel, rief er entschlossen:

„Es ist uns, wie Sie vorhin selbst jagten, eine Stunde Frist gegeben, und die Stunde ist noch nicht veronnen. Ich fordere Aufschub! Ja — ich verlange ihn als ein gesetzliches Recht.“

Wieder zog der Officier seine Uhr:

„Eh bien!“ erwiderte er, „eine halbe Stunde und fünf Minuten. Wenn Sie meinen, daß es für den Keil eine Wohlthat ist, wie ein Indianer am Fahl so lange da oben zu stehen, mag es so sein. Am Ende besinnt er sich auch noch.“ Auf einen Wink von ihm nahmen die Leute das Gewehr bei Fuß. Herr v. Lindow hielt den

Augenblick für geeignet, noch einmal seine Ueberredungskunst zu versuchen. Er ging hinauf zu dem Gefangenen und legte seine Rechte auf dessen gefesselte Hände.

„Erich, mein lieber Sohn,“ sagte er — und seine Stimme zitterte werthlich, „ich vermag Dich nicht zu retten. Es ist eine That der Gewalt, die sie an uns verüben, Gott allein wird richten. Erich, es ist mir bitter weh, Dich so dahinfahren zu sehen, aber wenn Du's nicht mir zur Liebe thun willst, so denk an Deine alte Großmutter, gedenk an Gott, Erich, und gib der Wahrheit die Ehre.“

Trenlieb schönte leise, er ließ das Haupt auf die Brust herabsinken und gab keine Antwort.

„Willst Du an Dir selbst zum Mörder werden? Kannst Du mit einer solchen Schuld beladen vor Gott hintreten? Kommst Du unbuhfertig hinüber, so wird Sein heiliges Angesicht sich gegen Dich wenden.“ Noch ehe Herr v. Lindow geendet, vernahm er hinter sich einen klagenden Aush, der ihm Mark und Bein erschütterte; er kam von der Anneliese, welcher dienstfertige Jungen alles was sich bei der Feier des Erntekranzes begeben, zugezogen, und die alsbald von einem solchen geführt, ihr Krankenlager verlassen hatte und die Dorfstraße hinabgeeilte war, sie wußte selbst nicht wie. — Selbst die Franzosen machten ihr Platz, als sie herbeikam. Das Weinen und Schluchzen der übrigen Dorfbewohner, der Frauen und Kinder zumal, hatte sie gleichgültig gelassen, aber da die Anneliese mit ihrem zu Schnee erbleichten Haar, zitternden Laufs herbeileuchte, Thränen vergießend aus ihren blinden Augen und die welken Hände augitvoll ineinander ringend, da kam eine Schreie selbst die Franzosen an und sie blickten stumm auf die Gruppe, als die Anneliese den Erich mit ihren Armen umfing und ihren alten Kopf an seine Brust legte. „Ich muß es ihm nun doch erzählen,“ sagte sie, aber leise in sein aufhorchendes Ohr hinein, so daß kein anderer es zu verstehen vermochte.

„Großmutter — nein!“ erwiderte der Erich, „das sollt Ihr nicht thun. So hätte ich ja alles umsonst ausgestanden — und das Schlimmste ist ja beinahe schon vorüber.“

„Sie aber preßte die Hand in der Tasche ihres kaltenreichen Rockes zusammen und es knisterte darin als ob sie ein Papier zerdrückte. „Erich, mein Kind, ich habe den Brief von unfrem Junker — ich muß den Brief vorzeigen — an's Leben dürfen sie Dir nicht gehen. Niemals, niemals.“

„Großmutter, wenn ein Mann eine Sache vorhat, bringt er sie auch zu Ende — schiebt den Brief in meine Brust und laßt ihn mit mir begraben werden, so ist er am besten aufgehoben. Großmutter, ich bin Herr im Hause — und was ich will, das muß geschehen!“

Ein dumpfes Schluchzen kam aus ihrer Brust.

„Wozu wäre ich der Trenlieb,“ sagte er mit sanfter und wohlklingender Stimme, „und noch dazu der Erich! Lebt wohl, Großmutter, geht hinter die Kirche und betet — das ist das Beste was Ihr thun könnt. Wie lange währte, dann liegen wir beide unter dem Rasen — wills Gott, vereint.“

## Rußlands Wehrkraft.

Von K. v. F.

Berlin, im April 1882.

In den letzten Jahren hat sich ein wesentlicher Umschwung in der Stimmung und dem Urtheil des deutschen Volkes über Rußland vollzogen. Das Generationen hindurch bestandene feste Vertrauen auf die friedliche Haltung Rußlands Preußen und Deutschland gegenüber, gegründet auf die intimen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser,

ist mehr und mehr geschwunden und hat dem Gefühl der Unsicherheit und des Mißtrauens Platz gemacht. Solange man sich sicher fühlte, herrschte ziemlich Gleichgültigkeit gegen das, was in Rußland vorging; die große Masse begnügte sich mit der Gewißheit, daß von Osten her keine Gefahr drohe, sie fühlte weder besondere Sympathie für die Russen, noch war Grund vorhanden sie zu hassen, und so kam es denn auch, daß bis vor gar nicht so langer Zeit ziemlich unklare Vorstellungen über die staatlichen und militärischen Einrichtungen des großen Zarenreiches und das sociale Leben seiner Bewohner herrschten. Das ist nun wesentlich anders geworden. Die Ereignisse der letzten Jahre, vor allem der russisch-türkische Krieg, die nihilistischen Missethäter, der schändliche Kaiserermord und die periodisch sich wiederholenden Ausfälle der russischen Presse gegen Deutschland sind Veranlassung geworden, daß sich Litteratur und Presse lebhaft mit unseren östlichen Nachbarn beschäftigt haben und daß dem deutschen Volk mehr und mehr die Augen über die Lage der Dinge in Rußland geöffnet sind! — Wer es noch nicht wußte, der wird durch die vielbesprochenen Reden des Generals Skobelew darüber belehrt sein, daß es in Rußland eine Partei giebt, welche die Deutschen haßt, die im Volke schon lange bestehende Abneigung gegen den Westen schürt und den Zar zum Kriege zu treiben bestrebt ist. Diese russisch-nationale Partei hat aber um so größere Bedeutung, als leitende Staatsmänner derselben angehören. Wenn wir trotzdem das Vertrauen auf Erhaltung des Friedens nicht verloren haben, so gründet sich das einmal auf die Gewißheit, daß im politischen Glaubensbekenntnis auch des Kaisers Alexander III. die Erhaltung des Friedens die erste Stelle einnimmt, und weiter auf die Gewißheit, daß es in Rußland doch auch noch eine ganze Anzahl vernünftig und ruhig denkender Leute giebt, die das Unnütze eines solchen Krieges einsehen und sich dem Drängen jener blinden Fanatiker, denn anders lassen sich die Panславisten und Deutschenhaßer kaum bezeichnen, energisch entgegenstemmen. — Wie dem aber auch sei — mit dem Auftauchen der bloßen Möglichkeit eines Krieges hat sich in Deutschland das Interesse an der militärischen Kraft Rußlands erheblich gesteigert und es erscheint daher eine kurze Besprechung derselben am Platz.

Wenn jeder Krieg eine Probe darauf ist, wie die Armee die Jahre des Friedens zur Vorbereitung ihrer Thätigkeit im Ernstfall ausgenutzt hat und welcher Geist in ihr herrscht, so haben uns auch die bis ins Detail hinein bekannt gewordenen Ereignisse des russisch-türkischen Feldzuges von 1877 und 1878 ein sicheres Urtheil gewinnen lassen, was die russische Armee wirklich zu leisten vermag. Der Totaleindruck war der, daß die Leistungen weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben. Man hatte nicht für möglich gehalten, daß Rußland die Befiegung der Türkei so lange Zeit und so schwere Opfer kosten würde. Erheblich besser steht es auch heute noch nicht. Denn wenn man in Rußland sich die Feldzugserfahrungen auch zu Nutze gemacht hat, wenn die durch den Krieg unterbrochene Reorganisation auch wieder aufgenommen und jetzt im allgemeinen als beendet anzusehen ist, wenn ferner in Bewaffung und Reglements auch große Fortschritte gemacht worden sind und das ganze Aeußere der russischen Armee sich jetzt auf den ersten Blick wenig von dem der west-europäischen Armeen zu unterscheiden scheint, so stehen doch Tradition und moderne Form vorläufig noch im scharfen Gegensatz. Und Jahre werden vergehen, ehe es ermöglicht werden kann, die gleichmäßige Ausbildung aller Truppenteile nach den neuen tactischen Grundfäden herbeizuführen. — Bei der räumlichen Ausdehnung des ungeheuren Reiches, bei den zahlreichen Nebungen und Schwierigkeiten innerhalb der Verwaltung lassen sich so weitgreifende Aenderungen, wie sie nötig geworden sind, in Rußland nicht so schnell vollziehen wie in anderen Armeen. Man kann ziemlich sicher annehmen, daß, so wie die Dinge einmal liegen, alle diese Reformen während einer Reihe von Jahren nicht überall richtig aufgeführt und durchgeführt werden, daß somit die große Masse der russischen Armee eine ähnliche Kampfweise, wie sie 1877/78 gegen die Türken angewendet wurde, auch gegen uns zeigen würde. — Um so mehr Beachtung verdienen also die Ereignisse des Balkan-Feldzuges.

Rußland faßte 1876 den Entschluß zum Kriege, trotzdem es sich mitten in einer Reorganisation fast der gesamten Wehrverhältnisse befand; die nachtheiligen Folgen konnten

nicht ausbleiben und haben vom ersten Tage der Mobilmachung an sich nachdrücklich fühlbar gemacht. Wenn die allgemeine Wehrpflicht auch schon seit 1872 eingeführt war, so war das System derselben doch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, es fehlte an ausgebildeten Jahrgängen zur Completierung der Friedenscadres auf die normale Kriegsstärke; so mußten z. B. die Infanterie-Bataillone statt mit 1000 Mann mit durchschnittlich nur 5—600 Mann ausrücken! Der ganze Verlauf der Mobilmachung sowie die Anordnungen für den Aufmarsch der Armee waren ungenügend vorbereitet, so daß Monate zu dem gebraucht wurden, was bei uns in wenigen Tagen geleistet worden ist. — Die tactische Gliederung innerhalb der Armee war ungleichmäßig, so z. B. waren die meisten Infanterie-Regimenter noch zu drei Bataillonen à fünf Compagnien, von denen die fünfte Compagnie die das zerstreute Gefecht fast ausschließlich führende Schützen-Compagnie war, formirt, und nur die Garde sowie einige Divisionen der Linie hatten die jetzt überall durchgeführte Formation zu vier Bataillonen mit vier gleichmäßig ausgebildeten Compagnien. Ebenso ungleichmäßig war die Bewaffnung; obgleich man sich längst für das den Leistungen unseres Mauser-Gewehrs ziemlich gleichkommende Verdamm-Gewehr entschieden hatte, mußte der größte Teil der Armee noch mit den veralteten Kraka-Gewehren, die sich den türkischen Gewehren durchaus nicht gewachsen erwiesen, ins Feld rücken. Auch die Artillerie hatte durchweg Feldgeschütze veralteten Systems, die selbst jetzt noch nicht überall durch die neuen weittragenden Krupp'schen Gußstahl-Geschütze ersetzt sein sollen. — Die für die Kampfweise der Truppen bei Ausbruch des Feldzuges gültigen Reglements und Instruktionen waren nicht gleichmäßig und zu sehr von alten Traditionen durchseht. — Der Geist der neueren Feuertactik war nicht richtig erfaßt und die im Feldzug von 1870/71 von Deutschen und Franzosen gemachten Erfahrungen nicht gehörig beachtet worden. — Die Mehrzahl der Führer hatte an dem Gedanken festgehalten, daß das Heil einzig und allein im energischen Drausgehen mit der Lieblingswaffe, dem Bajonnet, und dem rücksichtslosen Gebrauch der Waffen liege. An eine gründliche Vorbereitung des Angriffes durch Ausnutzung der Feuerwirkung wurde wenig gedacht und daher denn die enormen Verluste der Russen und das häufige Mißlingen ihrer im übrigen mit der außerordentlichsten Bravour unternommenen Angriffe gegen die türkischen Stellungen. Daß die Tapferkeit, die Ausdauer und Zähigkeit der russischen Truppen die vollste Anerkennung verdiene, darüber waren nach dem Feldzuge alle Stimmen einig, aber um so schärfer lauteten die Urtheile über die höhere Führung. Der Gegner war unterschätzt, der Krieg, trotzdem die Waffen zu Gebote standen, mit unzureichenden Mitteln unternommen und die Kräfte in gar nicht zu rechtfertigender Weise zerstückelt worden; erst allmählich und mit schweren Opfern konnten diese Fehler wieder gut gemacht werden. — Als überaus mangelhaft hat sich der Dienst hinter der Armee erwiesen, sowohl was die Sorge für die Verwundeten und Kranken, als auch die Sorge für die Verpflegung und Nachschaffung der vielen Bedürfnisse der Armee anbelangt. — Der für das Befinden und die Tüchtigkeit einer Armee so überaus wichtige Sanitäts- und Verpflegungsdienst war ungenügend vorbereitet und organisiert. Während gewissenlose Intendanten und Armeelieferanten sich durch die unerbötlichsten Betrügereien und Unterschleife mit dem vom Lande ausgebrachten Summen die Taschen füllten, hat es der Armee oft an dem Notwendigsten gefehlt! — Wie grell trat hier die Corruption des Beamtentums, der Fluch der bis in die höchsten Kreise der russischen Gesellschaft Wurzel schlagenden sittlichen Verkommenheit der ganzen civilisirten Welt vor Augen! —

Früher war in Rußland die Division der im Frieden bestehenden größte Verband. Armee-Corps wurden erst bei der Mobilmachung formirt. Nun gab aber die dann erfolgende Verbindung von zwei Infanterie- und einer Kavallerie-Division noch lange kein Armee-Corps in unserem Sinne! Der Verband blieb ein loserer, man war nicht zusammen eingelebt, das gegenseitige Vertrauen fehlte und die meisten commandirenden Generale hatten keine Routine in der Führung gemischter Waffen. Auch dieser Umstand, sowie die Vorliebe der russischen Führung zur Bildung besonderer Detachements bei jeder Gelegenheit, sowie das consequente Nichtbeachten und Zerreißen aller Verbände, haben hemmend und nachtheilig auf den Gang der Ereignisse gewirkt! Die endgiltige,

jezt noch bestehende Einteilung der russischen Armee in Armee-Corps ist erst nach dem Feldzuge erfolgt. Danach besteht die reguläre europäisch-russische Armee aus 19 Armee-Corps und vier nicht im Corps-Verband befindlichen Infanterie-Divisionen, sowie sechs Schützen- und fünf Sappent-Brigaden, die ebenfalls im Frieden keinen höheren Verband eingereicht sind. Von der asiatisch-russischen Armee wird hier ganz Abstand genommen, da diese zur ausschließlichen Verwendung in Asien bestimmt ist; das Gleiche gilt von der in obiger Stärke mit enthaltenen, unter Oberbefehl des General-Gouverneurs des Kaukasus stehenden Armee des Kaukasus. — Zu ihr gehören sieben Infanterie-, drei Kavallerie-Divisionen, eine Schützen- und eine Sappent-Brigade; so daß also für einen Krieg gegen Westeuropa Rußland zur Verfügung bleiben: 41 Infanterie-Divisionen, 17 Kavallerie-Divisionen, fünf Schützen- und vier Sappent-Brigaden. Dazu treten dann noch die irregulären Truppen, die Reserve-, Ersatz- und Besatzungstruppen, von denen später noch kurz die Rede sein wird.

Jedes Armee-Corps besteht aus zwei, resp. drei Infanterie- und einer Kavallerie-Division. Nur das I., II., III., das Garde- und das Grenadier-Corps haben drei, alle anderen nur zwei Infanterie-Divisionen. — Jede Infanterie-Division besteht aus zwei Brigaden, à zwei Regimentern; die Brigaden tragen die Nummern 1 und 2, die Regimenter sind dagegen fortlaufend durch die ganze Armee numeriert, und zwar gehören z. B. zur ersten Division die Regimenter 1—4, zur siebenten Nr. 25—28, zur 26. Nr. 101—105 u. s. w. Die zu jeder Infanterie-Division gehörende Fuß-Artillerie-Brigade hat sechs Batterien im Frieden vier, im Kriege acht Geschützen, in Summa also 48 Geschützen im Kriege. — Eine Corps-Artillerie haben die Russen nicht, dagegen gehören zu jeder Kavallerie-Division auch zwei reitende Batterien. Je vier von den 76 regulären Kavallerie-Regimentern Rußlands sind zu einer Kavallerie-Division vereint. Jede besteht aus einem Ulanen-, einem Dragoner-, einem Husaren- und einem Doukofsaden-Regiment; etwas abweichend davon ist die Zusammensetzung der beiden Garde-Kavallerie-Divisionen, deren eine aus den vier Garde-Kürassier- und einem combinirten Kosaden-Regiment, die andere aus den beiden Garde-Husaren-, den beiden Garde-Ulanen-, dem Garde-Dragoner- und dem Garde-Grenadier-Regiment zu Pferde gebildet wird. Die Kavallerie-Regimenter sind alle zu vier Escadrons formirt und haben ziemlich gleichen Friedens- und Kriegsetat d. h. etwa 150 Pferde pro Escadron. — Ueber die Bewaffnung ist als besonders interessant zu erwähnen, daß die Ulanen und Kosaden sämtlich und bei den Husaren und Kürassieren die Leute des ersten Gliedes Lanzen (Piken) führen. —

Die seit 1876 befohlene Formation der russischen Infanterie-Regimenter zu vier Bataillonen à vier Compagnien, statt der früheren zu drei Bataillonen à fünf Compagnien, ist jetzt überall durchgeführt. — Die Kriegsstärke des Bataillons beträgt 1000 Mann, des Regiments 4000 Mann gegen 3000 Mann in Preußen. Darnach repräsentiert also eine mobile russische Infanterie-Division in voller Stärke eine Menschenmasse von circa 18000 Mann, ein mobiles Armee-Corps zu zwei Infanterie- und einer Kavallerie-Division etwa 40,000 Mann gegen 30,000 Mann in Preußen. — Wenn hier ein scheinbares Uebergewicht der numerischen Stärke zu sein scheint, so haben wir doch gute Gründe anzunehmen, daß bei einer Mobilmachung russischerseits die beabsichtigte Stärke bei weitem nicht erreicht werden wird. Wie schon erwähnt, gingen die russischen Bataillone mit durchschnittlich nicht mehr wie 500 Mann in den Feldzug; mehr war nicht aufzutreiben! Auch in Zukunft wird die officielle Etatsstärke ein frommer Wunsch bleiben, da noch immer an ausgebildeten Mannschaften zur Ausfüllung der Cadres Mangel ist! Die deutschen Armee-Corps werden also den russischen (ausgenommen die, die drei Infanterie-Divisionen haben) wenig an numerischer Stärke nachgeben. — Kömmt man an, daß die russischen Bataillone bei der Mobilmachung auf etwa 750 Mann gebracht werden, so würde Rußland bei Aufbietung aller Kräfte an regulären Feldtruppen etwa 500,000 Mann Infanterie, 39000 Mann Kavallerie und 2292 Geschütze nach Westen ins Feld stellen können.

Bekanntlich sind die Reserve-Truppen in zukünftigen Kriegen bestimmt, eine

sehr wichtige Rolle zu spielen! Auch in Rußland hat man sich die Organisation derselben sehr angelegen sein lassen; ihre Formierung datiert indessen erst aus dem Jahre 1878. Die Kaiserliche Verordnung sagt über den Zweck derselben: sie sollen 1) die Feld-Armee verstärken; 2) die Garnisonen von Festungen bilden; 3) den Local-Wachdienst im Innern des Reiches übernehmen und 4) als Stamm für die zu forniierenden Ersatz-Truppen dienen. Im Frieden existieren in Rußland jetzt bereits: ein Garde- und 96 complete Armee-Reserve-Bataillone. Jedes dieser Bataillone hat fünf Compagnien, welche bei der Mobilmachung durch Einziehung von Urlaubern und Ersatz-Reservisten in ebensoviele Bataillone verwandelt werden sollen. Vier dieser Bataillone sollen dann ein neues Reserve-Infanterie-Regiment bilden, während das fünfte als selbständiges Bataillon bestehen bleibt und wohl als Ersatz-Bataillon dienen soll.

Die Reserve-Infanterie-Regimenter werden dann analog den Feld-Truppen zu Brigaden und Divisionen vereinigt und ihnen entsprechende Reserve-Artillerie, sowie als Kavallerie Kosaken-Regimenter zugeteilt. — Aus den 96 Bataillonen würden so 24 Divisionen à vier Regimenter formiert werden und deren volle Etatsstärke rund 400,000 Mann betragen. — Es ist hieraus ersichtlich, wie Rußland bereits einen Schritt weiter gegangen ist als wir; denn während unsere Reserve-Formationen erst bei der Mobilmachung ins Leben treten, bestehen dort bereits im Frieden die Cadres, die nur completiert zu werden brauchen. Den Vortheil dieser Einrichtung sieht man russischerseits besonders darin, daß keine Abgabe an Officieren, Unterofficieren und Mannschaften von den Linien-Regimentern als Stamm für die Reserve- und Ersatz-Formationen nötig wird. Außerdem hofft man durch diese beträchtliche Vergrößerung der Friedenspräsenzstärke — denn als solche charakterisiert sich doch diese Maßregel, da die Mannschaften fast ganz dieselbe Ausbildung erhalten, wie die der Linien-Truppen — zu erreichen, daß die Zahl der gebienten Leute sich schneller vermehrt, daß man also schneller den Zeitpunkt erreicht, wo man in der Nation wirklich so viel gebienter Leute hat, als man zur Completierung bei der Mobilmachung bedarf. Augenblicklich ist aber Rußland noch nicht so weit! — Man hört häufig die Ansicht aussprechen, daß bei der dort üblichen Coullissen-Wirtschaft viele der Formationen, besonders auch die neuen Reserve-Bataillone wohl nur auf dem Papier beständen. Darin liegt aber doch eine entschiedene Verkennung des ernstesten Strebens und der regen Thätigkeit, die auf allen Gebieten der militärischen Verwaltung während der Regierung des verstorbenen Kaisers geherrscht hat und noch herrscht. Wenn auch die Etats, wie sie officiell angegeben werden, nicht voll erreicht sein mögen, wenn ferner auch an Waffen, Munition, Ausrüstung und Bekleidung noch nicht annähernd die für eine Mobilmachung unbedingt erforderliche Quantität vorhanden sein mag, so bestehen doch die angegebenen Formationen sämtlich. Speciell hat sich dies auch von den Reserve-Bataillonen constatieren lassen. — Durch einen im vergangenen Herbst erlassenen Ukas scheint die Brauchbarkeit und Schlagfähigkeit dieser Reserve-Formation aber doch wieder erheblich herabgedrückt zu sein. Um eine Entlastung des Militärbudgets herbeizuführen sind nämlich alle bis jetzt bestehenden Local-Truppen, deren Zweck ausschließlich Nacht- und Sicherheitsdienst, sowie Gefangenen-Transport war, in der Auflösung begriffen und den Dienst derselben sollen nun die Reserve-Bataillone mit versehen; daß dadurch die selbstmäßige Ausbildung in hohem Maße beschränkt wird, liegt auf der Hand! —

Bisher ist nur von den regulären russischen Truppen die Rede gewesen; als irreguläre werden, wenigstens größtenteils, die Kosaken-Heere der Don-, Kuban- und Terek-Kosaken bezeichnet. Die Kosaken erfreuen sich einer gewissen europäischen Berühmtheit; dieselbe datiert aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, besonders dem Feldzuge 1812. Sie waren damals der Schrecken ihrer Feinde und eine Plage für das Land, in dem sie hausten! Von Jugend auf unzertrennlich verwachsen mit ihren ausdauernden Steppepferden, ein geborenes Reitervolk, unftät und kriegertisch, kannten sie keine liebere Beschäftigung als Krieg und Raubzüge. Und jetzt noch sind die Kosaken-Heere durch ihre Massen und ihre Eigenartigkeit militärisch für Rußland von großer Wichtigkeit; die Bedeutung früherer Zeit haben sie indessen heute nicht mehr. Einmal ist ihre Lebensart



eine ganz andere geworden; sie sind nicht mehr jene fortwährend in Krieg und Streit lebenden Stämme, sondern gezwungen, sich mit der Hände Arbeit ihr Brot zu erwerben, und damit tritt nach und nach auch ihre kriegerische Tüchtigkeit mehr in den Hintergrund; zum andern sind aber auch die Aufgaben, die an die Kavallerie herantraten, schwieriger geworden, und mit bloßer Kühnheit und Gewandtheit zu Pferde ist es nicht allein gethan. So erklärt sich denn das in Rußland herrschende Streben, die Kosaken-Regimenter mehr und mehr der regulären Kavallerie zu assimilieren. Indessen haben sie doch noch ein ganz Teil Eigenartigkeit beibehalten und bieten einen recht ungewöhnlichen Anblick. Auf sehr hohen Hochsätteln sitzen sie bis an die Länne bewaffnet mit hochgezogenen Knien auf ihren kleinen struppigen Steppensperden; sie leiten dieselben weniger mit der Trense und den Schenkeln, als vielmehr mit der Kante.

Sämmtliche wehrfähige Kosaken, die nur Kavallerie und Artillerie stellen, sind in drei Kategorien eingetheilt; die der ersten Kategorie bilden die Kosaken-Regimenter, die bereits im Frieden den Kavallerie-Divisionen zugeteilt sind (jeder Division eins). Sie werden, nur unter Berücksichtigung ihrer eigenthümlichen Reitweise, ebenso ausgebildet wie jedes andere Kavallerie-Regiment. — Die Kosaken der zweiten und dritten Kategorie sind im Frieden beurlaubt und werden nur periodisch zu kurzen Uebungen herangezogen, müssen aber vollständig ausgerüstet, und die der zweiten Kategorie auch beritten sein. —

Die Don-Kosaken vermögen im Kriege 60 Kavallerie-Regimenter und eine Anzahl Batterien, die Kuban- und Terek-Kosaken 45 Kavallerie-Regimenter mit entsprechender Artillerie aufzustellen, wenigstens ist die Formation derselben für den Fall der Noth vorgesehen; wie große Schwierigkeiten indessen die auch nur teilweise Verwirklichung dieser Pläne macht, hat die Mobilmachung zu dem türkischen Feldzuge bewiesen, die auch nach dieser Richtung hin jeder gründlichen Vorbereitung entbehrte. Eine massenhafte Verwendung dieser Kosaken etwa im Sinne der Kavallerie-Divisionen scheint man in Rußland nicht zu planen, im Gegentheil soll beabsichtigt sein, jeder Infanterie-Division bei der Mobilmachung ein irreguläres Kosaken-Regiment zuzuteilen, um dadurch dem Mangel an Divisions-Kavallerie abzuhelfen.

Die bisher hier in großen Zügen aufgeführten Truppen repräsentieren die gesamte Macht, die Rußland mit Ausbietung aller Kräfte ins Feld zu stellen vermag. Um aber weiter einen ungefähren Ueberblick darüber zu bekommen, wie und in welcher Zeit diese Massen gegen Westen in Bewegung gesetzt werden können, in welcher Weise sich also der Aufmarsch der russischen Armee an der deutschen Grenze wird vollziehen können, bedarf es eines kurzen Hinweises auf die Friedens-Dislocation derselben, sowie auf das Eisenbahn-Netz, welches das Innere des großen Reiches mit dem Westen verbindet. Die westlichen ziemlich stark bevölkerten Provinzen Rußlands: Polen, Livland und Kurland, gewissermaßen von uns aus eine erste die deutsche Grenze umlagernde Region bildend, sind von dem ganzen Innern, der zweiten Region, durch einen breiten, von Süd nach Nord sich erstreckenden Gürtel wenig bevölkerten und wenig gangbaren Landes mit vorwiegend waldigem sumpfigen Charakter getrennt. Dieser allgemeinen geographischen Gestaltung entsprechend ist auch die Dislocation der Truppen; am dichtesten ist dieselbe in den westlichen Provinzen, der vorerwähnten ersten Region, und zwar stehen hier sechs Armee-Corps (das zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste und vierzehnte) und eine Division der Garde; dann folgt ein breiter von Truppen fast ganz entblöhter Gürtel, und darauf das Innere des Reiches, über das, abgesehen von der Wald-Region des Nordens, die übrigen elf Armee-Corps ziemlich gleichmäßig verteilt stehen. Die General-Commandos der Corps haben in folgenden Städten ihren Sitz: Garde-Corps St. Petersburg, Grenadier-Corps Moskau, erstes Corps Petersburg, zweites Wilna, drittes Riga, viertes Minsk, fünftes und sechstes Warschau, siebentes Sewastopol, achtes Odessa, neuntes Drel, zehntes Charkow, elftes Schitomir, zwölftes Kiew, dreizehntes Moskau, vierzehntes Lublin, fünfzehntes Corps Kasan. — Die Rayons der einzelnen Armee-Corps sind nicht bestimmt abgegrenzt und fallen keineswegs mit der politischen Einteilung des Landes in Militärbezirke und Gouvernements zusammen, indessen ist doch

das Princip: die Corps in sich geschlossen zu halten, ziemlich überall durchgeführt. Um die schnelle Versammlung der Truppen möglichst zu erleichtern und aus rein administrativen Gründen, hat man sie im großen und ganzen in den Orten entlang der Bahnlilien garnisoniert, so daß bei der Weite der Maschen des russischen Bahnnetzes, ganz abgesehen vom Norden, hunderte von Quadrat-Meilen große Flächen zu finden sind, wo gar keine Linien-Truppen in Garnison stehen, so z. B. zwischen Smolensk und Nowgorod, Mohilew und Orel etc. — Die Unterbringung ist größtenteils sehr mangelhaft; das bringen aber die ganzen Verhältnisse mit sich; denn bei dem Mangel an Städten und bei dem noch größeren an Kasernen in den Städten, muß ein großer Teil der Truppen auf Dörfern untergebracht werden. Kasernen findet man eigentlich nur in Petersburg, Moskau und den größeren Provinzialstädten; wo Kasernen und Bürgerquartiere nicht ausreichen und überall in den Dörfern sieht man die Soldaten in den in Rußland so beliebten hölzernen Blockhäusern zu 10—20 Mann zusammen untergebracht; meist liegen nur 1—2 Compagnien in einem Dorf, das dann natürlich auch Garnison für die Officiere ist. Die schwere Mißstände diese Unterbringung auch für den Dienst herbeiführen muß, liegt auf der Hand; strenge Kälte, hoher Schnee oder unergründlicher Schmutz verbieten monatelang das Exercieren im Freien, für Exercierhäuser, Exercierplätze und Schießstände kann natürlich nicht bei jedem Dorf gesorgt werden — und so kommt es denn, daß sich die Hauptthätigkeit der russischen Truppen auf die Monate, die sie in den Lagern zubringen, beschränkt.

Besonders auffallend an der ganzen Dislocation ist, daß von den sechs Armee-Corps der ersten Region die Kavallerie-Divisionen sämtlich am weitesten an die deutsche Grenze vorgehoben, gewissermaßen also bereits in der Avantgarde stehen, so, um im Süden zu beginnen:

- |  |                                  |
|--|----------------------------------|
| die 14. Kavallerie-Division bei Czestochau |                                  |
| „ 5. „ „ „                                 | Kalisj                           |
| „ 6. „ „ „                                 | Wlawa                            |
| „ 4. „ „ „                                 | Bialystok                        |
| „ 2. „ „ „                                 | Kowno                            |
| „ 3. „ „ „                                 | nördlich davon, Memel gegenüber. |

Speziell unsere Provinz Ost-Preußen ist von vier russischen Armee-Corps umflannert, deren Kavallerie-Divisionen dicht an der Grenze garnisoniert, bereit stehen, diese bei eintretender gegen Deutschland gerichteter Mobilmachung in kürzester Zeit zu überschreiten; wir werden also erwarten müssen, bereits in den ersten Tagen die Nachricht zu bekommen, daß russische Kavallerie-Massen, oder wie es dann wohl heißen würde, „die Kosaken“ in Ost-Preußen eingebrochen sind oder einzudringen versucht haben. So störend und nachtheilig, wenigstens momentan, das Gelingen eines solchen überraschenden Eindringens für uns sein könnte, so ist es doch kein Grund zu ernstester Besorgnis; wir haben um so mehr die Möglichkeit, erfolgreiche Gegenmaßregeln zu treffen, als wir in Preußen starke Garnisonen haben und die Ost-Grenze der Provinz eine außerordentliche Verteidigungsfähigkeit besitzt, denn die vielen Seen und Waldcomplexe gefallten dem Gegner den Einmarsch auf nur wenigen Straßen. — Sollten aber einzelne der nahe der Grenze in Garnison stehenden russischen Infanterie-Divisionen, ohne ihre Augmentation abzuwarten, das Vorgehen der Kavallerie unterstützen, so würden diese isolierten und ohne normale Kriegsrüstung in Bewegung gesetzten Truppenkörper für ihr jedes Unternehmen gewiß hüben müssen; man könnte hoffen, sie in eine Katastrophe zu verwickeln, die, wenn auch keineswegs entscheidend, so doch als erster Mißerfolg zu Beginn eines Feldzuges von weittragenden Folgen sein könnte.

Berücksichtigt man, daß mehr wie ein Drittel der gesamten russischen Streitkräfte (sechs Corps und eine Garde-Division) in den westlichen Provinzen an unserer Grenze stehen, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die ganze Dislocation einen gewissen offensiven Charakter trägt. Wie dem aber auch sei, mit diesen Kräften allein kann Rußland keinen Krieg gegen Deutschland beginnen, reichen doch schon der Türkei gegenüber sechs Corps nicht aus; es muß also die räumlich sehr weit entfernten Corps

der zweiten Region heranziehen und erst wenn der Aufmarsch dieser Corps vollendet ist, wird eine kräftige Offensive beginnen können. Wie wichtig es ist, dem Gegner gegenüber einen Vorsprung in der Versammlung der Kräfte zu gewinnen, das haben wir 1870 erfahren; wir dürfen in dieser Beziehung hoffen auch Rußland gegenüber einen bedeutenden Vorsprung zu haben. Denn bei uns liegen die Verhältnisse für den Aufmarsch günstig, in Rußland liegen sie ungünstig. Freilich hat Rußland jedes Corps in den westlichen Provinzen, aber auch diese wollen auf Kriegsstärkte gebracht und concentrirt sein und bedürfen dazu schon vieler Zeit, denn die Communicationen sind beschränkt und die Regimenter erhalten ihren Ersatz nicht aus Polen, sondern aus dem Innern des Reiches. Die Versammlung der andern Corps aber verzögert sich noch weit mehr, denn nur wenige Bahnlinsen, meist eingleisig und nicht für starken Betrieb eingerichtet, stehen für den Transport der Massen nach Westen zu Gebot. —

Bei näherer Betrachtung dieser aus dem Hinterlande nach der Westgrenze führenden Bahnlinsen gelangt man zu dem Resultat, daß sie den Aufmarsch fast gebieterisch vorschreiben, daß dieser an ganz bestimmte Rayons gebunden ist und daß die Notwendigkeit, sie zu benutzen, die Freiheit in der Wahl der Operationsrichtungen beschränkt. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte zeigt nämlich, daß nur fünf Bahnlinsen, von denen nur eine, die Smolensk-Warschauer zweigleisig ist, aus der zweiten Region durch die Sumpf- und Wald-Region in die westlichen Provinzen führen. Es sind dies die Linien: 1) Petersburg-Warschau, 2) Smolensk-Riga, 3) Smolensk-Wilna, 4) Charkow-Minsk-Warschau, 5) Kiew-Warschau. Von der erstgenannten zweigen sich drei Bahnen nach Ost-Preußen hin ab, die bei Eydtkuhnen, Grajewo und Mlawa die Grenze passierend, den Anschluß an das deutsche Eisenbahnnetz herstellen. — Sehr wichtig ist, daß die Russen über die Weichsel nur eine Bahnbrücke haben und zwar bei Warschau, so daß also von dort nur eine Linie nach Westen weiterführt, die sich dann erst später nach Thorn und Krakau gabelt. Die drei sich in der Hauptstadt Polens vereinigenden Bahnen sind die von Petersburg, von Moskau und von Kiew. Darnach dürfte Warschau als Sammelplatz zuvörderst in die Augen springen; die Vorbedingungen für einen günstigen Concentrationsrayon sind hier vorhanden, aber unmöglich kann Rußland eine Armee von siebenzehn Corps in diesem einen Rayon versammeln; Schwierigkeiten der Verpflegung und des Inbewegungsetzens der Massen widersprechen dem ebenso sehr wie die eigentümliche Configuration der deutschen Grenze mit ihrem weit nach Nordosten vorspringenden Flügel Ost-Preußen, und wie Lage und Beschaffenheit der wenige Meilen von der Grenze hinführenden Petersburg-Warschauer-Bahn. — Auf Beförderung mit dieser strategisch sehr gefährdeten Bahn würden, wollte man alle Kräfte bei Warschau concentrieren, das Garde-, erste, zweite und dritte Armeecorps angewiesen sein, da sie im Frieden an dieser Bahn echeloniert stehen. Aber schon die mangelhafte Einrichtung dieser Bahn, speciell der Strecke Wilna-Warschau, läßt darauf schließen, daß Rußland ihr für den ersten Aufmarsch keine große Bedeutung beimißt. —

Am schnellsten sind die vier erwähnten Corps in dem Rayon Kowno-Wilna concentrirbar und hier dürfte daher auch die Ansammlung einer Operationsarmee zu erwarten sein. — Nimmt man an, daß am vierzehnten Tage der Mobilmachung die Truppen marsch- und transportbereit sind, was allerdings für russische Verhältnisse außerordentlich günstig gerechnet ist, so könnte nach Verlauf von achtundzwanzig Tagen, also vier Wochen, eine Armee in der Stärke von fünf Armeecorps, wenn man das vierte von Minsk aus noch hinzurechnet, an der Ost-Grenze der Provinz Preußen versammelt sein. —

Die 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> in Polen dislocierten Corps bilden den natürlichen Stamm für die Haupt-Armee. Da sie am nächsten der Grenze stehen und zur Versammlung die kürzesten Wege haben, so wird ihnen die Aufgabe zufallen, den Aufmarsch der Haupt-Armee zu decken; ihre Concentration wird unabhängig von dieser vor sich gehen können und größtenteils wohl westlich der Weichsel erfolgen. — Wie erwähnt, führt nur eine einzige Eisenbahnbrücke über die Weichsel, so daß von den drei aus dem Innern des Reiches in Warschau sich vereinigenden Linien nur eine westlich weiterführt; dieser Um-

stand zwingt Rußland, den Concentrations-Rayon der Hauptarmee östlich der Weichsel zu legen. — Erst der Bau mehrerer Eisenbahnbrücken und der Ausbau des polnischen Bahnnetzes, der allerdings in Aussicht genommen ist, würden es Rußland gestatten, eine directe Concentrierung seiner Hauptkräfte an dem mittleren oder südlichen Teil der deutschen Grenze zu bewirken.

Bei den enormen Entfernungen, die die Corps der zweiten Region zurückzulegen haben und der durchgängig sehr geringen Leistungsfähigkeit der Bahnen, muß sehr lange Zeit vergehen, bevor die Hauptkräfte bei Warschau versammelt sein können. So bedarf z. B. ein Militärzug von Kiew nach Warschau etwa 42 Stunden Fahrzeit; das ganze zwölfte Armeecorps zum Transport aus der Gegend von Kiew nach Warschau allermindestens 16 Tage; nun sind aber noch weitere zwei Corps, das achte und erste, auf diese einzige Linie angewiesen. — Es würden also etwa 60 Tage von der Mobilmachung an gerechnet vergehen, ehe die letzten Truppen-Transporte auf dieser Bahn beendet sind; und auch dann nur, — wenn alles glatt geht. — Daß aber alles sich glatt abwickeln wird, ist durchaus nicht als sicher anzunehmen. Die russischen Eisenbahnen haben, von wenigen Hauptverkehrsstrecken abgesehen, wie z. B. zwischen Petersburg und Moskau, Moskau und Charkow c., für gewöhnlich nur geringen Betrieb, d. h. es gehen im Lauf des Tages nur wenig Züge hin und her; in Folge dessen haben sie auch im Verhältnis zu ihrer Länge nur ein geringes Betriebspersonal und Betriebsmaterial. Das Personal ist an einen forcierten Betrieb, wie er bei der Concentration eintreten muß, durchaus nicht gewöhnt; es muß, um die massenhaften Transporte möglich zu machen, bedeutende Verstärkung erhalten, diese Verstärkung ist aber noch weniger eingearbeitet und so können Mißverständnisse und störende Hemmungen nicht ausbleiben. Bei der Mobilmachung 1876 sind Nachteile dieser Art in grellster Weise zu Tage getreten und dabei handelte es sich doch nur um Versammlung eines Theils der Armee. Die Bahnverwaltungen sollen ohne genügende Instructionen gewesen sein und das nur an den alltäglichen Schlenbrian gewöhnte Personal soll vollständig den Kopf verloren haben, so daß die Truppen in schwerster Weise unter der herrschenden Unordnung haben leiden müssen. —

Es ist nach allen hier Ange deuteten die Hoffnung sehr begründet, daß wir in der Versammlung der Kräfte den Russen gegenüber einen bedeutenden Vorsprung an Zeit voraus haben werden, einen Vorsprung, der nicht bloß wie 1870 nach Tage, sondern nach Wochen zählen kann. Und auch darüber wird wohl niemand im Zweifel sein, wie die deutschen Armeen diesen Vorsprung an Zeit ausnützen werden. Sich auf bloße Verteidigung zu beschränken ist nicht Art der deutschen Kriegsführung; die deutsche Ostgrenze ist ihrer Beschaffenheit und Ausdehnung halber auch nicht dazu geeignet. Polen greift tief nach Deutschland hinein; ebenso wie Ostpreußen von den russischen Provinzen, so ist Polen von den preussischen Provinzen umklammert und ebenso ungünstig wie die äußeren Vorbedingungen für eine bloße deutsche Defensive sind, so günstig sind sie für eine Offensive nach Polen hinein. Polen liegt gewissermaßen offen da, wir brauchen es nur zu nehmen; denn, wie vorher nachgewiesen, liegt der natürliche Aufmarschrayon für die russische Haupt-Armee östlich der Weichsel, dort münden die großen Transportlinien, dort stauen sich mithin auch die Massen an und nur successive vermögen sie nach Westen zum Schutze Polens vorgeschoben zu werden. Rußland ist nicht in der Lage, uns, wenn wir schnell handeln, westlich der Weichsel überlegene Kräfte entgegenzustellen; die deutschen Armeen können vor den Thoren Warschau's stehen, noch bevor die letzten Corps Rußlands ihren Aufmarsch vollendet haben. Freilich wäre damit noch keinerlei Entscheidung herbeigeführt und das Wichtigste bliebe noch zu thun übrig, aber es wäre, abgesehen von dem moralischen Effect, insofern doch auch ein bedeutender wirklicher Erfolg errungen, als eine feindliche Provinz erobert und eine günstigere Basis für die weiteren Operationen dadurch gewonnen wäre, daß sich der deutsche rechte Flügel mehr dem linken in Ostpreußen genähert hätte. —

Russischerseits ist man natürlich über die Lage der Dinge nicht im Unklaren; das Thema des Krieges mit Deutschland und dessen Chancen hat in letzter Zeit vielfache Besprechung in den öffentlichen Blättern erfahren. Man scheint auf den anfänglichen

Verlust Polens ziemlich gefaßt zu sein, hält das aber um so weniger für bedeutungsvoll, als man die Polen noch immer mit Mißtrauen betrachtet und trotz der unter dem Banner des Panславismus gemachten äußerlichen Ansöhnungsversuche, nicht für unmöglich hält, daß sie im Falle eines Krieges mit Deutschland nicht für, sondern gegen die im Grunde der Seele gefaßten Moskowiter das Schwert ziehen. — Allerdings geht mit Polen für Rußland eine reiche Provinz und damit ein Teil der Hilfsquellen, die es zur Führung des Krieges so notwendig braucht, verloren; aber die Haupthilfsquellen liegen doch weiter rückwärts und durch den Verlust Polens allein ist Rußland noch nicht zum Frieden gezwungen. Eben so schnell, wie man Polen preisgeben muß, um Zeit zu gewinnen, glaubt man es auch wieder zu erobern, wenn nur erst die Massen, mit deren rücksichtslosem Dreinsetzen man alles erreichen zu können meint, versammelt sein werden. — Die Natur hat Rußland eine außerordentliche Defensivkraft verliehen; die räumliche Ausdehnung, die es in vieler Beziehung so schwerfällig macht, ist auch zugleich seine Hauptstärke. Eine russische Armee, die vorsichtig ausweichend sich auf reine Defensiv beschränkt, wird schwer niedergeworfen sein; denn ihr, wie Napoleon 1812, in die unwirtlichen Regionen, die das Innere von dem Westen trennen, zu folgen, bleibt auch heute trotz der Eisenbahnen eine mißliche Sache. — Es wird sich dann nur fragen, wer die Sache länger auszuhalten vermag: jedenfalls wären wir besser daran, wenn wir eine reiche feindliche Provinz erobert, als die Russen, wenn sie eine verloren hätten. — Immerhin aber kann es für uns nur erwünscht sein, wenn die russischen Armeen uns nicht ausweichen und sich nicht auf reine Defensiv beschränken; sondern entscheidende Schlüge herbeizuführen und ein für das Land so nachteiliges in die Länge ziehen des Krieges zu vermeiden suchen. Und sollte wohl bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Rußland zu erwarten sein, daß es einen Krieg beginnt, blos um eine Provinz zu verlieren und dann abzuwarten? Schwerlich! Das Drausgehen liegt vielmehr in der Natur der Russen als das Abwarten, und eine Partei, die in blinder Leidenschaft den Zar zum Kriege zu drängen bemüht ist, wird sicher auch stürmisch und rücksichtslos Erfolge verlangen. —

## Idealismus und Realismus in der Malerei.

Von Dr. J. C. Arndt.

Wenn Kunst die Darstellung einer Idee in schöner Form ist, so muß aller Kunst Idealität eigenhämlich sein. Eine nicht irgend wie ideale Kunst ist eben keine Kunst. Die Ideen aber, welche in den verschiedenen Künsten zur Erscheinung kommen, sind weder etwas Zufälliges, noch liegen sie außerhalb der Gegenstände; auch werden sie nicht erst in dieselben hineingetragen. Sie sind vielmehr die innerwohnenden, treibenden Wahrheiten, ohne welche man nur eine tote Wirklichkeit haben würde. In diesem Sinne ist es nicht paradox zu behaupten, daß alle Kunstwahrheit wirklicher als die Wirklichkeit und alle ächte Poesie wahrer als die Prosa ist. Deshalb kann in der That ein Shakespearsches Geschichts-drama viel wahrer als eine Geschichtschreibung und wirklicher als die genaueste Chronik sein.

In den bildenden Künsten, also auch in der Malerei, verhält sich die Sache nicht anders. Nun aber giebt es eine große Scala von Ideen, eine Art Jakobsleiter, die von der Erde in den Himmel reicht. Die höchste Stufe nehmen selbstverständlich die religiösen, recht eigentlich himmlischen Ideen ein. Wenn aber die Schattenbilder der griechischen Mythologie, z. B. die Zeusidee ein Kunstwerk von unsterblichem Ruhm in der Meisterhand eines Phidias hervorzubringen im Stande waren, was, so fragen wir,

mußten die Künste, insonderheit die Malerei, für einen Zuwachs, was für eine unendlich reiche Zuführung von Ideen durch die geoffenbarten Wahrheiten des Christentums erfahren? Hier reichten Stein und Meißel zur Darstellung nicht mehr aus. Dem der Grund, warum sich die christliche Welt Jahrhunderte lang spröde gegen die Sculptur verhielt, lag nicht blos, wie gewöhnlich angenommen wird, in der Scheu vor der spezifischen Kunst des griechischen Mythos, sondern zu einem nicht geringen Teile darin, daß Stein und Meißel zu grob sind, um die hohen und zugleich mystisch tiefen Gottesideen der christlichen Offenbarung in ein entsprechend feines Gewand zu kleiden. Dieser Aufgabe war allein die Malerei durch das feinere Material der Farbe, mit den reichen Tonleitern des Farbenspiels gewachsen. Die Malerei ist deshalb unbestreitbar die christliche Kunst.

Von den neuen großen Offenbarungsideen des Christentums nennen wir nun einige: die Menschwerdung Gottes, beides als Verfündigung an die Maria und als Geburt des Christkinds — die Andeutung der Könige — der zwölfjährige Jesus im Tempel — die Wunderheilungen und Auferweckungen — die Einsetzung des heiligen Abendmahls — die Kreuztragung — das Sühnleiden am Stamme des Kreuzes — das Begräbniß — die Auferstehung — die Himmelfahrt — das jüngste Gericht.

Das alles sind Heils- und reichsgeschichtliche Ideen. Dazu kommen die Ideen der Heilwirkung an den Menschenherzen, als: Glaube in seinen verschiedenen Stadien, Friede, Liebe, Hoffnung, Gottseligkeit, Geduld; oder die Ideen der Andachtsform in Meditation, Hingebung, Inbrunst und Gebet. Für Kunstverständige ist es nicht schwer, zu allen den genannten Ideen aus der Kunstgeschichte berühmte Kunstwerke als Beispiele aufzuzählen und zwar für viele Ideen nicht eins oder das andere, sondern eine ganze Reihe classischer Werke. Wir erinnern an das Weltgericht von Giotto, Orgagna, Signorelli, Michelangelo, Remling, Rubens, Cornelius.

Die religiösen Ideen sind die höchsten. Damit ist nicht bestritten, daß es noch viele andere Ideen giebt. Sprachen wir doch selbst von einer ganzen Ideenscala. Die letztern sind auch den erstern nicht etwa entgegengesetzt oder beide einander fremd. So können nur diejenigen urtheilen, welche durch Unglauben die in Gottes Schöpfungs- und Erlösungswerk beschlossene Einheit der Natur und Geschichte verloren haben. Für uns, die wir an den Einen dreieinigen Gott glauben, gestaltet sich alles einheitlich, so sehr, daß auch alle weltlichen Ideen, wie wir sie einmal nennen wollen, nur gottgeborne Kinder sind. Der  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  das Wort, welches im Anfang war und zwar von Ewigkeit zu Ewigkeit, und durch welches alle Dinge geschaffen sind, ist das einheitliche Band beider, der Schöpfungs- und Erlösungswelt.

So sind die schöpfungsmäßig eingestifteten Gottesideen eigentlich die tragenden Seelen aller Dinge; und der Idealismus der Kunst besteht eben darin, dieses geheime Seelenweben der Creaturen zur Erscheinung, das im Grunde Wesenhafte und Charakteristische der verschiedenen Lebensgestaltungen zur Darstellung zu bringen.

Auf diesem Punkte angekommen, erkennt man schon, daß auf dem mehr mechanischen Wege der Photographie das dargelegte Ziel nicht zu erreichen ist. So unschätzbare Dienste die Photographie, namentlich als Vervielfältigungsmittel der Malerei leistet, ihre Grenze und Schwäche sind dem klar, welcher höhere Ansprüche auf Idealismus erhebt.

Allein, so allgemein ausgedrückt, müssen wir doch fürchten, von manchen mißverstanden und von vielen nicht hinreichend verstanden zu werden. Deshalb wollen wir uns auf ein mehr individuelles, nämlich auf das concrete Gebiet der verschiedenen Arten der Malerei begeben, in welche, seit der Renaissancezeit, also etwa dem 15. Jahrhundert, die ursprünglich eine Kunst allmählich auseinandergegangen ist: die historische Malerei, die Landschafts- und Porträtmalerei, die Genremalerei bis hinab zur Darstellung der Thierwelt und des sogenannten Stilllebens.

Die historische Malerei ist entweder religiöser oder profaner Art. Aber weder die eine noch die andere darf eine einfache Copierung der Geschichte sein. Denken wir z. B. an die Geburt Christi. Das Wesenhafte, also Ideale, liegt in dem zur Darstellung

zu bringenden Gedanken der Menschwerdung Gottes. Und wenn man das schönste Kind der Welt photographierte und dasselbe in die Krippe legte, es wäre nichts als eine niedrige Copie. Der Maler, welcher nicht im Stande ist, aus dem Jesuskind den himmlisch göttlichen Urrprung herausstrahlen zu lassen, mag sich an der Wiege eines Fürstkinde versuchen, der Aufgabe einer Weihnachtsdarstellung ist er nicht gewachsen. Ein Correggio, dessen Bilder sonst nicht frei sind von einer gewissen religiösen Coquetterie und sentimentalen Weichheit, hat doch in seiner weltbekannten heiligen Nacht der Scene dadurch einen glücklich idealen Charakter verliehen, daß er von dem Jesuskind als von der Weltsonne alles Licht angehen und damit alle Creaturen, die Maria und die Hirten, die Engel und im Hintergrund auch die Berge bestrahlen läßt, zum Zeichen, daß hier der geborene ist, welcher allein sprechen kann: ich bin das Licht der Welt.

Nicht minder bekannt und mit Recht noch tausendmal mehr gerühmt ist Raffaels Sirtinische Madonna. Zunächst ist es ein ächt evangelischer Gedanke, daß die Mutter von dem Kinde überragt wird. Es kann niemand das Bild betrachten, ohne alsbald mit dem Auge und Herzen an dem Jesuskinde als dem Centrum des Bildes, wie der ganzen Welt, hängen und haften zu bleiben. Das Kind ist durch seine besondere ideale Auffassung in aller Mund. Denn in dem Kindesantlitz ruht geheimnisvoll der Weltenherrscher verborgen, und dem Kindesauge ist hergebrachter Weise ein Weltrichterblick zugeschrieben worden.

Zur größeren Verdeutlichung des notwendig idealistischen Charakters der Malerei gedenken wir noch der Schöpfungsbilder Michelangelos in der sirtinischen Kapelle zu Rom. Die Darstellung der Allmacht und Allgegenwart Gottes ist hier so meisterhaft, daß alle spätern Meister, auch ein Schnorr von Carolsfeld in den bekannten biblischen Illustrationen, ihn nur haben nachahmen können. Ja, man darf behaupten, daß hier die Kunst aller idealen Auffassung erstiegen hat.

Kein Auge jemals Gott hat schaffen sehen,  
Hier ist es Zeuge seiner Allmachtsband;  
Hier siehts das Werde wunderwirkfam wehen,  
Allgegenwärtig ranschen sein Gewand.

Aus dem bisher Gesagten erhellt unter andern, daß die sehr beliebte Kreuzabnahme von Paul Rubens die ideale Höhe der vorgeannten Meisterwerke nicht erreicht. Denn die religiöse Idee tritt auf dem Bilde offenbar zurück. Die Hauptaufgabe ist dem Meister die Darstellung des herabzulassenden Leichnams und der dazu erforderlichen enormen Leibkräfte gewesen, wogegen selbst der Schmerz der Mutter Maria und des Johannes zu kurz kommt. Man verstehe uns nicht falsch. Wir leugnen nicht den idealen Charakter des Gemäldes überhaupt. Denn einen Leichnam so tot zu malen ist auch eine Art idealer Aufgabe. Nur daß es eine niedrigere ist, als diejenige war, welche bei dem vorliegenden Gegenstande alles andere beherrschen mußte. Man wird bei dem Bilde das Gefühl eines Kunststücks nicht ganz los.

Mit der historischen Malerei aus der Prosaengeschichte verhält es sich nicht anders. Einige Andeutungen mögen genügen. Auf dem berühmten Freskogemälde Raffaels, welches die Schlacht und den Sieg des Kaisers Constantin an der Mysischen Brücke zur Darstellung bringt, vielleicht dem größten Schlachtgemälde, das überhaupt existiert, werden die im Schlachtgewühl verwickelten Menschentümel schließlich alle von dem Hauptgedanken der Providenz Gottes beherrscht, von welcher die hochgehaltene Fahne mit der Inschrift: in hoc signo vincas nur das äußere Symbol ist.

Auf Retzels Hannibalszuge über die Alpen — ein Cyclus von sechs Aquarellgemälden, welche jüngst aus der Hand des Professors der Holzschneidkunst Hugo Büchner in Dresden, in sechs großen Holzschnittblättern erschienen sind — ist es abermals nicht der massenhafte Stoff, sondern eine eigentümlich charakteristische Befchränkung und geschickte Gruppierung, welche den großen Effect hervorbringen. Und wenn der Maler auf dem ganzen colossalen Heereszuge den Hannibal selbst nicht erscheinen läßt, außer erst auf der gewonnenen Alpenhöhe im Angesicht des zu seinen Füßen ausgebreiteten

Italiens, trotzdem aber man überall den Riesengeist vermutet, wir möchten sagen, hinter den zu überwindenden Riesenaufgaben unter Schnee und Eis wittert — so ist das alles nicht einfache Illustration des Livius'schen Geschichtsberichtes, sondern die meisterhaft ausgeführte ideale Darstellung einer großen historischen Weltbegebenheit. Das Kunstgedicht ist wahrer als die historische Prosa.

In der Landschaftsmalerei scheint zunächst für den Idealismus kein Raum zu sein. Es giebt Leute genug, welche, wenn sie z. B. eine von dem Landschaftsmaler Professor Triebel gemalte Winterlandschaft mit der bekannten Theobaldikirche in Bernigerode sehen und darauf manchen in Natur vorhandenen Baum und bestimmte Felsen verweisen, in sich eine Reizung verspüren, der Photographie um der accuraten Genauigkeit willen, trotz der vielleicht schwarzgerigen Baumblätter und der aschgrauen Erde, einen Vorzug einzuräumen. Allein es bleibt auch hier bei der allgemeinen Regel: Ohne Idealität keine Kunst. Die Farbe darf keine Copiertinte, und der Maler vor allem kein Abschreiber sein. Was sich die Tannen im Walde von tiefsten Geheimnissen erzählen, was der Bach in stillem Zwiesgespräch mit dem Felsenufer murmelt, was die Felsenkanzeln mit majestätischer Stimme predigen, das haben des Malers Augen und Ohren zu erlauschen und der Meisterhand in den Pinsel zu dicitieren. Jedes Gebirge ist ein Charakterkopf und jede Landschaft hat ihre besondere Seele. Das ist ideale Aufgabe der Landschaftsmalerei, daß sie z. B. nicht bloß die Wellenlinie, sondern auch das tief dunkelblaue Prachtkleid unseres Harzes, wie er nach seiner individuell ausgeprägten Harzseele leidet und lebt, in einem Gemälde zur Erscheinung bringt. Um solcher charakteristischen Landschaftsseele willen übt bekanntlich heutzutage Norwegen eine mächtige Anziehung auf die Malerwelt aus.

An dieser Stelle würde es uns schwer fallen, an dem Großmeister aller idealen Landschaftsmalerei, einem Claude Lorrain stumm vorüberzugehen.

Wohl mag sich mancher auf die Kunst verstehen,  
Die Berg und Wälder richtig abzuschreiben,  
Der Ruhm wird unverwehlich dir verbleiben,  
Daß du erlauscht der Schöpfung heimlich Wehn.

Ein Malerkönig voller Dichtersinn  
Rast du nicht nach, dein Geist so schön erkundet,  
Daß auch die schönste Wirklichkeit empfindet  
Die Klänge deiner Rhythmen als Gewinn.

Der Geograph hats freilich nicht ganz leicht,  
Die Lage deiner Landschaft nachzuweisen;  
Vielleicht, daß gar man kann die Welt umreisen  
Und deinen Hafen nie ein Schiff erreicht.

Wer deine Fernsicht sucht, der irret sehr;  
Ob deine Mühle irgendwo gestanden  
Hier ir der Heimat oder fernen Landen,  
Das ist für Kenner keine Frage mehr.

Und doch, dein Dichterpinsel malet wahr,  
Dem Weltendichter kühn er nach sich schwinget,  
Mit Farbenharfenspiel er himmlisch singet  
Der Erde Zauberschöne wunderbar.

Welch eine Augenweide hehr und licht!  
Die Seen, Berg und Wälder alle trüben  
Vom Morgenthau der Schöpfungswundertiefen,  
Daß uns zur Andacht zwinget dein Gebicht.

Da leuchtet alles, Wasser, Flur und Luft  
Jungfräulich wie beim ersten großen Werde;  
Durch deine Hand erblüht ein Schmelz der Erde,  
Wie Kinderwangen Milch und Rosenrost.



Wohl mag sich mancher auf die Kunst verstehen,  
Die Berg und Wälder richtig abzuschildern,  
Der Ruhm wird unverwehlich dir verbleiben,  
Dass du erlaucht der Schöpfung heimlich Wehn.

Wir sagten, daß in der Landschaftsmalerei zunächst für den Idealismus kein Raum zu sein scheint. Ist der Schein nicht vielleicht noch stärker in der Porträtmalerei? — Karl I. von England, seine königliche Gemahlin und Kinder sind freilich nicht mehr zu photographieren. Aber gesetzt den Fall, es ginge, wagt jemand im Ernst zu behaupten, daß jenes, durch den flandrischen Meister Van Dyk gemalte Porträt des Königs mit dem Pferde daneben am Ufer des Meeres je durch eine Photographie erreicht werden könnte? — Das liegt nicht etwa blos in den Farben des Originals, sondern darin, daß eine Seele nur durch eine Seele voll verstanden werden kann. Die mechanisch arbeitende Photographie wird die Zahl der Haare, die Knöpfe des Wamses freilich mit äußerster Genauigkeit wiedergeben; das charakteristische Wesen und die eigentliche Ewigkeitsseele eines Menschen gehorchen nun einmal dem Commando einer Platte nicht, die im Grunde immer nur Augenblicksbilder liefert. Jene wollen erst beobachtet und in ihrer Tiefe studiert sein, ehe sie sich dem Künstler zu einem Reubensvorn stellen. Darum braucht ein Porträt nicht schöner zu sein, als eine Photographie; aber ideal wahrer muß es sein, wenn ein Künstler es wagen will, seinen Namen darunter zu setzen.

Auch die Genremalerei hat noch ihren Idealismus. Gemütlichkeit des Hauses, Humor des Volkslebens, Eigentümlichkeit des Volkscharacters, selbst das Komische ruhen auf Ideen, nicht auf bloßen Sachen und wollen deshalb künstlerisch ideal erfasst sein. Vom höhern Genre eines Terborg wird es nicht bestritten werden. Nur dürften seine Nachahmer nicht blos mit dem weißen Atlasleide wirken wollen. Aber selbst das niedrigere Genre braucht doch nicht etwa mit Schmutz, statt mit Farbe, zu malen. Ein Steen, der selbst eine Schenkwirtschaft erwarb, um die Trinkszenen besser zu studieren, bewegt sich nicht ungern an der gezeichneten Gränze. Dagegen bieten die alten guten Niederländer Ostade, Teniers, Mezu, Dow, Boff u. s. w. noch Erregung genug für jeden, der ein Auge für Volksleben und Volkstümlichkeit hat. Freilich was noch den Namen der Kunst beanspruchen will, wird sich zum Abklatsch des Gemeinen und Trivialen nicht machen dürfen, wozu bei der materialistischen Richtung unsrer Zeit die Malerei nicht ohne gefahrvolle Neigung ist. Von einer Erziehung des Volks durch die Kunst ist dann nicht mehr die Rede, wenn die Kunst selbst sich zum Viebenten des frivolen Zeitgeschmacks erniedrigt.

Selbst die Thierwelt hat ihr eigentümliches nicht Geistes, wohl aber Seelenleben. Wer sich auf das Belauschen versteht, wird zwar durch ein Bild aus dem Thierleben keine Menschenseele zur Andacht, wohl aber zu einem gewissen friedlichen Ausruhen stimmen können, wie z. B. bei dem Anblick der Ruhe eines Cuij oder des Spitzes eines Ludwig Richter.

Was eudlich das sogenannte Stillleben betrifft, so bestreiten wir das Recht nicht, Weintrauben, eingesehnten Champagner oder einen fein angeschnittenen Schinken zur Darstellung zu bringen. Vielleicht gar, daß die Weinbeeren so wahr gemalt sind, daß sie die Vögel zum Anspitzen reizen mögen. Allein, das fählt jedermann: wir sind jetzt handgreiflich an derjenigen Stufe der Idealität angelangt, wo die Leiter der den Creaturen eingebornen Gottesideen — eine Leiter, die, wie wir sahen, mit ihrer Spitze in den Himmel hineinragt — bereits den ideenlosen Staub der Erde streift.

So viel über Idealismus in der Malerei. Gehn wir zum Realismus über. Nur existiert weder der eine noch der andere in der Kunstwelt jemals für sich. Ein rein ideales Kunstwerk giebt es nicht, denn die Idealität verlangt eine reale Einkleidung und ein rein realistisches Kunstwerk soll es nicht geben, denn aller wahre Realismus verlangt eine idealistische Beseelung. Idealismus und Realismus bilden in der Kunst nicht einseitige Gegensätze, sondern bedingen sich gegenseitig so notwendig als Leib und Seele.

Die idealen Dinge sind, wie wir gesehen haben, nicht bloß real, sondern im tiefsten Grunde realer als die Wirklichkeit. Jedoch versteht man unter realen Dingen in der Regel — und versteht auch wir hier — diejenigen, welche faßbar in die Erscheinung der Sinne treten. Von den fünf Sinnen kommen jedoch die drei Sinne, welche die weniger edeln sind, in der Kunst nicht in Betracht: der Geruchs-, Geschmacks- und Tastsinn. Zwar giebt es kunstvoll und reich ornamentierte Baumkuchen. Es wäre selbst möglich, daß ein Zuckerkünstler auf die Construction eines solchen in romanischen, gothischen oder Renaissancestil verfiel. Allein, was so dem Geschmack und dem Tastsinn verfallt, hat jedenfalls nicht den Namen eines bleibenden Kunstwerks zu beanspruchen. Und was den Geruchssinn anlangt, so kommen zwar in Purgatorio der göttlichen Komödie von Dante Niesebilder in Marmor als lockende und strafende Bilder der Demut und des Stolzes vor, die auch den Geruch in Anspruch nehmen. Die dort vorgestellten Opfer nämlich dampfen so natürlich, daß darüber Auge und Nase in Conflict zwischen ja und nein geraten. Das aber, sagt Dante erläuternd, ist hier kein Wunder. Denn der diese Bilder in Marmor gehauen, ist kein anderer als der Herr und Weltenschaumeister selbst, dessen schaffender Hand in der Natur alle Erdenkunst nur stümperhaft nachfährt, so daß, wie der große Dichter sagt, die Natur Gottes Kind und die Kunst Gottes Enkelin ist.

Sonach bleibt für menschliche Kunstwerke nur das Gesicht und Gehör übrig, das Gehör für die Musik und das Gesicht für die drei bildenden Künste.

Weil aber die Malerei, so wenig als die Architectur und Sculptur, nach unserer Darlegung anders als realistisch denkbar ist, indem dieselbe einen großen Teil ihrer Objecte aus der sichtbaren Welt entnimmt, alle Objecte aber nicht anders als mit dem sichtbaren Mittel der Farbe zur Darstellung bringen kann, so handelt es sich bei unsern weitern Erörterungen wesentlich um das gegenseitige Verhältnis von Idealismus und Realismus zu einander. Dieses Verhältnis kann ein dreifaches sein und ist kunstgeschichtlich als ein solches dreifaches Verhältnis wirklich geworden. Entweder kommt der Realismus noch nicht zu seinem Recht; oder der Realismus und Idealismus durchdringen sich gegenseitig und halten einander harmonisch das Gleichgewicht; oder aber der Realismus überwiegt den Idealismus und wird so zum Naturalismus.

In der altchristlichen Kunstperiode kommt der Realismus noch nicht zu seinem Recht. Wir haben es hier in den vorhandenen religiösen Darstellungen fast nur mit Gedanken, höchstens mit dem guten Willen der Darstellung zu thun. Wir denken dabei vorzugsweise an die Kunstversuche in den Katakomben Roms. Nur daß diejenigen Werke aus den ersten Jahrhunderten doch einen höhern Standpunkt in der Ausführung einnehmen, welche noch von den Resten classischer Kunstmittel zehren. Zunächst sind wehr symbolische Darstellungen, denen wir begegnen, eine Art christlicher Nebus, wie man sie nennen könnte, oder auch mit kindlich gläubigem Sinn erkonnene Kunststräfel. In Summa hohe Gedanken, die zwar nach einer entsprechenden Einleidung suchen, aber eine solche zur Zeit noch nicht finden. Da sehen wir z. B. auf einem Grabsteine einen Vogel, der an Weinbeeren pickt, darunter einen Anker und ein Lamm. Es ist nicht etwa, wie die Heiden denken mochten, das Grab eines Schiffers. Das Ganze soll vielmehr heißen: Hier ruht eine Seele, die im Leben ihre Zuversicht auf das Lamm gesetzt hat und die nun der süßen Seligkeit im Himmel genießt.

Nächst diesen christlichen Nebus und Kunststräfeln finden wir ganze Reihen allegorischer Bilder aus dem Alten Testament: Noah mit der Taube in der Arche oder vielmehr in einer Art Kasten mit geöffnetem Deckel, den Propheten Jonas, wie er aus dem Walfischbrachen hervorgeht, Daniel in der Löwengrube, die drei Männer im feurigen Ofen, offenbar alle mit Beziehung auf die Errettung aus dem Tode und auf die Auferstehung von den Toten. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß wir es in den Katakomben vielfach mit den Gräbern von Märtyrern zu thun haben. Auch kommen Ansätze zu neutestamentlichen Bildern vor: Maria mit dem Kinde, die Anbetung der Könige, die Auferweckung des Lazarus, und zwar in der Form einer Grabesthür, in welcher Lazarus wie eine Widelpuppe steht, davor gleichfalls sehr jugendlich Jesus der Auferweder mit

einem Stecken. Der letztere soll den Commandostab über den Tod bedeuten. Sehr geläufig ist den Katakomben das Bild des guten Hirten als eines Jünglings mit kurzem Gewand, der ein Lamm auf seinen Schultern trägt. In das erste Bild, das es überhaupt von Jesu Christo giebt, findet sich in den Katakomben. Der Typus des Christustopfes, sagt Lübke, erscheint hier schon in seinen großen Grundzügen festgestellt: „Das edle Oval des Antlitzes wird von langem in der Mitte gescheitelten braunen Haar umflossen, die Augen blicken groß und tiefinnig gerade aus, die Nase ist lang und schmal, der Mund ernst und mild, der Bart fast noch jugendlich zart, die Linde hält das geöffnete Buch des Lebens, die Rechte erscheint wie zu feierlicher Aufforderung und Mahnung erhoben.“

Die Mosaikmalerei und der gesamte Byzantinismus bringen es in realistischer Beziehung wesentlich nicht weiter. Die Mosaikbilder mit ihren Darstellungen der vier Evangelisten oder des thronenden Herrn inmitten der vierundzwanzig Ältesten aus der Apokalypse versehen zwar in der Ferne eine gewisse großartige und himmlisch feierliche Wirkung nicht. Aber in allen diesen Darstellungen würden wir doch nach lebensvollen Gestalten, natürlichen Bewegungen oder auch nur nach einem wahren Finger mit wirklichen Gelenken vergebens suchen. Dieselben sind so ceremoniell und stereotyp und ermangeln derartig alles individuellen Charakters, daß die darunter befindlichen Namen ein nicht überflüssiger Fingerzeig sind, um einen Johannes von einem Petrus zu unterscheiden. So pflegen wohl Kinder unter eine gezeichnete Figur kindlich die Worte zu setzen: Das soll mein Vater sein. Bei der Handwerksmäßigkeit aber, mit welcher die Mosaikmalerei mehr und mehr etwa vom 6. bis zum 14. Jahrhundert betrieben wurde, ist es nicht zu verwundern, daß realistisch eine Förderung der Kunst nicht eintreten konnte.

Sehr bezeichnend ist in aller byzantinischen Malerei der sogenannte Goldgrund. Der Goldgrund ist das Symbol der Ewigkeit. Man sah nicht bloß den Herrn Jesus, sondern auch die Apostel, Evangelisten und alle heiligen Gestalten nur im Lichte der Ewigkeit. Ein hoher idealer Gedanke, den unsre nicht bloß realistische, sondern zum Teil materialistische Zeit kaum mehr zu verstehen im Stande ist. Es ist und bleibt doch etwas sehr Großes, daß man damals so viel Gold als ewige Himmelsfarbe aufwandte, daß die Kunst im Himmel ihr Element hatte und so ernstlich beflissen war, in den Himmel zu verfehen.

Freilich die diesseitige natürliche und creatürliche Welt kam dabei zu kurz. Man über sah einfach die christliche Wahrheit, daß, nachdem Gott Mensch geworden und seine Wohnung in einem menschlichen Leibe auf der Erde, und zwar unter Menschen und in der Umgebung der Natur und aller möglichen Creatur, nach seiner Barmherzigkeit, genommen, die Kunstdarstellung nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht hat, diesen realistischen Zusammenhang des Himmels und der Erde nicht zu zerreißen, sondern ideal realistisch zu cultivieren. Mit einem Worte: Die Realität der Menschwerdung Gottes fordert die Kunst zum entsprechenden Realismus heraus. Der Goldgrund aber ward, bei allem idealen Fluge, dieser Forderung nicht gerecht, ja er schnitt die Realisierung derselben nahezu ab.

Wir kommen nun zu einer der interessantesten Erscheinungen auf dem Kunstgebiete, indem wir etwa von 1250 ab, durch zwei Jahrhunderte hindurch, Zeugen eines großartigen Eroberungszuges werden. Was zu erobern war, das kennen wir bereits. Es ist die Natürlichkeit und Wahrheit, die lebensvolle Individualität, in Summa dasjenige Maß des Realismus, ohne welches die Malerei der Leistung ihrer höchsten idealen Aufgaben in der classischen Zeit unfähig geblieben sein würde. Bedenken wir, um den Siegesgewinn dieses langsamen aber sicher fortschreitenden Eroberungszuges würdig zu bemessen: die byzantinische Periode der Malerei kannte wohl heilige Gestalten, auch größere feierliche Gruppen; aber im Grunde waren es nicht viel mehr als mit orientalischer Pracht umhängte hölzerne Figuren, die weder gehen noch stehen, noch sitzen konnten. Sie hatten Hände, aber ohne greifen zu können; sie hatten Augen und Lippen, aber noch waren, um mit Dante zu reden, weder die Augen Fenster, an denen die Seele erschien, noch die Lippen Balkone, auf welchen die Seele sich setzen ließ. Wie ein Fußgelenk

lebensvoll sich bewegt, um zu gehen, wie ein Muskel sich regt, um zu lachen, wie menschliche Mienen drohen oder zürnen, wie Handbewegungen sprechen — das alles gehörte zu den Rätseln, die noch zu lösen waren. Dazu war die ganze Natur, als Umgebung und Scenerie für alles menschliche Auftreten nach ihren inneren Gesetzen durch Beobachten und Befaulchen erst zu erforschen, und zur Wiedergabe der Natur das Geheimnis der Perspective mit einem Vorder-, Mittel- und Hintergrund, wie nicht minder das der Vertiefung, samt vielen andern Geheimnissen zu erschließen, ehe von einer Meisterschaft in der Malerkunst und von einer harmonischen Verschmelzung des Idealismus mit dem Realismus die Rede sein konnte.

Um die realistischen Fortschritte in einzelnen aufzuzeigen, müßten wir nichts weniger als einen Abriss von der Geschichte der Malerei geben. Das aber kann nicht unsere Aufgabe sein. Auch ist es nicht geraten, ohne Anschauungsmittel den Versuch zu machen, unbekannte Gemälde, die für das Auge berechnet sind, auf dem Wege der Reflexion durch Beschreibung zum Verständnis zu bringen. Wir werden deshalb auch hier die bisher von uns innegehaltene Methode festhalten, daß wir der Versuchung, mancherlei Neues zu bieten, widerstehen, und vielmehr die mit allgemeinen Zügen schon angedeuteten Wahrheiten an einem, nicht bloß der Kunstwelt, sondern der ganzen gebildeten, ja nicht bloß der gebildeten, sondern sogar der ungebildeten Welt bekannten Bilde für jedermann faßlich, faß möchte ich sagen, in Fleisch und Blut gekleidet, exemplifizieren. Denn an bekannten Dingen gewinnt man nicht bloß am besten ein Verständnis, sondern schreitet auch in der Erkenntnis am leichtesten vorwärts.

Wir meinen das Abendmahl von Leonardo da Vinci, gemalt in den Jahren 1496—1498. Das Gemälde befindet sich zwar auf der Höhe der zu durchlaufenden Bahn. Allein dasselbe ist gerade im besondern Sinne dazu geeignet, den Weg klar zu legen, welcher mühsam durch zwei Jahrhunderte zu durchschreiten war, um auf diese Höhe zu gelangen. Als Etappe zu dieser Höhe möchte vielleicht das berühmte Genter Altarbild „die Anbetung des Lammes“ zu nennen sein, das von den Gebrüdern Van Eyck am 6. Mai 1432 vollendet ist. Wir versagen uns aber, auf dieses großartige Bild hier näher einzugehen, weil es eine derartige Ideen- und Gruppenfülle in sich vereinigt, daß es nicht leicht ist, auch nur einmal die Einheit der Conception darzuthun. Wer nach Berlin kommt, der veräume nicht, die Perle des Museums, die dort vorhandenen Originaltafeln, samt den dazu gehörigen Copien, wir sagen nicht zu sehen, sondern zu studieren und zu genießen. Das Bild ist fast sprichwörtlich so realistisch wahr, daß man unter den Nägeln an den Füßen des Wüstenpredigers Johannes den Staub von der Wüste her entdeckt, und die singenden Engel, je nach dem Ausdruck ihrer Stirn und der Öffnung ihres Mundes, nach Sopran, Alt, Tenor und Bass von alter Zeit her unterschieden hat. So kommt auch hier, wie bei den erwähnten Dante'schen Reliefbildern Kuge und Ohr gewissermaßen mit einander in Conflict, indem man ebenso gut sagen kann: man sieht und man hört sie singen, wie man die goldhaarige b. Cäcilie im kostbaren brotatenen Gewand die Orgel spielen sieht und spielen hört. Will man doch gar den Accord entdeckt haben, den gerade ihre Finger greifen. Aber sicher ist nicht ein Mollaccord. Denn zu den Dingen, die im Himmel vergehen, gehören nebst Leid und Geschrei, auch alle Moll- und Schmerzensaccorde der Erde, die sich dort in helles Dur auflösen.

Allein, wie gesagt, wir übergeben diese Etappe und schreiten einer eingehenden Betrachtung des Meisterwerks eines Leonardo da Vinci zu.

Es ist kein Altargemälde. Denn dazu würde es nicht passen, obgleich es immer noch mehr geeignet sein würde, wie ein bekanntes Altargemälde, die Kilien auf dem Felde darstellend, bei dessen Anblick einst der kunstsinuige König Friedrich Wilhelm IV. sagte: „Das paßt wie die Faust auf das Auge.“ Zum Zwecke eines Altarbildes würde Leonardo die Einsetzung des heiligen Abendmahls gewählt haben. Unser Bild, bekanntlich an der Wand des Speisesaals im Kloster Santa Maria delle grazie bei Mailand, der Tafel des Priors gegenüber, als Fresco gemalt, stellt allerdings die Scene der letzten Passafeier Jesu mit seinen Jüngern dar, aber in dem bestimmten Moment, da er spricht:

„Einer unter euch wird mich verraten.“ Das ist der einheitliche Gedanke, der in meisterhafter Weise das ganze Gemälde beherrscht.

Wir beschreiben es nicht. Aber wir fragen: wer sieht es? Denn es gilt — das ist eine schöne Aufgabe für die Einbildungskraft — durch Übung im Anschauen sich allmählich drinnen ein festes Bild von den durch die Augen geschauten äußern Gegenständen zu machen. So soll und kann man beim Reisen Gegenden auswendig, oder eigentlich inwendig lernen. So soll man beschauend und betrachtend vor eines Leonardo Abendmahl stehen, bis wir es vollständig im Geiste schauen. Also: wer sieht den Speisesaal mit den drei Fenstern im Hintergrunde? wer den gedeckten Tisch, dessen Vorderseite unbesetzt ist, damit die heilige Tischgesellschaft für unser Auge ganz frei zu sehen kommt? Wer den Herrn in der Mitte, zu seiner Rechten Johannes, Judas, Petrus, Andreas, Jakobus den Jüngern und Bartholomäus — zur Linken Jakobus den Ältern, Thomas, Philippus, Matthäus, Thaddäus und Simon? Wer sieht sie rechts und links in je zwei Gruppen geteilt? — Aber mit dieser Aufzählung, auch wenn einer alle Personen an den Fingerringen aufzählen könnte, wäre doch das Bild noch lange nicht verstanden und die eigentliche Seele desselben noch lange nicht erfasst. Dazu werden wir die Sache doch etwas anders anzufassen haben, zumal da wir uns die besondere Aufgabe gestellt haben, an diesem Bilde zu zeigen, welchen Grad der Vollkommenheit der allem Idealismus in der Malerei notwendige Realismus durch die Hand des Leonardo erreicht hat.

Wir fangen mit dem Außerlichen an. Wir meinen den gemalten Speisesaal. Im Vordergrund steht der gedeckte Tisch. Zu beiden Seiten aber strecken sich die Saalwände für unsere Augen aus. Wir sehen in die Tiefe des Saales, ja durch die offenen Fenster der gemalten Hinterwand weit in die Umgebung Jerusalems hinein. Wer genau hinschaut, sieht durch das Mittelfenster eine durch höhere Berge abgeschlossene wellenförmige Ebene, und durch das linke Fenster gar einen Fußpfad sich lang nach einer Villa oder nach einem Flecken in der Umgebung hinschlängeln, hinter welchen ebenfalls Berge aufstauen. Das kommt uns alles höchst natürlich vor. Aber das ist ein Stück der gemachten realistischen Eroberung, nämlich die Perspektive. Alle Welt redet von Perspektive und ergötzt sich an perspectivischer Wahrheit. Aber die Meisten bedenken nicht, daß es Jahrhunderte hindurch suchender Köpfe und emsig fleißiger Hände bedurft hat, ehe das Geheimnis der Perspektive und ihrer Gesetze der Malerwelt aufgegangen ist. Geschieht es doch allein vermittelt der Perspektive, daß die Malerei, welche auf den ersten Blick gegen die Sculptur im Nachteil zu sein scheint, schließlich in der Kunstdarstellung den Sieg über jene davon trägt. Eine Statue kann man allseitig beschauen, ja um dieselbe betrachtend herumgehen. Wehe, wer hinter ein auf Holz oder Leinwand gemaltes Staffeleibild schaut. Und doch raten wir ernstlich, einmal etwa die Rückseite eines Morgan'schen Kupferstichs von Leonardo's da Vinci Abendmahl zu befehen, um darnach desto mehr anzustaunen, was die Malerei auf dem Wege der Perspektive für Wunder auf eine ebene Fläche hinaubert.

Auch die Tafel im Vordergrunde ist mehr denn eines Blickes wert. Sie hat eine Tiefe und auf der sich ausbreitenden Tafelfläche stehen Schüsseln, Gefäße, Gläser, wie auf einem wirklichen Tisch. Das ist Naturwahrheit. Dieselbe Naturwahrheit tritt uns an dem Tischtuche entgegen. Man sieht, es ist Leinen, so frisch, als wäre es eben aus der Wäschtruhe des Klosters hervorgeholt. Das erkennt man an den frischen Quetschfalten, die sich nach einigem Gebrauch verloren haben würden. Die Zipfel an den beiden sichtbaren Tischenden sind zusammengeknötet, so naturgetreu, daß man versucht wird, dieselben wieder aufzuknoten. Dazu die schönen eingewebten Muster, so deutlich sichtbar, daß eine Hausfrau auf den Gedanken kommen könnte, dieselben für ihr Haus bei einem Weber zu bestellen.

Und doch drängt sich diese Naturwahrheit der Scenerie nirgends vor. Leonardo hat mit seinem gewebten Tischlaken nicht, nach der Manier der Altarleiber in der holländischen Stube, von dem geistigen Mittelpunkt des Bildes ablenken wollen. Ein Vergleich dieses Abendmahls mit den späteren Gastmählern des Venezianers Paolo

Beroneje ist wohl im Stande, den gesunden Realismus unseres Gemäldes zu beleuchten. Doch darauf kommen wir noch einmal zurück.

Wir gehen nun zur Betrachtung der heiligen Gestalten über. Wir erkennen damit zunächst wirklich die äußere Gestaltung. Man sagt sprichwörtlich von Leiben und Leben. Hier leibt und lebt völlig jede der dreizehn Gestalten, ja hier leibt und leibt jedes Gliedmaß, jede Bewegung. So sieht man wirklich, wie der Herr Jesus und die meisten Jünger. Aber so sieht man auch wirklich, wie Bartholomäus am äußersten rechten Ende der Tafel steht, indem der Körper auf dem rechten Fuß ruht und das linke Bein übergeschlagen ist. So stützt man sich auf, wie derselbe Bartholomäus mit beiden Händen oder Judas mit dem rechten Ellenbogen. Man sieht, der Meister weiß genau, welche Muskeln sich bei solchem Stützen anspannen und wie sich die Fußmuskeln, wir möchten sagen, geben, wenn man auf den Zehen steht, wie Bartholomäus mit dem linken Fuße thut. So beugt man sich vor wie Philippus, so faltet man die Hände, wie Johannes, so natürlich wahl ein langes Haupthaar, wie bei dem Herrn, den beiden Jakobus, Philippus und Thaddäus. So leiben und leben Augen, die blicken. Ja selbst die Augen, die niedergeschlagen und kaum geöffnet sind, wie bei dem Herrn, kann man erkennen und genießen, weil dieselben durch die Vorhänge der Augenlider hindurchleuchten.

Mit alledem scheinen wir sehr einfache Wahrheiten auszusprechen. Dieselben sind jedoch so groß, daß man Jahrhunderte lang danach verlangend ausgeschaut hat, ehe sie Eigentum der Menschenhand geworden sind. Man vergesse nicht, daß alle diese Naturwahrheit die Frucht eines langen Suchens, Forschens und Studierens war. Ohne sorgfältige anatomische Studien wäre die Malerei nie aus den seelenlosen Fesseln des steifen Byzantinismus herausgelommen. Von Leonardo berichtet uns die Kunstgeschichte ausdrücklich, wach einen enormen Fleiß der fleißige Meister auf die Natur überhaupt, insbesondere die Natur des menschlichen Körpers verwendet hat, um naturgetreue, wahre Gestalten mit Stift, Kohle oder Pinsel schaffen zu können.

Doch das alles gehört erst dem Heiligen an, wie die Perspektive und Scenerie dem Vorhose der Kunst. Es giebt auch hier ein Allerheiligstes.

Unserem Bilde sieht man es an, daß der Meister Leonardo eins gründlich studiert hat, die Bewegung. Man erzählt: er habe in einem Glase jahrelang Schlangen ernährt, um ihre Windungen mit den Augen zu belauschen. Die Frucht dieses Studiums läßt sich an dem Bruchstück des berühmten Kartons aus der Schlacht von Anghiari ersehen, mit dem er nebst Michelangelo 1504 in seiner Vaterstadt Florenz um einen Preis rang. Es stellt das Bruchstück den Kampf einiger Reiter um einen alten Fahnenstock dar. Ein einfacher Gegenstand, so scheint es. Aber wach ein Knäuel von Windungen in den Hosen und Reitern! Die Hosen kämpfen wütend mit, und unter den Hosenhufen winden sich abermals kämpfergestalten und suchen sich des sichern Todes zu erwehren. — Doch im Grunde sind alle diese Bewegungen, so dramatisch sie auch in das Auge treten, nichts gegen das stille aber tiefe Drama, das sich auf unserm Bilde enthüllt. Eine Art Seelenschlacht, deren Darstellung sicher noch andre Kunst erfordert, als jenes Reitergefecht. Treten wir diesem dramatischen Seelengemälde näher.

Zwar hatte die Kunst längst gelernt, Seele zur Erscheinung zu bringen. Wir bewundern mit Recht an der griechischen Sculptur, wie sie verstanden hat, den kalten Stein zu beseelen, den toten Marmor zu durchgeistern. Auch die altchristliche und byzantinische Malerei hat bereits fleißig und sinnig an der Aufgabe gearbeitet, mit Hilfe des feinem Farbestoffes Kunstgestalten zu beseelen. Aber vielfach muß man doch an den Kunstwerken dieser Periode den guten Willen für die That nehmen. Was vollständig noch gewonnen werden mußte, war die individuelle Ausprägung des Seelenlebens. Der bekannte Johannes von Giotto, welcher sich mit ausgebreiteten Armen vor Schmerz auf den Leichnam Jesu nicht werfen, nein, stürzen will, ist auf diesem Gebiet ein mächtiger Fortschritt gewesen. Ein Fiesole, die ganze Schule von Siena mit ihrer Neigung zur mystischen Innerlichkeit, dazu vor allem das ganze 15. Jahrhundert, vertreten durch die Florentiner Masaccio, Philippo Lippi und Ghirlandajo, so wie durch die so-

genannte alte Venezianische Schule, haben allzumal, jedes in seiner Art, das genaunte große Kunstgebiet erobern helfen. Mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts liegt es gleichsam erobert zu den Füßen der Kunstwelt und unser Gemälde, wie kein zweites, giebt Zeugnis von diesem mächtigen Kunststiege.

Man mustere alle dreizehn Gestalten darauf durch, ob nicht jede ihr bestimmtes Seelen-, Geistes- und Charaktergepräge trägt. Sagten wir vorher: Also sitzt ein Mensch wahrhaftig, so sagen wir jetzt, indem wir die Gestalt des Herrn ins Auge fassen: also lebt und lebt göttliche Höheit und himmlische Ruhe. Jeder Jünger ist ein Charakterkopf, und es prägen sich in denselben gerade diejenigen Züge ihres Geistes- und Charakterlebens aus, welche, nach der heiligen Coangelien Geschichte, und sonst überlieferungsweise zu ihrem Seelenporträt gehören. Allein zu dieser individuellen Geistesausgestaltung kommt noch ein Individuelleres, wie solches durch die besondere Aufgabe bedingt ist.

Wir sagten bereits: das Gemälde stellt den Moment dar, wo der Herr in der Nacht, da er verraten ward, bei seiner letzten Passafest sprach: Einer unter euch wird mich verraten. Sein göttlich stilles Gesicht gleicht dabei dem ruhig glatten Meer, auf dem sich nicht bloß keine Zorneswelle, auch nicht einmal eine Welle menschlicher Erregung kräuselt. Die rechte Hand liegt mit der Handwurzel auf, die Finger leicht gehoben. So wird die Verkündigung des Mundes von der Handbewegung begleitet, welche, ein Echo der Lippen, den Jüngern dieselbe Wahrheit eröffnet: Einer unter euch wird mich verraten. Die liebe Hand, flach ausgebreitet, wiederholt einfach: und doch ist es so und es bleibt dabei: Einer unter euch wird mich verraten! —

Das gesprochene Wort ist der Funke, der blickartig in die Seelen der Jünger einschlägt. Was aber der Blick drinnen entzündet, das ist draußen auf den Gesichtern, in den Mienen, namentlich den Handgeberden und zwar je nach dem angeborenen Temperament und Charakter, in der individuell mannichfachen Weise zu lesen. Was die Köpfe und Mienen anlangt, so wird die Wirkung noch bedeutend erhöht, wenn man zu dem Gesamtbilde die photographischen Abbildungen von den in Weimar vorhandenen Original-Kartonszeichnungen der Köpfe hinzunimmt. Aber das offenbar individuellste Leben hat Leonardo doch durch die Hände hervorzubringen verstanden. Man redet von einer Fingersprache, hier haben wir eine vollendete Handsprache. So, sagt Meister Göthe, können nur italienische Hände sprechen. Nicht zwei Handbewegungen sind sich gleich oder einander nur ähnlich.

Johannes, zur Rechten Jesu, sitzt als eine meditative geschlossene Natur, mit gefalteten Händen. Judas sitzt neben ihm. Man sieht ihn im Profil. Sein finstres Gesicht sieht aus wie der leibhaftige Verrat und das personifizierte böse Gewissen. Vor gedrängt durch Petrus, liegt er auf dem rechten Unterarm, stößt beim Weichen vor dem feurigen Nachbar das Salzfaß um und faßt krampfhaft mit der Hand den Beutel, welchen er trug, und der seine geizige Seele durch Teufelslist nach den dreißig Silberlingen lüster gemacht. Noch läßt er das Geld nicht los. Erst, da er statt zur Buße zur Verzweiflung kam, warf er die Silberlinge, die in seinen Händen wie Feuer braunten, den Hohenpriestern vor die Füße. Petrus, wie immer voll feurig drahtischen Temperaments, wendet sich an Johannes, mit der linken Hand auf Jesum als die Quelle weisend, wo der Jünger, der an Jesu Brust lag, den Namen des Verräters erforschen solle. Mit der Rechten hält er ein Messer. Er scheint nicht abgeweiht, nach seiner Zornesnatur, wie später mit dem Schwerte, so hier mit dem Messer drein zu schlagen. Er drückt das Messerheft nicht eben sanft in des Verräters Seite, zum Zeichen, daß seine Seele instinctmäßig den Verrat in seiner Nachbarschaft wittert. Sein Bruder Andreas kehrt beide flache Hände mit ausgebreiteten Fingern, in der Höhe seiner Brust, uns zu — ein so sprechender Gestus des starren Schreckens, daß man fast fühlt, wie ihn dabei vor Grauen der Atem stockt. Jakobus der Jüngere, mit einem tiefmitleidigen Gesicht, legt seine Linke auf Petri Schulter, ihn im Forschen nach dem Verräter zu bestärken. Zugleich werden durch diese Handbewegung, wie auch sonst durch ähnliche Bewegungen, zwei Gruppen mit einander in malerisch geschickter Weise verbunden, so daß, trotz der Teilung in vier Gruppen zu je drei Jüngern, dadurch ein einheitliches Band hergestellt wird, und schließ-

sich einzig und allein der Verräter isoliert erscheint. Am Ende der rechten Seite steht Bartholomäus in der schon beschriebenen Art, die Hände auf den Tisch gestützt — die einzigen Hände auf dem ganzen Gemälde, die ruhig und fest aufliegen. Doch unterstützen sie auch so die Spannung des sich vorneigenden Gesichts. Er ist ganz Auge und Ohr gegenüber der Lösung der Frage, die Petrus durch Johannes an den Herrn nach dem Namen des Verräters stellt.

Zur Linken Jesu sitzt Jakobus der Ältere. Mit den völlig ausgebreiteten Händen drückt er zugleich Verwunderung und Schmerz aus. Hinter ihm drängt sich Thomas hervor. Sein reflectierendes Verstandes- und Zweiflergesicht ist unverkennbar. Er hebt den Zeigefinger der rechten Hand auf. Herr, will er sagen, dies Mal ist es keine dogmatische, sondern eine ethische Frage, wo ich um Gotteswillen nicht hinter den andern Jüngern mit meinem Schmerze zurückbleiben möchte. Neben Jakobus steht Philippus. Sein Gesicht verrät beides, Gram und unaussprechliches Mitleid. Die beiden Hände legt er bezeichnend auf seine Brust, wie Schlüssel, die den Schrein seines Herzens aufschließen sollen, mit der Aufforderung: Herr, hier, sieh hinein, ob du drinnen auch nur einen Verratsgedanken mit deinen hellen Prophetenaugen entdecken kannst! — Die letzte Gruppe bilden Matthäus, Thaddäus und Simon. Sie sind alle drei im eifrigsten Gespräch über das Schmerzenswort Jesu begriffen. Matthäus, obgleich mit dem Gesicht dem Gespräch zugekehrt, streckt die Hände entgegengesetzt dem Herrn Jesu zu, als wolle er sagen: Wie? Ihn, Ihn verraten! —

Thaddäus will in eigentümlicher Bewegung mit der Rechten in die Linke einschlagen. Das heißt doch wohl: hab ichs nicht immer gesagt, daß dem Einen dort nicht zu trauen? Dabei thut offenbar sein Auge einen sprechenden Blick nach Judas hin. Simon endlich, ruhig und gemessen, bringt mit wenig ausgebreiteten Händen, dem Anscheine nach, Gründe und Gegengründe für und wider den ange deuteten Verdacht vor.

Das ist das Seelendrama, das Mienen und Hände auf unserm Gemälde spielen. Vielen werden wir mit der Beschreibung sicherlich aus ihrer Seele herausgesprochen haben. Hat aber jemand noch nicht darauf geachtet, so wird er künftig von der Wundersprache überrascht sein, und das Bild niemals wieder sehen können, ohne in Stillen den großen Meister zu loben, der den heiligen Gestalten eine so wahre und so mannichfaltige Leibes- und Seelensprache eingehaucht hat.

Mit gutem Bedacht haben wir uns so lange bei dem einen Kunstwerke Leonardo's da Vinci aufgehalten, weil es uns darauf ankam, an einem klassischen Beispiel zu zeigen, wie mit dem Ende des 15. Jahrhunderts der Weg realistischer Wahrheitseroberung zurückgelegt ist, und Idealismus und Realismus sich gegenseitig durchdringen. Das ist die klassische Kunsthöhe der Malerei, nicht blos für damals, sondern für alle Zeiten. So hätten wir denn durch unsere bisherige Erörterung zugleich den Maßstab gefunden, um von dieser Höhe aus die weiteren Künstlerleistungen der Malerei einigermaßen sicher zu beurteilen.

Es handelt sich dabei zunächst um die Periode des überwiegenden, bis zum puren Naturalismus sich steigenden Realismus. Es ist zu verwundern, wie schwer sich die Malerei auf der angezeigten klassischen Höhe zu halten vermochte. Schon in der klassischen Periode fehlt es an Symptomen krankhafter Erscheinungen nicht. „Zu großen und ganzen, sagt ein feiner Kunstkenner“), war die Malerei mit Ausnahme der Venezianischen Schule, schon in leentlicher Ausartung begriffen etwa vom Jahre 1530 an; ja es ließe sich behaupten, daß nach Raffaels Tode (1520) kein Kunstwerk mehr zu Stande gekommen, in welchem Form und Gegenstand ganz rein in einander aufgegangen wären.“

Einzelne naturalistische Züge sind unschwer auch an berühmten Gemälden berühmter Meister nachzuweisen. Wir erwähnen zunächst Michelangelo's jüngstes Gericht an der Hinterwand der Sixtinischen Kapelle in Rom aus den Jahren 1534—1541.

\*) Burckhard Ciccone III, S. 994.



Bei großartigen malerischen Gedanken ist es doch, und zwar anerkannter Weise, ein großer Mangel, daß hier der Bildhauer in seinem angeborenen Genie, die mannichfachen Stellungen, Verkürzungen und Gruppierungen der reinen menschlichen Gestalt, vor allem aber alle möglichen Bewegungen im Fallen, Stürzen und Ueberstürzen in die Wirklichkeit zu rufen, in phantastischer Weise den Maler auf Abwege geführt hat, wo die Heiligen und Seligen sich wesentlich nicht von den Verdammten unterscheiden. Unverständlich bleibt für unser evangelisches Gefühl vollends die Art und Weise, wie die Seligen selbstherrlich in den Himmel steigen und sich die Hände reichend einander gar in den Himmel ziehen helfen.

Wenn ferner ein Correggio, der große Maler der Wärme, die Wolken so materiell wirklich zeichnet, daß sich die Engel darauf nicht bloß herumtummeln, sondern mitunter auf Wolken mit ausgepreizten Füßen wie auf Rossen reiten; oder wenn derselbe Maler die bekannte Maria Magdalena so malt, daß zwar die Schönheitlinien richtig und die wallenden Haare prächtig erscheinen, im übrigen aber von einer reumütigen Seele nichts zu spüren, und das gemalte Weib alles ist, nur keine Magdalena — was ist süßlich das anders, so fragen wir, als ein Uebermaß von naturalistischer Wirklichkeit und ein Mangel an wirklicher Wahrheit?

Dieser naturalistische Irrweg wird auf dem Gebiete der religiösen Malerei allmählich immer allgemeiner. Auch die Venezianische Schule, trotz ihrer idealen Grundrichtung und ihrer großartigen Farbenpracht, ist davon nicht frei. Wer kennt und bewundert nicht einen Paolo Veronese? Seine Gemälde füllen einen ganzen Saal im Dresdner Museum. Seine Anbetung der Könige ist ein Wunderwerk. Hier harmonisiert die goldbrokatene Pracht auch mit dem Inhalte. Dagegen sind seine Gastmähler, bei aller malerischen Auszeichnung, lebendige Beispiele der angezeigten krankhaften Richtung. Denn wie es ein Mißbrauch ist, einen Predigtert bloß zum Präterit zu gebrauchen, um über alle mögliche, vielleicht sogar sehr schöne und herrliche Dinge zu reden, nur nicht über den Text und aus dem Text heraus, so ist es künstlerisch nicht zu entschuldigen, wenn Paolo Veronese und seine zahlreichen Genossen die heiligen Geschichten z. B. die Hochzeit zu Kana nur als Vorwand benutzen, um das reiche venezianische Patricierleben mit allem Glanze und Luxus, bis auf die Jagd- und Schoßhunde, in der Umgebung der Prachtpaläste der Lagunenstadt zur Darstellung zu bringen. Wenn ein Kunsthistoriker sagt: auf dieser Hochzeit figurieren der Herr Jesus und seine Mutter wie umgebene Gäste, oder wenn ein anderer naïv urteilt: „Die heiligen Personen und die an sie geknüpften Ereignisse bleiben freilich Nebensachen“ — so brauchen wir diesen Urteilen nichts hinzuzufügen, um unsere Behauptung eines weitern zu begründen. Damit wollen wir dem P. Veronese und seinen Gastmählern ein anerkannt großes Maß von Idealismus keineswegs absprechen. Die Heiterkeit und fröhliche Existenz dieser Bilder stehen hoch erhaben über der gemeinen Wirklichkeit gewöhnlicher Gelage. Es sind eine Art Genrebilder, aber als solche jedenfalls Werke höchster Art.

Von diesem naturalistischen Zuge ist auch die deutsche Malerei der klassischen Zeit nicht frei. Am freiesten hält sich Holbein der Jüngere. Zum Beweise brauchen wir nur das unsterbliche Kunstwerk seiner Meisterhand, die allbekannte Rabonna zu nennen. Dagegen zählt unser großer Albrecht Dürer der naturalistischen Richtung auch seinen Holi, bei aller idealen Gedankenfülle und urdeutschen Gemütsiefe. In dem Leben der Maria versteht er die Wiege mit dem Jesuskind mitten in seine Vaterstadt Nürnberg. Der heilige Joseph verschmährt einen acht nürnberg' Hut so wenig als die heiligen Gestalten das bauschige und krause Kostüm damaliger Zeit. Gleichwohl verkennt wir nicht, daß Dürer einen guten Teil seines populären Zeiteinflusses diesem Zuge verdankt, der übrigens bei ihm einen tiefen Zusammenhang mit kindlichem Gemütsleben hat, und darum viel weniger aus Reflexion stammt, wie bei andern Meistern. Wir verfolgen diesen Punkt nicht weiter. Sonst würde es leicht sein, aus der flandrischen, holländischen, französischen und spanischen Schule des 17. Jahrhunderts weitere Beispiele naturalistischer Abwege beizubringen.

In Italien ward die überwiegend realistische Richtung schon gegen 1600 zum

vollen sogenannten Naturalismus. Das höchste Ziel ist ihm naturgetreue Nachahmung und volle Richtigkeit. In der Neapolitanischen Schule war es die Zeit der Marterscenen. So grauenvoll sie waren, jedenfalls mußten Marterwerkzeug und Henkerarbeit sehr genau sein. Und Caravaggio, der Vater der Genremalerei, suchte vorzugsweise nach Gegenständen, heiligen und profanen, wo er Verbrechergestalten und verschmiztes Gesindel mit dem Pinsel vorzuführen hatte. Trug doch die Genremalerei, die von jetzt ab als selbständiger Kunstzweig sich loslöste, und die sich die Abpiegelung des Alltags- und Volkslebens zur Aufgabe stellte, in sich selbst schon Versuchung genug, wie wir in der holländischen Schule vielfache Belege dazu finden, dem Idealen entgegeng, das Alltagsleben alltäglich, und das Volksleben nicht vollständig, sondern niedrig aufzufassen.

Höchst merkwürdig ist die eigentümliche Erscheinung, daß im 17. Jahrhundert der durch den Jesuitismus, im Gegensatz zum Protestantismus, wieder belebte Katholicismus in Italien, Flandern, Frankreich und Spanien mit dem Naturalismus in der Kunst einen innigen Bund eingeht und bei aller naturalistischen Grundrichtung, eine nicht gewöhnliche Nachblüte in der Malerei hervorbringt. Wir nennen den großen flandrischen Meister Paul Rubens, den französischen Nikolaus Poussin und den spanischen Murillo. Ihre künstlerische Malergroße bleibt unbestritten. Ja die dramatische Art eines Rubens und die mystische Innigkeit eines Murillo stehen einzig da. Nichtsdestoweniger bleibt der Satz unbestreitbar, daß ein Rubens nicht bloß die übermütige Lebenslust, sondern auch eine fleischlich-sinnliche Ueberfülle repräsentiert, die niemand als Modell eines allgemeinen Geschmacks hinzustellen den Mut haben möchte. Dem damaligen Katholicismus war es nicht bloß nicht anstößig, sondern ganz angenehm, wenn Rubens die Mutter Maria zu einer flandrischen, und Murillo zu einer spanischen Dame machte. Denn um jeden Preis kam es ihm, wie in den Renaissancekirchen auf prunkendes Weiß und vieles Gold, so auf Gemälden vor allem auf sinnlichen Effect an. Dem Volke aber waren die Heiligen im Rationalismus jedenfalls näher als in idealer Haltung. Auch sind wir nicht so stolz, behaupten zu wollen, daß nicht noch heute das Volk und vielleicht nicht bloß Leute aus dem Volk, gerade wie damals an einer Darstellung viel besonderes Ergötzen haben möchten, wo — wie das auf einem von Lodovico Carracci gemalten Deckengemälde in der Sacristei von St. Petro in Bologna zu finden ist — die sämtlichen Apostel einen Condolemsbesuch bei der trauernden Madonna abtatten, und Petrus als Wortführer vor ihr kniet und sich mit dem Taschentuche die Thränen abwischt. Ähnlich warten auf einer Vermählung der h. Katharine von Tiarini die Putten — so werden die engelartigen kleinen Wesen genannt — als Lakaien außerhalb der Scene. Der Ceremonie wohnen außerdem die h. Margareta und die h. Barbara bei. Der gute Joseph schwagt inzwischen draußen mit den drei kleinen Dienstboten, welche das Rad der Katharine, den Drachen der Margareta und das Thürmchen der Barbara zu hüten haben\*).

Es erübrigt nun, mit dem Gewinn der bisherigen Darlegung, der Vollständigkeit wegen, einen letzten streifenden Blick auf die Malerei unseres 19. Jahrhunderts zu werfen. Zunächst sollte, namentlich uns Deutsche, der Blick vor Undankbarkeit bewahren. Denn es ist nahezu erstaunlich, welchen enormen Aufschwung nach dem, bis auf wenige Ausnahmen gänzlichen Verfall im vorigen Jahrhundert, mit dem Anfang dieses die Malerei in unsern deutschen Landen genommen hat. Wir begnügen uns mit einem bloßen Namensregister und verzichten dabei im Voraus auf Vollständigkeit. Wir nennen Cornelius, Overbeck, Schadow, Philipp Veit, Führich — v. Heß, Schröndolph, Wilhelm Kaulbach, Schwind — Lessing, Bendemann, Schirmer, Hildebrand, Sohn, Vautier, Knaut — Vegas, Menzel, Schrader, Meyerheim, Pfannschmid — Schnorr von Carolsfeld, Hübner, Kethel, Ludwig Richter — das heißt lauter große Meister der Münchener, Düsseldorfer, Berliner und Dresdener Schule, Meister in der Historienmalerei, in der Landschaft, dem Genre und Porträt und alle, mehr oder weniger durch eine gesunde ideal realistische Harmonie sich auszeichnend; darunter ein Heroe, ein zweiter Michelangelo in Gedankenflug und Stil-

\*) Durhard III, S. 1033.

erhabenheit, der die andern allzumal um mehr denn eines Kopfes Länge überragt. Wir meinen den Schöpfer der großartigen Entwürfe zum Campo Santo in Berlin, Peter v. Cornelius, für viele noch unverstanden, von wenigen genossen, man möchte sagen, in diesem Sinne noch heute der Mann der Zukunft!

Aber freilich daneben geht auch je länger je mehr eine Neigung zum Naturalismus her, welcher ein getreues Abbild der damit Hand in Hand gehenden materialistischen, sinnlich genussüchtigen Richtung unserer Zeit ist. Panem et Circenses! so rief das Römische Volk zur üppigen Kaiserzeit. Und Effect und Sinnenrausch, das ist die Losung der alles Idealismus mehr und mehr bar werdenden Genussucht unsrer Tage. Leider sind auch die Maler Kinder ihrer Zeit; leider stehen nicht alle so fest in ihrem hohen und volkserziehlischen Berufe gewurzelt, daß sie lieber darben wollten, als der irreführenden Strenenstimme gehorchen. Die Kunstausstellungen reden von Jahr zu Jahr deutlicher, daß es mit unserm Volke auf dem Gebiete der Kunst bergab geht. Der bekannte Kunsthistoriker Lübke erhebt schon in der zweiten Auflage seiner Kunstgeschichte vom Jahre 1864 seine Warnungsstimme. „Je mehr, sagt er, wahrhaft gesundes Gedeihen der Kunst auf ihrer Volkstümlichkeit beruht, desto mehr hat diese selbst ihre Ideale treu und rein zu hüten. Die Abwege ins Neckerliche, Naturalistische und Leere liegen unsrer heutigen Kunst, vor allem der Malerei, deshalb so gefährlich nahe, weil der Zug der Zeit ein überwiegend realistischer ist. Darum muß sie ihr ewiges Erbeil des Idealen wahren, muß treu, wahr und tief sich dem Leben hingeben, aber in den Erscheinungen desselben nicht die blendende Hülle, sondern den unvergänglichen Gehalt zu erfassen suchen, das ist ihre Aufgabe, ihr Beruf, das die Bedingung für ihre lebendige Fortdauer.“

So weit Lübke. Wir aber treten von Herzen dem Warnungsrufe bei. Nur daß wir uns getrieben fühlen, die Quelle alles Aufschwungs und die Wurzel alles Verfalls im Kunstleben noch etwas deutlicher zu kennzeichnen, wenn wir mit dem Gesamtgewinn dieser Studie sagen: Das Christentum eröffnet der Malerkunst eine unendlich reiche Gedankenwelt, gleichwie der Glaube der Malerband die rechten idealen Schwingen verleiht. Der Unglaube macht nicht allein arm und prosaisch, er zieht unwillkürlich in den Staub.

## Bontour und die jüngste Börsenkatastrophe.

Von Dr. Perrot.

Mit der „Börse“ hat unsere offizielle Nationalökonomie sich leider noch viel zu wenig befaßt. Namentlich sind auch die großen Zusammenhänge zwischen der Bankpolitik und dem Börsenspiel weniger Bevorzugter einerseits, und dem Erwerbs- und Geschäftsleben des ganzen arbeitenden Volkes andererseits, noch ungemein selten zum Gegenstande gründlicher wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden. — Und doch liefert jedes Jahr neues Material, im Besonderen auch die jüngste Börsenkrisis, welche mit dem Namen Bontour verknüpft und noch keineswegs überwunden ist.

Durch den Krieg von 1870/71 war Frankreich verhindert worden, sich an dem großen Gründungs- und Börsenschwindel von 1870—73 zu beteiligen und blieb in Folge dessen auch von dem furchtbaren Zusammenbruch des Jahres 1873 verhältnismäßig am meisten verschont. Auf diesen Umstand ist ein erheblicher Teil der bemerkenswerten Thatfache zurückzuführen, daß Frankreich sich trotz der Milliarden schon recht bald nach dem Kriege wirtschaftlich sehr wohl zu befinden schien, während Deutschland, Oesterreich, die Vereinigten Staaten und andere Länder in Folge des „Kraachs“ vor 1873 mit einem schweren Rückgang ihrer geschäftlichen Verhältnisse zu kämpfen hatten.

Schon Mitte der siebziger Jahre empfinden indessen verschiedene Bankpolitaten

das Bedürfnis, einen neuen „Aufschwung“ zu arrangiren, während um diese Zeit in Deutschland, Oesterreich und den Vereinigten Staaten die Lektion von 1873 noch so sehr beim Publikum nachwirkte, daß selbst die verzeihlichsten Anstrengungen der Börsenkroupiers das Publikum wieder an den Spieltisch zu bringen, nicht versangen wollten und die Börsen sich in einem wahrhaft trostlosen Zustande befanden.

In Paris war es zunächst Herr v. Soubeyran, ehemals Untergouverneur des Crédit foncier, welcher die Agiotage neu belebte. Die höher gehenden Börsenwogen benutzte sofort ein beliebiger Katador, Herr Philippart, welchen man in Brüssel den „Eisenbahnkönig“ nannte, um den Schauplatz seiner Thaten nach Paris zu verlegen. Belgien war für seinen Ehrgeiz zu klein geworden. Er suchte in Frankreich ein neues Eisenbahnnetz mitten in die sechs bestehenden großen Eisenbahnströme hinein zu gründen und machte gleichzeitig mit den von ihm geschaffenen „Effekten“ die großartigsten und gewagtesten Geschäfte. Im Jahre 1878 legte der Crédit foncier in Paris eine Subscription von 1,800,000 Stüd Obligationen auf und die Bevölkerung drängte sich, um wenigstens etwas von dem wertvollen Papier zu erhaschen.

„Frankreich ist ein reiches Land“ — schrieb damals die „N. Fr. Presse“ in Wien — „es spielt Fangball mit Millionen, und wer sich davon ein Bild verschaffen wollte, brauchte nur gehern und vorgehern vor unseren Bankhäusern vorüberzugehen, oder, wenn er gerädet zu werden nicht fürchtete, sich durch die Rue neuve des Capucines durchzuwinden, wo der Crédit foncier de France seinen riesigen Bankpalast hat. In den mit Glas überdachten Höfen drängte und drückte sich eine Masse sehr gut gekleideter Herren und sehr reputierlich aussehender Frauen zwei Tage lang nicht zu den Kassen, sondern zu dem Subskriptions-Büchse, um einige von den 1,800,000 Obligationen, welche der Crédit foncier ausgiebt, für gutes Geld zu erraffen, und in den drei Straßen, an welche das Gebäude dieses Institutes stößt, waren die Trottoirs von einer dichten schwarzen Volksmenge bedekt, welche zwölf Stunden lang Queue machte, um zum Unterschreiben zu gelangen.“

Im Jahre 1879 wurde dieser Schwindel durch einen vorübergehenden „Kraach“ auf kurze Zeit zum Stehen gebracht, wie dies ähnlich in Wien im Jahre 1869 geschehen war. In beiden Fällen war der Waffenstillstand jedoch nur ein kurzer. In Paris und an den anderen Börsen wurde der Einbringling Philippart durch die jüdischen Börsenfürsten abgeschlachtet. In Paris widmete sich dieser Aufgabe besonders das Haus Erlanger. Das von Philippart gegründete neue Bahnetz wurde unter dem Minister Frencinet vom Staate übernommen und bildet heute den Anfang eines Staatsbahnnetzes.

Am 19. Nov. 1879 war in der „Frankfurter Zeitung“ Folgendes zu lesen: „Das Ende der Pariser Gründungsära ist da. Rascher als selbst der ärgste Pessimist es annehmen mochte, ist das schwindelhaft aufgerichtete Gebäude zusammengebrochen. Die famos, [von Philippart gegründete] Banque Européenne, welche die Gründungsperiode inaugurierte, existiert nur noch den Namen nach. Die Aktionäre, welche theilweise ihre Aktien zu 7—800 Frs. erwarben, haben das Nachsehen. Die stolze „Banque d'Escompte“ des Baron Soubeyran ist bis auf den Stand zurückgegangen, welchen ihre Aktien vor dem Beginn der tollen Aktienmanie eingenommen hatten. Der Coursunterschied gegen den höchsten Stand beträgt 5—600 Frs. Ähnlich geht es mit Banque hypothécaire und Rente Foncière. Auch der Schwindel in Versicherungsaktien ist zu Ende. Einzelne der jüngeren Gesellschaften sind um 2—3000 Frs., eine um 7000 Frs. per Aktie gefallen. Zahllose Existenzen sind durch die ganz unerhört hohen Börsendifferenzen ruiniert. Besonders in der Provinz ist die Panik allgemein, die Verluste an den Ersparnissen vieler Jahre sind unberechenbar. Es mag den Anstrengungen eines Weltlaufes [Rothschild], welches der Regierung sein Entgegenkommen beweisen will, zwar gelingen, vorübergehend einen gewissen Halt in die der Auflösung nahen Reihen des Renten- und Aktienmarktes zu bringen. Aber eine Wiederaufnahme der Gründerthätigkeit ist nach dem Debacle der letzten Wochen für die nächsten Jahre schwer denkbar.“

Dieses „schwer Denkbare“ geschah dennoch, und zwar unmittelbar in den beiden nächstfolgenden Jahren. Der Hauptanklüfter der neuen Schwindelperiode von 1880 und 1881 war ein Herr Bontour. Derselbe war 20 Jahre hindurch in Wien General-Direktor der an Rothschild verkauften Oesterreichischen Südbahn gewesen, deren Aktien und Obligationen an den Börsen unter dem Namen „Lombarden“ bekanntlich ein Hauptspielpapier bilden.

Vor einigen Jahren hatte Bontour, der ohne Zweifel in seiner Stellung nicht arm geblieben war, den Ehrgeiz verspürt, in seinem Vaterlande, Frankreich, eine politische Rolle zu spielen. Er gab seine Stelle als General-Direktor der Südbahn in Wien auf, ging nach Frankreich und ließ sich in die Kammer wählen. Seine Wahl wurde jedoch kassirt, obgleich er erklärte, in Wien immer nur die Interessen Frankreichs vertreten zu haben. Nunmehr übernahm er 1879 eine ursprünglich unter dem Patronate Philippart's gegründete Bank, welche eben liquidiren wollte, unter dem Namen „Union Générale“, erhöhte das Kapital derselben sofort von 13 Millionen auf 50 Millionen, suchte und mußte sich das Vertrauen der leitenden legitimistischen und klerikalen Kreise in Frankreich zu verschaffen, und es gelang ihm ebenso, das Vertrauen der österreichischen Regierungskreise zu gewinnen. Es handelt sich dabei um die offen kundgegebene Absicht, mittelst katholischen und konservativen Kapitals der jüdischen Bankokratie und insbesondere dem Hause Rothschild aus ihrem eigenen Gebiete den Rang abzulaufen. In Wien wollte man sich auf diesem Wege von Rothschild emanzipieren: offenbar schon die umgekehrte Judenemanzipation und ein ganz ähnlicher Versuch, wie er seinerzeit unter der Führung von Langrand-Dumonceau so verhängnisvoll fehlgeschlagen war. Nach Mittheilungen, welche bis jetzt nicht dementirt sind, hatte Bontour auch den Papst Leo XIII. für sein Unternehmen zu interessieren gesucht.

Die österreichische Regierung ließ sich von Bontour im Herbst 1880 in Wien eine „Länderbank“ mit einem Normalkapital von 100 Millionen Frs. = 40 Millionen österreichische Gulden gründen, deren Zweck unter Anderem auch die finanzielle Hilfe bei Verstaatlichung der österreichischen Eisenbahnen sein sollte. Das Kapital wurde zur Hälfte eingezahlt und mit den Aktien, 200,000 an der Zahl, welche auf 200 Gulden = 500 Frs. lauteten, wurde sofort eine fabelhafte Agiotage getrieben, die sich schnell von Wien an die verschiedenen Weltbörsen fortplante. Schon in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre hatte das Haus Rothschild seinen immensen Einfluß aufgegeben, um namentlich in Wien die Börse wieder in Gang zu bringen; es sah sich genöthigt einen finanziellen Zusammenbruch in Ungarn zu verhindern und nur der Macht dieses größten Finanzhauses konnte es gelingen, einem bereits nothleidenden Staate neue Anleihen zu verschaffen. Selbstredend war gute Börseinstimmung dazu nötig, und dafür wurde gesorgt. In England und den Vereinigten Staaten gelang es überdies mit dem Jahre 1879 auch wieder eine bedeutende Gründerei in Gang zu setzen.

In Paris benutzte, wie erwähnt, Bontour diese von Rothschild geförderte neue Börsenbewegung, um gleich nach der Abschichtung Philippart's mit katholischem und legitimistischem Gelde nach der ersten und leitenden Stelle an den Börsen der Welt zu streben und die Macht des Hauses Rothschild zu brechen. Die damalige Ausweisung und Auflösung der religiösen Orden in Frankreich gab diesen obnehin Anlaß ihr Kapital in großen Maßstäbe mobil zu machen. Bontour wußte diese bedeutenden Mittel an sich und seine „Union Générale“ heranzuziehen.

Das Spiel wurde nun in Frankreich von allen Seiten in zügellosester Weise betrieben. Die Union Générale, welche an der Spitze derselben marschirte, war im Grunde kaum etwas anderes, als der Crédit Mobilier der Gebrüder Pereire. Die „Neue Freie Presse“ hat eine Liste der Gründungen und Consortialbetheiligungen der Union Générale veröffentlicht, welche sich auf 25 Unternehmungen der verschiedensten Art, auf Renten, Anleihen, Eisenbahnen, Kohlenwerke u. s. w. erstreckten und bei denen es sich um einen Gesamtbetrag von 224 Millionen handelt. Die meisten dieser Papiere, so-

weit die Gründungen bis dahin durchgeführt wurden, sind hauptsächlich in Frankreich eingeführt und veräußert worden. Aber nicht nur Frankreich, sondern auch Deutschland, Spanien, Italien und Rußland wurden allmählich in den Strudel mit hineingezogen, soweit dies eben in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von zwei Jahren geschehen konnte, und neben den von Bontour patronisierten Papiere gingen diejenigen, welche das Haus Rothschild unter seine Fittige nahm, wie Suezkanalaktien, Rio-Tinto &c. lustig mit in die Höhe. Auch die Aktien der Bank von Frankreich stiegen gewaltig. Denn die Gründer und Börsenspieler brauchten viel Geld und bis zu einem gewissen Grade erkennen auch die offiziellen Notenbanken eine ihrer Hauptaufgaben darin, den privilegierten Börsenspielern, d. h. den ganz großen Firmen, gegen Wechsel das nötige Geld für ihre Einlässe billig zu verschaffen. Im Jahre 1878 bewegten sich die im Wechselportefeuille der Bank von Frankreich angeammelten Summen zwischen 400 und 700 Millionen, am 9. Febr. 1883 betragen sie mehr als 1700 Millionen. Aber der Diskont wurde bis Anfang September 1881 auf  $3\frac{1}{2}\%$  gehalten, damit die privilegierten großen Firmen das Geld zum Börsenspiel billig bekommen konnten.

Die mit 125 Frs. eingesahnten, auf 500 Frs. lautenden Aktien der Union Générale waren im Herbst 1881 bis auf 3000 (!) gestiegen. Im Oktober 1881 wurde von einem Pariser Consortium versucht, die Aktien der Union Générale durch Plantovertäufe zu werfen, aber Bontour kaufte alle an den Markt kommenden Stücke zu steigenden Preisen selbst auf und die Aktien stiegen noch weiter. Nur mit kolossalem Aufwand von Mühe und Geld wurde im Oktober 1881 ein großer Krach an der Pariser Börse vermieden.

In den Tagen vom 17. bis 19. Jan. 1882 brach dieser Krach nun doch herein. Möglichst frühzeitig die Aktien der „Union Générale“ von 3600 auf 1700, auf 1000 und zuletzt auf 350. Eine Menge anderer Papiere fielen entsprechend. Die Coursverluste innerhalb weniger Tage wurden von der „Neuen freien Presse“ auf ca. 5 Milliarden berechnet. In Lyon und Bordeaux hatte der Schwindel gleichfalls großartig gehaust und in diesen beiden Städten war der Zusammenbruch zuerst erfolgt. Erst von dort übertrug er sich auf Paris. In Lyon hat namentlich die „Banque de Lyon et de la Loire“ namenloses Unheil angerichtet. Die ganze Stadt hatte an der Börse mitgespielt, alle Stände waren an dem Zusammenbruch beteiligt.

Wie an einer elektrischen Kette pflanzte sich der Krach auch auf die Börsen von Wien, Berlin, Madrid und Barcellona fort. In Frankreich, Oesterreich, Deutschland &c. fielen eine Anzahl Bankgeschäfte und Börsenspielfirmen und rissen noch viel mehr Geschäftshäuser in den Abgrund. Ein Teil der Pariser und sämtliche Wiener Börsenmakler waren bankrott. Eine große Zahl Börsenspekulanten in aller Herren Länder brachte sich um's Leben. Bontour selbst und sein Mitdirektor Feder wurden verhaftet, aber bald wieder freigelassen. Wenn der Krach zu vollem, unaufgehaltenem Ausbruch kam, so waren die Folgen gar nicht abzusehen. — In diesem gefährlichen Augenblick, unmittelbar nach dem ersten Zusammenbruch, erkannte es indessen die hohe Banktratte, an ihrer Spitze das Haus Rothschild, als im eigensten Interesse liegend, dem Aeußersten vorzubeugen. Die Bank von Frankreich gab von neuem Hunderte von Millionen her, um den Börsenspekulanten zu helfen. Auch die französische Staatsregierung mußte helfend eingreifen. Auf Empfehlung des Hauses Rothschild und auf einmütigen Wunsch der Börsen wurde Herr Léon Say, der Vertraute und ehemalige Beamte des Hauses Rothschild, zum französischen Finanzminister gemacht. Das Haus Rothschild selbst und die übrige haute banque in Frankreich, Deutschland und Oesterreich griffen der Börse mächtig unter die Arme, stundeten den Spielern ihre Schulden, suchten die Schulden der letzteren unter einander auszugleichen und zu arrangieren und verwendeten Milliarden (nach der „Nat. Ztg.“) auf Ankauf solcher Papiere, welche wie z. B. die französische Rente, zwar momentan gefallen waren, aber Aussicht hatten, wieder zu steigen.

So brachte die mächtige Hand des Hauses Rothschild den Krach zum Stehen, ja man versuchte es sogar in Wien schon im Februar wieder mit einer neuen Gasse:

natürlich zunächst nicht mit dauernbem Erfolg. Erst in ihrem Börsen-Wochenbericht vom 1. April glaubt die „National-Ztg.“ die Zeit zu einer neuen „Hauffe“ allmählich wieder hereinbrechen zu sehen.

Die österreichischen Länderbankaktien waren natürlich bedeutend mitgefallen. Die österreichische Regierung war jedoch glücklicher Weise schon im Herbst 1881 durch eine von der linken Seite des Reichsrathes wegen der Länderbank gestellte Interpellation gewarnt worden. Diese Interpellation sollte natürlich dem konservativen Ministerium Taaffe ein Bein stellen. Dieselben Herren, welche während des ganzen Schwindels von 1867 bis 1873 beharrlich geschwiegen hatten, an ihrer Spitze die Herren Reu wirth und Herbst, waren jetzt plötzlich zu Tugendwächtern eines konservativen Ministeriums geworden. Jedenfalls befand sich das Ministerium Taaffe bei seinem Vorgehen in der Richtung Bontour-Länderbank nicht auf richtigem Wege, wie dies auch von dem konservativen Hauptorgan Oesterreichs, dem Wiener „Vaterland“ stets betont worden war. Nach dem neuesten Rechenschaftsbericht der „Länderbank“, bei deren Gründung übrigens mit vergleichsweiser Vorsicht verfahren worden war, scheint das Ministerium Taaffe jedoch mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein. Dagegen wurde Serbien, welches eine Eisenbahn und ein Lotterielehen an Bontour vergeben hatte, in den Bantritt des letzteren mit verwickelt und wird arge Verluste erlitten haben.

Das Gesamtergebniss der geschilderten Vorgänge läßt sich wieder dahin zusammenfassen, daß katholische, legitimistische und konservative Kreise in Frankreich um mehrere Hunderte von Millionen ärmer geworden sind, und daß diese Millionen sich größtentheils in den Händen der hohen Bantokratie zu dem Uebrigen angesammelt haben. Das Publikum in Europa hat weitere Hunderte von Millionen an die Börse verloren und großer Geschäftsjammer ist auf dem Continent angerichtet. — Die allgemeine Lehre, welche aus der gegenwärtigen, wie aus jeder Krisis gezogen werden kann, ist aber wieder die absolute Verderblichkeit des ganzen Bank-, Börsen- und Aktienwesens in seiner gegenwärtigen Gestalt. Die spezielle Lehre dagegen, die sich gerade aus den jüngsten Ereignissen ableiten läßt, ist die, daß zu den mancherlei Mitteln und Wegen, Propaganda für christliche und konservative Ideen zu machen, die Chancen des unchristlichen und unwürdigen Börsenspiels ohne Zweifel niemals gehören können.

## Ernst Christoph Homburg

der Sänger des Liedes „Jesus meines Lebens Leben.“

Von Dr. Paul Mitschke.

Am 1. März 1607 wurde dem damaligen Pfarrer Barthold Homburg zu Wihla bei Eisenach ein Söhnchen geboren, welches am 3. März die heilige Taufe empfing und in derselben nach seinem einzigen Vathe, dem Kirchenpatrone des Ortes Herrn von Harstall mit den Vornamen Ernst Christoph benannt ward. Diese Nachricht, welche der Vater Homburg eigenhändig in das noch vorhandene alte Weichregisterlein und Kirchenbuch von Wihla eingetragen, muß als amtlich und authentisch richtig den nach Jahr wie Tag abweichenden Angaben der Litteraturgeschichten und Encyclopädien entgegengestellt werden.

Barthold Homburg, über dessen Herkunft nichts weiter nachzuweisen ist, bestand im Jahre 1605 vor dem damaligen Eisenacher Superintendenten Friedrich Schönhar die theologische Prüfung, wurde am 8. März desselben Jahres zum Geistlichen ordiniert und fand sogleich in Wihla Beschäftigung als Substitut des aus bekannter Familie stammenden bejahrten Pfarrers Johann Cotta, der seines hohen Alters wegen dem

Amt nicht mehr recht vorstehen konnte. Cotta hatte beim Herzog Johann Ernst zu Eisenach selbst um Barthold Homburg als Gehilfen nachgesucht, da derselbe mit seiner (Cottas) Tochter verlobt oder eben verheiratet war. Das Substitutungsverhältnis Homburgs währte kaum acht Tage lang, denn schon nach dieser Frist starb der alte Cotta und Homburg ward in einstimmiger Wahl durch Patron und Gemeinde zum Nachfolger seines Schwiegervaters im Pfarramt Mithla bestimmt.

Aus Homburgs Ehe mit Ottilie Cotta scheint der Sohn Ernst Christoph das erste Kind gewesen zu sein; mehre andere folgten — nachweisbar sind noch 3 —, von denen jedoch ein Söhnchen namens Johannes am 7. Januar 1609 im Alter von etwa acht Monaten wiederum verstarb. Barthold Homburgs Ehe war keine sorgenlose. Weder er noch seine Frau besaß Vermögen, sie waren einzig auf die knappen Einnahmen der Mithlaer Pfarrstelle angewiesen. Hatten diese anfänglich ausgereicht, so stellten sich nicht allein mit der wachsenden Kinderzahl Bedrängnisse ein, sondern die Not wurde auch noch gesteigert durch die schwache Gesundheit Homburgs, welcher von einem Anfallsleiden jedes Jahr 2—3 Mal für längere oder kürzere Zeit aufs Krankenlager geworfen wurde und einen ziemlichen Teil seiner geringen Einkünfte für Arzt, Apotheker und Stärkungsmittel hingeben mußte. Das Uebel war indessen unheilbar, es wuchs zur zehrenden Schwindsucht heran, welche am 20. April 1615 den erst in den dreißiger Jahren stehenden Mann dahintrastete. Seine Witwe mit drei unmündigen Kindern geriet durch diese Katastrophe in schweren Kummer. Um wenigstens für die allernächste Zeit noch gesichert zu sein, wandte sich dieselbe unter Darlegung ihres „geringfügigen, dürftigen, armseligen und erbärmlichen Zustandes“ sowohl an den Herzog Johann Ernst wie an dessen Gemahlin Christiane mit der Bitte, ihr das übliche Gnabenquartal bis auf Michaelis — also um etwa zwei Monate — zu verlängern, zumal die benachbarten Geistlichen sich bereit erklärt hätten, die Pfarrgeschäfte in Mithla so lange zu verwalten. Diesem Gesuche ward entsprochen, denn die Bestallungsurkunde für Homburgs Nachfolger, den Pfarrer Christoph Köhn aus Ruhla, wurde erst am 2. October 1615 in Eisenach vom Herzog unterzeichnet \*). Was hierauf weiter aus Homburgs Witwe geworden ist, darüber fehlen mir besondere Nachrichten.

Die allererste Jugendzeit des Ernst Christoph Homburg kann nach dem Mitgetheilten seine sehr glückliche gewesen sein. Die kümmerlichen Verhältnisse im Elternhause scheinen einen Druck auf seinen Geist ausgeübt zu haben, den er später nicht völlig hat überwinden können, aber sie haben ihn auch frühzeitig an eine Bescheidenheit gewöhnt, die er selbst in den Jahren seines Glanzes nicht verleugnet hat. Wohin er nach dem Tode seines Vaters gekommen, ist unbekannt. Jedenfalls müssen ihm die Mittel geworden sein, sich für den Gelehrtenstand vorzubereiten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß begiterte Verwandte von mütterlicher Seite sich seiner angenommen haben. Nach Absolvierung des Gymnasiums wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Aus einem in seiner Gedichtsammlung „Klio“ abgedruckten Schreiben eines Freundes ergibt sich, daß er eine Zeit lang die Wittenberger Universität besucht hat; daß er noch auf andern Hochschulen gewesen, läßt sich nicht nachweisen, ist aber wahrscheinlich. Vermuthlich haben die bessern Verhältnisse, in die er als Student kam, ihn verleitet, sich schablos zu halten für die Entbehrungen der ersten Jugendzeit; möglich auch, daß die Entartung und Verwilderung des dreißigjährigen Krieges, in den seine Studienzeit fällt, das Ihrige dazu beigetragen haben, den jungen Mann auf Abwege zu bringen. Die strengen und frommen Anschauungen, an welche er vom Elternhause her gewöhnt war, wurden vergessen, er gab sich einem burghaus weltlichen und leichten Leben hin, wie die Hervorbringungen seiner ersten schriftstellerischen Periode satzungsbeweisen. Nachdem die Studien beendet, etablierte sich Homburg als Advocat und Rechtspraktikant, wie es scheint in einer sächsischen Stadt, aber er blieb zunächst wenig sehsaft, denn als Anwalt in Processen

\*) Bisher sind die Nachrichten größtenteils aus einem Actenstücke des Weimarschen Staatsarchives (Eisenacher Archiv, Oberconsistorialachen, Hartkall'sche Patronatsanträge auf Mithla 1615) entnommen. Die ferneren Angaben stützen sich, wo nicht eine besondere Quelle genannt ist, fast nur auf gelegentliche Bemerkungen und Andeutungen in C. Chr. Homburgs Werken.



und dergleichen mußte er vielfach größere Reisen unternehmen. Besonders in den Niederlanden hatte er längere Zeit Geschäfte und eignete sich wahrscheinlich dort die holländische und französische Sprache in gründlicher Weise an. Es begabte ihm aber nicht in jenem Lande, von Leiden schaute er sich zurück nach der deutschen Heimat und wir finden ihn denn auch hiernächst in Hamburg wieder,

„... Der großen reichen Stadt,  
„Die fast meinen Namen hat“,

wie er in seiner „Alto“ singt. Eine unglückliche Liebchaft scheint ihn von dort vertrieben zu haben, er zog die Elbe, welche mehrfach von ihm in Liedern gefeiert worden ist, aufwärts und weilte in Dresden, von wo er sich weiter nach Jena wandte, dessen Saaluser gleichfalls in seinen Gedichten vorkommen. Inzwischen muß er aber auch in Leipzig und Zeitz sich aufgehalten haben. Der Pleißenstrand erscheint in seinen Schäferliedern als etwas ihm Bekanntes und von Zeitz, wo er beinahe der Pest zum Opfer gefallen wäre, sagt er in dem Gedicht an sein unglückhaftes Glück:

„Desters hab' ich dich gepriesen,  
„O du schönes Dresden du,  
„Dich, mein liebes Zeitz, dazu.“

Gedruckt freilich existiert von ihm nur ein einziges boshaftes Epigramm auf Zeitz, dessen lateinischen Namen Ziza er mit dem Worte Zizania (Unkraut) zusammensetzt. Ob Homburg auch nach Schlessien gekommen und dort die Bekanntschaft des Hauptes der ersten schlesischen Dichterschule Martin Opitz gemacht, muß dahingestellt bleiben. Unzweifelhaft ist, daß er mit demselben gute Freundschaft gehalten.

Das unfläte und ruhelose Leben, mancherlei Fährlichkeiten, denen er auf seinen Reisen wohl infolge der unsichern kriegerischen Zeiten ausgesetzt war und aus welchen er mehrmals kaum enttrinnen konnte — in der „Alto“ finden sich verschiedene Klagen über das Treiben der Landsknechte und des fremden Kriegsvolkes —, alles dies weckte in Homburg endlich die Sehnsucht nach Stille und Zurückgezogenheit, die auch in einigen Dichtungen zum Ausdruck gelangt. Er trat in kurfürstliche, beziehungsweise Sachsen-Zeitzische Staatsdienste und betam als Gerichtschreiber oder Actuarius seinen dauernden Aufenthalt in Raumburg a. S., wo er laut einer alten Bürgerrolle in der ersten Hälfte des Jahres 1650 städtischer Bürger wurde.

Einige Jahre zuvor hatte sich eine innere Wandlung in Homburg vorbereitet. Eine Krankheit scheint ihn zuerst aus dem Tummel des bis dahin geführten weltlichen Lebens geweckt zu haben. Weitere schwere Prüfungen, die Gott über ihn verhängte, vollendeten den Umschwung, welcher eine zweite Periode in Homburgs schriftstellerischer Thätigkeit herbeiführte. Seine Ehefrau Justine, die er anscheinend erst in Raumburg geheiratet hat, erkrankte an einem Steinleiden, das sich beständig verschlimmerte, während er selbst von einem hartnäckigen und schmerzhaften Kopfsübel heimgesucht ward. Dazu gesellten sich noch mancherlei Aerger und Verdrüsslichkeiten durch Feinde seines litterarischen Ansehens, sodas er mit seiner Frau eigentlich keine frohe Stunde zusammen hatte. Dieses Kreuz lastete um so schwerer auf Homburgs Gemüt, als er, wie oben bemerkt, die Neigung zu einer gewissen Gedrücktheit aus den Verhältnissen seiner Kinderjahre mit ins Leben genommen hatte, es veranlaßte ihn aber auch zur Einkehr in sich selbst und zu dem Vorjabe ernstlicher Besserung, den er gewissenhaft zur Ausführung brachte. Seine früheren zum Teil mehr als leichtfertigen Dichtungen wurden ihm ein Stachel im Gewissen; in Beziehung auf die „Alto“ singt er daher später: „Alto, ach es reuet mich, daß ich vorgesungen dich“ und „Alto, packe dich von hinnen.“ Zur Sühne sowie zum Troste in seinen Leiden und Ansehungen that er das Gelübde, hinfort nur noch geistliche Lieder zu verfassen, und hat auf diesem Felde etwa ein Jahrzehnt lang gearbeitet.

Homburgs Production scheint mit dem Jahr 1659 ihr Ende erreicht zu haben, wenigstens ist später nichts mehr von ihm erschienen, sei es daß er seinen Gesallen mehr am Dichten fand, sei es daß die zunehmende häusliche Not seine Mußestunden gänzlich in Anspruch nahm. Endlich erlöste der Tod im Jahre 1678 Homburgs Frau von ihrem

qualvollen Leiden; man fand bei ihr außer zahlreichen kleinen auch zwei große Steine im Gewichte von je 200 Gramm. Homburg selbst folgte seiner Gattin im dritten Jahre darauf nach, ein sanfter Tod bereitete am 24. oder 25. Juni 1681 auch seinen Leiden ein Ende. Der Leichnam des „alten wohlverdienten Schriftschreibers“, wie das Totenregister der Raumburger St. Wenzelskirche sagt, wurde am 27. Juni auf dem städtischen Kirchhofe zu Raumburg beigesetzt und zwar in aller Stille, weil die damals noch sehr bedeutende Messe gerade begonnen hatte und nach alter Sitte wenigstens während der unruhigen Anfangstage derselben keine großen Leichenbegängnisse stattfanden. Dieser feierliche Act wurde vielmehr erst am 18. Juli begangen und zwar unter Begleitung der ganzen Schule mit vollem Geläut in drei Pulsen, was auf einen nicht ungünstigen Verwundgenzustand des Verstorbenen schließen läßt.

Obgleich Homburg weber der Geburt noch seinen Aufenthaltsorten nach zu Schlesien in Beziehungen stand, so gehört er doch durch seine Dichtungsweise völlig der ersten schlesischen Dichterschule an, mit deren Haupte Martin Opitz, wie bereits gesagt, ihn das Band der Freundschaft verknüpfte. Er theilte alle Vorzüge wie Schwächen dieses seines Freundes und kann als einer der hervorragendsten Vertreter der ersten schlesischen Schule angesehen werden. Von seinen Zeitgenossen wurde er als ein Dichter ersten Ranges, als „der zweite Opitz“ gepriesen, ein Ruhm, den er jedoch bescheiden von sich und seiner „papieruen Wenigkeit“ abwies. Das Palmenorden-Mitglied Schottelius (Verfasser des Buches „von der deutschen Hauptsprache“) bezeichuet ihn in einem Schreiben an den Fürsten Ludwig von Anhalt als „den berühmten Poeten zu Raumburg“ und sagt von ihm: „Dieser Homburg hat viel geschrieben und ist ein lieblicher Dichter“). Homburgs Verdienst liegt wie das des Opitz durchaus in der Form, nicht in dem Inhalte der Dichtungen. Die Gabe des Gesanges war ihm nicht verliehen. Künstlich, geschraubt und unnatürlich sind meist die Gefühle seiner Dichtungen erster Periode, sie verraten den trocknen Gelehrten, der das, was er vorsingt, im Grunde doch nicht selbst empfunden, sondern in der Stubierstube erstanden hat, und vermögen den Leser nicht zu begeistern. Es fehlt den Liedern der rechte Inhalt, die Behandlung der Gegenstände zeugt von Gelehrsamkeit, aber nicht von großem Geiste, das öftere Barrieren derselben Vorwürfe verrät sogar eine gewisse Kränklichkeit und Dürftigkeit. Dem gegenüber steht die Form der Homburgischen Dichtungen vorteilhaft ab. Leichtigkeit und Glathheit der Verse, Wohlklang ja selbst Anmut der Sprache und eine anzuerkennende Gewandtheit der Darstellung zeichnen seine Gedichte aus. Gleichwie Opitz und andere zeitgenössische Dichter rühmte sich Homburg, durch seine Hervorbringungen die deutsche Dichtkunst statt der gelehrten lateinischen zu Ehren gebracht zu haben, auch spottete er der vielen Fremdwörter, die durch das ausländische Kriegsvolk eingeschleppt seien; das hinderte jedoch ihn so wenig wie andre, auf ausländische Muster zurückzugehen. Viele der Homburgischen Gedichte sind mehr oder minder gelungene Uebersetzungen und Bearbeitungen holländischer, französischer und altclassischer Stoffe. In seiner Bescheidenheit schob er das Gute und Gefällige seiner Dichtungen auf die „Artigkeit“ der Vorbilder, während er das Ungenießbare daran seiner „unförmigen und unbedeutlichen Uebersetzung“ zur Last legte.

Das bedeutendste Werk aus Homburgs erster Periode ist die „Schimpf-“) und ernsthafte Klio“, welche bereits 1636 im Manuscripte fertig lag, von dem bescheidenen Manne aber nicht für den Druck bestimmt war. Erst auf das Drängen von Freunden veröffentlichte er das Buch 1638 unter dem Pseudonym „Erasmus Chrysophilus Homburgensis“ und dann in zweiter vermehrter Auflage 1642 mit Nennung seines wirklichen Namens. Die „Klio“ zerfällt in zwei Teile, deren erster etwa zweidrittel des ganzen Buches umfaßt und die größeren lyrischen Gedichte — von Homburg meist als „Oden“ bezeichnet — enthält. Es finden sich darin z. B. eine Nachahmung des Horazischen *Beatus ille*, Lieder auf die Jahreszeiten, Naturphilosophen, in denen sich Homburg besonders farbenprächtigt und geschickt erweist, Gelegenheitsgedichte, welche recht den Ein-

\*) G. Kranke, Fürst Ludwig von Anhalt. Bd. III. S. 275.

\*\*) Schimpf = Scherg.

vortragende Kompositionen vorzuführen, darüber Vortrag zu halten und musikalisch-ästhetische Begriffe beizubringen hätte. Solche Dienste dürften natürlich ein höheres Honorar beanspruchen, als es der „Klavierlehrer“ zumeist erhält. Sodann müßten die Künstler zu häufigeren öffentlichen Ausführungen veranlaßt werden, die aber nicht den Charakter des „Concerts“ tragen dürften; der pekuniäre Erfolg müßte natürlich garantiert sein. Es liegt darin unleugbar ein Mißverhältnis, daß der Impuls zu Concerten zumeist von den Künstlern selbst ausgeht, und dieses Mißverhältnis wirkt sehr nachtheilig auf den Charakter der Concerte ein.

Weitere Vorschläge wollen wir einstweilen unseren Lesern und uns selbst ersparen und zum Schluß noch einmal unsere Ansichten über den Dilettantismus kurz recapitulieren.

Der Dilettant, der „Liebhaber“, hat als solcher der Kunst in einer solchen Weise zu dienen, wie sie ihr am meisten nützlich ist, nicht aber in derjenigen, die ihm die angenehmste ist. Als active Mitglieder der Kunstgemeinde haben in erster Linie nur die Künstler zu fungieren. Sie darin zu unterstützen ist die Aufgabe des Liebhabers, und er erfüllt dieselbe am besten durch die Förderung seines Verständnisses und seiner Empfänglichkeit. Glaubt er diese Förderung zunächst durch eignes Ausüben am besten zu bewirken, so ist er in seinem vollen Recht; vergißt er aber über jenes Mittel den edlen Zweck, so ist er nicht mehr ein Liebhaber der Kunst, sondern nichts weiter als ein eitler Egoist.

Die Vorschläge zur Abstellung des Übels, die wir gemacht haben, wollen keinen praktischen Wert beanspruchen, möchten aber anregen. Wenn das hier und da geschieht, wenn wir mit unseren Worten einige Dilettanten zum Nachdenken veranlaßt haben, so sind wir vollaus befriedigt, denn damit ist der Kunst ein Dienst erwiesen.

Wessen Seele immer von dem Nektar der Musik gekostet hat, der wird uns zugeben müssen, daß wir es ernst mit ihr meinen. Vielleicht fassen wir den Beruf des Dilettanten reichlich ideal auf; aber der geringste Anlauf zum Idealen seitens des Dilettantismus würde uns schon hoch erfreuen. Die Musik ist der edelsten Anstrengungen wert. Uns aber soll es niemals verdrießen, auch ohne Aussicht auf greifbare Erfolge, unserer Begeisterung für dieselbe durch rüchhaltiges Bekennen unserer Ansichten Ausdruck zu geben.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Wenn wir in unserem letzten Bericht die Hoffnung ausgesprochen, es werde im preussischen Landtage die Beratung des kirchenpolitischen Entwurfs einen besseren Verlauf nehmen, als in der resultatlosen Commission, so sind wir im allgemeinen nicht enttäuscht worden, obgleich in einzelnen die Dinge sich anders entwickelt haben, als wir erwarteten. Unter der Hand ist nämlich von den Führern der Conservativen und des Centrums ein Compromiß geschlossen worden, welches die Artikel 1, 2, 3 und 3a der Kirchenvorlage rettet, Artikel 4 und 5 dagegen, welche das Einspruchsrecht behandeln, fallen läßt. Und von der zweiten Kammer ist dann ein dahingehender Antrag mit etwa hundert Stimmen Majorität endgültig angenommen. Kommt die an unwesentliche Bedingungen geknüpfte Zustimmung des Herrenhauses und die Billigung der Regierung hinzu, so wird es mittelst der drei angenommenen Artikel, welche die discretionären Vollmachten des Zulagegesetzes von 1880 auf ein Jahr verlängern, Begnadigung und Wiedereinsetzung der Bischöfe möglich machen und Staatspfarrer wie Cultur-Examen beseitigen, demnächst möglich sein, eine leidlich geordnete Seelsorge der katholischen Bevölkerung wieder herzustellen, beziehentlich zuzulassen. Das Compromiß bedeutet also einen guten Schritt vorwärts auf der Bahn des Friedens.

Daß das Compromiß der katholischen Kirche mehr giebt, als der evangelischen, der nur der Wegfall des bescheidenen Culturengamens zu gute kommt, liegt auf der Hand, aber auch in der Natur der Sache. Was material von uns zu fordern war ist gewährt, und formal hat der Abgeordnete Stöcker den evangelischen Standpunkt in treffendster Weise gewahrt, wenn er als Grundlage sriedlichen Zusammenlebens von römischer Seite vor allem ein gerechteres Verhalten dem Protestantismus gegenüber und namentlich das Einstellen directer und unthöler Herausforderungen erbat. Andere Wünsche der Evangelischen gehörten nicht hierher, wie denn z. B. der immer wieder anzuregende Erlass der obligatorischen durch die facultative Civilehe der Reichsgesetzgebung untersteht. Ueberhaupt liegt aber das Interesse der Conservativen nicht so sehr in diesen Einzelheiten, als darin, daß überhaupt der Kampf zwischen den beiden großen gottgeordneten Gewalten, zwischen Staat und Kirche, endlich aufhört. Der innere Abfall von der katholischen Kirche ist wohl in Deutschland niemals größer gewesen als 1871, und es würde heute manches anders stehen im Reich, wenn nicht der Staat die beriebenden Risse wieder zu compacter Einheit zusammengekehrt und selbst da, wo der Glaube als Einheitsband fehlte, wenigstens den Corpsgeist an seine Stelle gesetzt hätte.

Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß uns eine ganz andere Lösung des Culturkampfes lieber gewesen wäre, als die discretionäre, die zwar über die Schwierigkeiten des Augenblickes glatt hinweghilft, aber wie alle principiell unklaren Vergleiche vielleicht noch in später Zukunft als Quelle namenloser Verwicklungen sich erweisen kann. Denn ob der Umstand, daß das Gesetz nur ein provisorisches sein soll, Bedeutung haben wird, steht doch wohl dahin. Nach Jahresfrist, wenn nicht mehr res integra sondern in mannigfachster Weise der Zukunft präjudiciert ist, wird bei nicht erfolgnder Einigung der gesetzgebenden Factoren kaum etwas anderes übrig bleiben, als die Discretionärgewalt wieder um ein Jahrzehen zu verlängern, und so fort. Gleichwohl ist sie dem gegenwärtigen Zustand der Dinge unbedingt vorzuziehen und in doppelter Hinsicht erfreulich. Zunächst weil sie dem katholischen Preußen die Möglichkeit geordneter Seelforge zurückgiebt und hier bei der Minderheit das drückende Gefühl, von protestantischer Majorität vergewaltigt zu werden, beseitigen müßte, auch gefährliche Wahlbündnisse ausschließt, und zweitens weil sie sich als der erste Versuch der Conservativen darstellt, sich von dem bisher schlechthin überlegenen Willen der Regierung zu lösen.

Beides ist den „Liberalen“ aller Schattierungen gleich unangenehm — sie haben lange genug vom Culturkampf und von der mangelnden conservativen Initiative gelebt, als daß sie den Wert dieser Dinge nicht anfrichtig zu schätzen gelernt hätten. Folgerichtig kommt denn auch in Presse und Parlament auf jener Seite eine tiefe und bittere Verstimmung zum Ausdruck, die sich zunächst in leidenschaftlicher Einstellung des Tatbestandes Luft macht; einerseits sollte das Compromiß an sich „Canossa“ bedeuten und andererseits das Vorgehen der Conservativen nur auf Anstößen, oder doch Erlaubnis des Kanzlers zurückzuführen sein. — Was „Canossa“ betrifft, so bleibt aber bestehen, daß die dem Centrum jüngst gemachten Vorschläge der Nationalliberalen fast ebensoweit gingen, als das jetzt geplante Gesetz, die Pläne des Fortschritts aber mit Rücksicht auf die nächste Wahl jedenfalls noch sehr viel weiter gegangen sein würden, daß mithin die Trauben offenbar nur deshalb für sauer erklärt wurden, weil sie zu hoch hingen. Mit Recht erwiderte Herr von Minnigerode dem Abgeordneten Richter, daß er mit seinen scharfen Vorwürfen nur die Schwäche der eigenen Position zu verbergen suche — der „Fortschritt“ hätte eben den Bund mit dem Centrum lieber selbst geschlossen, als ihn gegen sich von anderen schließen zu sehen. — Was den zweiten Vorwurf betrifft, die Conservativen schritten wieder nur im Schlepptau des Reichskanzlers einher, so glaubten die Liberalen ihrer Sache ganz sicher zu sein. Denn sie hatten den Schein für sich, die beiden Umstände nämlich, daß manche Belehrung vom Culturkampf zum Culturfrieden außerordentlich schnell erfolgt sein mußte, und daß nicht nur die Deutschconservativen, sondern sogar vierzehn Freiconservative sich auf die Friedensseite schlugen. Aber aller Schein hatte diesmal getrogen. Es hat sich unzweideutig herausgestellt, daß die Initiative diesmal durchaus und ganz allein von den bewußten und entschiedenen Elementen

der konservativen Partei ausgegangen, daß die Regierung erst nachträglich um ihre Zustimmung ersucht worden ist und dieselbe zwar ertrockt hat, aber mit so wenig Begeisterung, daß ihr Verhalten bei der Beratung einen Rückzug nicht unmöglich war.

Noch eine zweite Probe hat diese wiedererwachte und von einzelnen hervorragenden Mitgliedern herangebildete konservative Selbständigkeit zu bestehen gehabt und bestanden, wir meinen die Ablehnung der wunderlichen Regierungszumutung: für Hannover Verwaltungsgesetze „auf Lager“ zu arbeiten, und man darf daher hoffen, daß sie sich weiter bewahren und wachsen wird. In der That hängt alles davon ab, ob es unserer Partei gelingt, eine selbständige Volkspartei zu werden. Es ist eine ganz irriige Meinung, zu glauben, der „konservative Hauch“ sei im Schwinden. Er ist im Wachsen. Die Gedanken der Zukunft sind konservativ, der Liberalismus hat keine Ideen mehr. Was er beabsichtigte ist, wenn nicht durchgeführt, doch überall durchzuführen begonnen und stets zum Schaden des Volkes — das Volk hat den Glauben an die Partei und die Partei den Glauben an sich selbst und an die Heilkraft ihrer Theoreme verloren. Die ganze Jugend ist, wie Birchow mit Recht sagt, „reactionär.“ Wenn trotzdem die letzte Wahlbewegung zum Reichstag gegen uns entschieden hat, so spricht das nur für die Größe der Fehler, die gemacht sind. Die Mittel, um das vielfach vorhandene Mißtrauen gegen die Conservativen in Kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen zu bannen, sind aber unseres Erachtens gar nicht so weit herzuholen. Devotionstelegramme und Ergebenheitsadressen wird man kaum hierher zählen dürfen; dagegen sollte an Stelle des veralteten deutsch-conservativen, das obnein ansechtbar ist, ein neues Programm gesetzt werden, das klar und unzweideutig Stellung nimmt zu den großen Fragen, welche die Zeit bewegen. Und wenn hier nicht das Fiskalische, sondern eben das, was die Liberalen fürchten, in den Vordergrund gestellt würde: Fabrikgesetzgebung, Arbeiterversicherung, Innungsfrage und Beendigung des Kulturkampfes, so glauben wir, könnte Erfolg nicht fehlen. Wenn wir Conservativen überhaupt Ideale haben, so muß es doch auch möglich sein, denselben nach ihren Hauptzügen in Wort und Schrift Gestalt zu verleihen. Und der Glaube an dieselben, wenn er nur vorhanden ist, wird auch andere nach sich ziehen. Für bloßes „Kramm stehen“ ist es freilich nicht möglich Begeisterung zu erwecken.

Es ist interessant, daß die „National-Ztg.“, die augenblicklich ihre Harse an die Weide gehängt hat und über „die Reaction“ klagt, welche immer wieder an den Reformerschöpfungen des Liberalismus „rüttelt“, doch gleichzeitig ein befriedigtes Schnalzen nicht unterdrücken kann über „die relative Geringsfügigkeit der Erfolge“, welche trotz des mehrjährigen großen Einflusses „die Zerstörungsversuche“ der Conservativen bisher gehabt. Das ist leider wahr und dieser Hohn giebt zu denken. Gewiß muß es Ehrensache der Rechten bleiben, nicht durch leichtfertige Gesekmacherei — wie es die Linke gethan — die Zeit des Einflusses in illoyaler Ueberstürzung auszunutzen. Aber auch die gegenteilige Gefahr ist vorhanden: die liberalen Minister in Ruhe zu lassen, weil doch nichts von ihnen zu erlangen ist, und die conservativen, weil man ihnen das Leben nicht fauer machen möchte. Dem Herrn Kultusminister wünschten wir aber eigentlich das Leben etwas schmerzer gemacht zu sehen, wenn er die Sonntagsarbeit beschönigt, die Religionsstunden beschränkt und die Juden bestätigt.

Uebrigens ist doch gerade noch in den letzten Tagen der Legislaturperiode ein gut conservatives Gesetz unter Dach gebracht: das neue Hofgesetz für Westfalen, wie es ähnlich für Hannover bereits in Geltung steht und namentlich durch wesentliche Begünstigung des Anerben die Continuität der bäuerlichen Erbfolge erleichtert, die Erhaltung des Bauernstandes fördert.

Am 27. April tritt der deutsche Reichstag wieder zusammen, um sich vor allen Dingen mit dem Tabakmonopol zu befassen.

In Frankreich geht der Zeretzungsproceß alles Bestehenden unaufhaltsam weiter. Im Ministerium selbst bleibt die mühsam verklebte Meinungsverschiedenheit zwischen Freycinet und Leon Say unausgeglichen bestehen; ersterer will für einige Milliarden Neubauten an Häfen, Kanälen, Bahnen u. a. m. ausführen — les grands travaux —

im Grunde auch die übermächtigen Bahngesellschaften verstaatlichen, während Say im Gegentheil möglichste Sparsamkeit, vorläufig keine Anleihen, dagegen allerdings den Bahnen, die sein Söbner Nothschild beherrscht, große Vorteile, im besonderen unter günstigen Bedingungen ihnen den Ausbau des Secundärbahnnetzes zuweisen will. Was das Ministerium einstweilen noch zusammenhält, ist weniger gegenseitige Liebe als Haß gegen den gemeinsamen Feind, den unermüdlchen Gambetta, der immer neue Fallen und Schlingen legt, wenn auch bisher nur mit dem Erfolge, sich selbst darin zu fangen. So ist er bei der entscheidenden Wahl eines Vorsitzenden der Budget-Commission in der französischen Kammer, welchen Posten er an sich reißen wollte, mit geradezu übermächtiger Mehrheit geschlagen worden. Nicht besser ging es ihm bei seinem zweiten großen Unternehmen, die gesamte französische Presse durch Kauf und Bestechung an sich, und damit den eigenen gesunkenen Ruhm allmählich wieder in die Höhe zu bringen. Dieser Handgriff ist in Frankreich um so leichter, als fast alle großen Blätter Actienunternehmungen sind, daher nicht ganz, sondern nur soweit angekauft zu werden brauchen, daß der Käufer die Majorität in der Generalversammlung bekommt. Der Majoritätsbesitzer entscheidet dann souverän über Geist und Zusammenfassung der Redaction. Die Zahl der Blätter nun, welche Gambetta mit Hülfe einiger Bankjuden, insbesondere des Herrn Veil-Picard, in Paris und in der Provinz bereits angekauft hatte, war schon eine sehr bedeutende, als durch einen unwürdigen und schließlich erfolglosen Handstreich gegen die mächtige und einflußreiche „France“ das große Publikum hinter sein Geheimnis kam und in Entrüstung ausbrach. Denn wenn die Welt auch betrogen sein will, so bleibt es ihr doch immer unschmeichelhaft, als Opfer eines Betrugs entlarvt zu werden. Die nun folgenden gepfeiferten Ausfälle der „France“ gegen den „biden, schwerfälligen, knochigen, knoblauchduftenden Dictator“, gegen das „cosmopolitische Zigewertum“, das neucäsarische, gemessene Mitglied einer „Bankiers- und Bettlertrasse“, das „südlische Maulheldentum“ und namentlich gegen die Juden seiner Umgebung, — diese Ausfälle werden zweifellos in ganz Frankreich mit dem größten Behagen gelesen worden sein und dem saltestellten Abenteuerer mehr geschadet haben, als alle gekauften Blätter ihm nützen können. — Wenigstens zur Zeit. — Wer freilich den gewaltigen Einfluß kennt, den die tägliche Minierarbeit einer Zeitung doch schließlich in dem von ihr vertretenen Sinne ausübt, und dazu den politischen Wankelmut der Franzosen in Anschlag bringt, der wird sich vor gemagten Hoffnungen hüten. — Das moderne Frankreich ist als sinkende Nation auf derjenigen Stufe angelangt, die Rom zu den Zeiten Jugurtha's betreten hatte, — es giebt schlechterdings nichts mehr, weder auf geistigem, noch auf körperlichem Gebiet, das nicht feil wäre für Geld. Der Mammonismus beherrscht alles. —

Diesem Zustand entspricht es durchaus, wenn auf dem reformbedürftigen socialpolitischen Gebiet, welches Opfer von Seiten der besitzenden Klassen erheischt, nichts geschieht, vielmehr die Republik ihre Thätigkeit wieder gegen die Kirche richtet. Man hat ein neues Unterrichtsgezet erlassen, welches die religionslose Schule herstellen und insonderheit den Volksschulunterricht, der bisher noch in ausgedehntem Maße von geistlichen Schulbrüdern erteilt wurde, obligatorisch machen und durchweg Laienträsten zuweisen will. Daß dies bei dem Mangel an solchen nicht ganz schnell gehen wird, liegt auf der Hand; ein paar Tausend Lehrer lassen sich nicht von heute auf morgen aus dem Boden stampfen. — Die katholische Kirche trübt, wie ein Dittendbrief des Erzbischofs von Paris anzeigt, gleichwohl dieselben Maßregeln, zu denen sie schon in Belgien genötigt worden ist, d. h. sie setzt den Religionsunterricht in den Staatschulen so lange fort, als er nicht direct verboten wird, und erst wenn dies geschieht, erfolgt die Gründung von freien katholischen Schulen.

Ähnliche Ausbrüche des antikirchlichen Fanatismus, wie sie das ganz katholische Frankreich aufzeigt, finden wir auch in dem ganz katholischen Italien, wo sich die Sicilianer nicht entblödet haben, unter Beteiligung der Behörden, z. B. auch des Ministers Crispi, und des alten unzurechnungsfähigen Narren Garibaldi, ein „Jubiläum“ der sicilianischen Vesper, d. h. einer Menschenschlächtere, zu feiern. Es ist dasselbe Italien,

wo man Freude und Lust daran findet, nach Rom unter die Augen des Papstes einen freimaurerischen Atheisten-Congress zusammenzurufen und wo der innere Abfall vom Papsttum, wie die Mäher von Curci, Campello und andere beweisen, offenbar bis in die höchsten Kreise der Curie selbst hineinreicht. Wenn man hoffen möchte, daß die deutschen Katholiken sich die Ursache der traurigen Erscheinungen in Frankreich und Italien überlegten und dem Segen der Reformation in Deutschland, unter dem sie unbewußt und wider Willen stehen, etwas nachdenken möchten, so wird diese Hoffnung leider immer wieder enttäuscht durch die herausfordernde Art mancher katholischer Blätter, welche wenig mit der Friedensliebe übereinstimmt, die sie doch zu bethätigen vorgeben. Für Deutschland giebt es jedenfalls im Augenblick kein größeres Glück, als daß es doch noch eine starke, besonnene, positiv-evangelische Partei besitzt, die annähernd richtige und haltbare Auffassungen von Staat und Kirche hat, wenn auch die Energie in Vektretung derselben bisweilen zu wünschen übrig ließe. Ständen sich auch bei uns die „National-Ztg.“ mit ihrem Anhang einerseits, die Frankreich zur religionslosen Schule beglückwünscht, weil es nun in Wahrheit wieder „an der Spitze der Civilisation marschire“, überhaupt die „liberale“ Presse, die von der namenlosen Höhe des sicilianischen Jubiläums auch nicht entfernt eine Ahnung hat, und andererseits der herrschsüchtige Ultramontanismus mit seinen ungeistlichen Präntensionen unvermittelt gegenüber, so würden auch wir italienischen Zeitungen näher sein, als wir es glücklicherweise sind. Die veröhnende Formel liegt in der That ausschließlich in dem evangelischen Schriftstandpunkt, der dem Kaiser giebt was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist.

Der Mangel an vermittelnden und veröhnenden Kräften ist auch das Unglück des politischen Rußlands. Kann ist der Stobelew-Lärm verstummt und dem reißeligen Freude des gebrannten Wassers der große Mund verschlossen, so brechen die Nihilisten hervor. General Strelnikow, der gerade einer Anzahl Nihilisten den Proceß machen sollte, ist in Dnestra auf offener Strasse erschossen worden. Der Mörder ist zwar ergriffen und umgehend gehängt, aber es sind schon viele gehängt ohne daß damit irgend etwas gebessert wäre. Auch daß Kobosew endlich ergriffen ist, der Käsebudensbesitzer und Mitschuldige an den Morden, die man dem verstorbenen Kaiser legte, wird wenig helfen. Sind doch jetzt schon neue Morden entdeckt unter der Nicolai-Bahn, die Alexander III. zur Krönung nach Moskau führen soll. Die Regierung bleibt apathisch, von durchgreifenden Reformen ist nichts zu spüren, hier und da ein Personenwechsel ist alles was geschieht. Ein friedliches Symptom ist es ja unbedingt, daß der alte Fürst Wortschakow seines Kanzlerpostens enthoben und Herr Giers in Zukunft das auswärtige Amt leiten wird, wie denn überhaupt die ganze öffentliche Meinung sich sehr vom Anstande hinweg und gegen die russischen Chauvinisten selbst gerichtet haben soll; aber für eine gedeihliche Entwicklung des öffentlichen Lebens ist mit diesen Personalien so wenig etwas gewonnen, als mit Ingeständnissen, die in rein äußerlichen Dingen, wie Uniformfragen, dem Nationalismus gemacht werden, und die sich über den Wert von Spielereien doch kaum erheben. — Das rettende Wort ist noch nicht gesprochen.

Hält aber unser östlicher Nachbar seit Jahr und Tag durch immer Neues das westliche Europa in Spannung, so ist um so weniger „Sensationelles“ von den scandinavischen Nachbarn zu berichten. Gleichwohl werden auch dort seit langem tiefeinschneidende principielle Gegensätze zum Austrag gebracht. „Für den Unbetheiligten“ — schreibt man uns — „ist es in der That langweilig, die kaum unterscheidbaren Phasen der parlamentarischen Situation zu beobachten; für jeden Dänen aber, dem das Wohl des Vaterlandes über die Politik geht, ist es ein sehr schmerzlicher Anblick. Stagnation Jahr aus Jahr ein auf allen wichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens — Reformpläne, fauber Anseerbeitet, die schwere Menge; aber zur Ausführung kann keiner derselben gelangen, weil sich die beiden heterogenen Bestandteile des Reichstages, beide durch die Verfassung gleichberechtigt im Besiz eines absoluten Veto, über das reguläre Budget nicht einigen können. Die Beharrlichkeit, mit welcher beide Seiten ihren Standpunkt in Bezug auf einige wesentliche Posten nun seit Jahren festhalten, wäre einer besseren Sache würdig. Sie ist auf Seiten der Linken, die im Folkething völlig in der Majorität

ist, nunmehr zum Eigensinn in optima forma geworden. Da regt sich auch nicht eine Spur von Nachgiebigkeit, zu der sich doch das durchweg conservative und regierungstreue Landsting um des lieben Friedens willen mehrfach bereit gezeigt hat. Letzteres geschah namentlich in der kurz vor Ostern beendeten Budgetdebatte; aber die zum Frieden dargebotene Hand wird von der Linken als „Kriegserklärung“ gedeutet; und so geht das dänische Volk, dessen äußere Lage und geistige Tüchtigkeit zu so guten Hoffnungen berechtigt, auch ferner einer Zeit der unersprießlichsten inneren Wirren entgegen. Die Verantwortung dafür trifft hauptsächlich die liberalen Wähler, deren Autwort auf die zweimal in einem Jahr erfolgte Auflösung des Folkething immer dieselbe blieb. Nur gut daß dem König ein so eiserner Mann wie der Minister Estrup zur Seite steht.“

Aus Oesterreich, und im besonderen aus Wien hat uns der Telegraph im verfloffenen Monat eine ganze Reihe von Depeschen gebracht, welche unzweideutig erweisen, daß die Antisemitenbewegung auch dort immer tiefere Wurzeln schlägt. Daß die Färbung dieser Telegramme stets philosemitisch ist, versteht sich von selbst, weil billiger Weise nicht zu erwarten ist, daß die Verfasser derselben, die Telegraphenbüreaus der Herren Salomo, Wolff, Hirsch u. s. w. gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüten werden. Einer ersten Meldung, Graf Taaffe bekämpfe aufs entschiedenste den Antisemitismus, mag immerhin eine Erwächtigung des Ministers zu Grunde liegen; die österreichischen Finanzen sind eben vorläufig nicht darnach angethan, der Hilfe Rothschilds und seiner Glaubensgenossen zu entraten. Hinter einer zweiten Nachricht, daß 1000 Arbeiter „mit allen gegen 17 Stimmen“ die Antisemitenbewegung verurteilt hätten, steckt dagegen als Thatsache im wesentlichen eine große Prügelei zwischen etwa 500 Anti- und Philosemiten, d. h. eine geplante philosemitische Demonstration hat nicht mehr auskommen können und ist gründlich gestört worden. — Die einzelne Thatsache wäre an sich der Erwähnung nicht wert; aber zeitgeschichtlich von Bedeutung ist es doch, daß auch die übermächtige Wiener Judenschaft ihre Gegner nicht mehr totschweigen kann, sondern bereits gezwungen ist, Nachrichten über dieselben in die Welt zu setzen. Wenn diese Nachrichten heute noch Lügen sind, so versteht sich das von selbst und thut nichts zur Sache. — Wir haben unsererseits selbstredend keine Freude an dem in sich oft recht zügellosen und rohen Treiben der Antisemiten in Berlin, Wien und anderswo, wenn und soweit es sich gegen den Einzelnen richtet. Aber die Reaction des deutschen Volksbewußtseins gegen das principielle Muthing der „concessionellen“ Gleichberechtigung im christlichen Staat, gegen die traurige Möglichkeit, daß die Juden mit ihren talmudischen Begriffen von Recht, Ehre, Sittlichkeit die Lehrer, Richter und Beamten unseres christlichen Volkes werden können — diese Reaction als solche ist zu pflegen und womöglich in rechte Bahnen zu leiten, damit auf Grund derselben in nicht zu ferner Zeit die Veseitigung der Juden aus allen autoritativen Stellungen wieder möglich werde. Die Zahl der Jurisprudenz studierenden Juden geht in Deutschland jetzt schon in die Tausende und die völlige Verjudung der Justiz wird mit Riesenschritten vorwärts schreiten. Haben die Juden hier erst die Macht und die Mehrheit an sich gerissen, so steht eine finanzielle Fructification und Ausbeutung des Rechts zu persönlichem Vorteil, stehen Compagniegeschäfte von jüdischen Richtern und Anwälten, wie sie in Schlesienschou vorgekommen sind, steht eine völlige Corruption aller Rechtsbegriffe in sicherer Aussicht. Und für die Kosten des „Rechts“ werden Preis-Courante entstehen, gegen welche das heutige Gerichtskostengesetz sich als ein gräßlicher Scherz ansuehmen wird. — Und ganz ähnlich, wenn auch noch nicht so schlimm, steht es mit dem Lehramt. Wie werden sich die Ideale der Kinder gestalten, denen die Weltgeschichte, die Reformationsgeschichte, das Leben Luthers aus jüdischem Munde erzählt wird? Ganz abgesehen von dem wohl nur in Berlin möglichen Factum, daß eine jüdische Lehrerin sogar christlichen Religionsunterricht erteilt hat. — Das letzte Ende der Verjudung sind aber naturnotwendig elementare Zornausbrüche der ausgezogenen Völker, wie wir dergleichen jetzt in Rußland erleben, in Pommern schon erlebt haben, und in Berlin sehr leicht noch erleben werden. —

Die Judenfrage ist in etwas auch wohl wirtschaftliche und Massenfrage. Begriffen



und gelöst kann sie aber nur werden als religiöse. Und nur durch solche Lösung kann dem einzelnen Juden und dem gehehnten Volk als solchem mit der Zeit eine erträgliche Stellung wieder zu Teil werden, eine kurze Raft dem irrenden Ahasuerus. Wenn irgendwo, so behält hier das Proudhon'sche Wort sein Recht und seine Geltung: *quo toujours au fond des choses on retrouve la théologie.*

Berlin 25. April 1882.

D. v. D.

## Aus der Redaction.

Wenn sich heutzutage die Redactionen mit Ansprüchen an ihren Leserkreis wenden, so geschieht es in der Regel um denselben vorzuhalten, wie Ausgezeichnetes von ihnen geleistet worden sei und wie hoch diese hervorragenden Leistungen noch immer nicht hinreichend anerkannt würden.

Vor solcher Standrede sind unsere Leser sicher. Wir fühlen es tief, daß noch recht vieles in und an der Monatschrift hinter dem Ideal zurückgeblieben ist, das wir erreichen möchten, und wir greifen zur Feder, nicht um uns selbst zu loben, sondern lediglich um uns einmal mit unsern Lesern über einige Grundsätze der Redaction ganz kurz auseinander zu setzen und zu verständigen. Nachdem die neue Redaction nunmehr ein gutes Halbjahr im Sattel sitzt und in mündlicher und schriftlicher Aussprache mit vielen einzelnen Abonnenten und Mitarbeitern allmählich etwas Fühlung mit ihrem Publikum gewonnen hat, kann es vielleicht Nutzen schaffen, eine Reihe von Wünschen und Anforderungen kurz zu erörtern, die gestellt worden sind. Da dieselben sich oft gegenseitig widersprechen und ausschließen, so können wir freilich nur bei einigen die Absicht, ihnen mehr und mehr gerecht zu werden, aussprechen; bei manchen anderen dagegen bleibt die Unthunlichkeit und Undurchführbarkeit nachzuweisen.

Wenn wir den Inhalt der Monatschrift nach seinen verschiedenen Bestandteilen durchgehen, so gibt uns zunächst der belletristische Geleitenheit eine äußerliche, vielbesprochene Klage als begründet anzuerkennen, nämlich die Zerstückelung der letzten Erzählung in zu viele und zu kleine Abschnitte. Der Grund lag diesmal in allerlei äußeren Umständen, die zukünftig wegfallen; es soll daher fortan nach dem Grundsatz verfahren werden, wenn überhaupt Novelle oder Erzählung gebracht wird, nur größere Fragmente auf einmal zu veröffentlichen.

Was zweitens den Inhalt der Novellen und Erzählungen betrifft, so liegt es in unserer Absicht, die Anforderungen so hoch wie möglich zu spannen. Was freilich seine Schwierigkeiten und seine Grenzen hat. An Zahl und Menge der Arbeiten oder auch Dichtungen fehlt es ja nicht, aber in den Arbeiten fehlt es leider meist an Arbeit. Fast durchweg sieht man es den eingehenden Manuscripten an, daß sie schnell und flüchtig sofort als Manuscript aufs Papier geworfen sind, daß von vorgängiger Disposition, von Charakterisierung der Personen, von feinerer Motivierung, von Überlegung der Konflikte und ihrer Lösung, sofern überhaupt dergleichen vorhanden, keine Rede ist und daß die Verfasser sich ihrer Aufgabe, ein Kunstwerk zu schaffen, in den seltensten Fällen bewußt gewesen sind. Subjectiv ist es besten Falls auf Erbauung, häufig auch nur auf oberflächliche Unterhaltung abgesehen, objectiv dient dazu das unsterbliche Mittel ein Märchen unter die Haube zu bringen. — Leider richtet grade auf diesem Gebiet die Corruption in der litterarischen Kritik die größten Verheerungen an — sie verführt die unberufensten Leute an sich selbst, und bisweilen auch die Verleger an die unberufensten Leute zu glauben.

Wir gehen von diesem schon mehrfach berührten Thema auf den allgemeinen Teil der Monatschrift über, auf die „Essays“ aus den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft, der Kirche und Schule, der Kunst- und Wissenschaft, der Geschichte und

Litteratur. Überall werden wir uns hier bemühen mehr noch als bisher das Actuale in den Vorbergrund zu stellen, d. h. den Zeitereignissen zu folgen, auch Kritik und Überlegung möglichst kurz und bündig an tatsächliche Vorgänge anzuknüpfen und nicht den Betrachtungsstoff überwuchern zu lassen. Betrachtungen, zumal längere, bereiten ja den, der sie niederschreibt, meist große Freude, den Leser dagegen, der sich in weitläufige Gedankengänge eines anderen hineinendenken soll, oft gelindes Entsetzen, vorausgesetzt, daß sie nicht sehr geistreich sind. Was die litterarische Begleitung der Zeitgeschichte im weitesten Sinne des Wortes betrifft, so kann es sich natürlich niemals um publicistische Berichterstattung handeln, mit der sich die Tagespresse befaßt, vielmehr erkennen wir die Aufgabe einer Monatschrift gerade darin: die kleinen Tagesereignisse zu größeren Gruppen und Kategorien zusammen zu fassen und die Einzelheiten als Teile großer Ganzheiten nachzuweisen. Streben wir aber dieser Aufgabe immer mehr nach, so wird damit der Raum für Arbeiten allgemeinerwissenschaftlichen Inhalts, die keinen unmittelbaren Bezug zur Tagesgeschichte haben, immer mehr beschränkt, in manchen Hefen vielleicht ganz verschwinden. Die Verfasser und Einsender solcher Arbeiten müssen sich gebulden und bedenken, daß jährlich überhaupt nur zwölf Hefte erscheinen. Deshalb würden wir auch hier darauf hinweisen, daß zwar die Einsendung solcher Arbeiten stets erwünscht ist, daß aber aus sehr schnellen Abdruck nur in seltenen Fällen zu rechnen sein wird. Die Redaction eines Heftes wird ohnehin vier Wochen vor der Ausgabe desselben geschlossen und steht dann meistens die Disposition des nächstfolgenden schon fest. Ein Leben von der Hand in den Mund ist hier unmöglich; man darf sich nicht auf den Zufall verlassen, der vielleicht plötzlich ein halbes Dutzend Aufsätze verwandten Inhalts in ein Heft führen könnte, sondern alles Material muß von langer Hand her vorbereitet werden. Und dann sind in Betreff der Aufnahme einer Arbeit der Inhalt, die Länge, die Priorität der Einsendung und so viele andere Factoren maßgebend, daß feste Zusagen zu machen fast unmöglich ist. — Auch den bittenden Hinweisen auf Honorarbedürftigkeit kann selbst die gutmütigste Redaction nur herzlose Kälte entgegensetzen; denn das Wohlwollen gegen einen Einzelnen kann doch außerordentlich leicht zur Grausamkeit gegen einige Tausend Leser werden, denen es unmöglich zugemutet werden darf, einen langweiligen Aufsatz als Almosen für bedürftige Autoren zu lesen.

Einer verbreiteten Annahme, die uns häufig entgegentritt, möchten wir beiläufig auch an dieser Stelle widersprechen, daß nämlich notwendig alles was die Monatschrift bringt, die ausgeprägte christliche Farbe tragen müsse. Das ist nicht der Fall; leider wird aber dieses Täuschen oft geradezu fabrikmäßig betrieben, so daß uns gar nicht selten Wander-Manuscripte, d. h. von einer Redaction zur andern wandernde, zugehen, die ursprünglich für „weltliche“ Blätter bestimmt, einen religiös neutralen Charakter tragen. Au ersten Bestimmungsort zurückgewiesen, versucht es nun der Autor mit der Monatschrift, und weil diese „christlich“ ist, so wird die Arbeit geschwind aptirt und in usum delphini an passenden und unpassenden Stellen ein ganzes Füllhorn von Sprüchen und Salbabereien über den erlauteten Aufsatz ausgegossen. — Selbstredend seien diese naiven Wanderer noch kurzer Naht auch von uns aus die schwere Erdenlaufbahn fort, in der Regel wohl un vergilt und abgerissen im Schreibpust oder Papierford ihres Erzeugers zu enden. — Daß das nicht ohne schmerzliche Empfindung für den Beteiligten abgeht, liegt auf der Hand, zumal bei dem durchweg stark entwickelten Selbstgefühl der Schriftsteller, und kann wohl Mitleid erwecken. Ob aber nicht oft schriftstellerisches Mißgeschick grade durch dies Selbstgefühl bedingt wird, durch die Gewohnheit mancher Autoren, an allem was es zwischen Himmel und Erde gibt Kritik zu üben, nur nicht an sich selbst, das sollten sich die Beteiligten überlegen. Es wäre eine psychologische Preisaufgabe: festzustellen, warum die Autoreneitelkeit allenfalls nur von derjenigen der Schauspielers übertroffen wird.

Wenn wir schließlich noch ein Wort über den letzten kritisch-litterarischen Teil der Monatschrift sagen, so geschieht es, um auf die großen Schwierigkeiten hinzuweisen, die auch hier das Ideal von der Wirklichkeit trennen. Wir wünschten ja gerne von jedem nennenswerten Buch, das einen allgemein gebildeten Leser interessiren kann,

Rechenchaft zu geben. Nun erscheinen aber wöchentlich in Deutschland resp. in deutscher Sprache drei bis vierhundert Bücher, monatlich wären also gegen zweitausend zu besprechen. Da wir vielleicht für zwanzig (oder auch einige mehr) Raum haben, so müssen notwendig hundert Mal mehr unbefprochen bleiben, als Erwähnung finden. Als Gegenstände der Kritik aber gerade die geeigneten herauszufinden, ist eine schwierige Aufgabe.

Auf die Recensionen der Tagespresse sich zu verlassen ist nicht immer ratsam. Denn es ist eine bei sehr vielen liberalen und auch bei manchen conservativen Blättern und Zeitchriften fest eingebürgerte Sitte, daß sie einfac alles loben, was der Büchermarkt an neuen Erscheinungen auf den Redactionstisch legt. Häufig werden die neuen Bücher gar nicht gelesen, sondern eine vom Verleger vorsorglich beigelegte gedruckte Empfehlung kurzer Hand als redactionelles Urtheil gebracht. Die Folge davon ist nun wohl einerseits, daß den betreffenden Redactionen recht viele Recensionsrequisiten zuströmen, aber andererseits auch die Thatsache, daß das Publicum ganz außerordentlich abgestumpft wird gegen die ununterbrochene Ankündigung von lauter „irefflichen“ Werken. — Die „Monatsschrift“ hat im Gegense zu dieser Praxis sich bemüht, stets möglichst ohne Ansehen der Person zu richten, zu loben was lobenswert, aber auch zu tadeln was nach unserer Anschauung tadelnswert war, sie hat gelegentlich sogar das Kniebeugen vor Litteraturgötzen schlechtweg verweigern müssen. — Daß das nicht ohne Frictionen abgeht, liegt auf der Hand. Es gibt Buchhändler, die uns ihre Verlagswerte vorenthalten, weil sie nur gelobt sein wollen, und es gibt Autoren, die mit unseren Ausstellungen unzufrieden sind und dann gepfefferte Briefe schreiben. Wir denken aber uns nicht irre machen zu lassen, sondern nach wie vor die Ehre unseres Richteramtes in der Gerechtigkeit zu suchen.

Haben wir demnach im Grunde noch auf allen Gebieten der Redaction um Nachsicht zu bitten, so kam doch in einem Punkt bereits auf einen sichtbaren Fortschritt hingewiesen werden, wir meinen nämlich die Ausbehnung des Inhalts durch engeren Druck, eine Erweiterung, die per Heft einen vollen Druckbogen ausmacht und nur durch erhebliche Opfer von Seiten des Herrn Verlegers möglich geworden ist. Diese Verbesserung ist ja zunächst nur eine äußerliche, aber sie wird doch ihre Rückwirkung auf den Inhalt insofern nicht verfehlen, als es nunmehr möglich geworden ist, weit mehr Interessen als bisher zu berücksichtigen und sie schneller zu befriedigen. Wünsche und Anregungen aus unserem Leserkreis sind uns stets willkommen. Können wir verhältnismäßig vieles bringen, so hoffen wir um so mehr:

„Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen!“

## Neue Schriften.

### 1. Politil und Volkswirtschaft.

— Die Deutschland gegenwärtig wegen den großen Fragen und das Verhältnis der Fortschrittspartei zu denselben. Reichhaltiges Material zur Beurteilung der Wirtschaftspolitik des Reichstanzlers, sowie ein Beitrag zur Naturgeschichte der Fortschrittspartei. Bearbeitet im Wahlkreis des fortschrittlichen Abgeordneten Eugen Richter-Sagen. 6 Bog. gr. 8. (Sagen i. B. und Leipzig, 1882. Hermann Mifsel & Co. Nr. 150.) — Die vorstehende Schrift giebt in der Einleitung eine kurze Kritik der Fortschrittspartei, und behandelt sodann in fünf Abschnitten die gegenwärtigen wichtigsten Fragen der Industrie, der Landwirtschaft, des Handwerks, der Arbeiter und der Steuerreform. Zur Beurteilung

dieser Fragen ist nicht gerade Neues, wohl aber aus älteren Fundgruben ein reichhaltiges, thatsächliches Material zusammengetragen. Nicht alles Vorgebrachte ist darum stichhaltig, mancher Vorschlag sogar schief und unpraktisch — z. B. dürfte der Landwirtschaft schwerlich (S. 48) mit einer neu erdachten Creditform, den „Bodenknehen“ aufzuheben sein — gleichwohl ist die fleißige Arbeit als „Agitationschrift“ im guten Sinne brauchbar. Sie ist wesentlich frei von Historik, sachlich gehalten und regt zum Nachdenken an.

### 2. Länder- und Völkerkunde.

— Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Perckenfeld. Mit ca. 200 Illu-

strationen. In 20 Viefierungen à 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> R. (Veipzig, Schmidt & Günther). — Von diesem neuen Werke des berühmten Orientenners liegen uns die ersten Viefierungen vor und versprechen ein Prachtwerk von hohem Wert. Die 1. Viefierung schildert in Wort und Bild den Athene Tempel auf Cap Sunion und den Piräus, dann die Propyläen auf der Akropolis. Im 2. Hefte haben wir eine Totalansicht des Parthenon. Die 3. Viefierung bringt die Schilderung der Attischen Landchaften, des Hymettos und Pentellion; dann kommen wir zur Ebene von Marathon; von dort nach Phylä und Eleuthera am Rithäron, wo die diönysischen Bacchanalien gefeiert wurden. Darauf gehen wir auf der heiligen Straße nach Eleusis und kommen an der Stelle vorbei, wo zwischen dem Festland und der Insel Salamis die Seeschlacht zwischen Griechen und Persern stattfand. Die 4. Viefierung bringt eine Ansicht des heutigen Eleusis, die Ruinen der Propyläen von Eleusis; ferner ein großes Bild der Ebene von Marathon. — Eingebende Würdigung dieses wertvollen Werks bleibt vorbehalten, dessen äußere Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

### 3. Biographisches.

— Kapff, Carl. Lebensbild von Sixt Carl von Kapff, Dr. th. Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart, nach seinem höchstlichen Nachlaß entworfen. (Stuttgart, Chr. Neiser 1881. 2 Bde. VI. und VII. — 332 S. 6 R. 70 Pf.) — Als Kapff im Mai 1879 sein 25jähriges Jubiläum als Stiftsprediger feierte, sagte Carl von Merod, kein Schnozger, von ihm: Viel geschmäht und viel geliebt, hat er treu sein Amt gelebt; von den Hassern unheimert, von den Lobern unentweert, ging er ruhig seinen Schritt und der Herr ging segnend mit. Ref. war gerade in der Schweiz, als die Nachricht vom Tode Kapffs durch die Zeitungen lief. Im Ährich war es ein obstrues radikales Blatt, welches dem Volleudeten seinen ganzen diabolischen Haß nachstellte und dabei in übergroßer Ignoranz den seligen Kapff mit dem seligen Knaf, der unschuldiger Weise den „Copernicus-Schwinbel“ veranlaßte, in aller Geschwindsigkeit literarischer Tagelöhnerlei verwechselte. — Kapff hat in seinem Leben viel leiden müssen von boshaften Verleumdern in der Presse, aber er hat solche Schurkenfreude mit der Ruhe und Gelassenheit eines Tag für Tag dem Himmel zuwandernden Christen getragen. Wer ihn persönlich gekannt hat, der mußte von ihm den Eindruck empfangen, den einer seiner Schüler in die Worte gefaßt hat: „er war immer sich selbst gleich. Diese Ruhe, dieser liebreiche Ernst, dieses gesammelte Wesen, das was's, was ihn nie verließ.“ Mit welcher Ruhe, mit welcher Gelassenheit gab er im Sommer 1867 in Homburg der Hoffnung Ausdruck, daß doch endlich einmal die Spielhöllen, welche er 1854 auf dem Frankfurter Kirchtag zum Gegenstand eines vortrefflichen Vortrags gemacht hatte, ihr eigenes rion ne va plus hören möchten. Die vorliegende Biographie ist aus einem überwiesenen Material in geschickter, ein wahres Lebensbild gebender Weise zusammengestellt worden. Tagebücher, Aufzeichnungen sanftiger Art, Briefe, insbesondere Circularbriefe, Concepte von Vor-

trägen und Predigten, Gedrucktes, Mitteilungen Dritter, Aktenstücke standen dem Sohne des Volleudeten zur Verfügung. Wir handeln gewiß im Interesse vieler Leser, wenn wir einzelnes aus dem Leben des unergelichen Bekanners hervorheben. Kapff entstammte einer adligen Familie, deren entfernteste Spuren bis 1450 zurückgehen. Der Stammvater sämtlicher jetzt lebender Mitglieder der Familie Kapff ist der 1628 geborene Sixt von Kapff, Pfarrer in Oberumbach. Der berühmte Nachkomme desselben Taufnamens ist In Göglingen am 22. Oktober 1805 geboren. Aus seiner Kinderzeit erzählt er in seinem Tagebuch. Am 18. Geburtstag jag er als Student nach Tübingen. Da er zu den Glücklichsten gehörte, die nie aus der Taufquade gefallen sind, so konnte er mit reinem Gewissen durch das damals besonders mühe Studentenleben hindurchgehen. In Tübingen fand er seinen Hexenzfreund W. Hofacker. Dreißigmal hat er als Student geerdigt. Ueber die Zeit seiner Ordination enthält das Lebensbild keine Nachricht. Nachdem K. 1828 Tübingen verlassen hatte, wurde er zuerst Bilar in Unttlingen und im folgenden Jahre Religionslehrer am Knabeninstitut Fellenbergs in Hofwyl bei Bern. Hier hatte er dem edlen, unklaren Nationalismus des Vo. stehers gegenüber seinen leichten Stand. Eine Körper und Geist ersichende Reife durch die Berner Alpen ist von ihm in einem besonderen Buche beschrieben worden. Immer hatte er als lebendiger Geist seine Augen offen. „An den Blumen war mir merkwürdig, manche zu finden, die in tieferen Ebenen geruchlos sind, hier oben aber fröhlichen Wohlgeruch ausatmen. Das war mir ein Bild für Menschen, die im allgemeinen Altageleben ungeistig und unbedeutend sind, durch Christum aber und keinen Geist in die Höhe himmlischen Lebens erhoben, gebantereich, geistvoll und gebildet werden.“ 1830—1833 war K. Repetent in Tübingen, in derselben Zeit begann David Strauß sein Sturmlaufen gegen die Offenbarung, auch der St. Simianismus trat damals K. zum erstenmale entgegen. Ebenfalls in die Repetentzeit fällt seine Verlobung mit Marie Kapff, Tochter des in Tübingen wohnenden Obertribunalarates K., eines entfernten Verwandten. Einem Ruf nach Appenzell konnte er nicht folgen, denn dort wollte man nur, wie K. es nennt, „die allgemeine Vorsehungsordnung.“ Um so besser war er an seinem Plage als Pfarrer von Kramthal (1833—1843) dieser direkt unter dem Könige stehenden, vom sultigen kirchenregiment separierten Gemeinde. Aufforderungen von Verwandten, Bitten anderer Gemeinden anderswohin zu gehen, waren für einen Mann wie K. gewiß keine ausreichenden Beweggründe. Von 1843 bis 1847 war der Volleudete Pfau in Mönningen auf der rauhen Alp. Den damaligen Ansängen einer Aenderung der kirchenerziehung trat er mit der Meinung gegenüber, es sei besser, alles beim Alten zu lassen. „Ungelehrdarte Massen helfen nicht zur Ent-, sondern zur Verwirrung.“ „Unsere Zeit hat — das sehe ich immer mehr — seinen Beruf zum Bauen der Kirche im großen, es müssen vorher bedeutende Erschütterungen kommen, der rohe Hause muß sich kein gemahlen werden in der Mühle der Trübsal, dem Antichristen muß die Macht genommen, dem Herrn aber viel mehr Thüren ge-

öffnet werden.“ Dem ersten Bande, welcher mit dem Jahre 1847 schließt, ist eine Uebersicht über die sämtlichen Schriften Kapff's beigegeben. Wir notieren daraus, daß das „Gebetbuch“ in mehr denn 66000 Exemplaren verbreitet ist und daß das „Kommunionbuch“ in 19 Auflagen 70000 Exemplare enthält. Das „Meine Kommunionbuch“ ist gar in 137000 Exemplaren verbreitet. Die so legendre Schrift „Warnung eines Jugendfreundes vor dem gefährlichsten Jugendicind“ hat in 13 Auflagen 57000 Exemplare. Auch die Epistel- und Evangelien-Predigten sind in einer ganzen Reihe von Auflagen verbreitet. — Von 1847—1850 war K. Predan in Herrenberg. Der in dieser Zeit ausgebrochenen Revolution ist ein umfangreiches besonderes Kapital gewidmet, welches neben anderen die ausgezeichnete Ansprache K's an das Volk enthält. In 8 Abschnitten Unser Bekenntnis. Woher die No? Woher die Hilfe? Was sind wir der Obrigkeit schuldig? Von Gottes Gnaden? Die Grundrechte und die Kirche. Ein Wort für uns selbst. Schlußermahnung) versuchte er das aufgeregte und aufgewiegelt Volk über seine Verfäher und über das, was ihm not thut aufzuklären und in der verachteten christlichen Erkenntnis zu seligen. In die Ständelammer wiederholt gewöhnt, war K. total isoliert, aber schon damals zeigte er, daß er an politischem Scharfbild seinen Gegnern entschieden überlegen war. K. stand eben mitten im Vollen, er war ein Volksmann im besten Sinne. Das Bewies er auch in der preisgekrönten Schrift über die Revolution, von welcher das 3. Kapitel Auszüge giebt. Das 4. Kapitel ist überschrieben „Der Kirchentag in Stuttgart“. Damals war die Sonntagfeier der Gegenwart seiner vorrestlichen Entwürfen. Ehe das Jahr 1850 schloß, trug ihm der Oberhofprediger von Würtemberg persönlich die Stelle eines Prälaten von Neutlingen und eines Konsistorialrates in Stuttgart an. Nach schweren Bedenken sagte K. sich dem Willen des Königs, trauerte aber in dem neuen Verufe so lange, bis er 1852 als Stiftsprediger dem ihm so unanständig ternem Pfarramt zurückgegeben war. Bis in die weitesten Kreise hinaus wurde diese Bekanlung als ein glückliches Ereignis angesehen. Der „Kreuz“ Krummacher von Potsdam schrieb dem „Schwaben“ Kapff damals das ebenso humoristische als inhaltreiche Wort: „Ja oft kommt mir ihr Schwaben vor, als wäret ihr — ignoriert es! — ein sun- fonsvolles Holz im Wald, wir nur ein funcknendes Licht.“ Wie K. in seiner vielverzweigten Stellung die Zeit ausnuzte und was er, Tant seiner außerordentlichen körperlichen und geistigen Kräfte bis in's hohe Alter allerorten leistete, muß der Leser im Lebensbild selbst nachlesen. Vom Februar 1879 an machte sich sein altes Leiden nachdrücklicher geltend. Am 23. August verfiel er beim letzten Gottesdienst bittere Thränen, er fühlte, daß die Zeit seines Abscheidens nahe sei. Am 1. Septbr. ist der treue Knecht von seinem Herrn in die ewigen Hütten heim geholt worden. Daß der Segen dieses seltenen Mannes noch lange fordbauert, dazu wird auch das hiermit angeteigentlich empfohlene Lebensbild beitragen. D. K.

— Das Lebensbild eines andern Württembergers, der 300 Jahre älter ist als Kapff, ist erneuert

worden in der Schrift Jakob Andrea, der Verfasser des Concordienbuches. Sein Leben und seine theologische Bedeutung. Dargestellt von Dr. Chr. M. Fittbogen, Oberlehrer a. D. (Hagen in W. a. Leipzig, J. Ritel & Co. 84 S. Fr. M. 1,60). Der der luth. Kirche nicht angehörende Verf. ist dem um die lutherische Kirchenlehre so hochverdienten Kanzler Jakob Andrea in anerkannter Weise gerecht geworden. Ganz gerecht hat der Verf. jenem lutherischen Kirchenvater nicht werden können, denn er ist im Unklaren darüber, was Sache des Einzelnen ist und was die Ordnung und das Recht der über den Einzelnen stehenden Kirche verlangt. Der Verf. erkennt an, daß durch die Arbeit des Kanzlers Andrea Ruhe und Friede in der vom kryptocalvinismus und Philipismus unerwählten deutsch-evangelischen Kirche wieder hergestellt worden sind, aber er macht jenem Reformator zum Vorwurf, daß durch seine Bestrebungen „das Princip des Protestantismus, die Gewissensfreiheit“, unterdrückt, daß „das Princip der Reformation, die Gewissensfreiheit und der geistige Fortschritt in der evangelischen Wahrheit vollständig vernichtet“, daß „die freie Bewegung des Geistes“, „die Freiheit des Gewissens und des Bekenntnisses“, die „Toleranz“ durch Andrea unterdrückt worden sei. Der Verf. irrt in diesen Dingen gröblich. Andrea hat nur dafür geforgt, daß die Calvinisten sich nicht länger in der luth. Kirche heimisch machten und er hat nur dahin gestrebt, daß die lutherische Lehre die Stelle der römisch-katholischen und der calvinistischen im deutschen Volk einnehmen möchte. Daneben hat er den Gegnern auf ihrem Gebiete die Gewissensfreiheit gegönnt und der freien Forderung sich überhaupt nicht widersteht. Der Verf. scheint dem utopischen Gedanken zu huldivgen, als ob eine Kirchengemeinschaft bestehen könne bei absoluter Lehrfreiheit der Geistlichen und totaler Ungebundenheit der Laien. — Wenn der Verf. dafür hält, daß Concordienbuch — er meint wohl insbesondere die Concordienformel — liefere den Beweis, daß man sich dem Katholicismus wieder genähert habe, indem man wieder eine übernatürliche Kraft in die Verrichtung der heiligen Handlung selbst verlegte und die freie, unvermittelte Beziehung des Menschen zu Gott vernichtete, so ergibt sich daraus einmal der starrreformierte, antimythische Zug der Calvinisten, und zum andern eine schwer begreifliche Einschränkung der reformierten Meinursächlichkeit Gottes auf eine unvermittelte Verbindung Gottes mit dem Menschen. Ober sind Prediger, die Bibel, die wahrhaft guten Werke ihm nicht Inzanzan, welche dem Menschen „die Beziehung zu Gott“ vermitteln? — D. K.

— Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol, nach den besten Quellen dargestellt von W. Claus, Pf. in Welsen (Württemberg). Dritte gänzlich umgearbeitete Aufl. mit den Bildern der 5 Waisenhäuser. (Wesel, C. F. Spittler, VII, u. 280 S. Fr. M. 1,60). Georg Müller, den ehemaligen unbelohnten Haller Studenten, hat Gott in England zu einem Zeugen seiner Allmacht werden lassen. Ohne daß Müller je einen Menschen um eine Unterstützung gebeten hätte, sind ihm für seine Waisenhäuser, für die Bibelverbreitung, die Missions- und Traktatensache von 1831 bis 1881

über 17 $\frac{1}{2}$  Million Mark und ihm selbst über 700 000 Mark gekonnt worden. „Zahlen beweisen“ sagen die Statistiker. Was sagen Sie zu diesem Zahlenbeweis? „Ich habe dies Werk vor fünfzehn Jahren begonnen zu dem Zweck, um in der Welt und der Christenheit deutlich, als es gewöhnlich eingelesen wird, zu zeigen, daß es wahrhaftig einen Gott im Himmel gibt, der Gebete erhört.“ Und an den ergreifendsten Beispielen von Gebetserhöhrungen ist das kleine Buch so reich, daß es jedem christlichen Leser den Glauben stärken muß. — Leider hat der Verf. einzelne Sonderbarkeiten Müllers nicht als solche bezeichnet, so, abgesehen von seinem Uebertritt zu den Baptisten, die Mißachtung der Ordination S. 25, für welche ganz stützliche Gründe angegeben werden, oder die Antwortweigerung, wenn er gefragt wird, ob er augenblicklich in Rot sei, oder die nach Zahlen scharfe Abgrenzung der bekehrten und unbekehrten Pfinglinge. Durch Kennzeichnung und Abweisung dieser Besonderheiten würde das Bild des trefflichen Mannes, der das Herz jedes Lesers für sich einnimmt, mehr der Wahrheit entsprochen haben und also richtiger geworden sein. — D. R.

— Das Leben David Livingstones. Hauptächlich nach seinen un veröffentlichten Tagebüchern und Briefen. Von William Garden Laiffie, Dr. th. u. jur. am New College zu Edinburgh. Mit Genehmigung des Verf. überetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Otto Tenl. 2. Band mit einer Karte. Br. Wt. 3.60. (Bücherlob 1881, G. Bertelsmann. 311 S.) Dem im Februarheft d. J. angezeigten ersten Band ist reich der zweite Band gelangt, der die Jahre 1858 bis 1873 umfaßt. Außer den mit überhörter Kühnheit und Standhaftigkeit gemachten Entdeckungen, außer den mit dem auf Schritt und Tritt verfolgten Sklavenhandel eng zusammenhängenden Colonisationsgebanten und außer der Predigt zum Kreuze Christi sind es vornehmlich die ergreifenden Abschnitte von der Begegnung Livingstones und Stansons und von dem Tode des großen Mannes, welche das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen. Wir müssen diesem Buche die größte Verbreitung wünschen, ein Wunsch, der um so mehr Aussicht auf Verwirklichung hat, als das ganz populär geschriebene Werk der reisenden Jugend und den Frauen unbedenklich in die Hand gegeben werden kann. —

— Das Leben eines durch seine Ausdauer und unermüdbare Thätigkeit sich ebenso wie Livingstone auszeichnenden deutschen Missionars beschreibt uns Dr. D. Gundert in dem Buche Herrmann Wöglings. Ein Missionarsleben in der Mitte des Jahrhunderts. Mit Bildnis. (Lalbe u. Stuttgart, Verlagsbuchhandlung 1882. VIII u. 390 S. Br. 3 M.) Herrmann Wögling, einer altwürttemberg. Familie entstammend, geb. 29. Mai 1811 in Bradenheim, † 10. Mai 1881 in Ehlingen, ist von 1836 an in Kanaga und von 1852 an im Ausland als Prediger des Evangeliums und als Bibelübersetzer einer der hervorragenden Zeugen Christi gewesen, welche die Baseler Missionsgesellschaft nach Ostindien geschickt hat. Der Verf. hat dem Missionar Wögling während seines ganzen Lebens als Freund und Berufsgenosse so nahe gestanden, daß wir das frische und lebendige Bild des Befenners wesentlich

dieser persönlichen Beziehung zu danken haben. Wo es irgend möglich war läßt Gundert einen vollendeten Freund selbst reden. Taburch wird der Eindruck, welchen das Leben, Leiden und Thun des bald in schwerem, heiligen Ernste, bald im liebendwürdigen Humor eines echten Schwaben erscheinenden Missionars auf den Leser macht, nur so unmittelbar. Für die Art und Weise, wie Wögling geschrieben hat, möge der auf die Zeit seiner Belehrung sich beziehende Satz als Beweis dienen (S. 70): „Uebrigens fühlte ich stark, daß der Schriftsinn gar nicht in gemeine Sprache, sondern oder theologische oder poetische sich auflösen lasse, sondern eine Orthographie der unsichtbaren Realitäten gebe.“ — Bequemem Fürwärtensbeherrern sei Wöglings Leben als Busspiegel empfohlen. — D. R.

— Carolina Amalia, Königin von Dänemark, geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Eine Lebensgeschichte. (Lübeck 1882. Ferdinand Grautoff. 51 S. Br. 1 M. 2.) — Die vorliegende freilich nur flüchtige Skizze ist von einer Palastdame der verstorbenen Königin (D. von Koser) mit vielstücker Hand entworfen und von dem verdienstvollen Vermittler dänischer Literatur, A. Michelsen in Lübeck, ins Deutsche übertragen worden; sie wird nicht nur bei solchen, die etwa der frommen Königin im Leben begegnet oder nahe gestanden, sondern auch in weiteren Kreisen, besonders in den durch geschichtliche Beziehungen mit Dänemark verknüpften deutschen Landestheilen eine freundliche Aufnahme finden. D. v. C.

#### 4. Unterhaltungsliteratur.

— Altpreussische Geschichten von dem einen und dem andern. (Berlin, Wilhelm Herrk. 1882. 431 S. Br. 1 M. 5 geb. 1 M. 6.30.) — Die vorliegenden beiden Erzählungen spielen sich in Altpreußen (Ostpreußen) ab und zwar zur Zeit der Franzosenriege im Anfange des Jahres 1807. Der ungenannte Verfasser hat den Stoff anscheinend aus Erzählungen älterer Zeitgenossen und Familienbriefen entnommen. Die erste Erzählung „Von der Passagere“ beginnt ihren letzten Abschnitt mit den Worten: „Indem ich diese Erzählung beende, werde ich erst gemahr, wie sehr die Erinnerung an die Umgebungen der Kindheit und der alten Heimat geeignet ist, den gewöhnlichsten Vorgängen einen Reiz tieferer Bedeutung und ein Interesse zu leihen, welches man bei andern voraussetzen kein Recht hat.“ So ist es in der That und die locale Färbung, welche für Eingeweihte, — d. h. solche, deren Wiege an der Passagere oder am Prischen Haß stand — einen gewissen Reiz der Befanntschaft haben mag, kann nicht hinreichen, weiteren Kreisen über den gänzlichen Mangel an spannender Handlung und an Persönlichkeiten, welche Interesse verdienen, hinwegzuführen. D. B.

— Die Frau Burgemeisterin. Roman von Georg Ebers. (IV, 459 S. Br. 1 M. 6 geb. 1 M. 7. 8. Aufl. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, vormals C. Neumann Neudamm. 1882.) Diesen Titel führt der nunmehr sechste große, historische Roman des bekannten Ägyptologen; doch nicht in das Wunderland Ägypten werden wir diesmal

geführt, sondern in die gewerbolustigen Niederlande. Die schöne Universitätsstadt Leiden mit ihrer fruchtbaren Umgebung ist der Schauplatz der Dichtung; aber zur Zeit der „Frau Burgemeisterin“ gab es dort noch keine Universitäten, um so mehr Hungerleider und hartgeprüfte Freiheitskämpfer. Die Einschließung der Stadt Leiden durch die Spanier im 1674, das sechste Jahr des Unabhängigkeitkampfes der Holländer gegen spanische Härte und Tücke, das lange vergebliche Warten auf die Hilfe der Wassergeusen, die auf's äusserste gekümmerte Hungervolk mit ihren finstern Begleitern in der Stadt und die endliche Befreiung aus der echnen Umarmung der Feinde, durch die Nacht des durch die Deiche ins Land geleiteten Meeres — das alles bildet den historischen Hintergrund, von dem sich die Handlung abhebt. Dabei ergeben sich mannigfache Conflictte aus dem Gegensatz der Freiheitspartei mit dem Burgemeister Vater von der Werff an der Spitze, gegen die spanische oder „Bliver“-Partei, deren Haupt der Waterloo van Bibisno ist. Selbst des Romans ist Maria, die zweite Frau des Burgemeisters von der Werff, eine jugendliche, ideal angelegte Franengeistalt, voll glühender Begeisterung für die Sache der Freiheit, deren reicher Geist sich nicht befriedigt sieht in den engbegrenzten Pflichten ihres Hauswesens; die äußeren Geschäfte desselben muß die verwitwete Schwester des Burgemeisters besorgen. Morio büßet danach, mitführend und mittragend, vielleicht auch mitratend Theil zu nehmen an der immer drückender und verantwortungsvoller werdenden Amtsbürokratie ihres Mannes; aber lange gelingt ihr das nicht, und das macht ihr Kummer und bringt sie in Gefahr, innerlich ihrem Mann entgegen zu werden. Noch mehr auf die Probe gestellt wird ihre Ehegatten-Liebe und -Treue, als der Mann, den sie als Jungfrau eine Zeitlang im Herzen getragen, und der sie selbst glühend liebt, der Junker von Tornburg, ein Deutscher, in englischen Diensten nach Leiden kommt und in dem Hause der Burgemeisterin Quartier erhält. Beide kämpfen redlich, aber der Junker läßt sich hinreißen, seine noch immer leidenschaftliche Liebe der Maria zu gestehen und überreicht der Burgemeisterin ein Heft dichterischer Herzensergüsse, deren warme Elegie die Starke (?) Maria fast zum Straucheln bringt; — doch sie schüttelt den Verführer ab, zerreißt das Dichtungsheft und sagt stolz: „Hier sind Eure Verse, Junker von Tornburg, nehmt sie mit Euch!“ „Dann fuhr sie mit müdelem behaupteter Würde weicher und leiser fort: „Ich werde auch ohne dies Buch an Euch denken. Wir haben beide geträumt, nun laßt uns wachen! Lebt wohl! ich will beten, daß Gott Euch beschütze. Weht mir die Hand, Georg, und wenn Ihr wiederkehrt, so heißen wir Euch als Freund in unserem Dancie willkommen.“ — Der Junker geht in großem Schmerz ab, um sich zu den Geusen durchzuschlagen. Ist ihm das Herz tödtlich verwundet, so hat auch er seinerseits durch seine Gleichgültigkeit eine Herzwunde dem stolzen Fräulein Henrica van Hoogstraten geschlagen, welche, obgleich spanisch geizt, im Hause des Burgemeisters als Kranke Aufnahme und Pflege gefunden. Mit dem vollen Stolz der verschmähten Liebe sucht sie ihn umbeobachtet zu lassen, und doch kann ihr immer wieder heisrauswallendes

Herz nicht loskommen von ihm. Glücklich als die beiden ist der Wäfler Wilhelm, der, nachdem er lange die verlorne Geliebte, Anna van Hoogstraten, die Schwester der Henrica, vergebens gesucht, doch schließlich zum Ziele kommt, wenn er auch nicht das Fräulein van Hoogstraten, sondern die junge Witwe des spanischen Edelmannes Don Luis d'Avila heimführt. — Auch Maria erntet den Lohn ihres heiß erregenen Sieges über ihr stürmisches Herz, indem es ihr am Ende verzehmt ist, das Schicksal Leidens zu entscheiden dadurch, daß sie ihrem durch das entjehliche Elend und das Trängen vieler angesehener Ratsmitglieder zur Uebergabe der Stadt geneigten Gatten noch einmal wieder die Fahne der Freiheit in die Hand drückt und durch ihren kräftigen Jurornd zu sich selbst zurückruft; mit dieser weiblichen Heldenthat bringt sie auch ihr wankend gemorenes Eheglück zu dauerndem Bestande. — An interessantem Stoffe und spannenden Situationen mangelt es dem vorliegenden Roman nicht, und sowohl die historische Entwicklung, als auch die Familien-Szenen sind mit Umgebung und Klarheit behandelt. Und doch vermiffen wir eins an dem vorliegenden, was überhaupt mehr oder weniger an allen Eckerischen Romanen, wir möchten es die dichterische Genialität nennen. Ebers photographirt das Leben mehr, denn daß er es malt, und obnein lagert oft noch an den Photographieren etwas Kathederfärb. Dabei ist es nicht ein Mal möglich die Dichtung in sittlicher Beziehung von aller Bedenkllichkeit freizusprechen. Die Seele des Romans ist offenbar der Herzensconflict, in den die Frau Burgemeisterin gerät, und grade die Darstellung desselben halten wir bei der Heiligkeit der Ehe für ansehnbar. Maria gerät nicht nur objectiv in die Gefahr des Ehebruchs, sondern geht auch subjectiv in einer schwachen Stunde bis an die äußerste Grenze des Möglichen in liebevoller Freundschaft für den Mann ihrer Jugendliebe; zwar erschrickt sie rechtzeitig und ringt sich zur Selbstbefinnung durch: sie bleibt ihrem Gatten treu, und der Tadel, um nicht zu sagen, Mangel bleibt an dem leidenschaftlichen Junker von Tornburg haften; damit aber muß der Vater sich aufrieden geben. Und es werden die sittlichen Fragezeichen bei dieser Uöhung um so leichter übersehen werden, als die podende Entwicklung der geschichtlichen Begebenheiten am Schluß des Romans auch dem Verfasser vielfach Gelegenheit bietet, hochherzige Gesinnungen und unermüdlige Handlungen der Heldin seiner Dichtung gleichsam als Gegengewicht in die Waagschale ihres ethischen Verhaltens zu werfen. Es kann aber die Lösung von Conflicten, welche die Heiligkeit und Verbindlichkeit der Ehe zum Gegenstand haben, nicht ernst genug verlangt werden in einer Zeit, wo die Fächer der Leihbibliotheken mit Ehebruchsromanen angefüllt sind. Der Absichtlichkeit oder bewußten Leichtfertigkeit wollen wir den Verf. nicht bezichtigen, aber lössliche Dichtwerke, und besonders historische Romane werden nur dann ihrer Idee entsprechen, wenn sie auch vor dem strengsten ethischen Forum die Probe bestehen. — Neben den Schwächen der Anlage im ganzen sind einige ästhetische Uebereiten im einzelnen zu rügen, und auch Mängel der Sprache nicht völlig ausgeschlossen, z. B. der Pluralis „Geräusche“, oder (S. 3) die neutrale

Verwendung des Zeitworts „umgraben“, das doch nur transitiv gebraucht werden darf.

W. S. . . t.

In den unglücklichen literarischen Folgen des Culturkampfes gehört unweifelhaft u. a. der erste Band der „Culturkampf-Novellen“ von A. Uhlmann, welcher betitelt ist „Ungekauft“. Eine Novelle zu den Kirchengesetzen (den dreizehnten nämlich). (Hagen i. W. u. Leipzig, F. Hiesl & Co. 231 S. M. 3.—). Das kleine Buch ist oberflächlich und schwach. Man sollte denken, wer eine gegen die „Raigelese“ gerichtete Novelle zu Papier bringt, müsse doch die Entstehungsgeschichte dieser Gelese und ihre Wirkung kennen. Der Verf. weiß aber nicht einmal den Kanzelparagraphe des deutschen Strafgesetzbuchs, die sogenannten Lutziana, von den dreizehnten Kirchengesetzen zu unterscheiden, und die Wirkungen dieser Gelese bringt er schwächlich genug mit zwei Fällen in den Familien eines Gutsherrn und eines seiner Tagelöhner zur Darstellung. Der Gutsherr ärgert sich über die kirchliche Mahnung, sein Kind taufen zu lassen, und benutzt den abgekauften Taufzwang, um den Pastor mit der ferneren Unterlassung der Taufe seinerseits zu ärgern. Die gleiche Unterlassung in der Tagelöhnerfamilie ist selbstverständlich nur die Folge der Abhängigkeit des Anechtes von seinem Herrn. Zwei ungekauft Amerikaner, von denen der eine eine bedeutende Rolle spielt, können nicht den Raigelesen zur Last gelegt werden. Sonst figurirt in dem kleinen Buche noch ein widerlicher Student, der ebensovorne den Corpsbruder, als den angehenden orthodoxen Priester heranzieht, der den Vater bald mit immer wiederkehrenden Citaten aus Odhens Faust (nicht wie der Verf. ungeschickt sagt „aus der Götze- und Faust-Litteratur“) bald mit fehlerhaften Citaten aus Schiller und Shakspeare langweilt, der frivol und gefalst Possenreicher und „aläubiger“ lutherischer Christ sein will. Der in der Novelle vorkommende Warrer ist ein tafelloser Mensch. Was von der Frau des Gutsherrn zu sagen ist, lassen wir den Verf. selbst um so lieber mittheilen, als mit dieser einen Stilprobe in genügender Weise dargeboten werden werden kann, welche Sorte von Deutsch A. Uhlmann schreibt. Es heißt S. 161 von der Frau Rittergutsbesitzer Wernert: „Dieselbe war eine hochgewachsene, aber dabei keineswegs hagere und magere, sondern ganz volle Körperformen zeigende Dame. Ihr Gesicht zeigte noch immer (!) deutlich erkennbare Spuren des jüdischen Schmitzes, wie denn auch das hoch und auffallend frisürte Haar in seiner noch immer fast blauschwarzen Farbe an eine „Tochter Judas“ (!) erinnerte. Gleichwohl war Frau Wernert Christin, aber erst im zweiten Gieße und Grabe. (!) Denn ihr Großvater, ein jüdischer, freireicher Weidmann, hatte sich, um eine Christin heiraten zu können, taufen lassen. So war denn das ursprünglich wohl heitere Blut in den Adern der Dame nachgerade (!) abgekühlt worden, und bei ihr wohl gar bis zu einem sehr starken Grabe, der sich in den äußerst blauen Zügen ihres Gesichtes kund gab, an denen die schwarzen Augen wie verglühete Kohlen im Schnee anzusehen waren.“ Also Augen aus Gesichtszügen, bleiche Gesichtsfarbe als Zeichen von kaltem Blut u. s. w. Wie nachlässig der Verf. im

Satzbau ist, mag folgende Stelle (S. 141) belegen: „Als da zum Beispiel Fris, den das übermüthige Viebschen, weil sie wußte, daß er sehr tiegelig war, in die Seite „gepielt“ hatte, worüber er fast seinen Pöfel Suppe verschüttete, ihr nun nachher zur Strafe die großen Koffinen mit der Wabel aus der Sauce aus ihrem Teller „wogepielte“, und sie darüber aufschrie, mißte sich der Vater hinein mit den unwilligen Worten u. s. w. Wer ein solches Deutsch schreibt, hat schwerlich Veranlassung Schriftsteller. Die Kritik ist es dem Verleger und den harmlosen Lesern schuldig, vor solchen ungewöhnlich schwachen Leistungen mit Nachdruck zu warnen. Möchten uns die Novellen „Unconformiert“, „Ungetraut“, „Die Feuerbestattung“ oder „Das Civilgebärmis“ erspart bleiben!

— Ungleich lieber als solche „Culturkampfnovelle“ liest man ein pures Kinderbuch, wie beispielsweise „Aus Karl und Annas Kinderleben“. Eine Erzählung für Kinder von 4 bis 7 Jahren von Elisabeth Krüger. Mit Originalzeichnungen von Walter Busch. (Hamburg, W. L. Demler, 122 Seiten. eleg. geb. 3 M. 60 Pf.) — Erlebnis aus der Kinderwelt, zu Hause und bei den Verwandten aus dem Lande, wüthend durch ein Märchen. Die 44 neuen Bilder, von welchen die meisten „Kollbilder“ alle Anerkennung verdienen, machen es begreiflich, daß das hübsche kleine Buch nicht billiger sein kann. — In demselben Verlage sind erschienen: Die bereits in zweiter Auflage veröffentlichte historische Erzählung aus der Zeit der Reformation von E. Quandt: Johannes Knabes Selbstkenntnis (VI u. 514 S., 4 M. 80 Pf., eleg. geb. 6 M.), und die von derselben Verfasserin geschriebene historische Erzählung: Die Polen in Danzig. (281 S., 3 M. 60 Pf., eleg. geb. 4 M. 80 Pf.) Sie können aus dem zweiten Band S. 943 dieser Zeitschrift abgegebene Urtheil über Johannes Knabes Selbstkenntnis seinem ganzen Umfange nach nur einfach zu dem unfrügen machen und wie wir uns dem vollen Lobe dieses Buches anschließen, so können wir das dem zweiten Buche im 3. Band S. 517 gespendete uneingeschränkte Lob, welches wir in ganz ähnlicher Weise in Schloßers „Unstrirktem Weihnachts-catalog des v. verständigsten haben, ebenfalls nur anheischen. — Der tüchtige Verlag von Wolf Voßler Cmler in Hamburg verdient in diesem an keiner Anerkennung wegen des durchaus gelungenen Quellsallers für das deutsche Haus, dessen 6. Jahrgang mit dem 1. Oktober 1881 begonnen hat. Ref. erblüdt einen besonderen Vorzug dieses Blattes einestheils in der Fernhaltung solcher Mitarbeiter, die für gewöhnlich den Blättern der negativen Weltanschauung dienen, und andernteils in dem bei aller Localität glücklicherweise vorhandene Mangel eines officiellen Tones.

— Nicht von Oben. Lebenserinnerungen einer früh Verwaisten von E. F. (5. Aufl. Hannover, Heinr. Feelde. VII u. 243 S. 2 M. 40 Pf., cart. 2 M. 80 Pf., eleg. geb. 3 M. 20 Pf.) Es ist das unscheinbare, alltägliche Leben einer alten Jungfer, die vierzig Jahre lang in verchiedenen Häusern als Dienerin und Haushälterin des Tages Kost und Nöthe getragen hat. Ohne eigentliche Heimat ist die frühverwaiste Cantorstochter durchs Leben gegangen, um von der Kammer an,



welche ihr Licht nur von oben durch ein kleines Dachfenster erhielt, bis zum Hause des Fortmestlers hat die treue Jüngerin unseres Herrn überall eine Heimat gefunden. Wie viel Frauen gehen in ähnlicher Stellung durchs Leben! Vielen vorausgeweiht sind die aus reicher Lebenserfahrung in höchst ansprechender Form niedergeschriebenen Erinnerungen gewidmet. Es können aber auch Baroninnen, Gräfinnen und Prinzessinnen viel aus dem kleinen Buch lernen. Daß dasselbe binnen 3 Jahren 5 Auflagen erlebt hat, ist sehr erfreulich. —

Diese Auflagenzahl wird ein anderes, ebenfalls von Frauenhand geschriebenes Buch nicht erleben: *Elia das Judentum*. Ein Zeitroman von Kathi von Klosterzell. (3 Bände 332, 336 u. 347 S. Berlin, J. A. Wohlgenuth [Max Herbig], 15 M.) Das Verhe an diesem Buche ist der Preis. Fünfzehn Mark! Ein derartiger Preis wirkt abschreckend. Es werden im deutschen Reich nur wenig Leser sein, welche das Loos des Verf. teilen und die Qual der Lectüre eines ebenso formell wie inhaltlich mißrothenen Romanes Hohenzollern aushalten. Wie wahr ist doch die im letzten Januarhefte (S. 65) enthaltene Bemerkung, „daß die novellistische Production oftmals vor sich geht, ohne daß die männlichen oder weiblichen Autoren irgendetwas über die grundbegrifflich elementarsten Anforderungen denkbaren, die man an ein dichterisches Kunstwerk stellen darf und muß. — Wer nicht Zeit und Ruhe hat, sein Werk in Ruhe anzuarbeiten, der mag getrost die Novellistik anderen überlassen. Deutschland wird nicht darüber zu Grunde gehen. Und ein reichschaffen gestricelter Strumpf hat auch seinen Wert!“ — Wie oft hat Meserent an den Strumpf im eigentlichen, wie im tropischen Sinne denken müssen bei „der Elia.“ Die siebzehnjährige Elia hat ganz spät erfahren, daß ihre Eltern Juden sind. Von früher Jugend an hat sie in Schule und Kirche den christlichen Glauben kennen gelernt und der Sehnsucht sich taufen zu lassen nur darum widerstanden, weil der brave Vater ihr vor seinem Tode strenge anbefohlen hatte, Jüdin zu bleiben. Ein Judenmissionar Namens Schlotter wagt nicht das väterliche Verbot anzutasten. Auch ein Berliner Consistorialrat wagt es nicht, seiner Schülerin Elia zu sagen, daß sie sich wüßte taufen lassen. Dem braven Vater steht der Großvater mütterlicherseits gegenüber. Dieser ist ein Wucherer, Gauner und Betrüger, der u. a. die Gutsbesitzersfamilie Wittichinsky zu Grunde zu richten beabsichtigt ist. Ein Sohn dieser Familie, Leonhardt, der mit dem alten Halbabschneider „Jacharias“ schon hart aneinandergeraten war, verlobt sich mit dem blonden, frommen, wunderhübschen „Judentum“ Elia, sagt aber davon seinen Eltern ebensowenig, wie die Braut ihrer Mutter und dem Großvater von der Verlobung etwas mittheilt. Leonhardt erkrankt sich während einer langen Trennung von der Geliebten nicht im mindesten nach der Familie derselben. Auch von einem Briefwechsel ist keine Rede. Auf einem Neujahrsball sehen sich die Brautleute auf einige Stunden wieder. Da Elia auch jetzt noch kein Wort davon sagt, daß ihr Großvater der Verbrecher an der Familie des Bräutigams ist, so tritt eine zweite längere Trennung ein, welche ebensowenig als die erste durch einen Briefwechsel

gemildert wird. In Berlin hat Elia ihre kranke Mutter zu pflegen. Aus einem Traume (!) derselben entnimmt sie, daß der verstorbene Vater ihr nicht mehr zürnt, wenn sie sich taufen läßt, aber die Rücklicht auf die Mutter, „Gehoriam ist die erste Pflicht“, und auf den „Scheulod“ Großvater hält sie immer noch von der Taufe zurück. Am 18. Geburtstog ist der Mutter Todestag. An diesem Tage erklärt Elia aus eigens von ihrem Vater für diesen Termin gemachten Aufzeichnungen, daß dieser ihr Vater ohne getauft worden zu sein Christum als dem Weltbeiland erkannt hat, daß seine Mutter eine fromme Christin war, welche die Töchter christlich und die Söhne jüdisch erziehen ließ, und daß Elia selbst bald nach ihrer Geburt aus Versehen des Arztes und der Wärterin (!) während der Abwesenheit des seinen Geschäften nachgehenden Vaters die Kottause erhalten hat! Weber der Art nach die Wärterin haben daran gedacht, daß Jizab Bermann und seine Frau Juden waren! Nachdem Elia auf diese höchst seltsame Weise erfahren hat, daß die Taufe an ihr nicht mehr vollzogen werden kann, schreibt sie endlich den ersten Brief an Leonhardt, um ihm zu sagen, daß um des Großvaters willen an ihrem Namen eine Schande liege, daß er sich deshalb anderweit unter den Töchtern des Landes umsehen möge, ein Verfahren, das der alte Consistorialrat, welcher nach dem zwischen dem Großvater und seiner Enkelin erfolgten Bruch mit seiner Schülerin in einem Hause wohnt, mit Recht mißbilligt. Eine zeitlang beabsichtigt Elia Diakonissa zu werden, dann hat sie aber doch ein Einsehen und wird die Frau des Leonhardt von Antirichinsky. — Was die Verf. in drei starken Bänden erzählt, läßt sich ganz gut in drei Capiteln abthun. Daraus läßt sich abnehmen, daß die Geschichte gar nicht von der Stelle rückt, was um so auffallender sich bemerkt macht, als die Gespräche, Rauberrien, Monologe, Reflexionen, Liebesversicherungen in phrasenreicher Gestalt die Seiten füllen; nicht selten in Jamben! Von psychologischer Begründung findet sich nicht die Spur. Von der Zeichnung bestimmter Charaktere hat die Verf. keine Ahnung. Berliner Durchschnittsbildung christlicher, respektive jüdischer Frauen, matte Gefühlshegiererei bei Blumen, lebenden Bildern und beim Tanz, äble Anfälle auf die römische Kirche, bei inconsequenter Ignorierung der für einen „Zeitroman“ sich eignenden Judenfrage, das ist der Hauptinhalt dieses enorm langweiligen Opus, das obenrein in formaler Hinsicht den Leser fortwährend an ein verdorrenes Judenbüchlein erinnert und eine Misachtung der Dikseitswürter einerseits, wie eine übertriebene Pflege des Particips praes. act. anderrerseits auf jeder Seite zu erkennen gibt. „Elia das Judentum“ hat als Beitrag zur Geschichte der Romanfabrication einen gewissen Wert — als „Zeichen der Zeit“, — sonst ist das Ganze ohne alle Bedeutung und darum wert, alsbald der Vergessenheit anheimzufallen. — C. R.

##### 5. Litterargeschichtliches.

— Faust und das christliche Volksbewußtsein. Von Max Bergedorf. (Tresden, R. v. Gruntham, 1881. 66 S. Pr. 1,60.) — Ein tüchtiger kleiner Beitrag zur Faust-Litteratur,

dessen Grundgedanken uns äußerst sympathisch sind. In schärfer und fester Weise setzt Verf. die Unvereinbarkeit der faustischen und der christlichen Weltanschauung aneinander und deckt die widerspruchsvolle Lösung des Dramas auf, die den natürlichen Menschen — Faust ist eben nicht ein Mensch, sondern der Mensch — selig werden läßt. Freilich scheint uns Verf. doch in manchen Dingen erheblich über das Ziel hinaus zu schießen. Wenn er p. 62 sagt, es ziehe sich als roter Faden durch das Drama „die nicht offen bekannte, aber offenkundig betätigte Feindschaft gegen das Christentum“, so halten wir doch die subjective Abfichtlichkeit des Dichters für ausgeschlossen und wollen nur an die wunderbare Wirkung der Obergötter erinnern, die den Selbstmörder retten. Der objectiv Dichter nahm eben in seiner Empfänglichkeit gleicherweise christliche und antichristliche Eindrücke in sich auf und reflektierte dieselben in seinen Dichtungen, leider ohne jemals zu einem festen und klaren Standpunkt durchzubringen. „Faust“ kann also nur erklart werden aus der Zeit, in der er geschrieben wurde, diese Zeit war aber viel mehr die des sog. „edlen Nationalismus“, welcher Gottesreich und Welt verlobnen wollte, als offener Feindschaft. Die Ausgleichsbestrebungen treten in „Faust“ deutlich am Schluß des zweiten Teils zu Tage, wo die rettungslos vertorene Seele dennoch getreuet, aber für die Schwäche des dichterischen Standpunkts bezeichnend genug, in einer unwürdigen und widerlichen Scene „entwundet“ und „wergespaht“ wird. Unsere Zeit ist eine ganz andere geworden und daher halten wir auch den Satz der Einleitung, Goethes Faust beherrsche „die geistigen und ethischen Anschauungen seiner, unserer Zeit“, insofern für ansehbar, als es nicht angeht die Zeiten gleich zu setzen: die faustische Zeit wollte aus eigener Kraft selig werden, unsere Zeit will aber überhaupt nicht selig werden. Bestimmens und Nihilismus wollen überhaupt nichts.

D. v. O.

— Wir werden ersucht das Folgende aufzunehmen: Im Aprilheft der „Conservativen Monatschrift“ hat Robert König „deutsches Frauenleben im deutschen Liebe“ eine zwar kurze, aber um so schärfere Beurteilung und Verurteilung erfahren. Gewiß kann, wo es sich um Abichgung von Anthologien handelt, niemandem das Recht bestritten werden, der Subjectivität des Sammlers seine eigene Subjectivität entgegenzusetzen und diese zum Maßstab der Beurteilung zu machen. So wird man mit dem Recensenten nicht darüber rechten dürfen, ob die von ihm getadelten „Ergüsse über das Rüssen“, die sich übrigens auf zwei Lieder von C. v. Hedwig und Sageborn beschränken, wirklich „nicht ganz unbedeutlich“ seien. Das ist in diesem Falle durchaus Gesammtdache. Wir denken anders. Wenn aber in der Verurteilung von „massenhaft ausgehäuten Künne- und Liebesliedern“ die Rede ist, so widerspricht das einfach den thatsächlichen Verhältnissen. Wenn unter laß (1) auf das deutsche Frauenleben bezüglichen Liedern sich drei bis vier Tausend Liebeslieder finden, so ist das nicht „massenhafte Aufhäufung“, sondern ein sehr niedriger Procentatz in einer Sammlung solcher Gattung. Und sind denn Liebeslieder an sich verwerflich und aus der Poesie der Jungfrau auszuscheiden? Schwermlich wird der Recensent

selbst diese Frage mit Ja beantworten. Indes selbst wenn keine Auslassungen begründet wären, so würde ihm doch daraus noch nicht das Recht erwachsen, mit den ihm unbehaglichen Stellen das Ganze zu verwerfen. Wir betreten das entscheidende und zweifeln nicht, daß die Leser des trefflichen Buches, in welchem mit feinsinniger Taste das Herrliche gemammt ist, was unsere Dichter alter und neuer Zeit über die deutsche Frau und Jungfrau gesungen, diesem Urteile beistimmen werden.

Leipzig, April 1882.

Lic. theol. Victor Schulze.

Dazu schreibt unser Recensent: „Dem literarhistorischen Wert der König'schen Anthologie bin ich nicht zu nahe getreten, wenn ich auch ein so uneingeschränktes Lob, wie die mir vorgelegte Antikritik, nicht erteilt habe; das Buch mit Wärme zu empfehlen bin ich auch jetzt nicht im Stande. Wenn gejaht wird, es widerspreche den thatsächlichen Verhältnissen, daß die Künne- und Liebeslieder „massenhaft“ gehäuft seien, so will ich gerne das „massenhaft“ preisgeben, bemerke aber, daß schon im Inhaltsverzeichnis für das ganz specielle Capitel „Liebeslust und Leid“ eine Länge von 64 Seiten angegeben wird. Dazu kommen eine Fülle von Dichtungen aller Art, die durch alle Kapitel des Buches verstreut sind und deren vorwichtiges Motiv ebenfalls die Liebe ist. Z. B. p. 16 „Araya und die Liebesgöttinnen“, p. 17 „Eprüche der Eda über Frauenliebe“, p. 18 „Wesion“, p. 21 „Gudrun bei Sigurds Leide“, p. 28 „Kriemhilds Traun und Gelübde“ und so weiter das ganze Buch hindurch. — Daß Liebeslieder „an sich verwerflich“ wären, habe ich nirgends behauptet und handelt es sich darum nicht: die Frage ist: ob grade den deutschen Jungfrauen zur „bekaulichen Einkehr“ eine Anthologie wie die obige bedingungslos empfohlen werden soll oder nicht. — Was zweitens die „nicht ganz unbedeutlichen“ Ergüsse über das Rüssen betrifft, so mögen dem Leser die Schlussverle des incriminierten Liebes mitgeteilt werden:

Er hat mich geküßt!  
 Er küßt er nur den Mund allein,  
 Sollt ich ja gerne fröhlich sein.  
 Sein Kuß bis in das Herz mir drang,  
 Das ruft mir nun heraus so bang:  
 Er hat mich geküßt!  
 Er hat mich geküßt!  
 O ging ich jezt zum Himmel ein!  
 O dürft' ich dort sein Engel sein,  
 Und dürft' ihn schäpen vor Gefahr!  
 Wie selig dächt' ich immerdar:  
 Er hat mich geküßt!

Ich glaube Spatz verstehen zu können und will gewiß nicht in überhättlicher Bräuerie dem verliebten Dichter aus seinen Verien ein Verbrechen machen. Aber in einer besonders sorgfältig ausgewählten Anthologie für Jungfrauen scheint mir die mitgeteilte überschneugliche Preisung sinnlicher Küßerei, die sich nicht nur auf „den Mund allein“ beschränkt und ihre Verquickung mit transcendentern Dingen mindestens überflüssig. Man denke sich eine Schar von fröhlichen „Bodischen“ in einer Pension über des Lieb geheigt — würde das Resultat „bekauliche Einkehr“ sein?

## 6. Theologisches.

— Segger, Rudolf, P. in Urbach. Wer hat die Wahrheit, Rom oder Wittenberg? Ein Wort der Verständigung gegen Evers Buch „Katholisch oder protestantisch.“ (Leipzig, J. C. Hinrichs, 36 S. M. — 50.) — Der Verf. weist nach, daß der römisch genoebore Evers sowohl in der Dogmatik als in der Kirchengeschichte, speciell in der Reformationgeschichte recht geringe Kenntnisse besitzt, daß insbesondere das Unternehmen, Luther zum unredlichen, unmäßigen und unfeindlichen Mann zu machen, ein gründlich verfehltes ist. Hier und da geht der Verf. zu weit, z. B. wenn er der römischen Kirche vorwirft, daß sie das Lesen von Bibelübersetzungen, die nicht von der Kirche gebilligt sind, schlechthin verbiete oder daß die Römischen darum nicht sollen in der Bibel lesen dürfen, weil das Volk abgehalten werden solle, die Lehre der Kirche selbständig zu prüfen. Hier und da hätte auch ein milderer Ausdruck gewählt werden können z. B. an der Stelle des Wortes „schamlos“ S. 26. — Dem Verf. mag an der Hand der Erfahrung die Veröffentlichung dieser Broschüre nötig erschienen sein; ersterer Tugend erhalten den Eindruck, daß es kaum der Mühe wert war, so kleine Angriffe, wie sie Evers gegen Luther zu Papier gebracht hat, ernstlich abzuwehren. C. K.

— Der Psalmenbund und sein erster Kalender. Seit mehr als zwanzig Jahren schon besteht in Deutschland unter dem Namen „Psalmenbund“ eine interconcessionelle Gebetsvereinigung, welche sich regelmäßiges Lesen der Psalmen nach einer festgesetzten Reihenfolge zur Aufgabe setzt. Die Glieder dieses aus Evangelischen wie Katholischen bestehenden Bundes kennen sich untereinander nicht, oder doch nur ausnahmsweise, meist wissen sie nicht einmal von ihrem Dasein, es handelt sich in der That nur um eine rein geistige und geistliche Verbindung, da es an allen äußeren Organen fehlt. Weber gibt es Vorkände noch Mitgliedsbeiträge, die einzige Leistung ist das Gebet. Durch den bei T. Kuttler in Augsburg erschienenen „Psalmenbunds-Kalender“ hat sich der Bund nur sein erstes und jedenfalls einziges äußeres Band geschaffen; dieser, wie alles, was der Kuttlersche Verlag bietet, reichend ausgestattete kleine Kalender (Preis 10 Pf.) soll das gleichzeitige Lesen der Psalmen vermitteln und dazu helfen, zufällig entstehende Parteien in dieser Hinsicht zurechtzuweisen. Möge er ohne Vorurteile angenommen werden. Hier wie in dem ganzen Psalmenbunde steckt keine „Tendenz“, es sei denn die, dem Herrn in seiner Gemeinlichkeit zu dienen, welche von jeder als der beste Segen echten Christenlebens empfunden worden ist. II. S.

— Die menschliche Seele in Sterben. Vortrag von A. Pichtenstein, Pastor. (Wormen, Klein. Fr. 75 Pf.) — Eine gedankenreiche tüchtige Arbeit, die niemand ohne Anregung lesen wird.

## 7. Prachtwerke.

— Ein Prachtwerk erscheint gegenwärtig bei H. Schmidt und E. Wüthler in Leipzig: Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der wahren Stadt und der Campagna von Dr. Rud. Kleinpaul. — Von den 368 Illustrationen sind in den vorliegenden acht ersten Lieferungen circa

50 erschienen, man kann danach berechnen, wie viel Lieferungen etwa noch ausstehen. Die Lieferung kostet 1 Mark. Ueber das ganze Werk ist ein Urteil noch nicht möglich, aber die Illustrationen sind vorzüglich und der Text scheint ganz verständlich und ebenso eingehend als klar.

— Ein anderes Prachtwerk erscheint in 25 Lieferungen à 2 M. bei Friedr. Brudmann in München: Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland von Dr. H. Graf Stillsried-Aleantara und Prof. Dr. Bernhard Kugler. Illustriert von den ersten deutschen Künstlern. Es verpricht eine vollständige Geschichte der Hohenzollern zu geben, und man kann nach den beteiligten Namen und der ganzen Anlage des Unternehmens auf etwas wirklich Vollenndetes schließen. Einige der vorliegenden Bilder sind vorzüglich.

— Bei H. J. Weinbiger in Berlin ist erschienen ein lebensgroßes Bild von Luther (auch von Melancthon), 47 u. 63 Cent. hoch und breit; nach Lucas Kranach in Cronon-Manier lithographiert von Heine. Fr. à 3 M. Es ist ein recht gutes Bild und bildet einen hübschen Schmuck für öffentliche Localitäten (Vereinshaus, Schule &c.) als für das Haus.

— Lob eines tugendhaften Weibes. Spr. Salomonis XXXI, 1. 10–31. Zwanzig Zeichnungen von Sophie Linde. Holzschmittausgabe in elegantem Einband. Photographische Ausgabe in ff. Kaliko-Papp. (Gotha, F. A. Perthes, 1882. Preis: Holzschmittausg. 6 M.; photogr. Ausg. 24 M.) — Es war ein glücklicher Gedanke, nach Anleitung der Sprüche Salomonis XXXI, 1. 10–31, das Wirken und Walten eines frommen und tugendreichen Frauenlebens in einer Reihe von Bildern zu behandeln und zum Herzen reden zu lassen. Wenn das Werk bereits sechs Auflagen erlebt hat, so muß der Bewußt, den es gefunden, in der That auf die Innigkeit und Gemütsstärke der Zeichnerin zurückgeführt werden, der poetische Auffassung und ein sinniger Blick in das Kleinleben der Häuslichkeit, die uns in altdeutschem Gewande entgegentritt, offenbar zu Gebot steht. In welchem Sinne werden wir an Ludwig Richter erinnert. Aber freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die Figuren nicht immer mit hinreichender Correctheit gezeichnet sind, und auch die Perspektive bisweilen bedenklich Not leidet. Vielleicht stellt sich der begabte Verleger in künftigen Publicationen ein schülgeraderer Stift ansehnend zur Verfügung — die Focie der Composition würde nicht darunter zu leiden brauchen.

## 8. Pädagogisches.

— Pflücker, Pädagogische Psychologie. Ein Versuch. (Hüterloh, Bertelsmann, 1880.) Fr. 6 M. — Es ist dies ein sehr verdienstliches und wertvolles Werk. Gegenüber den Anschauungen der Herbart'schen und Feneke'schen Psychologie, „die einmal uns andere in fast wörtlich gleicher, unveränderter Gestalt wiederholt werden, gleich als wäre dagegen noch nie etwas Stichhaltiges vorgebracht worden und überhaupt nichts Anders und Neues vorhanden“, macht der Verf. die psychologischen Anschauungen anderer, ausgezeichneter neuerer Psychologen und Pädagogen (Lowe, Urici, F. D. Fichte u. s. w., denen auch Hes. in

seiner philosophischen Richtung näher steht als den Herbartianern und Penelianern, geltend und giebt in einer großen Fülle von ausführenden Citaten die Aussprüche dieser Männer selbst neben seinen eigenen vielfach als richtig und tüchtig zu bezeichnenden Ausführungen, zur Bekätigung und Ergänzung. Auch die Mitteilung dieser Citate erscheint als eine sehr dankenswerte Arbeit und Gabe. Wir halten demnach dafür, daß ein fleißiges und eingehendes Studium dieses Wertes begabten und strebsamen Lehrern (vielleicht in Kränzchen oder Conferenzen) ebenso wohl möglich als nützlich, namentlich für die tiefere Begründung und klare Erweiterung ihrer pädagogischen Erkenntnis und Thätigkeit förderlich sein wird. Ohne Zweifel enthält die heilige Schrift eine reiche Fülle von psychologischen Gesichtspunkten, ohne Zweifel bieten ihre Erzählungen, ihre lehrhaften Ausführungen, ja auch ihre Dichtungen vielfach Anlaß auf psychologische Voraussetzungen zurückzugehen und zu pädagogischen Folgerungen fortzuschreiten. Es ist auch zweifellos, daß derartige eingehendere psychologische Erörterungen an sich wie in ihrer Anwendung auf die Pädagogik dem Verständnis sehr vieler Lehrer fremd sind. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß solche Studien unnütz wären, vielleicht wohl gar von dem fleißigen und heilsüchtigeren Gebrauch der heiligen Schrift ablenken. Im Gegenteil, nur auf dem Grunde einer einigermaßen gereinigten psychologischen Einsicht auf evangelischem Grunde wird es möglich sein, die psychologischen Erkenntnis-momente, welche in den Thatsachen, Lehren und Liedern der heiligen Schrift enthalten sind, richtig zu entwickeln und anzuwenden. Uebrigens hat ja solche psychologische Einsicht keineswegs allein für die Erziehung des Kindes eine Bedeutung, sondern auch eine solche, wir möchten behaupten eine noch größere, für die methodische Behandlung des Unterrichts, wenigstens bei denjenigen Lehrern, die überhaupt das Bedürfnis haben, pädagogischen Fragen denkend tiefer auf den Grund zu gehen. Was es immerhin zugestanden werden müßte, daß die praktische Anwendung der gewonnenen psychologischen Erkenntnisse auch in den Lehrbüchern der Pädagogik, auch in der Theorie und Praxis der Erziehung und des Unterrichts noch recht mangelhaft ist und noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, so wird doch andererseits auch behauptet werden dürfen, daß eine eingehende Beschäftigung mit psychologischen Fragen schon an sich das Verständnis für pädagogische Fragen schärft und zu einem gewissen Laik verhilft für die Behandlung der letzteren, der immerhin von Vorteil ist, auch wo noch die klare Einsicht in die bewußte Verwertung fehlt. Und zu solcher tieferen Einführung in die pädagogische Psychologie eignet sich Hiltner's Wert in vorzüglicher Weise. Allerdings wollen wir — abgesehen von einer verschiedenen Auffassung in einzelnen Punkten, die hier nicht dargelegt und erörtert werden kann — nicht verhehlen, daß wir mit der methodischen Anlage des Buches nicht einverstanden sind. Hiltner sagt S. 6: „Es ist eine zweifache Art der Behandlung möglich. Die erste Möglichkeit wäre die, daß man die sachlich-begriffliche Anordnung der gewöhnlichen Psychologie beibehält und nur je innerhalb der einzelnen psychologischen Erscheinungen ihr Werden und ihre Entwicklung von

den ersten Anfängen an bis zu einem bestimmten abschließenden Punkte verfolgt. Statt dieser sachlich-begrifflichen Anordnung läßt sich aber auch eine sozusagen biographisch-chronologische Anordnung zu Grunde legen, bei welcher die verschiedenen der erzieherischen Einwirkung unterliegenden Altersstufen in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und Entwidlung besprochen und dabei die einzelnen zeitlichen Erscheinungen je an den Punkten eingereiht werden, an denen sie entweder zuerst auftreten, oder doch zuerst eine wirkliche Bedeutung gewinnen. Die letztere Art der Behandlung ist vielleicht weniger wissenschaftlich als die erstere, aber sie ist praktischer und schließt sich mehr der unmittelbaren Wirklichkeit an. Wir ziehen sie daher für unsere wesentlich praktischen Zwecke dienende Darstellung vor, indem wir die drei Hauptstufen des Sänglingsalters, des Kindesalters und des schulpflichtigen Knaben- und Mädchenalters unterscheiden und nach diesen untern getamten Stoff gliedern“. Wir halten, wie gesagt, diese Gliederung nicht für glücklich, und zwar keineswegs aus wissenschaftlichem, sondern aus recht eigentlich praktischem Grund, da es bei derselben nach unserer Meinung zu keiner klaren Gesamtanschauung über das Verhältnis der einzelnen Seelenvermögen in ihren mannigfachen Verzweigungen kommt. Auch die Begründung, „daß diese Art der Behandlung sich mehr der unmittelbaren Wirklichkeit anschließe“, ist nicht zureichend, da ja die auf Grund der früher entwickelten später sich entwickelnden Seelenvermögen die früheren nicht etwa aufheben, sondern mit ihnen fortbestehen und fort und fort aus ihnen Nahrung und Kraft ziehen. Auch im höchst entwickelten Geist wird die Reib der Denkfaste immer die bleiben: Wahrnehmung, Anschauung, Vorstellung, verstandesmäßige Verarbeitung in Begriff, Urteil und Schluß, endlich Auffassung mit der Vernunft; auch wird eine zerfallende Darlegung dieser einzelnen Stufen des Denkvermögens wie der übrigen Seelenvermögen von jungen Leuten, wie unsere Seminare sie haben, durchaus erfahrungsmäßig verstanden werden können. Höherere Gliederung läßt es aber u. E. weder zu einer vollständigen Würdigung der Seelenvermögen, noch zu einer befriedigenden zusammenfassenden Uebersicht derselben kommen. Wird doch auch in der Botanik der Bau und das Leben der Pflanze, in der Zoologie und Anthropologie der Bau und das Leben des tierischen und menschlichen Leibes, die Anatomie und Physiologie viel eher Verständnis finden, wenn die Beschreibung des entwickelten Organismus, als wenn eine solche der verschiedenen Entwicklungsstufen im Wachstum derselben gegeben wird. Denn diese Stufen finden ja eben ihr Ziel und können in ihrer Bedeutung erst erkannt werden am entwickelten Organismus. Was ist aber die Psychologie anderes als — sozusagen — eine Anatomie und Physiologie der menschlichen Seele? Geht nicht die Ähnlichkeit darin soweit, daß wie am menschlichen Körper s. B. auf früheren Entwicklungsstufen einzelne Teile eine unverhältnismäßige Größe haben, so auch einzelne Seelenkräfte s. B. die Phantasie in einem bestimmten Lebensalter übermächtig sind. Auch man da nicht erst das normale Verhältnis der Körperteile wie der Seelenvermögen in ihrer relativ abgeschlossenen

Entwicklung erkannt haben, ehe man die vorübergehenden Abweichungen der Durchgangsstadien verstehen kann? Als Schlüsselbegriff einer pädagogischen Psychologie ist dann allerdings eine Darlegung der geistigen Entwicklungsstufen des Menschen durch die drei oder vier Jugendalter (Säugling, Kind, Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau, notwendig. — Diese eingehendere Darlegung unseres abweichenden Standpunktes schieu uns nötig, weil die Verschiedenheit der methodischen Behandlung auf diesem Gebiet von sehr wesentlichem Einfluß ist auf das Verständnis und die Verwertung der gewonnenen psychologischen Erkenntnisse.

Das an dieses größere Werk sich anschließende Buchlein desselben Verfassers: „Grundlinien der pädagogischen Psychologie. Ein Leitfaben zunächst für den Gebrauch des Schullehrerseminars“ hat im Februarheft dieser Zeitschrift S. 152 eine unaufrichtige Besprechung erfahren. Der inzwischen verstorbene Verf. desselben würde vielleicht etwas anders geurteilt haben, wenn er das größere Werk gekannt hätte. Indessen wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß der Gebrauch dieses Leitfabens nicht nur, was sich von selbst versteht, eine sehr eingehende und verständnisvolle Durcharbeitung des größeren Werks von seiten des Lehrers fordert, sondern auch die Eigenartigkeit des Standpunkts und der Tendenz seines Verf. so scharf anprägt, daß er wohl nur von wenigen Lehrern der pädagogischen Psychologie gern dem Unterricht zu Grunde gelegt werden dürfte. Ref. wenigstens, wenn er wählen müßte, würde lieber das größere Werk als den „Leitfaben“ seinem Unterrichte zu Grunde legen; und müßte er nach dem Leitfaben unterrichten, so würde er glauben, sehr Aufassung, sowie gründliches und klares Verständnis der gewonnenen Unterrichtsergebnisse bei den Jünglingen nur zu finden, wenn diese privatim das größere Werk zur Reiteration benutzen; denn von der bloßen mündlichen Entwicklung behalten sie unmöglich so viel, als zur verständnisvollen Wiederholung notwendig ist. Für viele — (die Jünglinge mittlerer und schwächerer Begabung) liegt die Gefahr mechanischer Einprägung der nach der Tiefe ihres Gehirnsgehaltes ungenügend aufgelassenen Sätze des Leitfabens sehr nahe und ist für sie um so gefährlicher, je abstrakter die Fassung einer Anzahl von Sätzen ist und je weniger der Sachbau die Auffassung derselben erleichtert. Dazu dürfte der Leitfaben auch eine Darlegung und Begründung etwa abweichender Begriffsbestimmungen und Auffassungen (und an solchen wird es nicht fehlen) nur schwer gestatten. Inbes teilt ja dieser Leitfaben diese Eigentümlichkeit, wenn man will diesen Mangel, mehr oder weniger mit allen Leitfaben, namentlich mit denen philosophischen Inhalts.

G. II.

## 9. Verschiedenes.

-- Zeitfragen des christlichen Volkslebens. (Heidronn, Henninger.) (Heft 43; Band VII Heft 3: Der Kampf um Christum ein Zeuge für Christum. Von F. Neumann, Harer in Langenberg. — Der Kampf um Christum, der durch die Jahrhunderte geht, wird hier in geist- und gemüthvoller Weise zu dem einleuchtenden Beweise verarbeitet, daß eben in der Person Christi etwas Einzigartiges, Uebermenschliches, Göttliches

vorhanden gewesen sein müsse, da sonst ein solcher Geistesstempel nie dieselbe gar nicht möglich wäre. Es sind Grundgedanken des Johannesevangeliums, die uns hier in modern geschichtlicher Anwendung sympathisch entgegenreten. (Heft 44) Band VII Heft 4: Richard Wagners Ring des Nibelungen und Parsifal. Von Lic. Dr. Gustav Fortig. — Wer irgend durch Wagnerische Musik unsympathisch berührt worden ist, ohne zu ihrer Verurteilung den gültigen Rechtsmittel zu kennen, der findet ihn in dieser verdienstvollen Abhandlung mit aller möglichsten Vollständigkeit angeben. Wagner will in der Musik erst die Religion, das wahre Christentum als erlösende Macht zur Bollendung bringen, indem er sie zur Darstellung des pantheistischen Pessimismus Schopenhauers, insbesondere seiner Philosophie der Erlösung durch die heilige Liebe, das Mitleid, mißbraucht. In welch armenlicher und zugleich verächtlicher Weise da ein facher Nationalismus und ein katholischer Aberglaube als Surrogate für die christliche Wahrheit dargeboten werden, das wird in der Schrift, bei aller Anerkennung der Genialität Wagners, mit schonungsloser Schärfe bloßgelegt.

— Geschichte der griechischen Plastik von J. Overbeck. 3. Auflage. 3. u. 4. Halbband. Preis M. 16. —; complet R. 32. — (Leipzig, J. C. Hinrichs 1882.) — Mit gerechter Freude haben wir hier früher den ersten Band dieses ungemein reichigen Werkes besprochen. Wir haben damals eine vollständige Uebersicht über Material und Behandlung gegeben. Der zweite Band, — gleichwertig an Reichtum des Inhaltes, an Sorgfalt in kritischer Auseinandersetzung, Maß in Conjecturen und an gehaltener Darstellung des Stoffes — beginnt mit der zweiten Hälfte der Kunst. Es ist die Periode, welche zwischen dem peloponnesischen Kriege und dem Eintritt der macedonischen Oberherrschaft liegt. Der Verf. bezeichnet diese Periode als diejenige der Entwicklung, der Befreiung des Individuellen im griechischen Menschen. Die Subjectivität tritt vor, die streng gemeßene Form tritt zurück, und damit tritt die Größe der alten Einfachheit und jener feierlichen Klasse zurück, welche immer eine fröhlichere Kulturstufe bezeichnen. Aber immerhin zeigt auch diese Stufe bedeutenden Reichtum. Sie hat Stupas und Praxiteles. Ihre Arbeiten werden eingehend besprochen. — Ed. die dem Tempel des Apollon Sounion entstammende Kriob-Gruppe Werk des Stupas oder Praxiteles sei, diese Untersuchung beschäftigt den Verf. in einer eignen und umfangreichen Abhandlung. Das folgende Kapitel, welches die Bildwerke des Mausoleum beschreibt, möchte zu den anziehendsten des Buchs gehören. Elysios Leben und Werke werden eingehend besprochen, wie die seiner Nachfolger. Es folgt endlich die Kunst in Theben. Vom allgemeinsten Interesse sind Rückblick und Schlußwort. Worin liegt der Grund, daß die alte Gold-Edelstein-Bildnerei hinter den Marmor zurücktrat? Der Grund liegt darin, daß der Geist der monumental-religiösen Kunst gemüthlich war, der Geist edelbarer Idealität, der die Gottheit in olympischer Herrlichkeit über alles Menschliche erhaben darstellte, und darum ein entsprechendes Mittel wählte. Die jüngere Zeit bildete lieber die menschenähnlichen, dem Menschlichen zugeneigten

und verwandten Gottheiten. Sie stieg vom Kolossal zu den menschlichen Massen, und deshalb vom olympischen Schimmer des Goldes und Eisenbleins zu dem Material herab, welches die Götter menschlich erscheinen läßt. — Hier haben wir den in der Kunstgeschichte jedes Volkes sich wiederholenden Gang von strenger und monumentaler Startheit und Einheit zu lebendiger Gliederung.

R.  
— Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des parlamentarischen Kriegs. Zeitgeschichtliche Spaziergänge von Dr. Wolfgang Frank. 2. Aufl. 240 S. Fr. 3fl. 3. (Leipzig. Fr. Thiel. 1882.) — Ein glatt geschriebenes und elegant angelegtes Buch, das man schnell wegliest, aber das sich aber laum viel sagen läßt. Es ist leichte Waare — eine Zusammenstellung von Auszügen aus Zeitungen, Wöchtern, Parlamentsberichten und anderen leicht zugänglichen Quellen zunächst in mehreren Kapiteln über den Fürsten Bismarck, dann weiter über dessen Gegner Richter, Schulz-Delitzsch, Hänel, Träger, Lasler, Vebel, Viehnecht, Schorlemer, Windthorst und viele andere. Besonders intime Quellen haben aber dem Verfasser nirgends zu Gebote gestanden, so daß, wer sich überhaupt mit Politik beschäftigt hat, wenig Neues finden wird. Daß die behandelten Personen fast durchweg selbstredend und schreibend aufzutreten, ist noch ein Vorzug, unsonst als Liberalismus und Humanismus des Verfassers politisch und religiösen Standpunkt bilden und seine jesuitischen Uebergänge, Bemerkungen und Urtheile stark beeinflussen. Einzelnen liberalen Abgeordneten wird eine übertriebene, und abgesehen vom Parteistandpunkt, ihren Fähigkeiten durchaus nicht entsprechende Anerkennung gezollt.

D. v. O.  
— Streifzüge durch die Natur. Vopnärwissenschaftliche Schilderungen von Dr. W. Hef, Prof. an der technischen Hochschule in Hannover. 284 S. Fr. 3fl. 2.50. (Hannover, Weichert.) — Der Inhalt entspricht nicht ganz dem Titel. Nach diesem vermutet man naturhistorische Bilder. Und in der That erhalten wir höchst anmutige und farbenreiche Darstellungen aus Pflanzen- und Tierleben, die uns, jene an Schleiden, diese an Martins, erinnern. Das „Tierleben im Spätherbst“, die „Vogelwelt auf Vorkum“, die „Tier- und Pflanzenwelt der Wälder“ — es sind anmutende und fesselnde Erörterungen, sowie die Plaudereien über das Brot und die Kartoffel zwecklos und lässig sein werden. Skizzen indeß, wie „das Kloster Hildesheim“ und „Derzberg“ sind für Vorkenntnisse und Sagenkunde bearbeitet und gehören überhaupt nicht in diese Sammlung, und unter diesen Titel, so ansprechend sie an sich sein mögen. — Inbes wird doch das Buch seine Freunde finden und eignet sich für Volksbibliotheken und Fortbildungsvereine vortrefflich. — R.

— Zur neuern Geschichte des Dombanes in Köln. Von Dr. Aug. Reichensperger. 65 S. M. 1. (Köln, Bachem 1881.) Der verdienstvolle Verfasser schildert hier über Unbilde sein Herz aus, welche dem Werke, dem er hingebend so

lange diente, von vielen Seiten insofern zu Teil ward, als man dem Sinn, in dem es von ihm gedacht ist, die ihm nötig scheinende Weite der Berechtigung nicht zuerkennen wollte. Der Verf. betont das kirchliche, die Gegner das säkularistische und nationale Interesse am Ausbau des Domes, und diese Gegenätze reiben einander liberal und auch hier. Der Verf. führt viele von protestantischer Seite gefallene leichtfertige, sehr unüberlegte, der römischen Kirche allerdings feindliche Bemerkungen an. Sie enthalten Ueberreibungen und auch Unrecht. Dies räumen wir ihm willig ein. Dagegen möchten wir Verf. erluchen, nachsichtig im Auge zu behalten, daß die offizielle Vertretung seiner Kirche durch monatliche Invektiven systematisch alle Menschen reizt, welche für Religionsfreiheit und Menschenwürde irgend ein Gefühl haben. Als Verf. schrieb, mußte er sich doch des neuesten, eben erschienenen Rundschreibens Leo's XIII. erinnern. Und schon die Erinnerung an die Encyclika vom 8. Dezember 1864, welche uns Protestanten förmlich über die Künste springen läßt und für vogelfrei erklärt, mußte ihn ermahnen — weniger reibar zu sein. R.

### „Waken lords and ladys gay!“

Von Walter Scott.

Auf, wacht auf, Ihr Herrn und Damen!  
Auf, in Sanct Hubertus' Namen!  
Auf den Bergen graut der Tag,  
Herrn und Damen, werdet wach!  
Herde kampfem, Hörner klingem,  
Fatten pfeifen, Hunde springem,  
Lustig, lustig, all zu Haus:  
Herrn und Damen, auf, wacht auf!

Auf, wacht auf, Ihr Herrn und Damen!  
Abwärts schon die Nebel famen:  
Tief im Thale dampft der Quell,  
Thau blüet auf den Wiesen hell,  
Küfer reiten schon, die kühnsten,  
Im Reider das Wild zu stellen,  
Drum klingts lustig jezt hinauf:  
Herrn und Damen, auf, wacht auf!

Auf, wacht auf, Ihr Herrn und Damen!  
Früh zum Wald den Weg wir nahmen:  
Wir erpähten schon den Hirsch,  
Alles ist bereit zur Firsch,  
Wo sein Prachtgeweih er wogte,  
Wo den Fuß zur Erd' er setzte,  
All dies spürten wir schon auf:  
Herrn und Damen, auf, wacht auf!

Auf, in Sanct Hubertus' Namen,  
Auf, wacht auf, Ihr Herrn und Damen!  
Jugend, Frohsinn, Lust und Scherz  
Rufen laut Euch wälderwärts;  
Niemand kann die Zeit belägen,  
Niemand sie im Lauf beträgen;  
Denk daran und macht Euch auf,  
Herrn und Damen, auf, wacht auf!

Uebersetzt von Dr. Ferrot.

### Druckfehler-Berichtigung.

Im Aprilheft Seite 282 Zeile 17 v. o. sind zwei unlesbare Druckfehler stehen geblieben. Statt Kronan lies Kronan und statt Steinhard lies Reinhard.

## Die verschwundene Kriegskasse.

Erzählung aus den Befreiungskriegen.

Von A. von Kotzebue.

### VI.

Es war die Nacht, welche dem Erntefest voranging, und das Städtchen Soldin schloß sanft unter dem Schuß seines Nachtwächters. Häuser und Häuschen standen ruhig in tiefen Schatten gehüllt um den großen See her, und nur über der Stadtmauer bewegten sich leise rauschend die Kronen der Maulbeerbäume. Es hatte eben 12 Uhr geschlagen, als der altväterliche Postwagen, ein Gebäude von ungeheuerlichem Umfang, schwerfällig über das Pflaster rasselte; nur ein Licht brannte noch in der Stadt, und das kam aus der Kammer des Hausknechts, welcher dem Gasthof „zur goldenen Krone“ angehörte. Der Mann sah drinnen auf einem Schemel und hatte den Kopf auf die Arme, welche vor ihm auf dem Tisch ruhten, gelegt. Er schnarchte auf eine ganz feierliche Art; aber da nun der Postwagen über das Pflaster, welches mehr einer Auswahl von seltsam geschnittenen Steinen, als einer Kunststraße glich, dahergestellt kam, fuhr er, von alter Gewohnheit erweckt, doch sogleich in die Höhe und mit den Händen durch das wirre Haar, griff auch alobald nach einer Laterne und stolperte durch den engen Thorweg hinaus, auf den in nächster Nähe gelegenen Posthof. Die meisten Reisenden, welche dem Gefährt entstiegen, waren sehr erschlafen und demgemäß ungeduldig und verdrießlich, darum verwunderte sich der Hausknecht, der mit Koffern und Taschen beladen einem einfach gekleideten Manne folgte, daß dieser mit heller Stimme ein Lied vor sich hin sang. — Es war Aribt.

Als er das Lied beendet hatte und die Schwelle des Gasthofs überschritt, wendete er sich plötzlich an den Hausknecht mit der Frage: „Habt Ihr Officiere bei Euch in Quartier?“

„Ja wohl!“ erwiderte flüsternd der Gefragte. „Wir haben einen französischen Marschall mit samt seinem Adjutanten. Sie haben schon zu Mittag bei uns gespeist und alles vom Besten gehabt, auch bis in die Nacht hinein gezechet. Morgen früh wollen sie sich auschlafen und haben befohlen, wir sollen es still im Hans halten, wie in der Kirche.“

„Und wie heißt der Marschall?“

„Brune, wenn ich recht gehört habe.“

„Brune?“ wiederholte Aribt, welcher sich ein Kämmerchen unter dem Dach zur Nachtruhe auswählte, „um den ist es mir nun ganz und gar nicht zu thun. — Sonst niemand?“ frug er noch ein Mal.

„Niemand“, war die kurze Antwort.

„Wünscht der Herr noch etwas?“ fragte gewohnheitsmäßig der Hausknecht weiter. Arndt schüttelte mit dem Kopf, schloß die Thür und streckte sich auf das harte Lager. Bald sanken ihm die müden Augenlider zu und er entschlief sanft, um von Deutschlands Erhebung zu träumen.

Seine erste Frage am andren Morgen galt wieder der Ankunft des Officiers, den er erwartete. Er war noch nicht da und Arndt gemann Zeit, in der nächsten Umgebung des Städtchens etwas umherzustrreifen. Gegen Mittag erst trat er den Heimweg an. Da ihm durchaus nichts daran gelegen war, noch einmal dem französischen Marschall, dessen Bekanntschaft er in den Wäldern Straßunds gemacht hatte, zu begegnen, spähte er vorsichtig umher, ehe er den Hof des Gebäudes betrat, an den sich ein kleiner Garten schloß. Richtig, er vernahm von dort her Stimmen und die Laute jener ihm verhassten Sprache, welche so sehr geeignet ist, die Gedanken des Menschen in ein Witzwort zu kleiden und dem tiefsten Bewegten der Seele in einer Phrase Ausdruck zu geben. Er zog sich eilig zurück, trat durch eine Nebenthür in den Gaihof, ließ sich ein Frühstück reichen und beschäftigte sich jobann auf seiner Kammer mit Briefschreiben. Häßen der Marschall und sein Begleiter geahnt, welche Briefe da oben hinter der Dachlufe angefertigt wurden, und welsch ein Mann es war, der sie schrieb, sie würden schwerlich ihren Braten mit der gleichen Gemütsruhe verzehrt haben.

Gegen 4 Uhr endlich langte Joachim v. Lindow an; ein ungeführter Schmied hatte seinem Pferde den Huf des rechten Hinterfußes vernagelt, und da es infolge dessen stark lahnte, war er nur langsam vorwärts gekommen. Er ließ seine erschöpften Tiere in den Stall ziehen und schlug Arndt, den er unter der Hausthüre angetroffen, vor, die Stunde Weges, welche sie noch von Rostin entfernt waren, miteinander zu Fuß zu machen. Zuor jedoch mußte er auch sich selbst einige Erholung gönnen; er ließ eine Flasche Wein auftragen und nötigte Arndt, der ihn von der Gegenwart der Franzosen benachrichtigt hatte, dieselbe auf seinem Zimmer mit ihm zu teilen.

„Der Herr Marschall,“ erwiderte auf sein Befragen der Hausknecht, „wird erst um 6 Uhr abfahren, er hat eine Extrapost bestellt — es geht die große Landstraße nach Güttrin zu.“

„So gebe Gott, daß er nicht auf die Idee kommt, in Rostin einen Besuch abzustatten“, bemerkte Joachim v. Lindow, „einer so unerbetenen Ueberraschung gegenüber möchte selbst die bekannteste Gastfreundschaft meines Vaters in Verlegenheit geraten.“

Vald nach 5 Uhr machten sich die beiden Wanderer auf den Weg. Es war ein wundervoller Tag, man sah über den Stoppelfeldern die Schwärme der Zugvögel sich sammeln, aber es herrschte dessen ungeachtet noch jener sommerliche Glanz vor, den man im Herbst doppelt genießt, weil man weiß, daß er nur noch kurze Zeit dauert. Die kleinen wilden Winden mit ihren zarten Kelchen und lebendigen Farben zogen sich rankend den Weg entlang, auf den Wiesen lagerten noch die letzten Deuhäusen, während auf dem Acker daneben mit gemessenem Schritt schon wieder der Pflüger gewirkt und das Erdreich in mächtigen Schollen aufgemorfen hatte.

Kein Wunder, daß die herbstliche Schönheit des Landes und der Landschaft nur um so mehr die Rede der beiden Wanderer auf den traurigen politischen Zustand Deutschlands führte, und daß das Gespräch mit Arndt um so tieferen Eindruck auf die Seele Joachims von Lindow machte, je mehr er sich der väterlichen Besinnung näherte, je besser bekannt ihm jeder Stein, jeder Baum, jede Biegung des Weges wurde.

„Sehen Sie die Kirchthurmspitze über den Stoppeln austanken? — Und hier den Stein — Klippstein nennen ihn die Leute, da sängt die Rostiner Grenze an. Willkommen, mein Arndt, auf väterlichem Grund und Boden!“

Jeder neu erscheinende Gegenstand, das Schloßdach, die Parkmauer, der See — jedes einzelne wurde mit freudigem Ausruf begrüßt. — Endlich lagen die ersten Häuser des Ortes unmittelbar vor ihnen — sie betraten die Straße.

„Das Dorf ist wie ausgestorben,“ sagte Arndt, indem er sich verwundert umblidte. „Doch was ist dort?“ unterbrach er sich, „es scheint ein Fest gefeiert zu werden.“

„Es' wird Erntefest sein,“ erwiderte Joachim, dessen Blick von den altväterischen,



mit Stroh gedeckten Häusern, von dem malerischen Brunnen und den sauberen Gehöften, die er mit Befriedigung betrachtet hatte, zum Festplatz hinüberschweifste. „Aber wie merkwürdig still es ist,“ fuhr er verwundert fort. „Ich dachte übrigens nicht, daß mein Vater sie in diesem Jahr tanzen lassen würde.“

„Gut ist's, daß sie tanzen,“ bemerkte Arndt, „gut, daß sie noch Mut und Kraft dazu in sich fühlen. Heut auf blutigem Ager, morgen auf blutigem Plan, so will es der Geist des Jahrhunderts.“

Noch ehe diese Worte beendet, kamen einige Kinder lautschreiend daher gelaufen, und so blind und toll stürmten sie, daß sie der beiden Wanderer kaum achteten, und eins derselben, an eine Baumwurzel anrennend, sich unversehens kopfüber im Sande fußelte. —

„Was giebt es denn?“ fragte Joachim lachend — und mit Erstaunen vernahmen sie die Antwort:

„Die Franzosen sind da, und sie schießen uns tot, und brennen das Dorf ab!“

„Halloh, was giebt's da! — hören Sie nur Arndt, das klingt nicht wie Erntezeit. Bei Gott, das ist Gewalt — mitten auf unsrem eignen Hof! Hierher mein Arndt! Dieser Fußweg führt hinter der alten Kirche herum, in wenigen Minuten sind wir dort.“ Und mit weitansgreifenden Schritten erreichten sie bald die dem Dorf zugelegne Seite des alten Friedhofs, setzten mit einem Sprung über die Mauer und gingen dann in Hast über die Gräber hinweg. Noch verdeckte die Kirche den Schauplay der Begebenheiten; aber als Joachim, unmittelbar gefolgt von Arndt, an der westlichen Seite hervordrang, erblickte er ein Gewirr von Menschen, und es schien ihm einen Moment als drehe sich um ihn die Welt im Kreise, als würde er irre an seinen fünf Sinnen. Was er zunächst und vor allem andren gewahrte, das war Treuliebs stattliche Gestalt, schmählich mit unzerreißbaren Striden an die Kirchenlinde gefesselt — und ihm gegenüber zehn Mann französischer Soldaten, das Gewehr bei Fuß, während die Dorfbewohner, offenbar unterbrochen bei der Feier ihres Erntefranzes, jaummernd und wehklagend sich zusammengebrängt hielten. Ganz in der Nähe des Gefesselten kniete die Anneliese, ihre Hände erhoben, im Gebet versunken. Sein Vater stand ihr zur Seite und bemerkte die Aufkommenden nicht sogleich. Erst als Joachim, dem das Blut vom Herzen zum Kopf brauste, sich mit einem Sprunge vor den Treulieb stellte und, ihn mit seinem Leibe deckend, seine Waffe heransriß, mit weithin vernehmbarer Stimme rief:

„Was geht hier vor und wer unterfängt sich hier Gewalt zu üben?“ ward Herr v. Lindow aufmerksam und fiel ihm in den Arm, indem er ihn schnell hinwegzudrängen suchte. Der französische Officier, dem bei dem Anblick einer preussischen Uniform der Kamm schwoll, trat ihm mit einigen polternden Worten entgegen. Verworren Sinns vernahm er die Anklage, und daß es sich hier in wenig Minuten um Tod und Leben handeln sollte. „Es ist nicht möglich!“ rief er, und es ward ihm zu Mute, als hätte man von seiner braunenden Seele Dämme und Wehre hinweggerissen, als könnte er den Ausrubr der empörten Brust nimmer stillen, als er den Erbfeind auf seines Vaters Hof so despotisch verfahren und den Freund seiner Jugend bedroht sah von dessen würdevoller Willkür. „Laßt mich allein mit ihm reden — wann hätte der Erich jemals die Unwahrheit gesagt!“ Und da die andren zurückgewichen waren, wandte er sich zu dem Gefangnen, von dessen Stirn der Angstschweiß perlte, und der ihn staunend mit schon halb verklärtem Blick anschaute, als sei er ein vom Himmel herabgestiegener Engel. Mühsam nur vermochte er die Worte hervorzustößen zwischen den zusammengebissenen Zähnen: „Sie sollen Dich nicht kriegen, mein Erich, und ehe sie Dich treffen, müssen sie mir erst die eigne Brust durchschießen!“

Ueber Erichs Gesicht flog es wie ein Lächeln, und leise — so leise, daß nur Joachim es vernehmen konnte, sagte er: „Ich habe nichts verraten!“

Dieser hörte wohl die Worte, doch verstand er sie nicht, so sehr tobte in ihm und überwältigte ihn die Wut und der Schrecken dieser Stunde. Seinen Absatz drückte er in den Boden unter sich, und indem er sich breit und stattlich vor dem Gefangnen

aufpflanzte, rief er dem erstaunten Franzosen zu: „Nur über meine Leiche geht der Weg zu ihm!“

„Auf einen Mann mehr oder weniger kommt es uns auch nicht an,“ erwiderte dieser, schnell gefaßt. „Des Kaisers Gewalt mit der Waffe in der Hand tragen, bringt den Tod.“

Als Herr v. Lindow seinen Sohn so unerwartet in männlichem Mut sich dem Feind entgegenstellen sah, wollte ihm das Herz vor Stolz schwellen, aber die väterliche Sorge überwog. Sollte dieser Tag zwei Opfer fordern? Unmöglich! Aber indem er noch einmal hinanwollte, um den bis zum Wahnsinn Erregten von seiner gefährlichen Stelle hinwegzubringen, fühlte er sich am Arm gefaßt — Arndt stand vor ihm — sein Gesicht war ebern, Blitze sprühten aus den stahlblauen Augen. Er wechselte einige Worte mit Herrn v. Lindow, und dann mit steigendem Schritt folgte er dem Reitknecht, welchen dieser herbeigewinkt hatte, und der eilig vor ihm nach den Ställen trabte. Wenige Augenblicke später sprengte Arndt auf rasch gefatteltem Pferd die Dorfstraße herunter, die Richtung nach Soldin einschlagend. Er hatte berechnet, daß der Marschall Brime ihn von dort aus gerade in den Weg fahren mußte; jetzt wollte er ihn anhalten, jetzt wollte er ihn erinnern an den Liebedienst, welchen ihm der Sprachmeister Altmann in den Wäldern von Stralsund geleistet. Nicht schämen wollte er sich, einen Franzmann zu bitten, ja ihn anzuflehen, mit aller Inbrunst des tief erregten Herzens. Die Not war groß, denn langsam aber stetig rückte der Zeiger auf dem Zifferblatt von Minute zu Minute vorwärts.

Herr v. Lindow hatte aber kaum mit Arndt zu reden aufgehört, als er eine andere flüsternde Stimme hinter sich vernahm.

„Erlauben der gnädige Herr,“ so hörte er jetzt, „kann es auch einen Eid lösen, wenn es einem ans Leben geht?“

Herr v. Lindow starrte dem Sprecher ins Gesicht, er war viel zu aufgeregt, um sogleich eine Antwort erteilen zu können. Der Frager, der niemand anders war, als der Trennliebche Knecht, welcher sich bis dahin im Gedränge verborgen gehalten, wiederholte seine Worte, und Herr v. Lindow, wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalme greifend, ward plötzlich von einem Hoffnungsschimmer belebt, da er meinte, es könnte derselbe vielleicht einiges Licht in die dunkle Angelegenheit bringen.

„Was willst Du damit sagen?“ frug er, „weist Du, oder weiß sonst irgend Jemand hier in Rostin etwas von der Kriegskasse?“

Johann sah Herrn von Lindow verlegen an. „Es ist mir nur um den Eid,“ entgegnete er, „ich habe geschworen in Gottes Namen und ich muß es doch halten.“

In Herrn v. Lindows Seele entspann sich ein schwerer Kampf; er suchte ihn aber mit Aligeschnelle durch, nicht ohne seinen ganzen Glauben und den innersten Kern seiner christlichen Ueberzeugung ins Feld zu rufen.

„Wohlan,“ sprach er mit starkem Ton, fern sei es von mir, Dich zu bereben Deinen Eid zu brechen — auch nicht in dieser Stunde — Gottes Ehre geht über alles — aber denke wohl nach, mein Sohn,“ und sein Auge ruhte mit durchbohrendem Blick auf Johanns Gesicht, „denke wohl nach, denn es hängt ein Menschenleben daran, ob Du einen Ausweg zu erfinden vermagst — und der Herr siehe Dir bei.“ Er vollendete diesen Satz mit einem tiefen Seufzer. Der Johann dachte wirklich scharf nach, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben; sein Herz hing an dem Bauern, dessen Todesnot ihm vor Angst die Kehle zuschnürte.

„Gnädiger Herr,“ erwiderte er endlich entschlossen, „es ist ein Mann unter uns, der weiß, was aus der Kriegskasse geworden ist; ich darfs nicht ansagen, denn ich habe es geschworen, aber rufen Sie den Mann auf, daß er sich freiwillig meldet. Unser Bauer kann nichts davor.“

Er hatte es kaum ausgesprochen, als auch Herr v. Lindow schon, einen Grabstein ersteigend, der versammelten Menge einen Wink gab. Es ward totenstill rings umher.

„Man hat mir gesagt,“ rief er, „daß es hier unter uns einen Mann gäbe,

welcher über das Verschwinden der Kriegskasse Bescheid zu geben vermag; ich fordre ihn im Namen Gottes auf, hervorzutreten und die Wahrheit zu bekennen!"

Nichts sagte sich. Man hätte den Fall eines Lindenblatts vernehmen können, oder den Atemzug eines schlafenden Kindes.

Einmal und noch einmal wiederholte Herr v. Lindow seine Aufforderung, jedoch mit dem nämlichen Erfolg. Johann, welcher seinen Hut krampfhaft zwischen den Fingern bewachte, kämpfte noch einige Augenblicke mit sich selbst, dann aber — der große Zeiger der Uhr wies gerade fünf Minuten vor 7 — brach es plötzlich aus ihm hervor:

„Der Junker weiß es, was aus der Kriegskasse geworden ist! Ich kanns nicht erzählen wie es zugeht, aber der Junker weiß es. Wenns ein Unrecht ist, daß ichs anschwäge, daß er es weiß, so wird Gott mir's vergeben, aber er weiß es — und er muß es sagen, so wahr ein Gott im Himmel ist!"

Der Junker! der Junker! — Wie ein elektrischer Funke lief das Wort von Mund zu Mund — und aller Augen richteten sich auf ihn, der noch immer stolz und groß da stand und den Erich Treulieb mit seinem Leibe deckte. — Wahrlich, er mußte es weit gebracht haben in der Kunst der Verstellung, daß er auch jetzt noch den Sinn jener fürchtbaren Worte nicht zu verstehen schien. Herr v. Lindow aber ward es zu Mühe, als trafe ihn ein Blitzstrahl, oder als stötte — vom Schläge einer eisernen Hand berührt — jeder Blutstropfen in seinen Adern. Joachims Schulden, Joachims Leichtsinns und die fast abgöttische Härlichkeit, mit welcher der verstorbene Oheim an Joachim gehangen — und doch — und doch — es war ja nicht möglich — zu fürchterlich, zu entsetzlich, mehr als ein Mann zu ertragen vermochte; seinen Sohn, den einzigen, den letzten des alten ehrenfesten Geschlechts hier an den Pranger gestellt zu sehen, gebrandmarkt für ewige Zeit. — Wäre es nicht fast ein Trost gewesen, ihn fallen zu sehen unter den Ängeln der Feinde?

Joachims Augen, welche mit einer gewissen starren Verständnislosigkeit umhergesehen hatten, richteten sich jetzt auf den Vater. Jetzt erst schien er zu verstehn, was in der Seele desselben vorging, jetzt erst den Sinn jener Anklage zu fassen. Die Waffe entfiel seiner Hand; Erich Treulieb, um den sich bisher das Weltall gedreht, entschwand aus seinem Gedächtnis; er trat einige Schritte vorwärts, dem Vater entgegen — und da dieser schon, wie vor einem Gespenst, vor ihm zurückwich, brach er in den Schrei aus:

„Um Gottes willen! Sie glauben doch das nicht, mein Vater? — Was habe ich gethan, daß Sie es glauben?" Herr v. Lindow schwieg, Joachim erhob seine Rechte:

„Ich schwör's," sprach er mit feierlichem Ernst, „daß ich nichts davon weiß, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!"

„Nicht?" sagte der Vater; Joachim sah ihn wanken und fing ihn in seinen Armen auf.

Vom Thurm herab tönte der Schlag der siebenten Stunde.

„Allons!" rufte der Franzose, „die Farce hat ihr Ende erreicht!" Und er winkte den Leuten, welche die Kirchhofsmauer besetzt hielten, die Bahn frei zu machen. Anneliese betete noch immer. —

Sieh, da kam plötzlich um das Kirchlein herumgerollt, zwischen den wilden Blumen hindurch drängte sich das Rad eines Karrens, und auf demselben, sorglich eingekesselt in ein altes Säetuch, ruhte ein verhüllter Gegenstand; den Karren aber schoben die stahlkräftigen Arme eines Mädchens, das erust, bleich und atemlos Halt machte. Ernestine war; sie kam geradewegs aus dem Wald und der Kathe, in welcher der am Vormittag verstorbene Vater ruhte. Da sie den Eingang des Dorfes erreicht, waren die Kinder schreiend neben ihr hergelaufen und hatten ihr von dem Erntekrauz, von dem Treulieb und von den Franzosen berichtet. Es war ihr, als trieben sie Engel mit feurigen Schwertern. Sie kannte den schmalen Steg über den Rain hinweg, welcher die Straße kürzte und sie ebenso, wie kurz vorher Arndt und seinen Begleiter, in wenigen Minuten vor die Kirche brachte. Sie schreckte nicht zurück vor den drohenden Todesrohren da unten. Gerade in dem Augenblick, wo sie zum Anschlag sich bereit machten, ließ sie den Karren vor Erich Treuliebs Füßen nieder und schlug das Tuch

auseinander. Da lagen sie, groß, starr und gewichtig, zehn lederne Beutel, und ein jeder von ihnen vollgestopft zum Plagen mit harten Thalern.

„Die Kriegskasse! die Kriegskasse!“ Es war als ob sich ein Sturmwind erhöbe, als ob Wogen dahergebraut kämen. — Die Franzosen selbst drängten, von Neugierde ergriffen, mit hinzu, ihnen voran der Officier.

„Barbleu!“ sprach der Dolmetscher, „es ist wirklich die Kriegskasse. Der Kasten freilich ist nicht vorhanden, aber das thut nichts!“

Es hatte sich aber der französische Officier bereits niedergehockt und die Schnüre von den Beuteln gelöst; auf einen Wink von ihm schleppten seine Leute einen der Tische herbei, welche noch umgestürzt auf dem Anger lagen, und während er nun voller Beschädigung die preussischen Thaler aufzählte, hatte er nicht acht auf das, was um ihn herum vorging. Ungehört konnte Ernestine die Fesseln Erichs lösen, und als nun die Anneliese den Befreiten mit ihren Armen umfang und dieser dreinschaute, gleich den Träumenben, von denen im 126. Psalm der Sänger David berichtet, als Erich die Hand der Ernestine ergriff, die ihn aus dem dunklen Thal des Todes wieder aufwärts gerettet hatte in das lichte Land der Lebendigen, da drängte sich alles um diese beiden; aus ihrem Munde wollte jedes hören, welch eine große That der Herr an ihnen vollbracht hatte.

„Es weiß keiner etwas von der Kriegskasse,“ sprach die Ernestine, nachdem viele auf sie eingeredet, „der Erich Treulich nicht und der Junker erst recht nicht. Was dem alten Herrn Joachim sein Kammerdiener gewesen ist, der Spießbube der Meunier, der damals den Wagen gefahren hat, der hat sich mit meinem Vater verabredet, und sie haben mit vieler List die Kriegskasse an sich gebracht. Die Anneliese aber und der Treulich meinten, sie hätten sie an den Junker abgegeben, weil der Meunier dem Junker seine Handschrift nachgemacht und auch sein Siegel darunter gedruckt hat, also daß der Treulich und seine Mutter nicht anders gekonnt haben, als denken, der Brief, welchen der Meunier geschrieben, sei von dem Junker Joachim, und hat dann der Treulich, um die Schande nicht auf den Junker kommen zu lassen, die Sache auf sich genommen und dafür sein Leben lassen wollen.“

Da stand nun Herr v. Lindow seinem Bauern gegenüber und hatte eine Empfindung, als möchte er ihn an seine Brust reihen und ihn seinen besten Freund nennen. Aber der Erich neigte sich demüthig und küßte seinem Herrn die Hand, seine Augen schimmerten feucht.

„Es freut mich im Herzen, daß ich noch am Leben bin und wieder ehrlich in Kofin. — Es sollt's aber kein Mensch denken, was der Meunier für ein Spießbube war.“

Sie waren eben dabei sich darüber zu verwundern und noch einmal über die Schandthat desselben zu entsetzen, als sie durch die Ankunft eines Wagens und eines Reiters, der diesen zur Seite galoppierte, unterbrochen wurden. Arndt war geritten was er konnte, dennoch dachte es ihm eine Ewigkeit, ehe er auf der Soldiner Landstraße Stand anzuweilen sah und endlich die Citrapost des Marschalls erblickte, der natürlich nicht wenig erstaunt war, hier so plötzlich den Sprachmeister Allmann, und noch dazu zu Pferde, sich gegenüber zu sehen. Dessenungeachtet reichten einige wenige Worte hin, um den Marschall über Arndts Wünsche anzuklären. Sie hatten keine Zeit zu weilläufigen Auseinandersetzungen; Arndt flehte den Marschall, durch sein Dazwischentreten eine Gewaltthat zu verhindern und wenn auch nicht die gänzliche Befreiung, so doch hinreichenden Aufschub zu erwirken, um nach allen Seiten hin Klarheit in die verworrenen Verhältnisse zu bringen. Die Angst, mit welcher Arndt zur Eile antrieb, erklärte den Ernst der Lage; dennoch, so ungesünn die mit Peitsche und Sporen angetriebnen Kofse vorwärts stürmten, kamen sie zu spät. Sie bogen erst in das Dorf ein, als es längst 7 Uhr vorbei war. Arndt verzweifelte jedoch nicht, denn er hatte seinen Schuß fallen hören. Da er nun, den Festplatz erreichend, sogleich bemerkte, daß der Treulich von der Kirchenlinde losgebunden war, und den französischen Officier mit der Geldzählung beschäftigt sah, hoffte er um so mehr auf einen glücklichen Ausgang. Es war freilich nicht möglich, die stattgehabten Ereignisse sogleich zu bezreiben; der

Marſchall verſuchte es, ſich durch ſeinen Landmann zu unterrichten, und da alle Uebrigen, welche bei der Unterbrechung des Erntekranzes zugegen geweſen, viel zu aufgeregert erſchienen, als daß man von ihnen alsbald eine Lösung der Conſlicte, oder auch nur einen einfachen Bericht über die kürzlich erlebten Thatſachen hätte erwarten können, ſiel es hauptſächlich Arndt zu, wieder und immer wieder zu fragen, zu forſchen, zu ſichten und den Zusammenhang der Dinge zu enträſeln. Dabei kam ihm ſeine Kenntniß der plattdeutſchen Sprache vortrefflich zu ſtatten, und je mehr er frug und forſchte, je mehr ſein überlegener Geiſt die Urſachen ergründete, welche den einzelnen Vorgängen zu Grunde lagen, um ſo mehr ſchwoll ihm die Bruſt, und von ſeiner Stirn, die ſich wie ein leuchtender Sonnenaufgang erhellte, ſtrahlte ein triumphierendes Siegesbewußtſein.

„Deutschland, mein Deutschland!“ murmelte er vor ſich hin, und es deutete ihm wunderbar genug, daß er ſchon heut den Marſchall Brune zu erinnern vermöchte an jene Unterredung in der Waldhütte, in welcher der glaubenſloſe Mann, der von dem böſen Geiſt Frankreichs durch alle Pfafen ſeiner bluttriefenden Geſichte gepeſt worden, und ſich ſelbſt darüber verloren hatte, ihm ſeine Nichtachtung der Menſchheit und beſonders des deutſchen Volks offenbarte. Arndts freudig gehobener Stolz minderte ſich auch nicht, als er, neben Erneſtine und Treulieb ſtehend, den marmorſtarrten Ernt des Mädchens, und zugleich am Saum ihres Rockes, ſo wie an ihrer rechten Handfläche Blutſpuren bemerkte. Darüber befragt, erwiderte ſie:

„Ich hab's ihm ſchon erzählt“ — das ihm bezog ſich ſelbſtverſtändlich auf den Treulieb — „und er meint auch, ich könnte nichts dafür, und unſer Herrgott wird es mir nicht zurechnen.“

Auf Arndts Nachfrage erklärte ihm der Treulieb, indem er mit den Worten begann, es könne es ſich niemand vorſtellen, was die Erneſtine für ein Mädchen ſei, daß ſie, am Sterbebette des Vaters von dem ehemaligen Kammerdiener des alten Herrn Joachim v. Lindow überfallen, ihn durch einen Schuß in die Bruſt getötet habe.

„Er kam gerade hinzu,“ erläuterte die Erneſtine, „nachdem der Vater mir gebeichtet hatte, als ich vor ſeinen Augen den Erdboden unter ſeinem Bett ausgegraben und das Geld hervorholen mußte, und wollte mich mit ſeinen Händen erwürgen. Aber ich hätte mir dem Treulieb ſeine Ehre nicht ſo davonzutragen laſſen,“ ſetzte ſie mit Kraft hinzu. „Es war als ob der Geiſt über mich läme; ich riß die Büchſe herunter von der Wand und ſchoß ihn nieder — und da liegt er noch,“ ſagte ſie, während ein leiſer Schauer ihr ſchönes blaſſes Antlit überflog. „Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig!“

Arndt berichtete an Herrn v. Lindow, und der Marſchall, welcher mit untergeſchlagenen Armen und mit einem ſarkastiſchen Lächeln der Geldzählung ſeines Landmanns zugeſchaut, nahm den regſten Anteil an dem Vorgegangnen. Für ihn war es freilich nichts, als ein Drama, welches ihn um ſo mehr intereſſierte, je weniger er bis jetzt davon begriffen; es feſſelte ihn aber, und er folgte nicht ungern der Einladung des Herrn v. Lindow, ſein Gaſt zu ſein. Arndt, ſowie der alte Schütze mid ihnen beiden ſich anſchließend, der junge Adjutant des Marſchalls, ſuhren nach der Waldſtätte hinüber. Dort ſah es freilich unheimlich genug aus; düſter rauſchten die Bäume über dem kleinen Hauje, welches ſeit ſo vielen Jahren der Schauplatz manches Verbrechens geweſen. — Den Vater hatte die Erneſtine, obwohl er ihr mehr wie einmal als ein verlornen Mann erſchienen, hindurch gebetet. Auf ſeinem abgeſehnten Totengeſicht ſchimmerte noch etwas wie Friede und Verſöhnung; der Meunier aber, welcher unmittelbar neben dem in der Erde des Gemachs aufgewählten Loch in ſeinem Blute lag, zeigte eine finſtre und gewaltthätige Miene. Der Herr hatte ihn mitten in ſeinen Sünden hinweggerafft, denn der Schuß war ihm gerade durchs Herz gegangen und mußte ihn ſogleich getötet haben.

Als ſie den Meunier umkehrten, und das rote Licht des Abends ihnen ſeine wilden Züge deutlich erhellte, ſtieß der Adjutant des Marſchalls einen Ruf der Erſtaunens aus, jedoch äußerte er ſich nicht weiter; erſt als er ſpäterhin ſich einen Augenblick mit dem Marſchall allein jah, teilte er dieſem mit, daß der Meunier von Geburt ein

Franzose, und durch seine Stellung als Kammerdiener eines preussischen Officiers mit den Landesverhältnissen vertraut, der französischen Regierung vielfach als Spion gebiet. „Der Kerl aber war ein Schurke,“ setzte er hinzu, „er hielt es mit beiden Parteien und ließ sich von beiden bezahlen. Ich glaube wir verfolgten ihn in der letzten Zeit, und er hielt sich hier und dort versteckt; wahrscheinlich gedachte er sich mit dem Raube der Kriegskasse davon zu machen und die Früchte seiner List irgendwo im Stillen zu genießen.“

„Es lohnt nicht, um solch einen Kerl viel Aufsehens zu machen,“ erwiderte der Marschall. „Sie mögen ihn in den märkischen Sand tragen, ein Grab in Frankreichs Erde verdient er nicht.“

Als Krndt mit seinen Begleitern von der Kathe nach Kossin zurückkehrte, war ihm durch Ernestinens und anderer Berichte der ganze Zusammenhang der Dinge klar geworden und Luß und Leid dieses unvergeßlichen Erstesestes lagen offen vor ihm. In dem einsamen Waldhans hatte Meunier im Verein mit dem alten Krause den Diebstahl der Kasse ausgekonnen. Da er die Verhältnisse der Lindowischen Familie kannte, und in seiner Jugend ein geschickter Schreiber gewesen, war es ihm nicht schwer geworden, die Handschrift des jungen Officiers nachzuahmen und mit dem Lindowischen Wappen zu unterriegeln. Zur Ausführung der That hatte er vorsorglich einen Tag gewählt, an welchem er den Treulich bis in die Nacht hinein auswärts gewußt. Der Anneliese aber, die an und für sich etwas Geschriebnes schon mit Ehrfurcht ansah, kam es nicht in den Sinn, daß der Brief ein unwächter sein könne, um so mehr, als auch ihr Knecht, der Johann, den die Räuber nicht hatten los werden können, bei der Verlesung desselben zugegen und selbst fest davon überzeugt war, niemand anders als der Junker verlange die Auslieferung der Kriegskasse, und da müsse man sie dem Meunier wohl geben. Als der Treulich abends spät zurückkehrte, war ihm die Sache freilich nicht recht, aber mit der alten blinden Großmutter vermochte er nicht zu zanken, und da er den Brief von oben bis unten betrachtet und nach allen Seiten hin gendenkt, mußte er sich freilich gestehen, er selbst hätte nicht anders handeln können. Im tiefsten Grund seiner Seele dachte er, so ganz richtig habe der Junker nicht gehandelt, und es würde für beide Teile nichts Gutes dabei herankommen; jedoch sprach er den Gedanken nicht aus — und den Junker zu verraten, kam ihm gar nicht in den Sinn, besonders, als die Sache wirklich nicht gut wurde. — Es stand aber in dem Brief geschrieben — und vermochte sich Joachim, als er ihn vorlesen hörte, eines Fluches nicht zu enthalten, er, Joachim v. Lindow, habe sich mit seinem Vater entzweit, und dieser enthalte ihm jede Unterstützung vor; er habe freilich viel Schulden gemacht, aber immer gehofft, es würde ihn sein Vater nicht darrinnen stecken lassen, sondern bei Zeiten aushelfen; dies sei aber nicht geschehen, und es geht so weit mit ihm gekommen, daß er sich eine Kugel vor den Kopf schießen müsse, sofern nicht Hülfe käme. Nun aber hätte sein Onkel Joachim, der ihn wie einen Sohn geliebt, die Kriegskasse als sein Eigentum angesehen, da er sie mit Hingabe seines Lebens gerettet, und ihm dieselbe in seiner Todesstunde vermacht. Dennoch wolle er sie nur als ein Darlehn betrachten und sie in kurzem, sobald er seine Braut, eine begüterte Dame, heimgeführt, zurückerstatten. Bis dahin dürfe der alte gnädige Herr aber durchaus nichts von der Angelegenheit erfahren, weil derselbe ohnehin schon über die Wäsen erzürnt sei. Da selbiger nicht zu Haus, sondern im Kriegsdienst abwesend, dürste es nicht schwer halten, die Fortschaffung der Kriegskasse, mit welcher er den Kammerdiener des Onkels, Etienne Meunier, beauftragt, zu bewerkstelligen. — Dem Gauner war sein Schurkenstreich gelungen; selbst die Gegenwart des Knechtes Johann wußte er sich zu Nutzen zu machen, indem derselbe behüßlich sein mußte, den schweren Kasten auf den hinter dem Gehöft harrenden Wagen zu tragen. Anneliese aber und der Treulich, welchen die Ehre ihres Junkers mehr als ihre eigne Sicherheit am Herzen lag, ließen sich von dem Johann, der ja schon von Natur ein wortkarger, in sich gefehrter Mensch war, einen Eid schwören, nie und nirgends ein Wort von der Kriegskasse verlauten zu lassen, welchen Eid der Johann denn auch treulich gehalten; es hat aber derselbe späterhin nimmer begreifen können, woher er in

jener verhängnisvollen Stunde auf den Einfall geraten sei, den Mann, welcher von der Kriegskasse Bescheid gewußt, durch einen Aufruf zu zwingen, hat auch hernach, wenn er hinter dem Pflug gegangen, oder mit der Sense in Gras und Korn eingehauen, oftmals bedenklich mit dem Kopf geschüttelt und gemeint: „Ich war doch sonst kein Kluger, und es muß es mir einer eingegeben haben.“

Wie aber ist dem Meunier der Raub wieder entrisfen worden, und wie ist Ernestinens Vater dazu gekommen den Schatz unter seinem Bette verborgen zu halten? — Nichts wird einem Spitzbuben schwerer, als wenn er seinem Genossen die Hälfte seines Raubes soll austeilen und denselben hinwegtragen sehen. Meunier gönnte ihn dem Krause, und der Krause gönnte ihn dem Meunier nicht; aber der erstere, obwohl der Rauhere und Wildere, war doch auch der Verschlagenste — das machte die lange Uebung, denn die Zeit seines Lebens über hatte er wie ein Warden im Bau, in der Waldkathe geseffen und auf Diebstreiche gesonnen. Da sie nun die Kriegskasse auf dem Wagen hatten und nahe bei der Kathe waren — der Meunier hielt den Jügel, und der Krause hatte es so einzurichten gewußt, daß er hinter ihm auf dem im Stroh verpackten Kasten saß — überfiel der Krause den Meunier und schlug ihm mit einem schweren Stein über den Kopf, daß er bewußtlos zusammenfiel. Dann brach er die Kriegskasse auf, schleppte den Inhalt mit Mühe in seine Wohnung und vergrub ihn an der schon erwähnten Stelle. Er hätte es nun wohl vermocht, den Meunier ganz bei Seite zu schaffen, indem er ihn vollends tot schlug und ihn in den Sand verscharrte, oder mit einem Stein am Halse in den hinter seinem Hause befindlichen Sumpf versenkte. Aber da er noch lebte und Krause gut genug wußte, daß sein Genosse es doch niemals wagen würde, die Sache zum Gegenstande einer öffentlichen Untersuchung zu machen, so ließ er ihn am Leben. Es genügte, daß er allein von dem Verbleib des Geldes unterrichtet war. Von allen Lügen, die Krause dem wieder zu sich gekommenen Meunier aufgebunden, hat dieser natürlich nicht eine Silbe geglaubt. Aber es blieb ihm nichts übrig, als die Zähne zusammen zu beißen und auf glücklichen Zufall zu hoffen, der ihm endlich doch noch seinen Anteil an dem Raube verschaffen könnte. Nachdem ihn die Wirren des Krieges aus der Rostiner Gegend fortgetrieben, ist er doch später immer wieder zu spüren und spionieren dorthin zurückgekehrt. Die Trümmer des Kastens, so wie die Beschlüge und die Schlösser desselben hat Krause selbst in Treuliebs Mistpfütze versenkt, um den Verdacht von sich ab und auf diesen zu wälzen.

\* \* \*

Als die Abendtafel im Schlosse, wo man die Ereignisse sattfam besprochen, aufgehoben war, näherte sich Arndt bescheiden aber fest dem Marschall und erinnerte ihn an das im Wald bei Stralsund gegebene Versprechen.

„Ich weiß wo Sie hinauswollen, mein lieber Allmann,“ unterbrach ihn Brune. „Aber den Betrag der Kasse für Sie zu retten, steht nicht in meiner Macht.“ —

„Es steht in Ihrer Macht, Herr Marschall. Die Fortnahme des Geldes ist ein ungesetzlicher Gewaltact. Ein schriftlicher Befehl von Ihnen würde im Stande sein, denselben rückgängig zu machen.“ —

Der Marschall sann einen Augenblick nach. „Ich will's versuchen,“ sagte er. „Aber für den Erfolg einstehen kann ich nicht.“

„Der wird nicht ausbleiben,“ erwiderte zuversichtlich Arndt. „Aber jetzt lassen Sie mich noch durch eine andere Frage an das Gespräch der Waldhütte erinnern: Glauben Sie jetzt an die Macht der Treue, der Liebe und der Ehre in Deutschland, Herr Marschall?“

„Ihr seid seltsame Menschen,“ lachte Brune und reichte ihm die Hand; Arndt empfand einen herzlichen Druck.

Ebenso lebhaft wie am dem Rostiner Schlosse ging es am Abend im Dorf her, wenn auch nach den erschütternden Ereignissen des Tages zu Tanz und Spiel niemand mehr aufgelegt war. Besonders dicke Gruppen bildeten sich immer wieder vor dem

Trenlieb'schen Hofe, wohin der Erich und die Ernestine die wankende Anneliese zurückgebracht und in ihrer Kammer sanft gebettet hatten.

Als es endlich Zeit wurde für die Ernestine, heimzugehen ins Schloß, legte die Großmutter selbst die Hände der Beiden an ihrem Lager Beschäftigten in einander, und als Trenlieb in der Schloßthür einen langen, langen Kuß auf seiner Nettein Lippen brückte, da wurde ihm das Recht zu solchem Abschied nicht mehr bestritten.

\*  
\*  
\*

Am anderen Morgen verabschiedete sich der Marschall von Kostin, um seine Reise fortzusetzen. Herr von Lindow, mit einem Ausdruck der Freundlichkeit, die man seit Jahren in den ernstesten Tagen nicht mehr erblickt hatte, und Joachim geleiteten ihn zum Wagen. Auch Arndt stand in der Thür.

Als sie eine Weile mit einander gefahren waren, der Marschall und sein Adjutant nämlich, unterbrach ersterer das Stillschweigen, indem er bemerkte:

„Meinen Sie wirklich, daß dieser Allmann ein Sprachmeister sei, Clairemont?“

Der junge Mann wußte ihm keine Antwort darauf zu geben.

„Ich müßte dem Kaiser, fuhr Brune fort, „einen Rat erteilen, wenn er ihn hören wollte, daß er nämlich ein Auge haben möge auf Preußen. Dies Volk kann uns gefährlich werden. — Aber was hilft's? Man wird mir nicht glauben!“ —

## Culturkampf und Conservative.

Von M. v. Nathusius.

Die theoretische Forderung, daß der Culturkampf beendet werden müsse, war bis vor kurzem in aller Munde. Seit der erste praktische Schritt zum Frieden gethan ist mit der Annahme des sog. Rauchsaupt'schen Compromisses durch die vereinigten Stimmen der Conservativen und des Centrum's im Abgeordnetenhause, erheben sich nun wieder ganz andere Stimmen. „So war es nicht gemeint“, das kann man jetzt auch von Leuten hören, die in allgemeiner Beurteilung des Culturkampfes wesentlich mit uns übereinkommen.

Von den „liberalen“ Zeitungen sehen wir ab. Aus den innerlich widerspruchsvollen Urteilen erkennt man das mangelnde Verständnis und die parteiliche Erregung. Den Conservativen wird vorgeworfen, daß sie sich vor den Triumphwagen des Centrum's gespannt, und das Centrum wird verpöthet wegen der Aufgabe seiner früher behaupteten principiellen Stellung. Beides kann doch unmöglich wahr sein. — Aber auch von positiv christlicher Seite, von Männern, die auf den evangelischen und conservativen Namen begründeten Anspruch erheben, werden teils stillschweigend Bedenken gehegt, teils auch öffentlich erhoben. So haben die rheinischen Conservativen in der „Rheinisch-westfälischen Post“ (auch in Separatabdrücken) ihre Stellung zum kirchenpolitischen Kampfe dargelegt und von da aus das Verhalten der conservativen Fraction im Landtag durchaus verworfen. Der Schreiber jener Artikel bezieht sich gleichzeitig auf mannigfache ihm gewordene Zustimmung aus christlichen Kreisen im Osten des Vaterlandes. Und wir sind weit entfernt, sein Bewußtsein, daß er in der Vertretung eines von den anderen conservativen Organen abweichenden Standpunktes viele Leser auch von jenen für sich habe, für leere Einbildung zu halten. Um so wichtiger ist es, im Anschluß an einen geschichtlichen Rückblick auf den ganzen Streit, zu einer klaren principiellen Beurteilung der gegenwärtigen Entwicklung und Abwicklung desselben zu gelangen.

Die rheinischen „Conservativen“ haben auf diesen Namen erst seit kurzem An-



spruch erhoben, während man von demselben zu Anfang des Kulturkampfes unter den Evangelischen des Westens wenig oder nichts wissen wollte. Wir können deshalb nicht erwarten, daß sie eine Erinnerung davon haben, wie die conservative Partei und ihre Organe damals sich zu dem beginnenden Streite stellten. Wer aber jetzt darüber schreiben will, hat die Verpflichtung, sich nachträglich darüber zu orientieren. In jenen Artikeln der „Rhein-westf. Post“ wird uns nun die Frage vorgehalten: habt ihr denn vergessen, wie der Streit entstanden ist, wer ihn angefangen hat? — Und gerade auf diese Frage haben von jeher die conservativen Organe eine constant sich gleiche Antwort gehabt. Insbesondere diese Zeitschrift hat als „Volkblatt für Stadt und Land“ seit 1871 grade deshalb den Kulturkampf so beklagt, weil er in verkehrter Weise vom „Staate“ provociert, notwendig zum Siege der römischen Kirche ausschlagen müsse und ein solcher Sieg und die damit verbundene Hebung des Selbstgefühls die nachtheiligsten Folgen auch für das evangelisch kirchliche Leben mit sich führen würde. So gewiß ist dies stets von uns behauptet, daß sogar die Wiederholung der alten Geschichte „und nachher will es wieder niemand gewesen sein“ im „Volkblatt“ vom 22. Januar 1873 wirklich vorausgesagt wurde, wie sie sich innerhalb der letzten 1½ Jahre oft genug abgespielt hat. Doch, wenn wir auch eine Berücksichtigung alter Volksblattartikel nicht verlangen, so sollten wenigstens die Artikel im November- und Decemberheft der Monatschrift von 1879 über den Kirchenstreit, seine Genesis und seine Lösung, die mit anerkannter Sachkenntnis eine weitgehende Unparteilichkeit verbinden und i. Z. auf conservativer wie katholischer Seite gerechte Würdigung gefunden haben, solche Vorwürfe wie den erhobenen der Inconsequenz und der Vergeßlichkeit verbüßern. Wenn man gar nichts von der Stellung des Freundes weiß, dem man glaubt Vorhaltungen machen zu müssen, so bleibt es doch ein Neben in das Blaue hinein.

Auf Grund unserer seit elf Jahren durch alle Phasen hindurch im wesentlichen festgehaltenen Stellung müssen wir den von den Conservativen mit Hilfe des Centrums ermöglichten vorläufigen Rückschritt aus dem Chaos mit Freuden begrüßen. Es ist erfreulich, daß das Compromiß sich als Provisorium einführt, weil darin die Aussicht liegt, daß ihm eine organische Gesetzgebung nachfolgen werde, durch welche gleichzeitig der evangelischen Kirche dem Staate gegenüber eine Stellung gegeben werden soll, welche eine geeignete Entfaltung ihrer Kräfte erleichtert. Vorschläge zu einer solchen Gesetzgebung sind in jenen Artikeln von 1879 in der ausführlichsten Weise gemacht, nämlich in Form eines Gesetzes betr. die Verhältnisse der katholischen Kirche, eines zweiten betr. die der evangelischen Kirche, und drittens eines interconфессионаllen Religionsgesetzes. Bemerkenswert erschien es, daß in einer Correspondenz des „Berl. Tageblattes“ aus Rom vor einiger Zeit dieser Weg als derjenige bezeichnet wurde, auf den man seitens der beiden verhandelnden Teile hinstreue, und zwar genau mit Angabe jener drei Gesetze.

Wir bekämpfen die Richtung, welche seit 1871 unsere kirchenpolitische Gesetzgebung genommen hat, wahrlich nicht aus Freundschaft für Rom, sondern im Interesse einer rationellen Sonderung der dem Staate und seiner Gesetzgebung zugänglichen Gebiete von den unzugänglichen, im Interesse unserer evangelischen Kirche und unseres Vaterlandes. Darum streben wir aus diesen Zuständen heraus und nehmen den zeitweiligen Uebermut der Katholiken, der mit einem solchen Zurückweichen des Staates aus einer unhaltbaren Position notwendig verbunden ist, als das kleinere Uebel mit in den Kauf. Grade dieser Uebermut, wie er sich in manchen Neben des Centrums wiederholt offenbart hat, wie er sich auch z. B. in der Hereinziehung des Hallischen Programms in die dem Cultusminister seitens der Volksvertretung zu machenden Erinnerungen in unverantwortlicher Weise gezeigt hat, ist es, was wir vorausgesehen und weswegen wir ebenfalls die Verblendung des Kulturkampfes beklagt haben.

Indem wir nun in geschichtlichem Rückblick die Fragen zu beantworten suchen, was man seit 1871 staatslicherseits eigentlich gewollt, und was man factisch gethan hat — gleichzeitig auch kurz darauf eingehen, was man denn wohl hätte thun müssen, und endlich, was jetzt zu thun ist — so beziehen wir uns dabei auf zwei Werte, welche

diesen Gegenstand behandeln 1) von evangel. Seite: Lic. W. Råde, Der Friede zwischen Staat und Kirche, und 2) von katholischer: Nikolaus Siegfried, Actenstücke betr. den preuß. Culturkampf nebst einer geschichtlichen Einleitung.\*)

Um die sonst unbegreifliche Bundesgenossenschaft zu verstehen, welche gläubige evangelische Christen Jahre lang mit erklärten Gottesleugnern, die „am liebsten gar keine Kirche“ wollen, eingehen konnten, müßten wir uns den Charakter der römischen Kirche, in politischer Beziehung, den unsicheren Boden, auf dem wir uns in den Verhandlungen mit Rom stets befinden, gegenwärtig halten.

Es ist unzweifelhaft eine oftmals in der römischen Kirche aufgestellte und auch genug im Leben angewandte Lehre, daß der Herr dem Petrus zwei Schwerter gegeben habe, das geistliche und das weltliche; dieses geben seine Nachfolger den weltlichen Fürsten erst zu Lehen, mit anderen Worten: die Träger der obrigkeitlichen Gewalt haben ihr Amt zwar von Gott, aber sie sind dem Papst als Gottes Stellvertreter auf Erden so sehr verantwortlich, daß ihm das Recht zusteht, ihnen ihr Amt zu entziehen und die Unterthanen von der Treue gegen ihre Landesobrigkeit zu entbinden. Zwar haben die deutschen Bischöfe in den ersten Jahren des Culturkampfes wiederholt gegenüber den Vorwürfen der Staatsfeindlichkeit der röm. Kirche das Gegenteil behauptet, und z. B. in ihrer Fuldaer Denkschrift vom 20. September 1872 gesagt: „daß die Fülle der geistlichen Gewalt, welche der Gottmensch zum Heile der Seelen und zur Ordnung seines Reiches auf Erden in der Kirche hinterlegt und dem heil. Petrus und seinen Nachfolgern anvertraut hat, keineswegs eine schrankenlose ist. Diefelbe ist vielmehr beschränkt . . . durch die göttlich geoffenbarte Lehre, daß es neben der kirchlichen auch eine bürgerliche Ordnung giebt, neben der geistlichen auch eine weltliche Gewalt, welche ihren Ursprung von Gott hat, welche in ihrer Ordnung die höchste ist und welcher man in allen sittlich erlaubten Dingen um des Gewissens willen gehorchen muß.“ — Allein sie mögen für den Ausdruck „in ihrer Ordnung die höchsten“, auch katholische Autoritäten anführen können, daß dies die einzige in ihrer Kirche über die weltliche Obrigkeit herrschende Lehre nicht ist, haben dieselben Bischöfe in einer „Bitte von mehreren Erzbischöfen und Bischöfen x. den Eminenzen Präsidenten des Concils überreicht“ vom 10. April 1870 selbst angesprochen. Sie führten damals aus, daß die Theorie von den zwei Schwertern, mit anderen Worten: die Lehre von dem Recht der Päpste „Fürsten abzusetzen und die Unterthanen vom Bande des Gehorsams zu lösen“ — durch „Bonifaz des VIII. Nulla Unam sanctam verkündigt und allen Gläubigen anzunehmen befohlen“ sei, und daß auch „die Päpste bis ins 17. Jahrhundert öffentlich gelehrt, die Gewalt in weltlichen Dingen sei ihnen von Gott gegeben und die entgegengesetzte Meinung verworfen“ hätten. Sie fügten nun zwar in jener „Bitte“ hinzu, daß sie selbst eine andere Lehre über das Verhältnis der kirchlichen Gewalt zur staatlichen dem christlichen Volke vor-

\*) Råde, Lic., Der Friede zwischen Staat und Kirche. Eine irenische Darstellung, und Würdigung d. jüngst. zeitgeschichtl. Entwicklung d. kathol. u. evangel. Kirche in ihrem beiderseit. Verhältnis zum Staat. 1. Bd. Kaiser Wilhelm, die beiden Päpste Pius IX. u. Leo XIII., Fürst Bischof v. der kirchl. Friede. Mit e. positiven Verantwortung des lauterer Evangeliums d. Reformation wider die neuesten Encycliken. 1. Hälfte. Pr. W. 5. 336 S. (Brandenburg, Bielefeld). — Das Buch enthält eine etwas wortreiche Darstellung der gegenseitigen Stellung mit mancherlei weitläufigen Schilderungen einzelner histor. Acte, wie Conklaven x., freilich auch mit manchen wertvollen histor. Notizen u. Actenstücken; Verf. will zwar irenisch, aber nicht etwa parteilos sein, sondern bringt scharfe Ausfälle des protestantischen Theologen gegen Rom, die zum größten Theile nicht unberechtigt sind. In Beurteilung des Politischen steht er aber auf einem Standpunkte, der dem ungrünen entgegengezeigt ist, denn er nimmt Partei für einen Staat, der mit äußeren Nachmitteln Kirche macht. — Der Titel des katholischen Werkes lautet: Siegfried, Ntl., Actenstücke betr. d. preussischen Culturkampf, nebst e. geschichtl. Einleitung. 441 S. Pr. W. 4. 50. (Freiburg i Br., Herder). — Das Buch giebt eine sehr wertvolle Sammlung von Actenstücken auf 340 Seiten, zahllose Regierungs- u. Ministerialverfügungen, Faltens- u. Hirtenbriefe, Gesetze, diplomatische Schreiben x. Die Geschichte des Streites auf 110 Seiten ist natürlich vom röm. Standpunkte aus geschrieben und besonders am Schluß von lebendiger Einseitigkeit. Die Sammlung der Actenstücke ist aber für ein gründliches Urtheil in der ganzen Sache ein unentbehrliches, wenn auch viel Studium verlangendes Hilfsmittel.

trügen, allein sie bitten eben, daß vor der Feststellung über die Unfehlbarkeit des Papstes die Lehre von der weltlichen Gewalt festgestellt werden möge, weil ohne eine solche Feststellung durch die Vertikung der Unfehlbarkeit ohne weiteres die Grundsätze Bonifaz des VIII. und die „bis in das 17. Jahrhundert von den Päpsten öffentlich vorgetragene Lehre“ — als Norm für die Annahme aller Gläubigen erscheinen müßte. Sie fahren dann fort: „Wäre aber der christliche Unterricht auf diese Art umgestaltet, so würde es wenig nützen, weitläufig zu versichern: was je der Gewalt des heil. Stuhles im Zeitlichen gehöre, halte sich in den Grenzen der Theorie und sei von keinerlei Gewicht rücksichtlich der Angelegenheiten und Ereignisse; Pius IX. denke nicht entfernt daran, die Lenker der staatlichen Angelegenheiten abzuschieben. Sondern würden die Gegner antworten: die päpstlichen Urtheile fürchten wir nicht, aber nach langen und verschiedenen Vorstellungen ist es endlich evident geworden, daß jeder Katholik, dessen Werke durch den Glauben, den er bekennet, geleitet werden sollen, ein geborener Feind des Staates ist, da er sich im Gewissen für gebunden erachtet, so viel er kann dazu beizutragen, daß alle Reiche und Völker dem römischen Papste unterworfen werden.“

Wir haben hier eine klaffende Differenz zwischen den deutschen Bischöfen vom 10. April 1870 und denen vom 20. Sept. 1872. Fragen wir aber die Geschichte, so entscheidet dieselbe zu gunsten der ersteren. Man sucht zwar auf römischer Seite die Bulle Unam sanctam zuweilen anders zu erklären. Allein wenn man auch auf die Stelle, daß es zum Heil notwendig sei zu glauben, daß alle menschliche Creatur dem Papste unterworfen sei, kein entscheidendes Gewicht legt, so genügt der ganz unmissverständliche Satz, die Annahme einer zweiten selbständigen Gewalt neben dem Papsttum sei Manichäismus, welcher gleichfalls zwei Principien angenommen habe. Die deutschen Bischöfe, die noch am 10. April 1870 befürchten, daß die öffentlich von den Päpsten vorgetragene mit Recht für staatsfeindlich gehaltene Lehre allgemeine Kirchenlehre werden könne, sagen „am Grabe des heil. Bonifacius“ am 20. Sept. 1872: „Was aber die abstracten Theorien über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat betrifft, so kann nichts unbedeutender und unbilliger sein, als aus der Interpretation, welche Gegner der Kirche (vgl. dieselben Bischöfe vom 10. April 1870!) von einzelnen Aeußerungen aus vergangenen Jahrhunderten oder von wissenschaftlichen Erörterungen katholischer Theologen, Canonisten oder Philosophen gaben, Folgerungen zu ziehen, die mit der ganzen in allen öffentlichen Acten befolgten Handlungsweise der Kirche den Staaten gegenüber in vollem Widerspruch stehen.“ Auch dieser „Widerspruch“ beruht auf Irrtum. Bonifaz VIII. that dem Könige Philipp von Frankreich zu wissen, „quod in spiritualibus et temporalibus Nobis subes.“ Innocenz III. ließ auf dem 4. Lateranconcil 1215 im ca. III de haereticis festsetzen, daß die Keger gewaltfam zu unterdrücken seien und daß der weltliche Herrscher, welcher der diesbezüglichen Aufgabe nicht nachkomme, in den Bann gehen und endlich dem Papste angezeigt werden müsse, „damit derselbe seine Vasallen von dem Eide der Treue entbände, und das Land Katholiken zum Besitz gäbe, welche es, nach Ausrottung der Keger, ohne allen Widerspruch besitzen.“ Pius V. machte im Jahre 1569 von diesem Rechte Gebrauch gegen die Königin Elisabeth von England: „Kraft unserer apostol. Nachfolge erklären wir, daß die vorgenannte Kegerin und Hünnerin der Keger Elisabeth und alle welche ihr anhängen, dem Anathema verfallen . . . ja auch des vorgegebenen Rechtes über jenes Königreich, jedweder Hoheit, Würde und Herrscherbefugnis beraubt ist, und daß somit die Großen, die Unterthanen und Völkerstämme des genannten Königreichs und alle anderen, welche ihr je durch Schwur gebuldet haben, von solchem Eide und überhaupt von jeder Pflicht der Treue und des Gehorsams los und ledig sind &c.“ — Noch im Jahre 1701 protestierte Clemens XI. nicht nur gegen die Königswürde Preußens, sondern sprach in seinem Breve an den Kaiser von Deutschland offen aus: „daß nach den heil. Canones ein häretischer Fürst seiner alten Ehren eher müßte beraubt werden, als daß er noch neue hinzugewinne.“ Also was das canonische Recht verlange, stellt er klar hin: Absetzung eines protestantischen Fürsten durch den Papst. — Die Lehre von der Unterstellung der weltlichen unter die geistliche Gewalt trägt auch der jetzt vom Papst Leo XIII. wieder so dringend

empfohlene Thomas v. Aquino vor. Und nicht minder ist sie von den Hauptdogmatikern der röm. Kirche aller Zeiten vorgetragen. Bellarmin sagt, daß der Papst zwar die weltlichen Fürsten nicht als ein ordentlicher Richter abheben könne, „doch kann er Reiche verändern, dem einen nehmen und dem andern übertragen als oberster geistlicher Fürst, wenn es zum Heil der Seelen nötig ist.“ — Und endlich sanctioniert der Sylabus (jene vom Papst Pius IX. officiell zusammengestellte Summe von modernen Irrthümern) die alte Lehre durch die im 23. Satz ausgesprochene Verdamnung des Satzes: die römischen Päpste hätten jemals die Grenze ihrer Gewalt überschritten, Rechte der Fürsten usurpiert (d. h. rechtswidrig an sich genommen) u. — Und die daselbst unter Nummer 24 angeführte Kezerei lautet: „die Kirche hat nicht die Macht äußeren Zwang anzuwenden, noch besitzt sie irgend eine weltliche directe oder indirecte Gewalt.“

Ich will auf die unzweideutigen Entwicklungen dieser Anschauungen durch die Jesuiten in früherer Zeit hier nicht eingehen, und auch nicht auf die Ereignisse, die sich daran knüpfen. Aber ganz im Geiste derselben sind von den ultramontanen Vorkämpfern der neuesten Zeit Aussprüche gethan, welche einen entschieden revolutionären Charakter tragen. Oder sollen wir dies nicht sagen von dem berüchtigten Ausspruch des Runtins, jegigen Cardinals Meglia: „der Kirche kann allein die Revolution helfen?“ Und Pius selbst antwortete auf die 1871 durch Fürst Lichtenstein überreichte Adresse österreichischer Katholiken: „Ich verlange von Eurem Kaiser nicht Worte, sondern das Schwert; wenn aber die Fürsten mich nicht hören wollen, werde ich mich an die Völker wenden.“ — In welcher geschicktesten Weise die katholische Kirche durch Eingeben auf die constitutionellen Freiheiten der Revolution von 1848 diesen Appell an das Volk vollzogen und sich auf diese Weise der Regierung gegenüber festgesetzt hatte, das zeigt ausführlich der erste der mehrfach erwähnten Artikel im Novemberheft 1879 dieser Zeitschrift. Daran schloß sich nun die Umbildung der katholischen Partei als Centrum, dessen Führer theils constitutionelle Liberale vom reinsten Wasser, theils Partikularisten waren. Und einer der ersten Acte dieser Partei war die Forderung der Aufnahme der sog. Frankfurter Grundrechte von 1848 in die Reichsverfassung.

Dies war die Lage der Dinge vor dem Ausbruch des Kulturkampfes. Es war darum allerdings eine Aufgabe der Reichsregierung, den ungemein straff gespannten Organismus der katholischen Kirche in Deutschland, der gänzlich von den Fäden der Curie abhängt, mit wachsamem Auge zu beobachten, und besonders sich der Veränderungen klar bewußt zu werden, welche mit dem Vaticanischen Concil in das Leben traten und weniger in der Uebertragung der Aufsichtbarkeit vom Concil auf den Papst, als in der Erweiterung der päpstlichen Jurisdiction lagen, durch welche jede Selbständigkeit des Episcopats aufgehoben und der Papst in den Stand gesetzt wird, die bischöflichen Rechte eines jeden Sprengels jeder Zeit selbst auszuüben. Daß auch schon obnehin Deutschland Grund hatte, sein Verhältnis zur katholischen Kirche, wie es sich seit der Revolution von 1848 in Gesetzgebung und Administration ausgebildet hatte, zu revidieren, darauf weisen ebenfalls die oben angeführten Artikel dieser Zeitschrift (Nov. 1879) ausführlich hin. Wollte man also das Reich gegen Verwicklungen, die sich aus dem mächtig erhöhten Selbstgefühl der Papstkirche erheben konnten, besser schützen, so wäre von evangelischer Seite nichts dagegen zu erinnern gewesen.

Derartige Erwägungen wurden denn auch bereits während des Vaticanischen Concils ernstlich angestellt, wie der Notenwechsel zwischen dem Grafen Bismarck und dem Gesandten in Rom, Herrn von Arnim, sowie die Correspondenz des letzteren mit Antonelli und einigen Concils-Bischöfen erweist. Herr v. Arnim schreibt am 23. April an den Cardinal Antonelli: „Solche Decrete (wie die zur Verhandlung stehenden) sind nicht etwa bloß eine leere Trostung für die Zukunft, sondern scheinen vielmehr darauf berechnet zu sein, alte päpstliche Einrichtungen, die genugsam bekannt sind und stets von der weltlichen Gewalt jeder Zeit und jeder Nation angefochten wurden, wieder ins Leben zu rufen und mit einer neuen dogmatischen Sanction auszurüsten. Diese Grundsätze heutzutage von der Höhe des päpstlichen Thrones aus wieder verkünden und sie mit allen Mitteln der Ueberzeugung, worüber die Kirche verfügt, aufrecht erhalten wollen,

das hieße, wie wir befürchten, alle Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Verwirrung bringen.“

Bismarck vertritt zwar Arnim gegenüber mehr den Standpunkt der Zurückhaltung, aber weist ihn doch an (z. B. unter dem 5. Jan. 1870), den Bischöfen gegenüber hervorzuhellen, „daß tief eingreifende Aenderungen in dem Organismus der kathol. Kirche, wie sie durch die absolutistischen Tendenzen der Curial-Partei angestrebt werden, nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Kirche zum Staat bleiben würden . . . Wird die Stellung der Bischöfe alteriert, so werden auch die Pflichten der Regierung andere, nicht nur in moralischer sondern auch in juristischer Hinsicht, und letztere muß sich fragen, ob die veränderte Stellung der Bischöfe, welche ihr gegenüber die nächsten Vertreter und Organe der Kirche sind, nicht eine veränderte Behandlung in legislatorischer und administrativer Hinsicht erforderlich mache.“ — Dieser Anweisung gemäß hat Arnim den Bischöfen gegenüber gehandelt, und besonders interessant ist dafür, ueben dem Schreiben an Antonelli (in dem er noch ausspricht, daß es „nicht unmöglich wäre, daß die deutsche Regierung in religiösen Angelegenheiten nicht mehr die Freiheit der Action behielte, deren sie sich bisher im Interesse der katholischen Kirche bedient hat“), sein „einem Bischof“ unter dem 18. Juni 1870 überreichtes Promemoria, (vgl. Siegfried, Actenstücke p. 18) in welchem er ziemlich genau die Gestaltung des kommenden Krieges vorher sagt, der eintreten würde, „wenn der deutsche Episkopat sich selbst aufgeben sollte,“ d. h. den auf eine Majorität unbedeutender italienischer Bischöfe gestützten absolutistischen Vertretern der Curie sich fügen.

Die deutsche Regierung nahm übrigens während des Concils eine völlig correcte Haltung ein. Den weitergehenden Vorschlägen Arnims (der das Concil selbst beschied haben wollte durch die Regierungen x.) setzte Graf Bismarck sehr richtig entgegen (Depesche vom 13. März 1870): „Sie können dem Episkopat nur die Versicherung geben, daß wenn er selbst seine eigenen Rechte und die Rechte seiner Diöcesen wahren will, die Regierungen hinter ihm stehen und keine Vergewaltigung dulden werden. Wie weit die Bischöfe in dieser Wahrung ihrer Rechte gehen wollen oder können, das haben sie mit ihrem Gewissen abzumachen; die Regierungen können nur gerade so weit gehen wie die Bischöfe selbst. Wollten wir weiter gehen, eine Führung der Bischöfe übernehmen oder sie auch nur zu bestimmten Schritten anfordern, würden wir uns auf ein Gebiet begeben, auf welchem die Curie im Vorteil gegen uns wäre. Für uns ist die katholische Kirche Deutschlands in ihrem Episkopat vertreten, und wir sind bereit, den letzteren kräftig zu schützen, sobald und soweit er diesen Schutz verlangt. Aber die eigentliche Action auf dem kirchlichen Gebiete müssen wir ihm selbst überlassen.“

Arnim trat aber der Fall wirklich ein, daß der deutsche Episkopat durch die Anerkennung des Concils „sich selbst aufgab.“ Was war da die Aufgabe der Regierung? — Es wäre theoretisch die Antwort zu denken: sie hätte den hierarchischen Organismus, der durch das Vaticanum dogmatisch konstruiert war, nicht mehr für identisch mit jener katholischen Kirche erklären können (Ausdrücke Herrn v. Arnims, vgl. Siegfried p. 19) „mit jener katholischen Kirche, mit welcher man Verträge abgeschlossen und für welche man schützende Paragrafen in die Verfassung aufgenommen hat.“ Mit anderen Worten: man hätte die römisch-katholische Papstkirche principiell im deutschen Reiche verbieten können.

Daß an und für sich weltliche Machtmittel in religiösen Angelegenheiten in jedem Falle unerlaubt seien, kann nicht mit Recht behauptet werden. Es wird gewiß die allgemeine Zustimmung finden, wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die religiöse Secte der Mormonen mit gesetzlichem Zwang vorgehen. Es muß auch die christliche Obrigkeit eines Volkes die in ihrem Bereiche auf öffentliche Achtung Anspruch machenden Religionsgesellschaften und Lehrmeinungen auf ihre Bedeutung für das Gesamtwohl, die öffentliche Moral und den öffentlichen Frieden gewissenhaft prüfen. Nach unseren Grundgesetzen wäre z. B. entschiedene Pflicht des Staates, atheistische Secten nicht zu dulden, wenigstens ihre staatsbürgerlichen Rechte zu beschränken. Ebenso wahren wir im allgemeinen der Obrigkeit das Recht, gewaltsam gegen den Socialismus vorzugehen,

und nicht minder gegen die Jesuiten, ohne mit dieser Verwahrung die ganze Frage schon erledigen zu wollen. Aber das soll nur gesagt sein, daß ein Einspruch gegen derartige staatliche Maßregeln im Namen der staatsbürgerlichen Freiheit, also von dem Boden der abstracten Theorie aus, wie wir es leider vom Centrum und von mißvergnügten Conseroativen in erregter Oppositionsneigung erlebt haben, der directeste Gegensatz ist gegen alles, was auch nur mit einem Schein von Recht noch conseroativ genannt werden kann. Und so bietet auch die römische Kirche selbst nach den obigen Darlegungen genügende Anhaltspunkte, um wenigstens in Erwägung zu ziehen, ob ihr ohne weiteres die öffentliche Anerkennung zu gewähren sei. Solche Punkte sind erstlich ihre Verwerfung der Selbständigkeit der weltlichen Obrigkeit und zweitens ihre Stellung zu den nicht römischen christlichen Conseroativen. Eine Religion, die für ihre principielle Intoleranz die Unterstützung des weltlichen Arms überall da als ein Recht fordert, wo die Geneigtheit ihr denselben zu leisten vorhanden ist, muß jedenfalls seitens des Staates mit der größten Vorsicht behandelt werden.

Aber auch daß weltliche Machtmittel in religiösen Angelegenheiten durchaus unwirksam seien, kann gleichfalls nicht behauptet werden. Haben wir es doch in der Geschichte mehrfach erlebt, daß blühende christliche Kirchen dem Druck der Verfolgung vollständig erliegen oder mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind; ich erinnere an so manche von dem Halbmond zertretene christliche Kirche, auch an die christliche Kirche Japans aus dem 17. Jahrhunderte; und so sind die fanatischen und gläubigen Katholiken Oesterreichs, des Eichsfeldes und manch anderer Gegenden die Nachkommen der einst mit Gewalt zu Rom zurückbekehrten Lutheraner. Warum sollte es z. B. einer bewußt atheïstischen Regierung in Frankreich nicht gelingen, die römische Kirche jenes Landes für lange Zeiten zu zerstören?

Allein daß ein derartiges Vorgehen gegen die römische Kirche in Deutschland in praxi dem völligen Wahnsinn gleich gekommen wäre, würden selbst die eifrigsten Culturkämpfer anerkennen. Auch die Veranlassungen dazu sind in Deutschland nicht vorhanden. Hatten doch soeben noch die Katholiken im Verein mit den Protestanten Deutschlands den glorreichen Feldzug beendet und das deutsche Reich mit begründen helfen. Auch gegen die Loyalität der Bischöfe war noch keine Klage gehört worden. Wie viel persönliche Garantien diese vorläufig boten, die staatsgefährlichen römischen Doctrinen ihrerseits unschädlich zu machen, beweisen ja ihre oben angeführten Wünsche, in dem Hirtenbrief vom 20. Sept. 1872, ihre Kirche von eben jenen Doctrinen rein zu waschen. Und daß auch in weiteren Kreisen der gebildeten Katholiken Deutschlands nach wie vor die falschen Ansprüche Roms gegen die Staatsgewalt seinen inneren Boden fanden, zeigt die Erklärung des Vorstandes des deutschen Katholikenvereins vom 8. Juli 1872 (Siegfried, Actenstücke p. 152). Dazu kommen die reichsegneten Dienste, welche die christliche Liebe der katholischen geistlichen Genossenschaften dem Vaterlande im Krieg und Frieden geleistet hatten, und welche gewiß nicht am wenigsten beigetragen hat, den katholischen Arbeiterstand späterhin vor socialistischen Irrthümern zu bewahren. Daß im allgemeinen bisher dem Staate keine Verunruhigungen seitens der römischen Kirche gemacht waren, dafür zeugt eine Reihe von Aussprüchen sowohl Sr. Majestät des Kaisers selbst (vom 18. Oct. 1861, April 1866, 21. März 1871, bei Siegfried p. XX) als auch des Fürsten Bismarck, der noch am 6. März 1872 bezeugt, daß früher in Preußen „ein von ganz Europa beneideter confessioneller Friede“ geherrscht habe.

Die in der römischen Kirche mit dem Vaticanum eingetretenen Veränderungen und die demokratisirenden Tendenzen in katholischen Kreisen Deutschlands mochten also zu vorsichtigen Erwägungen der Staatsregierung führen; ein Verbot der römischen Kirche in Deutschland, oder eine dem gleichkommende officiële Nichtanerkennung der in Rom festgesetzten Bestimmungen seitens des Staates — lag außerhalb aller Möglichkeit und Billigkeit. Die hier und da in Elsaß oder auch am Rhein etwa hervorgetretene antipreußische Gefinnung grade von Katholiken kann dagegen nicht angeführt werden. Der Billigkeit wegen mußte dann an die ganz flagrante französische Gefinnung der liberalen Protestanten in Straßburg, an das Mißtrauen gegen Preußen in manchen

lutherischen Kirchenkreisen und dgl. erinnert werden. Und Kaiser Wilhelm sprach es am 21. März 1871 dem Oberbürgermeister von Köln aus: „Ich habe durch langjährige eigene Erfahrung inmitten der rheinischen Gauen die warme unerlöschliche Liebe ihrer Bewohner zum theuren deutschen Vaterlande wahrgenommen, welche die Provinz in dem glücklich vollendeten Kampfe von neuem in Vetterlichkeit mit allen Theilen Deutschlands opferfreudig bethätigt und mit dem Blute ihrer heldenmütigen Söhne besiegelt hat.“

Daben wir also die erste Antwort auf die Frage nach den Möglichkeiten, welche der Reichsregierung 1871 geboten waren, rein aus theoretischen Gründen so ausführlich behandelt, so geht es uns genau so bei einer zweiten. Es könnte nämlich von römischer Seite die Antwort gegeben werden: der Staat hat die katholische Kirche bisher anerkannt, er hat diese Anerkennung zu erneuern und sein Verhältnis zur ihr, den Grundsätzen derselben gemäß zu ordnen. Statt aller weiteren Erörterungen lasse ich hier einen gewiß unverdächtigen Zeugen reden, den sel. Ludwig von Gerlach. Es war 1857 der Rhodensche Antrag auf Herstellung der kirchlichen Gerichtsbarkeit in Ehesachen eingebracht, und — man sieht wie mutig die katholische Partei durch das große Entgegenkommen der Regierung schon damals geworden war — durch den Hinweis auf „das katholische Princip“ begründet. Gerlach erwiderte darauf (vgl. Stenogr. Berichte p. 413) folgendes: „der preuß. Staat kann niemals anerkennen, daß die katholische Kirche ein Recht habe, alles dies was ihre Principien erfordern, im Staate auch durchgeführt zu sehen . . . Bedenken Sie, m. H., was daraus alles folgen würde! Nichts ist in dem Tridentinum mit größerer Bestimmtheit als Postulat aufgestellt, als die Exemption der Geistlichen von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit. Diese Forderung ist zwar von Ihnen — den kath. Mitgliedern — dem preussischen Staate noch niemals gestellt worden, aber aus dem Princip würde es folgen . . . Ferner ist nichts gewisser, als daß die Grundsätze der kath. Kirche die Säkularisationen, die so vielfach stattgefunden haben, verwerfen und verdammen. Nach dem Grundsätze des canonischen Rechts kann das Herzogtum Magdeburg nicht als zu Recht bestehend anerkannt werden, kann nicht anerkannt werden, daß die Besitzungen des ehemaligen Kurfürsten von Trier jetzt Theile des preuß. Staates sind, kann nicht anerkannt werden, daß das ehemalige Ordensland Preußen mit Recht in ein Herzogtum verwandelt worden ist. Es hat zwar der Abg. Rhoden gestern gesagt, man könnte sich auf diese alten Ansprüche der kath. Kirche nicht berufen, weil ja ein Concordat dazwischen läge, durch welches sie beseitigt und unschädlich gemacht worden seien. Dem ist aber nicht so. Ein solches Concordat besteht für Preußen nicht, und namentlich ist die Bulle de salute animarum — keineswegs ein solches Concordat. Man hat es damals absichtlich vermieden, ein solches zu schließen. Diese Bulle ist schon der Form nach kein Concordat, sondern eine einseitige päpstliche Erklärung, die allerdings — jedoch mit Vorbehalt Sr. Majestät genehmigt ist, namentlich mit dem Vorbehalt, daß sie nur soweit genehmigt werde, als sie den Rechten des Staates und der evangel. Kirche nicht entgegenstehe . . . Ich habe diese Bulle nochmals gelesen und gefunden, wie sorgfältig es vermieden ist, irgend etwas anzuerkennen, was jenen weitergehenden Ansprüchen des Papstes oder der katholischen Kirche entgegenstehen könnte. Es wird der preuß. Staat darin bezeichnet als „die Länder, welche gegenwärtig (actu) unter der Herrschaft des Königs von Preußen stehen.“ Sie spricht in diesen Worten nicht von Rechten, sondern erkennt nur Thatfachen an. Ebenso heißt es darin als Motivierung, warum man sich mit diesem vorläufig zufrieden stelle: „da die Beschaffenheit der Zeiten nicht leidet, daß die Kirchen der berühmten deutschen Nation in ihrem alten Glanze wieder hergestellt werden.“ So drückt diese Bulle mit der dem päpstlichen Stuhle eigentümlichen Vorsicht sich aus. Es bleiben also alle die früheren Erklärungen des Papstes stehen, wonach er den westfälischen Frieden verdammt und verwirft. Die Bulle Zelo domus Dei von 1648 charakterisirt die Bestimmungen desselben als „nichtig, ungerecht, verdamulich, ungiltig und so beschaffen, daß sie niemals Geltung erlangen können, wenn sie auch mit einem Eide bekräftigt werden sollten.“ Einen ähnlichen Protest hat der Papst bekanntlich auch gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses eingelegt.“ — Soweit Herr v. Gerlach. Die

Gründe jenes Protestes von 1648 aber waren die in dem Frieden anerkannte „Wiederherstellung der protestant. Pfalz, die Zurücknahme des Restitutionsedictes, sowie die den Regenten gewährte Religionsfreiheit, über die der Papst (mit Bezug auf das oben erwähnte 4.-Lateranconcil von 1215) allein zu verfügen habe.

Also die Möglichkeit, bei der Regelung des Verhältnisses zwischen dem Reich und der römischen Curie die Grundzüge der katholischen Kirche maßgebend sein zu lassen, war gleichfalls ausgeschlossen. Wir wissen nicht, ob eine dem entsprechende Forderung jemals gestellt ist. In der Petition der Katholiken an Kaiser Wilhelm nach Versailles, dem Papste zu seinem weltlichen Besitz wieder zu verhelfen, lag sie jedenfalls noch nicht. Und was Leo XIII. am 17. April 1878 an den Kaiser geschrieben hat, ist nicht bekannt geworden. Die Antwort des Kronprinzen darauf aber zeichnet die Lage mit großer Präcision, wenn es da heißt: „Dem in Ihrem Schreiben ausgesprochenen Verlangen, die Verfassung und die Gesetze Preußens nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche abzuändern, wird kein preußischer Monarch entsprechen können. . . Wenn es daher nicht in meiner, und vielleicht auch nicht in Ew. Heiligkeit Macht steht, jetzt einen Principienstreit zu schließen, der seit einem Jahrtausend in der Geschichte Deutschlands sich mehr als in anderen Ländern fühlbar gemacht hat, so bin ich doch gern bereit, die Schwierigkeiten, welche sich aus diesem von den Vorfahren übernommenen Conflict für beide Teile ergeben, in dem Geiste der Liebe zum Frieden und der Versöhnlichkeit zu behandeln, welcher das Ergebnis meiner christlichen Ueberzeugungen ist. . . Ich werde die Hoffnung nicht aufgeben, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Teile auch für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen werde.“

Eine grundsätzliche Regelung also des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche im neuen deutschen Reiche war überhaupt nicht möglich und wird auch niemals möglich sein, weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Es blieb also nur übrig, daß die Staatsregierung eine feste klare Stellung einnahm, von der aus jede Vermischung, jedes auch scheinbare Eingreifen in rein religiöse Angelegenheiten vermieden wurde, und dann durch weise Verhandlungen und Beschränkungen in einzelnen Fällen, in der Behandlung der Personalien und der sog. gemischten Angelegenheiten, den von dem neu erwachten Selbstgefühl Roms her etwa drohenden Verwirrungen vorbeugte. Dazu hätten eine ganze Reihe von legislatorischen und administrativen Änderungen eintreten können, die man etwa für nötig hielt, und die man ohne Krieg erreicht hätte, wie das Beispiel anderer Staaten zeigt. Sagen doch die Bischöfe von den Maigesetzen selbst, daß man einen Teile ihrer Bestimmungen hätte ohne weiteres nachkommen können, daß sie bei einem anderen vielleicht die Zustimmung des heiligen Stuhls hätten erwirken können, daß aber durch den ganzen Zusammenhang der Gesetze und die Art ihrer einseitigen Einführung durch den Staat, für den letzteren eine Gewalt in kirchlichen Dingen präntendiert würde, gegen welche die Kirche durch Nichtanerkennung protestieren müsse. Es würde also z. B. die so viel verhandelte Anzeigepflicht bei Stellenbesetzungen sich leicht haben vereinbaren lassen. Doch auf Einzelheiten gehen wir hier nicht ein. Es hätten aber auch weiter Ausnahmegesetze in Erwägung gezogen werden können, wenn man sich etwas davon versprechen konnte und dieselben nicht grade damals in dem allgemeinen Freiheitschwandel eine gar zu tendenziöse Färbung bekommen hätten, besonders durch den Vergleich mit den Freiheiten der Socialdemokraten. Vor allem aber hätte man, um neben den ultramontanen Tendenzen der Katholiken ein entsprechendes Gegengewicht im Reich zu haben, — ich sage nicht: der evangelischen Kirche aufzuhelfen sollen, wohl aber: von dem unnatürlichen Zwang, der durch die staatlichen Verhältnisse in ihrem Innern ihr auferlegt worden, sie befreien, den in ihr gebundenen Kräften zur freieren Entfaltung verhelfen können. Wie dies zu geschehen, dafür verweise ich auf den Gesetzentwurf B im Decemberheft 1879 dieser Zeitschrift, sowie auf die höchst interessanten Auseinandersetzungen zwischen den Abgeordneten Stroßer und Franz im März dieses Jahres über die Dotationsverhältnisse der beiden Kirchen, mit dem durch Stroßer ge-



fürten Nachweis der weitgehenden Beeinträchtigungen der Vermögensverhältnisse der preussischen Landeskirche durch den Staat.

Allein unsere Staatsregierung schlug ganz andere Wege ein. Sie glaubte zu einer directen Bekämpfung der katholischen Kirche vorgehen zu können. Fragen wir nach den Veranlassungen zu den Kampfmaßregeln der Regierung, um deren Aufgeben es sich jetzt handelt, so muß ich gestehen, daß ich mich wieder und wieder vergeblich umgesehen habe, um aus der liberalen Presse und den officiellen Erklärungen auch nur eine greifbare Thatfache herauszuhören, die jene Angabe: der Streit ist von Seiten der Katholiken begonnen — rechtfertigen könnte. Dasselbe spricht schon der Verfasser der Artikel im November-Heft 1879 aus (p. 843). Was waren denn die ersten Anfänge der wirklichen Differenz? — Sie kamen von dem sog. Ultraholicismus her. Es war ohne Zweifel für die Regierung eine sehr sonderbare Lage, daß sie, die im Verein mit den Bischöfen bisher katholische Lehrer und Professoren an katholischen Seminaren und Facultäten angestellt und besoldet hatte, plötzlich eine Differenz zwischen diesen Lehrern und der Kirche ausbrechen sah, welche eine fernere Wirksamkeit der ersteren im Namen der Kirche unmöglich machte. Und zwar lag das Erschwerende darin, daß die Differenz nicht durch eine veränderte Stellung der Lehrer eingetreten war, sondern durch die Unterwerfung der Bischöfe unter eben jenes neue Dogma, was sie bis dahin mit ihren Lehrern und Professoren gemeinsam bekämpft hatten. Man ist bald damit fertig zu sagen: es ist empörend zu sehen, daß die Kirche neue Dogmen macht — und zwar solche wie die von 1870 — und nun verlangt, der Staat solle seinen Arm hergeben, um dem Dogma in der Kirche zum Siege zu verhelfen, solle Männer der Wissenschaft aus Amt und Brot jagen, nur weil sie zu gewissenhaft waren, um jene neureinischen Festsetzungen als Offenbarungen des heil. Geistes anzuerkennen! — Gewiß, das ist die eine Seite der Sache. Aber wut die andere.

Ist der Staat einmal mit der Kirche die Verbindung eingegangen, daß es staatliche Institute mit kirchlichem Charakter giebt, so kann der Staat nicht bestimmen, was diesem kirchlichen Charakter entspricht. Trat also der Fall ein, daß eine Reihe von bisherigen kirchlichen Lehrern an Staatsinstituten durch rein innerliche kirchliche Verhältnisse die Qualification zur Fortsetzung ihres Amtes verloren, so war nur zweierlei vernünftiger Weise möglich: Entweder der Staat gab dies ganze Verhältnis zur Kirche in allen seinen Theilen auf (auf dem Gebiet der Bildungsanstalten nicht nur, sondern auch der Ehe, der Schule &c. &c.), ein Verhältnis, was auf der rechtlichen Ordnung der Vermögensverhältnisse basiert war, — oder er zog die Konsequenzen daraus, indem er die Staatsdiener, die ihre kirchliche Qualification zur Fortsetzung grade dieses Amtes verloren hatten, aus ihren Stellungen in andere Staatsämter beförderte, wo sie keine Conflicte mit den kirchlichen Behörden zu gewärtigen hatten. — Der Staat schlug aber einen dritten Weg ein. Er erklärte, daß die betreffenden Anstalten (das Seminar in Braunenberg, das Gymnasium daselbst — wenigstens der Religionsunterricht an demselben, die Facultät in Bonn u. s. w.) kirchlichen Charakter behalten sollten, daß aber der Staat, vertreten durch den Cultusminister, über diesen letzteren zu bestimmen habe. Nicht die Bischöfe sollten fortan bestimmen, was zu einem katholischen Christen gehöre, sondern der Cultusminister, welcher in seinen Erlassen vom Jahre 1871 wiederholt dies Recht in Anspruch nimmt; z. B. folgert er in einem Rescript vom 25. Nov. d. J. daraus, daß die Lehre der Kirche durch ein Concil verändert worden sei, die Kirche selbst sei eine andere geworden, und die Anhänger der alten Lehre seien die eigentlichen Katholiken, — während ihm durch die Bischöfe sehr richtig nachgewiesen wird, daß dieser protestantische Grundsatz von dem Fundament der Kirche in ihrem Bekenntnis, gar nicht auf die katholische Kirche passe, daß vielmehr jene Lehrer (Wollmann &c.) in ihrem Eide gelobt: „Alles das anzunehmen und zu lehren, was von den allgemeinen Concilien festgesetzt und definiert wird u. s. w. — Weiter, als nun von den Bischöfen die Excommunication über die Ultraholicisten verhängt wurde, behauptete der Cultusminister, daß damit in das bürgerliche Gebiet eingegriffen werde, und hielt diese Behauptung den officiellen

Darlegungen der Vertreter der Kirche gegenüber aufrecht. (vgl. grade diese besonders interessanten Actenstücke bei Siegfried p. 40 ff.)

Der Conflict war nun vorhanden. Es erfolgte Gesetz auf Gesetz, Protest auf Protest, und es ist nicht meine Absicht, eine Geschichte des Culturkampfes zu schreiben. Nur darauf kam es an, die Rechtsfrage bei dem Beginne desselben festzustellen, und dazu bedarf es noch des einen Hinweises, wie correct die Bischöfe, z. B. der von Ermland, bei der Entstehung der ersten Conflictfälle verfahren. Ehe er dem Vollandmann die *missio canonica* entzog, zeigte er der Regierung an, daß er mit ihm in Verhandlung stehe und diese Entziehung als Drohung habe aussprechen müssen, und erbittet Erklärungen der Regierung. Er erlaubt sich ferner die Anfrage, ob die Regierung geneigt sein würde, eine Neuordnung des Religionsunterrichts am Gymnasium zu Braunsberg im Einverständnis mit ihm vorzunehmen. (Schreiben vom 5. April 1871). Statt dessen geht die Regierung auf nichts ein, weist ziemlich schroff alles zurück und zwingt die katholischen Schüler, den Religionsunterricht des excommunicirten Katholiken zu besuchen. Das nenne nun einmal jemand noch Gewissensfreiheit! Hierüber hätten sich die rheinischen Conservativen einmal aussprechen sollen. Ueber diese Streifschaden sprach sich das Volksblatt f. St. u. L. fortlaufend aus, vgl. besonders den „alten Juristen“ in dem Artikel „Zur röm. Frage“ vom 10. April 1872).

Dieser Rechtsgrundlage, auf der der Culturkampf entstanden ist, entspricht seine weitere Führung. Ueber die Maigesetze herrscht jetzt darin so ziemliche Uebereinstimmung, daß sie in das rein kirchliche Gebiet eingegriffen haben. Die Parlamentsverhandlungen vom Jahre 1880 haben das geoffenbart. Auch Herr v. Fordenbed hat sich im December 1881 zu einer „Revision der Maigesetze“ bereit erklärt, jener alten Forderung der Conservativen, die uns fast ein Decennium lang den Namen der „Reichsfeinde“ eingetragen. Und nicht minder macht die „National-Zeitung“ ihre Zugeständnisse, indem sie Herrn von Fordenbed zu seiner Desser Rede beglückwünscht. Ohne Widerspruch konnte schon am 28. Mai 1880 Herr v. Hammerstein im Abgeordnetenhause erklären: „Also m. S., die Maigesetze haben zu einem gedehlichen Ende nicht geführt; ein Fehler ist gemacht; niemand leugnet das heutzutage, der überhaupt die Notwendigkeit einer Kirche zugesteht; die Regierung selbst gesteht es nun ein.“ — Die ganze Gesetzgebung lief eben in Grunde auf jenen Weg hinaus, den wir oben als das Verbot der katholischen Kirche im Reiche bezeichnet haben. Man wollte zwar keineswegs dies Verbot aussprechen, nicht mit einem Male vollziehen, aber nach und nach hätte es unter dieser Gesetzgebung dahin kommen müssen, daß es keinen römischen Katholiken mehr im deutschen Reiche gab.

Das innerlich Fehlerhafte dieses Standpunktes, wodurch er zu solchen Ungeheuerlichkeiten führte, bestand darin, daß man durch staatliche Mittel der Gesetzgebung und Verwaltung den Geist der Kirche beeinflussen zu können glaubte. Hatte man früher eine Führung der Bischöfe gegen den Papst als eine Einmischung in kirchliche Dinge vorzüglich abgewiesen, und zwar der Bischöfe, die im Grunde dem Papste schon oppositionell gesinnt waren, — so glaubte man jetzt eine Führung der Geistlichen gegen die Bischöfe, der Laien gegen die Kirche übernehmen zu können; glaubte ferner auf die Anschauungen in den katholischen Kreisen durch kleinliche Maßregeln in den Schulen Einfluß üben zu können. Auch dem Clerus sollte ein „nationaler“ Geist eingehaucht werden.

Es ist immer wieder unbegreiflich, nicht daß der Liberalismus und seine Vertreter diesen Weg einschlugen, wohl aber daß ein so ungewöhnlich scharfblickender Mann wie Fürst Bismarck seine Billigung, und mehr als das, dazu geben konnte. Erst kürzlich wurde mir mündlich eine Aeußerung des seel. Tholud mitgeteilt: er sei erstaunt über die Kurzsichtigkeit, mit der man geglaubt habe gegen eine Institution wie die römische Kirche vorgehen zu können. Und Tholud war gewiß kein Parteigänger Roms.

Zur Erklärung kann vielleicht eine zweifache Erwägung dienen. Erstlich steht in unseren protestantischen gebildeten Kreisen das Verständnis für das Wesen der Kirche nicht immer auf gleicher Höhe mit der persönlichen, auch entschieden christlich angelegten Frömmigkeit; die Idee der Kirche als eines geistigen Organismus, der sein Wesen und

Wachstum in sich selber trägt und für beides ebenso unabänderlichen Gesetzen unterliegt wie der Obstbaum und jedes andere organische Wesen, muß unserer Zeit wieder zum Bewußtsein kommen. Fürst Bismarck nimmt seinerseits an diesem Subjectivismus (auch in Bezug auf die Frömmigkeit), welcher unsere Zeit beherrscht, teil. Deshalb ist er auch der Veruchung nicht entgangen, welche ihn glauben ließ, bei seiner außerordentlichen Macht über viele Gemüter und dem nie versagenden Glück in der Behandlung der politischen Angelegenheiten, würden auch gegen die Kirche und in kirchlichen Dingen mit derselben Leichtigkeit sich Erfolge erzielen lassen. Er dürfte in den letzten 20 Jahren in dieser Beziehung manches gelernt und erkannt haben, daß es vielleicht ein Mal ganz wirksam sein kann, auch mit der römischen Kirche verschüchterten Gegnern Schach zu bieten, daß aber die Vorteile solches Zuges mehr als aufgewogen werden durch die Schwierigkeit, die entseffelten Geister wieder zu zähmen.

Eine weitere Entschuldigung oder wenigstens Erklärung, liegt in der Verfälschung der öffentlichen Meinung durch die Presse, welche Bismarck gleichfalls nicht scharf genug durchschaut zu haben scheint. Es war gewiß ein Irrtum, als er am 5. Jan. 1870 an Arnim schrieb: „Ich habe schon früher bemerkt gemacht, daß wir vom Standpunkte der Regierung aus keinerlei Bestürzungen Raum geben, weil wir die Gewißheit haben, auf dem Felde der Gesetzgebung, unterstützt von der Macht der öffentlichen Meinung(?) und dem ausgebildeten staatlichen Bewußtsein der Nation(!), die Mittel zu finden, um jede Krisis zu überwinden und die gegnerischen Ansprüche auf das Maß zurückzuführen, welches sich mit unserem Staatsleben verträgt. Wir sind in Norddeutschland des nationalen und des politischen Bewußtseins, auch der katholischen Bevölkerung in ihrer Mehrheit, sicher, und haben in der überwiegenden Mehrheit der evangelischen Kirche einen Stützpunkt, welcher den Regierungen rein oder wesentlich katholischer Länder fehlt. Es bedarf für uns der Versicherung des Papstes, daß durch die Ergebnisse des Concils die hervorgebrachten oder festgestellten Beziehungen der Curie zu den Regierungen nicht geändert werden sollten, in keiner Weise. Jeder Versuch, dieselben umzugestalten, würde schließlich nicht zu unserem Nachteil ausfallen.“ — Die von Bismarck als Hilfstruppe angeführte öffentliche Meinung, resp. die liberale Presse, war es nun auch, welche nach einmal aufgenommener Fehde die Regierung immer weiter in den Weg hineinsetzte, der von uns und von vielen als eine Sackgasse sofort beim Betreten bezeichnet worden ist. Die Haltung der Presse in jenen Jahren ist bekannt genug. Wenn selbst die „Neue evang. Kirchenzeitung“ an Herrn v. Gerlach tabelte, daß ihm „der Haß gegen Rom“ fehle, und wenn in den weitesten „evangelischen“ Kreisen so sehr alles Gefühl für Recht und Billigkeit untergegangen war, ja für die Grundlagen, auf denen der Protestantismus ruht, daß man die geschilderten Uebergrieffe der Staatsgewalt in das kirchliche Gebiet als Triumph der evangelischen Sache feierte, daß der Präsident des deutschen Centralausschusses für die innere Mission es für eine Pflicht des Staates erklärte, die Gründung katholischer Schulen durch die Kirche in den märkischen Städten nicht zu dulden, während gleichzeitig von anderer Seite die Klagen des Papstes über protestantische Schulen in Rom als eine ungeheuerliche Intoleranz hingestellt wurden, daß endlich die Beschuldigungen des Papstes gegen den Protestantismus als Vater der Revolution und des Socialismus sittliche Entrüstung hervorriefen bei denen, welche gleichzeitig eben diesen Papst als den Antichristen zu bezeichnen keinen Anstand nahmen, — ich sage: wenn dies alles in gläubigen evangelischen Kreisen möglich war, was konnte man dann nicht von der Judenpresse und ihren Verbündeten erwarten. Der kirchliche Liberalismus hat auch niemals über seine Intentionen einen Zweifel gelassen. Der geschäftsführende Ausschuss des deutschen Protestantenvereins forderte in seinem Kinderscheiben vom 8. Oct. 1871 zur Verbreitung von Flugchriften auf zu dem Preise von 5 Silberggr. oder 18 Kreuzer, die dem Verein die Mittel schaffen würden, „deren er für seine Bestrebungen bedürfe, sowohl gegen die Jesuiten in der römischen als in der protestantischen Kirche.“

Zudem ist man schließlich in unseren leitenden Kreisen zu der Einsicht gekommen, daß man jener „Jesuiten“ des Protestantenvereins, d. h. der Vertreter des positiven

Christentums in beiden Kirchen denn doch noch bei der Erhaltung des Staatswesens bedarf. Die Siege des Socialismus, die Attentate des Sommers 1878 öffneten vielen die Augen. Und daß die Maigesetze nicht das richtige Mittel waren, um die katholische Kirche in Deutschland unschädlich zu machen, bewies schon die Centrumpartei, die nach dem Erlaß der Gesetze von 52 Mitgliedern auf 90 gewachsen war und seit der Zeit immer mehr die ausschlaggebende Partei in den Parlamenten geworden ist.

Fragen wir nun zum Schluß, wie aus dem gegenwärtigen verfahrenen Zustande herauszukommen ist, so müssen wir vorab das Ziel im Auge haben, dem wir zusteuern. Hegel sagt in seiner Philosophie der Geschichte: „Staat und Verfassung sind wirklich aus der Religion hervorgegangen und zwar so, daß der athenische, der römische Staat nur in dem specifischen Heidentum dieser Völker möglich war, wie auch ein katholischer Staat eine andere Verfassung hat als ein protestantischer. Der Geist eines Volkes ist ein bestimmter individueller Geist, der sich seiner Bestimmtheit bewußt wird in den verschiedenen Sphären, in der Bestimmtheit seines sittlichen Lebens, seiner Verhältnisse, seiner Kunst, Religion und Wissenschaft.“ — Ist dem so, so ergiebt sich für das deutsche Volk die Aufgabe, da es durch den confessionellen Gegensatz gespalten ist in ein katholisches und zwei protestantische Dritteile, daß es in seinem öffentlichen Leben, Staatswesen und Verfassung das allgemeine Christliche, den für beide Confessionen vorhandenen breiten Boden des gemeinsamen Glaubens zum Ausdruck zu bringen suche. Gemiß eine des deutschen Geistes würdige Aufgabe. Es ergiebt sich weiter daraus die gegenseitige Pflicht der Confessionen, in Frieden zusammen zu leben und das Bewußtsein des gemeinsam Christlichen gegenüber dem Abfall unserer Tage immer mehr zum Bewußtsein zu bringen. Lassen es die Katholiken an dieser Pflicht fehlen, so entbindet uns das nicht von der unsrigen. Mit kirchlichem Syncretismus haben wir gleichwohl nichts zu schaffen. Soll dem Volke die Religion erhalten werden, so muß es für das katholische Volk das katholische und für das evangelische Volk confessionell begrenztes evangelisches Christentum sein; aber in den politischen Verhältnissen des paritätischen Staates ist ökumenische Gesinnung unerlässlich, unbeschadet seiner Rechte, sich die einzelnen Kirchen auf ihre Stellung zu seinen Zwecken anzusehen und demnach der einen größere Freiheiten zu gewähren als der andern. Im Namen des „protestantischen Kaiserthums“ vom deutschen Reich einen Kreuzzug gegen Rom fordern, möchte sich im 17. Jahrhundert ganz romantisch gemacht haben, heutzutage verbietet es sich von selbst, nicht im Interesse der römischen Kirche, wohl aber im Interesse des Evangeliums und des Vaterlandes.

Ueber die Grundzüge, welche dem entsprechend die staatliche Gesetzgebung der Kirche gegenüber einhalten sollte, spricht sich der III. der mehrfach erwähnten Artikel im Decemberheft 1879 dieser Zeitschrift so klar und eingehend aus, daß ich nichts weiter thun könnte als seine Worte zu wiederholen. Ich übergehe das darum, wie auch die dort folgenden Gesetzentwürfe heute von unserer Betrachtung ausgeschlossen bleiben, der es nur noch erübrigt, diejenigen Schritte kurz zu beleuchten, welche bisher aus dem Kulturkampf heraus gemacht sind.

Die ersten Verhandlungen zwischen Staat und Kirche begannen 1878 in Riffingen zwischen Bismarck und Masella. Später trat Jacobini an des letzteren Stelle, deutscherseits war Prinz Reuß, der Botschafter in Wien, der persönliche Vermittler; schließlich kam es auch zu Verhandlungen in Rom mit dem Papste selbst durch Herrn v. Schölzer. Daß überhaupt die Regierung diesen Weg der Verständigung einschlug, war ein Zeichen, daß sie die durch die Maigesetze geschaffene Lage als unhaltbar erkannt hatte, — aber auch daß sie über die ferneren Wege keine bewußten Pläne hatte. Von einem principiell klaren, auch über den Charakter des Gegenparts völlig unterrichteten Standpunkte aus wäre eine neue Gesetzgebung möglich gewesen ohne jene langgezogenen Verhandlungen (vgl. Allg. conf. Monatschrift, Decbr. 1879 p. 907). Vielleicht ist es auch eine gnädige Zügelung Gottes, daß allen beteiligten Kreisen eine so lange Zeit gewährt ist, um zur Klarheit über die weiter zu thunenden Schritte zu gelangen, was hoffentlich der evangelischen Kirche am meisten zu gute kommen wird. — Bei den gepflogenen Verhandlungen nun war natürlich die Stimmung der liberalen Organe sehr

hinterlich, die nicht müde wurden, in jedem Stadium ein Zurückweichen des Kanzlers von seinem Versprechen: „nach Canossa gehen wir nicht“ — zu wittern. Es sollte durchaus „die Ehre des Staates“ gewahrt werden; durch Nachgiebigkeit würde er sich schwach zeigen u. dgl. m. Allein in dem Aufgeben einer unhaltbaren Position liegt allemal eine Befestigung der eigenen Stellung, und Eingestehen daß man unrecht gehabt, kann nur den trotigen Kindern als Schwäche erscheinen. Und soll denn der „Staat“ immer für alles verantwortlich sein, was eine „Partei“ geündigt hat? — Den ersten thatächlichen Schritt über bloße Verhandlungen hinaus that Papst Leo XIII. durch sein Breve an den Erzbischof in Köln vom 24. Febr. 1880, in welchem er ein Nachgeben in der Gestattung der Anzeigepflicht bei Pfarrwahlen in Aussicht stellte. Merkwürdigerweise beschloß aber das Staatsministerium am 17. März desselben Jahres, sich mit diesem ersten entgegenkommenden Schritt nicht zu begnügen, sondern eine allgemeine Erklärung zu verlangen über die Congruenz jener Anordnung „mit den bezüglich staatseigentlichen Vorschriften“, — eine Forderung, die im Unterschied von dem erstrebten *modus vivendi* wieder auf die alte als unmöglich erkannte grundsätzliche Verständigung hinielte. Die Folge war, daß der Papst sein Anerbieten zurückzog.

Endlich erfolgte im Mai 1880 der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze, das im Juli teilweise angenommen wurde. Anßer der mehr theoretischen (aber nichtdestoweniger sehr wichtigen) Aenderung, wonach die „Absetzung“ von Geistlichen und Bischöfen in das Erkennen auf Unfähigkeit zur Fortführung des Amtes verwandelt wurde, wurde dadurch dem Ministerium die Freiheit gewährt, die Verwaltung erledigter Bistümer, die Verrichtung geistlicher Handlungen in verwaisten Gemeinden, und die Niederlassung geistlicher Orden zu gestatten, resp. zu erleichtern, ohne an die Forderungen der Maigesetze gebunden zu sein. Die weitergehenden Paragraphen über die Möglichkeit, abgesetzte Bischöfe in ihre Diöcesen wieder einzuführen, sowie von den Bestimmungen über die Qualificationen für das geistliche Amt zu entbinden, scheiterten damals an dem Widerspruch der Liberalen, weil sich das Centrum nicht zu einer Annahme des Entwurfes in Gemeinschaft mit den Conservativen entschließen konnte, indem es in der Erteilung discretionärer Gewalten eine Verleugnung seiner Principien sah.

Im März 1882 erschien nun eine erneute kirchenpolitische Vorlage, in welcher im wesentlichen die abgelaufenen Bestimmungen des Zunjgesetzes von 1880 verlängert und die damals verworfenen Paragraphen wieder eingeführt wurden. Nach sehr verwickelten Commissionsverhandlungen darüber ist endlich zwischen den Conservativen und dem Centrum das Compromiß geschlossen, das auch im Herrenhause bis auf unbedeutende Aenderungen angenommen ist. Danach werden die Bestimmungen von 1880 über die Verwaltung erledigter Bistümer, über die Ernächtigung des Ministeriums zur Aufhebung einer commissarischen Vermögensverwaltung und die Wiederaufnahme eingestellter Staatsleistungen bis 1. April 1884 verlängert, — wird ferner dem Begnadigungsacte des Königs gegenüber einem abgesetzten Bischof die Bedeutung beigelegt, daß der Betreffende wieder als Bischof seiner Diöcese gelte, endlich das kränkende Culturregimen wieder aufgehoben. — Dies ist das Gesetz, wegen dessen die Regierung und die Conservativen von den Liberalen (und auch von den „rheinischen Conservativen“) des „Ganges nach Canossa“ angeklagt werden, der Parteinahme für Rom, des Verrates an dem Protestantismus u. dgl. u. — Wir sind darüber ganz ruhig. Wir wissen, daß wir aus den jetzigen Zuständen heraus müssen. Wir trennen uns des gegenseitigen Nachgebens, indem die Regierung aufgegeben hat die Forderung einer vorherigen Beugung der Kirche unter die Maigesetze, indem das Centrum aufgegeben hat seine abstracte Ablehnung einer discretionären Gewalt. Wir scheuen auch unsererseits diesen Weg nicht, und halten das Gerede der Liberalen gegen diese Gewalt als unverträglich mit der „Heiligkeit des Gesetzes“ u. dgl., eben für leeres Gerede; als ob nicht jeder Lehrer das Gesetz anders handhabte gegen den sonst lobenswerten Schüler, der sich einmal versteht, als gegen den fortwährend auf den Zügel beißenden Taugichts. Wir verlangen aber endlich, daß die Conservativen nun auch ihrerseits alles dazu thut, daß am 1. April 1884

an die Stelle dieses Provisoriums eine Gesetzgebung treten kann, welche einen den Verhältnissen angemessenen Frieden mit der katholischen Kirche und einen der evangelischen Kirche zur selbständigen lebenskräftigen Erbauung verhelfenden Zustand anbahnt und ermöglicht. Ohne ein klares möglichst detailliertes Programm in kirchlicher Beziehung wird die conservative Partei die ganze Last der ihr jetzt gemachten Vorwürfe bei den Wahlen zu empfinden haben. Mit einem solchen Programm aber werden ihre jetzigen Erfolge nur in desto schönerem Lichte erscheinen.

Sollen nun zum Schluß, um dem zwar ungerichten aber oft gehörten Vorwurf eines Mangels an positiven Vorschlägen zu begegnen, die Grundlinien für ein solches Programm aufgestellt werden, so mag es gut sein vorauszuschicken, daß die neu zu schaffende kirchliche Lage allerdings eine erhebliche Umbildung des gegenwärtigen Zustandes in sich schließt. Ist die conservative Partei nicht im Stande, zu solchen einschneidenden Fortbildungen gesetzlicher Art die Hand zu bieten, so wird sie die Verantwortung auf sich nehmen müssen für die gewaltthätigen Erschütterungen, welche die notwendige Folge sein werden der Divergenz zwischen den jetzigen Zuständen und — ich sage nicht den Forderungen der Zeit, sondern den Forderungen der Natur und des Wesens der Kirche. Es sind unsere politischen Gegner, welche alle möglichen Beschränkungen des Lebens der Kirche, Gewissenszwang, Vermengung staatlicher und kirchlicher Dinge in den letzten zehn Jahren reichlich und offensichtlich geleistet haben. Nimmt die christliche Partei im Lande diesen Kampf nicht auf, los von der Sehnsucht nach den Fleischtopfen der alten staatskirchlichen Zustände, wo event. der Gensdarm die Kinder zur Taufe brachte, los von der bequemen Behauptung, daß die preussische Regierung unter den Hohenzollern denn doch immer noch die meiste Garantie für den Fortbestand der Kirche biete, dann sinkt der kirchliche Kampf der nächsten Jahre zu einer bloßen Machtfrage herab, zum Schaden des kirchlichen Lebens im Volke.

Wir erstreben deshalb die Unabhängigkeit der inneren Entwicklung der evangelischen Kirche, als einer Religionsgemeinschaft, von politischen Einflüssen, Aufhebung verschiedener Beschränkungen, allmählich sich vollziehende Umänderung des Summepiscopates des Landesherren (in welchem eine ideelle Trennung des Kirchenhauptes von dem constitutionellen Fürsten immer illusorisch bleibt), Verlegung des Schwerpunktes der kirchlichen Initiative in kirchliche Organe, welche aus den an die Bekennnisse gebundenen Synoden hervorgehen. Daraus ergeben sich folgende Forderungen:

- 1) Einfluß der Synoden, bez. der synodalen Organe, auf die Besetzung kirchenregimentlicher Ämter.
- 2) Freiheit der Kirche in der Bestimmung über die Rechte ihrer Mitglieder (kirchl. Disciplin).
- 3) Freiheit der Kirche in der Fortbildung ihrer kirchlichen Ordnungen und Verfassungen; Beseitigung der Schranken, wie sie in dem Gesetz vom 3. Juni 1874 liegen und in dem Placet des Staatsministeriums für kirchliche Gesetze.
- 4) Freiheit der Kirche in der Beschaffung ihrer Mittel durch Kirchensteuern.
- 5) Eudliche Bewährung einer Dotation für die evangel. Kirche, welche in Verhältniß steht zu den Beträgen, welche der katholischen Kirche durch die Bulle de salute animarum und die Cabinetsordre vom 23. Aug. 1821 gewährt worden sind. (Edicte vom 27. u. 30. Oct. 1810.)
- 6) Einfluß der kirchlichen Organe auf die Besetzung der Lehrstühle an den zur Ausbildung von Kirchendienern unterhaltenen staatlichen Instituten. (Professoren der theol. Facultäten, Seminardirectoren).
- 7) Christlicher Charakter der Volksschule; die Religionslehrbücher in den Schulen und Seminarien bedürfen der kirchlichen Sauction; kirchliche Inspection. Die durch das Schulaufsichtsgesetz geschaffene Lage, wonach der Staat der Inhaber der Schulinspection

ist, wollen wir formell nicht ändern, aber materiell die betr. Bestimmungen in einer dem religiösen Leben der Gemeinde, der Gewissensfreiheit der Eltern und der Kinder entsprechenden Weise festgesetzt wissen. Consessionelle Volksschule, daher z. B. unter keinen Umständen Simultanseminare.

8) Staatliche Anerkennung der durch die berechtigten Diener der evang. Landeskirche und der anerkannten luth. Freikirchen vollzogenen Trauungen (salutative Civilehe.)

9) Freiheit des confessionellen Eides, resp. confessioneller Zusage zum Simultaneid. In Betreff der staatlichen Bedingungen zur Uebernahme eines kirchlichen Lehr-, Regier- oder Pfarramtes (Gymnasialbildung, Examina x.), denken wir nicht engherzig, in der Gewißheit, daß die Diener der evang. Kirche sich vor keinerlei Anforderungen zu scheuen haben; wir verlangen aber in der Behandlung des geistlichen Standes in seinen Candidaten Rücksichtnahme auf seine Stellung im Volksleben.

Für die nähere Ausführung dieser einzelnen Punkte scheuen wir keine Discussion, erhoffen vielmehr eine solche; denn wir zweifeln nicht, daß diese Thesen noch wesentliche Hervollkommnung und Ergänzung fähig sind. Uebrigens sei auch hier wieder auf die Vorschläge des Gesehentwurfs B, (Decemberheft 1879) besonders die §§ 1—5 und 9 verwiesen.

## Der Krieg in Süd-Amerika.

Von Dr. Polakowsky.

### I.

Wenn auch der Friede zwischen den Republiken Süd-Amerika's noch nicht geschlossen ist, so darf doch der Krieg als beendet angesehen werden. Damit ist der Zeitpunkt gegeben, die kurzen von den Tagesblättern gebrachten Notizen durch eine übersichtliche Darstellung der Ereignisse zu ergänzen.

Die drei kriegsführenden Mächte waren Peru, Chile und Bolivia.

Peru, dessen Gebiet weit über das Doppelte des deutschen Reiches umfaßt, hat noch nicht drei Millionen Einwohner. Seit der Unabhängigkeit von der spanischen Krone ist Peru, wie außer Venezuela keine andere Republik in Süd- und Mittel-Amerika, der Schauplatz der wildesten Revolutionen und Gewalttacte gewesen. Ehrgeiz und Habgier bestimmten die Machthaber und Parteiführer, sich gegenseitig zu verdrängen und sich beim Pöbel Lima's durch Erfolge in der äußeren Politik populär zu machen. 1860 war General R. Castilla Präsident Peru's. Im Juli des gen. Jahres wurde ein Mordversuch auf offener Straße gegen den Präsidenten versucht, am 23. November desselben Jahres wiederholte sich der Versuch. Eine Abteilung Soldaten drang in das Palais des Präsidenten, aber die Geistesgegenwart eines Obersten rettete ihn. Dieser Oberst stimmte die Soldaten schnell so völlig um, daß sie nicht den Präsidenten, sondern ihre Officiere, welche sie zum Morde des Präsidenten angestiftet hatten, töteten. 1861 wurde Mig. S. Ramon zum Präsidenten gewählt, er starb aber bereits im April 1862. Es folgte Pezet. Während dieser Zeit genoß Peru Ruhe im Inneren, war aber in Differenzen mit Frankreich, Spanien und Nord-Amerika gekommen und stand auf sehr gespanntem Fuße mit Ecuador und Bolivia. Als diese drohenden Conflicte kaum beigelegt waren, brach der Krieg mit Spanien aus. Grund zu demselben gab die Tötung eines Spaniers durch Peruaner, wofür die Regierung Peru's sich weigerte Gemüthung zu geben. Auch wurde ein spanischer Special-Gesandter in Lima nicht anerkannt und empfangen. Die spanische Flotte besetzte nun im April 1863 die Chincha-Inseln

(Guano-Lager). Die Spanier erschienen im Januar 1865 vor Callao und forderten energisch eine Entschädigung der spanischen Unterthanen für die ihnen auf peruanischem Gebiete zugefügten Verletzungen. Präsident Pezet ging auf die Forderungen des spanischen Admirals (Vareja) ein, erregte dadurch aber die Wut der kriegslustigen Partei im Lande. Es kam zu blutigen Aufständen, Pezet mußte flüchten, und an seine Stelle trat Prado, welcher im December 1865 den Krieg an Spanien erklärte und mit Chile ein enges Bündnis abschloß. Am 2. Mai 1866 griff das spanische Geschwader Callao vergebens an. Die Begeisterung über diesen „Erfolg“ brachte Prado auf den Präsidentenstuhl. Ich will hier nicht näher auf diesen Krieg mit Spanien eingehen, sondern nur noch anführen, daß im weiteren Verlaufe desselben die Chilenen das spanische Manonenboot „Covadonga“ nahmen, die vereinigte peruanisch-chilenische Kriegsflotte die Spanier am 7. Februar 1866 schlug, und die Spanier am 31. März 1866 die offene Stadt Valparaiso bombardierten und dadurch Chile ungeheuer schädigten.

Peru wurde 1868 von fürchterlichen Erdbeben und einer pestartigen Krankheit schwer heimgesucht; dazu kamen zahlreiche Revolutionsversuche. Durch diese Ereignisse wurden die Finanzen Perus total zerrüttet, der Credit ging verloren. Erst 1869 kam es zum Waffenstillstande mit Spanien. — Es war nicht das erste Mal, daß die drei Republiken — auch Bolivia war dem Bunde gegen Spanien beigetreten — ihre Waffen gegen einen gemeinsamen Feind trugen. Während des Unabhängigkeitskrieges (1810—20) war Peru das Centrum und dann der letzte Halt der spanischen Macht in Süd-Amerika. Vom Castillo de San Felipe, welches den Eingang zum Hafen von Callao beherrscht, wehte noch im Jahre 1821 die spanische Flagge. 1818 errang Chile die Unabhängigkeit, und sofort war es bemüht, dieselbe auch den Peruanern zu erkämpfen. 4000 Chilenen landeten unter General San Martin nicht weit von Callao, nahmen Lima, vereinigten sich mit Bolivar's Columbianern und schlugen die Spanier aus Peru heraus.

Noch reicher an Revolutionen als Peru ist Bolivia. 1860 war Präsident Bolivia's der General M. Acha, welcher den Dictator Linares geführt hatte. Acha näherte sich dem Ende seiner Präsidentschaft und wollte eine seiner Creaturen, den General Agreda, zum Präsidenten gewählt wissen. Einen verschlagenen, kühnen Menschen, der durch seine Theilnahme an vielen Militär-Revolutionen in kurzer Zeit vom Gemeinen bis zum General avanciert war, M. Melgarejo, gedachte Acha bei dieser Intrigue zu benutzen. Melgarejo wollte aber selbst Präsident werden und als er erfuhr, daß Acha ihn nur gebrauchen wollte, sprach er seine Enttäuschung offen aus. Acha wollte Melgarejo aus der Residenz (damals Cochabamba) entfernen, aber letzterer stellte sich an die Spitze einiger Bataillone, nahm Acha gefangen und ließ sich zum Präsidenten ausrufen. Jetzt herrschte dieser uncivilisierte Mensch sieben Jahre über Bolivia. Seine Regierung war eine Reihenfolge von Bürgerkriegen und Verbrechen, von schrecklicher Grausamkeit und grotesken Orgien. Der Palast des Präsidenten war eine elende Schenke, welche kein Ehrenmann betreten konnte, ohne sich zu bejucheln — schreibt ein Bolivianer. Melgarejo setzte sich über alle Forderungen des Rechtes und der Moral hinweg und bestahl die Staatskassen in der empörendsten Weise und ganz öffentlich. Die Armee mußte, wie Aramaigo schreibt, die Wairresse des Präsidenten begleiten, ihr Ehrenbezeugungen machen. Niessige Contributionen erhob Melgarejo und vergeudete sie durch Spiel, Trunk und sinnlosen Luxus. Und ruhig ertrugen die Bolivianer diese Schmach! Ein guter, edler Präsident hatte mindestens alle drei Monate eine Revolution durchzumachen, vor Melgarejo lag die Nation zitternd im Staube. — Im Jahr 1865 versuchte der General Belsu in la Paz dieses schändliche Noth abzuschütteln. Melgarejo war mit seiner Armee abwesend; er kehrte sofort zurück und der Kampf um die Hauptstadt entbrannte. Am Abend war er zu Belsu's Vorteil entschieden, ein großer Teil von Melgarejo's Truppen war desertiert. Zuletzt war Melgarejo mit seinem Oberst R. Campero allein. Aber statt zu fliehen ging Melgarejo in das Palais, auf dessen Balcon Belsu stand, den das Volk jubelnd zum Präsidenten ausrief. Melgarejo begrüßt den neuen Präsidenten und das Volk ist erfreut über die Unterwerfung des Belegten. Ahnungslos geht Belsu vor Melgarejo in das Palais, da fällt ein Schuß, Melgarejo



mordet den vertrauensvollen General Belsu, und dann tritt er, der General Melgarejo, auf den Balcon des Palastes und ruft der versammelten Menge zu: „Bürger! Belsu ist todt! — Es lebe Melgarejo!“ — Und der Böbel brüllt natürlich Beifall und der Schurke Melgarejo ist wieder Präsident. Seine Nacht und Tyrannie wuchs von Tag zu Tag, auf die kleinsten Vergehren setzte er die Todesstrafe. (Dextr. v. 6. Decbr. 1865.)

Endlich schlug die Stunde der Befreiung für das unglückliche Bolivia. In Abwesenheit Melgarejo's stellte sich Hil. Daza an die Spitze der Unzufriedenen in La Paz, auch Morales schloß sich an. Melgarejo's ganze Einwohnerschaft von La Paz zu ermorden und keinen Stein auf dem anderen zu lassen. Da die Einwohner der Hauptstadt überzeugt waren, daß der Unmensch seinen Schwur halten würde, ergriffen sie mit Weibern und Kindern die Waffen und schlugen sich mit dem Rute der Verzweiflung am 15. Januar 1871 gegen die Banden Melgarejo's in den Straßen der Hauptstadt herum. Am Abende floh Melgarejo und ging nach Peru. Bald darauf wurde er durch den Bruder seiner früheren Maitresse (Juana Sanchez) in Lima ermordet. —

Bolivia ist fast so groß wie Peru und hat ca. zwei Mill. Einwohner; es besteht aus einem großen Binnenlande, welches aus Hochebenen und Gebirgszügen besteht (daher früher „alto Perú“ genannt) und aus einem schmalen unfruchtbaren Küstenstriche. Die Hochebene von ungeheurer Ausdehnung birgt die Salpeter-Schätze, ist aber ganz dünn bevölkert. Nur selten finden sich einzelne erbärmliche Indianer-Dörfer, deren Bewohner beim Anblick der Weißen — fliehen! Denn die Weißen unserer Tage behandeln die Eingeborenen ebenso grausam und ungerecht, als es die Eroberer des Landes gethan. — Wegen des Küstenstriches ist der Krieg entbrannt. Der Lea-Fluß trennt hier Peru und Bolivia.

Sehr viel begieener und tüchtiger als in Peru und Bolivia sind Staat und Volk in Chile. Als die Chilenen 1818 die Spanier bei Chacabuco geschlagen hatten, schrieb General Maroto an die Central-Junta in Cadix: „Wir haben Chile und mit ihm Amerika verloren. Sein Beispiel wird ansteckend wirken. Es ist wirklich bewunderungswürdig, daß ein Volk, welchem alle Hülfsmittel fehlten, durch seine Energie siegt über alle Schwierigkeiten. Die Zukunft wird entscheiden, ob ich mich täusche.“ Maroto hat sich nicht getäuscht. Die Geschichte Chile's ist die ruhmvollste aller Staaten des spanischen Amerika. Der erste Präsident war D'Higgins, ein Despot, aber auch ein Held. Er wurde ohne Blutergießen beseitigt und ihm folgten: A. Freire, Ant. Prieto, D. Portales, Man. Bulnes, M. Montt, Joa. Perez, F. Errazuriz und Anibal Pinto, unter dessen Regierung der Krieg ausbrach. Also in 62 Jahren nur neun Präsidenten! Alle diese Männer waren eifrig bestrebt, aus Chile die erste Nation des spanischen Amerika zu machen. Und heut ist Chile diesem Ziele sehr nahe. Nach der letzten Zählung (Novbr. 1880) hat Chile, mit dem Bolivianischen Küstenstriche und der südlichsten Provinz Peru's (Tarapaca), welche Chile nicht herausgeben wird, ca. 2½ Millionen Einwohner. Handel und Industrie, Landbau und Ackerbau blühen, die Finanzen sind gut geordnet, der Credit ist selbst durch den großen Krieg nicht erschüttert worden. Welcher Unterschied zwischen den Indianern Chile's und denjenigen seiner Gegner! Man lese über die Araucaner die Angaben des Missionar's Vater Alday (abgedruckt in Chamisso's Reise um die Welt) oder das Werk des Abate Molina nach. Leider greift die Trunkucht unter den tapferen, arbeitsamen Araucanern mehr und mehr um sich und wird die Zahl derselben dadurch vermindert. Noch bis in die neueste Zeit hat die Republik Chile gegen die Araucaner Krieg geführt, und es ist ein Verdienst des Präsidenten A. Pinto, dieselben durch weise Milde und Energie gebändigt zu haben.

Ueber die Indianer Bolivia's schreibt ein Berichterstatter für Zeitungen der Argentina, dessen sonstige Angaben für seine Objectivität zeugen: „Um eine genaue Idee von der Unwissenheit dieser armen Indianer und der Art, wie sie durch die Priester der katholischen Kirche ausgefogen werden, zu geben, genügen wohl folgende Thatfachen. In einer Stadt des Departements von Cochabamba hat der Priester den Gottesacker in drei Abtheilungen zerlegt. Die Seelen der auf der ersten Abtheilung Begrabenen gehen direct in den Himmel ein, die auf der zweiten Bestatteten müssen zuvor das Fegfeuer

paffieren, und die Seelen der Unglücklichen, denen die dritte Abtheilung als Ruhestätte bestimmt wird, fallen ohne Gnade in die Abgründe der Hölle. Natürlich hat jede Abtheilung einen besonderen Tarif. Der Himmel kostet 20 Dollars, das Fegefeuer 15 und die Hölle 10 Dollars. Das Kestulat ist allgemeine Seligkeit, denn alle Indianer opfern willig ihr Vermögen im Interesse der Seelen ihrer Angehörigen, und lassen dieselben in der für den Himmel bestimmten Abtheilung begraben.“

Das streitige Gebiet liegt in der Wüste Atacama. Ueber diese schreibt Dr. C. Martin, ca. elf Jahre Arzt in Chile, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erkunde (1880, S. 432): „Hinter der Küste erhebt sich eine Terrasse fast gleichförmig wie ein Wall, meist mehrere hundert, an manchen Stellen tausend Meter hoch: die Wüste von Atacama. Sie erstreckt sich von Copiapó in Chile unter dem 27 Grad bis nach Jauique in Peru, also bis zum 20. Grad südlicher Breite. Demnach ist sie etwa 100 deutsche Meilen lang bei einer Breite von 30 deutschen Meilen. Die Wüste steigt langsam an bis zu den Kegeln, welche einzeln zu mäßiger Höhe aufsteigend, hier das Rückgrat der Anden, 4—5000 Meter hoch, bezeichnen. Die Oberfläche der Terrasse bildet meist eine ziemlich regelmäßige Ebene, hier und da von einzelnen Hügeln unterbrochen. In den schmalen Streifen der Wüste zwischen dem Strandsaum und dem Hochgebirge regnet es vom 25. bis zum 22. Grade nie; wohl regnet und schneit es aber unter denselben Breitengraden auf den Anden und ihren Abhängen, z. B. in Caracoles. Inzwischen verschwindet das Regenwasser sofort in dem Sande und dem Steingetrümmel, welches dort den Boden bildet. An manchen entfernten Stellen tritt das Wasser dann wieder als Quelle hervor.“

„Die ganze Wüste besteht aus einem groben Sande mit vielen Steinplättern und Felsstücken von so scharfen Kanten und Ecken, daß die Pferde mit Hufeisen, welche sie sonst in Süd-Amerika selten erhalten, und sogar die Hunde mit einer Art Schuhen versehen werden müssen. Dieser aller Vegetation bare Boden scheint einst von mancherlei Tieren verhältnismäßig belebt gewesen zu sein. Große Scharen der für die andinischen Hochländer so charakteristischen lamaartigen Tiere sollen früher hier ihr Leben geirrt haben. Jetzt sind die Guanacos auf einzelne Berge an der Küste beschränkt.“

„Wenn also Tier- und Pflanzenwelt für die Belegung dieser Gegend kaum ins Gewicht fällt, so haben dagegen die Schätze des Mineralreiches in die trantigen Einöden zahlreiche Scharen fleißiger Menschen herausgelockt, schlanke Schrote erheben sich, gewaltige Maschinen arbeiten. Man findet hier, meist dicht unter der Erde, große Lager von salpeterfaurem Natron (Chilisalpeter), Soda, Glaubersalz und Kochsalz, Gyps und kohlenfauren Kalk. An den Küsten sind mächtige Guanolager und über das ganze Gebiet zerstreut finden sich reiche Gold-, Silber- und Kupfer-Minen. Bolivia führte aus seinen unbedeutenden Häfen im Jahre 1874 für über 2 $\frac{1}{4}$  Mill. Dollars Silber- und Kupfererze nach Chile aus. Der Reichtum dieser Gegenden ist längst bekannt. Der Guano wurde schon vor der Entdeckung Amerikas benutzt, und die Spanier fanden die reichen Erzküsten in Peru und Bolivia bald auf. Den Europäern machte erst Alex. v. Humboldt 1802 den Guano als Düngemittel bekannt.“

Ueber die Entstehung des Krieges sagt C. Martin in dem angeführten Aufsatze über „Das zwischen Chile und Bolivia streitige Gebiet“ folgendes: „In Antofagasta hatten schon 1866 und 1868 zwei Chilenen sich den Besitz des salpeterhaltigen Bodens und das erclusive Privilegium auf 15 Jahre für die Gewinnung und freie Ausfuhr von Salpeter erworben. Sie bildeten eine Gesellschaft für Salpeterhandel, welche für jenes Privilegium der Staatskasse von Bolivia 10000 Pesos (à 4 Mark) zahlte und auf ihre Kosten einen Landungsplatz in Antofagasta und einen Fahrweg, 25 Leguas lang, in das Innere des Landes bauen mußte. Unterdessen war Antofagasta zu einer Stadt, welche 1875 die Zahl von 6000 Einwohner aufwies, herangewachsen. Unter diesen befanden sich 4800 Chilenen, 450 Bolivianer und viele Fremde aus verschiedenen Nationen von Europa und Amerika. 1878 enthielt die Hafenstadt und ihre Umgebung 8554 Personen, von denen drei Viertel aus Chile eingewandert waren.“

„Nun war aber die bolivianische Regierung, welche jener Gesellschaft das Privilegium der Salpetergewinnung gegeben hatte, 1871 durch eine Revolution gestürzt

worden und die neuen Staatslenker zeigten wenig Lust, die Verträge zu gunsten der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Dennoch erbaute die Salpetergesellschaft eine schmal-spurige Eisenbahn, die erste in Bolivia, von 22 Seemeilen Länge, welche bestimmt war, bis nach Caracoles weitergeführt zu werden. Da beschloß die bolivianische Nationalversammlung, entgegen dem gegebenen Privilegium und dem Staatsvertrage mit Chile, einfach die Regierung zu beauftragen, jeden auf der Eisenbahn verladenden Centner Salpeter mit einem Ausfuhrzoll von 10 Cents oder mehr zu belegen. Da die Gesellschaft für Salpeterhandel sich ihr Recht nicht nehmen lassen wollte, belegte die bolivianische Regierung den Schienenweg und das sonstige Eigentum mit Sequester und schritt dazu, diese Gegenstände einzeln zu versteigern.“

„Dieses Vorgehen erregte in Chile, wo stets jedes gewerbliche Unternehmen mit ängstlicher Sorgfalt gefördert worden ist, und seit 1829 keine Revolution den regelmäßigen Fortgang der Geschäfte unterbrochen hat, große Bestürzung. Um die gänzliche Zerstörung einer Eisenbahn zu verhindern, erklärte die chilenische Regierung im Februar 1879 den Krieg an Bolivia und besetzte sofort den streitigen Landtrich, an dessen Südende Antofagasta liegt.“

Die Besetzung Antofagasta's (14. Februar) geschah nur zum Schutz chilenischer Unterthanen. Chile erklärte ganz bestimmt, kein Stück des bolivianischen Gebietes annectieren zu wollen und verwahrte sich dagegen, die Besetzung als Kriegserklärung gegen Bolivia zu betrachten. Erst im April erklärte Chile an Peru und Bolivia den Krieg. Unter dem 12. April 1879 erließ der chilenische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ein Rundschreiben an die befreundeten Mächte, worin die Gründe der Kriegserklärung ausführlich angegeben werden.

Die alte spanische Grenze zwischen Chile und Bolivia bildete der 23.° südlicher Breite. Durch Vertrag von 1866 trat Chile den Küstenstrich bis zum 24.° an Bolivia unter der Bedingung ab, daß sich beide Freistaaten in die Erträge des Landstriches zwischen dem 23. und 25.° teilen sollten. 1870 genehmigten beide Regierungen diesen Vertrag und die neue Grenze. Zu demselben Jahre wurden die reichen Minen von Caracoles dicht unter dem 23.° südl. Breite entdeckt. Bolivia weigerte sich aber, die Erträge zu teilen, vorgehend, die Grenzlinie sei nicht richtig gezogen und es sei nicht gerecht, daß Chile die Hälfte des Gewinnes erhalte, ohne zu den Kosten beizusteuern. Auch wollte Bolivia die Grenzlinie in den Anden verändert wissen. Drei Jahre lang verhandelte Chile über diese Forderungen, und im Vertrage von 1873 verpflichtete sich Chile, die Hälfte der Kosten der Finanz-Verwaltung und Justiz in dem bezeichneten Gebiete zu tragen. Die Regierung von Chile sanctionierte den Vertrag, nicht aber die von Bolivia. Erst ein Special-Gesandter Chile's erlangte 1874 die Anerkennung des Vertrags in La Paz. Aber sofort erhob Bolivia neue Schwierigkeiten. Es forderte: Chile solle auch die Hälfte der sonstigen Verwaltungskosten tragen. Es war dies für Chile unmöglich, wollte es nicht in das Budget Bolivia's sich einmischen. Um die ewigen Streitigkeiten zu beenden, verzichtete Chile auf allen Gewinnanteil im genannten Gebiete. (Ein Verlust von ca.  $\frac{1}{2}$  Mill. Dollars pro Jahr.) Chile stellte nur die eine Gegenforderung: die Personen, Fabriken und Kapitalien Chiles, welche zwischen dem 23. und 24.° wohnen oder angelegt waren, sollten mit seiner neuen Abgabe irgendwelcher Art belastet werden. (Vertrag v. 1874.) Aber bereits 1876 versuchte Bolivia die Chilenen zu chicanieren, und diese Versuche führten, wie wir oben gezeigt, im Februar 1879 zur Besetzung Antofagasta's durch die Chilenen.

Studiert man die Correspondenz zwischen beiden Cabinetten, so erstaunt man über die Langmut des starken Chile gegenüber den Annäherungen des ohnmächtigen Bolivia. Endlich riß den Chilenen die Geduld, sie zogen das Schwert und verjagten die Bolivianer aus dem Küstengebiete! Am 12. Febr. 1879 versiegelten die bolivianischen Behörden die Güter, Häuser, Eisenbahn u. der chilenischen Gesellschaft in Antofagasta und bereits am 14. erschienen die chilenischen Panzer Blanco Encalada und Amirante Cochran vor der genannten Stadt und setzten einige Kompagnien Soldaten

unter dem Befehle des Obersten Sotomayor aus Land. Ebenso wurden die Häfen von Cobija, Tocopilla und Mejillones und die Stadt Caracoles im Innern besetzt, ohne Schuß und Schwertstreich. Die bolivianischen Behörden flohen nach Molendo. (Peru.)

Diese Thatfachen erregten furchtbare Aufregung in Peru, wüthende Artikel erschienen in der Presse von Lima. Das schwache Bolivia fiel jetzt über die im Gebiete der Republik wohnenden Chilenen her, confiscierte die Minen, welche Chilenen besaßen, und gab denselben nur 10 Tage Frist zum Verlassen des Landes. Der Präsident Bolivia's, Hilari Daza, erklärte an Chile den Krieg und ließ fulminante Proclamationen los, in denen er ankündigte: er werde die chilenischen Banditen in 3 Monaten in Santiago selbst züchtigen. Die bolivianische Armee bestand damals aus 2135 Mann, worunter 22 Generale, 125 Oberste und 7—800 Officiere! — Nach einer anderen Angabe (Arndt, Gesch. v. 1867—70) zählte die „Armee“ Bolivia's 1867 noch nicht 4000 Mann. Darunter waren: 31 Generale und über 1000 Stabs- und Subalternofficiere.

Das Cabinet von Santiago hatte schon früh erkannt, daß Peru hinter Bolivia stehe. Chile befand sich in einer gefährvollen Lage, weil die National-Garde gerade aufgelöst und ein Teil der Kriegsflotte abgerüstet war. Ende 1878 hatte Chile eine Armee von 3300 Mann mit 300 Officieren, Peru aber 10720 Mann mit 2921 Officieren. Diese Zahl giebt eine Idee von der Vergewandtheit des öffentlichen Geldes in Peru. Chile wollte baldige Aufklärung über die Intentionen Peru's sich verschaffen. Auf das Geschrei der Peruaner und Bolivianer: Nach Santiago! antwortete die chilenische Presse mit dem Rufe: Auf, nach Lima! Am 22. März floß das erste Blut, 500 Chilenen besetzten, nach einem heftigen Gefechte mit Bolivianern, die Stadt Calama.

Ende Februar hatte Peru der chilenischen Regierung seine Vermittlung angeboten. Chile, immer den Frieden erwünschend, nahm an. Am 8. März erschien der außerordentliche Gesandte Peru's, Ant. Lavalle, in Santiago und erklärte: die erste Bedingung sei die Nennung Antofagasta's durch die Chilenen. Zur selben Zeit regte die Regierung in Lima die Peruaner gegen Chile auf und rüstete eifrigst zum Kriege. Man wollte, wie es schien, nur Zeit durch die Mission des Hr. Lavalle gewinnen. Chile forderte jetzt von Peru durch seinen Gesandten in Lima eine bestimmte Neutralitäts-Erklärung. Jetzt erklärte Peru: es existiere ein geheimer Freundschaftsvertrag zwischen Peru und Bolivia (abgeschlossen am 6. Febr. 1873) und der Congress (Volksvertreter) Peru's werde am 24. April zusammentreten und prüfen, ob ein „casus foederis“ vorliege. Es war dies nur ein Vorwand, denn die Regierung konnte diese Frage selbst entscheiden und handelte auch später so. Chile war jetzt — wie der Präsident A. Pinto in seiner Botschaft vom 4. Juni 1879 sehr richtig sagte — vor die schmerzliche Alternative gestellt: an Peru den Krieg zu erklären, oder abzuwarten, bis dieses seine Rüstungen beendet hatte und selbst den Krieg erklärte. Peru gestattete bereits im Februar und März den Bolivianern den Transport von Waffen und Munition durch peruanisches Gebiet. Am 2. April erhielt Hr. Lavalle vom Minister des Auswärtigen in Santiago seine Pässe zugestellt, und am 5. April wurde der Krieg in aller Form an Peru erklärt.

Bolivia war vom Meere abgeschnitten, konnte überhaupt nur einige Tausend Soldaten stellen, da es von allen Hilfsmitteln entblößt war. Peru stand leidlich gerüstet da, Chile war nicht vorbereitet. Peru bezog Kriegsmaterial aus den Vereinigten Staaten, Chile aus Europa. Der Landkrieg wurde also nicht sobald eröffnet. Die Schwierigkeiten eines Marzches durch die Atacama hielten beide Teile auf. Aber der Seekrieg begann. Teilt man das große Drama des Krieges in drei Abschnitte, so ist der erste der Seekrieg, d. h. die Vernichtung der peruanischen Flotte; der zweite behandelt die Kämpfe bis zur Einnahme von Lima, der dritte die Occupation von Lima, die Friedensverhandlungen und die Wirkung des Krieges.

Vergleichen wir zunächst die Flotten der Kriegführenden durch folgende kleine Tabellen. Peruanische Kriegsflotte im Januar 1879:

Name d. Schiffes.	Schiffsart.	Baumaterial.	Tonnen- gehalt.	Pferdekräfte.	Kanonen.
Guascar . . . .	Monitor.	Eisen.	1130	300	6
Independencia . .	Fregatte.	"	2004	550	14
Blanco Capac . .	Monitor.	"	1034	330	2
Atahualpa . . . .	Monitor.	"	1034	330	2
Union . . . . .	Fregatte.	Holz.	1150	400	13
Pilcomayo . . . .	Kanonenboot	"	600	180	6

Hierzu kommen noch einige kleinere Holzschiffe, so daß die Anzahl der peruanischen Kriegsschiffe 18 betrug mit zusammen 7933 Tonnengehalt, 43 Kanonen und 2740 Mann. Chile'sische Kriegesflotte im Januar 1879:

Name d. Schiffes.	Schiffsart.	Baumaterial.	Tonnen- gehalt.	Pferdekräfte.	Kanonen.
Blanco Encalada	Fregatte.	Eisen.	2025	1000	12
Lord Cochrane . .	"	"	2025	1000	10
O'Higgins . . . .	Corvette.	Holz.	1100	300	9
Chacabuco . . . .	"	"	1100	300	9
Abtao . . . . .	"	"	1051	300	6
Magallanes . . . .	Kanonenboot	"	775	300	4
Esmeralda . . . .	Corvette.	"	850	208	8
Covadonga . . . .	Kanonenboot	"	412	140	5

Summa: Tonnengehalt 9338, Kanonen 63. Die Stärke der Besatzung der chilenischen Schiffe kann ich nicht angeben. Außerdem besaßen die Chilenen zwei Brückenschiffe, zehn Transportschiffe und rüsteten noch eine Anzahl der Postschiffe der chilenischen Dampfer-Compagnie zum Transportdienst aus. — Die chilenischen Panzer blockierten zunächst Iquique. Ein sofortiger Angriff auf Callao, um die Küstungen der Peruaner zu unterbrechen, wurde zwar angeraten, aber die chilenische Regierung lehnte dieses Unternehmen als zu gefährlich ab, da die Forts bei Callao bereits kriegsbereit waren. Am 7. April verließen Union und Pilcomayo die Rheebe von Callao und trafen an der Mündung des Loa die Magallanes. Nach kurzem Kampfe ergriffen die Peruaner die Flucht. Der Commandant der Union wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und degradirt. Bald darauf verließ der chilenische Admiral Rebolledo mit den Panzern Cochrane und Blanco Encalada die Rheebe von Iquique und fuhr gen Callao. Vor Iquique blieben Esmeralda und Covadonga. Hiervon benachrichtigt, verließen Guascar und Independencia den Hafen von Callao und überraschten am 21. Mai die 2 schwachen Schiffe der Chilenen vor Iquique. Ein Entkommen war für diese unmöglich, sie mußten die Flagge streichen oder kämpfen. Der Commandant der Esmeralda, Arturo Prat, befahl der Covadonga dicht vor der Stadt Stellung zu nehmen. Zu Beginn des Gefechtes (8 Uhr) platzen 2 Kessel der Esmeralda und sank die Fahrgeschwindigkeit derselben hierdurch bedeutend. Der Guascar griff die Esmeralda, die Independencia die Covadonga an. Letztere stoh in südlicher Richtung, die Esmeralda in das Innere des Hafens. Prat hoffte, der Commandant des Guascar werde im Interesse der im Besitze der Peruaner befindlichen Stadt von seinen schweren Geschützen keinen Gebrauch machen. Aber Prat irrte hierin und er mußte, da auch die Strandbatterien der Peruaner die Esmeralda beschossen, bald wieder die offene Rheebe aufsuchen. Die 300-Pfünder des Guascar richteten die Esmeralda fürchtbar zu, aber der Commandant verweigerte die Uebergabe. Jetzt befahl der Commandant des Monitors, Gran, vom Sporn desselben Gebrauch zu machen. Der erste Stoß traf die Esmeralda in der Nähe des Fockmales. Im Momente des Zusammenstoßes feuerte der Guascar alle seine Kanonen ab und richtete diese Salve eine entseßliche Verwundung auf der Esmeralda an. Trotzdem sprang Capit. Prat mit 4 oder 5 Mann auf das Verdeck des Monitors, tötete einen peruanischen Officier und fiel in der Nähe des Thurmes mit seinen Be-

gleitern. Die Geschosse der Esmeralda prallten vom Thurm des Monitors ab, aber die Geschosse desselben durchbohrten das chilienische Holzschiff und tödteten den größten Teil der Besatzung. Aber die Chilienen wollten sich nicht ergeben. Der zweite Stoß des Spornes traf die Esmeralda in der Mitte. Wieder überschüttete ein Eisenhagel die Chilienen, dennoch sprang Lieutenant Serrano mit 12 Marinefoldaten auf das Deck des Huascar. Aber die Tapferen fielen in wenigen Minuten unter dem Feuer der in den Mastkörben des Monitors postierten Mitrailleusen. Bald darauf erhielt die Esmeralda den dritten Stoß und sank nun schnell. Die Besatzung sprang mit dem Rufe: „Viva Chile“ über Bord und wurde von den Booten des Huascar 52 Mann gerettet. 145 Mann waren in dem kurzen, mörderischen Kampfe geblieben.

Dieser Kampf ist sehr reich an interessanten Momenten. Er zeigt zunächst, daß die schweren Geschütze der Panzer zur Vernichtung der Holzschiffe nicht genügen. Die 300 pfündigen Langgranaten gingen durch die Esmeralda ohne zu crepiereu. Zweitens ist die Schnelligkeit, mit der sich der Huascar nach jedem Stoße zurückzog, beachtenswert, und endlich der Umstand, daß der Sporn unversehrt blieb.

Während des geschilderten Kampfes floh die Covadonga vor der Independencia. Das chilienische Kanonenboot lief möglichst nahe der Küste und erwiderte das Feuer des Peruaners, der vergebens vom Sporne Gebrauch zu machen suchte, tapfer. Eine 70 pfündige Kugelfugel beschädigte die Schraube der Independencia und bald geriet dieselbe auf ein Riff. Jetzt wandte sich die schwer beschädigte Covadonga (?), der Besatzung waren tot oder verwundet) um, und beschloß die hilflose Independencia, durch deren Led das Wasser mit Macht eindrang. Die Besatzung stieg in die Boote und floh dem nahen Ufer zu. Vorher war am Hauptmast die weiße Fahne aufgezogen worden. Jetzt aber brauste der Huascar, der die Esmeralda in den Grund gebohrt, zur Rache heran und die Covadonga ergriff die Flucht. Sie entkam, da der Huascar die Independencia zu retten suchte. Aber hier war alle Hilfe vergebens. Die Peruaner säuberten das Wrack an. Die Covadonga war nach 4 Wochen wieder kampfbereit und für die Esmeralda traf bald ein neues, besseres Schiff, die Lugamos, ein.

Als die Chilienen vor Callao von diesem Kampfe erfuhren, eilten sie mit vollem Dampf nach Süden, um den Huascar abzufangen. Aber er entschlápste und traf am 7. Juni wieder vor Callao ein. Auf der Fahrt nach Callao hatten die Chilienen Molendo und Pisagua (18. April) beschossen. Zuerst versuchte die peruanische Flotte das Seegefecht bei Iquique als „Sieg“ zu feiern. Als man aber in Lima erfuhr, daß die Chilienen nur eine alte Holzcorvette, die Peruaner aber das zweitbeste Schiff ihrer Flotte verloren hatten, legte sich die Begeisterung und Verzweiflung und Jörn ergriff die Gemüther. Das Volk griff die Regierung heftigst wegen der Unthätigkeit der starken Flotte an. Diese nahm auch bald die Operationen wieder auf.

Die Vilcomayo überraschte den Hafen von Tocopilla und bohrte verschiedene Schiffe daselbst in den Grund. Besonders lähn operierte der Commandant des Huascar. Er drang, die Blockade der Chilienen durchbrechend, bei Nacht in den Hafen von Iquique ein und nahm das Transportschiff Mattias Cousiño. Dieses hatte bereits die Flagge gestrichen, da kam die Magallanes zu Hilfe. Grau, der solche Kühnheit des kleinen Kanonenbootes für unmöglich hielt, glaubte — durch die Morgenebel in der Umfchau behindert — er habe die Encalada vor sich und zog sich zurück. Als er aber seinen Irrtum erkannte, lief er mit voller Kraft auf die Magallanes an, um sie in den Grund zu bohren. Aber diese wich aus und es entspann sich ein harter Kampf, in welchem das chilienische Schiff schwer geschädigt wurde. Endlich erschien, durch den Kanonendonner angelodt, der Cochrane, und der Huascar entfloh nach Arica, dessen Hafeneingang durch den Morro geschützt ist. Bald lief Grau wieder aus, zerstörte eine Reihe chilienischer Küstenplätze, nahm mehrere Transportschiffe, darunter den Rimac mit 250 Pferden und 400 Mann. Die Union drang bis in die Magellan's Strafe, um chilienische Waffentransporte abzufangen, und besetzte das chilienische Fort bei Punta Arenas.

Diese Thaten der peruanischen Flotte riefen allgemeine Erregung in Chile hervor. Das Obercommando zur See erhielt Riveros und er beschloß, den Huascar zu ver-

nichten, sammelte zu diesem Zwecke das Geschwader. Der Huascar erschien am 7. Aug. vor Talca, bombardierte Stadt und Hafen und ging dann in größter Eile vor Antofagasta, wo Magallanes und Abtao lagen. Letzteres Schiff wurde schwer beschädigt, die Stadt bombardiert, aber eine 300pfündige Granate crepierte im Heizraum des Huascar und beschädigte den Monitor so, daß er den Kampf ausgab und nach Arica dampfte. — Endlich am 8. October stellte das chilenische Geschwader durch ein geschicktes Manöver den Huascar in der Bai von Mejillones (bei Punta Angamos). Die Encalada jagte Huascar und Union vor sich her, bei der Encalada waren Loa und O'Higgins. Der Huascar gewann mehr und mehr Vorsprung, da tauchte plötzlich vor ihm der chilenische Cochrane auf und mit diesem mußte der Huascar den Kampf aufnehmen. Er versuchte die Panzer-Fregatte durch „Rammen“ in den Grund zu bohren, ehe der zweite Panzer herangelommen. Aber der Cochrane wich dem Sporne geschickt aus und überschüttete den Huascar mit furchtbaren Salven. 13 Projectile durchbohrten den Panzer, nur 3 prallten ab. Eine der ersten Granaten riß den Thurm des Commandanten in Stücke und tötete den tapfern Commodore Grau. Als die Encalada auf dem Schlachtfelde erschien und auch die Geschosse dieser Fregatte über das Verdeck des Huascar setzten, glich daselbe bald einem Leichen- und Trümmerfeld! Der Huascar mußte sich ergeben. Die 5 ersten Officiere waren gefallen, 7 der anderen schwer verwundet. Der Cochrane hatte einigen Schaden gelitten, die Encalada war intact. Die Union war, dank ihrer Schnelligkeit, entkommen.

Durch diesen Sieg bei Punta Angamos änderte sich die ganze Sachlage vollständig. Manco Capac und Atahualpa, mit weniger tüchtigen Ingenieuren und Officieren besetzt, hatten sich selten auf hoher See gezeigt und wagten jetzt nicht mehr die Rheben von Arica und Callao zu verlassen. Die tapfere Verteidigung des Huascar wurde von den Chilenen anerkannt, die Besiegten mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, Grau's Reste mit den höchsten Ehren beigelegt. Im December war der Huascar wieder seetüchtig und erschien vor Callao, dort eine ungeheure Aufregung verursachend. Die peruanische Presse hatte nämlich behauptet, die Chilenen hätten ein völlig wertloses Wrack erobert. Der Monitor war mit stärkeren Kanonen und stärkerem Panzer ausgerüstet, der Commandantenthurm durch eine schmale Brücke, von welcher aus der Commandant mit freier Uebersicht den Kampf leiten kam, ersetzt worden. Das Commando erhielt der frühere Lieutenant der Esmeralda, Uribe. Die Gefangenen der Esmeralda wurden gegen die des Huascar ausgewechselt.

Am Morgen des 17. November 1879 traf die Encalada vor Mollendo auf die Union, Pilcomayo und Chalaco, welche soeben Arica verlassen hatten. Ueber den Kampf berichtet der Admiral Riveros an den Kriegsminister: „Da ich die Fahrgeschwindigkeit der feindlichen Schiffe kannte, sah ich ein, daß ich auf die Union nicht mit Erfolg Jagd machen könnte. Ich befahl dem Commandanten deshalb die Pilcomayo zu jagen, und die Verfolgung begann an der kleinen Bucht von Pacui, von wo ich unsern Panzer mit voller Dampfkraft arbeiten ließ. Allmählich verringerte sich die Entfernung. Die Union hielt jetzt nach Osten, dann nach Norden, trennte sich um 11 Uhr vom Geschwader und war bald aus dem Gesichte. Chalaco schlug dicht an der Küste dieselbe Richtung ein. Wir verfolgten die Pilcomayo 60 Meilen weit. Um 2 Uhr 15 Minuten feuerten die Peruaner in ca. 5 Kilom. Entfernung; ohne hierauf zu achten war ich weiter befreit die Entfernung abzukürzen. Die Pilcomayo fuhr fort zu feuern, die Kugeln gingen aber über die Maste der Encalada fort. Nur 2 Projectile trafen den Panzer ohne ihn zu beschädigen. Die Entfernung verringerte sich schnell, um 3 Uhr betrug sie nur noch 4 Kilometer. Jetzt ließ ich den ersten Schuß abgeben. Unser Projectil stürzte die Spitze des Mastes der Pilcomayo herab und crepierte dicht vor dem Bug. Der zweite Schuß folgte sofort; aber ichou jetzt bemerkten wir, daß die Boote der Pilcomayo herabgelassen wurden und das Schiff im Laufe innehielt. Wir avancierten und da die Flagge am Mast des Feindes noch wehte, ließ ich nochmals die großen Kanonen abfeuern und, als wir dicht heran waren, auch durch die Deckkanonen und Mitrailseusen eine Salve geben. Es war 3 Uhr 20 Min. — Die Leute, welche in den

Booten der Pilcomayo waren, hielten sich in der Nähe derselben und schwenkten weiße Fahnen. Ich ließ das Feuer sofort einstellen, ein Boot ansetzen und schickte einen Officier an Bord der Pilcomayo, welcher die peruanische Flagge einjog und die chilenische aufhissen ließ.“ — Vor dem Verlassen des Kanonenboots hatten die Peruaner Feuer in der Kajüte des Capitänes angelegt und ein Loch in den Boden desselben gemacht. Es kostete den Chilenen zwei Stunden Arbeit das Feuer zu löschen und das Schiff für Chile zu retten. Im Januar 1880 war auch die Pilcomayo wieder fechtüchtig.

Der Rest des peruanischen Geschwaders flüchtete jetzt unter die Batterien von Callao und Arica und verließ diese Häfen nicht.

Am 27. November 1879 begann die Blockade Arica's. Da aber die Begleitung der Transportschiffe den größten Teil des chilenischen Geschwaders beschäftigte, begann der eigentliche Kampf um Arica erst im Februar 1880. Am 27. Febr. wurde der Huascar, als er sich dem Hasenbamme näherte, um das Fort „Morro d'Arica“ zu recognoscieren, von den Forts, Strandbatterien und dem Manco Capac angegriffen. Huascar und Magallanes nahmen den Kampf auf. Die Chilenen zogen sich mit leichten Havarien nach ca. einer Stunde zurück. Um 11 Uhr desselben Tages näherten sich Huascar und Magallanes abermals dem Haseneingange, um einen Eisenbahnzug mit Truppen zu beschießen. Sofort entbrannte der Kampf mit größerer Heftigkeit. Der Huascar verlor 16 Mann, mehrere Projectile durchbohrten den Panzer. Vor dem Feuer der Batterien des „Morro“ wichen die Chilenen abermals zurück. Hierdurch ermutigt machte der Manco Capac einen Ausfall. Der Huascar stürzte ihm mit voller Dampfkraft entgegen, bemerkte aber ein Torpedoboot zur Seite des peruanischen Monitors und hatte noch eben Zeit demselben auszuweichen. Aber eine volle Ladung des Manco Capac traf den Huascar, zerschmetterte den Fockmast, tötete den Commandanten und viele Leute. Aber der Lieutenant Balverde übernahm das Commando und setzte den Kampf ca. eine Stunde lang fort. Die Magallanes drang in den Hafen ein und beschloß Arica. Der Manco Capac warf 500pfündige Granaten, die des Huascar wogen zum Teil nur 300 Pfund. Auch dieses Gefecht feierten die Peruaner als Sieg.

Am 17. März drang die schnellsegelnde Union in den Hafen von Arica zwischen den chilenischen Schiffen hindurch, ein. Der Huascar lief sofort mit dem Cochran in den Hafen und beschloß die Union. „Morro“, Strandbatterien und Manco Capac traten sofort mit in den Kampf. Die Union wurde furchtbar zugerichtet und mußte durch den Manco Capac dicht unter die schützenden Batterien des Morro geschleppt werden. Um 3 Uhr brachen die Chilenen den Kampf ab. Ganz unerwartet brach die Union gegen Abend aus und erreichte glücklich Callao. — Besonders lästig waren den Belagerten einige weittragende Geschütze der Augamos (nach peruanischen Berichten bis 10 Kilom.), welche derselben erlaubten, außerhalb des Bereiches der peruanischen Kanonen liegend, Hafen und Festungswerke zu beschießen. Die Chilenen versuchten aber nicht mehr den Hafen zu forcieren, sondern begnügten sich mit der Beschießung des Forts und warteten auf einen Angriff Arica's von der Landseite. Nach der Schlacht bei Tacna (27. Mai) marschierte nämlich auch das Landheer der Chilenen auf Arica. In der Hafenstadt lagen 1700 Mann, eine sehr geringe Anzahl für die ausgebeuteten Werke. Die Außenwerke waren zum großen Teile unterminiert worden. Am Morgen des 5. Juni schickte der Befehlshaber der chilenischen Armee, General Baquedano, einen Parlamentär an den Commandanten der Festung, Oberst Bolognesi, und forderte die Uebergabe. Der Peruaner lehnte ab und sofort begann die Beschießung von der Land- und Seeite. Schon am Morgen des 7. Juni ging die chilenische Infanterie zum Angriffe über. Nach einstündigem schweren Kampfe waren die Chilenen im Besitze der durch das Bombardement in einen Schutthaufen verwandelten Stadt. Die Forts in der Nähe des Hafens nahmen die Chilenen mit dem Bajonette. Der Kampf in der Citadelle war furchtbar. Fast sämtliche Verteidiger wurden niedergemacht. Der „Morro“ beschloß die Forts, sowie die chilenische Flagge auf denselben erhob. Mehrere Minen explodierten und töteten die im wilden Handgemenge vermengten Streiter. Hierdurch wurde die Wut der Chilenen angefaßt, und in den Werken des „Morro“ begann eine entsetzliche Schlächterei. Bolog-



neß, Moore und fast sämtliche Officiere der Peruaner, welche mit dem Mute der Verzweiflung fochten, fanden hier einen ehrenvollen Tod. Viele Peruaner stürzten sich, um den Bajonetten der Chilenen zu entgehen, vom „Morro“ in die See. Um 8 Uhr abends wehte auch auf dem „Morro“ der Stern Chile's.

Als der Befehlshaber des Manco Capac die Stadt und die Forts in seinem Rücken und zu seinen Seiten in den Händen der Chilenen, vor sich die in den Hafen stürmenden feindlichen Kanzen sah, ließ er die Klappen unter der Wasserlinie und in den Zwischenwänden des Monitors öffnen und bestieg mit der Mannschaft die Boote. Nach fünf Minuten bereits senkte sich der Monitor und nach weiteren zehn Minuten war er in den Wellen verschwunden. Die Besatzung (120 M.) wurde gefangen genommen. Verlust der Chilenen beim Sturme Aricas ca. 350 Mann. Die Peruaner verloren: 700 Tote, 100 Verwundete, außerdem nahmen die Chilenen 60 Officiere und 700 Mann gefangen. — Auf der Commandantur fand man eine Depesche des peruanischen Generales Montero, welche er kurz nach seiner Niederlage bei Tacna ausgegeben hatte, deren Wortlaut war: Hoffet nicht zu widerstehen, denn der Zorn Gottes ist auf Peru gefallen.

Nur noch zwei Schiffe waren übrig geblieben von dem früheren stolzen Geschwader der Peruaner. Atahualpa (wie Manco Capac nach den Inca's benannt) und Union hatten Zuflucht in Callao gefunden. Die Blockade dieses schönen Haupthafens von Peru begann am 10. April 1880. Zehn Tage gab Niveos Frist zur Räumung der Stadt, bevor das Bombardement begann. Die Befestigungen Callao's waren stärker als die Arica's. In zwölf Forts standen: zwei 1000-Pfünder, dreizehn 500-Pfünder, acht 300-Pfünder und fünfundsauzig 32-Pfünder. Die chilenischen Schiffe, welche von schweren Geschützen nur einen 500-Pfünder (Huascar) und vierzehn 300-Pfünder (Cochrane, Manco und Suascar) führten, konnten den Kampf gegen diese Batterien nicht aufnehmen. — In aller Eile wurden Zollhäuser und Lagerräume in Callao geräumt und flüchtete der größte Teil der Bewohner. Am 22. April begann das Bombardement. Die Peruaner griffen die chilenischen Schiffe durch Torpedos an, erreichten aber zunächst keinen Erfolg, sondern verloren selbst einige Leute durch das Explodieren eines derselben. Da die chilenischen Schiffe außerhalb des Reiches der schweren Geschütze der Strandbatterien lagen, so wurden sie nur wenig beschädigt. — Am 5. Mai zerstörte die Amazonas (chilen.) zwei schwimmende Torpedos. Dieselben bestanden aus kupfernen Röhren und enthielten je 300 Pfund Pulver. Die frei herumschwimmenden Torpedos hätten leicht neutrale Schiffe beschädigen können. — Am 10. Mai unternahmen die Chilenen einen Gesamtangriff. Der Huascar drang bei den Strandbatterien vorbei in den inneren Hafen und richtete unter den daselbst befindlichen Schiffen eine furchtbare Zerstörung an. Viele Schiffe gerieten in Brand. Alle Batterien der Peruaner concentrirten ihr Feuer auf den Huascar. Aber dieser hatte seine Zwischenräume mit Wasser angefüllt, so daß sein Verdeck nur ca.  $\frac{1}{2}$  Meter über dem Wasserspiegel lag, also nur eine geringe Zielfläche bot. Die Peruaner schossen sehr schlecht, von den Projectilen des Huascar ging keines verloren. Diejenigen, welche die Schiffe oder Strandbatterien nicht trafen, fielen in die Stadt. Der Huascar erhielt nur geringe Havarien, die in zehn Tagen beseitigt waren. Alle Bewohner Callao's waren geflohen, nur eine kleine Besatzung blieb zurück. — Am 25. Mai bohrte ein chilenisches Torpedoboot eine peruanische Schaluppe in den Grund, sank aber selbst hierbei. Am Abende desselben Tages warfen Huascar und Angamos einige Bomben in die Stadt, welche einen riesigen, dreitägigen Brand verursachten. Directe Angriffe auf Hafen, Forts u. stellten die Chilenen jetzt ein. Nur die Angamos beschuß dieselben aus ihren weittragenden Geschützen zuweilen.

Ende Juli gelang es den Peruanern, nach vielen vergeblichen Versuchen, die Loa (Chilen. Transportschiff mit einem 70-Pfünder) mittelst einer Kriegsklist durch einen Torpedo zu zerstören. Das Schiff ging mit der ganzen Besatzung (über 100 M.) sofort zu Grunde. Am 12. passierte der Covadonga dasselbe Schicksal bei Chancay, nicht weit von Callao. Die Umstände waren dieselben wie bei der Loa. Eine Schaluppe und

ein Boot zeigten sich ca. 500 Meter von der Küste. Die Covadonga zerstörte die Schaluppe durch einen Kanonenschuß und fing das Kanoe auf. Der Capitán wollte auch dieses in den Grund bohren. Aber der Officier, welcher dasselbe genommen und untersucht hatte, erklärte: es sei keinerlei Gefahr vorhanden. Man brachte das Kanoe neben die Covadonga. Jetzt entdeckt man erst im Vordertheile einen Raften, der noch nicht untersucht war. Sowie derselbe berührt wurde explodierte der Torpedo, der ohne Zweifel aus Dynamit bestand. In 2—3 Minuten war die Covadonga verschwunden. Der größte Teil der Besatzung erreichte schwimmend die Küste, wo sie in peruanische Gefangenschaft geriet. 12 Officiere und 19 Mann retteten sich in einem Boot, 15 M. wurden durch die Explosion getödtet.

Diese heimtückische Art der Kriegsführung rief bei den chilenischen See- und Land-Truppen eine ungeheure Erbitterung hervor und steigerte die Schrecken des Kriegs. Die Regierung Chile's beauftragte den vor Callao kreuzenden Admiral Riveros dem Commandanten von Callao anzuzeigen, daß die Peruaner entweder die Union und den Transportdampfer *Nimac* in vierundzwanzig Stunden auszuliefern hätten, oder das chilenische Geschwader werde die Küstenplätze Chorillos, Ancon und Chancay bombardieren. — Die Peruaner lehnten ab, und so ließ Riveros am 22. Septbr. 1880 die genannten Plätze durch eine Abteilung der chilenischen Flotte beschießen. Das Bombardement war nicht besonders energisch; wahrscheinlich nahmen die Chilenen Rücksicht auf die damals gerade durch die Vermittlung der Vereinigten Staaten von Amerika eingeleiteten Friedens-Verhandlungen.

Am 10. Octbr. zerstörte der *Cochrane* einen Torpedo. Die Geduld und Wachsamkeit der Chilenen wurde durch die andauernden Versuche der Peruaner, durch Kriegslisten Torpedos in die Nähe ihrer Schiffe zu bringen, auf eine schwere Probe gestellt. Aber es gelang kein neuer Anschlag und bis zu Ende December, wo chilenische Truppen in der Nähe Callao's eintrafen, herrschte Ruhe. Nur am 11. December machten der Atahualpa und zwei Kanonenboote einen Ausfall gegen die *Angamos*, welche mit ihren weittragenden Kanonen die Union und die übrigen Schiffe im Hafen von Callao beschöß. Nach zwei Stunden heftigsten Kampfes zogen sich die Peruaner zurück. Das beste Geschütz der *Angamos* sprang in diesem Gefechte.

Endlich kam auch hier mit Hilfe der Landtruppen die Entscheidung. Am 13. und 15. Januar 1881 waren die besten Armeen der Peruaner dicht vor Lima geschlagen, da ergriff der chilenische Admiral vor Callao die Offensive. Er berichtet an den Marine-Minister unterm 21. Januar 1881:

„Am Abende des 15. d. Monats, nach der Schlacht bei Miraflores, befehlt ich dem *Huascar*, *O'Higgins* und der *Pilcomayo* nach Callao zu gehen und die Blockade zu verstärken, um die Flucht der Union und der feindlichen Transportschiffe zu verhindern. In der Nacht zum 16. ließ ich den *Atao* zum Schutze unserer Transportschiffe in der Bai von Miraflores zurück und ging an Bord des *Cochrane* nach Callao. Um vier Uhr morgens bemerkten wir, daß alle Schiffe im inneren Hafen brannten und vernahmen wir während des Morgens und Vormittags eine ganze Reihe von Detonationen, welche daher rührten, daß die Peruaner die Pulver-Magazine in die Luft sprengten und Kanonen, Schiffe und Befestigungswerke durch Dynamit zerstörten. Mehrere Schiffe versuchten aus dem Hafen auszubringen. Als sie aber unser Geschwader und unsere Torpedos gewahrten, machten sie kehrt. Einige ergaben sich, darunter der Dampfer *Limaña* mit vielen hohen Officieren. Einige Schiffe bohrten wir in den Grund.“

„Die Union versuchte vergebens zu fliehen. Zuletzt steckte die Belagerung das Schiff in Brand. Das Feuer hat besonders das Vordertheil schwer beschädigt, aber ich hoffe das Schiff noch zu erhalten. Der *Atahualpa* und der *Talisman* sind am Eingange des inneren Hafens versenkt, und hoffe ich, daß dieselben gehoben werden können. Die peruanischen Transportschiffe sind sämtlich durch das Feuer zerstört. Die Geschütze der Strandbatterien und Forts sind zum größten Theile intact. Mehrere Torpedos sind im Hafen aufgefischt, sie waren aus Zink gearbeitet und sind sämtlich zerstört. Dieses Metall scheint übrigens für diese Zwecke sehr wenig zu passen.“

So war denn auch der Rest der peruanischen Flotte, welche bis 1879 nicht allein von den Peruanern als die Beherrscherin des Pacific betrachtet wurde, zerstört oder gefangen. — Das Mißgeschick der Peruaner zur See war aber auch in anderer Hinsicht entscheidend. Denn ohne die schnellen und großen Erfolge, welche die Chilenen errangen, wäre leicht der Krieg zu einem allgemeinen südamerikanischen geworden. Peru bemühte sich die Argentina, welche mit Chile seit vielen Jahren sich wegen der Grenzlinie in Patagonien und an der Magelhan's-Strasse streitet, zum Kriege gegen Chile zu bestimmen, während die Chilenen die brasilianische Regierung für sich zu gewinnen suchten.

Wie weit diese Verhandlungen bereits geblieben waren, zeigen folgende Stellen aus Notizen des peruanischen Ministers Pedro Calberon. Aus einer Note v. 28. Decbr. 1879, gerichtet an den Vertreter Peru's in Buenos Ayres, D. Anibal de Latorre geht hervor, daß Präsident und Minister der Argentina versprochen hatten, activ in den Krieg der Pacific einzugreifen, sowie die zwei starken Panzerschiffe, welche in Europa bestellt, angekommen seien. Und am 20. Januar 1880 wurde ein außerordentlicher Gesandter, G. Sanchez, nach Buenos Ayres geschickt, welcher nicht nur für die Regelung der Grenzstreitigkeiten die Hilfe Peru's zusagte, sondern auch den Landstrich, den Melgarejo 1866 an Chile abgetreten (Rüstenland zwischen dem 24. und 27.°), der Argentina anbot! — Aber die Niederlagen der Peruaner machten die Regierung der La Plata-Staaten taub gegen die verlockenden Offerten Peru's. —

## Peter Lottich.

Eine biographische Skizze.

Von Dr. A. Ehrard.

### Kap. 1. Ein Dichter.

Unvermuthet ein Kleinod zu finden, ist immer eine Freude, und andere den gefundenen Schatz mit genießen zu lassen, noch eine größere. Mir fiel zufällig D. Müllers Roman: „Ein Professor in Heidelberg aus dem 16. Jahrhundert“ in die Hand; ich hatte von demselben Verfasser vor etwa dreißig Jahren „Bürger, ein Dichtersleben“ gelesen, und erinnerte mich als Curiosum, daß der sonst gewandte Autor erzählt: Bürger habe zu seiner Trauung sein Lieblingslied: „Du o schönes Weltgebäude“ singen lassen — offenbar kannte der Autor von dem ganzen Liebes nichts als die erste Zeile! — Diese Erinnerung machte mich neugierig, welches Geistes Kind nun wohl der „Heidelberg-Professor“ sein möge. Petrus Lotichius Secundus wars, und wenn ich nun auch in dem Gewebe der romanhaften Erfindung manches Unpsychologische und Unbefriedigende fand, so trat in dem Helden der Geschichte mir doch ein Charakter entgegen von so edlem Gepräge und so leuchtenden Zügen, daß ich alsbald mich überzeugte: diese Züge sind nicht erfunden, sondern aus irgend einer Quelle geschöpft; wer die Quelle finden könnte, und in ihr das mit seines Romandichters Pinsel übermalte Bild, der würde einen guten Fund thun. Und ich fand die Quelle: Petri Lotichii Secundi opera omnia, quibus accessit vita ejusdem descripta per Joannem Hagium. Lipsiae 1594 (Abdruck der frühern Ausg. von 1586.)

Ich las die vita und geriet aus einem Staunen ins andere — Staunen über diese launere christliche Persönlichkeit, Staunen über dies kurze und doch an den merkwürdigsten Schicksalen und Erlebnissen so überreiche Leben, Staunen über die mehr an unser als an das 16. Jahrhundert erinnernde Gemüthswärme, mit welcher der dem Greisenalter nahe Biograph volle fünf Lustra nach dem frühem Tode seines unverseh-

lichen Jugendfreundes dessen Leben beschreibt und darüber selbst wieder zum Jüngling wird. Ich las Lottichs Gedichte, und nun stieg mein Stannen zur Bewunderung. Lateinische Gedichte eines Humanisten — wer erwartet da etwas anderes, als gezierte Imitationen der klassischen Dichter Roms? Nun, ob in diese Kategorie auch Lottichs Gedichte gehören, darüber mag der Leser selbst entscheiden! Kann man einen Dante, einen Tasso und Ariost in deutscher Uebersetzung genießen, warum nicht auch einen Lottich? Ziehen wir ihm das fremde Gewand der lateinischen Sprache aus, und sehen zu, ob hinter der Schale ein Kern echter Poesie übrig bleibe. Ist das der Fall, so hat er die Feuerprobe bestanden.

Nach zweijährigem Studium in Marburg ging Lottich nach Wittenberg, floh beim Ausbruch des schmalkaldischen Krieges mit seinem Lehrer Melancthon nach Magdeburg, und hier, aus Begeisterung für die evangelische Sache, ließ er, sein geliebtes Studium unterbrechend, ein achtzehnjähriger Jüngling, freiwillig als Soldat sich anwerben. Nach einem Jahre hartes Dienstes und großer Mühsal erhielt er die Kunde von dem Tode seines alten Vaters. (Der jüngste Bruder, Georg, war als talentvoller, ebenfalls dichterisch begabter Schölar schon vor dem Vater in die Ewigkeit gegangen.) Als ihn nun jene Trauernachricht endlich erreichte, sprach er seinen Schmerz gegen den lebenden Bruder Christian in folgender Elegie aus:

Seit ich in nordischer Ferne am Strande der Elbe verweile,  
Welcher von bitterem Frost starret in nebligen Grau,  
Hat durchheilt zwei Male die zwölf Stationen des Himmels  
Mit dem Gespann der Gott, welcher die Zeiten regiert.  
Mich inzwischen verfolgte, den armen, ein feindliches Schicksal;  
Widrigen, das ich erlitt, folgte noch herberes nach.  
Bald durchwühlte die Blut eines Fiebers die brennenden Glieder,  
Mit mannfaltiger Pein tages mich marternd und nachts;  
Bald weit über die Kraft und die Pflichten der zarteren Jugend  
Führt' ich die Waffen, verlor kämpfend die köstliche Zeit.  
Und jetzt kommt von dem heimischen Gau dem Bestürzten die Kunde,  
Daß ein schmerzlicher Tod ihm den Erzeuger gerandt.  
Weh, er starb mir, ineb' mich blutiger Kriege Bekiff'nen  
Schnürte des Lagers Pflicht fest an der Elbe Gestad.  
Und ich Thor — ich hatte geträumt von frühlicher Rückkehr,  
Wenn mit dem fallenden Schnee sank der Friede herab.  
„Friede wird sein, und wir, wir Jünglinge, welche des Mavors  
„Rauhste Werke vollbracht, kränzen mit Laube die Stirn;  
„Froh in Gefängen erbraust und in Jubel die Schar der Genossen,  
„Und auf staubigem Grund schleift das zerfetzte Panier.  
„Stüdtiges Schritts nach dem heimischen Dach hin wandert ein jeder;  
„Mich nach der Rinsig Straud zieht es, der seichten, mit Nachd.  
„Dort dann eilet dem Sohne der Vater entgegen, den Helm mir  
„Lösend; mit eigener Hand schnallt er den Panzer mir ab.  
„Schnell in dem Städtchen umher ist die eilende Kunde verbreitet,  
„Und vor der Thüre geschart steht eine Menge des Volks.  
„Nun will ich wieder die Flur, von der Aller und Auer bewässert,  
„Helfen dem Greise wie einst pflügen mit rüstiger Hand.  
„An das geschwärtzte Gehäll aufhäng' ich die eiserne Waffe,  
„Denmal falsches Berufs, kriegerisches Dienstes der Schluß.“  
Also träumt' ich es mir, wenn der Wind durch's raschende Laub fuhr;  
Solches zu hoffen, es war Tröstung in jeglicher Not.  
Ob zu dem wilden Gesechte gefährlicher Schlachten ich vorging,  
Mit der gewappneten Hand wehrend dem dräuenden Tod, —  
Ob durch zitternde Luft von den Mauergeschützen geschlendert  
Kugeln zermöhlten den Grund, prasselnd mit Donnergetös, —

Ob ich ertrag die verkengende Blut des erhitzten Gestirnes,  
 Oder den schüttelnden Frost, oder des Hungers Beschwär:  
 Du, mein Vater, erleichtertest mir so Leiden als Mühsal;  
 Start hat den Jüngling gemacht deiner Ermahnungen Kraft.  
 Deiner gedenkend — ich schäme mich nicht, was wahr, zu gestehen —  
 Dacht' ich an Vorsicht noch mitten im Wirbel der Schlacht.  
 Und nun liegst du im Grab, und dir vor'm Scheiden noch einmal  
 Vater, zu drücken die Hand, wurde uns beiden versagt.  
 Jener des Lagers! und ihr ringsum von den Feinden umstellte  
 Berge Herzymiens, du auch, o herzynischer Schnee,  
 Ihr seit Zeugen, daß ich in des Elbgaus frostiger Ferne,  
 Das mich betraf, das Geschid' nimmer zu ahnen vermocht.  
 Wer doch hätt' es gewagt, durch Karls Kriegsarmee zu dringen,  
 Ueber des Elbstroms Eis mir als ein Bote zu nah'n?  
 O, wüß hätten gehemmt nicht tausend Geschosse noch Wachen,  
 Noch eines Bergjochs Höh, ob's in die Wolken sich hob!  
 Mich kein winterlich Eis, kein Pfeil, den tödlich der Humme  
 Mir in den Rücken gesandt hoch von dem flüchtigen Noß.  
 Mir wohl hätte den Weg in der Mitte der Feuer und Schwärter  
 Kündliche Liebe gezeigt, sicher hindurch mich geführt.  
 Wenn end, Schatten und Nöthe! vermag zu verfühnen die Thräne:  
 Dann mein Weinen hat dich, heiliger Schatten, verfühnt.  
 Siehe, den Viedern gefeßt sich die Thräne, der Thräne das Herzweh;  
 Nässe der Wangen gar oft berage ich unter'm Nisier.  
 Du lebst jetzt in der heiligen Schar, und den Seelen der Frommen  
 Bist du selig vereint in dem ätherischen Licht,  
 Schauest des Vaters einigen Sohn, und die herrliche Klarheit  
 Gottes erblickst du entzückt, ewiger Freude Genosß.  
 Kummer gedenkst du, dem Kummer entrückt, der vergangenen Trübsal,  
 Ewige Liebe verklärt vorige Leiden in Lust.  
 Dort, wie vordem, spielt in des Großhahns Armen die kleine  
 Entkin, der Mutter einst früheste Würde und Leid.  
 Und der jüngst in der Jugend Lenz uns entrissene Bruder —  
 Dir in die Arme geschmiegt, singt er ein fremdliches Lied,  
 Lied, das dem Himmel gefällt und des Welttrunds kreisenden Sphären,  
 Und das des Sonnengepanns schneeige Zelter erfrent.  
 Er, von dem Tode beglückt, er erlebte des teuern Erzengers  
 Hingang nicht, und erlitt nichts von dem schredlichen Feind.  
 Uns, ach, quältest der Schmerz, und des sterblichen Daseins nicht'ge  
 Träum', und in wechselnder Flucht kommen uns Hoffnung und Furcht.  
 Wir, in der Sehnsucht Härmen, erneuen die bittere Trauer,  
 Ach, und die Wange, sie hört sich zu benezen nicht auf.  
 Dich, mein Vater (ich hoff's) deckt nicht in den rollenden Jahren  
 Niedrig-verächtlicher Grund unter vergessnem Noos.  
 Wenn dein Leib in der Länge der Zeit ist Nöthe geworden,  
 Lebst in dem Munde des Sohns, Vater, in Ehren du fort.  
 Auf dein Grab hab' ich einen Spruch, einen kurzen, gebichtet;  
 Wessen Gebeine es birgt, künde dem Wandrer ein Stein. —  
 Bruder! so lange noch mich in der Ferne der blutige Krieg hält,  
 Einzige Stütze bist du jetzt dem erschütterten Hans.  
 Sei du Tröster indessen der Mutter! Erhalte sie Gott uns!  
 Aber von meiner Beschwär, Bruder, erfahre sie nichts.  
 Du leb wohl! wels' Loos mir immer in Kriege verhängt sei,  
 Ob, was ich fürcht', oder ob glückliches Kommen zu end.

Wahrlich, dieses Gedicht \*) mit seiner glühenden Wärme der Empfindung, seinem klaren Ban, seiner edlen Sprache, seinen classischen und geschmackvollen Bildern und Anschauungen, es befundet einen Dichtergeistes, wie nicht alle Tage einer der Welt geschenkt wird. Und welch ein edles, christliches Gemüt tritt uns hier aus jeder Zeile entgegen! Wenn läme nicht die Lust, mehr von der Persönlichkeit und dem Leben des Mannes zu hören, der schon als zwanzigjähriger Jüngling und mitten unter dem Getümmel des Krieges oder Lagerlebens solches zu leisten im Stande war?

## Kap. 2. Jugendberziehung und erste Studienzeit.

In Schlüchtern im Thale der hessischen Kinzig, zwischen Getnhanfen und Fulda, in der Grafschaft Hanau-Münzenberg, war Peter Lottich geboren, den 2. Nov. 1528, ein Jahr nachdem Landgraf Philipp in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte. Sein Vater Ludwig war ein schlichter Ackerbürger; aber ein geistig gewecktes und geistig begabtes Geschlecht müssen diese Lottichs gewesen sein; des Vaters Bruder, Petrus Lottichius Primus (wahrscheinlich der Tauspathe unseres Secundus) hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und es darin zu hohen Würden gebracht; er war Abt der Abtei Schlüchtern (Solitaria), und ein eifriger und gefeierter Vorkämpfer des Humanismus und Freund der Reformation. Beachtenswert ist auch, daß Ludwig alle seine drei Söhne: Peter, Christian und Georg, hat studieren lassen. Georg, der jüngste, starb, wie schon bemerkt, in jungen Jahren (nach Carm. lib. 1. 12 im zwölften Lebensjahre, aber schon durch carmina sich auszeichnend) als talentvoller Scholar in Frankfurt a. M.; Christian überlebte seine beiden Brüder, und starb als Lehrer der Klosterschule in Schlüchtern. Eine verheiratete Schwester, die ihr ältestes Töchterchen früh verlor, ist in der mitgetheilten Elegie erwähnt.

Peter, der älteste Knabe, ward von seinen Eltern in der Furcht Gottes erzogen. Sehr früh regte sich in ihm die poetische Ader; sein Freund Hagen hat aus dem Munde älterer Leute vernommen, daß er als kleiner Knabe sich nichts besseres wußte, als in Fluß und Wald bei den Hirten herumzuschweifen und ihnen gar wunderfame selbstgedichtete Hirtenliederlein vorzusingen. Nicht minder zeigten sich frühzeitig sonstige geistige Anlagen und Wissensdurst, so daß er schon nach erreichtem siebenten Jahre seinem Oheim, dem gelehrten Abte, zur Erziehung übergeben ward, wo er nun in der Klosterschule solche außerordentliche Fähigkeiten an den Tag legte und solche Fortschritte, besonders im Latein, machte, daß sein entzückter Oheim ihn ganz und gar adoptierte, d. h. die Sorge für seine weitere Ausbildung den Eltern ab und auf die eigenen Schultern nahm. Da er sehr bald in Schlüchtern alles gelernt hatte, was die dortige Klosterschule ihm zu bieten vermochte, sandte ihn sein Oheim auf seine Kosten nach Frankfurt a. M. zu dem berühmten Humanisten Jakob Nicellus. In Schlüchtern war einer seiner Lehrer der humanistische Dichter Johann Pedionius Rhätus gewesen, welcher später Professor der Rhetorik und Poetik in Ingolstadt wurde. Noch ist ein Brief vorhanden, den derselbe an den einstigen Schüler nach Frankfurt schrieb, für Lottich ein ehrendes Zeugnis der Liebe, die er sich erworben, und des Interesses, das seine Lehrer an ihm nahmen. „Wenn mich nichts anderes getrieben hätte, trotz der Verwirrung, in der ich in betreff meiner eigenen Lage mich gegenwärtig befinde, deinen Brief zu beantworten, so hätte ich es gethan aus dem Interesse, das ich für alle unsre jungen Leute hege, vor allem aber aus meiner ganz besonderen Liebe zu dir. Was du von mir erbittest, ist meine Pflicht. Wie bisher, so will ich auch ferner dich anspornen, daß du auf dem Wege, den du unter meiner Leitung eingeschlagen, in der Erlernung der wahren Verehrbarkeit und der schönen Künste fortarbeitest, bis daß du den höchsten Gipfel erreicht hast.“ Treulich ermahnt er ihn: „Da du von Natur eine solche Leichtigkeit und Gewandtheit, aber auch

\*) In der Uebersetzung habe ich mit Absicht mir lieber ein paar metrische Freiheiten (einige Trochäen statt Spondeen, ein Ionisches „mir“ als Kürze gebraucht u. dgl.) erlaubt, ehe ich mich hätte entschließen mögen, in der Wiedergabe der Gedanken und Bilder mit materielle Abweichungen vom Originale zu gestatten.

eine solche glückliche Kraft und Fähigkeit des Talentes hast, daß für dich nichts so hoch und schwer ist, daß ich nicht hoffte, du könntest es erreichen, so kann ich es nicht dulden, daß du, am Erfolg verzweifelnd, bei einer gewissen Mittelmäßigkeit dich beiseidest oder einer Saththeit, als wäre das Ziel schon erreicht, dich hingebest, sondern möchte dich auf die volle Höhe gelangen sehen, zu der du berufen bist.“ Wenn diese Worte uns vielleicht ahnen lassen, daß der junge Schüler in Schlichtern sich etwa hin und wieder auf sein Talent und auf die Leichtigkeit, womit er arbeitete, verlassen haben mochte, und an der rechten Assiduität es hatte fehlen lassen, so hat er die treuen Erinnerungen, deren er bedurfte, nicht vergeblich sich gesagt sein lassen, sondern sie gewissenhaft beherzigt. Insbesondere hatte Pedionens ihn zu unablässigem Studium Ciceros aufgefordert, den er „nicht nachahmen solle, wie ein Affe einen Menschen, sondern sich ihn zum Vorbilde nehmen, wie ein Sohn seinen Vater.“ (Ein goldenes Wort, das man über das Portal jedes Gymnasiums schreiben sollte.) Mit eisernem Fleiße, der empfangenen Ermahnung tren, hat Lottich in Frankfurt seine Studien fortgesetzt; des Griechischen wie des Lateinischen wurde er bald Meister. Was aber die besondere Bewunderung seines Lehrers Micyllus und seiner Freunde und Mitschüler erregte, war sein poetisches Talent. Die lateinische Sprache war ihm zu einer lebenden, zur zweiten Muttersprache geworden; mangellos und mühelos ergossen sich in ihr seine Gefühle und Gedanken in Versen. Was er dachte, dachte er unwillkürlich in Versen; er selbst schrieb einem Freunde: „was ich anders, als in Versen, treibe, darin bin ich mir wie ein fremder Mensch.“ Es sind noch einige Gedichte, wenn nicht aus dieser, so aus seiner früheren Studentezeit erhalten, voll sprudelndes jugendfrisches Humores, meist an Rosenmann, einen Wittenberger Commilitonen, gerichtet, darunter namentlich eines, welches eine Landpartie mit Freunden beschreibt und mit den Worten beginnt:

Schlummer ist nichts, als das Land, das Land das fatalste von allem;

Ueber die Stadt geht nichts; schöner ist nichts, als die Stadt.

Durch einen hübschen, nur durch vorangegangene Regengüsse schlüpfzig gewordenen Wald nehmen sie den Weg, horchen auf den Gesang der Vögel; er pflückt Hedrosen und Zelangellerieber für ein geliebtes Mädchen; endlich sind die Lehmütten des Dorfes erreicht. Da wird ihnen eine Suppe von Milch und Eiern vorgesetzt, dann keine Fische mit Kohl und dann Hechte aus der Elbe; aber Lottich läßt dies alles fast unberührt, in der sichern Erwartung eines Schinkens, seines Leibgerichtes. Aber auf den wartet er vergeblich; das Mahl ist zu Ende; so muß er, mit einem Glase schlechtes Bieres verlieb nehmend, mit hungrigem Magen den Rückweg antreten und das Gelächter seiner Kameraden über sich ergehen lassen; und so schließt er, wie er begaun: Schlummer ist nichts, als das Land, das Land das fatalste von allem; über die Stadt geht nichts; schöner ist nichts, als die Stadt.

Als ein sechzehnjähriger Jüngling bezog Lottich im Jahre 1544 die Landesuniversität Marburg. Er hatte seine Wohnung im Hause des Prof. der Theologie Johann Hildebrand. Ein Vetter des letzteren, ein junger Lehrer der Rechtswissenschaft, Draconites, siedelte eben um jene Zeit von Würzburg nach Marburg über und brachte einen angehenden Studiosus Johann Hagen mit, der bei ihm seine Wohnung nahm. Da nun die Häuser Hildebrands und Draconites gleichsam eine Familie bildeten, so lernten alsbald auch die beiden Jünglinge Lottich und Hagen einander kennen, und es erwuchs zwischen ihnen eine Freundschaft, von welcher Hagen (1585) als alter Mann, fünf Lustra nach Lottichs Tode schreibt: „sie wuchs mit den Jahren und wurde so stark und fest, daß, obgleich der eine von uns, der mir mehr als mein Leben teure Lottich, durch sein herbes Geschick aus dem Leben und aus unserer Mitte gerissen worden, diese Freundschaft doch noch immer unerschüttert, ja ewig steht, und beim Niederschreiben dieser Geschichte erst recht wieder auflebt.“

Um beide war noch ein ganzer Kreis gleichgeinnter Jünglinge geschart. Der Oheim-Abt brachte selbst eine ganze Anzahl seiner Schüler; außerdem werden uns gelegentlich ein Peter Moroccus (Maurod), ein Hesse Joh. Alt, ein Pfälzer Marius (Maier?) genannt. Es muß ein prächtiges, jugendfrisches, von idealem Sinn und

Streben erfülltes Leben gewesen sein, das diese Jünglinge mit einander führten. „In Arbeit und Erholung waren wir ungetrennlich; was uns verband, war die Gleichheit der Gesinnung.“

Mit dem Tadel des Landes und dem Lobe der Stadt war es Lottich nicht Ernst; diesen Scherz hat nur das Ausbleiben des Schinkens verschuldet. Gerade im Gegenteil berichtet Hagen, daß Lottich in der Stadt sich stets gedrückt fühlte; waren die Vorlesungen beendet, so eilte er, von Hagen und anderen Freunden begleitet, hinaus ins Freie; da lagerten sie sich in schwellendem Grase, oder entkamen eine der Höhen und suchten an heißen Tagen den Schatten der Wälder und — studierten. Denn jeder hatte sein Buch, seinen Classifier, in der Tasche, der nun vorgezogen und gelesen und besprochen ward. Nicht Ruhestunden, sondern Musestunden waren diese Stunden im Freien, und hier war es, wo Lottich am leichtesten und liebsten seine Gedichte aus der Feder flossen, aus der Seele quollen \*).

Waren diese Jünglinge in ihren Studien selber keine Stubenhocker, so ließen sie es auch sonst an Ausbildung und Uebung der körperlichen Kräfte nicht fehlen. Gelegentlich unternahmen sie weite Wanderungen in der schönen Umgegend Warburgs; im Sommer war das Baden in der Lahn ihre tägliche Erholung; „wir übten uns, auf dem Rücken wie auf dem Bauche zu schwimmen;“ Meister darin vor allen war Lottich, der dann auch später seinem in einen Wirbel gerathenen, ertrinkenden und schon bemußtlosen Freunde Marius in der Seine bei Paris das Leben gerettet hat, ihm kühn in den Wirbel nachspringend. „Einst, an einem nicht eben warmen Oktobertage“, erzählt Hagen, „sprangen wir in die Lahn, nicht der Abkühlung wegen, sondern aus jugendlichem Uebermut, weil einer den andern reizte: wer wohl den Ritt zu solch eisalteten Bade hätte.“

Diese Jugendlichkeit, dies frische Burschenleben in und mit der Natur, ist aber nur die eine Seite; die andere, wichtigere ist der Ernst der Gesinnung. Welches jene Gesinnung gewesen, in der sich diese Freunde verbunden fühlten, entnehmen wir aus der Schilderung, welche Hagen am Schluß seiner Biographie von dem Charakter und der Persönlichkeit seines unvergeßlichen Freundes entwirft. „Er besaß eine seltene Sanftmut des Charakters; er gewann alle Herzen und stößte doch zugleich einem jeden unwillkürlich Scheu und Hochachtung ein. Sittlich flectenlos, ehrlich, fest und treu zu seinem Worte stehend; sein Gemüt rein wie Schnee; aufrichtig und ein abgesetzter Feind aller Lüge, aller Sophistik, aller Verleumdung, aller Schlechwege und Ränke — so war Lottich. Unanständiges zu thun oder auch nur zu reden, war ihm verhaßt. Sein Wandel war flectenlos. Ebenso bewahrte er die Mäßigkeit und Nüchternheit im Essen und Trinken; er konnte recht fröhlich und voll Scherz und Wit sein bei einem Glase Wein; aber nie überschritt er im Trinken das Maß. Auch in seiner Kleidung hielt er auf Sauberkeit und Anstand, haßte aber Eitelkeit der Mode und Luxus. Das Fundament seines Lebens war aber sein feuriger, fester, uerschütterlicher Glaube an seinen Erlöser Jesum Christum, dem er in so herrlichen Liedern Lob und Preis dargebracht hat.“

Hagen betrachtet es als ein der Lösung bedürftiges Problem, wie dieser sittenreine, christlich sittenstrenge Lottichus gleichwohl habe erotische Carmina dichten können, ja mehr noch, wie er ein für Liebe leicht entzündliches Herz habe besitzen können. Es geht in der That aus seinen Gedichten hervor, daß er in verschiedenen Perioden seines Lebens, in verschiedenen Gegenden und Ländern, von der Gewalt der Liebe mehr als oberflächlich ergriffen war. Aber es geht aus eben diesen Gedichten hervor, daß in allen

\*) Lottich selbst befüßt diesen Einfluß der freien Natur auf seinen Dichtergenius noch in späteren Jahren in den schönen Dichtchen:

Raris amatores vates sumus; urbe relicta  
Concitat afflatu nos Deus ipse uos.  
Scilicet occultas dant ipsa silentia vires,  
Carminaque ornata versicolore nitent.



diesen Fällen seine Liebe eine sonnenreine, keusche, ideale — ein dichterisches Schwärmen in Begeisterung war.

Feliciter arsi,  
In quo meo nullum crimen amoro fuit,

b. h.

selig entbraunt' ich,  
Denn kein Fehltritt hat je meine Liebe besleckt.

So konnte er singen.

Gnädlicherweise besitzen wir über jeden dieser Fälle in den Gedichten genügende Auskunft, die zur vollen Bestätigung des Gesagten dient.

### Kap. 3. In Wittenberg. Die erste Liebe.

Wohl schwerlich über ein Jahr dürfte Lottichs Studium in Marburg gedauert haben; denn um die Zeit der Schlacht bei Mühlberg (24. Apr. 1547) hatte er mittlerweile seine Studien schon in Leipzig und Wittenberg fortgesetzt.

Auf den Wunsch seines Oheims begab er sich mit seinem Freunde Hagen zunächst nach Leipzig, um unter Camerarius seine humanistischen Studien fortzusetzen, von da — wir vermuten: schon im folgenden Semester \*) — nach Wittenberg, um zu Melanchthons Füßen zu sitzen. „Er erwarb sich“, schreibt Hagen, „durch seine fleckenlose Sitteureinheit, seinen mannhaften Sinn und seine großen Kenntnisse und Talente rasch die Liebe und Hochachtung beider Männer“, die später (wie wir aus ihren gegenseitigen Briefen und ihren Gedichten ersehen) zu einer warmen, innigen Freundschaft wurde. Auch mit Philipp Sabinus, dem Schwiegersohn Melanchthons, sowie mit dem Dichter Johannes Stigel und mit Georg Fabricius schloß er innige Freundschaft. Unter Fabricius Führung hat er das Bergwerk Marienburg bei Meißen besafahren (wobei Hagen in einem Schachte in Lebensgefahr geriet), und wurde durch den Anblick dieser Gruben von solcher Begeisterung ergriffen, daß er noch in seinen späteren Lebensjahren zu sagen pflegte, auf alle seine großen Reisen sei er nicht stolzer, als auf diese Grubenfahrt — das erste Anzeichen, das auf den in ihm keimenden Sinn für Naturstudien hinweist.

Und hier in Wittenberg war es, wo eine erste Liebe mit all ihrem Zauber und all ihrem Weh sein Herz ergriff. Für die Empfindungen, die den Jüngling beim Kegeu erster Liebe überkommen, ist er nicht verantwortlich, wohl aber für die Art, wie er solchem Pathos sich hingibt, wie er darin handelt. Daß Lottich keines unwürdigen Benehmens sich schuldig gemacht, verbürgt uns schon allein die Fortdauer und das Wachstum der Achtung und Freundschaft eines Melanchthon; aber auch in seinen Gedichten tritt uns ein klares und reines Bild der Geschichte seiner ersten Liebe entgegen. Eine Blumenliebe würden wir sie nennen; an seiner poetischen und wahrscheinlich auch schon botanischen Liebe zu den Blumen rankte sie empor. In die Wittenberger Zeit muß jenes scherzhafte Gedicht über die kulinarisch verfehlte Landpartie — wegen der „Elb-Bechte“ — gehören. Dort pflückte er auf dem Wege durch den Wald Heckenrosen und Zolängergeliebter für ein geliebtes Mädchen — die erste Erwähnung einer Liebe, die in seinen Gedichten sich findet. Es muß im Juni 1546 gewesen sein. Welches der wirkliche Name der Geliebten gewesen, wissen wir nicht; er nennt sie Claudia, und Hagen jagt von ihr, sie sei ihm selbst persönlich nicht unbekannt gewesen, „ein hübsches, nicht unliebenswürdiges Mädchen von dunklem Teint“ (subfuscum). In einem heitern Gedicht an seinen Freund Joh. Alt (Carm. lib. I, p. 139) erwähnt Lottich, daß Alt auf seine kleine Violante, er aber auf das Wohl seiner Claudia trinke; sieben Weher habe er jezt, wo es Winter, ihr zu Ehren auf die sieben Buchstaben ihres Namens geleert; was denn nun werden solle, wenn die Hitze des Sommers größeren Durst errege und

\*) Bei Melanchthons Tode (1560) sagt er (El. IV, 4) es sei jezt schon im 17. Jahr, seit er dessen Schüler geworden. Das führt auf 1544: 1560 begann dann das 17. Jahr. Vor dem Herbst 1544 kann er nicht nach Leipzig gegangen sein, da für sein Kommen nach Marburg Ostern 1544 feststeht. Wir müssen dann annehmen, falls er mit den „17 Jahren“ sich nicht verrechnet hat, daß er schon in Leipzig bei Camerarius die erste persönliche Bekanntschaft Melanchthons gemacht habe.

der Name der Geliebten doch nicht buchstabenreicher werde? Man sieht: vor seinen vertraueneren Freunden machte er kein Geheimnis aus seiner Liebe. — In einem andern, heiter gehaltenen Liebe in schalkhaften Choliamben (Carm. lib. II, p. 166 ff.) schildert er in reizender Weise das junge Glück seiner Liebe. Ein reizendes Kleinod nennt er das in der Vorstadt gelegene Laudgut (das nach Eleg. II, 3, p. 44 ihrem Vater gehörte, sic mea lux patrios primum me duxit in hortos), wo er sie öfter allein zu treffen pflegte. Dort (wo sie ihn, Eleg. am angef. Ort, „zum erstenmal weinend ihre Liebe gestanden hat“) dort sitzt er neben ihr im Grase am umarmelnden Bache, kränzt ihr Haupt mit Blumen; sie beugt sich, wie träumend, rückwärts, um auch ihm das Haupt mit weichen Kränzen zu umflechten, schmiegt sich in seinen Arm, und weigert sich nicht, ihn schnäbelnd (columbatim) die tausend Küsse zu geben, um die er bittet. Möge nur nicht des benachbarten Ziegenmelkers Tochter, die so gerne hinter der Hecke lauscht, etwas erspähen; sie würde es durch alle Winkel der Stadt verbreiten. Mögen sie nur nicht jene schlechtesten Dichter, die stets nach neuen Blumen haschen, während sie kaum Malven und Zwiebeln kennen, und in fremde Gärten einbrechen, wie der der Ruch nacheilende Stier, mit seiner Liebe ihren Spott treiben! „Solche verlasse, o du Kleinod, vom Garten, und wir allein dich öffnend verbirg die Freuden unserer Liebe!“

Ein andermal (Carm. lib. II, p. 174) hat sie ihm goldgelbe Äpfel und purpurne Rosen „mit eigner Hand“ zum Abschied geschenkt, als er eine Reise (Zerienreise) anzutreten im Begriffe war\*). Schmeichelnde Worte und Küsse und Thränen fügte sie hinzu. Diese Äpfel will er mitnehmen, wohin er immer wandre, und ihr Treue bewahren.

Welchem Stande ihr Vater angehört habe, wissen wir nicht. Gewiß keinem vornehmen; er wird ein schlichter Bürger und als solcher der Beizer eines vor der Stadt gelegenen Gartengutes gewesen sein. Dazu stimmt es, wenn Lottich in dem kurzen Gedicht Ad Claudiam (Carm. lib. I, p. 141) sagt: „O wenn nur Friede wäre! dann würde auch dich durch mich, deinen Dichter, bleibender Ruhm vom niedrigen Boden emporheben. Daß doch die himmlische Göttin der Liebe den Frieden zurückführte!“

Die Wetter des schmallaldischen Krieges brachen im December 1546 in Süddeutschland los und erfüllten die Herzen der Sachsen fürerst mit unbestimmtem Bangen. Aber nicht diese politischen Stürme waren es, an denen Lottichs erste Liebe scheiterte. Das Mädchen, das (wenn seine Schilderung genau zu nehmen ist, was wir zu bezweifeln keinen Grund haben) seiner Liebe so feurig entgegenkam, war seiner nicht wert; es erging ihm, wie so manchem vom Sturm einer ersten Liebe ergriffenen, reinen und unerfahrenen Jüngling: er schaute Tugenden in die Geliebte hinein, die diese nicht besaß; das Licht, in dem sie vor ihm strahlte, war das des Ideales, das er in seiner Seele trug, nicht ihr eigenes. Ueber den Schiffbruch dieser Liebe giebt die dritte Elegie des zweiten Buches uns Licht, welche Lottich einige Jahre später (1551) in Südfrankreich\*\*) gedichtet und an seinen Freund Hagen gerichtet hat. „Du fragst mich, ob die weite Reise das Feuer meiner Liebe gedämpft habe. Du erzählst mir, daß das Mädchen an der Schwindsucht dahin stiehe (consumi tabe) und über die Hinfälligkeit des Glückes klage. Als ich das las, rollte die alte Flamme, neu entfacht, mir durch die Gebeine und goß Blut in die entsetzten Wangen, und Thränen brachen mir aus den Augen. Du bist mein Zeuge, nie hat einer treuer geliebt, als ich.“ Er schildert sein Glück, seine Hoffnung: „ich dachte an keine Schwierigkeiten, keine Gefahren und Stürme; ich träumte von einem liebebeglückten Leben, hoffte auf Gewähr meines Wunsches, auf glücklichen Ehestand (conjugiumque bonum) — ein Beweis, daß er kein flatterhaftes Spiel getrieben, sondern die ernste Absicht hatte, redlich um ihre Hand zu werben. „Aber ein trügerisches Spiel hat Amor mit mir getrieben; eine Nacht kam über mich;

\*) Äpfel und „purpurne Rosen“ (Päonien?) weisen auf den Herbst. Die Frucht nach Magdeburg erfolgte Ende April 1547, die spätere Abreise von Bittenberg Ende 1549 bei strengem Frost. Auf keinen dieser beiden Zeitpunkte paßt also das Gedicht. Wir müssen es in den Herbst 1546 setzen.

\*\*) Es heißt darin: Me Rhodanus velox, me clementissimus amnis  
Caeruleo lassum gurgile vexit Arar.

auf den kurzen Frühling folgte ein langer Winter. Als die weibliche Scheu (pudor) aus dem Angesichte des hochmütigen Mädchens wich, und sie, stolz geworden, sich vor Hoffahrt nicht zu lassen wußte\*), da entbrannte ich, meines Selbst vergessend, desto heftiger, je geringere Hoffnung ich hatte.“ All seine Freunde bedauerten ihn, „ob des frostigen Weges, den er wandeln müsse.“ Offenbar hat das Mädchen, das seine Liebeserklärungen sich gern hatte gefallen lassen, seine Werbung stolz und hochfahrend abgewiesen, vielleicht, weil sie einen andern im Sinne trug und mit Lottich nur ihr todes Spiel getrieben hatte; vielleicht auch, daß der Wille ihrer Eltern für sie bestimmend war. Während der unbefangeneren Hagen ersteres annahm, suchte Lottich an die zweite Annahme sich anzuklammern. Noch den 1. Febr. 1550 schreibt er an Hagen (Hag. p. 299): „Claudia hat meiner Liebe ein Ende gemacht; und doch ist sie mir noch jetzt theuer. Tröste sie mit freundlichen Worten. Ich schwöre darauf, bei den Küssen: sie war treu.“ Hier nimmt er offenbar an, daß sie nicht freiwillig den Bruch herbeigeführt habe. Daß Hagen über die Sache anders dachte und den Freund zu bewegen suchte, daß dieser seine Gedanken von dem feiner unwürdigen Mädchen definitiv losreißte und jene Liebe als eine krankhafte überwinde, geht hervor aus obigem Briefe v. J. 1551 (El. II, 3), wo Lottich also fortfährt: „Damals, mein Hagen, warst du es, der mich tröstete, mich tröstete, obgleich du ähnliches Liebesleid eben erst selbst erfahren hattest. Dennoch lindertest du die Wunden des unglücklichen Freundes, weindest mit mir und sagtest: Geh nur, du wirst geheilt werden.“ Aber was hilft es mir, fährt er nun fort, die Alpen überstiegen, die Quelle und die Mündung der Seine besucht, den Rhone und die Saone befahren zu haben? Vor meine Augen treten wieder die hinter mir gelassenen Erlebnisse: wie sie mich zum erstenmal in ihres Vaters Garten führte, mir unter Thränen ihre Liebe gestand, wie sie leuchtete, wie sie mich küßte, wie wir mit einander auf grünem Rasen saßen. Aber — wie es deine Stimme mir zugerufen — ich bin geheilt. Möge sie leben und die Ursache, warum ich die Liebe abgebrochen, erfahren; nichtige Blüthe rufen den dahingeschiedenen Tag nicht zurück. Möge sie leben und glücklicher die Jahre der Jugend hinbringen. Dir aber verleihe Hymen süße Bande der Ehe; mögest du jene Pfänder der Liebe dir zu Füßen spielen sehen, welche der Lohn einer rein verlebten Jugend sind. Mein Beruf sei, durch gelehrte Bücher meinen Geist zu bilden. Vielleicht wird das nächste Jahr ein glücklicheres sein.

Jene Wendung in dem Benehmen des Mädchens muß alsbald im Sommer 1546 eingetreten sein; denn schon in jenem Gedichte von den Äpfeln (pag. 174) im Herbst 1546 sagt er, dies Geschenk habe „seine fast erloschene Liebe wieder neu angefaßt“, und fährt fort:

Gäbe mir gleich ein anderes Land eine andere Liebe,  
 Oder ersticke der Zeit Sorge die Liebe mir ganz;  
 Gern doch werde ich stets der mir einst theuern gedenken;  
 Nie soll dieses Geschenk mir ein vergessenes sein.

Die Elegie vom Jahre 1551 beweist, wie es Lottich mit jener Liebe heiliger Ernst gewesen war und wie dieselbe seine Seele in ihrer innersten Tiefe ergriffen hatte. Jetzt ist er für immer von ihr geheilt; darauf beziehen sich wohl auch die Worte seines Carmen ad suspiria et lacrymas (lib. II, p. 177) wo er sagt: „Nicht mehr jagt mir die brennende Liebe — denn nur Einmal krankte ich an Irrium (insanivimus) — das alte Feuer in das entzündete Gebein.“ Der wahre Charakter Claudias hatte sich ihm enthüllt; die fata Morgana, womit seine Verliebtheit ihre Gestalt umwoben, war dahin für immer. In dem ganzen Liebeshandel hat Lottich nichts gethan, was nicht vor Menschen als rein und untadelig bestehen könnte; vor Gottes Auge freilich mochte er sich wohl als ein schwacher Mensch erkennen, der nicht allein durch Unerfahrenheit, sondern auch durch Mangel an Wachsamkeit und Vorsicht in solche Stürme seines Inneren geraten war.

\*) Nam pudor a tumidae cum cederet ore puellae  
 Nec caperet fastus, facta superba, suos.

## Kap. 5. Soldat.

Als nach der Schlacht bei Mühlsberg (24. Apr. 1547) das kaiserliche Heer gegen Wittenberg heranrückte, floh Melancthon, von seinen treuesten Schülern (Lottich, Alt, Melchior Zobel, Varus, Acontius u. a.) begleitet, nach Magdeburg. Als die Kaiserlichen Miene machten, die feste Stadt einzuschließen, setzte Meister Philipp seine Flucht noch weiter fort; Lottich aber blieb und ließ — sowie mehrere seiner Freunde und Studien-genossen: Alt, Maternus-Steindorffer, später auch Zobel — sich als Soldat anwerben. Er schrieb darüber im folgenden Frühling 1548 seinem Freunde Hagen: „Wisse daß ich, während die Krieger die Oberhand hatten (in tanta gladiatorum licentia) und bei den Wirren des Vaterlandes Soldat gewesen bin und in den Winterquartieren in Sachsen ein elend jämmerlich Leben geführt habe. Aber das ist eben doch erst die wahre Tugend, mein Hagen, nicht nur in den Wissenschaften, die wir zum Lebensberufe gewählt haben, Tüchtiges zu leisten zu unfrem eignen Ruhme, sondern auch wahren Mut zu zeigen in den Gefahren des Vaterlandes und im Kampfe für die Religion.“ Gewiß, dies waren seine edlen und idealen Beweggründe gewesen, als er jenen verhängnisvollen Schritt that. Und doch möchte ich glauben, daß — ihn selbst unbewußt — der Graun über den unglücklichen Ausgang jener Liebe dabei mitgewirkt habe. Nicht, daß er in feiger Verzweiflung den Tod gesucht hätte (das Gegenteil bezeugen alle seine Gedichte; jung sterben zu müssen, davor graut ihm); aber das wird wohl dürfen angenommen werden, daß ein Jüngling, welcher in solchen inneren Stürmen seines Herzens das Gleichgewicht der Seele verloren hatte, bei dem Hinzutritt des öffentlichen, sowohl kirchlichen wie politischen Jammers, leichter dazu kommen konnte, einen Weg einzuschlagen, den er bald genug als einen Irrweg (error) erkennen sollte, — einen wichtigen Schritt zu thun nach vermeintlich genügender Ueberlegung und doch ohne die rechte Ueberlegung. In der That, ehe er sich selbst völlig klar war, hat er — vielleicht unter dem Zureden jener Freunde, die gleich ihm Handgeld nahmen — durch Werbeofficiere, welche bei seiner idealen Begeisterung für Johann Friedrichs und des Landgrafen Philipp Sache ihn zu pafen wußten, sich übertölpeln lassen und sah sich so — scheinbar freiwillig und dennoch wider Willen — gebunden. Denn nur unter dieser Voraussetzung wird es erklärlich, daß er in der achten Elegie des ersten Buches (chronologisch der frühesten aus seiner Soldatenzeit) seinen Kriegsdienst als ein über ihn gekommenes Unglück, ein jammervolles unverbildetes Loos beklagt:

Wodurch hab' ich verdient solch schreckliches Järnen der Gottheit?

Was, ihr Sterne, beschwurt ihr über's Haupt mir herab?

Hätte dem Scheidenden jünger das einer voraus mir verländigt:

„In dem Land, das du suchst, trägst, ein Soldat, du das Schwert“ —

„Eher“, so hätt' ich gesagt, „wird, der hoch über der See kreist,

„In des atlantischen Meers Fluten sich tauchen, der Vär.“

Taucht nun immer hinab in die See, ihr Sterne des Wagens!

Waffen in fremder Provinz trag' ich und bin ein Soldat.

An persönlichem Mute fehlte es ihm keineswegs. In derselben Elegie sagt er:

Vorwärts stürzt der Soldat, wie nieder vom Berge der Eber,

Welchen des Hundbezugschts grimmiqe Biße gereizt;

Denn der gerechteste Schmerz entzündet den flammenden Zorn uns;

Hochsinn stählt den Mut, zorniger Eifer die Faust.

Von einem tapfern Feldwebel, L. Maternus (nicht mit jenem Maternus Steindorffer zu verwechseln) so einexerciert, daß er seinem neuen Stand Ehre machte (Carm. lib. I, p. 136 f.) hat er blutige Schlachten mitgeschlagen; den tapfern Feldwebel sah er an seiner Seite fallen und widmete ihm eine Hämie. — Die „Führer“, den heutigen Unterofficieren entsprechend, wurden von den Truppen gewählt; unter ihnen war der „Feldwebel“ als Exerciermeister sowie als Truener und Unterbefehlshaber des Fähnleins, der wichtigste. Er pflegte einen oder mehrere „Gemeinwaibel“ und einen „Wachtmeister“

zur Seite zu haben, und diese letztere Charge hat Lottich begleitet; denn er schreibt (El. I, 2, 25 f.):

Und doch wagt' ich es jüngst, an der Seite des tapferen Führers

Als Wachtmeister im Schmud schirmender Waffen zu gehn \*).

Damit stimmt, daß er nach einer ausdrücklichen Aussage Vagen's (p. 459) die Hellebarde trug (longam hastam gerens), was die Auszeichnung der Unterofficiere (duces) war \*\*). War nun hiernach seine Lage etwas erträglicher, als die eines Gemeinen: schlimm genug war sie doch. Nicht allein, daß er „kämpfend die edle Zeit verlor“ (El. I, 8; II, 4 u. a.); die zweite Elegie des ersten Buches hat eigens den Zweck, den Freund Zobel vor dem Kriegsdienste zu warnen und ihm Vorkürfe zu machen:

Und so wollst auch du die geliebten Camönen verlassen,

Umlug folgen des Mars rauhem Gewerbe, o Freund?

Er selbst hat freilich jeden Augenblick, den er dem Kriegsdienste abringen konnte, der Poesie geweiht; er ruft die Mufen an:

Euch auch hab' ich gebiet in der Mitte der Zinken und Schwertcr,

Euch die Zeit, die der Feind frei mir gelassen, geweiht

und wir besitzen ja in der That eine Reihe der herrlichsten Gedichte, die aus dieser Zeit seines Kriegsdienstes herrühren. Aber in tiefer Sehnsucht, wie von Heimweh nach den verlassenen Studien ergriffen, ruft er Zobel zu:

Lieber ja möcht' ich die Zeit den erquickenden Studien weihen,

Lieber der Mufen Panier folgen, dem besseren Stern.

Und doch war diese Unterbrechung seiner Studien nur das geringste der Leiden, in welcher der gethane Schritt ihn verstrickte. Eine weit größere Seelenpein bereitete ihm die Noth des Standes, in welchen er eingetreten war. Denn wenn gleich im schmalkaldischen Kriege die Zuchtlosigkeit der Soldaten noch nicht den entscheidenden Grad, wie im Laufe des dreißigjährigen erreicht hatte: von dem, was man in unsern Tagen unter militärischer Disciplin versteht, war im sechzehnten Jahrhundert noch von ferne nicht die Rede. Zog noch nicht, unter die Armee der Truppen geschart, eine zweite Armee zuchtloser Dirnen einher, so waren doch Keuschheit und Ehrenhaftigkeit des sittlichen Wandels, vollends aber Zucht den Wehrlosen und den Bewohnern eroberter Städte gegenüber, Forderungen, welche im damaligen Soldatenkatholizismus nicht zu finden waren, und es geschahen täglich Dinge, die das Gemüt eines frommen, reinen, feinen und edel fühlenden Jünglings aufs tiefste verwunden mußten. Eine rauschhafte wilde Bande war das Heer, auch das protestantische, und der Eintritt in eine solche konnte nur mit dem Gefühl einer Erniedrigung verbunden sein für den, welcher dies Treiben innerlich verabscheute. Dies Gefühl spricht denn auch Lottich aus in der Elegie an Wienius (I, 1):

O wech Elend ist, unter wilden Soldaten zu leben,

Wo die bewaffnete Hand alles sich wähet erlaubt.

Ihnen ja gilt es als Lust, zu erwürgen den eignen Genossen,

Wunden im Nachtquartier, Wunden zu schlagen im Marsch.

Solchen gefellt, hinbring' ich die Nacht auf Wällen in freier

Lust, in der wechselnden Wacht schlummerentbehrendem Dienst.

Ah, da heb' ich den Blick zu den Lichtern des riesigen Weltalls,

Suche die Sternlein, die einst in der Heimat ich sah.

Seinen Ekel an dieser Soldateska spricht er auch in folgenden Senarien aus:

Bild eines deutschen Soldaten. (Carm. II, 2).

Schmach vor den Göttern, Vorwurf des Jahrhunderts ihr!

Der militär'schen Ordnung Pest und Untergang!

\*) Sed tamen ausus eram validis quoque nuper in armis

Magnanimi custos ad latus ire duces.

\*\* Ueber diese Chorgen und deren Bewaffnung vgl. G. Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Th. 2, S. 37 Anm. u. S. 41 ff.

Die ihr, gestachelt von des trunknen Sinnes Wut  
 Und der verderbten Zeiten Zügellosigkeit,  
 In schmutzig scheußliche Gewande eingehüllt,  
 Zertrümmert jedes Recht, und in's Verderben stürzt  
 Den Staat! O pfui, du häßlich Schauspiel! Ekles Bild!

Bei solchen niederdrückenden Gefühlen wirkte nun vollends entuunigend der unglückliche Erfolg des Krieges. Er fährt in jener Elegie fort:

Nimmer verschmäß' ich die Mühen des Kampfes um heilige Güter,  
 Nimmer erzitt' ich, dem Feind Auge in Auge zu stehen;  
 Gern für die Freiheit bin ich bereit, zu den Toten zu gehen;  
 Ist's, in der Könige Streit sechtend zu sterben, ja süß!  
 Doch hier suchst du umsonst nach der Lorbeerkrone des Mutes,  
 Hier nach dem Preise des Siegs, rüstiger Kämpfer! umsonst.  
 Unglück seh' ich der Führer umher, und nabende Schmach nur;  
 Städte, der Truppen entblößt, fallen dem Feinde zum Raub.

Zu dem allgemeinen Jammer gesellte sich nun noch das persönliche Leid einer ersten Erkrankung. Den 2. Nov. 1547 hatte Lottich sein neunzehntes Lebensjahr zurückgelegt; was Wunder, daß der kaum zum Jünglingsalter entwickelte Körper den Mühsalen und Anstrengungen nicht gewachsen war. Er war nicht der Einzige, der dies erfuhr. Sein Freund Alt wurde alsbald im Winter 1547–48 aus dem Dienst entlassen, ohne Zweifel krankheitshalber; denn schon 1550 starb er in Oberitalien (Eleg. II, 3). Maternus Steindorffer starb schon 1548 zu Erfurt an einer Krankheit, die er im Kriege sich zugezogen (Carm. II, p. 164). Wurden bei der damaligen Art der Kriegsführung dem Soldaten vielleicht keine größeren Anstrengungen der Märsche zugemutet, als heute dem Einjährigen, so war doch die Rüstung (Panzer und Visierhelm nebst Hellebarde) eine schwerere und unbeholfnere, vor allem aber die Verpflegung eine schlechtere. Wehmützig nahm er (El. I, 3) im Herbst 1547 von Freund Alt, „dem bisherigen Kriegsgenossen“, Abschied, der nach Heßen zurückkehrte, während er seinen Abschied nicht erhalten konnte\*), und sah einem „rauben Winter“ entgegen. Und seine Befürchtung ging in Erfüllung. Hatte er doch nicht nur über „elende und jämmerliche Winterquartiere“, sondern auch schon im Winter, als „die Elbe von bitterm Frost starrete“, (El. I, 4) über Fieberanfalle zu klagen, die ihn „Tag und Nacht mit mannigfaltigen Schmerzen marterten.“ Im folgenden Frühling 1548 steigerte sich sein Leiden zu lebensgefährlicher, schwerer Erkrankung. Die sechste Elegie des ersten Buches ist ganz der Klage über dies Leiden gewidmet. Der Frühling war ins Land gekommen, aber nicht der Friede:

Nun lieg' ich, bar jeglicher Kraft, ein verlassener Kranker,  
 Einsam in fremdem Gebiet, darband, der arme Soldat.  
 Hin ist die Schöne der Jugend; in fast unerträglichen Schmerze  
 Brennt mir die Seite, und müßt Fieber in Adern und Haupt.  
 Ach, es verlaget mir der Atem, die Lüfte des Lebens zu schlürfen,  
 Und der vertrocknete Mund wehret der Stimme den Paß.

Er sieht den Tod vor Augen; er hat keine Hoffnung, die geliebte Heimat wiederzusehen; getäuscht haben ihn die Sterne, nach denen einst ein berühmter Nürnberger Astrolog ihm das Horoskop langes Lebens und hohes Ansehens gestellt hatte. Nur die Philomele tröstet ihn, die in einem nahen Garten schlägt. Nur um seiner armen Mutter willen möchte er genesen.

Er ist genesen. In der folgenden siebenten Elegie konnte er seinem Vagen diese Freudenkunde melden. Wenn er in der vorigen nur der armen Mutter und neben ihr nur des Brubers und der Schwester erwähnt, so sieht man, daß er die Nachricht von

\*) Sed ducis imperium retinet, nec linquere signa  
 Aspera militiae jura fidesque sinant.

des Vaters Tode vor der schwereren Erkrankung erhalten hatte. Erstere traf ihn ja schon im Winter; diese trat etwa im April (zur Zeit der Nachtigallen) ein. Vgl. die vierte und die sechste Elegie. Solche Erschütterung mag vollends seine Kraft gebrochen haben. Kam doch zu allem, was auf seinen Körper einströmte, der Sturm eines aufliegenden Gewissens hinzu. Als er nach Melancthons Abreise von Magdeburg den Entschluß faßte, sich anwerben zu lassen, dürfte ihm kaum Zeit geblieben sein, die Erlaubnis und Genehmigung der Eltern einzuholen; und wäre es geschehen, so mußte er sich gleichwohl sagen, daß die Sorge um den vor dem Feinde stehenden Sohn ein Nagel zu des großen Vaters Sarg gewesen. So waren die bittern, heißen Thränen, die er (El. I, 4) um den Entschlafenen weint, nicht bloß Thränen der Trauer, sondern auch Thränen der Reue. Und so schreibt er an Hagen (I, 7):

Damals, als ich, erfaßt von plötzlichem Fieber, in Schmerzen  
Lag und die schreckliche Glut fengte mir Flaute und Brust,  
Hörte der himmlische Vater — ich war an der Schwelle des Todes,  
Und er neigte das Ohr, hörte des Reuigen Flehn.  
Traurig war ich und nezte das Lager mit reichlichen Zähren,  
Und vor'm Auge mir dicht stand der entsefliche Tod.  
Und vorm Auge mir stand sie, die Thorheit sünd' der Jugend,  
Und schwarz bräute die Flut mir in dem schweftigen Pfuhl.  
Aber die himmlische Liebe gebot mir dennoch zu hoffen,  
Reuigen Sündern will Gott ein Varnherziger sein.  
Und so hat mein Herz sich in schmerzlichen Seufzern ergossen,  
Und in der Demut Ton lautete so mein Gebet:  
„Christ' du Sohn, du ein'ger des ewigen Vaters im Himmel,  
Zegliches Guts Ursprung, Geber und ewiger Quell!  
Hör' auf dies mein Seufzen, ich fleh's, und reiche vom hohen  
Aether des Himmels herab mir die allmächtige Hand.  
Siehe, mir hilft kein Saft, kein heilungskräftiges Kraut mir,  
Welches im grünenden Schoß gütig die Erde erzeugt.  
Du nur kannst mir die Kraft, die erschöpfte, zur vorigen wandeln;  
Tränke das wüde Gebein, Herr, mit lebendiger Flut.  
Damals auch, als du auf Erden wandeltest, hast du  
Gern auf Kraute gelegt freundlich die heilende Hand.  
Doch wenn's also nicht mir ersah dein heiliger Wille,  
Und dein göttlicher Rat steckte dem Leben ein Ziel;  
Eins dann bitt' ich: die Seele nimm auf! All anderes bede  
Hier an des Elbstroms kalt strömenden Fluten der Saud!  
Sei mir gnädig, o Christ, daß Blut an des Delbergs hohem  
Joche die Sünden getilgt einer verlorenen Welt.  
Wenn mein Hauch, mein letzter, in nichtige Lüfte verwehn wird,  
Hilf! und es sei dein Tod nimmer verloren an mir.“

Also sieht' ich; es hört' in der Höh mein Flehn der Erbarm'ner,  
Welchem der Vater verleihe alle Gewalt auf dem Thron,  
und nun folgt eine zauberisch schöne Schilderung der Genesung und wiedertretenden Kraft, und ein Dankpsalm an Gott, dem er Herz und Leben zu weihen gelobt.  
So war die lebensgefährliche Krankheit samt den vorausgegangenen inneren und äußeren Leiden des Kriegesdienstes eine Schule, in die Gott ihn nahm, um ihn zu einer heilsamen Kriftis, zur Erkenntnis seiner Irrwege und zu vertieftem Ergreifen des Heils, an das er von Kind auf geglaubt hatte, zu führen. Die Periode des inneren Wirt'sales, welche mit der Liebe zu Claudia begonnen, hatte nun ihren vollen Abschluß erreicht, und wir begreifen doppelt, daß, als einige Jahre später Hagen jene Nachricht über Claudia (El. II, 3) ihm nach Montpellier — und er darüber an Stoi (El. II, 1) schrieb, jenes Liebesverhältnis, wenn auch nicht der Liebeskammer, für ihn eine abgethane Sache war.

Es scheint, daß er unmittelbar nach seiner Genesung seinen Abschied erbat und erhielt. Er eilte (wie Hagen später, p. 459, ganz gelegentlich erzählt) in die Heimat. Als sein Oheim, der Abt, ihn so kommen sah, rüppig, in abgetragenen Soldatenanzug, die lange Bellerbarde auf der Schulter, sei der Greis in Thränen ausgebrochen.

#### Kap. 6. Reise nach Paris und Montpellier.

Ueber die nächstfolgenden Ereignisse in Lottichs Leben ist Hagens Bericht unklar und verworren. Die Rückkehr in die Heimat erwähnt er, wie bemerkt, bei einem späteren Punkte der Geschichte nur ganz gelegentlich. Von der Heimat aus scheint sich nun Lottich noch vor dem Friedensschlusse\*) nach Erfurt begeben zu haben; dort (sagt Hagen p. 456) habe er „eine Stätte süßer Muße“ (recessum dulcis otii) gefunden; dort sei er zusammen gewesen mit einem Universitätsfremde Maternus Steindorffer. Steindorffer hatte gleich Lottich Kriegsdienste gethan, und wenn wir nun hören, daß er mit ihm nach Erfurt zu den Studien zurückkehrte, hier aber starb, (1548) so werden wir wohl annehmen dürfen, daß auch er in Folge der Anstrengungen erkrankt und verabschiedet war. Auch ihm widmete Lottich ein Trauerlied (Carm. II, p. 164).

Sobald endlich der Friede geschlossen und Melandthyon von Halle nach Wittenberg zurückgekehrt war, eilte Lottich, eilte auch Hagen wieder dorthin „zur Beendigung ihrer philosophischen Studien.“ Des ersteren Verhältnis zu Melandthyon war „wie das eines Sohnes;“ es entspann sich zwischen dem Meister und dem Jünger eine Freundschaft, die bis an den Tod fortbauerte. Aber bald rief ihn sein Oheim, der Abt, zurück. Eine glänzende Aussicht hatte sich für ihn eröffnet. Hagen in seiner kurzen Weise erzählt nur, daß er in Leipzig von Camerarius einen Empfehlungsbrief an den, dem letzteren befreundeten Würzburger Canonicus Primarius Daniel von Stiebar empfing, in Folge dessen er hernach die Reisen Stiebars als Hofmeister nach Paris und Montpellier begleitete. Ohne Zweifel war dieser Plan schon zwischen dem Abt-Oheim und dem Canonicus ins Auge gefaßt und verhandelt worden, und darum erhielt Lottich von ersterem die Weisung, sich in Leipzig von Camerarius ein empfehlendes Zeugnis zu verschaffen und schleunigst nach Schlüchtern heimzukehren.

Es war im Winter; die Reise durch den Thüringerwald bei tiefem Schnee und scharfer Kälte höchst beschwerlich, ja gefährlich. Einer seiner Begleiter versank in einen tiefen schneegefüllten Graben und wurde durch Banerleute, die man vom nächsten Dorfe herbeirief, fast erstickt ausgegraben. In einer Elegie Ad lunam (I, 5) beschreibt Lottich eine nächtliche Wanderung oder Irrfahrt bei tiefverschneiten, unsichtbar gewordenen Wegen und wolkenverschleiertem Mond, die er, „durch wichtige Ursache gezwungen“, aber nicht in kriegerischem Zwecke (non ego furta paro belli, non prolixor erro) habe machen müssen — ohne Zweifel die nämliche. Der Abt empfing ihn diesmal (Hagen p. 459) nicht, wie das vorige Mal, mit Thränen des Jammers, sondern mit Freudenthränen. Doch wäre zu mitleidigem Bedauern gerade jetzt Anlaß gewesen; denn schon unterwegs hatte sich Lottich unwohl gefühlt und lag nun längere Zeit krank\*\*). Er hatte soeben „sein einundwanzigstes Jahr vollendet;“ es war also im Winter 1549—50. Als er genesen war\*\*\*), reiste er sofort mit dem Empfehlungsbrief des Camerarius nach Würzburg zu Daniel von Stiebar.

Das jetzt ausgestorbene Geschlecht derer von Stiebar, zu welchem Lottich von nun an in enge und dauernde Beziehung trat, war eins der edelsten und angesehensten der fränkischen Ritterschaft. Ihm gehörte u. a. das stattliche Schloß Pressfeld an der Wiesent, welches nachmals an die Sedendorfs kam, jetzt in den Händen eines Juden ist; ferner Buttenheim, jetzt denen von Seefried gehörig, Sassaunfahrt a. d. Redniz u. v. a.

\*) Ein poetisches Sendschreiben Lottichs an Victorin Strigel trägt das Datum: Erfurt am 8. Mai 1548 (p. 291).

\*\*) Redit corpore pessime affecto multis languoribus et morbis, quos in via coelo nivosa, humali, rigido contraxerat.

\*\*\*) Den Februar brachte er noch in Schlüchtern zu; zwei poetische Sendschreiben an Hagen sind aus Schlüchtern vom 1. u. 22. Febr. 1550 datiert.



Der Canonicus Daniel von Stiebar hatte drei Neffen, Gabriel, Erhard und Diemar, junge Studenten, welche er wollte größere Reisen machen lassen. Sie hatten einen „Informator“, Georg Wischer aus Strahburg, dem es aber wohl doch an der nötigen Beterfahrung und Gewandtheit fehlen mochte, weil der Canonicus außer ihm noch einen andern Gouverneur und Reiseinspector für seine Neffen suchte. Diesen fand er in Lottich. Mit ihm und dem „Unterlehrer“ (hypodidascaus) Wischer begaben sich die drei Junter zuerst nach Frankfurt a. M., wo sie mit einigen französischen Kaufleuten Bekanntschaft machten und sich eifrig in der französischen Sprache übten. „Ich bin ein Kaufmann geworden“, schrieb Lottich scherzend an Hagen, „und habe den ganzen Tag das Wörterbuch in der Hand. Das Neueste ist, daß ich auch Mediciner geworden bin; denn ich heile lahme Pferde, striegle und wasche sie.“ Wir sehen daraus, daß Lottich in Deutschland zwar vielleicht schon botanische, aber sicher noch nicht medicinische Studien gemacht hatte, sondern diese erst in Paris begann.

Ueber die Reise, deren nächstes Ziel Paris war, liegt der Bericht des stud. med. Georg Marius (Maier?), eines geborenen Pfälzers, vor, des alten Freundes, den sie in Paris wiederfanden und der sich dort ihnen angeschlossen. Nachdem sie dort den Vorlesungen der berühmtesten Humanisten, Mediciner und Juristen „eine Zeitlang“ beigewohnt hatten, beschloßen sie, bevor sie die Reise nach ihrem eigentlichen Ziele Montpellier antraten, erst noch Rouen und das Meer zu sehen. Außer unsern fünf Bekannten, dem Pfälzer Marius und einem Ulmer namens Schiernagel, schlossen sich noch fünf andere, darunter ein Knabe oder jüngerer Scholar, ihnen an, sodas die Zahl der Reisenden zwölf betrug. Einen Teil des Weges zu Schiffe, einen andern zu Fuße zurücklegend, gelangten sie nach Rouen, fuhren von da nach Dieppe an die See, und würden vollends nach England übergesetzt sein, wenn sie es nicht gescheut hätten, jenen jüngeren Scholaren einem etwaigen Conflict mit einem Raubschiffe auszuweichen. Welche Gefahren das Reisen in jenen Zeiten mit sich brachte, sollten sie bald genug erfahren. Mit höchstem Interesse sahen sie aus dem Hafen Schiffe auslaufen nach Spanien und nach allen Theilen der Welt; wie hätte da nicht die Lust in ihnen entstehen sollen, wenigstens zu einer Spaziersfahrt sich den Wogen anzuvertrauen, die gerade in gewaltiger Springflut gegen die Küste schlugen. Sie mieteten ein Boot mit zwei Ruderern, fuhren fröhliches Herzens auf die Höhe hinaus, waren aber nicht wenig betroffen, als diese Ruderer ihren wiederholt hindergegebenen Wunsch, nun zurückzukehren, unbeachtet ließen und immer weiterfuhren. Der Wunsch ward Befehl; aber nun erklärten die Ruderer offen, daß sie an Umkehr gar nicht dächten, es sei denn, daß ein hohes Lösegeld ihnen gezahlt würde. Nun zeigte sich aber, wie später bei mehreren anderen Gelegenheiten, daß Lottich nicht umsonst Soldat gewesen. Während die übrigen, was sie von Waffen bei sich hatten, zogen, packte Lottich den einen der Ruderer, hob ihn über Bord, und drohte, ihn ins Meer zu werfen, wenn er und sein Gefelle nicht augenblicklich die Rückfahrt anträten. Da die Stroche sahen, mit welch entschlossenem und starkem Manne sie es zu thun hatten, gehorchten sie. Damit waren aber die Fährlichkeiten noch nicht zu Ende. Das Land war fast außer Sicht; ein heftiger Wind trieb das Boot nordostwärts; statt bei Dieppe landeten sie an einer öden Küste. Der Abend brach herein. Zu Fuße der Küste entlang wandernd gelangten sie mit sinkender Nacht an eine einsame Schenke, die wüß und verdächtig ausah; nachdem sie Hunger und Durst gestillt, ordnete Lottich einen förmlichen Wachtdienst an, in welchem sie einander ablösten. Ohne diese Vorsicht des kriegserfahrenen Kameraden wären sie verloren gewesen. In dem Raume, in dem sie übernachteten, lief eine alte halbverfallene Treppe an der Wand hinauf nach einem oberen Geschos ober Dachraum; als Mitternacht vorüber, bemerkten die Wachzeugten sich, daß ein Mordgeselle mit blankem Schwert herabzuschleichen im Begriffe war. Sogleich machten sie Alarm; die unter ihnen, welche Waffen hatten, raffelten mit den Schwertern; der Räuber zog sich zurück und sie stürzten zur Thür hinaus ins Freie. Hier warteten sie, auf einen weiteren Angriff gefaßt, bis zum Grauen des Morgens; ein solcher erfolgte aber nicht. Sie setzten nun ihre Wanderung fort, nahmen

in der ersten Ortschaft, die sie erreichten, Mietsperde, und ritten direct nach Paris zurück.

Von hier trat Lottich nun mit seinen Zöglingen, mit Vischer, Marius, Carl Clusius und drei anderen Genossen die Reise nach dem Süden an. Müstig und kräftig, wie sie alle waren, zogen sie es vor, zu Fuße zu wandern. Ein Saumroß trug das Gepäc. Mit Entzücken denkt Marius an diese Reise zurück, wie sie alle Eines Sinnes, in treuer Freundschaft verbunden, heiter und fröhlich, rüstig und unermüdet durch die Lande dahinzogen. Auch hier ward übrigens der Vorsicht nicht vergessen, in den Nachtquartieren Nachtdienst angeordnet, und auch unterwegs war man gehörig auf der Hut. Ganz ohne Abenteuer verlief auch diese Reise nicht. In einem Walde bei Melun bemerkte man verdächtige Gestalten und blieb nicht lange in Zweifel, daß man es mit Räubern zu thun hatte. Bewaffnet stellten diese sich zur Seite des Weges auf, und riefen höhnisch: „Unter euch elsen sind nur drei, die sich zur Wehre setzen würden.“ Aber die drei müssen doch genügt haben, den Raubgesellen Respect einzufößen; denn letztere wagten keinen Angriff und ließen sie ziehen. Wenn Lottich in einem Briefe nach Deutschland schreibt, er sei in Burgund durch verbrecherische Leute am Oftertage in große Gefahr geraten, so könnte sich dies vielleicht auf diesen Vorfall beziehen. Nicht weit südlich von Melun lief die burgundische Grenze. Aber der „Oftertag“ will nicht passen; denn an diesem waren die Wanderer gewiß nicht unterwegs. Wichtig ist aber die Erwähnung des Oftertages an sich; war Lottich um die Ofterzeit in Burgund, so kam das natürlich nur Oftern 1551 sein (da er Oftern 1550 kaum von seiner zweiten Erkrankung genesen und jedenfalls noch in Deutschland war); sein Aufenthalt in Paris dauerte also beiläufig ein Jahr, und für den im Jahre 1554 endenden Aufenthalt in Montpellier bleiben drei Jahre.

Die Reisenden gelangten nach Lyon, wo sie acht Tage blieben, die dortigen, berühmten Buchhandlungen besuchten und viele Büchereinkäufe machten. Dann fuhren sie aus dem Rhone nach Vienne, wo sie „zum ersten Male den Rector der Provence kosteten.“ Bei Pont de St. Esprit wollten sie oberhalb der Brücke landen, wurden aber durch die Gewalt des Stromes unter ein Joß der Brücke, und zwar unter ein unpassierbares, gerissen, wo das Wasser durch und über Klippen schäumt; die Schiffer warfen die Hände gen Himmel, riefen Christum und die heilige Jungfrau an, und das Fahrzeug gelangte unzerstört zwischen den Felsen der Stromschnelle hindurch. Bis Avignon setzten sie die Fahrt zu Wasser fort; von hier wanderten sie in zwei Tagen zu Fuße nach Nismes, dessen Altertümer Lottich, sowie den ebenfalls besuchten Pont du Gard, in anmutigen Elegieen besungen hat, und endlich nach Montpellier, wo sie drei Jahre blieben und Lottich seinen Fachstudien, der Botanik und Medicin, für welche Montpellier damals bekanntlich die Hochschule erstes Ranges war, mit allem Eifer sich hingab. Wissenschaft und Natur begeisterten unsre jungen Freunde in gleichem Maße; Marius, welcher später auch Ober- und Unteritalien bereist hat, hat sich dahin ausgesprochen, daß mit der Gegend von Montpellier nur die von Neapel einen Vergleich aushalte, ein Urtheil, das uns freilich einigermassen in Verwunderung setzt; denn wenn auch die Umgebungen von Montpellier entzückend schön sind und der schroffe Felsenriegel des Pic de St. Loup an den Vesuv erinnern mag, so liegt doch die Stadt selbst durch eine Ebene und durch die Etangs, auf die erst noch ein Dünenbürtel folgt, von der offenen See getrennt, und diese ist von dem Peyrou-Hügel aus nur von weitem als schwarzblaue Wand sichtbar.

#### Kap. 7. Vor der Inquisition.

Einem theologischen Freunde in Deutschland, welcher Lust hatte, Frankreich ebenfalls zu besuchen, hat Lottich geschrieben, er möge das unterlassen, wenn er nicht lebendig verbrannt werden wolle. Vielleicht daß schon bei jener „Gefahr in Burgund am Ofterfest“ es sich um die Gefahr einer Denunciation beim Inquisitionstribunale gehandelt hatte, und einer Verhaftung, welcher die Wanderer durch schnelle Flucht und Weiterreise glücklich entgehen mochten. In Montpellier aber erhielten sie Gelegenheit, die Bekannt-

schaft der Inquisition in aller Form zu machen. Ein ausdrückliches königliches Edict erlaubte deutschen Studenten, deren es ja dort immer viele gab, in der Fastenzeit Fleisch zu essen, und sie veräumten nicht, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Sie führten eigene Menage, und da sie der dortigen Volkssprache (welche damals noch ausschließlicher als heute, die provencalische war) nicht mächtig waren, hielten sie sich einen Diener oder Burfchen, welcher, dort gebürtig, den täglichen Verkehr für Beschaffung der Lebensbedürfnisse vermittelte. Dester schon hatten sie ihn ermahnt, beim Einkauf von Fleisch in der Fastenzeit vorsichtig zu sein, und ihn verwiesen, wenn er daselbe beim Hineintragen über die Straße nicht sorgsam unter dem Kleide verborgen hielt. Der Burfche mag wohl zu jener Klasse von Anhängern der Reformation gehört haben, welche etwas darein setzten, der Priesterschaft Trost zu bieten. Im ersten Jahre (1551) ließ man es ihm und seinen Herren hingehen; kaum aber hatte die Fastenzeit 1552 begonnen, als die Jüngeren (pueri), also die drei Stiebar's nebst den Cleven des Marius, vor das Inquisitionscollegium geladen wurden, wo man ihnen ihr ärgerliches und keperisches Benehmen vorhielt. Sie waren besonnen genug, sich einfach auf ihre Hofmeister als auf ihre Vorgesetzten zu berufen, ohne sich in irgendwelche Erörterungen einzulassen. Die Letzteren, die nicht wenig erschraten, wurden sogleich einig, die volle Wahrheit unverhohlen zu sagen und alles weitere Gott zu befehlen. Den folgenden Tag wurden die Cleven nochmals vorgeladen; da sie bei ihrer Berufung auf ihre Hofmeister blieben, wurden sie entlassen und nun Lottich, Bischof, Clusius und Marius — nicht zusammen, sondern jeder zu einem Sonderverhör — gefordert. Sie beriefen sich, euer wie der andre, auf jenes königliche Edict. „Das“, antwortete der Inquisitor, „ist uns nicht unbekant, aber ihr habt öffentliches Aergernis gegeben durch die Art, wie ihr euer Fleisch holen liehet.“ Sie hätten nun mit voller Wahrheit die Schuld auf den Diener schieben können; aber dann wäre diesem der Feuertod gewiß gewesen. Sie suchten sich also zu rechtfertigen, so gut sie konnten, obgleich die Sache ein sehr ernstes Gesicht annahm. Vorläufig nach Hause entlassen, schickten sie in der folgenden Nacht den Diener nach wohlverdienter Schelte aus dem Dienste und sagten, er solle sich aus dem Staube machen. Dies zog ihnen noch mehr den Unwillen des heiligen Tribunales und neue Beschwerden zu. Abermals wurden sie vorgeladen, über ihre Ansichten vom Fasten und über verwandte Materien befragt. Sie beriefen sich nur einfach auf das königliche Edict und drohten, wenn man sie nicht in Ruhe lasse, an den königlichen Hof sich zu wenden; dann werde der Rheingraf, ein naher Verwandter ihrer Zöglinge, statt ihrer die verlangte Antwort geben. Da meinten die Inquisitoren, die Angeklagten möchten den verschwundenen Diener wohl zum Rheingrafen gesandt haben. Um nun jedem Schritte des letzteren zuvorzukommen, verurtheilten sie unverzüglich die Angeklagten wegen öffentliches Aergernisses zu öffentlicher Kirchenbuße. Darfuß, in weißem Hüßerbemde, jeder eine brennende Fackel in der Hand, sollten sie durch die Straßen der Stadt geführt werden, am Hochaltare zu St. Firmin eine Messe hören, um Absolution bitten, die ihnen auferlegte Geldstrafe zahlen, und dann unter dem Versprechen künftiges vorsichtigeren Betragens entlassen werden. Die jungen Männer, „durch Gottes Geist mit Mut erfüllt“, erklärten rund heraus, daß sie nichts von dem allem thun würden; sie seien freie Leute, von freien und von edeln Eltern erzeugt, und könnten auf ihre Familien keine solche Schmach, Infamie und Makel der Anechtenschaft bringen. Sie beriefen sich auf die Freiheiten der Universität und protestierten dagegen, daß einem königlichen Edicte solche Schmach angethan werde. Darauf wurden sie vor der Hand nach Hause entlassen, hatten aber, wie bisher, Hausarrest. Erst am siebenten Tage wurde dieser etwas erleichtert, und da sie fortführen, so mutig und bestimmt, wie bisher, zu protestieren, so wurde ihnen denn endlich erklärt, die Gnade der Kirche wolle ihnen die Kirchenbuße erlassen, doch sollten sie jeder eine Krone für die öffentlichen Spitäler und Armenhäuser entrichten. Das thaten sie mit Freuden. Sie erfuhren übrigens nachher von Carl Clusius, der bei Professor Roncolato wohnte, daß sie hauptsächlich dessen Fürsprache den glimpflichen Ausgang zu danken hatten. Der Inquisitor, ein Dominikaner, der außerhalb seines Amtes kein so übler Mann war, liebte die Musik leidenschaftlich und kam

daher oft in Rondelets Haus, welcher ebenfalls ein großer Musikfreund war. Da hatte denn dieser Gelegenheit, ein begütigendes Wort zu reden. Und nun nun allen künftigen Anstößen vorzubringen, nahmen von nun an Lottich, die Stiebars und Marius ihren Tisch beim Canonicus Jakobus de Mansis (du Mas), die übrigen unter Bischofs Aufsicht saßen in einem Wirtshaus oder Speisehaufe.

(Schluß folgt.)

## Zur Entwicklung der Menschheit.

Von Dr. S. Krcisel.

Seit dem Emporkommen des Materialismus ist über die Entstehung der menschlichen Cultur nachgerade eine Meinung unter den Gebildeten fast die herrschende geworden, nämlich daß die Menschheit aus einem ursprünglich rohen, tierähnlichen Zustande sich allmählich emporgerungen habe. Es ist sehr natürlich, daß die moderne Entwicklung zu dieser Anschauung gelangt ist. Wenn man bedenkt, welchen gewaltigen Aufschwung die Naturwissenschaften in diesem Jahrhundert genommen haben, so darf man sich nicht darüber wundern, daß ihre Bedeutung überschätzt, daß ihr Einfluß übermächtig geworden ist, daß man die dieser Wissenschaft gesteckten Grenzen vergessen hat und sie für fähig hält, alles auf sog. natürlichem Wege zu ergründen. Es begreift sich daher die Abneigung, irgend etwas Wunderbares gelten zu lassen, was die Grenzen der Natur überragt, und damit die Abneigung gegen eine göttliche Offenbarung, welche in den Anfang der Weltgeschichte zu stellen wäre. Man strich demnach diese Offenbarung und nahm als frühesten Zustand des Menschen einen solchen an, in welchem er sich von der ihn umgebenden Tierwelt kaum unterschied. Man glaubte den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung bei den Australnegern zu finden, welche selbst in unsern Tagen noch auf jener niedrigen Stufe zu stehen scheinen.

So überzeugt nun auch der materialistisch geschulte Mensch von vornherein, in Folge seiner ganzen Denkweise, von der objectiven Wahrheit dieser Anschauung sein mag, so bleibt dieselbe doch vorläufig weiter nichts, als eine lustige Hypothese. Wir untersuchen indeß, ob Thatsachen vorhanden sind, welche dieselbe wahrscheinlich machen.

Was Künste und Wissenschaften, was technische Fertigkeiten anlangt, so ist es von vornherein zweifellos, daß die Menschen nur allmählich in den Besitz derselben gelangt sind und sie weiter ausgebildet haben. Auch spricht die ganze Entwicklung der Geschichte dafür, wenn wir den frühesten Zustand der Indogermanen, welche fast nur mit den nöthigsten Gerätschaften des Ackerbaues bekannt waren, mit späteren Zeiten (z. B. unter Augustus) oder gar mit unserem Jahrhundert der Eisenbahnen vergleichen. Es ist aber die Entwicklung der Künste und Wissenschaften für die Frage nach einer ursprünglichen religiösen Offenbarung ganz indifferent. Für unsere Untersuchung kann es sich allein um Religion und Sittlichkeit handeln, ein Gebiet, welches allerdings weit größere Schwierigkeiten bietet.

Wenn eine derartige Frage wissenschaftlich untersucht werden soll, so ist es nicht möglich, zu einem früheren Zeitpunkt hinaufzusteigen, als zu dem unbestimmten vor der Trennung der Indogermanen. Was man in Pfahlbauten gefunden hat, liefert, abgesehen von der zweifelhaften Frage des Altertums, kein Material für eine Untersuchung des sittlichen Zustandes jener Menschen, sondern höchstens für den Stand ihrer Künste und Fertigkeiten. Die Sprachvergleichung hat aber andererseits bis jetzt noch keine andere Völkerfamilie einer so gründlichen Prüfung unterworfen, als die indogermanische. So bleibt uns denn nichts übrig, als von dem Zustande der Indogermanen

vor ihrer Trennung unsern Ausgang zu nehmen. Wollten wir darüber hinausgehen, so könnten wir zwar der Phantasie den Zügel schießen lassen, würden aber den wissenschaftlichen Boden verlassen.

Was bietet uns nun die Sprachvergleichung für Anhalt, um den sittlichen Zustand der Indogermanen zu beurteilen? Sicher wenigstens giebt sie uns eine Anzahl Wurzeln, welche auf einen höheren Culturzustand, als den der Australneger schließen lassen. Fassen wir zunächst die religiösen Vorstellungen in das Auge!

Bei der natürlichen Erklärung der Entstehung der Religion geht man davon aus, daß gewaltige Einwirkungen der äußeren Natur, so besonders Blitz und Donner, den Glauben an Götter hervorgerufen haben. Wenn die ältesten Menschen, so etwa reflectiert man, den Blitz herabfahren sahen, so meinten sie, daß jemand denselben geschleudert habe, und glaubten an einen Donnerer. Ich bin fern davon, diese Herleitung für die Entstehung der heidnischen Religionen ganz zu leugnen, aber der älteste Bestandteil ihres religiösen Denkens weist nicht darauf hin. Gerade die hervorragendste Naturgewalt, welche auf den natürlichen Menschen den größten Eindruck zu machen pflegt, der Donner, ist nur in den germanischen Sprachen zur Bezeichnung einer Gottheit (Donar, altn. Thor) verwandt, das griechische *θεός* z. B. wird nirgends zur Bezeichnung einer Gottheit gebraucht. Dagegen deutet die allen indogermanischen Sprachen gemeinsame Wurzel zur Bezeichnung der Götter (skt. *dovas*, altn. *tivar*, lit. *devas*, lat. *deus*, griech. *θεός*, *δίας*) auf die Vorstellung von Lichtwesen. Wenn daraus auch die ethische Bedeutung der Reinheit nicht entschieben hervorgeht, so läßt die Bezeichnung doch auf eine weit höhere Vorstellung schließen, als sie durch die bloße Furcht hervorgebracht wird, und wenig entspricht dieselbe solchen Anschauungen, wie wir sie bei den rohesten Völkern der Gegenwart finden.

Noch eine andere Wurzel, die des griech. *καρῶν*, ist hierherzuziehen. Sie bezeichnet ebenfalls nicht eine zerstörende, sondern eine aufbauende, erschaffende Kraft. Daß sie in drei Sprachen (gr. *Κρόνος*, skt. *kartr* (kartar) Schöpfer, lat. *Cores*) auf die Religion bezogen wird, ist wohl schwerlich zufällig. Auch sie legt dafür Zeugnis ab, daß nicht die Furcht die Religion geschaffen hat, wie es der materialistischen Denkweise natürlich erscheint. Wenn aber nicht durch die Furcht, so ist es schwer zu erklären, wie der Mensch überhaupt zu der Vorstellung von einer Gottheit gelangt ist.

Kommen wir auf das der Religion eng verwandte sittliche Gebiet! Denken wir uns den Menschen aus tierähnlichem Zustande hervorgegangen, so erwarten wir die Bezeichnungen für Eltern und Kinder von der tierischen Zeugung hergenommen zu sehen. Selbstverständlich fehlen nun auch derartige Bezeichnungen nicht. Aber schon bei dem Namen des Vaters, *πατήρ*, treffen wir nicht auf den „Erzeuger“, sondern auf den Ernährer; die Wurzel von *pator* liegt in dem skt. *pā*, nähren, schützen, erhalten. Also die sittliche Aufgabe der Ernährung und Beschützung der Familie war den Indogermanen die charakteristische, um den Vater damit zu bezeichnen. Die uralten Schmeichelnamen *ātta* und *tāta*, Väterchen, deuten auf ein liebevolles Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Die Mutter, *μήτηρ*, ist dem *πατήρ* analog gebildet. Es läßt sich vielleicht hieraus, sowie besonders aus dem Ausdruck *κόρυς*, *δέσπονα* schließen, daß das Weib in jener patriarchalischen Zeit noch höher stand und mehr geachtet wurde, daß es eine dem Manne ebenbürtigere Stellung einnahm, als z. B. in der späteren griechischen Zeit; denn *κόρυς* bezeichnet die Herrin. Daß wir von den Ausdrücken der Liebe eine Wurzel haben, welche dieselbe bezeichnet, ohne doch eine sinnliche Nebenbedeutung damit zu verbinden, ist sehr bemerkenswert und nach der Hypothese der Herausbildung des Menschen vom tierähnlichen Zustande nicht wohl zu erklären. Endlich sehen wir an den vielen genauen Bezeichnungen der verschiedenen Verwandtschaftsgrade, daß die verwandten Familien zusammenhielten, daß sie sich als zusammengehörig betrachteten. Der Mann, der die Tochter des Hausvaters heiratete, stand dem letzteren nach der Heirat nicht wieder als Fremder gegenüber, er war ihm nicht mehr gleichgültig, sondern er bekam einen besonderen Namen, der ihn als Zugehörigen zu der Gemeinschaft der Verwandten bezeichnete, wie Schwager, Schwiegervater; er war in ein bestimmtes Verhältnis zu der

Familie getreten. Es läßt sich damit die Vermutung abwehren, als sei die Heirat in jener Zeit nicht viel mehr als ein gleichgültiger Kauf, ein Handel gewesen, wie es bei rohen Völkern der Fall ist. Dann würde man nicht das Bedürfnis gehabt haben, den Käufer mit einem besonderen Namen zu bezeichnen und diese Verwandtschaftsbezeichnungen so auszudehnen, wie es bei den Indogermanen der Fall war.

Dies würde etwa das Wesentlichste sein, was sich aus der Sprachverglei- chung für den sittlich-religiösen Zustand der Indogermanen ersehen läßt. Eine Litteratur mit historischen Nachrichten liegt uns nicht vor, wir sind auf die Grundbedeutung der Sprachwurzeln angewiesen, und dies ist ja allerdings recht wenig, um jene entlegenen Zeiten eindringender zu beurteilen. Immerhin folgt aus dem Vorhergehenden das Eine als unbestreitbares Resultat, daß die sittlich-religiöse Auffassung der Indogermanen eine höhere war, als die der rohesten Völker der Gegenwart. Die Anhänger der Theorie von der Herausbildung des Menschen aus tierischem Zustande werden dazu vielleicht sagen, daß jener Zustand vor der Trennung der Indogermanen eben nicht der früheste war, und daß eine lange Entwicklung vorausgegangen sein kann. Ich bestreite dies keineswegs; aber der genannte Zeitpunkt ist der früheste, zu dem wir wissenschaftlich hinangelangen können, und was man über die vorherliegende Zeit aufstellen mag, beruht auf Construction der Phantasie. Dazu kommt, daß der Zeitraum von der Trennung der Indogermanen bis zur Gegenwart (sagen wir nur, etwa 4000 Jahre) immerhin eine leidliche Größe repräsentiert, daß man allenfalls wohl zu der Vermutung berechtigt wäre, daß die Indogermanen vor vier Jahrtausenden nicht höher in Religion und Sittlichkeit gestanden hätten, als die niedrigsten Völker unserer Tage, von denen sich doch nicht annehmen läßt, daß sie etwa durch einen Jahrtausende späteren Schöpfungsact erst entstanden seien.

So kommt uns denn schon auf diesen Punkte die materialistische Anschauung sehr bedenklich vor. Betrachten wir nun die Religion und Sittlichkeit in der Geschichte! Unser Augenmerk wird sich darauf zu richten haben, ob wie bei Künsten und Wissenschaften ein allmähliches Aufsteigen der sittlich-religiösen Anschauungen bemerkt werden kann, oder etwa das Gegentheil, ein allmähliches Herabsteigen. Das erstere würde für die materialistische Hypothese sprechen, das letztere für eine göttliche Offenbarung. Hat eine göttliche Offenbarung im Anfange der Weltgeschichte stattgefunden, so wäre die natürlichste Annahme, daß die einzelnen heidnischen Völker bei Enttiefung ihrer Religionen gewissermaßen einen Teil des durch die Offenbarung der Menschheit überwiesenen Capitals bewahrt und in ihren Gottesdienst gelegt hätten, einen Capitalrest, welcher ohne neuen Zufluß nach und nach verbraucht werden mußte.

Doch müssen wir uns hüten, die religiös-sittliche Entwicklung der Völker hiernach etwa schablonenmäßig behandeln zu wollen. Neben dem häufig recht geringen Capitalrest der göttlichen Offenbarung, mit dem die heidnischen Völker in der Geschichte auftreten, zeigen sie eine eigne Kraft, auf welche gestützt sie, wie die Griechen, mit allen Mitteln des natürlichen Geistes zu einer reineren Gotteserkenntnis durchzubringen versuchen. Aber seltsam! Die Sittlichkeit der alten Völker erfährt im wesentlichen keine Regeneration, so hoch sich auch die religiöse Speculation verheißt. Die modernen Völker haben sich so manches Mal durch das Christentum aus sittlichem Verfall erholt; aber das ist ein Schauspiel, welches dem Altertume fremd ist. Der natürliche Geist und die natürlichen Religionen erwiesen sich eben zu einer sittlichen Regeneration unfähig, und es war ohne Zweifel der göttliche Weltplan, daß sie zur Zeit des Auftretens des Christentums ihren absoluten Bankrott erklären mußten.

Das Resultat ist hier vorangestellt; es gilt jetzt, dasselbe noch durch einige Umrisse zu illustriren. Wenn ein allmähliches Sinken der Sittlichkeit von dem ersten Auftreten der Völker des Altertums an bis zu ihrem Untergange constatirt werden muß, so ist es doch gewiß, daß hier der Mensch sich nicht von einem tierähnlichen Zustande herausgearbeitet hat, sondern daß ein Fall, ein Herabsteigen von einem ehemals höheren Standpunkte zu einem niedrigeren stattgefunden hat. Die Naturalisten sprechen von einem Aufsteigen eines Volks zur Blüte und einem darauf folgenden Verfall, ähnlich dem Leben

des einzelnen Menschen. In Bezug auf Künste und Wissenschaften, politische Macht, Handel und Gewerbe ist dies ja unbestritten. Aber diese Blüte hat für unsere Frage keine Bedeutung. Entscheidend hierfür ist es, ob auch die Sittlichkeit erst geflügelten und dann gefallen ist, oder von Anfang an mit der zunehmenden Entfernung von der göttlichen Urquelle in wachsendem Maße gefallen ist. Betrachten wir nun in dieser Hinsicht die beiden wichtigsten Völker des Altertums, von denen uns zugleich eingehendere Kenntnis, als von andern, zu Teil geworden ist, die Griechen und Römer!

Für die Griechen können wir uns gar keine eingehendere und wissenschaftlich gründlichere Arbeit für die vorliegende Frage denken, als sie uns in Nägelsbachs homerischer und nachhomerischer Theologie gegeben ist. Hinsichtlich dieses Volks darf man sich im wesentlichen darauf beschränken, die Resultate der genannten Untersuchungen zusammenfassend wiederzugeben. Allerdings hat Nägelsbach die Frage einer die ganze Geschichte hindurch auf- oder absteigenden Sittlichkeit nicht behandelt; aber die Resultate seiner Forschungen legen den Schluß, der daraus gezogen werden kann, nahe. Daß Griechenland seit der Zeit des peloponnesischen Kriegs im sittlichen Verfall gewesen, ist eine Thatsache, welche niemand leugnet. Es fragt sich nur, ob sich auch schon vorher, als es noch zur Blüte in Wissenschaft und Kunst emporstieg, ein sittlicher Verfall nachweisen läßt. Und diese Frage muß man unseres Erachtens bejahen.

Der früheste sittliche Zustand der Griechenvwelt, der uns bekannt ist, ist derjenige, welchen uns die homerischen Gedichte vor Augen stellen. Es ist dies ja keineswegs ein idealer Zustand; aber vergleichen wir ihn mit den folgenden Zeiten! „In Bezug auf Züchtigkeit im Wandel und ehrbare Gesinnung“, sagt Nägelsbach (S. Th. V, 33), „daß sie Homers Jungfrauen und reisenden Jünglingen in keiner Weise abgesprochen werden können.“ Er erinnert besonders an Telemach und Nautilaa. Bei der Eheschließung erstickt allerdings die Form des Kaufes, „aber“, sagt er (S. Th. V, 35), „dieser Kauf macht die Frau nicht zur Waare, nicht zur willenlosen Sclavin des Mannes, sondern sie steht innerhalb der Familie, die notwendigen und durch das Geschlecht gestellten Beschränkungen ausgenommen, dem Manne durchaus gleich. Dies geht schon aus den beiden Bedingungen des ehelichen Glücks hervor, die vom Dichter erwähnt werden.“ Diese Bedingungen sind die herzliche Zuneigung, welche im ehelichen Leben als Pflicht des edlen, verständigen, d. i. sittlichen Mannes betrachtet wird, und die eheliche Eintracht, welche die Ebenbürtigkeit der Gattin bedingt; „denn ein lediglich unterthäniges Verhältnis schließt die Vorstellung der Eintracht aus.“ Nägelsbach verweist auf Beispiele wie Areté, des Alkinoos Gattin, Helabes Stellung zu Priamos, Hektors Verhältnis zu Andromache, des Odysseus zu Penelope. Kebsweiber kommen allerdings vor; aber dennoch herrscht durchaus (von Priamos abgesehen, auf dessen Gestalt wohl die Kunde von orientalischen Verhältnissen einigen Einfluß hat) die Monogamie vor. Von Scheidung der Ehe findet sich beim Dichter nicht die leiseste Spur; geschieden wird die Ehe eigentlich nur durch den Tod. Daß überall, wo geschlechtliche Verhältnisse behandelt werden, der Ton der Erzählung ohne Lüsterheit, wie ohne Prüderie ist, nur auf die künstlerische Notwendigkeit der Darstellung beschränkt, fern von verhänglichem Detail, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden.

Dies die homerischen Zustände. Werfen wir nunmehr einen Blick auf die nachhomerische Zeit! Als die Blüte des Oricentums nimmt man in der Regel die perikleische Zeit an, oder frühestens die Zeit der Perserkriege, sagen wir also in runden Zahlen und weit gegriffen: die Zeit von 490 bis 430 v. Chr. Vor dieser Zeit müßte also mindestens eine Lebung der Sittlichkeit stattgefunden haben, wenn die Sittlichkeit demselben Geheß des Steigens und Fallens unterläge. Diejenige Zeit, welche wir nach der homerischen durch ihre Litteraturdenkmäler wieder eingehender kennen, ist das siebente Jahrhundert v. Chr. Es genügt in der That eine ganz flüchtige Kenntnis der Lyriker dieser Zeit, um uns des großen Unterschieds bemußt zu werden. Wir finden bei ihnen Vaterlandsliebe, erhabene Empfindungen, herrliche Poesie, aber wir erkennen doch auch, daß fürchtbare Laster, von denen sich bei Homer auch noch nicht die leiseste Spur findet, in der Griechenvwelt eingekehrt sind (Charicl. II, 199. 2. ecl. bei Nägelsb. nachhom. Theol. V,

II, 27). „Wo beslagenowerte Verirrung“ — sagt Veder darüber — „im einzelnen auftritt, wird sie immer Abscheu erregen und Verachtung erfahren; wo sie aber als Charakterzug eines ganzen Volkes auftritt, wo man kein Bedenken trägt, sie unumwunden zu gestehen und zu den Annehmlichkeiten zu zählen, ohne die das Leben öde und fremdenleer sei, wo selbst die Koryphäen der Nation sich kaum über sie erheben können, wo das Gesetz selbst sie nicht verurteilt, sondern höchstens beschränkt, wo endlich die Jugend darin eine Quelle des Erwerbs findet und der Staat sie mit Steuern belegt, da möchte man lieber von einem für unser sittliches Gefühl so grauenhaften Bilde das Auge ganz abwenden und zur Ehre der Menschheit an der Möglichkeit so verworfenen Treibens zweifeln.“ So die Worte Veders. Ob die entsetzlichen Laster aus Asien nach Griechenland herübergekommen, wie einige vermuten, ist für unsere Zwecke ziemlich gleichgültig; jedenfalls bezeichnen sie einen großen sittlichen Verfall, den wir im siebenten Jahrhundert über die ganze Griechenwelt verbreitet finden.

Bei Homer stand die Ehefrau dem Hausherrn ebenbürtig da; herzliche Zuneigung herrschte zwischen ihnen, wenn auch, wie gesagt, Nebeweiber vorkamen. In späterer Zeit dagegen verlor die Ehe ganz und gar ihren idealen Charakter. Solon war es, um 594, also 100 bis 150 Jahre vor der Hauptblüte Athens, der die Unsittlichkeit legitimierte, besenerte und von solchen Einnahmen einen Tempel der Aphrodite errichtete. Allgemein bekannt sind die Verhältnisse großer Männer zu geistig hochstehenden Hetären, die einer dem rechtschaffenen Weibe versagten Bildung teilhaftig waren. Wie entartet erscheinen solche Zustände gegenüber den Nebeweibern Homers! Und das in der Zeit des Solon, des gepriesenen Gesetzgebers! In der That eine entsetzliche sittliche Entartung, vor der wir aus Begeisterung für die Blüte der griechischen Kunst gern die Augen schließen möchten, wenn es die historische Wahrheit gestattete.

Die Ehe ist, wie gesagt, zu einem „rechtlich politischen Institut“ geworden, „bestimmt, dem Staate Bürger zu geben;“ „alle Romantik der Liebe ist bei der Wahl der Gattin in Folge davon ausgeschlossen.“ Das Band zwischen den Ehegatten ist nicht die persönliche Zuneigung, wie bei Hector und Andromache, Odysseus und Penelope, sondern erstens die Kinder und zweitens die Mitgift. Eine Ehe ohne Mitgift wurde für wertlos erachtet, und eine Scheidung war in diesem Falle außerordentlich leicht. Ueberhaupt finden Scheidungen nur geringe Schwierigkeit, wenn diese nicht durch die Frage der Mitgift eintritt, während bei Homer die Ehe erst mit dem Tode gelöst wird, Scheidungen sich nicht nachweisen lassen. Die ganze Stellung der Frau war in der nachhomerischen Zeit eine entschieden unebenbürtige geworden.

So ist denn hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse in der homerischen und nachhomerischen Zeit der notwendige und unabweisbare Schluss, daß mit der Entwicklung des griechischen Volks zur höchsten Blüte in andern Dingen keineswegs eine parallele Entwicklung der Sittlichkeit Hand in Hand ging, sondern daß letztere von der frühesten Remits griechischer Zustände an den entgegengegesetzten Weg verfolgt, daß wir bei ihr nur ein Absteigen, aber kein Aufsteigen beobachten können.

Bei anderen sittlichen Verhältnissen läßt sich der Verfall nicht so schlagend und nicht so frühzeitig nachweisen, als in den ehelichen. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist bei Homer fast durchweg ein zartes, liebevolles. Wie es den Kindern eine heilige Pflicht ist, die Eltern zu ehren (stehendes Epitheton *καὶ εὖ τοκίης*), so werden die Kinder durchweg *παῖδες*, liebe Kinder, genannt. Ein Aussehen gebrechlicher Kinder läßt sich nicht nachweisen. Auch in der nachhomerischen Zeit wird das Gebot, die Eltern zu ehren, lange heilig gehalten. Erst die Sophisten begannen dasselbe zu untergraben. Bekannt ist für diese Zeit die Behandlung des Gegenstandes in den „Wollen“ des Aristophanes, wo der Sohn dem Vater beweist, daß er, der Sohn, berechtigt sei den Vater zu schlagen. Doch wird vor dem peloponnesischen Kriege, wie gesagt, das Verhältnis noch heilig gehalten. Umgekehrt wird in der griechischen Blütezeit auch darauf gesehen, daß die Eltern ihre Pflichten gegen die Kinder, die hauptsächlich in der Erziehung bestehen, erfüllen. Indessen ist doch den Eltern „das Schicksal des Kindes“ ohne daß sich die Volkstimme laut dagegen erklärt, mannigfach in einer für uns



schanderhaften Weise preisgegeben. Das Aussehen der Neugeborenen, was sich bei Homer noch nicht nachweisen läßt, insbesondere der Töchter, war später eine sehr allgemeine Sitte. Eine Stimme aus dem Altertum sagt in Bezug darauf: „einen Sohn erzieht jeder, auch wenn er arm ist; eine Tochter setzt er aus, auch wenn er reich ist.“ Der Vater hatte sogar das Recht, den erwachsenen Sohn oder die zuchtlose Tochter zu verkaufen, den Sohn mittelst öffentlicher Bekanntmachung durch den Herold zu verstoßen.

Wir kommen auf das unsittliche Institut der Sklaverei. Die rechtliche Stellung der Sklaven hat sich von der ältesten Zeit bis auf Alexander im wesentlichen nicht verändert; der Sklave war ein für allemal zur Sache geworden. Bei Homer finden sich nun aber Beispiele, wo durch liebevolle Behandlung die Gesinnung der Treue und Anhänglichkeit auch in den Sklaven erwacht, so daß dieselben wie Glieder der Familie erscheinen. So wird Eurykleia „von Laertes in ihrer Jugend gekauft und, ohne daß sie Knechtin wurde, von ihm gleich der eigenen Gemahlin geehrt; sie ist nicht nur die emsige, den Vorrat des Hauses wehrende, die Mägde beaufsichtigende Schaffnerin, sondern die treue, mütterliche Freundin des Hausherrn, der Hausfrau und besonders Telemachs, der sie zur einzigen Vertrauten seiner Reise macht.“ Ein anderes Beispiel ist der Sauhirt Eumaios. Durch ihn wird klar, daß der Sklave auch eigenes Vermögen besitzen, ja sich selbst wieder Sklaven anschaffen kann. Er wird wohl auch „vom Herrn mit einem Weibe vermählt, mit Haus und Feld belehnt.“ Daneben haben wir freilich auch in Odysseus Hause das Beispiel der ungetreuen Sklaven, die es mit den Freien halten, und die dann von Odysseus „nicht nur gerecht, sondern auch grausam“ bestraft werden.

In der nachhomerischen Zeit ist ihre Stellung, wie gesagt, dieselbe; auch hier konnte durch mild gesinnte Herren eine Veredelung des Verhältnisses eintreten. Und doch scheint es, als sei der Sklave im ganzen noch ausdrücklicher als zu Homers Zeit und mit mehr kalter Berechnung und Bewußtsein zur bloßen Sache herabgedrückt worden, als sei somit das Verhältnis dadurch in Wirklichkeit noch unsittlicher geworden. So erscheint „besonders schauerhaft das in Griechenland wie in Rom gültige Herkommen, Sklaven zur Belastung oder Entlastung ihrer eines Verbrechens bezichtigten Herren zur Tortur zu verlangen oder anzubieten; und diese Folterung der Sklaven kann auch bei jeder privatrechtlichen Proceßverhandlung vorkommen.“ Die Folge davon ist, daß die Sklaven, wie Pufendorf sagt, ihre Herren als ihre natürlichen Feinde betrachten. Hin und wieder „bilden die Bürger unter sich eine natürliche Leibwache gegen die Sklaven, gegen welche sie sich also fortwährend schützen zu müssen glauben.“ Vergleichen wir nun diese Verhältnisse mit der homerischen Zeit, so scheint doch auch hier kein Fortschritt, sondern eher ein Rückschritt vorzuliegen.

Am längsten hält sich in Griechenland die Wahrhaftigkeit, die einen religiösen Charakter im Schwur annimmt. Bei Homer in gleicher Weise wie noch in der Mützezeit Griechenlands gilt die Wahrhaftigkeit als die vornehmste Tugend, die der Mann haben muß, und Meineid fast als das schlimmste Verbrechen. Der Verfall beginnt hier im peloponnesischen Kriege. In der berühmten Schilderung, welche Thucydides von der unter den Hellenen eingerissenen Lasterhaftigkeit entwirft, hebt er besonders nachdrücklich hervor, daß der Eid nicht mehr heilig gehalten wurde.

Kommen wir auf die Rachsucht und Grausamkeit, welche sich bei Homer finden, besonders die Unversöhnlichkeit, so darf neben diesen abstoßenden Ersehnungen doch auch nicht verschwiegen werden, wie sich Patroklos z. B. „mit einer Art von sittlichem Grauen von Achilleus' Stolz gegen die Danaer“ wegnemmt (Il. 16, 30 ff. „Du bist unbiegsam; möge mich nie der Zorn überwältigen, den du hegst; — nicht Pelens war dein Vater, noch Thetis die Mutter; dich schuf die finstere Meerestut und hochstarrte Felsen“). „Jens nimmt die reitigen Abbitten, die *λεηλα*, unter seinen Schutz und straft den Unversöhnlichen, der sie verachtet.“ Am meisten tritt bei Homer die Unbarmherzigkeit im Kriege hervor. Sollte nun nicht wenigstens in diesem Punkte in späteren, gebildeten Zeiten eine Milderung eingetreten sein? Es könnte wohl so scheinen, wenn wir nur die Dichter und die Redner lesen; die Blätter der Geschichte lauten aber

andere. Wo die Leidenschaften erregt waren, da haben die Griechen der historischen Zeit denselben die Zügel schießen lassen, der Grausamkeit selten ein Ziel gesetzt und sind des furchtbarsten edellosesten Blutvergießens nicht leicht müde geworden. „Ueberhaupt ist Griechenland“, sagt Nögelsbach, „in den Zeiten, die wir historisch genau kennen, niemals ein Paradies gewesen, so schöne Blüten auch die Menschheit dort getrieben hat; es war viel Schatten bei vielem Lichte.“

Dies würden die wichtigsten sittlichen Verhältnisse sein, nach denen unsere Frage zu beantworten wäre. Nirgends sehen wir einen Fortschritt in der Sittlichkeit des Volks, nur Conservierung des früheren Zustandes, oder Rückschritte. Selbstverständlich kommen hier einzelne Größen, wie z. B. Sokrates, die sich über das allgemeine Niveau erheben, nicht in Betracht; es kann sich nur um das sittliche Volksleben handeln.

Für die Römer liegt die Sache noch viel offener zu Tage. Die Zeit der Blüte in Kunst und Wissenschaften, welche in Griechenland mit der Zeit der politischen Größe einigermaßen zusammenfällt, ist in Rom das Zeitalter der sog. goldenen Latinität, welches mit den Bürgerkriegen und der Regierung des Augustus zusammenfällt. Niemand leugnet, daß dies zwar eine Zeit politischer Macht, aber zugleich die Zeit der Auflösung aller sittlichen Verhältnisse war; die Thatfachen sind im wesentlichen bekannt und laun bestritten. Aber dennoch könnte ein Steigen und Fallen der Sittlichkeit stattgefunden haben, so daß etwa die Zeit der sittlichen Blüte in eine frühere Zeit zu rücken wäre; und manche sind denn auch geneigt, diese sittliche Blüte etwa für die Samniterkriege oder den ersten punischen Krieg anzunehmen. Aber mit welchem Rechte? Die frühesten Literaturdenkmäler der Römer, aus denen sich doch allein etwas Zuverlässiges schließen ließe, gehen eben nur auf die Zeit der punischen Kriege zurück; in dieser Zeit finden wir die ersten schwachen Anfänge einer römischen Literatur. Die Königszeit ist durchaus sagenhaft, die Berichte darüber zwar auf alte Ueberlieferungen gestützt, aber doch erst verfaßt in der Zeit des Augustus, was läßt sich daraus über ein so schwieriges Thema, wie die ältesten sittlichen Zustände, Sicheres ermitteln? Dasselbe gilt fast von dem ganzen Zeitraum bis zu den punischen Kriegen; man erfährt zwar die wichtigsten Thatfachen, aber ohne ein von Zeitgenossen verbürgtes, zuverlässiges Detail. Wenn wir indes die Ueberlieferungen ansehen, so geben die Thatfachen während der inneren Wirren, während der Kämpfe der Plebejer und Patricier Zeugnis von einer maßvollen Besonnenheit, die sich dem Ganzen zu Liebe Schranken auferlegt, die Samniterkriege desgleichen von einer hohen Vaterlandsliebe und, so weit die Erzählungen Glauben verdienen, überhaupt von einem hohen Stande der Sittlichkeit. Es läßt auf einen hohen Grad von Keuschheit und Züchtigkeit schließen, wenn (lange vor den Samniterkriegen) die Entehrung der Lucretia und die versuchte Vergewaltigung der Virginia eine Volkserhebung und den Sturz der Tyrannen hervorgerufen haben sollen. Aber, wie gesagt, recht zuverlässig werden die geschilderten Verhältnisse doch erst mit den punischen Kriegen, aus welcher Zeit wir Stimmen von Zeitgenossen haben, und von dieser Zeit an hat ein zweifelsofener, stetig fortschreitender sittlicher Verfall stattgefunden.

Polybius, von dem wir den genauesten Bericht über diese Zeit haben (er lebte allerdings auch erst zur Zeit des dritten punischen Kriegs), schildert uns die sittliche Höhe des römischen Charakters noch mit den lebhaftesten Farben, obschon die Handlungen des römischen Senats schon in den Samniterkriegen, im ersten und zweiten punischen Kriege nicht immer ohne Makel gewesen waren (die Caudinischen Fesse, und die unrechtmäßige Besetzung Sardinien). Polybius stellt eine Parallele zwischen den Römern und den zu seiner Zeit ganz verderbten Griechen an; das Interessanteste daran ist, daß er, obschon selbst ungläubig, doch in der Irreligiosität der Griechen den Grund für ihr sittliches Verderben, und in der Religiosität der Römer den Grund für ihre sittliche Höhe sieht. Es ist dies ein Teil des wunderbaren Scharfblicks, der dem Polybius überhaupt zukommt. Die alten Religionen mußten ja zu Grunde gehen, weil sie nicht die ewige Wahrheit enthielten. Aber etwas davon hatten auch sie aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht, einen Kapitalrest der ältesten göttlichen Offenbarung, der ihnen einen sittlichen Halt gewährte, so lange derselbe noch nicht verbraucht war. Dies giebt

der Stelle des Polybius ihre innere Wahrheit. Die Stelle lautet: „der Hauptvorzug des römischen Staats aber beruht, wie mir scheint, auf der in demselben herrschenden Ansicht von den Göttern. Und was nach der Anschauungsweise von andern Völkern ein Gegenstand des Tadelns ist, scheint mir bei den Römern gerade das Band zu sein, das ihren Staat zusammenhält, ich meine die Furcht vor der Gottheit. Denn diese ist bei ihnen in solchem Grade künstlich gesteigert und sowohl in das Leben des einzelnen als in das Staatsleben verwoben, daß ein höheres Maß darin gar nicht möglich ist. — Darum scheinen mir auch die Alten die Meinungen über die Götter und die Vorstellungen über das Reich des Hades nicht ohne Grund oder ohne Berechnung bei der Menge in Umlauf gebracht zu haben, vielmehr scheint mir die Jetztzeit, indem sie dieselben zu verbannen sucht, unüberlegt und unverständlich zu handeln. Vermögen doch bei den Griechen, um von den übrigen gar nicht zu sprechen, selbst diejenigen, welche an der Spitze der öffentlichen Verwaltung stehen, wenn nur eines Talentcs Wert in ihre Hände gelegt ist, trotz der Controlle von 10 Gegenschreibern, ebenso vielen Siegeln und doppelt so vielen Zeugen die Treue nicht zu bewahren; in Rom dagegen genügt bei den Männern, die in Führung von Heern oder auch bei Gesandtschaften hohe Summen Geldes zu verwalten haben, die einfache eibliche Verpflichtung, um sie in der Treue zu erhalten. Und wenn bei andern Völkern ein Mann, der die Staatsgelder anzutasten sich scheut und seine Hand davon rein hält, selten sich findet, so ist es umgekehrt in Rom ein seltner Fall, daß einer über einer solchen Handlung betroffen wird.“

So das Urtheil des Polybius über die leichtfertigen, gesunkenen Griechen und über die noch gottesfürchtigen Römer. Und doch war Polybius ein Zeitgenosse des alten Cato. Und wir wissen, wie heftig Cato gegen die seiner Zeit eingerissenen Usitten, leichtfertiges Wesen und dergleichen eiferte, wie sehr er für Wiederherstellung der alten Sitten, natürlich vergeblich, eintrat. Denn es liegt in dem Wesen der natürlichen Religionen, daß ihnen die erneuernde Kraft der offenbaren Wahrheit abgeht, und anders als durch diese Wahrheit läßt sich eine Belebung der Sittlichkeit nun einmal nicht erreichen. Ja, die Zeit des Polybius, die uns nach seinen Worten so glänzend erscheint, war gegenüber der Vorzeit schon sehr gesunken, und nur die Parallele mit dem verfaulten Hellenentum läßt das Lob des Polybius gerechtfertigt erscheinen. Als aber nach dem dritten punischen Kriege auch die Nationalreligion und mit ihr der Rest echter Gotteserkenntnis, der noch darin lag, bei den Gebildeten anfang zerfallen zu werden, da ging es mit Riesenschritten bergab, und von den Sittenschilderungen aus dem letzten Jahrhundert vor Christi Geburt und dem ersten der Kaiserzeit, von dieser grandiosen Verberbtheit der entarteten Römer wenden wir schauernd den Blick ab. Und das war die Zeit der Blüte in Kunst und Wissenschaften.

Wir sind am Schluß. Wenn wir zurückblicken, so sehen wir, so weit der wissenschaftliche Blick reicht, im ganzen betrachtet ein fortwährendes Herabgehen der Sittlichkeit, eine lange Reihe, die sich immer in derselben Richtung bewegt. Mit welchem Rechte kann man nun annehmen, daß in irgend einer Vorzeit, von der wir keine Kenntniss haben, der umgekehrte Gang stattgefunden habe? Es ist dies eine ganz grundlose und unhaltbare Aufstellung. Ein zweifelloses, stetiges Aufwärtsgen der Sittlichkeit kommt nachweisbar erst bei christlichen Völkern vor, bei den Völkern des Altertums nicht. Wenn wir nun dadurch zu dem Wahrscheinlichkeitschluß geführt werden, daß die ersten Menschen in völliger Sitteneinheit lebten, so werden wir von selbst auf das goldene Zeitalter der Griechen und Römer geführt und auf Rousseaus Welt unschuldiger Menschen. Und in der That hat diese Welt unschuldiger Menschen existiert, wenn auch nicht in der Weise, wie Rousseaus Phantasie oder die Mythologie der Alten sie ausmalte. Nein, der Rückblick im großen auf die Entwicklung der Sittlichkeit bis hinauf zu den ersten Menschen, führt uns nicht nur in der heiligen Schrift, sondern auch in der wissenschaftlichen Untersuchung zum christlichen Paradiese.

Wenn nun Rousseau glaubt, durch Zurückdrängen von Kunst und Wissenschaft und durch Götterdämonen der reinen Natur diese Welt wieder hervorzaubern zu können, so ist das freilich ein großer Irrtum; denn seit die Sünde in die Welt gekommen ist

und die Natur verderbt hat, liegt die Herstellung des verlorenen Paradieses nicht in dieser sündigen Natur, sondern im Reich der Gnade, das die Natur überwindet. Der Sieg der Gnade vollzieht sich aber nur im Glauben an unseren Herrn und Erlöser. Nur im Glauben liegt für den einzelnen die Kraft ein neuer Mensch zu werden, liegt die Kraft zur sittlichen Erneuerung der Völker.

## Aus Mecklenburg.

Von G. P.

Aus und über Mecklenburg ist in den letzten dreißig Jahren unendlich viel geschrieben worden, fast so viel, daß man sich scheidet die vorhandene Litteratur noch um weitere Beiträge zu verwehren. Und doch hat der Versuch grade im gegenwärtigen Augenblick wieder einmal den Blick auswärtiger Kreise auf unsere heimischen Verhältnisse hinzulenken, vielleicht insofern seine Berechtigung, als in Mecklenburg noch ungebrochen eine ständische Verfassung besteht, die Idee der Berufsstände aber im Gegensatz zum schablonenhaften, mechanischen Parlamentarismus immer weitere Kreise im deutschen Reich erobert. Nicht nur die Wahlagitationen, sondern auch die vielredenden löstspieligen Parlamente selbst werden unpopulär — jeder einzelne Abgeordnete in ihnen soll alles kennen, beurteilen und alle Interessen vertreten und die Folge ist doch, daß so ziemlich jedes einzelne Interesse sich unvertreten fühlt. Die Socialdemokraten haben uns längst darüber belehrt, daß die Emancipation des dritten Standes doch noch nicht gleichbedeutend ist mit der Herstellung des verlorenen Paradieses, und die civilisierte Welt, soweit sie nicht über der Civilisation den gesunden Menschenverstand verloren hat, erkennt es jetzt offen an, daß durch französische Constitutionen die Menschheit wirklich nicht sehr viel glücklicher geworden ist.

Fassen wir zunächst die vorhandene Litteratur an Büchern und Flugschriften über Mecklenburg aus den letzten Jahrzehnten in etwas größere Gruppen zusammen, so treten besonders hervor: die rein politischen (Verfassungsfrage), die finanz- und wirtschaftspolitischen (Auswanderungs- und Agrarfrage), die kirchlichen, soweit sie sich auf den Fall Baumgarten und soweit sie sich auf die römische Propaganda beziehen — was nicht ausschließt, daß einzelne Schriften und Aufsätze die sämtlichen Gebiete des öffentlichen Lebens im Zusammenhang behandelt haben.

Wenden wir uns zunächst dem rein politischen Gebiet zu, so ist ja bekannt, daß vor allen die beiden Gebrüder Moritz und Julius Wiggers aus Rostock (ihr Vater war Professor) den weitverbreiteten Ruf Mecklenburgs, als eines hinter seiner Zeit zurückgebliebenen, tyrannisch und nichtsnützig regierten Landes, im In- und Auslande wohl begründet haben. Zunächst litterarisch. In einem diden Buche: „Zwölftägig Monate Untersuchungshaft“, welches die Untersuchung und Verurteilung der Brüder wegen Hochverrats schildert, den Thatbestand selbst aber wohlweislich verschweigt, und in zahllosen Broschüren haben „die wendischen Stracker“ ihre Ansichten niedergelegt. Ihre Agitation ist so erfolgreich gewesen, daß nicht nur das ganze „liberale“ Deutschland ihnen glaubte, sondern die mecklenburgischen Truppen selbst vor Paris, als sie das Schloß Cerisy des Ministers Rouher besetzten, in dessen Archiv die Berichte des in Schwerin accreditiert gewesenen französischen Gesandten, Mr. Rothbar, und in diesen Berichten — so teilten damals veröffentlichte Briefe mit — die ziemlich wörtliche Uebersetzung einer Wiggers'schen Broschüre wiedererkannten. Unterstützt worden sind die Gebrüder Wiggers in nachdrücklicher Weise durch den verstorbenen Legationsrat Dr. C. F. W. Prosch, durch den bairischen Minister a. D. von Freydrorf, den eine umfassende

Unkenntnis aller mecklenburgischen Verhältnisse ganz besonders zur Schriftstellerei über dieselben qualifizierte, und durch manche andre theils gut, theils schlecht unterrichtete Autoren.

Durchschnittlich wird ungefähr jede „liberale“ Broschüre auch eine conservative als Entgegnung aufzuweisen haben, deren Aufzählung ebenfalls mehr Raum als Interesse beanspruchen würde. Als gründlichste und sachlichste Beleuchtung der in Umlauf gesetzten falschen oder halbwayren Nachrichten über Mecklenburg verdienen aber die „Feudalen Replik“ des Herrn Julius von Maltzan unbedingte und anerkennende Erwähnung, wenn auch seine Gesamtaufassung der Verfassungsfrage nicht die unsere sein kann.

Neben der literarischen Miniarbeit haben unsere „Gracchen“ auch auf parlamentarischem Gebiet mehrere Jahre hindurch im Norddeutschen und im Deutschen Reichstage die Parallelen gegen die mecklenburgische Verfassungsseite eröffnet und nach Möglichkeit aus schwerem Geschütz mit den Bomben und Granaten zahlreicher Anträge und Petitionen auf dieselbe geworfen. Schon 1867 versuchte Herr Moriz Wiggers in Berlin aus den Beratungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes gleichzeitig eine solche für Mecklenburg herauszuschlagen. Aber die Entgegnung und Auffassung des Mecklenburgischen Staatsrats Dr. Wesell, daß die Norddeutsche Bundes-, und nicht die Mecklenburgische Verfassung zur Frage stehe, drang durch und der Angriff ward abgelsagen. Demselben Schicksal erlagen spätere Versuche des Herrn Wiggers. — Glücklicher waren erst im Herbst 1871 erneuerte Anläufe mittelst des „Antrags Büsing“, — Herr Otto Büsing\*), Senator aus Rostock, war Abgeordneter des Güstrower Wahlkreises — insofern der Reichstag sich dafür erklärte: hinter Art. 3 der Verfassung des deutschen Reiches als besonderen Artikel folgenden Zusatz aufzunehmen:

„In jedem Bundesstaate muß eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetze und bei der Festsetzung des Staatsbankhaltes erforderlich ist.“

Die Beratung des Antrags rief eine lange Debatte hervor; Wiggers, Treyschke und andre sprachen dafür, Helldorf, Windthorst, Ketteler durchweg aus Competenzgründen dagegen. Gleichwohl blieb die Annahme zunächst ohne Folgen, weil der Bundesrat, wenn auch nicht sofort ablehnend, doch dilatorisch verfuhr. Mit dem Verzug war aber der Liberalismus sehr unzufrieden und bereits im Frühjahr 1873 ward eine neue Fassung versucht, d. h. derselbe „Antrag Büsing“ noch ein Mal eingebracht. Und wieder entspann sich eine unendliche Debatte, in welche von liberaler Seite die Herren Vogge-Strelitz, Moriz Wiggers, Riquel, von Kardorff, von Bennigsen eingriffen, während von Seite der Conservativen und des Centrums die Herren von Maltzan-Gülz, Windthorst, Reichensperger und namentlich der Mecklenburgische Bevollmächtigte zum Bundesrat, Herr von Bülow entgegeneten. Während Herr Riquel, der Mit-Director der Discountgesellschaft, in nackter Weise erklärte, daß Mecklenburg oder dessen Regierung keinen Anspruch darauf habe, die zu Recht bestehende Verfassung vom Reich respectirt zu sehen und damit eine Rechtsanschnung entwickelte, die offenbar auf gleichem sittlichen Niveau mit den Gründerprospecten seiner Discount-Bank steht, während Herr v. Bennigsen es nur „der unverwiltlichen Kraft des Volksstammes“ zuschrieb, daß er unter den „traurigen älteren Rechtsformen“ noch am Leben sei, wurde von allen conservativen Rednern hervorgehoben, daß die jetzige Verfassung zu Recht bestehe, daß Mecklenburg mit derselben in den neugebildeten Staatenbund eingetreten sei, und daß das Reich wohl die Aufgabe haben könne bestehendes Recht zu schützen, niemals aber dasselbe zu brechen. Mecklenburg erfülle seine militärischen, finanziellen und sonstigen Bundespflichten gewissenhaft und pünktlich. Die Reichsgesetze, erklärte Herr von Bülow, würden in Mecklenburg so vollständig ausgeführt, als irgendwo. Man möge Beispiele vom Gegenteile anführen.

Noch prägnanter sprach im Winter 1874 der Abgeordnete Flügge (Stettin),

\*) Friedrich Büsing, Abgeordneter des Schweriner Wahlkreises, ist Bankdirector in Schwerin.

ein geborener Mecklenburger, diese Gedanken aus, als in Folge desselben Antrags (Baumgarten-Büfung) eine zweite Auflage der Debatte von 1873 erfolgte. Eine Einmischung des Reichs sei nur im äußersten Fall berechtigt, wenn ein Einzelstaat durch Mißregierung in politische Auflösung und finanzielle Insolvenz geriete; davon könne in Mecklenburg keine Rede sein, denn es beständen nicht nur geordnete Verhältnisse, sondern auch die Fortbildung der Verfassung sei bereits in Angriff genommen. Die Organe des Landes vollzögen die Reichsgesetze schnell und willig, in der Münzreform sei Mecklenburg allen Bundesstaaten vorangegangen. Zudem bitte er zu überlegen, wie man denn eventuell den Antrag durchführen wolle. Wolle man Straßbairern nach Mecklenburg legen, bis es eine entsprechende Verfassung habe, oder eine Reichscommission einsetzen zur Ausarbeitung von Normal-Verfassungen? Wer sei der authentische Ausleger? Das deutsche Reich müsse so eingerichtet sein, daß sich auch der Einzelstaat beaglich fühle. Dieses Gefühl werde beeinträchtigt, wenn man das Damoklesschwert der Einmischung des Reiches über die Einzelstaaten hänge.

Die einseitigen Darlegungen der „liberalen“ mecklenburgischen Abgeordneten fanden aber gleichwohl um so leichter Eingang, als es damals der Linken gelungen war, die sämtlichen Reichstagswähler des Landes für sich zu erobern, die Conservativen ganz auszuschließen. Auch der Antrag Baumgarten-Büfung wurde von einer liberalen Majorität angenommen. — Dem Liberalismus ist eben die Durchführung seiner Theoreme das Recht an sich; jede Achtung vor geltendem Recht wird dem „Prinzip“ zu Liebe geopfert. — Eine Reihe von konkreten Mißständen, zum Teil nicht unerheblicher Art, wurde wohl von den Antragstellern vorgebracht, aber kaum irgend etwas, das sich (nach Abzug von Einseitigkeiten, Mißverständnissen und Uebertreibungen) nicht ebenso oder ähnlich, zum Teil sogar schlimmer, auch in constitutionellen Staaten fände. Die treibende Kraft auf der Linken war lebhaftig der Fanatismus der Theorie.

Zum Glück blieb dieser ganze Sturmhauf vergeblich, da der Bundesrat verständig genug war, eine Maßregel abzulehnen, die im unitarischen Sinne ein äußerst gefährliches Präjudiz geschaffen und in ihren weiteren Consequenzen destructiv hätte wirken müssen.

Es wird hier am Ort sein, zunächst das Wesen der Mecklenburgischen Verfassung kurz darzulegen. Man hat es als einen Vorzug der englischen Verfassung gerühmt, daß sie nicht auf Principien, sondern auf geschichtlichem Werden beruhe. Dasselbe gilt von Mecklenburg. Von Anfang bis Mitte des vorigen Jahrhunderts versuchte zwar auch hier die Landesherrschaft (insonderheit der eigensinnige Herzog Carl Leopold) den fürstlichen Absolutismus aufzurichten, aber in Jahrzehnte langen erbitterten Streitigkeiten gelang es den Ständen, ihre Rechte zu wahren und schließlich in einem Vergleich (dem Landes-Grundgesetzlichen-Erb-Vergleich) diplomatisch zu fixieren. Mit Ausnahme der kurzen constitutionellen Unterbrechung von 1848 sind die Bestimmungen des Erbvergleichs bis heute als Grundgesetz geltendes Recht geblieben, wenn auch im einzelnen vieles zeitgemäß fortgebildet ist, das Steuerwesen 1809, 1863 und 1870, die Justiz 1879, und auch andre Gebiete durch entsprechende Landes-, Bundes- und Reichsgesetze. Es giebt, seit in Folge der Reformation der erste Stand, die Prälaten, verschwand, nur noch zwei Stände, Ritterschaft und Landschaft, welche sich alljährlich in Malchin oder Sternberg zum Landtag versammeln. Die Ritterschaft besteht aus den Besitzern der landtagsfähigen Güter, die Landschaft aus den Deputierten der städtischen Magistrate, zumeil Synbicis oder Senatoren, meistens aber den Bürgermeistern. Die Majorisierung des einen Standes durch den anderen ist ausgeschlossen, da beiden das Recht *per itio in partes* zusteht.

Gegen diesen Zustand der Dinge führen nun die Gegner erstens theoretische Bedenken und zweitens die Behauptung daraus folgender thatächlicher Nebelstände ins Feld.

Was zunächst die theoretischen Bedenken betrifft, so wird die relative Berechtigung derselben kaum in Abrede zu nehmen sein. Mit der christlichen Lehre von der Autorität der Obrigkeit, mit der Forderung, daß man dieselbe als „von Gott“ gesetzt ansehe und ihr, so lange sie nicht Unrecht verlangt, unbedingten Gehorsam leiste, erscheint uns

feineswegs unvereinbar der Anspruch, daß die Macht der Obrigkeit durch verfassungsmäßige Rechte der Unterthanen bedingt und beschränkt werde, weil es psychologisch und erfahrungsmäßig feststeht, daß unbeschränkte Macht, sterblichen Menschen beigelegt, dieselben gefährlichen Versuchungen ansieht und niemals weder gut thut, noch gut gethan hat. Die Zusammenfassung der Volksvertretung wird ja nun, wo es sich um Reform geschichtlich überlieferter Zustände handelt, bis zu einem gewissen Grade immer eine willkürliche bleiben, aber die Geschichte lehrt doch auch hier, daß die Staatskunst, wenn sie gewaltsamen Störungen des öffentlichen Friedens vorbeugen will, es als ihre Aufgabe zu betrachten hat, im Anschluß an die bestehenden Verhältnisse alle diejenigen Kräfte zur Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten heranzuziehen, die nach Besitz und Bildung dazu im Stande sind. Mit Recht sagt Stahl, daß es zwar immer unrecht bleibe, Revolutionen zu machen, daß aber zweifellos Revolutionen gemacht werden, wenn man statt am Bestehenden festhalte, statt die unabänderliche Bewegung der Dinge auf rechte Wege zu leiten. — Das in Mecklenburg conservativerseits vielgebrauchte Schlagwort einer „obrigkeitlichen Vertretung“, d. h. die Forderung, die Landesvertretung dürfe sich nur aus Local-Obrigkeiten zusammensetzen, scheint uns principiell unhaltbar. Daß die Sache praktische Vorzüge habe, mag zugegeben werden, daß sie notwendig aus Begriff und Wesen der Stände folge, ist nirgends bewiesen. Ständische Verfassung bezieht wesentlich darin, daß das Volk nicht nach Individuen, sondern nach Ständen vertreten sei: die Frage aber, durch welche Organe die Stände ihre staatsrechtliche Vertretung zu finden haben, ist aus dem f. g. ständischen Princip heraus überhaupt nicht, weder pro noch contra, zu beantworten.

Zunächst von theoretischen Gesichtspunkten aus wird nun geltend gemacht, erstens das Bedenken, daß die städtischen Bürgermeister als (zum Teil) von der Regierung ernannt, ihr gegenüber nicht unabhängig genug wären, auch nicht den Willen ihrer Bürgerschaften zum Ausdruck brächten; zweitens das numerische Uebergewicht der Ritterschaft, die etwa 6000 Virilstimmen besitze; drittens das völlige Unvertretensein des ganzen „Domaniums“, das auf 105 Quadratmeilen von 252 Pächtern großer Güter, 5—6000 Bauern mit 2—6 Pferden, mehr als 7000 Büdnern (kleine Bauern, welche in der Regel 1 Pferd besitzen) und einigen tausend Häuslern (Handwerkern und freien Arbeitern, welche nur Haus und Garten besitzen) bewohnt wird.

Die beiden ersten Bedenken sind nicht so schlimm, wie sie aussehen. Was die Bürgermeister betrifft, so giebt die historische Bedeutung der Landschaft und das corporative Bewußtsein ihrer Glieder erfahrungsmäßig auch jüngeren Mitglidern sehr bald einen nicht geringen Grad von Unabhängigkeit nach oben hin, und demgemäß vermeiden sie es viel mehr sich mit ihren Bürgerschaften, als mit der Regierung in Widerspruch zu setzen. Die Mehrheit der Landschaft war Jahrzehnte lang hochliberal, ihre Unabhängigkeit hat also offenbar nicht gelitten. — Das numerische Uebergewicht der Ritterschaft hat ebenfalls nichts zu bedeuten, weil die Landschaft als Stand jeden ihr mißliebigen Beschluß ablehnen kann. — Sehr begründet ist dagegen offenbar der dritte Einwand. Es ist durch nichts zu rechtfertigen, daß der Stand der Pächter und der große tüchtige Bauernstand vom öffentlichen Leben völlig ausgeschlossen sind, daß ihnen jedes Organ fehlt, auch die berechtigtesten Beschwerden, z. B. in Sachen des vielfach wirklich sehr argen Mißschadens, auf legitime Weise der Beseitigung näher zu führen. — Hier ist die mecklenburgische Verfassung ein Torso — die Idealgestalt eines ständischen Vertretungskörpers zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Wenn nun von liberaler Seite den theoretischen Bedenken vielfach Klagen hinzugefügt werden über tatsächliche Mißstände, so läßt sich ja nicht leugnen, daß es dergleichen wie überall, so auch in Mecklenburg giebt, aber schwerlich viele, die wie Grund und Folge mit dem Mangel einer constitutionellen Verfassung zusammenhängen. Die eventuelle Einführung einer solchen würde sich kaum durch irgend etwas anderes dem Einzelnen praktisch fühlbar machen, als durch Erhöhung der Steuern, die jetzt etwa die Hälfte der preussischen betragen. Die Verwaltung des Landes ist wohl geordnet, die Justiz war früher ohne Schmutzgerichte noch besser als jetzt, die Landes-Universität

Rostock\*) ist Gegenstand der wärmsten Fürsorge, das Schulwesen ist vortrefflich, Alphabeten kommen so gut wie nicht mehr vor, für Verlehrsstrafen wird viel gethan und so weiter auf allen Gebieten der *salus publica*. Ganz besondere Anerkennung verdient die sparsame und unsüßgiltige Verwaltung der Finanzen, an der sich die verschwenderischen Parlamente constitutioneller Staaten ein Vorbild nehmen könnten.

Ueber die rechtliche und materielle Lage der Bauern ist ebenfalls von liberaler Seite, namentlich von den Herren Wiggers, in den letzten Jahrgängen viel Ungünstiges geschrieben worden und eine agitatorische Aufhebung derselben versucht, als die Regierung das Zeitpacht-Verhältnis in Erbpacht umwanbelte. Die Bauern sollten angeblich längst nicht mehr Pächter, sondern sogar Besitzer gewesen sein, und die von der Regierung durchgeführte Vererbpachtung verdächtigte man als eine Finanzspeculation. Zum Glück fanden die Herren Wiggers hier in dem Revisionsrat C. W. A. Bald einen Gegner, der ihnen an praktischer Sachkenntnis und präziser Darstellung der Rechtsfragen weit überlegen war und überzeugend nachwies, daß eine Behauptung der Gegner so falsch sei wie die andere. „Aber wer's nicht liest, kann's nicht glauben, mit welchem Leichtsinne Herr Wiggers Proskriptionen schreibt, durch welche „das Landvolk belehrt werden soll.“ — Die materielle Lage der Bauern ist jetzt im ganzen und großen eine zufriedenstellende, wenn auch leider schon hier und da, begünstigt durch unbegrenzte Verschuldbarkeit, einzelne Hoffstellen zu Handelsartikeln werden. Hier fehlt es offenbar an der Möglichkeit, Besitz und Erbsfolge fideicommissarisch festzustellen, wenigstens für solche, welche dazu geneigt und im Stande sind. Daß die zum Teil gewaltsame Latifundienbildung, befördert durch mangelhafte Gesetze, bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein viele bäuerliche Stellen beseitigt hat, ist ein Schade, der im öffentlichen Interesse tief zu beklagen ist. Um so mehr sollte man, da künstliche Mittel zur Heilung des Schadens schwerlich zu finden sind, auf Erhaltung des Bestehenden bedacht sein und zu hindern suchen, daß „Deconomen“ und Schacherer den eigentlichen Bauernstand noch weiter verdrängen.

Materiell durchschnittlich ebenso gut, als mit den Bauern, steht es mit den ländlichen Arbeitern, den Tagelöhnern, in der Ritterschaft sowohl als im Domanium, trotzdem man aus der starken Auswanderung den Beweis des Gegenteils hat herleiten wollen. Eine vom „patriotischen“, dem landwirtschaftlichen Central-Verein des Landes niedergelegte, aus Landwirten aller Parteien bestehende Commission hat diese Frage in einer ansführlichen Denkschrift gründlich erörtert und constatirt, daß von äußerer Not nirgends auch nur die Rede sein könne. Im Gegentheil legt gerade der ländliche Arbeiterstand alljährlich erwiesenermaßen große Summen in den Spartenkasten zurück. Und daß die Verfassungsfrage hier nicht mitspricht, beweist der Umstand, daß das Deficit an Arbeitskräften immer wieder aus constitutionellen Staaten gedeckt wird, aus Schweden und namentlich Preußen, dessen östliche Provinzen mit ihren Lohnsätzen durchweg weit hinter Mecklenburg zurück bleiben. Als Gründe der Auswanderung gelten wohl mit Recht die unbedingte Abhängigkeit der Tagelöhner von ihren Herren, ein Mißstand, der vom Latifundienwesen schlechterdings nicht zu trennen ist; ferner die stellenweise sehr lange Arbeitszeit, und endlich ganz besonders die Schwierigkeit der kleinen Leute, in der Nähe ihrer Heimat und Freundschaft, selbst wenn sie die erforderlichen Geldmittel besitzen, kleinen Grundbesitz zu erwerben. — Im Domanium, wo diese Möglichkeit durch

\*) Kum. des Verfassers. Allerdings glaubt man seit einigen Jahren im Lande mit Bedauern bemerkt zu haben, daß grade diejenigen Facultäten, welche für Staat und Kirche von unmittelbarer praktischer Wichtigkeit sind und die der Landes-Universität ihren mecklenburgischen Charakter verleihen sollen, Theologie und Jurisprudenz, einer etwas geringeren Gunst sich erfreuen, als die medicinische Facultät, für welche in Abzügen sehr dankenswerter Weise die größten Opfer gebracht sind. Daß neuerdings nach dem Weggange des in mancher Hinsicht nahezu unersehbaren Germanisten Böhlau die Juristen-Facultät leblich aus jüngeren und, unbeschadet ihrer Verdienste und Leistungen, doch erst kurze Zeit im Lande anwesenden Dozenten besteht, ist eine Thatsache. Vielfach bedauert wird aber auch die schon seit einigen Jahren andauernde Vacanz des landwirtschaftlichen Lehrstuhls, die freilich befreundlich genug erscheint in einem Lande, dessen materielle Wohlfahrt wesentlich durch die Landwirtschaft bedingt ist.



zahlreiche verkäufliche kleine Besitzstellen, sogenannte Büdnerereien und Hänslereien, vorhanden, ist die Auswanderung erheblich geringer. Dieselbe betrug alljährlich von 1855—1870

in den Städten	1 auf	5140	Bewohner;
im Domanium	1 =	987	„
in der Ritterschaft	1 =	323	„

Im Domanium haben sich von 1867—71 die Haushaltungen von 40,231 auf 41,100 vermehrt, in der Ritterschaft ist die Zahl derselben in dem gleichen Zeitraum von 25,259 auf 24,213 gesunken. Uebrigens ist auch hier zu bemerken, daß die Auswanderung in einzelnen Districten von Pommeren und Schleswig-Holstein ebenso stark und stärker war als in Mecklenburg, daß mithin Verfassung und Landtag mit dieser Calamität nichts zu schaffen haben.

Nimmt man zu allen diesen Erwägungen hinzu, daß der Mecklenburgische Landtag seine Arbeiten aufs beste ohne viel Neberei, anständig, geschäftsmäßig und sachlich in wenigen Wochen erledigt und sich dadurch vorteilhaft unterscheidet von den schwäbenden und zeitwährenden Wahlkammern, deren Mitglieder unversetzte Wahl- und Citeileitsreden halten und sich stundenlang als Selbstzweck persönliche Bosheiten sagen, so ergibt sich, daß aus praktischen Gründen die Revision der Verfassung zwar auch wünschenswert, aber keineswegs so eutlessly brennend ist, als man es darzustellen liebt. — Uebrigens sind sowohl Regierung, als auch die beiden Stände darüber einig, daß revidiert werden soll — der Streitpunkt liegt nur in dem „wie?“ — Die Regierung hat es an den verschiedenartigsten Vorschlägen nicht fehlen lassen und es ist viel debattiert. Da aber bisher die Landtschaft „Constitution“ wollte, und die Ritterschaft Revision auf ständischer Basis, so blieb der status quo bestehen. Jetzt berechtigt die von der Mehrzahl der landtschaftlichen Deputierten bei den letzten Verhandlungen bewiesene Haltung zu der Annahme, daß mit der Zeit auch in der Landtschaft sich eine Mehrheit für Revision auf ständischer Basis finden werde. Vielleicht wäre sogar über dieses Grundprincip schon bei den letzten Verhandlungen eine Uebereinstimmung zu erzielen gewesen, wenn nicht leider die Regierung sich diesmal wenigstens teilweise wieder auf den Boden des modernen Repräsentativ-Systems gestellt hätte. Daneben aber gewinnt allmählich auch in weiteren Kreisen die Einsicht immer mehr Anhänger, daß ein Zweikammer-system neben dem Reichstag sich für das kleine Land schon wegen des allzu complicierten Apparats nicht empfehlen würde, selbst wenn die enormen Kosten und so viele in andern Ländern gemachte Erfahrungen davon nicht abschrecken müßten.

Alle einzelnen mehr oder minder willkürlich erdachten Verfassungsprojecte durchzugehen, verlagen wir uns, möchten nur darauf hinweisen, daß in der tüchtigen Zeitschrift „der Mecklenburger“ neuerdings die Idee der Berufsstände in recht beachtenswerter Weise vertreten worden ist. Die Sache ist schwer und weitausehend, weil eben vorläufig die Berufsstände noch nicht organisiert sind. Aber die Idee der Berufsstände gehört offenbar zu den Ideen der Zukunft und es könnte sich Mecklenburg ein ganz besonderes Verdienst auch um das weitere Vaterland erwerben, wenn es recht bald diesen gefunden Gedanken in greifbare Wirklichkeit umsetzte.

Uebrigens ist jetzt der Mißstand, daß Mecklenburg im Reichstag nur durch liberale Abgeordnete vertreten wurde, längst gehoben. Die conservative Partei entsendet augenblicklich zwei von sieben Abgeordneten nach Berlin. Und auch in den noch liberal vertretenen Wahlkreisen sind so bedeutende conservative Minoritäten erzielt worden, daß man annehmen darf, es werde im Lande kaum weniger Freunde als Gegner der bestehenden Verfassung geben. Dies Resultat ist aber um so beachtenswerter, als in der Tagespresse der Liberalismus das Terrain so ziemlich beherrscht. Der conservativen Blätter sind wenige und die wenigsten leisten nicht viel. Ein größeres officieles Organ ist einflußlos, weil es ganz farblos ist; ein unabhängiges conservatives Tageblatt hat vielen guten Willen, aber nicht immer Glück in der Auswahl dessen, was es bringt. Was die neubegründete conservative Monatschrift, den „Mecklenburger“ betrifft, so kann hier das Urtheil, welches sich in Heft IV der „Allg. Conservativen Monatschrift“ findet, (p. 306) wesentlich bestätigt werden; aber der Einfluß eines solchen Organs ist seiner Natur nach

nur ein mittelbarer, langsam wirkender, und kann erst nach längerem Erscheinen zum Ausbruch kommen. Einige ganz kleine Localblätter sind wohl seit mehreren Jahren für die conservative Sache gewonnen, aber die große Mehrzahl ist auch hier im Besitz der Liberalen.

Erheblich weniger begründet als die politischen, sind die kirchlichen Klagen aus Medlenburg. Das Civilstandsgegesetz ist an keinem Lande so spurlos vorübergegangen, als an Medlenburg — ein Beweis, daß die evangelisch-lutherische Landeskirche es verstanden hat, auch Volkskirche zu werden. Thatsächlich giebt es mit Ausnahme von einigen wenigen zweifelhaften Subjecten niemand, der seine Kinder ungetauft, und nicht dem sogenannten standesamtlichen Act auch noch die kirchliche Trauung folgen ließe. Mag man auch vielleicht theoretisch und theologisch statt der landeskirchlichen, landesherrlich-summaepiscopalen, schwach-synodalen Verfassung — die Stände haben einigen Anteil am Kirchenregiment — irgend andere presbyteriale, bischöfliche oder sonstige Verfassungen wünschen und begründen — jedenfalls muß anerkannt werden, daß das gegenwärtige Kirchenregiment in bester und gewissenhafter Weise seines Amtes wartet und auch in schweren Kämpfen treu zum Bekenntnis gestanden hat. Nachdem übrigens einmal dem Professor Baumgarten gegenüber das Recht des Bekenntnisses in fester Weise durchgekämpft wurde, ist unsere Landeskirche späterhin von allen unwilligen Sänterzeien verschont geblieben, und erst recht von Theologenmangel, der sich grade in den „liberal“ regierten Kirchen am empfindlichsten fühlbar macht, ist nirgends die Rede.

Es ist bekannt, daß das Medlenburgische Kirchenregiment lange Zeit hindurch Gegenstand der erbittertesten Angriffe gewesen und zum Teil noch ist, insonderheit von seiten des Professor Baumgarten. Ist auch die Sache desselben längst abgethan und er selbst nach allerlei wunderlichen Wandelungen zum schmerzlichen Bedauern vieler früheren Freunde im öffentlichen Urteil auf eine so tiefe Stufe herabgestiegen, daß kein Mensch sich mehr mit Widerlegung seiner Eingebungen befaßt, so hat doch offenbar die gelegentliche Beratung dieser Angelegenheit im Reichstag den Beweis geliefert, daß der eigentliche Grund des Lärms auch bei Wohlmeinenden wenig bekannt ist. Man war im ganzen und selbst auf der Rechten weit mehr zu gunsten Baumgartens gestimmt, als des Kirchenregiments, das ihn doch mit beispielloser Wilde behandelt und ihn schließlich sogar mit seinem vollen Gehalt pensioniert hatte.

Die theologischen Abweichungen Baumgartens von dem lutherischen Bekenntnis lassen wir hier auf sich beruhen; wir heben nur einige augenfällige Punkte hervor, die jedem Laien verständlich sein werden. Seine Differenzen mit den kirchlichen Vorgesetzten begannen in den fünfziger Jahren (1854—57) damit, daß er (als Schleswig-Holsteiner damals selbst politisch erregt) einem von ihm zu examinierenden Candidaten eine Prüfungsaufgabe stellte, als deren Zweck er selbst bezeichnete, es solle eine Schriftlehre gewonnen werden über die Berechtigung einer gewaltsamen Revolution. Hierauf von seiner vorgesetzten Behörde verächtlich gemacht, begann er einen von dieser mit großer Langmut geführten Briefwechsel, in welchem er jede Controle seiner Lehre ablehnte — die Zeit, da er es nötig habe sich schulmeistern zu lassen, sei längst vorüber — und unter fortgesetzter Berufung auf übernatürliche Offenbarungen, die ihm zu Teil geworden, sich selbst als einen geistdurchwirkten Propheten hinstellte, dem eine besondere Mission für seine Zeit zu Teil geworden und der, wenn nicht ganz, doch nahezu unfehlbar sei. „Niemals hat ein Zuhörer einen Satz sogenannter unendlicher Rede von meinem Katheder, aus meinem Munde vernommen“ — meines subjectiven Standpunkts, daß ich nämlich „mit meinem ganzen natürlichen Wesen gestorben und begraben bin in Christo“ — brauche ich mich nicht zu schämen; „ihn (den subjectiven Standpunkt) unterdrücken, hieße den heiligen Geist dämpfen und das göttliche Leben, das in mir walt und wirkt, in seinem Laufe hemmen.“ Und in einer Schrift „Protestant. Warnung“ I, 58 ging B. so weit zu behaupten, „daß er niemals anders, als im Geiste lehre, und daß es ihn viel gekostet, bis er die Gewißheit gehabt, daß jedes Wort seiner Lippen durch die göttliche Kraft des heiligen Geistes geweiht und gestempelt sei.“

Die Sache ist nun, wie gesagt, abgethan und nicht vieler Worte mehr wert.

Aber zur Charakteristik unseres Liberalismus ist es interessant, daß dieser Mann, der außer seinen schwärmerischen Irrlehren und der selbstgeflochtenen Märtyrerkrone keinerlei Verdienste um Mecklenburg aufzuweisen hat, durch mehrere Legislaturperioden hindurch von unseren „Liberalen“ als Elite des Mecklenburgischen Volkes nach Berlin geschickt worden ist. — Und nun stelle man sich einmal vor, daß der von Baumgarten fortwährend als der „unheimliche“ mecklenburgische Papsi verlästerte Oberkirchenrat Kliefoth von sich selbst ausgelagt hätte, „jedes Wort seiner Lippen sei durch die Kraft des heiligen Geistes geweiht und gestempelt!“ — würden nicht dieselben Blätter, die für Baumgarten jahrelang in die Lärmtroupete stießen (mögen sie ihn jetzt auch fallen lassen) die „Unsehlbarkeit“ des protestantischen Papsites auf die gleiche Stufe mit der katholischen gesetzt haben und nun Spott und Satire unverlegen gewesen sein! Bei Baumgarten übersteht man schonend die Unsehlbarkeitsansprüche, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er sich in Gegensatz zu seinen kirchlichen und weltlichen Autoritäten befindet. Wer sich vor dem Liberalismus, auch vor dem mecklenburgischen, über ein gewisses Maß von Negation glaubwürdig ausweisen kann, der findet Vergeltung in unbegrenzter Fülle. Und wer gar einen so colossalen Lärm geschlagen hat wie Baumgarten — es wurden damals gegen 50 Broschüren, große und kleine, grobe und feine, hin und her geschrieben — der kann so viel Thorheiten reden und schreiben wie er will, kann selbst schlechthin seine eigenen Worte und Schriften für unsehlbar erklären — das Reichstagsmandat bekommt er doch!

Eine andere Kategorie von Anklagen auf kirchlichem Gebiet gegen Mecklenburg wird von römisch-katholischer Seite erhoben, insofern bisher die römische Kirche nur eine geduldete und daher an freier Entfaltung gehindert gewesen sei. Wenn die Protestanten in Tirol und in anderen ganz katholischen Ländern die freie Ausübung ihrer Religion und ihrer Gottesdienste verlangten, so müsse auch den Katholiken in protestantischen Ländern das gleiche Recht zugestanden werden.

Die Thatsache, daß die römische Kirche in Mecklenburg nur in ganz bestimmten Grenzen geduldet wird, ist richtig. Und wir stehen unsererseits nicht an zuzugeben, daß dieser Standpunkt u. E. principell kaum aufrecht gehalten werden kann. Indessen wird auch hier gesagt werden müssen, daß einerseits durch eine überaus milde Praxis von seiten der Regierung allen begründeten Wünschen der Katholiken stets entsprochen worden ist, und andererseits, daß das ganze Gebahren der Katholiken von der 1738 erfolgten Stiftung der ersten Jesuiten-Mission an bis heute eine fortgesetzte Kette von Uebergriffen und Ungehehligkeiten gewesen ist. Schon im vorigen Jahrhundert mußte stellenweise das Volk geschützt werden gegen gewaltsame Katholisierungsversuche einzelner convertierter Gutsbesitzer, die ihre Leute durch Geschenke zu bestechen oder ihnen den Rosenkranz beizubringen suchten, der gleichwohl von den unfreiwillig Bekehrten immer wieder fortgeworfen wurde; 1845 mußte der Bischof von Danaburg gezwungen werden, einen widerrechtlich angestellten Aicar zurückzurufen und ein wenige Jahre später ganz ebenso willkürlich berufener Hausgesellicher gar durch Gensdarmen kurzweg über die Grenze gebracht werden — Vorgänge, die von dem Cultusminister von Schröter in einer (anonymen) Schrift „die katholische Religionsübung in Mecklenburg-Schwerin. Geschichtlich und rechtlich.“ (Jena bei Frommann. 1852). actenmäßig und gründlich behandelt worden sind.

Neuerdings hat wieder ein convertierter römischer Geistlicher, der längere Zeit in Schwerin gestanden, Herr Lesker, die öffentliche Aufmerksamkeit, wenn nicht hierher gelenkt, doch zu lenken versucht. Die Vorbeeren Janissens haben ihn nicht schlafen lassen und er hat in einem mittelstarken Bande: „Historische Skizzen aus Mecklenburgs Vergangenheit“ (Regensburg, Pustet.) eine Anpassung der Reformationsgeschichte an die Wünsche und Bedürfnisse der römischen Kirche unternommen. Freilich in so wenig haltbarer Weise, daß ein ausgezeichnetes Kenner unserer Landes-Geschichte, Pastor Venz in Jabel, es verhältnismäßig leicht hatte, den Ungrund der neuen Auffassungen in Nr. 4, 5 und 6 des „Mecklenburgischen Kirchen- und Zeitblatts“ überzeugend nachzuweisen. Die Behauptungen Leskers schießen in der That weit über das Ziel hinaus. Zunächst leugnet

er gänzlich das Bedürfnis einer Reformation; die Haltung des Clerus zu jener Zeit sei „tabellos“ gewesen. Dem gegenüber stellt Benz erstens eine Vermahnung des letzten katholischen Bischofs von Schwerin an seine Geistlichen hin, aus welcher hervorgeht, daß diese nicht nur ein ganz weltliches und lieberliches Leben führten, sich an Mastenzügen beteiligten u. dgl. mehr, sondern graben das Heilige profanierten, indem sie bei der Messe statt der heiligen Gesänge weltliche und unanständige Lieder sangen u. dgl. mehr; zweitens ist dann ein Kirchen-Bisitationsprotokoll von 1530 vorhanden, wo nominativ alle diejenigen Geistlichen aufgeführt werden, die Concubinen hielten; und ihre Zahl ist groß. — Weiter sucht Vester die Reformation als ein Werk der weltlichen Gewalt, speciell der Herzoge hinzustellen. Auch das ist grundsätzl. Einer von ihnen war offener Gegner, der andere ein äußerst lauer und schwankender Freund. — Der Nachweis ungeistlicher Motive unter den Freunden der Reformation wird sicher auch für Medlenburg hier und da möglich sein, hätte aber, um erfolgreich zu wirken, ganz anders angefaßt werden müssen. — Jedenfalls ging die erste und bahnbrechende Bewegung in Moskau unter Joachim Sülter ganz und gar vom armen und niederen Volk aus — war also eine durchaus demokratische. — Im ganzen und großen muß auch hier der Versuch; die Menschlichkeiten, welche bei der Reformation vorkommen, als das Wesen derselben hinzustellen, gründlich mißlingen.

Wir wiederholen zum Schluß, daß wir von einer Beseitigung der Schranken, welche bisher der katholischen Religionsübung entgegen standen, nicht das Geringste für die Landeskirche fürchten würden, wie ja denn nirgends das Fallen derselben unserer evangelischen Kirche Schaden gebracht hat. Auf dem Denkmal Sülters in Moskau liegt die aufgeschlagene Bibel und steht als Inschrift die Mahnung des Apostels, in der christlichen Freiheit zu bestehen. Diese Waisen gemühen auch heute noch zu Schutz und Trutz. Als Wallenstein Medlenburg gewaltsam katholisieren und die Ritterschaft selbst durch Einziehung ihrer Güter zur Conversion zwingen wollte, erklärte der Landmarschall Klaus Hahn, seine Güter seien ihm zwar lieb, aber doch nicht so lieb als seiner Seelen Seligkeit. — Dieser Geist lebt heute noch in unseren Ständen.

Ist auch auf politischem Gebiet eine große Kluft besetzt zwischen rechts und links, so herrscht unzweifelhaft auf kirchlichem Gebiete eine viel größere Uebereinstimmung über die Grundwahrheiten des Glaubens, wenn diese auch selbstredend in sehr verschiedenen Wärmegraden vertreten werden. Eine irgendwie organisierte kirchliche Linke existiert nicht. Aber auch die politischen Meinungsverschiedenheiten lassen nur in ganz vereinzelten Fällen die Liebe zur engern Heimat in den Hintergrund treten, von tieferem politischen Groll oder von jener Verbitterung, wie sie wohl früher in vereinzelten Fällen vorgekommen und noch jetzt in manchen andern Ländern das öffentliche Leben vergiftet, ist in Medlenburg kaum irgendwo noch die Rede; ein gemüthliches Wohlwollen tritt selbst in „liberalen“ Publicationen häufig zu Tage. Nicht wenig hat ganz gewiß auch Friß Reuter zu dieser irenischen Entwicklung beigetragen, da er grade in seinen besseren und besten Schriften, die uns durch ihre Naturwahrheit paden und seffeln, zum bedebten Apologeten Medlenburgs gemorden ist. Denn mögen auch die Zustände der „Stromtid“ so „feudal“ sein wie sie wollen, auch das besangenste Vorurteil wird anerkennen, daß es Zustände sind, in denen sich leben läßt. Und zwar für alle Stände, weil eben jeder seinen Wirkungskreis und sein Brot hat, und man wohl vom Brot, aber nicht von der politischen Freiheit leben kann.

Wenn neuerdings in den Städten, besonders in den größeren, das Proletariat bedenklich anwächst, d. h. Mietkasernen aus dem Boden schießen, vollgeproßt mit Leuten, die viel politische Freiheit, aber kein Brot haben, so ist diese Umkehrung des früheren Verhältnisses ausschließl. Folge des liberalen Niederlassungsrechts. Im Durchschnitt dürfte Medlenburg nicht im Stande sein, viel mehr als 2000 Menschen per Quadratmeile zu ernähren — was darüber ist, das ist vom Uebel und wird hinabgestoßen von der Brücke des Lebens; natürlich geht diese Procebur nicht ohne Hunger und nicht ohne Widerstand ab. Im ganzen muß übrigens auch bestätigt werden, daß das Volk noch sehr viel verträubiger geblieben ist, als seine Gesetze.

Hat aber das Reich durch manche Gesetze ungünstig gewirkt, so geben wir gerne zu, daß es auch andererseits manches Gute gebracht hat; reale Besserungen sowohl, als auch das ideale Gut des wiedererwachten deutschen Selbstbewußtseins, das gestärkt und gestählt aus dem großen Kriege von 1870 hervorging, aus Kämpfen, in welchen auch die mecklenburgischen Truppen unter unmittelbarer Führung ihres tapfern Landesherren von Sieg zu Sieg gezogen waren. Mit dem berechtigten Stolz über die eigene Leistung verband sich aber jetzt auch die Freude an den ruhmvollen Thaten, die in Vergangenheit und Gegenwart von einzelnen Mecklenburgern in unmittelbarer Weise dem großen Vaterlande geleistet waren und denen auch des Reiches Herold, Emanuel Geibel, berebten Ausdruck verliehen hat. „Stoßt an“ — singt er —

Stoßt an, Stoßt an im Saft der Heben,  
Stoßt an, Land Mecklenburg soll leben,  
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug.  
Die Perle gab es uns der Frauen,  
Und jenes Paar mit greisen Brauen,  
Das unseres Ruhmes Schlächten schlug!

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Den politischen, oft so unerquicklichen Erwägungen haben wir heute eine gute Nachricht voranzuschicken, die zwar ihrerseits politisch in besonderem Sinne ist, an der aber auch das unpolitische Gemüt sein freudiges Teil hat, so weit die deutsche Zunge klingt: Am 6. Mai, abends, ist dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen im Warmorpalais zu Potsdam ein Sohn geboren worden, dem Kronprinzen ein Enkel, dem Kaiser ein Urenkel. Unserem Kaiserhause ist mit dieser Geburt ein neuer Erweis des göttlichen Segens zu Teil geworden, dem ganzen Volke, nach menschlichem Ermessen, in diesem Prinzen die Aussicht eröffnet auf das unschätzbare Gut einer durch Generationen gesicherten monarchischen Erbfolge. Gott mit Ihm auf seiner Lebensreise!

Der Reichstag ist zusammengetreten, der preussische Landtag geschlossen worden — eine Ablösung, die sich freilich nicht ohne starke Frictionen vollzogen hat.

Der Reichskanzler hat bekanntlich nicht die Gewohnheit seine Pläne, wenn und soweit sie ihm von den Parlamenten abgelehnt werden, kurzer Hand fallen zu lassen, sondern er versucht stets, was ihm auf eine Weise mißglückt ist, auf andere Art dennoch durchzusetzen, namentlich aber den Gezornern immer wieder die Verantwortung zuzuschieben für etwaige Mißstände, die sich aus dem Scheitern seiner begüglichten Absichten ergeben. Dies an sich durchaus berechtigte und vortreffliche Verfahren ist natürlich um so wirksamer, wenn die Parlamente, wie sie es ja recht oft thun, verständige Gedanken abgelehnt haben. Fürst Bismarck verdankt zweifellos seiner Methode manchen Erfolg — aber es müssen eben die beiden notwendigen Voraussetzungen — die parlamentarische Ablehnung eines verständigen Gedankens und thatsächlich daraus folgende Mißstände — wirklich vorhanden sein.

Allem Anschein nach lag nun Ende April regierungsseitig die Absicht vor: dem Reichstag und Landtag und auch wohl der Nation die Notwendigkeit der zweijährigen Budget- und vierjährigen Legislatur-Perioden wieder einmal vor Augen zu führen. Und die eine Bedingung durchschlagender Wirkung war ja auch vorhanden, nämlich die liberalerseits unter nichtigen Vorwänden erfolgte Ablehnung dieses überaus verständigen Gedankens, der längst, wenn auch nur teilweise, in einigen süddeutschen Staaten mit Erfolg durchgeführt worden ist. Leider traf aber die zweite Bedingung, das Vorhandensein wirklicher Mißstände, diesmal durchaus nicht zu, und daher mußte das Verhalten der

Regierung, welche künstlich den Schein von Collisionen zu erwecken und zu retten sucht, trampschaftig und unverständlich bleiben. Denn der Beweis, daß es wegen Arbeitsüberlastung unmöglich sei, Reichstag und Landtag in demselben Jahre nacheinander tagen zu lassen, könnte wohl als geführt gelten, sobald dringende Vorlagen unerledigt liegen geblieben wären, dagegen ließ sich natürlich kein Mensch überzeugen, daß es unabweisbar sei, Gesetze von ohnehin zweifelhaftem Wert und Bedürfnis „auf Lager“ zu arbeiten. Und die schiefe Stellung der Vertreter des Regierungspunkts wurde dadurch nicht verbessert, daß sie wieder einmal zahlreiche Lanzen für die Kronrechte brachen, die niemand bestreift und niemand angegriffen hatte.

Ganz unweisehaft überflüssig wäre aber die schließlich unterbliebene Beratung der hannoverschen Kreisordnung gewesen; und nicht viel besser erscheint vom conservativen Standpunkt aus das Verwendungsgegesetz als solches, wemgleich hier anerkannt werden muß, daß die Liberalen sich in einem vitiosen Circle bewegten, als sie es ablehnten. Vorerst neue Einnahmequellen verweigern, weil man nicht wisse, wo das Geld bleibe, dann aber, wenn man es wissen und mitbestimmen soll, sich darauf berufen, daß das Geld noch nicht da und der Bar noch nicht erlegt sei, dessen Fell man teilen wolle, das ist eine Art zu handeln, die eben nur bei unseren „Liberalen“ möglich ist. Auf der anderen Seite hat aber auch die Regierung kaum allzuviel Recht sich über Mangel an Entgegenkommen, Vertrauen und Idealismus zu beklagen. Früher fehlte es daran nicht. Jede Regung solcher lyrischen Gefühle hat aber der Reichskanzler selbst durch die unerschöpflichen Wasserstrahlen seiner eiskalten Realpolitik längst erstickt; Voraussetzungen der auswärtigen Politik sind kurzer Hand auf das Verhältnis der Regierung zu ihren eigenen Unterthanen übertragen und der Reihe nach so ziemlich alle Parteien wie feindliche Mächte behandelt: däpiert, benutzt, gegen einander ausgespielt und endlich weggenorfen; Ihm selbst haben es die Gegner des Fürsten abgelernt, wenn sie jede Meinungsverschiedenheit von vornherein nur als Machtfrage auffassen und schnell, sofern sie die Macht haben, das Unliebsame zum Drcus senden. Wiederholt mußte sich eben jetzt dem Unbeteiligten die Erwägung aufdrängen, daß schonende Billigkeit in der Sache und Urbanität in der Form doch wohl nicht nur Sentimentalitäten sind, sondern gelegentlich auch ein wohlangelegtes Capital repräsentieren können, das zu seiner Zeit sehr reale Zinsen trägt.

Die letzten Sitzungen des preussischen Landtags füllte zunächst noch etwas Kulturkampf, das hoffentlich letzte Aufklatern dieses unseligen Zwistes. Im Herrenhause waren es die Professoren Beseler und Dove, die nicht nur den schleichenben, sondern den offen flammenden Kulturkampf als dauernde Institution bewahrt wissen wollten und sogar „die Ehre Preussens“ für gefährdet hielten, wenn das neue Discretionärgegesetz angenommen werde. Herr von Klein-Mexow konnte sie mit Recht daran erinnern, daß sie ihre Doctrinen höher stellten, als die tiefe geistliche Not des katholischen Volkes, das sehnstüchtig seit Jahren der Befreiung von 1200 verwaisten Pfarreien harre. Glücklicherweise kamen in der Abstimmung weder diese kirchenpolitischen, noch auch die formal-juristischen Bedenken des Grafen zur Lippe zur Geltung, sondern nur der Wunsch der Regierung, die Vollmachten statt auf eins, auf zwei Jahre bewilligt zu bekommen. Das Abgeordnetenhaus fügte sich in zweiter Beratung diesem Vorschlag der ersten Kammer, dank der großen Mäßigung des Centrums in leidlich friedlicher Debatte; wenn schon auch hier der „liberale“ Abgeordnete Götting den schönsten Anlauf nahm, dieselbe durch eine wilde Kulturkampfreda gründlich zu verbittern.

Die Regierung hat thatsächlich ihre Vollmachten bekommen — an ihr ist es jetzt, die gegebene Frist im Interesse des Friedens auszulassen, und wir zweifeln nicht, daß auch auf katholischer Seite mit dem schwindenden Druck des Staates die Bcrsöhnlichkeit gegen Andersgläubige wachsen werde. Außerordentlich wohlthuend berühren schon in dieser Hinsicht eine „Dankagung“ und der erste Hirtenbrief des Bischofs Dr. Hötting in Osnabrück, dessen milde und wahrhaft christliche Sprache bei aller Wahrung des eigenen Standpunkts die Einigkeit im Geiste hindurchfühlen läßt. „Nachdem durch die Zeitverhältnisse“ — sagt der Bischof — „die confessionellen Gegensätze verschiedentlich

zu schärferem Bewußtsein gekommen“ seien, wolle er, „geleitet von dem aufrichtigen Wunsche, mit den Angehörigen anderer christlicher Bekenntnisse, mit denen wir bürgerlich die gleichen Rechte und Pflichten haben, und mit denen wir religiös durch die gleiche Taufe, durch denselben Glauben an Jesus Christus als den wahren Sohn Gottes und durch das gemeinsame Ziel der ewigen Seligkeit verbunden sind, wie bisher so auch ferner in Frieden und Eintracht zu leben“ — seine Diöcesanen zu einem friedfertigen Verhalten ermahnen. — Eine einzige Encyklika dieses Wortlauts aus Rom, und es könnten viel bittre und böse Worte ungesprochen und ungeschrieben bleiben!

Der preussische Landtag ist geschlossen und mit ihm eine Legislaturperiode, in welcher Centrum und Conservative über geschlossene Majorität verfügten. Daß diese Mehrheit in ganzen recht wenig erreicht, hatten wir schon Gelegenheit zu erwähnen. Warum die Ansbente so gering, ist post festum auch von gegnerischen Vätern vielfach erörtert und die Schuld je nach dem Standpunkt hin und her geschoben worden. Wir unsererseits neigen unbedingt derjenigen Ansicht zu, welche das größte Maß Schuld der Regierung zuweist, die mit ihren anfangs hartnäckig verfolgten „liberal-conservativen“ Velleitäten viel kostbare Zeit verstreichen ließ, selbst bis zuletzt noch dem kirchenpolitischen Compromiß der vereinten Rechten nur ein sauerliches Gesicht zeigte und auch sonst in recht vielen Fällen dem guten Willen der Conservativen das Leben schwer gemacht hat.

Dem preussischen Landtage ist der deutsche Reichstag gefolgt, der bereits über Revision der Gewerbeordnung, Tabakmonopol und Unfallversicherung debattiert, aber noch nichts Endgültiges beschlossen, sondern nur vorbereitende Commissionen eingesetzt hat.

Die Beratung der Revision der Gewerbeordnung, welche in etwas den Hausierern und ihrem Unwesen steuern soll, war besonders durch eine Rede des Herrn Laske bemerkenswert, der wie eine Löwin für ihre Jungen, für die „Freiheiten“ der Handlungsreisenden und Hausierer kämpfte, für jenen Stand, der die „besten und tüchtigsten Elemente der Nation“ in sich birge, für das Hausierergewerbe, das oon jeder ein Segen für „unser Volk“ gemeien. — Natürlich lohnte schallendes Gelächter diese Uebertreibungen und weckte durch ganz Deutschland die Frage: für welches Volk? — Mit dem Einfluß und Erfolg scheint Herrn Laske auch ein gutes Teil politischer Abhandlung gekommen zu sein. Bei den fortbauern hochgehenden Bogen des Antisemitismus möchte es doch kaum viel Tactgefühl erfordert haben, hier die Zunge im Zaum zu halten, und angesichts der mangelnden politischen Energie so vieler „Christen“, und der Scheu der Regierungen, die Judenfrage principiell anzufassen, durch etwas vorsichtige Reserve die eigene Stellung zu befestigen. Statt dessen aber ziehen es die Juden in ihrer Verblendung vor, nicht nur sich zu stellen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, sondern durch thörichte und unüberlegte Provocationen auch den letzten Philosophen in sein Gegenteil zu verwandeln.

Denn auch bei der Generaldebatte der Unfallversicherung brängten sich die Juden in ihrer rücksichtslosen Weise vor. Max Hirsch, dessen Arbeiter-Kassenwesen, trotz aller Neclame des gesamten Fortschritts, ein völliges Fiasto gemacht, und der selbst als unberufener Ratgeber, auch in Strife-Sachen, trotz aller Vielgeschäftigkeit nichts als Unheil über die Arbeiter gebracht hat, dem also Schweigen ebenfalls sehr nahe gelegen hätte, elendete gleichwohl den Reichstag durch stundenlange doctrinäre Auseinandersetzungen. Nach ihm Löb Sonnemann, der es meisterhaft versteht sich zwischen Bourgeoisie und vierten Stande derart durchzuwinden, daß er die Börse in Gesundheit, sein lucratives Bankgeschäft in Flor, die Socialisten bei guter Lanne, und sich selbst sein Mandat erhält; seine Rede war höchst charakteristisch. In der ersten Hälfte derselben lobte er die Regierungsvorlage, wie man zu sagen pflegt, durch ein eichenes Brett; in der zweiten verurteilte er sie und erklärte die Materie für „noch nicht reif“, daher Aufschub geboten. Löb Sonnemann hat jetzt ein Actenstück in der Tasche, welches à deux mains zu gebrauchen ist; die „Bourgeois“ verweist er im Bedarfsfälle auf den zweiten, die Socialisten auf den ersten Teil seiner Rede und — das alte Spiel könnnet wieder von neuem beginnen, wenn nicht doch die Socialdemokraten der Rebensarten jetzt überdrüssig geworden wären. Sofort nach Sonnemann sprach denn auch der Social-

demokrat Kräcker, warnte dringend vor Verschleppung und bat den Reichstag, auf den die Arbeiter jetzt mit Spannung blickten, doch endlich etwas zu Stande zu bringen, da nicht mehr Worte, sondern nur Thaten das Mißtrauen bannen könnten. Daß Herr Kräcker den Liberalen unangenehme Dinge gesagt, mußte er trotz des volltönenden Organs, das ihm zu Gebot steht, am nächsten Morgen in der „National-Zeitung“ mit dem Vermerk büßen: „Auf der Tribüne schwer verständlich.“

Zwischen der Gewerbe- und Unfall-Debatte lag die Beratung des Tabakmonopols, oder richtiger die Darlegung der Parteien, aus welchen Gründen sie dafür, beziehentlich dagegen zu stimmen die Abicht hätten. Viel Eindruck konnten die meisten Reden nicht hervorrufen, namentlich die „sachlichen“, weil eben so tiefgreifenden Fragen gegenüber, über welche man nur auf Grund von eingehenden Studien zu einem Urtheil gelangen kann, alle oberflächlichen Nebereien doppelt müßig erscheinen. Als wesentliches Resultat dieser Darlegungen läßt sich aber bereits erkennen, daß bei Centrum und Conservativen die Ansichten durchaus geteilt sind, dagegen so ziemlich die ganze Linke, einschließlich der Socialdemokraten, den freien Tabak zu retten sucht.

Der Standpunkt der Liberalen ist nur consequent und kann bei ihrer Vorliebe für „Freiheit“ nicht Wunder nehmen. Der neue Standpunkt der Socialdemokraten in dieser Frage ist aber nichts als ein Beweis, daß die Führer derselben unselbständig im Bann der liberalen Phrase stehen und ihr Princip verleugnen, sobald es unpopulär ist. „Nicht der Reichskanzler hat uns, sondern wir haben den Reichskanzler“, sagte vor kurzem triumphierend Herr Liebknecht — und jetzt stimmen seine Freunde bereits antisocialistisch. Die Rede des Herrn v. Vollmar enthielt in dieser Hinsicht nichts als leere Ansflüchte; denn die Behauptung, daß es im Princip des Socialismus liege, nicht mit dem Tabak, sondern mit Bergwerken, Grundbesitz und anderen Dingen anzufangen, kann doch nur kindliche Gemüter täuschen und auch sein wirkungsvoller Schluß-Hinweis auf eine gewaltsame Revolution die Verleugnung des eigenen Standpunkts nur dürftig verhallen. So weit sind wir ohnehin noch lange nicht.

Sehr beachtenswert, wenn auch zweideutig, war die Haltung des Centrums. Wer dem Hauptorgan dieser Partei glauben wollte, mußte annehmen, daß Einstimmigkeit gegen das Monopol herrsche, während sich nachträglich herausstellte, daß drei Viertel der Mitglieder bei der einstimmigen Abstimmung gefehlt hatten, und daß sich unter den Fehlenden noch Freunde des Monopols befinden. — Ausgezeichnet in jeder Hinsicht war übrigens die Rede des Abgeordneten Windthorst, der scharf und zutreffend die politischen Bedenken gegen das absolutistische Moment aller Monopole, insonderheit des vorliegenden, hervorhob und auch seiner Sorge vor neuen Erhöhungen des Militärbudgets Ausdruck gab. Wer aber billig und gerecht urtheilen will, kann nicht in Abrede nehmen, daß die Behandlung der Minoritäten zur Zeit der Aera Falk die Majorisirten nicht gerade ermutigen kann, dem Einfluß der Regierung neue weite Gebiete zu unterwerfen; und selbst der wärmste Vertreter des Wunsches, unsere Wehrkraft ungeschwächt zu erhalten, muß zugeben, daß es ein politischer Fehler war, die ersten Einnahmen aus der vielbesprochenen und vielverheißenden Zollreform sofort als „Zehnt“ für militärische Zwecke herzugeben, über deren Notwendigkeit nicht einmal die Autoritäten einig waren.

Eine andere Seite des Tabakmonopols ist die unitarische. Es steht wohl fest — mag man es nun wünschen oder nicht — daß das Reich einen neuen Kreis bundesstaatlicher Machtbefugnisse an sich ziehen würde, und eben aus diesem Grunde werden wohl auch die größeren deutschen Particularstaaten gegen die Vorlage gestimmt haben. Wir erwähnen darum an dieser Stelle eine Publication als solche, welche einige Tage lang der Presse als Sensationsfutter gedient hat und in Beziehung zum Tabakmonopol zu sehen scheint, nämlich die vom Ritter v. Poschinger, offenbar in höherem Ausstrag, unter dem Titel „Preußen im Bundestag“, herausgegebenen Documente aus der Zeit von 1851—1854. Ueber das geschichtswissenschaftliche Moment, das immerhin trotz Tendenz und Aptierung in diesen Buche liegt, wird an anderer Stelle zu reden sein; hier handelt es sich zunächst um das politische, und dies würde nach weitverbreiteter Vermutung in dem Wunsch des Kanzlers liegen, die dem Monopol abgeneigten Bundes-



staaten zur prompten Strafe für ihre Kenitz an eine unrühmliche Vergangenheit zu erinnern. Ob diese Vermutung richtig ist, können wir natürlich nicht wissen; jedenfalls scheint uns aber in vieler Hinsicht die Publication eine bedauerliche Maßregel zu sein. Effect für die Gegenwart im großen Stil ist durch diese schier dreißig Jahre alten Actenstücke wohl kaum zu erwarten und unseres Wissens nirgends erzielt, dagegen wohl die empfindliche Verletzung einer großen Zahl von unbetheiligten, bisweilen ganz horrenlosen Personen, deren beleidigte und auf die Herausgeber mit Recht erbitterte Stimmung für diese schwerlich großen positiven Wert haben wird. Ohnehin finden sich in dem Buch Verdächtigungen, denen nach Aussagen der altera pars nicht einmal Thatsächliches zu Grunde liegen soll.

Was nun das Schicksal der Tabak-Vorlage, um zu dieser zurückzukehren, betrifft, so ist an eine Bewilligung im heurigen Reichstag nicht zu denken. Ob die schwere Waffenrüstung, die wir bei unserer geographischen Lage tragen müssen, uns dies oder ein anderes Monopol nicht später doch noch aufzwingen wird, wollen wir dahingestellt sein lassen. Daß wir grundsätzlich nicht so arg dagegen eingenommen sind, wie viele unserer Freunde, haben wir schon mehrfach betont. Aber vorläufig haben auch für uns die social-politisch wertvollen Steuern weit größere Eile als die fiskalischen. Die Conservativen sollten daher als *conditio sine qua non* zunächst eine Umsatzsteuer von der Börse verlangen, die mindestens hundert Millionen Mark bringen kann und muß. Denn wenn erst das ergiebige Monopol bewilligt ist, wird auf Jahrzehnte hinaus nicht mehr an Capital und Capitalismus gedacht werden dürfen. Und doch sitzt hier die Wurzel des Uebels, nicht in vorübergehender Budgetnot.

In der Machtsphäre des preussischen Cultusministeriums hat leider Herr v. Goshler im verfloffenen Monat der Partei, aus welcher er hervorgegangen, zu vielen früheren eine neue Enttäuschung hinzugesügt, indem er den Propst von der Goltz zu Berlin in ein Lehramt der Universität berufen hat. Der Berufene zählt sich zwar zur Mittelpartei, ist aber, eng nach rechts und weit nach links, wesentlich Nationalist; noch am letzten Diemelfahrtstage erklärte er die „Zeichen und Wunder“ in einer Weise, daß der alte Paulus in Heibelberg seine Freude daran hätte haben können. Was in unseren Tagen, die warme und begeisterte Persönlichkeiten als Verkünder des Evangeliums für ihre Jugend so nötig wie möglich haben, die kalte Menschenklugheit im allmodischen Rococco-Gewande nutzen soll, ist schwer zu begreifen. Es klafft ein Riß zwischen den Handlungen des Herrn von Goshler und den Erwartungen, die unseres Erachtens ein principieller Conservatismus vom Cultusminister eines christlichen Staates hegen darf und muß. Wir stehen nicht an es auszusprechen, daß es uns kaum erschüttere, Herrn Falk auf seinen Sessel zurückkehren zu sehen. Von ihm wußte man, daß er liberal und weder sachlich noch persönlich conservatives Verhalten von seiner Antsführung zu erwarten war; durch seine Mißgriffe compromittierte er nur die Liberalen. Von Herrn von Goshler dagegen erwartete man conservative Maßregeln und Ernennungen, in dem Sinne, dem Volke die Religion zu erhalten, und statt dessen wird die staunende Welt durch Ausführung derartigen Ideen überrascht, die man vorsichtiger Weise unter Falk als zu weit links gehend reponierte, und durch Bestätigungen und Ernennungen, die nicht unwesentlich beitragen werden, den kirchlichen und politischen Liberalismus, auch da wo er etwa noch nicht herrschen sollte, recht fest einzubürgern und besonders der studierenden Jugend in *succum et sanguinem* zu übertragen.

Fast melancholisch nimmt es sich angedachts dieser Ergebnisse aus, wenn von der Linken über „Reaction“ geklagt wird. Wenn das Reaction ist, so möge uns „der Genius Deutschlands“ vor der entsprechenden Action bewahren.

Noch sind aus verfloffenen Monat zwei Manifeste als politisch wichtig zu erwähnen, und zwar ein Redenschäftsbericht der conservativen Partei des preussischen Landtags und ein Zukunftsprogramm der Liberalen, d. h. vorzugsweise der Seceffionisten mit Herrn Laster als Spitze.

Der conservative Bericht ist ein nach Form und Inhalt vorreffliches Schriftstück, mit dem wir uns in nahezu voller Uebereinstimmung wissen. Friede zwischen Staat

und Kirche, confessionelle Volksschule, Socialreform, Steuerreform, Schonung althergebrachter Einrichtungen in der Verwaltung — zu allen diesen Dingen erfolgt ein offenes, rüchhaltloses Bekenntnis, ein kurzer Rückblick auf das bisher Erreichte und endlich ein Ausblick auf die zu erstrebenden Ziele. Es könnte sich vielleicht empfehlen, die wesentlichen Grundgedanken dieser Rundgebung auch in ein kurzes prägnantes Programm zusammenzufassen für die kommende Wahlbewegung, aber auch in der vorliegenden Form wird das Actenstück seine gute Wirkung üben und besser „agitieren“ als die eigentliche „Agitation.“ — Daß unsere persönlichen Wünsche in manchen Dingen weiter gehen thut nichts zur Sache.

Das Programm der „liberalen Männer“ ist etwas geräuschvoller ins Leben getreten, auf einen Parteitag. Herr von Stauffenberg präsidirte und demüthigte dem deutschen Volke die kirchliche Reaction und den socialistischen Geist als Gefahren des Vaterlandes, und zwar als Gefahren „von oben herab.“ Herr Rickert hielt eine pathetische, Herr Lasker eine „lichtvolle“ Rede. Das Programm selbst ist phrasenhaft, aber es sind Zeichen der Zeit darin. Es beginnt nämlich mit der feierlichen Absicht, auf politischem Gebiet „die Machtbefugnisse von Kaiser und Reich zu beseitigen“; zwar soll dies, wie weiter auseinandergelegt wird, auf Grund „eines wahrhaft constitutionellen Verfassungslebens“ geschehen, aber offenbar ist es ein Lustzug des „conservativen Hauchs“, ein Zugeständnis an die öffentliche Meinung, daß von den Liberalen an die Spitze ihres Programms eine conservative Phrase gestellt wird, um ihr erst im Nachsatz die liberale Einschränkung folgen zu lassen. Das stimmt wenig mit den siegesgewissen Bewegungen vom Versiegen der conservativen Strömung; es ist Rückzug und Defensiv. Ganz ebenso sieht im Bereich der socialen Frage. Nichts mehr von dem alten manchesterlichen Furor, sondern das Gelübde: „entsprechend den Ueberlieferungen der liberalen Partei“ die Invaliden- und Alters-Versicherung „gesetzgeberisch zu begünstigen.“ Selbst der corporative Gedanke schimmert durch. Auch hier natürlich Verschränkung nach allen Richtungen, aber immerhin, und das ist die Hauptsache, Besserung; schwerlich die innere der Ueberzeugung, aber doch die äußere der Beforgnis im „Kampf ums Dasein.“

Im Ausland sieht traurig aus, wohin man blickt. In Frankreich ist die Kammer wieder zusammengetreten unter dem allseitig aus dem Lande empfangenen Einbruck, daß Gambettas Sturz nirgends ernstlich bedauert wird. Gleichwohl gelingt es ihm Herrn Freycinet, wenn nicht zu stürzen, doch zu ärgern und gegen die auswärtige Politik Land und Volk mißtrauisch zu machen, was bei Unverlegenheit in der Wahl der Mittel seinerseits und bei der händeringenden Unwissenheit der Franzosen in äußeren Dingen andererseits, nicht so schwer ist, als man meinen sollte. Das Gros der Nation ist jeder Tartarennachricht zugänglich.

Aber das öffentliche Leben erschöpft sich nicht in diesen Intriguen; die Republik hat wichtigeres zu thun und mit dem Culturkampf eilt es. Das erste Gesetz der Kammer in dieser Session richtet sich gegen das überhandnehmende Feilbieten von unfittlichen Bildern und Schriften, das zweite bereits gegen die Kirche, insofern es die „Civilbegünstigungen“ regelt; das dritte erleichtert die Ehescheidungen, und das vierte schafft gar den Eid ab. Statt des Eides wird es zukünftig nur noch ein „engagement“ geben, und statt der anstößigen Anrufung Gottes wird man sich „sur mon honneur et ma conscience“ verpflichten. Wir werden uns nicht wundern, wenn man demnächst auch die Göttin der Vernunft wieder aufsrücken sollte; vielleicht 1889.

Schrecklicher sieht es in Irland aus, wo im vollen Sinne des Wortes der „Kampf aufs Messer“ zwischen England und den Feiern und Ligisten Irlands ausgefochten wird. Gladstone in seiner wankelmütigen Schwäche pactierte zur Abmilderung mit der Revolution: Freilassung der Gefangenen seitens der Regierung, Zurücknahme des Nicht-Nacht-Zahlungsbefehls seitens der Liga. Der Minister für Irland, Forster, der sich Parnells Freilassung widersetzte, wurde beseitigt, Parnell entlassen, Earl Spencer Vicokönig von Irland; Staatssekretär Lord Cavendish, Unterstaatssekretär Bourke. Die vertrauensselige Hoffnung der Regierung, es würden die Agitatoren und

Führer ihre Banden in der Hand haben, behalten und den Vertrag respectieren, ist schnell getänfelt worden, denn schon am Abend nach ihrer Landung sind Cavendish und Bourke im Rhönir-Park mündlings erschossen worden, die Würder entkommen und trotz eines von der Regierung ausgelobten Preises von 10,000 Pfund keine Spur von ihnen entdeckt. Allen Anschein nach ist die Sache die, daß es Mitwisser in Wienge giebt, kein Mensch aber den Mut hat laut heraus zu sprechen, weil man eben die thatkräftige Liga weit mehr fürchtet, als die mattjelige Regierung, die doch nicht im Stande ist Ordnung zu schaffen. — Gladstone hat nun sein Programm wieder auf den Kopf gestellt und ein Ausnahmegesetz für mehrere Jahre durchgesetzt; aber an eine haltbare Lösung der schwebenden Fragen glaubt vorläufig niemand im britischen Reich; und außerhalb desselben erst recht nicht.

Ebenso schwül ist die Atmosphäre in Rußland. Daß die Nihilisten für die Kaiserkrönung in Moskau große Attentate planen, wird man als sicher annehmen dürfen; nicht minder, daß Graf Ignatiew darauf brennt, sich mit dem Fürsten Bismarck zu messen. Von der vielbesprochenen Gefährdung seiner Stellung ist bisher nichts zu spüren. Publicistisch und litterarisch wird fortgesetzt ein kleiner Krieg zwischen Berlin und St. Petersburg geführt. An ernste Verwicklungen wird gleichwohl, so lange der Kaiser fest bleibt und auch aus anderen naheliegenden Gründen fürs Erste nicht zu denken sein. Die thatendürftigen Instincke der „Bauern“ richten sich nach wie vor gegen die Juden, von denen das Landvolk Generationen hindurch geplündert und ausgezogen worden ist, und deren chronischem Parasitenthum es jetzt eine summarische und acute Plünderung entgegensetzt. Was dabei an Gewalt, Mord und Brand vorkommt, ist gewiß tief zu beklagen, aber wir müssen doch gestehen, daß wir mit der relativ unverschuldeten Notlage so vieler christlicher Mitbürger in unserem braven deutschen Arbeiterstande weit tieferes Mitleid haben, als mit der handgreiflich selbstverschuldeten Calamität der russischen Juden. Obnehin sind die meisten Berichte übertrieben, zum Teil ganz erlogen. — Uebrigens mahnen auch diese elementaren Ausbrüche der Volkswut an die dringende Notwendigkeit, die Judenfrage principiell zu regeln. Nicht „Allen das Gleiche“, sondern „Jedem das Seine.“ Unsere Vorfahren wußten wahrlich was sie thaten, wenn sie die Juden kurz hielten. Grade in diesem Punkt waren sie, wie Justus Möser sagt, „auch keine Karren.“

Berlin, 23. Mai.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft.

J. von Czerwen-Weppin, Geh. Legationsrat a. D. Zeugnisse wider die obligatorische Eivoteiche und für die Freiheit christlicher Eheschließung. Nebst einem Entwurf zur Abänderung des Civilstandsgesetzes. (Wäterlosch, Bertelsmann. 1882. 44 S. Pr. 80 Pf.) — Die culturkämpferische Bewegung ist gegenwärtig stark im Rückgang begriffen. Niemand will mehr für die Raigegebung der siebziger Jahre verantwortlich sein. Von allen Seiten wird sie für revisionsbedürftig erklärt. Der Staat ist vor der katholischen Kirche auf dem Rückzug, und es wird voransichtlich nicht lange mehr dauern, so wird in der Hauptsache das Werk der Raigegebung durch den Widerstand der katholischen Kirche zu Boden geworfen sein. Anders steht es leider mit dem Gesetz der Culturkämpferische, an welchem die

evangelische Kirche vornehmlich beteiligt ist: dem Civilstandsgesetz. Dies war bestimmtlich dasjenige Gesetz, welches nicht, wie beabsichtigt, der katholischen Kirche, wohl aber der evangelischen Kirche diese Wunden geschlagen hat. Eine Aenderung der Civilstandsgebung scheint gegenwärtig kaum im Bereich der Hoffnung zu liegen. Um so anerkennenswerter ist der Mut der Männer, welche unentwegt und immer wieder aufs neue der Reichsregierung die Schuld vorhalten, welche sie dem christlichen Volke gegenüber einzulösen hat. Zu den tüchtigsten Vorkämpfern gegen das Civilstandsgesetz zählt der Verfasser der in der Ueberschrift genannten Schrift. Seine Arbeit, die wir jetzt hier zur Besprechung bringen, enthält in der Kürze alles, was gegen die obligatorische Eivoteiche und zu Gunsten der dies facultativen Eivoteiche gesagt werden kann. Sie enthält an erster Stelle den Be-

richt, welchen der Verfasser der kirchlichen Conferenz zu Mecklenburg-Strelitz am 21. Sept. 1881 erlassen hat, um die Erneuerung der Petition um Verrückung der obligatorischen Civilehe zu motivieren. Hier wird in würdiger und sachlicher Weise der Ursprung der Civilehe aus der naturalistischen, widerchristlichen Auffassung der Ehe als eines bloßen bürgerlichen Contracts nachgewiesen und zugleich gezeigt, daß durch die obligatorische Civilehe die entscheidende Bedeutung der kirchlichen Trauung vernichtet wird. Erst die facultative Civilehe wird der Trauung ihr Wesen als christliche Eheschließung zurückgegeben. Diefem Bericht sind andere Petitionen aus Württemberg, aus Hamburg, aus Frankfurt a. O., aus Hannover, aus Mecklenburg-Schwerin, und eine Petition aus allen Theilen Deutschlands, welche vom „Reichsboten“ entworfen und verbreitet war, beigefügt, ferner ein Beschluß der Mecklenburgischen Ritterschaft vom 5. Decr. 1876, ein Beschluß des bayerischen Abgeordnetenhauses vom 15. Nov. 1881 und ein Bericht öffentlicher Blätter über die Verhandlung der pommerischen Provinzial-Synode vom 11. Nov. 1881. Den Schluß bildet ein vom Verfasser entworfenen Vorschlag zur Abänderung des Reichsprivatstandsgegesetzes. Hier wird die Form angegeben, in welcher die facultative Civilehe eingeführt und zugleich die Führung der Standesregister auf die Amtsgerichte übertragen werden kann. Mit den Grundzügen des Verfassers können wir uns nur einverstanden erklären, namentlich insofern dieselbe auch den Freikirchen und den „renitenten“ Gemeinschaften die Befreiung von dem Zwange zur Civilehe zugänglich machen will. Zur Erwägung des Verfassers möchten wir stellen, ob der § 41 des Reichsgegesetzes nicht einfach dahin zu ändern wäre, daß die Trauung und der Civilact als Rechtsweg alternatim neben einander als Eheschließungsformen genannt werden. Wir wünschen der Schrift viele aufmerksame Leser.

#### Strasburg i. Elsass. N. S.

— Die Reform des Knappschaftswesens und die allgemeine Arbeiterversicherung. Von Albert Caron. (86 S. Pr. M. 2,80.) Berlin, 1882. (Bücherverlag v. Wählerrecht.) — Eine zeitgemäße, durchaus sachlich gehaltene und gründlich durchgeführte Untersuchung des gegenwärtigen Knappschaftswesens vom versicherungstechnischen Standpunkte, welcher sich Vorschläge zur praktischen Reform der Knappschaftskassen in erster und der allgemeinen Arbeiterversicherung in zweiter Linie anschließen. — Der Verfasser weist auf dem Wege eingehender Berechnungen nach, daß die Knappschaftskassen in ihrem gegenwärtigen Stande der Leistungsfähigkeit sich auf die Dauer nicht halten lassen, indem schon heute, wo das Durchschnittsalter ihrer Mitglieder ein ausnahmsweise günstiges ist, die jährlichen Beiträge der Mitglieder für die fälligen Leistungen nahezu aufgebracht werden, und voranzukufen ist, daß nach Eintritt eines naturgemäßen Durchschnittsalters unter den Mitgliedern ein jährliches Deficit eintreten muß. Als Beleg hierfür constatirt der Verfasser, daß, wenn für die im Jahre 1879 an Invaliden, Witwen und Waisen geleisteten Unterhaltungen pro actives ständiges Mitglied 60 M. erhoben wurden, für den künftig zu erwartenden normalen Be-

haltungszustand zum gleichen Zwecke 103 M. erforderlich wären, und weist, jedenfalls sehr mit Recht, darauf hin, daß die gegenwärtige Zerstückelung des Knappschaftswesens in viele einzelne, zum Teil sehr kleine Vereine, die Sachlage noch viel bedenklicher erscheinen läßt. — Zum Zwecke einer dienlichen Reform schlägt der Verfasser vor, das Krankentassenwesen von der Invaliden- und Altersversorgung zu trennen, bezw. der dritten Verwaltung zu überlassen, letztere dagegen auf dem Wege der Vereinigung für das gesamte Gebiet — es ist zunächst Preußen gemeint — auf Grundlag der Solidarität einheitlich zu ordnen und zusammenzufassen. Außerdem aber bedarf das Knappschaftspensionwesen eine bessere Rechnungsgrundlage, als die gegenwärtige ist. Viele beruht darauf, daß die Beiträge der activen Mitglieder nach dem Beharrungszustande im Bestande der Pensionsberechtigten berechnet werden, wogegen der Verfasser vorschlägt, der Beitragsberechnung den Beharrungszustand im Zugang der Pensionsberechtigten zu Grunde zu legen. — Was die Höhe der zu gewährenden Leistungen anbelangt, so empfiehlt der Verfasser nicht zu hohe, aber mit dem Dienstalter steigende Pensionen; z. B. für ein Dienstalter von 1—10; 10—20; 20—30; 30 und mehr Jahren eine Invalidenpension von 50; 100; 150; 200 eine Witwenpension . 25; 50; 75; 100. Was die Höhe der Familienunterstützung von 20 M. pro Kind. Den hierfür erforderlichen jährlichen Beitrag berechnet der Verfasser zu 52, 43 M. jährlich pro ständiges Mitglied, wobei allgemein obligatorischer Beitrag im durchschnittlichen Lebensalter von 25 Jahren vorausgesetzt ist. Insofern sich für einzelne Knappschaftsbezirke höhere Pensionen als die durchschnittlichen als Bedürfnis herausstellen, können solche durch Ertragsbeiträge der betr. Mitglieder gedeckt werden. — In einem derart geordneten Knappschaftswesen erblickt der Verfasser ein geeignetes Vorbild für eine allgemeine Arbeiterversicherung. Eine solche vermag er sich nur auf Grund eines allgemeinen Versicherungszwangs und in großen, umfassenden Verbänden zu denken, innerhalb welcher kleineren Genossenschaften, — z. B. den Krankentassen — die Versorgung localer Angelegenheiten übertragen sein könnte. — Eine wertvolle Zugabe zur Schrift bildet schließlich ein Anhang, enthaltend die Entwöpfung des angenommenen Rechnungsverfahrens nebst einer Reihe von Zahlentabellen. — Der hier kurz angedeutete Inhalt der Schrift ist indessen nicht dasjenige, worin der Hauptwert derselben liegt; derselbe liegt vielmehr in der dargelegten Methode der Untersuchung, und diese sollte jeder, der sich um die wichtige Frage der Arbeiterversicherung interessiert, näher kennen lernen. Es dürften wenige sein, die nicht durch ein eingehendes Studium derselben an Einsicht und Klarheit zu gewinnen vermöchten, und in diesem Sinne sei die Schrift allen Freunden socialer Reform angelegentlich empfohlen.

H. K.

— Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des Nationalwissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S. Hrsg. v. Prof. Dr. Joh. Konrad. 2. Bd. 7. Hft. Die Hausindustrie in Thüringen. Von Dr. Eman. Sax. 1. Thl.

Das Weinger Oberland. (135 S. Pr. R. 2.50. Jena, Fischer). — Der Verf. dieser „wirtschaftsgeschichtlichen Studie“ erklärt im Vorwort, mit seiner Arbeit wesentlich dem „deskriptiven Teil“ der National-Ökonomie dienen zu wollen, der bisher vielfach flüchtig behandelt worden sei. Dieser Mangel ist wirklich vorhanden. Jahrzehnte lang ging fortwährend die Reizung dahin, ganz unbekümmert um die tatsächlichen Verhältnisse, das Leben in die Schöböne preisen und noch der Theorie konstruieren zu wollen, d. h. noch der „liberalen“ und es ist ein Fortschritt, wenn man die Verhältnisse, die reformiert werden sollen, erst gründlich ansieht. Die Berichte der Fabrikinspektoren haben nun Material aller Art gebracht, aber aus den umfangreichen, fastspieligen Bänden bringt wenig ins Volk. Eine tüchtige, auf Autopsie und offiziellen, octenmäßigen Quellen ruhende Monographie wie die vorliegende ist darum ganz erntlich, so unerlässlich auch der Inhalt sein mag. Denn das Bild, welches von der Spielmaaren- und Schiefer-Industrie des Weinger Oberlandes (Kreis Sonneberg mit 43000 Menschen) vor uns entrollt wird, ist in der That ein äußerst düsteres: Pauperismus und Proletariat, wie sie als Folge des englischen Industrialismus kaum trauriger von Marx in seinem „Capital“ geschildert werden, finden sich noch gewissemmaßen als irabtelige Gäste auch im Herzen Deutschlands. Der Uebergang vom Kleinbetrieb zur Manufaktur und von der Manufaktur zum massenhaften Großbetrieb vollzieht sich auch bei uns nicht ohne schwere Krisen für den Arbeiterstand — das Geld entwertet und die Löhne sinken, entsetzlich mühselige Arbeit wird geleistet bei Hunger und Elend. — Lieber das „Deskriptive“ hinaus geht die Skizze nicht weiter, als daß Verf. auf Grund der hier und da eingestrenten Notizierungen „Fachschulen und Genossenschaften“ fordert — ein Heilmittel, das aber doch nur dann helfen kann, wenn die Genossenschaften wirkliche Rechte bekommen, die Bevölkerungszahl in bestimmten Grenzen zu halten. Do es auf unserer engbegrenzten Erde eine vielleicht traurige, aber doch eine Thatfache ist, daß die Ernährungsmöglichkeiten, die Brasillen, nicht entfernt in dem Maße wachsen wie die Population, so tritt unerbitlich ein fortlaufendes Mißverhältnis ein, das ebenfall fortlaufend entweder durch eine weiße Beleggebung, oder durch die „Kolonialisirungen“ Natur-Creationen gehoben wird. Unseres Erachtens giebt es gar nichts Humanees als scheinbar inhumane, strenge Niederlassungsgesetze, denen man nur durch corporative Handhabung den Stachel des Gehässigen so weit als möglich nehmen mag. — Sich über diese unliebsame Wahrheit zu täuschen hat keinen Zweck — und mit Seidenpapier verklebt man keine Felsenspalten — haben sua fata. In dem leitenden Organ der „liberalen“ Tagespresse, „Nat.-Ztg.“ Nr. 159, erschien eine sehr anerkennende Besprechung der in Rede stehenden Schrift, in welcher die Schuld am Pauperismus nicht der Uebersättigung und herzlosen Eigensucht des Capitalismus, sondern teils der Hausindustrie als solcher (im Gegensatz zum Großbetrieb), teils der Landesregierung zugeschoben und schließlich die ganze Schrift gegen die Wirtschaftspolitik des Reichskongresses verwertet wurde. Daraufhin hat sich nun höchst wahrscheinlich Los-

ter, der Reichstagsmandatar des Weinger Wahlkreises, das nächste Buch angeschafft, in demselben aber zu seinem Schrecken nicht eitel Glück und Wohlstand, sondern die Beschreibung eines Notstandes gefunden, von dem er schwerlich eine Ahnung gehabt, der aber, selbst wenn bekannt, doch fastgeschworen werden mußte. Wenige Tage nach der ersten Besprechung brachte das ihm befreundete Blatt eine zweite ganz anders gefärbte Notiz, laut welcher das Buch „sehr stark in pessimistischem Sinne übertrieben“ und eine „Widerlegung“ in Vorbereitung sein sollte. — Wir wollen derselben nicht vorgreifen, glauben aber, daß Herr Kaelter seine liebe Rat haben wird.

— Sehr viel nützlicher als geschriebene Widerlegungen zu schreiben, oder doch bei ihnen zu Gebatte zu stehen, würde es dem Abgeordneten für Weinger sein, ein anderes vor uns liegendes Schriftchen zu lesen und zu beherzigen: Das Christentum und das Geld. Vortrag von Dr. theol. W. Uhlforn, Abt zu Vocann. (39 S. Pr. R. — W. Heideberg, Winter.) — In der That liegt dieser Arbeit nicht nur eine tiefe theologische, aber besser christliche Erkenntnis über das Verhältnis des Menschen zum irdischen Besitz, sondern auch ein feines volkswirtschaftliches Verständnis und erste geschichtliche Studien zu Grunde. Besonders anziehend sind die wirtschaftlichen Parallelen, welche Verf. zwischen Mittelalter und Jetztzeit zieht, wenn auch vielleicht des Mittelalters etwas zu gut wagt, wenigstens generalisirt. Denn auch damals gab es in buntem Wechsel wirtschaftlich günstige und ungünstige Perioden, namentlich Theuerungen in Folge schlechter Ernten und auch wechselnde Handelsconjuncturen monnischlicher Art. Aber freilich, man war stolber und blieb in Sitte und Brauch bei dem von den Vätern Ererbten, die wilde Concurrenzjagd kannte man noch nicht, „wie sie unserer Zeit das Gepräge otemloser Hast ausdrückt und so viele auch um den Frieden ihrer Seele betrügt.“ Indes die Sehnsucht zurück „wäre so thöricht, wie wenn ein Mann sich grämen wollte, daß das Jünglingsalter vorüber ist.“ Es gilt also auch die modernen Zustände mit christlichem Salz durchdringen. „Das Grundgesetz des christlichen Lebens ist über die Liebe; sie ist auch das Grundgesetz aller Volkswirtschaft. Da steht der Schaden, daß man statt der Liebe den Eigennutz als oberste Regel proclamiert hat.“ Das legt uns auch dem solchen Socialismus gegenüber sein Urrecht. Der wahre Socialismus ist das Christentum der Reformation. Es spricht jedem Individuum, jeder einzelnen Seele unendlichen Wert zu; aber nicht daß sie sich selbst liebt, sondern „durch die Liebe jedermanns Knecht“ werde — das ist der echte Communismus. Wirtschaftliche Schäden sind auch sittliche Schäden. Das Heil liegt in Christo. —

## 2. Kirchliches.

— Jesus-Religion, der Herr und sein Volk. Ein pragmatischer Abriss der evangelischen Geschichte v. Johannes Röntsch. 190 S. Pr. Rf. 2.70. geb. 3.50. (Leipzig, F. C. Hinrichs, 1882.) Der dritte Teil einer Trilogie liegt vor uns. „Die Herrlichkeit des Herrn“ und „Mabban“, das sind die vorhergehenden Teile. Der gegenwärtige gibt uns die heilige Geschichte, den Wandel des Gelöbters

auf Erden, auf dem breiten zeit- und culturgeschichtlichen Hintergrunde, für dessen Darstellung treffliche Studien gemacht worden sind. Hierher gehört das über die herodianische Regierung Gesagte, wozu Josephus eingehend benutzt worden ist. Die Schilderung des Pharisäerlernes, der Sadducäer, ist sehr wohl gelungen. „Der Täufer“, Jesus als Reformator, als Prophet, als Heiliger, als Messias am Kreuz, das sind klare und tüchtige Erörterungen. Besonders ist die menschliche Natur des Herrn für die göttliche zu sehr unzureichend gezeichnet. Denn wenn auch eine Entwicklung jener Natur anzunehmen ist, und — um diese Natur überhaupt in ihrer berechtigten, für das Erlösungswerk wichtigen Selbständigkeit zu schützen — angenommen werden muß, so hat doch die menschliche Seite der göttlichen niemals ipso facto gegenüberstehen können. Die Darlegungen sind klar, durchsichtig, die Sprache ist lebendig; der Leser wird in dem Pastor Nilsfeld gewidmeten Buch viel des Auergehenden finden. Wünschen wir der fleißigen Schrift frohe Fahrt mit vollen Segeln. K.

— Einen Beweis für die vorzüglichen Kräfte, durch welche die berühmte „Herzogliche Theologische Realencyclopädie“ gegenwärtig zu neuer Auflage umgearbeitet wird, liefert der Separatdruck eines Artikels über die Mission von Wared als: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. (Mit Nachträgen abgedruckt. Leipzig, F. V. Hinrichsche Buchhdlg. 1882. 155 Seiten. Fr. M. 1.50.) Wared stellt mit weitem Blick und mit reichen Kenntnissen ausgerüstet die Mission der evang. Kirche dar, behandelt unbeanfangt den Wandel der Reformatoren und der reformatorischen Orthodoxie bezüglich ihrer Stellung zur Mission, und schildert ebenso unparteiisch die folgenden Missionsbestrebungen und Arbeiten, welche auch mit wissenschaftlicher Beiseidenheit nicht wie noch nicht aufgefärbten Partien der Geschichte der Mission. Das Buch dürfte für jeden Gebildeten verständlich sein, wie es andererseits (auch durch die vielen Quellenangaben) auf der Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen steht. K.

— Grundlinien christlicher Trennt. Aufsatz und Beitrag zum Frieden unter den christlichen Confessionen und Nationen. Von G. W. Haffe, Lic. M., Dr. ph. Barrer u. emer. Sup., Müller u. c. z. z. (Leipzig, 1882. Joh. Neumann.) 63 Seiten. Fr. M. 1. — Ihr einen „Ausruf“, wie wir ihn gut gebrauchen können, zu eingehend in die dogmatischen Einzelheiten und dabei natürlich zu ausfallend für einen Trennter, — für eine dogmatische Behandlung der Unterschiede aber zu fragmentarisch. Immerhin könnte in einzelnen Punkten die Behandlung zu unbeanfangener Würdigung des Gegners Anstoß geben.

Luthers Lehre von der Ehe ist eine bei den Civilhe Streitigkeiten viel angezogene Instanz. Eine Synodalarbeit des Pastor E. Salfeld (Leipzig, 1882. Joh. Neumann. 83 S. M. 1.20.) behandelt sie ausführlich, mit vielen Belegstellen auf die Werke von Tiedhoff, Zohm, v. Scheutl u. Rauche Leher werden vielleicht in der wirklich historisch objectiven

Darstellung und Wiebergabe vieler Lutherstellen die Beziehung auf die gegenwärtigen Tagesfragen permittiren, und in der That hätte wohl Luthers Ansicht von der Obrigkeit zu einem auch für heute recht fruchtbringenden Verständnis seiner Lehre von der Ehe mit hinzugehört (woszu pag. 25 ein Anhang ist) — immerhin giebt die Darstellung ein so vollständiges Bild von Luthers Ansichten über das materiale Eherecht, daß der Versuch anderer, ihn für unsere moderne Civilhe als Gemährsmann hinzustellen, als lächerlich erscheinen muß.

— Ein herzliches Wort an unsere Jugend, hauptsächlich den Jünglingen der Seminare und geistlichen Academien gewidmet. Aus d. Russischen. Bevorwortet durch Hermann Dalton. (Bremen, Müller. 1882. 60 Bl.). — Geheimrat Constantin Petrovitsch Poho donozoff, Oberprocurator des „heiligen Synod“ richtet dies Wort an die Jünglinge der russischen Seminare. Er thut in Verantwortung des Kaisererbs. Er redet in gehobener Sprache über Charakterbildung. Er spricht über das eitle Prahlens und Branten mit ihm: „das ist meine Ueberzeugung“, — in Lebensjahren, in denen man eigentlich noch gar keine Ueberzeugung haben kann. Er preit als „Grundpfeiler jeder Erziehung das Wort Gottes und die Kirchlichkeit.“ Er bekennet vor den Seminarien des Reichs „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Im Himmel und auf Erden gibt es keinen andern Namen, in dem wir Heil finden.“ Und bittet man auf die wohlthätige Wärme, welche die ganze Ansprache athmet, so wird man urtheilen, daß hier einmal eine erziehlche That erziehen, die geeignet ist, tausend Lehrern und Leitern russischer Clerikal-Seminare zu zeigen, woraus es jetzt ankommt, nicht auf mechanische Pressur, sondern auf lebendige Personbildung. Wir können der Ueberzeugung nur sehr dankbar sein, daß sie den Evangelischen Deutschlands diesen Einblick und damit das erquickliche Gefühl einer über die geographischen und geschichtlich gewordenen Grenzmarken hinausliegenden Einheit im Geiße vermittelt hat. K.

Einige besondere kirchliche Zeitfragen werden in mehreren kleinen Heften besprochen, von dem Württemberger Hofkaplan Braun: die in Schwaben besonders wichtige Serketfrage (Protestantismus und Sektens. Serketfrage. Ludwigsburg, Reudert. M. — 30), ebenso theologisch gründlich, als auch sachgemäß und leidenschaftlos. Ein in Sachen abgelehrt luth. Barrer Otto Scholze erzählt seine Entlassung aus dem geistl. Amte der Sächs. Landeskirche (Zwickau, Joh. Hermann u. Heinrich J. Kammann in Dresden. 40 S. 50 Pf.), Kämpfe, die man nur mit tiefer Bechmut verfolgen kann; sachlich interessant sind dabei die Auseinandersetzungen über die Berechtigung des Geistlichen zum Ausschluß von heil. Abendmahle. — Ein kleines Tractat (Bist du befriedigt? Seregens in Bonn u. Köln. 35 S. 15 Pf.) erzählt die „Beherrschung eines hochfirdl. Obsektions in England“ (Her. W. Haslam), die ohne Fanatismus mitgetheilte innere Umwandlung eines eifrigen, aber in kirchlichen Ansichten etwas veräußerlichten Pastors zu einem Erweckungsprebiger.

Allgemeine  
Conservative Monatschrift

für  
das christliche Deutschland.

Unter dem Titel „Volksblatt für Stadt und Land“ begründet 1843.

Herausgegeben

von

Martin von Nathusius, und Dietrich von Oertzen  
Pastor in Quedlinburg. alt. Berlin.

---

1882.

Juli — December.



Leipzig.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

# Inhalt.

	Seite
Sickingen. Ein Schauspiel. Von Ludwig Kelber . . . . .	1
Der Krieg in Süd-Amerika. Von Dr. Polakowsky. II. . . . .	14
Peter Lottich. Eine biographische Skizze. Von Dr. A. Erhard. II. III. . . . .	23. 98
Berthold Auerbach. Von Otto Krauß. I. II. . . . .	34. 105
Altertum und Gegenwart. Vor Rocholl . . . . .	52
Auch ein Jubiläum. Von Dietrich v. Dergen . . . . .	56
Briefe von George Hefekiel an seine Tochter . . . . .	62. 375
Geschichtlicher Monatsbericht . . . . .	64. 147. 223. 307. 379. 458
Zeichen der Zeit . . . . .	80. 371. 463
Ein conservatives Programm. Mitgetheilt von E. R. . . . .	81
Soldaten sonst und jetzt. Von H. von Haffel. I. II. . . . .	89. 184
Ueber die altägyptische Religion. Von B. von Strauß und Torney . . . . .	116
„ „ „ „ Entgegnung von E. Pilarik in Dublin . . . . .	373
Zur „Geschichte“ der Entdeckungen der kleinen Planeten. Nach dem Holländischen bearbeitet von W. Valentiner. I. II. . . . .	122. 195
Zur Reichsbankfrage. Von Dr. Perrot . . . . .	133
Echte Musik und R. Wagner. Von R. Röhle . . . . .	137
Portisches . . . . .	145
Eine Audienz bei Leo XIII. . . . .	161
Friedrich Wilhelm Webers Dichtungen. Von S. E. Marcard . . . . .	165
Landesherrlicher Summepiskopat. Von H. B. I. II. . . . .	167. 271
Conservatismus und Philosophie. Von B. Bleiden . . . . .	193
Meliorum spero. Socialpolitische Novelle. Von Wilhelm Petersen. I. II. . . . .	203. 242
Kirchlicher Quartalbericht. Von M. v. Nathusius . . . . .	215
1862—1882 . . . . .	241
Etwas von Andersen. Von C. S. I. II. . . . .	261. 321
Aegypten. Von F. Heinrich Geffken . . . . .	278
Staatspfarrer und Mischehen . . . . .	295
Zur Innungsfrage. Von Friedrich Rüdlin. I. II. III. . . . .	301. 350. 429
Henriette von Phull. Ein Lebensbild von E. von Fernhain . . . . .	330
Darwinistisches. Von W. v. Nathusius . . . . .	357
Weltlage. Von Otto Diwisch . . . . .	366
Wählbarkeit der Bramten. Von F. Heinrich Geffken . . . . .	369
Vergangenes und Gegenwärtiges von der Ostsee. Von Otto Diwisch . . . . .	401
Ora et labora. Novelle von Wilhelm Petersen . . . . .	414
Henrich Steffens. Ein Lebens- und Charakterbild von Rudolf Kürsten . . . . .	436
Aug. Herm. Francke's Lebensbild von Dr. G. Kramer. Von R. Wiese . . . . .	444
Vom höheren Mädchenschulwesen. Von C. Weiß . . . . .	449
Janßen und die Reformation . . . . .	452
Wider die Trunksucht. Nach dem Dänischen. Von E. Sch. . . . .	456
Hinter gefrorenen Fenstern. Ein Weihnachtstraum von H. C. . . . .	462
Aus der Redaktion . . . . .	475



## Neue Schriften:

- Altenberg, v. der Schwedenhof 77.  
 Amici, de, Konstantinopel 390.  
 Arndt, E. R., Geist der Zeit 398.  
 Aus dem Hauberland 77.  
 Baur, E. R. Arndt 474.  
 — wie feiere ich den Sonntag 158.  
 Bendel, zeitgenössische Dichter 74.  
 Bernhard, die wunderbaren Vorgänge beim Tode  
 unseres Herrn Jesus Christus 393.  
 Bertin, Raj. 471.  
 Bleiden, der Real-Credit 70.  
 Bodemann, Dr. Luther's kleinerer Katechismus  
 234.  
 Böhner, populär-naturwissenschaftl. Schriften 467.  
 Borchers, unter weltlichem Scepter 388.  
 Bops, die Ehe d. Christen 233.  
 Bradel, v., Erinnerungen dreier Sommermonate  
 auf Reisen 389.  
 Brandhorst, neuer Perlenkranz 74. 473.  
 Brandt, Caroline Berthes 72.  
 Breitner, der Mönch von Mattsee 470.  
 Brosch, Geschichte d. Kirchenstaates 316.  
 Brüggel, v. der, Rußland und die Juden 230.  
 Brümmer, das Evangelium v. Christo aus dem  
 Munde unsern neueren Dichter 399.  
 Bunge, deutsche Samaritanerinnen 473.  
 Buttman, die Schicksalsidee in Schillers Braut  
 u. Messina. 74.  
 Caird u. Lutz, ab. den Rathschluß Gottes mit  
 der Menschheit 156.  
 Cassel, aus guten Stunden 155.  
 — für das Volk in Berlin 474.  
 Christoterpe, neue 400.  
 Claudius, Matthias, Auswahl aus den Werken  
 des Wandbeter Boten 73. 74.  
 Comenius, Passions-, Oster- und Himmelfahrts-  
 predigten 76.  
 Conscience, Sammlung ausgewählter Schriften  
 468.  
 Croix, de la, die große Babylon der Offenbarung  
 St. Johannis 235.  
 Curci, das neue Italien u. d. alten Jeloten 153.  
 Curtius, E., Altertum u. Gegenwart 52.  
 Deilisch, Christentum u. jüdische Presse 71.  
 Dies irae, Erinnerungen e. franzöl. Offiziers an  
 den Tag v. Sedan 464.  
 Dittmar, deutsches Leibuch 238.  
 Ebeling, Friedrich Taubmann 315.  
 Erhard, Bonifacius, der Jersidvör Id. columban.  
 Kirchentums 157.  
 Ehn, essai sur le Faust de Goethe 393.  
 Engelhardt, v., Niedersens große Reise 396.  
 Erinnerung, eine, an Dr. theol. Herrn Frdr.  
 Kohlbrügge 466.  
 Erinnerungen, heftische 72.  
 Erwin, der Adel u. seine christlich-conservat. Rege-  
 nerierung 71.  
 Fernhain, v., Bilder aus dem Alltagsleben 320.  
 Fischer, Selbstcommunion der Geistlichen 235.  
 Flach, unter der Herrsche 159.  
 Fleischmann, Reisebilder aus Spanien 389.  
 Fraglein, was sollen wir brennen? 398.  
 Franz, das Kütterli aus dem Wiesenthal 468.  
 Franz, die Weltpolitik 388.  
 Frederichs, ab. das realistische Princip der Auto-  
 rität 193.  
 Freimund, Evangel. luther. Hauskalender 474.  
 Freybe, Christoforus 399.  
 Frid, das seminarium praeeceptorum Jan den  
 Fremdschen Stiftungen in Halle 467.  
 Friedberg, Vorschläge zur technischen Durchführg.  
 der procentualen Börsensteuer 465.  
 Fries, linde Hand 397.  
 — aus der Verstreung 77.  
 Frommann, Hermann Freiherr v. Notenhau  
 390.  
 Frommel, Feldblumen 239.  
 — Herzoginle 393.  
 Gebhardt, thüringische Kirchengeschichte 156.  
 Geibel, echtes Gold wird klar im Feuer 471.  
 Genzler, Erklärung d. kleinen Katechismus Dr.  
 Luthers 238.  
 Gerod, von Jerusalem nach Rom 77.  
 Glaubrecht, der Bergschäfer 468.  
 — der Weidenasper 468.  
 — die Winkelschule 468.  
 — der Jägerner 468.  
 Gödel, der Kampf gegen Wetter u. Vagabunden-  
 tum 398.  
 Gorsall, die evangelische Kinderlehre 396.  
 Goethe, Faust drsg. K. J. Schröder 392.  
 Gausse, die seine Kirche 473.  
 Grau, der Glaube, die wahre Lebenphilosophie  
 234.  
 Greverus, am Bache 77.  
 Gundert, Imaduddin, ein bekehrter Ruhamedaner  
 158.  
 Günther, W., Clavierbegleitung zur kleinen Wis-  
 fionsharfe 474.  
 Gahn, L., zwanzig Jahre 1862—1882 389.  
 Harleß, v., Jacob Böhme u. die Aichmisten 318.  
 Harnier, K. v., Gottes Rettungswort u. dessen  
 Schwerpunkt 319.  
 Haß, Katechismus-Ausführung 76.  
 Heine, von der christlichen Wohlthätigkeit 160.  
 Herman, E. F., d. religiöse Weltstellung d. jüdi-  
 schen Volkes 230.  
 Hermann J. K. K., Thomas und Selig Blatter  
 466.  
 Hermens, d. evangelische Bekenntnis 235.

- Hochzeits-Album 320.  
 Hühne, goldene Worte 79.  
 Holden, Wilhelm Herchel 71.  
 Hothof, der russische Sultan 231.  
 Hölth, Konoba 471.  
 Hornemann, vom Zustande der Menschen kurz vor dem Tode 236.  
 Häbner, Denkmale d. lebendigen Gottes 77.  
 Jacobi, Erinnerungen an den Baron Ernst v. Kottwitz 232.  
 Jakob, Dr. Martin Luthers Katechismus 76.  
 Janßen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 72.  
 Im Hellengefängnis 79.  
 Jselin, wahre Geschichten zum Ev. Lucas 77.  
 Just, Eliza 159.  
 Kalender, der Kaiserwerther 320.  
 Kapff, Warnung eines Jugendbundes 158.  
 Kelber, üb. die dramatische Darstellung d. Lebens Jesu 395.  
 Keller, was ist von den wahren geistig lebenden Mystikern zu halten? 235.  
 Kippenberg, Betty Klein 73.  
 Klein, allgemeine Witterungskunde 397.  
 Kleinpaul, Rom in Wort u. Bild 79.  
 Klostergell, v., Ella das Judenkind 80.  
 Kögel, Wack' aus'n Stadt Jerusalem 467.  
 Kolbe, Gebetswort 160.  
 Kosak, Robbert's-Jagorow's socialökonomische Ansichten 314.  
 Kraus, F. D., Real-Encyclopädie f. christl. Altertümer 318.  
 Krummacker, Joh. Hinrich Wichern 466.  
 Küssel, zur Bektunde 76.  
 — die Kirche im Besitz der Wahrheit 235.  
 — üb. den Unterschied zwischen der liberalen und positiven Richtung der Theologie 235.  
 Kückner, deutsche Rationalliteratur 391.  
 Lang, J., aus dem Pilgerleben d. Joh. Jakob Lang 156.  
 Lehmann, Uhlhorn u. Haupt, 3 Abendpredigten 234.  
 Lehmann, N., sprachliche Sünden der Gegenwart 474.  
 Lenz, Lehrbuch der Erziehung 238.  
 Lenz, der Waldbruder 391.  
 Lettau, Johann Georg Hamann 465.  
 Levechow, v., ethische Betrachtungen 155.  
 Linte, abgefallene Werten aus Dr. K. Braune's Werten 240.  
 Luthardt, die Kirche in ihrer Bedeutung f. das öffentliche Leben 234.  
 Luther gegen Luther 233.  
 Macdonald, Tag für Tag ein Segenswort 319.  
 Malgan, v., die Offenbarung St. Johannis 155.  
 Marshall, ein Frauengebäude 469.  
 Martensen, Jakob Böhme 317.  
 Meisterwerke, histor., der Griechen u. Römer 474.  
 Menfart, drei nützliche Tractate 235.  
 Mich, allgemeine Erziehungstheorie 238.  
 Missionsharfe, große 474.  
 Monatsblatt d. ev. Lehrerbundes 160.  
 Müller, Goethe's Jähigene 306.  
 Mürtler, kurzgefaßte Geschichte Babylonien's 316.  
 Narrenseher 158.  
 Naheim, Katharina 397.  
 Niemann, G., das Vaterunser in 10 Predigten 233.  
 Niemann, G., der Herr ist nahe 156.  
 Niebert, um eine Menschenseele 77.  
 Nonne, Georg v. Frundsberg 78.  
 Oehninger, die Hevelische Confession 235.  
 Oldenberg, Joh. Hinrich Wichern 466.  
 Overbed, Geschichte der griechischen Plastik 238.  
 Parteien, die, d. deutschen Reichstages 70.  
 Pajig, Nigberia 159.  
 Paschke, durch Sturm zur Stille 397.  
 Perrot, der Fall Bontour 71.  
 Pertz, die sichtbare und die unsichtbare Welt 398.  
 Pfeleberer, amerikanische Reisebilder 315.  
 Pöhle, der Garg 390.  
 Rauned, Opfer modernen Frohndienstes 158.  
 Rebenburg, über Unionsgefinnung u. Missions-sinn 233.  
 Reichshote, deutscher. Kalender 231.  
 Reiß, das Gewissen 398.  
 Reimann, neuere Geschichte d. preuß. Staates 316.  
 Reismann, Handbillion der Tonkunst 78.  
 Renouf, Vorlesungen üb. die Religion der alten Ägypter 116.  
 Riegenbach, das Armenwesen der Reformation. 464.  
 Rohat, Grundzüge aus Gottes Wort 158.  
 Rohnert, Kirche, Kirchen u. Sekten 319.  
 Rothenburg, v., die Rähterin von Stettin 159.  
 Schad, Graf v., die Plejaden 469.  
 Scheele, v., theologische Symbolik 75.  
 Schmeling, evangel. Gottesdienst-Erklärung 234.  
 Schmidt, K., jus primae noctis 154.  
 Schnabel, Geschichte d. Reichs Gottes 76.  
 Schneider, F. G., Missionsarbeit der Brüder-gemeinde in Australien 155.  
 Scheller, Nöcken und Roja 397.  
 — d. Pfarrers Töchterlein 397.  
 Schratenthal, die Pflegerinnen der nordisch-germanischen Wittererlage 399.  
 Schröter, Ratgeber f. Auswanderer 158.  
 Schulenburg, v., wendisches Volkstum 316.  
 Schüler, deutscher Volkspiegel 469.  
 Schulp, F., Predigten 234.  
 Schwabacher, v., Denkschrift üb. d. Unruhen in Rußland 231.  
 Schweiger, Verchenfeld, v., Griechenland 474.  
 Seidel, der biblische Geschichtsunterricht 238.  
 Seuchon, die Lehre d. Christentums 76.  
 Spurgeon, die Bibel u. die Zeitung 240.  
 — ezrentische Prediger 240.  
 Souri, e. Landausenthal v. Onkel Titus 77.  
 Stadelberg, v., Otto Magnus v. Stadelberg 154.  
 Stangen, Neapten 399.  
 Steinhäusen, Herzenberleicherungen e. einj. Kunstfreundes 473.  
 — Trmela 79.  
 Strauß u. Torneß, v., der Gesangbuchsentrwurf f. die Landeskirche d. König. Sachsen 235.  
 Stursberg, die Sagabundenfrage 79.  
 Summarien, die, Württembergers 76.  
 Süskind, Passionschule 155.  
 Thieremin, von der Weisheit Christi 155.  
 Thomas a Kempis, die Nachfolge Christi hrsg. v. Ebert 400.  
 Thumm, Charakterbilder aus dem christl. Volk 396.  
 — glückliche Heimkehr aus langer Irre 397.  
 Uhlhorn, die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche 393.

- Mehlinger, die Freimaurerei 398.  
 Mhlmann, Kulturkampf-Romanen 468.  
 Unsterblichkeitsfrage, die, im Licht d. Ra-  
 teralismus 75.  
 Niedebrant, Blide ins Reich der Erlösung 155.  
 Nadermager, E. Temperament u. Erziehung 238.  
 Nadermager, Fh., deutsches Leiebuch 320.  
 Nagner-Groben, d. Jünglingsleben im Lichte  
 d. Evangeliums 234.  
 Nahrnann, Babyloniertum, Judentum u. Chri-  
 stentum 231.  
 Nalder, Handbuch der Nationalökonomie 152.  
 Narned, die Notwendigkeit e. socialpolit. Propä-  
 dentil 229.  
 Was ist Magnetismus? 398.  
 Was mir meu Klachtschlein erzählt 396.  
 Weber, F. W., Dreieckshinden 165.  
 Werder, v., Bienden 467.  
 — an der Walde 467.  
 Weyler, Johannes Fall 391.  
 Wichmann, die Poesie der Sinnenprache und  
 Teuilen 469.  
 Wie ich zum Frieden kam 159.  
 Wiederseim, Kanaba 390.  
 Wiese, von Lebensidealen 473.  
 Willenradt, v., der letzte Wendentönig 470.  
 Willmann, Diakritik als Bildungslehre 394.  
 Winter, F. J., Studien zur Geschichte d. christl.  
 Ethik 319.  
 Witt, die biblischen Geschichten 76.  
 Wohin hat der Liberalismus den Bauernstand  
 geführt? 231.  
 Wulfschlagel, mancherlei Wege 239.  
 Zahn, meine Jugendzeit 73.  
 Zart, Zeitsaben f. den Religions-Unterricht 396.  
 Zeitfragen d. christl. Volksebens 396.  
 Zeiträume, die, d. Entfaltungen d. göttlichen  
 Heilserates 234.  
 Zeller, Einführung biblischer Hausandachten 158.  
 Zeller, Rutter, in Benggen 391.  
 Zeschwitz, v., Lehrbuch der Pädagogik 236.  
 — Luthers Keiner Katechismus 76.  
 Zimmer, die deutsch-evangelischen Kirchengesang-  
 vereine der Gegenwart 399.  
 Zislaß, Luther auf der Koburg 465.

# Siddingen.

Ein Schauspiel.

Von Ludwig Helber.

Was von den mittelalterlichen Mysterien auf uns gekommen ist, bis herab auf das Oberammergauer Passionspiel, das ist auf christlicher Grundlage zwar aufgebaut, aber in katholischem und nicht protestantischem Sinn ausgeführt, wie von selbst einleuchtet, und trägt auch nicht den Stempel einer durchgebildeten Kunst auf der Stirne. Es ist eine ungesunde Verquickung gottesdienstlicher Feier und theatralischer Aufführung, welche keine von beiden zu ihrem vollen Rechte und zu einer befriedigenden Lösung der vorschwebenden Aufgabe kommen läßt. In der Zeit der Reformation sank diese Zwitterdichtung bei beiden mit einander streitenden Parteien zur polemischen Tendenzdichtung herab, und eine Nachblüte im protestantischen Lager litt unter dem niederdrückenden Uebel speißbürgerlicher und schulmeisterlicher Nüchternheit. Eine wirklich dichterische Wiedergeburt feierte die dem Gebiete christlicher Stoffe oder Motive gewidmete dramatische Dichtung in den Autos sacramentales jener spanischen Dichtergenien eines Lope de Vega und Calderon und ihrer nicht ganz unebenbürtigen Vorläufer. Aber hier ist es wieder der katholische und nicht der protestantische Geist, der in dramatischen Dichtungen anblühte, die doch auch in Anbetracht der Form weder mehr auf antik classischem Boden, noch schon auf dem Höhepunkt der individualisierenden Charakterzeichnung des größten dramatischen Genies der Neuzeit standen. Shakespeare hat allerdings seine großen dramatischen Schöpfungen im allgemeinen auf der Grundlage christlich protestantischer Lebensanschauung aufgebaut. Ueber dem Getriebe menschlicher Freiheitskräfte und Leidenschaften waltet verborgen und doch durchgreifend die göttliche Vorsehung; der antike Fatalismus ist überwunden. Auch ist der tragische Conflict nicht mehr in scheinbar widersprechenden Pflichten, welche im letzten Grund auf einen metaphysischen Dualismus zurückweisen, vorhanden, noch durch einen bloßen Mangel von Mäßigung, sondern durch eine tiefere Auffassung der Sünde, welche an dem dermaligen Zustand der menschlichen Gattung haftet und in den einzelnen Individuen bald als mehr oder weniger durch religiös sittliche Kraft überwundene, bald als kaum davon berührte erscheint, begründet und in Bewegung gesetzt. Aber das ist, wenn auch im edelsten Sinn, eine profane Dramatik, wie sie freilich auf dem von der Kirche einmal emancipierten modernen Theater auch nach meinem Dafürhalten in der Regel für alle Zeit maßgebend sein und bleiben wird. Französische Dramatiker haben dann ihre pedantische Nachahmung der antiken Tragödie in zopfmaßiger Manier auch biblischen Sujets und christlichen Motiven zugewandt. Und unser Hans Sachs versuchte wieder in seiner Komödie von den ungleichen Kindern Eva das geistliche Spiel des Mittelalters in das protestantische

Bewußtsein einzuführen, wie Hase \*) sagt; aber auch hier ist keine dramatische Kunst, sondern wie in dem Fastnachtspiel: „Wie St. Peter sich lekt mit seinen Freunden“ nur ein jeder dramatischen Motivierung, Handlung und Charakteristik entbehrender Dialog im untergeordneten Stil der Parodie. Lessing zwar schenkte uns in seinem Nathan ein Drama von wirklichem Kunstwert und auch im protestantischen Geiste, aber als der von Tendenz nicht freie Grundgedanke geht durch dasselbe eine humanitäre Toleranz, welcher das Christentum mehr bedürftig als fähig wäre. Was endlich unsere beiden größten Dichtergenien an dramatischen Werken hervorbrachten, steht zwar formell auf dem Höhepunkt classischer Vollendung, aber es ist eben auch Profanbildung, an ächt christlich protestantischem Gedankengehalt übrigens hinter Shakespeares Schöpfungen zurückstehend.

Wenn ich an anderer Stelle die heilige Tragödie des Christentums selbst, d. h. die dramatische Darstellung des Lebens Jesu im protestantischen Geiste und auf der Höhe der dramatischen Kunst vertrat, so deutete ich zugleich eine dramaturgische Geseßgebung an, wie sie dieses in seiner Art einzige Material erreicht, verzichtete darauf, daß eine solche heilige Tragödie jemals ein gewöhnliches Repertoiretheaterstück werden könnte, und nahm hierfür vielmehr eventuell, falls nämlich wieder eine mehr christlich gerichtete Zeit zurückkehren würde, christlich nationale Festfeiern in Aussicht, entsprechend den antiken Festspielen, welche die dramatisirte heidnische Weltanschauung des hellenischen Volks zur theatralischen Aufführung brachten. Eine mehr secundäre Abzweigung davon wäre eine dramatische Darstellung anderweitiger biblischer Geschichten zweiten Ranges im protestantischen Geist und in wirklich künstlerischer Form. Doch gebe ich nachstehend einige dramaturgische Andeutungen nur über die Darstellung solcher Vorwürfe, welche, ohne gerade biblische zu sein, doch auf der Grundlage speciell evangelischer Weltanschauung darzustellen wären.

Es leuchtet ein, daß hierher vor allem \*\*) die Dramatisierung der heroischen Entstehungsgeschichte der Kirche der Reformation und der sie bewegenden Ideen und Principien gehört, und zwar nicht wieder in ungenügender Kunstform und einseitig polemischer Tendenz, sondern mit allen Mitteln einer durchgearbeiteten dramatischen Kunst und auf dem Standpunkte jener hohen Unparteilichkeit, welche, ob auch im protestantischen Geist, ja gerade durch dessen objective Unbefangeneheit beiden streitenden Gegenständen ihr relativ gleichliches Recht widerfahren läßt. Auch eine derartige theatralische Aufführung könnte indeß nicht, wie die profane, in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren, da sie die Empfänglichkeit einer besondern Feststimmung voraussetzt. Es steht aber nahe bevor das Jubeljahr der Geburt Luthers. Werden die deutschen Theater bei dieser Gelegenheit wieder, wie früher bei ähnlicher Veranlassung, jene Karikatur des Helden der Reformation vorführen, welche Zacharias Werner in seiner „Weibe der Kraft“ gezeichnet hat? Ich möchte überhaupt widerraten, Luther auf die Bühne zu bringen. Denn welche Stadt, die eine anständige Schaubühne besitzt, wäre heutzutage nicht paritätisch? Man wird aber an der theatralischen Vorführung einer vor- und mitwirkenden Persönlichkeit zweiten Ranges auch im feindlichen Lager geringeren Anstoß nehmen, als gerade an dem durchschlagenden Genius und Helden der Reformation. Sodann aber ist Luther als siegreicher Heros einer neuen Epoche kein dramatischer, wenigstens kein tragischer \*\*\*) Held, wie ihn ein sich selbst mißverehender Ultraprotestantismus wiederholt genannt hat, sondern vielmehr ein epischer. Die unterliegenden Vor- und Mittämpfer der Reformation, das sind die tragischen Helden, die ich im Sinne habe, ein Savonarola und Huz, ein Zwingli, Gutten und Eidingen.

Man will in der Regel nur weltliche, zugleich von der Weltgeschichte möglichst

\*) Das geistliche Schauspiel S. 283.

\*\*) In zweiter Linie gehört hierher eine dramatische Ausföhrung sittlicher Ideen, z. B. der Ede im christlich protestantischen Sinn, ob auch mit Benutzung eines profanengeschichtlichen Stoffes.

\*\*\*) Daß Luther, der den Absolutismus Roms niederwarf, sich später gezwungen gesehen habe, an die papieren Autorität der Bibel sich anzuklammern und in seiner eigenen Kirche ein gemeinbedrückendes Regament anzurichten, das soll die Tragik seines Lebens sein.

abgewandte Charaktere als tragische Helden gelten lassen. Nun ist es eine allgemein gültige dramaturgische Forderung, daß die Handlung des ernstesten Dramas, zumal der Tragödie, wichtig und groß sei. Als Träger einer solchen Handlung aber sind nur bedeutende Charaktere entsprechend. Und das sind doch vor allem weltgeschichtliche Charaktere, welche die Kraft besitzen, neue Ideen und Principien zur Geltung zu bringen, oder doch den Mut, einen derartigen Versuch zu wagen. Und eine solche tragische Handlung wird stets auch Gelegenheit darbieten, einen bedeutenden Ideegehalt darin niederzulegen.

Aber freilich unsere Dramaturgen fordern eine ungebrochene Leidenschaft, ein stürmisch dahinschreitendes Pathos des tragischen Helden. Ein mit großen, weltgeschichtlichen Ideen erfüllter Geist scheint jedoch hierzu nicht besonders angethan zu sein, da Geisteskultur, wenn sie auch sittliche Läuterung des Willens nicht notwendig im Gefolge hat, doch nicht ohne Brechung der ungestümen Naturkraft vor sich zu gehen pflegt. Ein durch religiöse Ueberzeugung und Gesinnung temperierter Charakter vollends wird nur eines in sich gehaltenen, maßvollen Pathos fähig sein. Aber wenn dieses auch nicht zügellos dahinjährt, es ist doch der Keim jener heroischen Kraft, welche nicht den eigenen, selbstsüchtigen Willen, sondern einen Gottesgedanken durchzuführen sich berufen fühlt, der ihm durch höhere Eingebung und durch die widerstrebende geschichtliche Situation nahegelegt ist. Hiermit ist auch die Möglichkeit eines tragischen Konfliktes gegeben. Es giebt indeß keine mehr in die Tiefe gehende und zugleich universell gerichtete Collision, als diejenige, deren Träger einer reagierenden Welt gegenüber eine neue Epoche des religiösen Lebens und der kirchengeschichtlichen Entwicklung durchzuführen oder anzubahnen den drangvollen Versuch in sich trägt.

Die ungebrochene Leidenschaft scheint es nicht, sich mit verbrecherischer Schuld zu beslecken, ja sie befindet sich darin, ehe sie sich versteht. Da läßt sich unleugbar ein interessantes psychologisches Schauspiel abwickeln. Indesß es giebt auch einen vertieften Schuld begriff, unter welchen insbesondere relativ zurückgedrängte Temperamentsfehler, seien es in irgend einer Weise noch selbstsüchtige Neigungen oder nicht völlig beherrschte Aufwallungen, fallen, indem sie wie das ganze Leben des tragischen Helden unter den absoluten Gesichtspunkt des göttlichen Richters gestellt werden. Und solcher Schuld sind auch kirchengeschichtliche Helden trotz relativ religiöser sittlicher Bewahrung noch fähig.

Erschütternder mag sein die mit Naturgewalt unaufhaltbar hereinbrechende Katastrophe der nicht temperierten, mit frevelhafter Schuld beladenen Leidenschaft. Aber auch das religiös sittliche Pathos, welches für Gottes Reich kämpft, vermag den von Schuld nicht völlig befreiten Helden zu gerechter Katastrophe zu führen. Indesß wird hier mehr als anderswo, neben und hinter dem äußerlichen, empirischen Untergang die innere Läuterung und der ideale Sieg stehen, da ja das Leben eines solchen kirchengeschichtlichen Helden von Anfang an im Dienste des Ideals kirchengeschichtlicher Entwicklung, welchem der schließliche Sieg nicht fehlen kann, stand, und da dieser Dienst ohne sittliche Läuterung nicht begonnen, geschweige bis zum opfermutigen Märtyrium fortgeführt werden kann.

Doch nicht nur theoretische Andeutungen über den Aufbau der von uns in Aussicht genommenen Tragödiendichtung wollen wir geben; diese dramaturgischen Winke sollen vielmehr als Einleitung zu einer bereits vollzogenen dramatischen Ausführung dienen. Wir haben uns Franz von Sickingen als zum Vorwurfe einer derartigen Tragödiendichtung genommen und den Helden derselben als einen der hervorragenden politischen Vorkämpfer der Reformation dargestellt, wodurch wir Gelegenheit erhielten, diese große, weltgeschichtliche Epoche zum Hintergrund der tragischen Handlung zu machen und so auch die dieselbe bewegenden Ideen und Principien zur Ausprache zu bringen. Da wir indeß hier nur Bruchstücke aus dem fünften Act dieser Tragödie zum Abdruck bringen können, so ist es unsere weitere Aufgabe, den Leser durch eine kurze Inhaltsangabe der ersten vier Acte über den Aufbau und Gang der Handlung sowie über die dieselben tragenden Personen zu orientieren.

Der erste Act spielt auf der Freieung der Ebernburg. Hier sind neue Gesetze aufgestellt, und durch ein kurzes Gespräch des Geschwärmmeisters Hans Otterstädt

mit zwei Geschüßknechten im ersten Auftritt ist die kriegerische Richtung der tragischen Handlung angedeutet („einleitender Accord“). Hierauf schließt sich zunächst in fünf weiteren Auftritten die Exposition. Ambrosius, ein das Lußbefriedigende seines Standes abneuernd Mönch, und zwei fahrende Schüler, zugleich zur Färbung des Kostüms des Zeitalters beitragend, erfahren die Freigebigkeit der Burg und des Kellermeisters Fris Toß und durch ihre Gespräche empfangen wir bereits Andeutungen über die hervorragende Macht und menschenfreundliche Gesinnung des Burgherrn. Dazu gesellen sich zwei Bürger aus dem Städtchen Ebernburg, welche zur Besichtigung der neuen Geschüße gekommen waren, bei einem Schoppen Wein den aus fremden Landen heimgekehrten fahrenden Schülern die Vorgesichte Sidingens und seines Hauses erzählen und die Charakteristik des Helben vorbereiten, wozu der Kellermeister ergänzende Beiträge liefert. Die Wormser Fehde sowie diejenige gegen Metz und gegen Anton, den Herzog von Lothringen, zeigen uns Franz von Sidingen als siegreichen Kriegsherrn und Beschützer des unterdrückten Rechts. Dann hat er zur Wahl des deutschen Kaisers Carl V. in entscheidender Weise mitgewirkt und war zum kaiserlichen Kämmerer, Rat und Feldhauptmann ernannt worden. In seinen jüngeren Jahren war er von auffahrendem Jähzorn nicht frei gewesen, aber schon der frühe Tod seiner edeln Gemahlin Hedwig geb. von Hershheim hatte ihn mild gestimmt. Deren Stelle im Hause und an den Rindern vertritt nun Sidingens Schwester Frau Magdalena, verwitwete von Braunsberg. In der Burg waltet ernste Disciplin, und selbst der rohe Landsknecht wird zahm unter des Feldherrn strengen Befehl und Walten. Im siebenten Auftritt erscheint mit seinem Geheimsecretär Balthasar Elör, einem ruhigen, klaren Politiker, der Held selbst, und wir lernen ihn weiter als vorstehenden Kriegsherrn kennen, der schon im Frieden für volle Raffen und Waffensäle sorgt. Und nun, nachdem wir auch noch von Bittschriften armer Leute erfuhren, die Sidingen selbst als ein liebes Geschäft zu bescheiden pflegte, und von Schenkungen an seine Klaus Trumbach, folgt der Uebergang zu dem erregenden Momente. Unter den Einläufen des Tages nämlich erwähnt der Geheimsecretär, daß zwei Trier'sche Bürger, Jacob von Kreuz und sein Schwiegersohn Richard von Sennheim, welche in Gefangenschaft Hildens von Vorch und Gerhard Börners geraten waren, um Bürgschaft seines Herrn flehen, um dann, der Haft entledigt, Lösegeld zu schaffen. Der achte Auftritt bringt das erregende Moment der tragischen Handlung selbst. Mathilde von der Söternau, die mit dem Kurfürsten und Erzbischof Richard von Greiffenklau zu Trier im geheimen Liebesbunde gelebt hatte, erscheint mit ihrer und seiner Tochter Agnes, beide in gekränktem Stolz entflohen, weil erstere nicht neben einer jungen Nebenbuhlerin Cordula, der Tochter jenes Jacob von Kreuz und Schwester des behufs ihrer Gewinnung neu ernannten Weibbischofs Clemens, ihre Tage fristen wollte. Sie kommen, beide in tiefes Elend versunken, die Mutter für ihr Kind im Ausnahme, die Tochter für die erkrankte Mutter um ein Lager stehend. Franz gewährt beides und dazu der Mutter den Trost, daß er Richards Frevelthat zu rächen bereit sei. Als Anknüpfungspunkt hierzu bietet sich dar, jedoch vorerst noch in unbestimmter Ferne, die nachgesuchte Bürgschaft für jene Trierer Bürger, welche sofort angenommen wird, obwohl die Erledigung der Angelegenheit vorher als reiflicher Ueberlegung bedürftig auf den folgenden Tag verschoben war. Endlich der neunte Auftritt bringt noch des Kurfürsten principielle Gegnerchaft Sidingen gegenüber und des letzteren erneuten Entschluß, jenes Frevelthat zu bestrafen, zur Aussprache.

Der zweite Act zerfällt in zwei Scenen. Die erste führt das Gegenpiel ein und verläuft auf demselben Jagdschloß bei Trier, welches früher Mathilde von Söternau mit ihrer Tochter bewohnte. Einleitend spricht Richard in einem Monolog eine wehmüthige Erinnerung an die Entflohenen aus und knüpft an die Erwähnung ihres stolzen Troges Reflexionen über die wachsende Unbotmäßigkeit des Zeitalters. Dann folgt ein Auftritt mit Cordula, welche, obwohl sie fühlt, daß ihr Verbleiben gegen der heimgegangenen Mutter Willen verstoße, dennoch an der Seite des Kurfürsten ausharrt und, ein Spiegelbild damaliger katholisch äußerlicher Frömmigkeit, sich über ihre tägliche Verschuldung durch tägliches Gebet vor dem Muttergottesbild der nahen Waldkapelle hinweg-

zusehen gedenkt. Im dritten Auftritt hat Richard eine Unterredung mit seinem diplomatischen Generalvicar Jacob von Stahl und mit dem weitherzigen Feldhauptmann Werslach von Hsenburg. Hier wird das Autoritätsprincip der römischen Kirche und zugleich Richards entschiedener Charakter und klarer Blick zur Darstellung gebracht. Der Generalvicar mahnt zur Abwehr der Lutherensche; der Feldhauptmann, obwohl ein guter Katholik, ist nicht ohne Sympathie für Luthers Heldentum und damit gepaarte Besonnenheit. Der Kurfürst entscheidet sich für radicale Ausmerzung des Unkrautes durch rücksichtslose Durchführung des Wormser Edicts. Hierauf genehmigt er Hsenburgs Vorschläge für eilige Befestigung der Stadt Trier und beauftragt Stahl, das heimlich abgeschlossene Bündnis mit Kurpfalz und Hessen sorglich aufrecht zu erhalten. In einem vierten Auftritt versucht der Weihbischof Clemens, den Erzbischof zur Entbindung seines Vaters und Schwagers vom Eide bezüglich der Rückzahlung jener Bürgschaftssumme zu verleiten. Indes Richard weist dieses Ansuchen entschieden zurück und erklärt sich bereit, für die Zahlung einzutreten, bis Clemens als Bürgen den Ebernburger Ritter nennt. Da geht ihm sofort die Ahnung auf, sein alter Gegner suche Gelegenheit, ihn zu beschaden, und er verbietet nun die Rückzahlung des Lösegeldes. — Die zweite Scene mit ihren neun Auftritten ist wieder auf die Ebernburg verlegt, enthält ein ausgeführtes Situationsbild des dortigen Familienlebens und bringt zugleich die bisherige Teilnahme des Hauses Sidingen an dem Gange der Reformation zur Anschauung. Die jüngsten Kinder Magda und Frau Conrad entfernen sich aus einer Ritterstube, erst jene mit der Puppe auf der Tante und Kathin Geheiß, um des letzteren Unterweisung durch Aquila nicht zu hören, dann dieser, der Unterrichtsstunde nach deren Schluß vergnügt entlaufend. Otilie, die ältere Tochter Sidingens und ihr Vetter Wilhelm von Gemmingen, die sich gegenseitig neden und lieben, legen nun, um zugleich den in die Familie eingebrungenen Humanismus des Zeitalters anzudeuten, eine Streitfrage, ob nämlich die Griechen oder Römer classischer seien, dem humanistischen Doctor Aquila zur Entscheidung vor. Hierauf tritt Schweikard von Sidingen auf und neckt die Schwester und den Vetter, dann, von Frau Magdalena eingeführt, auch Agnes von Eßternau, die nach dem inzwischen erfolgten Tode der Mutter heute zum ersten Male im Kreis der Familie erscheint. Während nun Wilhelm und Otilie die Wandgemälde, frühere Altarbilder der Herrschaft Sidingen, mit einander betrachten, nähern sich auch Schweikard und Agnes. Zur Abendmahlzeit kommen als Gäste reformatorische Theologen: Decolaupadius, Bucer und Schwebel. Mit Aquila kommt auch der greise Schloßkaplan Merzheimer, zuletzt, sie alle begrüßend, mit Elör, der Burgherr. Das Tischgespräch verbreitet sich über die positiven Principien und Ideen der Reformation: Wort Gottes, Rechtfertigung aus dem Glauben, unsichtbare Kirche. Merzheimer jedoch und im Anschluß an ihn auch Elör heben ergänzend die Wichtigkeit des kirchlichen Autes und der Disciplin, gute Ordnung und sichern Rechtsgang hervor.

Aus dem Einleitungsmonolog des dritten Actes erfahren wir, daß Schweikard und Agnes wachsendes Wohlgefallen an einander gefunden haben und Brautpaar geworden sind. Damit ist die Stellung Sidingens zum Kurfürsten von Trier in ein neues Stadium getreten und die Fehde gewissermaßen zur Ehrenpflicht seines Hauses geworden. Der Act verläuft auf der Ebernburg und steigert die tragische Handlung zum Höhepunkt. Für vorgestreckte 40,000 Goldgulden hat der Kaiser gegen Faustpfänder un Stundung bei Sidingen nachgesucht, aber dieser fühlt es dem kaiserlichen Schreiben an, daß sich die frühere Wärme in glatte Kälte wandelte. In edlem Stolz jedoch bringt er jenes Geld bei Ueberlegung der Mittel für die neue Fehde nicht in Anschlag. Dann sucht er nach einem stichhaltigen Grund derselben, und es kommt ihm die früher nur dunkle, fast vergessene Ahnung wieder in den Sinn, daß Trier die Zahlung der Bürgschaftssumme weigern könnte. Welch ein Grund der Fehde! Aber auch ein weiterer Ausfall der dazu nötigen Geldmittel. Die noch nicht reife Sache giebt zu denken.

Zum Frühstück kommen Hartmuth von Kronberg und Ulrich von Gutten. Die Sache Luthers wird besprochen. Hartmuth schildert mit der Innigkeit eines tief davon Ergriffenen die Schäden der Kirche, des Oberhirten wie der Unterhirten. Sidingen



allein noch tange, das Kriegerheer Christi anzuführen. Er möge sich doch der heiligen Sache annehmen! Dieser entgegnet, in Gottes treuen Händen liege der Kirche Heil, und er weigere nicht seinen Dienst, falls er von ihm als Werkzeug gebraucht werden wolle. Aber nach Hartnuths Weggang taucht wieder die Frage auf, wie jenem Feinde, der wie ein Geisterheer unverwundbar sei, beizukommen wäre. Da nimmt Ulrich von Hutten das Wort und schildert mit glühender Beredsamkeit die Not des Vaterlandes, das von Rom aus getäuscht und beraubt werde. Schon gehe ein tödtlicher Riß durch des deutschen Volkes Leib. Darum fortgestäubt sei das Römianthum von deutscher Erde! Franz allein sei der rettende Held. Dieser antwortet immer noch zögernd, weil schließlich doch eine Geistesmacht nur durch die Macht des Geistes zu besiegen sei. Als aber Elör meldet, der Kurfürst von Trier habe verboten, die vorgehoffene Bürgschaftssumme zurückzahlen, giebt er nach. Und nun ist der Punkt gefunden, an welchem mit Waffengewalt eingesezt werden soll. Nachdem der Held durch Kronberg für Rettung der Kirche, durch Hutten für die des Vaterlandes gewonnen, durch die scharfe Polemik jener gegen die beiderseitigen Feinde entbrannt und mit den Ideen und Principien der Reformation sowohl nach ihrer politischen als religiösen Seite ganz erfüllt ist, wird ihm Gelegenheit gegeben, die allgemeine Sache mit der eigenen bereits geplanten Fehde zu verbinden, welche ihrerseits eben in ein drittes Stadium eintrat, indem zu den beiden früheren Motiven der Beschädigung der Unschuld und der Ehrenrettung des eigenen Hauses nun noch als drittes die Rache für Vorenthaltung einer auf Treue und Glauben vorgehoffenen Geldsumme hinzukam. Man verhandelt nun nur noch über die Art der Ausführung und über das Verhalten im Fall des Gelingens. Kronberg nimmt an, „der heilige Krieg“ werde gegen die drei geistlichen Kurfürsten von Trier, Köln und Mainz sich richten. Allein Hutten weiß, Albrecht von Kurmainz sei selbst der Reformation geneigt und für den Bund zu gewinnen. Kronberg empfiehlt nun das Erzbistum von Köln an Luther als Primas der deutschen Kirche zu vergeben, während Hutten den Kurfürst von Trier seinem Sidingen zuspricht, welcher zwar erklärt, nicht das Seinige zu suchen, aber im Falle des Gelingens doch die Macht nicht aus der Hand zu geben, durch welche die neue Ordnung der Dinge zu erhalten sei. Elör mahnt zur Vorsicht, aber vergeblich. Ihm wird der Auftrag, Geld zu schaffen und Truppen werden zu lassen. In einem Schlussmonolog legt Sidingen sich selbst die Frage vor, ob nicht die ehrgeizige Herrschgier früherer Jahre und der Kurfürst von Trier an seinen Entschlüssen weitlichen Anteil habe. Aber er drängt die Gesüste dieser Art zurück.

Der vierte Act bringt in fünf Scenen den Beginn der abfallenden Handlung. Die beiden ersten spielen auf der Ebernburg. Erst warnt der Schloßkaplan Merzheimer seinen gnädigen Herrn ehrerbietig vor einem Unternehmen, zu welchem doch vielleicht Versuchungsmächte, wie sie auch Fromme locken, und angetrieben hätten. Er habe, entgegnet Sidingen, ehrgeizige Träume angeträumt, zurückgeschlagen. Dann meldet Kronberg, Luther habe seine Mitwirkung abgelehnt. Weiter erfahren wir den Kriegsplan. Der Bastard von Sombress soll 500 Reiter als Vorhut über die Mosel führen und nördlich von Trier jeden Zug abhalten. Von Straßburg ziehen 2000 Reiter an der Saar hinab, um im Süden von Trier diese Stadt in Schach zu halten. Sidingen selbst will St. Wendel im Sturm nehmen. Hilken von Lorach fährt die Nachhut. Vor Trier kommt die ganze Macht zusammen, die schon bestehende und die im Werden noch begriffene. Da erscheint der kaiserliche Rat Lamparter mit zwei Assessoren des Reichstammergerichts und verbietet im Namen des Reicheregiments den Feldzug gegen Trier. Sidingen jedoch fährt zornig auf, er lasse diesen Krieg sich nicht verbieten, über dessen Berechtigung seine Freunde mit Karthausen entscheiden würden; zugleich deutet er an, es thäte not, eine neue, bessere Ordnung der Dinge zu gründen. Nach dem Abgang der Reichsdeputation spricht er noch den Seinigen Mut zu. — Die dritte Scene spielt im Lager von St. Wendel und giebt uns ein Bild des damaligen Kriegsvolks und seiner Begeisterung für den siegreichen Sidingen. — Die vierte Scene spielt sich im Palast des Kurfürsten von Trier ab. Sombress hat sich durch eine Trier'sche Reiterkath von dem ihm angewiesenen Posten weglocken lassen. Infolge dessen konnte Richard den Landsturm

feines Stifts sowie des Adels Kern und Blüte samt kölnischen Reitern in die wohlbesetzte Stadt ziehen, die er, eine Feldschlacht bis zum Zugzug seiner Verbündeten klug vermeidend, standhaft zu verteidigen gedenkt. Mit seinem Volke durch altväterlichen Glauben geeinigt, hält er sich dem, wie er meint, ehrgeizig nach seinem Purpur strebenden Gegner mit seinen Söldnern um so mehr gewachsen. Bezüglich des Kurfürsten von Mainz, der diesen heimlich unterstützte, kommt Richard auf den Gedanken, ob er vielleicht die Erzbischöflichen Mainz und Trier in seiner Hand vereinigen, seinem Verbündeten aber Kur-Trier als ein weltliches Fürstentum ausliefern wolle. Nun tritt von Stahl mit der Botschaft auf von dem mit Hessen und Kurpfalz neu abgeschlossenen Bündnisse. Auch erfahren wir, der Herzog von Cleve wie der Kurfürst von Köln hätten den in ihren Ländern für Sickingen angeworbenen Reitern zu reiten verboten, und der Landgraf Philipp habe bereits eine Truppe vorausgeschickt, um die von Nidel von Wintwitz herbeizuführende Reiterschar aufzuhalten. Erhöhter Mut Richards. Doch nun bringt sein Feldhauptmann die Nachricht von der Besetzung der Moselbrücke und der Eroberung St. Wendels durch den Feind und bezeichnet als unumgängliche Bedingung für die Haltung der Stadt die Einäscherung des nahegelegenen Klosters Marimin. Der Kurfürst ist zu jedem, auch zu diesem Opfer bereit. Doch in einem folgenden kurzen Monolog verrät er uns, daß ihm das mit reichen Privilegien ausgestattete Kloster längst ein Dorn im Auge war, sodas ihm sein Untergang zur Sicherung Triers nur um so erwünschter ist. Der Weihbischof Clemens bittet sodann um die Erlaubnis, durch Bittgänge der Bruderschaften den Segen des Himmels auf des Gefalteten Haupt und seine heilige Trier herabrufen zu dürfen. Er möge das immerhin thun mit Weibern, Greisen, Krüppeln und Mönchen, giebt der Kurfürst zurück; zugleich aber warnt er jenen streng, Verrat zu üben an der Vaterstadt. Der Weihbischof indes gedenkt, sich die Hand für jeden Fall frei zu erhalten, vorläufig keine öffentliche Action gegen Richard zu unternehmen, aber, falls Franz siege, der nur ein weltliches Fürstentum an sich reißen könne, für sich, da Richard dann fallen würde, das Erzbistum in Aussicht zu nehmen. — In der fünften Scene finden wir Sickingen in seinem Zelt auf dem Marsberg bei Trier. Erfolglos wurde die Stadt fünfmal bestürmt. Hilchen erscheint und meldet, der Pulvervorrath sei fast aufgebraucht, und dann noch einander alle die Hiobsposten für Franz, die wir bereits als günstige Aussichten für Richard kennen lernten. Besonders schmerzlich für jenen ist die nunmehrige Gegnerschaft des Kurfürsten von der Pfalz, dem er selbst gute Dienste erzeigt, für dessen Haus sein Vater das Leben verloren hatte. Doch will er, der bereits um neue Tonnen Pulver gesandt hat, sobald dies gelang, Trier noch einmal stürmen, und ist entschlossen, die Stadt um jeden Preis zu nehmen. Da kommt ein Eilbote mit der Meldung, ein vereinigt kurpfälzisches und hessisches Heer strecke seine Vorhut bereits in die Nähe seiner Aufstellungen. Sofort läßt Sickingen zum Rückzuge blasen, um durch das Gebirge vor der Uebermacht zu entweichen.

## V. Act \*).

### Auf Landstuhl.

#### I. Scene. (Ritterstube).

##### 1. Auftritt.

Franz von Sickingen (allein, in trüber Stimmung).

Ein winterlicher Sturm schon vor der Zeit!  
Schneeflocken, abgelöst von Hagelschauern —

\* Aus verschiedenen Gründen und um aus den Bruchstücken, die wir mit Rücksicht auf unseren beschränkten Raum nur geben können, möglichst ein Ganzes zu machen, haben wir uns erhebliche Aenderungen gestatten müssen. Der Dichter wird ja bei ed. Drucklegung des ganzen Schauspiels seinen Text in integrum restituieren können. F. Red.

Das prasselt an den Fenstern; von der Wut  
Des Winds gepeitscht, versucht's mit lautem Anprall  
Sein heulend Schelten wild zu überschreien.

(durch ein Fenster blickend)

Ein weißes Linnen deckt der dunkeln Erde  
Entseelten Leib. Des Lebens warmer Keim  
Erstarrte; seine bunten Farben schwinden  
In dieses tote Einerlei.

Vergeh'n und Werden,

Werden, vergeh'n —

Das ist's was uns erscheint.

Doch tief im Busen innen

Regt sich ein Leben, das der Frost nicht tötet,

Durch Nacht und Tod zum Himmelslicht empor.

## 2. Auftritt. Magdalena v. Braunsberg (eintretend)

Kranz, guten Morgen! O wie freut es mich,  
Daß du, vom Sturm im Zimmer wohl geborgen  
Dir endlich einen Ruhetag vergönn'st.

Sid.: (seufzend) Von Ruhetag ist nicht die Rede, Schwester —  
Von Ruhe nicht — bis wir — im Grabe ruhn.

So lang wir atmen gilt es auch zu wirken,  
Und erst der letzte Hauch befreit den Müden  
Von seiner Arbeit, von dem schweren Tagwerk.  
Wohl dem, der dann im Frieden ruhen darf!

Magd.: O nicht so traurig Bruder! Deines Lebens Pfad  
Wird einst gewiß im ewigen Frieden enden.  
Doch auch hienieden werden frohe Tage  
Dir noch beschieden sein und bald der Lorbeer  
Nach Kampf und Sieg dein trenes Haupt unkränzen.  
Verschenk die trübe Ahnung —

Sid.: Liebe Magda,  
Mein Mut ist ungebrochen und mein fester Wille.  
Ein großer Wurf mißlang, doch mit Besonnenheit  
Und angestrenzter Kraft will ich versuchen  
Aufs neue meinen Feinden Trost zu bieten,  
Ihr Neß erspähn mit feinen Fäden, Maschen,  
Um es mit ledem Griff dann zu zerreißen.  
Das Glück ist wandelbar wie Weiberlaune,  
Es schmolzt uns heut und winkt uns morgen wieder.

Magd.: So schlag' die trübe Ahnung in die Flucht —

Sid.: Das Bild des Winters hat sie eingegeben,  
Der seiner Stunde hart vorausgeeilt.

Das frühe Linnen mahnt an frühes Sterben —

Magd.: O Sorge nicht! Wir stehn in Gottes Hand.

## 3. Auftritt.

(Erst Schweikard und Agnes zu den Vorigen, später Jacob).

Agnes: (auf Sid. zueitend)

Necht guten Morgen!

Schweikard: (ihr ruhiger folgend) Guten Morgen Vater!

Sid.: (Agnes küßend, Schweikard d. Hand reichend).

Nun ausgeruht? — Ihr meine lieben Kinder!

- Schw.: (mit ironischem Seitenblick auf Agnes)  
Wohl ausgeruht, doch noch nicht ausgeträumt!
- Agn.: Wie sprichst du nur! Sieht auch die frühe Stunde  
Mich hier bei Euch — ich schaffte ohne Träumen  
Nings in der Burg schon —
- Sid.: (melancholisch) Träumt nur meine Lieben!  
Ist nicht das ganze Leben nur ein Traum?  
Und seine Kunst auf Zeit und Raum zu spotten?  
Längst hätt ich gern die Hände ineinander  
Und meinen Segen Euch aufs Haupt gelegt,  
Doch harte Zeit will keine Hochzeit leiden.
- Schw.: Wir warten, Vater. Grämt Euch nicht um uns —  
Wir tragen still in uns die Kraft der Liebe,  
Und kommt der Tag, da wieder sich der Sieg  
Mit heiterm Blick an Eure Banner heftet,  
Dann wird des Hauses schwererkämpftes Glück  
Das unsere sein —
- Sid.: So recht, mein teurer Sohn.  
Dem ganzen Leibe fügt sich jedes Glied —  
Und lebt der Stamm, so grünen auch die Zweige.
- Magd.: Und er wird leben, grünen und gedeihn,  
In seinem Schatten wird auch Euch die Heimstatt  
Sich noch erbauen.
- Jacob: (eintretend)  
Bonleute, gnädiger Herr, sind vor der Thür,  
Sie sind zum Thurm bestellt —
- Sid.: — Gut! Sind sie da.  
Ist komme gleich; sie mögen mich erwarten.  
(bricht auf; zu Schweikard)  
Es gilt den Thurm, der uns noch fehlt, zu bauen,  
Ein unabweisbar Werk für diese Feste,  
Wir sprachen schon davon —
- Magd.: Ich darf Euch wohl geleiten.  
(Beide mit Jacob ab)

Im 4. Auftritt sind Schweikard und Agnes allein, dann tritt (5. Auftr. Otilie zu ihnen. Im 6. Auftr. kehren Sidingen und Magdalena zurück, um einen Boten aus Worms zu empfangen, den Sidingens Schwager, Philipp von Flersheim gesandt und der Kunde bringt, daß Dietrich von Gemmingen, Sidingens alter Freund und Vetter von ihm abgefallen, ferner daß Wilhelm von Gemmingen, der Verlobte Otiliens, zugleich auf die Hand derselben verzichte. 7. Auftr. Sidingen (allein) beklagt die wankende Treue des Zeitalters.

### 8. Auftritt.

Slör tritt ruhig ein, zuletzt auch Jacob.

Sid.: Was giebt's, mein lieber Slör, warum so eilig?

Slör: Herr, was wir ahnte, das ist eingetroffen.

(überreicht ein Pergament)

Die Achterklärung hat das Regiment

Des Reichs über Euer Haupt verhängt

Und über alle Eure Bundsgenossen,

Wenn sie nicht ungesäumt von Euch sich trennen.

Sid.: (entsetzt) Mit welchem Rechte ächtet unverhört,

Unvorgelesen mich das Regiment?

- Slör: Der fromme Kavalier Triers hat's betrieben,  
 Sid.: Mit welchem? Slör, da seiner Weisung folgend  
 Ich von dem Kriegsvolk viele schon entließ —  
 Slör: Nicht viele — alle solltet Ihr entlassen,  
 Und Euch dem hochwohlweisen Reichsgericht  
 Blind unterwerfen —  
 Sid.: (der die Achterklärung überblickt hat und darin sieht)  
 Stets die alten Weigen,  
 Sie spielen auf wie durst'ge Musiquanten —  
 Na, spielt nur auf — die Tänzer werden fehlen!  
 Slör: Ach, säßen wir noch, Herr, im Schoß des Glücks  
 Als Richards Sieger vor den Thoren Triers,  
 So wüßten wir mit Fug der Achtung spotten.  
 Doch so! Ich fürchte dringend, daß noch mancher  
 Von unsren Freunden aus den guten Tagen  
 Sich hüten wird auch die Gefahr zu teilen.  
 Sid.: Wißt Ihr schon, Slör, von meinem alten Freund?  
 Dietrich von Gemmingen hat uns verlassen —  
 Slör: (traurig) Er nicht allein! Jörg Bach, die Grafen Solms,  
 Auch die von Wartenberg sind ihm gefolgt —  
 Sid.: (tief nachdenklich) Sind sie gefolgt?! O Slör, daß ich's erlebe!  
 Sprich doch, warum, warum kann nicht die Treue  
 Aus festem Stoffe als aus Luft gewebt sein?  
 Warum zerpringt sie wie die Wasserblasen,  
 Bricht kirrend sie, wie spröder Thon in Scherben?  
 Slör: Wir siehn allein. Es gilt uns selbst zu helfen.

Südngen dicitert nun dem Slör eine Deutschrift, die an Städte, Adel und alle Reichsstände versendet werden, den Vorwurf des Friedensbruchs und der Wegelagererei abwehren und die Berechtigung des Zuges gegen Richard nachweisen soll. Währendem reitet Südngens Freund, Hartmuth von Kronberg (9. Auftr.), in die Burg, um Obdach zu suchen und zu finden — er ist vom Landgrafen Philipp von Hessen auf seiner Feite tückisch überfallen und nur mit Mühe entkommen; er bringt seinerseits Meldung von mehreren andern Freundesburgen, die ebenfalls gefallen sind. (10. Auftr.) Südngen allein, sieht den Untergang der guten Sache unabwendbar kommen.

Der II. Scene 1., 2. und 3. Auftritt bringen fernere Hiobsposten, daß nämlich Südngens Burg Stein-Kallenfels genommen sei, Wartenberg in Flammen stehe.

#### 4. Auftritt.

Magdalena, Ottilia und Agnes. Südngen.

- Magd.: (auf Sid. zueitend)  
 Was ist's, mein Bruder, spricht, was ist geschehn?  
 Sid.: Sie haben uns zwei Burgen abgenommen —  
 Doch schwach bemannet und ledig an Geschützen.  
 Der Schlag ist schwer, doch wär er zu ertragen,  
 Wenn nicht — der Feind — —  
 Magd.: — Gebt Eurer Sorge Raum!  
 Sid.: Nun wohl! Mir scheint's sie ziehen auf uns los,  
 Vielleicht schon bald — —  
 Magd.: Und nirgends kommt uns Hilfe?  
 Sid.: Nur Gott allein kann unser Unglück wenden.  
 Ich weiß von keinem Zuzug — (ein Signal vom Thurm erkönt)  
 (aufhorchend) Hört Ihr? — Ein Signal!

## 5. Auftritt.

Jacob: (eintretend) Ein Föhulein Reiter hielt in schatt'gem Buschwert,  
Saß ab und band die Kofse ans Gefträuch —  
Es scheinen Freunde —

Sid.: Freunde? Gott sei Dank! (Jacob ab)

Magd.: Wenns nur nicht Feinde sind, mein lieber Bruder!

Sid.: (mit erwachendem Mut) Wir warten längst auf Freunde. Hülfe ist's  
Zur rechten Zeit — wie kommt' ich auch unr zagen,  
Nein, unser Schicksal wendet sich in wenig Tagen,  
Dem Schwachen Schuß, der Missethat zur Rache —  
Gott ist mit uns und unsrer guten Sache!

## 6. Auftritt.

Jacob: (hereinstürzend) Herr, Feinde sind's, von dreien Seiten ziehen  
Mit mächtigem Gezeuge sie heran  
Auf unj're Stadt und Burg —

Sid.: (tief niedergeschlagen) Ist's democh wahr?

(sich fassend) Schleicht schnell das Thor und zieht die Brücke auf!

Zu 7., 8. und 9. Auftritt wird die Flucht der Kinder mit Ottilie und Margarete durch einen geheimen Gang vorbereitet. Nur Agnes weigert sich zu gehen und bleibt.

## III. SCEN.

Letstes Gewölbe mit den nötigsten Hausgeräten. Ununterbrochener Donner der Geschüße.

## 1. Auftritt.

Wergheimer und Agnes.

Werr.: Noch günstig abgelaufen ist der Ausfall;  
Heinrich von Elb mit seiner Reiterschar,  
Umzingelt ward er, kam in unsre Haft.

Agn.: Ach, aber dieses mörderische Schießen  
Nun schon den dritten Tag, wird, fürcht' ich, doch  
Auch dieser festen Burg noch Unheil bringen.

Werr.: Nur Mut! man schießt nicht bloß auf uns herein,  
Schießt auch von uns hinunter auf die Feinde  
Und ganze Reihen streckt man blutig nieder —

Agn.: Was thut's der Uebermacht? Sie können leicht  
Die Lücken füllen, die man ihnen schlägt.

## 2. Auftritt.

Sidingen zu den Vorigen.

Agn.: Wie steht es Vater mit den festen Werten?

Sid.: Ein nicht gemein Vereamen ist's fürwahr!  
Und immer neue Haufen rücken nach,  
Scharfmehren, Schlangen und Karthainen führend.  
Schon mancher Wurf that uns gewaltig Schaden.  
Zerriß die Mauern. Doch unwandelbar  
Steht noch der Thurm, den wir im Herbst erbauten,  
Der Riefenthurm, auf den sie sechsthalf Stunden  
Unausgesetzt von allen Seiten schießen —  
Ja, der steht fest —

(Ein fürchterarer Krach und nachfolgendes donnerndes Getöse wird gehört)  
— der Thurm, das war der Thurm!  
(stürzt hinaus)

**Merr.:** (nachrufend, um ihn zurückzuhalten)  
Bleibt hier, mein gnädiger Herr, bleibt hier!  
**Agn.:** Das war entsetzlich!  
**Merr.:** (faßt der Schluchzenden Hand) Faßt Euch liebes Fräulein!  
**Agn.:** Was wird geschehn? Geht jetzt die Feste über?  
Nicht länger leidet michs in dieser Enge — —  
**Merr.:** Bleibt ruhig hier! Ich sehe was es giebt.  
**Agn.:** Herr steh mir bei in dieser schweren Stunde.  
(geht unruhig einige Zeit auf und ab)  
Wie wird mir jetzt? — Es ist doch schrecklich hier —  
(Geschah dem guten Vater wohl ein Leides?)

## 3. Auftritt.

(Sidingen, tödlich verwundet, wird auf einer Tragbahre von vier Gescküpfnechten hereingetragen. Merr. hält des Bewußtloßen Hand. Jacob und ein Feldscher treten mit ein.)  
**Agn.:** Verwundet? tot? O Vater, lieber Vater!  
(Aubem sie den Totgeglaubten umarmen will bricht sie ohnmächtig zusammen. Merrheimer nimmt sich ihrer an.)

**Feldscher:** (die Wunde untersuchend)  
Ich wills versuchen — reicht mir den Verband.  
Jedoch die Wunden sind unheilbar schwer —  
Das Leben weicht — und läßt sich nicht mehr halten.  
Gebt Wein zur Stärkung —  
**Agn.:** (sich erholend) Leb't mein teurer Vater?  
**Merr.:** Er lebt noch, aber tödlich ist die Wunde.  
(Längere Pause, während welcher der Verband angelegt wird)  
**Sid.:** (erwachend)  
Was ist geschehen? Sprecht! Wie ist mir doch?  
**Jacob:** Ihr seid verwundet, schwer, mein gnädiger Herr!  
**Sid.:** Wird noch gekämpft? — Vergießt nicht weiter Blut,  
Zieht auf der Burg die weiße Fahne auf!  
Ich übergebe meinen Siegern diese Feste,  
Und auch mich selbst in ritterlich Gefängnis.  
(Kurze Pause.)  
Ich fühl es wohl, sie werden mich nicht lange  
Gefangen halten — —

(die Gescküpfnechte entfernen sich leise, um das Zeichen der Uebergabe aufzuspflanzen und das Burgthor zu öffnen; ebenso der Feldscher, um andere Verwundete zu bedienen.)

## 4. Auftritt.

(Agnes, die an Sidingens Lager niedergelagert war, weilt still in die Polster hinein. Jacob sucht durch kleine Dienste dem Kranken Erleichterung zu schaffen.)  
**Sid.:** Hab Dank für deinen Dienst, mein treuer Jacob!  
**Jacob:** (bewegt) Mein gnädiger Herr, wär ich an Eurer Stelle!  
**Sid.:** (da er Agnes wahrnimmt, zu dieser)  
Du hier mein Kind? Sieh nun ist wieder Friede  
Nach blutigem Streit.  
**Agn.:** Mein teurer, armer Vater.  
**Sid.:** Schweikard wird dich beglücken und du ihn.  
**Agn.:** Ich darf ihm Euren Vatersegen bringen.  
(Sid. drückt ihr die Hand.)  
**Merr.:** (hinzutretend)  
Ihr habt, mein teurer Herr, die irdschen Dinge  
Nunmehr besorgt. — Denkt jetzt an Eure Seele,  
Um sie dem Heiland, wenn die Stunde schlägt,  
Zur letzten schweren Reife zu befehlen.

Sid.: Ich habe je und je dafür gesorgt.  
Und wenn auch oft von Sünden übermannt,  
Doff' ich doch fest versöhnt mit meinem Gott  
Aus dieser Welt zu scheiden.

Aber betet!

Merr.: Und Euren Feinden habt Ihr auch vergeben?

Sid.: (nach einer Pause) So wie ich Gottes Gnade mir ersteh.  
(Er sinkt erschöpft zurück in die Polster. Der Kaplan hält ihm ein Crucifix entgegen. Er richtet sich wieder auf. Ein verklärtes Lächeln spielt um seine Lippen.)

Die Stunde schlägt. Ich muß von hinnen scheiden —  
Und scheide gern, und wünsche nimmermehr  
In dieses Lebens Not und Streit zu kehren.  
Wenn jetzt der Dinge neue, bessere Ordnung —  
Mit mir zusammenbricht — vielleicht durch mich —  
Ich selbst, wie auf dem Blutgerüst mein Vater,  
Besiegt, geachtet, ein Empörer sterbe — —  
Gott hats gewollt.

(Betend)

Du wirst mir einst das letzte Urtheil sprechen —  
Vergieb die Schuld aus meinem Erdenlauf  
Und nimm die Seele, wenn die Augen brechen,  
Mein Herr und Gott in deinen Frieden auf.  
(Er sinkt zurück. Die Augen brechen.)

### 5. Austritt.

(In diesem Augenblick treten die drei sieghaften Fürsten ein, Landgraf Philipp, Kurfürst Ludwig und Richard von Trier.)

Landgr. Ph.: (voranschreitend) Wo ist der Herr?  
(man zeigt ihm die Bahre)

— Sickingen lebt nicht mehr?

Merr.: (vortretend) Es starb mein gnädiger Herr mit seinem Gott  
Und allen seinen Feinden ausgesöhnt.

Landgr. Ph.: (ergriffen) Versöhnt! nach solchem Kampf und Untergang!

Kurf. Lud.: Es thut mir leid um dich mein edler Franz;  
Nicht dich, nur deine Macht hab ich bekämpft.

(Indem Richard sich dem Sterbelager nähern will, erhebt sich die knieende Agnes; er erkennt sie und schreckt zusammen.)

Agn.: (mitde) Erschreckt nicht mehr. Wohl war er mir ein Vater,  
Er gab mir Obdach und ein Grab der Mutter  
Als wir Euch flohen.

Doch der Tod hat alles

Geföhnt, versöhnt. Kommt, tretet an die Bahre!

Richard: (ergriffen) Vergieb mein Kind, ich habe viel gesündigt  
An dir und ihm —

Agn.: So laßt mich ziehn, mein Fürst,  
Nur Freiheit ist, die ich von Euch begehre —

Richard: (ergreift ihre Hand) Zieh hin! Gott ist gerecht.

Merr.: Ihm sei die Ehre!



## Der Krieg in Süd-Amerika.

Von Dr. Polakowsky.

### II.

Im ersten officiellen Bulletin, welches die chilenische Regierung über den Krieg des Pacific veröffentlichte, wurde gesagt: „Die Chilenen, welche fern vom Vaterlande die Thaten lesen werden, welche die Spalten dieses Bulletins ausfüllen, werden von einem gerechten Stolz und einer edlen Begeisterung erfüllt sein, wenn sie sehen, daß am Horizonte der Zukunft sich für Chile die Vorzeichen einer neuen Aera des Kampfes, der Opfer und der Triumphe erheben. Der stolze, unbeugsame Geist, welcher die Herrschaft der Spanier brach, hat sich in seiner ganzen Stärke bei denen gezeigt, welche heute die ebenso ungerechten als sinnlosen Zumutungen der peruanischen Republik zurückgewiesen haben.“ Der Erfolg hat die Berechtigung dieser stolzen Worte erwiesen. —

Wie schon gesagt, trat nach dem ersten kurzen Feldzuge, welcher mit dem Gefechte bei Calama seinen Abschluß fand, zu Lande eine Ruhepause ein, welche beiderseits mit Rüstungen ausgefüllt wurde. Die Peruaner sammelten sich unter Präsid. Prado bei Arica (ca. 14 000 M.), die Bolivianer (6000 M.) unter Präsid. Daza bei Tacua. Die Küstenplätze wurden besetzt. — Die Chilenen bildeten zunächst aus den aus Bolivia und Peru verjagten oder durch die Geschäftsstockung im Minen- und Salpetergebiete brotlos gewordenen chilenischen Arbeitern 5 Regimenter. Diese sehr brauchbaren Streiter stellten sich freiwillig. Zugleich wurden in den nördlichen und mittleren Provinzen der Republik ca. 20 000 M. unter die Waffen gerufen. Eine nie geahnte Begeisterung ergriß die ganze Nation. Einige Städte (Valparaiso, Valinas etc.) stellten und unterhielten Freiwilligen-Bataillone durch den ganzen Feldzug. Die Feuerwehr wurde militärisch organisiert und übernahm den Garnisondienst im Lande. Die Streitkräfte zur See betragen Ende 1879 4460 M. Die Operationsarmee war ca. 22 000 M. stark, das Reserveheer 9000 M. Die Allirten brachten bis zur genannten Zeit ca. 38 000 M. zusammen. Beide Armeen hatten Gewehre verschiedener Construction, die Peruaner meist Chassepots, die Chilenen meist Comblain-Gewehre. Die Artillerie beider Teile bestand aus Armstrong- und Krupp-Kanonen und Mitraillesen verschiedener Construction.

Am 28. October 1879 eröffneten die Chilenen den zweiten Feldzug. Sie schifften in Antofagasta 10 000 Mann unter General Escala ein. Die 15 Transportschiffe erschienen, begleitet vom Cochran, O'Higgins, der Covadonga und Magallanes vor Pisagua. Der Kriegsminister war bei der Expedition. Die Kriegsschiffe beschossen die Festungswerke von Pisagua und unter dem Feuer derselben landeten die Chilenen. Die erste Abteilung, 2000 M., befand sich in sehr gefährlicher Lage und mußte sofort zum Sturm der Strandbatterien schreiten. Die Chilenen verloren bei diesem Sturm 350 M. Als Verstärkungen landeten, war der Sieg entschieden. Die Besatzung, meist Bolivianer, verlor ca. 500 Mann und zog sich zurück. Durch diesen gelungenen Handstreich wurden die Armeen der Peruaner, welche je ca. 14 000 Mann stark bei Arica und Iquique standen, getrennt. Am 3. wurden ca. 1000 Mann Kavallerie bei Janie ans Land gesetzt. Die zwei peruanischen Armeen suchten ihre Vereinigung in Dolores und wollten dann gemeinsam über die kleine Armee der Chilenen in Pisagua herfallen. Aber die Chilenen kamen ihnen zuvor. 6000 Mann unter Escala marschirten nach Dolores und verschanzten sich daselbst. 12 000 Peruaner und Bolivianer unter General Vuedia griffen das Lager am 18. Nov. an, wurden aber nach wüthendem Kampfe geworfen. Die chilenische Artillerie entschied die Schlacht. Die Peruanische Kavallerie machte drei Attacken, kam bei einer derselben an die Kanonen der Chilenen, wurde aber durch die chilenische Infanterie geworfen. Zuletzt entstand ein wildes Handgemenge, die peruanische Artillerie

befchoß die eigenen Truppen. Der größte Teil der Bolivianer schlug sich schlecht, einige Bataillone machten beim ersten Schusse lehrte. Die alliierte Armee stoh in wilderster Auflösung, sie hatte 1000 Tote und Verwundete und 1500 Gefangene verloren. Die Chilenen verloren 450 Mann. Am nächsten Tage traf der chilenische Kriegsminister mit dem Reste des Expeditionscorps auf dem Schlachtfelde ein, er wollte den glänzenden Sieg über die große Uebersahl der Feinde zuerst nicht glauben.

Die schlechte Oberleitung der Allirten ermöglichte die kühnen Operationen der Chilenen. Schon am 5. Nov. hatte eine Abteilung chilenischer Kavallerie einen Vorstoß nach Dolores und Agua Santa gemacht. Sie hieb hier eine kleine peruanische Abteilung zusammen und erbeutete zwei Lokomotiven, viele Eisenbahnwagen und sonstiges Material und constatirte, daß 70 Kilom. der Bahn vom Feinde geräumt seien. Durch die Bahn brachten die Chilenen ihre Truppen schnell nach Dolores.

Die Peruaner sammelten die Trümmer ihrer Armee am 22. Nov. in Tarapaca. Sie waren erschöpft durch Hunger, Durst und Strapazen auf dem Marße durch die Wüste. Buendia organisierte die Truppen in aller Eile und mit großem Geschick. Am 23. stiehn 5000 Mann peruanischer Kerntuppen zu ihm, und hatte er am 25. 7- bis 8000 Mann zusammen. — Das von Truppen entlöste Iquique besetzten die Chilenen am 23. ohne Schwertstreich; die Peruaner hatten die Stadt vor dem Abzuge angezündet. Daza war am 16. von Arica mit 10000 Mann aufgebrochen nach Dolores, hielt aber, wegen der Schwierigkeiten, welche der Marß durch die Wüste bot, am 18. im Borrücken inne. Er hielt Buendia auch für stark genug, allein mit den Chilenen abzurechnen.

General Escala schickte nach der Schlacht von Dolores zwei Detachements nach Norden, um Pozo Almonte und Tarapaca zu besetzen. Am ersten Platze fanden die Chilenen keinen Widerstand. Das zweite Detachement (400 Mann mit 2 Kanonen) traf am Morgen des 27. Nov. vor Tarapaca ein. Der Kriegsminister, Sotomayor, welcher erst spät erfahren hatte wie stark der Platz besetzt war, schickte in Eilmärschen 2000 M. mit 6 Geschützen nach. Diese Truppen kamen in der Nähe von Tarapaca an, als der Kampf zwischen dem chilenischen Detachement und der peruanischen Armee, welche vor der Stadt Stellung genommen, begonnen hatte.

Das Thal von Tarapaca gleicht einem großen Gebirgspasse, der gegen Westen von sanft abfallenden Hügeln, gegen Osten aber von einem bedeutenden Höhenzuge, der zu einem großen Plateau führt, eingeschlossen wird. Der Grund des Thales steht in angenehmem Contraste mit der umgebenden Wüste. Eine üppige Vegetation und ein kleiner Fluß machen es zur Dase. Am nördlichen Ende derselben liegt die kleine Stadt Tarapaca.

Auf der Höhe, welche das Thal beherrscht, angekommen, sah die chilenische Division das kleine Detachement im Kampfe mit ca. 5000 Peruanern auf dem beschriebenen Terrain. — Die Chilenen avancierten im Lauffchritte, trotz der Ermüdung durch einen 20 stündigen Marß durch die Wüste, und stürzten sich in den Kampf. Wüthen werden die Chilenen durch die aus den Schluchten hervorbrechenden Peruaner angegriffen. Diese haben 2 Kilom. weit tragende Peabody-Gewehre und bestehen aus den Kerntuppen der Peruaner, aus alten Bataillonen, welche Gutierrez und andere Revolutionäre Perus gebildet haben. — Das Handgenenge ist entsetzlich, mit Säbel und Bajonet wird fast ausschließlich gefochten. Die Schlächtereie findet bei der größten Hitze unter glühenden Sonnenstrahlen statt. Das zweite chilenische Linien-Regiment verliert die Hälfte der Leute. Die Commandanten sind tot, fast alle Officiere gefallen oder verwundet. Die Fahne des Regiments wird drei Mal verloren und zurückerobert, auch die chilenischen Kanonen geraten drei Mal in die Hände der Peruaner. Das zweite Regiment verbrennt zuletzt die Fahne, um sie nicht zu verlieren, und muß die Hälfte der Artillerie in den Händen der Peruaner lassen. Selbst die Frau eines chilenischen Korporales nimmt, nachdem ihr Mann gefallen, am Kampfe teil, bis ihr eine Geschützkuugel die Kniee zerschmettert.

Endlich gelingt es den Chilenen, die Peruaner trotz ihrer Uebermacht zurückzubringen und ein blutiger Massenkampf beginnt in der Stadt. Die Häuser geraten in Brand. Von keiner Seite wird Pardon gefordert oder gegeben. Zeit, ca. 4 Uhr

Nachmittags, führt aber General Buendia die Reserve der Peruaner, ca. 1500 Mann, ins Feuer und die Schlacht ist zum Vortheile der Peruaner entschieden. Die Chilenen ziehen sich auf die Höhe, die sie am Morgen besetzt hatten, zurück; sie verloren über 700 Mann tot oder schwer verwundet, darunter 4 Officiere; 4 Kanonen und 56 Gefangene blieben gleichfalls in den Händen der Peruaner.

Aber der teuer erkaufte Sieg der Peruaner, sie verloren 1160 Mann tot oder verwundet, konnte von ihnen nicht ausgebeutet werden. General Buendia sah ganz richtig ein, daß die Chilenen bald Verstärkung erhalten würden. Er gönnte deshalb seinen Truppen nur 6 Stunden Ruhe und brach dann nach Arica auf. Am Morgen des 28. fanden die Chilenen Tarapaca von den waffenfähigen Peruanern geräumt unter Zurücklassung von Gepäck, Verwundeten, Ambulanzen und Lebensmitteln. Am 29. traf chilenische Kavallerie in Tarapaca ein und brach zur Verfolgung Buendia's auf. Der unglückliche Sieger verlor fast die Hälfte seiner Leute durch Hunger, Durst und Strapazen auf dem Marsche durch die Wüste. Viele Soldaten töteten sich selbst aus Verzweiflung. In traurigstem Zustande, zum Teil ohne Waffen, erreichte der Rest Arica.

So endete der zweite Feldzug. Der Jubel in Chile war ebenso groß als Wut und Verzweiflung in Peru und Bolivia. Die Presse dieser Länder schürte den Haß gegen die Chilenen, die „Menschenscheißer aus Araucanien“, welche der grausamsten Kriegsführung beschuldigt wurden. Die Bombardements von Pisagua und Mollebo wurden als Acte des Vandalismus geschildert. In Wahrheit hatten aber die Peruaner in beiden Plätzen auf chilenische Parlamentäre geschossen und einige derselben getödet. Die feigen Schützen hatten Aufstellung hinter dem Hause des englischen Consuls, trotz der energischen Protestation desselben und trotzdem er die englische Flagge aufgezogen, gesucht. Natürlich beantworteten die Chilenen diesen Angriff, und gleich die erste Bombe traf das Haus des Consuls und tötete und verwundete mehrere Frauen und Kinder, welche in diesem Hause Schutz gesucht hatten. Selbst nordamerikanische Blätter (Sun) geben zu, daß Admiral Rebolledo große Ruhe und Langmut bewiesen habe.

Aber für die Niederlagen mußte ein Sündenbock gefunden werden. Als passendes Object ersah Präsident Prado den — General Buendia, den Sieger von Tarapaca, den einzigen peruanischen General, der eine relative Fähigkeit bewiesen. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Aber auch Prado's Stunde hatte geschlagen. Prado war ein Feigling und ein Egoist. Er blieb „aus Gesundheitsrücksichten“ in Arica. In Lima wurde eifrigst gegen ihn intriguiert. An der Spitze seiner Feinde stand Nicolas de Pierola, ein Abenteurer schlimmster Sorte, der in verschiedenen Revolutionen eine sehr böseartige Rolle gespielt hatte und deshalb nach Chile fliehen mußte. Jetzt war er nach Lima zurückgekehrt und Oberst der Stadtgarde. Prado lehrte plötzlich nach Lima zurück, der Empfang war eifrig! Als kluger Mann rettete Prado am 18. December 1878 sich und — einen Teil der Staatsgelder. Er schiffte sich in Callao ein und erklärte am nächsten Tage in einem officiellen Decret, daß er aus „schwer wiegenden“ Gründen abreise. Die Präsidentschaft übertrug er dem Vice-Präsidenten La Puerta. Während fiel jetzt die peruanische Presse über Prado, den sie noch vor drei Tagen vergöttert hatte, her. Pierola stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und führte schließlich sogar einen Straßentampf herbei. Der Kriegsminister, General Coterá, verbarrikadierte sich mit ca. 3000 Mann in dem alten von Pizarro erbauten Palaste, er blieb am 20. Sieger. Pierola verlor ca. 300 Mann. Er ging jetzt nach Callao, welche Stadt ihm huldigte, ihm die Festung übergab. Die Verwirrung in Lima war fürchterlich. Der alte La Puerta legte, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, sein Amt nieder und am 23. December hielt Pierola seinen Einzug in Lima und unter dem Titel: „Oberster Chef der Republik“ machte er sich zum Dictator.

Kürzeren Proceß machten die Bolivianer mit ihrem Präsidenten Daza. Die Truppen im Lager zu Tacua, unzufrieden über die Unthätigkeit ihres Chefs, empörten sich und riefen den Oberst Camacho zum Präsidenten aus. Daza war gerade zum Kriegsrate in Arica, als er die Nachricht erhielt. Er forderte vom peruanischen Generale Truppen, um die Rebellen zu züchtigen. Dieser (Montero) schlug die Forderung

ab, und Daza floh nach England. In La Paz wurde ein Freund Camacho's, Campero zum Präsidenten gemacht und dieser ernannte Camacho zum Ober-Commandanten der Bolivianer. Beide machten sich mit Energie und Geschick an die Organisation der bolivianischen Truppen, welche sich in kläglichem Zustande befanden.

Eine Volksversammlung beschloß am 28. Dec. 1879 in La Paz: 1. Daß die Unfähigkeit, Feigheit und Mollathätigkeit Daza's die Bande der Alliance mit Peru gelockert habe, 2. Die Fehler und die klägliche Verwaltung des Generals Daza das Land dem Ruine zugeführt, Creditlosigkeit und Schmach gebracht habe, 3. Daß das Volk von La Paz, in Harmonie mit dem Geiste der Brüderlichkeit, der im ganzen Lande herrscht (?), den General Daza als Präsident und Obercommandant abgesetzt habe und den General N. Campero zum Obercommandanten ernenne, 4. Daß ein Regierungsausschuß von drei Personen (folgen die Namen) die Regierung übernehme. — Daza's Colleague, Minister D. Jofre, wurde wegen verschiedener Verbrechen verhaftet. Gegen Campero, der zum Präsidenten ernannt wurde, brach Revolution aus und Ud Silva riß die Gewalt in La Paz an sich (14. März 1880). Am 14. April eroberte Caf. Corral die Hauptstadt und machte sich zum Präsidenten. Die verschiedenen „Präsidenten“ belämpften sich in der Presse und mit den Waffen. Campero siegte zuletzt.

Die Chilenen mußten die Zeit besser aus. Sie verstärkten ihre Armee, schafften Truppen nach Iquique und Pisagua. Sie eröffneten den dritten Feldzug durch Landung von 14000 Mann bei Mo am 25. Februar 1880. Ein Expeditions-corps ging sofort nach Moquegua, welches die Peruaner räumten. Am 20. März zog General Baquedano mit dem Gros der Chilenen hier ein. Die Hauptmacht der Verbündeten stand bei Tacna. Durch das geschickte Manöver der Chilenen waren die Allirten von Arica abgetrennt. Aber diese bauten auf die feste Stellung von Los Angeles, welche die Chilenen forcieren mußten, um vorrücken zu können. Dieser Engpaß war schon oft mit Erfolg durch kleine Truppenmengen gegen ganze Armeen verteidigt worden, und man hielt in ganz Peru Los Angeles für unnehmbar.

Am 21. März recognoscirten die Chilenen das Terrain und in der Nacht zum 22. setzte sich eine kleine Division, bestehend aus 5 Bataillonen Infanterie und 300 Mann Kavallerie, in Marsch, erreichte bei Tagesanbruch die Höhen im Rücken der Feinde, und griff den Nachtrab derselben an. Ein Bataillon der Bergleute der Atacama fiel den Peruanern in die rechte Flanke und mußte zu diesem Zwecke durch fast gänzlich unwegsame Engpässe und an steilen Abhängen empur unter ungeheuren Schwierigkeiten die Höhen erklimmen. Die Peruaner hatten, da sie jeden Angriff an dieser Stelle, jedes Besteigen dieser Felsen für unmöglich hielten, die Flanke nicht gedeckt, diese Höhen nicht besetzt. Drei Stunden gebrauchten die waderen Freiwilligen für die Besteigung, bei welcher Officiere und Mannschaften in Energie und Kühnheit wetteiferten. Als die Abteilung die dominirenden Höhen erreicht (6 $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens) eröffnete sie das Feuer auf die Verschanzungen der Peruaner und zugleich rückte General Baquedano mit dem Gros in der Front zum Sturme vor. Auch eröffnete die chilenische Artillerie ein heftiges Feuer auf die Verschanzungen. Nach einer Stunde flohen die Peruaner (welche ca. 80 Mann verloren) in wilder Auflösung. — Die Nachricht dieses Sieges erregte die Gemüther in Peru in der heftigsten Weise. Man hielt es zuerst für direct unmöglich, daß die Chilenen mit nur 37 Mann Verlust die „peruanischen Thermopylen“ erobert hätten. Die „Opinion“ von Lima schrieb: „Die Besetzung von Los Angeles ist eine neue Ueberreichung und ein neues Unglück für Peru. Wir fordern eine Erklärung, ob Nachlässigkeit oder Unwissenheit oder Mangel an Disciplin der peruanischen Truppe dasselbe verschuldet hat.“

Die Allirten standen bei Tacna. Die Zustände in Bolivia waren jammervoll, auch die „Armee“ befand sich in voller Auflösung. Schareweise desertierten die Soldaten, oder flohen nach der Argentina, um nicht zum Dienste gepreßt zu werden. Campero ließ im April durch Armeebefehl bekannt machen: Wer die Fahnen verlässt und in seine Heimat zurückkehren wolle, könne dies thun, aber er werde öffentlich für einen Feigling erklärt werden! Die blutigen Wirren in Bolivia erreichten solche Höhe, daß

viele der besseren Bürger den Einmarsch der Chilenen behufs Herstellung der Ordnung erschutten! —

Ueberrall geschlagen, ohnmächtig gegen die bessere Führung, größere Tapferkeit und bessere Verwaltung der Chilenen, ließen die Verbündeten ihre Wut an den im Gebiete ihrer Staaten lebenden Chilenen aus. Commandant und Passagiere des Postdampfers „Lontuco“ welcher Callao am 12. November 1879 verließ, berichteten in chilenischen und columbianischen Zeitungen, man habe die Chilenen in der inhumansten Weise in Lima und Callao behandelt. In Callao habe man chilenische Frauen nackt auf den Marktplatz geschleppt und sie gezwungen, die peruanische Nationalhymne zu singen! Die Journale von Lima hätten diese Excesse gebilligt. In einer Note des chilenischen Ministers des Aeußeren, M. Valmaceda, vom 21. Dec. 1881, bestimmt für die Vertreter Chile's im Auslande, wird gesagt: „Nach Eröffnung der Feindseligkeiten wurde der Krieg durch unsere Feinde mit einer für die heutige Zeit unglaublichen Grausamkeit geführt. Bolivia confiscierte allen Besitz unserer Bürger, und Bolivia und Peru trieben alle Chilenen in kürzester Zeit aus ihrem Territorium. Männer, Weiber und Kinder mußten ihre Besitztümer verlassen und verlieren und in Sorge und Eile auswandern. Die Dampfer der verschiedenen Linien konnten dem Andränge der Unglücklichen, deren Anzahl sich auf 16- bis 20 000 beläuft, nicht genügen. In Pabillon de Pica schloß der englische Consul die Chilenen, die auf den Dampfschiffen keinen Platz finden konnten, von den Peruanern aber nicht mehr gebudelt wurden, vor der Wut des Vöbels. Zur selben Zeit haben wir keinen unserer Feinde in Chile belästigt; sie leben noch heut ruhig wie zuvor unter dem Schutze der Geseze und der Ehre der Republik.“

Durch die Pässe von Los Angeles marschierten jetzt die Chilenen auf Tacna zu. Die Befehlshaber der Allirten, Montero und Camacho, stritten sich inzwischen über den weiteren Feldzugsplan, haßten sich überhaupt gründlichst. — Der Marsch der Chilenen dauerte fast 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Monat und war äußerst mühsam, da eine Wüste zu durchschreiten war, deren sporadische Bevölkerung ihre Wohnsitze verlassen hatte. Bei 25—30° C. mußten außer dem gewöhnlichen Gepäcke und Kriegsmaterial noch Lebensmittel, Futter für die Pferde und Maultiere, Wasser und Brennholz mitgeführt werden. Die Schwierigkeiten solches Marsches, wie der ganzen Feldzüge der Chilenen überhaupt, waren enorm, und die Ueberwindung derselben läßt die Armees und ihre Leitung im besten Lichte erscheinen. Auf dem Marsche fand nur ein kleines Gefecht am 18. April bei Sama statt. 300 Mann chilenische Kavallerie überrannten 180 Mann Infanterie und 160 Mann Kavallerie der Peruaner und hieben dieselben zusammen. Die Peruaner verloren über 100 Tote, 33 Gefangene und 97 Pferde.

Im April kam Präsident Campero mit 3000 Mann frischer bolivianischer Truppen in Tacna an, übernahm das Obercommando und suchte die Eifersüchtigkeiten der Führer beizulegen, Ordnung in die Armees, die jetzt 16 000 Mann zählte, zu bringen. In Lima begann man zu dieser Zeit mit der Anlage von Befestigungen. — Die Allirten hatten bei Tacna sich in vorzüglicher Stellung verschanzt. Sie hatten 26 Kanonen. Baquedano erreichte am 10. Mai das Ende der Wüste und gönnte seinen Truppen einige Ruhetage. Am 20. begann der weitere Marsch auf Tacna. Am selben Tage starb der Kriegsminister Sotomayor, der bisher die Feldzüge geleitet, plötzlich in Paras, südlich von Tacna. Die Armees der Chilenen führte 40 Kanonen mit sich, zählte über 1200 M. vorzüglicher Kavallerie und hatte einen Totalbestand von 13 500 Mann.

Die Stellung der Allirten war, wie gesagt, vorzüglich. Die Infanterie stand in Gräben, die auf der Höhe einer Hügelreihe gezogen waren, welche die Ebenen beherrschte. — Zunächst brachte die chilenische Artillerie die der Peruaner zum Schweigen, dann gingen die Sturmcolonnen vor. Aus seiner geschützten Stellung decimierte der Feind die chilenische Infanterie, welche die Hügel erklimmte. Die Chilenen mußten avancieren, sonst waren sie, beim Mangel jeder Deckung, unbedingt verloren. Sie erklimmten die Höhen und nahmen die Schanzen mit dem Bajonette. Um 1 Uhr 30 Minuten wichen die Allirten im Centrum zurück, bald folgten die Flügel und die ganze Armees floh in wildester Flucht. Die Allirten verloren: 1000 Mann tot, 1300 verwundet, 1500 Gefan-

gene, 10 Kanonen, 6 Mitrailleurten, 3500 Gewehre, 5000 Grauatzen zc. — Die Chilenen verloren an Toten und Verwundeten zusammen über 1800 Mann. Wenn man die geringe Anzahl der Kämpfenden betrachtet, so sind die Schlachten des pacifischen Krieges unbedingt die blutigsten dieses Jahrhunderts! Montero und Campero entflohen mit, Camacho allein fand einen ehrenhaften Tod auf dem Schlachtfelde, auf dem sich einzelne Abteilungen der Allirten, dies Mal auch der Bolivianer, mit großem Mute schlugen. Auf der Flucht lösten sich aber alle Bande der Ordnung und Manneszucht, und die fliehenden Peruaner zündeten mehrere Dörfer an und plünderten dieselben. — Die schönste Frucht des Sieges bei Tacna war die Einnahme von Arica, über welche wir bereits in unserem ersten Artikel berichtet haben.

In Tacna hatte man sicher auf einen Sieg gerechnet, die Feier desselben war schon vorbereitet. In den geschmückten Sälen speisten am Abende der Schlacht (27. Mai) die chilenischen Officiere! Für das Unglück der neuen Niederlage sollte nun wieder ein Schuldiger gefunden werden und denunciirten sich die Generäle der Allirten gegenseitig. Campero, der selbst von den Chilenen als ein ehrlicher, alter Patriot geschildert wird, und von dem man nur bebauern kann, daß er mit Menschen wie Perola, Daza und Prado zusammen wirkte, erstattete einen Bericht über die Schlacht an den National-Convent in La Paz, welcher in der „geheimen“ Sitzung vom 13. Juni 1880 verlesen, aber bereits am 25. October 1880 in Santiago de Chile publicirt wurde. Campero sagt in der Einleitung des Berichtes, er wolle Rechenschaft über seine Thätigkeit als Generalissimus vom 14. April bis 13. Juli ablegen. Weiter wird die Feindschaft zwischen Montero und Camacho constatirt. Am Abende des 19. April erreichte Campero das Lager von Tacna. Er schreibt dann wörtlich: „Die erste Nachricht meiner Ankunft erzeugte ein wahres Entsetzen in der Armee, man glaubte, es habe ein neuer Scandal im Inneren Bolivia's stattgefunden, daß meine Regierung gestürzt sei und man mich aus dem Lande gejagt habe. Als man aber den wahren Grund meiner Abwesenheit erfuhr, als man hörte, wie ich unter dem enthusiastischen Juruße der Bevölkerung von La Paz abgereist sei, und daß ich mich kurz vor der nahenden Entscheidungsschlacht an die Spitze der Allirten stellen wolte, kam es zu einem Ausbruch der Freude in Stadt und Lager. Man atmete die Luft des Sieges!“

„Am folgenden Morgen begrüßten mich die Musikcorps beider Heere, und alle Chefs und die Spitzen der Behörden zc. besuchten mich. Am folgenden Tage besuchte ich mit Montero, Camacho und vielen Officieren die Kasernen. Zum 22. befahl ich eine große Revue. Es war dies die erste gemeinsame Parade seit Beginn des Krieges und charakterisirt diese Thatfache die Art, in welcher die verbündeten Heere bisher geführt wurden. Das Heer bot ein herrliches Schauspiel dar und bemächtigte sich der Truppen ein großer Enthusiasmus.“ Campero beabsichtigte die Chilenen, wenn sie ermattet durch den Wüstenmarsch am Rande der Wüste ankämen, anzugreifen. Es war dies der ursprüngliche Plan Camacho's. Am 24. sollte die Armee den Marsch nach Süden antreten. Aber Campero erfuhr, daß dieser Marsch wegen Mangel an Transportmitteln und Organisation unmöglich sei. Erst am 28. begann der Marsch in der Richtung von Sama. 1½ Meilen südlich von Tacna wurde Halt gemacht. Schon hier fehlte es an Lebensmitteln und Brennholz. Wasser mußte aus Tacna beschafft werden. Campero's Plan wurde aufgegeben, und die Armee lehrte nach Tacna zurück. — Weiter wird im Berichte wörtlich gesagt: „Jetzt hatte ich während einer Woche keinerlei Nachrichten vom Feinde und ich mußte allein nach Mutmaßungen handeln. Man hatte keinen Aufklärungsdienst organisiert, was von der größten Nothwendigkeit war. Wir kannten weder Zahl noch Stellung der Feinde.“ Campero erzählt weiter, daß er selbst das Terrain untersucht habe und dabei ein vorzügliches Plateau zum Standpunkte für die Armee passend fand. Die Flanken waren durch tiefe Schluchten geschützt und die ganze vorliegende Ebene wurde beherrscht. Am 22. Mai machte eine Abteilung chilenischer Artillerie und Kavallerie einen Angriff auf das Lager behufs Aufklärung der Situation und des Terrains. In der Nacht zum 24. faßte ich den Entschluß, den Feind zu überraschen, da wir ihm in geordneter Schlacht nicht widerstehen konnten. Ich bestimmte den sofortigen Marsch, um

die Chilenen bei Tagesgrauen und bevor sie in Schlachtordnung gestellt, zu treffen.“ — Am Mitternacht begann der Marsch in Schlachtordnung. Aber schon nach zwei Stunden fehlte die „Ordnung.“ — „Ich befehl halt und lehrete, da ich ein Zusammentreffen mit dem Feinde vermeiden mußte und wir, die wir ihn überraschen wollten, im Gegenteile uns einem Ueberfalle ausgesetzt fanden, und eine unvermeidliche Niederlage bevorstand, nach dem Lager zurück.“ Die Nachzügler dieser Expedition, welche sich verirrt hatten, trieben am 26. die anrückenden Chilenen in das Lager.

Montero antwortete (unterm 22. Sept.) im „National“ von Lima und suchte auszuführen, daß allein die Feigheit der Bolivianer und die Fehler Campero's das Unglück angerichtet hätten. Die Lecture seiner Beschuldigungen ist widerwärtig. — Uebrigens ließ die peruanische Regierung in der Presse von Nord-Amerika und Europa die günstigsten Berichte verbreiten. Zum Beispiel über die Schlacht bei Tacna: Die Schlacht habe 3 Tage gedauert, Montero habe 1000 Chilenen gefangen genommen und durch ein ausgezeichnetes strategisches Manöver die Reste der chilenischen Armee nach Tacna selbst gelockt, wo sie fest eingeschlossen seien von 3 Armeen der Peruaner u. s. w.

Auf nach Lima! — lautete jetzt der Ruf der chilenischen Armee, Presse und Bevölkerung. Hierloa sollte nicht weiter Zeit gewinnen zur Ausbildung der in den nördlichen Provinzen und in Lima zusammengerafften Menschenmassen. Fast alle tüchtigen, alten Soldaten der Peruaner waren gefallen, gefangen oder versprengt; an tüchtigen, geachteten Führern fehlte es gänzlich. — Die Chilenen brachten im October eine Reserve-Armee von 10000 Mann zusammen und außerdem gingen zum Ersatze der Hauptarmee 4000 Mann ab. Diese Hauptarmee war 35000 Mann stark.

Die Presse Limas leistete Unglaubliches an Drohungen gegen die Chilenen: „Wir erwarten die Feinde mit Sehnsucht. Auch die Damen sind entschlossen zu kämpfen, und ich kann Sie versichern, daß die Frauen von Lima in keiner Beziehung hinter den Heldinnen von Saragossa zurückstehen.“ — Beim Einzuge der Chilenen war natürlich keine dieser „Heldinnen“ zu sehen. „La Patria“ von Lima schrieb am 26. August: „Welche Todessprünge und Zudnungen werden die chilenischen Banditen ausführen, wenn wir ihnen den Gnadenstoß gegeben haben! Und wir werden ihnen denselben sehr bald geben!“ — Die Chilenen bereiteten den vierten Feldzug und ihre Flotte kaperte zahlreiche Handelsschiffe der Peruaner, vernichtete und verhinderte überhaupt jeden Verkehr mit Peru auf dem Seewege.

Bei diesem vierten und entscheidenden Feldzuge legten die Chilenen ganz besonderen Wert auf die Artillerie. 110 Krupp'sche Kanonen mit 800 Pferden und 200 Maultieren, 1200 Artilleristen und 200 Officiere und Ingenieure wurden nebst großen Massen von Munition eingeschifft. Obercommandant war wieder Baquedano, Kriegsminister im Felde Vergara. Am 15. November wurde der Feldzug durch das Auslaufen der ersten Abteilung der Transportschiffe (10 Dampfer und 7 Segelschiffe) aus Arica eröffnet. Diese Abteilung (I. Division) landete am 20. November in der Bai von Parracas (ca. 20 geographische Meilen südlich von Callao) und besetzte schnell Pisco und das ganze Departement von Ica, ohne auf Widerstand zu stoßen. Diese Division bestand aus 9000 Mann mit 20 Kanonen und 4 Mitrailleusen. Die Peruaner hatten ihre Häuser meist verlassen und wurden diese in Ica und Pisco durch Chinesen und Neger geplündert. Die Chilenen stellten die Ordnung her. — Die zweite Abteilung (III. Division und eine Brigade der II.) verließ Arica am 14. December und landete am 18. bei Pisco; am 23. wurde Lurin besetzt. Die Peruaner zogen sich überall, nach Abgabe weniger Schiffe, zurück.

Eine peruanische Armee stand bei Arequipa. Die peruanische Presse behauptete, diese werde, durch 8000 Bolivianer verstärkt, auf Tacna und Arica marschieren und die Chilenen umzingeln. Aber diese verließen sich auf die 15000 Mann, welche bei den genannten Plätzen verblieben waren. Die drei nach Lima expedirten Divisionen zählten zusammen 26413 Mann, worunter 5 Generale, 130 Stabsofficiere, 1067 Officiere. Die Kavallerie zählte 1500 Mann.

Am Abende des 26. December hoben die Chilenen ein auf dem Marsche nach

Lima begriffenes Husaren-Regiment auf und erbeuteten einen großen Transport von Lebensmitteln. — In und bei Lima standen 54 000 im allgemeinen gut bewaffnete Streiter. Davon war die Nord-Armee (12 000 Mann) und die Armee des Centrum (15 000) als aus wirklichen Soldaten bestehend zu betrachten. Die Reservearmee (22 000 Mann) bestand dagegen aus in der Eile aufgegriffenen Indianern, Mulatten etc., die zum großen Theile im Gebrauche der Waffen mangelhaft ausgebildet waren. In den Forts vor Lima und den Verschanzungen am Rimac standen über 300 Geschütze meist älterer Construction. Sämmtliche Befestigungen waren unterminirt. 90 Mitrailleusen neuesten Systems waren bei der peruanischen Armee.

Die Chilenen rückten langsam nach Norden vor. Am 12. Januar 1881 erreichten sie die erste Armee der Peruaner bei Lima. Dieselbe stand verschanzt auf den Höhen zwischen Villa und Monterico 25 000 Mann stark. Der Kampf begann 5 Uhr morgens am 13. Januar. Schon gegen 7 Uhr erstürmte die erste Division einige der wichtigsten Höhen und wurden die Reserven zur Verstärkung des Angriffes herangezogen. Um 8 Uhr begann der Rückzug der Peruaner, welche nur noch in Chorillos selbst energischen Widerstand leisteten. Es begann ein hartnäckiger, blutiger Straßenkampf bis 2 Uhr nachmittags. Chorillos geriet in Brand. Die Chilenen erfochten einen vollständigen Sieg, über 7000 Peruaner wurden getödtet oder verwundet, 1500 gefangen, über 60 Geschütze und Mitrailleusen erbeuteten die Chilenen. Am Abende des 13. und am 14. folgten die Chilenen für ihre Verwundeten und recognoscirten die zweite Verteidigungslinie der Peruaner bei Miraflores. Hinter dieser sammelten sich die Trümmer der Peruaner nach der Schlacht von Chorillos. Am Nachmittage des 14. erhielt General Baquedano eine Mitteilung des diplomatischen Corps in Lima, welches um eine Unterredung bat. Baquedano gewährte dieselbe für den Morgen des 15. Januar. Der Dozent des diplomatischen Corps und die Vertreter Frankreichs und Englands erschienen bereits am Morgen um 7 Uhr und baten um Schutz der Neutralen in Lima. Sie kündigten zugleich Verhandlungen der peruanischen Regierung an, und sprachen ihre Hoffnung auf Vermeidung weiteren Untergießens aus. Baquedano versprach die weiteren Verhandlungen abzuwarten und bis zur Mitternacht das Feuer nicht zu eröffnen. — Soweit stimmen die glaubwürdigen Berichte überein; dann aber beginnen die Angaben zu differieren. Es handelt sich um den Beginn der Schlacht von Miraflores.

General Baquedano schreibt in seinem Rapport vom 19. Januar 1881 an den Präsidenten Chiles: „Da diese Art von Waffenruhe kein anderes Engagement (bis 2 Uhr nachts das Feuer nicht zu eröffnen) enthielt, fuhr ich fort, Maßregeln für den folgenden Kampf zu ergreifen. Um 2 Uhr hatte ich die Stellungen bezeichnet, die wir einnehmen mußten, als der Feind, der in größter Nähe versteckt lag hinter Gartenmauern, auf mich und mein Gefolge das Feuer eröffnete. Bald dehnte sich das Feuer auf der ganzen feindlichen Linie aus. Es begann die zweite Schlacht, an welcher besonders die erste und dritte Division teilnahm, und welche bis 6 Uhr abends dauerte. 15 000 Peruaner fielen, erlitten aber eine zweite so gründliche Niederlage, daß ihnen nur 3000 Mann organisirter Truppen verblieben.

Dagegen behauptete der Ex-Senator Christiany, derzeit Gesandter der Vereinigten Staaten in Lima, daß in Wirklichkeit die Chilenen die Wasserlinie gebrochen hätten. Es sei festgestellt, daß beide Theile nicht vorrücken durften, und hiergegen hätten die Chilenen gefehlt, denn sie hätten ihre Hauptmacht bis zur Stellung der Vorposten avancieren lassen. Diese Angaben seien von verschiedenen Seiten als sicher constatirt. Nun hätten die Peruaner, einen Angriff der Chilenen befürchtend, das Feuer eröffnet. (S. Star and Herald, Panamá. 12. Januar 1882.)

Friedensverhandlungen am 14. und 15. scheiterten. Pierola weigerte sich einen Parlamentär zu empfangen, wenn er nicht Vollmachten habe und erklärte: er (d. h. die Chilenen) wünsche den Frieden. Baquedano dagegen stellte als Vorbedingung für die Friedensverhandlungen: die Uebergabe von Callao mit seinen Forts und dem Reste der peruanischen Flotte. Ehe die Vertreter der neutralen Mächte diese Forderung übermitteln konnten, begann die Schlacht bei Miraflores.



Das plötzliche Feuer der Peruaner brachte Verwirrung in die Reihen der sich zur Schlacht ordnenden Chilenen. Aber dieselben antworteten bald und gingen zum Angriffe auf die fünf Redouten der Peruaner, welche von 100 Kanonen und Mitrailleusen verteidigt wurden, über. Vier Redouten lagen auf dem linken Flügel der Peruaner und machten diesen sehr stark.

Ueber eine Stunde hielt die zum Teil noch ungeordnete dritte Division der Chilenen das Feuer allein aus. Die peruanische Infanterie machte mehrere Ausfälle aus den Befestigungen, um die Artillerie der Chilenen zu nehmen. Die geringen chilenischen Reserven eilten herbei, aber die Sache stand trotzdem sehr gefährlich für die Chilenen. Endlich trat auch die erste Division in Action und nur die Hälfte der zweiten Division blieb als Reserve bei Chorrillos. — Der rechte Flügel war die schwächste Stelle der Peruaner. Er wurde von den Kanonen der chilenischen Kriegsschiffe erreicht. Die Chilenen concentrirten ihren Angriff auf diesen Flügel und warfen denselben nach kurzem Kampfe auf das Centrum. Zugleich machte die Kavallerie einen Angriff auf die peruanische Artillerie; dann stürmte die erste Division die vier Redouten des linken Flügels. Zwei derselben flogen in dem Augenblicke, wo die Chilenen eindrangen, in die Luft. Langsam zogen sich die Peruaner zurück und ließen über 80 Geschütze in den Händen der Chilenen.

Die Größe des beiderseitigen Verlustes bezeugt die Festigkeit des Kampfes. Die Chilenen verloren, nach den officiellen Angaben ihres Generalstabes, bei Chorrillos: 13 Stabsofficiere und 3300 Mann; darunter 800 tot. (Die Anzahl der Kämpfenden betrug genau 17122 Chilenen gegen 26000 Peruaner.) Die Peruaner verloren in dieser Schlacht, nach Angabe befreundeter Zeitungen, 7000 Mann tot oder verwundet, 2000 Gefangene und 60 Kanonen. — Bei Miraflores kosteten 12787 Chilenen gegen 18000 Peruaner. Die Chilenen verloren, nach Angabe ihres Generalstabes, 2124 Mann und 13 Stabsofficiere. Davon tot: 502. Die Peruaner verloren über 3000 Mann tot oder verwundet.

Noch am Abende des 15. erschienen die Chilenen vor Lima, rüsteten sich zum Bombardement der Stadt und zeigten dies dem diplomatischen Corps an. Aber am Morgen des 16. erschien der Alcalde (Bürgermeister) von Lima mit den Gesandten von Frankreich und England, einem französischen Admiral und dem Commandanten der italienischen Kriegsschiffe vor Callao, um die Uebergabe Lima's zu besprechen. Baquedano forderte bedingungslose Uebergabe und diese wurde bewilligt. Die Chilenen marschirten am 17. in Lima und Callao ein. Callao, dessen Belagerung und Einnahme bereits im ersten Artikel geschildert, hatte eine Besatzung von 1000 Mann. Dieselbe streckte die Waffen. Baquedano schließt seinen Bericht an den Präsidenten mit den Worten: „Ich wünsche dem Lande und Ew. Excellenz Glück zu diesen beiden Siegen, welche diesen Krieg beenden und Chile den Rang verschafft haben, welcher ihm durch den Patriotismus und die Energie seiner Kinder gebührt!“

4000 Chilenen besetzten Lima am 17. Januar 1881. Die Europäer und die besitzenden Klassen Lima's begrüßten den Einmarsch derselben freudigst, denn seit dem Abende des 15. hatte völlige Anarchie in Lima geherrscht. Die städtigen Soldaten hatten im Vereine mit dem Pöbel Lima's begonnen die Stadt zu plündern, speciell das Chinesenviertel sofort in Brand gesteckt. Die Europäer hatten sich zu einer Stadtgarde verbunden und blutige Gefechte den Plünderern geliefert. Wer bei Plünderung oder Brandstiftung ergriffen wurde, ward sofort durch die Stadtgarde fusiliert. Ohnehin war schon vom 1. Januar an Lima von allen waffenfähigen Peruanern entläßt, Polizei und Stadt- wache den Fremden übergeben. Die einzelnen Bevölkerungsklassen bildeten besondere Freiwilligen-Bataillone. Das Bataillon der Magistratsbeamten, Advokaten und Doctoren enthielt nicht weniger als 32 Staatsminister a. D.!

Am 16. Januar erließ Pierola ein Decret aus Chocoma, worin er seinen Freund Garcia zum General-Secretär (Minister-Präsidenten) Peru's ernannte und bestimmte: Die Regierung sei da, wo er und Herr Garcia sich befänden. — General Saavedra rückte am 17. in Lima ein und ließ die Truppen auf dem Hauptplatze vor sich defilieren

und dann die Kasernen und öffentlichen Gebäude besetzen. Schweigend betrachtete die Bevölkerung Lima's das militärische Schauspiel. Die Ordnung, Manneszucht und gute Haltung der Chilenen überraschte dieselbe. Baquedano erließ einen Armeebefehl, worin er sagte:

„Heut, im Augenblicke wo wir im Namen der Republik Chile Besitz ergreifen von dieser Stadt Lima, am Ende des großen Kampfes, der am 14. Februar 1879 bei Antofagasta begann, fühle ich mich gedrungen die Pflicht der herzlichsten Beglückwünschung meiner Waffengenossen für die großen Siege von Chorrillos und Miraflores zu erfüllen. Die großen Opfer, welche dieser lange Krieg erfordert hat, erhalten heint ihren besten Lohn durch die große Freude, welche uns erfüllt, wenn wir hier, strahlend im Siegesglanze, das Banner unseres theuren Vaterlandes wehen sehen! Heut in dieser feierlichen Stunde will ich bekennen, daß die reinste und berechtigte Freude und Genugthuung meines Lebens sein wird: die Ehre gehabt zu haben Euch zu commandieren. Wenn Chile eine große, mächtige, glückliche und geachtete Nation wird, so muß sie es Euch danken. Ich begrüße und danke Euch, wackere Freunde und Waffengenossen, nochmals und ich erkläre Euch, daß Ihr Euch um das Vaterland wohl verdient gemacht habt!“

Die gegenwärtige Lage ist nun die, daß trotz aller Vermittlungsversuche auswärtiger Mächte ein Friede noch nicht zu Stande kam. Hauptgrund ist das Fehlen einer anerkannten, besitzenden Regierung in Peru und die übertriebenen Ansprüche etwa vorhandener Regierungen.

Was Chile verlangt ist Folgendes: 1. Abtretung des ganzen Gebietes südlich der Cuebrada de Amarones. 2. Das Gebiet von Tacna und Arica occupieren die Chilenen für die nächsten 10 Jahre. In dieser Zeit zahlt Peru 20 Millionen Dollar. Geht dies nicht, so gehört das genannte Gebiet ipso facto zu Chile. Will Peru längere Frist haben, so wird diese bewilligt. Kommt Arica wieder an Peru, so darf es doch nicht besetzt werden. 3. Chile besetzt und benutet aus die Lobos-Inseln (Onano-Lager) und die Lager von Tarapaca und teilt die Erträge mit den Gläubigern Perus.

Diese Bedingungen stellt Chile und wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch durchsetzen.

## Peter Lottich.

Eine biographische Skizze.

Von Dr. J. Ehrard.

### Kap. 8. Liebesglück und Trauer.

Das Liebesverhältnis Lottichs zu jener „Claudia“ in Wittenberg war, wie wir früher sahen, seit 1546 gelöst und abgethan, und zwar, wie aus der bereits oben besprochenen Elegie (II, 3) hervorgeht, nicht etwa durch Untreue oder Unbesändigkeit von seiner Seite, sondern durch eine Aenderung von ihrer Seite, die ihm einst unter Freundschaftstränen Gegenliebe bekannt hatte, später aber in hochfahrender Weise ihn abwies, und, je mehr er „entbrannte“, desto mehr ihm „jede Hoffnung benahm.“ Es war jene Zeit, wo sein Hagen ihn tröstete, und er auf dessen Zureden „nüchtern und vernünftig“ (sanus) ward und einjah, er sei wie im Kaufsch oder Wahnsinn gewesen (semel isanivi). So begreifen wir, warum er jener Claudia während seines Kriegsdienstes (1547—48)

nur flüchtige\*) — und in seiner schweren Krankheit (Frühling 1548) gar keine Erwähnung thut. Der Tod seines Vaters nahm seine ganze Seele in Anspruch; „nur um der armen Mutter willen“ wünschte er zu genesen; wie hätte er wünschen können, für eine einzige Geliebte am Leben erhalten zu werden, die ihn verdammt hätte, auf deren Weisß jede Hoffnung dahin war? Bei seinem späteren kürzeren Aufenthalte in Wittenberg (1549) dürfte er wohl jede Begegnung mit ihr vermeiden haben; aber wenn er sie etwa zufällig gewahr wurde, so wird die alte Wunde wohl neu geblutet haben.

Denn, war auch das Liebesverhältnis zu Ende: der Liebesgram lebte doch in ihm fort. Ein schönes Zeugnis, daß keine Untreue seinerseits den Bruch herbeigeführt hatte, liegt gerade in dem tiefen Weh, das in seiner Brust zurückblieb. Mannhaft hat er diese Empfindungen zurückgebrängt, mannhaft seiner Pflicht als Hofmeister und Führer der ihm anbefohlenen Jünger — wie wir sahen: auch in höchst gefährvollen und kritischen Lagen — Genüge geleistet, mannhaft mit vollem Ernst und Eifer dem neuen, dem Sachstudium sich hingeeben. Da wurde die alte Wunde gewaltiam wieder aufgerissen.

Lottich befand sich bereits in Montpellier (er hatte „den raschen Rhodanus und den grünen sanften Arar befahren“ El. II, 3), als er jenen Brief seines Außenfreundes Hagen erhielt mit der Nachricht, daß Claudia „in Schwindsucht sich verzehret“ und „die Flüchtigkeit des Glückes beklaget.“ Da waadte der alte Schmerz wieder auf in seiner ganzen Tiefe; vor allem fühlte sich Lottich gebrungen, dem Freunde und sich selbst (eben in jener Elegie II, 3) ernste Rechenschaft zu geben über sein Verhalten gegen sie und über die Ursachen des Bruches, und den Beweis zu führen, daß er sich keine Vorwürfe zu machen habe, wofür er sich ja auf Hagen selbst berufen durfte, der ihn von vergeßlichem, hoffnungslosem Trachten zur Nüchternheit zurückgeführt habe. Aber hiermit zugleich erwachen nun in ihm die alten Erinnerungen, und mit ihnen die alte Liebe, die nun eine doppelt unglückliche ist. Er sieht sie wieder vor sich, „wie sie ihn zum erstenmal in ihres Vaters Garten führte und weinend ihm Gegenliebe bekannte.“ Die Kränkungen, die sie ihm zugefügt, zu erwähnen, ist er zu edel; er schläuft darüber hinweg mit dem kurzen Worte: „aber, wie deine Stimme es mir in Aussicht gestellt hat: ich werde nüchtern (sanus) sein. Möge sie genesen, und einer glücklichen Jugend sich eritreuen. Möge dir Gott das Glück der Ehe becheren; ich — will der Wissenschaft leben.“

Um die gleiche Zeit bekam aber Lottich noch einen zweiten Brief, und zwar von einem ihm milder nahestehenden Wittenberger Universitätsfreunde, einem Preußen Matthias Ston. Auch dieser muß der Claudia Erwähnung gethan haben, und auch die an ihn gerichtete Antwort (El. II, 1) enthält eine Art Apologie, nur in sehr verschiedener Weise und anderem Tone. Daß diese Antwort wirklich von Montpellier aus (und nicht etwa früher) geschrieben ist, zeigt nicht nur ihre Stellung im zweiten Buche der Elegie, sondern es geht auch hervor aus den Worten: „Wäre es nicht besser gewesen, einem Mädchen als meiner Herrin zu dienen, als die beiden Küsten des schmelkenden Meeres zu besichtigen“\*\*)? So würde er nicht von Würzburg oder Frankfurt aus geschrieben haben, als er die Reise erst im Plane hatte; er würde dann etwa gesagt haben: „als fremde Länder zu durchschweifen.“ Die Erwähnung des Anblicks „der beiden Küsten“ erklärt sich durchaus nur aus der gehaltenen Anschauung. Wir müssen dies festhalten, um nicht durch eine andere Stelle der nämlichen Elegie in der ganzen Chronologie irre gemacht zu werden. Gleich im Eingang sagt er: „Erst habe ich im Norden die

\*) In einem kleinen Gedicht (p. 141) gedenkt er ihrer „sedentosen jungfräulichen Reinheit“ und ihrer „Schönheit“, und setzt:

Wenn mein Schicksal nur nicht ein so klägliches wäre!

Wenn nur Friede und Aus wäre den Zeiten gewohnt!

Er bittet die epyrische Göttin, den Frieden zurückzuführen, dann wolle er seine kriegerischen Waffen ihr zum Weibgeschenk an der Luella A. (bei Schlußliern) anhängen. — Mit dieser allgemeinen Wendung schließt er, ohne nochmals auf Claudia zurückzukommen. Sie ist ihm mehr Gegenstand der Erinnerung, als des Wunsches und der Hoffnung.

\*\*) Nonne fuit melius, dominas servire puellas,

Cernere quam tumidi litus utrumque maris?

Waffen des Mars getragen; jezt, weil Friede ist (nunc, quia pax facta est), möge dir, o Cupido, dies Zeitalter dienen. So will auch ich ein Kämpfer der Liebe sein. Und die Göttin der Liebe kränzte mein Haupt mit Myrten, verheiß mir Liebe, und hielt ihr Versprechen;

— selig erglüht' ich,

Und mit keinem Vergehn hab' ich die Liebe beslekt."

Das lautet fast, als ob Lottich erst nach dem Friedensschlusse, also erst bei seinem zweiten Aufenthalt in Wittenberg, sich in Claudia verliebt habe. Es ist dies aber doch nur Schein. Die Gegenüberstellung des Kriegsdienstes und des friedlichen Liebesdienstes ist nicht als chronologischer, sondern nur als logischer oder poetischer Gegensatz zu fassen; ganz ebenso verwendet er nachher den Gegensatz von Meer und Land in freiem Spiele: „was soll ich auf dem Meere, wenn keine Geliebte mit mir im Schiffe sitzt? das Land liefert ja hinreichende Schätze. Aber die Geliebte ist mir fern. Du weißt es, hohe Dione, daß mich kein Vorwurf trifft." Auch diese zweite Wendung des Gedichtes spitzt sich, genau wie jene erste, zu der Bethenerung zu, daß ihn kein Vorwurf treffe. Im dritten Theile redet er dann von den Qualen, die die Liebe ihm bereitet habe und noch bereite; „ich leide Qual, und vergähe sündlich, wie eine dürre Aige auf dem Herd. Du bist glücklich, der du Heilkräuter sammelt u.; mich jagt die Liebesgöttin durch unsichre Stürme. Aber ich habe diese Leiden nicht verdient; ich habe dich, o mein Licht! nicht als eine Betrogene verlassen, nicht schimpfliche Beute geraubter Schamlosigkeit davongetragen. Die Götter sind meine Zeugen; im Meere will ich untergehen, den stummen Fischen zum Fraß, wenn ich lüge." So spitzt sich denn auch der dritte Teil zu einer — und zwar der klarsten, bestimmtesten Bethenerung der sittlichen Keinheit seiner einstigen Liebe zu. Es ist offenbar, daß Stoy ihn von irgend einem abseuerlichen Vorwurf oder Verdachte geschrieben haben mußte, der hinsichtlich seiner geäußert worden, als habe er Claudia verführt und dann verlassen. Entrüßt weist Lottich diesen Vorwurf zurück; auf die innere Geschichte seiner Liebe läßt er sich — dem fernstehenden Bekannten gegenüber — gar nicht ein, sondern führt nur das Gedankenschema: ich habe im Friedensdienste der Liebe ebensowohl wie im Kriegsdienste gestanden, aber vorwurfsfrei, die Geliebte ist mir entrückt, aber ohne meine Schuld, ich leide durch sie und um sie schwere Qual, aber unverdient — in freiem, durchweg an die Mythologie sich anlehnbenden Spiele aus, um endlich mit jener sehr deutlichen Bethenerung zu schließen.

Wenn aber dennoch jemand noch zweifeln sollte, ob den Worten: „jezt, weil Friede ist" nicht ein chronologisches Datum zu entnehmen sei, welches unsre bisherige Chronologie über den Haufen werfe, den machen wir darauf aufmerksam, daß wir ja eine ganz bestimmte chronologische Angabe aus Lottichs eigener Feder besitzen. Bei einem bedeutsamen Ereignisse seines Lebens, welches wir alsbald werden kennen lernen, und welches nach ausdrücklicher Angabe 1552 zur Zeit des Passauer Vertrages sich ereignete, schreibt er (Eleg. II, 9), daß seit der Trennung von der früheren Geliebten „der sechste Winter verlossen sei." Das führt uns auf das Jahr 1546 zurück und bestätigt uns, daß in den Sommer 1546 der Liebesfrühling Lottichs, und in den darauf folgenden Herbst der Bruch fiel.

Neu war durch Stoy's und Hagens Briefe die alte Wunde aufgerissen, neu die Erinnerung an längst untergegangene selige Tage gemckt; da geschah, was ihm selber zuerst unglücklich und wie ein unheimlicher Spuk dünkte: die Gestalt der an der Elbe verlorenen Geliebten trat ihm an Gestade des mittelländischen Meeres entgegen — ihr Ebenbild, Zug für Zug! (Eleg. II, 9).

In Arabien einst, untern Sterne der Venns, entbrannt' ich,

Trug viel Leid, das ich — könnt' ich es — tilgte so gern.

Nun an Heiperiens Strand steh ich. Seit jene entrückt mir:

Sechs Jahrslänse bereits irr' ich von Lande zu Land.

Noch steht jene, so fern sie mir ist, mir klar vor dem Blicke,

Läßt an Apoll mich nicht denken, und nicht an mich selbst.

Und nun hat sich hier mir gefunden, am Ende der Erde,  
 Eine — von neuem krank hat mich die Liebe gemacht.  
 Was mich ergreift, nicht ist es die Schönheit; 's ist die Erinnerung,  
 Die sie mir weckt als Bild jener, die einst ich geliebt.  
 Gleich das Gesicht! gleich lieblich die Wang' und der reizende Busen,  
 Gleich sind Auge und Fuß, gleich ist das lockige Haar.  
 Weider Geplauder ein Kispeln, und beid' in dem Lenze der Jahre;  
 Gleich an Gestalt und an Wuchs, jene so zierlich wie die.  
 Süchtige Schen so hier wie dort, und ein edles Benchenen;  
 Zwillingsschwwestern fürwahr meinst du in ihnen zu schau'n.

Er erzählt, wie er ihr zuerst begegnet sei:

Au eines Hügel's Fuße, dem Kräuterbewachsenen, ging ich,  
 Von des Höl' du der See grünliche Fluten erblickst.  
 Vorbeern grünen um mich, und schattige Weiden und Ulmen,  
 Lud Salabregen\*), unarnt von dem befreundeten Wein.  
 Dort, mir halb noch verhüllt von den grünenden Zweigen und Ranken,  
 Las sie des Morgens früh Weilchen im thauigen Grund.  
 Als ich sie sah — ich erschrak; in ein Felsstück stand ich verwandelt;  
 Meine Geliebte im Ernst glaubte ich vor mir zu sehn.  
 Siehe, die gleiche Bewegung der Hand beim Pflücken der Blumen;  
 Selbst ihr weißes Gewand, völlig das nämliche war's.  
 Kehnlicher sehen sich nicht Goldregen und stämmiger Geißlee\*\*);  
 Dir nicht gleicher das Bild, das du im Spiegel erblickst.  
 Doch wie kam sie denn an diese entlegene Küste?  
 Woher kam sie? und wo lenkte die Reisende hin?  
 Ach, mich ersah die Furcht, daß sie, die Arme, gestorben  
 Und ihr Schatten es sei, der dem Entsetzten erschien.  
 Doch bald löste der graufige Wahn sich in heiteres Lachsal,  
 Als mir die Lust zutrug lieblicher Stimme Getön.  
 Denn auf schattigem Plage gelagert, sang sie ein Lied sich.  
 Als mein Ohr es vernahm, kehrte zurück mir der Mut.  
 War das Entsetzen mir doch durch alle Gebeine gefahren,  
 Daß ich in Angstschweiß stand, fröstelnd vom Kopfe zum Fuß.

Vier Monate seien seitdem vergangen, und er seitdem von der feurigsten Liebe durchdrungen; obwohl nun in Deutschland der Friede geschlossen sei (Der Passauer Vertrag 6. Juni 1552), so könne er sich doch weder jetzt schon zur Rückkehr dorthin, noch zur Reise nach Italien entschließen\*\*\*). Er bittet seinen (offenbar ebenfalls in Montpellier studierenden) Freund Renatus Heuer (an den die Elegie gerichtet ist), ihm zu helfen; aber nicht heilender Kräuter bedürfe es, sondern seiner Fürsprache. Daß Heuer das Mädchen und dessen Familie kannte, geht hervor aus den Worten:

Die ist's, die ja so oft ihr Freunde zu loben beflissen,

Wenn sie den schneeigen Fuß leicht in dem Tanze bewegt.

„Du kannst das Mädchen erweichen; ich verlange nicht einmal, daß sie mir ihre ganze Liebe schenke; ach ich bin zufrieden, wenn sie mir nur nicht ganz fremd bleibt. Wenn ich nur einmal an ihrer Seite in ihres Vaters Garten gehen dürfte! O wenn sie mir freilich einmal ein paar Küsse gäbe, dann sollte sie hochleben!“

Man sieht, daß das Mädchen (welches er bald, nach ihrem Gewande, tunicata, bald Callirhoe nennt) ein sittsames und ehbares war, welchem sich zu nähern unsern

\*) Im Original: lotos, d. i. celtis australis, Färgelbaum, provençalisch salabrego.

\*\*) Im Original: sisybrium und mentha, wofür wir kein Paar synonymmer deutscher Wörter haben. Daher mußte im Deutschen der Goldregen ausgesessen.

\*\*\*) Zur Zeit der „Weilchen“ — in Südranreich im März — sah er sie zum erstenmal. „Vier Monate darauf“, im Juli, konnte man in Frankreich schon Nachricht haben von dem Passauer Vertrag.

Lottich nicht leicht wurde. Indessen es gelang, und mehr noch: er fand volle warne treue Gegenliebe, und bald waren sie Bräutigam und Braut.

Clusius erzählt (Hag. p. 300) einen heitern Vorfall, wie sie einst in Prof. Rondolets Hause vermunnt erschienen, dann die Larve abnahm und den jungen Freund ihres Bräutigams, Clusius, zu einem Tausch aufforderte. Daraufhin richtete Lottich an Clusius ein allerliebstes scherzhaftes Gedichtchen: „Hätte ich dich nicht so lieb, so könnte ich dir böse werden, daß du mit ihr getanzt. Ich will hoffen, daß du mit deinem großen Barte“ (Clusius hatte kaum den ersten Flamm auf der Lippe)“ ihrem Rondolet nicht zu nahe gekommen bist! Suche du dir unter den Judenmädchen eine Tänzerin, und thue, wenn die Winde deinem Segel günstig sein sollen, so etwas nie wieder!“

In einer Elegie vom folgenden Jahre 1553, schreibt Lottich:

Hoffen ja durst' ich, — — — — —

Heiliges Ehestauds Bund froh zu besiegeln mit dir.

Hatt' ich ja schon das Gewand, das als Neuvermählte du tragen

Solltest, beschafft, und den Stein, dir zu beringen die Hand.

Und nicht minder hast du mich geliebt, du innig Verehrte!

Und von dem heiligen Glück fröhlicher Ehe geträumt.

Als ich es kund dir that, du Schönste, mit offenem Worte:

Führen, ach, müßte ich dich in ein entlegenes Land,

O da schwurest du mir, du werdest ein treuer Genosß mir

Sein, mir Stütze und Trost bleiben in jeglichem Leid,

Scheuest dich nicht vor dem schaurigen Frost und dem Boreas, . . .

Und warum: „hoffen durst' ich?“ warum: „vom Glück der Ehe geträumt? Alie die Erfüllung der süßen Träume aus? Ach, das letzte der angeführten Disticha heißt vollständig:

Scheuest dich nicht vor dem schaurigen Frost und dem Boreas, ob dir

Gleich durch Brust und Gebein lückisch ein Fieber sich stahl.

Und die erste Zeile:

Hoffen ja durst' ich, wärst, mein Schmerz, du am Leben geblieben —

Wahrlich, welche Art von Trübsal der unerforschliche Rat Gottes als Läuterungsfeuer über ein Menschenkind zu verhängen vermag — dem lieben armen Lottich ist keine erspart geblieben. Wenn Umland und Müdert\*) einen poetischen Wettstreit eingingen über die Frage, was das größte Leid sei, ob der Geliebten Treuebruch oder der Geliebten Tod — Lottich hätte aus herber Doppelerfahrung die Frage entscheiden können. Seine Klage, die er in obiger Elegie\*\*) an Rondolet anspricht, ist herzersehneidend, und doch wird man dabei an das Wort in Göthe's Tasso erinnert: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Er hatte sich auf einige Monate mit Daniel, Erhard und Konrad von Etiebar nach Avignon begeben. Dort weiland, erhielt er durch den in Montpellier zurückgebliebenen Clusius brieflich die Nachricht, seine Braut sei an einem hitzigen Fieber ernstlich erkrankt. Als — es war der zwanzigste Tag nach der Erkrankung — Clusius die Rückkehr nach Deutschland antrat, brachte er dem armen Freunde nach Avignon die Nachricht mit, daß die Kranke gänzlich bewußtlos sei und daß Rondolet und die andern „ersten Aerzte“ die Hoffnung aufgegeben hätten. (Clusius bei Hag. p. 302). Da gab Lottich seinem Schmerz Worte in folgender, an Rondolet gerichteten Elegie:

Trauer erblick ich vor mir und niemals endende Schmerzen;

Meiner Geliebten, o Gott! nahest das letzte Geschick.

Schöne, unzeitiger Tod des sich abkämpfenden Mädchens,

Schöne, ich fleh! In die Nacht zieht sie mich mit sich hinab.

\*) Fr. Müderts Gedichte, Erlanger Ausgabe, Bd. II, S. 202 ff.

\*\*) Sie ist in doppelter Bearbeitung vorhanden, die ursprüngliche von Tagen mitgeteilt p. 202 ff., dann für den Druck bearbeitet Kl. III, 3 (p. 76 ff.)

Geht sie unter, ach dann — dann meide ich Länder und Menschen,  
 Folge ins finstere Reich, in den elysischen Gain.  
 Mondolet, leb wohl! Ja, wär' sie zu retten gewesen,  
 Durch dein treues Bemühen wär' sie genesen, o Freund!

So lange sie lebte gesahen ihm Völker und Städte; sie war das Gestirn, das Völker  
 und Städte bestrahlte. Er gedenkt der seligen Tage seines Brautlandes:

Welchen im Wiesgrund sucht' ich, und Muscheln am Strande des Meeres,  
 Während sie an dem Arm mir als Begleiterin hing.

Der Ausgang steht bei Gott, fährt er fort, aber eine Ahnung, die nicht trägt, sagt ihm,  
 daß Sorge und Schmerz ihren Weg finden werden. Mit der Aufforderung an alle  
 Freunde, sie nach erfolgtem Tode durch würdige Bestattung zu ehren, und einen „Ruhe  
 sanft!“ schließt die Elegie in dieser ihrer ersten, aus dem heißesten leidenschaftlichsten  
 Schmerze geborenen Gestalt.

Es ist wahrhaft tröstlich und erquicklich zu sehen, wie in der, nach ihrem Tode  
 vorgenommenen Umarbeitung der christliche Leidensmut wieder die Oberhand gewinnt.  
 Den Anfang hat er unverändert belassen, versetzt also den Leser in die Stunde des be-  
 vorstehenden Todes zurück. Er erzählt von Vorahnungen und Vorbedeutungen, die  
 ihn vorbereitet hätten, und sagt dann: „Sie ist tot; umsonst sucht ihr mir es zu ver-  
 behlen, Freunde! Sie ist tot und all mein Hoffen nahm sie mit sich.“ Hier schließt  
 sich nun die oben mitgetheilte herrliche Stelle: „Hoffen ja darfst' ich“ an. Und dann  
 fährt er fort:

Und so wollte ich jetzt — wie gern! — dein treuer Begleiter —  
 Dürst' ich es nur — dir sein tief zu den Schatten hinab.  
 Aber du bist nicht unter den Schatten, du Erbin des Himmels,  
 Und kein Recht hab' ich, über die Sterne dir nach  
 Dorthin zu folgen, bis Gott mich von dieser verdüsterten Erde  
 Ruft, und der liebende Sohn, welcher sich unfer erbarnt.  
 Bis dahin, soviel mir der Jahre bestimmt, will ich trauernd  
 Leben, dem Tünblein gleich, das den Gefährten verlor.  
 Einsam will ich die Zeit auf idem Gebirge verbringen,  
 Dessen Gehänge betritt nimmer ein menschlicher Fuß.  
 Dort mein klagendes Lied soll rühren die Tiere des Waldes,  
 Dort dein Namen erschallt laut in der Stille der Nacht.  
 Mich nicht deckt zum Schläfe Gezweig, mich blühendes Gras nicht,  
 Und kein lauterer Quell stillt mir den brennenden Durst.  
 Trink' ich, so trübt sich das Raß von den Fluten der rinnenden Thräne,  
 Lieg' ich, gewährt mir nicht sanfterer Rasen die Ruh.  
 Du auch, wenn du als Staub noch der einstigen Liebe gedenkest,  
 Wirft sichtbar dich oft zeigen dem schwachtenden Blick;  
 Fester in Träumen noch wird dein liebliches Bild mich besuchen;  
 Reiche mir, Schattengestalt! dann die getreueste Hand!  
 Was doch begehrt' ich, der Thor? Nicht recht ist's, solches zu wünschen;  
 Dir sei heilige Ruh, Asche! und friedlicher Schlaf!  
 Dein Grabhügel ergrüne von Rosmarin und von Myrten,  
 Und dein schlummernd Gebein sei von der Liebe bewacht!

### Kap. 9. Der Galgen in Sicht.

Zwei Jahre hatte Lottich mit seinen Schülern und Freunden in Montpellier  
 studiert (Frühling 1851 bis Frühling 1853) da beschloßen sie mit einander nach Tou-  
 louse zu gehen, um dort ihre Studien fortzusetzen. Der Wunsch, den Laureruben in  
 andre Umgebungen zu bringen, mag zu diesem Entschlusse mitgewirkt haben. Lottich,  
 Marins und fünf andere — die Jüngeren blieben unter Bischofs Aufsicht in Montpellier

zurück — machten sich gegen Ende Mai \*) 1553 in Begleitung des Baseler Professors Jaak Cellarius, eines Stiefsohnes des Grynaus, auf den Weg, versehen mit Empfehlungsbriefen von Nonbolet und Scyronius an Toulouser Gelehrte; auch hatte ihnen Clusius einen Brief mitgegeben an einen Arzt in Narbonne, den er auf einer Reise nach Carcassone kennen gelernt. Denn über Narbonne führte sie zunächst ihr Weg. Sie fuhren am Strande westwärts auf südmich bewegter See, bis zum mons Setius, dem isolirten Berggücken, der sich von Fabregues südwärts bis Frontignau an die Küste erstreckt und hier zwischen dem Etang de Raguellonne und dem Etang de Thau ein Vorgebirge bildet. Diesen Berg hatte Lottich schon früher einmal, in der Fastenzeit, mit Clusius, Cellarius, Khetus und Marins von Frontignau aus, wohin er über den Etang von Raguellonne im Boote gefahren, bestiegen, und war Tags darauf über Miraveaux, „wo die Muskatellertrauben wachsen“, nach Montpellier zurückgekehrt. Die reiche Flora des Berges hatte schon damals seine Aufmerksamkeit erregt, und so besieg er denn auch jetzt mit seinen Reisegefährten denselben, und sammelte mit ihnen Cystusrosen und andere seltene Pflanzen, sowie am Strande Conchylien, Fische und Seepflanzen, deren Beschreibung nachher Clusius bearbeitet und herausgegeben hat. Von der Küste, die von Sümpfen durchschnitten weber Weg noch Ubdach bot, lenkten sie ab ins innere Land, und wanderten weiter westwärts, um irgendwo einen Ort zu finden, wo sie ihren Hunger und ihren brennenden Durst stillen könnten; denn die Hitze war glühend. Während sie nun nach dem ihnen unbekanntem Wege suchten, trat ihnen plötzlich ein wild und verdächtig aussehender Mensch entgegen, von dem sie nicht wußten, ob sie ihn für einen Bauern oder einen Räuber halten sollten, und bot sich ihnen als Führer und Gepäcsträger an. Der große Hitze halber, und da sie eines Wegweisers wirklich dringend bedurften, gaben sie ihm ihre Röcke zu tragen, und er unterhielt sich mit ihnen beim Weitermarche so harmlos und gemüthlich, daß jeder Verdacht schwand. In Nisse (?) am Faj de Loup, der als unsicher berüchtigt war, machten sie Mittag (prandium) und bezahlten auch für den Führer Speise und Trank. Unangefochten passierten sie die Tamariskenwälder und setzten ohne Unfall die Reise fort.

Als sich Narbonne in der Ferne zeigte, führte er sie von der, mittlerweile wieder erreichten Seelüste hinweg und an der Ande ein Stück landeinwärts; sie sahen bereits Schanzen und Befestigungen um sich her, stäubten sich ab, zogen ihre Röcke wieder an, und als sie an das Thor der Stadt kamen, blieben sie stehen, um verschiedene römische Inschriften, die da eingemauert waren, zu lesen. Das erregte den Verdacht des Wächpostens. Karl V. lag beinahe 1553—55 im Kriege mit Heinrich II. von Frankreich; kein Wunder, daß man in einer in solcher Nähe der spanischen Grenze gelegenen Festung gegen Spione auf der Hut war. Der wachthabende Officier verweigerte ihnen den Eintritt; da sie aber nach ihrem, mindestens fünfzehntündigen anstrengenden Marsch zum Tode erschöpft, nach Speise und Trank schmachteten, so willigte er endlich ein, ihnen das Thor zu öffnen unter der Bedingung, daß sie beim Gouverneur sich genügend auswiesen. Dorthin wurden sie escortiert. Cellarius, der des Französischen am meisten mächtig war, führte das Wort. Einer der Studenten, ein geborener Franzose, hatte die Uebrigen um Gottes willen gebeten, seine französische Nationalität nicht zu verraten. Mit einem Landesunterthanen — fürchtete er — werde man im Fall eines Verdachtes kurzen Prozeß machen. Der Gouverneur, ein Greis von königlicher Würde und königlichem Stolze, befragte sie, wer sie seien und woher sie kamen. Cellarius gab sich als Schweizer Professor kund; die Uebrigen seien studierende Deutsche aus Montpellier. Aus welchen deutschen Landen sie seien, war die nächste Frage. Da kam ihnen glücklich zu Sinn, daß Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Baireuth in des Kaisers Diensten bei Metz gegen die Franzosen sechte, und so zogen sie es denn vor, sich lieber für Sachsen, als für Süddeutsche anzugeben. Glücklicherweise befand sich in der militärischen Umgebung des Gouverneurs ein geborener Deutscher als Feldscher. Diesen rief

\*) In der Reisebeschreibung (El. II, 11) sagt Lottich: die Sonne, eben aus dem Eier in die Zwillinge tretend, habe gegläht wie wenn sie im Löwen stünde. In die Zwillinge tritt sie den 22. Mai.



der Gouverneur herbei, und nach kurzer Unterredung bestätigte derselbe, daß die verdächtigen Wanderer wirklich deutsche Mediciner aus Montpellier und ehrliche Leute seien. Nichtsdestoweniger öffnete und las der Gouverneur die Empfehlungsbriefe, die sie bei sich hatten, und selbst jetzt konnte er seinen Argwohn noch nicht überwinden, warum sie, statt ihren Studien obzuliegen, hierher an die spanische Grenze kämen; ihre Absicht möge doch wohl die sein, die Stadt und die Festung auszuspionieren und dann nach Spanien zu gehen. Besonders Lottichs männliche Gestalt und militärische Haltung erregte seinen Verdacht. „Und du willst auch für einen Studenten gehalten werden?“ fragte er; „du siehst mir eher aus, wie einer, der die Lanze als der die Feder getragen hat, eher wie einer, der das Schwert zu schwingen, als der Verse zu machen versteht.“ Bei diesen Worten, welche die in Lottich vereinigten Eigenschaften so in Gegensatz stellten, brachen die andern unwillkürlich in heiteres Gelächter aus. Das nahm der Gouverneur als ein Zeichen der Unschuld, entließ sie wohlwollend, und ließ sie in eine Herberge escortieren, jedoch mit dem gemessenen Befehle, keinen Schritt vor die Thüre zu thun. Darnach trugen die Tonmäden auch gar nicht das mindeste Verlangen. Sie ließen sich und dem sie begleitenden Feldscher und der Escorte Wein bringen, stillten ihren eigenen Durst und Hunger, legten sich nieder und schliefen wie die Hamster.

Und während sie ahnungslos in festem Schlafe lagen, brachen Unheil und Gefahr erst recht über sie herein. Der Führer, der sie geleitet — er nannte sich Longinus — verlangte draußen in der Küche in sehr gebieterischem Tone warmes Wasser zum Reinigen des Schuhwerks der Reisenden, und geriet darüber mit dem Wirt in heftigen Wortwechsel. Während dieses, ohne Zweifel von südländisch lebhaften Gästen begleiteten Streites entfiel ihm ein Schreiben mit fürstlichem Siegel. Der Wirt hub es auf, es zu betrachten; Longinus entriß es ihm, warf es in die Flammen des Herdes, und war im nächsten Augenblick entsprungen. Die Escorte setzte ihm nach; aber er war nirgends aufzufinden; er mußte mit den Vertlichkeiten sehr genau bekannt sein und durch Souterrains und Poternen das offene Feld gewonnen haben. Natürlich machte die Escorte sofort Anzeige beim Gouverneur. Das alles war geschehen, ohne daß die Schläfer eine Ahnung davon hatten. Am Morgen wurden sie wieder vor den Gouverneur geführt und jeder gesondert befragt, wer jener Führer sei, wie er zu ihnen gekommen, welche Wege er sie geführt. Ein jeder erzählte der vollen Wahrheit gemäß, und so stimmten ihre Aussagen aufs genaueste überein. Auch erklärten sie alle sich zum Schwure bereit. Der Gouverneur, noch immer höchst aufgebracht, sagte: „Wenn ich eures Gepädträgers habhaft werde, lasse ich ihn vor euern Fenstern aufhängen und werde aus euren Longinus eine longa linea (lange Linie) machen.“ Sie sollten augenblicklich nach Montpellier zurückkehren; wenn sie sich auf dem Wege nach Toulouse betreffen ließen, werde er jeden an einen Baumast knüpfen lassen.

Hätten sie die Briefe Mondolets und Scyronius nicht gehabt, ihre Lage wäre die ernsteste gewesen. Nicht lange darnach endete ein aus Spanien nach Montpellier zurückkehrender spanischer Student trotz aller Gegenbemühungen der dortigen Professoren am Galgen, bloß weil man bei ihm eine Zeichnung einer bei Aiguemortes neuerdings errichteten Schanze fand, die der Unglückliche nur zur Kurzweil ausgenommen hatte.

Unsre Wanderer, froh, auf solche Weise davonzukommen, nahmen die schnellsten Postpferde, die sie bekommen konnten, der Reisen satt, ventre à terre nach Montpellier zurück. Aus dem Studium in Toulouse war nicht geworden. Von Longinus vermuteten sie, er möge ein von Andreas Doria ausgesandter genueser Spion sein. Von Schweiß und Staub bedeckt, stieg Lottich, da er sich in solchem Aufzug bei Tage in Montpellier nicht zeigen wollte, in einem Wirtshause vor der Stadt ab, ließ seinen Freund Clavius herausholen, und erzählte ihm, in welcher Lebensgefahr er gewesen.

#### Rap. 10. Nach Deutschland und Italien. Kurzer Liebestraum.

Jeder neue Abschnitt in Lottichs Leben ist eine Geschichte neuer Schmerzen und Trauer. Vier Jahre, nachdem er sein Vaterland verlassen, im April 1854, lehrte er,

ein 26-jähriger junger Mann, in daselbe zurück\*). Die Reise an sich war ja herrlich und hochinteressant; sie sahen Romes, Arles, Marseille, reisten dann über Avignon und Lyon in die Schweiz, von Genf hinaus bis an den Rhonegletscher, und dann (wieder vom Genfer See aus) durch den Jura an die Aar (Bern?) und den Rhein (Bl. III, 1). Aber die Wunde, die Lottich jetzt im Herzen trug, war doch eine tiefere, wenn auch keine so bittere, wie jene, die er nach Frankreich mit hineingenommen. Nun sollte es aber an neuer Trauer nicht fehlen. Das nächste Ziel der Reisenden war Baden-Baden; da lag sein zweiter väterlicher Wohltäter, der edle Daniel von Stiebar, als Kurgast krank. In dem fürchterlichen Verheerungskriege, den Albrecht Alcibiades gegen die geistlichen Stifter geführt hatte, war Stiebar als Gesandter an den Markgrafen geschickt worden, um einen Friedensvergleich zu verhandeln; auf dieser Reise hatte ihn ein Schlagfluß getroffen, in dessen Folge die rechte Seite gelähmt blieb. In den Thermen von Baden suchte er Heilung. Dort fanden ihn seine Kessen mit ihrem Hofmeister als einen gebrochenen Mann.

Und wie fanden sie ihr fränkisches Heimatland? Als eine Wüste! Die Städte dem Boden gleichgemacht, die Burgen zerstört, die Ländereien verheert. Wie ihm das ins Herz schnitt, hat er in der ersten Elegie des dritten Buches ausgesprochen. Aber mehr noch; er fand seine Mutter nicht mehr am Leben.

Heimatlos nun irr' ich, und arm, und konnte der Mutter

Grab nicht sehen, das noch immer der Ehren entbehrt.

Arm! Sein inniger Wunsch war es, auch Italien zu sehen. Aber wie war das möglich? Hatte doch Daniel von Stiebar selbst durch jenen Krieg die schwersten Verluste erlitten! Und dennoch, sobald er (ohne Zweifel durch seine Kessen) mit Lottichs Wunsche bekannt geworden, gab ihm der edle Mann ein reichliches Reisegeld. Er verlangte von ihm keinen weiteren Gegendienst, als daß er zuvor (gegen Ende des Sommers 1554) eine Anzahl ablicher Schüler nach Leipzig geleiten solle; ein leichter und süßer Dienst; denn dort sah Lottich Melancthon und Camerarius wieder. In Sachsen fand er auch seinen geliebten Hagen und reiste nun im Herbst 1554\*\*) mit ihm und dessen Pflegebefohlenen, Bernhard von Thüngen (einem Kessen des Kapitelseniors Andreas von Thüngen) nach Italien, wohin kurz zuvor schon Marius abgegangen war. „Ueber Innsbruck und die Trienter Alpen“, schreibt Hagen, „stiegen wir in das ersehnte, herrliche Italien hinab, das an Gütern und an Uebeln der Natur so reich ist. Welche Freude, die rebenumrankten Ulmen zu erblicken!“ Ja, wer es Lottich vorausgesagt hätte, wie verhängnisvoll ihm Italien werden sollte!

In Verona besahen sie die Grabmale der Scaliger, das Grab Pipins im alten San Zenone, und das des Fra Castorius. In Padua gedachten sie des Livius, und sahen die Monumente des Cardinal Bembo, Lazarus Buonamico u. a. Von hier fuhren sie auf der Brenta nach Venedig. „Mit welcher Bewunderung, gute Götter! staunten wir hier alles an, eine neue Welt! Ein neues Reich des Neptun, königliche Schätze, alles voll Pracht; die hohen Paläste der Stadt ins Meer gebaut, die stolzen Heiligthümer der Götter — denn hier wird nicht bloß der Eine Gott verehrt, sondern als Himmlische gelten auch Marcus und Neptunus — die ehrwürdigen Klöster, die prächtigen Märkte, Rasenplätze, Häfen, die tausend Brücken, die engen Gassen, das vornehme stolze Geschlecht der Edlen, der bepurpurte Senat, die Kronen der, schon durch persönliche Majestät ehrfürchtgebietenden magnifici seniores (wie sie sich nennen), dazu die Räte und der Zauber des Meeres, die schnelle Bewegung der Gondeln, die vielen Inseln um die Stadt, die wunderbaren Gestalten auf dem Fischmarkt, die Kunst der Glasfabrication auf Murano, das ungeheure Arsenal, das einer Festung gleicht! Was soll ich sagen von der reichen, aus Constantinopel hierhergebrachten Bibliothek? Ich übergehe die wahrhaft schönen

\*) Br. an Camerarius v. 32 (sic! 22?) Rai 1554: Nos ante mensem Galliam reliquimus. (Hag. p. 266.)

\*\*) Den 2. Jan. 1555 schreibt er schon von Padua aus, und zwar nachdem er dort schon eine Zeitlang gewilt, an Camerarius (Hag. p. 266 f.)

Nymphen, die dies Reich Neptuns bewohnen.“ So spricht sich Hagen über die Eindrücke aus, die er mit seinem Freunde in der Lagunenstadt empfing.

Sie kehrten nach Padua zurück, hier den medicinischen und botanischen Studien obzuliegen und zugleich an diesem, für besonders gesund geltenden Orte sich an das italienische Klima zu gewöhnen. (Letzteres wohl, wenigstens für Lottich, eine unnötige Sorge; denn Montpellier liegt ungefähr in gleicher Breite mit Pisa!) Lottich war von Padua entzückt; dem Arnen, Schwergeprüften lehrte der Lebensmut zurück. Unter den Vorbeeren und Platanen im giardino Bembo zu wandeln, war ihm eine Lust; hier fanden sich immer gelehrte Männer ein, deren freundschaftlicher Verkehr ihn hob und erquickte. Die kühleren Abendstunden aber brachte er fast täglich im botanischen Garten zu. Botanischer Garten! damals eine Seltenheit erstes Ranges. Der zu Padua war, wie man weiß, erst zehn Jahre zuvor, 1545, angelegt. Wie gab sich da Lottich seinem geliebtesten Studium hin, dem der Botanik, in welchem seine beiden Nusen, die der Poesie und die der Medicin, einander die Hände reichten. Er war noch einmal glücklich, recht von Herzen glücklich. Auch an den interessantesten Ausflügen fehlte es nicht; er besuchte in Arquà das Grab Petrarca's, und machte mehr denn einmal mit seinen Freunden Hagen, Marius und Adolf Marolt botanische Excursionen in die nahen Euganeen. Dies merkwürdige vulkanische Gebirg, das, wie das böhmische Mittelgebirge, aus einer Anzahl isolierter schroffer Regal besteht, ist gleich jenem reich an mineralischen Quellen; die berühmtesten sind die fontes Aponi zu Vagnù, und sie versäumten es denn auch nicht, durch Bäder sich zu erquicken, wenn sie in die Euganeen kamen.

Aber diese schöne Zeit wurde durch ein neues Grausen unterbrochen. Die Pest brach in Padua aus und die Studierenden stoben nach verschiedenen Richtungen auseinander. Hagen begab sich mit Marolt und einem gewissen Konrad Ernst nach Venedig, Lottich hingegen mit Marius nach Bologna. Ein halbes Jahr später folgte ihm auch Hagen dorthin. In Bologna fühlte sich Lottich wo möglich noch wohler, als in Padua. Er war von einer werthwürdigen Elasticität des Geistes und Gemüthes. Mit altem Eifer gab er in diesem berühmten, mit gewaltigen Privilegien ausgestattetem Orte der Wissenschaft seinen Studien sich hin; hier hat er auch den medicinischen Doctorgrad erworben. So studierten viele Deutsche da, unter ihnen ein Original; er hatte den Spitznamen „der alte Adam“, eigentlich hieß er Verlieher, freilich wie *lucus a non lucendo*; denn das war eben seine Schwachheit, daß er Bologna zu verlassen sich nie entschließen konnte; er war immer noch der stud. jur. Verlieher aus Kitzingen, obwohl er ein hochbetagter Greis war. Er ließ lieber sein väterliches Erbe, im Betrage von 1000 Goldgulden, in Etiche, trotzte allen Bitten und Drohungen der Seinen, und lebte unverheiratet und mit Not und Hunger kämpfend in seinem geliebten Bologna. Als „Vater oder Curator der deutschen Studenten“ stand er bei diesen in hohem Ansehen.

Lottich fühlte sich wohl und glücklich. Sein Lebensmut war zurückgekehrt. Und da geschah es nun aus irgend einem Ausfluge (noch im Sommer 1555), daß er das Mägdlein sah, das noch einmal die Flamme der Liebe in seinem Herzen entfachte. Niemandem wird es einfallen, einem jungen Manne, der den Schmerz gehabt, eine geliebte Braut durch den Tod zu verlieren, einen Vorwurf zu machen, wenn derselbe später eine andere Verbindung eingeht. Ist ja doch eine zweite Ehe erlaubt. Am waren freilich bei diesem Liebestraume die Dinge von vornherein so gelagert, daß einer ernstlichen Verbindung sich Hindernisse von allen Seiten würden entgegengethürmt haben. Es war ein Traum, der beim Erwachen zerfiel, sodah denn in der That ein und dieselbe Elegie (III, 5) uns Anfang und Ende dieser Liebesgeschichte berichtet.

„Der zweite Sommer ist auf den Winter, und dann wieder der Winter auf den Sommer gefolgt, seit ich den frühen Tod meines Mädchens und die in Frost erstarrte Hoffnung des Ehestandes beweihe. Sorgue und Durance, wo sie ihren Lauf mit dem des Rhone vereinigen“), sind meine Zeugen; dort habe ich den Grabhügel errichtet, die

\*) Die Durance sowie die kleinere Sorgue münden bei Avignon in den Rhone. Dort hatte er, wie wir uns erinnern, durch Cyprian mündlich die Nachricht von ihrem unmittelbar bevorstehenden Tode erhalten. Wenn er fortfährt: „Dort habe ich ihren Grabhügel errichtet (*illuc constitui tumulum*) und

Manen angerufen; dort viele Tage vor dem Grabe gefessen und der Asche Treue gelobt, und daß ich ohne Liebe bleiben wolle bis an mein letztes Ende.“ Das war nun eben leichter gelobt als gehalten. Schon von Padua aus klagt er (El. III, 4) dem Georg Sabinus, daß er „in Liedern des Vaterlands Weh und sein eignes Beklage, und gar oft mit trauernder Hand das Auge wische, und daß trotzdem die Liebe Angriffe auf ihn mache, und, wie eine Pest, nicht weichen wolle, so oft er sie auch von sich schiebe; seine Vernunft, ob sie sich auch die höchste Dürz zum Platz erkoren, sei doch nicht stark genug, die Flammen zu löschen. Die größte Hitze und den herbsten Frost habe er in seinem Leben ertragen; nur dies Feuer Amors vermöge er nicht zu besiegen.“ In den Euganeen (das geht aus der folgenden Elegie hervor) hatte irgend eines Mädchens Anblick ihn zu bezaubern angefangen, und er kämpfte, seines Schwures eingedenk, gewaltsam dagegen an. Zu irgend einem Liebesverhältnis kam es dort auch wirklich nicht, da die in Padua ausbrechende Pest ihn nach Bologna verschleuderte. Hier aber begann der Kampf von neuem. Eine poetische Natur, war Lottich mehr als mancher andere empfänglich für den pathetischen Reiz sinnlicher Liebe, den die Erscheinung eines unschuldvollen ideal-schönen Mädchens auf ihn zu üben vermochte. Es war keine Dame, geschweige eine Bühlerin; ein schlichtes Landmädchen war es, — wir denken: mit einem jener Madonnengesichtchen und jenen tiefen, seelenvollen Augen, wie sie gerade unter dem Landvolk Italiens uns so häufig begegnen. Er traf sie auf einer Wanderung in die Apenninen und mag ein paar freundliche Worte mit ihr gewechselt haben, und nun ging ihn das liebliche Bild nach und ließ ihn nicht mehr los. Je gewaltsamer er dagegen ankämpfte, desto gewaltiger wuchs die Flamme.

Nun entzündet in mir die Liebe verloschene Flammen;

Amors Fadel versengt neu mich mit schmerzlicher Glut.

Schont und vergeht, ihr Seligen, mir; du, beste der Jungfrau'n,

Schöne des Armen, und nicht rufe mir Rache herab.

Was einem theuern Grab nur immer erwünschtes und liebes

Kounte geschehen, es ward alles dem beinen zu Teil.

Was von dem Leben mir bleibt — nichts schwindet so schnell, wie die Jahre —:

Möge (so will's die Natur) Jugend der Blüte sich frei'n.

Jürne mir nicht, daß ich nun ablege die Trauergewande

Und mit der Myrte Gesecht kränze die Locke mir neu.

Apenninus, der du das Haupt, mit ergrünenden Eichen

Und Wachholder gekrönt, hoch in die Lüfte erhebst,

Auf die gesegnete Flur der ämilischen Küste herabschauft

Und der Felsinischen \*) Stadt edle Paläste erblickst,

Du bist Zeuge, du bist der Genosse des sehnennden Herzens;

Du auf grünendem Joch hütest den köstlichen Schatz.

Dort auf heimischen Höhen verlebt die Geliebte die Tage,

Weidend, die ländliche Maid, wollige Herden im Thal.

Sie — was keine vermocht von den Euganeischen Nymphen —

Sie hat den Sinn mir geraubt, sie mir genommen das Herz.

Sie zu entdecken, verfolg' ich in einsamen Wäldern die Spuren,

Lasse die Städte zurück, schweisend in Fluren und Feld.

„Sagt, ihr Hirten des Viehs, am erhabenen Haine gelagert,

„Sagt, ob an diesem Gehäng hütet der Herde die Maid,

„Sprecht: ist dieses der Quell, an dem sie die Glieder erfrischt?“

„Dieses das Wäldchen, zu dem Grotten sie flieht vor der Glut?“

Und da wiesien sie mich, die gefälligen Burtschen, aus Ufer,

Dort wo des Panaro Flut klar die Gesilde beströmt.

viele Tage vor dem Grabe gefessen“, so ist dies eine poetische Intuition, worin ihm Avignon, der Ort seiner Trauer, mit Montpellier, dem Ort ihres Grabes, in Eins zusammenfällt. In Avignon weisend, hat er im Weist an ihrem Grabe zu Montpellier gefessen.

\*) Felsinea, Beiname von Bologna.

Dort ja trug sie zuerst ihr Auge dem meinen entgegen,

Auge, das leuchtender mir hat, als die Sonne, gestrahlt.

Also ein schlichtes, aber wunderbar schönes und liebliches Hirtenmädchen war es, das er bei einer Excursion im obern Thale des Panaro, ein paar Meilen westlich von Bologna, traf, und dessen Bild ihn verfolgte. Er hatte ja seine frühesten Knabenzeit bei Dirten verlebt; die Erinnerung an das Paradies der Kindheit mochte aufwachen und ihm die Täuschung vorkaukeln, daß jenes Hirtenmädchen ihm Grunde seine unpassende Wahl für ihn sein würde. Daß er denn doch mittlerweile ein anderer geworden, ließ der Zauber der Liebe ihn vergessen. Er wanderte also wieder hin; er erfragte sie, und ward nicht nur um ihre Liebe, sondern mit dem ganzen sittlichen Ernste, der ihm eigen war, um ihre Hand.

Soll ich erzählen, wie oft ich in nächtlicher Wanderung hinging,

Ob sie mit günst'gem Bescheid könne begegnen dem Gram?

Aber außer dem klaffenden Standesunterschied stellte sich solch günstigem Bescheid noch ein anderes, weit mächtigeres Hindernis entgegen. Daß die italienische Hirtenfamilie ihre Tochter keinem deutschen Kezer geben werde, hätte Lottich sich voraussagen können.

Aber — o Einsalt! — sie, abhold solch irdischen Wünschen,

Im jungfräulichen Chor wählet sie lieber zu stehn.

Einem Gemahl zu entgehn, hat sie keuschem Gelübde geweiht sich

Schon ist das goldene Haar weiß von dem Schleier umwallt,

Zeuge müßt ich es sehn, als vor dem Altare sie kniete,

Und ihr rosiges Kleid tauschte mit schwarzem Gewand,

Als sie den Schwestern gab und der liebenden Mutter den letzten

Kuß, und die Zelle betrat, die sie für immer verschließt.

Sei es, daß sie zuvor schon, ehe Lottich sie sah, dem klosterlichen Leben bestimmt war — sei es, daß sie ihrerseits seiner Werbung nicht abgeneigt gewesen wäre, aber durch Eltern und Priester im Gewissen geängstet, zum Schleier ihre Zuflucht nahm — genug: für Lottich ging jede Hoffnung auf sie schnell und bestimmt genug unter. Er hatte nicht nur eine Ungetreue, nicht nur eine durch den Tod ihm entrißene Braut, sondern nunmehr auch eine ins Kloster gezogene Geliebte zu betrauern. Wer wollte ihm nicht von Herzen wünschen, daß er in sein Vaterland zurückgekehrt, endlich im Besitze eines würdigen Weibes glücklich werden möge?

(Schluß folgt.)

## Berthold Auerbach.

Von Otto Krauss.

### I.

Am 8. Februar 1882 ist Berthold Auerbach kurz vor Vollendung des siebzigsten Lebensjahres gestorben. Die antichristlichen Blätter haben die Meinung zu verbreiten gesucht, als sei Auerbach's Tod eine Folge der s. g. Berliner Judenhege gewesen, aber die „Germania“ hat im Gedanken an die siebzig Jahre mit Recht auf die „geistigen und körperlichen Anzeichen“ hingewiesen, welche schon lange vermuten lassen mußten, „daß die Naturgesetze von Auerbach bald ihren unerbittlichen Tribut einfordern würden.“ Schon ein Jahr vorher war Auerbach, wie der bekannte Karl Braun von Wiesbaden nach einem Dinner bei Langlet (Berlin) der Augsb. Allg. Ztg. berichtet hat, „ein kranker lebensmüder, gebrochener Kreis.“ Sein Tod giebt nicht nur dadurch Veranlassung, ihn

in einem besonderen Artikel zu besprechen, daß mit ihm ein viel gelebener Schriftsteller abgeschlossen ist, sondern die Behandlung, welche dem Toten in gedruckten und gesprochenen Lobreden geworden ist, bildet einen Gradmesser für die Höhe, welche der Cultus des Genies, die Vergötterung des Menschen in unseren anchristlichen Kreisen schon erreicht hat, und liefert somit ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Bei Auerbach's Tode konnte man allerdings auf eine besonders ausgedehnte Feier rechnen, da er nicht nur Jude und als solcher liberal, sondern auch Freimaurer war.

Schon am 9. Februar begannen in den liberalen Zeitungen die Totenlagen. In Cannes sagte Prof. Dr. M. Lazarus am Sarge Auerbach's: „es wird als ein Nix in der deutschen Volksseele empfunden werden, daß V. Auerbach ihr entrissen ist“ und „niemals hat es vielleicht in Deutschland vor und neben Auerbach einen Dichter gegeben, der so sehr, so lange Jahre, in so weiten Kreisen — von den höchsten an Rang und Geist bis zu den schlichtesten — ein Liebling gewesen; einen Dichter, der so viel gelesen und so viel geliebt wurde; einer, dessen Schriften deshalb eigentliche Volkschriften geworden waren.“ Und weil Auerbach leptomöglich angeordnet hatte, daß seine Leiche auf dem jüdischen Totenhof seines Geburtsdorfes Nordstetten im württembergischen Schwarzwald, also in der Heimat bestattet werden sollte, darum konnte der genannte Professor den sublimen Gedanken nicht unterdrücken: „aber ein deutscher Dichter hat nur eine Geburtsstätte, dann einen Wohnort, aber keine Heimat, keine Stätte und keine Gemeinde, mit der er verwachsen, in der er selbgenurzelt ist. Er kann den Wohnort wechseln; er gehört keiner Stadt, keinem Stamm; er gehört dem Volke als Ganzes (als Ganzen?) an.“ — Die „Nationalzeitung“ vom 9. Febr. hat sich von Karl Frenzel schreiben lassen: „Keinen Ort im Vaterlande wird es geben, in dem diese Trauerkunde nicht das Mitgefühl und das Bedauern erwecke und die allgemeine Trauer, der Verlust, den die Nation erlitten, verjährt gleichsam den besonderen Schmerz.“ Und Friedrich Bodenstedt läßt in seiner „Täglichen Rundschau“ den Stammesgenossen Moriz Gumbinner am 14. Febr. sagen, daß man den 28. Febr. „recht eigentlich als ein Fest des deutschen Volkes für den deutschen Dichter“ habe feiern wollen. „Morgen aber, wenn sie seine körperliche Hülle betten in heimischer Erde, wird das dankbare Vaterland, werden alle, welche Sinn für die höchsten Güter der Menschheit haben, ihm das Zeugnis geben, daß sein Wunsch erfüllt ist, daß sein Streben reiche Früchte getragen hat und segensreich fortwirken muß! Sein Name als treuester Sohn seines deutschen Vaterlandes, als einer seiner gottgebenedeten und leuchtenden Dichter wird fortleben in Segen, so weit die deutsche Zunge klingt und warme Herzen sich lagern für Erkenntnis und Empfangnis deutschen Culturlebens.“ —

Am Grabe Auerbach's hat dann am folgenden Tage Professor Röstlin von Tübingen von dem Verstorbenen gesagt, daß er der Nation, dem Volke, der Menschheit angehört habe. Tübinger Studenten sangen Integer ritas scelerisque purus. Der Rabbiner Silberstein von Württemberg nannte den Toten einen „Fürsten im Reiche des Gedankens“, daneben auch „einen treuen Sohn Judas“ und sprach die Ansicht aus, daß man aus seinen Schriften „Lobung und Erquickung, Erhebung des Geistes und Läuterung des Gemüthes, Weisheit und Heiligung“ geminnen könne. Endlich hielt der alte Bischof eine große Lobrede, in welcher er den verstorbenen Landmann den Schöpfer der lebenswahren deutschen Idylle und einen Denker genannt hat, der bis in jene reinen Regionen gekommen sei, „wo der Gedanke in seiner bildlosen Gestalt sich zu schaffen und zu schöpfen verpflichtet ist.“ Und ohne an den Geburtstag des Dichters zu denken sich und schöpfte sich bei Bischof der Gedanke: „Witten in der Arbeit ist Dein Leben entzweigesehritten, viel zu früh für uns, viel zu früh für die Nation, aber Gott sei Dank, nicht so früh, daß Du nicht Deinen Ruhm hättest erleben und sehen dürfen, wie Deine Arbeit wirkt und fortlebt im Geiste des Volkes.“ — Am 26. Februar beging die Freimaurerloge „Zur aufgehenden Morgenröthe“ in Frankfurt a. M. aus Anlaß des Todes Auerbach's — denn die letzte Trauerloge ist 1863 gehalten worden! — eine Trauerfeier zum Gedächtnis der in den letzten neun Jahren gestorbenen Brüder. „Die Arbeit — so berichtet „die Bauhütte“ — wurde von dem Mr. v. St., Bruder (Dr.) Jakob Auerbach (einem Vetter des gefeierten Dichters), unterstützt von den Aufsehern,

Vrn (Dr.) Brüll und Teblée, geleitet, am Nebertisch befand sich Dr. Fritz Auerbach, ein Sohn des Wlrs. v. St." Mehr als 100 Brüder waren bis Berthold Auerbachs Tod gestorben, „unter ihnen der letzte lebende Mitspieler der Loge, Br. Nathan Hanan, vier Wlrs. v. St., die Vrr. Michael Wanhann, Dr. Heinrich Schwarzschild, Dr. Jakob Weil und Salomon Kurz." Vauter Juden! — Fritz Auerbach „entrollte in mächtig ergreifender Rede das Charakterbild des berühmtesten Sohnes der Loge, Br. Berthold Auerbach, vor den mit hohem Interesse lauschenden Vrn." Der Jude und Dr. Jakob Rosenhayn hatte eigens eine „Elegie“ zum Andenten des Dichters componiert. Aus der Rede des Fritz Auerbach (Banhsitte Nr. 20 v. d. J.) heben wir hervor, daß Berthold zunächst ein Dichter war. „Auch seine Stirne hatte der Genius geküßt und ihn erfüllt mit dem heiligen Feuer. Er war ein schaffender Geist, ein Bildner des Wortes, ein Mehrer des Geistesreiches der Nation. Eine neue Saite hat er angeschlagen, deren Ton fortklingt durch das deutsche Volk und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinans. Andere nach ihm haben dieselbe Saite berührt, aber schwerlich ist sie unter dem Griff eines anderen so hell und rein erklingen, schwerlich hat ein anderer den Ton so treffend verstanden, den seine Hand ihr zu entlocken wußte.“ — Mit großer Redheit — um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — wird dann B. Auerbach der Schöpfer der Dorfgeschichte genannt und dabei eine Verzeile von Freiligrath citirt, die einem Gedichte angehört, in welchem ganz richtig im Anschluß an Jung Stilling's Jugendgeschichte, Pestalozzi's „Einhard und Gertrud“, Brentano's „Geschichte vom braven Casperl und dem schönen Annerl“ und Zimmermann's „Oberhof“ zu Auerbach gesagt wird:

„Als Fünfter er nun gefelßt Du Dich zu dießen,  
Die treu geschildert einfach kräft'ge Sitten.“

Dann heißt es, daß Auerbach sich „in die Seele des Volkes hineinzudenken und hinein-zuleben wußte,“ wozu dann in schönster Confusion der andere Satz gehört: „doch blieb er meist und insbesondere in seinen größeren Werken ein subjectiver Erzähler. Mit dem Besten was er dachte und fühlte, stattete er die von ihm selbst erschaffenen Gestalten aus. In seine Lieblinge legte er ein Stück von seinem eignen Selbst.“ So soll er denn ein Volksdichter geworden sein, der für das Volk dichtete und den Bauernstand als die Grundlage unserer nationalen Existenz darstellte. „So dient seine Dichtung dem vorwärtsdrängenden Geiste der Zeit; so wirkt er volkserlösend und volksbefreiend.“ „Der Dichter sollte der Lehrer des Volkes sein, er sollte Gedanken hinaustragen, damit sie sich im Volksgeiste verfortern und zu Thaten werden. Er sollte erziehlisch und veredelnd wirken.“ Schade daß der Bruder Redner nicht dem Bruder Berthold von Regens-burg und seinen vielen Tausenden von Zuhörern dem veränderten Zeitgeiste gemäß den Bruder Berthold von Nordstetten und seine vielen Tausende von Exemplaren an Dorf-geschichten und Romanen zur Seite gestellt hat! — „Einen Geisteshelden hat das Vater-land an ihm verloren. — Er hat gelebt für sein Volk und gelebt für die Welt und gelebt für die Menschheit.“ Daß Auerbach auch für sich gelebt hat, soll damit wohl nicht ausgeschlossen sein. Wenigstens sagt die Germania, daß er sich wie Spielhagen, „der bedauerlichen, aber gewinnreichen Sitte“ gefügt habe, „die Romane zuerst zerhackt in Zeitungsfenilletons an den Mann oder vielmehr an die Frau zu bringen.“

Auch zu Marne in Holstein haben die Brüder neben dem Prinzen Friedrich der Niederlande und dem Geheimrat Dr. Müntzschl, den „gottbegnadeten Reifer der f. R. in Wort und That,“ den Bruder Berthold Auerbach gefeiert, „der freilich keine so bedeutende Stellung in der Loge und im Bunde eingenommen, wie die obengenannten, der aber trotzdem doch viel gethan für Verbreitung echt humaner Gesinnung, der den Funken reiner Menschenliebe in manche Brust gepflanzt, der Tausende begeistert zu den heiligsten Gefühlen, zu den edelsten Entschlüssen.“

Von sonstigen Veranstaltungen im Interesse des Geniecultes erwähnen wir noch die Anfangs März zu Berlin im Handwerkerverein begangene Totenfeier B. Auerbachs, wobei Kömmerstein den Prolog und sein Stammesgenosse Eduard Lafer die Gedächtnisrede gehalten hat. Die letztere hat über eine Stunde gedauert und ist ohne Zweifel

höchst geistreich und anspruchslos gewesen. Nach der Berliner Montagszeitung (Nr. 13) fanden die zum Gedächtnis für den leider zu früh Dahingegangenen bedeutendsten neuzeitlichen Romanbildner Deutschlands — für B. Auerbach veranstalteten Solennitäten den würdigsten Abschluß in der vom Verein „Berliner Presse“ am 26. März im Festsaal des Rathhauses begangenen Tranerfeierlichkeit. Dabei hat der königliche Domchor (!) gesungen: „Siehe, wie dahinstirbt der Gerechte“ und so an seinem Teile „die allgemeine Stimmung andachtsvoller Weihe“ in großartig toleranter Weise erhöhen helfen. In der Tranerede wurde mitgeteilt, daß „die düstere Ahnung Auerbachs, welche bei den ersten Regungen der Antisemiten-Gay ihn ergriff, daß er diesen Seelenschmerz nicht überleben könne“ leider nicht getragen habe. Auch wurde Auerbach zu den „großen, unsterblichen Heroen“ gerechnet. — Mit dem Seelenschmerz muß es nicht so arg gewesen sein, denn Karl Braun von Wiesbaden erzählt von jenem Diner bei Langlet, er habe dem Freunde Auerbach die trüben Gedanken an der Hand seiner (Brauns) eignen Lebenserfahrungen und zuletzt durch einen Hinweis darauf, daß eine körperliche Jüchtigung der Antisemiten-Führer ganz am Orte sein würde, mit solcher Wirkung versehen, daß der dinierende Dichter herzlich gelacht habe. Wer Auerbach nur dem Bilde nach gekannt hat, kann sich denken, daß ein so wohlgenährter Mann nicht durch die Sentimentalität eines Seelenschmerzes ums Leben kommt. Wer aber Auerbach nicht einmal dem Bilde nach kennt, hat nur nötig die etwa vierzig Bände seiner Schriften zu lesen, um nach Karl Frenzel zu einem Porträt des Dichters zu gelangen. „Aus Auerbachs Schriften wird sich auch für die, welche ihn nicht persönlich gekannt, sein Bild in ungefähren Umrissen so erheben, wie er noch vor kurzem vor uns gestanden: eine gedrungene Gestalt, mit leuchtenden Augen, weiß an Haar und Bart, von fern an einen Mann des Balbes gemahnend, mehr von sinnigen und festhaltendem, als von schwärmerischem Ausdruck — ein Etwas, was nun für immer aufgehört hat, in unserem Sinne des Wortes, zu sein.“ Wie sich dieses „Etwas“ körperlich entwickelt hat, darüber gibt uns das für die Feier des 70. Geburtstags verfaßte „Gedenkblatt“ (Berlin A. B. Auerbach 1882, 104 S.) reichliche Auskunft. Der nicht uneben geschriebenen Lebensskizze von Eugen Jabel sind nicht weniger als sechs Bildnisse Auerbachs beigelegt. Das erste aus dem Jahre 1832, in Stuttgart aufgenommen, zeigt uns den mit dem ersten Bartanfang ausgestattetem Studiosus; das zweite Bildnis aus dem Jahre 1839 stellt den aufstrebenden Schriftsteller dar; das dritte, von Julius Häbner gemalte Bild aus dem Jahre 1846 zeigt zuerst den zweifellos jüdischen Typus in Auerbachs Physiognomie. Dieser Typus ist wesentlich gemildert in dem hübschen in Dresden von Fr. Sonne gemalten Bilde von 1854, während das zehn Jahre später von W. v. Kaulbach in Berlin und das 1878 ebenfalls in Berlin gefertigte Porträt das heranrückende Alter erkennen lassen. Auerbach muß sich gern im Bilde gesehen haben. In ziemlich starkem Gegenlatz zu dieser Bilderammlung steht das bis jetzt bekannt gewordene biographische Material. Wir haben nur folgendes zusammenstellen können.

Berthold Auerbach, als Sohn jüdischer Eltern am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im württembergischen Schwarzwald geboren, besuchte, zum künftigen Rabbiner bestimmt, zunächst die Talmudschule in dem benachbarten Gehdingen. Von da kam er auf die Gymnasien in Karlsruhe und Stuttgart. Um Jurisprudenz zu studieren ging Auerbach nach Tübingen. Schon in Karlsruhe hat er den Rabbiner aufgegeben. Aber auch die Rechtswissenschaft sagte ihm nicht zu. Er trieb bald nur noch philosophische und historische Studien, wobei David Friedrich Strauß einen wesentlichen Einfluß auf ihn übte. Vurschenschaftliche Bestrebungen zogen ihm 1835 einige Monate Hohenasperg zu. In München hörte er Schelling, in Heidelberg Danb, Schloffer u. a. In Heidelberg erschien 1836 seine erste Schrift „Das Judentum und die neueste Litteratur“, in welcher er seine Glaubensgenossen vom Vorwurf zu befreien suchte, als ob die Juden Feinde der christlichen Religion und Deutschlands seien. Damals waren die jüdischen Schriftsteller nur latente Gegner des Christentums. Bis zu welchem Grade von Frechheit die jüdischen Gelehrten unrer Tage dem Christentum den Krieg erklären, darüber hat sich Prof. Franz Delitzsch kürzlich in seiner Schrift „Christentum



und jüdische Presse. Selbsterlebtes“ des näheren ausgelassen. Diese hochmütigen und frivolen litterarischen Spötter stehen übrigens im schärfsten Gegensatz zu B. Auerbach, der vor dem Christentum stets eine gewisse Hochachtung gehabt hat. — Die „geziert, in einem pitant sein wollenden und mit Fremdwörtern überladenen Stile“ abgefaßte Erstlingschrift ist übrigens nicht in die Gesammelten Werke Auerbachs aufgenommen worden. Noch während des unfreiwilligen Aufenthaltes auf dem Hohenasperg schritt Auerbach zur Ausführung seines Planes, unter dem Titel „Das Ghetto“ Sittenschilderungen aus dem inneren Leben der Juden in verschiedenen Zeiten und Orten zu veröffentlichen. Zunächst erschien, wesentlich beeinflusst von dem kurz vorher erschienenen Leben Jesu von D. F. Strauß, der Roman „Spinoza, ein Denkerleben“ (1836). Hier wird wie von Strauß, der den Vers. auch seinen „Bruder in Spinoza“ nannte, schon ganz der Cultus des Genies an die Stelle der vermeintlich zu Ende gehenden positiven Religionen gesetzt. Bis 1871 hat dieser philosophische Roman sieben Auflagen erlebt, ein Erfolg, der zu dem Werte dieses Wertes in keinem Verhältnis steht. Auerbach wünscht seinen Lesern „den Segen der Erhebung.“ Was es mit dieser Erhebung auf sich hat, läßt sich schon aus einigen Kapitelüberschriften abnehmen: *Mosca, Talmud und Latein, der Kabbalist, der Lucianist, Cartesianer, das Unausgesprochene, Pantheismus, Nitrosolimus u. i. w. Baruch Spinoza, der Sohn eines scheinbar Christ gewordenen spanischen Juden und einer aus Liebe zu ihrem Bräutigam jüdisch gewordenen Mhamedanerin, ward „der Sohn der Menschheit.“ „Der Geist des Lebens, der Geist Gottes erfaßte ihn und trug ihn hinweg über alle Schranken und hielt ihn fest und frei in wonniger Schwelbe.“* Nachdem der junge Jude Latein gelernt und sich einestheils in das Neue Testament, andertheils in die Kabbala vertieft hat, entdeckt er eines Tages, daß er nicht mehr beten kann. — Dr. van den Ende, sein Lehrer in den classischen Wissenschaften, ein plumper, roher Materialist (des 19. Jahrhunderts), beruhigt ihn: „Was soll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das gestehen auch die Halbvernünftigen, daß es widersinnig wäre, wenn sich Gott etwas von uns einflüstern ließe; sodann sagt auch schon das Sprichwort ora et labora; also das Ganze ist, um unsere von Schmerz und Kummer zerknüete und verwirrte i. g. Seele wieder aufzurichten und zu sammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapitel aus der Logik oder Physik, so ist es geradezu gut; darum betrübt euch nicht, daß ihr selbständig geworden seid, laßt den Kopf nicht hängen und seid lustig und guter Dinge, ich bin es auch und habe seit mehr als 20 Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß sie nicht die schönste Lebenszeit mit unnützem Krimskrans vergeuden sollte.“ Die Tochter des Dr. van den Ende unterrichtet während des Vaters Abwesenheit den jungen Baruch, welchem sie übrigens „im Namen des Aristoteles, Bacon und Cartesius“ den Namen Benedictus beilegt, außerdem einen jungen Hamburger, der lutherisch ist. Da sie selbst der katholischen Kirche angehört und mit dem reformierten Gesandten Oldenburg auf vertrautem Fuße steht, so vereinigt sich diese Gesellschaft zu einem Kreise, „der alle Religionsunterschiede in sich aufnimmt und versöhnt.“ Das ist jedoch nur graue Theorie, denn wie sich zuletzt um des Lebens goldenen Baum der Ehe zwischen Spinoza und Olympia, der Doctorstochter, handelt, ist der Religionsunterschied ein impedimentum dirimens. — Für einen philosophischen Roman versteht es sich von selbst, daß die Liebenden sich in entseßlichen wissenschaftlichen Deductionen ergeben, die um deswillen nicht genießbarer werden, weil sie den nachmals von Auerbach übersehten lateinischen Schriften des wirklichen Spinoza entnommen sind. Baruch führt die gelehrte Olympia in die „Euregionen der metaphysischen Betrachtung, wo keine Blume mehr sproßt, kein Vogel mehr singt und alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt ist.“ „Gott — Geist und Materie, Denken und Ausdehnung im All sind nur zwei besondere Aeußerungsarten des einen und desselben Wesens.“ „Ist also Gott?“ fragt Olympia. „Nur Gott ist.“ „Nichts ist, was nicht in ihm und aus ihm ist, alles was geschieht, thut er, alles was ist, ist er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche ist stets dasselbe.“ „Gott hat die Welt in sich und ist in ihr, Gott und die Welt sind gleich ewig.“ Zu diesem erhabenen klingenden Konfess fügt Spinoza, nach der sittlichen Verantwortlichkeit gefragt,

den weiteren Uffinu: „Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden ist — ist er nicht zu entschuldigen, (!) und doch thut man recht daran, wenn man ihn brennt; wer seine Begierden nicht bezähmen und nicht aus Achtung vor dem Gesetze (!) bewyngen kann, ist wegen seiner Schwäche zu entschuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntnis der Liebe Gottes — die allein die wahrhaftigen Güter sind — sich nicht erfreuen, es liegt in der Notwendigkeit, daß er zu Grunde gehe.“ Die Consequenzen in Amsterdum haben mit Recht in dieser Weisheit des jungen Rabbi weniger Producte des in den Eioregionen der Metaphysik eingefrorenen Verstandes als einen Uffsturz aller Moral erblickt und den standhaften Kämpfer für die Freiheit des göttlichen (Spinoza) Gedankens erst mit drei Monaten kleinem Bann und dann mit solennier Hin- ausstoßung aus der Synagoge bestraft. Von Rechts wegen. — Im Epilog läßt Auerbach den sterbenden Hasver auftreten, der die Hoffnung ausdrückt, von Spinoza „dem Erlöser der Menschheit“ erlöst zu werden. —

Wir sind absichtlich länger bei dem Romane „Spinoza“ stehen geblieben, als derselbe an sich verdient. — Auerbach ist, nachdem er das orthodoxe Judentum aufgegeben hatte, Spinozist geworden; durch alle seine späteren Dichtungen schwebt der Geist des Spinoza; mögen es nun schwarzwälder Bauern oder freimüthige Professoren, Amerikaner oder Europäer, Beamte oder Fabrikanten, Männer oder Weiber sein, Spinoza-Auerbachs Geist beherrscht sie allerorten. In Spinoza hat Auerbach sein Ideal erblickt. Mit echt jüdischer Bescheidenheit läßt er eine Figur seines Philosophenromanes sagen: „Der von seiner eignen ohnedieß zertissenen Tradition freigewordne Jude ist der eigentlich unbesfangene Fremdling in der Welt, ausgerüstet mit allen Waffen des männlichen Geistes und doch wie mit unbestochenen Kinderauge die ganze historisch gegebene Welt prüfen und umstellen, das ist ein Vorzug und eine Freiheit, die kein anderer sich so leicht er- ringen kann.“

Der zweite Ghetto-Roman „Dichter und Kaufmann“, „ein Lebensgemälde ans der Zeit Moses Mendelssohns“, ist im Herbst 1839 erschienen. Juden in allen Ecken! Die einzigen Sterne am jüdischen Horizont sind der Dichter Gleim, der dem alten Deflower seinen Regen daran vor die Füße wirft, weil ein der Spionage nur verdächtiger Jude gehängt worden ist, der Sekretär des Generals Tanenzien G. E. Lessing, der die Schwester des jüdischen Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh, das im sechsten Jahre in Gott verliebt gewesene Veilchen küßt und von der sentimentalsten Jüdin wieder und wieder geküßt wird, die Dichterin A. L. Karfchin, jobann bei Mendelssohn, Lavater, Hamler und Nicolai. Mit diesen Literatur-Größen hat Auerbach seinen sonst recht langweiligen Roman genießbar zu machen versucht, allein der Versuch ist mißlungen. Das einzige Gute in dem Buche sind die Schilderungen des religiösen Lebens im jüdischen Hause an den Festtagen. Die Meinungen und Reisen des halbverrückten Dichters und Kaufmanns Kuh, der, wie so viele seiner Stammesgenossen, an Selbstüberschätzung gelitten hat, können den Leser nur in ganz geringem Maße interessieren. Zuletzt wird Kuh wahnfinnig. Wäre dieser Abschluß von Auerbach mit dichterischer Freiheit einige Jahre vorausdatiert worden, so hätte er die gedehnte, ermüdende zweite Hälfte seines Romans wesentlich kürzen und sich die Dankbarkeit seiner Leser in höherem Grade erwerben können. — Ueber die nun folgende literarische Thätigkeit Auerbachs sagt Dr. L. Salomon in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“: „Fast ganz unbeachtet blieben verschiedene philosophische Novellen und ein für den denkenden (!) Mittelstand bestimmtes Buch „der gebildete Bürger“ (1843), in welchem er sich bestrebt, den Handwerker von dem Werte der Bildung zu überzeugen.“

Um so größeren, einen eigentlich durchschlagenden Erfolg hatten die Schwarz- wälder Dorfgeschichten, welche von 1843 bis 1861 erschienen sind. Hier, in den Erzählungen aus dem Leben der Schwarzwälder Bauern ist Auerbach im eigentlichen Sinne des Wortes zu Hause. Verlegt er doch die ersten Dorfgeschichten geradezu nach Nordstetten, seinem Geburtsort. Es war ein entschiedener Mißgriff, wenn Auerbach nach seiner Uebersiedelung von Dresden nach Berlin (1860) aus demjenigen Maße von

Lebenserfahrungen heraus, das er hier in der großen, vornehmen und hohen Welt zu sammeln Gelegenheit hatte, drei große Romane zu schreiben unternahm, in welchem Barone, Grafen, Fürsten und Könige ihre Rolle spielen. Und wiederum war es eine Erinnerung an seine beste Zeit, wenn er im Alter mit drei Fortsetzungen alter Dorfgeschichten und mit drei selbständigen Geschichten dahin zurückkehrte, von wo er in so glücklicher Weise ausgegangen war. Das ist das fast einstimmige Urtheil der Litterarhistoriker. Wenn im Gegensatz hierzu Julian Schmidt (Charakterbilder 2c.) sagt: „Da in Auerbachs Schriften hauptsächlich die Dorfgeschichte als etwas neues die Aufmerksamkeit des Publikums erregt hatte, so betrachtete man sie als seine eigentliche Domäne und bedauerte, daß er sie in seinen späteren Romanen verlassen und sich auf ein ungeeignetes Gebiet begeben habe. Es war das ein Mißverständnis seiner Absichten,“ — so möchten wir erwidern, daß es sich hier nur um ein Mißverständnis seines Talentes handeln kann. Für die bäuerlichen Kreise, für die Beobachtung des an Licht und Schatten reichen, durch Ursprünglichkeit und Kraft sich vorteilhaft auszeichnenden Lebens der Dorfbewohner hatte Auerbach ein von Jugend auf ans Sehen geübtes Auge, für die vornehmen Salons, für das Cerclemachen, für die Reibance und Intrigue des mehrbändigen Romans reichten seine Kräfte nicht aus. Aber auch für das Gebiet der Dorfgeschichten können wir kein volles, uneingeschränktes Lob zuerkennen. Was wir gegen dieselben nach Inhalt und Form einzuwenden haben, dazu hat uns Auerbach teilweise selbst die Handhabe geboten. In dem „Mainz im Winter 1842“ datierten Vorwort sagt Auerbach von seinen Dorfgeschichten: „Einerseits nicht mitten aus dem Bauernleben heraus, andererseits nicht vom städtischen Gesichtspunkte befangen diese Lebensbilder vor Augen zu stellen, war mein Bestreben; so auch glaubte ich, sollten sowohl Städter als Landbürger sich ihnen mit Interesse zuwenden können.“ Schon hieraus ergibt sich, daß Auerbach im Gegensatz zu Volksschriftstellern, insbesondere zu Dorfnovellisten von wahren Beruf, nicht Realist, sondern Idealist war. Um dem Geschmack der Städter entgegenzukommen und um seine Landleute in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, hat er die aus grobem Holze geschnitten, in altüberlieferter Tracht eingehenden Bauern des Schwarzwaldes mit dem Firniß moderner Humanität und Bildung versehen. Damit hat es Auerbach bei beiden Teilen verdorben. Die Schwarzwälder sagten alsbald nach Bekanntwerden der ersten von Nordstetten und Dorb erzählenden Geschichten: „es ist alles verunkelt und verlogen“ und die Städter nannten die Auerbach'schen Bauern Salontiroler, Manchettenbauern, Theaterbauern u. s. w. Daß hierin eine große Schwäche Auerbachs liegt, räumen auch seine wärmsten Freunde ein. Julian Schmidt, wie der mehrgenannte Karl Braun bringen mit Recht die Auerbach'schen Dorfgeschichten in Beziehung zu dem süddeutschen Jeremias Gotthelf und zu dem norddeutschen Fris Reuter. Die Schwarzwälder Auerbachs und die Berner Jer. Gotthelfs sind sprach- und stammverwandt, aber wie werden sie von den beiden Schriftstellern verschieden dargestellt! „Bei Jeremias Gotthelf und Fris Reuter erscheint, was die Bauern denken, empfinden, thun, als ganz natürlich, so verrückt es mitunter ist, weil jene Dichter in ihrer eigentümlichen Natur so empfinden wie ihr Gegenstand, weil sie ihre erworbene Bildung gelegentlich in den Kleiderstrank hängen und nur herausnehmen wenn sie sie brauchen. Bei Auerbach erscheint das Denken und Empfinden, das Reden und Thun der Bauern als etwas höchst Merkwürdiges, worüber man sich erst Rechenschaft geben, wofür man die allgemeine Regel erst finden muß.“ (J. Schmidt.) Auerbach, um eine treffende Bemerkung von Bogumil Goltz zu citieren, beschränkt sich darauf, das Publikum an den krankhaft erhitzten, aber halbheilen Stellen zu kitzeln, aber er rührt nicht an das Eingeweide, höchstens hier und da an das Gehirn, aber nicht ans Herz. Zum Volke sollte nur ein Mann aus dem Volke sprechen, was aber unsere Poeten und Volksschriftsteller schreiben, das sind doch nur Naturbeschreibungen von dem Volke für die gebildeten Klassen; das wirkliche Volk kann, soll oder will sich in solchen „Dorfgeschichten“ nicht spiegeln. — Wir finden es begreiflich, daß Auerbach den Bogumil Goltz zu roh, seiner ausgebrüdt zu naturalistisch gefunden hat.

Auerbach hat recht gut gewußt, welche Anforderungen an eine wahrhaft volks-

tündliche Litteratur zu stellen sind. Sein 1846 erschienenes kleines Werk „Schrift und Volk“ enthält im Anschluß an eine ganz vortreffliche Charakteristik J. B. Hebels „Grundzüge der volkstümlichen Litteratur“ und ist unseres Erachtens das Beste, was Auerbach überhaupt geschrieben hat. In objectiver, maßhaltender Weise erörtert Auerbach die Dichtung aus dem Volk und die Dichtung für das Volk. Was er über die Bedeutung des religiösen Elementes, des Humors, der volkstümlichen Sprache, der wirklichen, thatsächlichen Welt für die Volkserzählung bemerkt, ist durchweg ganz vorzüglich. Wenn er aber in der Kritik Hebels das Gebicht „der Wächter um Mitternacht“ erwähnt, um das hier und da bei Hebel vorkommende „erotische“ Element darzutun, und insbesondere sagt: „Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmruhr den Puls der Zeit nennt, so ist das ein schönes Bild, aber kein anschaulich volkstümliches“, so fragen wir, welchen Eindruck müssen auf urteilsfähige Leser folgende Dinge machen.

In der Erzählung „Edelweiß“ sagt der reiseflustige Pilgrim, ein Maler von Uhrschüßern: „Athen! ist es einem nicht, wenn man das sagt, als ob man in einer hohen Halle eine leichtgangbare Marmortreppe hinanstiege.“ Der biedre Dorfkünstler „stellte sich so etwas vor, wie wenn er durch Einatmen der klassischen Luft ein anderer Kenich, vor allem aber ein großer Künstler werden möchte.“ Und als er von einer Reise nach dem Osten zurückkam, läßt Auerbach den nach wie vor bunte Uhrschreiber malenden Mann sagen: „als die Kreuzfahrer Jerusalem erblickten, hätten sie nicht andächtiger und glücklicher sein können, als er war, da er Athen zum erstenmal erblickte.“ Fast scheint es, als habe hier Auerbach an seine Schrift „der gebildete Bürger“ gedacht.

Alban der „Jüngling“ (Wort und Begriff sterben jetzt allmählich fast aus, meint Auerbach) sieht den Erntewagen in seines Vaters Hof einfahren, dabei denkt der junge Mann an die „Männer, die dort in alter Reichsstadt (Paukstirche in Frankfurt) die Ernte eintun, raten und helfen, daß Freiheit und Wohlstand überall sei.“

Drofi, im Sommer Maurer, im Winter Holzfäller, sprach zu den zu fallenden Bäumen entschuldigend freundliche Worte und bat sie unter allerlei Verbeugungen doch gnädigst nicht so jäh zu fein und sich in ihr Schicksal zu finden.

Der freisinnige Bauer Lucian, der des Thomastus Schrift über die Heren gelesen, der über die Wunder der Bibel lacht und schließlich um der Religionsfreiheit willen nach Amerika geht, begleitet ein Enkelkind im Taufzuge zur Kirche. Unterwegs schüttelt er den Han von überhängenden Buchenzweigen auf das Gesicht des Täuflings mit den Worten: „das ist das ewige Weihwasser, mit dem ich dich begieße; werde rechtschaffen und liebevoll wie es deine Großmutter Cordula war, deren Namen du tragen sollst.“

„Heutigen Tages, sagt ein Bauer zum Gewattermann, ist der Mensch so weit gekommen, daß er mit Sonnenstrahlen malt, mit Dampf reist und mit Blisen spricht, und wenn ich mir so denke: in diesem Augenblick laufen unhörbar, und schneller als man sagen kann, Worte durch den Draht dahin, und ein Land spricht mit einem andern und ich sehe nichts und merke nichts davon — da macht mich das Geheimnis fast andächtig, und ich denke an die großen Geheimnisse, die in der Welt und die über ihr noch verborgen sind, und alles ist so groß, daß ichs nicht fassen und nur erstaunen kann. Ach danke meinem Geschick, daß ich in einer Zeit lebe, in der die Geheimnisse der Welt uns ganz nahe gerückt sind; seit ich das weiß, bin ich viel glücklicher. Ueber meinem Acker hin ziehn unsichtbare Worte, und auch auf meinem Acker steht das große Rätsel der ganzen Welt, zu der wir in Andacht aufschauen.“

Bei einer Fahnweihe zieht das Volk, von irgend einem gelehrten Reisenden darauf aufmerksam gemacht, daß Vöthes, Geburtstag sei, die Hüte und Mützen vom Kopf. „Alles stand entblößten Hauptes, schweigend wie in neuer Andacht, man hörte keinen Atemzug, keinen Laut, nur hoch oben am blauen Himmelsbogen sang eine Verhe“ u. s. w. Hier ist der Geniecul als purer Schwindel zu bezeichnen.

Freund Karl Braun, der seiner Zeit B. Auerbach in Baden-Baden kennen gelernt hatte — es war in der Jugendzeit des Dichters, als er einen himmelblauen Sammetrock trug und abends nicht in die Kneipen ging — Braun hat in den Erinne-

rungen an Auerbach, in welchen gerade so wie in den Erinnerungen Bodenstedts vielmehr von dem lieben Ich als von dem verstorbenen Freunde die Rede ist, die Mitteilung gemacht, daß Auerbach sich oft zur Vermeidung von juristischen Fehlern an ihn gewandt habe. Auerbach muß diese Hilfe sehr spät in Anspruch genommen haben, denn seine Schriften wimmeln von juristischen Monstrositäten. Die Oberflächlichkeit in dem einen Nach berechtigt zur Annahme, daß er in anderen Fächern ebenfalls wenig fundiert war. Freventliche Störung eines Gottesdienstes wird nicht criminalistisch behandelt, trägt dem Frevel aber doch sechs Wochen Gefängnis ein. Während der Strafverbüßung sitzt die Tochter bei dem Gefangenen und spinn, während dieser selbst verschiedene Bücher, insbesondere Franklins Leben liest. Der Strafrichter, ein befreundeter Arzt und der Geliebte der Tochter statten dem Gefangenen stundenlange Besuche ab — zur Abfözung der Langweile. — Nachdem eine Anklage wegen Körperverletzung mit tödlichem Erfolg vorgelesen worden ist, redet der Staatsanwalt ausschließlich von Todschlag. — Ein anderer Staatsanwalt redet geradezu von fahrlässigem Todschlag. — Der „Kohlebrater“ Adalbert Reibenmaier, welcher eine Schrift veröffentlicht hat, deren Titel „Der Sonntagssteufel mit den weißen Häßchen oder ein Schuß ins Schwarze“ lautet, wird wegen „Atheismus“ in Anklagestand versetzt und als „Gotteslästerer“ zu sechs Monat Gefängnis und Dienstentsetzung verurteilt. Gegen das Urteil recurriert er an das „Gesamtministerium“. Als ob Baden und Württemberg keine Obergerichte und Oberappellationsgerichte gehabt hätten! — Auerbach scheint gar nicht zu wissen, daß die im Vorverfahren stattfindenden Verböre der Angeklagten und Zeugen bis auf den heutigen Tag nicht öffentlich vorgenommen werden, ja vernünftiger Weise gar nicht öffentlich stattfinden können. Im Groll über fehlendes Schwurgericht läßt er einen der Brandstiftung angeklagten Bauer mit Erfolg fordern, daß er in Gegenwart aller seiner Nachbarn vernommen werde. Und als in Folge davon ein allgemeines Durcheinander entsteht, begnügt sich der betreffende Amtmann mit einem „vorläufigen“ Protokoll. Der Bauer wird nachmals wegen mangelnden Beweises freigesprochen. Wie er aber nach Jahren dem inzwischen eingeföhrten Schwurgericht als Geschworne bewohnt, um einen Brandstifter abzuurteilen, gesteht er vom Gewissen angetrieben seine eigne Brandstiftung unter gleichzeitigem Verzicht auf die Schwurgerichtsverhandlung. Das Gericht dictiert sofort ihm lebenslängliches Zuchthaus. — Ueber die Verschollenheitserklärung hat Auerbach die sonderbarsten Ansichten. Dem Collaborator soll eine solche, wenn möglich, dazu verhelfen, Vorle's Hand zu gewinnen. Die junge Gräfin Irina soll fünf Jahre nach ihrem mutmaßlichen Tod im Roman „Auf der Höhe“ für verschollen erklärt werden. — Daß Auerbach gern den katholischen (und evangelischen) Pfarrern eins anhängt, kann nicht Wunder nehmen, nur sollte er nicht so weit gehen, einem römischen Priester wegen Anbestung der Proclamation des Königs Wilhelm vom Juli 1870 an eine mit einem Heiligenbild versehene Buche die Absicht zuzutrauen, daraus „eine Klage wegen Kirchenschändung“ abzuleiten. — Diese juristischen Ungereimtheiten hätte Auerbach um so mehr vermeiden müssen, als er ganze Criminalfälle zum Gegenstande von Dorfgeschichten gemacht hat.

Die erste der Auerbach'schen Dorfgeschichten „Der Tolpatsch“ (1843) schließt mit einer dem Mißvergnügen des Dichters vor 1848 durchaus entsprechenden Auswanderung nach Amerika. In „Nach dreißig Jahre“ kommt der Sohn des ausgewanderten Tolpatsch in den Schwarzwald und verlobt sich mit der Tochter des Marannele, welches seiner Zeit den Vater nach einiger Liebelei verschmäht hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die dreißig Jahre nach den ersten Dorfgeschichten erschienenen Fortsetzungen eine glückliche Idee sind. Dem Leser wird dadurch die Meinung, daß er es mit wirklichen Personen und thatsächlichen Verhältnissen zu thun hat, mit allem Nachdruck beigebracht. — Wie die „Friedenspfeife“ spielt auch die Geschichte „des Schlossbauers Wefele“ in den Zeiten des ersten Napoleon. Wefele will hatt eines ungebildeten Bauernsohnes einen geititeten und darum für besser und braver gehaltenen Städter heiraten. Der

nichtsnußige Bräutigam ist Chirurg; er will nach Amerika gehen, um dort praktischer Arzt zu werden. Nachdem er die Braut verführt hat, geht er mit ihrem Geld auf und davon. Vom Dorfjuden heißt es in dieser Geschichte: „Sein Schicksal hat ihn für manche andere Weltbeziehung abgestumpft, aber ihn auch zum teilnehmenden Bruder jedes rein menschlichen Schmerzes gemacht.“ Um diese Teilnahme in größerem Maßstabe bethätigen zu können, haben sich die meisten Juden von Nordstetten weggegeben und in großen Städten Wohnung genommen. — Hübsch erzählt ist „Tonele mit der gebissenen Wange.“ Das von seinem Schatz aus Liebesmut in die Wange gebissene Tonele wird ihm untreu und verlobt sich mit dem Jäger, den der frühere Schatz im Kaufhandel umbringt. Unerquicklich und ohne einen Stern christlichen Lebens sind die kleinen Geschichten „Die feindlichen Brüder“, „Ein eigen Haus“ und „Florian und Crescenz“. Florian, ein Metzger, von Haus aus tüchtig und lebenslustig, wird mehr und mehr ein Feind der Arbeit. Zum Diebstahl verleitet muß er mehrere Jahre Zuchthaus verbüßen. Crescenz ist ihm trotzdem treugeblieben und zieht mit Florian, den sie geheiratet hat, auf allen Märkten herum. Das Scherenscheißergeschäft wirkt aber nicht viel ab. Zuletzt nimmt sich der Familie ein katholischer Pfarrer an, von dem es an den Tag kommt, daß er der Vater der Crescenz ist. — An romanmäßigen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten leidet die Geschichte „Erbmutter“, deren Schluß darum eben gefühlvollen Leser befriedigen muß, weil die gegenseitige Treue der Liebenden die Hartherzigkeit des Vaters überwindet. — Ebenfalls zum glücklichen Ziele gelangen in „Hopfen und Gerste“ Franzjeph und Madlene. Jener kann sich nach den Soldatenjahren nicht sogleich ins Bauernleben zurückfinden. Um aber zu beweisen, daß er arbeiten kann, erntet er in dunkler Nacht — erst nach 12 Uhr geht der Mond auf — einen Morgen Gerste auf seines künftigen Schwiegervaters Acker. „Wie wars jetzt in einsam stiller Nacht, als ob alles Gewohnte ringsumher seltsame Worte spreche und eine Offenbarung ging aus von Helm und Zweig, die das Herz erbeben machte. Denn des Menschen Sinn fühlt ein Beben beim Nahen des Allgeheimen.“ Des gedankenreichen Franzjeph Sinn ist in der einen Nacht umgewandelt worden, als die Sonne aufging, hob er die Sense hoch hinauf ins Sonnenlicht und in ihm sprach der Vorjag, daß die Sonne immerdar seine emsige Arbeit erdhauen und sie segnen möge.“ Die Geschichte „Vezehlerles“ soll den Polizeistaat vor 1848 an den Pranger stellen. Das Maibaumsetzen wird mit drei Monat Arbeitspens bedroht. Trotzdem holt Mathes in seinem Wald einen Baum und setzt ihn dem Aivle. Der objective Thatbestand ragt stolz in die Luft, der subjective Thatbestand liegt nahe genug. Allein Mathes leugnet. Das veranlaßt den Schultheiß, ihm 24 Stunden Haft zu dictieren. Der Oberamtmann schmäht den Angekludigten an, erkennt aber nur auf zehn Thaler Strafe wegen Fällens eines vom Förster nicht ausgezeichneten Baumes. Uebrigens grünte der Baum auf fast (!) wunderbare Weise und löslug Wurzeln (!). War mit der Maibaumverordnung einer alten Sitte der Väterjöhne der Krieg erklärt worden, so machte sich derselbe Oberamtmann „die Mannen“ d. h. die verheirateten Bauern dadurch zu Feinden, daß er ihnen das althergebrachte Tragen einer Handbart unterjagte. Das lassen sich die Bauern nicht gefallen. Unter Führung des Buchmaiers zerhacken sie das angeschlagene Verbot und jagen dem Beamten, der sie verständiger Weise in der Untersuchung nach einander vernehmen will, aber buldet, daß Buchmaier alle „Mannen“ ins Amtszimmer ruft, allerlei unangenehme Dinge, vom Bescheertes-Spielen der kleinen Herren, vom Herrensein des Staates oder der Bürger über den Beamten u. s. w. — Auerbach hat in dieser Geschichte mit Recht die Sache des Volkes gegen bureaukratische Vielregiererei, gegen das Ueberalldreintreten des Staates und seiner Beamten verteidigt. Nach 1848, genauer nach 1866 oder gar nach 1870 hat er keine Veranlassung mehr gehabt gegen den Polizeistaat zu schreiben, denn nach seiner Meinung leben wir jetzt unter dem Rechtsstaat. Doch muß ausdrücklich anerkannt werden, daß Auerbach nicht der Meinung war, als ob der Rechtsstaat der Liberalen sich freierhalten könne von allerlei Staatsvormundtschaft am unrechten Ort. Von den Vortheilen einer deutschen Staatsverfassung nach dem Muster der französischen Constitution hatte Auerbach zwar einen großen Begriff, aber verkehrt ist es —

sagt er schon 1846 in „Schrift und Volk“ — „den Unterricht in der Staatsverfassung z. zu einem Schulgegenstande machen zu wollen (was z. B. 1874 in Oeffen-Darmstadt geschehen ist). Was soll den Kindern ein so trocknes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Ansinnen beruht auf einer inneren Verkennung des organischen Lebens, es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem bureaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachstum gern mit dem Schulbafel groß ziehen möchte und den dürren Stod zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.“ —

Wie in „Befehltes“ gegen die Despotie der Beamten, so zieht Auerbach in der Erzählung „Sträflinge“ gegen die Despotie der Einzelhaft zu Felde. Selbst die Bauern rätornieren über das pennsylvanische Strafsystem. Es scheint aber fast als ob Auerbach in der Sammlung „Nach dreißig Jahren“ mit der Geschichte „das Rest an der Bahn“ stillschweigend den Rückzug angetreten hätte, denn der Sträfling Jakob wird ein so vortrefflicher, relativ frommer Familienvater, daß er trotz seiner Einzelhaft, die er wegen Totschlags an dem Ehemann seiner ersten Geliebten erlitten hat, als Bahnwärter Schwiegervater eines Barons und Missionar sowie der Enkelin eines Staatsrates und früheren Bundestagsgeandten und Premierministers gemorden ist. Auerbachs Ausfall gegen das genannte Strafsystem nimmt sich recht komisch aus, wenn man an die Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuchs denkt, die doch wesentlich der Partei Auerbachs ihr Dasein verdanken: „Jahrelang in einsamer Zelle sitzen ohne eine Menschenseele, der man die stüchtigen und unscheinbaren wie tieferen Regungen der Seele mitteilt, — das ist eine Erfindung, würdig einer lendenlahmen Zeit, der das Verbrechen über den Kopf wächst und die es zu ausgemergelter Frömmerei zu verwandeln trachtet. Drängt die quellende Thakraft zurück, sperrt die scheußlichen Dämonen ein in die Brust eines Menschen, daß sie sich ineinander krallen, sich zerren und rauen; geht acht, daß ja keiner entkommt und in eure mit Latten umfriedigte Welt bringt, — schickt dann euren Pfaffen, sein Opfer ist bereit, wenn ihm nicht der gütige Dämon des Wahnsinns zuvorkommt.“ So hoßl diese sentimentalen Declamationen sind, so hoßl ist die Predigt des katholischen Pfarrers, welche Auerbach über den Text „die Gesunden bedürfen des Arztes nicht z.“ ansgearbeitet hat: „Es ist kein Mensch, der nur Gutes thäte und nicht sündigte.“ Der Pfarrer zeigte, wie erquickend es ist, uns das tröstliche Bild des reinen Menschen ohne alle Sünd und Fehle zu vergegenwärtigen, der uns vorschwedt, um alle Schuld zu tilgen, indem er uns anleitet ihm nachzufolgen. Er zeigte wie darum jeder, der in irgend einer Weise sich von Sünde rein fühle, in dieser teilweisen Reinheit die Verpflichtung habe, der Erlöser des andern, des in Sünde Versunkenen zu werden. Er muß dessen Fehl auf sich nehmen und zu sühnen trachten. „Nach dreißig Jahren“ erzählt uns dann, daß von dem Tage an, wo Jakob die ihm zeitweise aberkannten Ehrenrechte stillschweigend wiederum erwarb, sein Auge „in einem besonders hellen Glanze“, der nicht blos von Auerbach, sondern selbst von harmlosen dritten Personen bemerkt worden ist, geleuchtet hat. Von demselben Tage an hält er sich eine liberale Zeitung. Der Advokat Heister, bei dem Magdalene, die unschuldig als Stellvertreterin ihres verkommenen Vaters wegen Diebstahls bestrafte Frau des Bahnwärters, lange Jahre gebient hat, ist der Vermittler aller edlen Freisinnigkeit für die Bahnwärter-Familie. Kein Wunder, daß der Sohn Albrecht (erst Lokomotivführer, dann „Techniker“) sich bezüglich seines Schwagers, des Missionars Freiherrn von Drachenstein, folgendermaßen die bekommen bairische Brust erleichtert: „Man sollte nur dahin Religion tragen, wo noch keine ist, denn im Grunde sind alle Religionen gleich gut; es gibt in jeder gute und schlechte Menschen, und die Indier sollen eine ganz gute Religion haben, und die Chinesen und die Japanesen sind so geschickt und in Manchem noch geschickter wie wir.“ Fast scheint etwas von diesem Schwachsinn auf den armen Missionar übergegangen zu sein, denn derselbe betet nur zum „Allvater“, zum „Weltenschöpfer“ und „Weltenverföhner“ und er soll bezüglich seines Schwiegervaters darüber im klaren gewesen sein, daß „ein langes rechtschaffenes arbeitsames Leben nicht durch ein Einziges zerstört werden kann.“ Jakob

selbst, der eine Art Genugthuung leisten wollte, kam nur zu dem Resultat, daß er die Bahn bei Tag und Nacht sauber und sicher gehalten habe. „Aber ich mein, das muß doch auch gelten.“

Den größten Erfolg hat Auerbach mit der „Frau Professorin“ gehabt, nicht direct, sondern indirect durch die dramatische Bearbeitung dieser Geschichte, welche die bekannte Charlotte Birch-Pfeifer mit dem Stücke „Dorf und Stadt oder die Frau Professorin“ geliefert hat. Koch jetzt hat das Stück bei allem Mißklang, der dasselbe ebenso wie die Dorfgeschichte durchzieht, einen großen Erfolg, wenn die Rolle des Lorle gut gegeben wird. Im Späthommer 1848 saß Auerbach eines Tages in Wien mit Dr. Ed. Wessel, der das Bücherschreiben s. J. mit der Frage abgelehnt hat: „Woher sollten die Leser kommen, wenn jeder schreiben wollte?“ mit Fr. Bodenstedt und anderen an der Tafelrunde „Zum heiligen Geist.“ Plötzlich rief der die Zeitung lesende Wessel — so erzählt Bodenstedt —: „Hier, lieber Auerbach, ist auch von Ihnen die Rede!“ „Von mir? Wie so?“ Und Wessel begann zu lesen: „Der durch seinen Proceß mit Frau Charlotte Birch-Pfeifer auch in weiteren Kreisen bekannt gewordne Dr. Berthold Auerbach, der seit einiger Zeit in Wien verweilt, soll mit Abfassung eines neuen Wertes beschäftigt sein. . .“ — Auerbach hatte wegen Entwendung geistigen Eigentums gegen die Birch-Pfeiffer eine Civillage angestrengt, war aber im Proceß unterlegen. Hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß seine vermeintliche Feindin ihn schnell zum populären Dichter machen würde, so hätte er sicherlich den Proceß unterlassen. Im September 1848 gewann es der Dichter übrigens über sich, einer Darstellung von „Dorf und Stadt“ beizuwohnen. Er schrieb darüber in seine Tagebuchsnotizen: „Mein Ekel an diesem Stücke verminderte sich nicht, obgleich Fräulein Neumann als Lorle und ihre Mutter Madame Haizinger als Bärbel so ganz ausgezeichnet ihre Rolle darstellen, daß ich selbst überrascht war von der drastischen Macht dieser Gestalten.“ Lorle, die reizende schöne Tochter des Wadelswirtes, zieht die Aufmerksamkeit des Malers Reinhardt auf sich. Beide verlieben sich ineinander und trotz der gefunden Anschauung des Wadelswirtes, daß ein schlechtes Bauernmädchen nicht in die Kreise der Keidenz passe, wo Schick und Bildung der Stadtmeuschen in Conflict geraten müssen mit häuerlicher Denk- und Handlungsweise, folgt der Verlobung die Heirat. Lorle fühlt sich sehr bald unglücklich. Ihr Haug zur Sentimentalität läßt sie ins Elternhaus fliehen und der Herr Professor Reinhardt ist erbärmlich genug, die brave Frau ihrem Schickal zu überlassen. Während die Frau Professorin in ihrer Heimat um ihrer Barmerzigkeit willen wie ein Engel verehrt wird, widmet sich der Gemahl in Rom der Kunst, ohne in Jahrzehnten auch nur mit einer Silbe sich nach dem Ergehen seiner Frau zu erkundigen. Eben ist diese gestorben, da kehrt der Gleude, von einem endlich erwahten Gefühl sentimentaler Reue getrieben, in Lorles Heimat zurück. Er will fern von der Kunst da sterben, wo seine Frau gestorben ist. Sein Freund, der atheistische Collaborator, jetzt Director betitelt, setzt ihn aber wissenschaftlich auseinander, daß er und Lorle zwei unlösliche Naturgewalten waren. „Ich habe die Formel gestellt. Ihr wart die Naivetät und die Genialität. Jede in sich berechtigt und jede konnte nicht anders werden, ohne sich selbst zu zerstören. Die Naivetät permanentes In sich sein, die Genialität permanentes Außer sich sein.“ Das ist die Absolutions-Formel eines Menschen, der von sich sagt: „Arlheit ist für uns Heiden die Absolution.“ Welchen Eindruck machte dieses Kunststück auf Lorles Reinhardt? „Er erinnerte sich, wie er ein Leben zerstört habe, da er einfaches gerades Denken hatte vervielfältigen und umbiegen wollen. Diese Erfahrung sollte nicht verloren sein.“ Die unglückliche erste Ehe mit einem Bauernmädchen soll durch die glückliche zweite Ehe mit einem solchen das Werk der Genußthung sein. Malva, ein von Lorle erzeugenes vortreffliches Mädchen, verlobt sich mit dem Hüser. Doch hat Auerbach so viel Einsicht, den Professor kurz vor dem bereits festgesetzten Hochzeitstag verunglücken zu lassen. — Der Collaborator ist in der „Frau Professorin“ und in der „Nach dreißig Jahren“ erschienenen Fortsetzung „des Lorles Reinhardt“ eine solche Lieblingsfigur des Dichters, daß wir dieser Persönlichkeit, deren Name selbst in den 1876 erschienenen „Tausend Gedanken eines Collaborators“ nachklingt, noch



einige Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Eines Tages ging der „Kohlebrater“, wie ihn die Bauern nannten, spazieren: „Ich stand über Zion (damit meint er die Thürme der Dorfkirche) auf den Spitzen des unendlichen Geistes; da fühlte ichs wie noch nie, daß ich nicht sterben kann, daß ich ewig lebe; ich saßte die Erde, die mich einst decken wird, und mein Geist schwebte hoch über allen Welten. Was ich freudlos unter die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig.“ — „Die alten und die neuen Propheten und Gottesgelehrten wußten nichts von unsrer Urahnung, und es ist unser demokratischer Ahnenstolz, daß wir von Hierteilsmännchen abstammen und immer mehr werden als unsere Vorfahren. Die Entwicklungsfähigkeit des Menschen ist unbegrenzt und läßt sich nicht in ein Dogma verkapseln.“ Als er von einer katholischen Wallfahrt nach Jerusalem hört, ruft er aus: „Was, nach Jerusalem! Wenn ich so Geld auszuwenden hätte, ich ginge nächstes Jahr zur Weltausstellung nach Philadelphia. In der neuen Welt kann man Neues kennen lernen. Ich glaube, alle Apostel mit einander haben nichts von Amerika gewußt.“ Gegen den Tod behauptet er stumps geworden zu sein: „Jetzt bin ich geborgen, mein Atom Kraft steht im Dienste des Univerbiums. Ich bin auch mit meiner Portion unsterblichen Namens zufrieden.“ „Sterben?“ ruft er dem Freunde zu. „Das unnütze, was man im Leben thun kann, ist an den Tod zu denken. — Du verschleuderst deine Lebenskraft, und dazu hast du kein Recht. Ja, schüttle nur den Kopf. Das ist unsre Religion der That. Deine Kraft gehört nicht dir, du bist eingereicht in den Dienst der Menschheit so lang du atmest.“ — Von der neuen Religion, von einer neuen Offenbarung spricht Auerbach sehr gern. — Ein im Casino heimlicher Keallehrer verkündigt: „Die seit Jahrtausenden angesammelten Bildungsmittel werden bei sittlichen Gebrechen, beim Ausdruck einer Leidenschaft, die zu Verbrechen führt, ja bei geschehenen Verbrechen lindern und heilen. Auch die Religion ist ein heilvolles Bildungsmittel, nur ist sie es nicht allein.“ — Nun über einen ansehnlichen Vorrat fläsischer Bildung konnte die Hofdame Gräfin Irma verfügen, sie ist trotzdem Ehebrecherin geworden oder wie sie selbst, bei der Scheu vor dieser Bezeichnung, sagt: Diebin an Vertrauen, Liebe und Ehre. Darum fragt sie: „Warum hat keine Religion vor allem andern das Gebot: Du sollst arbeiten? Der Erlöser muß noch können, der die Arbeit und den Werttag heiligt.“ — Der Graf und Schullehrer Eugen will alle Religion abgeschafft haben: „Lüge und Gemeinheit herrschen in der Welt, in der man Religion predigt; die Welt kann nicht schlummer, sie kann nur besser werden, wenn man sie entreligionisirt.“ Seine neue Religion läuft auf den Geniecult hinaus: „Das Einzige, was uns als unerschütterlicher Hort dasteht, sind die Schöpfungen unsrer größten Geister. — Die Worte der Weisen und Dichter sind der Priesterlegen, der die getrennten Herzen der Volksgenossen (nach 1848) zu heiligem Gemeinleben eint; aber das Wort gibt nur die Weihe den Herzen, die in lebendiger Offenbarung einander gefunden.“ — Mit Beziehung auf die Landhäuser am Rhein prophezeit Auerbach: „die Geschlechter nach uns werden sagen müssen: damals fing man an, der Natur zu huldigen wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit; das ist eine neue Andacht, wenn sie auch noch keine Form hat und vielleicht keine gewinnen soll.“

Also Naturschwelgerei, Arbeitslust und Geniecult, das sind die Formen der Zukunftreligion, der letztgenannten Form gibt Auerbach den Vorzug. Trotz den preussischen Regulativen wird Schiller Nationaleigentum des deutschen Volkes werden. In jedem Dorf, gewiß in jedem Schulhaus wird Schillers Tell und Wallenstein, Göthes Hermann und Dorothea und Lessings Nathan zu finden sein. Das nennt Auerbach sehr erhaben „Glockentöne der unsichtbaren Kirche.“ —

Bei alledem hat Auerbach so viel Einsicht gehabt, daß er die Bedeutung der christlichen Religion, insbesondere innerhalb der römischen Kirche als einen Factor angesehen hat, mit dem ein Schwarzwälder Dorfnovellist zu rechnen hat. In dem Buche „Christ und Volk“ sagt Auerbach: „Bei der freien poetischen Gestaltung volkstümlicher Zustände und Charaktere wurde darauf hingewiesen, daß die Religion die weit tragische Schlusswendung auffangen und in das Geleise der Verführung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, soll und muß sie das Rad der Geschichte

hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.“ Leider hat sich Auerbach bei seinen Dorfgeschichten nach dieser Theorie wenig gerichtet. Er war völlig außer Stande wirklich fromme Christen auch nur in Umrissen zu zeichnen. Wo er gläubige Katholiken oder Protestanten auftreten läßt, haben sie einen fraßenhaften Zug im Gesicht. Die römischen Priester sind entweder arneltige gutnütige Nationalisten oder rüchichtolose Fanatiker, die evangelischen Pfarrer sind entweder der flachen Humanitätöphrasen verfallen oder in krankhaftem Pietismus befangen. In einigen Dorfgeschichten tritt das kirchliche Element mit besonderem Nachdruck hervor. In „Zwo der Hajrle“ lernen wir einen Bauernsohn kennen, der sich schon im sechsten Jahre vornimmt Derrlein (Dajrle) oder Pfarrer zu werden. Wenn Auerbach uns aber glauben machen will, der fromme Knabe habe jaht immer wenn er in die Kirche gekommen gesagt: „Guten Morgen, Gott,“ so können nur völlig urteilslose Leute eine solche unkindliche Anrede für möglich halten. In den ersten Ferien nach Nordstetten zurückgekehrt, hört er einen Brief des in Ohio wohnenden Tolpatz vorlesen, sofort steigt in ihm der Wunsch auf, in Amerika Pfarrer und Bauer zu werden. Die Mauern des Tübingen Convicts bringen ihn eigentlich nur der Welt näher und damit dem Gedanken nicht Priester, sondern Bauer zu werden. Förderlich in diesen Gedanken war ein Ferienerlebnis. Nachts kehrt er von einer Zecherei ins Elternhaus zurück und sieht die schlafende Emerenz, von Kind auf seine Neigung. Er schleicht sich heran, küßt das Mädchen und wird, da sie nicht erwacht, von „der Heiligkeit dieser Ruhe bewältigt, er schlug sich zähneknirschend mit geballter Faust vor die Stirne und verließ das Gemach.“ Erst beachtet er einem Freunde, dann dem Priester. Das Bekennen mit dem Munde und die Zerknirschung des Herzens scheinen jedoch ein Besinnen auf seinen geistlichen Beruf nicht zur Folge gehabt zu haben, denn er gesteht sich: „Ich möchte wohl Pfarrer sein, aber nur des Sonntags: so die ganz Woche mit nichts als mit unserm Herrgott und von dem leben, was man von ihm weiß, in der Kirche so daheim sein wie in seiner Stube, da hat man gar keine Kirche und keinen Sonntag mehr. Ach, lieber Himmel! wie schön war mir, wenn ich des Morgens in die Kirche gekommen bin und hab „guten Morgen Gott“ gesagt.“ Dazu kommt als Resultat seiner Studien: „Die Theologie verdirbt die Religion. Was braucht das viel? Liebe Gott und liebe deinen Nächsten. Punthum.“ Die anfänglich über diese Entwicklung betrübten und erärrten Eltern fügen sich endlich in die Notwendigkeit, daß Zwo den geistlichen Beruf aufgibt. Zwo heiratet selbstverständlich die Emerenz und wird, wie die zweite der neuen Dorfgeschichten „Nach dreißig Jahren“ erzählt, ein tüchtiger Landwirt, dem man die Convictjahre nicht mehr anmerkt.

Im Jahre 1847, also gerade vor Ausbruch der Revolution, hat Auerbach die Erzählung „Lucifer“ geschrieben. Der Sägemüller Lucian, um seiner Freigeisterei willen Lucifer geheissen, ist die Intelligenz des Dorfes, trotzig gegen den Pfarrer, dem er die Unmöglichkeit der Wiedereinführung von Weicht- und Communionsetzeln für Erwachsene mit der auf einem Kalender stehenden Zahl 1847 zu beweisen sucht. Die Bauern sind im allgemeinen freisinnig und aufgesklärt. Nach einem furchtbaren Hagelschlag gehen sie gesenkten Hauptes, innerlich fröhelnd, mit geballten Fäusten einher! Der frühere tolerante Pfarrer aus der rationalistischen Zeit ist wider seinen Willen verjagt worden, darum verlangen ihn die Bauern zurück und gleichzeitig das Recht der Pfarrrwahl. Die Antwort des Bischofs veranlaßt sie zu weiterem Widerstand. Die Nachbargemeinden sollen das Dorf pastorieren. Auch dieser Versuch schlägt fehl. Nun brannte der Widerstand in sich zusammen. Lucian aber nährte in sich die Flamme des Hasses gegen Kirche und Pfarrer auf jede Weise. Nach langer Zeit geht Lucian wieder einmal in die Kirche. Der Pfarrer predigt sehr dorb über das weltliche und geistliche Säen und Ernten, auch über Hagelversicherung und Versicherung des ewigen Heiles. Gegen die Predigt ist nichts zu sagen. Lucian ist aber thöricht genug, manche Dinge ausschließlich auf sich zu beziehen, und er ist leidenschaftlich und roh genug, dem predigenden Priester zuzurufen: „Das ist schandwämiger Lug und Trug.“ Die Gemeinde nimmt diesen Frevel so ruhig hin, daß der Pfarrer die Frage stellt: ob ihre Hände lahm seien, „daß sie sich nicht erheben, um das Deliquitum von dem gottesleugnerischen Kase zu säubern.“ Mit geballten Fäusten

predigt dann Lucian: „Gott ist die Liebe“ und als erste, unmittelbar darauf sichtbar werdende Frucht dieser Predigt ergibt sich, daß ein Kirchgänger beim Auseinandergehen der Leute in den Weisthjel gezeit wird. Im Freien mahnet der Pfarrer zur Vergebung und Fürbitte. Merkwürdiger Weise ist die uralte an sich fromme (!) Schwiegermutter und Väbi, die Tochter Lucians, hochserrent über sein Auftreten. Bisher hat Lucifer noch in der Bibel gelesen — wie denn die Auerbach'schen Katholiken teilweise fleißig in der Bibel lesen — jetzt stellt er das Studium der heiligen Schrift ein. Ueber den Teufel, die Engel und Wunder ist er hinaus. Er ist nicht schlecht und will nicht schlecht sein. Mit Wissen hat er nie einem Menschen etwas zuleide gethan. „Guck, die Pfaffen die plagen einen immer mit unserer Sündenschuld, ja freilich es hat ein jedes sein Vündele, aber man kriegt mehr Kraft, wenn man einem sagen thut: freu dich an den Rechtschaffenen, was du gethan hast. Wenn man's betrachtet, wills eigentlich nicht so viel heißen und man thut weiter.“ Ueber solcher Rede wirts im Kopse Väbis plötzlich ganz helle: „Mein Vater ist der heiligste Mensch von der ganzen Welt.“ Sie sieht in Lucian eine Selbengestalt. — Der Sohn Lucians ist mit dem Vater nicht einverstanden und als er dieß bei der Mutter erklärt, stößt ihm diese mit der Faust auf die Brust und schimpft ihn: „lummeliger Trallewatjch“, „pulveriger Hibelblj“, „frühbieriger Stagenmeller.“ Eines Nachts belauscht der Vater ein Gespräch des Sohnes mit dem Pfarrer. Wie er den geistlichen Rat hört, daß der Sohn sich gegen den Vater empören müsse, springt er hervor, schlägt dem Pfarrer dermaßen ins Gesicht, daß diesen das Blut aus Mund und Nase läuft, und stößt dem Sohne, der ihn von dem Pfarrer trennen will, vor die Brust. Bei dieser nächtlichen Rauferei trägt es sich übrigens zu, daß zuletzt der Pfarrer oben auf kommt. Er krüet auf den am Boden liegenden Lucifer, tritt ihn heimlich (!) mit Füßen, raust ihm die Augenwimpern aus und ruft, nach dieser an sich höchst mißsamem, nachts aber an's Wunderbare streifenden Körperverletzung, die wie eine Faust aufs Auge passenden Worte zu: „thue Buße, ich will dir vergeben; ich verzeihe dir nicht, kein Schlag soll dich treffen.“ Beide ringen dann noch eine Zeitlang mit einander und zwar so lange, bis der heimlich getretene, entwimperte Lucian aufsteht und seines Weges geht. Diese Erfahrung und die Verhängung des Kirchenbannes beweisen dem Freigeist, daß er zu schwach ist zum Reformator. Auerbach bemerkt dazu: „Das tiefe Verlangen und Sehnen des Jahrhunderts gab sich auch hier fund. Wird ein gewaltiger Führer ersehen, der das Zauberwort findet, um die zerstreuten, zahllosen Streitmütigen in geschlossene Reihen zu ordnen und sie die große Bahn zu einem neuen Leben zu führen?“ Als nach einiger Zeit die Schwiegermutter stirbt, holt Lucian an Betreiben seiner Frau und Tochter, die alle drei dem Kirchenbanne verfallen sind, den Pfarrer, bemerkt ihm aber, daß „die brave Frau allein sterben könne und ihn nicht brauche.“ Dann sagt er zum Geistlichen: „kommt, ich bitte euch tausendmal um Verzeihung, wenn ich euch was Leids than hab“, worauf der Pfarrer boorniert genug an den eigentlichen Lucifer denkt und dem sog. Lucifer erwidert: „mit hat Lucian nichts Leids gethan; seine Teufel haben aus ihm gesprochen und seine Teufel haben ihm die Hände geführt.“ Zuletzt geht Lucian mit Väbi und deren Bräutigam nach Amerika, dem Lande unbedingter, uneingeschränkter Religionsfreiheit. — Nachdem Auerbach den preussischen Culturkampf erlebt hatte, fühlte er sich veranlaßt, den Lucian in der Geschichte „der Tolpatjch aus Amerika“ nach dreißig Jahren zur Rückkehr zu bestimmen. Lucifer sah 1876 ein, „daß die Aufgabe der Religionsfreiheit nicht in der neuen Welt, sondern in der alten und besonders in Deutschland gelöst werde.“ Und doch ist Lucian noch ein frommer Mensch seinem Freunde Oberamtmanm gegenüber. Dieser verdient nach des Dichters Dafürhalten schon um deswillen eine nähere Betrachtung, weil er den Sägemüller „Herr Hillebrand“ anbete. Der vortreffliche Beamte verhöört denn auch den Freigeist in seinem Privatzimmer bei einer Tasse Kaffee. Wie sich aber der studierte Biedermann als einen ganz rohen, plumpen Gotteslerner entpuppt, erschrickt doch Lucian vor ihm. Ob dieser wohl des Oberamtmanns Bemerkung verstanden hat, daß man aus ihren Gesprächen über Gott, Natur, Notwendigkeit einen neuen „Phädon“ machen könne? Julian Schmidt bemerkt: „Der Oberamtmanm fällt wohl zu sehr aus

dem Kostüm. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein gebildeter Mann in seiner Stellung mit einem Bauern auf diese Weise disputiert. Auch die Hartheit, mit welcher er die Pflichten seines Amtes ansüßt, ist weder wahrscheinlich noch beifallswürdig.“ Kreyzig hat für gut gefunden, in seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ den Lucifer nicht einmal zu nennen, er war ihm wohl zu unbequem. —

Aus dem Jahre 1848 haben wir keine Dorfgeschichten. Erst 1849 konnte Auerbach Mühe finden zu der kleinen unbedeutenden Erzählung „Geigerler“. Aber ein Stück aus des Dichters eigenem Leben ist von ihm in dem 1849 erschienenen „Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz. September bis November 1848“ beschrieben worden. Auerbach hat sich bestrebt, in diesem „nicht aus Neigung, sondern aus Pflichtgefühl“ niedergeschriebenen „Beitrag zur Zeitgeschichte“ „einfache Wahrheit“ mitzutheilen. Wir haben keine Veranlassung darauf zu zweifeln. Was er klüglich verschwiegen hat, ist freilich ein anderes Kapitel. Das Vorwort ist datirt: Breslau Anfangs December 1848. Seine ersten Eindrücke sind: das Verhalten der Regierung einer, und der Aula (Studentenschaft) andererseits ist schwer verständlich. Nicht die Bürgerchaft, rührige Wortführer machen die Stimmung. Das Landvolk in Steyermark fragt nur nach den realen, in Geld nachweisbaren Vorteilen der politischen Erumungenschaften. These: „Das ideale Erfassen des neuen Menschen- und Bürgertums wird sich beim Bauern wesentlich im Gefolge materieller Vorteile einfinden.“ Auf dem Rückweg von Steyermark nach Wien hört er, daß Latour aufgehängt und das Zeughaus gestürmt ist. In Wien selbst geht er von Barrikade zu Barrikade. An den Durchgängen standen Pferteller: „neue Pfertelöde an neuen Altären.“ Am Kandelaber auf dem Plage „am Dose“ hing noch der weiße Säbelgurt, mit dem Latour aufgehängt worden. Auerbach fürchtet nicht, daß dieß der erste Meilenstein eines langen Wegs voll Blut und Mord sei. These: „Die scharfen Spitzen der Leidenschaft sind in unsern Tagen durch die Reflexion umgebogen.“ Am 9. October heißt es: in dem auf Wien ziehenden Hanns Zeladich „mit seinen Horden zeigt sich ein wirklicher Feind und ein Vertreter der Barbarei.“ In den Wirtshäusern sitzt alles bewaffnet, wie in einem großen Lager. Der Ban erklärt einer Deputation: „als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie nach Kräften zu steuern; als Militär gibt der Donner des Geschützes die Marschdirection.“ Das nennt Auerbach eine „bombastisch exaltirte Phrase.“ „Zeladich, der Kroatenhäuptling, hat mit fremden Truppen deutsches Reichsgebiet betreten. — Wien steht jetzt nur in der Nothwehr gegen Barbarenhorden.“ Vom 10. October berichtet Auerbach: „Ich hörte einen Diplomaten den Plan auseinandersetzen: Kaiser Ferdinand müsse abdanken und die Krone seinem Neffen Franz Joseph abtreten.“ — „Um auch Waffen zu haben“, also in äußerer friedfertiger Gesinnung holte sich Auerbach beim demokratischen Centralcomité zwei Reiterpistolen. — Das Studentencomité in der Aula hat mehr Autorität als der Reichstagsauschuß und der Gemeinderat. — 13. Oct.: „das Gerücht, daß Windischgrätz Truppen gegen Wien sammle, erhitze alle Gemüther aufs neue.“ — 15. Oct.: „das ist nun der zweite Sonntag, an dem keine Glocken läuten. Die Kirchgänger und darunter besonders Frauen wandelten still nach der Kirche.“ — „Auf der Straße alles bewaffnet, man sieht keine Kinder.“ — Nachdem am 17. October Robert Blum und Genossen in Wien angekommen waren, ist Auerbach von diesen roten Demokraten der Paulskirche in den „roten Jgel“ zum Mittagstisch bestellt worden. Die Frankfurter priesen sich glücklich in Wien zu sein und, wenn es das Schicksal will, mit den Wienern zu stehen und zu fallen. — 23. Oct.: keine Milch und vor allem kein vollsaftiges Obers (Rahm). — Robert Blum rebet die Studenten an, ohne besondere Wirkung und Verfall. Er trug „den Calabreser mit wallender Feder auf dem Haupte und ein Schwert an der Seite.“ „Mir schien als ob Robert Blum doch nicht recht wohl wäre in dieser Umgebung.“ — 24. Oct.: „die Aufregung in der Stadt ist bis zum höchsten Gipfel geblieben: Siegesmut erfüllt alle. Die Waffen sind durch das Geseß geweiht.“ — 26. Oct.: „Nings um Wien steht alles in Flammen.“ — Am Abend des folgenden Tages ging Auerbach in die Schottenkirche, in welcher eben die Vesper zu Ende war. Vor einem Nebenalтарь sang eine Frau ein Lied von ergreifender Melodie, alle andern sangen mit,

ohne Orgelbegleitung. These: „In solchen Stunden fällt all das dogmatische Außenwerk des Kirgentums ab und der rein menschliche, der völlig lautere Gehalt, der überall nur verschüttet und verdeckt ist, tritt strahlend herans.“ Ganz ehrlich gesteht der wahrscheinlich selbst von Angst erfüllte, inzwischen mit einer Büchse bewaffnete Auerbach: „Es hat etwas Ergreifendes, daß mitten in dem Wogen und Branden noch eine stille Stätte bewahrt bleibt, darin das Herz seine Ruhe findet.“ — 28. Oct.: „Das ist also der entscheidende Schlachtag. — Da war ein Bruder, da ein Sohn, dort ein Vater draußen unter den Waffen. Ich gestehe, daß ich mich vor mir selber schämte, es nicht zu sein.“ — Auerbach hatte fürsichtiger Weise seine Kraft nur „für den inneren Dienst in der Stadt“ zur Disposition gestellt. Mit andern Worten: er übernahm die Rolle „eines aufgetragten Zuschauers.“ 29. Oct.: Waffenstillstand. — 30. Oct.: die Uebergabe ist beschloffen. Die Ungarn zurückschlagen, darob H. Blum in sehr aufgeregter Stimmung. — 31. Oct.: die Soldaten ziehen ein. Latours Kandelaber wird zertrümmert. Auerbach läßt durch seinen Hauswirt seine Waffen auf die Strafen tragen. Die Leute fangen wieder an Handschuhe zu tragen, die großen Härte und die langen Locken sind gefallen, die Calabrejer sind durch die Cylinder ersetzt. — 2. Nov.: Nelaich zieht ein, vom Volk mit Vivatruß begrüßt. These: „Das Schredlichste, was sich in solchen Tagen in der Seele setzen könnte, wäre die Volksverachtung.“ — 9. Nov.: „Es ist nicht möglich, es wäre entsetzlich, das kann das darf nicht sein, es wird so viel gelogen, man darf nichts mehr glauben! Das waren die Ausrufe bei der ersten Nachricht, daß Robert Blum erschossen worden.“ Im Militärhospital sieht Auerbach Blums Leiche: „So ist es doch wahr! und unabsehbares Elend lebt auf mit dem Toten dort.“ Blum war für Auerbach „ein Mann mit der Weihe eines Volkserwählten, der in den Tagen allgemeiner geistlicher Erhebung gleiches Wort und gleiche Waffen führte mit fast allen Einwohnern der Stadt.“

Wie haben sich die Zeiten geändert! Nachmals ist Auerbach Vorleser am Hofe in Berlin geworden, Herzog Ernst von Coburg hat ihn zu sich eingeladen, acht Orden sind ihm nach und nach verliehen worden!

In den Jahren 1852 und 1853 hat Auerbach weitere vier Geschichten geschrieben. Broßi und Mouti (Ambrosius und Moulta) haben sich am Tage der Einweihung der neuen Kirche geheiratet, darum nimmt sich der lustige, arbeitsfrohe Broßi vor, an jedem Kirchweihtag so lang er gesund bleibe zu tanzen. Die Kinder werden zu Fleiß und Gehorsam angehalten. Die glückliche Familie wird nur durch den Eigennuß des spät gebornen jüngsten Sohnes Severin in mancherlei Petrübnis gebracht, doch kehrt dieser nach langen Jahren mit einer Frau ans England zurück und stellt sich den Eltern als Baurat vor. Broßi hat seine Jugend in einer Zeit verlebt, da es in Schwaben noch ein Vorderösterreich gab. Eudringen, sein Geburtsort, und Haldenbrunn, sein Wohnort, gehörte dem Kaiser in Wien. In Folge der Napoleonischen Kriege wurde jenes badiß und dieses württembergisch, das schnitt dem Broßi ins Herz. Er erlebte noch das achtundvierziger Jahr; die damals erjehnte deutsche Einheit hatte er in seiner Jugend gehabt.

„Der Biere dig oder die amerikanische Kise“ ist eine unbedeutende, weitentlich um das Auswanderungsieber sich drehende Geschichte. — Dagegen ist bedeutend in Anlage und Ausführung „die Geschichte des Diethelm von Buchenberg“, eine Criminalgeschichte, die am passendsten mit der 1878 erschienenen anderen Criminalgeschichte „Landolin von Reutershöfen“ zusammengestellt wird. In beiden Erzählungen sind es reiche Bauern, welche der gerichtlichen Bestrafung ihrer Verbrechen — Brandstiftung und Mord in einen, Totschlag im andern Fall — zwar entgehen, aber unter den Folterqualen des Gewissens so unsäglich leiden, daß die Zuchthausstrafe eine Art Befreiung für sie enthalten hätte. Diethelm von Buchenberg fällt von Stufe zu Stufe, bis er als Brandstifter und Mörder im Abgrund aufkommt, Landolin von Reutershöfen tötet im Jähzorn mit einem Steinwurf einen Knecht. Beide Bauern haben vortreffliche Frauen, sie tragen das schwere Geschick, welches die an sich ungeliebten und gefürchteten Männer über die Familie herbeiziehen, mit großer Geduld und Treue. In der Geschichte „Landolin“ tritt der wahrheitsliebenden, sittlich strengen Tochter des Bauern, welcher

das Lügensystem ihres Vaters und seiner Helfershelfer ein Gegenstand des Entsetzens ist, die human gesinnte, schwachmüthige Kreisrätin gegenüber. Sie hat erfahren, daß trotz der Freisprechung Unruhe in Landolin's Hause herrscht, darum will sie Frieden bringen: „Ihr seid vom Gerichte freigesprochen, aber ich möchte, daß ihr euch selber freisprechen müget, ihr allein könnt euch helfen, und wenn ihr es thut, dann habt ihr niemand zu danken als euch.“ Landolin soll der Mutter des Ermöglichten mit den „rechten Gedanken“ helfen. — Wie Landolin von Reutershöfen ist in „Lehnholz“ der Kirchenbauer ein Selbstherrscher und souveräner Fürst. Der älteste Sohn Alban ist nach dem Herkommen der einzige Erbe des väterlichen Hofes, weil er aber 1848 von den Gleichheitsgedanken angeekelt worden ist, will er mit den Geschwistern, insbesondere mit dem jüngeren Bruder teilen. Umgekehrt hängt der Vater am altüberlieferten Recht. Damit steht aber in schneidendsten Widerspruch, daß der Kirchenbauer dem jüngeren Sohne darum das ganze Gut zuwenden will, weil er diesen einst mit einem Peitschenhieb um ein Auge gebracht hat. Zuletzt geraten beide Brüder aneinander, sie stützen einen Abhang hinunter und verlieren das Leben. Nun kommt das ungetheilte Gut in den Besitz des Oberknechtes, welcher die Tochter des Kirchenbauers heiratet. In dieser Erzählung zittert noch die 1848er Erregung nach: „die Erlösung war da für die hochstrebenden, die ganze Menschheitsentwicklung erfassenden Geister“; „ein neuer glorreicher Sonntag war jetzt über der Welt aufgegangen.“ Daß so edle, uneigennütige bäuerliche Erbprinzen in dieser sublimarijchen Welt nicht vorkommen, und daß solche Figuren wie Alban nur ersunden sind, um „den verderblichen Wahn von der Utheilbarkeit der Güter“ ins rechte, d. h. ungünstige Licht zu setzen, bedarf keiner weiteren Darlegung für den, welcher mit dem kurzjüchtigen deutschen Liberationsmus bekannt ist. — Die Perle von allen Dorfgeschichten Auerbach's ist für das große Publikum die durch Vautiers meisterhafte Zeichnungen verherrlichte Geschichte vom „Barfüßele“ (1856). Da es die am meisten bekannte Geschichte ist, so beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß Auerbach nirgends so wie hier die Sentimentalität der Leser berücksichtigt und ebenso unwahrscheinlich und erfahrungswidrig als der Dorfgeschichtensreiber W. D. von Horn die Liebe eines blutarmen Mädchens zu einem reichen Bauernsohn über alle Hindernisse den Sieg davon tragen läßt. — Ohne viel Sentimentalität ist die Geschichte „Joseph im Schnee“ (1860), doch den Barfüßele insofern ähnlich, als der eigenhinnige Bauernstolz des Vaters auch hier von dem mit einem armen Mädchen verlobten Sohne endlich überwunden wird. Während wir aber in Barfüßele eine reine Jungfrau sehen, ist Joseph im Schnee der uneheleiche Sohn des Bauernsohnes Adam und der entlassenen Magd Martina. Der kleine Joseph geht eines Tages seinem Vater entgegen, verirrt sich im Schnee, wird von der ganzen Gemeinde nachts im Walde gesucht und als er glücklich gefunden ist, macht die endlich erreichte Hochzeit der Eltern den Schluß. — Nicht oft hat Auerbach einen evangelischen Pfarrer gezeichnet. In Joseph im Schnee lernen wir einen evangelischen Geistlichen kennen, der nicht in die neue Orthoborie taugt, denn ihn ist das Aufpassen, ob man auch streng kirchlich predigt, und „das ewige Gefolge für das Seelenheil der Pfarrkinder, dieses gegenseitige Receptgeben“ bei Pfarrconferenzen durchaus widerwärtig. Dafür singt er abends aus der Oper Titus „Laß Glück, laß Schmerz uns teilen“ und läßt sich sogar von dieser Melodie in stürmischer Nacht bei einem Gang zu einem Kranken begleiten. Wer diesen Pfarrer kennt, ist entzückt von ihm. Vorab, wie billig, die Frau Pfarrerin: Ihr ist er „eine reine Seele, ein heiliges Herz. Mögen die Leute sagen, daß er nicht kirchlich genug, er ist selber eine Kirche. Alle Menschen, wenn sie ihn nur sehen, werden gut und fromm.“ Ein Maler meint: „unser Pfarrer kann jeden zwingen, daß er in seiner Gegenwart hochdeutsch (!) denken muß.“ Die alte, bitterböse, tränkliche Mutter Adams kann nachts nicht schlafen, zur Unterhaltung läßt sie sich den Pfarrer holen und dieser kommt ihrem Wunsche nach. Kaum macht er aber Miene ihr ins Gewissen zu reden, so schimpft sie auf die Schnartröde. Der kleine Joseph ist gerade am Tage vor Weihnachten im Schnee ansgefunden worden. Noch an demselben Abend läßt sich der Pfarrer herbei trotz fehlendem Aufgebot und trotz nicht eingeholtem Consens der Mutter des Bräutigams Adam und Martina mit theatermäßiger Ge-

schwindigkeit zu trauen. Hier begegnen wir einer reinen Dichterin, die sich darum wenig Gedanken macht, ob Bauersleuten überhaupt jemals eine solche Dummheit in den Kopf kommt, eine Copulation zu improvisieren. — „Edelweiß“ ist eine „schwere, herbe, ja fast unbarbarische Geschichte, aber die Sonne der Liebe dringt endlich hellleuchtend durch.“ Es ist die Geschichte eines lange Zeit in unglücklicher Ehe lebenden Paars. Venz, der Uhrmacher, ist ein braver, aber wenig energischer Mann, den seine herrschsüchtige, oberflächliche Frau Tag für Tag quält. Eine Lavinie, welche das Ehepaar samt dem Kinde im eignen Haus mit dem Tode bedroht, bringt die Frau zur Umkehr. Die Todesangst hat ihr in einer Nacht die Haare gebleicht: „das ist mein Edelweiß, sagt Venz, das mir unterm Schnee gewachsen ist.“ —

Zu seinen letzten Lebensjahren hat Auerbach in den Dorfgeschichten „Der Forstmeister“ (1879) und „Brigitta“ (1880) zwei im ganzen wohlgelungne Erzählungen veröffentlicht. Leider wird jene Geschichte ganz unnötiger Weise durch einen larricierteren Böfewicht entstellt, während der ablige evangel. Pfarrvikar zum Ausgleich dieses Gebrechens nichts beiträgt. Der brave Vikar ist nicht Fisch und nicht Fleisch. Auerbach legt ihm viel Menschenkenntnis und Wissenschaft bei. Von beiden ist aber in der Geschichte selbst nichts zu bemerken. Liebe und Tugend ist die Unintessenz dieses weicherzigen Theologen. — Brigitta, die Tochter eines Schwarzwälder Bauers, der durch die Schurkenstreiche eines früheren Knechters sein ganzes Vermögen verloren hat, wird nach Jahren in einer Augenheilanstalt die Pflegerin des von ihr erkannten Totfeindes ihrer Familie. Brigitta steht vor der Forderung unseres Herrn: „Liebet eure Feinde“, eine Forderung, die der Jude Auerbach, der nichts davon weiß, daß man um Christi willen auch seine Feinde lieben, ihnen nicht bloß Wohlthaten erweisen kann, für eine ganz unerfüllbare Pflicht erklärt. Brigitta steht ganz auf eignen Füßen, auf dem Boden der Selbsteredigkeit, darum redet sie sich leicht ein, daß sie keinen Haß gegen den leidenden Feind hege. Und doch reißt sie bald darauf dem Kranken den Verband von den Augen. — Auch den alten „Tolpatz“ läßt Auerbach in einem Briefe erklären: „Liebet eure Feinde! Das kann ich nicht halten und ich hab noch keinen Menschen gefunden, der das kann. Aber thut wohl denen, die euch Böses gethan — das ist recht, das kann man.“ —

## Altertum und Gegenwart.

Von Kozoll.

Altertum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Bd. I. u. II. (Berlin, W. Herz).

Wir Deutschen haben, oder man muß sagen: die germanische Welt hat bis jetzt jene beiden großen Culturperioden litterarisch miterlebt, welche die europäische Menschheit in umgekehrter Folge in sich erfuhr. Denn ihr ging die große classische Epoche voran. In den Völkern unseres Stamms, welche um das Becken des Mittelmeers saßen, fand eine rasche Durchdringung ewiger Gedanken und zeitlicher Wirklichkeit in unvergleichlichen Schöpfungen der bildenden Künste statt. Es schien eine in sich befriedigte, heitere Welt des menschlich Schönen wirklich gewonnen. Aber es schien auch nur so. Die tiefsten Fragen waren noch nicht zur Sprache gekommen. Das zeigte sich, als die sieben Fuß langen Barbaren, wie Sulpicius Severus sagt, die holden Mufen verschreckten, als die gelbhaarigen Gothen über das öde Forum schlenderten, und die Tempel Säulen und Marmorgelände Attila's in die Kalköfen wanderten. Da kam über den Welt-

teit der romantische Geist. Er stieß kühn vom Ufer der Weltwirklichkeit ab, und sein Trachten waren Entdeckung und Feier des Jenseits. Das Diesseits that Buße in Sack und Asche für die Sünde, daß es blühend existierte.

Zu dieser Periode begannen wir Deutschen zu leben. Zu diesem Zwiespalt des Diesseits und Jenseits wurden wir von Hans aus geworfen. Es herrschte Plato. Die Leiblichkeit war nur als Fessel des Geistes betrachtet. Vielmehr sie war verachtet.

Da kam die Renaissance. Es kamen die Humanisten. Aber erst an der Schwelle dieses Jahrhunderts kam eine „classische“ Periode auch uns, eine Periode, in der bei uns jene große europäische „Renaissance“ als solche erlankt, zu Tage trat.

Und nun? Wird eine dritte Periode eintreten, welche die Durchbringung der beiden früheren Stufen, der romantischen und der classischen, in sich darstellt?

Wir wissen es nicht. Oft sieht es aus, als würde ein neues Barbarentum unsere Cultur verschütten. In Arbeiten wie der vorliegenden indeß sehen wir, welche eine breite Schicht von Bildungselementen es ist, auf der wir als Cultur-Volk stehen und arbeiten, und von welcher Mächtigkeit die Anlagerung jenes Procentsatzes der Bevölkerung ist, welche wissenschaftlichen Erörterungen teilnehmend und helfend folgt. In Arbeiten wie in den Vorträgen von Curtius aber tritt, und dies endlich ist das Wichtige, eine Durchbringung des modernen Geistes mit dem des Altertums, der Kraft des Gedankens mit dem Gefühl für Maß und Formschönheit hervor, wie sie der begehrten höheren Einheit von Romantik und Classicität entspricht, und heut gerade doppelt willkommen erscheint, da der bewegende Gedanke der christliche, also der die Diesseitigkeit allein erklärende, aus ihren Gegensätzen und Spannungen erlösende ist.

Professor Curtius hat diese Vorträge in Göttingen und Berlin gehalten. Immer wars vor einem ausgewählten Kreise. Immer wars jene Durchbringung ächter Frömmigkeit und altclassischer Bildung, welche anzog. Immer ist die hervorragende schöpferische Kraft, mit welcher dieser Gelehrte auf den Ruinensfeldern des Altertums steht, um die umhergeworfenen Bruchstücke von Kapitalen und Metopen, von Figuren und Ornamenten geistvoll zusammenzufügen und eine lebendige Welt der Vergangenheit tönend wieder hervorstehen zu lassen. Wir erblicken den Vorhang von dem reichen, verschollenen Leben alter Culturstätten durch eines Künstlers Hand zurückgeschlagen, damit wir lernen. Wir lernen über Städtebildung, Kunst, Geschichtsforschung; wir lernen vor allem über die das geschichtliche Leben in der Tiefe bedingenden Mächte. Denn „die Gegensätze im Gottesbewußtsein sind auch in der alten Welt das bewegende Princip der Geschichte gewesen; sie sind es, um deren willen die Völker aneinandergegangen sind und die Sprachen sich gespalten haben. Auch im heidnischen Altertume erkennen wir die verschiedenen Stufen einer reineren Anschauung des Göttlichen, eines Abfalls zum Götzendienste und der aus dem Götzendienste zum unsichtbaren Gotte zurückstrebenden Sehnsucht edlerer Geister.“

So greift schon in der ersten der hier gegebenen Reden, der Festrede von 1857 „über das Mittelalter der Philologie“ — der Verfasser philosophisch in die Religionsgeschichte, und wirft jene rohe Methode ein für allemal zurück, welche die Geschichtsbewegung aus dem Schlamm statt von oben her beginnen läßt. Der Verfasser zeigt hier schon die weit getragene, im einzelnen Volk die Bewegung der Völker überhaupt verfolgende Total-Anschauung.

In diesem Sinn steigt im zweiten der Vorträge das alte Athen vor uns auf, geschildert wie nur Einer es vermag, der soeben frisch von den Ausgrabungen auf dem Boden von Hellas zurückgekehrt und voll der Freude ist, welche die kleinste der in Sonnenbrand und Staub gemachten Entdeckungen im alten Stadtbezirk hervorrief. Es ist eine fesselnde quellenfrische Schilderung.

Und nun rollt sich im dritten Vortrag das Bild Roms auf: „Rom und die Deutschen“ — welche eine Reihe culturlicher Spannungen und Beziehungen! Der Deutsche, früher durch die Idealpolitik des heiligen römischen Reiches über die Alpen gezogen, er findet endlich, innerlich romfret, in Rom, wo er das menschliche Geistesleben in seiner Einheit zu begreifen strebt, die tiefe Anregung für deutsche Kunst. Carstens, Over-



beck, Cornelius, alle hier zu Haus, tragen von hier aus die großen Gedanken aller wahren Kunst über die Alpen ins deutsche Haus. Tasso und Iphigenia in ihrer gehaltenen Schönheit fornten sich unter dieser Sonne. Der deutsche Winkelmann als Hort der städtischen Altertümer Roms, die Stadelberg, Rumohr, Dtfried Müller, Wilhelm von Humboldt, Welcker, Niebuhr, Bunsen, hier für die Altertumskunde thätig, endlich das „römische Institut“ auf dem tarpejischen Felsen unter deutscher Schon forschend thätig, das deutsche Kapitol der Mittelpunkt der römischen Studien — das heißt: Rom hat den Vorrang anerkennen müssen, „welchen die deutsche Bildung durch die Reformation gewonnen.“

Und diese Bildung ist nur darum so hoch, weil sie weiten Blicks „die Gemeinsamkeit aller geistigen Interessen der Menschheit, und den einheitlichen Zusammenhang aller wahren Erkenntnis“ — wie Curtius so richtig sagt, — betont.

Und nun wird uns im folgenden Vortrag die Culturmacht des Hellenismus, „der Weltgang der griechischen Cultur“ vorgeführt. Und als Aufgabe wird's erkannt, Weltbildung und Weltreligion so zu versöhnen, daß jene als Vorstufe völlig gewürdigt werde.

Die hellenische Kunst ist unserem Verfasser, dies sei hier bemerkt, eine durchaus neue, aus der orientalischen Cultur nicht erklärte, von ihr nur vorgebildete Erscheinung. Erst in Hellas wird die innere, von Masse und Anbehung unabhängige, auf Selbstbeschränkung beruhende Größe künstlerisch dargestellt.

Zu den edelsten Stücken dieses Bandes, vollendet in edler an der Antike gebildeter Sprache wie alles, was Curtius giebt, gehört die Erörterung über Philosophie und Geschichte. Ein Reichthum treffender Urtheile über Herodot, Thukydides, über Leibniz, Herder, Hegel zielt diesen reichen Vortrag.

Wir rechnen ferner zu dem Feinsten das über die perikleische Zeit, über die Staatsverfassung Gesagte, so wie jene Erörterungen über politische und kirchliche Parteien, von denen diese in widriger Heuchelei versanken, so oft „Bekennnisformen zu Bedingungen staatsbürgerlicher Rechte wurden.“ S. 329.

Wenden wir uns zum zweiten Band.

Gleich der erste Vortrag zeigt Israel und die Hellenen. Er zeigt also die Verteilung der großen Aufgaben in den größten Gegensatz hinein, den die Geschichte kennt. Sie tritt hiermit erst voll in Spannung. Wie in polarem Gegensatz begehrt die Menschheit die tiefe Vermittlung von Gottesbewußtsein und Weltbewußtsein. Dort kühnes Abstoßen der Sinnlichkeit in der Verkündigung des Jenseits. Hier Versenkung in die Weltwirklichkeit zur Verklärung durch ein Evangelium des Diesseits. Der Kampf beider Weltanschauungen bewegt die Völker. Wenn und wie werden die Pole sich ansgleichen?

Wir sehen hier am persönlichen Glaubensbekenntnis des Verfassers. Es gilt der dritten großen Culturstufe. Ihr ist sein Denken zugewendet. Doch gehen wir wieder in die Erfahrungswelt.

Was kann fröhlicher sein, als mit dem Verfasser von Jenischer, der Gegend des alten Sigeion, das Stamandros-Thal hinaufzuwandern, mit ihm gespannt nach der Höhe zu suchen, wo Priamus Burg stand II S. 78 ff. Es erscheinen die drei Hügelgräber. Was bedeutet der auf jener Höhe des Balidagh bloßgelegte Mauerring? — Ob er für die sagenreiche Burg beweist? Die Burg des Priamus wie die zu Mykenä, es „waren im tiefsten Winkel der See-Ebene als Lauerorte angelegte Bergwarten, welche erst allmählich in ihre geschichtliche Bedeutung hineinwachsen und Mittelpunkte von Reichthum wurden.“ Diese Ansicht scheint den richtigen Gesichtspunkt zu geben. Man hat nicht weithin herrschende Punkte zu suchen und für den alten Burgsitz zu fordern.

Nun begleiten wir den Forscher zum Alyattes-Hügel. An seiner kühnigen Hand überblicken wir Pergamon, durchmustern die Reste der Tantalosstadt, eine Ruine aus der ältesten Zeit. Dann werden wir zu den Ruinen der Felsenstadt geführt, welche über den nach der Seeite geneigten Abhängen der Stadthöhe Athens gelagert war. Der folgende Vortrag führt uns nach Ephesos. Wir sehen im Geist die phönizischen Ansiedler an der Kapstroß-Mündung landen. Sie stiften ein Heiligtum dem

uralten Idol, das einst vom Himmel fiel, einen Gnadenort dem Bild der Mondgöttin, aus Weinrebenholz geschnitten. Ein Priesterstaat entsteht. Er breitet sich aus, bis die Einwanderung der Athener ein Halt gebietet. Sie gründen ein Heiligtum der Athene auf dem Vorsprung des Koreios. Und nun beginnen die reichen Bewegungen der Wechselwirkung morgen- und abendländischer Cultur. Aufblühender Handel legt den Grund, ein Reichthum des Bauens und Bildens webt sich darüber. Dort das Artemision, hier das Athenaeon, und eine erhöhte Strebsamkeit das notwendige Ergebnis. Und nun werden uns die Wendungen der Geschichte bis zum Sinken des Tempels der großen Göttin meisterhaft vorgeführt.

Nach Olympia weist uns dann der Redner. Wir sehen die heiligen Gaine, die Tempel, die Schatzhäuser, die Rennbahnen. Die Wettkämpfe ziehen am Blick vorüber. Der Leser sieht sich in die alte Zeit hineingezogen. Er hört den Jubel des Volkes, wenn „des grünen Oelzweig's Schimmer“ auf dem Haupt des Siegers liegt.

Aber „mit der Religion verfiel auch die Kraft der Freude, das schönste Erbteil der Hellenen.“ Damit gibt der Verf. die Wahrheit, die ihm durch die ganze alte Völkervelt beschäftigt ist.

Die Ausgrabungen in Olympia verdanken wir in der That den Mahnungen, die auszusprechen vor 27 Jahren schon dem Verf. am Herzen lag. Auf seine Anregung hin ist ein Stück hellenische Welt aus Schlamm und Schutt wieder emporgestiegen, „ein griechisches Pompeji.“ Am 4. October 1875 der erste Spatenstich. Und am 14. December kommt der Ostgiebel des Tempels zum Vorschein. Dann steigt die Rife des Paionios aus der Tiefe hervor. Und nun ist der ganze Hain blos- und kargelegt. Vierhundert Inschriften sind gefunden und die Steine sind zum Reden gezwungen. Aus dem Schutt, in einer Mächtigkeit von sieben Meter aufgehäuft, treten Tempel, Theater, Hippodameion und Hippodrom siegreich empor, und von den zweihundertzig mächtigen Giebelfiguren ist nur eine einzige unvollständig geblieben. „Voll Dank gegen Den, von dem alles Gute kommt, dürfen wir uns des Segens freuen, der auf der deutschen Arbeit gelegen hat.“

Und in der That, wer das große Werk des Praxiteles, den Hermes mit dem Dionysoskinde kennt, das edelste Stück des Heräon in Olympia — er muß Curtius für die Anregung zu jenen Forschungen in Hellas innig dankbar sein.

Die deutsche Fahne auf dem deutschen Hause am Alpheios flatternd, die deutschen Gelehrten die Ebene Athens aufnehmend, deutsche Ingenieure und Professoren Mion, Mykenä, Orchomenos, Olympia und Pergamon der Welt entdeckend, deutsche Zeichner und Generalstabsofficiere die Karte Kleinasiens entwerfend — das bedeutet den Eintritt unseres Volks in jene Arbeiten, in denen die christliche Welt Gegenwart und Vergangenheit des Geschlechts zusammenzufügen und seine verschüttete Entwicklungsgeschichte als ein Ganzes zu gewinnen trachtet.

Altert die Menschheit, altert die europäische Welt, so hat sie desto mehr das Recht der Alten für sich, das Recht der Selbstorientierung, der Rückkehr.

Heinwärts nach den Jugendtagen bengt sich die Menschheit deutlicher als je zurück. Im Zusammenschluß mit den Tagen der Kindheit, des Anfangs europäischer und vorderasiatischer Völkergeschichte sucht sie die Vollständigkeit des Bewußtseins der Menschheit von sich selbst zu gewinnen. Was die großen Culturperioden, die der Antike und die der Romantik, scheidet, es wird hinweggeräumt, damit die zwischen den Gegensätzen dieser beiden Weltanschauungen hin und hergeworfene Menschheit in einer dritten Cultur, der Synthese der beiden ersten, zur Ruhe komme. Diese Culturstufe aber würde, auch nach dem Sinn des Verf. niemals eine andere sein können, als die vom Christenthum getragene, da in diesem überhaupt die einzige Möglichkeit für das Verständnis des Wesens der Menschheit und ihrer Cultur-Entwicklung liegt. In ihm liegt der wie für die dunklen Kammern unseres eignen Innenlebens, so für die Reihe düsterer nun wieder entdeckter Gemächer der Erdgeschichte allein mögliche Schlüssel.

Curtius besitzt diesen Schlüssel und hat damit, und nur damit, den Standpunkt, von dem aus das historische Material „durch divinatisches Entdecken“, wie Dr oysen

es nennt, zum Gesamtbild ergänzt werden kann. Es ist der Standpunkt für gesunde Deduction. Diesen Standpunkt hat nur die historische Schule, welche das Christentum als centrale Geschichte versteht.

Wir finden nicht so häufig bei unseren Philologen das Streben nach jener Altertumskunde, welche eine Geschichte auch des Handels- und Verkehrslebens der Völker fordert, wie dieses Heeren wollte, wir finden nicht häufig Sinn für die volle Mannigfaltigkeit dessen, wodurch Eigenart und Entwicklung eines Volks in Stamm- und Stadt-Geschichte, wie Jusus Röser zeigte, uns überhaupt klar wird.

Aber in den hier vorliegenden Neben zeigt sich Gabe und Blick des echten Künstlers. Denn dieser, er mag nun arbeiten, auf welchem Gebiet er wolle, wird immer, auch im kleinsten Zuge, den Wert für das Gesamtgebäude entdecken. Den scheinbar verschwindenden Farbenton, das Bruchstück eines Kapitals, den Rest einer im entlegensten Gebirgsdorf entdeckten Rundart und Aebeform, die halbleserliche Aufschrift des in die türkische Befestigung eingemauerten Steins, welche auf die Verhandlungsweise der Väter der Kleinstadt Licht werfen kann — er wird sie als wertvolle Beiträge begrüßen. Die Arbeiten, von denen diese Neben zeugen, und diese Neben selbst, sie gehören zu den „*Monumenta Germaniae*.“

## Auch ein Jubiläum.

Von Dietrich von Hertzen.

In Nr. 17 des gegenwärtigen (XXV) Jahrgangs der freimaurerischen Zeitschrift: „Die Bauhütte“ findet sich die folgende Correspondenz:

Hanau. Siebzehn teils benachbarte, teils rheinländische Logen erlassen eine Einladung zu dem am 14. Mai d. J. zu Wilhelmshad stattfindenden Frühlingsfest. In dem betreffenden Rundschreiben heißt es:

„Wir setzen voraus, daß auch Sie in dieser freien Vereinigung der Brüder verschiedener Systeme und Oriente eine günstige Gelegenheit zur Anbahnung und Befestigung persönlicher freundschaftlicher Beziehungen, sowie namentlich zur Förderung allgemeiner maur. Interessen und einheitlichen Zusammenwirkens erblicken, welche umso mehr Ihre Beteiligung veranlassen dürfte, als dieses Fest auch gleichzeitig die Säcular-Erinnerungsfeier des bedeutsamen Wilhelmshader Freimaurerkonvents von 1782, von dem die erste Anregung zu einheitlichem Streben der Freimaurer in Deutschland ausging, in sich vereinigt.“

Der Preis des Couverts zur Tafelloge ist incl. eine halbe Flasche Wein auf 4 Mark und der Beitrag zu allgemeinen Kosten à 1 Mark, zusammen 5 Mark festgesetzt. —

Die Fest- und Couvert-Karten, wie alle weiteren bezüglichen Mitteilungen werden rechtzeitig übersandt werden.

### Programm.

Den 13. Mai abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung der Brüder in der Centralhalle zu Hanau. — Den 14. Mai morgens 9 Uhr: Versammlung der Brüder in Wilhelmshad, im Park unter den Colonnaden am Kurhaus. — Frühconcert der Kapelle des Infanterie-Regiments Nr. 97. — Frühstück à la carte. Einzeichnung in das Präsenzbuch. — Um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr: Versammlung der Br in den zum Tempel arrangierten Theaterbau. — Controle der Festarten. — Präcis 11 Uhr: Festloge-Eröffnung. — Um

1½ Uhr: Verammlung der Brd zur Tafelloge. — Präcis 2 Uhr: Eröffnung der Tafelloge. — Nach der Tafelloge 5½ Uhr: Concert im Park. — Beteiligung der Familien.

In Nr. 19 der „Bauhütte“ (vom 6. Mai) wurde „das Jubelfest“ in einem zweiten, besonderen Aufsatz behandelt und der Hoffnung auf Einigung der zerplitterten deutschen Logenwelt Ausdruck gegeben: „Gelingt es den Veranstaltern, den rechten Ton anzuschlagen und das zum Ausdruck zu bringen, was teils bewußt in den Herzen der deutschen Brüderschaft lebt, teils ahnungsvoll darin schlummert, so kann es zu einer fruchtbaren und segensvoll nachwirkenden Rumbgebung kommen. An einem Programm fehlt es ja der Verammlung nicht; denn „einheitliches Zusammenwirken“ ist eine Lösung, die längst ausgegeben, allseitig durchgesprochen und auf das Banner geschrieben ist. Einheit, Verbrüderung, Sammlung des Getrennten ist das Programm des Bundes selber.“ „Jeder, der an der Festfeier sich beteiligt, möge sich deshalb fühlen als Vertreter der deutschen Mrei, als verantwortlichen Mitarbeiter am Tempel der Zukunft; jeder möge sein individuelles Bewußtsein steigern (!) zu einem allgemeinen, und, erfüllt von der Höhe und Würde des mrischen Veris, mithelfen, auf daß das Werk gelinge und der Pfingstgeist mrischer Reform sich ausgieße auf alle!“

Die „Arbeit“ am „Tempel der Zukunft“ ist nun am 14. Mai in Form von ein paar Reden — drei Lehrer (Doppel—Frankfurt, Taubald—Rohburg und Bauwand—Köln) waren dazu verschrieben — glücklich vor sich gegangen und auch „die Steigerung des individuellen Bewußtseins zu einem allgemeinen“ anscheinend ohne Unfall verlaufen. Wenigstens berichtet die Logenpresse nichts von Indigestionen, die doch nach einem Diner, welches von 2 Uhr bis in den Abend hinein dauerte, kaum ausgeblieben sein werden. — Bruder Taubald hielt die Hauptrede, Kritik des heutigen Logentums; Dr Weiland „einen sehr gründlich gearbeiteten Vortrag über Humanität,“ wobei er sich an die Säule der Schönheit \*) lehnte, „in welcher er die höchste sittliche Vollendung symbolisiert bezeichnet.“ Ort der Handlung, die Bühne des Theaters, konnte zur Aufrichtung des „Orient“, d. h. des „Altars“ und sonstiger mrischer Geräte, kaum passender gewählt werden, denn dorthin gehören sie in der That. Auch die „warm empfundene“ Poesie, wenn man sie so nennen darf, fehlte nicht; speciell hat der bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Br Feodor Löwe, Schauspieler in Stuttgart, einen „Kettenspruch“ verbroschen. Bruder Kohn hat das Protokoll geführt. Dasselbe wird gedruckt und hoffentlich auch uns ein Rezensionseremplar überandt werden.

Das Fest ist nun an sich so bedeutungslos verlaufen, wie die meisten Feste der Loge — verspäteter Maskenscherz in den Spielfälen eines vergessenen Bades. Auch die beabsichtigte Einigung aller deutschen Logen wird es weder hemmen noch fördern. Die Einigung der deutschen Freimaurer und ihre Organisation als politischer Club ist zweifellos nur eine Frage der Zeit, sie hängt aber von ganz anderen Dingen ab, als von ein paar phrasenhaften Reden und Meimereien. Dagegen kann es vielleicht erprieslich sein, auch in der „Monatschrift“, die sich bisher mit der Maurerei noch nicht befaßt hat, auf die vielfach noch recht unbekannte Doppelnatur der Loge ein Mal hinzuweisen, auf ihre religiöse und ihre politische Seite.

Was hat es mit dem „bedeutsamen“ Wilhelmobader Freimaurerkonvent auf sich, dessen Jubiläum unsere Logen feiern?

Zu den Eigentümlichkeiten der Frmrei gehört es, daß irgend eine Definition derselben, die somper, ubique et ab omnibus angenommen worden wäre, nicht besteht. Seit dem ersten Aufsteigen des Bundes, als er zu Beginn des vorigen Jahrhunderts aus den beistlich gerichteten Baucorporationen Englands hervorging, bis auf unsere Tage herab hat jeder Frm das unveräußerliche Menschenrecht gehabt, oder doch sich genommen: in den Begriff des Logentums hineinzutragen was ihm irgend beliebte. Dies Recht gab ihm zwar niemand, aber es konnte es ihm auch niemand nehmen, weil irgend eine officiell anerkannte Definition der Freimaurerei nie bestanden hat und auch heute

\*) Zum Gerät jeder Loge gehören drei Säulen, der Weisheit, Stärke und Schönheit gewidmet. Es ist immerhin anzuerkennen, daß Br W. sich nicht an die Säule der Weisheit gelehnt hat.

noch nicht gefunden ist. Und so begegnen uns denn deistische, rationalistische, anti-theosophische, politisch-revolutionäre, social-nivellierende, alchymistische und architectonische Tendenzen und Pläne in bunter Reihe mit Gesellschafts- und Wohlthätigkeits-Zwecken, allemal mit den entsprechenden Pfaffen verbrämt. Der angesehenste moderne Moralist und Geschichtschreiber der Frrm, Kündel, erklärt im Anschluß an das älteste vorhandene Statut, das Anderson'sche „Constitutionenbuch“, die Frrerei wesentlich als die natürliche Religion, in welcher alle Menschen übereinstimmen, den Freimaurer als „Kochknecht.“ Dabei will er aber auch Toleranz geübt wissen gegen Atheisten und die mancherlei drängelnden Kräfte, welche längst bemüht sind, auch den letzten noch vorhandenen religiösen Rest durch religionslosen Humanismus völlig zu ersetzen. In einem Logenbunde, dem schwebischen, welchem die „Große Landesloge von Deutschland“ in Berlin zugehört, wird sogar das Christentum festgehalten als Grundlage des sogenannten „Systems.“

Die Abwesenheit jeder allgemein gültigen Definition ist nun selbstredend von Anfang an eine Quelle unendlicher Zänkereien im Bunde gewesen. Jedes „System“ behauptet das wahre und echte Freimaurerei zu besitzen und eins mit so viel Recht oder Unrecht als das andere, weil sie samt und sonders Erfindungen der Willkür sind und daher auch beliebig verändert, vermehrt oder vermindert werden können. Die Ratlosigkeit und Verlegenheit der Frrm um eine Antwort auf die Frage, worin denn das Wesen des Bundes bestehe, hat successive die verschiedensten Blüten getrieben. Bald beruft man sich auf das beschworene „Geheimnis“, bald wiederholt man, wie noch neuerdings Dr. Henne am Rhyn in seiner Schrift „Adhuc stat“ die verbrauchte Ausflucht: „was Frrerei sei, lasse sich nicht mit Worten lehren, sondern nur durch Verweilen im Bunde und Verlehr mit würdigen Frrm erlernen und erleben,“ bald sucht auch irgend eine Partei des Bundes mit mehr oder weniger Nachdruck und Erfolg eine bestimmte Definition des Zwecks der Gemeingültigkeit näher zu bringen.

Bestrebungen der letzteren Art sind es nun, welche zunächst und äußerlich vor hundert Jahren den Wilhelmshaber Konvent veranlaßten und welche auch heute, wie gezeigt, auf der Tagesordnung der Jubiläumsfeier standen.

Auf diese äußeren Veranlassungen, den Kampf der einzelnen Systeme näher einzugehen, ist weder unterhaltend noch erspriehlich — es genügt die Thatsache zu constatieren. „Unter andern zu behandelnden Fragen“ — sagt vom ersten Konvent ein unverdächtiger Zeuge aus der Loge, Professor Lindner in Leipzig, Verfasser des Buches „Mac Benac“ — „war eine der ersten nach dem Ursprung und Zweck der Freimaurerei; man fragte: wer sind wir? Die Frage, wie auffallend sie klang, war doch sehr natürlich, weil eigentlich in Deutschland niemand recht begriff, woher das bunte Wesen der Symbolik komme und wohin es führe? Weil nun jeder von den Abgeordneten in Wilhelmshab seine Ansicht geltend machen wollte, wuchs die Verwirrung und Unzufriedenheit; es entstanden neue Vereinigungen, neue Spaltungen, neue gegenseitige Verkettungen.“ — Diese Zänkereien, welche sich durch 30 Sitzungen hinzogen, sind für die Geschichte der Menschheit ebenso bedeutungslos geblieben, wie das offizielle Resultat des Konvents: die Gründung eines Ordens der „Ritter der Wohlthätigkeit“, der nach wenigen Jahren ruhmlosen Bestehens spurlos vom Erdboden verschwand.

Die Bedeutung des Konvents von 1782 liegt vielmehr offenbar in den officiösen Vorgängen hinter den Coulißen, die sich ihrer Natur nach zwar schwer (doppelt schwer über einen Scheinbund) feststellen lassen, über welche aber doch auf Grund teils glaubwürdiger Thatsachen, teils unverdächtiger Zeugnisse nunmehr ein leidlich sicheres Urteil mit Fug gefällt werden kann, daß nämlich die Richtung damaliger Freimaurerei im Sinne des Illuminatentums wesentlich auf die politische Revolution hinausging.

Nur beiläufig erwähnen wir als auffallend, daß die beiden Berliner Großlogen: „Große Landesloge“ und „Loge zu den 3 Weltkugeln“, welche von vornherein einen gewissen staatlich-officiellen Charakter trugen, dem Konvent fern blieben; die Vermutung liegt nahe, daß sie von dem politischen Charakter des Konvents im Voraus unterrichtet gewesen sind. Dem entspricht der Umstand, daß der Konvent aus Frankreich befehdt

wurde, wo grade in den achtziger Jahren die Revolution in den Logen vorbereitet wurde — von 1787 an war bekanntlich der nichtensüßige Philipp Egalité Großmeister der französischen Logen und damit auch Helfershelfer aller Koryphäen der Revolution, der Brt Robespierre, Mirabeau, Lafayette, Danton und anderer. Indeß dies nur nebenbei. Schwere wiegt jedenfalls die Thatfache, daß der Illuminatenorden durch seinen Mitbegründer Frhrn. v. Knigge vertreten war und daß dieser den ausgesprochenen Zweck verfolgte, mit seinen Revolutionsideen in das Logentum einzudringen, möglichst viele Gefinnungsgenossen zu werben und ihnen in den Logen das Uebergewicht zu verschaffen. Der Illuminatenorden war aber eine von Professor Weishaupt in Ingolstadt im Verein mit Knigge begründete und geleitete geheime humanistisch-politische Verschwörung, die zeitweise bis 2000 Mitglieder\*) gewann, jedoch ehe sie zu irgend einer entscheidenden Action gelangte, von den heimlich eingedrungenen Jesuiten geprengt, d. h. der Staatsgewalt denunciirt und ausgeliefert wurde. Beim Zusammenbruch kamen aber so arge „Enthüllungen“ vor, daß selbst der tolerante Kaiser Josef II. von Oesterreich sich veranlaßt sah, die Frmr zunächst tüchtig auf die Finger zu klopfen, bald darauf sogar ihre Logen gänzlich zu schließen.

Ueber Knigges Agitationsreise nach Wilhelmsbad berichtet nun Finde!, daß derselbe zunächst zwar Schwierigkeiten gehabt wegen mangelnder Papiere, gleichwohl seien fast alle Deputirte mit dem Wunsch um Aufnahme zu ihm gekommen. „Darauf ging er jedoch nicht ein, sondern ließ sie nur einen Revers unterzeichnen, der sie zum Stillschweigen verpflichtete. Unter den Anwesenden befand sich auch Bode, (ein aufklärerischer Buchdrucker aus Hamburg) der als Abgeordneter des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha dem Konvent beizuwohnen und dem die weitere Ausbildung des eben entworfenen neuen Logensystems aufgetragen worden war. Ihn für den Illuminaten-Orden zu gewinnen war nun Knigges vorzügliches Bestreben. Es gelang. Er nahm ihn nach Genehmigung des Konventes unter dem Namen Amelius bis zum Illuminatus minor einschließlich auf und Bode war zufrieden und geneigt für die Beförderung des Ordens zu wirken.“

Auf diese Weise brachten also die „Ritter der Wohlthätigkeit“ ihre Zeit in Wilhelmsbad hin, und es fehlt nicht an weiteren Stimmen von Teilnehmern oder doch Eingeweihten, welche die verderblichen Tendenzen der damaligen Freimaurerei später eingestanden, zum Teil sogar bereut haben. Knigge selbst hat in reiferen Jahren in seinem Buch von „Umgang mit Menschen“ alle Geheimbündelei scharf verurteilt. Herzog Carl von Hessen (Statthalter in Gostorp), ein Maurer der höchsten Grade, teilt in seinen Memoiren mit, daß Bode in Wilhelmsbad zu ihm gekommen sei, ihn für den Jacobinismus zu gewinnen, daß er aber auf diese Dinge nur eingegangen, um ihnen nach Kräften entgegen zu wirken. — Noch deutlicher spricht sich der preussische Minister v. Haugwitz in einem Promemoria an den Monarchen-Congreß zu Verona aus, das gradezu mitteilt, die französische Revolution sei bis ins kleinste von den Logen vorbereitet worden. „Eine traurige Erfahrung hat uns belehrt, daß es nicht ein Zufall war, der Ludwig XVI. in den Tempel führte. Von dort aus sollte er den Mauern des Meisters geopfert werden.“ — Genau dasselbe bestätigen ein Brief von Gleim und eine der Biographie des Generalsuperintendenten Nachtigal von Hoche entnommene Notiz, welche sich in dem Aufsatz dieser Zeitschrift über Wieland (März 1882. p. 201.) finden. — Bode hatte in einer Gesellschaft bei Gleim den Königsmord in Frankreich vorhergesagt und hinzugefügt, es sehe nicht mehr in seiner Macht, ohne Gefahr für sein Leben sich von diesem Treiben zurückzuziehen. — Kurz, das Gesamtbild der Maurerei damaliger

\*) Jedes Mitglied bekam einen geheimen Bundesnamen, wie Socrates, Plato, Liberius, Lamerlon, Don Lairotte u. s. w. — Knigge hieß Philo. — Unter den Mitgliedern finden sich Leute aller Stände, auch Geistliche beider Confessionen, zum Teil gewiß idealistische und gedankreiche Leute, zum Teil Schwärmer. Von letzteren entwirft Weishaupt selbst in einem Briefe das Bild: „Ich bin aller Hüfte beraubt. Socrates, der ein Kapitalmann wäre, ist beständig befoffen: Augustus im äbelsten Auf: Alibiades sitzt den ganzen Tag bei der Gastwirthin und schmachtet!“ — u. s. w.

Zeit wird von Langwig mit Recht dahin charakterisiert, daß in der Loge „religiöse Gefühle und verbrecherische Pläne Hand in Hand“ gingen.

Diese glorreichen Erinnerungen sind nun in Wilhelmshad aufgefrißt worden. Indessen wir wollen nicht ungerecht sein. Und so muß anerkannt werden, daß damals in Deutschland das Gros der Br. absolut nicht wußte, um was es sich eigentlich handelte, vielmehr weißlich in blinder Abhängigkeit von mächtigen, zum Teil „unbefannten Oberen“ gehalten wurde, und daß auch heute noch der große Haufen durchweg getäuscht wird oder doch sich täuscht. Die Fiction von „Geheimnissen“ wird vor den Brüdern der niederen Grade hartnäckig aufrecht erhalten, während die lachenden Argunere der Loge selbst am besten wissen, daß es irgend etwas Verheimlichenswertes in ihrem Tempel weder heute giebt noch je gegeben hat. Ihr „Geheimnis“ beschränkt sich auf eine Anzahl willkürlich erfundener Gebräuche, eine Art Corpscomment; nur daß diesem fröhlicher Sinnor zu Grunde liegt, jenen Gebräuchen aber fast durchweg ein hohes Maß von Albernheit und Trivialität eignet. Sehr vereinzelt finden sich ansprechende Gedanken.

Die Masse der Brüder blickt daher auch heute mit einer gewissen unbewußten und dunkelen Begeisterung auf die Einheitsbestrebungen der verschiedenen Systeme, als ob mit ihrer Verwirklichung das goldene Zeitalter anbrechen werde, und würde sehr entrüstet sein über die Zumutung: die „Vereinigte Großloge von Deutschlaud“ sofort als liberales Central-Wahl-Comité zu constituieren. Und doch kann diese Entwicklung, die sich in Belgien, Frankreich, Italien, Ungarn u. s. w. vollzogen hat, auch bei uns nicht ausbleiben. Eine einheitlich geleitete Nationalloge wird mit innerer Notwendigkeit zum Brennpunkt aller destructiven Bestrebungen in Staat und Kirche werden. Ist die Loge erst organisierter und einheitlich geleiteter Staat im Staate, so ruht sie nicht, nach dem Wort des Br. Mazzini, bis sie selbst der Staat wird. Die Bewußten werfen die Maske ab — die Herde folgt. Der nötige „Molke“, wie man ihn schon einmal in der Person des Br. Bluntschli an die Spitze der „Armee“ der deutschen Logen stellen wollte, wird sich dann bei uns so gut finden, wie er sich jeweilig in Frankreich, Belgien, Italien u. s. w. gefunden hat.

Einstweilen stehen sich in Deutschland noch Systeme mit und ohne Hochgrade<sup>\*)</sup>, rabiater, gemäßigter und sogar christlich gefärbter Humanismus gegenüber. Aber wie alle unbefangenen Beobachter der Loge seit Jahrzehnten vorausgesagt haben, geht das „christliche“ Logenwesen seinem Ende entgegen, nachdem es in die letzte Defensionsstellung hineingedrängt worden ist. Die „Affaire Schiffmann“ giebt in allerneuester Zeit wieder einen Beleg. Erst am 27. Juni 1876 war der Prediger Schiffmann in Stettin laut Decret der Gr. Landesloge „der fortgesetzten Verletzung des Gelübdes mr. Verschwiegenheit für schuldig erachtet und demgemäß aus dem Orden der Freimaurer excludiert.“ Thatsächlich handelte es sich aber gar nicht um Bruch der Verschwiegenheit, sondern darum, daß Schiffmann nach Angabe seiner Freunde „den ganzen Betrug (des christlichen Systems) an der Hand der Acten enthüllt“ hatte. Wenn jetzt auf Verwendung der Loge „Royal York“ die Exclusion des Br. Schiffmann wieder aufgehoben ist, so bedeutet das in Ansehung der Personen wenig, principiell aber ist es wieder ein Sieg des Humanismus über das Christentum.

Ganz ähnlich schreitet der Humanismus weiter in Betreff der Aufnahmefähigkeit der Juden, die ihrerseits seit der Zeit des ersten Wilhelmshader Konvents um Gleichberechtigung ringen. Die Einzelheiten dieses Kampfes füllen nun auch schon, trotz der jüdischen Unermüdlichkeit und Unverfrorenheit ein volles Jahrhundert aus; alles ist noch nicht errungen, aber doch so viel, daß nur noch wenige Tüthen den Juden verschlossen sind, daß selbst die Loge zu den 3 Weltkugeln ihre Ausschließung „im Princip als

<sup>\*)</sup> Lehrling, Gesell und Meister sind die drei sog. Johannisgrade; darüber hinausgehende Grade werden Hochgrade genannt — es giebt Systeme mit bis zu 90 Graden. In jedem Grade werden neue „Kenntnisse“ und „Geheimnisse“ mitgeteilt, meistens nichtiges Zeug; von Interesse nur da, wo Profanisierung christlicher Ideen oder die Symbolisierung der politischen und socialen Revolution stattfindet. Vgl. das Kapitel über die Gebräuche in meiner Flugchrift: „Was treiben die F.r.m.r.“ (Güterloh, Hertelsmann.)

nicht vereinbar mit dem Grundwesen der *Frurei*“ erklärte \*) und nur noch vor illegaler Durchführung des „Principo“ zurückschreckt.

Worin übrigens das vielberufene „Grundwesen“ besteht, sagt leider auch die Weltfugel-Voge nicht, obgleich sie so gut wie wir wissen könnte, daß man weit entfernt ist darüber einig zu sein, und daß in den deutschen Logenblättern, neben zahllosen anderen Divergenzpunkten, selbst die Debatte, ob der liebe Gott gebuldet werden könne oder nicht, ob der Atheismus obligatorisch oder facultativ zu machen, oder auch ganz zu verbieten sei, fortbauend eine große Rolle spielt. Man darf erwarten, daß eine „Vereinigte Großloge von Deutschland“, wenn sie zu Stande kommt, endlich auch die Principienfrage reinlich erledigen wird — und kann auf das Resultat gespannt sein. Ob die kürzlich in St. Gallen vorgeschlagene Definition, die *Frurei* sei „ein Tempel des Humanismus, des Idealismus und der Ethik (?)“ sehr glücklich gewählt, mag dahingestellt bleiben; wir möchten aber glauben, daß die „Brüder“ unter der Last des „ethischen Gewinns, den sie von nächtlichen Tafellogen und fünfständigen Diners heimbringen, nicht gerade zusammenbrechen werden. Vielleicht gelingt es aus den „Alten Pflichten“ des Anderson'schen Constitutionenbuchs eine Erklärung des „Grundwesens“ herauszubestillieren, die allgemein anerkannt wird, und solche Erklärung würde dann wohl wesentlich auf Naturreligion hinauslaufen. — Und was die politische Seite betrifft, so bildet ja heute noch die alte Revolutionsdevise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, eine Trias des maurerischen „Dreimaldrei.“

Daß nun auf Grund dieser Ideen von ihren Anhängern noch in der Praxis viel Unheil angerichtet werden kann, liegt auf der Hand. Weltgeschichtlich hat sich aber gleichwohl der humanitäre Ideenkreis des 18. Jahrhunderts derart überlebt, daß seine Galvanisierung unmöglich ist — es sind Ideen der Vergangenheit und nicht der Zukunft. Von allem was das 18. Jahrhundert dachte und wollte ist das directe Gegenteil eingetreten. An Stelle des Naturzustands der Staatsabsolutismus, an Stelle der Menschheitsgemeinde die Vertiefung jeder einzelnen Nation in ihre Eigentümlichkeit, Geschichte und daraus folgenden Beruf, an Stelle der kirchlichen Universalreligion die Bestimmung der Einzelnen und der christlichen Völker auf das Eigentümliche ihres Bekenntnisses, an Stelle der allen Religionen zu Grunde liegenden „reinen Moral“ die Erkenntnis, daß umgekehrt die Moral nur eine Seite der Religion ist und daß ihre „Reinlichkeit“ durch das religiöse Bekenntnis, durch die „reine Lehre“ wesentlich bedingt wird.

Uebrigens berechtigen wohl das Princip im Allgemeinen und die Erfahrungen des vorigen Jahrhunderts im Besonderen zu der Frage: ob im christlichen Staat überhaupt geheime Gesellschaften zu dulden sind. Wir antworten unbedingt mit nein. Geheimbündelei kann schwerlich anders als corumpierend wirken, besonders im Beantenen, Richter- und Officierstande. Das wird selbst der unbefangene Freund freimaurerischer Ideen zugestehen müssen. Und wer garantiert denn dafür, daß nicht auch 1882 in Bilsbelsbad ein Krügge redivivus neue Illuminaten geworden hat? In den Dingen selbst liegt keinerlei Garantie. Ist sie gleichwohl factisch vorhanden, so liegt sie ausschließlich in der Philisterhaftigkeit und Mattseligkeit der modernen Personen, die zwar gegen die Revolution an sich nichts einzuwenden haben, aber doch Schlafrock und Pantoffeln dringend anzubehalten wünschen. Daß es dennoch oft anders kommt, vergißt man nur allzuleicht — der Gironde folgt der Berg! Man hat wohl — sagt treffend ein wohlunterrichteter Kritiker — „im Hinblick auf das gegenwärtig überwiegende bürgerliche Element der Logen, bemerkt, daß grade um dieser Zusammenfügung willen, der Umsturz in Deutschland von dieser Seite her sich keine Unterstützung werde versprechen können, daß der Liberalismus des Logen-Publikums da seine Grenze finde, wo die Sicherheit des Besitzes und der ruhige, behagliche Lebensgenuß zweifelhaft werde. Mag aber diese Behagigkeit und Friedensliebe eine Garantie gegen eigene revolutionäre Ans-

\*) Uebrigens haben es die Juden verstanden, sich auch in den Logen so lässig zu machen, daß selbst die sehr liberale „Bauhütte“ antisemitisch geworden ist und zwar das Princip aufrecht halten will, aber doch verbüßmt an die Hand giebt, durch Ballotement die Juden fern zu halten.



schreitungen der Logen sein, ist sie deshalb weniger revolutionär, wenn sie genährt durch süßliche Phrasen von Licht, Recht und moralischem Fortschritt, sich zugleich gegen die Bekämpfung der Revolution auflehnt und die Entschlußfähigkeit der Staaten entnerot? Der Marasmus dieser Art von Aufklärung wird sicher keine revolutionären Geniestreiche begeben, aber er bleibt deshalb doch auch eine Art der Revolution, nämlich die der stillen und gemüthlichen Auflösung.“ —

## Briefe von George Hefekiel an seine Tochter.

Carlsbad, 8. August 1872.

Fange Du in Gottes Namen Deinen dritten Konkan in nächster Woche an, laß etwas gutes daraus werden und keiner freut sich mehr darüber als Dein Vater, das weißt Du wohl! Wenn ich Dich bisher manchmal zurückhielt und meinte, die reisere Anschauung werde erst mit den Jahren kommen, so habe ich damit vielleicht nicht ganz recht gehabt, denn es geht jetzt ja alles schneller als in meiner Jugend fast schon fabelhaften Tagen, und überden macht ihr Frauzimmer ja so manches mit einem ledigen Sprung, was uns, ebendem wenigstens, mühevolltes Steigen kostete, also Glückauf, zum Anfang! Zum Anfang, den Du ernst bereitest, gezielte sich auch ein ernstes Wort, und mehr als ein teilnehmendes Wort habe ich auch nicht für U. und Th., die armen alten Mädchen! Für den verlorenen römischen Brief aber habe ich nicht einmal das; transeat cum caeteris! Ich übersehe hier tapfer aus dem Spanischen; mit der madrastra des Don Antonio de Trueba bin ich fast fertig; diese Stiefmutter ist so voll geheimer Reize, daß ich mich immer wieder fragen muß, wo's denn eigentlich steht, denn anscheinend ist es doch nur eine Kindergeschichte, was vorliegt. In ein paar Tagen bin ich fertig, dann schicke ich Dir den spanisch gefaßten Edelstein und bin begierig, was Du dazu sagst. — Gestern waren wir in Schönbrunn bei einem Tyroler Concert mit Holz- und Strohsiedel, Cithar und Jobler; ach du liebe Zeit! Uebrigens keine bekannte Seele gesehen, lanter Südslaven mit eingesprenkten Süddeutschen, das verträgt sich sehr gut zusammen. Sämtliche hier anwesende Norddeutsche und Preußen, Ländsticker und Hanemänner bilden nur eine geringe Majorität.

Mittag war schweres Gewitter, gewaltiger Regenguß, dann herrliches Wetter und Partie auf den Hirschenprung, wo eine musikalische Aufführung primitivster Art war, die sehr gefiel; als das liebe alte Preußenlied klingend klrirte, war Deine Mutter so gerührt, daß sie mir befahl jedem Künstler die kleine silberne Medaille mit dem Bildnis des Kaisers Franz Joseph und der Zahl 10 zu überreichen. Glänzende Anerkennung des Verdienstes!

Carlsbad, 13. August 1872.

Mit meinem Dank für die Gratulation, liebes Kind, bring ich meine Vater- und Collegien-Gratulation zum Verdienstkreuz. Du hast jung Ehren und Auszeichnungen erlangt, freuen kannst Du Dich also recht lange daran, wenn die Neidhammel und Binsel Dir nicht die Freude verderben. Es ist Deine Sache, Dich dagegen zu wehren. Auf die Dummköpfe, welche angeblich keinen Wert auf solche Keuherlichkeiten legen, hörst Du hoffentlich nicht; wer etwas gethan hat, was sein König öffentlich anerkennt, der darf und soll darauf stolz sein. Wenn ich mich eines Ehrenzeichens nicht mehr freuen darf, dann brauche ich mich auch der Brandmarke und der Schandsäule nicht mehr zu

schämen. Du hast Dein Kreuz verdient, mein Kind, und darfst stolz darauf sein und ich bin stolz mit Dir. Basta y sobra! sagen die Castilier.

Seine Klage um den Tod des edlen Grafen Eberhard Stolberg ist ganz in meinem Sinn, er war noch in Sonnenburg neulich so freundschaftlich mit mir, doch ich will davon nicht reden, es ist nicht curgemäß, denn es geht mir zu nahe, persönlich schon, aber außerdem ist dieser Tod ein Unglück für Preußen.

Des Antonio de Trueba Novelle desde patria al cielo hat wahrscheinlich durch die Uebersetzung sehr gelitten. Ich übersehe den Titel: Aus dem Vaterland ins Vaterhaus. Man muß kürzen, aber mit sehr sehr feiner Hand. Nur ein Pret kann ihn übersetzen, diesen frommen, hochtugendenden Vasen voll Stolz und Melancholie.

Carlsbad, 18. August 1872.

Gestern hatten wir zur Vorseier von Kaisers Geburtstag erstlich eine Illumination, die wirklich lebenswert; auf dem Hintergrund der Nadelhölzer auf den Bergen lag der Doppel-Adler wie ein Goldgeschmeide auf schwarzem Sammet: und die Keihen der Flämmchen hingen wie Goldketten nieder; zweitens war auf dem Markte, auf besonders dazu erbauter Bühne, die mit Gasflammen und Laubgewinden gesiert war, eine Musik-aufführung, von der wir nur aus der Ferne einige Bruchstücke hörten, denn der Zubrang war uns zu groß. Deut wehen riesige schwarzgelbe Fahnen flatternd vom Rathaus, dem Militär-Curbaus, der Polizei, der Post, dem Turm vor dem Panorama u. s. w., un-aufhörlich werden einzelne Schüsse abgefeuert, und eben zogen die Schützen, Musik voran, zur Kirche, sie sind hübsch uniformiert, so etwas, was glaube ich pensé heißt, dazu kleine Hütden mit vielen Federn. Es war nicht militärisch, das gefiel mir gerade, die Soldaten-Uniform soll nicht zu Spiel und Prunk dienen. Beim Hochant in der Stadtkirche fungirten Priester vom ritterlichen Orden der Kreuzherren zum roten Stern, und es wird eine geistliche Musik aufgeführt, vom Kaufmann Knoll, dem Sohn unseres alten Bürgermeisters. Soeben donnern die Kanonen, sie bezeichnen den Moment, wo der Priester in der Messe den Leib Christi erhebt; es ist seltsam doch, daß so etwas Eindruck macht auf die Gemüter und es macht wirklich Eindruck hier auf das leichtblütige Völklein, aber ich glaube mit dem Knoll ist auch der Eindruck vorüber. Mittag ist Feindner, von dem wir freilich nichts bekommen, und dann hat das Volk Maulaffen feil, eine recht beliebte Beschäftigung der Leute. Vorige Woche sind wir auch mal im Theater gewesen und haben ein östreichisches Volkstück gesehen, hieß Abraham a Sancta Clara und war toll genug, gänzlich roh aber nicht ungeschickt. Die Rolle des witzigen Carmeliter's Weyerle hatte Inhalt durch die Citate aus dessen ächten Predigten und wurde leb und frisch gegeben, aber diese plumpen und gemeinen Ausfälle auf Geistliche und Jesuiten! Dieser Applaus bei jedem Stich auf Rom und nicht bloß auf der Gallerie! Halb schüens und kindisch, halb jämmerlich. Endlich gipfelte alles in dem Wunsch: Deutschland los von Rom! Man faßt sich an die Stirn und sagt unwillkürlich: Na lieben Leute, wißt Ihr denn nicht, daß das ein gewisser Dr. Luther schon vor mehreren Jahrhunderten höchst gründlich besorgt hat? Sehr auffällig ist mir auch die immense Popularität, die Fürst Bismarck hier als Jesuitenhammer hat, heute steht wieder im Karlsbader Wochenblatt ein Loblied auf ihn, wer hätte das 1866 gedacht! Neue Bekanntschaften haben wir nicht gemacht, wir gehen immer allein, wie Adam und Eva, nur ein Kaufmann aus Kassel schlängelt sich zuweilen an; ich habe meine Freude an dem verständigen Mann, der ein guter Preuße geworden ist und doch den Umweg über Prag gemacht hat, um seinen alten Kurfürsten, seinen angestammten Landesherren mal wieder zu sehen. Wir geht es leidlich, ich bin aber trübe, vielleit: hat mich Don Antonio de Trueba angesteckt. Die Kreuzzeitung liegt mir auf dem Herzen und eigentlich wäre ich herzlich gern wieder zu Hause. Der Festschandal wird immer größer, auf dem Kirchplatze geben die Schönen volle Salven unter Trompeten- und Paukenklang. Lärmen, nichts als Lärmen!

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Zu politischen Leben Deutschlands hat der verlossene Monat formell eine wichtige Entscheidung gebracht, die freilich thatsächlich längst getroffen war. Das Tabakmonopol ist abgelehnt worden als erstes Glied in der beabsichtigten Steuerreform, und damit ist diese selbst an einem Wendepunkt angekommen. Der Reichstag ist wieder zusammengetreten und hat in mehrtägiger Debatte sich mit dieser Frage beschäftigt, beziehentlich mit dem Bericht der von ihm eingesetzten Commission. Da indessen ein so umfassender und tiefgreifender Plan an sich zu oratorischer Verwertung nur in Volksversammlungen geeignet ist, auch ein ablehnendes Ergebnis der Abstimmung von vornherein außer Zweifel stand, so erörterten die meisten Redner nicht mehr das Monopol allein, sondern ergingen sich auf dem ganzen weiten Gebiet unserer inneren Politik; sie sprachen von der Steuer- und Wirtschaftsreform und von den socialpolitischen Vorlagen, ungeredet die geschichtlichen Gründe und die nicht unbedeutenden Bruchteile fast aller Reden, welche persönlichen Angriffen oder Verteidigungen gewidmet waren.

Was zunächst den Bericht der Tabak-Monopol-Commission des Reichstags betrifft, welche während der Ferien getagt und jetzt Nechenschaft zu legen hatte, so ist derselbe ein Werk des selbstbewußten Bremer Syndicus, Dr. Barth, und ließ an Oberflächlichkeit und Einseitigkeit so wenig zu wünschen übrig, daß selbst der liberale Vorsitzende der Commission, Herr von Benda denselben ablehnte und auch ein conservativer Gegner des Monopols, Frhr. v. Göler, ausdrücklich dagegen protestieren zu müssen glaubte. Wenn die „Liberalen“ sich diesen Bericht zu eigen machten, so haben sie zwar ihren Willen bekommen und möglichst kurzer Hand die Vorlage der Regierung niedergewacht; es liegt aber auf der Hand, daß eine so leichte Behandlung wohlwollender Vorlagen die Regierung nur veranlassen kann, dieselben immer wieder einzubringen. Eine gründliche, unparteiische, das pro und contra billig abwägende Berichterstattung, wie sie von den conservativen Gegnern gewünscht wurde, hätte, grade wenn sie ablehnend war, der Regierung inwiefern, Eindruck im Volk machen und Zustimmung hervorrufen können. Die jetzt beliebte Volksversammlungstaktik kann bei verständigen Menschen nur Achselzucken hervorrufen und die voreingenommene Kurzsichtigkeit ihrer Urheber trägt hier, wie immer, ihre Strafe in sich selber: das Monopol bleibt nach wie vor auf der Tagesordnung und die Unruhe in der Tabakindustrie dauert ununterbrochen fort. Wenigstens ist ein Verzicht auf ihre Absicht bisher nirgends von der Regierung erklärt, vielmehr als unzweideutige Meinung ausgesprochen worden, daß wohl die Vorlage sich zeitweilig beiseitigen lasse, nicht aber die Idee, welche ihr zu Grunde liege.

Ihr wesentliches Interesse gewann die große Monopol-Debatte durch mehrfaches Eingreifen des wieder hergestellten Reichskanzlers. Fürst Bismarck hielt gleich als Einleitung eine längere Rede und beteiligte sich auch später in einigen scharfen Entgegnungen an der Debatte. Auf seine Ausführungen erwiderten zunächst von secessionistischer Seite der Abgeordnete Bamberger, vom Fortschritt Herr Eugen Richter, worauf der Fürst in einer Replik die erste Antwort Richters ganz speciell durchnahm, um Satz für Satz die Kritik des fortschrittlichen Führers zu entkräften. Uebrigens hielten sich diesmal die Herren Bamberger und Richter leidlich im Zaum und waren, speciell der letztere, gegen seine Gewohnheit relativ maßvoll, weil sie die Macht und den Nimbus des Reichskanzlers kennen und nicht vergessen wo sie leben. An geeigneter Stelle wird natürlich bald genug die Maske der Mäßigung abgeworfen werden, sobald es sich darum handelt, vor den erregten Gemüthern ihrer Wähler die eigene werthe Person in Erinnerung zu bringen. Dann wird die wohlwollende Anerkennung, welche sie jetzt dem Reichskanzler zollen und um so schärferer Kritik als Folie dienen lassen, gestrichen, während sie andererseits die große, vielleicht zu große Beachtung, welche der Fürst ihren Agitationen schenkt, in ausgiebiger Weise fructificieren, vielleicht ganz direct benutzen, um sich selbst gegen den Kanzler auszuspielen; sie überleben dann die feinere Kritik des Parlaments in die

derbere Sprache des Volks und gelangen dadurch, daß sie mit Unrecht ernst genommen und als Großmächte behandelt werden, zu einer Bedeutung, die sie an sich nicht haben. Von den Nationalliberalen alter Observanz hielt Herr v. Bennigsen, der Tags zuvor wieder beim Reichskanzler gepeist hatte, eine seiner tönenden „Staatsmännischen“ Reden, diesmal mit stellenweise eingeleiteten stöhnenden Apostrophen an seinen Gattegeber, doch wieder seine Gunst den gemäßigten Liberalen zuzuwenden und zunächst einmal einige Jahre alle Steuer- und Socialreformen ruhen zu lassen. Das Weitere werde sich dann alles von selbst machen. Um es gleich hier zu erwähnen: verlorene Liebesmühe. Der unheilbar gemäßigte Nationalliberalismus besteht nur noch aus einigen Officieren ohne Arme; getrennt von den Seceffionisten, die ein „liberales Canossa“ verlangen, ist er keine Macht mehr. Ein abwehrendes „was kannst du armer Teufel geben?“ ist ihm denn auch aus den Spalten officiöser Blätter prompt genug entgegen gedonnert. — Von conservativer Seite sprach Präsident Aldermann gegen das Monopol, während Bedenken gegen die allgemeinen Ausführungen des Reichskanzlers von der Rechten nicht erhoben worden sind. — Von den Socialdemokraten sprach Herr Hasenclever, um den von jenem Standpunkt aus völlig unbaltbaren Einwendungen des Herrn v. Kollmar gegen das Monopol einige neue hinzuzufügen. Der Socialist Herr v. Kollmar lehnte die socialistische Vorlage ab, weil der Staat nicht mit dem Tabak, sondern mit den Vergewerten anfangen müsse, und Herr Hasenclever verweigert seine Zustimmung, weil die socialistische Vorlage nicht vom socialistischen, sondern vom fiscalischen Standpunkt aus eingebracht werde. Das sind Argumente der Vierhau. Thatsächlich giebt man bei der ersten unpopulären Maßregel die ganze Theorie auf. An Redensarten fehlt es den Führern nicht, aber an Consequenz oder Offenheit. Entweder sollte man offen sagen, daß man nicht Reform, sondern Revolution will, oder aber socialistische Vorlagen annehmen. So dürftige Beweisführung legt Zweifel am Geist oder Charakter der Redner mindestens sehr nahe.

Was nun den Inhalt der großen Reden des Kanzlers betrifft, so ist es außerordentlich schwer, vielleicht unmöglich, denselben kurz wiederzugeben, weil sie sich über die verschiedensten Dinge der inneren und äußeren Politik persönlich und sachlich verbreiteten; genau so schwer, nämlich unmöglich, ist es aber auch für den principielle Conservatismus, zu diesen Reden sowohl, wie überhaupt zur Politik des deutschen Reichskanzlers generaliter Stellung zu nehmen. Halten wir einerseits objectiv die Socialreform, wie sie in der kaiserlichen Botschaft vorgezeichnet ist, für so notwendig und die beabsichtigte conservative Lösung dieser Aufgaben für so erfreulich, daß wir nur in ihr für die kommenden Generationen Verhütung, Sicherheit und Schutz vor revolutionären Ausbrüchen erblicken, halten wir es subjectiv für eine dankenswerte Anspornung des Kanzlers, daß er sich trotz des ersehnten otium cum dignitate noch einmal in die Brandung geworfen hat, um die berechtigten Forderungen des vierten Standes gesetzgeberisch zu gestalten, glauben wir endlich, daß kein einziger sonst lebender Staatsmann die socialen Dinge hinreichend durchsahnt, beherrscht und im Stande wäre, seit und unerschrocken den ungeheuren Widerstand zu brechen, der sich, namentlich von der Dörse her, diesen Reformen in allen Kulturstaaten entgegensetzt, so vermögen wir doch nicht ohne weiteres und an jeder Stelle in den „Weisfall rechts“ mit einzustimmen, der zu den Reden des Kanzlers fast immer erfolgt.

Ein Grundton, der sich durch alle Ausführungen des Fürsten diesmal, wie schon früher, hindurchzog, war die Klage über das Fractionswesen und die Zerrissenheit des deutschen Reichstags. Auf den Dynastien, meinte der Kanzler, ruhe jetzt seine Hoffnung, die Einheit Deutschlands erhalten zu sehen, nicht auf der zerklüfteten Volksvertretung. — Die Gewinnung dieses Standpunkts wird man auf conservativer Seite nur mit Zustimmung begrüßen können und auch die vorangeschickten Klagen sind gewiß berechtigt. Aber es fragt sich doch, welche Factoren mitgewirkt haben, den jetzigen Stand der Dinge zu schaffen. Der Regierung wäre es wiederholt an entscheidenden Wendepunkten unserer neuesten Geschichte sehr wohl möglich gewesen, eine grundsätzlich conservative Politik zu beginnen: nach 1866, nach dem Kriege von 1870, und besonders nach den Attentaten; aber stets zog sie es vor, sei es der Linken einfach zu folgen, sei es Mittelparteien an-

zutreiben, deren Haupttugend die Unselbständigkeit sein sollte. Und selbst heute noch, da für alle verständige Socialreform eine conservatieve Majorität vorhanden, ohne daß das Centrum irgend mannehbare, auf anderem Gebiet liegende Gegenforderungen stellte, selbst heute, wo kein Minister bei linksseitigen Attacten auf conservatieve Staatsacte bejürchten darf im Stich gelassen zu werden — selbst heute noch dauert die Aera der Halbheiten fort. Es ist ja bekannt, daß, statt die conservatieve Majorität zu benennen und zu pflegen, noch vor wenigen Monaten auf das Centrum und seinen Führer mit Ketten geschlagen wurde. Eine Partei-Regierung in dem Sinne, daß dieselbe von den Parteiführern abhängig sein, oder gar aus denselben sich zusammensetzen solle, ist gewiß das Letzte, was von conservativer Seite gewünscht werden könnte. Aber eine Regierung nach conservativen Grundbächen sollte unablässig von der Rechten verlangt werden. Denn die Principien stehen unwandelbar auch über den mächtigsten Personen und wirken sich aus nach der einen oder anderen Richtung hin. Kein Mensch und keine Partei hat ein Recht, sich selbst oder andere davon zu entbinden. Der gegenwärtige Stand der inneren Dinge in Deutschland ist gründlich verfahren und zweifellos traurig: Zerklüftung und gütlicher Parteihaber an allen Orten, sittlicher Verfall und Zunahme der Verbrechen, Säkularisierung der Ehe, harte Ausnahmegesetze gegen die Arbeiter, Ausnahmegesetze gegen die römische Kirche, und der Führer des Centrums vielleicht die einflussreichste Person im Reichstag des zu zwei Dritteln evangelischen deutschen Volkes. Das ist beschämend für den evangelischen Conservatismus. Aber ist denn wirklich die Regierung an alle dem unschuldig? ist sie wirklich berechtigt nur andere zu beschuldigen und jedes, auch das kleinste *moa culpa* selbstbewußt von sich zu weisen?

Nur diese Frage wollten wir stellen. Im übrigen verzichten wir auf Kritik, auch wenn der Raum uns zu Gebot stände. Wie gesagt begrüßen wir die Absicht der Socialreform als einer wirklich conservativen Maßregel, mit Freuden, um so mehr als wir dieselbe schon zu Zeiten vertreten haben, in denen sie ebenso unpopulär war, als sie heute vollständig geworden ist. Aber darum halten wir auch daran fest, daß mit der socialistischen Uelung unserer Institutionen auch die corporativen Geister, welche jetzt schattenhaft umgehen, wieder Fleisch und Bein gewinnen müssen. Und die geschichtliche Wahrheit, so weit wir sie erkannt zu haben glauben, steht uns doch zu hoch, als daß wir im Hinblick auf eine mögliche bessere Zukunft, schlechtweg über die Schäden der Vergangenheit und Gegenwart unsere Augen schließen könnten.

Daß das Monopol abgelehnt werden würde, wußte die Regierung so gut wie jedermann sonst vorher. Von der viertägigen ununterbrochenen Redebeschlacht blieb nun wenigstens eine allgemeine Resolution zu hoffen, welche sich für oder gegen die Steuerreform als solche auszusprechen gehabt hätte. Alle die mancherlei Anträge dieser Art, auch der beste, von den Conservativen gestellte, das Großcapital und den Brantwein stärker heranzuziehen, wurden aber verworfen und nur die Bitte ausgesprochen, den Tabak in Ruhe zu lassen, eine Bitte, von der wieder jedermann glaubt, daß ihr ganz gewiß nicht entsprochen werden wird. Damit zerfällt dann das Resultat der ganzen langen erregenden, zum Teil erbitternden, zuletzt ermüdenden Sitzungstage in nichts. Nur ein Spiel bleibt übrig, bei dem jeder die Karten seines Gegners zum Voraus kannte und das sich reizlos heruntergepielt hätte, wenn nicht die Bosheit Triumph war.

Der Reichstag ist bis zum 30. November vertagt.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist die Haltung des deutschen Handwerker-tages, der Anfang Juni in Magdeburg mehrtägige Sitzungen hielt und fast durchweg ein conservatives Gesicht zeigte. Die Beschlüsse in der Innungsfrage sind zwar nur vorbereitende — Wahl einer Commission — gewesen. Aber die Zusammensetzung derselben läßt verständige Behandlung der Dinge erwarten. Das ist um so erfreulicher, als bisher weit mehr Reformvorschlüge in das Handwerk hineingerufen wurden, als brauchbare kritische oder positive Gedanken aus dem Handwerk heraus erschallten. Natürlich Spott und Aerger bei den „Liberalen.“ Das Organ des Herrn von Bennigsen riet höhnisch den Handwerkern, doch nicht von Dingen zu sprechen, die sie nicht zu beurteilen vermöchten, und das antliche Mundstück des Berliner Fortschritts erklärte die

Vorgänge in Magdeburg einfach für „Betrüchtheiten.“ Leider giebt ein unglücklich gewähltes Schlagwort, das sich immer fester einnistet, die „obligatorische“ Innung, allen Verdrehungen und Entstellungen von gegnerischer Seite immer neue Nahrung. Wollte man wirklich eine „obligatorische“ Innung in dem einfachen und wirklichen Sinne dieses Wortes, so müßte man entschlossen sein, schlechteste Innungen zu decretiren und rüchdelos alle Handwerker, willige sowohl als widerstrebende, in diese Menschöpfungen hineinzuzwingen, eventuell mit Gewalt, durch Geld- oder Gefängnisstrafen, hartnäckig renitenten aber das Handwerk zu legen. Daß man hier sofort in einer Sache sitzen und zur Umkehr gezwungen sein würde, liegt für jeden auf der Hand, der sich nicht darüber täuscht, daß einerseits mindestens die Hälfte unseres Handwerkerstandes selbst noch mitten in der „liberalen“, allem Zwangsweisen abgeneigten Weltanschauung steht, und andererseits, daß das überaus weite und flüssige Grenzgebiet zwischen Groß- und Klein-Betrieb die aller schwersten Probleme hervorrufen müßte. — „Obligatorisch“ reglementiren läßt sich hier schlechterdings gar nichts. Der einzig mögliche Weg zum Ziel ist der, daß man die Innungen nicht mit Schein-Rechten, sondern mit wirklichen, wertvollen Vorrechten ausstattet, welche jedem Gewerbetreibenden den Eintritt wünschenswert machen. Dann können sich mit der Zeit die einzelnen Berufsge nossenschaften gruppieren und crystallisiren, dann kann es wieder zu Innungen kommen, welche de facto das ganze Handwerk so völlig umfassen, wie es nur irgend eine obligatorische Institution zu Wege bringen könnte. Versuchen wir aber jetzt theoretische Rahmen zu zimmern und in diese Rahmen den socialen Flugsand, das wirkliche Leben hineinzupressen, unternehmen wir es chemisch zu bereiten, was lebensvoll erwachsen muß, so verfallen wir genau in denselben Fehler, den wir stets an den Liberalen getadelt haben. — Wir wissen nun wohl, daß viele für „obligatorische“ Innungen eingenommene Conservative keinen anderen Weg beschreiten wollen als wir; diesen gegenüber bestreiten wir dann mindestens die Opportunität eines so mißverständlichen Schlagworts. — Gute Schlagworte können wirksame Bundesgenossen sein, schlecht gewählte können viel Unheil anrichten.

Vom Auslande sind einige Nachrichten von Bedeutung zu melden. Zunächst aus Rußland der Rücktritt des Grafen Ignatiew und seine Erziehung durch den früheren Minister der Aufklärung, Grafen Tolstoj. — Wenn schon der greise Fürst Worschatow durch Herrn v. Giers ersetzt werden konnte und jetzt Graf Ignatiew selbst aus dem Ministerium des Inneren weichen mußte, so wird das einerseits nicht am wenigsten möglich geworden sein durch die vorsichtige und klug reservierte Haltung unserer auswärtigen Politik, die im Bewußtsein ihrer Kraft und Stellung selbst den größten Provocationen gegenüber alles vermied, was irgend auf russischer Seite das reizbare Nationalgefühl erregen und denen, die eine solche Reizung wünschten, zur Erreichung ihrer frivolten Zwecke hätte dienen können. Andererseits bestätigt aber auch dieser neue Vorgang die vielfach angezeifelte Ansicht derer, welche dem jungen Kaiser nicht nur Charakterfestigkeit und Energie, sondern auch ein hohes Maß politischer Klugheit zuschrieben. Es wehren sich wirklich die Weisemittel für die Behauptung, das trotz des gegenteiligen Scheins, der Kaiser seine Umgebung auch geistig übersteht und beherrscht, daß er in kleinen Dingen dem Nationalismus formelle Zugeständnisse macht, thatächlich aber ganz genau so handelt, wie er es sich nach bestem Wissen und Gewissen vorgenommen habe, und für richtig halte. — Der Nachfolger Ignatiew's soll ein conservativer Alttruffe, aber besonnener Charakter sein.

Die russische Judenbewegung dauert fort, d. h. die Tendenz derselben im Auslande, soweit es für Juden ein solches giebt, größere Sicherheit des Eigentums zu finden. Auf Oesterreich-Ungarn hat dieser Zustand eine zweiseitige Wirkung geübt. Zunächst hat es sich dringend veranlaßt gesehen, seine Grenzen direct gegen semitische Massenemigration zu sperren. Dann aber ist indirect der Antisemitismus, speciell in Ungarn, gesteigert worden. Der Abgeordnete Istoczky, der früher von den Wählern als ein Mann hingestellt zu werden pflegte, beginnt sich einer steigenden Popularität zu erfreuen und hat durch die parlamentarische Enthüllung eines Verbrechens — Verschwinden eines Christenmädchens — das er auf rituelle Bedürfnisse der Synagoge zurückführte, unge-

heutiges Aussehen erregt. Der angebliche Mord ist vorläufig nur ein Verdacht. Aber das verschmudgte Mädchen, Esther Solomossig, ist bis heute nicht aufgefunden und ohne die Erörterung vor dem Parlament würde bei dem Gesamtzustand ungarischer Justiz schwerlich jemals irgendwo sonst von der Sache die Rede gewesen sein. — Zwischen Herrn Htoczy und einem jüdischen Abgeordneten kam es in offener Sitzung zu Szenen, bei denen nicht nur die Zungen, sondern auch die Hände in Bewegung gerieten.

In seinem Reichslande Posnien hofft Oesterreich jetzt durch die Ernennung des Herrn von Kallan zu Reichsfinanzminister vorwärts zu kommen. Herr von Kallan kennt die dortigen Verhältnisse gründlich und wird statt culturstaatlicher, formalistischer Bureaucratie dortselbst, die einzig mögliche Regierungsform, eine mehr oder minder wohlwollende Dictatur etablieren.

Nicht aus der Welt, aber doch aus dem politischen Leben Oesterreichs ist im verfloffenen Monat ein Staatsmann geschieden, dessen Scheiden nicht unerwähnt gelassen werden darf, insofern derselbe trotz aller Bedenken, die gegen seine Thätigkeit und vielleicht auch gegen seine Person erhoben werden können, doch zu den geschicktesten Köpfen einer jetzt aussterbenden diplomatischen Generation gehörte und zeitweilig einen weitgreifenden europäischen Einfluß ausgeübt hat: Graf Beust. — In seinem bewegten Leben lassen sich drei Perioden unterscheiden. Gegen die Verdienlichkeit des ersten, als er im Verein mit Nabendorst die Revolution von 1848 in Dresden und Sachsen energisch niederwarf, wird sich heute irgendwo noch ein Widerspruch erheben. Be- strittener ist schon die zweite, welche Vorzeit und Folgen des Krieges von 1866 umfaßt. Von preussischer Seite ist ebenso häufig und bestimmt behauptet worden, Graf Beust habe zum Kriege gehetzt, als man es gegnerischerseits bestritten hat. Hier unparteiisch zu richten ist aber schwer, weil jeder Teil versichert, erst dann seine Maßregeln getroffen zu haben, als er durch entsprechende Maßregeln des Gegners überholt zu werden fürchtete. Im Nilsolsburger Frieden wird man die Wahrung der Integrität Sachsens durch französischen Einfluß auf Beust zurückführen dürfen. Er erzählt selbst in seiner Replik auf die Angriffe, welche Frhr. von Friesen in seinen Memoiren gegen ihn gerichtet, daß er von Napoleon ein bezügliches Versprechen erlangt habe. „Dies Versprechen ist gehalten worden, und ich trage das Bewußtsein, an dem was gerettet wurde, meinen kleinen Anteil zu haben.“ Es ist ja, wie gesagt, traurig genug, daß die innere Zerissenheit Deutschlands den fremdländischen Einfluß immer wieder heraus- oder vielmehr hereinforderte. Aber wo es sich um die Existenz handelte, wird man auch hier den schmer Bedrohten nicht hart beurteilen dürfen, um so weniger, da seine Ankläger sich in gleicher Verdammnis befinden. — Bekannt ist, daß Graf Beust nach dem Anschluß Sachsens an den Norddeutschen Bund von seinem König in Gnaden entlassen, Kanzler in Oesterreich wurde und hier den Dualismus einführte, die Trennung der Monarchie in Oesterreich und Ungarn. Wir glauben, daß diese verhängnisvolle Trennung die wenigst glückliche That seines Lebens und nur eine zeitweilige, kurzjüchtige Lösung der österreichischen Schwierigkeiten war, eine Maßregel der Halbheit, die keinerlei Gewähr des Bestandes bieten, immer neue Schwierigkeiten und endlose, zum Teil unlösbare innere Kämpfe gebären oder verschärfen mußte, Kämpfe, in denen Oesterreich jetzt noch mitten inne steht. — Noch weniger freilich als seine amtliche Periode in Wien wird man die spätere diplomatische Thätigkeit des Grafen Beust in London und Paris bewundern können, die namentlich während des Krieges von 1870 eine antideutsche Intervention der Mächte herbeizuführen strebte und sich auch später noch der Hauptsache nach gegen Deutschland richtete. Als mildernder Umstand könnte es gelten, daß er als österreichischer Staatsmann nicht mehr deutsche, sondern österreichische Interessen habe vertreten müssen, wenn deutsche und österreichische Interessen sich damals noch entgegen gestanden hätten und heute entgegenstünden. Zu den glücklichsten Wendungen der deutschen Politik gehört aber unstreitig die Annäherung Deutschlands an Oesterreich, und zur Erkenntnis ihrer Notwendigkeit scheint Graf Beust in Folge persönlicher Animosität gegen den deutschen Reichskanzler bis heute nicht gekommen zu sein. Er verlor offenbar mit der Zeit die größeren Gesichtspunkte aus den Augen und sich selbst auf dem Gebiet der bedeutungslosen Intrigue.

Nicht nur politisch, sondern wirklich gestorben ist in Italien ein Mann, um den sich auch die liberale Großpresse Deutschlands die Augen rot weint, dem sie elegische Nekrologe widmet, unbekümmert darum, daß die Gefühle desselben für Deutschland sich in dem Wörtchen „*more ai Tedeschi*“ stets concentrirt haben, wir meinen den viel-gepriesenen und viel überhöhten Einiger seines vormalig zerstückelten Vaterlandes, Giuseppe Garibaldi. In der Geschichte Italiens wird dieser Name dauernd genannt werden müssen, weil er es war, der mit Blut und Eisen die italienische Frage thatsächlich gelöst und der saronischen Dynastie zum Thron verholzen hat. Und auch der Gegner muß ihm zugestehen, daß er mit großer persönlicher Kühnheit seine Freischaren führte, sich selbst nicht schonte, Verwundete und Gefangene milde behandelte und endlich zu gunsten Victor Emanuels resignierte, in einem Augenblick, wo er immerhin selbst zum Präbidenten der italienischen Republik sich hätte ausrufen lassen können. — Damit ist freilich so ziemlich alles erschöpft, was sich zu seinen gunsten sagen läßt. Nach der gegenteiligen Seite ist aber zunächst daran zu erinnern, daß in jedem Kriege die Größe der beiderseitigen Verluste an Toten und Verwundeten für den Ernst der Gegnerschaft maßgebend ist. Nun sind aber absolut und relativ die Verluste in damaligen viel gerühmten „*siegreichen*“ Gefechten Garibaldis oft äußerst geringe, der Widerstand bisweilen ein kaum nennenswerter gewesen. Die ganze Expedition über Sicilien nach Neapel war nur möglich, weil in diesen Gebieten jede Autorität und Gewalt durch das Freimaurerthum völlig unterhöhlt war, der Verrat selbst seitens der Minister und Generale Thore und Thiren öffnete und die corrumpten Zustände wie Kartenhäuser vor dem ersten Ansturm einiger Leute, die an sich selbst glaubten, rettungslos zusammenbrachen. Neben dem Eisen wirkte das Gotd. Von politischer Planmäßigkeit oder strategischen Manövern ist bei Garibaldi nie die Rede gewesen; alle weiter aussehenden Pläne und Vorbereitungen gehörten Cavour an. Und über die militärische Begabung Garibaldis hat man sich seit 1870 ohnehin beruhigt und erlaunt, daß seine Kriegskunst nicht mehr und nicht weniger war, als die Draufgängererei eines Abenteurers, der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hat. Noch tiefer als seine Fähigkeiten steht der Charakter Garibaldis. Schon in seinen besseren Jahren war er nicht eben peinlich in der Wahl seiner Mittel. Später steigerte sich diese Unbedenklichkeit. Seit lange steckte er mit Irredentisten und Radicalen unter einer Decke und agitierte offen oder versteckt gegen das von ihm selbst begründete Königthum, schonte sich aber trotzdem nicht, dasselbe zum Besten seiner stets nothleidenden Privatfinanzen aufs gründlichste zu schröpfen. Auch gegründet soll er haben, ohne daß wir im Augenblick sagen könnten, wie es um die projectierte Austrocknung der pontinischen Sümpfe stehen mag. Garibaldis Familienleben, wenn man es so nennen darf, war eine Kette von wilden und lieberlichen Verhältnissen, womit es nicht im Widerspruch steht, daß er in seinen letzten Jahren von gradezu sanftem Haß gegen die Kirche erfüllt war, sich in Beschimpfung derselben überbot und neben allerlei albernen Briefen im Stil Victor Hugos sogar thörichte Romane in Dienste dieser negativen Idee schrieb. Schließlich hatte er testamentarisch bestimmt, daß seine Leiche verbrannt werden solle — eine Bestimmung, die leider bisher nicht zur Ausführung gekommen ist. Den Mann hätte man ruhig verbrennen sollen!

Auf einem anderen Gebiet der auswärtigen Politik, über welches wir bisher geschwiegen, haben sich die Dinge im verflohenen Monat sehr bedenklich zugespitzt: wir meinen die ägyptische Frage. — Wenn wir auch heute nur andeutend über diese Frage zu reden im Stande sind, so muß dieser Mangel darauf zurückgeführt werden, daß alle vom Orient kommenden Nachrichten nur mit der größten Vorsicht zu benutzen sind. Das Wesentliche der Lage ist ja offenbar das, daß Frankreich und England sich in herzlichem Einvernehmen um Egypten reizen, oder wenigstens um die Vorherrschaft bei der fortgesetzten Plünderung dieses Landes. Jeder möchte der Erste, noch lieber der Einzige sein, beiderseitig fehlt aber die Energie und die Absicht, es dem Nebenbuhler mit Gewalt zu nehmen. Deutschland nißht sich in diese Dinge nur, insofern Fürst Bismarck augenblicklich der Türkei nützliche Winke giebt, wird aber übrigens kaum etwas dagegen



haben, daß die Herren Gladstone und Freycinet sich im Rilschlamm immer tiefer festfahren. Was an Einzelheiten, zum Teil trauriger Art, Ermordung und Verwundung von Europäern, Palastrevolutionen und Pronunciamentos bei dieser Gelegenheit vorkam, entzieht sich einweilen nach Grund und Folge zu sehr der sicheren Beurteilung, als daß ein klares Bild davon zu entwerfen wäre. — Es scheint aber, daß Herr Gaubetta mit seinen unflämigen Hebereien gegen Freycinet die Blutschatten in Alexandrien verschuldet hat, insofern er unnütze militärische Demonstrationen verursachte, die den Argwohn der Mohammedaner und die Sorge um ihre Existenz wachriefen. — Die Westmächte drängen jetzt auf eine Konferenz hin, der sich indes die zunächst beteiligte Türkei bisher unter immer neuen Vorwänden entzogen hat. Ob sie zu Stande kommen wird ist fortwährend fraglich, und was sie eigentlich beraten und beschließen soll, bleibt bis auf weiteres dunkel wie das Innere von Afrika.

20. Juni.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### I. Politik und Volkswirtschaft.

— Der Real-Credit und die politische Gemeinde von B. Weiden, (Band VII, Heft 5 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens.“ 45 S. Fr. W. L. Heildronn, Weininger). — Die besten Bücher und Broschüren pflegen immer diejenigen zu sein, welche sich schwer recensieren lassen; denn in denselben sitzen die einzelnen Gedanken fest in dem Geisse des Ganzen und lassen sich nicht beliebig herauslösen. Doppelt schwer wird das Urteil, wenn es sich in einer Schrift, wie der vorliegenden, nur um Andeutung, Disposition, Gerippe eines umfassenden Gedankeninhalts handelt. Es bleibt nur übrig, die kleine Gemeinde der Prinzipiellen darauf hinzuweisen, daß hier eine Arbeit ausgeführt ist, die an Reichthum der Ideen und tiefer, geistreicher Auffassung unserer Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart, auf politischem, socialem, kirchlichem Gebiet, fast unangesehene Zustimmung des Conservativen fordert. Indem behandelt Verf. diesmal ein Gebiet, das er sich nicht nur theoretisch vergegenwärtigt, sondern Dinge, die ihm aus langjähriger amtlicher Thätigkeit auch nach der praktischen Seite gründlich bekannt sind. Vereinzelte Gedanken lassen sich im Rahmen einer Recension nicht abthun. Wenn die vielfache äußere, numerische Ueberlegenheit des Liberalismus über den Conservatismus oft genug darauf zurückszuführen sein wird, daß es dem letzteren an positiven Idealen fehle, für die sich Begeisterung weden ließe, daß er ideenlos hinter der Regierung hertröble, so giebt Weiden hier andeutend Ideen, die für Jahrzehnte ausreichenden könnten. — Weiden geht davon aus, daß es in aller Staaten — und Rechtsordnung zwei vitale Kernpunkte giebt, die für die Structur derselben und den Verlauf ihrer Entwicklung wesentlich bestimmend sind: die rechtliche Ordnung der Besitzverhältnisse des Grund und Bodens und sodann der Punkt, wo Staat und Gesellschaft, öffentliches Recht und Privatrecht in einander greifen. Es ist aber augenblicklich die sogenannte „Freiheit des

Grund und Bodens“, wie Hobbertus richtig gesagt hat, nichts anderes als latenter „Verschuldungszwang“, und Staat und Gemeinde haben alle organische Verbindung mit einander verloren; sie greifen nicht mehr ineinander, sondern nur noch an einander vorbei: Raumentlich ist die Gemeinde etwas rein Formalistisches geworden, „ein verflämmerter, individualistischer, kapitalistischer Staat im Staat voll inhalts- und nutzloser Parteikämpfe.“ Wenn nun aber im wirtschaftlichen Leben an Stelle der Natural- und der Geld-Wirtschaft mehr und mehr die Credit-Wirtschaft tritt, und zwar elementar-unanhaltbar, auch schon jetzt in größeren Städten die communalen Parteien sich wesentlich um die verschiedenen Creditinstitute gruppieren, so muß, um der Gemeinde einen Inhalt zu geben, um eine lebendige Verbindung zwischen öffentlichem Recht und Privatrecht herzustellen, um der Ueberhöhung des Grundbesitzes, der Ueberbölkerung, der weiteren Enteignung des Handwerks und der Proletarisierung der Massen zu wehren, die Communalisierung des Real-Credits vorgenommen werden. — Das ist die Grund-Idee Weidens. Wer sich für die nähere Ausführung dieses Gedankens interessiert, wird in diesem Heft der „Zeitfragen“ reiche Ausbeute und Anregung finden. Der Stil ist klar und bündig; trotzdem aber kann das Schriftchen nur langsam gelesen werden, weil fast jede Seite eine neue und weitanslebende Perspektive eröffnet.

— Im Gegensatz zur Weidenschen, zwar principiell und academisch, aber klar und scharf geschriebenen Broschüre steht eine andere, welche den ganz praktischen Zweck verfolgt, eine „social-liberale“ Partei zu sammeln, eine Schrift, die zwar viel Wohlwollen für die arbeitenden Klassen erkennen läßt, aber neben manchen guten Gedanken doch kaum einen haltbaren positiven Vorschlag enthält. Verfasser der Schrift „die Parteien des deutschen Reichstages und die socialen Fragen der Gegenwart“, (Kreuzig u. Leipzig.

Louis Desjer. 92 S. Fr. M. 1,50) bleibt anonym und ist uns nicht bekannt. Wir möchten aber in ihm ein Mitglied des rheinischen Großcapitalismus vermuten, oder doch annehmen, daß er in der Luft desselben groß gewachsen. Willst du ich er auch Mitglied des „Volkswirtschaftsrats“, welche Corporation sehr viel besser vorkommt, als die Parlamente; denn der Volkswirtschaftsrat soll „die richtigen Gesichtspunkte“ angeben, die Parlamente dagegen ihrer „unrichtigen Aufgabe“ zurückgegeben werden, „Steuern zu bewilligen und Bewerben vorzubringen.“ — Wichtig in dieser Schrift ist der Grundgedanke, von dem der Verf. ausgeht, daß nämlich die Gefühle der Wähler bei der letzten Wahl vielfach geteilt waren, daß man Socialreform wollte, und deshalb wohl conservativ hätte wählen mögen, daß man aber die Steuerreform fürchtete, und deshalb doch stellenweise liberal wählte. Verf. selbst ist Gegner der Steuerreform, aber Freund der Socialreform und schlägt nun vor, durch Bildung einer „socialliberalen“ Partei alle Wähler zu den Liberalen herüberziehen. Ob es ihm gelingen wird, muß man abwarten. Daß aber Vorschläge des Verfassers, wie „Krisensteuer“, staatlicher Anteil am Unternehmensgewinn“ und Ähnliches eine dauernde Aera des „wahren Liberalismus“ wieder begründen sollten, darz. billig bezweifelt werden. Auch sonst enthält die Schrift viel Schiefes, speziell über Conservative und Agrarier, die Verf. wohl nur aus liberalen oder officiellen Blättern kennt. Auch in der Form tritt eine übergroße „Objectivität“ auf allen Gebieten lebend zu Tage. Bisweilen ist gar nicht zu erkennen, ob eigene oder fremde Ansicht vorgetragen wird. — Beiläufig sei bemerkt, daß unseres Wissens nicht der Kranich, sondern der Pelikan gelegentlich die Jungen mit seinem Blut nährt soll.

— Der Abel und seine christlich-conservative Regenerierung von William Erwin (32 S. Fr. M. 0,45. Landebut, Thomann) ist ein wohlgeheimer Bedruf vom katholischen Standpunkt aus; wesentlich neue Gesichtspunkte sind uns nicht begegnet.

— Ueber Heft 9, Band VII der Frommel-Plattschens Vortragsammlung: Der Fall Wontou und der jüngste internationale Börsensturz. Von Dr. Fr. Verrot, Mitglied des Reichstags. (48 S. Fr. M. 0,80. Heidelberg, Winter.) brauchen wir an dieser Stelle nicht viel zu sagen. Es ist eine weitere Ausführung des Aufsatzes unserer Monatschrift, der durch sehr viel interessantes Detail vermehrt und erweitert worden ist. Wer sich für die Schleichwege und Winkelzüge der Fonds-Börse interessiert, wird gerne auch noch die größere Abhandlung, eine scharfsinnige Aufdeckung des Großbetrugs, lesen.

— Endlich noch eine neue Broschüre zur Judenfrage hat Professor Franz Delitsch unter dem Motto „Treugetreu sind des Lebenden Schläge“ veröffentlicht: Christentum und jüdische Presse. Selbstverlebens. (68 S. Fr. M. 0,80. Erlangen, Deichert). — Franz Delitsch gehört zu denen, welche Israel vor dem Evangelium nach jüdischen Gesetzen halten, deren Liebe aber um der Väter willen nicht erlöschen, sondern im Christentum eher noch gemachten ist. Die Antisemitischenbewegung hat ihn von vornherein tief gekümmert und er hat bis-

her, speziell in der Polemik gegen Kohlsing, nur zu ganken Israel in dieselbe eingegriffen. Jetzt aber hat er sich doch getrieben gefühlt, „auch nicht ein Israel an seinem Herrn zu verwerfen“, und ein Gegengetreue abzulegen und, nicht aus der Tagespresse, in welcher abgefallene Christen und Juden gemeinsam ihr antireligiöses Wesen treiben, sondern aus der weit verbreiteten speziell jüdischen Presse, deren Organe vielfach in hebräischer Sprache erscheinen, den Nachweis eines seit etwa 10 Jahren fortwährend gestiegenen Hasses gegen Christus und Christentum zu liefern. Die angeführten Beschimpfungen des Christentums sind zum Teil haarsträubender Art und bleiben wenig hinter den wiberlichen Koketten des Latanz zurück. Delitsch hat sich wiederholt bemüht, mit den rehgierenden Rabbinern in Verkehr zu treten, im Sinne der Mäßigung auf dieselben einzuwirken, hat aber von diesen vortrefflichen Führern des irreligiösen Volkes nichts als Hohn und kalte Abweisung, gemeinen dummdreie Steigerung der ersten Insurien erfahren. — Die kleine Schrift verläßt wedermäßig und traurig. Aber sie befaßt von Seiten eines treuen Philosophen die Notwendigkeit, unsere Judenfrage principiell zu regeln.

## 2. Biographisches.

— Wilhelm Herchel. Sein Leben und seine Werke von Edward S. Holden. Uebersetzt. Mit Vorwort von Prof. Dr. Wilh. Valentiner. 238 S. Fr. M. 4, geb. 5. (Berlin, W. Herz. 1882.) — Es ist bei dem Reichtum des hier zusammengebrachten Stoffes nur eins zu bedauern, das nämlich, daß die Quellen, abgesehen natürlich von den Briefen, im Text unearbeitet wiedergegeben werden, statt unten Text nur angegeben zu sein. Dadurch gewinnt das Ganze ein etwas mosaikartiges Aussehen. Die Memoiren von Caroline Herchel wurden besser in den Text verwebt, welches dann ein gediegenes Stück und frei von den kleinen eingedregten Troquemen verschiedener Gehalts wurde. Abgesehen hiervon, sollte wer sich irgend für Herchel, oder nur überhaupt für Astronomie interessiert, viele Arbeit, welche 15 Bogen nicht übersteigt, jedenfalls nicht ungenießen lassen. Einige Auszüge können wir uns nicht verlagern. Ein Brief von Madame d'Arblay von 1786 erzählt: „Am Abend kam Herchel zum Thee. Ich hatte diesen bedeutenden Mann einmal bei Mrs. de Voe gesehen, war aber glücklich, ihn zum zweiten Mal zu treffen: sein Ruhm ertrotzt nicht in höherem Grad die Kengierbe, als sein bescheidenes Wesen dieselbe belohnt. Er ist durchaus nicht anmaßend, aber glücklich, und zwar glücklich im Erfolg seiner Studien. Der König hat seinen glücklichen Unterthan, als diesen Mann.“ — So haben wir hier ein in sich beiehrdigtes, glückliches Menschenleben vor uns. — Hören wir noch einen Brief. Er ist vom Dichter Campbell, und ist datiert: Brighton 14. September 1813. Der Brief lautet: „Ich wollte Sie wären vorgestern bei mir gewesen, dann würden Sie mit mir die große und tiefe Bewunderung eines einfachen, guten, großartigen alten Mannes, des Dr. Herchel, empfunden haben: halten Sie mich nicht für eitel oder ertragen Sie meine Eitelkeit, wenn ich sage, daß ich mir fast schmeichle, ihn zu meinem Freunde gemacht

zu haben. Ich habe eine sehr dringende Einladung von ihm erhalten, daß ich zu ihm kommen möchte, und die Dame, die mich bei ihm einführte, sagte, er spräche von mir, als ob er wirklich froh wäre mich zu sehen. . . . Ich brachte den ganzen Sonntag mit ihm und seiner Familie zu. Sein Sohn ist ein wahres Wunder in der Wissenschaft und liebt die Poesie, ist aber sehr bescheiden. . . . Nun, der alte Astronom selbst! Seine Exactität, seine Freundschaft, seine Anekdoten, eine Bereitwilligkeit, etwas auseinanderzusetzen und es ganz deutlich zu machen, seine eignen edlen Gedanken über den Weibbau sind unbeschreiblich anziehend. Er ist 76 Jahre, aber frisch und kräftig; und dort sah er, nahe der Thüre, in dem Hause seines Freundes, bald über einen Spieß ischdelnd oder betriebligt vor sich hinsehend, ohne Anteil oder Notiz von der Unterhaltung zu nehmen. Jedem Gesprächsthema folgt er stillschweigend; auf alles, was man fragt, besichert er sich mit einem fast kindlichen Ernste zu antworten. „Ich war begierig, möglichst viele Einzelheiten über sein Zusammenreffen mit Coma-parte zu erhalten. Der letztere, so sagt man, hatte ihn durch seine astronomischen Kenntnisse in Erfahrung gebracht.“ „Ain,“ jagte er, „der erste Consul setzte mich durch seine Schatzjüngigkeit und Gewandtheit, mit welcher er über alle Dinge sprach, in Verwunderung; aber in der Wissenschaft schien er mir nur wenig mehr zu wissen als jeder wohl erzogene Mann, und von Astronomie wußte er z. B. viel weniger als unser König. Er gab sich wohl den Anschein, als wüßte er mehr als er wußte.“ „Mit großer Freundschaft und Geduld setzte Herschel mir im Laufe des Gesprächs einen Satz aus Newton's „Principien der Natur-Philosophie“ auseinander, in welchem die Zeit, die das Licht braucht, um von der Sonne zu uns zu gelangen, mit einer Einfachheit untersucht wird, welche nur wenig Uebersetzung erfordert. Indem er von einigen unsehbar weit entfernten Körpern sprach, erwähnte er diesen einfachen Satz, um mich zu erinnern, daß die Schnelligkeit des Lichtes im einen wie im andern Falle gemessen werden könnte. Dann, als er von sich selbst sprach, sagte er mit einer Bescheidenheit, die mich im Zusammenhang mit der Nacht seiner Behauptung geradezu überwältigte. „Ich habe tiefer in den Raum hineingekant, als jemals ein menschliches Wesen gethan hat. Ich habe Sterne beobachtet, deren Licht nachweislich zwei Millionen Jahre gebraucht, um unsere Erde zu erreichen.“ Ich sahnte mich wirklich und ohne zu heucheln, in diesem Momente so, als hätte ich mit einem überirdischen Wesen geredet.“ Soweit Campbell. Und ich denke, die Proben genügen, um Verlangen nach einem Buche rege zu machen, welches einen so eminenten Geist vorführt.

— Heßische Erinnerungen. Aus den Papieren eines verstorbenen kurheßischen Cshjäees. (Cassel, G. Klauing, 240 S.) — Der Rest eines höchst unbedeutenden Memoirennachlasses, der eigentlich nur für Casselaner Leser Interesse hat. Ob der unter dem anpruchsvollen Titel „Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses in seiner ehemaligen Residenz“ 1878 veröffentlichte erste Teil eines Nachlasses von allgemeinerem Interesse ist, möchte Ref. von vornherein bezweifeln. So anerkenntswürdig es an sich ist, wenn ein mit histo-

rischem Sinn begabter Mann zu seinem Vergnügen Aufzeichnungen über einzelne Personen oder Vorkommnisse seiner nächsten Umgebung macht, so sehr muß doch bei der Frage an Drucklegung erwogen werden, ob die Aufzeichnungen sachlich bedeutend, oder wenn sachlich ohne Bedeutung, ob der Stil, die Darstellung eine so gefällige und fesselnde ist, daß man gerne beim Lesen von solchen Erinnerungen verweilt. Beides ist hier nicht der Fall. Unter den 94 Nummern finden sich recht nichtsagende, fade, mathematische, langlose Dinge. Dazu kommt, daß der Verf., wie der Herausgeber richtig bemerkt, sich ganz in der geistigen Sphäre der „Renge“, des charakterlosen, von Stadtneugierkeiten und Klatsch lebenden Publitums bewegte. — Sehr übel kommt bei dem verstorbenen kurheßischen Cshjäer der letzte heßische Kurfürst weg, noch übler Bimar, dessen Verlegung vom Cassel Ministerium zur Würzburger Universität irrthümlich ins Jahr 1853 gesetzt wird. Bimar ist dem Ref. in Cassel noch 1864 in dem langen schwarzen Rock begegnet, dessen allgemeine Einschätzung dem Kurfürsten ebenso zuwider gewesen zu sein scheint, wie dem Verf.

D. K.

— Caroline Berthes, geb. Claudius. Dargestellt von W. G. B. Brandt und vermehrte Auflage. Mit Portrait und Facsimile. (Gotha, F. A. Berthes, 161 S., eleg. geb. 3 Mk.) — Das Lebensbild der Claudius-tochter, welches der Verf. nach dem bekanntesten biographischen Werke „Friedrich Berthes Leben“ von Clemens Berthes gezeichnet hat, war in zweiter Auflage seit Jahren vergriffen. Die vorliegende dritte Auflage ist durch die Benutzung von über 700 bisher zurückgehaltenen Briefen demnach ein neues Buch geworden. Die Auswahl aus den Briefen war, wie schon ein Blick auf die Seitenzahl ergibt, eine sehr sparsame. Ob nicht eine unsparsame? Von einer so treuen, frommen Gattin und Mutter möchte man mehr Briefe lesen als das kleine Buch enthält. Jungen Frauen läßt sich kaum eine bessere Biographie in die Hand geben. — Auszustellen haben wir nur zwei kleine Dinge. Der Geburtstag von Caroline Berthes wird nur auf dem Titelbilde oegerzeichnete Blatte genannt und die unter dem Bilde facsimilirte Briefstelle wird S. 67 irrthümlich Friedrich Berthes zugeschrieben.

D. K.

— Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsengang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von Johannes Janßen. In einem Bande. Mit Stolbergs Bildniß. (Freiburg i. B., Heber, XIV u. 496 S. Pr. M. 5.) — Der Verf. hat 1877 in demselben Verlag in zwei Bänden das Leben des Grafen Stolberg, größtentheils nach dem bisher noch ungedruckten Familiennachsch, in fesselnder Weise geschrieben. Der erste Band reicht „bis zu seiner Rückkehr zur lathoischen Kirche 1750—1800“; der zweite Band von dieser „Küffte“ bis zum Tode des Grafen 1800—1819. Von verschiedenen Seiten wurde ein Auszug für diejenigen gewünscht, welchen das zweibändige Werk zu kostspielig ist. Diesem Wunsche hat der Verf. durch das vorliegende Buch entsprochen, richtiger: mehr als entsprochen, denn auf ungefähr 60 Druckseiten sind bisher überhaupt noch nicht gedruckte oder doch von Janßen bei Ab

fassung des großen Wertes nicht abgedruckte Briefe neu hinzugehan worden. Es wird niemand diese „Selbstbiographie“ Stolbergs — der Verf. tritt fast ganz hinter dem edlen Grafen zurück — lesen, ohne sich an dem lauterem, echten Christentum des ritterlichen Befenners von Herzen zu erwidern. Wer den mit dem Jugendfreunde Stolberg stets in inniger Verbindung geliebten Claudius lieber hat als den groben Bosh, diesen Fanatiker des Nationalismus, wird in vorurteilsfreier Weise den Uebertritt des Grafen zur römisch-katholischen Kirche zu beurteilen wissen. C. K.

— Betty Heim. Ein Lebens- und Charakterbild. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Frauenbildung und Mädchenerziehung, zugleich erwachsenen Töchtern eine Mitgabe für das Leben. Von A. Kippenberg, Vorleser einer höheren Mädchenschule in Bremen, 22. Heft. IV u. 130 S. Pr. M. 2,25. Betty Heim, eine Großnichte des Dichters, geb. 13. Aug. 1781 in Bremen und gestorben daselbst den 27. März 1827, war eine reichbegabte Frau, welche, ihrer Zeit weit voraus, in so vorzüglicher Weise die rechten Ziele weiblicher Bildung und Erziehung mit zahlreichen Schriften und thatächlich im Schulleben verfolgte, daß man sich nur in hohem Grade wundern kann. Dazu hat diese Pädagogin ein so vorzügliches Deutsch (im Gegenfatz zu ihrem Biographen) geschrieben, daß man nur wünschen kann, die heutigen Mädchenerzieher möchten ihr nicht blos in geübter Lebensanschauung, sondern auch im klaren, flüssigen Stil nachstreben. Selbstverständlich beugen wir auch bei Betty Heim manchen Sonderbarkeiten: Prämissen widersprechen nach ihr dem Geiste reiner Sittlichkeit; Darstellungen in metrischer Form sind ihr ein Hauptmittel zur Bildung des Stils, z. B. Sonnette; der Mensch ist, ehe die Bildung an ihn gelangt, Tier und nichts als Tier; Mädchen sollen die Botanik wissenschaftlich betreiben u. s. w. Aber das sind doch nur kleine Irrirungen, welche von dem vielen Guten reichlich aufgehoben werden. — Aus einer gläubigen Familie stammend, hat Betty Heim erst eine Periode des Nationalismus, dann durch den Einfluß Gottfried Menfens, eine Zeit des Pietismus durchgemacht, um zuletzt im innigen Verkehr mit Friedrich Adolph Krummacher auf den Boden kirchlicher Entscheidung zu gelangen. Krummacher sagte von ihr: Selten mag so viel Bekehrtheit mit so vielem Geiste und Wissen in einem weiblichen Wesen vereinigt gewesen sein als in Betty Heim. Die Wit- und Nachwelt dachte anders, denn von allen ihren guten Büchern ist nur ihr Kochbuch wiederholt aufgelegt worden und bis auf die Gegenwart gekommen! C. K.

— Kleine Jugendzeit von Adolph Heim, weiland Pastor und Superint. in Giebichenstein. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von seinem Sohne Dr. theol. Adolph Jahn. (Hagen i. W. u. Leipzig, Hermann Nitel & Co. 1882. IV u. 188 S. 3 Mk.) Das kleine Buch ist vom Verf. in den letzten Monaten vor seinem am 5. Febr. 1866 erfolgten Tode mit dem Gedanten an spätere Veröffentlichung zu Papier gebracht worden. Schwarzburg-Sonderhausen ist das engere Vaterland Jahns. Am 8. Jan. 1795 hat er im Pfarrhause zu Wasserthalen das Licht der Welt erblickt. Die Schrecken des Krieges nach der Schlacht

von Jena, namentlich eine greuliche Blünderung des Vaterhauses durch die Franzosen, welchen der rationalistische Vater aus Respekt vor der französischen Aufklärung so etwas gar nicht antrante, das wenig erquickliche Leben auf der Universität Jena, das Hauselchreiben in Ludwigslust und der so legendreiche Verkehr mit G. H. Schubert, die Rückkehr ins Vaterhaus, die ebenso alberne als unangenehme Volzeitthätigkeit des heimathlichen Conviktoriums gegen die Gefahren der Coppenstiel und des Separatismus oder, um die Sache beim rechten Namen zu nennen, gegen das Zeugnis von dem Herrn Jesu Christo, das zweite Hauselchreiben im Schlosse des Grafen Anton Stolberg zu Peterswalden in Schlesien, woselbst Jahn seine nachmalige Gattin Cleophea Schlatzer kennen lernte, und endlich der Uebertritt in den Dienst der preussischen Kirche mit der Aussicht auf das Pastorat in Pommern, bilden den wesentlichen Inhalt des angesehen geschriebenen Buches. Außer Schubert ist es der Baron von Kottow und der reiche geistige Verkehr in Peterswalden, welche das besondere Interesse des Lesers erregen. Culturgeschichtlich von Bedeutung sind Jahns Mitteilungen über die äußerst bedeutlichen Verhältnisse am Hofe des Sonderhaujenischen Serenissimus im ersten Viertel dieses Jahrhunderts. Briefe des Barons von Kottow an den Candidaten Jahn aus den Jahren 1820—24 und ein vortrefflicher Brief der Wilhelmine von der Heydt an Anna Schlatzer über ihre Reise nach Schlesien bilden den Schluß des Werkes. Schlichte historische Treue, der die Wahrheit über alles geht, und schlichte, klare Darstellung müssen diesem Jugenleben nachgerühmt werden. C. K.

### 3. Zur deutschen Rationalliteratur.

Die erste Stereotypausgabe der Werke des Wandsbeder Boten ist 1881 erschienen. welchem Dichter der Gegenwart wird dieser Erfolg in 100 Jahren beschieden sein? Und doch ist Matthias Claudius in Süddeutschland bei weitem nicht so eingedürgert als im Norden. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, sind merkwürdiger Weise zu gleicher Zeit zwei Ausgaben aus dem Asmus omnia sua secum portans erschienen, der eine von dem Claudiusurenkel Fr. A. Vertbes in Gotha veranlaßt, der andre von E. Vertesmann in Gatersloh herausgegeben.

— Matthias Claudius der Wandsbeder Bote. Auswahl aus seinen Werken, eingeleitet von Karl Gerold. Mit Portrait von M. Cl. (Gotha, F. A. Vertbes, 1882. XI, III u. 225 S. geb. 2 Mk.) — Gerolds gutgeschriebene Einleitung enthält einen Lebensabriss des Dichters und eine Charakteristik desselben. Die Auswahl umfaßt 43 Nummern „Poetisches“ und 7 unter der zweiten Hauptabteilung „Prosaisches“ in 7 Unterabteilungen (Zum Eingang. Von Haus und Herd. Sprachweisheit. Religion und Christentum. Politisches. Litterarisches. Zum Schluß) 48 Nummern. Wie viel Pfarrhäuser gibt es in Süddeutschland, welche von Claudius ebenso viel haben, als humanistisch oder materialistisch gerichtete Familien, welche mit der deutschen Rationalliteratur auch den „frommen“ Wandsbeder Boten obenhin kennen lernen. Gerolds Auswahl und das sofort zu besprechende zweite

Werken sollten diesem wenig schmeichelhaften Range abtheilen.

— Auswahl aus den Werken des Wandbeneder Voten Matthias Claudius. Herausgegeben und mit einer Biographie versehen von K. Trompeter, Forster in Kaden. Mit 10 Abbildungen. (Hätersloh, C. Bertelsmann) 1882. XI. u. 494 S. 3 Ml. — Einen nicht gering ananschlagenden Vorzug vor dem im übrigen hübscher ausgestatteten Gerfischen Auszug hat die vorl. Auswahl durch die Bilder erhalten. Der Rathhias Claudius nach seinen Schriften und seinem Leben kennen lernt, muß ihn lieb gewinnen und darum sich gerne im Bilde zeigen lassen, in welchem Haus der Dichter in Wandsbeck gewohnt, wo er seine Grabstätte hat, welches Denkmal ihm hundert Jahre nach seiner Geburt (1840) errichtet worden ist. Die übrigen Bilder sind Nachbildungen der in der Original-Ausgabe enthaltenen. Dem entsprechend gezeichneten Lebensabriß folgt eine genau nach den acht Theilen des ganzen Claudius veranfaltete, folglich Poësie und Prosa wechselseitig in chronologischem Fortgang enthaltende Auswahl. Mit 454 Stücken macht dieser Auszug die Anschaffung der Original-Ausgabe unnöthig, denn für wissenschaftlich gerichtete Leser ist die Brücke der Trompeter'schen Auswahl nicht erforderlich, um zu dem Ganzen zu kommen, für die große Mehrzahl sonstiger Leser genügen jene 454 Nummern vollst. Die „Spreu“, an welcher auch Claudius nicht arm ist, können sie sich sparen. — D. K.

— Neuer Verlektanz deutscher Schriftsteller in Poëtie und Prosa. Gesammelt von Elise Brandtfort. Erste Sammlung (Hannover, A. Weichelt) VIII u. 272 S. 3 Ml. Der vorliegende erste Band ist von vierzig Dichtern und Dichterinnen mit Beiträgen bedacht worden: die bekanntesten Namen sind Emanuel Geibel, Karl Herol, Hermann Kleffe und Paul Lindau. Der zweite Band wird die Beiträge von vierunddreißig Dichtern — darunter C. Roquette, J. Sturm, A. Willbrandt — enthalten. — Neben vielen epigonenhaft-schwachen Gedichten (toten unbefannter Poeten finden sich einzelne ganz leistungswerte Prosa-beiträge novellistischen Inhalts von ebenfalls unbekanntem Poeten. Das Interessanteste ist der Beitrag von dem aus sonst wenig sympathischen P. Lindau: „Die Physiognomie der französischen Kammer“, ein Brief aus Paris vom 22. Juni 1877.

C. K.

— Bendel, Joseph, Prof. am deutschen Staats-Gymnasium der Kleinseite in Prag. Zeitgenössische Dichter. I. Adolf Friedrich Graf von Schad, II. Emanuel Geibel, III. Wilhelm Jordan und Karl Simrod, IV. Ein Wort über Wilh. Jordans „Eiße Briefe“ (Stuttgart, J. B. Metzler) IV u. 258 S. Preis 2 Ml. 40 Pf. — „Das Interesse für zeitgenössische Dichter ist kein großes“, sagt das Vorwort, darum unternimmt es der Verf., den vielfach verkannten, oder noch nicht erkannten Grafen Schad in dem von S. 3–149 gehenden Teile seines Buches dem deutschen Lesepublikum zu empfehlen. Ob dieses Unternehmen gelingen wird, möchten wir bezweifeln. Der vielgereiste, gelehrte Graf, der mit der Literatur der ganzen Welt bekannt ist und, auf ganz modernem Boden stehend, dem Darwinismus hul-

digt, im Drama „Gaucon“ eine Danke für das sittliche Schenken Voltaire bricht und im Gedichte „der Tod des Apostels“ den heiligen Paulus zu einem im Tode verzweifelnden Pharisäer und Fanatiker macht, läßt die Leser entweder fast oder fordert sie zum Widerspruch auf. Als Kritiker verdient Schad für sein liebevolles Eingehen auf den Stoff, J. B. dem ihm innerlich völlig antipathischen Calberow gegenüber, alles Lob, als Dichter ist er ein begabter, an den Grafen Platen erinnernder Epigone, der keine Wärme erzeugt. — Das Interesse für den Lyriker E. Geibel ist ein großes; geringer ist das Interesse für den Dramatiker Geibel. Dem Verf. möchten wir entgegenhalten, daß wir auch Geibel zu den Epigonon zählen. Wir sehen aber in den Epigonon keine Stümper und halten Geibel für den größten unter den Epigonon. Der Aufsatz über Geibel ist übrigens recht gut; er verbindet in ansprechender Weise das biographische mit dem literarischen Element. — Ein entschiedenes Verdienst hat sich der Verf. mit den Scharten, gegen den häßlichsten Jordan gerichteten Aufsätzen erworben. Die Art und Weise, wie der Verf. das Verfaßten kennzeichnet, mit welchem Jordan aus den altdeutschen Heiden ganz neumodisch, wissenschaftlich denkende, redende und handelnde Figuren macht, verdient das größte Lob. Zur Ernüchterung von einer teilweise bis in christliche Kreise gedungenen, fast unbegreiflichen Jordanbegeisterung können des Verf. tüchtige Kritiken sehr gute Dienste leisten. — D. K.

— Buttman, Aug., Professor. Die Schicksals-Idee in Schillers Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. (Berlin 1882. A. Dammhöler.) XII u. 128 S. 2 Ml. 50 Pf. Der Verf. sucht darzutun, daß der Chor in Schillers Braut von Messina eine aus der Verbindung von Alerium und Christentum hervorgegangene Wiedergeburt des antiken Chores sei und daß Houd in Houd damit aus dem antiken Schicksal, als einer über der Götter- und Menschenwelt schwebenden Macht, eine innerhalb der Menschenwelt waltende dämonische Macht geworden sei. Das eine wie das andre ist ein menschlicher Irrtum, eine Idee, eine Abstraktion, welche in dem Reiche Gottes keinen Platz hat. Der Verf. freilich kennt nur Prinzipien, auch der Teufel ist ihm ein Prinzip, der Herr Christus „ein anheuerndes Genie“, der Verf. mag dieser seiner Unternehmung eine gewisse Wichtigkeit beilegen. Wir Christen, welche an den dreieinigen Gott glauben, stehen der Frage sehr kühl gegenüber, ob Schiller den antiken Chor und das antike Schicksal aus der alten Welt in die neue Welt willkürlich herübergenommen, oder ob er ein neues „Ansprinzip“ mit Liebern eingeführt hat. Gegen letzteres spricht schon der Umstand, daß Schiller trotz allem Geniecult keinen Nachfolger gefunden hat. Es widerspricht dem doch dem gefunden Sinne der Dichter, den organisch entstandenen griechischen Chor aus der Zeit der Vorkriege in das 19. Jahrhundert n. Chr. herüberzunehmen, und neben Klaundern und Wänden die alten Griechengötter samt Juriem und Feuergöttern erscheinen zu lassen. Der Verf., der auch nicht den Schanzen von Tadel aus Schiller fallen läßt, wird in diesem Punkte seiner Schiller-Verteidigung kaum

Nachfolger finden. Der Schiller'sche Chor soll einen sittlich idealen Charakter, also mehr haben als der nur auf die Sophrosyne hinarbeitende antike Chor, und doch beteiligt sich der Chor bei Schiller an der keineswegs sittlich idealen Handlung, während der antike Chor unparteiisch in der Mitte steht, zwischen den Handeleinden und den Zuschauern. — Das Schiller'sche Schicksal ist nicht die Macht Gottes, auch nicht das Bötum der Alten, sondern eine dämönische Macht, die menschlich ist, aber nicht eines einzelnen Menschen individuelle Macht, sondern der Menschheit als Gattung, eine generelle Macht, — also ungefähr Repulstheismus. — Mit Auflosungen, wie Verf. sie vorträgt, sollte man im Zeitalter der Sozialdemokratie doch sehr vorsichtig sein.

C. R.

## 4. Theologische.

— Theologische Symbolik v. K. H. Weg. von Schöle Dr. u. Prof. d. Theol. in Uplasia. Aus d. Schwedischen mit Hornwort v. D. D. Häcker. Dritter Theil. Die reformierte Kirche. 298 S. Fr. Mt. 3. (1—3 Mt. 12.) Leipzig, Lehmann.) 1882. Diese Symbolik zeichnet sich durch eine ungemein praktische Klarheit und deshalb Brauchbarkeit aus. Der Verf. geht nicht speculativ an den Wurzeln der verschiedenen Lehrbegriffe hinab, um sie in die philosophischen Grundanschauungen zu verfolgen. Er hat auch nicht den Degen des großen Kalifen, der eines Menschen Haupthaar, genau in der Mitte, nach der Länge, spaltet, wie Schneedenburger diesen Degen hatte. Der Verf. hat einen tüchtigen Verstand für die praktisch wertvollen Momente. Und wenn er des Organs für die mythische Tiefe der Dinge entbehrt, so ist durchaus nicht bewiesen, daß dies ein Schade sei. Der dritte, der uns vorliegende Teil, gibt hauptsächlich die reformierte Kirche, die mit Schartung als eine, im Gegensatz zu Luther „unvollkommenere Erscheinung des Christentums“ betrachtet wird. Der Grundgedanke dieser Kirche ist „einseitige Betonung des Machtverhältnisses Gottes zur Welt“ sagt der Verf. Das ist gewiß richtig. Führt er fort in der Bemerkung, daß bei Luther das Gefühl unveräußerlicher Menschwürde sich nie verleierte, daß bei den Reformierten der Begriff der Freiheit durch das absolute Perret bereits vernichtet sei, so führt dies alles aus eine Formel, durch welche das Eigentümliche des Reformiertentums entsprechend zum Ausdruck kommt. Bei Zwingli und Calvin kommt das Menschliche, kommt das Relative überhaupt dem Absoluten gegenüber nicht zum Recht. *Finium non capax inhanit* — darin liegt die Totalanschauung eingekapselt. Demgemäß ist es Kei, auch zweifelhaft, ob Verf. den betr. Kapiteln die correcten Ueberschriften gab. Denn nicht „Mittel zur Herrlichkeitsoffenbarung“ sind Wort und Sacrament, sondern genau genommen und in erster Linie nur Mittel der Offenbarung des göttlichen Willens. Genau genommen sagt dies Verf. auf S. 115 auch selbst. Dem Unrichtigen in der Radikaltheorie wird nur ein verhältnismäßig sehr geringer Raum eingeräumt. So hören wir denn nichts von der vom Himmel umschlossenen, völlig jenseitigen menschlichen Natur des Erlösers, welcher, um an diesen Ort zu gelangen, durch die Sternen-Welt hindurchsüß und zwar mit einer Schnelligkeit, die sich be-

maßen läßt — im Gegensatz zur Allenthalbenheit der menschlichen Natur Christi bei Luther. Unparteiisch erkennt Verf. auch die gemeinschaftsbildende Kraft des Reformiertentums mit Freunden an und zeigt dann sein Extrem im Methodismus, um die Darstellung der Monotonen, Quäker, Baptisten, Socinianer, Swedenborgianer, Darbyisten und Mormonen anzudeuten. Verf. schließt den Band endlich mit der Vorführung der Unionsversuche. Die durch die absorptiv Union in Preußen entstandene „neubelebte evangelisch-christliche Kirche“ nennt er einen „Schein ohne Wirklichkeit, eine Bajerbasse, die zufolge ihrer eigenen Hohlheit zerbrechen muß.“ Dies „muß“ allerdings müssen wir beanstanden, wenn wir uns nicht einer Unterschätzung der Macht der Gewohnheit und der äußeren Verhältnisse schuldig machen wollen. Im Uebrigen freuen wir uns, hier nicht den Standpunkt des sonst trefflichen Rudolf Söhm wieder zu finden, der die Preussische Union für einen Fortschritt hält und in dieser die Aufzehrung des reformierten Elementes in Aussicht stellt, ohne doch daran zu denken, daß ein tüdlicher Geistlicher nicht ohne Verleugung seines Bekenntnisses an diesem Fortschritt Teil nehmen kann.

Nocholl.

— Die Unsterblichkeitsfrage im Licht des Materialismus. St. Gallen 1881. (Huber & Comp.) Muß vergehen, was geworden ist? Kann es keinen Geist ohne Gehirn geben? Schwindet mit dem Stoff auch der Gedanke? — Diese Fragen sucht der anonyme Verf. im positiven Sinn zu lösen. Er zeigt, daß neben dem Geise der Hinsüßigkeit und des Vergehens auch ein Geise unversehler Fortdauer das Anorganische beherrscht, und ein Geise genereller Fortdauer das Organische bestimmt. Und hindert diese generelle Fortdauer, als gattungswis und hammerhaltende, etwa die individuelle? Und warum nicht, wenn das Bewußtsein nur als individuelles besteht, nicht auch Fortdauer dieses individuellen? Der Verfasser zeigt, daß nur offensbare Willkür hier vernennen könne. Er zeigt, daß die Denkfähigkeit nur das Anerkenntnis fordern, daß untergehen könne, was geworden ist, nicht aber dasjenige, daß das Gewordene untergehen müsse. Aber: „Kein Geist ohne Gehirn“, sagt Feuerbach. Mit dem Zufluß des Blutes hört das Denken doch auf? Gut, aber hört mit dem Hinsinken des Produzierenden auch der Bestand des Products auf? Verschwinden die Kräfteffecte mit der Ursache? Wir sehen bei dieser Gelegenheit wieder, wie jaumervoll es mit der Psychologie bei Freund Wächner bestellt ist. Was Verf. über die Unverlierbarkeit der dem Bewußtsein übergebenen Eindrücke redet, könnte sehr vermehrt werden, so wie Verfasser für die allgemeine Verleibtheit des sog. anorganischen Stoffs bei Poje (neben Lieberweg und W r z h o w) gute Beiträge finden konnte. Aus Stoffen baut sich — sagt Verf. — der Organismus auf, am Universalstoff dauert er fort.“ Und nun läßt er den Geist ähnlich an den Universalfräften fortdauern, wie man selbst nachlesen muß. Das Ergebnis ist: Der Materialismus wird aus seinem eigenen Standpunkte gegeben müssen, daß die „Wahrscheinlichkeit der Fortdauer des Geistes von materialistischer Voraussetzung aus einzuräumen sei.“ Das Ganze ist eine besonnene Einräumung der

Tragweite der Hüfte- und Lehrsätze des heutigen Materialismus, die nur etwas an Jaghaftigkeit leidet, sonst löblich ist.

— Zur **Bibelkunde**: Erklärung der wichtigsten Abschnitte der h. Schrift und Einleitung in die biblischen Bücher von Joh. Käbel. D. u. ord. Professor der Theol. in Tübingen (Schuttgart 1881, 2 Bde., 2 B. 8 M.) Ist allen denen, die in die h. Schrift einzubringen Verstand und Wunsch haben, insbesondere Religionslehren, ein brauchbares Werk geboten. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit verbindet es eine leicht verständliche Sprache. Verf. hat sich auch nicht begnügt, das Wissenwürdigste über die Bibel im allgemeinen anzuführen, er behandelt jedes einzelne Buch und erklärt diejenigen Abschnitte eingehend, auf deren Lesen und Verstehen es ankommt. Die dabei getroffene Auswahl kann nur gebilligt werden. Wenn die Auslegungen nicht immer in die Tiefe des Bibeltextes gehen, so ist dies wohl damit begründet, daß Verf. einen Leserkreis vor Augen hat, dem er noch nicht allzu tiefe Gedanken zumuten darf.

— Die **Biblischen Geschichten** alten u. neuen Test. mit Bibelwort u. freier Zwischenrede anschaulich dargestellt von H. Witt, Lehrer in Glöttstadt (Kiel, Schweser, 1882, 2. Aufl.) 2 Bb. wollen ein Hilfsbuch zum erbaulichen Betrachten und lebendigen Erzählen der bibl. Geschichte sein. Sie sind nicht nur für den Kreis der Lehrer, Seminaristen u. Lehramtenden bestimmt, sondern auch der Familie zu gemeinsamer Belehrung u. Erbauung. Verf. hat für die 1. Aufl. seines Werkes mancherlei Anerkennung erfahren u. wird sich dieselbe durch die zweite in noch höherem Maße erwerben. In späteren Auflagen ist vielleicht noch einiges auszuweisen, was nicht vor Kinderohren gehört.

— D. Ph. Schabel, Pfarrer in Langsdorf hat denbachtigst, in seiner Geschichte des Reiches Gottes (Hüterlosh 1881, Bertelsmann N. O. 80) einen Wegweiser zu geben, der die geschichtliche Entstehung des göttlichen Heilsplans aufzeigt. Diese Geschichte ist aber in sehr gedrängter Kürze abgefaßt, und wir fürchten daher, daß sie in dieser Gestalt den genannten Zweck nur unvollkommen erreichen wird.

— Der **Katechismus** Luthers findet innerhalb der Kirche immer neue Commentatoren. Prof. Dr. Jesschmid in Erlangen hat einen besonderen Abdruck eines Artikels der Real-Encyclopädie für prot. Theol. u. Kirche erscheinen lassen, in welchem er die Urgestalt des kleinen Katechismus Luthers in der ersten Ausgabe behandelt. Wir werden in dieser interessanten Arbeit zu Augenzeugen der Entstehung des kl. Katechismus gemacht u. lernen sowohl die äußeren Veranlassungen zur Abfassung, als auch die inneren Gründe der mancherlei Veränderungen kennen, die der Katechismus unter Luthers Händen erfahren hat, auch die Bescheidenheit, mit welcher Luther selbst diese Arbeit bearbeitet. Leider ist die Urgestalt dieses kl. Katechismus nirgend anzufinden, so daß vieles Hypothese bleibt.

— Vom sel. Souchon ist durch die Hand seines Sohnes die Lehre des Christentums in der Ordnung des kleinen Katech. Luth. in Hüterslosh bei Bertelsmann (N. O. 50) erschienen, die für den Confirmandenunterricht zunächst bestimmt, ein nicht unbrauchbares Hilfsmittel sein könnte, um das zeitraubende Aufsuchen notwendiger Erklärungen u.

Begriffsbestimmungen zu ersparen und eine treffliche Auswahl von Sprüchen darzubieten. Leider kommen aber das 4. u. 5. Hauptstück sehr zu kurz, wiewohl gerade auf sie der Confirmandenunterricht besonderes Gewicht legen müssen.

— Pfarrer Paß hat eine **Katechismus-Ausführung** bei Gräfe & Unger in Königsberg i. Pr. erscheinen lassen, die er für die Unterrichtsbestimmten bestimmt hat. Es muß dieser Arbeit die Anerkennung gesollt werden, daß sie mit großem Fleiß angefertigt ist und sich durch Tiefe der Gedanken und Gründlichkeit auszeichnet. Das Letztere aber verbunden mit einer schweren, philosoph. Sprache dürfte es der Mehrzahl der Unterrichtenden erschweren, sich dieses Buches so zu bedienen, wie es in der Absicht des Verf. liegt.

— Dr. Mart. Luthers **Katechismus** von Traugott A. Jakob, Dilectus in Dömnin, (Berl. A. Franck, 1881, 60 Pf.) beanpt die wichtigsten, bisher erschienenen Katechismuswerke sorgfältig. In Einleitungen werden Religion, Bibel, Offenbarung, Geseß, Geseßgeber behandelt, was wohl bei der Behandlung der Hauptstücke anzubringen gewesen wäre. Auch im einzelnen wäre manches zu erinnern. So läßt Verf. den Geist Christi, nicht die Seele, ins Totenreich hinabsteigen. Das 3. Hauptstück wird flüchtig, das 4. u. 5. so gut wie gar nicht behandelt u. doch will Verf. die höheren Stufen des Religionsunterrichts in diesem Werk berückichtigen haben. Das Buch ist aber sonst von durchaus gläubigem Standpunkt aus geschrieben. Th.

— Von der früher ausführlich hier besprochenen neuen Ausgabe der „Württembergischen Summarien, kurzgefaßte Auslegung der heil. Schrift A. u. N. Testaments, durch einige ev. luth. Gelehrte Bayerns“ (Hüterslosh, Bertelsmann) behandelt den 4. Band (25.—34. Heft) die großen Propheten. Gerade der reiche Schatz in den Propheten ist oft in unsrer Verstandnis wenig gangbarer Ränge geprägt, und eine hilfreiche Hand für seine Aneignung ganz besonders erwünscht. Diese Hand ist in den einfältig erbaulichen, praktisch verständlichen Summarien geboren. Schon früher wurde gesagt, daß sie auch in Hausandachten zu verwerten seien.

— Gleichfalls ein älteres Werk und zwar eine besonders interessante literarische Erscheinung ist die zum ersten Male aus dem Böhmischn ins Deutsche übertragene Sammlung von Passions-, Oher- und Himmelfahrtspredigten des Joh. Amos Comenius, eines berühmten Pädagogen und Bischofs der Bruderliche. (Herborn, Kassauischer Colportageverein. 4 M.) Jede Predigt bringt zuerst die Beschreibung und Erklärung der Textgeschichte, dann eine Behandlung der daraufgehenden alttestamentlichen „Beispielen und Vorbilder“, dann unter dem Titel „das Geheimnis“ den Kern der christl. Lehre, der darin enthalten, und endlich eine „Anwendung.“ Alles ist von erhabener Einfach und großem praktischen Ernst getragen. Warum der Vorredner sagt, daß sie zur Erbauung für geförderte Christen, welche zu sichten verstehen, dienen könnten, ist nicht recht ersichtlich. Ein gewisses Sichten ist ja wohl überall angezeigt. Gerade die etwas reichlichen Vorbilder, die Comenius aufsucht, auf welche die Vorrede wohl mit ihrer

„unbilligen Auslegung“ hinzuzetteln, haben Keil, sehr erbaulich; der moderne Theolog mag immerhin daran Anstoß nehmen.

— Auch einen Beitrag zur Auslegung des göttlichen Wortes enthalten zwei sehr ähnliche Bücher, die auf ganz verschiedenen Boden entstanden sind. Beides Sammlungen von wahren Begebenheiten, welche einzelne biblische Sprüche oder Wahrheiten zu beweisen dienen: 1) Wahre Geschichten zum Evangelium Lucas, von W. J. Jelin, V. D. M. (Basel, 1841. C. F. Spittler. 568 S. Nr. 4) und 2) Denkmale des lebendigen Gottes, eine Sammlung geschichtl. Thatfachen von Johannes Häbner, Missionärsprediger, Berlin, 1842. C. R. Schwarz. 3,10 Mk.) Das erstere schließt sich an den Text des Ev. Lucas, doch weist Verf. selbst in jeder Ueberschrift auf eine Reihe anderer Bibelstellen hin, welche gleichfalls durch die betr. Erzählung erläutert werden. Häbner geht nach folg. Kapiteln: Träume — das Gewissen — Regierung und Fürsorge Gottes — Wirkungen des Heiliges Gottes — Gebetsverörungen — Strafgerichte. Beide schöpfen aus ähnlichen Quellen, zum Teil sogar aus denselben (Wasser Blätter), christl. Zeitschriften, Predigten, Kirchengeschichte, Biographien (bei Häbner ist auch das Volkst. j. St. u. L. häufig vertreten.) Jelin giebt mehrere recht brauchbare Regierer von erklärten Bibelstellen, bibl. u. Katechismus Wahrheiten u. Die Nacht einer mit dem Einbruch der Wahrheit eräblichten Geschichte, sowohl im Unterricht als in der L. oder auch in der Seelsorge, nicht minder aber auch zur eignen Erbauung und Belehrung gelesen, — ist sehr hoch zu schätzen und darum diese Beiträge mit Dank anzunehmen, die beide den Eindruck der Nüchternheit machen, — ein Ersatz der alten Heiligen-Legende für die heutige evangelische Welt.

— Von Jerusalem nach Rom. Die Apostelgeschichte in Bibelstunden ausgelegt von Karl Gerod. (Wätersloh, C. Berleismann. 1842. 2 neu durchgesehene Ausgabe 2 Bände. 428 u. 476 S. Gr. Nr. 6, geb. 8,40.) „Eins der am wenigsten gelesenen, geschätztesten und verstandenen“ Bücher der neutestamentlichen Offenbarung wird hier als „ein Buch für unsere Zeit“ (mit ihrem Verstand zum Ausbau der Gemeinbeordnungen und Verbesserung, mit ihrem Glaubenshaber und Sertengeist, ihren Anordnungen von außen und ihrem Missionstrieb) der Gemeinde ausgelegt. In der That fehlt es auch nicht an praktischen Hinweisen auf die große kirchliche Bedeutung einzelner Thatfachen der Apostelgeschichte. Daß aber der spezifisch erbauliche Zweck der vornehmste ist bei diesen Bibelstunden, darauf weist schon äußerlich die Form, nach der eine jede mit Thema und Disposition auftritt. Der Erbauung suchende Leser braucht sich also nicht vor langen Zeitbetrachtungen und kirchlichen Ausfällen zu fürchten. Darstellung und Sprache sind sehr durchsichtig und herzlich und jeder Abschnitt reich an erbaulicher Anknüpfung für das christliche Leben. Auch thut die Art der Abtötung dem Verständnis des Buches in seinem Zusammenhange, keinen Eintrag. m. u.

### 5. Erzählungen.

Und wieder hab' ich zu berichten von guten und von schwachen Geschichten. Rich' ich: warum wer

den nur die vielen Geschichten geschrieben? so heißt's: sie sind Bedürfnis. Es wird freilich im heutigen Deutschland alles gekauft und gelesen, wie etwa ein Delicatessenhändler dem flammenden Käufer von seinem reichen Vorrat erzehlen kann: Es wird alles gegessen, auch der Schampus . . . Dit aber sind diese Geschichten nur ein Bedürfnis — des Verfassers. Für Recensionen aber, die meist kein Vergnügen sind, liegt das Bedürfnis nur auf Seiten der Leswelt. Die Warnungssphäre müssen ja ausgerichtet werden. Wer trotzdem in den Sumpf rennt, hat es sich selbst zuzuschreiben. Uebrigens freuen wir uns, innerhalb der harmlos-süßlichen Litteratur doch auch auf manche gute und tüchtige Arbeit hinweisen zu können. Lassen wir uns keine passieren: Von Altenberg, der Schwedend. o. Rhebo (Ruffler). 1841. 80 S. br. 75 Pf. Eine nicht durchweg gleich sorgfältig ausgearbeitete, aber hübsch angelegte, frisch und natürlich geschriebene Geschichte aus den Jahren Deutschlands 1846 und 70.

— Tante Ungenannt. (H. V. Weiss.) Aus dem Zauberland. Alte Märchen. Leipzig (Schömp). 187 S. Eleg. geb. 2 M. Neue Märchen zu machen ist unmöglich. Alle, nach den Gebr. Grimm, der Reubert und V. Beckstein neuzubehandeln ist nichts Darsürhaltens kein Grund, kein „Bedürfnis.“ Sieht man davon ab, so hat die liebe Tante recht hübsch erzählt und die Bilder sind nicht minder hübsch.

— Um eine Menschenseele. Fantastie von Helene Kievert. Gotha (Verthes). 1841. 85 S. cart. 1 M. 40 Pf. Eine Märchenhaft umrahmte, elegant geschriebene Liebesgeschichte, die als Bild gewiß durch den übrigens auch formgerechten Rahmen leidet. Die Veranlassung von Feenromantik mit Bekennnis zum Sohne Gottes wirkt aber verlebend auf uns. Hierdurch fällt der bereits angezogene Vergleich mit Anderen.

— Kenata Greverus, Am Wache. Erzählung. Bremen (Fischer). 1842. 124 S. br. Wieder einmal ideal Sfarliches; wieder einmal als Anfang eine schon in den Kinderjahren leimende Liebe und zuletzt „wie sie sich kriegen.“ Aber es liegt sich leicht. Abgesehen von einigen sprachlichen Verbrechen, die sich auch in den Werken des Classikers Göthe finden, beanstanden wir, daß der Bache erzählend und hin und wieder fast in der Rolle des antitragischen Chors eingeführt wird, wo doch Verf. ganz wohl ohne das Medium des Baches erzählen und urteilen konnte.

— Joh. Spuri, ein Landausenthalt von Latel Titus. (Gotha, Verthes. 1841. 180 S. geb. 2 M. 40 Pf.) Während sonst die Sachen der Verf. sich auch erwachsenen Lesern lieb machen, wenn anders sie sich die wünschenswerte Kindlichkeit bewahrt haben, ist das vorliegende Buch doch etwas anders gerichtet. Man muß noch sehr jung sein, wenns einem im ganzen gefallen soll. Die Verf. mag ihrer schönen Begabung im Interesse der Natürlichkeit ihrer Geschichten mehr Pauten gönnen, wie wir nur aus herzlichem Anteil an ihrem Wollen und Können ralen.

— A. Fries, aus der Zerstreuung. 5. Bbch. Himmelshäfel. Gotteswunder. (Rhebo, Ruffler. 1842. 148 S. br. 80 Pf.) Immer gut lesbare Geschichten, wenn wir auch die stark unübersichtliche Schwelung in Nr. 1 gegen den Schulmann



und die damit zusammenhängende Apologie des Dichternestlers der Schuljugend wegnüchtern und der Schluß derselben uns zu knapp ist.

— Ludwig Runge, Georg von Grundberg's Roman a. d. Reformationszeit. 2 Bde. (Hofb., Verthes. 406 S. cart. 6 Rk.) Der Verf., dessen Roman „Georg Dindob“ wir nicht kennen, hat sich in dieser zweiten Arbeit Georg, den bekannten „Feldhauptmann“, der Luther auf seinem Wege vor den Reichstag ermutigt, den Repräsentanten einer von neuen großen Gedanken in Wahrung versetzten, daneben oft sehr berbräftigten Zeit deutscher Geschichte ausgewöhlt. Die Darstellung ist historisch und landschaftlich treu, Anlage und Durchführung fast durchweg geschickt, der Ausdruck lebendig und poetisch. Alle Gegenden in seiner Geschichte kennt Verf. aus eigener Anschauung, Charaktere und Thatfachen aus eingehender Forschung. Nur hätten schon anderwärts beanstandete Roheiten des Banbetheilens, wie sie die Kulturgeschichte treu wiedergeben muß, im Roman, nach welchem auch die Familie zu gemeinsamer Lectüre greift, zurückgehalten werden sollen. Wir raten jedem Vorleser wenigstens voranzulesen. Doch heben wir gern nochmals die schöne Begabung und den tüchtigsten Reich des Verf. hervor. W. S.

#### G. Musikalisches.

— Dr. August Reihmann, Handlexicon der Tonkunst. IV, 632 S. (Berlin, R. Lopenheim, 1882. Pr. 31. u. —) Nach der Vorrede soll dieses Handlexicon gewissermaßen einen Auszug des von dem verstorbenen Mendel veranlaßten und zum Teil rebigirten großen „musikalischen Conversationslexicon“ darstellen. Da wir eine genauere Bekanntschaft mit diesem sehr umfangreichen und in vielen Hinsichten vortrefflichen Conversationslexicon bei der Mehrzahl unserer Leser kaum voraussetzen dürfen, so wollen wir uns auf dieses verwandtschaftliche Verhältnis beider Lexica nicht weiter beziehen. Es ist eine ganz besondere Aufgabe ein Lexicon zu kritisieren, ebenso wie es eine besondere Sache ist, ein solches zu schreiben. Bei anderen Werken wird dem Recensenten gar häufig schon aus der Vorrede ein Schluß auf Charakter und Wert des Buches möglich; bei einem Lexicon kann auch die ausführlichste Vorrede kaum ein klares Bild von den Absichten und der Arbeit des Verfassers geben. Ein Lexicon lernt man vollständig eigentlich erst durch längeren praktischen Gebrauch kennen. Vorlesendes Lexicon ist nur mit einer kurzen Bemerkung als Vorrede versehen, aus welcher man, wenn man von vornherein ein geübter Leser („lector benevolus“) sein will, alles, wenn man aber die Absicht der Kritik mitbringt, nichts entnehmen kann. Wir kennen nun von Reihmann verschiedene seiner Werke — noch vor kurzem hatten wir Veranlassung uns auf dieser Stelle über seine Biographie zu äußern — aber wir haben trotzdem längerer Zeit bedurft, um uns über dieses Lexicon ein festes Urteil zu bilden. An ein Lexicon, welcher Art es auch sein möge, stellen wir vor allen Dingen zwei Forderungen: Die der Unparteilichkeit und die der gewissen Sichtung und fleißigen Sammlung des Stoffes. Specieell bei einem Handlexicon haben wir noch eine wohlthuende Kürze und eine gewisse Beugung, im

Charakterisieren zu wünschen. Was die erste Forderung, die der Unparteilichkeit betrifft, so können wir leider in Bezug auf die zu beurteilende Arbeit des Autors Lob nicht fingen. Zwar ist uns wohl bewußt, daß es eigentlich einen Positiv objectiver Darstellung, selbst bei einem Lexicon nicht giebt, sondern nur einen Comparativ. Dazu erklärt auch der Verfasser selbst in der Vorbermerkung, daß er nicht eine „Sammlung von Notizen und Worterklärungen“ geben, vielmehr einen „zuverlässigen Führer auf dem weitverbreiteten Gebiete der Tonkunst“ bieten wolle. Andererseits aber scheint es uns gerade bei einem „Handlexicon“ nicht erforderlich zu sein, ein eigenes allzeit fertiges und durch aus subjectives Urteil überall in den Vordergrund zu stellen, oder — was noch weit gefährlicher — wichtige Thatfachen der eignen individuellen Anschauung zu verdunkeln und zu verschweigen. Reihmann's Lexicon ist wenig mehr als eine Rundgebung der rein persönlichen, und nach unserem Urteile sehr einseitigen Ansichten des Verfassers. Nirgends finden wir den Autor über der Situation stehend. In den Händen eines unbefangenen Dilettanten muß ein solches Lexicon großen Schaden anrichten, und da es zunächst auf den großen Kreis der Dilettanten berechnet sein dürfte, so fählen wir uns moralisch verpflichtet, dieser unserer Ansicht hier schärfsten Ausdruck zu geben. Die Parteilichkeit in der Darstellung zeigt sich naturgemäß am drastischsten in der Sichtung und Verteilung des Stoffes. Wir brauchen nur einige facta anführen, um unsere Leser ein Bild zu geben. Es möchte z. B. kaum ein Gebildeter in Deutschland darüber in Zweifel sein, daß Johannes Brahms einer der bedeutendsten lebenden Tonsetzer ist. Man mag Brahms für einseitig, für bizar, für grübelnd halten, — wir selbst gestehen gern, daß wir noch kein abschließendes Urteil über Brahms haben — aber man muß sich über den Lexicographen wundern, der als die bemerkenswerthe Composition dieses Meisters dessen „ungarische Lönge“ anführt und ganz nebenbei erwähnt, daß derselbe auch manche Kammermusikwerke und zwei Symphonien verfaßt habe. Brahms wird überhaupt mit einer halben Spalte abgepeist, während Hiller und Rheinberger eine ganze, Rubinstein zwei und eine halbe u. f. w. erhalten. In sehr bequaglicher Breite ist vor allem aber vom Verfasser des Lexicons selbst geredet. Wir erfahren, daß Herr R. bei Peter Löffner Violone und bei Cantor Karl Ceslar gelernt hat, nicht freilich — was viel interessanter gewesen wäre! — bei wem das Lexicon geschrieben. Auch die musikalischen Compositionen des Herrn Verfassers — wer ist so glücklich sie zu kennen? — sind mit großer Ausführlichkeit angeführt, und, auf daß ein jeder sich dieselben schnell verschaffen kann, die einzelnen Verleger derselben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit genannt. Richard Wagner ist bei Reihmann Hauptvertreter derjenigen Richtung, „der die Musik nur Sprache ist.“ Eine Richtung solcher Art war uns bisher noch nicht bekannt, und wenn wir auch ahnen, was der Verfasser hiermit ausdrücken wollte, so halten wir doch durch die Ungeschicktheit oder Tendenz dieses Ausdrucks bis zur Evidenz für erwiesen, daß Herr Reihmann eben nicht der Mann ist, ein wirklich nubbringendes „Lexicon der

Tonkunst" zu schreiben. Da wir nicht Willens und auch nicht in der Lage sind, dem Verfaſſer bewußte Fälschung vorzumwerfen, so bleibt nur übrig, seine muſikaliſche Capacität zu bezweifeln. Herr Reichmann muß ſeine Ahnung haben von der hiſtoriſchen Entwicklung der Melodie. Er läßt Wagner in Osnabrück eine „jümmlich reizvolle Darmouth", ſpricht vor ſeiner „mit künſtleriſchem Maſchinenem" combinirten Scenarie; aber die ethiſche Baſis ſpricht er ſeinen Werken sans souci ab und meint, daß die ipäteren muſikaliſchen Dramatiker wieder bei Gluck und Mozart anzuknüpfen hätten. Nirgends ein Wort der Anerkennung dafür, daß Wagner wenigſtens den Verſuch gemacht hat, dem widerſinnigen Wechſel vom geſprochenen und ſingenen Wort auf der Bühne ein Ende zu bereiten und Einheitsſätzen die Stelle zu ſetzen. Gegenüber dieſem Hauptmangel, dem der Unparteilichkeit und der daraus reſultierenden mangelhaften Verteilung des Stoffes, fallen die Vorzüge, die das Verſion in manchem mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit ausgeführten Artikel beſitzt, ſam im Gewicht. Aus demſelben Grunde wollen wir auch einiger kleineren Mängel, wie z. B. dem Fehlen mancher jüngerer hochberühmten Virtuosen ꝛc. keine anſehliche Erwähnung thun. Unser endliches Urtheil über das Werk iſt: daß trotz mühsamer und ſleißiger Arbeit der Zweck beſſeren, „ein Führer" zu ſein, nicht erreicht worden iſt, daß vielmehr jeder Unerfahrene an der Hand dieſes „Handlexicon" in Gefahr in die Irre geraten wird. Nicht Fälle der Technik, nicht Ausbauer und Reich genügen allein zur Vollenbung eines wirklich instructiven Verſions; unentbehrlicher als alles dieſes iſt Unbefangenheit des Urtheils. — A. S.

### 7. Vermiſchtes.

— *Jemela*. Eine Geſchichte aus alter Zeit von Heinrich Steinhauſen. Mit Titelbild v. H. Steinhauſen. 2. Aufl. 276 S. Pr. broch. M. 3.60. geb. 4.60 u. 5. Auf holländ. Wattenpapier i. Liebh. Bibl. Nr. 10. — Die Erzählung iſt Bd. IV. v. 464 der Monatsſchrift aufs wärmſte empfohlen worden. Wir begreifen die zweite Auflage mit beſonderer Freude.

— Die Vagabundenfrage — auch eine recht moderne Frage, von der niemand heutzutage unberührt bleibt. Die Heiligkeit weltl. Gefängnis-Gewaltſamkeit, die ſchon so mancherlei legendenreichen Anstoß gegeben, hat dieſelbe gefördert durch Herausgabe einer Schrift, in der ſie von Voſtor Stursberg erörtert wird, zugleich mit zwei Vorträgen über dieſelbe Thema, das Reg.-Rat Lütgen unter dem Geſichtspunkt der Selbſthilfe u. Staatshilfe behandelt, u. Grubendirektor Knops in Form eines Berichtes über die Beſtrebungen gegen die vagabundierende Bettel in Siegen. (Dahleldorf, Ver. der Geſ.-Wet.) Alle drei höchſt eingehende u. ſachmänniſche Arbeiten laſſen uns Blide thun in eine Seite unſeres Volkslebens, die ein geradezu romanhaftes Aussehen hat. Nicht weniger bemerkenswert aber iſt das inhaltreiche Heft durch die darin gebotene Anregung zu praktiſchen Maßregeln des Staates, der Kirche, der Einzelnen.

— Im Zellengefängnis. Bilder aus der Verbrecherwelt nach Erfahrungen in

einer Strafanſtalt, von einem ehemaligen Strafanſtaltsprebiger. (Bremen 1882. M. Heinſius. 3. Aufl. 311 S.) Wunderbare Bilder! Es iſt das Herz ein trotzig und verſagt Ding, wer kann es ergründen? Zu dieſem Spruche geben ſie eine lange Reihe von Beiſpielen, die deſto ſchlagender ſind, je detaillierter ſie bis in die kleinſten Einzelheiten ausgewelt vor uns erſcheinen. Daß die Verbrecherwelt ſeine für ſich geſonderte Welt iſt, daß aus dem Herzen heraus die argen Gedanken kommen, die zu argen Thaten werden, daß die Sünde mächtig werden kann, aber die Gnade doch noch mächtiger — das alles ſehen wir aus den lebendig geſchriebenen 49 Geſchichten, die beſonders dem Seelſorger von Wert ſein werden, aber auch jedem, der für ſeine Seele ſelbſt ſorgt.

— Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna. Von Dr. ph. Rud. Kleinpaſt. Mit 368 Illuſtrationen. (Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.) — Ein Prochtwerk in vierſachen, die beſtimmt zu Weihnachten 1882 vollendet vorliegen ſollen. Dem Ref. liegt augenblicklich 12 vor, die aus dem erſten Abſchnitt des Ganzen noch nicht hindurchzuführen. Der Plan des Werkes nämlich iſt der, daß zuerſt eine Wanderung durch das antike Rom angetreten wird, 2) durch das altchriſtliche 3) das Rom der Päpſte, 4) das moderne Rom und 5) die Campagna. Wir bekommen ſomit gleichzeitig eine Art Geſchichte 1) der antiken Kunſt, 2) der chriſtlichen, 3) der Renaissance. Zugleich werden aber auch Culturbilder in hiſtoriſcher Folge geboten. Der Inhalt des Werkes iſt danach ein reicher und umfangreicher. Die Darſtellung ſieht ſelbſtverſtändlich gebildete Leſer voraus und auch ein gewiſſes Intereſſe an den Gegenständen des Kunſt- und Culturlebens, die zur Behandlung kommen, iſt aber nicht nur von eingehender Ueberſichtlichkeit und darum deutlich, ſondern trägt auch das Geſicht der modernen Journaliſtik an ſich, den leichten Feuilletonſtill, der aus allem für den Leſer etwas Intereſſantes zu machen weiß, farbentreiche Raumſchilderungen, charakteriſtiſche Anekdoten ꝛc. mit einmiſcht, und ſomit nie langweilig wird. Der Verfaſſer erklärt endlich ſelbſt, daß er „keinerlei religiöſen Parteistandpunkt" einnehme, ſondern ſein Werk ſo einrichten werde, „wie es etwa ein fremder, mit dem Chriſtentum beſtranteter, aber vorurteilsfreier Philoſoph ſchreiben würde. Wir werden in jedes Haus und in jeden Tempel, wo ein Gott angebetet wird, mit Pietät eintreten, aber wie Weiſer, die über den Formen ſchweben, allein mit ſich und dem Unendlichen." — Ist danach der Standpunkt des Ref. ein in der Luft ſchwebender, ſo iſt andererseits garantiert, daß die ganze Haltung des Biſherigen beſtätigt die, daß ein chriſtlicher Leſer ſie etwas Verlebens finden wird, der objectiv Erſt eines kenntniſtreichen Mannes gleicht ſich durch das Ganze hin. — Die Illuſtrationen ſind vorzüglich, beſonders die Holzſchnitte, aber auch die zahlreicheren größeren und kleineren Textbilder.

— Goldene Worte. Auflänge an die Worte und Gedanken des heiligen Vater-Unſers aus faſt allen Jahrhunderten der Kirche. Zur religiöſen Erbauung und Anregung ſammengeſtellt von E. Höhne, Lic., Dr., Profeſſor in Reichen. 472 S. Pr. M. 5. geb. 6 M. 50 Pf. Ueber 2000 Worte

großer Dichter, Denker und Redner sind in der vorliegenden Sammlung enthalten, Stimmen aus fast allen Jahrhunderten der christlichen Kirche, Euphrasius und Tholud, Chateaufort und Hamann, Thomas v. Aquino und Claudius, Luther und Luthard, Augustin und Scheiermacher, ja selbst Schiller, Göthe, Felling und unzählige andere finden sich in bunter Folge citirt. — Wer grade ö Mark übrig und Verwendung hat für eine solche beim Confraternenunterricht und auch zu Predigten wohl verwertbare Sprachsammlung, mag die vorliegende anschaffen; die Sentenzen und Aphorismen sind offenbar mit Geschmad und Geschid ausgewählt.

— Ein feiner ganzen Ausstattung und Einrichtung nach sehr lobenswerthes Prachtwerk ist im Verlage des Evang. Vereins in Frankfurt a. M. erschienen: Gedenkbuch heißt es, und bietet in Quartform für einen jeden Tag des Jahres ein weißes Blatt mit Rand und Bibelzitat, um allerlei Aufzeichnungen aufzunehmen. Außerdem hat jeder Monat noch ein besonderes Blatt mit sehr schön ausgeführten, geschmackvollen und stilgerechten bunten Initialen der Monatsnamen und einem Bibelzitat. Der Preis von Mt. 13,50 ist für die reiche Ausstattung des Werkes ein geringer zu nennen. Bekannt und verbreitet sind ja die kleinen „Bergheimnisch“ in kleinstem Formate. Demselben Zwecke etwa dient dies von hoher Hand liebevoll ausgearbeitete Werk, das hoffentlich dazu beiträgt, in viele Häuser und Paläste das „tägliche Brot“ der Seele zu tragen.

### Zeichen der Zeit.

„Na, da hört aber alles auf!“ — schreibt uns der Verleger, von „Ella, das Judentum“ im Anschluss an die Recension dieses Romans auf p. 301 unseres Reiches 1882, und fügt seiner Zuschrift einen Prospect bei, der nicht weniger als sieben empfindende Beisprechungen aus Zeitungen und Zeitschriften enthält. Wir stehen natürlich beschränkt und zernüchert. Vielleicht gelingt es uns aber in etwas die schwere Verschuldung, die wir auf uns geladen, zu sühnen, wenn wir nunmehr strenge Gerechtigkeit üben und, „Ella, das Judentum“ auch von der anderen Seite bedenken:

Nach kurzer Zeit des Erscheinens dieses epochemachenden Zeitromans — sagt der Prospect — liegen bereits eine ansehnliche Reihe ausnahmslos günstiger Kritiken vor, von welchen ich Ihnen einige im Auszuge zur gefälligen Beachtung unterbreite:

Es ist ein Zeitroman, in welchem die begabte Verfasserin eine der brennendsten Fragen der Gegenwart in dichterischer Form zu lösen versucht. Der Gegenstand von Sinai und Golgatha — Geseh und Evangelium — Weltgerechtigkeit und Gnade — wird hier unter dem Gesichtspunkte edelster Toleranz behandelt und durch die Vermittlung wahrer Liebe zur Versöhnung geführt. Manches schmerzliches Bild aus den Kämpfen unserer Tage tritt uns entgegen, aber die Verfasserin weiß es in die mildende Beleuchtung christlichen Erbarmens und humaner Aufschauung zu rücken. Auf der Zeichnung der Gestalten liegt ein warmes Colorit, das auf den Leser sehr sympathisch wirkt.

(Europa 1882. Nr. 1.)

Dieser Roman spielt in unseren Tagen und behandelt in poetischer Form eine brennende Frage, welche im Sinne der edelsten Toleranz behandelt wird.

(Gegenwart.)

Der widerliche Rassenkrieg, in welchem wir uns befinden, beginnt, wie alles was die Zeit bewegt, sich auch in der Literatur widerspiegeln. Der Verfasserin des obigen Romans muß man es nach rühmen, daß sie sich redlich bemüht hat, ihr Teil zur Beilegung des Kampfes beizutragen. Trotz ihres orthodox christlichen Standpunktes, athmet der Roman den mild verführenden Geist echter Toleranz. „Das Judentum“, heißt es in der Vorrede, „soll dem Leser erzählen, wie Sinai und Golgatha nicht einander auflösen, sondern sich erfüllen.“ U. s. w.

(Deutsche Revue.)

Das vorliegende Werk ist kein Tendenzroman in dem Sinne einer Beleuchtung oder gar einer Verschärfung der Gegensätze zwischen Christentum und Judentum; sehr edle Juden bilden neben ebenso edlen Christen ein durchaus entsprechendes Gegengewicht gegen die Scharren und Dummköpfe, welche, ebenfalls aus beiden Religionen genommen, zur Staffage der spannend und anmutig geschriebenen Erzählung gehören. Jedenfalls ist der Roman sehr geschickt angebahnt und mit großer Feinheit der Beobachtung in mitunter meisterhafter Darstellung durchgeführt und wird sich bald in den weitesten Kreisen Freunde erwerben. Einzelne Episoden, so das allmählich erwachende Liebesleben zwischen dem Vaterforscher und der übermütigen Käthe sind ganz vortrefflich und mahnen unwillkürlich an Gustav Freytags lebenswarme Schilderungen. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Dieses Buch, entstanden (?) durch den Austritt jenes (welches?) Abgeordneten, daß wir für unsere Abtammung nicht verantwortlich zu machen seien, treibt uns zwischen die Scala und Charlybis, zwischen „Semit und Antisemit.“ Entgegengesetzt den Söhnen in Lesing's Nathan, die den rechten Ring nicht herausfinden können, greift das „Judentum“, das inmitten dreier Glaubensbekenntnisse lebt, mit sicherer Hand nach dem, das uns von der Fülle der spendeten Gnade nichts vorenthält. Umgekehrt thut sie es, wie Nathau es mit seiner Frage lehrt: „Wie kann ich meinen Vätern weniger als Du den Reinen glauben?“ und dennoch thut sie, wie er's sagt, sie glaubt wie ihre Ahnen! Das Buch bringt uns den Wucher-Juden, gegen den des Volkes Wut mit Recht sich richtet, es bringt den Juden uns, der trenn wie Gold das Rechte thut, und es bringt uns den Juden, der, von zarter Kindeshand auf sicheren Pfad geleitet, das Rechte wählt. Die Sprache stimmt genau zum Inhalt, sie ist rein und deutlich und bahnt durch Bekanntheit und Glauben einen festen Weg zur Versöhnung. (??) Das Buch ist für Jedermann, bleibt in den Grenzen unseres Vaterlandes und führt uns dahin, wo wir am liebsten weilen sollen — in die Familie, in's traute Heim! Wir können diesen lebenswerten Roman nur aufs wärmste empfehlen.

(Berliner Zeitung.)

Wir wollen unsrerseits den hoffentlich tiefen Eindruck dieser Recensionen durch keinen Zusatz fördern oder beeinträchtigen.

T. Med.

## Ein conservatives Programm.\*)

Mitgetheilt von E. B.

Die letzte Reichstags-Wahlcampagne ist wie ein Gewitter über unsern Häuptern hingezogen und hat die politische Luft klärend und eine unerwartete, aber willkommene Lehre erteilt; sie lautet:

Vorbei ist die Zeit der halben Programme.

Sie ist vorbei — für jetzt, vielleicht auf lange oder gar für immer. Im Instinkt der Nation vollzieht sich eine Scheidung nach rechts und nach links, und der Instinkt wird sich in Bewußtsein wandeln. Unser Volk ist müde der halben, verschwommenen und maskierten Programme, verlangt nach deutlicher Orientierung und tapferen Entschlüssen; es braucht klare und ganze Programme für seine socialpolitische Zukunft.

Ein wahrer Ring doctrinärer Sätzungen von der freiconservativen bis herab zu der Fortschrittspartei hat unser Volkstum umklammert; ihn gilt es zu sprengen. Wir wollen eine Partei, welche diese Arbeit unternimmt und sie weder der clericalen noch der socialdemokratischen Partei überläßt. Nicht internationale Strebungen, sondern deutsche Kräfte müssen den Zauber deutscher Doctrinen brechen. Eine nationale That ist Bedürfnis, und eine solche muß christliches Gepräge tragen.

Die Basis dieses Programms ist der Satz, daß die Religion der Grundpfeiler des Staatswesens ist. Die Seele unsres Programms ist das Verlangen nach Rückkehr zum christlich-germanischen Staat, und das Schutzdach über diesem Bau: die Regelung des socialen Verhältnisses zwischen Arbeit und Kapital in menschenfreundlichen und politischbefestigten Ordnungen.

Die Lage des deutschen Volks ist verwickelt, denn wir sehen auf seiner weiten Fläche drei Wellenkreise sich in gefährlichem Spiel durcheinander schwingen. Der erste Kreis ist diejenige Richtung, deren Ziel die völlige Abhängigkeit des deutschen Staatswesens von der römischen Kirche und die Anerkennung der weltlichen Macht des Papsttums ist: sie ist die schwarze Internationale genannt worden. Der zweite Kreis ist diejenige Richtung, welche den Umsturz der bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung plant und einen terroristischen Volks-Staat ohne Religion und Kirche will: sie ist die rote Internationale genannt worden. Und der dritte Kreis ist diejenige Richtung, welche, ebenso wenig wirklich deutsch, wie die beiden ersteren, aber verfechter wie diese, die Fäden der hinter dem Liberalismus arbeitenden Maschine in der Hand hält: die

\*) Obiges Programm wurde im vergangenen Winter ausgearbeitet und in einer Gesellschaft conservativer Männer vorgelegt, um als Discussiongegenstand zu dienen. In demselben Sinne ist es der Redaction zugeendet worden und wird hier abgedruckt, ohne daß die Redaction eine Vertretung in allen Punkten übernimmt.

goldne Internationale des Judentums, welcher Religiosität und Nationalität im Grunde gleichermaßen gleichgültig sind. Aber indem mit diesen Richtungen gleichzeitig abzurechnen ist, erstarrt im Westen die atheïstische Commune, vorbereitet durch den nach Herrschaft strebenden Gaubettismus, und im Osten die weit verzweigte Partei des Nihilismus, welche ihre Wandlungsarbeit mit unerhörtem Fanatismus fortsetzt. Zwischen diese vordringenden Mächte des politischen und sittlichen Abgrunds gestellt, muß sich der Geist deutscher Sitte kräftig zusammenfassen, bereit zum Kampf für Altar und Herd.

Wohlan denn, raffen wir die wahrhaft conservative Kräfte unserer Nation zusammen, und besinnen wir uns vor allem auf die Grundlage unserer germanischen Civilisation, die eine christliche ist. Der Germane hörte erst, als er Christ ward, auf, Barbar zu sein, und seitdem hängt unsre Cultur auf allen Stufen ihrer Entwicklung und in allen Falten des Lebens zusammen mit dem Christentum, mit dessen fortschreitender Vertiefung und immer neuer Belebung. Wir halten es für einen Grundirrtum des ganzen sog. Liberalismus, daß er sich eine Moral ohne Religion denkt und ein gesundes Staatswesen ohne Kirchentum für möglich hält. Es ist der Wahrheitskern des clericalen Programms, daß es von der Religion, dem Christentum ausgeht. Auch das social-demokratische Programm hat einen Wahrheitskern: wir müssen erkennen, daß mit den alten Mitteln und Doctrinen unserm Volke der innere Frieden nicht zurückgegeben wird, und daß der Seelenbruch, welcher unter dem Wachstum der kolossalen Kapitalien auf der Arbeit lastet, auf die Dauer unerträglich wird. Endlich dem Liberalismus bekennen wir frische Initiative, Anregung des Interesses für die politische Seite des Lebens, Eifer für nationale Stärke und Einigung zu verdanken.

Wir wollen ein Kirchentum als Leitstern des öffentlichen Lebens — aber nicht über dem Staat, wie die Clericalen, auch nicht unter dem Staat, wie die Liberalen, sondern dem Staat zur Seite, d. h. ein wechselseitiges Verhalten der Achtung und der Verschönllichkeit beider großen sittlichen Factoren unserer Cultur und unsres Volkslebens. Die kirchlich gesinnten Deutschen, welche in Luther den großen Volksmann und den gläubigen Christen hochachten, sind bis jetzt ohne geschlossene Vertretung im Reichstag gewesen, nur vereinzelte Stimmen haben außer der Centrumpartei das Recht der Kirche gegenüber der Doctrin von der Omnipotenz des Staats vertreten. Eine solche Vertretung begehren wir. Den nationalliberalen Gedanken einer deutschen Nationalkirche, d. h. des kirchlichen Centralismus, freilich verwerfen wir, weil er den Riß zwischen dem katholischen, lutherischen und reformierten Deutschland nicht schließt, sondern erweitert, aus den ConfeSSIONen, diesen geschichtlich realen Verkörperungen des christlichen Volkstums, eine Trümmerwelt machen, die ConfeSSIONSlosigkeit eine Etappe im Nüdzug nach dem Sumpfboden der Religionslosigkeit sein würde. Aber wir sind nicht eine kirchliche, sondern eine politische Partei und bitten daher alle positiv und conservativ gesinnten Reformierten, Unionsfreunde, Katholiken und Lutherauer, sich uns anzuschließen und mit uns Hand in Hand zu gehen. Unser Programm läßt vollen Raum für diese kirchlichen Unterschiede. Mit Trauer im Herzen nehmen wir die wachsende sittliche Verwilderung unseres Volks wahr und erschrecken, wie ihm die Sitte der Väter, Treue und Glauben, Gewissen und Pünktlichkeit schwinden. Dürfen wir säumen, hier in gemeinsamer Arbeit vorzugehen?

Weil der Liberalismus angesichts dieser Aufgabe die Hände in den Schooß legt, und der „Fortschritt“ den Schatten der Kirche grundsätzlich meidet: ist die Politik auf einer schiefen Ebene angelangt, welche die niederen Schichten des Volks in die Arme der erbitterten Socialdemokratie gleiten läßt und die oberen Schichten auf die entgegengekehrte, nach Rom weisende Bahn drängt. So ist eine Kluft zu Tage gekommen, breiter als je, eine Kluft, in welche unsere Partei einzieht, mit dem guten christlichen Willen, sie zu schließen zum Heil unsrer deutschen Nation, und in der feilen Ueberzeugung, daß diesem Streben die Zukunft gehört, wenn uns überhaupt eine Zukunft beschieden ist. Aufrichtig in der Gesinnung, loyal in den Mitteln, anständig in der Form, deutlich im Ziel des Handelns, werden wir alles daransetzen, das zu erreichen, was uns Gottes Wort heißt und die Liebe zu unserm Volke eingibt.

Jahrelang war der Liberalismus tonangebend im Deutschen Reich. Seinem doctrinären Eifer verdanken wir den Sturm des Culturkampfes, die Leerung der Bisthofs-sitze, die Verbitterung des Handwerkers, die Verstümmelung des Grundbesitzers, die Verquickung und Zerrüttung der Gemeinde, die Demokratisirung der jungen Lehrerwelt, die Ueberlieferung unsrer nationalen Presse in die Gefangenenschaft des Judenthums, und im letzten Grunde auch das Emporwuchern der Socialdemokratie, welches jedenfalls gerade in die Zeit des herrschenden Liberalismus fällt. Das ist unsere ans den Beobachtungen des Parteiwesens reichste Ueberzeugung, und ihr gemäß müssen wir handeln. Verächter aller doctrinären Schablonen, verfolgen wir reale Ziele mit den realen Mitteln und Mächten des Lebens, und in diesem Sinne werfen wir der Partei den Fehdehandschuh hin, welche die Jesuiten vertrieb, die Catilinarier auf unserm Boden duldet und die Juden häßfacht.

Wir freuen uns des nationalen Kraftgefühls, wodurch die deutsche Nation endlich ihren Platz in der Reihe dorfährender Culturvölker wieder gewonnen hat, und wir werden getreulich mitwirken, das deutsche Reich vor jeder Verkümmernng dieses Platzes mit Gottes Hilfe danernd zu bewahren. Aber wir leben auch der Ueberzeugung, daß eine schablonenhafte und doctrinär zugeschnittene Centralisirung nicht bloß das monarchische Princip germanischer Staatenbildung gefährdet, sondern auch die schöpferischen Impulse und socialen Freiheiten unsres Volkstums lähmen müßte. Zu allen Zeiten ist mechanische Centralisation ein Symptom des Volksverfalls und eine Quelle bürokratischer Uniformitäten gewesen. Unsere Nation ist, Gott sei Dank, noch zu krafftvoll in allen ihren Lebenskreisen, um jetzt schon einen Rettungsweg, wie er vielleicht den romanischen Völkern not thut, durch Zusammenraffung sämtlicher peripherischen Kräfte und Triebe in einer einzigen Universalthat zu proklamieren.

Im Kirchen Bismarck ehren wir den Heros unserer nationalen Einigung und Kraftfülle nach außen. Wir bewundern seine unabhängige Entschlossenheit und Ausdauer, seine geniale Initiative, seine von Parteigrenzen freie Thatkraft, seine über jegliche Schablone erhabene Erfindungsgabe. Wir beklagen zwar den gegen deutsche Bruders-tämme begangenen Act der reinen Kriegsgewalt, aber Gott hat ihn und seine Folgen zugelassen, eine neue obrigkeitliche Ordnung ist aufgerichtet, und wir acceptieren dieselbe nunmehr aufrichtig und rückhaltslos. Immer werden wir uns freuen, der Politik des Reichskanzlers folgen und sie stützen zu können, allein wir sind mit nichten ein bloßer Stab, behalten uns vielmehr auch dem mächtigen Manne gegenüber freies Entschließungs-recht vor, wie er selbst das vernünftig und berechtigt finden wird, und wir tabeln und beklagen mit voller Entschiedenheit manches von dem, was er geschaffen oder zugelassen hat: das allgemeine Stimmrecht, die Civilsehe, den Culturkampf und so manches andere.

Nach dieser Abrechnung stellen wir die Thesen unsres Programms auf, welches in einen kirchenpolitischen, staatspolitischen, socialen und finanziellen Teil zerfällt.

Bei der Aufstellung der kirchen-politischen Thesen hat uns der Gedanke an die Bedeutung von Religion und Kirche für Volk und Staat geleitet. Die christliche Kirche ist älter als irgend einer der germanischen Staaten, und unsere ganze bisherige Staatenbildung hat sich auf der Grundlage der christlichen Weltanschauung vollzogen. Die christliche Kirche hat einen principiellen Wert für den christlichen Staat. Kirche und Staat sind die beiden höchsten Autoritäten in der sittlichen Weltordnung auf Erden; wenn sie sich befehdn, schwindet überhaupt die Autorität auf Erden, und doch kann kein Gemeinwesen ohne Autorität bestehen. Die Kirche ist die Wächterin der Volksehrfurcht vor Gott, sie kann ihres Wächteramtes nicht warten, wenn ihre Autorität untergraben wird, und mit der Ehrfurcht vor Gott müßte auch der Respekt vor Eltern und Obrigkeiten hinfällig werden.

Wir verlangen daher dringend die Beseitigung der Mairgesetze und die Beendigung des Culturkampfes, und würden selbst mit augenblicklichen Opfern bereit sein, einem ganzen Drittel unsres Reichs den religiösen Frieden zurückzugeben.\*) Wir

\*) Das Programm ist noch im Jahre 1881 entworfen, vor Abschluß des bekannten Compromisses.

sind wirklich überzeugt, daß in unsrer Zeit weltlicher Richtung und staatlicher Ausbildung das Staatswesen nimmer Gefahr läuft, einer fremden Macht botmäßig zu werden. Die Religion ist heutzutage in Gefahr, nicht aber der Staat. Dieser kommt in Gefahr nur, wenn er religionslos wird.

Die von Gott geordnete Sonntagsruhe bildet die Grundinstitution des religiösen Volkslebens; wird sie nicht garantiert, so wird das Volk die Sonntagsruhe fordern, und sie ist bereits eine Forderung des socialdemokratischen Programms geworden. Die Sonntagsruhe ist ein Grundrecht des christlichen Volks, seine Verjaugung würdigt den Arbeiter zum Tier, ja zur Maschine herab, in sechs Tagen arbeitet der Mensch mehr als in sieben; das erkennen jetzt die Nationalökonomien an; gerade die arbeitssüchtigen und mächtigsten Völker halten am strengsten auf Ruhe und Weihe des Sonntags. Wir fordern daher gesetzliche Sanctionen in dieser Richtung und Vorgehen mit gutem Beispiel seitens der Behörden des Staats und der Gemeinde.

Die obligatorische Civilehe verdanken wir vornehmlich den Agitationen der Judenpresse; sie ist ein Danaergeschenk des doctrinären und religionsindifferenten Liberalismus, ein wahres trojanisches Holzpferd, welches mit dem geharnischten Feind im Leibe durch das niedergerissene Thor in die Stadt unsres deutschen Volkstums eingezogen ist. Es ist nicht bloße Doctrin, sondern wir haben in den Jahren der Herrschaft der neuen Civilehe wohl beobachtet, daß sie einen Riß macht in die Glaubens- und Lebenssitte unsres deutschen Volks; daselbe, nachdem es einmal Eheschließung und Trauung identifiziert hat, empfindet es durchaus nur als eine Einbuße, wenn an die Stelle des Pfarrers der Standesbeamte, an die Stelle christlicher Wärme und Weihe profane Kälte und Phrasen tritt und jedes Brautpaar zwischen Standesamt und Pfarre gestellt wird. In der Familie liegt die Wurzel der menschlichen Gesellschaft, und die Ehe ist der Dampfkessel des socialen Wurzelwerks. Wird unser Volkstum da erschüttert, so wird uns die Familie und mit ihr die Zukunft in Frage gestellt. Der Kampf gegen die Civilehe ist uns daher ein Kampf für Altar und Herd; nur weissen Alid die Tiefen weidet, kann den Abgrund übersehen, welcher hier sich aufthut. Darum fort mit dem Danaergeschenk; die Notcivilehe ist genügend und die einzige dem praktischen Bedürfnis und deutscher Art entsprechende Einrichtung.

An der Schule haben Kirche und Staat gleiches Interesse, eine entkirchlichte Schule erzieht Heiden, nicht Christen, und nicht tugendhafte, sondern verwilderte und unzufriedene Bürger. Die Religion, das Evangelium muß daher in seine vollen Rechte in der Schule wieder eingesetzt, und darf nicht durch Chemie und Physik in den Winkel gedrängt werden. Der Religionsunterricht aber muß auf der Confession beruhen, in der Simultan Schule leidet sein Princip, denn in den geschichtlichen Confessionen hat sich nun einmal unser deutsches Christentum aufgebaut, und unsrer Jugend hat ein Recht darauf, nicht abstrakten Theorien und subjectiver Willkür unerfahrener Religionsmacher überliefert zu werden.

Der nivellierenden und auflösenden Neigung des Liberalismus verdanken wir eine Reihe von Neuerungen, bei denen unsres Dafürhaltens ein gesundes Staatsleben auf die Dauer nicht bestehen kann.

Wir rechnen dahin in erster Linie das allgemeine Stimm- und Wahlrecht. Eine solche Schrankenlosigkeit, wie wir sie jetzt in deutschen Reiche haben, welche nur noch Frauen und Kinder ausschließt, ist in keiner Zeit zum Heil des Staatswesens und der civilisierten Ordnung ausgefallen. Es ist eine eminent demokratische Linie, welche wie ein Zauber alle unreifen Glieder der Nation umschlingt und geradezu auf demokratisch-absolutistische Dictatur hinausführt. Welche Schranken dagegen aufzurichten sind, ob Begrenzung der Wahlfähigkeit auf höheres Alter oder auf den Kreis der Hausväter mit Weib und Kind, welche durch Führung eigener Wirtschaft einige Garantie erfahrenen Blickes für die realen Grundbedingungen des menschlichen Gesellschaftslebens bieten, oder aber durch Aufrihtung einer Scala von Censusklassen nach Art der altrömischen Verfassung, unter deren Herrschaft Rom die Welt eroberte und ordnete, — das sind uns offene Fragen.

Eine nicht minder wichtige Angelegenheit ist uns das Bedürfnis der Nation nach Einschränkung des Repräsentativsystems. So, wie es jetzt wuchert, stürzt es die großen und die kleinen Kreise aus einem Wahlsieber in das andere, schneidet vielen guten Trieben stiller Arbeit die Lebenslust ab, verschucht ernste Köpfe, sachmännische Capacitäten, ruhigere und unparteiische Naturen mehr und mehr von der geräuschvollen Arena der Politik, erweckt Ueberfättigung und Verstimmung, nährt die Phrasie und bringt die Worte zur Herrschaft über die Thaten. Thaten verlangt unsre Nation, nicht Neben, mehr Realpolitik und weniger doctrinäre Schablone. In Rom führte einst die Ueberspannung der Tributcomitien, in welchen alle Bürger stimmen konnten, aber zuletzt nur der Pöbel noch stimmte, zu ihrer Verdrängung aus dem ganzen Gebiet der Gesetzgebung, in einer Zeit, welche der unsrigen ähnelt. Diese Warnung der Geschichte ist beherzigenswert inmitten unsrer Kreis- und Bezirksausschüsse, Lehrer- und Juristentage, Provinzial- und Landesynoden, Stadtverordnetenversammlungen und Wirtschaftsräte, Land- und Reichstage. Auch die allergefündeste Nation hält eine solche Ueberspannung der Kräfte auf die Dauer nicht aus, und je gesünder sie ist, um so früher wird sie dagegen zu reagieren beginnen durch Reducierung der „Tage“ und Verlängerung der Budgetperioden. Den Argwohn und die Opposition gegen die Regierung, welche sich in dem gegen Vorschläge dieser Richtung erhobenen Geschrei kund thum, halten wir für einen veralteten Standpunkt.

Neben der Familie ist die Gemeinde ein höchst wichtiger Factor im Gemeinschaftsleben der civilisierten Menschheit. Der Staat soll die Gemeinde, die gleichfalls ein originaler Organismus ist, achten und stärken, nicht entleeren und aufzehren, vor allem soll er darauf bedacht sein, daß sie nicht in Atome zerfällt. Das Freizügigkeitssystem aber mit dem neuen Begriff des Unterstützungswohnortes nimmt der Gemeinde ihr Knochengerißt und macht sie zu einem Frei, der endlich nicht mehr sich selber gehört, nicht mehr sich selber zu helfen weiß, in Krieg mit den Individuen gerät, die als Staatsbürger freien Ein- und Austritt haben, und so kann sie weder dem Staat, noch der Familie eine Stütze sein. An dieser Stelle also muß ein Heilungsvorhaben beginnen, und vor allem muß versucht werden, innerhalb der Gemeinde dem Innungsweisen neues Leben einzuhändigen und das Verhältnis der Gesellen und Lehrlinge auf sittlicher Grundlage wieder zu ordnen. Kein Abbruch ohne Neubau: dieses Grundgesetz aller vitalen Continuität hat der schablonenhaft arbeitende und sich sieberhaft überhebende Liberalismus außer Augen gelassen; darum seine Niederlage an vielen Orten. Von ihm ist noch einem anderen wichtigen Punkt in unserem realen deutschen Volkstum nicht Rechnung getragen worden: dem Unterschied des Lebens, der Anschauung und der Sitte in Stadt und Land. Stamm und Krone dürfen nicht über einen Kamm gehoren werden: das Landvolk ist der Stamm, das Stadtvolk die Krone am Baum des Volkstums. Der Liberalismus aber hat immer nur von der Stadt aus beobachtet, gerechnet und zugeschnitten. Das geht uns ans Leben.

Im Vordergrund der Gegenwart steht die sociale Frage. Die socialdemokratische Partei hat uns zur rechten Zeit erinnert, daß auf der heutigen Stufe wirtschaftlicher Fortbewegung neue Organisationen erforderlich sind, durch welche ein gesundes und menschenwürdiges Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital, diesen beiden großen Pfeilern oder Hebeln der Natur- und Bodenkraft, erzielt wird. Diesen Ziel muß mit Anbietung aller Kräfte und im aufrichtigen Zusammenwirken aller Kreise des Volkes nachgehrebt werden. Aber es ist in der Geschichte civilisierter Nationen unerhört, daß ein Complot unfruchtbar, teils verblendeter, teils verwilderter, teils unerfahrener und teils selbstjüchtiger Abenteuerer und Doctrinäre auf offenem Markt, im Herzen des Staats, im Schauplatz der Presse gebildet wird. Welch ein Widerspruch, dank unsrer Doctrin! — daß denen, welche offen und grundföchtig die bestehende Ordnung der Dinge beschden und verneinen, die Mitberatung über die bestehende Ordnung gestattet ist, indem ihnen die Wahlurne, der Eintritt in die Land- und Reichstage offen ist. Krieg bis zum Messer: rufen sie, und wir nähren die Schlange an unserm Busen. Wie eines Ragneten, wächst die Kraft dieses Schweifs der Catilinariet, welche unsern Altar und Herd, Familie



und Fürstentum, alles was uns hehr und heilig ist, mit cynischer Offenherzigkeit bedrohen. Alle Salbtheit ist dem gegenüber Luflngheit und Freigheit. Salbtheit aber würde auch das sein, wenn wir bloß den Führern die Freiheit der Revolution und Rebellion nehmen, und nicht dem irrefeleiteten Teile des Volkes, was ihm notwendig und dienlich ist, geben wollten.

Es gilt vor allem, die Gesetzgebung auszubauen, durch welche der Arbeiter geschützt wird gegen niedrige systematische Ausbeutung der Weiber und Kinder; ein System strenger und öffentlicher Controle muß etabliert und eine dauernde Gewähr ihrer strengen Durchhabung geschaffen werden. Jede große Fabrik ist eine Art öffentlicher Anstalt, an welcher Staat und Gemeinde nicht, wie an der einzelnen Privateristenz, teilnahmslos vorüber gehen kann.

Den Unternehmern großer Fabriken kommt die staatliche und polizeiliche Ordnung des öffentlichen Lebens in besonderem Maße zu gute. Ihnen ist dadurch eine ungewöhnliche Perspektive der Speculation und des Erwerbs eröffnet. Dafür müssen sie naturgemäß Äquivalente leisten, vor allem an die Gemeinden, welchen sie durch Herbeiziehung kinderreicher Arbeiter eine enorme Schullast aufbürden. Es ist unerträglich, daß der Fabrikunternehmer nur den Nutzen, die Gemeinde nur die Last haben soll. Ebenso ungerecht aber ist es, daß, während der Staat seine Beamten gegen das Unglück der Invalidität in Schutz nimmt, der Fabrikunternehmer frei von solcher Pflicht gegen seine Arbeiter ist, die vielleicht in seinem Dienst ihre Gesundheit verzehrt, ihren Körper entstellt oder ruiniert haben. Darnun gilt es, zum Ausgleich dieses Unrechts bezirkweise Fabrikgenossenschaften zu organisieren, welchen die Aufgabe menschenfreundlicher Asscuranz zufällt, und der Staat hat die Garantie der genossenschaftlichen Leistungen zu übernehmen, wie er ja oftmals schon Eisenbahnanlehen garantiert hat. Eine weitergehende directe Bethätigung des Staats erscheint uns als Communismus; aber wie um Meister, Gesellen und Lehrling, so gilt es auch um den Fabrikherrn und seine Arbeiter ein Lebensband zu schlingen an Stelle des bloßen Lohverhältnisses.

Auch die Judenfrage halten wir für eine wesentlich mit sociale Frage. Sie ist die delikateste unter allen Fragen, aber wir gestatten uns nicht, sie zu umgehen. Es gehörte einst zu des großen Kaisers Augustus socialpolitischem Reformplan, daß er die römische Gesellschaft durch eine Reihe einschneidender Gesetze sicherte gegen Verletzung des römischen Bluts mit dem einströmenden Fremden- und Barbarentum. Daher die Gesetze gegen die unbeschränkte Freilassung der Sklaven. Wir nun haben keine Sklaven und Barbaren, aber wir haben Juden, die im Grunde ihres Herzens uns fremd gegenübersehen, sowohl mit ihren Empfindungen und Neigungen, als mit dem Maßstab ihrer Moral und Pietät. Troß einzelner Ausnahmen und aller Bethuerungen ist das die Wirklichkeit, und die Juden beweisen das nicht bloß durch ihre Zurückhaltung einst bei der deutschen Nationalanleihe nach dem Ausbruch des letzten französischen Kriegs, sondern jederzeit durch ihr rassenmäßiges klettenartiges Zusammenhalten unter einander. Wenn wir sagen, daß das Volksnaturell der Juden uns Germanen nicht bloß antipathisch, sondern nationalgefährlich ist, und daß ihr Blut wie Scheidewasser wirkt auf unser Blut, so sprechen wir öffentlich etwas aus, was längst in ungezählten Reihen unseres Volks unter vier Augen, nicht bloß zwischen Fanatikern, vielmehr fast ansnahmslos zugewinkt und zugerannt wird. Es ist auch, wie jeder Geschichtskenner weiß, nicht wahr, daß das Judentum erst infolge der mittelalterlichen Verfolgung das geworden, was es ist; denn schon die Römer mußten sich seiner erwehren durch Vertreibung aus Italien, und zwar durch die nämlichen Gründe bestimmt, welche uns heute zur Ab- und Gegenwehr treiben. Nicht die Verfolgung, sondern die Zerstreung unter andere Völker, verbunden mit einer Hartnäckigkeit ohnegleichen, ist der Grund, daß die Schattenseite im jüdischen Volkscharakter, die uns im Alten Testamente drastisch genug und sicher nicht unrichtig geschildert vorliegt, so fürchtbar angewachsen und vertieft ist. Das Judentum hat das ihm entgegengebrachte Evangelium fanatisch von sich gewiesen; es hat sich damit außerhalb des christlich germanischen Culturgangs gestellt, ermangelt allen Respekts vor der Welt unserer Ideale und trägt nun an den Folgen seiner Mißstellung. Ein

Volk, welches nicht leben und nicht sterben kann, wandelt es zerstreut und mitten in Getümmel der Welt einjam unter den Nationen, und nur, wo die Völker und Staaten matt oder unchristlich werden, kommt es in Masse und öffentlich zur Geltung, zur Herrschaft. Immer wird das Judentum, wo es Geltung erlangt, die Herrschaft anstreben. Solche Herrschaft eben will das deutsche Volk, nachdem es vom Judentum zu einem seiner Hauptstübe erkoren wurde, abschütteln, und wir geben dieser Sehnsucht Ausdruck. Wir beklagen und verdammen jede persönliche Verfolgung und Hezerei, auch wir wollen die Juden nicht vertreiben, wir wollen ihnen nur Schranken, und zwar gesetzliche, geordnete Schranken ziehen. Nicht als Knechte, wie im Mittelalter, sondern als Gäste, wie es unsrer civilisirten Sitte ziemt, wollen wir sie behandeln, und sie selbst, sowie alle germanischen Doctrinäre erinnern, daß Fremdlinge kein anderes Recht, als Gastrecht haben, und daß Gäste alzumal die schönste und klügste der Tugenden die Bescheidenheit ist. Ein Gast, der im fremden Hause gebieten will und das laute Wort führt, ist nun einmal dem gestifteten Germanen ein widerliches und auf die Dauer unleidliches Erlebnis. Darum geben wir einem aufs weiteste verbreiteten Volkswunsch hiernit Ausdruck, indem wir empfehlen, den Juden unter uns den Eintritt in den Beamten- und Officierstand, in den Richter- und Anwaltstand, in den Lehrer- und Redacteurstand (für christliche Schulen und Zeitungen) gesetzlich zu versagen und ihnen eine klar umgrenzte Separatrepräsentation in Reichs- und Landtagen einzuräumen. (Wahlcentren in Berlin, Breslau, Frankfurt und Leipzig!) Alle Gebiete, welche nicht mit dem christlichen Volks- und Staatsleben unmittelbar zusammenhängen, bleiben ihnen offen, die Betriebbarkeit ihrer Kasse und die Freiheit unsrer Gewerbe bietet allen genügenden Spielraum. Man schneide die barbarischen, widernärtigen und unchristlichen Judenhegen auf deutschem Boden dadurch ab, daß die eremte Art des Judentums gesetzlich geregelt wird. Freilich so lange die Gesetzgebung zur Religionslosigkeit hineigt, hat niemand ein Recht, das Judentum, welches an allen bürgerlichen Lasten mitträgt, zu beschneiden; aber wozu auf solchem Boden absolut kein Recht ersindbar ist, dazu ist für uns auf dem Boden unseres christlichen Programms eine unabweisbare Pflicht gesetzt. Reid und Mißgunst dürfen hier nicht Führer sein, vor allen Dingen müssen wir Selbstsucht im christlichen Sinne an uns üben. Wir kommen endlich zur Finanzfrage, die mit der socialen Frage eng verknüpft ist. Sie ist uns die am meisten offene, doch unternehmen wir es, einige Vorschläge zur Erwägung zu stellen.

Unnatürlich ist das lavenartige Anschwellen der Kolossalcapitale in den Händen reicher Speculanten und Rentiers: was immer auf Kosten der kleinen bürgerlichen Existenzen und der mit diesen zusammenhängenden sittlichen Triebe geschieht. Diese werden entnützt, gelähmt, ihnen Licht und Lebenslust abgeschnitten, Verstimmung gesät, und Erbitterung vieler Schichten des Volks ist die traurige Folge. Wenn Einzelwesen zur thatsächlichen Bedeutung von Gemeinwesen anwachsen, so ist das Unnatur, und wenn diese Bedeutung lediglich dem Reichthum, dem Geld verbankt wird, so wird sie zu einer unethischen Macht und zu einer Calamität im Volkleben, gegen welche einen Schutz und Schirm aufzurichten not thut.

Vor allem ist es gerecht, daß abnorme Vermögen auch abnorm besteuert werden, und vielleicht empfiehlt sich für solche Vermögen als Ausnahme die Einkommensteuer, die wir im übrigen als fortschreitende Steuer verwerfen. Es ist alter christlich germanischer Grundsat, daß Eigentum ein Amt sei; ungewöhnliche Vermögen legen ungewöhnliche Pflichten auf.

Ferner dürfen die Kolossalerbischaften einer besonderen Steuer zu unterwerfen sein. Welchen tieferen Sinn hat es denn, wenn eine Million nicht an nahe Verwandte, sondern an Intestaterven 5. oder 6. Grades unverfürzt gelangt? Das Gemeinwesen steht einem solchen Vermögen, welches unter seinem Schutze heranzuwachsen konnte, ebenso nahe, wie ein entfernter Verwandter oder ein durch zufällige Hande mit dem Erblaffer verknüpfter Fremder. Also eine besondere Erbschaftssteuer für Kolossalerbischaften, welche in entfernte Hand geraten, ist gerechtfertigt und billig und würde eine versöhnende Wirkung üben.

Dem Plane des Reichskanzlers, die directe Steuer soviel nur immer möglich durch indirecte zu ersetzen, zollen wir unsern Beifall, weil sie im Augenblick wenig drückt, durch Belastung des Luxus gerecht und sittlich wirken kann und dem einzelnen eine Prämie auf wirtschaftliche Sparsamkeit sichert. Unter allen directen Steuern die doctrinärste und süßbarste, brüderliche und lohnspieligste und in der praktischen Durchführung ungerechteste ist die Einkommensteuer; sie sollte nur ausnahmsweise, vorübergehend und für Nothfälle zur Anwendung kommen, wie in England.

Auch das Monopolwesen kann einige Erweiterung erfahren. Wir rechnen dahin die Anfertigung und den Vertrieb gemeingefährlicher Stoffe, wie Gifte, Pulver, Dynamit, und vielleicht verdient auch das Erwägung, ob nicht gewisse Zweige der Inzeratenpresse geradezu als Monopol zu gestalten wären und damit gewisse Pestbeulen für die Volkssitte geschlossen werden könnten.

Gegen Aufrichtung des Tabakmonopols haben wir nichts, denn es ist uns zweifelhaft, ob die so fürchtbar ins Kraut geschossene, auf die Lüsterheit unseres Volks spekulierende Privattabakmanufaktur zum Heil unsres Volks dient. Die aufstichtslosen Cigarrenarbeiter, die nichts gelernt zu haben brauchen und die Arbeit suchen und verlassen können, wie sie eben wollen, stellen bekanntlich der Socialdemokratie ein Hauptcontingent. Ist also die Begründung des Monopols möglich ohne jähe Zertrümmerung ganzer augenblicklich wichtiger Betriebskreise, auf dem Wege schrittweisen und rücksichtsvollen Vorgehens, allmählichen Aufkaufs der Privatgeschäfte, auf der Grundlage eines Enteignungsgesetzes: so sind wir keineswegs abgeneigt, des Reichskanzlers Plan zu unterstützen. Es wäre doch ein Glück für unsere Nation, wenn ihr der Ruf erspart bliebe, eine Nation von Rauchern und Cigarrenmachern zu sein, und wenn es gelänge, die deutsche Leidenschaft des Rauchens, durch welche ein gänzlich unfruchtbarer Industriezweig groß gezogen wurde, in solide Grenzen zu dämmen.

Auch das Militärwesen ist eine Finanzfrage für das deutsche Reich. Man hat gegen das dormalige System eingewendet, daß es nicht bloß einen unverhältnismäßig großen Teil des Budgets einer nicht sehr bewittelten Nation verschlinge, sondern auch einen bedeutlichen Teil der Arbeitskraft der Nation jährlich lähme. Dennoch erachten wir die fortgesetzte Stärkung des deutschen Militärwesens nicht bloß für notwendig, weil wir die Hoffnung auf allgemeine Abrüstung der mißtrauischen Matrone Europa für eine kindliche Chimäre halten, sondern auch für heilsam, weil wir finden, daß die Zucht des Soldatengehorsams, der Soldatenordnung und der Soldatenpünktlichkeit, die körperliche Übung und Abhärtung in Sturm und Regen, in Hitze und Kälte eine herrliche und unersehbare Schule mannhafter Selbstzucht, Leiblicher Stahlkraft, exakter Zuverlässigkeit und gewissenhaften Pflichtgefühls für die Geschäfte des Lebens ist und gerade dasjenige leistet, was unserem viel sitzenden und brütenden, zu zuchtloser individueller Freiheit und jetzt auch zur Genußsucht neigenden, mit unverständiger theoretischer Bildung überfütterten und nervenverstimmten Geschlechte wahrhaft frommt. Es ersetzt uns die Gymnastik der Alten, die Turniere des Mittelalters.

Dies die Linien des vor unsrer Seele stehenden Bildes. Wir heißen uns nicht auf jedes einzelne, erklären manches ausdrücklich für discutierbar, beabsichtigen kein starres und entwicklungsunfähiges Programm und halten uns nicht für unsehlar: das überlassen wir den Doctrinären. Man wird uns anbellern mit dem Titel: Reaction. Wir aber geben zur Antwort, daß wir nicht bloß Verlorne — vor allem eine Moral auf der Basis der christlichen Religion und einen Staat auf der Basis christlichen Sittenstums — wiedergewinnen, sondern auch völlig Neues erreichen wollen, vor allem einen Schutz des Arbeiters gegenüber der erdrückenden Uebermacht und kalten Selbstsucht des Kapitals, welches des Menschen Arbeit dem rohen Gesetz von Angebot und Nachfrage überliefert und ihn selbst der Waare gleichstellt.

Die Partei, der wir dienen wollen, hat die Freiheit auf ihre Fahne geschrieben, die Freiheit in folgendem Sinne verstanden: Frei wollen wir mit Gottes Hilfe uns halten gegenüber der Regierung, denn wir sind keine Gouvernementspartei, und die Unterstützung, welche wir der jeweiligen Regierung gewähren, bleibt eine freie. Frei

wollen wir uns ebenjo halten von dem Haschen nach augenblicklicher Volksgunst und von der Phrase, welche mit solchem Haschen sich nur zu oft verbündet. Frei wollen wir uns endlich halten von der Herrschaft doctrinärer Systeme und politischer Schablonen, heißen sie nun: Gleichheit aller oder Wartenlassen aller menschlichen Triebe oder Selbstregierung oder Mandatertum oder Freiheit von Junker- und Pfaffenwirtschaft. Lange genug hat unsere Nation in den Fesseln des leidigen Doctrinarismus geschnitten. Solche Freiheit wollen wir, und die einzige Bindung, die wir anerkennen, ist die Bindung im Gewissen.

Bei den Athenern galt der Grundsatz, daß jeder Bürger Partei ergreifen müsse in allen wichtigen öffentlichen Fragen. Wir meinen, dieser Grundsatz hat eine allgemeine Wahrheit, er ist auch auf uns anwendbar; denn das Christentum gibt zwar nicht den Inhalt des ganzen Lebens, aber Directiven für das ganze Leben. Wollen und sollen wir aber Partei ergreifen, so können wir das eben nur als Christen thun, und leider ist es hentzutage nicht überflüssig, ja es ist notwendig, daß wir uns dazu auch ausdrücklich bekennen. Wir dürfen das nicht umgehen und nicht befürchten, daß ein vermengendes Hineinzerren des Christentums in die Tagespolitik die Folge sein müsse und das Evangelium dabei durch unlaute Tendenzen aufs Spiel gesetzt werde. Für das Leben ist schon das nicht gleichgültig, wie der Bürger in den Fragen der Kunst und Wissenschaft steht, ob er da einer idealen und christlichen, oder einer materialistischen und religionslosen, oder einer doctrinär spiritualistischen Weltanschauung hulldigt, ob er auf dem Theater die Offenbachjaden, in der Malerei die Maratts, in der Wissenschaft die Panttheisten und die Darwinisten liebt. Aber noch viel weniger gleichgültig ist die Richtung oder die Gleichgültigkeit in den großen Fragen der Politik, weil diese mit der Religion das gemein hat, daß sie sich an das Wollen und Handeln, an Charakter und Gesinnung des Menschen wendet und ganz unmittelbar die geselligen Formen und die Bildungen des praktischen Lebens beeinflusst. Es gilt darum, daß jeder, welchem es mit dem Christentum Ernst ist, Partei ergreift, Farbe bekennt und mit der Leuchte des Evangeliums an die Fragen und Aufgaben herantritt, welche Gott dem Leben der Gegenwart gestellt hat.

## Soldaten sonst und jetzt.

Von A. von Bassell.

Mielfach ist die Ansicht vertreten, die Heere im 30jährigen Kriege seien in ähnlicher Weise zusammengekehrt und von gleichem Geist befehlet gewesen, wie die Landsknechtsscharen im Beginn des 16. Jahrhunderts, obwohl beide eigentlich nur das Eine gemeinjam hatten: Söldnerheere im Gegensatz zu den Volksheeren der neueren Zeit zu sein. Im übrigen glichen sich beide wie Tag und Nacht, d. h. sie waren durch und durch verschieden.

Die Landsknechttheere des 16. Jahrhunderts gingen aus Maximilians, des ritterlichen Kaisers, Versuchen, die Verfassung des Reiches zu reformieren, hervor; sie entsprangen dem Bedürfnis, der Reichsgewalt eine Waffe zur Durchführung ihres Willens zu geben, nachdem die alte, auf dem Lehnswesen beruhende Heeresfolge der ritterlichen Vasallen mehr und mehr versagt hatte. Die Landsknechte waren nur Fußvolf, aber trotzdem trugen sie den Ruhm deutscher Tapferkeit durch das ganze westliche und südliche Europa und kämpften in aller Herren Ländern; in ihren Reihen dienten zum größten Teil Kinder des Volkes, unruhige Geister, Wagehälse, die es aus der engen Heimat hinausbrängte, gradejo wie es noch heute viele über das Meer in andere Länder treibt; aber wir treffen auch Angehörige vornehmer Familien, jüngere Söhne des Adels ohne

Beiztun, leichtsinnige Patricierkinder aus den größeren Städten. Ein lustig zusammen-  
gewürfelter Haufe fand sich so ein, wenn die Fähnlein nach geschickener Werbung sich  
jammelten; unordentliche Leute waren gewiß die meisten, aber doch fehlte es ihnen nicht  
an Disziplin, sobald das Regiment unter seinem Oberst zusammengetreten war. In  
strenger, altväterischer Zucht gliederte sich in seiner ersten und zugleich besten Zeit das  
Landesknachtsheer, denn wie es aus dem Bürgerstande hervorgegangen war, so übertrug  
es die oft starren, förmlichen, zumstmäßigen Gebräuche des damaligen Lebens auf den  
Soldatenstand, auf das Lager, wurde bald eine Korporation und hatte seine eigene  
Gerichtsbarkeit mit dem Recht über Leben und Tod; seitdem giebt es Soldaten im  
heutigen Sinne des Wortes, und wie sehr die damals geschaffenen Einrichtungen, die  
Machtverhältnisse der Officiere und Unterofficiere dem deutschen Weisen entsprachen, geht  
wohl einfach daraus hervor, daß noch heute ebenso wie damals jedes Kind weiß, was  
der Oberst, der Hauptmann, der Feldwebel für Leute sind, und was sie zu thun haben.

Ein Jahrhundert rauhrt dahin und statt der wohlgeordneten, wenn auch schwer-  
fälligen, zumstmäßig gegliederten Landesknachtsheere finden wir in der grauenvollen Zeit  
des 30jährigen Krieges, der unser Vaterland für lange hinaus verwüstete, als Werk-  
zeuge der streitenden Parteien zwar auch geworbene Heere, aber ohne irgend welchen  
inneren Halt, zuchtlose Haufen, hauptsächlich zusammengehalten durch den gemeinamen  
Bumisch, Heute zu machen, zu gewinnen, durch die vereinigte Gewalt den wehrlosen  
Bürger und Bauern zu drücken, das Land auszusaugen, während der eigentliche Zweck  
des Krieges der Masse ganz gleichgültig war. Noch 1555 konnte der Herzog Albrecht  
von Preußen über diesen Punkt in seiner berühmten Kriegs-Ordnung die Forderung  
aufstellen: „Ist hochnötig, das Herr und knecht wissen, ob sy einen rechtmäßigen krieg  
furen, denn wil er Sig und heil haben, so muß zumor gewist sein, ob er mit Gott  
kriege u. s. w.“; aber 80 Jahre später kämpfte der Söldner heute bei Wallenstein,  
morgen bei den Schweden, und obwohl dieser Krieg aus religiösen Gegenätzen seinen  
Anfang nahm, waren grade in ihm die Heere zum großen Teil ganz religions-  
und grundlos, ohne Interesse für die Sache dessen, dem sie dienten. Das mächtigste Heer  
des langen Krieges war unstreitig das Wallenstein'sche im Jahre 1632; aber wie dieser  
Feldherr selbst ein zwar genialer, aber durch und durch egoistischer General und Staats-  
mann war, der 1632 ernstlich daran dachte, den Kaiser zu verlassen und mit Gustav  
Adolf zu gehen, der wohl großartiger, aber keineswegs besser wie die übrigen Söldner-  
führer der Zeit handelte, so war auch sein Heer das am buntesten zusammengewürfelte,  
zugleich auch das größte des ganzen Krieges. Der Feldherr kannte die Neigungen seiner  
Armee, er ließ deshalb, namentlich auch in der Zeit seiner zweiten Commandoführung  
vor Lützen, zu, daß ein selbst für jene Zeit unerhört großer Schwarm von Geinbel  
aller Art, Weibern und verlaufnem Volk dem Heere folgte, er ließ plündern und  
brennen und seine leichten Truppen, „Crabaten“ und dergleichen verübten Grausamkeiten,  
wie sie uns Grimmeshausen in seinem „abentenerlichen Semplicissimus“ so abschreckend  
gechildert hat.

Ein etwas wohlthünderes Bild zeigt den Wallenstein'schen Scharen gegenüber  
das schwedische Heer unter Gustav Adolf. Ursprünglich hatte der König ein nationales,  
nur aus Schweden bestehendes Heer in seinen auswärtigen Kriegen verwendet, aber  
schon einige Zeit vor seinem Eingreifen in die deutschen Verhältnisse hatte er Söldner  
aus aller Herren Ländern in die Reihen desselben aufnehmen müssen. Indes waren zu  
seinen Lebzeiten die Schweden immer noch der Kern des Heeres, sie gaben diesem das  
Gepräge, sie hingen an dem Könige und waren es überhaupt, die diese Armee dem  
Weite nach zu einer evangelischen machten; ihre Zahl nahm aber reißend schnell ab,  
und die so entstandenen Lücken mußten natürlich durch Deutsche, auch Schotten ausge-  
füllt werden, die schließlich nicht besser wie alle Söldner jener Zeit waren, Abentener,  
welche unter den verschiedensten Fahnen in dem unheilvollen Kriege ihr Glück suchten.  
Die Ordnung im schwedischen Heere war bis zu Gustavs Tode eine weit bessere wie die  
der Kaiserlichen und ligistischen Truppen; die Uniformierung, die Bewaffnung und die  
Besoldung waren besser und gleichmäßiger; im Lager duldete der König nur rechtmäßige

Weiber, da man des zarten Geschlechts einmal im Felde, schon als Köchinnen (Sublerinnen), nicht entbehren zu können glaubte, die Zahl der Ehen stieg dadurch im Heere, aber es muß allerdings zweifelhaft bleiben, ob durch die wohlgemeinte Maßregel mehr als der äußere Schein gewahrt wurde; die zahlreichen Soldatenkinder wurden im Lager in besonderen Schulen unterrichtet.

Vie zum Tode des Königs blieb der Charakter des Heeres als eines zu religiösen Zwecken zusammengewirkelten gewahrt, das Gebet begann und schloß den Tag, und bei jeder Gelegenheit flehte der König auch öffentlich den Segen Gottes für das Heer herab. Durch strenge Disciplin versuchte er die Bedrückung der Bürger und Bauern zu vermeiden, aber schon 1632 merkte er selbst, wie schwer es war, die wilden Gefellen in Ordnung zu halten, als von allen Seiten Klagen über sein Volk einliefen, das Plündern und Rauben auch in seiner Armee um sich griff. Er versammelte damals seine höheren Officiere um sich und sprach ihnen, wie das Theatrum Europaeum (erschieden 1646) mitteilt, „dermaßen zu, daß wüthiglich darüber erschrocken und sich zum höchsten entsetzet, denn Ihre königliche Mayest. niemahls in solcher Cholera gesehen worden.“ Bei dieser Gelegenheit tadelte er namentlich die Deutschen im Heere und sagte zu ihnen: „Und wenn ihr auch also Gott vergessen und ewere Ehre nicht bedenken oder gar von mir seyen wollt und gleich zu entlauffen gedenket, soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben vor Euch, als ein Christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehret, anff dem Platz lassen will. Wollet ihr rebelliren, so wil ich mich zuvor neben meinen Schweden und Finnen mit euch herum haben, daß die Städte von uns fliehen sollen.“ Unsere Quelle erzählt weiter, dem Könige seien gleich darauf geistliche Röhre vor eines Corporals Belt gezeigt; da hätte er „beflagtet Corporalen bei den Haaren gefasset und dem Prososen zur Strafe übergeben mit diesen Worten: Komm her mein Sohn, es ist besser, ich strafe Dich, als daß GOTT nicht allein dich, sondern auch und beinetwillen mich und uns alle mit einander straffe.“ Auch zwei Rittmeister habe er gleicher Zeit in Strafe genommen.

Sehr zufrieden war also der König mit dem Verhalten der Deutschen im Heer nicht, wenn er auch ihre soldatische Tüchtigkeit sehr anerkannte, lieber hätte er gewiß nur Schweden um sich gesehen, mit denen ihn das Band des gemeinsamen Interesses und die natürliche Zugehörigkeit des Königs zum Unterthan zusammenhielt. Aber wie wäre es möglich gewesen, aus dem schwach bevölkerten Schweden Kaderatz in solcher Zahl zu bekommen, wie er nach den Schlachten und Gefechten in Mittel- und Süd-Deutschland notwendig war, um die Armee einigermaßen schlagfertig zu erhalten? Und selbst, wenn sich dort junge Mannschaft in genügender Zahl gefunden hätte, wie sollten die Rekruten schnell genug über das Meer, durch halb Deutschland dem in Baiern stehenden König zugeführt werden? Das ist ja überhaupt einer der großen Unterschiede der damaligen Kriegführung von der heutigen, dieses völlige Loslösen des Heeres von der Heimat, durch das die Kriege des 17. Jahrhunderts einen so sehr verschiedenen Verlauf von denen der Jetztzeit nahmen.

Führt heute die deutsche Nation mit einer anderen Macht Krieg, dringt unser Heer in das feindliche Land ein, so führen von ihm eine Menge vorzüglicher Straßen zur Heimat zurück; viele dieser sogenannten „rückwärtigen Verbindungen“ sind militärisch wichtig, alle 3—4 Meilen finden sich in passend gelegenen Orten, den Etappenorten, kleinere oder größere Truppenabteilungen, welche die Benutzung der Straße durch unsere Transporte aller Art sicher stellen, die eine Störung des Verkehrs durch die uns feindlich gesinnten Bewohner des Landes oder durch Streifparteien des Feindes so gut wie unmöglich machen. So ist das ganze Land des Feindes, das hinter der kriegführenden Armee, zwischen ihr und der Heimat liegt, wirklich in Besitz des Siegers, es wird sogar zum Teil, wie 1870/71 Elsaß-Lothringen in völlig geordneter Weise von diesem verwaltet und allein so wird es möglich, den sich immer weiter von dem eigenen Lande, ihrer Basis, entfernenden Truppenträgern Rekruten, Lebensmittel, Munition in großer Menge und mit Bequemlichkeit nachzuführen.

Zu einem derartig wohlgeordneten Etappenwesen gehören freilich große Truppen-

mengen, die uns durch unsere Landwehr geliefert werden; so waren z. B. schon im November 1870 zu diesem Zweck 85 Landwehr-Bataillone, 33 Escadrons und 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Batterien, gegen 100 000 Mann auf französischem Boden, die nur die Etappenstraßen deckten und das eroberte Land besetzten — damals aber, im 30jährigen Kriege war das alles anders, die Zahl der zur Verfügung stehenden Truppen war zu klein, um ein geordnetes Etappenwesen im Rücken der Armee einzurichten; eine gesicherte Nachführung von Lebensmitteln und dergl. war aus diesem Grunde und außerdem der sehr viel schlechteren Verkehrswege halber unendlich erschwert, und so waren die damaligen Heere nie im wirklichen Besitz desjenigen Landesteils, aus dem sie den Gegner vertrieben hatten. Als Wallenstein im Sommer 1632 Gustav Adolfs gegenüber im Lager vor Nürnberg lag, war bald die Gegend meilenweit ansouragiert, der Mangel stieg schnell in bedenklicher Weise, und der kaiserliche Feldherr ließ deshalb eine große Masse Proviant, über 1000 Wagen, in der Oberpfalz sammeln, um dadurch die Lage des Heeres zu verbessern. Gustav Adolfs hörte durch Ueberläufer von dem Herannahen des Transports, sandte schnell entschlossen ein verhältnismäßig kleines Detachement unter dem Oberst Tanpadel mit dem Befehl ab, die Lebensmittel den Kaiserlichen abzunehmen oder doch wenigstens zu zerstören, und diesem gelang es auch in Folge des ungenügend organisierten Etappenendienstes bei der feindlichen Armee, in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli diesen Auftrag in glänzendster Weise durch einen Ueberfall des 4 Meilen von Nürnberg liegenden Fleckens Freystadt auszuführen. So war selbst die mächtige kaiserliche Armee, die in dem Lande des befreundeten Kurfürsten von Bayern kämpfte, in keiner Beziehung Herr des hinter ihr liegenden Gebiets, und in diesem Umstande, der sich bei allen Heeren der Zeit wiederholt, liegt eine an sich schon ausreichende Erklärung der langen Dauer des Krieges.

Eine noch einschneidendere Aenderung der Kriegsführung hat die Verwertung der Eisenbahnen für militärische Zwecke herbeigeführt; statt der grundlosen Straßen des 17. Jahrhunderts durchziehen heute neben vorzüglichen Chausseen Schienenstränge das Land, ja sogar im feindlichen Gebiet können wir die Eisenbahnen benutzen, wenn auch der zurückgehende Feind sie uns nur zerstört überläßt und ihrer Verwendung durch die vordringende Armee eine schwierige und oft zeitraubende Wiederherstellung durch eigens für diesen Zweck ausgebildete Truppen, bei uns das Eisenbahn-Regiment, vorausgehen muß. Auf den Schienenwegen werden jetzt schnell unseren durch das Gefecht oder Krankheiten decimierten Truppen Ersatzmannschaften, Pferde und Munition zugeführt und ihre Verluste somit nach kurzer Zeit ergänzt; mit Hilfe der Eisenbahnen kann henzutage eine große, nach Hunderttausenden zählende Armee auf wenig Quadratmeilen vereinigt monatelang liegen, ohne das unliegende Land zu verheeren und ohne selbst Mangel zu leiden — der Dampf bringt alles, was wir zum Lebensunterhalt brauchen, aus der Heimat herbei, führt uns sogar Vieh, Mehl und Fourage nicht nur aus Deutschland, sondern weit aus entfernteren Ländern zu. So waren bei Paris seit Ende October 1870 gegen 250 000 Mann deutscher Truppen mit über 33 000 Pferden vereinigt und nur mit Hilfe der Eisenbahnen war es möglich, dieser ungeheuren Menschenmasse Munition, Kleidungstücke u. s. w. in genügender Menge zuzuführen zu lassen. Noch mehr! Während im 30jährigen Kriege Monate vergingen, bis der Feldherr seine Armee da versammelt hatte, wo er sie brauchte, während eine strategische Ueberbaldung des Feindes durch plötzlich irgend wo auftretende Streitkräfte kaum möglich war, läßt heute die obere Heeresleitung ganze Armee-Korps verschwinden, um sie vermittelst der Eisenbahnen unerwartet zum Schrecken des Gegners 100 Meilen von dem Punkte erscheinen zu lassen, wo sie bis dahin standen! Im Beginn des Krieges 70/71 lag bekanntlich die Möglichkeit eines Landungsversuches der französischen Flotte an unseren Küsten vor; an der ganzen, langen Seegrenze Truppen anzustellen war unmöglich, aber auch hier gaben die Eisenbahnen das Mittel zu einer wirksamen Küstenverteidigung mit geringen Kräften her. Es war ja nur notwendig, an einem Kreuzpunkte mehrerer solcher Bahnlinien stärkere Truppenabteilungen zu versammeln, die dann sofort nach dem Eintreffen einer Meldung über den Versuch der feindlichen Flotte, die Landung auszu-

führen, mit der Bahn nach dem bedrohten Punkt befördert werden konnten. Grade auch wegen der Leistungsfähigkeit unsers deutschen Bahnnetzes brauchen wir in Zukunft nicht zu verzweifeln, wenn wir mit Frankreich und Rußland zugleich Krieg führen müßten — man könnte den einen langsameren Gegner, Rußland, an der Grenze erwarten, zunächst aber entscheidende Schläge gegen Frankreich zu führen suchen und dann, sofern dieselben erfolgreich sein sollten, die dort verfügbar gewordenen Truppen auf dem Schienenwege nach den östlichen Kriegsschauplätze senden. Wie sehr eine derartige Ausnutzung unseres heimatischen Eisenbahnnetzes dadurch begünstigt wird, daß nach und nach unsere Bahnen in den Besitz des Staates, also unter eine einheitliche Verwaltung gelangen, liegt auf der Hand, und schon allein aus diesem Grunde müssen die dahinzuliegenden Vorschläge der Regierung von jedem aufrichtigem Vaterlandsfreunde mit lebhaftester Befriedigung begrüßt werden. —

Eine sehr große Trennung brachte vor zwei und drei Jahrhunderten der Ausbruch der fast immer lange währenden Kriege für die Familie des Soldaten mit sich, weit größer wie das jetzt der Fall ist. Während heute die Feldpost dem Krieger unmöglich jeden Tag einen Brief von seinen Angehörigen bringt, trennte man sich damals für Jahre ohne die geringste Sicherheit, auch nur einmal während der Trennung Nachricht von einander zu erhalten; wie oft war die einzige Mitteilung, die die in der Heimat zurückgebliebene Frau nach Jahren über ihren Mann erhielt, die, welche Nephisto an Frau Schwerdtlein überbringt: „Ihr Mann ist tot und läßt sie grüßen!“ wie oft kehrte der totesagte Krieger zurück und fand sein Weib als die Frau eines Anderen! Auch heute ist der Krieg reich an Kummer, an Leid und Entbehrungen aller Art, aber wie sehr ist doch seine Rauheit im Vergleich zu dem 30jährigen Kriege durch die Fortschritte der Civilisation und durch die größere werthtätige Nächstenliebe unseres Jahrhunderts gemildert! Nur diesen wahrhaften Fortschritt in dem Culturleben Europas zu verstehen, genügt ein Blick auf die Zustände der Heere jener Zeit, wenn sie gezwungen waren, länger an einer Stelle zu bleiben — Zustände, die sich schon bei oberflächlicher Betrachtung, wenn man die Einzelheiten ganz bei Seite läßt, als gradezu grauenenerregend herausstellen. Eine solche schlimme und traurige Zeit waren für die schwedischen und die Wallensteinischen Armeen die Sommermonate 1632, in denen sie sich bei Nürnberg gegenüberstanden.

Gustav Adolf hatte seit 1630 einen glänzenden Siegeszug durch Deutschland gehalten; so glänzend erschienen er und seine Erfolge dem evangelischen Teile der Nation, daß man viele Bibelstellen auf ihn deutete und daß man überall von Zeichen und Wundern erzählte, die auf sein Kommen und seine Thaten hingewiesen hätten. So sollte ein Schulmeister in der Pfalz, Lorenz Bischerer, 1628 in der Luft einen „großen Goldfarben Löwen“ gesehen haben, „welcher von Mitternacht gegen Deutschland hergezogen und in seinen fohdern Pfoten ein bloßes Schwert gehalten und damit die Verfolgten geschützt, die Verfolger aber grimmig darnübergeschlagen.“ Der Wendepunkt in dem Glück des Königs trat erst ein, als Wallenstein, vom Kaiser mit unerhörten Machtvollkommenheiten ausgestattet, von neuem das Commando über die kaiserlichen Truppen übernahm, ein für jene Zeit gewaltiges Heer binnen wenig Monaten in Böhmen sammelte und sich von dort, nachdem er Herr des Landes geworden, nach Baiern wandte. Dem großen Soldnerführer gegenüber zeigte sich Gustav Adolf zum ersten Male in Deutschland zögernd, er entschied sich endlich dafür, ein Lager bei Nürnberg zu beziehen und hier Verstärkungen an sich zu ziehen, während Wallenstein einige Zeit darauf ungehindert seine Vereinigung mit dem Kurfürst Maximilian von Bayern vollzog, mit diesem gleichfalls auf Nürnberg vorrückte und eine Stunde vor der Stadt ein festes Lager bezog.

Nürnberg, damals reich und hochangesehen — sprechen doch noch heute die Bauwerke aus dem 16. Jahrhundert für die Wohlhabenheit und den Kunstsinne der Bürger — war durch und durch evangelisch und mit Bewunderung für den nordischen König erfüllt, der der Stadt als ein Retter in der Not beim Herannahen der kaiserlichen „Armada“ erschien; Kat und Bürgerchaft zeigten auch deshalb kein Widerstreben, als



der König ihnen am 16. Juni anzeigte, er habe die Absicht „die Stadt mit allem Euffer und Ernst zu defendiren.“ Die Bürger begannen sofort zu schauen, und als am 23. Juni des Königs Heer bei Nürnberg eingetroffen war, erhoben sich bald im großen Hogen rings um die Stadt, welche selbst durch die alte Dürer'sche, vielen Lesern gemiß durch den Augenschein bekannte Umwallung umschlossen war, eine Reihe starker Befestigungen, welche die außerhalb der Thore lagernden Schweden gegen Angriffe der kaiserlichen schützen sollten. Nach heutiger Anschauung war das Heer des Königs sehr schwach, es hatte eine ungefähre Stärke von 20 000 Mann mit 7000 Pferden, aber bei den Truppen befanden sich eine Menge Weiber, Troßbuben und Kinder, mit einem Wort der ganze Anhang des Heeres, dessen Zahl schwer zu bestimmen, aber mindestens ebenso hoch anzunehmen ist, wie die des eigentlichen Heeres selbst; daneben sammelten sich in der Stadt viele flüchtende Bewohner der umliegenden Ortlichkeiten, die vor dem heranziehenden Wallenstein ihr Bestimum im Stich ließen, sodaß die Bevölkerung eine nicht unbeträchtliche Höhe erreichte.

Trotz mancher Unannehmlichkeiten, die nun einmal der Krieg mit sich bringt, zeigten sich aber die Nürnberger sehr willfährig, schafften, allerdings für viel Geld, eine Masse Lebensmittel herbei und stellten dem Könige sogar 7—8000 Mann Hülfsstruppen, nur kräftige Leute im Alter von 15—40 Jahren, zum Teil geworbene Söldner, zum Teil Nürnberger Jungen. „In der Stadt“, so berichtet das *Theatrum Europaeum*, „spührete man wegen des Feindes nicht die geringste Furcht, sondern müniglich war wohlgenut, vornehmlich weil Ihre Königl. Majestät sich gegen jedermann sehr freundlich und Ventselig erzeigte. Es wurden auch damals, die Stadt aufzumunteru und in beständiger Devotion zu erhalten, in dem königlichen Feldlager nachfolgende Reimen gestellt:

„Nürnberg des Reichs Fierd auffserkorn,  
Der Feind dir hat den Todt geschworn:  
Doch Gott sich gnädig zu dir wend,  
Auff Schweden dir ein Vatter send,  
Der vor dich nderm Himmels Saal  
Wacht, mit all seiner Helben Zahl.  
Drumb hilff, daß ihuen nichts gebrist,  
Ihr Wohlstand dein Erlöhung ist.  
Gern Magdeburg jetzt alles thät,  
Wenn nit nach Schad der Rath zu spät.“

Der Dank der Schweden war jedenfalls ein sehr trockner und unpoetischer, die Poesie hatte nach der langen vorausgegangenen wilden Zeit in Deutschland keine Stätte; wie schwungvoll und frisch klingen dagegen die Landsknechtslieder aus dem 16. Jahrhundert, z. B. der Schluß eines aus dem Jahre 1546 stammenden, vom alten Dortleben mitgetheilten Gedichts:

„Drumb seid getroßt ihr frommen Knecht,  
Für Vaterland nur männlich secht,  
Welchs jetzt der Pabst will steden  
Durch Kayfers Gwalt in schwere Not —  
Laß Euch ihr Macht nicht schrecken,  
Ja schrecken!  
Wir haben auch auff unser Seit  
Ein starken Heldt, der für uns freit,  
Von Macht ist nicht feins gleichen,  
Gotts ewiger Sohn mit seinem Heer:  
Dem muß all Gwalt entweichen,  
Ja weichen! —

oder der Anfang des herrlichen Soldatenliedes jener Zeit:

„Kein seliger Todt ist in der Welt,  
Als wer vom Feind erschlagen,

Auff grüner Haide, im freien Feld,  
 Darf nicht hören groß Wehklagen.“ —

Während so die beiden Heere sich unthätig gegenüber lagen, vergingen die Monate Juni, Juli und fast der ganze August; in der Stadt und im schwedischen Lager wurden die Lebensmittel für Menschen und Pferde immer geringer, obwohl sie viel länger vorhielten, wie Wallenstein gedacht hatte; Seuchen aller Art traten auf und griffen schnell in der dicht gehäuften Menschenmenge um sich. Lazaretheinrichtungen in größerem Umfang, auch Ärzte in genügender Zahl fehlten, eine geordnete Behandlung der Kranken und der freilich nicht zahlreichen Verwundeten war unmöglich, namentlich als die rote Ruhr zu wüthen begann. Für die Pferde fehlte es an Futter, 4000<sup>0</sup> sollen damals gefallen sein, sie blieben zum Theil, ebenso wie die an den Bäumen und Hecken gestorbenen Weiber und Kinder unversichert draußen liegen, und die Sommerhitze, die Unbekanntschaft mit wirksamen Desinfektionsmitteln führten schnell zu einer entsetzlichen Verpestung der Luft. Man erschrickt vor der Höhe der Zahl der damals in Nürnberg Ungetommenen: 2940; Menschen sollen in diesem Jahre 1632, ohne die, welche außerhalb der Stadt gestorben sind, ektzuzurechnen, in Nürnberg des Todes verfallen sein, davon allein 19060<sup>0</sup> in Lazareth, letztere wohl meist Angehörige des schwedischen Heeres. „Das Lazareth“, erzählt unsere Quelle, „ist dermaßen mit kranken Schwedischen Soldaten überhäuft gewesen, daß man die Todte im selben Haß wie Holz auf einander gelegt, bis man der Zeit gehabt, eine Grube zu machen, und selbige darein zu werfen.“ Welches Elend liegt in dem einen Sage! Die Not stieg in jeder Beziehung so sehr, daß Gustav Adolf, nachdem gegen Mitte August seine Verstärkungen unter dem Reichsstatler Trenstierua, Herzog Bernhard und anderen Venerälen bei Nürnberg eingetroffen waren, und Wallenstein unbeweglich in seinem Lager verharrte, schließlich zum Sturme gegen die Kaiserlichen sich entschloß.

Dieses Wallensteinische Lager bei Zirndorf glich nun freilich dem uns von Schiller in seiner herrlichen Dichtung dargestellten nicht in allen Punkten, am meisten noch darin, daß sich in diesem Wallensteinischen Heere Angehörige aller Nationen Stellungen gegeben hatten. Starke Verschanzungen umgaben das Lager, in welchem der Herzog von Friedland Gustav Adolf gegenüber auf der Lauer lag; denn während letzterer zauderte, ist Wallenstein's Absicht, den König hinzuhalten, gewissermaßen anzuzuhungern, zugleich seinen Siegeszug anzuhalten, sein Glück zu brechen unerkennbar, und er führte diese Absicht mit der ihm eigenen Zähigkeit und Energie aus. Die Zustände in seinem Lager, das wohl über 60000 Mann und einen gewaltigen Troß beherbergte, waren ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer, wie die im schwedischen Lager bei Nürnberg; der bedeutende Provianttransport wurde, wie schon erzählt, von den Schweden abgefangen, Hunger und Krankheiten decimierten das Heer; dazu kam eine entsetzliche Plage, eine Menge Ungeziefer aller Art, die den Aufenthalt dort unerträglich machten. Aber trotzdem hielt das katholische Heer länger wie Gustav Adolf bei Nürnberg aus und lieferte damit den Beweis, mit welchen mächtigen Banden — eisernen und goldenen — der merkwürdige Mann das Heer von oben bis unten an sich gefesselt hielt. Seine Officiere überschüttete er mit Gold; so erzählt einer derselben, der spätere kaiserliche Oberst Sigismund von Warchmin\*), daß der Herzog, als er nach dem Regensburger Reichstage vom Kaiser entlassen wurde und sein Heer sich auflöste, vielen Offizieren Geldgeschenke gegeben habe, um sie für die Zukunft an sich zu fetten, er selbst, damals Major, habe 2000 Gulden bar erhalten, wofür er sich habe verpflichten müssen, jederzeit in Prag zur Verfügung des Herzogs zu stehen. 2000 Gulden waren für jene Zeit eine sehr bedeutende Summe, aber man versteht durch diese eine Thatsache, wie es möglich war, daß Wallenstein im Winter 1631/32, binnen wenigen Monaten ein gewiß über 40000 Mann starkes Heer hatte zusammenbringen können. Jetzt bei Nürnberg, nach der Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern, wuchsen die Schwierigkeiten der Verpflegung der Armee, zu der sich eine unerhört große Menge von Gesindel gesellt hatte, ins Ungeheure; mit

\*) Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges von F. S. von Warchmin. Rützig 1879.

eiserner Disciplin zwar beherrschte der Herzog die Massen, der Galgen war selten leer — aber andererseits duldete er die liebliche Wirtschafft, die der große Troß eumal mit sich brachte, und überließ gern das, was außerhalb des Lagers durch seine streifenden Banden verübt wurde. Auch von den benachbarten Gegenden konnte Schillers Jäger sagen:

„Wo wir nur durchgekommen sind —  
Erzählen Kinder und Kindeskind  
Nach hundert und aberhundert Jahren  
Von dem Holt noch und seinen Scharen.“

Die sittlichen Zustände, die Spielwut und Beutelschneiderei im Lager spotten jeder Beschreibung in der Sprache unserer Zeit — wer sich darüber unterrichten will, muß den „abenteuerlichen Simplicitismus“ zur Hand nehmen, wenn dieser auch nicht gerade von der Nürnberger Zeit handelt, sondern von dem Leben in anderen Heerlagern, aber seine Schilderungen treffen auch für Nürnberg zu.

Am 24. August griff Gustav Adolf, gezwungen durch die Not in und um Nürnberg, der langen Unthätigkeit, in der er den Ruhm seines Feldherrnnamens schwinden sah, müde, seinen Gegner an. Wallenstein erwartete den Sturm in seinem Lager, das stark verschanzt und günstig auf Höhen gelegen war; die Weiber und Troßbuben hatten im Juli geholfen, die Befestigungen anzulegen, und dabei, wie Droysen mittelst, gesungen: „Wir haben dem Kaiser eine Schanze gebaut und haben dem Schweden den Paß verhaht.“ Die Schlachten verliefen damals anders wie heutzutage; die Feuerwaffen trugen nicht amähernd so weit, wie unsere Hinterlader, die Infanterie war nur zum Teil mit Gewehren, zum Teil aber auch mit Pikeln bewaffnet, dagegen spielte, ganz im Gegensatz zur heutigen Zeit, bei der Attade der Kavallerie, auch vor dem Handgemenge, das Feuergefecht eine bedeutende Rolle. Der Angriff des Königs mißlang, kurze Zeit nach dieser Schlacht „bei der alten Beste“ verließ er, unter Zurücklassung einer genügenden Besatzung in Nürnberg, sein Lager und zog in westlicher Richtung ab: sein Siegeszug war unterbrochen, Wallenstein hatte gesiegt! Für diesen war ein längerer Aufenthalt bei Nürnberg allerdings auch nicht möglich; vier Tage nach dem Abzuge der Schweden zündete er das große Lager an, zugleich alle Dörfer rings um Nürnberg, und dann ergoß sich das Heer, gefolgt von seinem Troß, zunächst durch Oberfranken ins Coburgische, um in der grauenvollsten Verwüstung dieser Landstriche Entschädigung für die Nürnberger Zeit zu suchen und zu finden.

Und wie hausten diese Banden damals in unserem unglücklichen Vaterlande! Wie oft finden sich in den alten Büchern über die Zeit Stellen wie die nachfolgende: „Die Pappenheimischen Besatzungen haben im Eichsfelde viel Dörffer aufgeplündert und etliche gar in Brand gesteckt, sonderlich haben sie das schöne Dorff Ammern nicht weit von Mühlhausen an vier Orten angezündet, da dann viel Leuth und Kinder jämmerlich im Feuer verdorben und umkommen.“ Schon unter gewöhnlichen Verhältnissen war die Verpflegung des Mannes weit reichlicher bemessen wie jetzt, denn während dem deutschen Soldaten der Jetztzeit im Felde nur 1½ Pfund Brot,  $\frac{3}{4}$  Pfund frischen oder  $\frac{1}{2}$  Pfund geräucherten Fleisches und gar keine geistigen Getränke zuzusehen, schrieb die Wallensteinische Verpflegungs-Ordnung von 1632 für die im befreundeten kaiserlichen Lande stehende k. l. Armee für den Infanteristen 2 Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch, 2 Maß Bier, resp. 1 Maß Wein vor. Das wäre indeß überall zu leisten gewesen, aber die Hauptsache waren die ungeregelten Requisitionen, Plünderungen, Expropiationen und Grausamkeiten aller Art, die von den Kaiserlichen und, nach Gustav Adolfs Tode, in reichlich so hohem Maße von den Schweden vorgenommen wurden. Nur Geldgier, Habsucht und Sinnlichkeit, kurz die tierischen Instincte des Menschen schienen in den Soldaten übrig geblieben, und die gequälten Bürger und Bauern rächten sich, indem sie über einzelne Nachzügler herfielen und sie ermordeten, ohne dabei viel Unterschied mit Feind und Freund zu machen. Das systematische, mit dem Zweck des Krieges gar nicht im Einklang stehende Ausrauben ganzer Landstriche ist fast unglücklich, man versteht nicht, wie die einzelnen Gemeinden das Verlangte leisten, wie z. B. die eine Stadt Goslar in einem

kurzen halben Jahr 219 522 Thlr. aufbringen konnte; zahllose Dörfer im Reich waren ohne Bewohner, oft trieb die Verzweiflung die Bauern ganzer Landstriche, wie 1627 die des Sollingerwaldes dazu, sich zusammenzurotten, um sich gegen die Soldateska zu wehren, bald aber um selbst zu plündern und zu rauben. Das hieß denn freilich den Teufel mit Beelzebub austreiben!

Auch damals schon enthielten die Kriegs-Artikel der Heere strenge Bestimmungen gegen das Plündern und harte Strafe für solche That; aber wenn auch der Provisor nach kurzem Spruch der Kriegsgerichte — das Recht der Landsknechte, allein Richter zu sein, hatte längst aufgehört — Tag für Tag Hinrichtungen vollzog, wenn auch die Officiere, ohne bestraft zu werden, auf der That ertappte Plünderer einfach niederstießen, so war es doch unmöglich, die Sache selbst zu hindern, vor allem unmöglich, das dem Heere folgende Gesindel, die Marodebrüder oder, wie wir heute sagen würden, die Marodeure in Ordnung zu halten. Es fehlte an einer geordneten Heerespolizei hinter der Armee, wie wir sie heute in unserer, mit großer Machtvollkommenheit ausgerüsteten Feldgenarmarie besitzen, damals hieß es für den Feldherrn: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß“, und so ließ das vormarschierende Heer einen breiten Streifen verwüsteten Landes, viel Elend und Schande hinter sich. In jener Zeit entließ man das Heer, wenn der augenblickliche Zweck erfüllt war, es zerstreute und verließ sich, wer weiß wohin — heute ist die Armee das ganze Volk, und wenn dieses Heer im Felde gebrannt, geplündert, gemordet hat, so wissen wir, daß nach dem Kriege unter dieser Verwirrung der Begriffe auch die Heimat zu leiden haben wird; heutzutage erfüllen wir also mit unserer menschlicheren Art der Kriegsführung nicht allein das christliche Gebot der Nächstenliebe, sondern wir handeln im eigenen Interesse, wir erhalten den guten Sinn der Nation, wenn wir nicht nur in rein militärischer Hinsicht, sondern auch in dem Verhalten des Soldaten dem Privateigentum gegenüber auf Zucht und Ordnung sehen. Aus diesen Gründen wird auch stets zu hindern gesucht, daß sich nicht in anderer Form der tiefste offizielle Troß des 17. Jahrhunderts auch bei unserem Heere bilde, wozu stets Tendenz und Material vorhanden, wie auch der Krieg gegen Frankreich erwiesen hat; gegen Schluß desselben wuchsen die Traincolonnen mancher Truppenteile und Städte ins Ungemessene. Und erst recht weiß jeder Mitkämpfer von 1870, wie unendlich schwer es fällt, wie es oft sogar unmöglich ist, hinter unsern Truppen das Land frei von Dirnen, Bummelern und Nichtsthuern aller Art, mit einem Wort von dem modernen Troß frei zu halten, der sich unter wer weiß welch klangvollen Namen und Aushängeschildern dort zu thun macht, das Land ausfaugt und der Ehre unseres Namens Eintrag thut.

Der dreißigjährige Krieg hat die schlimmsten Seiten des Soldatentums und des Krieges überhaupt zu Tage gefördert, er begreift die traurigsten und elendesten Jahre in sich, die unser Volk erlebt hat, in ihm wurde das Land weit nachhaltiger verwüstet, wie es zur Zeit des Interregnums und der Bauernkriege geschehen ist. Die Kraft des Volkes, das statt 17 Millionen im Jahre 1618, am Ende des Krieges nur noch 4 Millionen zählte, war gebrochen, die gute Sitte vielfach geschwunden, das gegenseitige Vertrauen verloren; lange, trübe und ärmliche Jahrzehnte mußten vergehen, ehe alle diese Schäden auch nur äußerlich vernarbt waren, war doch der Krieg erst erloschen, als es nichts mehr zu rauben gab und die Verarmung den höchsten Grad erreicht hatte. Wie wönig mag es in vielen Ohren und Herzen wiedergeklungen haben, als endlich in Osnabrück von der mit Purpurdecken belegten Treppe des Rathhauses herab der Syndicus der Stadt das Ende des Krieges verkündete und alles Volk in den Saug: „Nun lob' mein' Seel den Herrn“ einstimmte, wie viele sind sich damals, ebenso wie in Osnabrück weinend in die Arme gesunken, hinter sich die Trümmer ihres Wohlstandes und ihres Glücks, aber doch endlich vor den aufwärts gerichteten Blicken die Hoffnung einer neuen, friedlichen und bessern Zeit.

## Peter Lottich.

Eine biographische Skizze.

Von Dr. J. Ebrard.

### Kap. 11. Die Vergiftung.

Wenn seit Callirhoes Tode (Frühling 1553) „zweimal ein Sommer auf einen Winter und dann wieder ein Winter auf einen Sommer gefolgt ist“, so führt uns dies auf den Sommer 1555 als auf die Zeit des kurzen Liebestraumes mit dem Hirtenmädchen. An seinen Studien hat Lottich auch durch solche Träume sich nicht hindern lassen. In Bologna hat er die „höchsten akademischen Ehren“, die medicinische Doctorwürde erlangt. Und nun, wo er am Ziele seiner Studien, an der Schwelle zu einer ehrenvollen Berufsstellung angelangt war, um trifft ihn der Schlag, der sein junges blühendes Leben zerkümmerte, seine Gesundheit für immer untergrub, ihn einem frühen Tode preisgab.

Lottich wurde vergiftet.

Im Herbst 1555 war es; sein Freund Hagen war nach Padua zurückgekehrt; die genauesten Berichte über den unglückseligen Vorfall hat er zuerst brieflich von den Freunden in Bologna, später von Lottich selbst erhalten, als er diesen im Winter in Bologna aufsuchte.

So lebenswürdig und aller Herzen gewinnend, so treu in seiner Freundschaft, so lauter und rein war Lottich, daß er denen, die ihn einual lieb gewonnen, mit jedem Tage teurer ward, und auch Vornehme um seine Bekanntschaft warben und den Umgang mit ihm sich zur Ehre schätzten. So geschah es denn, daß ein junger Münchener von hohem Adel — den Namen verschweigt Hagen mit Absicht — er besaß schon eine Pfründe als Kanonikus — der bereits in Padua zu den intimern Freunden Lottichs gehört hatte, beim Ausbruch der Pest ihm nach Bologna folgte und hier in denselben Hause mit ihm sich einmietete. Dieser Junker hatte nun in Bologna irgend eine Lieb- schaft und erregte dadurch die Eifersucht seiner Hausfrau, welche ihrerseits von heftiger, aber unerwiderter Liebe zu dem sehr schönen Jüngling entbrannt war. In ihrer Leidenschaft mischte sie ihm nun einen Liebestrank unter seine Suppe (ministra). Lottich aß mit dem Junker an demselben Tische; die Speisen wurden nicht in gemeinsamer Schüssel aufgetragen, sondern „nach Landesitte“ (wie Hagen bemerkt) einem jeden sein Teller voll Suppe besonders vorgelegt. Nun war das Gericht oder die Suppe, welche Lottich an diesem Tage bekam, sehr fett; da er nun gegen fette Speisen einen natürlichen Wider- willen hatte, so schlug er dem Junker einen Tausch vor, auf welchen dieser, ebenso ahnungslos als er, freundlich einging. Nach seiner Gewohnheit tunkte Lottich einen Bissen in die Brühe und reichte diesen seinem aus Frankreich mitgebrachten Hunde. Kaum hatte das Tier den Bissen verschlungen, als es wie rasend an der Wand hinauf- sprang. Unglückseliger Weise bemerkte Lottich dies nicht, sondern aß rasch von der Suppe, bis er plötzlich die Wirkung des Giftes in den Eingeweiden spürte, ohnmächtig vom Sitze auf den Boden nieberglitt, sogleich aber sich wieder aufriffte, wie ein Wüterker in sein Zimmer stürzte, sein Schwert holte, und nun — im Wirral seiner Gedanken den Verdacht auf den Junker werfend — auf diesen eintrat, sondern als rasch vor ihm zu retten und zu flüchten vermochte. Inzwischen gewann aber Lottich seine Besinnung soweit wieder, daß er nach dem nächsten Rettungsmittel griff, indem er eine Karaffe mit Olivenöl erfaßte und davon eine Menge hinunterstürzte. Es erfolgte ein heftiges Er- brechen, in welchem er das genossene Gift auswarf. Nichtsdestoweniger versiel er in ein acutes bösarliges und sehr langwieriges Fieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Seine Lehrer, die größten Mediciner Bolognas, vereinigten ihre Bemühungen,

den von ihnen hochgeschätzten jungen Mann zu retten. Endlich gelang es auch; er besserte sich allmählich; aber während der Reconvoalescenz fielen ihm nicht allein die Haare, sondern auch die Fingerringel aus; diese seltene Erscheinung hat der berühmte Hubert Lanquet, der auf der Rückreise von Rom den ihm von Frankreich her befreundeten Lottich in Bologna aufsuchte und in diesem Stadium antraf, nachher in Padua dem gemeinsamen Freunde Hagen (der dorthin wieder zurückgekehrt war) mit eigenem Munde berichtet.

Lottich genas; aber welche Genesung! Seine Körpergestalt, seine Haltung war eine andere geworden, sein früher volles Gesicht war eingefallen, seine so freundlichen Züge hatten etwas scharfes, eckiges, fast herbes bekommen. Als Genesender hat er an einen Freund, Johannes Sambucus, eine kurze Elegie (III, 9) gedichtet, die mit den Worten beginnt:

Düßres Geschick, Sambucus, und Tod ruft deinem Genossen,

Und mein Auge bedeckt nächtliches Dunkel und Grau'n,

und dann sagt er:

Viele der Jahre gewohnt hat der Jüngling — wahrlich, genug ist's —

Und manch herbes Geschick, das er erlebte, beklagt.

Und an Hilarius (El. III, 6) schreibt er, derselbe werde, wenn er nach Bologna komme, ihn im Grabe finden.

Er hat sich in dieser Todesahnung nicht getäuscht. Im nächsten Herbst\*) um die gleiche Zeit recurrierte das Fieber; so wiederholten sich die Anfälle von Jahr zu Jahr, — wie viele Jahre noch?

Eines kann räthelhaft erscheinen bei dieser unsäglich tragischen Geschichte. Wie stimmt zu der Absicht des Liebestrankes die tödtlich giftige Wirkung? Darüber gibt Hagen selbst eine Andeutung, wenn er jenen Liebestrank einen *male temporatum ac conciliatum*, einen schlecht temperierten und schlecht zusammengesetzten nennt. Die Absicht wird gewesen sein, ein leichtes Delirium bei dem Junker zu erregen, in welchem die ruchlose Hauswirthin mit ihm zum Ziele zu gelangen hoffte. Die Dosis war aber mit ungeschickter Hand zu hoch gegriffen und die Mischung eine verkehrte. Dazu kommt noch, daß verschiedene Naturen auf derartige Gifte verschieden reagieren; auf Lottichs reizbares Nervensystem wirkte das Gift als ein das Leben untergrabendes\*\*).

\*) Im Herbst, denn Hagen sagt, daß die Krankheit sich jährlich um dieselbe Zeit wiederholte; wir wissen aber, daß sie sich zum letzten Male im Anfang November 1560 wiederholt hat. Im Herbst 1555 muß es gewesen sein; denn in einem folgenden Sommer, als „die Sonne im Aeuern stand“ und als in Padua abermals die Pest ausgebrochen war, „sei es, daß der Hundstern die Luft vergiftete, sei es“ etc., schrieb Lottich noch von Bologna aus einem Freund in Padua, Hilarius, (El. III, 6) daß er seit neun Monaten (das führt vom Aug. 56 auf den Nov. 55) schlaflose Nächte habe, nicht bloß weil er „mit unvorsichtiger Hand Gift genommen“, sondern auch wegen der Tränenachricht von dem Tode Dan. v. Stebars. — Im Sommer 1557 war Lottich längst wieder in Deutichland; jene Elegie muß also im Sommer 1556 gedichtet sein und die Vergiftung im Herbst 1555 stattgefunden haben. Anfang Sommers 1555 war Lottich nach Bologna gegangen; wenn Hagen ihm ein halbes Jahr später dorthin folgte, so geschah dies also etwa im Dec. 1555 oder Jan. 1556, also nach der Vergiftung. Damit stimmt, daß Hagen bei dieser in Bologna nicht anwesend war.

\*\* Der Gifte eines namhaften Toxikologen, des Hrn. Prof. Dr. Fehleke in Erlangen, verdanke ich folgende Aufschlüsse über den tragischen Gegenstand. A) Die Absicht eines Liebestrankes ist mit dem Erlolge einer Vergiftung sehr wohl zu vereinigen. Denn jene Liebestränke enthielten in der Regel giftige Substanzen, welche oft schon in der dargebrachten notwendigen — jedenfalls aber in einer zu hoch gegriffenen Dosis die Gesundheit und das Leben zu gefährden geeignet waren. Und aus Hufemann, Handb. der Toxikol. S. 262 ist zu ersehen, daß Lottichs durchaus nicht der einzige war, der dies an sich erfuhr. B) Die Canthariden einerseits, die Mandragora andererseits (an deren Stelle auch andre Karfotta z. V. *Atropa belladonna*, *Hypocyanus*, *Datura stramonium* u. dgl. treten mochten) sind als beliebte Bestandtheile der Liebestränke nachgewiesen. Aus Atropin oder einem verwandten Karfotum erklärt sich Lottichs bewußtloses Niedersinken (*animus liquens de sella in terram labascere*) sowie die nachherige taumelartige Sinnesverwirrung (*mox tantum non furus ad conclave volare, arna arripere etc.*) Aus der Vermischung der Canthariden oder sonst eines ähnelnden Stoffes erklärt es sich, wenn Lottich schon vor dem bewußtlosen Niedersinken als „das Gift in den Eingeweiden spürend“ bezeichnet wird — erklärt sich ferner eine Entzündung der Magenstrecke, die mit heftigem Fieber verbunden sein konnte. Aus dem Fieber wiederum würde das Ausfallen der Haare

Aber auch wenn es die Menschen böse zu machen gedenken, sind sie in des Gottes Hand, der es mit seinen Kindern gut zu machen gedenkt. Irdisches Glückes war Lottich nicht viel beschieden; er gehörte zu denen, die durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen. Ihm würde gerade so gut gewesen sein; Gott — weiß es genau, wie er einem jeden die Arznei zu mischen hat, und verfehlt es nicht um einen Gran. Und fürs Reich Gottes ist Lottich ries geworden.

### Kap. 12. Früher Lebensabend.

Sogleich nach seiner Genesung lehrte Lottich nach Deutschland zurück. Nicht in verdüsteter Stimmung. In Venedig hat er einem dortigen Freunde, Francesco Robertelli, zum Abschied eine Elegie (III, 10) gewidmet, in welcher er ohne ein Wort der Klage auf alle seine Reisen zurückblickt; „jetzt naht die Zeit der Ruhe von der langen Irrfahrt und das Ende der Mühen; nach zwei Lustren ist's endlich Zeit, in die Heimat zurückzukehren.“ Er freut sich innig auf die Heimat, freut sich aber auch, zunächst jetzt „die leuschten Gaine des Garbafees“ zu sehen, „der auf seinen Ufern die duftige Citrone erzeugt.“ Von da will er an den Tarras (Taro?) und Labrus (Labro bei Monza) und über den Conosce reisen ins Vaterland des Rheines und der Donan, nach der Heimat, und die Aeder bauen, die sein Vater einst gebaut hat.“

Das letztere war natürlich nicht wörtlich zu nehmen. Ein Bauer wollte Lottich nicht werden. Er begab sich vor allem nach Würzburg. Damals wird es gewesen sein, wenn nicht schon auf der Reise nach Italien, daß er auf dem Stiebar'schen Gute Saffanfahrt an der Nebuis einige Tage mit seinen ehemaligen Zöglingen verlebte. Eines Abends, da diese etwas vom Weine erhitzt waren, fingen sie an, in unaufrichtigen Scherzen sich zu ergehen. Da sprang Lottich auf, glühend rot vor Unwillen und vor Scham über seine ehemaligen Eleven, und verließ ohne weiteres das Zimmer. „Denn Unsitthliches konnte er auch nicht hören“, jagt Hagen, der bei dem Vorfalle Augenzeuge war.

Seinen Wohlthäter Daniel von Stiebar fand er nicht mehr unter den Lebenden; als ein angehender Fünfsziger war er seinem Leiden erlegen. Die Trauernachricht hatte Lottich noch vor der Abreise aus Italien \*) empfangen. Sie schnitt ihm tief ins Herz. „Bald werde ich dir folgen“ rief er ihm in seinem Klageliede (EL III, 7) nach. Aber erst sollte er noch manch anderem nachweinen. Bald nach dem Oheim starben zwei der Neffen: Heinrich und Martin von Stiebar, und noch manches teure Augenpaar sollte sich vor dem seinigen schließen. Seine treuen zwölfjährigen Studien sollten nach Gottes gnädigem Räte nicht ohne Frucht bleiben; eine zwar kurze aber reiche, an Ruhm und Segen reiche Wirksamkeit und Bernfsthätigkeit war ihm beschieden.

Bischof Friedrich von Würzburg suchte ihn dort als Arzt zu halten; warum er sich dort nicht halten ließ, darüber schweigt Hagen, aber wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß der Schüler und Freund Melancthon's den Aufenthalt in einem evangelischen Lande vorzog. Nach Heidelberg begab er sich zunächst, den alten geliebten Lehrer seiner Knabenjahre, Jakob Micullus, wiederzusehen, der jetzt dort als eine Zierde der Universität lebte. Von dort begab er sich in seine Heimat Schlüchtern\*\*), an's Grab seiner Mutter und zu dem Bruder Christian und der dort verheirateten Schwester, um vollends von den Nachwehen seiner Krankheit sich zu erholen. Während er dort die Heimatluft in vollen Zügen trank, traf ihn 1557, den Neunundzwanzigjährigen, der ehrenvolle Ruf des edlen Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz, der

und Abspehn der Fingernägel sich erklären, falls dies mit den Worten: habere meliuscule coepit, tum illi decidere capitis pili, digitorum unguos gemeint sein sollte. Ein wirkliches Ausfallen der Nägel würde dagegen auf Arsenit oder ein anderes metallisches Gift schließen lassen. C) Die jährliche Wiederholung des Fiebers ist nicht direct auf die Vergiftung zurückzuführen, sondern als Wechselstieber zu deuten, wobei jedoch die Annahme nicht ausgeschlossen ist, daß der durch jene Vergiftung schwer geschwächte Körper weniger widerstandsfähig war, als er außerdem gewesen sein würde.

\*) Wahrscheinlich nicht lange nach der Vergiftung. Siehe oben Kap. 11.

\*\*) Von hier schreibt er den 25. Dec. (1556) an Camerarius (Hag. p. 269).

Kuf: als Professor der Botanik und Medicin nach Heidelberg zu kommen. Freudig folgte er diesem Kufe; daß sein Fieber sich wiederholen werde, konnte er damals noch nicht ahnen; er hoffte jest wohl auf allmähliche vollständige Genesung.

In Heidelberg war er bald einer der gefeiertsten Lehrer der Universität, welche eben jest durch Otto Heinrich zu höchster Mäthe gebracht wurde\*). Lottich hatte nach dreien Seiten hin einen bedeutenden Namen. In Bologna hatte er die zwei ersten Bücher seiner Elegieen herausgegeben; diese tiefempfundnen Gedichte machten das höchste Aufsehen in einer Zeit, wo alle Gebildeten der lateinischen Sprache als einer zweiten Muttersprache sich bedienten und darum den Zauber und die Schönheit jener Gedichte so unmittelbar empfanden, wie wir den Zauber deutscher Poesie. So war ihm der Ruf nicht nur eines gründlich gebildeten Humanisten, sondern auch eines bedeutenden Dichters vorausgegangen. Dazu kam sodann zweitens der eines auf der Höhe der Zeit stehenden Mediciners und Botanikers, eines Mannes der Schule von Montpellier, welche mit der aristotelisch-scholastischen Tradition energisch gebrochen hatte und auf dem von Paracelsus gemiesenen Wege der Naturbeobachtung glücklich fortgeschritten war. Endlich benährte sich Lottich als ebenso geschickter und glücklicher wie unermüdeter praktischer Arzt. Er stand beim Kurfürsten und seinem Hofe wie bei seinen Collegen aller Facultäten in hohem Ansehen und war zugleich von den Studenten geliebt, nicht untr von seinen zahlreichen Schülern, die nicht aus Deutschland allein ihm zuströmten, und denen er sich ebenso trenn hingab, wie ihm einst ein Konzolet, sondern von der ganzen akademischen Jugend, die ja in jener Zeit ihren Lehrern persönlich viel näher stand, als dies heutzutage auf den meisten, namentlich größeren Universitäten der Fall ist. Hatte doch Lottich als unverheiratheter Mann seine Wohnung in einem der Collegien, mitten unter Studierenden.

Unverheirathet ist er geblieben, er der so oft von glücklicher Ehe geträumt und vom Glück der Liebe gesungen hatte. An der äußeren Möglichkeit und Gelegenheit zu einer ehrenvollen Heirat würde es ihm durchaus nicht gefehlt haben. Ein ihm nahe befreundeter Apotheker, ein angesehenener und reicher Mann, hatte eine anmutige und tugendhafte Tochter, die sehr geneigt gewesen wäre, Lottich ihre Hand zu reichen. Ihr Vater hat ihm dies geradegu nahe gelegt; ihm hat Lottich die bestimmte Antwort gegeben: er wisse, daß er nicht mehr lange zu leben habe, und halte es für unrecht, ein Mädchen mit der Hoffnung einer glücklichen Ehe zu täuschen. Noch andere, reichere und edlere Verbindungen wurden ihm nahegelegt und förmlich angetragen; seine Antwort war stets dieselbe.

Sobald im Herbst 1557 zum ersten Mal jenes hitzige, mit Delirium verbundene Fieber sich wiederholt hatte, war er als einsichtsvoller Arzt sich klar, daß seine Tage gezählt seien. Bald darauf (Jan. 1558) drückte er seinem treuen alten Lehrer Nicollus die Augen zu\*\*) und sang ihm ein an Melanchthon gerichtetes Totenlied (Fl. IV, 2). Er hatte ihn nicht am Leben zu erhalten vermocht und mußte, daß er selbst ihm über kurz oder lang nachfolgen werde.

Das ja ist das schließliche Ziel all unserer Mühen,

Das, wir armen! das ist unser, der Sängler, Geschid.

Aber auch des Kurfürsten Otto Heinrich unerwarteten Tod (12. Febr. 1559), sowie den Tod seines großen Lehrers und väterlichen Freundes Melanchthon (19. April 1560) hat er noch erlebt und letzterem eine Elegie (IV, 4) gesungen, die mit einem Gebet an Christum schließt: „Wilde gnädig auf mich herab, wenn mein Atem in die ichtigen Lüfte verwehen wird, und wenn der letzte Tag für die Welt anbrechen wird . . . bis dahin will ich dein Lob singen; gib du nur, Herr, daß ich süße Ruhe in dir genieße!“ — Die letzten Elegieen, die er dichtete, sind ein Lied auf den Tod seines Freundes

\*) Vgl. F. V. Wundt, Beiträge zur Geschichte der Universität Heidelberg, S. 93 ff. — Die Reformation der Universität wurde im Dec. 1558 vollendet.

\*\*) Er hinterließ einen Sohn, Julius Nicollus, der mit Lottich befreundet war. Der (nicht eben glücklich erjonnene) Liebesroman, den C. Müller zwischen Lottich und einer angeblichen Tochter Nicollus spielen läßt, ist Erfindung.



Wangold von Gutten, ein Weihnachtsgefang zum Lobe Christi und ein Gebet an den heiligen Geist. (EL IV, 5—7.)

Wenn wir über diese Gemüthsverfassung unseres Dichters unterrichtet sind, so werden wir auch wissen, was wir von dem sogenannten „Liebesverhältnis“ zu halten haben, welches in diesen letzten Jahren seines Lebens zwischen ihm und einem, als Phyllis bezeichneten Mädchen bestanden haben soll. Ueber sie gibt uns ein einziges Gedicht (Carm. II, p. 180 ff.) und eine Notiz Hagens Auskunft. Es sind (so erzählt das Gedicht) die Hundstagsferien\*); die Dichter lieben es, aufs Land zu gehen; ihm aber bietet ein Landgut (villa) am Aedar, rings von Nebenhügeln umgeben, eine liebliche Zurückgezogenheit. Das beglückte Haus ist eine Herberge der Musen, wo Apollo selbst gern ansuruben pflegt. Lottich schildert nun alle die Reize des Landgutes, die Quellen, den Bach, die Wiesen mit dem weidenden Vieh, die Aeklanben, die Aecker. „Füge hinzu die guten und nicht unfeinen Sitten der Bewohner und ihre gute Hausordnung (et quae jura vigent legibus aequa suis). Was soll ich sagen von den keineswegs bäuerischen Töchtern, ausgezeichnet durch gute Sitten, Verstand, Ehrbarkeit und Zuverlässigkeit? Aber eine zeichnet vor den übrigen sich aus durch kluge Augenlein, würdig, die Schwiegertochter eines Fürsten zu werden.“ Er will sie nicht mit Namen nennen; er nennt sie Phyllis. „Phyllis, du Zierde des Landgutes, du meine Hoffnung und meine Freude; die ganze Villa wird durch dich zu einer seligen (beata) sit). Du allein bieteſt Trost unsern Sorgen, du Freuden unsrer Trauer. Wie wenn der Morgenstern aus den Wogen steigt und See und Fluß in seine Strahlen kleidet, so lieblich strahlen in deinem süßsamen Angesichte die Leuchten; so wird durch deine Augen alles heiter. Schweige, Muse! Leb wohl, meine Phyllis; leb wohl, einziges Licht, und freue dich der dauernden Liebe deines Sängers.“ Ihn freuen nicht Fluren, Nymphen, Himmel, Hügel, Gewässer so sehr, als „die willkommene Ruhe, die du, kleines Landgut, süße Herberge für meine Musen, mir bieteſt.“ Er rüſtet die gute Kost, die Zwiebeln, den Kohl; „dem Fleischer verdankt unsre Küche nichts.“ Inzwischen singt die Nachtigall ihr Klageſied; es kommen gute Freunde, man scherzt und macht Wiße ohne Galle, und freut sich bei einem Glase Wein. „Ein anderer wag Aechdtümer sammeln; mir genügt, das zum Leben Notwendige in deinem Schoße, teures Landgut, zu besitzen. Hier scheucht keine zänkische Nachbarschaft den Schlaf. Wir Dichter lieben das Landleben, wo uns Gott selbst mit seinem Odem anweht, wo die Stille verborgene Kräfte verleiht und die Gedichte im Schmutze des Peromakos glänzen. Darum: leb wohl, du Landgut, leb wohl, Phyllis, und empfang dies letzte Geschenk des liebenden Sängers.“

Zu irgend einem hübschen Deconomiegut also hat sich Lottich während der Sommerferien eingemietet\*\*), wo die ländliche Stille ihn zu poetischer Production begeisterte. Die Hausleute waren schlechte Landleute, aber von jenem feineren Schlage, wie man ihn unter wohlhabenderen Deconomen der Pfalz noch heute findet. Und da hatte nun der beiläufig dreißigjährige Mann, der sein Herz voll „Sorgen“ und „Traurigkeit“ hatte, der nie sich zu verheirathen entschlossen war, weil er seine Tage gezählt wußte, seine stille Freude an einer der Töchter des Hauses, einem munteren und klugen Mädchen; es war ihm wohl, wenn sie mit ihrem heiteren Gepolander seine trüben Gedanken verschleuderte; ihr Aublick wirkte auf ihn wie Sonnenschein. Wenn er nun in einem lateinischen Gedicht, das jedenfalls nicht für sie zum Lesen bestimmt war, seiner Stimmung Worte gab, sein Siedtium vergessend sich in einen süßen Traum wiegte und sie „seine Phyllis“ nannte, so wird niemand daraus folgern wollen, daß er ihr einen Heirathsantrag gemacht habe. Er ruſt ihr ja ein Lebewohl zu; er will ja nur sein Dankgefühl für sich in Worte fassen, mit dem er von dem Landaufenthalte scheidet, wo ihm so wohl gewesen.

Oder lag ihm das Mädchen doch tiefer im Herzen? Eine kurze Zeit lang viel-

\*) Sie dauerten damals in Heidelberg vom 13. Juli bis 12. Aug. Vgl. L. Häuffer, Geschichte der rhein. Pfalz. Bd. 1, S. 637. —

\*\*) Von weiteren Reisen, die er von Heidelberg aus gemacht, ist uns nur eine — nach Würzburg — bekannt, durch einen von dort, vom 21. Juni 1558, datirten Brief an Camerarius (Hag. p. 270 f.)

leicht. Ein Gedicht, das er im Anfange seiner Heidelberger Zeit (Bl. IV, 3) zur Hochzeit seines Freundes Markus Ludwig Ziegler gesungen, schließt mit den Worten: „Ohnen tritt ein mit der Fadel; leb wohl, geliebter Markus; geh du voran; ich werde bald selbst deinem Beispiel folgen.“ Er hatte also Augenblicke oder Zeiten, wo sein Entschluß, sich nie zu verheirathen, wankend wurde, oder noch nicht feststand. Fast möchte ich glauben, daß es eben die Zeit jener Sommerferien war. Denn in dem nämlichen Gedichte, nachdem er das ganze Glück des liebenden Brautpaares geschildert, unterbricht er sich mit den Worten: „Aber jene dort, die ihre klugen Augenlein (argutos oculos, wörtlich wie in obigen Carmen) auf mich richtet — siehst du, wie ihre Wangen erröten? Wer sie auch sei, möge sie mir nur Liebe gewähren! Ihr Gesicht zeigt, daß sie von guter Art ist. Beglückt bist du, wenn du von einem Dichter geliebt wirst; dann bleibt deiner Asche einst dauernder Ruhm. Ein Vereat dem, der den Tugenden Gold vorzieht!“ Das paßt denn allerdings ganz auf jene Phyllis. Er, welcher reiche Partien ausgeschlagen, bewegte, wie es scheint, wirklich einmal den Gedanken in sich, Phyllis seine Hand anzubieten. In einer Ausführung dieses Gedankens kann es nicht wohl gekommen sein. Kurz nach den Sommerferien traf ihn ja von neuem ein Anfall jener furchtbaren Krankheit, und ließ ihn rasch zu seinem nächstern und achtungswerten Entschlusse zurückkehren.

In diese Zeit (etwa in den Sommer 1559) gehört das Gedicht: „Klage des Liebenden“, welches Hagen in den Analecten aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters (der ja nicht bloß Jugendarbeiten, sondern mehreres andere aus den Heidelberger Jahren enthält) pag. 284 mittheilt:

Die Sonnenleuchte sinkt hinab; es flieht der Tag;  
 Doch eine andre Sonne hebt ihr Goldgelod:  
 Das Mägdelein, das mit kühlen Raß das Rosenbeet  
 Betant, — viel schöner, als der Abendstern dort blinkt! —  
 Das Mägdelein, das mir wund gericht mein innerst Herz,  
 Das Ros' und Lilien und die Sterne mit dem Glanz  
 Des Halses und der Wang' und Auglein überstrahlt.  
 Sie gießt mit ihren Schwestern in der Dämmerung  
 Die Blumen, die von Hitze matt, mit Wasserflut,  
 Und nehet sie mit kühnem Tau. O dreimal hoch-  
 Beglückter Rosmarin! beglückte Lilie!  
 Sie rührt euch an; sie nimmt von euch den trocknen Durst;  
 Ihr trinkt die frischen Wellen aus dem Sprudelborn;  
 Mir aber trinkt aus meiner Brust die Maid das Blut.  
 O wenn ich dürste, wollt' ich mit den Thränen mein  
 Euch gern begießen. Euch wohl lehrte die Zier zurück;  
 Ihr richtet euch ans neu' empor; ich welle hin,  
 Und jenen unbegoff'nen schlechten Kräutern gleich  
 Verdorr' ich, ein Halbtoter schon. O bitterer Schmerz!  
 O bitterer Schmerz! Ich Aernster! Was soll klagen ich? —  
 Dieweil ich rede, ist die Sonne jäh hinab;  
 Das Licht entweicht; es bricht die ernste Nacht herein.  
 Leb, Mägdelein, wohl, du meines Herzens einziges  
 Labfal! O Rosa du! Lebt wohl, ihr Lilien!

Die Erwähnung der „Schwestern“, die Wiederholung des in den beiden andern Liedern auf Phyllis vorkommenden Ausdrucks „Auglein“ (ocelli), der herbe Jammer über das „Dimwollen“ (languore, aresco) des „schon Halbtoten“, und der tiefernste bedeutsame Schluß: „es bricht die ernste Nacht herein“ — alles paßt ganz, aber auch nur auf jene letzte, elegische Liebe zu „Phyllis.“ Wir erfahren hier auch deren wahren Taufnamen; denn die Rosa des letzten Verses, neben welcher die Schwestern als „Lilien“ begrünzt werden, ist mit großem R gedruckt. (Lottich hat dies rührende Gedicht in dem

zweiten Bude seiner Carmina (pag. 165) veröffentlicht, dort aber — vor dem Publikum — den Namen der Geliebten geſſentlich verhält, indem er ſtatt des Wortes puella jebeömal den Namen Melissa ſubſtituiert, in der letzten Zeile ſtatt o Rosa den Plural o rosae ſetzt, und dem ganzen Gedichte noch die ſonderbare Ueberschrift giebt: M. Rosa ad flores Melissaec.)

Hätte Lottich dieſer Roſa jemals einen Antrag gemacht und wäre abgewieſen worden, ſo würde er dann den Beſuch des Landhauſes natürlicher Weiſe unterlaſſen haben. Er hat deuseiben aber noch unbedenkens bis zu einem Jahre vor ſeinem Tode wiederholt; er hat ſeinen Freund Hagen dorthingeführt, damit auch dieſer das Mädchen ſehe, welches ihm ein Gegenstand ſeines ſtilen Wohlgeſallens war.

Von einem zweiten Aufenthalte in Italien zurückgekehrt, ſuchte Hagen 1559 ſeinen treuen Freund in Heidelberg auf. „Ich fand noch ganz den alten Lottich, ziemlich geſund an Leib und Seele, und er nahm mich auf wie es den Freund und Bruder und ältesten ſeiner Genoſſen aufzunehmen ſich ſchickte; er hielt mich einen ganzen Tag und dann noch einen ſeit, entführte mich ſogleich aus dem Gaſthauſe in ſeine Wohnung, umarmte mich mit der alten Liebe; als ich am andern Morgen, ermüdet von der langen Reiſe, kaum erwacht war, führte er mich (der echte Lottich!) in aller Frühe auf die ſchönen rebenbedeckten Berge, die die Stadt umgeben, dann zu blühenden Gärten und Quellen, zum Vater Nedar, eudlich zur Erquickung in das gemeinſame Convict der Studenten, wo er damals bei einem Magiſter der Philoſophie und Theologen, einem gelehrten und guten Manne, einem Vorbild eines echten Humanisten, ſeine Wohnung hatte. Da er nun ſah, daß ich mich ſehnte, den Rauch meines heimischen Schornſteins zu ſehen, begrüßte er zuletzt noch mit mir den gelehrten und ehrwürdigen kurfürſtlichen Leibarzt Lang, und wir beſahen den prachtvollen kurfürſtlichen Garten mit ſeinen Orangen- und Citronenbäumen, ſeinen Granaten, Nebgeländen und vielen andern Pflanzungen, und bei meiner Abreiſe begleitete er mich mit ſeiner alten, wie alternden Liebe ſamt der Schar ſeiner Freunde in die Gegend und zu dem glückſeligen Landgute am Nedar, das er durch ſeine Elegie an die ſchöne Waldnymphe Phyllis berühmt gemacht hat. Unter der Führung des dort willkommenen Genius wurde uns die Gunſt, dieſe Villa betreten zu dürfen\*, und wir brachten dort einige gute und glückliche Stunden fröhlich und lieblich zu, unter feſtlich geſtimten Geſprächen, Scherz, Spiel und Lachen, indem der Gott des Weines zur Erhöhung der Fröhlichkeit beitrug, ſodaß wir faſt der Zeit vergaßen; nur ſchwer uns von einander losreißen, traurig, mit heißer Umarmung ſagten wir uns Lebewohl, und ich ſchied. Es war das letzte Mal, daß ich Lottich ſah.“

„Im Herbt 1560“, fährt Hagen fort, „traf ich die Vorbereitungen auf meine Hochzeit, die in einigen Monaten ſtattfinden ſollte. Seine neue Erkrankung nicht abwend, ſchrieb ich an ihn, ihn mahnend an das Verſprechen, das wir in unſern Jünglingsjahren uns gegeben, daß, wer zuerſt ſich vereheliche, von dem andern ein Hochzeitgedicht erhalten ſolle. Ich bekam aber keine Antwort. Er war damals mit dem Gedanken an ſein eignes Ende beſchäftigt; müde der vergänglichlichen irdiſchen Dinge, ſetzte er ſeine Hoffnung auf die ewigen wahren Güter, die Chriſtus uns erworben hat, und indem er Chriſto wieder und immer wieder ſeine ſeufzende Seele empfahl, entſchließ er ſelig.“

Kurz zuvor noch — durch Berufungſchreiben vom 28. Sept. 1560 — hatte er vom Landgrafen von Heſſen einen ehrenvollen Ruf nach Marburg, in ſein Heimatland, erhalten, wo er nach Belieben über Medicin oder über Poetik leſen ſolle — dort wo er als ſedzuehnjähriger Jüngling friſch und froh einſt ſeine eigene Studentenzeit begonnen hatte! Er ſchlug den Ruf aus; ſein Blick auf ſeinen dahinfiehenden Körper mag zu dieſem Entſchlusse wohl ebenſoviel beigetragen haben, als ſeine Anhänglichkeit an die Heidelberger Freunde und Verhältnisse. In dieſem Herbt wiederholte die Krankheit zum vierten Male und packte ihn (den 1. Nov.) mit beſonderer Heftigkeit. Ein akutes

\*) Eam nos villam ingreſſi bona gratia ac gratioso genio ducente. Man ſieht, daß es nicht etwa ein öffentlicher Wiſſenſchaftsgarten war. — Da den nach Würzburg wandernden Hagen ſein Weg an dem Orte vorbeiführte, muß es nedaraufwärts gelegen haben.

Zieber, mit zeitweisen Delirien verbunden, verzehrte rasch den letzten Rest seiner Lebenskraft. Sein Sterbebett umstanden seine Freunde und Kollegen von allen Facultäten; „wieder und wieder befahl er seine müde und kranke Seele Christo seinem einigen und starken Helfer, auf den allein er seine ganze Hoffnung und Zuversicht sein Leben lang gesetzt hatte.“ Er ging beim den 7. November 1860 in einem Alter von 32 Jahren und fünf Tagen. Einer seiner Schüler, jener Johannes Posthins aus Germersheim, welcher am 22. Oct. 1857 den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte, Melancthon bei dessen Besuch in Heidelberg im Namen der Studentenschaft mit einer Rede zu begrüßen, wich nicht von Vottichs Bette. Er war es, der ihm die Augen zudrückte.

\* \* \*

So endete dies kurze und doch reiche Leben. Reich an hohen Gaben, reich an treuer Arbeit und gesegneter Frucht, reich vor allem an Leiden.

„Und wenn es köstlich gewesen, ist es Müß' und Arbeit gewesen.“ Aber köstlich wars doch.

## Berthold Auerbach.

Von Otto Bruns.

### II.

Den Uebergang von Auerbachs Dorfgeschichten zu seinen Romanen bildet die 1851 erschienene „Lehrgeschichte“ Neues Leben, ein Zeitroman, der wie Gogolows neunbändiger Roman „Die Ritter vom Geist“, die Zustände nach Eintritt der mit Natur- und Nothwendigkeit auf die Revolutionsjahre 1848 und 1849 gefolgten Reaction schildern soll. Während aber die Ritter vom Geiste trotz den neun Bänden und ihrer entsetzlichen Weitschweifigkeit sich Eingang zu verschaffen wußten, hat der Roman „Neues Leben“ ein künnerliches, kaum beachtetes Dasein gefristet. Mit Recht, denn diese Lehr- oder richtiger Lehrergeschichte, welche halb Dorfgeschichte halb Salonroman ist, muß als ein gänzlich verunglücktes Opus betrachtet werden. Hatte früher Auerbach in der Dorfgeschichte „der Lauterbacher“ einen einzelnen theoretisch wohlausgebildeten jungen Lehrer dargestellt, der allmählich das Leben und Treiben der Bauern verstehen lernt und sich — freilich in Auerbachischer Weise — nützlich zu machen sucht, so bietet uns „Neues Leben“ ein halbes Duzend Schullehrer, einen Schulinpector, Schullehrerconferenzen samt allerlei Künsten der Pädagogik dar. Der Lauterbacher hat anfangs der vierziger Jahre, also zu einer Zeit gelebt, von welcher Auerbach mit Bezug auf seine Stammesgenossen sagen konnte: „Fürcht vor Zubringlichkeit und Mißachtung auf der einen und vor zu weit getriebener Empfindlichkeit auf der andern Seite — das sind die beiden Schwächer, zwischen denen der Jude im gesellschaftlichen Leben gekreuzigt ist.“ Heutzutage hat das Reformjudentum, dessen Entwicklung mit den genannten Revolutionsjahren mehr und mehr an die Deffentlichkeit trat, mindestens die Empfindlichkeit abgelegt. Wenn Auerbach dieselbe früher wiederholt getadelt hat, so hätte er in den letzten Jahren seines Lebens die Juden anfordern sollen, sich bescheidener zu benehmen. Er hätte dann, wenn auch die sog. Judenheze nicht verhindert, so ihr doch minder ratlos gegenübergestanden. Auerbach war aber im Fortschritts- und Humanitätsnebel so lange herumgeirrt, er hatte, obgleich er von sich selbst den Dichter Max Ring gegenüber sagte: „Ich bin Deutscher und Schwabe, aber ich bin auch Jude, und das hat die richtige Mischung gegeben“, doch so fest daran geglaubt, daß das deutsche Volk mit der überwiegenden Mehrzahl der in Deutschland wohnenden Juden eins geworden sei, daß er rat- und sprachlos am

Ende seiner Tage alle Hoffnungen seines Lebens zusammenbrechen sah. Und doch waren ihm nach 1849 schon einmal Hoffnungen andrer Art elend zusammengebrochen. Gerade darauf führt uns die genannte Lehrgeschichte. Diese beginnt im August 1849. Ein junger Schulmeister, der das Anstellungsdecret für Erlennos in der Tasche hat, sich aber mehr nach dem freien Amerika, als nach dem kleinen Dorf in Schwaben sehnt, trifft unterwegs mit einem Flüchtling zusammen, der nur vor dem außergewöhnlichen Standrecht aus der Festung geflohen ist, jedem ordentlichen Richter will er sich gern stellen und wenn es sein muß den Tod erleiden. Um bei der Unsicherheit, welche Sorte von Gericht ihn vor die Schranken fordern wird, sein Leben zu sichern, läßt er sich von dem Lehrer das Bestallungsdecret geben, wogegen dieser die vom Flüchtling unterwegs bei einem Freunde erhaltene Geldsumme erhält und mit dem bereits beisehnen Faß ohne Anstand nach Amerika reisen kann, um dort „für die Rettung des Deutschlands zu wirken,“ Prediger an einer freien Gemeinde, Lithograph und Vorsteher eines Friedensvereins zu werden. „Die Freiheit in Amerika, belehrt ihn der Flüchtling, hat den Veruß, den die Kirche erfüllen wollte und nie konnte, sie hebt die Unterchiede der Nationalitäten auf und einigt die Menschen zu einer Familie.“ Der Pseudo-Lehrer beginnt wirklich seinen Unterricht, unbefümmert nun das Strafgesetzbuch, das die Annahmung eines öffentlichen Amtes unter Strafe stellt. Auch die Herren Collegen beauftragten den Lehrer Baumann nicht, weder der verunglückte Student Deeger, der so glücklich ist, ohne körperliche Züchtigung eine strenge Disciplin aufrecht zu erhalten, noch der „Kopfrechner“ von Lezweiler, weder der „Schnörfelmacher“ Lutz, noch Wieland, „ein Frommer“, noch der Amtsvorgänger Raibl, ein Demokrat, der im Begriff ist, ebenfalls nach Amerika zu gehen. Beiläufig bemerkt, wissen alle diese Schullehrer geistreiche Gedanken untertauchen zu lassen. In Erlennos tritt der Pseudo-Lehrer Baumann sofort in freundschaftlichen Verkehr mit dem Baron Krouauer, der ihn sehr bald fragt, ob sie nicht die Germania des Tacitus zusammen lesen wollen. Vittore, des Bachmüllers Tochter, hat eine Neigung zu dem Baron niedergekämpft. Als ihre Mutter das erfährt, legt sie dem Mädchen die Hand aufs Haupt und sagt: „du hast schwer gefehlt, du hast schwer gerungen, du hast in dir selbst Erlösung und Reinigung gefunden, auf dir ruht ein neuer Segen, du kannst nimmer straucheln und fallen, du wirst glücklich sein.“ Das Glück sucht Vittore zunächst in der Liebe zu dem neuen Lehrer. Dieser scheint einstweilen einer in der Nachbarschaft wohnenden geistreichen, ledigen Baronin ins Garn zu laufen. Eines Tages trifft er bei dieser Dame einen ihrer adligen Vettern. Der bürgerliche Lehrer soll unter einem angenommenen adligen Namen dem Vetter allerlei politische Richter ansprechen. Dagegen sträubt sich der brave Pseudo lange, die Mastrade kam ihm wie ein Verbreden vor, und doch war seine ganze Schulmeisterei nichts weiter als ein frivolcs Maskenspiel. — Eines Tages liest Pseudo-Baumann in der Zeitung das gegen den Hochverräter Grafen Falkenberg erlassene Todesurteil — es ist sein Todesurteil. Man sollte denken: nun wird sich der falsche Lehrer Baumann still und ruhig in Erlennos halten. Das fällt ihm aber nicht ein, vielmehr besucht er eine Lehrerconferenz, auf der er Jugendbekannten des wirklichen Baumann begegnet, die gar nichts dabei zu erinnern finden, daß dieser jetzt ganz anders aussieht als früher. Von dem früheren Leben des Grafen und Schulmeisters Falkenberg erfahren wir, daß seine Mutter von einem Prinzen verführt worden und nach Unterbringung ihres Kindes bei einer Tagelöhner-Witwe in Mainz spurlos verschwunden ist. Nach erfolgter Firmung auf der Jesuitenschule in Luzern wird der junge Eugen vom alten Grafen Eugen Wilibald Falkenberg adoptiert und zum Soldaten bestimmt. Nach Schleswig-Holsteins Niederwerfung beteiligt er sich in hervorragender Weise am badischen Aufstand: „es sollte gezeigt werden, daß man zu sterben bereit sei für das selbstgegebne Volksgebet.“ In welcher lächerlicher Weise Graf Eugen jenen Aufstand überschätzt, geht aus seiner Bemerkung hervor, daß die badischen Freischärler mehr geleistet haben als alle Heldenthaten der Kreuzzüge. —

Lange hat das bürgerliche Element mit dem genuin-prinzlichen und adoptiv-gräflichen in Eugen gestritten. Zuletzt siegte aber das erste: des Bachmüllers Tochter wird Eugens Braut. Als beide eines Tages ins Feld spazieren gehen und Vittore Brot

und eine Flasche eigenen Wein aus der Tasche nimmt, ruft Eugen: „Komme her, ich trinke den Lebenssaft dieses Bodens und vernähle mich mit Dir Vittore auf ewig, und vernähle mich dem Boden hier, dessen Saft mich durchströmt, und bin ihm blutverwandt. Vittore und du mein Vaterland — ich bin euch ewig getreu.“ Darauf that er einen kräftigen, sie einen kleinen Schluck aus der Flasche. Das Brot hielt sie in der Linken, er brach es mit ihr und rief: „Und nun bin ich Dir vernählt, meine Geliebte, vor der heiligen, allnährenden und ewig sprossenden Natur.“ — In der That ein sehr einfacher Vorgang, ein Vollzug des künftigen, das Civilstandsgesetz beseitigenden Naturalstandsgesetzes. Das bösche Affematur des Teufels, das mit Brot und Wein hereinspielt, berührt nicht das Wesen der Naturehe. Darum kann auch der Freischarenhauptling und adoptierte Graf Eugen Falkenberg sagen: „alle Trauungsformel ist nur noch ein Anstandsbesuch bei einer alten Tante.“ (Heutzutage würde Auerbach, wenn er den erforderlichen Mut dazu gehabt hätte, im Hinblick auf den Bürgermeister sagen müssen „bei einem alten Onkel.“) — Die allgemeine Kunstliebe und die ihm zu Teil gewordene besondere Absolution will der stolze Graf anfangs nicht annehmen, später besinnt er sich und nimmt sie an. — Die Untersuchung wegen des angenehmen öffentlichen Antees eines Volksschullehrers weiß Auerbach mittels litterarischer Cabinetsjustiz im Keim zu ersticken. Es findet ein kurzes Verhör statt, damit ist die Sache am Ende. Dafür stellen der Herr Graf aber Anträge auf Befetzung erledigter Schulstellen.

Dass die Bauern von Erlenmoos im Verkehr mit dem Baron Kronauer und der Baronin in der Nachbarschaft einerseits und mit so viel hochgebildeten Lehrern andererseits über ein schönes Kapital Bildung verfügen, wollen wir an einigen hübschen Exempeln nachweisen. Ein Bauer sagt: „der Mühlbach hat Prachtforellen, die schmecken wie fleischgewordner Waldbach.“ Bei Bachmüllers wird von einem Bauern Schillers Jungfrau von Orleans vorgelesen. Der Vorleser will sehen, ob Vittore Gefallen an dieser Tragödie findet; wer den Schiller nicht mag, den mag er auch nicht. Ein anderer Bauer lehnt ihm angebotene Lectüre mit den Worten ab: „Es ist alles Klause, Pegasus-equipage für reiche Leute, um die Verdauung zu befördern.“ — Nach diesen Mitteilungen wird man es begreiflich finden, daß selbst die „Grenzboten“ diesen Roman einen Moment in dem Leben Auerbachs nennen, „wo die Kritik alle anderen Rückfichten beiseite setzen und mit Entschiedenheit ihre Verurteilung aussprechen muß, so weh das auch thun mag.“ —

Ist „Neues Leben“ der schwächste Roman Auerbachs, so ist „Auf der Höhe“ der gefährlichste. — Eugen Zabel nennt den 1865 in drei Bänden erschienenen Roman: „die reifste Gabe“ des Auerbach'schen Genius, einen „in jeder Hinsicht kostbaren Besitz“, „eine goldne Frucht in silberner Schale.“ — Ludwig Salomon meint, daß dieser Roman geeignet sei, bei denkenden Lesern die Grundansichten über die betreffenden „ethischen Fragen“ vielfach zu klären und zu befestigen.“ — J. Kreyßig sagt: „das Buch ist, wo es die richtigen Leser findet, sehr geeignet zu klären und zu beruhigen.“ Unter richtigen Lesern wird Kreyßig wohl die Andriken verstanden haben. Indessen können sich nach unsrer Erfahrung auch die großen Scharen der Halbdriften über den Conflict zwischen dem Befehle Gottes und der menschlichen Sünde auf Grund der Auerbach'schen Auseinandersetzungen sehr schnell beruhigen. Julian Schmidt endlich, der am besten herausgefühlt hat, daß es sich um Buße und Sühne dreht, bringt allerlei von katholischen und evangelischen Lehren bei, Wahres mit Unwahrem bunt durcheinandergewirrt, schließlich weiß er aber nur zu sagen, daß die Alternative: entweder folgt man der Natur (Sinnlichkeit) oder der Sitte (Moralgesetz), nicht zugestanden werden könne. Mit dieser Negation gibt sich J. Schmidt zufrieden; eine Position ist bei ihm nicht zu entdecken. Er geht wie die Kaze um den heißen Drei. — Hermann Dalton hat in einem Vortrage (2. Aufl. St. Petersburg 1867) das sittliche Gaukelspiel des Spinozisten Auerbach auf gekennzeichneter; nur ist er mit dem Anaben Absalon nach unsrerem Dafürhalten zu säuberlich verfahren. Wenn wir in das Wespennest „auf der Höhe“ greifen, so hoffen wir dabei fest zu greifen. Auf der Höhe der Gesellschaft, auf der Höhe moderner Bildung steht die Gräfin Irma, die Hauptperson des ganzen Romans, um

die sich das Interesse im Salon-Teil wie im Dorfgeschichten-Teil dreht. Sie ist die Tochter eines in ländlicher Einsamkeit wohnenden höchst freisinnigen liberalen Grafen, der stets den Spinoza und Shakespeare auf seinem Tische liegen hat, nie in die Kirche geht, dafür aber als philosophischer Phantast seinen Gedanken Ausdehnung giebt. Graf Wildenort hat seine Tochter in einem Kloster erziehen lassen, viel merkt man nicht davon in ihrem Leben. Als Hofdame kommt sie nach München. (Diese Stadt wird zwar nicht genannt, da aber Baiern das einzige deutsche Königreich ist, welches Hochgebirg hat, so ist die Sache zweifellos.) Sie gewinnt das Vertrauen der Königin und tauscht daselbe durch ihre verbrecherische Liebe zum König. Was mit dem Hof in Verbindung steht, hört von dem Skandal. Durch eine anonyme Mitteilung erhält Irmas Vater Kenntnis vom Fall seiner Tochter. Der arme Mann wird aufs entsetzlichste erschüttert. An seiner Bibliothek vorbeigehend überlegt er: „da drin sind so viel starke und große Geister — warum kommen sie jetzt nicht zu helfen? Es gibt keine andre Hilfe als aus uns selbst.“ Der alte Graf kam die Schande seiner Tochter nicht überleben. Ein Freund, der Geheimrat Günther, Leibarzt des Königs, liest ihm zum Trost und zur Stärkung aus einem früher von Wildenort niedergeschriebenen Heft „Selbsterlösung“ vor, bietet ihm also die Hilfe aus ihm selbst. „Wir müssen uns als einen Teil Gottes denken — lehrt Spinoza (Auerbach). Indem mein Geist das Ganze zu erfassen strebte, habe ich erkannt, was es heißt: der Menschengeist ist ein Teil des Gottesgeistes. — Der einzelne Mensch als solcher wie er geboren und gebildet wird, ist gleichsam ein Gedanke, der auf die Schwelle des Bewußtseins Gottes tritt; stirbt er, so taucht er wieder unter die Schwelle des Bewußtseins. Er geht aber nicht zu Grunde, er bleibt in Ewigkeit, wie jeder Gedanke in seiner Nachwirkung bleibt.“ — Der sterbende, der Sprache beraubte Vater schreibt der Tochter mit dem Finger auf die Stirn, was sie geworden ist. Neben dem Juden Spinoza scheint der alte Graf doch noch einige Erinnerungen an die zehn Gebote bewahrt zu haben. Entsetzt flieht Irma aus dem väterlichen Schloß. Ihr nächster Gedanke ist Selbstmord. Sie möchte in See untertauchen und würde damit auch unter die Schwelle des Bewußtseins Gottes untergetaucht sein. Dann denkt sie zu einer Freundin ins Kloster zurückzukehren. Zuletzt findet sie Vergung im Hanse der Bäuerin Walpurga, die sie am Hofe als die Amme des Kronprinzen kennen und idyllisch gelernt hat. Der alten Mutter der Walpurga beichtet sie, während diese ihr im Waldesdickicht hilft die Kleider einer Hofdame mit einem bäuerlichen Anzug zu vertauschen. „Die Alte hauchte ihr dreimal auf die Stirn mit warmem erlösendem Atem.“ (Was sich wohl Auerbach bei diesem wunderlichen Vorgang gedacht hat?) — Durch den Ammendienst hat Hanke, Walpurgas Mann, so viel Geld in die Hand bekommen, daß er den Freihof kaufen und so seine Schwiegermutter in die alte Heimat bringen kann. Die alte Frau ist dadurch so entzückt, daß sie im Wald ihr Gesicht auf den Erdboden legt und solchen folgendermaßen anredet: „Gott Lob, daß ich dich wieder habe! Trag mich noch lange gut und laß mich und die Meinen gesunde Tage leben auf dir, und nimm mich gut auf, wenn meine Stunde kommt!“

In der ländlichen Stille schreibt Irma an ihrem Tagebuch. Im siebenten Buch seines Romans, betitelt „Von einsamen Weltkind“, gibt Auerbach Auszüge aus diesem Buch: „Ich dürste nach einer Quelle außer mir, die mich trinkt, erlöst; ich schmadte nach Lust, nach Glauben, nach einer besreienden Weihe. Ich finde sie nicht. Ich muß die Quelle in mir finden.“ — — „Ich habe euch beleidigt, verlegt, ihr Genien meines Volkes, ihr Genien der Menschheit. Ihr habt mich genährt und ich habe alle Willkür (!) entweiht, ich muß in Erel leben.“ — — „Ich will ruhig die Folgen meines Thuns tragen, ganz allein auf mich gestellt, auch keine materielle und keine geistige Hilfe von außen.“ Sie hat eine unterhaltende Beschäftigung, eine Arbeit im Bildschnitzen gefunden. Dadurch hofft sie Zerstreuung, Befreiung, Erlösung von den sich unter einander verlagenden und entschuldigenden Gedanken zu finden. Sie schreibt zum Zeitvertreib außer einer Menge kleiner Kleinigkeiten, nichtiger Gedankenpielereien, mancherlei Erinnerungen aus dem Residenzleben ins Tagebuch: Nathan, Zauberflöte x. Die eigentliche sedes doctrinae der Sittenlehre, welche Irma (Auerbach) aufstellt, findet

sich in folgenden Sätzen: „Ich bin in Sünde gefallen — nicht gegen die Natur, nur (!) gegen die Weltordnung. Ist das eine Sünde? — Natur und Sitte sind gleichberechtigt und müssen zum Friedensschluß mit einander gebracht werden. Und wo zwei Gleichberechtigte sind, kann kein Einzelner sein volles Recht ausüben, er muß Concessionen machen. Hier liegt meine Sünde. Wer als Natur allein leben will, muß aus dem Schutz der Sitte ausschreiben. Ich wollte das eine und das andere nicht ganz. So bin ich zerbrochen und zerstückt.“ — Welche Phrasologie! Was versteht Irma unter Weltordnung? Das sechste Gebot? oder das Strafgesetzbuch? oder die öffentliche Meinung? Was Sünde ist, davon hat Irma (Auerbach) keine Ahnung, denn sie lebt ohne den lebendigen Gott. Ihr ist Weltall und Gott eins und dasselbe, jeder Mensch ein Stück Gottheit. Davon, daß die Natur unter das Gesetz Gottes gestellt ist, weiß sie nichts. Der natürliche Mensch soll sich nach ihr fortwährend mit dem geistlichen (sittlichen) Menschen in Compromissen, in einem förmlichen Handel, bei dem Forderung auf Forderung, klatschender Handschlag auf klatschenden Handschlag folgt, zu einem beide Teile befriedigenden Resultate einigen. Und das ist sie gerade, weil sie weder ganz der Natur, noch ganz der Moral („Sitte“) folgen, weil sie Concessionen machen wollte, zerbrochen und zerstückt. — Im Frühjahr zog Irma auf die hohe Alm, auch geographisch auf die Höhe. Sie fühlt, daß sie bald sterben wird. „Ich bin frei, ich bin erlöst. — Die Stunde kommt, sie komme — früh oder spät — ich bin bereit. Ich habe gelebt.“ Der Leibarzt Günther, der Freund ihres Vaters, ihr eigener Freund von der Residenz her, wird von seiner nahen Pensionopolis aus aus Sterbelager gerufen. Er sagt ihr, daß sie Großes vollbracht habe und daß sie ihre bewundernswürdige Kraft festhalten solle. „Ich halte meine Hand auf Deine Stirn und segne Dich im Geiste deines Vaters und mit diesem Kusse küsse ich Dir alle Schwere weg. Du bist frei.“ Es ist nicht zu verwundern, daß eine Tochter des Günther von Irma sagt: Es gibt auch in unseren Tagen noch Heilige. Als die bei Günther „Sommerfrische“ genießenden Majestäten vom bevorstehenden Tode Irmas hören, eilen sie, zuerst die Königin, dann der König auf die Höhe. Schon von weitem schrie die Königin: „Irma! Irma!“ Daraus sanken sich beide unter dem Rufe: „Verzeih, verzeih!“ in die Arme, Irma aber sank tot zurück. Stumm wirft sich der König an der Leiche auf die Kniee. Die Königin legt ihre Hand auf sein Haupt und bittet ihren Gemahl ebenfalls um Verzeihung. „Ihr habt gebüßt, schwer. Sie einsam für sich, Du einsam neben mir.“ — Damit hat die Geschichte ihr Ende erreicht. Beichte bei sich selbst, Erlösung aus sich selbst, Abolution durch sich selbst. Bequemer kann mans nicht haben. Das ist die neue Religion, welche für Reformjuden wie ungläubige Christen in ganz gleicher Weise sich eignet. Daß ein Roman, wie der vorliegende, auf religiös wenig oder ungenügend fundierte Leser, insbesondere auf junge Leser einen verwirrenden, weil falsch aufklärenden und falsch beruhigenden Einfluß üben muß, liegt auf der Hand. Wenn darüber noch ein Zweifel sein sollte, der wird denselben ganz gewiß fallen lassen, wenn er mit dem Leibarzt Günther näher bekannt geworden ist. In den Kopf dieses Spinoza-Jüngers hat der Spinoza-Jünger Auerbach alle die teilweise guten, zum größeren Theile verkehrten Gedanken vereinigt, mit denen er durch den Roman „Auf der Höhe“ die Menschheit beglücken wollte. Der Leibarzt, von dem ein „besonderer Glanz“ auf den Hof fiel (!), hält es für ein Glück der Menschheit und Deutschlands, „daß es keine Confessions-Einheit gibt. — In der Vielfältigkeit der Confessionen liegt eine Bürgschaft gegen den Fanatismus, wie weiter hinaus eine Bestätigung, daß die ähner Religionsform gleichgiltig, ich meine, daß man in jeder Religion ein rechtlicher Mensch sein könne und sogar ohne äußere Religion.“ Ganz das Schiller'sche Distichon:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,

Die du mir nennst. — Und warum keine? Ans Religion.“

Ganz wie der Dr. Günther hat auch der Vater der Amme Walpurga gedacht, wenn er sagte: „Glaub nicht, daß der Mensch verdammt ist wegen seines Glaubens, wenn er nur brav ist. — Die Kirchen alle, die unsrig und die evangelisch und die jüdisch und die türkisch, und wie sie alle heißen — da ist jedes so eine Stimme im Gesang und



da singt jedes wie es seine Kehle hergibt und das stimmt doch zusammen und gibt einen guten Chor.“ Die Königin hat ihrem Gemahl zu Liebe katholisch werden wollen, solche interconfectionelle Weisheit bringt sie von ihrem Vorhaben ab. Offenbar hat die arme Königin wenig Verstand. Daß sie auch wenig Takt besitzt, ergibt sich aus dem Umstand, daß sie ihren Unwillen über des Königs Ehebruch mit Irma in Gegenwart Dritter durch Schreien Luft macht. Günstler, der nicht bloß Leibarzt, sondern auch Seelenarzt sein möchte, sucht die trostlose Königin umzustimmen. „Er deckte ihr die Gründe auf im Thun und Lassen der Menschen; er behandelte sie nach dem Grundsatz jenes einsamen Philosophen (Spinoza), daß in allem Treiben der Menschen die Naturgesetze walten; hat man diese begreifen und verstehen gelernt, dann ist keine Rede mehr von Verzeihen, wenigleich das Verzeihen mit eingeschlossen liegt in dem Erkennen der Naturnotwendigkeit. — Der Irrtum oder das was man Fehler eines Menschen nennt, ist entweder ein Hautrelief oder ein Basrelief seiner Natur, ein Ueberstreiches oder ein Mangel. Die Fehler des Ueberquellenden lassen sich durch Erziehung und Erkenntnis ausgleichen, die des Mangels nicht. — Laster und Missethaten sind bei Licht betrachtet gar nicht wirklich, sie sind nichts als Mängel; sie können tausendfach traurige Folgen haben, aber sie bestehen nicht; die Tugend allein ist eine Wirklichkeit.“ — Der Einfluß dieses Menschen ist bei der Königin so bedeutend, daß sie ihm nicht bloß den Rat gibt, seine gesammelten Weltbetrachtungen in Briefform zu veröffentlichen, — Horaz hat Episteln geschrieben, auch die Apostel bedienten sich der Briefform — sondern auch von ihren romanisierenden Anschauungen bis zu dem banalen Satz herabgekommen ist: „Die Kirche hat auch ihr Recht, wenn sie nur nicht allein Recht haben, sondern vielmehr bescheiden als gleiche mit gleichen, mit andern Wohlthätigkeits- und Lehranstalten stehen will.“ — Von einem Einfluß des Leibarztes auf den König ist keine Rede. Der König ist zu gescheut, als daß er sich durch die Taschenspielerkünste des ihm obendrein als Fortschrittmann unangenehmen Günstler imponieren ließe. Der König war kein Freund der constitutionellen Verfassung. „Er liebte die Verfassung wie er seine Gattin liebte, er schätzte ihre Tugenden, er wollte ihr treu sein und doch der freien Neigung nicht entsagen.“ Bei den Concessionen wurde er der Königin und der Verfassung untreu. In der Folge empfand er seinen Ehebruch ebenso als Sünde, wie seine Mißachtung der Constitution, und er nahm sich vor, zur ehelichen Treue zurückzukehren und nur solche Minister zu wählen, die der Kammermajorität genehm sind. „Auerbach ist kein Politiker“, sagt Julian Schmidt. Auerbach weiß in seiner politischen Unschuld nicht, daß nach seiner deutschen constitutionellen Verfassung der Fürst von der jeweiligen Kammermajorität abhängig ist in der Wahl seiner Minister.

Zum Schluß noch einiges von Walpurga. Als sie im Begriff ist nach der Residenz abzureisen, hält sie eine lange Anekdote an ihren Mann, und nachdem sie ihr Kind geküßt hat, küßt sie auch noch seine Wiegenbede und das Holz seiner Wiege. Die Königin ist von dem Wesen der Amme ganz entzückt, ihr ist, als wenn mit Walpurga die ganze Alpenwelt voll Taufriße und würziger, tannenharziger Luft sie anhauche, darum küßt sie auch die taurische Amme. An ihren Mann schreibt diese lange Briefe mit einer Fülle Auerbachischer Gedanken. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat geht sie vor Sonnenaufgang an den See, entkleidet sich am offenen Ufer, springt ins Wasser und sagt zum See: „So ist, und so ist recht, ich bin wieder da und wieder dein und alles ist von mir herunter. Ich bin nie fortgewesen.“ „Ein Storch stand im Köhricht und schaute Walpurga zu, wie sie sich wieder ankleidete; sie schlug die Augen nieder, da der Vogel sie gesehen hatte, der mit seinem großen Schnabel klapperte. Sie winkte abwehrend, wie wenn sie nicht hören wollte, was er sage.“ Von anderen Urbanitäten und Scherzen dieser Art wollen wir schweigen. Die Leier werden an dem Mitgetheilten mehr denn genug haben. Selbst Fr. Kreyßig sagt, daß die in den Roman eingeflochtne Dorfgeschichte nicht frei von geistiger Unnatur und Effecthasderei sei. Auerbach hat sich in Berlin dem süddeutschen Volkstum in dem Maße vermöge seiner angeborenen Acclimatisations-Fähigkeit entfremdet, daß er die Walpurga den Kronprinzen „mein Junge“ anreden läßt. Wie kann man ein so falsches Licht aufsetzen!

Hatte sich „Auf der Höhe“ eines großen Beifalls zu erfreuen, so ist der 1868 erschienene Roman „Das Landhaus am Rhein“ von der Kritik sehr kühl aufgenommen worden. Erich Dournay, ein Hesses-Darmstädter, dessen Vaterland von Auerbach „Umformungen“ genannt wird, ist der Sohn eines Cadettenprofessors, eines Gesinnungsgenossen des Leibargtes Günther in München. Als Artillerieofficier nimmt er seinen Abschied und will Hofmeister werden. Seine Lebensgeschichte erzählt er dem Grafen Chlodwig, der wenn auch weder agnatisch noch cognatisch, so doch ganz gewiß seelisch nahe verwandt ist mit dem Grafen Wildenort in „Auf der Höhe.“ Diesem Manne, „in dem die Weihe des reinen Geistes lebte,“ hat Erich „gebeichtet“ und in Folge davon fühlte er sich „erhoben und gekräftigt, im Selbstbewußtsein gerüstet zu jedem schönen Menschenbunde.“ Sein erster Versuch, einen schönen Menschenbund im Zuchthaus zur Besserung der Sträflinge zu schließen, war an seinem Schönheitssinn gescheitert. Durch Chlodwigs Vermittelung wird Erich Hofmeister bei dem „das Landhaus am Rhein“ bewohnenden, enorm reichen, aber in höchst zweifelhaftem Ansehen stehenden Rentier Sonnenkamp. Dem jungen Roland Sonnenkamp, wie die ganze Familie, katholisch, soll von dem reformierten Erich neben anderen Dingen auch Gottvertrauen beigebracht werden. Was rechtes Gottvertrauen ist, hat Sonnenkamp bei einem kürzlich verstorbenen Wänter erfahren. Dieser Mann hat bei allen körperlichen Schmerzen beständig gesagt: mein Heiland hat noch schwerer leiden müssen und Gott wird schon wissen, warum er mir das antut. Erich antwortet Sonnenkamp mit der Redensart: „Ich glaube, wir können das Gleiche gewinnen in dem Bewußtsein, uns nach Maßgabe unserer Kraft und in Uebereinstimmung mit dem Wohle unserer Mitmenschen zu bethätigen.“ Außer der völligen Inhaltlosigkeit dieses Satzes fällt einem auch der langweilige Professorenstil auf. Um seine litterarischen Kenntnisse zu erweitern leiht sich Erich von einem evangelischen Wänter eine Bibel. Nachdem er später daraus die Geschichte vom reichen Jüngling als ein Samenorn in seines Jöglings Seele gelegt hat, erklärt er dem benachbarten katholischen Pfarrer, daß diese Geschichte in einer Zeit entstanden sei, „in der man alle reale Macht, die Staatsmacht, den Reichthum und alle Lebensgüter verachten und verworfen mußte als Dinge, die der ewigen Idee gegenüber keine Bedeutung haben.“ Als ob das heutzutage anders geworden wäre!

Erich ist in Darmstadt aufgewachsen. Gerade den Bewohnern dieser Stadt ist ein außerordentlich großer deutscher Patriotismus eigen. Rüsten sich diese Darmstädter doch jetzt schon — im Frühjahr 1882 — auf den Sedantag! Es ist deshalb begreiflich, daß Erich beim Anhören vierstimmigen Gesangvereins-Gesangs und beim Anschauen von Turnübungen in einem Dorf — vor 1870 — in das Entzücken ausbricht: „O unser herrliches Deutschland! Das ist Leben! Das ist unser Leben! Die Seele im kräftigen Gesang, den Körper in mütiger Bewegung gestärkt, das gibt ein Volk von Kraft und Schönheit; ihm muß die Ehre und die Freiheit werden! Wir besitzen und erlangen alles Herrliche, das der kassischen Welt eigen war.“ — Ohne daß man erfährt weshalb, warum, geht Erich eines schönen Tages davon, Roland reißt ihm nach, und dem Sohne reißt der Vater nach. Sie bitten den Hofmeister so lange, bis er wieder nach dem Landhause am Rhein zurückkehrt. — Von Wert muß es dem Erzieher sein mit Knopf, einem früheren Lehrer Rolands, über das Erziehungsziel zu reden. Knopf erklärt: „die Religion, die irdische Burg, wohin wir den reichen Jüngling führen, hat nicht Mauern, nicht Dach, hat kein Bild, keinen Gesang, keine Weisbesprüche . . . da liegt.“ Erich antwortet: „Ich hoffe, es soll uns beschieden sein, einem Menschen den Halt in sich zu geben, ohne Anlehnung an von außen Gegebenes.“ Er erkennt, daß es eine besonders schwierige Aufgabe des freien (ungläubigen) Menschen ist, „daß er im Gegenatz zum Kirchentum niemand habe, der ihm auf jedem Lebenswege sagen könne: folge mir nach. Wir neuen Menschen müssen das Hohe und Heine in den erhabnen Naturen erkennen, auch wenn es mit allerlei von der Zeit und dem Naturell Beschränktem verbunden sei“ (ist). Als „neuer Mensch“, als Priester der Zukunftsreligion predigt deshalb Auerbach direct, nicht durch Erichs Mund, über die „Cultureröffnungen“ des 16. Jahrhunderts folgendermaßen: „Da stand ein Mann auf in einem kleinen deutschen Städtchen und

bewies: die Erde, auf der wir leben, ist kein fester Punkt, sie dreht sich beständig um ihre Achse und im Sonnenkreis. Die ganze Betrachtung der Menschheit durch Jahrtausende war auf einmal geändert. — Wie das Herz der Menschheit das zuerst erfuhr, mußte ein Schauer es durchbeben, es gab keinen Himmel mehr; was man so nennt, ist nichts als die festgefügte (?) zahllose Reihe der Gestirne, die sich bewegen, anziehen und abstoßen. Es gab keinen da oben sitzenden Weltkönig mehr. Und ein anderer Mann kam und sagte: auch auf Erden gibt es keinen Mann, der, auf seinem Throne sitzend, den ewigen Geist in sich faßt, um zu lehren und zu bestimmen, was die Menschen glauben und hoffen sollen. Kirchentrennung trat ein und riß die gebildete (!) Welt auseinander u. s. w.“ Folgt dann noch Columbus; da wir aber von Amerika sonst noch hören müssen, so lassen wir es mit diesem Auszug bewenden. —

Auerbach verkümmert nicht, uns auch mit Erichs Eltern bekannt zu machen. Der Vater ist zwar seit kurzem tot, er hat aber kostbare Manuscripte — von seiner Hand — hinterlassen. Darans teilt uns Auerbach und sein Liebling Erich recht bezeichnende Sachen mit. „Mir zittert das Herz vor Freude, hat der Cabettenlehrer sterbend seinem Sohne gesagt, wenn ich in die Jahrhunderte hineinsehe, wie da Schönheit, Freiheit, Fürsorge für die Mitlebenden sich aufthut, die wir erst im Keime sehen. Die Alten wollten, daß der Staat die Kinder erzieht und jezt thut ers in einer Weise, die kein Solon, kein Sokrates ahnen konnte. Du wirst die Zeit erleben, wo man kaum mehr ahnt, daß es Sklaven, Leibeigene, Hörige gab und das ganze Gerümpel einer sich selbst belligenden Welt.“ Im schwersten Schmerz seines Lebens hat Vater Dournay „Trost, Ruhe, freies Aufatmen im Umherwandeln unter den antiken Gebilden gefunden.“ Ganz Ueberschwängliches hat er über Franklin niedergeschrieben, gerade so wie Auerbach selbst! —

Frau Professor Dournay erzählt aus ihrem Leben: „An unserm Tisch wurde kein übliches Gebet gesprochen, aber ich glaube, daß an denselben ein reines und gutes Denken herrschte.“ Die Professorin paßt ebenso vortrefflich zum Professor, wie die Geheimrätin Günther zum Geheimrat. —

Von seinen Eltern hat Erich nicht nur einen regen wissenschaftlichen Sinn und die Neigung zum Schulmeister geerbt, sondern auch eine nicht häufig vorkommende Abneigung gegen lucrative Thätigkeit. Daß er Honorar annehmen muß, dazu von dem Crösus Sonnenkamp, ist ihm schredlich. Dieser hat hinsichtlich des Erwerbes ganz andere Anschauungen. Er ist in diesen Punkte Amerikaner durch und durch. Durch schungshast betriebenen Sklavenhandel und durch mancherlei andere Unternehmungen hat er einen ungeheuren Reichtum erworben. Es fehlt ihm, abgesehen vom geselligen Verkehr, an nichts. Um diesem einzigen Mangel, der in dunkeln Gerüchten über das frühere Leben des Abenteurers seinen Grund hat, abzuhelfen, capriciert er sich darauf, geadelt zu werden. Aber der Adel muß ihm angeboten werden. Graf Chlodwig, der den Adel ganz amerikanisch für eine absterbende Institution erklärt, rät dem Nachbar Sonnenkamp von seinem Streben ab. Das Beispiel eines anderen Bekannten aber, der als Weinindustrieller nach langem Harren unter dem Namen Herr von Endlich\*) geadelt worden ist, reizt den Amerikaner aufs neue. Alles wird in Bewegung gesetzt, um die Nobilitierung Sonnenkamps zu erreichen, selbstverständlich auch der schwerwiegende Einfluß der Frau Professorin Dournay. Schon befindet sich Sonnenkamp in der Audienz beim Landesherren, um das Diplom zu empfangen, als der Mohr des Fürsten auf jenen, seinen früheren Eigentümer, der ihn einst mit andern Sklaven hatte ins Meer werfen lassen (warum, darüber schweigt die Geschichte), wütend drein springt und so die unmittelbar vorher in den Zeitungen veröffentlichten Nachrichten über Sonnenkamps Vergangenheit wirksam bestätigt. Beschimpft lehrt dieser nach seinem Landhause zurück. Was thun? Auerbach läßt den Gebrandmarkten ein Privat-Geschwornengericht zusammenschicken,

\*) Auerbach hat während seines Aufenthaltes in Bingen ohne Zweifel davon gehört, daß einem angeblich lange auf den Adelsbrief wartenden Manne vom Landesfürsten der Adel unter der Bedingung in Aussicht gestellt wurde, daß der Name zu lauten habe „Endlich von L.“

die Sühne für seine Thaten bestimmen soll. Den Geschwornen erzählt Sonnenkamp sein ganzes Leben: Mord, Verrug, Diebstahl, Unzucht. Nur um seiner Kinder willen müsse er heucheln und ein ehrbares Leben führen. Von den Beratungen des Zwölfmännergerichts wird zwar mancherlei berichtet, die Sache geht aber aus wie das Hornberger Schießen. Sonnenkamp geht bei Nacht und Nebel mit der Witwe des inzwischen gestorbenen Grafen Chlodwig durch, um nach Amerika zurückzukehren. Doch hat er vorher ordnungsmäßig, notariell feststellen lassen, daß er nur dasjenige Geld mitgenommen habe, welches er durch den Sklavenhandel erworben hätte. Die übrigen Reichtümer fallen dem Sohne Roland und der Tochter Hermanna zu. Mit letzterer hat sich Erich verlobt. Anfangs hatte „Manna“ Konne werden wollen, der Verkehr mit Erich hat sie aber auf andere Gedanken gebracht. Dem früheren Rosenkranzboten steht jetzt mit Beziehung auf Erich, der überhaupt nie betet, die Ansicht gegenüber: „sein Denken ist Gebet, sein Thun ist Gebet, sein Leben ist Gebet.“ Was die Verstandesträfte betrifft, kann Hermanna Sonnenkamp mit der Königin in „Auf der Höhe“ auf eine Linie gestellt werden. —

Beim Ausbruch des nordamerikanischen Krieges der vereinigten Staaten gehen Roland, Manna und Erich nach Amerika. Der Bürgermeister hat die beiden letzteren vorher als Eheleute „eingesegnet.“ Auf der See lesen sie zusammen die Odyssee. In einem Briefe an seine Mutter schreibt Erich: „Was ist's, das mich nun dahin führt, mein ganzes Sein in einer großen Wendung der Menschheitsgeschichte einzusetzen.“ Sollte er im Kampfe fallen, nun, er hat den Vater, die Mutter, Manna, die Wissenschaft, das reine Streben, die That gehabt. (Die Musik hat er vergessen.) Sonnenkamp und Gräfin Bella kämpfen und fallen auf der Seite der Südlings, Roland und Erich kämpfen und siegen auf der Seite der Nördlinger. Nach beendigtem Kriege ruft Erich: „Es gibt keine Sklaverei mehr. Nun sollen sie herkommen, die Herren mit Talaren und Wäffchen und uns sogenannten Kezern eine That von solcher Tragweite zeigen gleich dieser.“ Auerbach, dessen Lieblingsthema Amerika war, der die Vereinigten Staaten bis zu dem Grade geliebt hat, daß er von Etablierung einer deutschen Universität in der amerikanischen Union gefabelt hat, verhehlt uns nicht, wer die schwarze Rasse befreit hat: ihr Erlöser heißt „Bildung.“ Das kommt auf die neue Religion hinaus, von welcher Auerbach den sterbenden Grafen Chlodwig nach einem Exkurs über den Bundestag sagen läßt: „Ein neuer Glaube und eine neue Erkenntnis wird kommen und die Welt wieder aufrichten. Die neue Religion wird die Neufchen nicht loben, ihnen nicht schmeicheln; sie wird ihnen etwas zumuten, von ihnen fordern, streng, scharf und hart gegen sie sein. Das allein hilft.“

Der 1874 erschienene Roman „Waldfried“ ist die formloseste von allen Auerbach'schen Schriften. In dieser „vaterländischen Familiengeschichte“ von drei Bänden erzählt Heinrich Waldfried nicht blos von sich und seiner Familie, sondern auch von allen möglichen Verwandten und Freunden. Wir haben gegen 70 Personen gezählt. Am Ende weiß man oft nicht, ob einem der oder die schon einmal vorge stellt worden ist oder nicht. Von einem Pläne, einer Idee ist keine Rede. Die Erlebnisse reichen von Wartburgfeste 1817 bis zum 1871er Truppeneinzug in Berlin. Das Ganze ist ein unketes Geplauder, bald von diesem, bald von jenem. Immer wieder neue Anfänge. Kein Faden, aber eine Menge abgerissener Fädchen. Spielhagen hat sich nach Erscheinen des Waldfried in schonungslos-scharfer Weise gegen diesen Roman ausgesprochen im Londoner Athenäum: er schrieb dem Verfasser kurzerhand marasmus senilis zu. Nachmals haben sich jedoch Spielhagen und Auerbach in dem Maße ausgesöhnt, daß jener als der intimste Freund Auerbachs galt. Das wird wohl durch eine entsprechende Lobspende Spielhagens an Auerbach möglich geworden sein. Lob zu ernten, Beifall zu hören und zu lesen, war nämlich die schwache Seite Auerbachs. Wenn die Freunde nicht von selbst aus Loben dachten, fragte er sie, ob sie schon sein „Neutes“ gelesen hätten. Einer seiner Freunde sagt, er sei nach Lob begierig gewesen wie die Pflanze nach Sonnenlicht. Offenbar kannte er das treffende Wort Geibels nicht: „Unbunt ist ein arger Gast. Aber an den angethanen Liebesdienst den Freund zu mahnen, ist so

arg als Ludask fast.“ Hören wir, was Freiligrat unterm 8. April 1874 auf ein den „Waldfried“ in Erinnerung bringendes Monitorium Auerbachs geantwortet hat. Diese Antwort dient nebenbei zur Rechtfertigung unseres vorausgegangenen unglücklichen Urteils über jenen Roman.

„Du bist eine ungebildete Seele, lieber Auerbach! Was redest Du denn von meiner „jesigen Zurückhaltung“, die obendrein durch „die besondere Schattierung innerhalb der freigestimmten Partei“ veranlaßt sein soll?

Wenn ich Dir den Empfang Deines „Waldfried“ (der jetzt etwas länger als vierzehn Tage in meinen Händen ist), nicht sofort dankend angezeigt habe, so kann das doch auch aus andern Ursachen herrühren, als aus jener von Dir als einzig wahrscheinlich angenommenen. Kann ich denn nicht krank, kann ich nicht verreist, kann ich nicht sehr beschäftigt gewesen sein, können nicht sonst frohe oder traurige Ereignisse mich abgehalten haben? Ist mir denn in diesen zwei Wochen nichts anderes durch den Kopf gegangen als „Waldfried“, und würde ich, „wie es Brauch und Recht ist“, Dir nicht ohnehin bald ein Wort über das Buch zugersien haben, auch ohne Deine Mahnung?

Doch genug! Ich will nicht auch empfindlich sein! Sondern will Dir lieber aus vollem Herzen für das schöne Werk danken, und Dir sagen, wie sehr es mich und meine Frau (der ich die drei Bände in stillen Abendstunden vorgelesen habe), befriedigt hat. Wir finden, daß Du Dein Bestes und Eigenstes in das Buch hineingelegt hast; ein reines, auf die edelsten Ziele gerichtetes Wollen weht uns wohlthuend aus ihm entgegen; der eng umrahmte Spiegel, den Du das Bild einer großen Zeit auffangen und zurückwerfen lässest, ist so blank und so flüchtig, daß es eine Lust ist, in ihn hineinzuschauen und an Deiner Hand jene Tage voll Fürchtens und Hoffens und Jubelns noch einmal in der Erinnerung zu durchleben.

Dennoch bin ich, was die politische Seite des Buches betrifft, nicht durchaus mit Dir einverstanden, und ich sage Dir das offen und ohne „Zurückhaltung.“ Du (ich identifiziere Dich natürlich mit Heinrich Waldfried) gehst mir zu weit in Deiner Einheitsfreude. Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Daß ich darum aber das „Reich“, wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir alle gestrebt, für das wir Kerler und Erle nicht gescheit haben: das, lieber Heinrich Waldfried fällt mir nicht ein. Ich acceptiere die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Notwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür. Ich ehre Deine Ansicht, weil ich weiß, daß sie auf Wahrhaftigkeit und ehrlicher Ueberzeugung beruht, aber ich teile sie nicht. Sie unbedingt teilen, hieße ein politisches Programm unterzeichnen, hieße mich zum Mitglied einer Partei machen. Das aber liegt mir fern. Ich bin froh, daß ich keiner Partei mehr angehöre (also auch keiner „besonderen Schattierung“ innerhalb einer Partei), — daß ich, jetzt schon seit Jahren, wieder auf jener „höheren Warte“ stehe, von welcher ich einst gesungen. Meinen Idealen, meinen Ueberzeugungen bleibe ich treu, aber mit Programmen und Manifesten bleibe mir vom Leibe.

Ich möchte mir auch ein Wort über die Form Deiner Historie erlauben. Diese, die des Tagebuchs, scheint mir teils ein Vorzug des Wertes, teils ein Nachteil für dasselbe. Ein Vorzug, indem sie durch die ihr gestattete Erwähnung des Kleinsten und Nebenächlichsten die Fiction mit einem Scheine der unmittelbaren Wirklichkeit, des faktisch Erlebten umkleidet, wie er sonst schwerlich herzustellen gewesen wäre; ein Nachteil aber, weil Aufzeichnungen der Art, trotz aller Ausführlichkeit, dennoch immer etwas Fragmentarisches an sich tragen. Dazu etwas Quirlendes, Unruhiges, Hin- und Herpringendes, was ein gewisses Durcheinander der Erzählung und selbst gelegentliche Wiederholungen mit sich bringt. Dem entspricht der Stil, diese kurzen, gebadeten, epigrammatisch zugespitzten Sätze, die mich, in diesem deutschen der Bücher, in der That nicht selten an die neufranzösische, namentlich an die Darstellungsweise Deines guten Freundes Victor Hugo erinnerten.

Von den Charakteren hat uns der des armen Ernst am meisten angezogen. Am

wenigsten (was Dich wundern wird) Martella. Widrig berührte mich auch, daß Du das wilde Waldkind zur Tochter einer Tänzerin machst, die mit einem Kerl „mit Wideln in den Haaren“ nach Amerika durchbrennt. Die Schlacht, mit Ernsts und Martellas Tode, ist herrlich und ergreifend geschildert. Auch Gustavens Tod und anderes hat uns tief bewegt. Ich kann aber nicht auf alles eingehen. Es wimmelt ja von Menschen und Ereignissen in dem Buche. — — — Sonst noch einiges Einzelne, *pöls mèlo*, wie mir's eben einfällt: — Ludwig sagt irgendwo, die Amerikaner verständen mit ihrem vielen Gelde nur Kirchen zu bauen. Dem ist nicht so! (Folgt eine Aufzählung großer amerikanischer Unternehmungen). So ließen sich Hunderte von Beispielen anführen (wenn man sich die Mühe des Suchens machen wollte), die Ludwigs Behauptung entkräfteten. Die Amerikaner haben mehr Gemeingeist als wir, und er äußert sich keineswegs einzig im Erbauen von Kirchen!

Dann: — Deine Menschen belokomplimentieren sich zu viel, wenn sie etwas Gutes oder Gescheidtes gesagt haben! Ist das ein verständnisinniges Anblicken, ist das ein Umarmen, ein Küssen und Händedrücken nach jedem bedeutenden Worte! Und Heinrich der Alte nimmt von allem treulich Act. Meinem Gefühl widersetzt das.

Dann: — An Kwarte habe ich auszuweisen, daß die Anekdote, welcher er seinen Namen verdankt, aus Nebels Schatzkästlein oder gar aus dem Weidinger stammt.

Dann: — Warum nennst Du die Turcos immer „Niaten“?

Dann: — Du citierst das Wort des Greiners in Schillers Fassung („Mein Sohn ist wie ein andrer Mann“), gibst aber zu verstehen, als fände es sich bei Uhländ. Bei Uhländ lautet das Wort aber: „Der gefallen, ist wie ein andrer Mann!“

Wir können uns auch unfererseits auf Charakterisierung einzelner Personen im „Waldfried“ nicht einlassen, sie sind alle schattenhafte Gestalten. Wir heben nur Einzelheiten der Darstellung hervor. Waldfrieds Sohn Ernst verlobt sich mit einem wilden, zigeunerhaften Mädchen. Er schreibt darüber mit vollendeter Hoheit: „Ich habe mich verlobt! Mit wem denn? Mit einem gesunden Mädchen. Ich verstehe die Zuchtwahl.“ Zur Empfehlung der Braut sagt er, sie sei „gesund wie ein Hirsch“ und sie habe noch nie geweint. Im deutschen Kriege des Jahres 1866 desertiert Rusje Ernst. Seine „heidnisch erzogene“ Mutter trötet sich bei diesem Schimpf durch das Lesen der Antigone: „der beste Trost, die eigentliche Erhebung sei, wenn man das erprobte Leid in das Allgemeine hineinhebe und als seelische Erfahrung der sich fortentwidelnden Menschheit fasse.“ Gott Lob gibt es nur wenige Mütter nach diesem von Auerbach erfundenen Muster. — Nach dem Tode dieser altgriechischen Mutter findet der Witwer die erste Veruhigung, gerade so wie sein Gefinnungsgenosse Professor Dournay im „Landhaus am Rhein“, im Antikenzimmer. Derselbe Heinrich Waldfried liest den betrübten Angehörigen eines im Kampfe gegen Frankreich Gefallenen die Rede des Pericles bei der Totenfeier in Athen vor. „Und es ist Religion, die echte, wenn Pericles ruft: Ihr sollt die Kräfte des Staates euch täglich vor Augen stellen und ihn lieb gewinnen. Suchet das Glück in der Freiheit, die Freiheit aber im eignen Mute.“ — Der jüdische Rechtsanwält Offenheimer versteht nach dem Tode seines ebenfalls im Krieg gefallenen Sohnes die Worte: „Niemand lebt ihm selber und niemand stirbt ihm selber“, im kleineren Sinne so: Jeder stirbt nur seinen Angehörigen und Hinterlassenen.“ Auerbach fügt hieran die These: „die gebildeten Juden sind nicht sowohl Juden als vielmehr Nichtjuden.“ Sie sind nur noch Juden der Masse nach. Genau wie Auerbach. Darum auch die bis ins Lächerliche getriebene Verherrlichung Auerbachs durch die Juden. Darum seine Beerdigung auf dem jüdischen Totenhof in Nordstetten. Darum die zahlreichliche Bedeutung der Juden. Niemand ist mehr als die Juden darauf aus, sich im Dunkel ihrer Rasse über die Völker, in deren Gebiet sie wohnen, zu erheben. — Eugen Zabel hat noch von kurzem in seiner Monographie über Auerbach erklärt, daß die Juden in Deutschland neben dem materiellen auch noch ein geistiges Uebergewicht erlangt hätten — wenn aber gegen diese Annahme reagiert und ihnen gesagt wird, daß noch nicht aller Tage Abend ist, dann geben sie sich entsetzt über „Judenverfolgung“, Rückkehr mittelalterlicher

Verhältnisse u. s. w. Anerkennenswert ist bei Auerbach, daß er sich redlich bestrebt hat, ein gutes, klares, flüssiges Deutsch zu schreiben. Doch hat er als Schriftsteller gewisse Absonderlichkeiten des Stiles nicht vermieden. So sind die Composita von frisch „oft und oft“ bei ihm zu finden: taufrißige Melodie, taufrißige Quelle (taufeuchtes Gesicht, taubstüßiger Morgen, taubildende Stille der Einsamkeit) kernfrißiges Liebchen, kernfrißige Frau, frühlingsfrißige Tage, waldfrißige Natur, sprossenfrißige, blumenfrißige Mai-bowlenzeit. Schade daß er nicht das Wort „Sommerfrißige“ erfunden hat, doch macht er eigens Ludwig Staub als Erfinder dieses Ausdrucke namhaft. Als Irma die Wellen streichelte (!), war in ihren Bewegungen eine „Knospende Gedrungenheit.“ Selbstame Wortbildungen sind: zuwiderer (statt mehr zuwider), unirdischer Genius, milde Debigkeit, nähriger Boden, überhirnig, Unsüchternheit, sophalägerige Welt, gebetähliche Lippenbewegung, Vorlautigkeit, Schmerzächtigkeit, Fracks (für Fräcke — man sagt doch auch nicht Sacks für Säcke) unguntnützig, entballen u. s. w.

Allgemein wird bemerkt, daß Auerbach gerade zu seiner vorzugsweisen Begabung als Volksschriftsteller aller und jeder Humor fehlt, daß er es nur zu mehr oder weniger gelungenen Wigen bringt. Er sagt selbst in „Schrift und Volk“ „von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift“ — — „aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen.“ Von Hebel sagt Auerbach mit Recht, daß sein Humor „jenes sauste und weise Lächeln dessen ist, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem sein Auge vorherrschend von den lichten Seiten des Lebens angezogen ist.“ Auerbach hat die Welt in keiner Weise überwunden, er seufzt und höhnt sein Lebenlang unter dem Welträtzel, das weder Meister Spinoza, noch sein Schüler von Nordstetten gelöst hat. Alle Lösungsversuche sind rhetorisch ausgeputzte Redewendungen, die jeden Leser kalt lassen. Durch den ganzen Auerbach geht das Gegenteil des Humors, ein tieftrauriger Zug modernen Heidentums, das keine Hoffnung hat.

Um aber mit einem Stüde Anerkennung zu schließen, sei ausdrücklich hervorgehoben, daß Auerbachs Schriften sich vor den zahlreichen Werken anderer Romanfschreiber durch ihre strenge Haltung in segnerlicher Hinsicht auszeichnen. Auerbach ist immer decent, manchmal, wie in „Auf der Höhe“, scheut er sogar einen Ausdruck, der eigentlich unentbehrlich ist. Gerade in dieser Richtung hebt er sich höchst vorteilhaft von dem unzüchtigen Geschlechte der feisten Genusmenschen ab, die leider so weite Gebiete der modernen Unterhaltungsliteratur völlig beherrschen.

## Ueber die altägyptische Religion.

Von W. von Strauss und Torney.

Der ausgezeichnete englische Aegyptolog Le Page Renouf hat im Jahre 1879 zu London sechs „Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, erläutert durch die Religion des alten Aegyptens“, gehalten, welche sodann gedruckt worden sind und von denen nunmehr eine recht gute, würdig ausgestattete Uebersetzung in der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig, die durch ihren Verlag große Verdienste um die Aegyptologie hat, erschienen ist.

Ihre Entstehung verdanken sie der Stiftung eines Mr. Robert Hibbert, der im Jahre 1849 gestorben ist und einen erheblichen Geldbetrag ausgekehrt hat, damit dessen Zinsen verwendet würden „zur Ausbreitung des Christentums in seiner einfachsten und verständlichsten Gestalt und zur ungesesselten Anwendung des Privattheils in Sachen der Religion.“ Zu bestimmen, was hierzu am dienlichsten sein werde, blieb den Verwaltern der Stiftung überlassen. Viele Jahre hatten diese die Einkünfte fast ganz „der

höheren Bildung Studirender für das christliche Kirchenamt“ gewidmet. Dann aber beschlossen sie nach dem Vorschlage einer Anzahl hervortragender Geistlicher und Laien, zur Förderung der Absicht des Erblässers eine Reihensolge von Vorlesungen über die verschiedenen geschichtlichen Religionen der Welt zu veranstalten. Die erste Reihe derselben hielt Professor Max Müller im Jahre 1878 bezüglich der Religionen Indiens. Im nächsten Jahre folgte le Page Renouf.

Die erste seiner Vorlesungen beschäftigt sich mit der unverständlichen Auffassung des ägyptischen Cultus bei den ältesten christlichen, sowie bei griechischen und römischen Schriftstellern, deren Nachrichten daher unzuverlässig sind; doch hätte dabei wohl erwähnt werden können, daß wir dennoch auch ihnen, namentlich Herodot und Plutarch, manche wertvolle Kunde zu danken haben. Nach einem Blick auf die Fehlüersuche späterer Zeit zur Erklärung der Hieroglyphen wird sodann Champollions Verdienst um die Entzifferung und Lesung derselben nach Würden hervorgehoben und das erfolgreiche Streben seiner Nachfolger zur Wiederentdeckung der alten Sprache kurz dargestellt, endlich der Wert der Veröffentlichung aufgefundenen Texte, die nun als zuverlässige Quellen dienen können, gebührend betont. Indes wird bemerkt, daß dieselben vor allem chronologisch zu ordnen seien, um sowohl die Geschichte des Landes, als die religiöse Entwicklung richtig daraus verstehen zu können.

Die zweite Vorlesung zeigt daher, wie die inschriftlichen Urkunden rücksichtlich der Königsfolgen und der Regierungsdauer der einzelnen Herrscher beschaffen seien und wie man unter Zuhilfenahme sonstiger Nachrichten zu verfahren habe, um wenigstens im großen einen Ueberblick über die geschichtlichen Zeiten Aegyptens zu gewinnen. Wird dann aber der Anfang des ägyptischen Königtums „mindestens“ auf das Jahr 3360 v. Chr. gesetzt, so ist dies ohne Zweifel viel zu spät. Ein Bruchstück des Turiner Königspapyrus, der zuverlässigsten Urkunde, lehrt, daß bis zur Zeit des Königs Ahmes von der 18. Dynastie von dem ersten Könige Mena ab  $19 \times 120 = 2280$  Jahre gerechnet worden seien. Von Ahmes bis Menephtah, dem Könige des Auszugs Israels und zwar bis zu dessen Ende sind es etwa 350 Jahre, und dieser Auszug erfolgte nicht, wie le P. Renouf, ziemlich mit Lepsius, rechnet, um 1310, sondern 1492, was für den Anfang Mena's jedenfalls über das Jahr 4000 v. Chr. zurückführt. Allerdings wird Aegypten auch schon beträchtliche Zeit vorher von Menschen bewohnt gewesen sein; wird dieselbe aber mit Eyell auf „einen unermesslich langen Zeitraum“ ausgedehnt, weil man Werke von Menschenhand in Tiefen bis zu 72 Fuß erbohrt habe, während der Nil in einem Jahrhundert nur fünf Zoll Nilschlamm ablege, so ist die Richtigkeit dieser Rechnungsweise von Friedr. Pfaff längst widerlegt worden. Der Vorleser schließt sich hiernächst denen an, welche das ägyptische Volk aus dem Innern Asiens eingewandert sein lassen, und äußert sich in sehr beachtenswerter Weise, wenn auch nur kurz, über die Sprache, die Kunst und die Sittenlehre der alten Aegypter; zeigt auch, daß Kasten bei ihnen nie bestanden und daß Monogamie der herrschende Gebrauch gewesen sei.

Alle diese Mitteilungen waren gewiß anziehend für die Zuhörer, sind es auch für den Leser, dennoch darf man sagen, sie seien sowohl zu kurz als zu lang. Zu kurz, weil ein so tüchtiger Forscher wie Renouf seine Urtheile und Anstellungen nicht unbegründet lassen wollte und doch nicht Zeit genug in Anspruch nehmen durfte, um dies in so ausreichendem Maße zu thun, wie es die Bedeutsamkeit der Gegenstände erforderte. Zu lang aber, weil diese vorbereitende Einleitung in gar keinem Verhältnisse steht zu dem Theile der Vorlesungen, die sich erst ihrem Gegenstande zuwenden, weil sie gar manches enthält, was mit diesem nichts zu schaffen hat, und weil es vollkommen genügt hätte, in dem, was gesagt werden mußte, die Hörer mit den Thatsachen und Forschungsergebnissen kurz bekannt zu machen. Dem Vortragenden fehlte die Begabung nicht, auch dies in anziehender Weise zu thun.

Nun aber kommt er auf „die Götter Aegyptens“ erst in der dritten Vorlesung, und sieht sich nun genöthigt, diese eigentliche Hauptaufgabe seiner Vorträge auch mit dieser einzigen Vorlesung abzuschließen, in welcher obei dreimal zweimal ziemlich ausführliche philologische Erörterungen Platz finden müssen. Er bemerkt zu Anfang, daß, wie die



Ägypter schon im Beginn ihrer Geschichte als ein hochcivilisiertes Volk erscheinen, so auch ihre Götter und Priesterämter von zuerst bis zuletzt dieselben geblieben seien. Tempel, deren Inneres jedoch nur die Priester betreten durften, seien schon in sehr alten Zeiten gebaut, und schon früh finde man an ihnen die Darstellungen von Götter-Dreitheiten, bestehend aus dem Hauptgott, einer Göttin und dem Sprößling beider, — indes hätten die Ägypter auf die Zahl drei keinen besonderen Wert gelegt. Er kommt dann auf die örtliche Verehrung der Gottheiten, wornach diese auch benannt werden, oft gleichmäßig von verschiedenen Orten, und gedenkt der mythologischen Widersprüche in der Herleitung der Gottheiten von — und ihrem Verhältnis zu einander. Nach einer Zwischenbemerkung über die unzählige Menge dieser Gottheiten, werden die — nach unserm Gottesbegriff — unwürdigen Aussagen über dieselben erwähnt. Es wird von ihnen ganz wie von Menschen geredet. Sie „sind sämig Leidenschaften zu empfinden, und wir erfahren, daß sie Hunger, Durst, Alter, Krankheit, Angst und Sorge erduldeten. Sie schwitzen, ihre Glieder beben, ihr Kopf schmerzt, ihre Zähne klappern, ihre Augen weinen, ihre Nase blutet. — — — Alle großen Götter bedürfen des Schutzes von einander, ja, sie „sind dem ausgefetzt, durch die Furcht vor Drohungen zur Erhöhung der menschlichen Gebete gezwungen zu werden.“ Erschreue uns so manches lächerlich in dieser Religion, so sollte gerade das uns zweifeln lassen, ob wir ihre Bedeutung wirklich erfaßt hätten.

Hier nun wäre eine Hinweisung auf die mythologische Sprache, vielleicht eine Erklärung derselben am Platze gewesen. Der Vortragende verpart dies jedoch für eine spätere Stelle, um es dann aus seiner Theorie ableiten zu können, und bahnt sich zunächst durch die Bemerkung, daß gewisse Hauptgötter unter zahlreichen Namen angerufen und mit andern Göttern identifiziert werden, den Weg zu dem engeren „Ersten Götterkreise“, der von Lepsius nach alten Denkmälern festgestellt ist und jene Hauptgötter aufzählt. Dieses Verzeichnis, heißt es, lasse sich auf zwei Gruppen zurückführen, deren erste den Sonnengott Ra und seine Familie, die zweite den Osiris mit der seinigen aufzähle. Man dürfe sagen, daß die ganze ägyptische Mythologie sich um die Geschichte des Ra und des Osiris drehe. Nun seien auch Urkunden entdeckt, welche Osiris und Ra identifizieren, und „endlich seien noch andre Texte bekannt geworden, worin Ra, Osiris, Amou und alle andern Götter, mit Ausnahme ihrer bloßen Namen, verschwinden und die Einheit Gottes in der edelsten Sprache monotheistischer Religion bejaget werde.“ Dies bestätige das Zeugnis von Em. de Rougé. Das Eigentümliche aber sei, daß die polytheistischen und die sogenannten monotheistischen Lehren beständig mit einander in demselben Schriftzusammenhange erscheinen; „daß erstens die Lehre von Einem Gott und die von vielen Göttern von denselben Leuten vorgebracht wurden, und daß zweitens an seine Unverträglichkeit beider Lehren gedacht werde.“ Um dies zu erklären, sucht der Vortragende philologisch seine Ansicht zu begründen, daß das Wort *nuter*, das wir durch Gott übersetzen, die Bedeutung „Macht“ habe. In diesem Sinne werde von der einen Macht, dem einen Gott gesprochen, wozu reichliche Beispiele angeführt werden. Die Götter der Mythologie stellen dagegen die wahren oder eingebildeten Mächte des Weltalls dar, welche von der ersten Ursache oder Macht abgeleitet seien. Und um zu zeigen, was diese Mächte in der ursprünglichsten Auffassung gewesen, schreitet er nun zu seiner Erklärung der mythologischen Sprache.

Er unterscheidet Mythe und Legende, wie wir sagen würden, mythologische Bezeichnung und mythologische Sage. Die erstere, meint er, entstand, indem Naturerscheinungen in ältester Zeit mit bildlichen Sattungsnamen benannt wurden, was auf verschiedene Weise geschehen konnte. Dann wurde die ursprüngliche Bedeutung vergessen und der bildliche Ausdruck gebar die Sage, die sich endlos mannigfaltig entwickeln kann. Darum ist die Mythologie zusammenhangslos. Das Wesentliche einer „Legende“ zu erkennen, ist schwierig, doch braucht man nur die Natur der „Mythe“ zu verstehen, so verschwinden alle Unmöglichkeiten, Widersprüche und Unsittlichkeiten. Alle sind durchaus wahr, denn ihr eigentlicher Inhalt sind nur physikalische Wirklichkeiten. Renouf betrachtet „den Aufgang und Untergang der Sonne, die tägliche Wiederkehr von Tag und

Nacht, den Kampf zwischen Licht und Finsternis, das ganze Sonnendrama in all seinen Einzelheiten, das täglich, monatlich, jährlich, im Himmel und auf Erden aufgeführt wird, als den Hauptinhalt der ägyptischen Mythologie.“

Darum ist denn Ra nichts als die Sonne, sein Vater Nu der Himmel, sein Feind Apay die Finsternis, sein Sohn Schu die Luft, seine Tochter Tesnut eine Fruchtigkeit, vielleicht der Tau. Osiris ist wiederum die Sonne, sein Vater Seb die Erde, seine Mutter Nut der Himmel, sein feindlicher Bruder Set ist wieder die Finsternis, seine Gemahlin Isis die Morgendämmerung, sein Sohn Horus noch einmal die Sonne, die Gemahlin des Set, Nephthys der Sonnenuntergang, ihr und des Osiris Sohn Anubis das Halbmonat, Thoth oder Tehuti der Mond. Daraus werden gelegentlich einige Sagen erklärt. Dann wird noch von der unctionsähnlichen Göttin Maat, welche die sittliche und natürliche Weltordnung sei, gesprochen, und wir können sagen: Das sind keine Götter, Aegypten!

Also eigentlich religiöse, wenn auch noch so dunkle, Ideen haben bei der Entstehung der ägyptischen Mythologie, die doch den größten Raum in der Landesreligion einnahm, nicht gewirkt, sondern lediglich Naturerscheinungen, die ursprünglich rein als solche gemeint waren. Man konnte sie anfangs nur bildlich nach verschiedenen Eigenschaften benennen, wußte aber, daß diese Namen den bestimmten Gegenstand bezeichneten. So nannte man die Sonne nach ihren einzelnen Eigenschaften oder Stellungen etwa Chepra, Ra, Mentu, Tum, Osiris, Horns, Sotari, wußte aber, daß damit immer dieselbe Sonne bezeichnet war. Wie kam man dazu, aus diesen immerhin bildlichen Bezeichnungen des einen Gegenstandes eben so viele Götter oder auch „Mächte“ zu machen? Wohl ist gesagt worden, die Bedeutung dieser Bezeichnungen sei vergessen und darum habe man aus jeder einen besonderen Gott gemacht. Allein ein solches Vergessen ist bei einem stets daheim sesshaften Volke, dessen Sprache dieselbe bleibt, schon an sich höchst unwahrscheinlich; wäre es aber vorgekommen, so könnte der bloße Name nicht als Gottheit angesehen worden sein, wenn nicht schon sein ursprünglicher Gegenstand dafür gegolten hätte, und da verlangen wir die Erklärung, wie denn dies habe geschehen können. Jenes Vergessen aber hat bei den Aegyptern gar nicht stattgefunden, denn alle unter den erwähnten Bezeichnungen gedachten Götter haben bis in die letzten Zeiten ihre Beziehung auf die Sonne beibehalten.

Um das hier zu Grunde liegende Rätsel zu lösen, muß man nicht nur mit der mythologischen Bildsprache völlig Ernst machen, man muß auch einsehen, daß dieselbe nur aus einem ihr entsprechenden psychischen Vorgange entspringen kann; man muß vor allem begreifen, daß keine Art göttlicher Verehrung, kein Cultus entstehen kann ohne das Gefühl eines Höchstehrwürdigen, das nur bewirkt wird durch eine innerliche Berührung Gottes, des absoluten (Ap.-Gesch. 17, 27). Wollten nun, wie es natürlich ist, jene alten Menschen sich auch des Inhalts und Gegenstandes dieses Gefühls bewußt werden, so vermochten sie dies nur, indem sie dieselben an eine entsprechende sinnliche Erscheinung hefteten, denn ein anderes als sinnliche Vorstellungen war noch nicht in ihrem Bewußtsein; ebenso und ebendeshalb auch nicht in ihrer Sprache. Demnach gehört es schon zur mythologischen Anschauung und Sprache, wenn das empfundene Göttliche — denn nicht auf eine, sondern auf mehrfache Weise wird das Absolute empfunden — als Licht oder Finsternis, Himmel oder Erde, Sonne oder Mond, oder wie es sonst sei, angeschauet und bezeichnet wird. So entsteht jede mythologische Religion und so ist auch die ägyptische entstanden. Gott selbst, aber freilich der unerkannte weil nicht offenbarte, ist immer ihr Grund. Nicht also das „Sonnendrama“ ist der religiöse Gehalt der ägyptischen Mythologie, sondern es selbst ist der mythologische Ausdruck für diesen. Auch die mythologische Sprache hat ihre Grammatik darin, daß „die Schöpfung eine Rede Gottes durch die Kreatur an die Kreatur ist.“

Wie erklärt es sich nun aber, daß die Aegypter seit den frühesten Zeiten ihrer Geschichte bis zu den letzten von Gott (nater) in der Einzahl sprechen ohne im mindesten ihre vielgestaltige Mythologie aufzugeben? Renouf denkt sich die Sache so, daß zuerst die vielen Götter, welche zusammenhangslos neben einander entstanden, verehrt wurden,

dann aber bei der Bildung einer Welttheorie der Causalitätsbegriff zur Annahme einer einzigen ersten Ursache oder Macht (auter = Gott), von welcher alle andern hergeleitet seien, geführt habe. Von einem solchen Schluß, einer solchen Reflexion wissen aber alle Quellen nichts, und wo von Gott in der Einzahl die Rede ist, werden mythologische Götter bei ihrem Namen nie in diesem Verhältnisse erwähnt. Dem Causalitätsbedürfnisse hatte die Mythologie in ihrer Weise schon genügt, indem sie den Au als erste Ursache aller Götter bezeichnete. Wenn Renouf meint, jener namenlose „Gott“ sei unfraglich der wahre und alleinige Gott, welcher „nicht fern ist von einem jeglichen unter uns, denn in ihn leben, weben und sind wir“, dessen „ewige Macht und Gottheit“ und Weltregierung erkennbar gemacht sei durch „das Licht, welches alle Menschen erleuchtet, kommend in die Welt“, — so vergißt er, daß mit diesem Lichte, Joh. 1, 9 deutlich Christus gemeint ist, und läßt es durchaus unerklärt, warum denn dem einen wahren Gotte keinerlei Cultus gewidmet worden und dieser immer nur den mythologischen Göttern dargebracht worden sei. Eine wirkliche Erkenntnis des einzigen wahren Gottes hätte so notwendig alle Anbetung auf diesen allein ziehen müssen, daß davon keine Rede mehr hätte sein können. Die „abgeleiteten Mächte“ hätten davor in ein ganz anderes, untergeordnetes Verhältnis treten müssen.

Das Rätsel, wie Monotheismus und Polytheismus miteinander bestehen konnten, läßt sich nicht dadurch, daß auter (Gott) ursprünglich Macht bedeutet, sondern dadurch, daß auch jener Monotheismus schon mythologisch war. Er war nicht jünger als der Polytheismus, sondern älter. Er war die unerlöschene Erinnerung an den ersten, und als ersten noch einzigen Gott, der ursprünglich — wie in jeder Mythologie — als Himmel angeschaut worden war; ein Standpunkt, den wir in der altchinesischen Religion festgehalten finden, der aber dem Tiefstimm und religiösen Gefühl der alten Ägypter nicht entsprach und bei ihnen den Fortschritt zu andern Göttern, die aus dem ersten hervorgingen, vernotwendigte.

Denn auch das müssen wir für ein Mißverständnis halten, daß sich in keiner Mythologie ein zusammenhängendes System entdecken ließe. Höchstens kann man sagen, es sei noch nicht entdeckt. Aber so unorganisch und aus lauter Zufällen, wie sich H. Renouf denkt, entwickelt sich keine Volkreligion. Selbst die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche in ihr beruhen auf Entwicklungsgesetzen. Ueberden erzählt jede begriffene Mythologie ihre eigne Geschichte. Dies anzuführen ist hier nicht am Platze. Aber sie erzählt diese nur aus der vorhistorischen Zeit. In der historischen wird ihre Geschichte eine andere, und dieser ist für das „neue Reich“, das wir von 1840 v. Chr. an rechnen, Renouf gegen Ende seiner sechsten Vorlesung nachgegangen. Was er dort bespricht, ziehen wir des Zusammenhangs wegen sogleich hierher.

Bei der Betrachtung der zahlreichen schönen Hymnen aus den ersten Jahrhunderten des neuen Reiches eignet er sich den von Max Müller geprägten Ausdruck „Henotheismus“ an. Dieser Gelehrte sagt von den Liedern des Veda: „Wenn diese besonderen Götter angerufen werden, so werden sie nicht gedacht als begrenzt durch die Macht anderer, als höher oder niedriger an Rang. Jeder Gott ist dem Geiste des Betenden so gut als all' die Götter. Er wird eben jetzt als eine wirkliche Gottheit, als Höchster und Absoluter empfunden, trotz der notwendigen Beschränkungen, welche nach unsrer Einsicht eine Mehrheit von Göttern jedem einzelnen Gott anferlegen muß. Alle übrigen entschwinden dem Gesicht des Dichters, und der allein, der ihre Wünsche erfüllen soll, steht in vollem Lichte vor den Augen der Anbetenden.“ Ganz dasselbe findet sich in jenen ägyptischen Hymnen, von denen Renouf schöne und höchst interessante Beispiele anführt. Er begnügt sich jedoch mit der Anwendung des Ausdrucks Henotheismus, ohne die Entstehung dieser Entwicklungsstufe zu erklären, die sicherlich keine ursprüngliche ist, wie Max Müller sie für die älteste arische Religion annehmen zu müssen glaubt, sondern hervorging aus der inneren Nötigung und dem Triebe, dem vorhandenen monotheistischen Bewußtsein bei Anrufung des einzelnen mythologischen Gottes Genüge zu leisten. Hierbei aber verschwanden die anderen Götter nicht, wie in Indien, dem Gesicht des Ägypters,

sondern sie galten ihm als Sondergestaltungen des einzelnen, gleichsam monothistisch gedachten Gottes, als dessen Verleiblichungen (thut as cha).

Von hieraus mußte die Fortentwicklung des religiösen Bewußtseins notwendig zum Pantheismus geraten. Denn die mythologischen Götter, obwohl geistig gedacht, haften doch an Naturerscheinungen, die wiederum ihre Verleiblichung waren, und hatten in den Tieren ihre lebendigen Sinnbilder, in denen ihre Gottheit anwesend gedacht wurde. War nun der eine Gott, etwa Amon, die vielen Götter, so war er auch ihre Verleiblichung in den Naturdingen und anwesend in ihren Sinnbildern. Mehrere Urkunden lassen diesen Uebergang zum Pantheismus erkennen, der in anderen aus der Verherrlichung unwerthlich heranstreift. Von diesen hat Renouf überzeugende Beispiele mitgeteilt; auch nachgewiesen, wie durch die pantheistische Anschauung der bekannte ägyptische Tiercultus emporkommen konnte. Wie unvermeidlich und wie kurz der Fortschritt vom Pantheismus zum Materialismus sei, wenn der religiöse Schwung mit seinen sittlichen Beweggründen erlahmt, hat uns unsere Zeit gelehrt, und der Vorleser weist nach, daß auch in Aegypten gegen Ende seiner Geschichte, als die alte Volkskraft sich ausgeleert hatte, dieser traurige Schritt nicht ausblieb.

Mit gutem Fug hat er erst am Ausgange seiner Vorlesungen gezeigt, wie der Gestalt die ägyptische Religion sich selbst aufgezehrt habe. Denn in der vierten Vorlesung hatte er zuvörderst von der Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt zu sprechen. Hier wird der Leser manches Lehrreiche finden, doch auch einen und den andern Punkt, der wissenschaftlich noch nicht hinlänglich aufgeheilt ist, um sich zu gemeinverständlicher Mittheilung zu eignen. Bemerkenswert ist der Abschnitt über die Göttlichkeit des ägyptischen Königs, die ein stehender Glaubensartikel war, so daß derselbe unzählige Mal geradezu „dieser gute Gott“ genannt wird, auch sich selbst als „Sohn des Ra“ und als den „großen Gott“ bezeichnet.

Der fünfte und die erste Hälfte des sechsten Vortrages handeln von den religiösen Büchern und Hymnen Aegyptens, wobei das „Totenbuch“ verbienntermaßen besondere Berücksichtigung erhält. Es sind dieses sehr mannigfaltige Texte, die in verschiedener Auswahl bald auf Papyrusrollen, bald auf Särgen, Leichenbinden, Grabwände u. geschrieben, dem Toten zu Geleit gegeben wurden und sich auf diesen und dessen künftige Schicksale in der Totenwelt beziehen. Was Renouf daraus mitteilt und darüber sagt, ist sehr lesenswert. Wenn er jedoch meint, dies wesentlich mythologische Buch setze zwar die Kenntnis vieler verloren gegangener „Legenden“ voraus, allein wenn man die von ihm gegebenen Erklärungen der wichtigsten Götter nur im Sinne behalte, so werde eine große Schwierigkeit in der Auslegung des Totenbuches überwunden werden, — wenn er diese Meinung ausspricht, so können wir ihm darin nicht folgen.

Hätte er sich nicht von einer „religionswissenschaftlichen“ Schulübertieferung befehen lassen, sein Schlusswort würde weniger sich selbst widersprechen. Schön und richtig sagt er da: „Ein Gefühl (sense) des Ewigen und Unendlichen, Heiligen und Guten, das die Welt regiert und von dem wir abhängig sind, des Rechts und Unrechts, der Heiligkeit und Tugend, der Unsterblichkeit und Vergeltung, — das sind die Grundlagen (elements) der ägyptischen Religion.“ Ist dem so, wie kann denn „die ägyptische Mythologie lediglich von den (regelmäßigen) Naturerscheinungen handeln?“ War denn in Aegypten die Mythologie nicht Religion? Muß man nicht vielmehr schließen, daß die mythologischen Vorstellungen und Bezeichnungen von Anfang an jenen aus dem Gefühl ins Bewußtsein tretenden Grundlagen der Religion gegolten haben? Weßhalb man zu ihnen greift, sagt Renouf selbst: „Die alte Sprache hatte keine Wörter, um abstracte Begriffe auszudrücken“, und — fügt wir hinzu, keine abstracte Begriffe, sondern nur sinnliche Vorstellungen zur Selbstvermittlung des Bewußtseins. Wenn er aber fortfährt: „und von den Wirkungen der Natur wurde in Ausdrücken gesprochen, welche man jetzt für dichterische oder wenigstens bildliche halten würde, welche damals aber die einfachsten Auslagen der Volksanschauung waren“, — so ist das zwar nicht unrichtig, aber es liegt kein Grund vor, diese Ausdrucksweise auf Naturvorgänge zu beschränken und nicht auch auf über sinnliche Eindrücke zu erstrecken.

Und hier wird das witzige Schlagwort Burnoufs, das die vergleichende Religionswissenschaft so begierig aufgenommen, angeknüpft: „Die Nouina wurden Numina.“ Aber über welche Klüfte voll Bedenken springt dies Wort mit einem Satz hinweg! Also zuerst hat eine biblische Bezeichnung eine Naturwirkung bedeutet, dann ist sie deren Name geworden, wobei das Biblische vergessen worden ist, und darnach ist aus diesem Namen ein Gott geworden. Wie? warum? wann? Prüfen wir einmal diese Hypothese an einem Hauptgott Aegyptens, an Ra. Er ist Sonnengott, aber *ra* heißt auch von den ältesten Zeiten bis zu den letzten „die Sonne, der Tag.“ Allerdings war dies Wort ursprünglich ein Beiwort, ein Appellativum, doch freilich schon ein abstractes. Brugsch hat nachgewiesen (Wörterb. III, 844), daß das Zeitwort *ra*, zusammengezogen aus *ar*, *ma*chen, und *a*, sein, eigentlich „*facere esse*“ bedeutet, als Beiwort also „der da seiend macht.“ Was in der Welt während der nächtlichen Finsternis verschwinden und wie nichtseiend war, das „machte“ die Sonne für die sinnliche Wahrnehmung „seiend“, und darum hieß sie der „Seinmacher.“ Da nun jenes Zeitwort *ra* bis zur letzten Zeit in dem angegebenen Sinne und in sich anlehenden Bedeutungen in Gebrauch blieb, so konnte gar nicht vergessen werden, was der Name der Sonne besagte. Aber nicht aus diesem Namen, sondern aus der Vorstellung der Sonne als eines Gottes, wurde Ra dessen Name, und zwar der Name, der das von dem Sonnengotte ausgesagte, was von der Gottheit ausgesagt werden sollte. Bei aller Steigerung und Vergeistigung des mit dem Namen Ra bezeichneten Gottgebantens hat sich derselbe doch nie von dem Milde und der Vorstellung der Sonne abgelöst. Man kann eher sagen, das Numen machte das Nomen, als umgekehrt.

Denn das Gefühl Gottes und seiner Wesenheiten, das nicht an das Schleiermacher'sche Abhängigkeitsgefühl, sondern auf den Druck des Absoluten zurückzuführen ist, ging all seinen Benennungen durch eine Bild- und Zeichenprache voraus, welche sich nicht bloß auf die inneren Wahrnehmungen, sondern auch auf deren Ausbildung und geschichtliche Fortentwicklung erstreckte. In dem Verständnis dieser Sprache, mit der die Philologie weniger zu thun hat als sie glaubt, hängt das Verständnis der Mythologie, die mit dem Gewande derselben nicht selten auch mystische Anschauungen bekleiden muß, zu deren Erleuchtung die nur verstandeshafte Forschung nie gelangen kann.

Konnten wir nun auch nicht zugestehen, daß die von le Page Renouf vertretene Richtung im Stande sei, die wirkliche Entstehung und Entwicklung der ägyptischen Religion zu erklären, so enthalten seine Vorlesungen doch in übrigen so vieles Vortreffliche und Lehrreiche, welches, hervorgegangen aus einer reifen und gründlichen Forschung, in edler gemeinschaftlicher Sprache vorgetragen wird, daß man es nicht ohne Genuß und mannigfache Anflärung und Förderung lesen wird.

## Zur Geschichte der Entdeckungen der kleinen Planeten.

Nach dem Holländischen bearbeitet von

H. Valentin.

Vorbemerkung: Vor mehr als 30 Jahren erschien von F. Kaiser, dem früheren Director der Leidener Sternwarte, ein sehr umfangreiches Werk unter dem Titel „Geschiedenis der ontdekkingen der planeten.“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine rechtzeitige deutsche Ausgabe desselben zahlreiche Freunde gefunden haben würde, und mit mir bedauern viele es aufrichtig, daß jenes Werk dem deutschen Volke nicht zugänglich geworden ist. Jetzt ist in Folge der vielen neueren Entdeckungen auf dem Gebiete der Planetenastronomie die Kaiser'sche Darstellung begrifflicher Weise nicht mehr zeitgemäß, es

würde eine vollständige Umarbeitung notwendig werden, die gerade bei derartigen Werken ihre großen Bedenken hätte; diese Bedenken wiegen zu schwer, als daß ich die früher beabsichtigte und, was den Uebersetzungsteil betrifft, durch Freundeshand schon weit geförderte Herausgabe zur Ausführung zu bringen wagte. Die Bearbeitung der Entdeckungsgeschichte der kleinen Planeten dürfte aber in der hier mitgetheilten Gestalt den Lesern der conservativen Monatschrift nicht unwillkommen sein. B.

## I.

In einer Zeit, in welcher kaum ein Monat vergeht, ohne daß die Entdeckung eines neuen Planeten gemeldet wird, in welcher der Laie kaum noch der Vermehrung der Planeten zu folgen, geschweige ein Interesse für diese so kleinen Körper zu fassen vermag, ist es schwer, sich in eine Zeit zurückzudenken, in welcher kaum eine Entdeckung so allgemeinen Interesse fand, als gerade die eines kleinen Planeten. Wenn dies der Fall war, so muß die Entdeckung jedenfalls ein großer Erfolg oder von großen Folgen in damaliger Zeit begleitet gewesen sein. Mit dem Alltäglichen pflegen wir keine Geschichte zu verbinden, und nur große Ereignisse gehören, wie man zu sagen pflegt, der Geschichte an. Es ist nicht zu leugnen, daß die jetzigen zahlreichen Entdeckungen der kleinen Planeten nicht zu den astronomischen Erfolgen ersten Ranges gerechnet werden können, andererseits aber darf die Wichtigkeit dieser kleinen Glieder unseres Sonnensystems für die Zukunft auch nicht in Abrede gestellt werden. Indessen wegen größerer Wichtigkeit, welche die kleinen Planeten in der Zukunft haben können, ist noch über diese oft ganz zufälligen Entdeckungen keine Geschichte zu schreiben. Sie läßt sich in den meisten Fällen in wenige Worte fassen und die der Entdeckung des einen Planeten ist mit der des andern vollkommen identisch. Das war aber in früherer Zeit anders, die Entdeckung der ersten kleinen Planeten hat in der That ihre Geschichte, und diese ist es, welche den Lesern in den folgenden Blättern mitgeteilt werden soll.

Wir müssen weit in der Zeit zurückgehen, denn bald nachdem Copernikus die neue Anschauung des Sonnensystems geschaffen hatte, fing man schon die Frage zu erörtern an, ob wohl alle Planeten unseres Systems bekannt seien.

Kepler, der durch den Unterricht Mästlins ein eifriger Anhänger des copernikanischen Systems geworden war, wurde bei den Untersuchungen, welche ihn den größten Teil seines Lebens unausgesetzt beschäftigten, von einer Idee geleitet, diese zog sich wie ein roter Faden durch alle seine Werke und vereinigte selbst seine verschiedenartigsten Speculationen zu einem Ganzen. Er nahm an, das Sonnensystem sei nach einem bestimmten Schönheitsgesetz, welches auch in einem Zweige der menschlichen Kunst oder Wissenschaft zum Ausdruck komme, geschaffen. Da er nun die Geometrie für die schönste Wissenschaft und die Musik für die edelste Kunst hielt, so kam er auf die merkwürdige Idee, daß der Schöpfer beim Entwurf des Sonnensystems entweder gewisse Eigenschaften geometrischer Figuren oder gewisse Regeln der Musik oder beide zugleich als Grundlage und Vorbild angenommen haben müsse. Die Auffindung dieses Schönheitsgesetzes war das eigentliche Ziel, nach welchem Kepler rastlos strebte, und während er also fast sein ganzes Leben hindurch einem Hirngespinnst nachjagte, wurde er leblich durch seine Bemühungen, dieses besätigt zu finden, zu der Entdeckung seiner drei Gesetze geführt, die für ihn niemals Ziel, sondern nur der Weg zu einem solchen waren.

Nach einer anstrengenden Arbeit von beinahe einem Vierteljahrhundert glaubte Kepler sein eigentliches Ziel erreicht zu haben. Er dankte in aufrichtiger Frömmigkeit seinem Gott, der ihm vergönnt hatte, in die geheimen Regeln der Schöpfung des Sonnensystems einen Blick zu werfen, und diesen Blick achtete er höher, als die glänzendsten Entdeckungen, welche seinen Namen unssterblich gemacht haben. Er glaubte gefunden zu haben, daß zwei Schönheitsgesetze den Bau des Sonnensystems bestimmt hätten. Das eine war in der That der Geometrie, das andere der Musik entnommen. Das Sonnensystem war nach den fünf regelmäßigen Körpern und zugleich nach der Lehre der Harmonie geschaffen — es ist kaum glaublich, wie viele Kräfte seines Geistes Kepler vergebete, um die Wahrheit dieses Traumbildes durch Beweise zu stützen.

Als Kepler seinen ersten Versuch zur Entdeckung der Regeln, die dem Bau des Sonnensystems zu Grunde lagen, machte, war die Kenntniss dieses Baues noch auf sehr niedriger Stufe. Denn wenn man auch mit mäßiger Genauigkeit die mittlere Entfernung der Planeten von der Sonne hatte bestimmen können, so war doch die Lage und Gestalt ihrer Bahnen, besonders auch die Art, wie sie sich in diesen Bahnen bewegten, höchst räthselhaft geblieben. Kepler konnte daher anfangs nur die Entfernungen der Planeten von der Sonne als Grundlage für seine Untersuchungen annehmen und suchte lange vergebens nach einem Verhältnis zwischen den Entfernungen, welches einigermaßen einen Schönheitsgesetz entsprechen konnte. Es ist eigentümlich, daß er nicht eine ähnliche Beziehung, wie das sogenannte Titius'sche oder Bode'sche Gesetz, welches später erwähnt werden wird, fand, aber auch ohne eine solche Entdeckung mußte er schon bei der ersten flüchtigen Untersuchung auf die Vermuthung kommen, daß ein Planet dem Sonnensystem fehle. Wenn man nämlich die Entfernungen der Planeten von der Sonne nur mit einiger Aufmerksamkeit unter einander vergleicht, bemerkt man sofort einen großen Sprung zwischen Mars und Jupiter, während die Räume zwischen den Planetenbahnen ohne merkbare Sprünge desto größer werden, je weiter sie von der Sonne entfernt sind, sobald jene Lücke von einem neuen Planeten ausgefüllt wäre. So wurde Kepler zuerst notwendig zur Annahme eines solchen zwischen Mars und Jupiter befindlichen Planeten geführt. Auf welche Annahme aber die sonderbare Vermuthung beruhte, daß auch zwischen Merkur und Venus ein Planet existieren müsse, das ist nicht klar. Beide Hypothesen über die Existenz noch unbekannter Planeten gab Kepler jedoch vollständig an, als er entdeckt zu haben glaubte, daß die Entfernungen der Planeten von der Sonne aus den fünf regelmäßigen Körpern abzuleiten seien. Dieses vermeintliche Schönheitsgesetz widersprach ganz der Möglichkeit, daß es außer den bekannten sechs Planeten noch andere gäbe. Der Zusammenhang zwischen den fünf regelmäßigen Körpern und dem Bau des Sonnensystems war nach Kepler in folgender Weise anzunehmen.

Er legte die Bahn eines jeden Planeten in eine kugelförmige Sphäre, diese Sphäre jedoch im Gegensatz zu den Ansichten der Alten nur ideal, nicht stofflich vorhanden gedacht. In der größten Entfernung von der Sonne befand sich der Saturn, seine Sphäre hatte also den größten Durchmesser. Nun denke man sich in diese Sphäre das regelmäßige Heraeder beschrieben, so daß jede der Ecken des Heraeder die Kugelfläche innen berührt. Dann beschreibe man eine Kugel in das Heraeder, so daß die äußere Kugelfläche jede Seite des Heraeder von innen berührt. Diese Kugel wird dann die Sphäre des Jupiter darstellen. In die Sphäre des Jupiter beschreibe man das regelmäßige Tetraeder, in dieses wieder eine Kugel, wodurch man die Sphäre des Mars erhält. Weiter wird in letztere Sphäre das regelmäßige Pentagonal-dodecaeder und in dieses eine Kugel, die Sphäre der Erde beschrieben. Es folgt das regelmäßige Icosaeder, dessen eingeschriebene Kugel die Sphäre der Venus ist. Beschreibt man endlich in die Venusosphäre das regelmäßige Octaeder und in dieses eine Kugel, so erhält man die Sphäre des Merkur. Die verhältnismäßige Größe der Planetenbahnen wird also allein durch die fünf einzig möglichen regelmäßigen Körper bestimmt.

Es würde zu weit vom Thema abführen, wollten wir noch näher auf das zweite Kepler'sche Schönheitsgesetz eingehn. Es sei nur erwähnt, daß Kepler bald finden mußte, daß die Entfernungen der Planeten von der Sonne nicht immer dieselben blieben; die Planeten konnten sich also nicht in einer Kugelfläche bewegen, deren Centrum die Sonne war. Sein geometrisches Schönheitsgesetz gab nur die Größen der Bahnen, aber nicht die Gestalt derselben; er mußte den Sphären eine in jedem speciellen Falle eigentümliche Dicke geben und die feste Ueberzeugung, daß auch hier ein Gesetz zu Grunde liege, führte ihn zu seiner Harmonie des Himmels.

Zu der Zeit, als Kepler seine Theorien über die vermeintlichen Geheimnisse der Schöpfung aufstellte, wurde das Fernrohr erfunden und von Galilei zuerst zu einer genaueren Beobachtung des Himmels angewandt. Sehr bald entdeckte Galilei die vier Trabanten des Jupiter, und von nun an durfte man natürlich die Existenz von Körpern des Sonnensystems nicht leugnen, wenn sie auch dem bloßen Auge unsichtbar waren.

Die Gelehrten zu Florenz weigerten sich hartnäckig, das Instrument, mit welchem Galilei die Trabanten des Jupiter entdeckt hatte, zu beschlagnahmen und noch viel mehr, sich durch dies Instrument seiner Entdeckung zu vergewissern. Im Gegentheil behaupteten sie bekanntlich, daß nur ein böser Geist Galilei zu diesem Irrtum gebracht habe. Als man endlich wagte, durch das neue Fernbeding den Himmel anzusehen, mußte man wohl durch den Augenstein überzeugt sein, aber an die Möglichkeit der Existenz von Hauptkörpern des Sonnensystems, die sich ebenso wie diese Trabanten dem unbewaffneten Auge entzögen, scheint niemand gedacht zu haben. Der Umstand, daß beinahe ein halbes Jahrhundert verging, ehe die Fernröhre zum zweiten Male einen noch unbekanntem Körper des Sonnensystems auffinden halfen, trug das Seine dazu bei, daß nirgends ein solcher Gedanke aufkam. Endlich erhaschte Huyghens im Jahre 1655 einen Trabanten bei dem Saturn. Diese Entdeckung veranlaßte ihn zu der eigentümlichen Erklärung, daß um alle uns möglichen Entdeckungen noch unbekannter Körper des Sonnensystems gemacht wären. Man kannte nämlich nunmehr sechs Planeten und sechs Trabanten, war also bei der heiligen Zwölf angelangt, und diese war nach Huyghens Meinung von dem Schöpfer in seinem großen Werke zu Ehren gebracht. Seine Behauptungen basierten also auf noch unzureichenderen Grundlagen als die Kepler'schen, und es zeigte sich auch bald, daß sich der Schöpfer keineswegs an die Zwölfzahl gebunden hatte, wie heilig sie immerhin in Huyghens Augen sein mochte. Cassini entdeckte im Jahre 1671 einen zweiten Trabanten des Saturn, im folgenden Jahre fand er den dritten und bald wurde auch der vierte und fünfte gefunden. So war die Zahl der bekannten Monde bis auf zehn gestiegen, während die der Planeten seit dem frühesten Altertum keine eigentliche Veränderung erfahren hatte.

Die Astronomen gaben endlich die Hoffnung auf, daß noch ein Planet oder Mond gefunden werden würde. Wirklich verging ein ganzes Jahrhundert, ehe eine derartige Entdeckung gemacht wurde. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden sich wieder bei Wolf, Lambert, Kant u. a. Andeutungen mit Bezug auf die Frage der möglichen Existenz noch unbekannter Planeten. Die Ueberzeugung, daß noch ein Planet zwischen Mars und Jupiter sich um die Sonne bewege, wurde aber erst eine festere und allgemeine, als man am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Gesetz gefunden zu haben meinte, welches darauf hinführte. Wenn man ausgehend von der Zahl vier der Reihe nach  $3, 2 \times 3, 4 \times 3, 8 \times 3, 16 \times 3, 32 \times 3$  hinzu addiert, so erhält man die Zahlenreihe: 4, 7, 10, 16, 28, 52, 100, und diese geben fast genau die verhältnismäßigen Entfernungen der Planeten zur Sonne, vom Merkur bis Saturn. Es ist nämlich, wenn man die Entfernung der Sonne von der Erde = 10.0 setzt, die Entfernung von der Sonne für Merkur 3,9, Venus 7,1, Erde 10,0, Mars 15,1, Jupiter 51,5, Saturn 94,7. Man sieht, daß aber die Zahl 28 aus der Reihe gestrichen werden muß, da für sie kein Planet im Sonnensystem bekannt war. Diese Zahlenreihe wurde bald das Bode'sche, bald das Titius'sche Gesetz genannt; eine Zeitlang wurde es nur Bode, später fast ausschließlich Titius zuerkannt; es rührt von keinem der beiden her. Da es aber nicht gelungen ist, den wirklichen Entdecker dieses vermeintlichen Gesetzes ausfindig zu machen, daselbe aber doch einmal einen Namen haben muß, so wollen wir es das Titius'sche nennen. Bode beklagt sich wiederholt darüber, daß es für ihn die Quelle vieler Verdrießlichkeiten gewesen sei und daß er um seinerwillen manchen Spott ertragen mußte. Freilich stand das Gesetz auf keinem festern Grunde als das Schönheitsgesetz, welches Kepler so viele Mühe und Sorge verursachte und die Voraussetzung eines noch unbekanntem Planeten nicht duldete. Den Namen eines Gesetzes hätte es nur dann verdient, wenn die Notwendigkeit seines Bestehens aus einer bekannten Naturkraft hätte abgeleitet werden können, aber — fern davon — war es ebensowenig wie das Kepler'sche Schönheitsgesetz genügend, um die beziehungsweise Entfernungen der Planeten von der Sonne mit Genauigkeit zu bestimmen. Wie unbedeutend es aber auch an und für sich sein mochte, ist es dennoch durch den ihm von einigen zuerkannten Wert nicht ohne Folgen für die Astronomie geblieben. Es rief, wie gesagt, die Ueberzeugung wach, daß sich wenigstens ein Planet stets den Augen der Astronomen entzogen habe. Besonders er-



währten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die deutschen Astronomen in den meisten ihrer Werke diesen noch unentdeckten Planeten, und das Verlangen, seiner habhaft zu werden, hat viele umfangreiche für die Astronomie im allgemeinen wichtige Unternehmungen zur Folge gehabt. Endlich wurde das Verlangen der Astronomen in einer Weise befriedigt, von der sie sich im voraus, selbst in glücklichen Träumen, keine Vorstellung hatten machen können.

Bevor wir nun aber zu einer näheren Betrachtung der Entdeckung der neuen Planeten übergehn, haben wir uns doch zu fragen, ob zwingende Gründe zu der Annahme noch unbekannter Planeten vorlagen und besonders auch, wie sich die Planeten unter dem zahllosen Heer der Gestirne erkennen lassen.

Wenn wir über die Art und Weise der Entstehung des Sonnensystems in ganz unzweifelhafter Weise im klaren und nicht auf mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen angewiesen wären, so würde es uns auch möglich sein zu bestimmen, in welchen Entfernungen von der Sonne Planeten entstehen müßten, und demgemäß, ob uns alle bereits bekannt wären. Dieser Fall wird bei allem Fortschritt des Wissens doch niemals eintreten, da alles menschliche Wissen stets Stückwerk bleiben wird. Große Lücken, Sprünge in den Entfernungen der verschiedenen Planeten von dem Centrakörper, wie sie die obige Reihe andeutet, können daher nicht als untrügliche Zeichen der Existenz noch unbekannter Planeten angesehen werden. In gewissen Fällen vermögen dagegen die beobachteten Bewegungen der bekannten Planeten die Gegenwart eines bis dahin unbekannt zu verraten. Wir wissen, daß die Bewegungen nach dem Gesetz der Anziehung geregelt werden und daß dieselben unter dem Einfluß einer großen Zahl Körper wesentlich complicierter werden als im sogenannten Zweikörpersystem. Lassen sich nun die Bewegungen eines oder mehrerer Planeten aus den anziehenden Wirkungen sämtlicher uns bekannter Körper des Systems nicht erklären, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß noch unbekannt Körper ihre störenden Einflüsse geltend machen. In der That ist es auch diesem Wege, wie den Lesern aus einem früheren Artikel bekannt sein wird, einmal gelungen, einen bis dahin gänzlich unbekannt Planeten durch Rechnung zu entdecken. Aber es ist auch an dem genannten Orte erwähnt worden, wie geringfügig derartige Abweichungen bleiben und wie sie nur durch sehr exacte Beobachtungen dargethan werden können. Und doch hatten wir es dort mit einem Hauptplaneten, einem Körper von beträchtlicher Masse zu thun, die kleinen Planeten werden sich durch ihrerseits geübte Störungen auf die Bewegungen anderer nicht verraten und so liegt auch in dieser Methode kein sicheres Merkmal für die Existenz noch unbekannter Körper des Sonnensystems. In der Regel muß man einen Planeten erst gesehen haben, um die Ueberzeugung seiner Existenz zu erlangen; aber auch das bloße Sehen reicht in den meisten Fällen keineswegs aus, um ihn unter den Millionen anderer Gestirne entdecken zu können.

Zwei der ältern Planeten, Jupiter und Venus, fallen zwar schon mit unbewaffnetem Auge durch ihren Glanz auf; auch kann dies dann und wann mit Mars der Fall sein, Saturn und Merkur aber übertreffen keineswegs die Fixsterne an Helligkeit, und Planeten, die kleiner oder weiter entfernt sind, können für das unbewaffnete Auge ganz unsichtbar bleiben, so daß wir in der größeren Helligkeit der Planeten kein sicheres Unterscheidungszeichen haben. Man hat dann gesagt, daß sich die Planeten durch ein ruhiges und stetiges Licht vor den Fixsternen auszeichnen, aber auch dies kann im allgemeinen nur als Merkmal für die großen Planeten angesehen werden, die schwächeren Fixsterne lassen ebenfowenig wie die Planeten ein Funkeln erkennen. Die Erscheinung eines Gestirns läßt sich natürlich durch ein gutes Fernrohr viel besser als mit bloßem Auge beobachten, und durch Anwendung dieses Hilfsmittels wird man auch viel leichter einen Unterschied zwischen Planeten und Fixsternen bemerken zu können glauben. Allerdings zeigen sich alle älteren Planeten durch ein Fernrohr ganz anders, als die Fixsterne, während man einige von ihnen mit unbewaffnetem Auge, wie erwähnt, mit Fixsternen verwechseln kann. Die Fixsterne scheinen unserm Auge nur unteilbare Pünktchen zu sein, sie geben auch nicht unter Anwendung der stärksten Vergrößerung in reelle Scheiben über. Die Planeten, deren Kenntniß uns die Alten überliefert haben, zeigen sich dagegen schon durch

ein mächtiges Fernrohr als Scheiben, und diese Scheiben nehmen mit der Stärke des benutzten Fernrohrs an Größe zu, einige von ihnen zeigen auch abwechselnde Phasen, was bei einem Fixstern, der mit eigenem Lichte strahlt, nicht möglich wäre. — Wenn man ein helles und scharf begrenztcs Gestirn in Form einer größern Scheibe, welche sich von den sogenannten optischen Scheiben der Fixsterne sofort unterscheiden läßt, oder in Form einer Sichel entdecken würde, so würde es zum wenigsten höchst wahrscheinlich sein, daß dies Gestirn ein Planet wäre; aber man kann diesen Satz nicht umkehren und erklären, daß ein Körper, der in der äußern Erscheinung einem Fixstern ähnlich ist, kein Planet sein könne. Nichts giebt uns das Recht, die Existenz zahlreicher Planeten, die so klein und so weit entfernt sind, daß ihre scheinbaren Durchmesser keine bemerkbare Größe haben, zu leugnen; wenn sie dann nur genügende Lichtkraft besitzen, so müssen sie auch genau wie Fixsterne erscheinen. In der That kann man auch zwischen den Erscheinungen der meisten Planeten und denen der Fixsterne, selbst bei Anwendung der mächtigsten Fernröhre, durchaus keinen Unterschied entdecken. Ein Mittel zur Unterscheidung zwischen Planeten und Fixsternen, welches nimmer trügt und zu dem man stets seine Zuflucht nehmen muß, wenn man Gewißheit haben will, ist in der scheinbaren Bewegung der Gestirne zu finden. Die Fixsterne sind so ungeheuer weit von uns entfernt, daß sich ihre Bewegung, selbst wenn sie die der Erde um die Sonne an Schnelligkeit übertrifft, in der Regel erst nach Verlauf einiger Jahre durch die feinsten Instrumente kund giebt, Saturn dagegen, der sich unter den Planeten der Alten am langsamsten bewegt, wird durch ein Fernrohr schon von Stunde zu Stunde seine Bewegung gegen die ihn umgebenden Sterne verraten. Planeten, welche der Sonne näher als Saturn stehen, müssen sich auch schneller bewegen, und stellen wir uns die äußersten Entfernungen, in denen ein Planet von uns gesehen werden könnte, vor, so würde er dort noch immer eine Bewegung haben müssen, die groß genug wäre, um sich, mindestens nach Verlauf mehrerer Tage, erkennen zu lassen, was bei den Fixsternen niemals der Fall ist.

Das Merkmal der Bewegung haben die Planeten zwar mit den Kometen gemein, indessen sind letztere äußerlich ohne weiteres von den Planeten zu unterscheiden, so daß man wenigstens in neuerer Zeit nicht mehr im Zweifel sein kann, ob das sich bewegende Gestirn zu den Planeten oder Kometen gehört. Zu der Erkennung der Bewegung genügt aber ein einmaliges Ansehen des Gestirns nicht, es wird vielmehr eine mehrmalige genaue Beobachtung gefordert. In der unabhäglichen großen Zahl der Fixsterne liegt aber die Schwierigkeit der genauern Nuanwendung dieses scheinbar einfachen Hilfsmittels. Fixsterne existieren am Himmel zu Millionen und die Astronomen haben mit allen Kräften gearbeitet, um eine nur kleine Zahl dieser Gestirne einmal zu beobachten, während eine wiederholte Beobachtung, aus welcher allein eine merkbare Bewegung hervorgehn kann, nur für eine noch viel kleinere Zahl von Sternen möglich war. Die Entdeckung eines Planeten muß daher stets vom Zufall begünstigt werden, und wie viele Planeten man auch bereits kennen mag, so kann man doch niemals sicher sein, alle gefunden zu haben, die durch unsere Fernröhre sichtbar sind.

Die Royal-Society in London erhielt im März des Jahres 1781 von einem ihr kaum bekannten Liebhaber der Astronomie die Anzeige, daß er am 13. desselben Monats zwischen den Sternbildern des Stiers und dem der Zwillinge ein fremdartiges bewegliches Gestirn entdeckt habe, welches an Helligkeit den Sternen der sechsten Größe ein wenig nachstände und deshalb dem bloßen Auge kaum sichtbar wäre, sich aber durch ein vom Entdecker selbst verfertigtes Teleskop als Scheibchen zeigte. Maskelyne, der Director der Greenwicher Sternwarte, hielt es für seine Pflicht, dieses neue Gestirn sobald als möglich aufzufuchen, was ihm auch, obgleich nicht ohne Mühe, am 17. März desselben Jahres gelang, hierauf erfolgte auch in andern Ländern die weitere Beobachtung. In sämtlichen Berichten, welche über das neue Gestirn erschienen, wurde dasselbe als ein Komet bezeichnet, aber als ein Komet, wie ihn die Menschen noch nicht gesehen hatten. Es war ein Komet ohne Kopf und Schweif, der nur aus einem Kern bestand, träge am Himmel dahinzog und die Rolle eines Sonderlings zu spielen schien.

Die Entdeckung eines Kometen erregt schon immer allgemeines Interesse, aber der Bericht, den man jetzt empfang, konnte nicht erlangen, die ganze astronomische und nicht astronomische Welt in Aufregung zu bringen. Man wollte durchaus den Mann, dem eine so merkwürdige Entdeckung verdankt wurde, kennen und verehren. Derselbe hatte nun freilich im Jahre zuvor verschiedene wissenschaftliche Arbeiten bei der Royal-Society in London eingereicht und war daher einer kleinen Zahl Engländer bekannt geworden, übrigens aber blieb sein Name trotz der Nachforschungen größter Gelehrter anfangs unbekannt. Man erfuhr wohl, daß der Entdecker zu Bath lebte, aber man verzweifelte fast bei allen den Namen, die ihm beigelegt wurden, wie Wertschel, Hertschel, Hermschel, Hertzel ic. Die deutschen Astronomen, welche vorläufig den Namen bei Seite ließen, wollten sich an erster Stelle mit dem neuen Gestirn bekannt machen, aber dafür war es bereits zu spät als sie von seiner Existenz hörten. Es hatte sich schon in den Strahlen der Sonne versteckt, und sie suchten sich mit Geduld wappnen, bis dasselbe wiederum aus den Sonnenstrahlen zum Vorschein kommen würde. Bode in Berlin war der erste deutsche Astronom, der das Gestirn erkannte. Er fand es am 18. Juli desselben Jahres.

Es war in jener Zeit schon keine ungewöhnliche Erscheinung mehr, daß man wenige Wochen nach der Entdeckung eines Kometen seine Bahn aus seiner beobachteten scheinbaren Bewegung hergeleitet hatte. Die Berechnung wurde dadurch beträchtlich verkürzt, daß man einer Kometenbahn eine parabolische Form zuerkannte. Diese Vereinfachung war um so erlaubter, als man doch zunächst nur einen sehr kleinen Bogen der Bahn bestimmen konnte, und dieser unterschied sich in einer Parabel meistens nicht merklich von dem in einer lang gestreckten Ellipse. Auch auf den neu entdeckten fremdartigen Kometen wandte man jenes Verfahren an, nun zeigte sich dieser aber noch viel sonderbarer als man vermuten konnte. Man erlangte Resultate, deren Nichtigkeit man bezweifeln mußte. Eine parabolische Bahn stellte die beobachtete scheinbare Bewegung des Gestirns absolut nicht dar, und es fand sich, daß dasselbe wohl zehnmal weiter von der Erde entfernt sein mußte, als wo selbst die hellsten Kometen sichtbar zu werden pflegten. Da erklärte der russische Astronom Verell, der sich damals drei Monate nach der Entdeckung in London aufhielt, daß die scheinbare Bewegung nur durch eine fast kreisförmige Bahn dargestellt werden könne, und daß das merkwürdige Object etwa neunzehnmal weiter von der Sonne entfernt wäre als die Erde. Trotz dieses merkwürdigen Resultats trug er kein Bedenken das Gestirn zu den Kometen zu rechnen, obgleich es in seiner Erscheinung nichts Kometenähnliches hatte. Wenn man auch oft genug die Existenz noch unbekannter Planeten vermutet hatte, so doch niemals in jenen Fernen, noch jenseits der Saturnsbahn. Die Ueberzeugung, daß Planeten in solchen Entfernungen für uns unsichtbar bleiben mußten, war im Gegentheil ganz fest und es mußten daher Monate vergehen, ehe jemand sich die Frage vorlegte, ob das neue Gestirn doch etwa zu den Planeten gehören könne. Als Gestalt, Ort und Bewegung es zuletzt unmöglich machten, die Natur des neuen Gestirns zu erkennen, wollte jeder geru der erste gewesen sein, der es für einen Planeten erklärt hätte, aber der eine hatte dem anderen wenig vorzuziehen. Der Entdecker selbst hatte das neue Gestirn unbedingt als Kometen annouciert. Bode aber kam Ende September zuerst auf die Vermutung, daß das Gestirn ein Planet sein könnte, der sich außerhalb der Saturnsbahn um die Sonne bewege. Die französische Academie der Wissenschaften brauchte dagegen ein volles Jahr, um sich hiervon zu überzeugen, aber als sie im April 1782 den neuen Stern öffentlich einen Planeten nannte, da war ihr Ansehen hinreichend, um viele Zweifler zu gewinnen. Endlich drang die Ueberzeugung, daß sich Bode über das Wesen des neuen Himmelskörpers nicht geirrt habe, überall durch. Wir würden uns in ähnlichem Falle sicherlich nicht so lange zu bestimmen brauchen, aber wir gehören auch einer ganz andern Zeit an. Wir dürfen es unsern Vorfahren nicht übel nehmen, daß sie nicht so rasch an eine Entdeckung glauben konnten, wie sie doch in 3000 Jahren nicht vorgekommen war.

Als nun endlich in dem neuen Gestirn ein Planet erkannt war, dessen Entdeckung in der That als einer der wichtigsten Beiträge zur Kenntniß des Himmels betrachtet

werden muß, wurde der Gedanke an den Entdecker, der fast ganz vergessen war, wieder lebendig. Sowohl in früherer als in späterer Zeit schien man ein neuentdecktes Gestirn wie eine besondere Schöpfung des Entdeckers anzusehen, und man hat meistens nicht beachtet, daß, so wichtig auch die Entdeckung für die Wissenschaft sein mochte, ihre Verdienste nicht in ihr selbst, sondern in der Art, wie sie gemacht wurde, lagen. In der Weise, wie der neue Planet gefunden worden war, lag ein sehr hervorragendes Verdienst, welches man anfangs weder erkannte noch für beachtenswert erachtete. Der Entdecker des neuen Planeten war Wilhelm Herschel, der Mann, welcher ausersehen war, den menschlichen Geist noch weit über die Grenzen des Sonnen Systems hinaus zu führen und diejen in inmitten von Tausenden neuer Welten und Wunder in den höhern Regionen des Himmels, die für den Verstand der Sterblichen bisher unzugänglich erschienen waren, die Herrschaft zu bereiten. Jener Planet ist der Uranus. Wir können aber hier um so eher darauf verzichten, die näheren Umstände der Entdeckung, die mit den Lebensschicksalen Herschels so eng verknüpft sind, zu besprechen, als dies vor kurzer Zeit, da der hundertste Jahrestag jener Entdeckung herankam, vielfach in mehr oder minder gründlicher Weise geschehen ist.

Ein neu entdecktes Gestirn hat für die Astronomen meistens mehr Interesse, als alle übrigen zusammen. Während ein neu entdeckter Komet zu sofortiger und möglichst allgemeiner Betrachtung zwingt, liegt aber im allgemeinen bei einem Planeten kein Grund vor, ihn gleich anfangs mit Hintansetzung aller andern Arbeiten zu beobachten. Kometen bleiben kurz, Planeten dagegen sind dauernd dem System zu eigen gemacht. In diesem Falle konnte man das Gezeite bemerken. Der vermeintliche kleine Komet Herschels wurde anfangs nicht so allgemein beobachtet als es sonst mit Kometen der Fall war, aber einfach aus dem Grunde, weil die meisten ihn nicht finden konnten, — wie erwähnt, gleich er ganz und gar nicht einem Kometen und war durch ein weniger gutes Fernrohr absolut nicht von einem Fixsterne zu unterscheiden. Das änderte sich nur, sobald man den Kometen als Planeten erkannt hatte, fast auf jeder Sternwarte Europas wurde das Gestirn, wenn auch nicht astronomisch beobachtet, so doch aufgesucht und betrachtet. Man erhielt denn auch in kurzer Zeit eine Menge Beobachtungen, von denen aber nie mehr als ein kleiner Teil gebraucht werden konnte und die alle zusammen genommen auch das nicht ergeben konnten, was die Astronomen wissen wollten. Bei der langsamen Bewegung des Planeten konnte er in kurzer Zeit nicht mehr als einen sehr kleinen Bogen seiner großen Bahn durchlaufen, und aus dem kleinen Bogen konnte man nicht mit hinlänglicher Genauigkeit die ganze Bahn ableiten, man mußte trotz des reichen vorhandenen Beobachtungsmaterials doch spätere Zeiten abwarten. Die ersten Arbeiten vieler Astronomen konnten nur eine sehr oberflächliche Kenntnis der Bahn geben, aber bei ruhiger und stetiger Fortsetzung der Beobachtungen mußte man von selbst in den Besitz von immer festeren Grundlagen für die Bestimmung der Bahn gelangen. Die Schwierigkeiten, welche sich anfangs boten, lagen übrigens nicht allein in den Beobachtungen, sondern auch in der Unvollkommenheit der damals üblichen Methoden der Bahnbestimmung; die Versuche zur Befestigung derselben haben dann sehr viel zur Verbesserung der Theorie im allgemeinen beigetragen. Alle über die Bewegung des Uranus angestellten Berechnungen mußten aber die große mittlere Entfernung von der Sonne, wie sie gleich anfangs angedeutet wurde, beistimmen. Uranus beschrieb in der That seine Bahn noch jenseits der Saturnsbahn. Jahre lang hatte man, wie wir ja wissen, einen Planeten zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter vermißt und kaum von einem Planeten geträumt, dessen Bahn noch jenseits der Saturnsbahn läge, als eben Herschel den Uranus entdeckte.

Es scheint, daß man vor der Entdeckung des Uranus niemals auf den Gedanken kam, nach dem vermuteten Planeten zu suchen, aber gleich nach dieser Entdeckung wurden derartige Bemühungen warm befürwortet, es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Astronomen sich enttäuscht fühlten, da ihnen ein anderer Planet gegeben wurde als der, auf dessen Besitz sie ein Recht zu haben glaubten. Die Entdeckung des Uranus hatte dabei zugleich bewiesen, daß selbst ein Planet, der sich noch allenfalls mit bloßem Auge

erkennen ließ, tausende von Jahren verborgen bleiben konnte; um so weniger durfte man daher das Bestehen von Planeten leugnen, die sich dem bloßen Auge ganz entzogen. Außerdem hatte sich noch Uranus ganz dem sogenannten Titius'schen Gesetz untergeordnet, indem seine mittlere Entfernung in dem früher gegebenen Verhältnis die Zahl 189.6 ergab, während jene Reihe die Zahl  $4 + 64 \times 3 = 196$  forderte. Es war daher die Lücke im Sonnensystem zwischen Mars und Jupiter noch auffälliger geworden. So weckte die Entdeckung des Uranus ein brennendes Verlangen nach dem noch unbekanntem Planeten, dessen Existenz man nicht bezweifelte, und man suchte nach Mitteln, diesen Wunsch zu befriedigen. Der Astronom v. Zach, den es besonders zu verbrießen schien, daß die Astronomen nicht im Stande waren, die unzweifelhafte Lücke im Sonnensystem auszufüllen und aus vorhandenen Beobachtungen etwas über den fraglichen Himmelskörper abzuleiten, gab sich Speculationen hin, die er selbst wohl Träumereien nannte, denen er aber doch nicht jeglichen wissenschaftlichen Wert abgesprochen wissen wollte. Im Jahre 1785 hatte er sogar aus seinen „Träumereien“ die Größe, Gestalt und Lage der Bahn des noch unentdeckten Planeten abgeleitet und seine Resultate in versiegelten Briefen niedergelegt. Er schickte letztere an verschiedene Astronomen mit dem Bemerten, dieselben erst dann zu öffnen, wenn der Gegenstand seiner Träume wirklich gefunden wäre. Herzog Ernst von Gotha, ein großer Beschützer der Astronomie, wurde in das Geheimnis v. Zachs tiefer als andere eingeweiht, und er glaubte so fest, daß der von v. Zach geschaffene Planet wirklich im Sonnensystem existiere, daß er vorschlug, ihm den Namen Hera zu geben. v. Zach hat niemals angeben wollen, worin eigentlich seine Träumereien bestanden; er verglich sich selbst in seinen Speculationen mit dem Alchymisten, welche alles bis auf ein unentbehrliches Etwas fänden und er entschuldigte sich mit dem Gedanken, daß man wohl dann und wann bei dem fruchtlosen Versuch Gold zu machen, eine bis dahin unbekannt gemische Entdeckung gemacht habe. Indessen beruhigte sich v. Zach bei seinen Träumen nicht. In der Hoffnung, den noch unbekanntem Planeten dabei zu entdecken, unternahm er eine Ortsbestimmung zahlreicher Sterne des Tierkreises, welcher Arbeit er zum Teil seinen Namen in der Astronomie verdankte. Der Glaube an noch unentdeckte Planeten veranlaßte jedoch keineswegs ihn allein zu großen Unternehmungen. Lalande äußerte wenige Jahre nach der Entdeckung des Uranus die Meinung, daß es aus verschiedenen Ursachen von besonderer Wichtigkeit sei, die Orte möglichst vieler Sterne am Himmel zu bestimmen, und diese erste Idee hat ohne Zweifel wesentlich zu dem Plan beigetragen, welchen Lalande und sein Neffe mit so großem Glück durchführten und durch dessen Verwirklichung noch vor Anfang dieses Jahrhunderts die Verter von ohngefähr 50000 Sternen bestimmt wurden. Burkhart und Lalande der Jüngere beschäftigten sich längere Zeit damit, die Gruppen der beobachteten Sterne immer wieder nachzusehen, um wo möglich unter den kleinen Sternen, welche früher nicht gesehen worden waren, Planeten zu finden, aber ihre Mühen wurden von keinem Erfolg gekrönt.

Neunzehn Jahre waren seit der Entdeckung des Uranus verfloßen, man hatte in diesem Zeitraum die Verter vieler Tausende von Sternen bestimmt, man hatte absichtlich nach Planeten gesucht und doch hatte man von dem sich verbergenden Planeten niemals eine Spur gefunden. Das wurde einigen Astronomen förmlich unerträglich. Man beschloß, den vermutlichen Planeten systematisch zu verfolgen und diese Jagd nicht eher aufzugeben, bis man den Gegenstand seines Verlangens in seine Gewalt bekommen hatte. Im September des Jahres 1800 kamen sechs Astronomen zu Pflenthal zusammen und arbeiteten einen Plan aus, dessen Durchführung den unbekanntem Planeten notwendig aus seinem Schlupfwinkel vertreiben mußte. Nicht weniger als 24 Astronomen sollten sich an dieser Arbeit beteiligen. Da sich die bekannten Planeten alle stets in einem ziemlich schmalen Gürtel am Himmel, dem sogenannten Tierkreis, aufhielten, so meinte man, daß auch der gesuchte Planet sich innerhalb dieser Grenzen bewegen werde. Daher konnte die Untersuchung auf den Tierkreis beschränkt werden. Dieser wurde in 24 gleich große Teile geteilt und jeder dieser Teile der Sorge eines Astronomen anvertraut. Jeder Astronom hatte sich mit dem ihm übertragenen Teil des Himmels vollkommen

bekannt zu machen, und das konnte nur durch Anfertigung sehr genauer Sternkarten geschehen. Die Karten mußten nun so oft als möglich mit dem Himmel verglichen werden, fand man dann einen Stern, der nicht auf jenen angegeben war, so bestand allerdings die Möglichkeit, daß man denselben früher übersehen hatte, es war aber weit wahrscheinlicher, daß man hiermit den gesuchten Planeten gefunden hatte. Um sich vollkommene Gewißheit zu verschaffen, brauchte man dann nur zuzusehen, ob der Stern sich in wenigen Stunden oder Tagen merkbar am Himmel fortbewegt hatte. Unter Anwendung dieses Verfahrens glaubte man, daß sich selbst der kleinste Planet nicht der Aufmerksamkeit der Astronomen entziehen konnte. Die Lilienthaler Gesellschaft wählte diejenigen Astronomen, welche sie für das Unternehmen am geeignetsten hielt, und unterwarf ihre Arbeiten der Prüfung durch einen Vorstand. Einer der Gewählten war Piazzi in Palermo. Durch die Kriegerunruhen und die dadurch verursachten Unregelmäßigkeiten in der Postbeförderung erhielt er aber erst nach Ablauf mehrerer Monate Kenntnis von dem entworfenen Plan und der Einladung, an der Ausführung desselben teil zu nehmen. Noch bevor Piazzi das Mindeste von der Lilienthaler Konferenz gehört hatte, erfüllte er ohne es selbst zu wissen ihre Wünsche, indem er den so lange erwarteten Planeten entdeckte. Er wurde dabei durch einen besondern Zufall begünstigt, aber durch einen Zufall, der allein ihm nützen konnte, da ihm die Vervollkommnung seiner wissenschaftlichen Arbeiten über alles am Herzen lag.

Nach Vollendung der Sternkarte in Palermo wählte sich Piazzi die Beobachtungen der Fixsterne als Hauptaufgabe; hierbei war es indessen nicht seine Absicht, die Tausende mehr oder minder ungenauen Beobachtungen durch neue Tausende zu vermehren, sondern namentlich die Sterne, welche bereits früher beobachtet waren, durch wiederholte Beobachtungen so genau als möglich zu bestimmen. Er bewies dadurch, daß er die Bedürfnisse seiner Zeit wohl erkannte, und wenn die Resultate seiner Arbeiten einen hohen und dauernden Wert für die Astronomie erhalten haben, so war dies nicht allein die Folge des Eifers und der Gewissenhaftigkeit, sondern auch der Ueberlegung, mit welcher er seine Aufgabe durchführte. Piazzi bildete sich nun für jeden Beobachtungsabend eine Liste von geeigneten Sternen, deren Verter genäpert bekannt waren. Bei derartiger Vorbereitung lief er nicht Gefahr, seine Arbeit zu sehr auszudehnen oder andererseits auch unvollständig zu lassen. Die Sterne wurden dann an mehreren Tagen wiederholt beobachtet, und wenn ihm dies nach Wunsch gelungen war, ging er in derselben Weise zu einer neuen Anzahl Sterne über. Die Beobachtungen des einen Tages wurden unmittelbar mit denen des vorhergehenden Beobachtungstages verglichen und dies Verfahren gab Piazzi das einzige fast sichere Mittel, etwa begangene Fehler zu entdecken und womöglich noch zu verbessern. Wenn er neben den Programm-Sternen andere bemerkte, deren Beobachtung seinem eigentlichen Zweck nicht schadete, so wurden auch von diesen die Verter bestimmt. Piazzi hatte bereits mehr als 5000 Sterne beobachtet, als er am 1. Januar 1801 eine neue Beobachtungsreihe anfang. Unter den 42 Sternen, welche an diesem Abende bestimmt wurden, fand sich außer einigen schwächeren nicht aufgenommenen Sternen auch ein Stern achter Größe, der dicht bei einem Programmstern siebenter Größe stand. Am nächsten Abend wurden die Beobachtungen wiederholt, und da zeigte sich eine Abweichung zwischen den Beobachtungen jenes Sternes achter Größe vom 1. und 2. Januar. Piazzi glaubte einen Fehler begangen zu haben, welcher sich erst am nächsten klaren Abend zeigen und verbessern lassen würde. Auch am 3. Januar war der Himmel heiter; dieselben Sterne wurden zum dritten Male beobachtet, aber der Ort, an welchem der fragliche Stern jetzt stand, stimmte weder mit der Beobachtung vom 1. Januar, noch mit der vom 2. Januar überein. Nun zeigte sich mit vollkommener Sicherheit, daß die Abweichung nicht Folge eines Fehlers, den Piazzi begangen, sondern einer sehr merkbaren Bewegung des Gestirns war, daß also dasselbe auch kein Fixstern, wie Piazzi gemeint hatte, sondern ein zu unserm Sonnensystem gehöriger Körper war. Diese Entdeckung geschah einzig durch die systematische Art, wie Piazzi bei der Arbeit verfuhr. Es war allerdings nur Zufall, daß er den kleinen Stern im Felde seines Fernrohrs an einem Orte sah, wo der Zweck der eigentlichen Arbeit die

Beobachtung desselben zuließ; hätte er aber seine Beobachtungen nicht sofort gewissenhaft mit einander verglichen, so würde ihm die Bewegung des Sternes vollständig entgangen sein. Piazzi bedurfte nur weniger Tage, um sich zu überzeugen, daß er ein sich bewegendes Gestirn entdeckt habe, welches nur ein Planet oder ein Komet sein konnte; aber eine gewisse Eitelkeit und falscher Ehrgeiz hielten ihn ab, seine Entdeckung sofort bekannt zu machen. Er wollte zugleich der Erste sein, der eine Bahn des neuen Himmelskörpers lieferte. Erst als ihm dies nicht glückte und die Angst in ihm aufstieg, daß mittlerweile auch ein anderer sein Gestirn entdecken könnte, entschloß er sich soviel von seinen Beobachtungen mitzuteilen, als zur Wahrung der Priorität nötig war. Wegen der damaligen politischen Unruhen in Europa verbreitete sich die Nachricht langsam und gelangte erst an andere Sternwarten, als der Planet in den Sonnenstrahlen verschwunden war. Erst nach Monaten, sobald er wieder aus den Strahlen der Sonne zum Vorschein kam, durfte man einige Hoffnung, ihn wieder zu sehen, hegen, aber dann mußte man vor allem die Bahn, welche man ohne genaue und vollständige Beobachtungen nicht berechnen kann, ermittelt haben. Von verschiedenen Seiten wurde Piazzi denn auch um Beobachtungen angegangen, und namentlich hatte Lalande, den die nichts-Jagenden Notizen in den Zeitungen nicht befriedigten, sich schon im Februar an Piazzi gewandt und ihn, seinen ehemaligen Schüler, um Antwort gebeten. Endlich erhielten Lalande und Bode im Mai und Juni eine Abschrift der Piazzi'schen Beobachtungen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, nichts von oder über dieselben zu publicieren. Wie es meistens mit Geheimnissen geht, welche im Vertrauen mitgeteilt werden — die Beobachtungen Piazzi's wurden im Vertrauen von einem Astronomen dem andern gegeben, so daß sie schließlich vielen bekannt waren, ohne doch gerade publiciert zu sein. Burchardt in Paris erhielt die Piazzi'schen Beobachtungen im geheimen von Lalande und benutzte sie, um im geheimen mit möglichster Genauigkeit eine Bahn des Gestirns zu berechnen. Das Resultat seiner Berechnungen teilte er wieder im geheimen vielen Astronomen mit, damit diese den neuen Planeten so früh als möglich auffuchen könnten. Burchardt fand, daß die Beobachtungen nur eine elliptische Bahn von sehr geringer Excentricität, gerade wie bei den schon bekannten Planeten zuließen; indessen wollte es ihm nicht glücken, die Gestalt der Bahn mit der gewünschten Schärfe zu bestimmen. Die Neigung der Bahn war merklich größer als bei den übrigen Planeten, aber die Entfernung von der Sonne und die Umlaufzeit stimmten so genau mit den entsprechenden Größen des längst vermuteten Planeten, daß man keinen Augenblick mehr zweifelte, daß das von Piazzi entdeckte Gestirn wirklich jener Planet sei. Es ließ sich voraussehen, daß der Planet im August wieder weit genug von der Sonne stehen würde, um in den Morgenstunden beobachtet werden zu können. Um die Beobachtung zu ermöglichen, berechnete Burchardt nach seiner Bahn den Weg, welchen der Planet in den folgenden Monaten am Himmel scheinbar durchlaufen mußte. Anfangs Juni waren die Berechnungen fertig und kamen auch Piazzi zu Gesicht, der nun seine Geheimhaltung, die nur aus falschem Ehrgeiz entstanden war, nach Gebühr bestrast sah. Als auch Piazzi nach einigen Monaten die Bahnbestimmung gelungen war, gab er allgemein die Erlaubnis, seine Beobachtungen zu publicieren. Er hatte dieselben revidiert und von neuem berechnet und da er bemerkte, daß sie von seinen Gehilfen durch viele Fehler entstellt Bode und Lalande mitgeteilt waren, ließ er den Astronomen neue und exacte Copien seiner Beobachtungen zusenden.

Der Planet hatte nun auch ebenso wie die übrigen, das Recht auf einen besondern Namen. Piazzi nannte ihn Ceres Ferdinandea und beabsichtigte mit diesem Beinamen eine Huldigung für den König Ferdinand von Neapel, der ihn beim Bau der Sternwarte in fürstlicher Weise beschützte und begünstigt hatte. Aus ähnlichen Gründen hatte Herschel den Uranus bekanntlich Georgium Sidus genannt. Dieser Name fand aber nicht allgemeinen Beifall, v. Zach erinnerte an den Namen, den Herzog Ernst dem Planeten bereits vor 16 Jahren, als es noch zweifelhaft war, ob er je würde entdeckt werden, gegeben hätte. Einige wünschten noch andere Namen, wie Vulcan oder Cupido; der damalige Consul Bonaparte, welcher den Arbeiten der Astronomie mit besonderer

Aufmerksamkeit folgte, hielt Juno für den passendsten Namen. Lalande wollte den neuen Planeten nur nach seinem Entdecker genannt sehn, schließlich konnte aber doch niemand Biazzi das Recht streitig machen, seinen Planeten so zu nennen wie es ihm gefiel. Der Name Ceres wurde dem auch zuletzt allgemein angenommen, jedoch mit Fortlassung des Beinamens Ferdinanda.

## Zur Reichsbank-Frage.

Von Dr. Perrot.

In der Sitzung des Reichstages vom 25. Februar 1880 that Herr Dr. Windthorst-Weppen den folgenden Anspruch (vergl. Stenogr. Ber. S. 141): „Ich bin nach dem Laufe der heutigen Discussion sehr zweifelhaft darüber geworden, ob es überhaupt richtig gewesen ist, die Reichsbank gleichsam als eine Actiengesellschaft hinzustellen. (Sehr richtig!) Daraus gehen allerei Dinge hervor, die nicht erwünscht sind; und die Frage der Dividenden scheint mir wirklich ein zu großes Moment in den Gebahrungen der Bank mit sich zu führen. Ich mache daraus den Leitern keinerlei Vorwurf; denn wenn sie eben die Leiter einer solchen Actienbank sind, so haben sie in diesem Sinne zu wirken; aber es zeigt sich gerade darin, daß eine Staatsbank von solchen Rücksichten befreit werden mußte. (Sehr richtig!)“

Wir unsererseits sind niemals zweifelhaft darüber gewesen, daß es ein entschiedener Fehler war, eine große, centrale Actiengesellschaft unter dem Namen „Reichsbank“ mit besonderen Privilegien auszurüsten und sie in ein eigentümliches Zwitterverhältnis zur Reichsverwaltung zu stellen.

Wie erheblich dieser Fehler gewesen ist, zeigt sich besonders auffällig in einigen schon äußerlich hervorpringenden Thatsachen. So ist z. B. gegenwärtig bereits über ein Viertel der Actien dieser „Reichsbank“ (man nennt sie „Reichsbankanteile“, um die Natur der „Reichsbank“ als Actiengesellschaft nicht so scharf hervortreten zu lassen) in Händen von Ausländern. Von den 40,000 Actien der Reichsbank waren in ausländischem Besitz:

am 31. Dec. 1880 10,303 Actien,  
„ 31. Dec. 1881 10,484 „ ;

es erscheint durchaus als im Bereiche der Möglichkeit liegend, daß eines Tages der bei weitem größte Teil der Actien unserer „Reichsbank“ sich in Händen von Ausländern befindet. Wer die Actionäre sind, wird vom Reichsbank-Directorium streng geheim gehalten; die Actien lauten bekanntlich auf Namen.

Den Verwaltungsrat der „Reichsbank“ hat man „Central-Ausschuß“ benannt, und es geschah dies wohl aus demselben Grunde, aus welchem man die Actionäre als „Anteilseigner“ bezeichnet: die Sache sieht dann nicht so sehr nach Actiengesellschaft aus. Von nicht geringem Interesse sind nun wieder die Namen der 15 Mitglieder dieses Verwaltungsrates der „Reichsbank.“ Der „Verwaltungsbericht“ pro 1881 enthält folgendes Verzeichnis derselben:

- 1) Gelpke, Friedr., Geh. Comm.-R.; 2) Stern, Theod., Banquier in Frankf. a. M.;
- 3) Liebermann, B., Geh. Comm.-R.; 4) v. Dypenheim, Alb., Cöln; 5) Veit, Comm.-R.;
- 6) v. Danjemann, Geh. Comm.-R.; 7) Mendelssohn, Franz, Geh. Comm.-R.; 8) Raners, Peter, Bankdirector in Hamburg; 9) v. Bleichröder, Geh. Comm.-R.; 10) Simon, L. W., Rentier; 11) v. Rothschild, M. Karl, Frankf. a. M.; 12) Arnbt, Geh. Comm.-R.;
- 13) Zwicker, Geh. Comm.-R.; 14) Schüler, F. A., Banquier; 15) Bleichröder, Julius, Banquier.



Dieses Verzeichniß ist offenbar ein hervorragender Beleg dafür, daß gute „professionelle“ Berufs- und Gewerbestatistik ihr großes Interesse haben müßte. Nach einer officiellen Angabe des Reichsbankdirectoriums im „Reichsboten“ vom 3. Juni 1882 befinden sich unter den obigen 15 Mitgliedern 5 Juden, also  $33\frac{1}{2}\%$ , während die Juden in der Gesamtbevölkerung noch nicht  $2\%$  ausmachen.

Einen engeren Auschuß aus dem Verwaltungsrate bilden die drei sogenannten „Deputierten.“ Dieselben haben das Recht, alle Acten, Bücher, Portefeuilles der „Reichsbank“ einzusehen, allen Sitzungen des Reichsbankdirectoriums beizuwohnen, kurz, sich eine Art von Allwissenheit bezüglich aller Interna der sog. Reichsbank zu verschaffen. Die Namen der drei Deputierten sind: 1) Zwicker, Geh. Comm.-R.; 2) Mendelssohn, Geh. Comm.-R.; 3) Arndt, Geh. Comm.-R. — Landwirtschaft, Industrie, Klein-gewerbe, Handwerk sind in dem Verwaltungsrate der „Reichsbank“ nicht vertreten.

Der Gesamtsatz der „Reichsbank“ hat nicht weniger betragen als 56,336,057,800 Mark, sage über sechsundfünfzig Milliarden Mark.

Der Löwenanteil dieses Umsatzes fällt auf den Giroverkehr mit 39,2 Milliarden in Einnahme und Ausgabe. Dieser Verkehr wird von der Reichsbank gegenwärtig ganz unentgeltlich vermittelt. Wenn man für je 10,000 Mark vermittelten Umsatzes (also für Einnahme und Ausgabe zusammen) 1 Mark Steuer zu Gunsten des Reiches erheben wollte, so würde das 1,870,000 Mark eintragen und im laufenden Jahre vielleicht schon 2 Millionen bringen.

Der nächstbedeutende Verkehr der „Reichsbank“ ist der Wechselverkehr. Hier liegt ihr eigentliches Geschäft, d. h. sie nimmt Wechsel und zahlt dafür Geld, beziehungsweise ihre Noten, gegen einen Abzug, den man „Discount“ nennt. Dieser „Discount“ bildet den Hauptgewinn der Bank. Brauchen die großen Firmen viel Geld, z. B. für Börsengeschäfte, so machen sie große Wechsel und lassen sich das Geld gegen Discount von der „Reichsbank“ geben: gewiß eine sehr angenehme Einrichtung für diejenigen, welche davon Gebrauch machen können. An Wechseln hat die „Reichsbank“ im Jahre 1881 rund  $2\frac{1}{2}$  Million Stück im Betrage von rund  $3\frac{1}{4}$  Milliarden Mark discountiert. — Sie hat dafür  $14\frac{1}{2}$  Millionen Mark Gewinn gemacht, während der Gesamt-Gewinn der Bank für 1881 rund  $19\frac{1}{2}$  Millionen beträgt. Das Discountieren von Wechseln ist also, wie erwähnt, das Hauptgeschäft der „Reichsbank.“

Das deutsche Reich vereinnahmt für Wechselstempelsteuer rund 6 Millionen Mark zum Satze von etwas über  $\frac{1}{2}$  pro Mille. In Frankreich beträgt die Wechselstempelsteuer mehr als 2 pro Mille, ist also viermal so hoch wie in Deutschland.

Eine der Hauptaufgaben unserer „Reichsbank“ besteht darin, einer Anzahl größerer Firmen für ihre Börsenoperationen gegen Wechsel „billiges Geld“ zu verschaffen. Schon die Höhe des Discountes in den verschiedenen Perioden des Jahres 1881 liefert den Beweis für den Zusammenhang der „Reichsbank“ mit dem Börsenspiel. Der Discount betrug nämlich bis zum 26. August  $4\%$ , von da ab bis zum 4. October  $5\%$ , bis zum 25. November  $5\frac{1}{2}\%$ , und dann bis zum Jahreschluss wieder  $5\%$ . Diese Discountbewegung geht genau parallel mit der Bewegung des Pariser Börsenschwindsels. Im October und November erreichte derselbe einen gewissen Höhepunkt und entsprechend gestaltet sich der Discount der deutschen „Reichsbank.“ Als am 19. Jan. 1882 in Paris der Krach ausgebrochen war, ging am 1. Februar der Discount der deutschen „Reichsbank“ auf  $6\%$  hinaus.

Entsprechend war die Bewegung des Notenumlaufes und des Barvorrates. Der Notenumlauf war durchschnittlich größer, der Barvorrat dagegen durchschnittlich kleiner als im vorhergehenden Jahre. Er betrug nämlich durchschnittlich auf das ganze Jahr gerechnet:

	1881.	1880.
	Marl.	Marl.
Der Notenumlauf . . . . .	739,727,000	735,013,000
Der Barvorrat . . . . .	556,749,000	562,091,000

Es darf als sicher angenommen werden, daß diese Differenz weit mehr durch das

im Jahre 1881 hochgehende Börsenspiel, als durch die relativ geringe Steigerung der Geschäfte herbeigeführt worden ist.

Am 31. Dec. 1881 überschritt die „Reichsbank“ auch zum ersten Male seit ihrem Bestehen die ihr steuerfrei gestattete Notenmenge. Während nämlich am 23. Febr. 1881 der niedrigste Notenstand dieses Jahres mit Mark 663,792,000 constatirt ist, erhob sich der Notenumlauf am 31. Dec. 1881 bis auf 859,388,000 Mark, womit der höchste Notenstand des Jahres 1881 erreicht war. Auch diese Höhe des Notenumlaufes ist wohl mehr durch die Börsenverhältnisse, als durch die regelmäßigen Geschäfte des Jahreschlusses bedingt.

Noch schärfer tritt das Verhältnis der „Reichsbank“ zum Börsenspiel hervor in dem regelmäßigen Anschwellen der Wechselbestände und des sog. „Lombard“ (verkauft Börsenpapiere) am Ende des Monats. In einzelnen Monaten ist dies plötzliche Anschwellen der beiden genannten Portefeuilles gradezu abnorm. So betrug z. B.

	der Lombard Mark	der Wechselbestand Mark
23. März . . . . .	44,335,000	287,450,000
31. „ . . . . .	88,077,000	323,169,000
23. Juni . . . . .	48,272,000	330,460,000
30. „ . . . . .	108,632,000	387,061,000
23. September . . . . .	52,687,000	372,468,000
30. „ . . . . .	126,909,000	431,464,000
23. December . . . . .	54,427,000	390,703,000
31. „ . . . . .	109,374,000	451,580,000

Diese wenigen Ziffern zeigen, daß der sogen. „Lombard“ der Notenbanken wohl überwiegend zu Börsenzwecken benutzt wird. Der Waaren-Lombard ist dabei relativ sehr gering. Nach der Bilanz der „Reichsbank“ v. 31. Dec. 1881 kam

auf Effekten-Lombard *) . . . . .	103,834,800 Mt.
„ Waaren-Lombard . . . . .	5,357,100 „

Der „Lombard“ der Notenbanken wird eben benutzt, um Papiere, welche ohnehin ihren Zins tragen, zu hinterlegen, dafür Geld herein zu nehmen und dieses Geld dann an der Börse zu höheren Zinsen zu fruktifizieren. In welchem Umfange dieses „Geschäft“ gemacht werden kann, zeigt u. a. die „Bank von Frankreich“, welche ebenso wie die deutsche Reichsbank eine große privilegierte Actiengesellschaft ist. Seit 1879 ist bekanntlich in Frankreich der Börsenschwindel von Jahr zu Jahr höher gestiegen. In welchem grandiosen Maßstabe die „Bank von Frankreich“ diesen Schwindel „unterstützt“, zeigen die folgenden Ziffern, welche wir der „National-Itg.“ entnehmen. Es betrug nämlich am 26. Jan., im Vergleich zum selben Datum der drei Vorjahre, bei der Bank von Frankreich (in Tausenden Francs)

	1882	1881	1880	1879
der Vorkauf auf Wertpapiere . . . . .	356,535	156,441	- 156,719	62,603
der Wechselbestand . . . . .	1,519,038	1,005,766	821,636	586,877

Das bedeutet eine „Unterstützung“ der Börse mit rund mindestens einer Milliarde durch die privilegierte Notenbank von Frankreich.

Wenn nun die „Reichsbank“ seit ein paar Jahren unter der Hand zu niedrigeren Sätzen discontirt als ihr veröffentlichter Zinssatz beträgt, so ist die größte Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß dieses zu besonders niedrigem Zinssatz hergegebene Geld größtenteils an der Börse Verwendung findet.

Von dem Gesamtgewinn der „Reichsbank“ im Betrage von rund 19½ Million bekommt das Reich diesmal 2,598,590 Mt., dagegen erhalten die gegenwärtig 7613 Actionäre die Summe von 7,998,590 Mt., von dem Actienkapital à 120 Million Mt. bekommen die Actionäre also 6⅓ %.

\*) d. h. Vorkäufe auf Wertpapiere.

Die Verwaltungskosten der „Reichsbank“ betragen rund  $5\frac{1}{2}$  Million Mk. und werden aus dem Gesamtgewinn von  $19\frac{1}{2}$  Million bestritten. Aus dieser letztern Summe wurden auch wiederum vertragmäßig 1,865,730 Mk. an den Preussischen Staat für Ablösung der alten Preussischen Bank gezahlt.

Dem Reservefonds sind  $20\%$  des Reingewinnes\*\*) mit 1,299,295 Mk. gutgeschrieben, wodurch derselbe Ende 1881 sich auf 17,724,081 Mk. hebt. Der Reservefonds muß bis auf ein Viertel, gleich 30 Millionen Mark, des Grundkapitals gebracht werden, laut § 24 des Bankgesetzes.

Interessant ist auch die „Bilanz der Reichsbank“, wie sie für den 31. Dec. 1881 aufgestellt wurde. Nach derselben hat die „Reichsbank“ im Ganzen für 1,554,361,515 Mark Noten im Betriebe. Von diesen rund  $1\frac{1}{2}$  Milliarden in Noten befanden sich rund 685 Millionen in den Kassen der Bank und sind als „Activa“ angeführt. 859 Millionen waren in Händen des Publikums.

An cursfähigem deutschem geprägtem Gelde hatte die Bank einen Vorrat von  $443\frac{1}{2}$  Millionen. Dazu kommen noch 71 Millionen in Barren und ausländischen Münzen. Vermutlich sind als „Kassenbestand“ auch die durchlaufenden Beträge für Rechnung der Reichsregierung u. mit angeführt, obgleich, unseres Erachtens, eine klare Bilanz eine getrennte Aufzählung dieser Summen verlangt.

An Reichskassenscheinen hält die „Reichsbank“ ziemlich konstant 30 bis 40 Millionen Mark eingesperrt und verrechnet sie als baares Geld, wozu das Reichsbankgesetz sie allerdings seltener Weise ermächtigt.

An Wechseln hatte die Reichsbank Ende 1881 einen Bestand von rund 451,964,000 Mark. Die Lombardforderungen (Vorschüsse auf börsenfähige Papiere) betragen 103 Millionen, die Vorschüsse auf Waaren 5 Millionen. Die Guthaben der Giro- und Contocurrentgläubiger waren 165 Millionen.

Als sofort liquide Forderungen gegen die Bank wären auszuführen (abgesehen von der Gewinnrechnung):

1. Die in Händen des Publikums befindlichen Noten . . . . .	859,388,000 Mk.
2. Guthaben der Giro- und Contocurrentgläubiger . . . . .	165,047,000 „
3. Depositen (unverzinslich) . . . . .	751,000 „
4. Verschiedene Buchschulden . . . . .	4,392,000 „
	<hr/>
	Sa. 1,029,578,000 Mk.

also rund eine Milliarde.

Diesen sofort liquiden Forderungen stehen gegenüber:

1. Geprägtes deutsches Geld . . . . .	443,410,000 Mk.
2. Barren und ausländische Münzen . . . . .	71,133,000 „
3. Reichskassenscheine . . . . .	30,981,000 „
	<hr/>
	Sa. 545,524,000 Mk.

Dazu kommen die in längern und kürzern Fristen fälligen

Wechsel im Betrage von . . . . .	451,964,000 Mk.
und für Lombardforderungen noch . . . . .	109,370,000 „

Im Falle einer Krisis oder einer großen politischen Katastrophe würde ja allerdings fraglich sein, wieviel von der halben Milliarde in Wechseln und Lombardforderungen prompt realisiert werden könnte. Für gewöhnliche Zeiten ist der Zustand befriedigend, da auf etwas über eine Milliarde sofort liquider Forderungen ein Barvorrat von ca. einer halben Milliarde und nahe eine halbe Milliarde Wechselforderungen nebst ca. 100 Millionen Lombardforderungen der Bank kommen. Wechsel und Barvorrat (einschließlich Barren und Reichskassenscheine) machen zusammen die Summe von 997,488,000

\*\* d. h. nach Vorwegnahme von  $4\frac{1}{2}\%$  für die Actionäre. — Vom Reingewinn erhalten erst die Actionäre  $4\frac{1}{2}\%$  vorweg, dann erhält der Reservefonds von dem verbleibenden Rest so lange  $20\%$ , bis er die Höhe von 30 Millionen erreicht hat; der dann noch verbleibende Rest wird zwischen den Actionären und dem Reiche in gleiche Hälften geteilt. Erreichen die Actionäre  $8\%$ , so wird der weitere Rest zwischen Reich und Actionären im Verhältnis von drei zu ein Viertel geteilt.

Mark gegen die sofort liquiden Forderungen von 1,029,578,000 Mark; der Bestand von 14 Millionen an Noten anderer Banken ist dabei nicht mitgerechnet. Nimmt man auch noch den Betrag von 28 Millionen an „discountierten Schatzanweisungen und andern Wertpapieren“ hinzu, so erreichen die liquiden Activa ungefähr die Summe der liquiden Forderungen.

Ein Betrag an „Silber in Barren und Sorten“ ist nicht angegeben. Die vorhandenen Thaler müssen also in den 443 Millionen geprägten Geldes enthalten sein.

Das Geschäft der Bank besteht also fast ausschließlich in zwei Geschäftszweigen, nämlich:

1. Im Discountieren von Wechseln,
2. Im Leisten von Vorkäufen auf Börsenpapiere u.

Hier bleibe nun am Ende die Frage zu beantworten, wie und aus welchen Gründen man dazu kommt, den Actionären der „Reichsbank“ das Vorrecht der Banknoten-Ausgabe zu verleihen? Für die Actionäre der Reichsbank bedeutet dies einen Anteil an den Zinsen von etwa 200 Millionen jährlich, welche die Bank doppelt bezieht für diejenigen Noten, welche nur durch Wechsel gedeckt sind. Diese Wechsel tragen nämlich ihre Zinsen, und die dafür ausgegebenen Notizen ebenfalls. Für die bei der Reichsbank accreditierten Firmen bedeutet dieses Privilegium einen Anteil an dem infolge desselben relativ niedrigen Zinsfuß. Wir haben es also hier mit einer thatsächlichen erheblichen Bevorzugung teils der Actionäre der Bank, teils der bei der Reichsbank accreditierten und mit ihr in Verbindung stehenden Firmen zu thun. Die ganze Einrichtung läuft auf eine Jahr für Jahr zu leistende Staatsunterstützung an eine Anzahl größerer Firmen des Bankgeschäftes und des Handels hinaus, welche naturgemäß vom Kleingewerbe und Ackerbau, die wenig oder gar keinen Nutzen von der „Reichsbank“ haben, mit ausgebracht werden muß.

Das Discountieren von Wechseln ist unseres Erachtens ein Privatgeschäft. Was hat das Reich mit dem Discountieren von Wechseln und mit dem Verleihen von Börsenpapieren zu thun? Wie erst stellt sich die Sache, wenn man denkt, daß ein erheblicher Teil des billigen Geldes, welches die Reichsbank gegen Wechsel und Wertpapiere an einen relativ kleinen Kreis von Bevorzugten hergibt, ganz ohne Frage regelmäßig an die Börse wandert und dort zu Spielzwecken Verwendung findet? — Man sehe sich doch einmal die Rolle genauer an, welche der Wechsel bei fast allen commerciellen Katastrophen, von den kleinsten bis zu den größten, regelmäßig spielt! — Die moderne Staatsraison verbietet alle Standes-Privilegien: warum also gerade den Bankgeschäften und Großkapitalisten ein so kostbares thatsächliches Privilegium vor fast allen andern Staatsbürgern gewähren? Das kann nur schwere sociale Uebelstände erzeugen. — Die „Reichsbank“ darf nicht Actiengesellschaft bleiben, sondern muß wirklich ein Reichsinstitut werden, das in gemeinnützigem Sinn zum Besten aller Stände verwaltet wird. Wenn in einigen Jahren das bisherige Privilegium abläuft, wird es Sache der Conservativen sein, mit Ernst und Festigkeit auf Reform zu dringen.

## Echte Musik und Richard Wagner.

Von F. Hüssli.

„Musik ist das Tönen der Pforten des Paradieses“ — sagt ein persischer Dichter. Wir würden dafür etwa sagen: Sie ist der irdische Wiederhall der himmlischen Lobgesänge, die droben vor dem Throne Gottes ertönen; oder: sie ist die Himmelstochter, die von dem Himmel auf die Erde herniebergestiegen ist, um als freundliche Begleiterin mit dem Menschen zu gehen von der Wiege bis zum Grabe, um ihn zu erheben in

seiner Freude, um ihn zu trösten in seinem Leide. In fast allen Herzen und Häusern findet denn auch diese Himmelstochter Eingang. Es wird wohl nur wenige geben, die sich ihr ganz verschließen. Wie groß ist dagegen die Zahl derjenigen, auf welche die Musik, diese populärste aller Künste, eine mächtige Anziehungskraft übt, die deren wunderbare Macht schon oft an sich erfahren haben als eine erhebende in der Kirche, als eine begeistemde im Concertsaale, als eine veredelnde im Familienkreise, als eine beruhigende vielleicht selbst auf dem Krankenlager. Wie groß ist die Zahl derer, welche diese Kunst selbst zu üben suchen in mehr oder minder vollkommener Weise, sei es auf irgend einem Instrumente, von dem vielverbreiteten Klavier an bis herab zur Ziehharmonika, sei es durch Pflege des Gesanges im Vereine mit andern oder für sich allein.

Aus dieser allgemeinen Verbreitung der Musik darf denn auch wohl ein Laie das Recht herleiten, zwar nicht in gelehrten Auseinandersetzungen über Musiktheorie oder Harmonielehre zu Musikfennern zu reden, wohl aber vor Musikfreunden die einfachen und bescheidenen Gedanken zu entwickeln, die sich ihm bei näherem Nachdenken über den vorgesetzten Gegenstand, wie auch beim Nachlesen mehrerer Schriften von Freunden und Gegnern R. Wagners gerade ergeben haben.

Wenn es sich um eine Bestimmung des Verhältnisses der Richard Wagner'schen zur echten Musik handelt, werden wir uns vor allem klar machen müssen, was denn eigentlich unter echter Musik zu verstehen sei. Ich glaube, man könnte wohl an einfachsten die Musik einteilen in eine Musik für die Füße, für das Herz, für den Kopf. In einem Handbuche der Musik oder sonst irgendwo wird zwar diese Einteilung noch nicht gefunden und es möchten sich nur sehr wenige Musiker von Fach dafür gewinnen lassen. Dazu lautet diese Einteilung, abgesehen von allem andern, schon nicht gelehrt und nicht poetisch genug. Doch dürfte sie wenigstens den Vorzug haben, möglichst einfach und leicht faßlich zu sein. Nun, daß zur ersten Stufe, der Musik für die Füße, jede Art von Tanzmusik zu rechnen sei, wird ohne weiteres einleuchten. Weiter hat es ja seinen Zweck, als die Füße in Bewegung zu setzen und diesen den richtigen Tact anzugeben. Dabei solls allerdings auch etwas Gefälliges, angenehm ins Ohr Klingendes haben. Aber viel weiter gehende Anforderungen wird man an solche Musikstücke nicht stellen dürfen. Sie werden keinen Anspruch darauf erheben können, besonders gehaltvoll zu sein oder als große Kunstwerke gepriesen zu werden. Zur zweiten Art, der Musik für das Herz, rechnen wir die Stücke, welche es blos auf Erregung des Gefühls abgesehen haben, die in eine weiche, wehmütige, träumerische Stimmung versetzen wollen, die sentimentalen Stücke, welche wie z. B. die „Perlenregen“, „Klosterglocken“ u. dgl. für ein gewisses jugendliches Alter etwas sehr Anziehendes haben, die Salonstücke, die bei dem Mittelschlag der musikalischen Welt besonders beliebt sind, namentlich wenn sie Gelegenheit bieten, mit einer großen Fingerfertigkeit zu glänzen. Musik für den Kopf nennen wir alle jene Musikstücke, die sich durch einen, sozusagen mathematisch genauen, architektonischen Aufbau auszeichnen, durch logische Entwicklung ihres Themas, eines oder auch mehrerer musikalischer Gedanken, die kunstreich mit einander verknüpft werden, und die dadurch die Bewunderung der Musikkennner erregen. Möglich, daß solche, wie manche Figuren alter Meister, vielen sehr langweilig vorkommen, weil sie für das Ohr nichts Angenehmes haben. Wenn man uns fragt, welcher von den drei genannten Arten von Musik wir den Vorzug geben, so sagen wir ohne Besinnen, daß uns die letztgenannte höher steht als die beiden ersten. Aber das, was wir als wahre und echte Musik bezeichnen möchten, ist auch diese Art noch nicht. Als solche gilt uns nur diejenige Musik, welche die Vorzüge der genannten Arten in sich vereinigt, also nicht blos wie die erste in einem gewissen Tacte sich bewegt, sondern zugleich Kopf und Herz, Verstand und Empfindung befriedigt, den ganzen Menschen nach den drei Seiten seines geistigen Vermögens, nach Denken, Fühlen und Wollen in Anspruch nimmt. So hätten wir also noch eine vierte Art von Musik (abgesehen von den verschiedenen Zwischenstufen), die wir allein als echte Musik anerkennen vermögen. Wir wollen damit den andern keineswegs ganz ihr Recht abprechen. Unter Umständen mag man auch an solchen, wenn sie nicht geradezu unedler Art sind, seinen Gefallen finden; ähnlich wie man unter den Speisen

zwar nur diese oder jene als wirklich nahrhafte und dem Menschen zuträgliche empfehlen kann, aber doch auch manchmal Süßigkeiten und Lederbissen nicht ganz verschmäht.

Welche Art von Musik am besten gefalle, das wird ganz von der Bildungsstufe, d. h. der musikalischen Bildungsstufe abhängen, auf der jemand steht, oder — wie andere es werden lieber ausdrücken wollen — das ist Geschmacksache. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Es giebt einen Standpunkt, auf dem hauptsächlich das gefällt, was recht viel Lärmen macht. Manche Völker haben eine kindische Freude, wenn ihre Musikbänder mit Trommeln und Blechbedeln einen obrenzerreichenden Spektakel machen. Als einmal ein Europäer in einem fremden Lande bei solcher Gelegenheit einem Missionar seine Verwunderung darüber ausdrückte, wie mau an solcher Musik Gefallen haben könne, da sagte dieser: Das wundert mich gar nicht, meinen kleinen Kindern gefällt dies auch am besten. Auch bei uns ist es ja nichts so Seltenes, daß jemand eine gewöhnliche Tanzmusik einer Beethovenschen Symphonie weit vorzieht; wie jene „Dame“ zu ihrer Tochter, als diese eine Sonate von Beethoven gespielt hatte, sagte: Nun spiele aber auch einmal etwas Rechtes. Sie meinte damit einen Straußschen Walzer oder so etwas. Das war ihr erst rechte und echte Musik. Andere werden wohl etwas höhere Ansprüche an eine gute Musik machen. Wir werden nun aber nicht sagen: Weil es so verschiedene Geschmacksrichtungen giebt, so kann man überhaupt gar nicht bestimmen, welches wirklich gute und echte Musik sei, man muß es eben einem jeden überlassen, was er dafür halten will. Das wäre sehr verkehrt geurtheilt. Es giebt doch gewisse Regeln, Gesetze in der Kunst, nach denen man bestimmen kann, was gut oder nicht gut, schön oder nicht schön ist. Um das mit beurtheilen zu können, um an einem wirklich wertvollen Musikstücke mehr Gefallen zu finden als an einem wertlosen, dazu muß eben der Geschmack gebildet werden. Wer aber so weit in seinem Verständnis vorgeschritten ist, daß er an einer Beethovenschen Symphonie oder an einem Händelschen Oratorium Gefallen findet, der wird auf mancherlei, was andern sehr gut gefallen mag, gern verzichten.

Wenn wir vorher von der echten Musik gesagt haben, daß sie den ganzen Menschen nach der Seite seines Herzens, Verstandes und Willens in Anspruch nehme, ihm ins Gemüt dringe, so könnten wir nun aber noch eine fünfte Art von Musik nennen, bei der das Gesagte zwar zutrifft, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, die dies aber in verkehrter und verderblicher Weise thut. Da ist die Musik nicht mehr eine himmlische, sondern eine dämonische Macht, nicht veredelnd, sondern vergiftend, nicht beruhigend, sondern krankhaft überreizend und die sinnlichen Leidenschaften aufregend. Wir dürfen es nicht verkennen, daß die Musik ein zweischneidiges Instrument ist, das ebenso gut verwunden als heilen, mit dem man ebensogut Fluch als Segen stiften kann. Schon eine an sich gute Musik kann zum Unselgen werden, wenn man sich allzusehr von derselben hinnehmen läßt. Alles Uebermaß ist ungesund. Man hat ja wohl Beispiele, daß einzelne über ihrer übertriebenen Beschäftigung mit Musik — das Volk pflegt solche mit dem Namen „Musiknarren“ zu belegen — für ihren eigentlichen Beruf, den sie zu erfüllen hätten, ganz untüchtig geworden sind. Wie viel verderblicher wird erst eine Musik wirken, die selbst keinen edlen, sondern einen sinnlichen oder gemeinen Charakter hat. Sie wird um so schädlicher sein, in je kunstreicherem Gewande sie auftritt. Wer ein Beispiel von sinnlicher Musik haben will, braucht nur an den Namen des Componisten Offenbach zu denken. Daß bei diesem echte Musik zu finden sei, wird schwerlich jemals behauptet worden sein.

Als die Eigenschaft einer guten und echten Musik müssen wir also auch die fordern, daß sie einen erhebenden Eindruck mache und veredelnd auf den Menschen wirke. Sie braucht zu diesem Zwecke nicht notwendig sich in kunstreichen Formen zu bewegen. Auch das einfachste Volkslied kann erhebend wirken. Auch dem einfachsten Manne aus ungebildetem Stande kann eine erhebende Musik ins Gemüt dringen, während es möglich ist, daß ein sogenannter Gebildeter keinen Sinn dafür hat. Was ist wahre Bildung? Sie ist jedenfalls nicht das Vorrecht nur gewisser Klassen von Menschen, die eine bestimmte Summe von Kenntnissen sich erworben haben, oder in

gewissen feineren Umgangsformen sich zu bewegen wissen. An manchem äußerlich gebildeten Menschen kann man oft eine völlige Rohheit des inneren Sinnes wahrnehmen, dagegen an einem Manne aus niedrerem Stande bei all' seinen ungleichen Manieren einen Adel der Gesinnung, eine zarte Empfindung, ein Gefühl für das Schöne und Gute, das wahrhaft in Erstaunen setzt. Das was den Menschen wahrhaft bildet, das ist vor allem die Religion. Wo diese fehlt, da fehlt die eigentliche Seele aller Bildung. Wo aber ein durch religiösen christlichen Sinn gebildetes Verständnis sich findet, da wird man auch bald ein Gefühl dafür haben, was vererbliche und vergiftende, und was veredelnde und wahrhaft echte Musik ist. Man wird sich von dem einen abgestoßen und von dem andern angezogen fühlen. Nicht die religiöse, kirchliche Musik allein, d. h. diejenige, welche sich ausgeprägtermaßen in den Dienst der Religion gestellt hat, nennen wir gute und echte Musik. Aber das fordern wir von jeder echten Musik, welchem Gebiete sie auch angehören möge, dem kirchlichen oder dem weltlichen, daß sie sich frei halte von allem Unehelmen und Unreinen, von allem Niedrigen und Gemeinen, und daß sie eine veredelnde und erhebende Wirkung auf das Gemüth ausübe.

Das ist in besonderem Maße der Fall bei der sog. Kassischen Musik, der weltlichen wie der kirchlichen. Wie wird es einem so leicht und froh ums Herz beim Anhören einer Haydn'schen Symphonie, wie dringt da eine gewisse kindliche Heiterkeit ins Herz hinein. Wie fühlt man sich innerlich gehoben durch ein Mozartsches Quartett, da die Quelle der Töne so klar und rein fließt und unvergleichlich liebliche Melodien zu Herzen sprechen. Wie mächtig ergreifend wirkt die Sprache in Tönen, wie sie ein „Meister“ wie Beethoven zu reden versteht, der uns in eine wunderbare Welt des Idealen hineinschauen läßt, wie dies kein Menschenwort zu thun vermöchte. Dem überwältigenden Eindrucke einer Beethovenschen Symphonie wird sich kaum jemand entziehen können, er müßte denn alles Sinnes für eble Musik entbehren. Ähnlich mag jetzt etwa nur noch eine Schumann'sche Symphonie wirken. Ob freilich die Schumann'sche Musik nicht manchmal schon ganz nah an der Grenze des Krankhaften hinstreife, oder auch etwas darüber hinausgehe, wollen wir dahingestellt sein lassen. Klar scheint es uns dagegen in Bezug auf die Chopin'sche Musik, daß diese großenteils einer wirklich krankhaften Phantasie entsprungen ist. Da mag es ja einen eigenen Reiz haben, diesen ganz eigenartigen Tönen zu lauschen, sich dadurch in eine Traumwelt hineinversetzen zu lassen, in der man schwärmen kann wie in einer mondbeleglänzten Zaubernacht. Da mag man sich süße Wehmut ins Herz hineinschleichen lassen, wenn einem da bald vor Augen gemalt werden hellerleuchtete Feenschlösser, in denen sich die Paare in lustigen Reigen drehen, bald erzählt wird von blutenden Herzen und rinnenden Thränen. Aber man wird, wenn man lange in dieser Traumwelt verweilt, nur müde und erschlaft wieder in das nächste Leben zurückkehren. Erfrischend und belebend können diese Melodien nicht auf den inneren Menschen wirken, sondern nur verwirrend und betäubend, wie betäubender Blumenbust, von dessen vererblicher Wirkung jenes Freiligrath'sche Gedicht „Der Blumen Rache“ so schön erzählt. Wir sagen nicht, daß man den Blumenbust gar nicht einatmen, daß man die Chopin'sche Musik gar nicht hören oder spielen solle, aber es gilt vorzüglich zu sein und sich nicht allzusehr von derselben berücken zu lassen.

Wir sprechen es nun ohne Bedenken aus, daß wir am allermeisten eine erhebende und veredelnde Wirkung von der eigentlich geistlichen oder kirchlichen Musik erwarten. Gilt es doch von jeder Kunst, daß sie gerade dann erst in ihrem herrlichsten Lichte sich zeigt und ihre schönsten Blüten treibt, wenn sie sich in den Dienst der Religion gestellt hat. Von der Baukunst und Malerei wird das ja jedermann bekannt sein. Nicht am wenigsten aber gilt das von der Musik. Diese bleibt sich als Himmelstochter dann am meisten treu und erfüllt am besten ihren Beruf, wenn sie offen dazu behilflich ist, den Seelen den Weg zum Himmel zu zeigen. Wer weiß es nicht, wie wahrhaft erhebend ein geistlicher Gesang zu wirken vermag. Wir können es sehr wohl glauben, was aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen erzählt wird, daß einmal eine Schar heidnischer Soldaten wutschnauend in einen Gottesdienst der Christen eingedrungen, da aber plötzlich wie festgebannt stehen geblieben sei, als es ihnen wie Gesang aus Himmelhöhen

entgegentönte. Es habe das einen so überwältigenden Eindruck auf sie gemacht, daß keiner unter allen hätte Hand an die Christen legen können, ja daß viele von ihnen sich belehrt hätten. Wer schon Gelegenheit hatte, Kirchengesänge wie die von Palästina gut angeführt zu hören, der wird es bestätigen, welch eine wunderbare Wirkung diese so einfachen und doch so erhabenen Gesänge auf das Gemüt haben, wie man sich da weit über die Erde hinweggehoben fühlt. In unsern Kirchen liegt freilich der Gesang oft sehr darnieder. Es ist ein lobenswertes Beginnen, wenn sich jetzt die da und dort aufblühenden Kirchengesangsvereine die Aufgabe gestellt haben, den Kirchengesang in unsern evangelischen Kirchen wieder mehr zu pflegen. Daß dies in der katholischen Kirche nicht weniger notwendig sein wird, dafür spricht wenigstens der Bericht, den wir über eine im vorigen Jahre in Konstanz stattgehabte Katholikenversammlung gelesen haben, und worin mitgeteilt wird, daß man dort u. a. über die Mittel beraten habe, wie der Kirchengesang, der an vielen Orten im argen liege, wieder zu heben sei. Wir unsererseits haben, was den Kirchengesang betrifft, vielfach erst noch Schätze zu heben, die jetzt verborgen liegen, Schätze nicht blos an kirchlichen Gesängen aus älterer Zeit, die bei uns längst vergessen sind, sondern auch Schätze an Chorälen aus der Reformationszeit, die zu den schönsten Perlen aller Musik gehören. Wie viele herrliche Choräle besitzen wir, die des tiefsten und erhabendsten Eindruckes nicht verfehlen können, wenn sie entsprechend gesungen werden. Man muß nur einmal einen Choral wie den „Wenn ich einmal soll scheiden“, wie er in der Matthäuspassion von J. Seb. Bach vorkommt, gehört haben, auch einen Choral: „Dir Herr, dir will ich mich ergeben“, wie er in dem Oratorium „Paulus“ von Mendelssohn auf das Wort von Stephanus folgt, „und als er das gesagt, entschlief er“ — man muß das gehört haben, und man wird anerkennen, daß solche Choräle die höchste Blüte aller echten Musik darstellen. Nehmen wir ferner ein Bach'sches oder Händel'sches Oratorium — wer ein solches schon gehört, ja wer auch nur einen einzigen Händel'schen Chor einmal in seiner ganzen Kraft und Fülle hat auf sich einwirken lassen, wer gar einen Gesang hat gut ausführen gehört, wie den aus der Bach'schen Matthäuspassion, den zwei Chöre gegeneinander singen mit Frage und Antwort, wer der sei, der so großes Leiden am Kreuze auf sich genommen, da dann diese wie sich vereinigen, und plötzlich noch ein dritter wie aus Himmels Höhen herunter seine Stimmen einmisch mit dem Chorale „O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet“ — wer das gehört hat, der wird sagen müssen: Etwas Wunderbareres und Großartigeres giebt es nicht. Das ist echte Musik! Es wäre wohl noch viel zu erzählen von der wunderbaren Wirkung solcher geistlichen Musik. Aber es mag überflüssig erscheinen für die, welche sie schon kennen, und unnütz für die andern, die sie nicht kennen. Denn beschriebene Musik ist, wie Jemand gesagt hat, nur wie ein beschriebenes Mittagessen, von dem der Hungernde nicht viel hat. Großartige Werke zu hören hat man freilich nicht überall Gelegenheit, nur in größeren Städten, wo viele kunstgeübte Kräfte zusammenwirken. Aber an erhabender und veredelnder Musik sich erfreuen, das kann man auch in kleinen Orten, nicht blos zu Hause für sich allein, sondern auch in Gesangsvereinen, seien es auch nur ganz einfache kirchliche Gesänge, die man da einübt. Wo nur Liebe zur Sache und einiger Eifer sich findet, da kann man auch ohne besondere musikalische Vorbildung Schönes leisten. Es ist gewiß eine edle Aufgabe, der echten Musik eine Bahn bereiten zu helfen, damit dieselbe nicht mehr „wie ein feiner Kraft beraubter Simson nur den Philistern zu ihren Gelagen aufspiele“, nur den Sinnen reiz oder leichter Unterhaltung diene, sondern „wie ein David die Harfe rühre“ in Hause Gottes, und zur Ehre des Herrn.

Wie stellen wir uns nun zu der Musik Richard Wagner's, von der wir noch besonders zu reden uns vornahmen. Bekanntlich findet sie die verschiedensten Beurteilungen, die begeistertsten Freunde und die schärfsten Gegner. Daß wir nicht zu denen gehören, welche die H. Wagner'sche Musik bis in den Himmel erheben, daß wir nicht für dieselbe „schwärmen“ können, wird man vielleicht schon aus dem bisher Gesagten geschlossen haben. Und wir gestehen offen, daß wir keine besondere Sympathie für Richard Wagner haben, weder für den Mann, noch für seine Musik. Deshalb rechnen



wir uns aber noch nicht zu denen, die R. Wagner von vornherein verurteilen, oder mit Spott abzufertigen suchen.

Es hat auf unser Urtheil keinen Einfluss, daß des Compouisten Persönlichkeit uns nicht sympathisch ist. Kleine Schwächen, wie daß er es liebt, im Privatleben Brunk zu treiben, mag man lächelnd übersehen. Weniger harmlos ist seine maßlose Eitelkeit und Selbstüberhebung, in der er über andere Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst aburtheilt und namentlich die älteren Meister der Musik gewissermaßen nur als den Fußschemel ansieht, auf dem er selbst zur Höhe seines Ruhmes emporsiegt. Empörend klingt es, ihn von Haydn als dem geborenen Greis, oder von Händel als dem „elephantenföhigen Händel“ reden zu hören. Hat es doch selbst seine Verehrer verletzt, als er am Schlusse des Vaireuther Festspiels auf die ihm dargebrachten Huldigungen nur mit dem stolzen Worte zu antworten wußte: „So jezt haben Sie gesehen, was wir leisten können, und von nun an werden Sie eine Kunst haben.“ Wir könnten noch einiges andere von ihm nennen, was uns das gerade Gegenteil von Bewunderung abnötigt, aber wir wollen es lieber übergehen. Wenn man ihn gar als einen der größten Dichter unseres Jahrhunderts hat feiern wollen, so ist uns das ganz unbegreiflich. Für diese Art von Stabreimen, in denen sich die Gedanken nur wie in einer Zwangsjacke bewegen, für diese „garstig glatten glitschrigen Glimmer“, für diese „Waga und Weia, Wagaletia und Wallala weiala“ — Worte, vor denen viele als vor abgrundtiefer Poesie staunend stehen und über die schon tief sinnige Abhandlungen geschrieben worden sind — dafür haben wir kein Verständnis. Doch das alles mag ja sein, trotz aller dieser Dinge könnte doch seine Musik vorzüglich sein. Wir vermögen aber auch diese nicht gut zu nennen. Wir stellen zwar nicht in Abrede, daß seine Werke in mancher Hinsicht bewundernswert sind. Auch der Mann — wie wir sogleich befügen wollen — hat seine Eigenschaften, die hohe Anerkennung verdienen. Sein emsiges Streben, seine zähe Energie, mit der er sein Ziel verfolgte und endlich auch nach Jahrzehnte langem Ringen erreichte, ist in der That bewundernswert. Ein Mann, der das zu Stande brachte, ein eignes Gebäude wie das in Vaireuth für seine Kunstbestrebungen hinzustellen, der dort bei seinen Aufführungen einen glänzenden Kreis von Musikfreunden um sich sammelte, dessen Festspielen Scharen von Menschen aus allen Theilen Deutschlands und fremden Ländern zuströmten, ähnlich, wie das einst bei den olympischen Spielen in Griechenland der Fall war, der auch Abgeneigte so zu bezaubern wußte, daß sie ganz aus Rand und Band kamen — ein solcher Mann kann nicht unbedeutend sein. Man muß es ihm zugestehen, daß er ein ganz ungewöhnliches Talent hat, man mag ihn einen Meister der Instrumentation oder der Harmonisierung nennen, der wie kaum ein anderer die Instrumente so in seinen Dienst zu zwingen weiß, daß sie die wunderbarsten Klangwirkungen hervorbringen — und dennoch müssen wir seine ganze Richtung auf dem Gebiete der Musik, sein ganzes Streben als eine Verirrung bezeichnen. Seine Musik kann uns nicht als echte Musik gelten.

Es ist unseres Dafürhaltens eine ähnliche Erscheinung, die wir hier vor uns haben, wie sie auch auf dem Gebiete der schönen Litteratur zu bemerken war. Nachdem mit unserm sog. klassischen Dichtern der Höhepunkt der Dichtkunst erreicht war, folgte ein Nachlaß der Kräfte. Man suchte einzelne Seiten der Heroen der Dichtkunst nachzuahmen, weiterzubilden, zu überbieten, und kam in eine sentimental-fühliche Richtung hinein, wie wir sie bei der sog. romantischen Schule finden. So sehr wir auch an einzelnen dieser Dichter, einem Tied, Kavalis und anderen willig große Vorzüge anerkennen — im ganzen war ihre Richtung doch keine ganz gesunde, sie hatte etwas Krankhaftes. Noch viel verkehrter war eine andere Richtung, wie sie die Männer des sog. „jungen Deutschland“ einschlugen, welche als moderne Titanen den Himmel zu erstürmen, ihn sozusagen mit Steinen einzuwerfen suchten, die das Heilige mit ihrem Spott und ihrer Laue übergossen und nicht selten in einen frivolten und gemeinen Ton verfielen. Denken wir nur an die Produkte eines Heine, oder gar eines Börne. Ähnlich ging es nun auf dem Gebiete der Musik. Nach den eigentlichen Meistern der klassischen Musik folgten die Epigonen, von denen ein Mendelssohn und Schumann noch auf einer

jeher anerkenmenswerten Höhe standen, von denen aber andere auch eine mehr oder weniger ungesunde Richtung einschlugen und auf Kosten der Klarheit und Durchsichtigkeit ihrer musikalischen Gedanken nur recht originell zu sein und recht Auffallendes zu leisten suchten. Neigten die einen von ihnen mehr nach der Seite der Romantik, so waren die andern mehr mit den Himmelsstürmern zu vergleichen. Den ersteren wird wohl, von andern nicht zu reden, ein Liszt zuzurechnen sein. Zu den andern wird R. Wagner gehören. Doch merkwürdig, daß dieser sowohl von den Dichtern der romantischen Schule, als auch von denen des jungen Deutschland etwas an sich hat. Mit den ersteren teilt er die Neigung, Stoffe aus der Sagenwelt (und zwar hier vorzugsweise der deutschen) in seinen Opern zu behandeln. Das wäre ja ganz schön (in der That schöner, als was z. B. ein Mozart in seiner „Zauberflöte“, „Don Juan“ und „Figaro's Hochzeit“ behandelt hat), wenn nur auch so behandelt wäre, daß dabei nicht manches Tadelnswerte zu Tage träte. Mit den letzteren, den Dichtern des jungen Deutschland hat er das gemein, daß er nur sich selbst gelten läßt, alle bisher geltenden Regeln und Ordnungen über den Haufen werfen will, und zugleich eine wirklich himmelstürmende Tendenz verfolgt. Von Haydn, Mozart, Beethoven hat jemand treffend gesagt: Haydn führt in einen schönen Garten, in dem wir zwischen lieblichen Blumenbeeten umherwandeln. Mozart hat in diesem Garten ein prächtiges Schloß gebaut, in dessen Sälen sich eine Festversammlung froh bewegt. Beethoven endlich hat daneben einen mächtigen Thurm ausgerichtet, von dem man, nachdem man ihn bestiegen, eine herrliche Aussicht auf himmelanstrebende Berge neben einem wogenden Meere hat. Darüber hinaus noch etwas zu bauen, das wird wohl keinem Sterblichen gelingen. Nun, Richard Wagner hat es versucht, noch darüber hinaus zu streben. Er hat auf die Spitze des Thurmes eine Leiter gestellt, auf deren Sprossen er in die Lüfte steigen möchte, und wer mit ihm hinauffiegt, den kommt ein Schwindel an beim Blick in die Tiefe, in die er jeden Augenblick hinabstürzen kann. Bei seiner Musik hat man in der That keinen Grund und Boden mehr unter den Füßen, indem sich R. Wagner von allen bisher auf musikalischem Gebiete geltenden Gesetzen emancipiert hat. Da ist — um in der Kürze von den Eigentümlichkeiten seiner Musik zu reden — kein ruhiges Fortschreiten, keine logische Entwicklung eines musikalischen Gedankens, sondern ein unruhiges Hin- und Herspringen von einem zum andern, ein jäher Wechsel in den Tonarten, ein Wühlen in allerlei grellen und ungewöhnlichen Klängen. Da ist keine eigentliche Melodie, die einen auf einige Zeit festhält, nur hie und da kleine Melodiebröcklein, die allerdings oft sehr schön sind, von denen aber sogleich wieder weggesprungen wird, wie wenn sich Wagner dessen schämte, auch einmal in einer schwachen Stunde auf so etwas gekommen zu sein. In seinen früheren Werken hat er sich bekanntlich noch etwas mehr an das Altgewohnte angeschlossen, aber später hat er vieles davon verworfen, und in seinen letzten Werken hat er immer sonderbarere Wege eingeschlagen. (Ob wir noch Sonderbareres werden zu erwarten haben in seinem „Parisfal“, das wird die Zukunft lehren.) Da sind keine Arien, keine Duette, keine Chöre von Belang, in denen sich doch am allermeisten die Macht der Musik offenbart. Da singt Stunden lang einer allein, bis er durch einen andern abgelöst wird, der dann aber ebensovlang allein das Wort führt. In der Ribelungstrilogie tritt eine Eigentümlichkeit besonders hervor, daß nämlich jede Person, die auftritt, ihr eigenes Leitmotiv hat, d. h., daß wo eine Person sichtbar wird, man eine Reihe derselben Klänge zu hören bekommt, die eben diese Person kennzeichnen sollen — eine Art musikalischen Steckbriefes (wie jemand gesagt hat), der einem jeden um den Hals gehängt ist.

Daß die R. Wagnersche Musik langweilig sei, wie viele behaupten, das möchten wir nicht sagen. Einzelnes mag ja langweilig sein, aber im ganzen und großen macht sie diesen Eindruck nicht auf uns. Im Gegenteil, wir können es verstehen, daß viele davon ganz hingenommen und bezaubert sind. Aber gerade sie bezaubernder, desto verderblicher. Wir glauben nicht, daß jemand sich durch diese Musik erfrischt und in edlem Sinne begeistert fühlen kann, vielmehr fieberhaft aufgereggt und in eine leidenschaftlich erregte Stimmung versetzt. Eine gute und echte Musik wird dem Hörer mit einem inneren

Behagen erfüllen, innerlich beleben und erfrischen, so daß er neugestärkt von dannen geht, wie wenn er aus einem erfrischenden Bade kommt. Nach einer Wagnerischen Oper wird man innerlich erhört und wie in Schweiß gebadet davongehn. Es mögen ja manche diese innere Erhöhung lieben, es mag manchen angenehm sein, durch diese allzu-stark gewürzte Kost ihre erschlafften Nerven wieder etwas anregen oder aufregen zu lassen, andere werden doch eine einfache stärkende Kost vorziehen, andere werden aus der dumpfen Schwüle des mit Dunst und Staub erfüllten Saales sich hinweghehnen und es mehr lieben, sich draußen in der freien Natur zu ergehen, die frische Luft einzuatmen und sich zu ergötzen an Waldesduft und Bergesgrün. Wir können es einem Besucher der Vaireuther Festspiele glauben, wenn er sagte, daß es ihn zuletzt wie eine Art See-krankheit überkommen habe, und wenn ein anderer den Scherz macht, daß, während viele ganz weg gewesen seien vor Entzücken, er erst entzückt gewesen sei, als er weg war. Was uns aber als das Allerverwerflichste an dieser Wagnerischen Musik erscheint, das ist die Wahrnehmung, daß sie geeignet ist, ja oft es geradezu darauf abgesehen hat, die sinnlichen Leidenschaften in den Menschen zu erregen. Was auf dem Gebiete der Malerei die Makart'schen Bilder sind, das ist hier die Wagnerische Musik. Nichts behandelt Wagner mit größerer Vorliebe in seinen Opern als das, was an die sinnliche Lüsterheit hinstreift. Ja es sollen nach der Versicherung vieler, die den Vaireuther Festspielen angewohnt haben, da Szenen vorgekommen sein (sie werden auch anderwärts bei den Nibelungenaufführungen vorkommen), die über die Grenze des Anständigen hinausgehen. Wo die Musik anstatt auf die Seele des Menschen erhehend und veredelnd einzuwirken, ihn nur herunterzieht in den Bereich der sinnlichen Leidenschaft, wo die Musik, wie bei R. Wagner, diesen Zweck in so raffinierter Weise zu erreichen versteht, da kann sie wahrlich nicht mehr als gute und echte Musik angesehen werden, da verdient sie nur ein verwerfendes Urtheil.

Man weiß es, daß wo ein genußsüchtiger Sinn ist, sich auch früher oder später eine gewisse Abspannung und eine gedrückte Stimmung einstellen wird. Beides geht sehr häufig nebeneinander her. Sinnlichkeit und Weltkummer — beides spricht die Wagnerische Musik aus. Im Aeußeren eine aufgeregte Lustigkeit, im Innern ein tiefnagender Schmerz — dieser Zwiespalt ist manchmal sehr bezeichnend dargestellt, wenn etwa die Bassinstrumente ein klagendes Getöse hören lassen, während die Flöten und Geigen darüber eine Art von lustigem Vogelgezwitscher anstimmen. Es kommt einem öfters vor, wie wenn das Zanunnern der Seele durch erzwungenen Jubel überäubt und zum Schweigen gebracht werden sollte. Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot; lasset uns die Becher der Lust bis zur Reige leeren, so lange es Zeit ist, denn bald wartet ja doch nichts anderes auf uns, als ein Vergehen in das Nichts, als das Verpuffen der Seifenblase in die Luft — aus dieser materialistisch-pantheistischen Lebens- und Weltanschauung ist die Wagnerische Musik herausgeboren. Die ganze Trostlosigkeit und Zerfahrenheit dieser Weltanschauung spricht sich darin aus. So schließt auch das größte Werk R. Wagners, die Nibelungen-Trilogie, nach der Vorführung von viel Reid und Streit, und von einer Fülle von Sinnenlust, mit dem Untergang der Götterwelt, die Götterdämmerung mit dem Begraben aller Hoffnungen. In der That ist denn auch R. Wagner ein Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie. Schopenhauer begegnete ihm freilich nicht mit gleicher Zuneigung. Er soll einmal einem Freunde, als dieser nach Zürich reiste, wo damals R. Wagner wohnte, gesagt haben: „Wenn Sie einen gewissen Wagner sehen sollten, so sagen Sie ihm, er möge mich künftighin mit Zusendung seiner musikalischen Schriften verschonen. Der Mann versteht nichts von Musik.“ Nun, das war zu viel gesagt. R. Wagner versteht schon etwas, ja recht viel von Musik. Aber darin müssen wir Schopenhauer, mit dessen Anschauungen wir sonst wahrlich nicht übereinstimmen, recht geben, daß die Wagnerische Musik nicht echte Musik zu nennen sei. Daß sie die eigentliche Zukunftsmusik des deutschen Volkes werden soll, können wir nicht glauben, wir müßten sonst an unserer musikalischen Zukunft verzweifeln. Nein, wir glauben vielmehr, daß wenn die R. Wagner'sche Musik einmal längst vergessen sein, oder nur noch als eine sonderbare Erscheinung in der Erinnerung

der Nachwelt fortleben wird, man noch lange an den Werken eines Haydn, Mozart, Beethoven sich erfreuen wird und daß eine Bach'sche Matthäuspassion noch in den spätesten Zeiten Anziehungskraft genug habe, um begeisterte Musikfreunde um sich zu sammeln, und sie zu erheben und zu erbauen. Denn wenn schließlich auch alles Irdische vergänglich ist, so giebt es doch auch hier erkennbare Stufen der Vergänglichkeit, giebt es verhältnismäßig Echtes, das schlechthin Unechtes weit überbauert.

## Portisches.

### Sie wissen's nicht.

Als Gottes Sohn am Kreuze hing,  
Durch Hand und Fuß ihm Eisen ging,  
Und Qual durch Leib und Seele rann:  
Hob er die Augen himmelan  
Und sprach: Du Vater ew'ger Lieb',  
O höre Deinen Sohn, vergieb!  
Geh nicht mit ihnen ins Gericht,  
Denn, was sie thun — sie wissen's nicht!

Der tot war, lebt! Es dienen Ihm,  
Das Antlitz hüllend, Seraphim!  
In Flammen sendet Er den Geist,  
Der ihn mit Feuerzungen preist!  
Doch, ob das Evangelium  
Dreitausend Herzen wendet um:

„Sie sind voll süßen Weines!“ spricht  
Der Spott! die Spötter wissen's nicht!

Nun herrscht Er über Land und Meer!  
Den Erdkreis füllt sein Streiterheer!  
Aus blut'gem Samen wächst ein Baum,  
Der allen Völkern bietet Raum  
Und Frucht und Schatten! Düstig spricht  
Er auf, je mehr ihn Blut begießt!  
Millionen strahlt ins Angesicht  
Der Wunderbaum — sie wissen's nicht!

O, reicher Herr der Ewigkeit,  
Leih Deinen Erdenkindern Zeit,  
Bis vor der himmlischen Gebuld  
Errotet jede finst're Schuld,  
Daf keiner es erfährt zu spät  
Was er in blindem Trog verschmäht!  
O, halte auf noch Dein Gericht!  
Sieh Ken! vergieb! sie wissen's nicht!

Esff.

### Fels und Hort.

Auf Dich, mein König, traue ich!  
Durch Sturm und Plutthen führst Du mich  
Zum Fort auf schwankem Rachen!

Und ob die Woge schäumt und schwillt,  
Dein Arm bedräut, Dein Odem stillt  
Des Todes offenen Rachen!

Dein Odem ist der Liebe Hand,  
Doch dienen Wlly und Donner auch  
Dem königlichen Munde!  
Und wer in böse Strudel sich  
Nntwillig stürzt; elendiglich  
Gehet er gewiß zu Grunde!

Wer aber falsche Wimpel trägt  
Und seinem Nächsten Sturm erregt,  
Der nimmt sich zu Begleitern  
Die Schande und den Fluch an Bord,  
Und wird — und wär' er schon im Fort,  
Am Unheilsfelsen scheitern!

Breiß Dir, Du großer Steuermann!  
Vor Dir hält stumm den Odem an  
Der Sturm; die Wogen schlafen!  
O, bleibe bei uns! führe Du  
Durch alle Klippen uns zur Ruh  
Zu Deinen Friedenshasen! Esff.

### Segenswunsch eines Vaters

zu einer Verlobung.

Komm aus hohem Himmelsblau,  
Frühling! Ueberwinder!  
Stren' auf Flur und Busch und Au  
Deine Blütenkinder!  
Meinen Kindern — bitt' ich dich —  
Strene deine Gaben,  
Die die Hand zum Bunde sich  
Deut gereicht haben.

Glädchen, die dem Schnee und Eis  
Zaghaft sich entringen,  
Lassen freundlich euch und leis  
Ihr Geläut erklingen;  
Leise mozt es, leise weht  
Es durch grüne Auen,

Und ermahnt euch, aufs Gebet  
Euer Haus zu bauen.

Himmelschlüßleins goldner Stern  
Sproßt auf grüner Wiesen,  
Will euch einen Himmel gern  
Eijhes Glücks erschließen.  
Schleicht nur ihr die Herzen auf  
Eines recht dem andern;  
Das verkündet den Lebenslauf  
In ein himmlisch Wandern.

Durch die Kirche treibt den Pflug  
Dort der junge Bauer.  
Gott läßt Brotes ja genug  
Wachsen auf die Dauer.  
Eure Sorge werft auf ihn;  
Dankt in guten Tagen,  
Und wenn Wolken euch umziehen,  
Sollt ihr nicht verzagen.

Nach des Winters Schwanen kehrt  
Schon die Lerche wieder,  
Hebt sich wirbelnd aufwärts, ehrt  
Gott durch ihre Lieder.  
Eine Frühlingshymnionie  
Sei eu'r ganzes Leben,  
Gott zu Ehren, der dir sie —  
Der ihn dir gegeben.

Gottfried Flamberg.

### Niemals zu früh.

(Aus dem Tagebuche des Wanderers.)

Von hoher Felsenwarte  
Im ersten Morgenstrahl  
Pflanzjubil in dem Herzen  
Sag ich hinab ins Thal.

Zur Kirche wollt' ich gehen;  
Drum eilt' ich so hinab,  
Und ließ den Hirten stehen  
Gebückt auf seinen Stab.

Ins Dörflein stieg ich nieder  
Von Felsen durch den Wald,  
Kam vor die Kirchenthüre  
Und kam noch viel zu bald.

Noch menschenleer und öde  
Fand ich das Gotteshaus,

Ich schritt hindurch und trat dann  
Zum Kirchhof still hinaus.

Viel Gräber sah ich liegen  
Im Festtagsfrieden in Reich'n,  
Geschmückt mit manchem Strauche,  
Geziert mit manchem Stein.

Und hinter all den Gräbern  
Hab' ich ein kleines erblickt;  
Da war die frihe Erde  
Mit frischen Blumen geschmückt.

Ein junges Weib in Trauer  
Trat in den Kirchhof ein,  
Und führt' an ihrer Binken  
Ihr junges Töchterlein.

Sie blieb dort an den Blumen  
Des kleinen Grabes stehn;  
Ich sah sie die Hände falten  
Und schweigend niedersehn.

Es tante wohl eine Thräne  
Hinab zum andern Tan;  
Ihr lächelten entgegen  
Die Blümlein gelb und blan.

Zwei blane Kenglein lächeln  
Nicht mehr entgegen ihr.  
Das ihr am Bienen geschlummert,  
Schläft tiefern Schlaf jetzt hier.

So früh ward ihrs genommen,  
So jung dem Leben entrückt.  
Drum ist das Winterberge  
Von Trauer schwer bedrückt.

Ja weine nur, doch hebe  
Dein Auge dann empor,  
Und suche dort dein Kindlein  
In sel'ger Englein Chor.

Entrückt ist nicht dem Leben,  
Entrückt dem Tod allein.  
Es nahm der gute Hirte  
Zu sich sein Lämmchen ein.

Dort ist es wohlgeborgen  
Vor allem Weh und Müß.  
Zur Kirche und zum Himmel  
Kommt niemals man zu früh.

Gottfried Flamberg.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Auch in der Politik hat der Hochsommer begonnen, wenigstens in der inneren; speciell aus Deutschland ist kaum etwas anderes zu berichten, als fortdauerndes Geplänkel auf den verlassenen Schlachtfeldern des Kulturkampfes.

Wir unsererseits haben uns hier zu oft schon im Gegensatz nicht nur zur Regierung, sondern auch zur conservativen Partei befunden, als daß uns unsere isolierte Stellung nicht vielfach hätte unbehaglich werden sollen; denn als Conservative haben wir selbstredend nicht nur die Neigung, mit der Regierung, wenn es irgend möglich ist, zu gehen, sondern auch die Abneigung gegen Subjectivismus und Sectiererei, in der Kirche wie in der Politik. Und so haben wir denn auch zu seiner Zeit, wenngleich nur mit halbem Herzen, zum Abschluß des kirchenpolitischen Compromisses zwischen der Rechten und dem Centrum, als zu der damals nach vieler Ansicht einzig erreichbaren und förderlichen Friedensmaßregel unsere Zustimmung ausgesprochen, unseren im Grunde abweichenden Standpunkt aber lediglich durch den Zufuß gewahrt, daß uns eine andere Lösung des Conflictes erwünschter gewesen wäre. — Es scheint in der That, daß jene Zustimmung verfrüht war. Denn heute schon stockt der ganze erhoffte Ausgleich und es ist fraglich geworden, ob überhaupt in der eingeschlagenen Richtung vorwärts zu kommen sein wird.

Was damals unserem Gefühl durchaus widerstrebt, war die Eröffnung diplomatischer Beziehungen zur Curie, bei denen mit oder ohne Gesandten doch nichts herauskommt, waren die discretionären Vollmachten der Staatsgewalt, war die Inanspruchnahme von Begnadigungen „abgesetzter“ Bischöfe, war das Markten um Zugeständnisse, die man pflichtmäßig machen mußte. Was wir wünschten, war eine grundsätzliche, aber einseitig vom Staat aus vollzogene Regelung der Grenzen zwischen ihm und der Kirche, wie sie in Oesterreich, Württemberg und anderen Staaten ohne Ausland geltendes Recht ist, wofür man dann von der Kirche einen Verzicht in Personalfragen sehr wohl hätte erreichen können. Bei solcher Lösung wäre, was im Interesse des Friedens so dringend zu wünschen war, alles was nach Sieg oder Triumph ansah, auf beiden Seiten ausgeschossen gewesen. Der Staat hätte freiwillig unhaltbare Positionen aufgegeben, um eine neue correcte Stellung einzunehmen, die römische Kirche sich aber, nach Verlust aller renitenten Bischöfe, wohl gehütet, ohne Not wieder in Zwiespalt mit dem Staat zu geraten. Davon ist indeß nichts geschehen. Und jetzt sieht man fest, vielleicht fester als je. Herr von Schözer ist unverrichteter Sache von Rom abgereist und die officiöse Presse verlangt Zugeständnisse von der Curie, ehe staatlischerseits irgend etwas Neues unternommen werden könne. Im Vatican scheint aber durch den ganzen bisherigen Verlauf der Dinge der Mut gewachsen zu sein; in etwas vielleicht auch durch den Umstand, daß der preussische Cultusminister in der Detail-Praxis der Verwaltung stellenweise weiter und schneller zurückweicht, als nötig und erspriechlich sein möchte. Dieselbe Planlosigkeit, die am Beginn des Kulturkampfes herrschte, geleitet ihn bis zu seinem Ausgang. Es wird fortdauernd mit Factoren gerechnet, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Und die römische Kirche, die man schädigen und schlagen wollte, wächst und gedeiht und nimmt zu an Ansehen und Einfluß im evangelischen Deutschland.

Neben den „confessionellen“ Plänkelleien haben auch hier und da auf dem rein politischen Gebiet die Debatten zur Wahl des preussischen Landtags, die im Herbst bevorsteht, begonnen. Specieell Herr von Bennigsen hat die eiskalte Abfertigung, die er auf seine letzte „große“ Reichstagsrede hin an maßgebender Stelle erfahren, nicht ruhig auf sich sitzen lassen wollen, sondern ist nach Köln gefahren und hat dort vor dem erstaukten Rheinland eine Rede geredet, die zur Einigung aller liberalen Elemente aufforderte, zur Bildung der vielberufenen „großen liberalen Partei.“ Aber auch hier erzielte ihn das schnell reitende Schicksal. Schon nach kürzester Frist kam die Ablehnung

der Linken, warnte Eugen Richter in Berlin vor dem „Aufgeben in den großen liberalen Frei.“ Herr von Bennigsen wird also, überall zurückgewiesen, weder im Kampf noch im Bunde eine Rolle spielen, sondern sich darauf beschränken müssen, bisweilen das formlose Hin- und Herreden der Parlamente durch eine formell wirklich schöne Rede angenehm zu unterbrechen, ungerechnet das Entzücken, in welches bei dergleichen Anlässen auch der außerparlamentarische Anhang zu geraten pflegt.

Das preussische Finanzministerium hat Herr Ritter niedergelegt; Geheimrat Scholz ist an seine Stelle getreten. — Gegen die preussischen Handelskammern, deren Manche sich angewöhnt hatten, in ihren jährlichen Berichten mit einem Scheine officieller Actenmäßigkeit falsche Angaben zu machen und die allereinsseitigste Interessenpolitik zu treiben, hat der Handelsminister Fürst Bismarck einen Feldzug eröffnet und bereits einige derselben schließen lassen. — Die Unterdrückung des bisher getriebenen Unfugs ist dringend zu wünschen — die Rechtsfrage entzieht sich unserm Urtheil.

Noch ein anderes Gebiet der öffentlichen Discussion möchten wir flüchtig an dieser Stelle streifen, weil es grade jetzt in Veranlassung der Auswanderung, des Armenwesens, der Ragabunden- und Criminalitätsfragen vielfach betreten wird und aus demselben auch die Ansichten innerhalb der Rechtsen stark auseinandergehen, wir meinen die Bevölkerungfrage. Daß Deutschland jetzt dauernd von einer halben Million Landstreichern durchzogen wird, die zum großen Teil arbeiten möchten, aber schlechterdings keine Arbeit finden, ist beklagenswerte Thatsache; aus derselben wird man aber den Schluß ziehen dürfen, daß wir für den Augenblick mit unserer Volkszahl an der Grenze der Ernährungsmöglichkeit angelangt sind. Malthus hat den ganz unzweifelhaft richtigen Satz aufgestellt, daß die Tendenz der Menschen sich zu vermehren viel stärker ist, als der Zuwachs an Ernährungsmöglichkeiten, an Brotstellen, und daß hieraus fortwährend als Mißverhältnis der Umstand sich ergibt, daß Menschen zum Leben geboren werden, für welche doch kein Tisch gedeckt ist. Diese Thatsache wird allseitig zugegeben und kann nicht mehr bestritten werden; erst bei der Frage, wie man sich vom politischen Standpunkt diesem Mißverhältnis gegenüber zu verhalten habe, beginnt die Meinungsverschiedenheit. Von den Radical-Mitteln des heidnischen Alterthums, der Tötung und Aussetzung der Kinder, und von unethischen Vorschlägen, wie sie Malthus vorgeworfen werden, sehen wir ab. Dann aber scheint es uns nur noch zwei Verhaltensmöglichkeiten zu geben: entweder man überläßt alles dem natürlichen Kampf ums Dasein — wer sich nicht seiner Haut wehren kann, wird herabgestoßen von der Brücke des Lebens; oder aber der Staat knüpft das überaus wichtige Recht der Eheschließung und Familiengründung an gewisse Bedingungen, die der Uebersättigung, dem Proletariat und damit dem Umsturz vorbeugen sollen, und bis zu einem gewissen Grade sehr wohl vorbeugen können. Die Uebersättigten sind allemal auch die Unzufriedenen, die dem Staate den Tod drohen, der Staat aber soll leben und nicht sterben.

Wir möchten die erste, naturalistische Verhaltensart die „liberale“, die letztere die „conservative“ nennen, wenn wir nicht zu unserem Bedauern grade in allerjüngster Zeit in conservativen und befreundeten kirchlichen sowohl als politischen Blättern die unseres Erachtens durchaus naturalistische Auffassung vertreten gefunden hätten. Alle Beschränkungen der Eheschließung helfen doch nichts — so lautet im wesentlichen die Beweisführung — hindert der Staat die Ehe, so entsteht das Concubinat. Polizeiwirtschaft ist nirgends so wenig am Plage als hier.

Uns erinnert dieser Beweis stets an die ganz verwandten Behauptungen auf anderem Gebiet. Gebe man doch den Wucher frei, denn gemindert wird doch. Kämpfe man doch nicht gegen den Großbetrug, das Börsenspiel bleibt doch. Und folgerichtig: knüpfe man doch die Eheschließung nicht an Bedingungen, die Natur verlangt doch ihr Recht. Dahin spitzt sich also auch diese Frage zu, ob es der Staat nur mit Naturmenschen zu thun hat, oder mit sittlichen Wesen, an welche auch sittliche Anforderungen gestellt werden dürfen, ob es richtig ist, das Ideal in den Institutionen zu wahren, gleichviel ob menschliche Unvollkommenheit dasselbe niemals erreicht, oder ob man realistisch und pessimistisch mit einem „es hilft doch alles nichts“ das laissez faire

proclamiert, und in schlaffer Bequemlichkeit statt zur Höhe der Institutionen emporzusteigen, dieselben den tieferen Instincten des Menschen anpaßt. Uns scheint dies Verfahren und die ganze „liberale“ Beweisführung unverkennbar den Stempel des sinkenden Zeitalters an sich zu tragen, und darum bedauern wir, dieselbe auch auf conservativer Seite zu finden. Gründet jemand innerhalb einer Volksgemeinschaft eine Familie, so ist das eine Sache, die keineswegs nur ihn allein angeht, sondern viele Beteiligte sehr wohl zu der Frage berechtigt, ob die sittliche und materielle Grundlage eines Hausstandes wirklich vorhanden sei. Um Polizeivillkür braucht es sich dabei keineswegs zu handeln, sondern um die Erfüllung bestimmter gesetzlicher Vorschriften. Wie die naturalistische Theorie, welche der heutigen Praxis zu Grunde liegt, so zieht auch diese Praxis selbst das Heiligthum der Ehe in den Staub. Wir können uns ein christliches Gemeinwesen nicht anders denken, als auch die Bevölkerungsfrage nach sittlichen Normen ordnen. So lange schon der unreifen, halberwachsenen Jugend die „Freiheit“ bleibt, zum eigenen Verderben und zum Schaden des Gemeinwesens, dem sie angehören, Lotterehen zu schließen, Familien zu gründen, die sie gar nicht ernähren können, deren Fürsorge sie von vornherein anderen überlassen, so lange wird es nicht nur, sondern muß es auch Proletariat, Nihilisten, Feinde der Gesellschaft geben; denn ohne Widerstand zu leisten läßt sich niemand von der Lebensbrücke herabstoßen. Es kann gar nicht anders sein, als daß auch hier die göttliche Gerechtigkeit die Sünde der Väter an den Kindern heim sucht. Christliche und sittliche Lebensordnungen oder Malthusianische Naturerectionen, Hunger, Seuchen und Revolution! Hat man nicht den Mut die ersteren zu schaffen, zu erobern oder doch mindestens wieder zu fordern, wo sie verloren sind, so klage man auch nicht, wenn die letzteren unabwendbar hereinbrechen.

So still es während des verfloffenen Monats im Inlande war, so lebhaft ist es in der äußeren Politik hergegangen, vor allem in der ägyptischen Frage, freilich ohne daß dieselbe zu einer Lösung, oder auch nur zu einem Abschluß gekommen wäre. Nur ein Zwischenfall ist zu verzeichnen, an sich von der traurigsten Art — das Bombardement und die Einschüchterung der blühenden Stadt Alexandrien — aber wie in Zukunft die Dinge sich gestalten sollen, bleibt dem Unergründlichen vorläufig dunkel. Die englische Flotte, unter dem Oberbefehl des Admirals Seymour, hat fortificatorisches, vom Kriegsminister Arabi Pascha veranlaßtes Arbeiten an den Schanzen, welche den Hafen von Alexandrien umgeben, nach mehrfach wiederholtem Verlangen der Einstellung dieser Thätigkeit, zum Vorwand genommen, nicht nur die Forts durch Beschickung zu zertrümmern oder in die Luft zu sprengen, sondern auch die Stadt, einschließlich des europäischen Viertels, nahezu zu vernichten. Plünderung und Brandstiftung von seiten marodirender Orientalen werden hinzugekommen sein. Der Vice-König von Aegypten hat sich in Sorge um sein Leben an Bord eines englischen Kriegsschiffes begeben, dagegen führte Arabi Pascha, unbekümmert um seine „Absetzung“ und als Haupt einer angeblich vorhandenen National-Partei, nicht unbedeutende militärische Streitkräfte in das Innere des Landes. Da es England einstuweilen an hiureichenden Landungstruppen fehlt, so muß es sich darauf beschränken, die Brandstätte zu bewachen, ohne vorläufig im Stande zu sein, der ägyptischen Armee landeinwärts zu folgen. Die französische Flotte ist vor Beginn des Bombardements abgedampft und soll sich nach Port Said zum Schutz des Suez-Canals begeben haben.

Was nun die Würdigung des englischen Vorgehens betrifft, so kann nur zugestanden werden, daß die Mitbestimmung über den Suez-Canal, über den Seeweg nach Indien, eine Lebensfrage für Großbritannien ist und daß es nicht zusehen kann, wenn dort andere Mächte sich einmischen wollten. Ob aber zur Wahrung des Standpunkts die brutale Zerstörung einer wehrlosen Stadt nötig war, muß doch mindestens sehr fraglich bleiben. Frankreich hat, wie England, durch seine eigene Lage, durch Algier und Tunis, die gewichtigsten Interessen im Mittelmeer; es hat den Canal gebaut, England erst später durch listige Ausnutzung der Geldnot des Kheiboe ein Miteigentum an demselben erworben. Zwischen Frankreich und England liegt der Conflict.



Im französischen Parlament ist gelegentlich der geforderten Bewilligung von Geld für die nötigen Rüstungen, die Lage der Dinge klar zum Ausdruck gekommen. Für Frankreich gab es zwei Möglichkeiten: entweder Bündnis mit England und dadurch Isolierung vom ganzen übrigen Europa, wie Gambetta mit seinen radicalen Freunden im englischen Ministerium, speciell Sir Charles Dilke, plante; oder Trennung von England und Einverständnis mit den zur Conferenz in Constantinopel vereinten Mächten. Herr v. Freycinet hat anscheinend den letzteren Weg gewählt. Mit welchem Erfolge für Frankreich, kann nur die Zukunft lehren.

Was die Stellung Deutschlands betrifft, so war man bislang sehr beruhigt, nichts Officielles zu wissen, weil in allen Parteien und Schichten der Bevölkerung das Vertrauen in die auswärtige Politik des Reichskanzlers groß genug ist, um Besorgnisse und Zweifel von vornherein auszuschließen. Man ist es gewohnt, daß Vorsicht und Umsicht sich verdoppeln, wenn Unerwartetes die Pfade kreuzt. Gleichwohl hat die öffentliche Meinung in Form eines anscheinend wohlvorbereiteten, nach England gerichteten Dementis einige Directiven bekommen, deren imponierende Verständigkeit jedermann einleuchtet. Deutschland, dessen Interessen direct nur wenig berührt werden, macht sich nicht, wie einst der zweite Napoleon, eine vorlaute Censoren-Stellung in Europa an, sondern wartet die Gelegenheit ab, im Rat der Mächte seine Ansicht geltend zu machen. Diesen Rat hat England nicht hören wollen, vielleicht weil er niemals in der Richtung der englischen Ansprüche liegen konnte, die von den französischen Wünschen noch erheblich abweichen, sondern nur in der moralischen Unterstützung Frankreichs. Einstweilen würde man unfererseits bewaffnetes Einschreiten der Türkei in Egypten für wünschenswerth halten, ein Verlangen, dem sich indeß grade die zunächst beteiligte Pforte bisher hartnäckig entzogen hat.

Was aber auch geschehe, eine anderweitige politische Gestaltung des Orients braucht man ohne vorhergegangenen Krieg zwischen Frankreich und England nicht zu erwarten. Daß aber die Annexion Egyptens und damit ein solcher Krieg bevorstehe, wird allseitig gelengnet, und dürfte mithin bis auf Weiteres auch alles beim Alten bleiben, wenn nicht vielleicht — ein unumstößliches Moment — der gegenwärtige Vizekönig durch seine Flucht zu den Feinden sich unmöglich gemacht haben sollte. Alexandrien wird wieder aufgebaut und die kapitalistische Divisions-Politik, der England und Frankreich in gleicher Verdammnis dienen, so lange fortgesetzt werden, bis es einkn, wie Friedrich Wilhelm IV. es nannte, aus dem „Incest“ französisch-englischer Gemeinschaft sich dennoch zu gelegener Zeit ein „frischer, fröhlicher Krieg“ entwickelt. Daß England an ehrliche Teilung der Beute nicht denkt, wie sie sonst unter anständigen Kläuern üblich ist, läßt sich jetzt schon erkennen.

Großbritanniens innere Politik bleibt so verfahren wie seine äußere; in Sachen Irlands schien man sich zur Energie ermannen zu wollen, aber trotz dreißigtägiger Parlamentssitzungen kommt man vor lauter Formalismus nicht zu thatkräftigen Handeln. Mord und Brand dauern fort; nicht die Regierung herrscht, sondern der Pöbel. Genau so fruchtlos ist bis heute in Rußland der Kampf gegen die nihilistische Partei geblieben, weil sie eben im Nihilismus ihre Wurzeln hat, in einer Verjagung aller sittlichen Begriffe, in der völligen Abwesenheit aller Autorität und Pietät bei den gebildeteren und wohlhabenderen Klassen. Selbst die glücklichsten Reform-Maßregeln einer zielbewußten Regierung würden immer nur langsam und ganz allmählich auf dieses Deficit der Gesinnung einwirken können, es sind aber bisher die manderlei Experimente des Loris-Melikow und Igatiew nicht einmal glückliche gewesen. Vielmehr als auf neue Erfindungen der Gesetzgebung, came es nach Aufsieht gründlicher Kenner Rußlands auf ein energisches Anfaßen der Regierungs-Fügel an; viel mehr auf Festigkeit, als auf das verlangte Rezept: größere Freiheiten einer Gesellschaft zu geben, die doch nicht einmal das bisher gewährte Maß derselben zu ertragen, nicht lebensvoll auszufüllen vermochte.

Als Thatsächliches aus Rußland ist vom verflohenen Monat ein Todesfall zu melden, der nach jüngsten Ereignissen ein gewisses persönliches Interesse beanspruchen

darf: General Skobelew ist in einem zweifelhaften oder auch unzweifelhaften Hause Moskaus plötzlich gestorben. Es liegt eine gewisse, wenn auch bedauernswerte Ironie darin, daß grade der hervorragendste Führer einer Partei, die den „faulen Westen“ durch russische Urkrast regenerieren will, seit Jahren dem Trunk ergeben war und nun unter den angegebenen Umständen geendet hat. Sachlich ist das Abtreten dieses Mannes bedeutungslos; die Lücke wird in Rußland, sowohl nach Seite der losen Junge, als auch nach der des Durstes leicht ausgefüllt werden können. An „Material“ dieser Art fehlt nicht im „fernen Osten.“

Erweckt das Fehlen aller Verfassungsformen in Rußland vielfach Bedenken, so kann man sich andererseits eigentümlicher Gedanken nicht erwehren, wenn man den Lauf der Dinge in den anderen europäischen Nordreichen beobachtet, in Skandinavien.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung — so schreibt man uns von dort — daß die Auswüchse des modernen Parlamentarismus beim norwegischen Bergvolf ein ebenso freudiges Gedenken haben, wie in den neuen Staatengebilden des südlichen Europa. Die ganz ausnahmsweise freie Verfassung hat schon das würdige Alter von 68 Jahren erreicht; aber die Volksvertretung von heute scheint dort noch in den Fiegejahren zu stehen. Sie spielt auf eine unverantwortlich leichtsinnige Weise mit dem edlen Gut der Freiheit. Seit Jahren hat man mit den Ministern des Königs Krieg geführt; jetzt ist man einen Schritt weiter gegangen: dem Königshause selbst hat man den Krieg erklärt, und führt denselben mit einer bei civilisierten Nationen sonst unerhörten Rücksichtslosigkeit. Was ist denn anders, wenn die Volksvertretung durch Majoritätsbeschluß dem Kronprinzen die insolge seiner Verheiratung selbstverständlich notwendig gewordene Erhöhung seiner Apanage verweigert und schließlich, am Ende einer Wahlperiode, sich bemüht, es dem König unmöglich zu machen, daß er persönlich die Session schliesse, und nachdem das mißlungen, die gemäßigten aber mannhaften Thronrede des Königs in der Weise beantwortet, daß man ohne die übliche Begrüßung durch eine Deputatiou ihn wieder seiner Wege gehen läßt. In seiner Rede hat es König Oscar seinen „Guten Herren und norwegischen Männern“ mit einfachen und klaren Worten nachgewiesen, wie nachgiebig seine Regierung sich der Opposition gegenüber bewiesen, wie unversöhnlich aber letztere sich seit Jahren gezeigt. „Mit ernstlicher Bekümmernis, so lauteten seine Worte, habe ich erfahren müssen, daß das Storting sich das Recht zuschreibt, ohne Zustimmung des Königs das Grundgesetz abzuändern. Meine Ueberzeugung, daß diese Behauptung eine unbedingte sei, ist unerschütterlich. Nur König und Storting gemeinsam haben dazu die Macht. Mit tiefem Gefühl meiner königlichen Pflicht will ich mit aller Kraft dieses Grundgesetz wahren, das wir alle — Ihr so gut wie ich — geschworen haben, und das ein jeder unverbrüchlich halten muß, wenn anders des Landes Friede und Sicherheit bewahrt bleiben soll.“ Zur Erreichung seines Zieles erbat sich der König die Hilfe aller „aufgeklärten und patriotisch gesinnten Männer“ — die Zukunft Norwegens Gott anheimstellend. — In Anlaß dieser, großen und allgemeinen Aufsehen erregenden Thronrede hat sichs so recht gezeigt, daß die Hauptstadt Christiania die Burg der Königstreuen ist; sie hat ihren geliebten Landesherrn wohl noch nie mit solcher Begeisterung gefeiert, wie bei dieser seiner kurzen Anwesenheit.

Zweimal haben wir auch einmal aus der ultima Thulo etwas Funkelnagelnetzes zu berichten, das wohl manchen unserer radicalen Politiker mit neidischen Micken auf das eisumfargene Island schauen läßt: was allen liberalen Idealisten als ein für jeden Kulturstaat erstrebenswertes, aber noch nirgend erreichtes Ziel gilt, das ist durch ein Gesetz vom 12. Mai d. J. auf Island zur Thatfache geworden: die Stimmberechtigung des Weibes. Zunächst ist dieselbe zwar nur noch bei kommunalen und kirchlichen Wahlen gültig; aber alles deutet darauf hin, daß das Princip bald auch bei den politischen Wahlen durchgeführt werden wird. Ein so wesentliches Stück der Frauenemancipation dort oben im fernen Tochterland zuzulassen, hat die dänische Regierung, wie es scheint in Anbetracht der einzigartigen isländischen Verhältnisse, kein Bedenken getragen, denn das Gesetz, vom isländischen Adelsting beschloffen, trägt die Unterschrift König Christians IX.

Uebrigens wären, abgesehen vom Reiz der Neuheit, Parlamente, aus Herren und Damen gleichmäßig zusammengesetzt, in mancher Hinsicht auch für die alt-überlebten Kulturstaaten gar nicht so übel. Eine weibliche Majorität könnte freilich als solche Bedenken erregen; indessen bleibt ja ohnehin die Unberechenbarkeit parlamentarischer Wagschalen einer Steigerung kaum noch fähig.

22. Juli.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft, Rechtswissenschaft.

— Handbuch der Nationalökonomie für Studierende, Landwirte, Industrielle, Kaufleute und andere Gebildete. Von Dr. Karl Walder, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Erster Band. Allgemeine Volkswirtschaftslehre. 32 Bogen. Ladenpreis 9 M. (Kobberg'sche Buchhandlung, Leipzig). — Das vorliegende Buch ist der erste Band eines aus vier Bände berechneten Werkes, von dem die folgenden Bände die spezielle Nationalökonomie, die Finanzwirtschaft und die Geschichte der Nationalökonomie enthalten sollen. Jeder Band wird einzeln käuflich sein. Der vorliegende Band zerfällt in fünf Bücher: I. Grundbegriffe der Nationalökonomie; II. Production der Güter; III. Verteilung der Güter; IV. Conservierung und Consumption der Güter; V. Die volkswirtschaftliche Aufgabe des Staates im allgemeinen. — Zunächst könnte es nahe liegen, die Bedürfnisfrage nach einem neuen Lehrbuch der Nationalökonomie zu erörtern, zumal ein anderes großes Werk, das von Wagner'sche, in freilich langweiliger Neugestaltung begriffen ist. Indessen sehen wir davon ab und nehmen das vorliegende Werk wie es ist. Der größere oder geringere Wert eines solchen Handbuchs wird wesentlich von drei Dingen abhängen: von der Sicherheit, womit der Verfasser sein Wissensgebiet beherrscht, von seinem Geschick der Anordnung, präcisen Entwicklung und bündigen Darstellung des Stoffes, endlich von dem Grade wissenschaftlicher Objectivität, mit welchem er den Dingen auf den Grund geht. Was nun die Beherrschung des behandelten Wissensgebietes betrifft, so dürfte das vorliegende Buch kaum etwas zu wünschen übrig lassen, — beiläufig bemerkt, zählt das Verzeichnis der citirten Autoren 300 Namen, wogegen in Beziehung auf Anordnung und Durcharbeitung des Stoffes der Schluss des Buches den vorgehenden Teilen nachsteht. Indes irgieren wir das nicht. Was aber schließlich die Objectivität der Darstellung betrifft, so drängen sich freilich erhebliche Bedenken auf. Es muß wohl anerkannt werden, daß Verfasser des Buchs gegenüber den verschiedenen Schulen und Parteinrichtungen eine bemerkenswerthe Unabhängigkeit an den Tag legt, daß er irgend einem andern weder zuliebe noch zuwide schreiben, aber von der Unabhängigkeit zur wissenschaftlichen Objectivität ist immer noch ein guter Schritt. — Wenn es denn wirklich ein anderes ist, für den Kampf und das Bedürfnis des Tages eine

Streitschrift zu schreiben, in welcher etwas subjective Einseitigkeit nicht allzu traglich genommen werden darf, und ein anderes die Abfassung eines wissenschaftlichen Lehrbuchs, das mit ruhiger Objectivität das Für und Wider der streitenden Meinungen gegen einander abwägt, um dadurch zu einem maßvollen und besonnenen Urtheil zu gelangen, so wird kaum in Abrede zu nehmen sein, daß, um diesen Anforderungen zu entsprechen, die Subjectivität des Verfassers eine zu sehr sich vordrängende ist, seine Urtheile und Behauptungen an manchen Stellen nicht nur voreingenommen, sondern auch abspöden sind. Das zeigt sich z. B. in der Gefälligkeit, womit er sich selbst als Freihändler, an einem Orte sogar als „strammen Freihändler“ einführt, sowie aus einer Anzahl von Aussprüchen, deren einige, um den Leser selbst urtheilen zu lassen, hier folgen: (§ 44) „Die socialistisch-reactionären Phrasen vom Unter gange des deutschen Bauern- und Handwerkerstandes sind eben bloße Phrasen“; (§ 63) „Man kann die Gegner der freien Concurrenz mit jenem Quaker vergleichen, der in die Suppe spie, um sie allein aufessen zu können“; (§ 148) „In den Mitteln, um die Lage der Lohnarbeiter zu bessern, „gehören im In- und Auslande, in der ganzen im Weltverkehr stehenden Welt, kulturfreundliche Reformen im Sinne des Alttholiceismus“ — — (§ 184) „Dies Sinken“ (des Unternehmungsgewinns) „könnte in der Regel durch landwirtschaftliche, culturkämpferische und andere Reformen aufgehalten werden“; (§ 192) „Manche protestantische Conservative empfehlen“ (als wichtigste Forderung der Volkswirtschaftspolitik!) „das Christentum, soll heißen: die orthodox-lutherische Richtung“; ebenda: „Manche ultraorthodoxe Protestanten schwärmen auch für die katholischen, soll heißen: ultramontanen Gesellensvereine — —“ ebenda: „Manche Conservative bringen einige Nebenarten von ständischer oder corporativer Wiederkehr vor, die einen wahren Kern haben können, indess in ihrer vagen Allgemeinheit nichtslugend sind.“ (Diese drei Sätze sind alles, was über die volkswirtschaftlichen Forderungen der Conservativen mitgeteilt wird!) (§ 206) „Unter den nationalökonomisch gebildeten Landwirten, Industriellen, Kaufleuten u. findet man kaum einen Schutzvöller, überhaupt kaum einen Reactionär.“ (§ 204) Wenn in irgend einem Staate ein Fürst, der sich rationeller Arbeitsweise befleißigt, die Parteien des Landes durch das offizielle Organ anfordern würde, ihre Wünsche und deren Begründung in öffentlichen Zeitungen

darzulegen, so würden „die freihändlerlichen Denk-  
schriften . . . von den gebildeten, ausgezeichneten  
Männern des Landes verfocht werden.“ Es ist be-  
deutend, daß nach solchem unwissenschaftliche  
Errede im Stil von Disquisitionsreben die Sprach-  
arbeit eines Buches herabwürdigt wird, das doch  
auch recht viel Gutes enthält. Das Streben nach  
Oberflächlichkeit ist zweifellos vorhanden und steht Ver-  
fasser überhaupt der conservativen Anschauung weit  
näher, als man nach obigen Citaten glauben sollte.  
Was er im einzelnen über ungedeckte Paniknoten,  
über den vulgär-liberalismus, über Kammer-  
mehrheitsregierung, über ein starkes Königtum,  
über die Stellung der Juden in unserer Gesellschaft  
des weitern ansführt, wird zu einem großen Teile  
auch conservative Leser ansprechen. Und frei-  
händlerliche Ansichten sind ja an sich durch conser-  
vative Festhaltung nicht ausgeschlossen. Das Buch  
schließt mit den Worten, „daß es keine mächtigeren  
Bahnbrecher der wahren Freiheit und des wahren  
Fortschritts giebt, als eine wahrhaft christliche,  
cultur- und volksernähliche Kirche und ein ge-  
bildetes, selbständig forschendes und arbeitendes,  
über den Parteien stehendes, constitutionelles, mit  
einem Worte, starkes Königtum.“ — Wir bekennen  
gerne, das Buch mit Interesse gelesen und manche  
Auregung und Belehrung daraus empfangen zu  
haben. Aber hier, wie so oft, gilt die Mahnung:  
„Früht alles und das Gute behaltet.“ K. M.

— Frierer G. M. Curci. Das neue  
Italien und die alten Ketten. Studium  
zum Nutzen der Ordnung der Parteien im italie-  
nischen Parlament. Deutsch von Dr. phil. F.  
Vooch-Kroßig. 2 Bände. Vol. u. 219 S. Pr.  
Mk. 6. (Leipzig, 1882, D. Graßlauer). — Ein  
interessantes, wenn schon etwas vortheil ge-  
schriebenes Buch; daselbe ist deshalb besonders an-  
ziehend, weil wir in dem Verfasser nicht etwa  
einen leidenschaftlich erregten Gegner des Ultra-  
montanismus, wie den Grafen Cavour, oder einen  
Revolutionär kennen lernen, sondern, soweit man  
aus seinen Anstellungen auf den Charakter schließen  
darf, eine launere und gereifte wahrhaft christliche  
Persönlichkeit. Wenn die Blätter recht haben,  
welche meldeten, daß Verf. angewungen worden sei,  
auch dieses Buch zu recitieren, so kann das nur  
die Nichtigkeit des Bildes bestätigen, das uns von  
jener „Elique“ entworfen wird, die „als katholische  
Partei den Katholicismus noch zu überbieten“  
strebt und „eine Schand“ für diesen sein soll.  
Uebrigens ist Verf. ein so guter Katholik wie mög-  
lich, der zwar nicht in den sonst in Italien üblichen  
Ausbrüchen vom Protestantismus spricht, aber doch  
den Uebertritt für „einen großen Frevel“ hält,  
auch der wohl richtigen Ansicht ist, daß jetzt dem  
romantischen Charakter die römische Kirche besser  
entspreche als der Protestantismus, wobei ununter-  
sücht bleiben mag, wie weit gerade die Kirche den  
romantischen Charakter bedingt hat, und auch der  
Umschau, daß Curci vom Protestantismus kaum  
etwas anderes kennt, als den Methodismus. Seine  
Ansiht (p. 23), daß die evangelische Kirche „sich  
auflöse“, und zwar gerade im Lande der Reforma-  
tion, mag sich auch auf deutsche Quellen berufen  
lassen, denn an insinuanten Phrasen in dieser  
Richtung fehlt es auch in unserer katholischen Presse  
nicht, die schnellfertig doreitige Schlüsse zieht, wenn

hier und da in mangelhaft verwalteten Landes-  
kirchen ein Baillen tracht, von dem inneren Er-  
starben des Protestantismus in den letzten 50 Jahren,  
nach Seite der inneren und äußeren Mission aber  
selten eine Abnung zu haben pflegt. Wäre Curci  
hier besser unterrichtet, so würde er anders ur-  
teilen. Im ganzen ist er ein Bussprediger, und  
zwar Bussprediger einer Kirche, welche die Buss  
der Kirche als solcher principell anschießt. Das  
macht ihn leidig und bringt ihn natürlich in die  
Kategorie aller derer, welche die katholische Kirche  
wollen, aber anders wollen, als sie ist, und durch  
das sit at est ant non sit erbarungslos zer-  
malmt werden. Besonders deutlich zeigt sich das  
darin, daß er die Bibel in der katholischen Kirche  
zu Ehren bringen möchte — er selbst hat neue  
Ausgaben veranlaßt, Commentare geschrieben und  
sagt, daß seit hundert Jahren der italienische  
Clerus auch nicht eine einzige Schrift zur biblischen  
Exegese hervorgebracht habe: Seit hundert Jahren  
„kann man die Bücher, die in solchen Sachen einige  
Anregung geben, an den Fingern herzählen, und  
man würde dazu nicht einmal alle Fingerringe brauchen.“  
Curci sagt ferner über den wissenschaftlichen Ver-  
fall des Clerus im allgemeinen, über das völlige  
Niederliegen apostolischer Ethik. Kirchengs mehr  
als ganz mittelmäßige Wirkung, vielsach „sabe  
Gehaltlosigkeit“, bisweilen sogar „Blödsinn“ des  
Inhalts und „Gemeinheit der Form“, die jeden  
gebildeten Italiener mit „Scham für sich und den  
Prediger“ erfülle, „ich hätte beinahe gesagt mit  
Scham für die heilige Kirche.“ Und dazu fort-  
währende Prahlereien, „die uns Jesu verhoßt und  
zueinander gemacht haben.“ Das seinen eigenen  
Commentar betrifft, so sagt er: „Hätte ich eine  
Erläuterung zum Koran veröffentlichen, so dürfte  
ich mehr Neugierige gefunden haben, als für das  
neue Testament.“ Daß ein so etwaigig gerichtet  
Mann die weltliche Gewalt des Papsttums anders  
beurteilt, als das gemeinhin in der römischen Kirche  
geschieht, liegt auf der Hand; damit zusammen  
hängt sein Urteil über den verstorbenen Paph  
Pius IX., den er auch als Neufchen besonders gut  
getannt. Die Charakteristik desselben macht die  
vielsach aufgestellte Behauptung keineswegs un-  
wahrscheinlich, daß Giovanni Rastai sich nicht nur,  
wie später definiert wurde, in rebus fidei et  
morum, sondern in seinem bei geringer Bildung  
und mäßigen Verstande stark entwickelten Selbst-  
gefühl, ursprünglich schlechtweg für unsehbar habe  
erklären lassen wollen. „Die Ehre Gottes, der  
heiligen Jungfrau, der Heiligen trug er stets auf  
den Lippen und sicherlich auch im Herzen; darin  
hatte jedoch auch seine Ehre einen nicht kleinen  
Nah eingeräumt erhalten, die zuweilen der andern  
Ehre überlegen zu sein schien. Diese Meinung, in  
Verbindung mit einem nicht hervortragenden Geiste,  
machte ihn ungehörig gegen die Vorken, ließ ihn  
sich hinneigen zu den Mittelmäßigen, ja sogar zu  
den Unbedeutenden.“ „In launenhaftem Ungehäm“  
erhob er, „wetteifern mit der Allmacht, die aus  
nichts etwas schafft“, Unwürdige zu hohen Nennern  
und „machte sich dann lustig über die in Purpur  
gelleideten unehradren Neufchen.“ „In seiner  
Vorrede für mittelmäßige, auf der unteren Stufe  
stehende Meister lag die geheime Quelle seiner  
Häufung von ausgedehnten und dauernden Un-

ordnungen, welche er riesengroß werden ließ in dem Staate, der ihm vor sichtlichen Augen aus den Händen entglitt.“ Curci führt dann Aeußerungen des Papstes an, die er selbst gehört und die mindere als sehr leichtfertig zu bezeichnen sind. — Auch über Leo XIII. werden interessante Notizen gegeben. — Das Weltbild der Kirche in Italien, welches uns gezeichnet wird, ist so traurig, daß es erklärlich scheint, wenn nicht nur Protestanten, sondern auch ernste Katholiken zur Zeit des Vaticanums empört waren, unsere deutschen Bischöfe, die besten und tüchtigsten unter allen anwesenden, allein schon durch die Bischöfe der Stadt Rom majorisierbar zu sehen, durch eine Hand voll oberflächlicher und unwissender Mitglieder der römischen Kriestrafte. — Nur durch den thörichten Culturkampf hat das alles vergessen werden können. Nur, gesagt soßt sich die Anichonung Curci's in dem Kat zusammen, doch nicht die Kirche mit dem alten politischen Zustand Italiens untrennbar zu verbinden. Er verteidigt nicht die Revolution, sondern vertritt sie scharf. Aber er will nicht in unzulässiger Weise das Reich Jesu Christi, das nicht von dieser Welt ist, mit oergänglicher politischer Staatenbildung identificiert wissen. Uebrigens kann sein politisches Raisonnement nicht immer als haltbar bezeichnet werden. — Daß Curci um seiner Freimütigkeit willen der Verfolgung und Achtung ansgeht war und noch ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Man wendet nicht ungefragt unter Palmen und man spricht seine eigene Meinung aus, wenn man Zeitni ist. Freilich ist Kritik einer unehrbaren Kirche contradictio in adjecto; wer sie üben will, muß sich formal und material auf Reformationsprincipien stellen.

D. v. D.

— Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung von Dr. Karl Schmidt, Oeculandesgerichtsrat in Colmar i. El. (Freiburg im Breisgau, Herder. 1881. 97 S. Fr. M. 8.) — War oft sind die Ursprünge gediegener Werke sonderbar. In Colmar im Elsaß kam in einer aus Juristen, Beamten und Officieren bestehenden Gesellschaft die Rede aus das jus primae noctis, ohne daß irgend jemand bestimmtes darüber gewußt hatte. Da sahte ein tüchtiger Jurist des Reichslands, der Oberlandesgerichtsrat Dr. K. Schmidt, den Plan, gelegentlich einmal nachzuforschen, auf welche historischen Quellen etwa die Nachricht vom jus primae noctis zurückzuführen sein möchte. Es zeigte sich jedoch, daß die Sache nicht so einfach war, wie sie schien. Nach und nach fand sich ein sehr reiches Material zusammen, aus dem erlenntlich war, daß die Streitfrage über das jus primae noctis ein bedeutendes, nicht nur culturhistorisches, sondern auch religiös und politisches Interesse hatte. Die Frage, ob ein solches Recht geollten habe und ansgeübt worden sei, wird heutzutage von christlich consequenter Seite zumeist bestritten, dagegen von zahlreichen Hauptvertretern des Liberalismus, namentlich aber von Freidenkern eifrig und hartnäckig verteidigt. In den Vertiebigern dieser Lehre gehören auch bedeutende Juristen von Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Spanien; besonders lebhaft wurde der Streit über diese Frage in Frankreich seit dem Jahre 1853 geführt. — Dr. Schmidt führt seine

gründliche Untersuchung in der Weise, wie die alt-preussischen Juristen nach der altpreussischen Gerichtsordnung verfahren, den status causae et controversiae mit möglicher Vollständigkeit und Objectivität darzustellen und dann darüber mit nüchternen Kritik gewissermaßen ein Urtheil zu fällen. Dies war eine schwere Arbeit; man überzeuge sich durch die Lectüre des fast 400 Seiten zählenden Werkes, wela ein historischer, höchst interessanter Stoff dort zusammengetragen ist, welche nüchternen Kritik ihm wirklich geübt worden! Das meisterhafte Werk muß Interesse erwecken bei Juristen, Historikern und Theologen. — Dr. Schmidt beweis auf evidenteste: Die seit dem sechszehnten Jahrhundert verbreitete Vorstellung, daß jus primae noctis habe in alten heidnischen Zeiten bestanden und sei in christlicher Zeit abgefolgt worden, verandert sich allmählich in die Lehre, das jene empörende Recht im christlichen Mittelalter in den meisten oder in allen europäischen Ländern geerrbt habe. Insofern als diese Lehre, ohne eine ernsthafte Prüfung der Beweisgründe, von modernen Gelehrten festgehalten und verbreitet wird, kennzeichnet sich dieselbe als ein geheimer Aberglaube.

König, Dr. Kocholl.

## 2. Biographisches.

— Otto Wagner von Stadelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von H. v. Stadelberg. Mit einer Vorrede von A. v. Fischer, Prof. in Heidelberg. Mit Portrat. XII u. 444 S. Preis 9 M. (Heidelberg, Winter.) — Der Wagner, um den es sich hier handelt, ist einer der ersten gewesen unter den Reisenden, welche am Anfang dieses Jahrhunderts durch Wort und Bild Italien, und namentlich Griechenland dem Abendlande näher gebracht haben. Gebürtig aus dem bayerischen Deutsch-Anhland und bestimmt, auf deutschen Universitäten durch Studium des Rechts sich für die diplomatische Karriere vorzubereiten, trieben ihm Kunstsin und Reiseleust unwiderstehlich nach Süden. Wir begleiten ihn von 1801 bis 1833 auf den wunderlichsten und abenteuerlichsten Hin- und Herzügen, sogar in die Gefangenschaft albanesischer Räuber, wo er in höchster Gefahr ermoct zu werden, nur durch die Aufopferung eines Freundes und durch ein Völsgeid von 10,000 Piaster die Freiheit wieder erlangt; wie erleben auch mit ihm die Ausgrabungen bedeutender Kunstdenkmäler des Altertums, wie des Apollotempels in Sinagalia, durch welche er in der archäologischen Welt sich einen dauernden Namen gemacht hat. — Stadelberg ist ein Romantiker des klassischen Altertums, voll überhäufender Begeisterung für das Land und Volk der Hellenen, in den Aenherungen des Tagebuchs seiner Jugendjahre überdieswiegend im höchsten Grade, voll Sturm und Trang und nie gestillten Freundschafbedürfnisses, eine liebenswürdige, ideal angelegte Natur. Das Auch ist von einer Nichte des Künstlers mit Taft und Gold aus den vorhandenen Quellen, Briefen und Tagebüchern zusammengestellt; es ist nicht gerade eine bedeutende Erscheinung, aber ein Unterhaltungsbuch im besseren Sinne des Wortes, wohl geeignet zum Vorlesen in jedem Familienkreise.

D. v. D.

## 3. Theologisches.

— Aus guten Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen von Paulus Cassel, Prof. und Pastor an der Christkirche. Neue Ausgabe. Berlin 1881. Wohlgeb. VI, 349 S. Preis 15 Mk. — Ueber Art und Begabung des Verf. braucht hier nicht geredet zu werden. Das sind ziemlich bekannte Dinge. Und die „Stunden“, in denen er schrieb, waren auch „gute“. — Cassel giebt eine Reihe der Betrachtungen über die verschiedensten Dinge bis auf „die Wandelbarkeit des Beters“ herab. Alle sind in das Licht der offenbarten Wahrheit gestellt, und so treten die gedrängten Gedanken in Beziehung zur Ewigkeit. Man ist zuweilen zu fragen versucht. Wenn der Verf. sagt: „Wie haben viele Wärter, denn wir sind zu arm“, so fragt man: Was heißt das? Warum haben wir sie nicht? Verf. erlaubt die Antwort. Wir haben sie nicht, weil wir so wenig Männer haben. Gut ist das über den Hebräerbrief Gesagte, anerkennenswert ist vieles. Die Redeweise indes ist durchweg nicht schlicht, nicht einfach, sie ist sorgfältig complex, und oft bis zur Maniertheit gelangt und gefeilt. Einige Kaluifrische entbehrt man oft. Den Freunden des Verf. wird diese Gabe angenehm sein. Doch sie irgendwo Neues bieten, oder einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen, dies allerdings darf man nicht behaupten. Und um noch einmal auf die Wärter zurückzukommen, sie fehlen der Kirche niemals, so lange sie „Kirche“, also auch sichtbare Kirche zu sein den Mut hat. Wo sie auf Sichtbarkeit, auf eigenartige Ausgestaltung verzichtet, nun dort hat sie freilich keine Männer und also auch keine Wärter nötig. Denn jeder sitzt an seinem kleinen Herde, lortet sich das Seine, denkt nicht an das Ganze, denn es fehlt das Gefühl für kirchliche Solidarität.

II.

— Theresin, Fr., Dr. theol.: Von der Gottheit Christi. Predigt aus dem Jahre 1818. Mit Vorwort für 1881 herausgegeben von Dr. theol. Rud. Kögel, Königl. Oberhof- und Domprediger zu Berlin. (Bremen, C. F. W. Müller. 1881. 18 S. Pr. 30 Pf.) — Dieses Zeugnis für den II. Artikel unseres christlichen Glaubens aus ebenso bereitem als gläubigem Munde, abgelegt zu einer Zeit, da noch die meisten Wächter schliefen, verdient die Wiederherausgabe durch Kögel dem Vortrage Bluntschli's auf dem Protokolltag zu Berlin (10. Juni 1881). Hatte dort Bluntschli die Frage nach der Gottheit Christi als gegenwärtig innovator bezeichnet und gemeint, Christus habe ja auch seine Jünger nicht gefragt, welche Vorstellung sie von ihm hätten (eine Behauptung, welche die Germania veranlaßte, damals den nun verstorbenen Geheimrat auf Matth. 16, 13–19 aufmerksam zu machen und ihm zu bescheinigen, daß er wirklich wie er sich genannt, „ein unioffener Vaic“ sei, der wohlthue, sich nicht in theol. Dinge zu mischen), so zeigt Theresin in dieser Himmelsabtriebspredigt, welche centrale Stellung das: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott“ in unserem Glaubensleben habe.

A.

— H. Wiedebantt: Milde ins Reich der Erlösung. Eine Sammlung von Betrachtungen über biblische Texte, von denen jede in einzelnen, aber innerlich zusammenhängenden Ge-

danken besteht. Neue Folge: (Trinitatis-Zeit). (Bonn, in Commission bei F. Schergens. 1881. 246 S. Pr. 3 Mk.) — Das ist eine Perlenkette erbanlicher Randglossen zu Gottes Worten, die bei ihrer großen Kürze und sprichartigen Einfachheit und Eindringlichkeit für viele aus unfrem oelbeschäftigten Christenwohl zur Erbauung dienen können. Kann man doch solch ein Gottes Wort mit einem Abkase in wenigen Monaten sich einprägen und davon leben. Es ist nichts Gedanken-, nichts Sophoslos darunter.

B.

— Süsskind, W. M., Co. Pfarrer in Biffingen unter Teck in Württemberg. Passionschule. Zweiter Teil. (Bremen, W. Henning. 1882. 358 S. Pr. 5 Mk.) — Wir können diesen II. Teil, so viel Erbanliches und zur praktischen Erregung der Passionsgeschichte Brauchbares er auch enthält, nicht mit derselben Freude begrüßen, wie den I. Teil. Er enthält unter denselben Rubriken, wie letzterer, weitere Beiträge und Bemerkungen. Da tritt das Sprichwort, auch ein sensus communis, in sein Recht: „zu wenig und zu viel, verderben alles Spiel“; hier das zu viel. Wir möchten dem Herrn Verf. raten, auf diesem Wege nicht weiter zu gehen; er erdirt sonst selbst den Segen, den seine erste Passionschule gebracht hat.

A.

— Lebekow, G. v.: Ethische Betrachtungen und Studien mit besonderer Berücksichtigung der christlichen Ethik des Bischofs Dr. Martensen, von Dr. Fr. Wilh. Anderien, Propst und Hauptprediger in Kingstedt auf Seeland, aus dem Dänischen Uebers. (Karlruhe, Neuther. 1881. 193 S. Pr. 2 Mk. 20 Pf.) — Wenn diese vortreffliche Uebersetzung nur den Zweck erfüllte, auf Martensen's Werke, die nicht allein unsere Theologen lesen sollten, zu denen auch der gebildete Laie sich wenden darf, hinzuweisen: so wäre sie verdienstlich genug. Dadurch, daß sie aber ein Werk eines der ältesten Schüler Martensen's dollmetst und in meisterröster Uebersetzung einzelner Seiten der Martensen'schen Arbeiten auf dem Gebiet der Dogmatik, Ethik, wie praktischen Theologie und Socialpolitik in das innere Arbeitsfeld Martensen's einführt: that sie mehr. Sie giebt dem aufmerksamen Leser schon ein Verhältniß für das, was das Studium Martensen's ihm geben, welche Gedanken es in ihm werden wird. In dem Abschnitt: „die Sünde wider den heiligen Geist“ arbeitet der Verf. selbständig ein Problem durch, von seinem Lehrer dazu angeregt. Hoffen wir, daß es unserer Uebersetzung gelangt, Martensen, auf den unsere deutsche Theologie und Philosophie im besten Sinne eingewirkt, wieder eine recht große Einwirkung auf unser geistiges Leben zu verdrängen. In ja noch ein Aest des „in Worten Uebredens“ vorhanden: so ist es der, daß wir verstehen, wenn, sei es in welcher Sprache es will, die großen Thaten Gottes geschrieben werden.

B.

— Amelie Freiin von Raltzan, Conventualin des Klosters Albnitz: Die Offenbarung St. Johannis nach Dr. Fr. Ad. Philippi's kirchliche Glaubenslehre dem deutschen Christenwohl dargeboten. (Hülstrom, 1882. Cys & Co. 70 S. Pr. 1 Mk. 1,20.) — Das ist immer

ein Cartes, wenn das Wort des Apostels: „Das Weib schweige in der Kirche“ auch nur in der Weise übertreten wird, daß Frauen sich einmischen in dogmatische Erörterungen der Kirche auf schriftstellerischem Wege. Auch die Entschuldigend, daß unsere Broschüre nur dazu dienen soll, Prof. Hilpp's Eschatologie weiteren Kreisen zugänglich zu machen: wird nicht Platz greifen. Hilpp's Dogmatik ist einmal nicht für Ungelehrte bestimmt; fordert, wie jedes echte theologische Werk, die Prüfung und Sichtung. Unsere Broschüre setzt dagegen vielfach in echt weiblicher Unvermitteltheit das Messer an die Kehle z. B. S. 24: „Daß das Papsttum Antichristentum ist, kann und darf keinem Lutheraner zweifelhaft sein“ zc.

B. — Niemann, G., Pastor in Nossan (Prov. Sachsen): Der Herr ist nahe! Rästet euch zum letzten Kampfe! Eine Antwort auf die Frage: Wo stehen wir jetzt in der Offenbarung St. Johannis? Eine Pred- und Barntümme besonders an die Geistlichen und an alle Gläubigen unserer Zeit. (Leipzig, Emil Barch. 51 S. Fr. M. 1.) — Ein neuer Beweis, wie weit der Etiliasmus phantastische Köpfe bringen kann. Wir können nicht nachdrücklich genug warnen, wie vor solcher Exegese, welche auf Grund des Rottos: „Bei Gott sind alle Dinge möglich“ ihren eigenen Gedanken Raum schafft, so vor der Kühnheit, sie ins Volk hineinzuwerfen. Wir verjagen es uns, auf die exegetischen Sprünge der Broschüre näher einzugehen.

B. — Gebhardt, Hermann, Pfarrer in Weiskleben bei Gotha: Thüringische Kirchengeschichte, seinen Landesenten erzählt. II. Bd. (K. A. Perthes, Gotha. 1881. Fr. 5 M.). — Ein Werk, das seine Leser sichtlich auch in außerthüringischen Landen findet. Gerade der II. Teil umfaßt ja fast durchgehends allgemein interessierende Dinge. Luther und die Reformation, als nicht spezifisch der thüringischen Kirchengeschichte angehörig, hätten wir sogar vertürzt gewünscht. Dagegen führen die ortsgeschichtlichen Specialia aus dem dreißigjährigen Kriege sehr instructiv in die Grenz der Zeit ein, weisen den Segen nach, den ein tüchtiger Pfarrherr in solchen Zeiten bietet und müssen uns unwillkürlich fragen: wenn die heutige sociale Frage via belli omnium contra omnes gelöst werden sollte, werden unsere modernen Pfarrer auch das zu leisten vermögen, was diese unheimbaren Dorfpfarrer in anspruchsloser Weise geteilt haben; was tüchtige Fürsten, wie Herzog Ernst der Fromme, in und nach der Zeit des Krieges zur Heilung der Wunden gethan haben. Auch solche Zeichen der Zeit, wie das Herkommen, finden eine gute Darstellung. Ueberall zeigt sich ein verständiger Sinn, der nicht zu den leibigen Vorken greift, sondern die Dinge aus dem Zusammenhang begreift und darum gerecht wird.

B. — Schneider, H. G., Prediger der Brüdergemeinde: Missionsarbeit der Brüdergemeinde in Australien. (Gnadon, Unitätsbuchhandlung. 1882. 207 S. Fr. 1 M.). — Ein Bild aus der Mission der Brüdergemeinde, die in diesem Jahre ihr 150 jähriges Jubiläum feiert. Es zeigt uns, wie sie auf dem so entseßlich schwierigen australischen

Gebiete in heiliger Geduld, Civilisation und Christentum, irdischen und himmlischen Beruf richtig ver-einend, gearbeitet hat und arbeitet und so unter einem Volke, von dem Darwin urtheilt, eher mdge man eine Krähle als einen Papua zu einem verständig-gestellten Wesen erziehe, Erfolge erzielt, wie den erst wiedergeborenen Papua Natanael Pepper. Gewiß darf sie sich auch rühmen, daß ihrer Erziehung die Prämierung der Arnonroot-erzengnisse der Papua's auf den Weltausstellungen von Wien, Philadelphia und Melbourne zu danken ist. Das Büchlein ist auch ein Muster einfacher vollstündlicher Erzählung.

B. — Lang, John, Pfarrer in Gächlingen: Aus dem Bilgerleben des Johann Jakob Lang. (Basel, Missionsbuchhandlung. 1882. 164 S. Fr. M. 1.) — Wer war dieser Lang? Ein Triller im Lande Württemberg; 1809 als Pfarrer zu Begglingen gerufen; ein geistlicher Sohn des Amstes Speich in Schaffhausen; durch ihn erweckt und zum Missionsdienst nach Basel geführt. Von dort, woelbst er den innigen Freundschaftsbund mit Zarella schloß, an den Kaufhaus gekendet (1822), missionierte er unter Tartaren und Inderstesen; thar aber zugleich den evangelischen Colonisten Nordreich eine reichsegnete Wirksamkeit ent-saltend, bei „„Mas Nitolaus I. der Arbeit ein Ende machte: einen Canal für das Evangelium dem Vette abschloß, unter dem jetzt Ritualismus sein Wesen treibt. Das Büchlein kann bei seinem frischen Ton und lebhaften Inhalt angelegentlich empfohlen werden für Sammlentüre wie Volksbibliotheken.

B. — Ueber den Natjchluß Gottes mit der Menschheit und der Erde. Ein Leitfaß zum richtigen Verständnis der heil. Schriften des Alten und Neuen Bundes von W. A. Caird aus Montrose in Schottland und Joh. Ed. G. Lutz, vormaligem Predan und Pfarrer von Oberroth in Baiern. 3. verb. und wiederholt verm. Aufl. 2 Bde. (Augsburg 1880, Richard Brenß. gr. 8<sup>o</sup>. 12 M.). — Eine eingebrachte Vepredung dieses Wertes würde zu einer Auseinanderlegung über Wahres und Falsches im Irvingianismus führen. Außer den Worten von Thierich dürften wohl die der obengenannten Verf. und insbesondere das vorliegende Werk die umfassendste Kenntnis der irvingianischen Exegese und Dogmatik ermöglichen. Das Leben des vorliegenden Buches verhält sich die Ueberzeugung, daß die Verf. außer dem „ehrwürdigen“ Allioh — dem wohl auch die Citate aus den Kirchenv. entnommen sind — keinerlei gelehrte Hilfsmittel gebraucht haben, und dieser Umstand giebt dem Werk Frische und Naturwüchsigkeit, leider aber nicht Vorurteilsfreiheit und Unbeangenhait. Die Anlage des Wertes ist derartig, daß man in den Inhalt jedes einzelnen bibl. Buches eingeeifert wird, wobei die für eine richtige Exegese nicht ganz bequeme Reihenfolge der Bücher in unieren Bibeln beibehalten wird. Dies hat u. a. auch die Folge, daß von einer Entwicklung des, die Verf. doch am meisten interessierenden, Dogmas von den letzten Dingen bei Paulus hinweggegangen wird. Wenn die Verf. es im allgemeinen beklagen, daß in der Kirche unserer Tage der Schwerpunkt der Christen-

hoffnung nicht auf die Wiederkunft des Herrn zum Gericht, sondern auf das selige Sterben des Einzelnen gelegt werde, so haben sie so unrecht nicht; wenn sie aber vermäßen lässen, daß unsere Kirche jene Christen Hoffnung überhaupt ignoriere, so urtheilen sie entschieden falsch. Als Grundlag ihrer Ergeße sprechen Verff. S. 63 zwar den Grundlag aus: „— wir fürchten aber, daß der eine oder der andere Fehler sich daran stoßen möchte, als möchte dadurch ein unbegrenzter Spielraum für die eitle Phantasie eröffnet werden, und bleiben darum innerhalb des Befehles: nichts als Wahrheit anzustellen, was nicht klar und deutlich in der heiligen Schrift zu lesen ist —“, sind aber diesem Grundlag nicht treu geblieben. Es verträgt sich mit demselben wohl nicht, wenn S. 270 ff., „das Kalb oder der Loh als Bild des Priesterstandes“ bezeichnet wird, und die Anbetung des goldenen Kalbes als Symbol dafür gelten soll, „daß der Priesterstand sich anschließend als die Kirche betrachtet“, oder wenn es im Schöpfungsbericht S. 181 heißt: „in den Werken der Schöpfung ist uns ferner eine neue Sprache gegeben, eine Sprache, die zur Bezeichnung geistlicher Dinge dient. Ausdrücke dieser biblischen Sprache sind z. B. Sonne, Mond, Sterne, Luft, Wasser. Das erste Kapitel der heil. Schrift des alten Bundes enthält also nicht bloß die Geschichte der Welt an sich, sondern auch eine symbolische Darstellung der Entwidlung des Reichthums Gottes, und die neue Schöpfung zu gestalten.“ Wie willkürlich die Schriftauslegung behandelt wird, beweist u. a. der Versuch, die Drohung Gottes: welches Tages du davon isst, wirst du des Todes sterben — mit dem langen Leben der Patriarchen in Einklang zu bringen. 2. Petri 3, 8 muß dazu helfen, und aus dieser Stelle wird geschlossen, daß dieser Tag 1000 Jahre gedauert habe. — Bezeichnend ist es, daß die prophetischen Bücher des alten Bundes so wenig zu ihrem Rechte kommen. Es läßt sich dies wohl nur daraus erklären, daß die Verff. hier eine Prophezie fanden, die sich nicht der übrigen anbequemen ließ. — Eine der besten Parteeen des Buches ist der von dem Söhnopfer Christi handelnde Abschnitt, während die Auffassung des heil. Abendmahles als eines Opfermahles wohl katholisch, aber nicht biblisch ist. Wenn es, wie es aus den vielen Klagen über den Zustand und die Lehre der gegenwärtigen Kirche hervorzugehen scheint, den Verff. darauf ankam, in ihrem Werk nachzuweisen, daß die von ihrer Partei besonders betonte Lehre von der Wiederkunft Christi und der mit derselben verbundenen Verklärung der Welt, sowie die Wiederbelebung der apostolischen Aemter die spezifischen Merkmale der wahren christl. Kirche seien, so haben sie nach unserer Ansicht mit ihrem Werk diesen Zweck nicht erreicht. Auch die Kirche der Gegenwart bekundet den Glauben: von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Dagegen verfallen die Verff. in den Fehler, die Bedeutung des seligen Sterbens zu ignorieren, zu unterschätzen und die darauf bezüglichen Schriftstellen mit Stillschweigen zu übergehen, wie sie auch über den Zustand der Seele nach dem Tode bis zur Auferstehung nichts halbwegs Festliches aus der heil. Schrift zu lehren vermögen. Was aber die apostol. Aemter anbetrifft, so wird wohl noch der Beweis zu erbringen sein, daß die soge-

nannte apostolische Kirche der Reuzzeit diese Aemter nicht nur nach dem apostolischen Namen, sondern auch mit dem einstigen Inhalt und apostolischer Kraft besitze, und so lange dieser Beweis nicht geführt ist, wird uns auch nicht die Ueberzeugung aufgedrängt werden, daß wir es im Irvingianismus mit einer Wiederbelebung der alten apostolischen Kirche zu thun haben. — Theologen empfehlen wir das bezeichnete Werk zu sorgfältigem Studium.

Th.

— Bonifatius der Verkörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festlande. Ein Nachtrag zu dem Werke: „die irischottische Missionskirche“ von Dr. August Ebrard, Pfarrrer und Konsistorialrat. (Wütersloh, 1882. C. Bertelsmann.) 4 Bl. — Der Titel wird vielen Lesern zunächst ein Rätsel sein. Es ist wirklich Winfried Bonifatius, der Apostel der Deutschen gemeint. Nur daß er durch Ebrard in einem ganz neuen Lichte erscheint. Ob in dem richtigen? Jedenfalls wird sein Bild in der Geschichtschreibung der ev. Theologie fortan etwas anders gezeichnet werden müssen als vorher. Ich sage in der evangelischen — und erkenne damit an, daß es Sache der Partei und Tendenz ist. Und das erkenne auch Ebrard an. „Es wäre gradezu Thorheit, einem römischen Katholiken vertragen zu wollen, wenn er Bonifatius nicht nach wie vor mit einem e schriebe und ihn als einen wahren Wohlthäter betrachtete.“ Die objective Sache, um die es sich handelt, ist die: Ebrard hatte in seinen früheren Werken die bereits behaupteten Spuren einer weitverzweigten Missionsthätigkeit von Irland aus mit Liebe verfolgt, und besonders ihre Unabhängigkeit von Rom und ihr — im Gegensatz zu Rom damals beginnender hierarchischer Uniform und semipelagianischer Heilslehre — wahrhaft evangelisches Leben und Lehren klar hervor gehoben. Die Gebete, Nieder und auch Anklagen gegen Rom aus jener Zeit in jenen Kirchenweihen erinnern nicht selten lebendig an die Zeit der Reformation. Nun ist von Winfried bekannt, daß er die ganze deutsche Kirche unter des Papstes Hoheit einordnete in den hierarchischen Organismus; dazu bedurfte es einer Herabsetzung der gegen Roms Ansprüche auftretenden kirchlichen Organisationen. In diesem Herabsetzungswerke war er in jenem früheren Buche geschildert, und zwar wie Ebrard selbst zugiebt, mit einer Erregung gegen ihn, die ihn wohl manchmal farrisirte. Die Angriffe dieser seiner Schilderung haben das vorliegende Buch veranlaßt, das Schritt für Schritt in fortwährender Vorführung der Quellen nachweist 1) den scharfen Gegensatz auf Leben und Tod zwischen Papstkirche und freier bischöflicher Kirche in England, unter dem Winfried heranzuwuchs, und zwar ganz unter römischem Einfluß, 2) die ausgedehnte Christianisierung Deutschlands durch die Troschotten vor Winfrieds Auftreten, 3) daraus folgend des letzteren Thätigkeit nicht wesentlich als eine missionierende, sondern als eine organisierende, d. h. die alten Bischöfe und ihre Sprengel desorganisierende. Von hier aus erscheint nun freilich alles in anderem Lichte. Wenn Winfried von „lafterhaften Priestern“ redet, und es stellt sich heraus, daß es — wie alle irischottischen Geistlichen und Ebdobnenbewohner — einfach verheiratete, rechtmäßig verheiratete Geistliche sind, wenn er jemand anlagt,



daß er in schwärmerischem Hochmuth den Aposteln gleichthete, den Leuten in das Herz zu sehen vorgäbe, weshalb sie ihm nicht erst zu deuten brauchten u. s. w., und es stellt sich heraus, daß jemand seine Excommunication als eine gültige verteidigt, obgleich sie nicht von einem päpstlichen Bischof herrührte, daß er gegen die Mißbräuche bei der Ehrenbeichte, gegen Heiligenverehrung und Konfessionen zeugte — (weshalb er von Bischof zu lebenslänglichem Haß verurtheilt, aus seinem Kerker im Dreizehnten Jahrhundert entlassend, elend im Walde umkam), — so ist allerdings die Erregung gegen dieses Werkzeug jenes römischen Geistes, der alles kirchliche Leben mit roher Gewalt in die römische Uniform preßte, erklärlich. Heidegens hat schon u. a. Alexander in seiner Kirchengeschichte zu einer besseren Beurteilung der Gegner Winfrieds aufgefordert, welchem letzteren er vorwirft, daß er die Behauptungen seiner Gegner theils nicht verstanden, theils „sich zu vertheidigen erlaube“ habe, — und zwar dies zu wiederholten Malen. Wenn man aber schließlich, wie bisher die meisten Historiker, zwar diesen römischen Fanatismus Winfrieds debattiert, aber es doch als kluge Einsicht des Mannes und als dankenswerthe Fügung Gottes hinstellt, daß er in der damaligen Verwirrung diese Stellung unter die sühnigende Hand Noms gewirkt habe, so fragt Ebrard u. G. mit Recht: warum vor denn bei den Papnos, Hottentotten und Eskimos anbedenken können, was unserer Vorfahren so unentbehrlich gewesen sei. Und wenn wir hören, daß Ailton deshalb getödtet wurde, weil er seinem schon dehherten Herzog Godbert zugemuthet, die Witwe seines Bruders, die er — gegen das kanonische Recht — zum rechtmäßigen Weibe hatte, zu verstoßen, und wenn grade diese Frage später ein Gegenstand des Streites zwischen Winfried und seinen antirömischen Gegnern war (Winfried beschuldigte sie, daß sie durch Verstattung solcher Ehen das Judentum wieder einführt), und wenn wir ferner hören, daß Winfried an den Papst u. a. auch die Frage richtet: wann er den Deutschen erlauben solle, frischen Speck zu essen — so mühen wir sagen: es ist denkbar, daß Gott auch eine andere Art der Mission hätte zulassen können. Das Werk Ebrard ist keine Biographie Winfrieds, sondern liehert nur Material zu derselben. Der sich nicht schent vor eingehenden Untersuchungen und Abwägungen der lateinischen Quellen, vor viel scharfer Polemik mit blanker Waffe — wie sie leider in unserer Theologie hergebracht sind, und zu unseres Verfalls Unglück verhehrt er dieselbe trefflich zu führen —, der mag sich dies Material sammeln und nachher zurechtlegen. Genüß werden viele Leser oftmals zögern, Schlüsse zu machen, wie Ebrard schon folgert; aber gewiß wird eine sorgfältigere Masse von Thatfachen jedem unparteiischen Leser aus dem Werte sich ergeben. m. n.

— Gedanken über Kirche, Gemeinde, Reich Gottes. Von W. v. B. v. Bernus. (Stuttgart, 1841. J. F. Steinkopf.) 71 S. Gr. Kl. I. Ein theologischer Schüler Weis giebt hier dreien „Schrift Realismus“ in selbständiger Weise wieder, mit allen feinen verinnerlichten Anregungen, aber auch nicht ohne Brüche Einseitigkeiten, z. B. protektiert er mit Recht gegen Vereintragung philosophischer Aufsammlungen in den Gedankenzusammen-

hang der Schrift; wenn er aber jede Wirksamkeit des Heistes Gottes, die nicht ethisch vermittelt ist, (arum auch das Sacrament der Kindertaufe verneint, so ist dies selbst eine Beschränkung der biblischen Gedanken durch modern philosophische Vorstellungen. Doch dies kommt nur beiläufig vor. Der Grundgedanke ist die innere Verbindung des Organismus des Leibes Christi mit seinem Haupte durch alle Formen und Hohen hindurch, und dies ist ein überaus fruchtbarer Gedanke.

Nach einige praktische kleine Schriften seien hier erwähnt. Der Schweizer Mäßigkeitssere in legt seine „Grundfrage aus Gottes Wort“ dar (verfaßt von Kochel, Basel, Spittler); er vertritt nämlich die Enthaltung nicht nur des Branntweins, sondern auch des Weines; wenn auch ohne Fanatismus (man muß die Bedeutung dieses Getränkes in den Weinländern bedenken). — Ein guter Mäßigkeitstractat ist der in der deutschen Evang. Tractatgesellschaft in Berlin erschienene „Kartenspieler.“ — Ebenba ist W. Baur's Antwort auf die Frage: Wie feiere ich den Sonntag? erschienen (jedes nur 14 Seiten). — Gute Tractate finden sich unter den kleinen Missionsschriften der Missionsbuchhandlung in Basel; z. B. der vorliegende: Imaduddin, ein belehrteter Muhammedaner, v. Dr. H. Wandert, vereinigt alles, was man von einem guten Tractat verlangen kann. — Ein kurzer „Nagel der für Auswanderer“ aus Pastor Schröders Feder ist im Maubach Hause erschienen (—, 15). — Ein Ratgeber über „Einführung in bildlicher Hausandachten von dem sel. Heller in Beggen bei Spittler in Basel; letzteres sehr deutlich und innig, aber als Stoff für Hausandachten „für das erste oder die ersten Jahre des A. Testaments . . . mit betender Betrachtung des Helesens“ hinzustellen, für Leute, die noch gar keine Andachten halten, erscheint nicht praktisch. — Zum Schluß werde noch auf die in immer neuen Auflagen (jetzt 13.) erscheinende Warnung eines Jugendfreundes vom sel. Kapff hingewiesen, Bekehrung über geheime Sünden, ihre Folgen, Vermeidung und Verhütung. (Stuttgart, J. F. Steinkopf. 0.40). m. n.

#### 4. Unterhaltungslitteratur.

— Kanned, Rudolf. Opfer moderner Frohdienste. Gedruckt Preisdrift. (Basel, C. Detloff. 1842. 2 Bl. 40 Pf.) Der internationale Verein für die Sonntagseier (in Gen) hat die Preisaufrage gestellt: „die Bedeutung der Sonntagseier für alle Angestellte öffentlicher Dienstzweige, und vor allem der Eisenbahnen, unter dem dreifachen Gesichtspunkt ihrer Gesundheit, ihres Familienlebens und ihres stiller religiösen Zustandes“ in kräftigen Jagen darzustellen. Von 15 eingeladenen Arbeiten sind 10 als ungenügend bei Seite gelegt worden. Unseres Erachtens hätte die vorliegende Erzählung zu den zehn gelegt werden sollen. Die ganze Schrift, welche sich wesentlich um das Schicksal eines Bremiers dreht, ist ein Schluß ins Wasser. Der leichtsinnige Bremier würde auch dann ein Lump und Dind geworden sein, wenn er jeden Sonntag dienstfrei gewesen wäre. Der Verf. hätte zeigen müssen, daß gesunde Männer allmählich förperrlich aufgerieben werden, daß ihre Familien — die Frauen und die Kinder

— bei der fast unausgesetzten Entbehrung des Familienhauptes hat leiden und doch bei schwunghaften Chorvorträgen eine völlige Entfremdung von der Kirche eingetreten muß. Dabei hätte der Verf. sich alle religiösen Abstractionen eines gutdenkenden Deismus und den unbegreiflichen Argus des Fremdwörtern wie Helios, Intenſivität, Anteritara, auto-didaktisch, Connoens, Conjommation, Analogie, primitiv, eventualiter, decimiert, intakt n. s. w. sparen können, wofür ein nachdrücklicher Hinweis auf die Majestät des dritten Gehabes über dem modernem Stoot und auf die elend bürraukrotischen Anschläge des letztern bei seiner vermeintlichen Rechtfertigung heidnischer Einrichtungen in fernig-ooftotämlicher Sprache, für den Brenner ebenso verständlich und sehselnd als für den Verehrer ebenmäßig, hätte gegeben werden sollen. Eine Schrift oan der löblichen Tendenz wie die vorliegende müßte in jedem unbefangenen Leser das Gefühl sittlichen Unwillens über die empörende Knechtung und Ausnutzung zahlreicher „Stoosangehöriger“, und in jedem befangenen Leser das Gefühl sittlicher Scham über dieses Unwesen herauzurufen. Die Erzählung „Opfer moderner Fraubücheries“, wöblig jahm nach oben gehalten und ohne alle Beziehung zu den Forderungen der Socialdemokratie, wird den eingetragenen Herzen der Eisenbahn-Directoren nicht sehr warm machen.

— Wie ich zum Frieden kam. Eine Autobiographie van der Verf. van „Wir beide, Grohnen und ich“. Deutsche autorisierte Ausgabe van Marie Margareta. (Leipzig, G. Böhm. 248 S. 2 Mk. 20 Pf., eleg. geb. 2 Mk. 10 Pf.). Keine Unterhaltungschrift der gewöhnlichen Sorte. Das Erbauliche, Ethische überwiegt die eigentliche Erzählung des Jugendlebens der amerikanischen Formverwandler, die in ihrer Jugend das Nach getragen, in fünfjähriger Ehe Leid und Freud erlebt und in ihrem Alter sich als eine Diakonissin außerhalb einer Anstalt in Werken der Barmherzigkeit thätig erwiesen hat. Fröhlicherwail, ist ihr das Leben auf dem Lande durch eine Tante und deren misratenen Sohn mit viel Herzeleid vergöl, und nur durch den frommen, milden, freundlichen Grahnoater mit herzlicher Liebe verläßt worden. Eine reiche, „vornehme“ Frau aus New-York wird zuerst als Lehrerin in der Sonntagsschule, später als Freundsinn die gottgelegnete Führerin durch die Kämpfe des Lebens, welche durch viel Tribäl zum Frieden des Reiches Gutes führen. Wir möchten dieses kleine Buch mit seinem religiösen Ernst und seiner sittlichen Strenge dem „Vicht oan Oben“ (Dommoer, S. Herſche) an die Seite stellen.

— Unter der Herreneiche, Roman van Josephine Frach. (Wöln, J. P. Bodem. 434 S. 4 Mk. 20 Pf.). Unseres Wissens ist dies der erste Versuch der Verf. Ob sie ein ausreichendes Talent besißt, einen tüchtigen Roman zu schreiben, möchten wir nach diesem ersten Versuch bezweifeln. Die Verf. hat in oartrefflicher Weise noch dem Englischen des N. D. Blackmore den nicht genug zu empfehlenden Roman „Larino, die Königin der Gedächten, Sittengemälde aus dem 17. Jahrhundert“ überseht. Möchte sie anstott mangelhafter eigener Originovorbeiten sarforhnen, gute Uebersetzungen fremder Originale zu veröfentlichen. D. K.

— Rigberta. Eine Erzählung v. Gust. Fajig.

(Leipzig, G. Böhm. 1882. 159 S. 2 Mk.) Verf. hat sich schon durch seine Gedichte einen bedeutenden Leserkreis erworben und viel Anerkennung gefunden. In der vorliegenden Erzählung führt er uns in die deutschen Wölder und Hütten zu den Zeiten des Claudius Cöolis und in das Leben zu Rom unter Vespasian, und schildert in anmutiger Weise und schöner Sprache, wie das Christentum sich als eine Macht beweist, Römer und Germanen zu neuen Menschen zu machen. Die Weisheit in der Schilderung wird dieses Buch besonders dem Frauen- und Mädchen-Leserkreis lieb machen. — Th.

— Elisa, Gottes heiliger Prophet — oon Ludw. Just, eo. Pfarrer. (Hagen i. W. & Leipzig, S. Niscl n. Camp. 1882. 8°. 110 S. 2 Mk.) — Elisa ist wohl eine Persönlichkeit, die es einem anthon kann. Den Verf. vorliegenden Buches hat sie zur Dichtung begeistert. In 17 meist wohlgelegenen Gedichten führt er uns durch das Leben dieses Propheten van der Vernunft bis ans Sterbebett und Grab. Zum Geheul eignet sich dieses in Druck und Papier wohl ausgestattete Bächlein vortrefflich. Th.

— Die Wöhterin oon Stettin, eine Erzählung aus der Zeit der Thranen und Wunder. Von N. v. Kathenburg, geb. v. Jaltrow. (Gotha, F. A. Verſch. 2 Bde. broch. 6 Mk.) — Mit dem Wunsch, daß es nicht blos in Stettin, sondern aller Orten recht viele solcher im oallsten Sinn liebenswürdige Wöhterinnen geben möchte, empfehlen wir diesen prächtigen kleinen Roman aus oalster Uebersetzung jeder Familie, und nicht blos der Ousgeprägt Christlichen. Die schon beliebt gewordene Verſöhterin verliert es ganz oartrefflich nach dem Leben zu zeichnen; darum haben ihre Schriften auch etwas ja allgemein Frisches und Anziehendes, und das dürfen wir auch on diesem Buch ganz besonders rühmen. Sa wenig kriegerisch der Titel, in dem die „Thranen und Wunder“ gern fehlen dürften, lautet, ist es eine Erzählung so recht mitten aus dem Soldaten- und Kriegeleben. Zum Glück nicht aus den litterarisch schon zu sehr ausgeputzten Jahren 1870/71, sondern oan 1844. Mehr nach stehen freilich die Schwedensbilder aus der Choleraepidemie, mit welcher gleichzeitig Stettin heimgesucht wurde, im Vordergrund. Hier sehen wir die nicht überschwängliche, sondern ganz nüchterne durchgebildete Christin Linchen Bergmann sich bewähren in dem Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Bei aller ihrer anspruchsofen Schlichtheit ist sie eine wahrer Heldin, und es geht Segen oan ihr aus auf jegliches Haus, in welchem sie als Wöhterin verkehrt. Sie ist die unentbehrliche selbstlose Katheterin im Hause des Generals wie bei den ornen Schusterleuten im vierten Stod; ihr Christentum hinterläßt heilsame Spuren bei Hauptleuten wie bei dem leichtfertigen Musikanten, ohne daß sie selber darum weiß. Wir können zwar die Weise, wie sich die religiösen Regungen bei den beiden activen Officieren ausprechen, nicht ganz gelungen nennen; auch spielt der Eindruck, den das oan Linchen Bergmann als grüne schöne Lied „Es ist noch eine Ruh oorhanden“ auf Gemüther verschiedensten Schlages macht, wohl eine gar zu ausgebehnte Rolle. Der Krieg und die Cholerazeit bringen es mit sich, daß in der Erzählung sehr viel passiert. Die Schilderungen treiber sind er.

greifend; man merkt es, daß vieles selbst erlebt ist; dabei ist alles wahrhaft poetisch aufgefaßt, und, was dem Buch einen ganz besonderen Reiz verleiht, es zieht sich durch die ganze Darstellung ein löstlicher Humor hindurch, der bisweilen selbst an den ernstesten Stellen hervorbricht. Die vielen verschiedenen Personen sind fast ohne Ausnahme mit großem Geschick gezeichnet, meisterhaft die reizende Wenerolstöchter Aila von Weibers, Frau von Trambow, die junge Hauptmannsfräulein, Christian, der pommerische Officiersoberrichter, Schulz, der Schuster und Wandwebermann, — auch gemeine Seelen wie die des Schloßers Hechtering und seiner Ehehälfte. Der Conflict des Romons und seine Lösung durch Wiederaufindung eines verloren gegangenen Briefes ist allerdings kein Verloren; wie denn überhaupt das Schlufkapitel mit seiner Hängung von Ereignissen und Lösungen, einen anspruchsvollen Leser nicht recht befriedigen kann. Abgesehen davon wird Alt und Jung sich an dem Buch erfreuen können, und gehobene Volksbibliotheken können keine bessere Acquisition machen. Nur noch drei kleine Fragezeichen: Ist es nicht gewagt, Schneeglöckchen, Veilchen, Primeln, Tulpen, Hyacinthen und Obstbäume gleichzeitig im Waimonot blühen zu lassen? Die Verfasserin thut es, obwohl sie sich anderswo als eine sehr eingehende Beobachterin der Natur zeigt. 2) Sollte der Accusativ Henrietten, Kathilden, nicht trotz Schillers zum alten Eisen geworfen werden? — 3) Thäte man nicht gut Noturlaute, wie „furren“, „burren“ u. dgl. der plattdeutschen Auxe zu überlassen? E. Sch.

#### A. Vermischtes.

— Von christlicher Wohlthätigkeit. Sieben Vorträge, vor Seminarzöglingen gehalten von Gerhard Heine, Seminardirector in Röhden. (Röhden, Paul Schetter. 1882. 187 S.) — Ref. kann sich nicht rühmen, ein Kenner der Litteratur zu sein, welcher dies Werkchen beizuzählen ist, und enthielt sich nicht, außer dem psychologisch überaus feinen Buch Knigges vom Umgang mit Menschen, vielleicht auch Teilen von Webers Demokritos, etwas Systematisches über Menschenkenntnis und Weltverhältnis gelesen zu haben. Um so unbedauerlicher mag die Freude gewesen sein an den in Rede stehenden Vorträgen, die von berufener Seite vor angehenden Lehrern gehalten und ganz besonders diesen, aber auch allen anderen jungen Leuten zu empfehlen sind, die sich einschließen in eine selbständige Lebensstellung einzutreten. Mit dem Lehren ist es ja freilich auf diesem ganzen Gebiet eine eigene Sache, da für Tact oder Tactlosigkeit die natürliche Anlage in hohem Grade mitbestimmend wirkt und die Weisheit des Urteils über Menschen und Dinge zum großen Teil nur empirisch gewonnen werden kann. Immerhin bleibt nicht nur ein Rest älterer Formen, der sehr wohl gelehrt werden kann, sondern es bleibt auch möglich und nötig zu zeigen, daß uns objectiv im Christentum auch die Norm für Anstand und gute Sitte

gegeben ist, und daß subjectiv die rechte christliche Veranschaulichung eine innere Höslichkeit und Festigkeit bedingt, aus welcher sich die sichere Beherrschung der Formen mit der Zeit auch do ergeben wird, wo sie nicht durch natürliche Anlagen unterstützt, sondern im Kampf mit denselben errungen werden muß. Es giebt aber form ein schimmerndes Verurteil, als das vielfach unter jungen Leuten verbreitete, welches gegebene Formen für gleichgültig oder gar die Ungeuertheit für eine Tugend hält. Für jede äußere Schicklichkeit läßt sich auch ein sittlicher Grund auffinden, sagt Goethe, und der Abneigung, sich in conventionelle Formen zu finden, liegt oft genug ein sittliches Deficit zu Grunde zu liegen. Alle diese Gedanken führt Verf. in ansprechender Weise aus, indem er stets und vor allen Dingen auf die Weinnung seiner Hörer oder Leser zu wirken sucht. Die ersten drei Vorträge sind allgemein und einleitend, der vierte handelt von der Wohlthätigkeit in Haltung, Kleidung und Wohnung, der fünfte von der Sprache, der sechste vom geistlichen Leben, der siebente vom Verlehr mit dem weiblichen Geschlecht. — Die letzten Kapitel enthalten naturgemäß eine Fülle von Einzelheiten, auf welche einzugehen der Raum verbietet: eine einzige Bemerkung erlauben wir uns, nämlich die, daß wir gern eingehenderen guten Not, nicht nur die Bücher, sondern auch die Presse und periodische Litteratur betreffend, gesunden hätten. Es wird heutzutage wenig Lehrerbücher ohne Zeitung geben, und es giebt besondere Lehrzeitungen, die in Ansehung gegen alle Autoritäten die politische Tagespresse womöglich überreffen. Ohne irgendwo das politische Gebiet zu berühren, hätten sich doch vielleicht einige Winke geben lassen. Die Verbeuerungen, welche unser corrupturiertes Presewien anrichtet, sind unabsehbar. — Am genzen und in necessariis wiederholen wir unsere volle Uebereinstimmung mit den Ausführungen des Herrn Verfassers und unsere Freude an der noch Herrn und Inhalt gewiß sehr zweckentsprechenden Arbeit. D. v. L.

— Das Monatsblatt des Ev. Lehrerbundes, redigiert v. Hauptlehrer Hentz. Göpe in Hamburg, erscheint seit dem 1. October v. J. im Buchhandel zum Preise von 3 Mk. pro Jahr. Das vorliegende Heft I bringt in einem vom Lehrer H. Witt in Wilschladt verfaßten Aufsatz über Kindesgottesdienste manch zu beachtenden Wink. für die zweckmäßige Gestaltung dieser Gottesdienste. Aus dem beigef. Mitgliederverzeichnis erleben wir mit Freude, daß hier auf positiv-christl. Standpunkt stehende Kerne bereits über 600 Mitglieder zählt. Th.

— Gebetswort mit Gotteswort auf alle Tage des Jahres. Jungen Christen dargeboten von E. Ad. Koide, Pastor. 3. Auflage. Fr. M. I. geb. 1,20 u. 2,20. — Ein tägliches Gebetsbuch für junge Leute, das seinem Zweck in jeder Hinsicht entspricht und in lauberm Einband zum Geschenk sich sehr gut eignet. m. n.

#### Druckfehler-Berichtigung.

Im Juli-Heft Seite 33 sind folgende zwei Druckfehler zu berichtigen: 3. 15 v. o. statt pathe-tischen lies: pathischen, 3. 23 v. o. statt Ann lies: Neu.

## Eine Audienz bei Leo XIII.

„Il Cardinale Jacobini Segretario di Stato di Sua Santità s'empessa de prévenir Mr. — \* \* \* que le Saint-Père voudra bien le recevoir Samedi prochain à 7 h.“

Diese Karte, die ich abends beim Nachhausekommen in einem mit den päpstlichen Schlüsseln gesiegelten Couvert vorfand, sollte für mich der Esam sein, der mich in das Allerheiligste des Vaticans führte. Zur festgesetzten Zeit stieg ich die breiten Marmortreppen hinan, die unter den weiten Gewölben nur schwach erleuchtet waren, obwohl man im Vatican die Neuerung des Gas nicht verschmäht hat, während man sich noch mit großen messingernen Kohlenbeden begnügt, um sich an kalten Tagen zu erwärmen. Die päpstlichen Gensdarmen im Hofe hatten militärisch salutiert, die wachhabenden Schweizer, deren mittelalterliche schwarz-rot-gelb gestreifte Tracht zu ihren preussischen Fidelehanden in eigentümlichem Gegensatz steht, präsentierten die Hellebarben, Diener ganz in rotem Seidenbantaft gekleidet empfingen mich und nahmen mir den Hut ab, da man zum Papst ohne diesen wie ohne Handschuh eintritt. Da, wie alles in Italien, auch Audienzen unpünktlich sind, hatte ich in Vorzimmer Zeit den eigentümlichen Lebensgang zu überdenken, den Leo XIII. durchgemacht, ehe er zu seiner jetzigen Stellung gelangte.

Er ward am 2. März 1810 in Carpineto, einem Felseneest an hohem Abhang der Apenninen geboren, wo seine Familie aus Siena im 14. Jahrhundert eingewandert war; die Casa Pecci ist ein bescheidenes Haus in der heutigen Via Savour, ein Name, der wie der Victor Emanuels und Garibaldis heute auch in dem kleinsten Städtchen nicht fehlen darf, die Gemächer sind, wie mir ein Bekannter, der Carpineto besuchte, erzählte, vergilbt und verstaubt, obwohl die Familie wohlhabend ist. Der junge Pecci genoss seine Erziehung, da er zum Priester bestimmt, außerhalb des Hauses, indem er schon mit acht Jahren in das Collegium der Jesuiten zu Viterbo trat; nach Beendigung der Vorstudien kam er nach Rom in die Accademia ecclesiastica, wo Francesco Manera, damals einer der ersten geistlichen Lehrer, in deren Händen eigentlich der ganze Unterricht lag, besondern Einfluß auf ihn übte. Manera hatte den Mut, mit dem System der Scholastik zu brechen und dem litterarischen Leben und Unterricht eine lebendigere Richtung zu geben, er ward deshalb später als Professor nach Turin berufen. Nächst ihm trat dem jungen Pecci näher der Cardinal Sala, der mit Caprara in Paris gewesen, wo dieser 1801 als päpstlicher Delegat fungierte. Reich an Weltersahrung und Menschenkenntnis, richtete er sein Augenmerk auf den jungen Geistlichen, der außer den vorgeschriebenen theologischen Studien auch das Doctorexamen in hervorragender Weise bestanden hatte, und seine Ratschläge und Anweisungen kamen diesem trefflich zu statten. Fünfunddreißig Jahre alt, ernannte ihn Gregor XVI. zu seinem Delegaten in Benevent,

wo er eine eiserne Strenge gegen die dortigen Räuber und ihre abligen Helfershelfer entwidelte. Ein Bild aus der Zeit zeigt bereits die heutigen scharf geschnittenen Züge, wobei doch in dem ausdrucksvollen Gesicht etwas sehr einnehmend Sanftes liegt. Er ging dann als Kuntius nach Brüssel, wo er bis 1843 blieb und sich die Hochachtung des Königs Leopold so sehr erwarb, daß derselbe ihn 1843 bei seiner Abberufung in einem eigenhändigen Schreiben Gregor XVI. zur Beförderung zum Cardinal empfahl. Der Papst ernannte ihn dazu in pectore, starb aber ehe er ihn proclamirt hatte, und erst im December 1853 geschah dies durch Pius IX. Antonelli war aber der entschiedenste Gegner Pecci's, der, als der Papst endlich diesem die lange vorenthalte Erhebung zu teil werden ließ, ihn wenigstens sofort aus Rom entfernte, er ward Erzbischof von Perugia, und alle Bemühungen seiner Freunde, ihm eine einflußreichere Stellung zu verschaffen, scheiterten an dem Widerstreben des allmächtigen Staatssecretärs. Auf eine desfallsige Anregung eines hohen englischen Prälaten antwortete Pius IX.: Pecci ist ein ausgezeichnete Bischof, das ist sein Handwerk, dabei soll er bleiben. Erst der Tod Antonelli's (6. Nov. 1876) änderte die Strömung im Vatican, der halbbergesene Erzbischof ward plötzlich nach Rom berufen, um mit dem wichtigsten Amte des Camerlengo der römischen Kirche bekleidet zu werden, wodurch die Leitung derselben während des Interregnums nach dem Tode des Papstes in seine Hände gelegt ward. Man glaubte damals, dies sei deshalb geschehen, um ihm die Möglichkeit zu nehmen selbst Papst zu werden, da es im Herkommen lag, niemals den Camerlengo zu wählen. Allein diese Tradition ward bei Pecci ebenso zu schanden, wie die andere, daß wer beim Eintritt in das Conclave die meisten Chancen hat, fast nie Papst wird, was so angedrückt wird: *Chi entra papa nel conclave ne esa cardinale*. Von allen Candidaten war er der meistgenannte, den deshalb auch Bonghi in seiner kurz vor dem Tode Pius IX. erschienenen Schrift über das bevorstehende Conclave in die erste Linie stellte. Dennoch ward er nach wenigen Wahlgängen am 20. Febr. 1878 erwählt, der Cardinal Catarini verkündete vor der großen Loge der Peterkirche: *Annuntio vobis gaudium magnum, habemus Papam, Joaquinum Pecci, qui nomen sibi imposuit Leonis XIII.*, und noch am selben Abend segnete der neue Papst das Volk vom innern Balkon der Basilika.

Seine bisherige Regierung ist bekannt, Leo XIII. das ist wohl zu merken, hat nichts von den Ansprüchen des Papsttums aufgegeben, aber es ist im Temperament der Regierung ein Wechsel eingetreten, die Mystik und das Ungeheim seines Vorgängers haben der kühlen Berechnung Platz gemacht, der Papst hat gesucht, sich mit den weltlichen Regierungen besser zu stellen, und es ist ihm dies mit Ausnahme Belgiens, wo der Cardinal Nina den bekannten Mißverständnissen zum Opfer fiel, gelungen. Er ist deshalb bei dem Galanti der Curie keineswegs gut angeschrieben und muß mit ihnen rechnen, aber, wenn auch vielfach dadurch gehemmt, läßt er sich in seinem Gange nicht irren machen, er hat Dinge, wie die Auflösung der Congregationen in Frankreich, gegen die Pius IX. entriistet protestirt hätte, schweigend hingenommen und noch neuerlich die carlistische Demonstration der spanischen Pilger in Reime erstickt.

Ich hatte bereits zweimal Gelegenheit gehabt Leo XIII. in der Nähe zu sehen, das erste Mal bei der Canonisation in der großen Aula, das zweite Mal bei der Entaufhebung der neuen Cardinale, wo er in aller Pracht in Tiara und goldgesticktem Pallium, auf der sedes gestatoria getragen erschien. Beide Mal machte er mir einen vorteilhaften Eindruck, von mittlerer Gestalt, hager, hatte sein sein geschnittenes mageres Gesicht mit großer Nase etwas ebenso intelligentes als den Ausdruck großer persönlicher Güte. Um so gespannter war ich darauf, ihn nicht bloß vorüberzusehen zu sehen, sondern ihm gegenüber zu stehen und mit ihm zu sprechen. Allmählich hatte sich das ansangs mit lebhaft hin- und herredenden Prälaten gefüllte Zimmer geleert, und bald nach 7 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde ich in das Cabinet des Papstes eingeführt. Der Empfang bildete einen eigentümlichen Gegensatz zu dem, den ich vor sechs Jahren bei seinem Vorgänger gehabt; damals stand ich allein in einem großen Saal, bis Pius IX., mit den Worten „*vieni il Papa*“ angekündigt, an einem Kruckstod eintrat und auf mich zuging, während sein Gefolge zurückblieb, die Unterhaltung war kurz und unbedeutend, er bedauerte besonders,

daß ich keine Wallfahrt in Rom machen könne, da ich nicht Katholik sei, erkundigte sich nach persönlichen Verhältnissen und wünschte mir bald mit seinem Segen glückliche Reise. Leo XIII. empfing mich in einem kleinen schwach erleuchteten Zimmer, auf einem Lehnstuhl unter einem Baldachin sitzend, und nötigte mich trotz meines Bögerns, mich ihm zur Seite zu setzen. Er bedauerte, mich nicht früher haben sehen zu können, aber er sei in der letzten Zeit durch Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen. Ich erwiderte, daß ich mich glücklich schätze, noch unmittelbar vor meiner Abreise von Rom ihn zu sehen, ich hätte allerdings schon vorher nach Perugia gehen wollen, habe aber vorgezogen zu warten, um den lebenden Perugini statt des toten zu sehen. Diese Anspielung auf seinen früheren Wohnsitz in Perugia schien dem Papst zu gefallen, er lächelte freundlich und sagte: *è grazioso, è grazioso*. Wir kamen dann zuerst auf die Angelegenheiten meines engeren Vaterlandes, in denen er sich wohlunterrichtet zeigte und seine Befriedigung aussprach, daß es der Weisheit der Regierung gelungen, den kirchlichen Frieden zu erhalten, worauf er auf die allgemein deutschen Verhältnisse mit den Worten überging, daß die inneren Zustände der einzelnen deutschen Staaten auch mit der großen Frage des kirchlichen Conflictes in Preußen verknüpft seien. Er war relativ verärgert über den in letzter Stunde in Berlin zu stande gekommenen Compromiß, aber sprach sich entschieden gegen das Princip der discretionären Gewalten aus, auf dessen Basis eine Verständigung möglich, denn es handle sich darum, einen dauernden Frieden herzustellen, der nicht von dem Wohlwollen einzelner Persönlichkeiten abhängt. Das Geseh in seiner jetzigen Form sei dafür erst ein Anfang, von dem aus man weiter kommen müsse, die Bischofsstühle seien zwar meistens wieder besetzt, und er habe bei Ernennung der Bischöfe von Breslau, Paderborn und Osnabrück gezeigt, daß er in Personenfragen gern entgegen komme, habe man doch seiner Zeit den Erzbischof von Köln Droste-Bischoffing fallen lassen, um den Frieden zu ermöglichen (vielleicht eine Anspielung, daß es eventuell ebenso mit Ledochowski und Melchers gehen könne), aber den neuen Bischöfen seien die Hände gebunden, solange die eigentlichen Schwierigkeiten der kirchlichen Verwaltung nicht gehoben. Wir wünschten, sagte der Papst, aufrichtig den Frieden, sobald man uns ihn möglich macht, sollte ein so großer Staatsmann wie der Fürst Bismarck, wenn er sich davon überzeugt, nicht einsehen, daß es besser wäre, mit einer großen umfassenden Maßregel hervorzutreten, welche das Verhältnis von Staat und Kirche auf eine neue Grundlage stellt, als über jedes einzelne Zugeständnis hin- und herzuunterhandeln, wie das nun schon jahrelang dauert? Soll das unglückliche Wort Canossa stets einen solchen Frieden hindern? Wir sind weit entfernt, eine Demütigung des Staates zu fordern, wir können nur niemals dem zustimmen, was in den Majestätsbeleidigungen der Kirche widerspricht, und so lange das nicht beseitigt ist, wird die Opposition des Centrums fortbauern, sie wird aufhören, sobald dieser Contrast beseitigt ist, denn die deutschen Katholiken sind treue Unterthanen des Kaisers. Könnte man es denn eine Niederlage des Staates nennen, wenn die Regierung vor den Landtag träte und sagte, wir haben diese Beziehungen von Staat und Kirche regeln wollen, wir sehen ein, daß wir uns dabei in manchen Punkten geirrt und schlagen eine Neuordnung vor? Hat nicht der Kanzler auch seine wirtschaftliche Politik entschieden geändert und ist das etwa als ein Rückzug betrachtet? Ich bin überzeugt, die Mehrheit des Landtags würde die Hand zu einem solchen Frieden bieten, denn alle Welt ist des Kampfes müde. Dann werden Kirche und Staat als die beiden großen von Gott geordneten Autoritäten sich die Hand bieten, um vereint gegen die Parteien des Umsturzes zu kämpfen. Der Papst führte diesen Gedanken noch eingehender aus und verabschiedete mich in ebenso freundlicher Weise, wie er mich empfangen. Es war gegen 9 Uhr geworden, als ich die Treppen des Vaticanus herabstieg.

Die Unterhaltung gab mir viel zu denken, sicher wird man es stets nur bedingungsweise verstehen haben, wenn der Papst von der Notwendigkeit des Friedens zwischen Staat und Kirche spricht, denn thatsächlich wird er damit die Unterwerfung des Staates unter die Forderungen der römischen Kirche verstehen, etwa wie dies im österreichischen Concordat von 1855 verwirklicht ist, heutiges Tages würde Rom niemals einen Paß

wie das französische Concordat abschließen, das als das Aeußerste zu betrachten ist, wozu sich in der Not einer andern Zeit die Curie dem Staat gegenüber verstand. In den Principien wird der stieberrfertige Leo so wenig nachgeben als der streitbare Pionon, der Wunsch, den deutschen Kirchenstreit beizulegen, hat ihn nicht abgehalten, die Reformation als den Ursprung des Socialismus anzuklagen, der ganze Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger ist der des Temperaments, nicht des Wesens. Aber es ist ihm so beachtenswerter, daß er es vorziehen würde, den Streit durch eine große legislative Maßregel beendet zu sehen, statt stets über Einzelfragen zu unterhandeln, da eben doch diese Verhandlungen bisher lediglich zu seinen Gunsten ausgefallen sind und der Staat schrittweise zurückgewichen ist, ohne seinerseits irgend etwas Positives zu erreichen. Die Curie konnte es nur willkommen heißen, wenn die Regierung die Hand dazu bot, die einzige Institution, welche Aussicht auf eine relative Selbständigkeit der Bischöfe giebt, die Wahlfreiheit der Kapitel, zu untergraben, indem man denselben im Einvernehmen mit Rom Candidaten octroyiert. Die Bischöfe sind zufrieden, von einem Eide entbunden zu sein, den sie nicht leisten konnten, aber zeigen ihre Dankbarkeit durch verschärfte Praxis in Sachen der gemischten Ehen. Papst und Centrum sind gleich befriedigt über die Herstellung der preussischen Gesandtschaft beim Vatican, wofür noch im April 1880 Fürst Bismarck in seinem Schreiben an Prinz Neuf die Bedingung stellte, daß die Curie einen angemessenen Preis zahle, von dem jetzt aber keine Rede mehr gewesen ist. Herr von Schölzer hat sich sicher die reiblichste Mühe gegeben, Zugeständnisse hinsichtlich der Anzeigepflicht zu erreichen, ist aber mit leeren Händen in Paris erschienen und wird wahrscheinlich wenig von der Aussicht erbaut sein, nach seiner Rückkehr die Danaidenarbeit wieder aufzunehmen, welche ihm ein höherer Wille auferlegt. Die Curie wird zwar im eignen Interesse gern die Hand dazu bieten, den Nutzen der Gesandtschaft anzuerkennen, aber das kann über die Zwecklosigkeit der Verhandlungen nicht täuschen.

Das Gesetz vom 30. Mai ist kaum verhängt, als der Streit neu entbrannt, der Cultusminister sucht die Abschaffung des Cultureregiments durch die Vorchrist der Zwangscollégia abzuschwächen, welche selbst die „Köln. Ztg.“ als unwirksam anerkennt, die aber aufs neue die Katholiken verstimmen muß. Der Fürstbischof von Breslau geht gegen die Staatspfarrer vor, welchen 1876 der Oberpräsident von Schlesien den Schutz der Regierung auf das bündigste zugesagt hat, was will der Staat thun, wenn einige derselben zu dem Zwecke den kirchlichen Gerichtshof anrufen? Die discretionären Gewalten erstrecken sich nicht auf die mögliche Suspension dieser Behörde, welche die katholische Kirche ihrerseits nie anerkennen kann. Will man hartnäckig verfahren, daß man sich auf diesem Wege nur immer mehr festfährt? zu Maßregeln geführt wird, welche das katholische Volk, das man so erfolglos von seinen Führern zu trennen gesucht hat, immer aufs neue erbittern müssen? Will man durchaus den Streit verewigen, der unser sociales und parlamentarisches Leben vergiftet, indem bei einer zu Drittellen protestantischen Bevölkerung des deutschen Reiches, das katholische Centrum in allen Fragen den Ausschlag giebt? Eine gesunde Parteibildung wird erst wieder möglich, wenn das Centrum, das aus politisch ganz heterogenen Elementen besteht, die nur durch den Culturkampf zusammengehalten werden, sich auflöst, und das wird von selbst geschehen, sobald der kirchliche Conflict beseitigt ist. Selbst überzeugte Culturkämpfer, welche an sich glauben, daß die katholische Kirche sich schließlich den Maßregeln gefügt haben würde, wenn der Staat nur ausgehalten hätte, geben zu, daß auf dem seit 1878 eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele zu kommen sei, vielmehr die Regierung bereits ihr Spiel verloren habe; Jordanbeck hat offen die Revision der Gesetzgebung gefordert, wir glauben zu wissen, daß Denbiggen und Miquel derselben Ansicht sind. Mit wie schwerem Herzen die Conservativen den discretionären Gewalten zugestimmt haben, wie sie jede Erneuerung des Streites beklagen müssen, der grade ihre Sache am schwersten geschädigt hat, der sie immer wieder von ihren naturgemäßen politischen Verbündeten auf katholischer Seite trennt und die evangelische Kirche lahmlegt, welche, um die protestantenvereinlichen Culturkämpfer zu befriedigen, von Falk in die Bande des Staates geschlagen wurde — das ist bekannt genug. Also thatsächlich ist alle Welt des Kampfes

müde, eine verständige Regelung, die ihn aus der Welt schaffte, würde nicht nur von der Bevölkerung mit Freuden begrüßt werden, sondern einer Mehrheit im Landtage sicher sein, und der Pavi selbst giebt zu, daß dieser Weg dem vorzuziehen sei, der ihn bis jetzt nur Vorteil gebracht hat. Was die katholische Kirche sich bei einer grundsätzlichen, aber einseitig vom Staat vollzogenen Regelung der Grenzen zwischen beiden gefallen läßt, zeigen die Geschichte und die Praxis der neueren Zeit genugsam. Will man nur an entscheidender Stelle Ohren und Augen verschließen, um mit den stumpfen oder zweischnedigen Waffen des Josephinismus und den Mitteln einer Diplomatie, die Rom gegenüber stets den kürzeren zieht, einen aussichtslosen Kampf fortzuführen, während der Friede ohne Niederlage so leicht zu haben wäre?

## Friedrich Wilhelm Webers Dichtungen.

Von H. E. Marcard.

Zu Ratheft der Monatschrift von 1879 ist das bei Schöningh in Paderborn erschienene Gedicht „Dreizehnlinden“ von Weber, welches seitdem außer einer illustrirten Ausgabe vierzehn Auflagen erlebt hat, zwar sehr anerkennend, aber nur ganz kurz besprochen worden. Jetzt ist bei demselben Verleger, gleichzeitig mit einer Auswahl von Brentanos Gedichten, eine Sammlung älterer und neuerer Gedichte von Weber erschienen, und zwar seit anfangs December v. J. schon in der fünften Auflage. Es dürfte deshalb ein Rückblick auf Dreizehnlinden und ein Vergleich zwischen Brentanos und Webers Gedichten, unter näherem Eingehen in die letzteren, sowie einige Mittheilungen über den Dichter selbst, wohl an der Zeit sein.

Friedrich Wilhelm Weber, geboren den 25. December 1817 als Sohn eines Förstlers in Alhausen, unweit des bekannten Bades Driburg, besuchte das Gymnasium in Paderborn und bezog dann, noch nicht siebenzehn Jahre alt, die Universität Greifswald, wo er zwei Jahr Philologie, auch orientalische, hierauf aber Medicin studierte und daneben sich lebhaft am Studentenleben beteiligte. Von dort ging er nach Breslau, wo er neben den medicinischen auch seine germanistischen Studien fortsetzte, lehrte dann nach dem ihm liebgewordenen Greifswald zurück, von wo er während der Ferien Schweden besuchte und nachdem er in Greifswald promoviert, über Halle und Prag, an beiden Orten länger verweilend, zu ferneren praktischen Studien sich nach Wien begab. Zu gleichem Zweck besuchte er auch Paris, aber auf einem Umwege über Triest, Venedig, Ancona, Roum, Neapel, und zurück an der Westseite von Italien, über Marseille, Lyon, die Bourgogne u. s. w. Alle diese Reisen hat er größtenteils zu Fuße gemacht und dabei einen lebendigeren und unbefangeneren Eindruck von Land und Leuten gewonnen, als es sonst bei den meisten Reisenden der Fall zu sein pflegt, unbefangener zumal als bei denen, welche nach gemachten Vorstudien und deshalb nicht selten mit vorgefaßten Meinungen, zum Zweck litterarischer Verwertung auf Beobachtungen oder gar auf poetische Eindrücke ausgehen. Insbesondere hat er in Greifswald, seinen jeinem harten und rauhen paderbörnischen Plattdeutsch, das weiche Neuvorpommersch geläufig und richtig sprechen, und zugleich auf den wiederholten Wanderungen durch die weiten Strecken vom tentoburger Walde bis zur Ostsee und zurück, die dazwischen liegenden Mundarten in allen ihren Abtönungen, so zu sagen von Station zu Station, kennen gelernt, ein Vorzug, der den meisten Germanisten abgeht. Er kennt und spricht die niederdeutsche Sprache, wie es im eriten Gesange von Dreizehnlinden heißt, „ob sie rauh im Waldegebirge, weich auf Sand und Haide töne.“

Nachdem Weber in Berlin seinen medicinischen Cursus gemacht, ließ er sich im Frühjahr 1842 als praktischer Arzt — nicht Brunnenarzt — in Driburg nieder; wäh-



rend der Sommermonate von 1856 bis 1864 war er Brunnenarzt in Lipppringe, mußte aber diese Stellung, welche durch die Behandlung oft hoffnungsloser Brustkranker eine sehr angereiche war, aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. Bald nach dem in der Neujahrsnacht von 1866 auf 67 in Hannover unerwartet erfolgten Tode Augusts von Harthausen, des bekannnten Reisenden und Schriftstellers, bezog er auf den Wunsch von dessen seitdem auch verstorbene Nefen und Erben, Guido von Harthausen, der ihn zum Vormund seiner minorennen Kinder ernannt hatte, das Schloß Thienhausen unweit Pyrmont, wo der selige August die letzten Jahre seines Lebens hindurch sommerslang einen Kreis von Fremden und Fremdbinnen um sich zu versammeln pflegte. Dort lebt er, als consultirender Arzt, noch jetzt. Seit 1861 Mitglied des Abgeordnetenhauses für die Kreise Warburg-Hörter, gehört er dem Centrum an.

Auffallend ist es, daß Weber, der früher außer einigen Uebersetzungen aus dem Schwedischen und Englischen und ein paar Gedichten in Lipppringer Brunnenalmanach „Arminia“, wie etwas hatte drucken lassen, fast sechzig Jahr alt war, als er, während seines Aufenthalts in Berlin, den Plan faßte, den Kampf zwischen Sachsen und Franken, zwischen Heiden und Christentum, episch zu gestalten und ihn in einzelnen Bildern zur Ausföhrung brachte. Aber erst durch vieles Zureden, namentlich des Referenten und seiner seitdem heimgegangenen Frau, (ohne welche „Dreizehnlinden“ schwerlich das Licht der Welt erblickt hätte,) wurde der Dichter vermocht, den gefaßten Plan völlig durchzuführen und das Ganze, an einen erzählenden Faden zusammengeheftet, zur Einkehr zu bringen. Dieses geschah unerwartet rasch, im November und December 1877; wiederum aber kostete es manche Ueberredung, bis endlich die Arbeit durch den Druck veröffentlicht wurde. Die Annahme verschiedener Recensenten, die Dichtung sei die lange geplante Frucht vieljähriger Vorstudien, ist hiernach nicht zutreffend. Specielle Vorstudien, nicht viele Jahre, sondern kaum einige Tage hindurch, hat der Dichter, zum Zweck der Beschreibung eines Tages, nur in Betreff der altdeutschen Gerichtsverfassung zu machen nöthig gehabt. Sonst hat er geschöpft lediglich aus dem Ergebnisse seiner allgemeinen germanistischen Studien, aus seiner genauen Kenntnis des sächsisch-westfälischen Volkscharakters in seinem noch heute bestehenden Gegensatz zu dem der Franken, aus seiner innigen Vertrautheit mit dem Leben der Natur und aus tiefer christlicher Erfahrung. Sowie über die Entstehung von „Dreizehnlinden“, wozu als Zeichen der Anpruchslosigkeit und der scherzhaften Laune des Dichters erwähnt sein möge, daß er einen Landtagscollegen, der ihn fragte, ob denn wirklich von ihm das berühmte „Dreizehnlinden“ gedichtet sei, erwiderte: sehe ich denn wohl aus wie ein Dichter? worauf der Frager entschuldigend versicherte: „das habe ich ja gleich gesagt, daß Sie es nicht sein könnten,“ und seinen Verdacht auf einen andern Abgeordneten, Weber-Erfurt warf.

Vielleicht, oder gewiß, hat es Webers Poëmen keinen Abbruch gethan, daß sie fern von jedem Gedanken an litterarische Verwertung, in dieser Beziehung also absichtslos entstanden sind, „sungen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt.“ Dieses gilt insbesondere von den gesammelten Gedichten, die theils aus älterer, theils aus neuerer und neuester Zeit herrühren, und deren Sammlung und Veröffentlichung vornehmlich dem fortgesetzten Zureden und Treiben von August Reichensperger zu danken ist. Hiernach ist es ein Irrthum, wenn in einer übrigens sehr gründlichen Recension im diesjährigen Märzheft der „Stimmen aus Maria-Laach“ S. 301 gesagt ist, das verspätete Erscheinen der Gedichte „möge von Webers Standpunkt wohl klug gewesen sein; er habe der größeren Arbeit erst Zeit lassen wollen sich in Deutschland einzubürgern.“ Referent und August Reichensperger wissen, daß die Veröffentlichung überhaupt gar nicht beabsichtigt gewesen war, mithin von einer solchen geschäftlichen „Klugheit“ nicht die Rede sein kann.

Durch viele der Gedichte gehen Ankänge aus früherer Jugendtage; manche stammen aus der Studentenzeit, darunter zwei, „der Wanderer“ und „Wallfahrer“, S. 42 und 51, vom Greißwalder Carcer; viele haben ihren Ursprung gefunden auf nächtlichen Ritten von und zu Kranke durch die Schluchten des teutoburger Waldes, auf des Inreisenden einjamen Wanderungen über Moor und Haide, über Berg und Thal, und

vieles aus Dreizehnlinden auch auf den noch einsameren Wegen durch die menschenwimmelnden Straßen von Berlin, oder gar während des Redegeplätzers eines Richter und Rädert in den Sitzungen des Landtages.

Webers Dichtungen sind nicht bloß in katholischen, sondern auch in vielen anderen Blättern, ja sogar in der freiconservativen „Post“, mit großer Anerkennung besprochen worden. Die katholische Presse aber hat sie ganz und ausschließlich für sich, als einen Ausfluß des Katholicismus und als eine Verherrlichung desselben in Anspruch genommen.\*) Mit Recht nur insofern, als der Dichter ein gläubiger Katholik, nicht erst später geworden, sondern (wie die in Greifswald gedichteten „Wallfahrer“ bezeugen) von jeher gewesen und es auch noch ist, während es dormalen recht eifrige politische Katholiken giebt, deren christlicher Glaube weniger tief begründet sein möchte. Dagegen ist in Webers sämmtlichen Poesien so wenig weder specifisch, noch polemisch Katholisches vorhanden, daß ich kaum eine einzige Stelle zu bezeichnen wüßte, an welcher ein wenn auch noch so specifisch evangelischer Leser berechtigten Anstoß nehmen könnte. Daß ein Gedicht, dessen Gegenstand die Bekehrung der Sachsen, insbesondere die innerliche Umwandlung eines der troigstigen Anhänger des Heidentums, und dessen Mittelpunkt das Kloster Dreizehnlinden ist, in den Formen der damals im Abendlande allein und ausschließlich vorhandnen römisch-katholischen Kirche sich bewegt, ist ebenso natürlich und künstlerisch geboten, als es unnatürlich und unkünstlerisch sein würde, wenn etwa ein nichtkatholischer Dichter bei Behandlung ähnlicher Gegenstände reformatorische Gedanken anbringen wollte. Desgleichen versteht es sich von selbst, daß auch in den Gedichten das Christliche, wo es sichtlich ins Leben tritt, schon dem katholischen Charakter der Heimat des Dichters gemäß, in katholischer Gestalt erscheint, ebenso wie Alffeld, Jahn und Glandrecht nicht daran gedacht haben, ihren christlichen Erzählungen und Dichtungen den Schmutz einer katholisirenden Färbung zu geben. Ungefärbt aber, das heißt ohne unechte Farben, ohne Firnis und sonstigen Anstrich von falschem Stuck, sind Webers Dichtungen nach allen Seiten hin, und mancher Romantiker, der weder ein Katholischer, noch überhaupt irgend wie ein gläubiger Christ war, hat in katholisirenden Aufpus mehr geleidet als in Webers Gedichten an echt katholischer Färbung sich findet. Man kann diese Dichtungen mithin bezeichnen als die eines von vaterländischem und christlichem Geiste tief durchdrungenen Katholiken, nicht aber als „katholische Gedichte“, wie man die ebenfalls bei Schöningh erscheinenden, übrigens empfehlenswerten Gedichte von Grunne, Gymnasialdirector in Heiligenstadt, zu nennen eher berechtigt wäre. Wir wissen übrigens, daß der Dichter in dieser Hinsicht mit unsrer Auffassung übereinstimmt.

Zunächst wenden wir uns zu „Dreizehnlinden“, von welchem die Zeit das Ende des ersten Viertels vom neunten Jahrhundert ist, der Ort der Gan der Kette, welche oberhalb Hörter in die Weser fließt, sowie das Kloster Dreizehnlinden, der Lage nach die damals eben gegründete Benedictinerabtei Corvey — Corbeja saxonica — an der Weser, der Gegenstand aber, wie schon erwähnt, die Durchführung von Karls des Großen Bekehrungswerk unter den immer noch widerstrebenden Sachsen.

Für diejenigen unsrer Leser, welche das Gedicht noch nicht kennen, mag der Faden der Erzählung kurz mitgeteilt werden: Elmar, Sohn eines im Kampf gegen Karl den Großen gefallenen Edeln, in Friesland von dem weisen Thiatgrim in der Götterlehre unterrichtet, und dann auf Wikingsfahrten gezogen, war zu seiner sterbenden Mutter auf den väterlichen Habichtshof — Habicht, Hart, erinnert an den Namen Harthausen — zurückgekehrt. Obwohl ungetauft, stand er zu Rodo, dem milden und gerechten Grafen über den Nethegan, in gutnachbarlichen Verhältnissen, und zwischen ihm und des Grafen Tochter Hildegunde erwuchs, ihnen selbst kaum bewußt, aber für andre doch erkennbar, eine gegenseitige Zuneigung. Auf einem Erntefeste in des Grafen Amtsis zu Nodinthorpe, — Wödenborn, ein Harthausensches Gut — wird er in Folge eines Streits mit dem auf ihn eifersüchtigen königlichen Seudgrafen Gero hinausge-

\*) In einem in Köln gehaltenen öffentlichen Vortrag ist Weber sogar als „der Dichter des Centralismus“ gefeiert worden.

wiesen und von diesem, der ihn hinterher mit einem vergifteten Pfeil meuchlings verwundet, der Anlegung eines in der Nacht darauf im Grafenhaufe entflandnen Graubes, sowie eines Mordanfalls auf ihn, den Scudgrafen, fälschlich angeklagt, nicht fälschlich aber wegen Teilnahme an einem heidnischen Opfer, und er wird auf öffentlichem Ting, auf Grund des von Gero geleisteten Eides, zu Verlust seiner Güter und Landesverweisung verurtheilt. Auf dem Wege ins Elend sinkt er vor dem Kloster Dreizehnlinden totkrank vom Pferde, wird von den Mönchen liebevoll aufgenommen, durch sorgfältige Pflege und keinesweges in Widerspruch mit den Anschauungen der damaligen Christen, nach Einholung des Rates einer heidnischen Trube, endlich geheilt, durch den Prior, einen bekehrten Sachsen, einst Kämpfer unter Widuchind, im Christentum unterrichtet und nach beiderseits harter Bekehrungsarbeit getauft. Es war jetzt seine Absicht im Kloster zu bleiben; da indessen nach erwiesener Unschuld an Brandstiftung und Mordanfall, seine Verurteilung aufgehoben war und der König ihn zum Amtsnachfolger des inzwischen verstorbenen Grafen ernannt hatte, so verläßt er auf Rat der Mönche das Kloster, tritt als der erste Graf aus sächsischen Staume sein Amt an und vernählt sich mit Hildegunde.

Der Widerstand der Sachsen gegen das Christentum war hauptsächlich deshalb so hartnäckig, weil es ihnen zugleich mit Eroberung und Unterjochung, von den damals schon zum Teil verwälschten, auch sonst ihrer Art und Weise nach fremdartigen, eben so verhassten als verachteten, aber an Kriegskunst und Bewaffnung weit überlegnen Franken gebracht wurde, so daß dieser Widerstand sehr wesentlich eine politische Seite hatte. An Empfänglichkeit für das Evangelium fehlte es den Sachsen ebensowenig wie den übrigen germanischen Stämmen, die nicht wie die Griechen und Römer und auch die keltischen Völker, nachdem der Glaube an die alten Götter allmählich gewichen, ohne andern Glauben als den an das Nützliche und Angenehme, an Besitz und Genuß, in Materialismus und Atheismus versunken und sittlich durchaus verkommen waren, als das Evangelium ihnen gebracht wurde, auf dessen Stimme nicht die Besitzenden und Genießenden, sondern die Mühseligen und Beladenen zuerst hörten, so daß vielleicht nur das Christentum es war, welches die Römervelt vor allgemeinen und blutigen inneren Revolutionen geschützt hat. — Auch bei den Germanen war der alte Götterglaube im Schwinden, aber das Streben nach dem Idealen, welches sie unter dem Begriff von Treue und Ehre zusammenfaßten und nach dessen außerweltlichem Urbilde sie sich sehnten, war ihnen nicht verloren gegangen. Deshalb nahmen die erodernden Germanen von den unterjochten Griechen und Römern das Christentum, in welchem sie für manches Rätsel der alten Götterlehre die Lösung fanden, gern und schnell an, wogegen die süßen-gebliebenen Völkerschaften, auch in Scandinavien, der Bekehrung von stammerwandler Seite hartnäckig widerstrebten. Vielleicht ist der Grund davon der, daß die germanische Eigentümlichkeit weniger gern in die eines verwandten Stammes aufgeht als in die ganz fremder Völker. Zeugnis dafür ist die schnelle Romanisierung der Gothen, Franken, Burgunder u. s. w. und später der Normannen. Noch in unsern Tagen, um von Elsaß, von Südtirol, Böhmen und Ungarn nicht zu sprechen, wollen die Niederländer sich lieber französischer lassen als verhöndentschen, und auch die Schweden und Dänen zeigen sich der französischen Bildung geneigter als der deutschen. Einiges freilich möchte auf Rechnung der bekannnten Zähigkeit, richtiger Festigkeit der sächsischen Art kommen, denn wiederum in unsern Tagen sehen wir, daß das Aufhören der früheren staatlichen Selbstständigkeit in dem halbfränkischen Hessen geduldiger hingenommen wird als in dem ganz sächsischen Hannover.

Im übrigen waren die Sachsen gewiß nicht weniger edelgeartet als die andern germanischen Stämme; sittlich waren sie unzweifelhaft unverdorbenen als diejenigen, auf welche die verrottete antike Kultur anstedend gewirkt hatte, und jedenfalls war das den Germanen überhaupt vorzugsweise eigene nördlich Edle in den heidnischen Sachsen reiner bewahrt als in den christlichen Franken, die damals ihre entarteten Merovinger und ihre Brunhiden und Fredegunden bereits gehabt hatten. Deshalb war ihr Kampf gegen das Christentum weniger ein religiöser als, wie schon bemerkt, ein politischer und nationaler. Zwischen beiden aber, zwischen dem religiösen und nationalen Fühlen, zwischen

der Hineigung zu dem milden Christengott und der Abneigung gegen die unmilden Franken, die ihn mit Feuer und Schwert verkündeten, bestand ein innerlicher Kampf. Dieser Kampf zieht sich durch das ganze Gedicht, ein Kampf, der in dem Helden Edgar, und noch mehr in Markward, Prior des Couvents zu Dreieghulinden, den erleuchteten und begeisterten Christen, in dem aber noch ein gutes Teil Sachsentroz und Stolz steckte — „wo der Weser blaue Fluten durch das Felsenhor sich bahnen ihren Weg ins weite Flachland, lag der Freihof seiner Ahnen“ — mit großer Meisterschaft zum Ausdruck gebracht wird.

Einige Kritiker, und grade solche, die am meisten in überschwenglichem Loben, wie „Dichter von Gottesgnaden“ u. s. w. sich ergießen, haben gefunden, daß die Belehrung nicht genußsam begründet oder ihre Begründung nicht klar genug dargestellt und analysiert sei. Dieses ist allerdings nicht geschehen, und zwar für eine Arbeit, die keine theologische sein soll, ganz unrichtig. Denn das Walten Gottes in inwendigen Menschen geschieht nicht nach den Regeln menschlicher Analyse. Es ist nach Römer 8. 26. und nach 1 Corinthher 12. 4. unaussprechlich, und bei den Einfältigen, nicht bei den Klugen und Weisen, zeigt es sich wirksam, oder wie es in des Priors Lehrsprüchen, S. 218, heißt: „Die Erkenntnis ist das Erbe nicht der Weisen, nein der Frommen; nicht im Grübeln, nein im Beten, wird die Offenbarung kommen. Soll ein Menschenauge schauen, muß der Himmel sich erschließen und ein Strahl von seinem Lichte in das dunkle Herz sich gießer.“

Doch fehlt es, nach der äußeren Seite hin, keineswegs an Begründung. Von der Ohnmacht der alten Götter hatte Elmar sich durch die Logik der Thatfachen überzeugen müssen, und von dem Prior war er überzeugt worden, daß der Fortbestand des Sachsenvolkes in seinen alten Sitten und mit einem Teil wenigstens seines alten Rechts, nur durch den Anschluß an die neuen Verhältnisse, also auch an das Christentum, möglich sei. Das war aber nur ein Beweis gegen die alte, nicht für die neue Lehre, und brachte dem Zweifeln, dessen Streben und Ringen in dem Gesange „Elmar im Klostergarten“ S. 261, Ausdruck findet, keine Ueberzeugung. Mehr wirkte auf ihn die an ihn selbst, dem Heiden, im Namen und auf Gebot des Christengottes geübte Barmherzigkeit und die von ihm gehörten und gesehenen Worte und Werke der Entsaugung und des gänzlichen Eingehens in den Willen Gottes. Zu des Priors Lehren sagt er zwar noch: „guter Prior, wer das glaubte“, oder „wer das wußte“, oder „wer das konnte!“ Dieses Letzte sagt er von dem christlichen Gebot auch den Feind zu lieben, dessen Erfüllung er für übermenschlich schwer hält. „Und ihr thut es; ich erfuhr es an mir selbst! Nun schweig du Spötter, Wobauspriefer: diese Menschen können mehr als unsre Götter!“

Wenn nun auch der Heide gebrochen ist, der Sachse will sich immer noch nicht geben. Obwohl innerlich überzeugt, scheut er doch vor dem letzten Schritt, vor der Taufe zurück, als vor einem Abfall von dem alten Stamm — bei manchen dem Heil nahestehenden Juden mag daselbe der Fall sein — und er spricht deshalb zum Abt Varin: „Segne mich und laß mich fliehn.“ Jetzt tritt, nachdem der Prior zu ihm gesprochen „von einem, der geritten nach Damaskus, und von dessen Sturz und Siege“, das Walten der göttlichen Gnade an ihn heran, erfleht durch die ihn, dem Ringenden, unbewusste Fürbitte Hildegundens: „Deines Lichts nur einen Schimmer gieß auf seine dunklen Fada, Gott mein Gott in seine Seele einen Strahl nur Deiner Gnade.“ Nun vollzieht das Werk der Belehrung sich rasch, in unaussprechlicher und darum mit Recht unausgesprochen gebliebener Weise. Wird aber Hildegundens Fürbitte ein großer Anteil an der Belehrung zugeschrieben, so hat auf Elmar selbst die Liebe zu der Christenjungfrau so wenig Einfluß geübt, daß er es als eine selbstverständliche Folge seiner Taufe hielt, als Mönch bei den Mönchen im Kloster zu bleiben. Daß also der Dichter die schließliche Belehrung des Helden nicht „logisch“ begründet hat, ist, ebenso wie das Zurücktreten des Liebesverhältnisses, welches nur in den „Fieberträumen“ S. 174 zum stärkeren Ausdruck kommt, ein entschiedener Vorzug der Dichtung. Von Frauenliebe kommt überhaupt bei Weber nicht viel vor, desto mehr aber von christlicher Liebe,

nicht wie es im Wiener „Vaterland“ Nr. 83 d. J. heißt, von „katholischer Liebe“, sondern von der Liebe die bleibt, wenn Glauben und Hoffen in Erfüllung gegangen, die irdische Kirche zur himmlischen geworden, und also auch von keiner Confession mehr die Rede ist.

König in seiner Litteraturgeschichte sagt zwar, nachdem er des Gedichts Dreizehnlingen als „auf katholischem Boden entstanden“, rühmlichst erwähnt, es sei „ohne alle Spur von Tendenz und Polemik, freilich auch in seinem Hauptmotiv ohne die rechte evangelische Tiefe.“ Unter Freiheit von Tendenz und Polemik kann König nur Freiheit von katholischer Tendenz und Polemik verstanden haben, denn überall tritt die christliche Tendenz, und in dem Gespräche mit dem Uhu auch die Polemik gegen den antichristlichen Weltgeist stark genug hervor. Was er aber unter dem „Hauptmotiv“ versteht und was unter „rechte evangelische Tiefe“, ist nicht ganz klar. War mit der letzteren dasjenige gemeint, was man in England evangelical nennt, womit eine gewisse modern-pietistische Färbung zusammenhängt, so vermiffen wir beides in einem Epos aus dem neunten Jahrhundert ohne Bedauern.

Von den lyrischen Partien, von den Naturschilderungen und den märchenhaften Stimmen der Bäume und Tiere des Waldes haben einige Kritiker gemeint, daß dessen für ein Epos fast zuviel vorkomme, und ebenso daß durch das Spruchartige, welches ganze Gesänge ausfülle — „Kiebertäume, des Priors Lehrsprüche, Hilgebendens Treue, Einar im Klostergarten“ — die Erzählung allzusehr unterbrochen werde. Was das letztere betrifft, so dient diese Aussonderung der Sprüche und Betrachtungen, welche die Begebenheiten erläutern und motivieren, grade dazu, den Gang der Begebenheiten nicht zu unterbrechen, vielmehr ihm freien Lauf zu lassen. Auf die Schilderungen und Stimmen aus der Natur, welche als Laubwerk die Säulen des Epos umschlingen, werden wir später zurückkommen und hier nur einer Kritik entgegentreten, die wir gleich nach dem ersten Erscheinen von Dreizehnlingen im Wiener „Vaterland“ fanden. Das Gedicht wird dort als eine durch höhere Tendenzen veredelte Nachbildung des „Trompeter von Sedingen“, und der Uhu ebenfalls als eine Nachbildung des Kater Hidigeigei bezeichnet. Auch ist damals im „Vaterland“ ebenso wie in mehreren anderen Beurteilungen gerügt worden, daß der Uhu als Vertreter des Materialismus vom neunzehnten, nicht in ein Epos vom neunten Jahrhundert hineingehöre. Von allen Manieren neuerer und neuester Dichter lag und liegt Weber wohl keine ferner, als die von Schefjel, und man könnte deshalb den Uhu ebenfogat eine Nachbildung von E. T. A. Hofmanns Kater Murr nennen, als von Schefjels Kater Hidigeigei. Auch hat man mit Unrecht angenommen, daß der Uhu einen Chorus darstelle, der alsdann freilich mehr im Geiste der damaligen Zeit sprechen müßte. Aber nirgendwo spricht er in das Gedicht selbst hinein, vielmehr spricht er nur, ganz außerhalb der Erzählung, in dem Vor- und Nachwort zu dem Dichter, und dieser als solcher antwortet ihm. Schon im ersten Gesange warnt der Uhu, auf das Praktische hinweisend, vor broblosen Künsten, wobei allerdings von Dampfseffeln und anderen im neunten Jahrhundert unbekanntem Dingen die Rede ist. Der Dichter aber antwortet:

Gelber Reidhart, alter Uhu,  
Wohl versteh' ich deine Meinung:  
Wist du doch der seelenfrohen  
Gottelöstigen Welt Verneinung!

O du müchtest sie im Mörser  
Erst zerhäuben und zerreiben,  
Uhu in Fiesel und Metorte  
Dann den Geist ihr auszutreiben.

O du würst sie in die Arme,  
Gern dem Moloch unserer Tage,  
Daß sie ganz in Hauch zergehe,  
Nach Sibyllenwort und Sage.

Alter Uhu, gelber Reidhart,  
Mags dich ärgern und verdrücken.  
Dennoch grünt ein reicher Garten,  
Wo der Menschheit Rosen sprießen;

Dennoch blüht die weiße Lilie,  
Und im Gottesheiligtume,  
In des Waldes fernstem Thale  
Träumt die stille blaue Aume;

Dennoch klingt es aus den Lüften,  
Aus des Waldes Dämmerungen,  
Und die Amstel hat ihr letztes  
Lied noch lange nicht gesungen.

Und die Nachtigall im Busen,  
Sie wird jubeln, sie wird klagen,  
Jeden Lenz, so lang auf Erden  
Kosen glühn und Herzen schlagen.

Nach ganz beendeter Erzählung aber, im Schlußgefange, sagt zum Uhu der Dichter:

Und nun ist mein Lied zu Ende,  
Und ich hab' es doch gesungen,  
Alter Uhu, dir zum Troste,  
Dir und deinen Kästernngen.

Manchmal wollt ich schier verzagen,  
Dacht' ich an dein bittres Höhnen,  
Sah ich deine Schloten rauchen,  
Hört ich deine Hämmer dröhnen.

Trang zu meiner weltvergeffenen  
Siedelei im Wäferschlosse \*)  
Das Gewieher und Gebraue  
Deiner dampfbeschwingten Rofse.

Tenn die Zeit ist schwer geworden,  
Heil'ge Sägung wird zur Fabel,  
Necht zu Aberwitz; aus Trümmern  
Baut der Wahn ein neues Fabel.

Wid die Herzen, feil die Treue,  
Gold und Macht die höchsten Götter,  
Und den Altar unterwühlten  
Hier die Heuchler, dort die Spötter.

O die Zeit ist schwer geworden,  
Und mich mahut ihr wirres Rauschen:  
Andrem Saitenspiel als solchen,  
Andrer Lehre will sie lauschen.

Doch was quillt, das muß zu Tage,  
Und in langen Winternächten  
Fuhr ich fort, getrosten Mutes,  
Einjam Reim an Reim zu flechten.

Nicht für viele, nicht für manche;  
Nur für diesen und für jenen,  
Der abseits der großen StraÙe  
Norden mag verlornen Tönen.

Wie zu einer Waldcapelle,  
Nicht im Feierzug der Frommen,  
Doch abseits der großen StraÙe  
Jägermann und Pilgrim konnten,

Die allein, gebückten Hauptes,  
Durch das niedre Pfortlein treten,  
Um am kleinen staubbedeckten  
Holzaltare still zu beten;

Scheidend dann zu dürren Kränzen,  
Die sich sadt im Winde regen,  
Wohl als Opferspend' ein armes  
Reis von ihrem Hut zu legen.

Helf uns Gott den Weg zur Heimat  
Aus dem Erdenelend finden!  
Betet für den armen Schreiber,  
Schließt das Lied von Dreizehnlinden!

Aber der Erfolg hat gezeigt, daß der Dichter nicht allein von diesem und jenem, nicht von manchem, sondern von vielen verstanden ist, und solcher allgemeine Beifall giebt Zeugnis von dem Widererwachen eines Geistes, den man mit nicht völlig zutreffendem Ausdruck, aber dem Sinne nach ganz richtig, als einen „conservativen Hauch“ bezeichnet hat. Möchte nur dieser „conservative Hauch“, dessen man schon so oft sich getröstet hat, nicht „schwach wie ein Hauch“, verduften und veräuseln, und möchten am wenigsten wir selbst von dem Verwuschsein mitten im conservativen Hauche zu atmen und zu leben, nicht in den Schlaf der Sicherheit uns einläuseln lassen!

Die Gedichte, zu denen wir jetzt übergehen, tragen keinerlei Stempel irgend einer Manier, weder von Heine, noch von Platen, womit sie nur die Vollendung der Form, auch der klassischen, gemein haben, noch von Wieland, Rückert, Chamisso, Freiligrath, Heibel, noch überhaupt von irgend einem untrer neueren Dichter. Am meisten noch sind sie zu vergleichen mit den Gedichten von Brentano, denen sie durchaus ebenbürtig sind, soweit auch Brentano an Menge und Mannigfaltigkeit der Production, und an literarhistorischem Interesse als einer der bedeutendsten, jedenfalls aber als der eigentümlichste und tiefstimmigste Dichter aus der romantischen Schule, endlich noch als ein, wenn auch nur epigonischer Zeitgenosse von Göthe, ihm vorangehn mag. Brentano, und das unterscheidet ihn von vielen andren Romantikern, benutzte die Religion, und zwar die katholische, nicht lediglih, oder doch mehr oder weniger nur als Material zur Ausschmückung der Poesie,

\*) Schloß Thienhausen, unweit der Hannover-Attenbedner Bahn.

sondern wie der Psalmist, die Poesie zur Verherrlichung der Religion. Dasselbe ist bei Weber der Fall, der aber, wie schon erwähnt, mehr ein allgemein christlicher, Brentano dagegen, zumal in seinen späteren Jahren — denn „die Gottesmauer“ aus dem Jahre 1815, S. 91, war bei Schleswig, also auf nichtkatholischem Boden — mehr ein specifisch katholischer Dichter war. Wir sind, nebenbei gesagt, der Ansicht daß, ohne darum einem interconфессионаllen Christentum irgendwie das Wort reden zu wollen, das allzu specifisch Confessionelle, zumal in dogmatischer Zuspitzung, der Poesie nicht zum Vorteil gereicht, wie z. B. von allen Kernliedern des 16. Jahrhunderts das lediglich dogmatische: „Es ist das Heil uns kommen her“ von Speratus, bei aller Tiefe und Kraft der Gedanken, als eines der am wenigsten poetischen, ja trockensten bezeichnet werden dürfte. Deshalb würden auch, beiläufig bemerkt, die vortrefflichen geistlichen Lieder des verstorbenen Friedrich Weyermüller, dieses ebenso deutschgefunten als hochbegabten Elsässers, eine viel größere Anerkennung gefunden haben, wenn sie etwas weniger confessionell-dogmatisch zugespitzt, weniger specifisch lutherisch wären.

Von Brentano ist es bekannt, daß er unwillkürlich dichtete und dichten mußte, und wiederum dasselbe ist bei Weber der Fall. Aber Brentano wußte, daß seine Gedichte gedruckt werden würden, und das wußte Weber nicht. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er an seiner Poesie eine Zucht und Kritik schon im Dichten selbst geübt hat, wie sie bei Brentano nur zu oft vermißt wird. Und doch stand bei Weber, der erst in seinem sechzigsten Jahre aus die Herausgabe seiner Arbeiten zu denken genötigt wurde, schon in seiner Jünglingszeit die Dichtung da „wie ein Baum, der Blüten regnet“, von denen jetzt, August Reichensperger zu danken, ein guter Teil, größere und kleinere, „kleine Blumen kleine Blätter, die er streng mit leichter Hand“, uns und der Nachwelt erhalten geblieben ist. Nur hat er diese Blumen und Blätter mit allzu leichter Hand gestreut und verstreut, und Referent erinnert sich, daß ihm von dem Dichter in früheren Jahren dieses und jenes, ganz oder stellenweise mitgeteilt worden, was leider in der Sammlung nicht zu finden ist. Die kleinen Lieder und Sprüche, meist fliegende Gedanken und Gefühle in poetische Form gebracht, waren unmittelbare Ergüsse, auf welche der Dichter kaum einen anderen Wert legte als den der augenblicklichen Befriedigung. Manche wurden nicht einmal niedergeschrieben.

Was aber Weber von Brentano, von dessen kleineren Gedichten die frischesten und fröhlichsten aus der Zeit herrühren, die er nach den Befreiungskriegen in Berlin zubrachte, am meisten unterscheidet, das ist die gänzliche Freiheit von einer bei Brentano oft hervortretenden unbefriedigten, ja verdrießlichen Stimmung. Weber hatte und hat als Arzt eine feste, befriedigende und reichgelegnete Lebensaufgabe, und wohl mancher, der in Lippisprünge und sonst Rat und Hilfe bei ihm fand, mag seiner mit Dankbarkeit gedenken. Diese Lust und Freude an der Arbeit, die sich schon in seinem ersten Gedicht, „ein Amboss“, gleichsam einem Vorwort, in so eigentümlich frischer Weise anspricht, giebt seinen Liedern, bei aller lyrischen Wehmut und Weiche da wo sie hingehört, einen mehr männlichen, fröhlichen, bunten und bewegten, einen befriedigten und befriedigenden Ausdruck, den wir bei Brentano so oft vermissen.

Somit könnte manches Lied der beiden Dichter ebenbürtig von dem einen herrühren als von dem andern. Mit Brentano hat Weber die Macht und den Klang der Sprache, den Wohlklang des Reimes und die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Formen gemein, meist die Gesinnung und Anschauung, und deshalb oft auch den Gegenstand. Dagegen ist Weber, mehr objectiv als der durchaus subjective Brentano, völlig frei von jener Neigung zum Seltamen, Wunderlichen und Dunklen, die bei Brentano oft zur Manier seiner selbst wird. Dieses sonderbare wunderliche Dunkel, welches keineswegs immer ein wohlthuendes Halbdunkel giebt, tritt ebensosehr und fast noch mehr hervor bei der hochbegabten weisfährlichen Dichterin Annette von Droste-Hülshof, die man eine Dichterin aus dem Lande der Bruckerin nennen könnte, davon es in Dreizehnlinden, S. 47 heißt: „Masse, blonde, stille Menschen, träumerische, ahnungsreiche; nächtlich flattern Weistericharen durch die Haide um Moor und Teiche.“ Weber dagegen, dem die Droste, in ihrem Wissen eine Autodidactin und auch sonst auf einen engeren Gesicht-

kreis beschränkt, an Sicherheit der Form und an Klarheit der Gedanken nicht beikommt, und der es, wie auch Brentano an Selbstkritik in und nach dem Schaffen fehlte — Weber ist der Dichter aus dem Lande der Cherusker. Der beide Gegenden und ihre Bewohner kennt, weiß was damit gesagt sein soll, weungleich der Gegensatz von Münsterländer und Paderbörner kein so großer ist wie die Droste, in ihrer Charakteristik der drei Stämme, Münsterländer, Paderbörner und Sauerländer (Wrukerer, Cherusker und Sicambres), um den Eindruck des Bildes durch starke Contraste zu fördern, ihn darstellt. Alle Zweige des niederländisch-westfälischen Stammes sind mehr oder weniger verschiedenartig, und doch finden sich bei ihnen die gemeinsamen Grundzüge in größerer und abgeschlossenerer Uebereinstimmung als bei irgend einem andren deutschen Stamm. Webers Heimat, welche er aus dem väterlichen Forsthaufe in einsamen Walddorf früh nach allen Richtungen, auch als Jäger durchstreift, die schöne aber raube und wilde Gegend des Duinggebirges, als dessen Fortsetzung die Bergkette des Teutoburger Waldes sich in das Flachland hinein bis nahe zur holländischen Grenze erstreckt, ist oder war ein Land voll Saug und Klang, voll Sagen und Märchen. Hier haben die Brüder Grimm mit dolmetschender Hilfe der Brüder und Schwestern Harthausen die schönsten Blüten ihrer niederdeutschen Märchen gepflückt, hier sammelte August von Harthausen viele seiner geistlichen Volkslieder\*), und hier auch erwächst, trotz aller Schul- und sonstigen Bildung, trotz Eisenbahn und jetzt auch Zuckerrübe, mitunter noch eine echte Märchenblume, wie eine solche in dem Gedicht: „Vor der Himmelsthür“, S. 205 mitgeteilt ist.

Die Gedichte zerfallen, außer einer angehängten Uebersetzung von Tegners Arel, in drei Abteilungen, die man als Lyrisches, Spruchartiges und Epiisches bezeichnen kann. In dem Spruchartigen, welches ebenso reich an Lebensweisheit als an Laune ist, einer Laune, scharf genug, aber nie bitter und verdriehlich wie oft bei Brentano, findet sich allerdings einige fremde Manier, aber keine moderne, sondern die Walters von der Vogelweide. An der Lyrik der Gedichte hat die Kritik nichts gerügt, wohl aber, wie schon erwähnt, bei Dreizehnlingen, von dem einige Beurteiler gefunden haben, daß darin von Lyrik in Bildern und Stimmen aus der Natur, und von dem, was sich der Wald erzählt, für ein Epos zuviel gegeben sei. Aber was dort sich der Wald erzählt, ist ganz etwas andres als das immerhin recht hübsche poetische Bild gleicher Benennung, oder als „Waldmeisters Brautfahrt“ und wie die andren auf den litterarischen Markt gebrachten Waldproducte heißen mögen, denen man das Gemachte und Gesuchte sogleich anmerkt, und die deshalb dem seligen Pfeil, diesem ebenso praktischen als poetischen Forstmann, der allein Ludwig von Wildungen, den Oberforstmeister, als legitimierten Sänger des Waldes anerkannte, so äußerst zuwider waren. Mit Weber aber würde er sich schon befreundet haben, da dieser nicht in elegantem Touristencostüm, in Lachstiefeln und den Kneizer auf der Nase“ (Worte Pfeils), ausrückend vom eleganten Hotel und versehen mit allem Comfort, Wald und Gebirge auf Jagd nach poetischen Eindrücken zum Zweck litterarischer Verwertung zu durchstreifen pflegte. Auf Jagd freilich streifte auch er durch Berg, Wald und Sumpf, aber als richtiger Jägersmann mit klaren scharfen Augen, dem sein Heimatsgenos, der Auerhahn, kein Phantasievogel war. So als echter Sohn des Waldes hat er früh seine Stimmen belauscht und wirklich verstanden „was sich der Wald erzählt“, verstanden was die Vögel fingen, was der Bach rauscht, aus dem er zum frugalen Abendbrot, denn damals wurde sie noch nicht exportiert, die Forelle zu holen wußte — und ebenso verstand er, was die Stürme durch die alten Eichen sausen und brausen. Es war ihn seine erste Musik und er mußte sie wieder austönen, wie es u. a. in dem auch in der Form eigentümlichen Gedicht „Feldmusik und Waldmusik“, S. 26, von welchem wir einige Verse mitteilen, geheißen ist:

Die Sänger erwachen in Busch und Hag  
Und preisen den Schöpfer am frühen Tag,  
Auf goldner tönender Leiter klettert  
Zum Himmel die Lerche und jubelt und schmettert;

\*) Geistliche Volkslieder in ihrer ursprünglichen Weise, Paderborn bei Schönningh 1839.



Das ist Feldmusik und Waldmusik,  
Und die schönste, die beste Musik erschallt  
In Feld und Wald.

Und was im Lenze das Pflugrad kugelt,  
Der Gruß den die Schwalbe vom Südbland bringt,  
Das heimliche Weben der Sommerstille,  
Das Summen der Bienen, das Zirpen der Grille,  
Ist holde Musik und süße Musik;  
Und die schönste, die beste Musik erschallt  
In Feld und Wald.

Der Sturm ist auch ein Musikant,  
Der siedelt und pfeift durch das ganze Land;  
Bei seinem Blasen, bei seinem Geigen,  
Wie fliegen die Wolken im rasenden Reigen!  
Ist kühne Musik und wilde Musik;  
Und die schönste, die beste Musik erschallt  
In Feld und Wald.

Nicht minder ansprechend ist „die sonnige wonnige Welt“ S. 68 und noch manche andre Lieder, aus denen Wander- und Naturlust, nicht beschreibend, wie bei Matthison, sondern aus tiefer Empfindung in vollen Tönen zum Leser spricht. — Höchst launig und zugleich von tieferer Bedeutung ist das schon erwähnte: „Vor der Himmelstür“, worin ein erst in neuerer Zeit verstorbenen eifriger Jäger und gelegentlicher Wilddieb, Franz Sänger aus Bullerborn, wie der Volksmund ihm angebichtet, Bedenken trägt in den Himmel einzugehen, weil er von St. Petrus gehört, daß es dort keine Jagd giebt, ja nicht einmal eine „kleine Privatjagd für die Herrn.“ Nachdem von den Grönländern gesagt, daß sie nicht in den Christenhimmel wollten, weil dort keine Robben seien, heißt es:

Mancher der Grönländer nie betrat,  
Doch seinen fetten Seehund hat.  
So war es und so ist noch heute:  
Viel reiche Leute und Christenleute  
Brächten mit sich selber zugleich  
Gern ihren Gözen ins Himmelreich:  
Der Pergamente und Wappenschilder,  
Der Orden und Ehren, der Bücher und Bilder,  
Der Kisten und Kasten vom Golde schwer,  
Und Einer gar sein Jagdgewehr.

Ebenso launig ist „König Jerome“ S. 191, eine Schilderung des letzten, durch die Nachricht von der Leipziger Schlacht unterbrochenen Hofballen in Cassel, worin die Namen Vicomte Laron, Graf Escroc und Marquis de la Fourberie gut erkunden sind, und auch die deutschen Herren und Damen des französischen Hofes nicht leer ausgehen.

Webers Lyrik, besonders seine Naturpoesie, hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der englischen, wie sie aus ihrer altfächsischen Wurzel durch alle angefchwemmte wälsche Kunst- und Hofpoesie, und jetzt auch durch die „harte steinerbaute Welt“ des englischen Manchestertums, welches Dickens in „harte Zeiten“ so unvergleichlich wahr schildert, sich immer aufs neue wieder durcharbeitet. Aber nicht auf bewußter oder unbewußter Nachbildung beruht diese Ähnlichkeit; sie entstammt vielmehr in mehr als ebenbürtiger Weise dem gemeinschaftlichen altfächsischen Boden der „deutschen Wälder“, denen Webers Dichtungen unmittelbar entsprossen sind. Wir haben von dieser Lyrik Proben gegeben aus dem ersten und letzten Gejange von Dreizehnlinden, und müssen des Raumes wegen weitere Mitteilungen uns versagen. Nur sei bemerkt, daß das eigentlich mehr didactische als lyrische Gedicht: „Der Obelisk“, S. 70, gleich ausgezeichnet ist durch Glanz und Reichtum der Gedanken wie durch seine unsterblichen, dem grautnen Gegenstande durchaus

angemessenen Distichen, an denen selbst unser Freund Victor v. Strauß, ja sogar der metrische Priest Platen nichts anzusetzen finden würde. Ferner das in prächtigen Strophen dahinfließende Gedicht: „An die Volkspoesie“, S. 80, worin die Poesie der Völker aus allen Zeiten in kurzen Fügen an uns vorübergeführt wird, und endlich das einfach rührende „Reim Tode meines Bruders“, S. 48. — Unter dem Epischen ist hervorzuheben „Twardonsti“, S. 218, eine Darstellung aus den Sagen über die von Guesen polnischen Faust des 16. Jahrhunderts, und „Eine Leichenwacht“, S. 181 (die von Gustav Adolf nach der Lützen Schlacht), eine durchaus edle Würdigung dieses nordischen Helden und des nordischen Heldentums überhaupt. Auch erwähnen wir noch: „Im Hinterhalt“, S. 211, nach einer wahren Begebenheit, und das letzte Gedicht „Sachsentrog“, S. 283.

So könnten wir von Größeren und Kleineren noch vielerlei anführen, wollen uns jedoch darauf beschränken, der Abwechslung wegen eine kleine Mühe auszusprechen. Sie betrifft das unter dem Spruchartigen stehende Gedicht: „Der beste Orden“, S. 133, darin es heißt: „Der beste Orden, den ich weiß, ist eine Hand voll Schwielen.“ Einige Kritiker haben das ganz besonders schön gefunden. Aus indessen klingt es, obwohl der Dichter sonst mehr als bloß „conservativ angehaucht“ ist, doch etwas demokratisch, und es ist auch nicht ganz zutreffend, da Schwielen durch allerlei, auch durch wenig ehrliche Arbeit entstehen können, die Arbeit „mit Klängen und mit Klauen“ aber, von welcher der Dichter spricht, die ebenso wenig wie die eines Arztes ihre sichtbaren Schwielen bringt, oft beschwerlicher und zugleich fruchtbringender sein kann, als die Arbeit, welche bloß die Hand schwielig macht. Ganz ohne Kritik soll es doch nicht abgehen. — Darum sei schließlich, um die von uns behauptete Regel der Freiheit von jeder Manier durch eine einzige Ausnahme zu bestätigen, noch erwähnt, daß in dem gedankenreichen und sehr ernstlichen Gedicht: „Eisenbahnphantasie“, S. 59, geschrieben und abgedruckt in dem Brunnentalmanach „Arminia“ 1854, welches übrigens nichts weniger ist als eine fortschrittsvergünstigte Huldigung für den König Dampf, indem es stark hinzeigt auf die jenseits unsrer Hochkultur liegende Wüste der Culturbarbarei — daß in diesem Gedicht Bilder und Reime, wie Schneegans an der Hudsonsbay und Jaguar an Paraguay stark erinnern an Freiligraths Heimweise.

Hätte Freiligrath, dessen unzweifelhafter Dichtergenius ebenso unzweifelhaft seine ersten Anregungen empfangen hat aus dem Colonialwarengeschäft mit den duffigen und süßen Producten ferner Zonen, und aus eifrigem Studium von Reisebeschreibungen — hätte er unsre Zeit mit ihren vor zehn Jahren noch ungeahnten Fortschritten erlebt, wie herrlich hätte er alle seine geographisch-zoologischen Reime anbringen können, etwa in dem Zukunftsbilde eines Jagdlustzuges, den ein weiblich-geistlicher Weltpostmeister auf Weltkosten den Mitgliedern des Welttages veranstaltet, um morgens Eisbären und Walrosse, zum zweiten Frühstück das schnelle Känguru und das „zufriedene Gnu“ — wohnen zwar weit von einander aber reimen sich — mittags Tapirs und Jaguar, abends Elephanten, Tiger und Löwen zu schießen bez. zu saugen, nachts aber bei elektrischer Beleuchtung im Zenisei zu fischen und Jagdrufe, Rüdengebell und Jagdbericht telephonisch in die Welthauptstadt gelangen zu lassen.

Wir schließen diese etwas lang gewordene Besprechung mit dem Bemerken, daß die Ausstattung, wie immer in Schöninghs Verlag, sehr gut ist; nur ist der Druck der Anmerkungen, der Register und besonders der Zahlen so klein, daß er, zumal bei der elegant aussehenden, aber unbequemer als gewöhnlicher Druck zu lesenden s. g. schwabacher Schrift, einem schwachen Auge viel Beschwerde macht. Auch ist die alte fible Buchhändler-sitte zu rügen, daß die ungebundenen Exemplare nicht geheftet sind und deshalb beim Ausschneiden sofort auseinander fallen, was sehr unbequem und verdrießlich ist. Deshalb nicht leicht cartoniert, geheftet und aufgeschnitten?

Hinsichtlich der von der Monatschrift zum Bedauern vieler Leser angenommenen neu verordneten Schulorthographie muß ich erklären, daß sie nicht die meine ist, und es, auch wenn ich, statt nahe den Ziele meiner Tage, auf der Höhe des Lebens stände, niemals sein würde.

## Landesherrlicher Summebischofap.

Von H. V.

Eine Untersuchung über den Summebischofap zerfällt naturgemäß in die beiden Teile: Geschichte des Summebischofapates und Beurteilung des Summebischofapates.

### I. Geschichte.

Der Summebischofap im allgemeinen Sinne des Wortes ist nicht erst mit der Reformation ins Leben getreten. Datiert von da seine Gestaltung, wie sie in eigentümlicher Weise bis auf unsere Tage sich entwickelt hat, die Keime dazu liegen in der alten Kirche. Auch der Name *summus episcopus* stammt wahrscheinlich aus ihr. Constantin, der erste christliche Kaiser, ist der erste „Bischof der äußeren Angelegenheiten der Kirche.“ Durch seine Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion knüpfte er die Kirche, die bisher bedrückt und zeitweilig gebildet in aller Stille ihres Glaubens gelebt hatte, an den Staat und stellte sie damit auf eine ungelante Höhe. Als Genossin einer Weltmonarchie hatte sie über ganz andere Mittel zu gebieten als in den Tagen unscheinbaren Daseins. Sie konnte eher sich ausbreiten und alle Lebensverhältnisse durchdringen. Aber sie hatte auch Gegenleistung zu thun. Das römische Staatswesen war von jeher zu sehr daran gewöhnt, die Religion und ihre Verfassung für sein Refort in Anspruch zu nehmen. Der Kaiser war der oberste Priester im Reiche. Eine ähnliche Stellung suchten Constantin und seine Nachfolger auch der christlichen Kirche gegenüber zu behaupten, und diese erhob keinen Einspruch. Ja der erste Anstoß für den Kaiser, in kirchliche Angelegenheiten sich zu mischen, ging von den Christen selbst aus. Die Partei des Donatus appellierte an ihn i. J. 313 gegen Caecilianus von Karthago.

Protektion der katholischen Religion, Verfolgung der Häretiker war das Programm des Kaisers. Was aber war katholisch, was häretisch? Sehr oft das, was der Kaiser selbst, wenn auch kirchlich beeinflusst, dafür erklärte. Zu dem Ende berief er freitlich Concilien, doch diese tagten unter kaiserlicher Aufsicht, und ihre Beschlüsse erhielten erst durch die kaiserliche Bestätigung Giltigkeit. Nur die in den Lehrreitigkeiten unterliegenden Parteien wandten ein, daß Glaubenssachen nicht dem kaiserlichen, sondern dem bischöflichen Urteile zukämen. Die siegenden Parteien dagegen rechneten die kaiserliche Dazwischenkunft zu dem Schutz, welcher der Kirche von jeiten des Staates gebühre.

Später kam es sogar dahin, daß die Kaiser ohne Zuziehung von Synoden über Lehre und Ordnung der Kirche verfügten. Der Murrator Valianus (476) machte darin den Anfang, und Jeno und Justinian traten in seine Fußstapfen. Auch in die Befehung der Bistümer griffen die Kaiser ein und verschafften sich damit großen Einfluß auf alle kirchlichen Fragen der Zeit. So bildete sich nach und nach ein Zustand gegenseitiger Verquickung von Staat und Kirche heraus. Jener verlieh oft sein Gebiet und befaste sich unter Hintanzetzung seiner eigentümlichen Aufgaben mit kirchlichen Dingen, nicht selten in despotischem Vorgehen. Die Kirche aber war nur allzu gefügig. Viele ihrer Vertreter, deren Beruf es gewesen wäre, die staatlichen Uebergriffe zurückzuweisen, schwiegen dazu. Der Glanz des Hofes und das eigene prunkhafte Leben hielt sie gefangen. Mönchischer Eifer und mönchischer Fanatismus waren das einzige, was die Kaiser zu fürchten hatten. Eine durchgreifende Reaction brach sich im Abendlande unter Roms Führung Bahn. Die Byzantiner standen machtlos ihr gegenüber. So gewöhnten sie sich daran, den Westen des Reiches als einen für sie und ihre Herrschaft verlorenen Posten anzusehen. Mit dem neuen Kaisertum des Jahres 800 schwand auch der letzte Schein ihrer Oberhoheit über den Occident.

Die Spannung zwischen orientalischer und occidentalischer Kirche wurde dadurch

befördert. Jene verfiel, nun auf ſich ſelbſt angewieſen, in Stagnation, dieſe knüpfte neue Verbindungen. Deutſchland trat auf den Plan; hier hatten die einzelnen Staaten von römischen Sendlingen das Evangelium angenommen und ſo von Anfang an gelernt, Rom und ſeinen Papſt als Oberhaupt der Chriſtenheit zu betrachten. Daher war es leicht für die Kirche, die römische, wie ſie ſich nannte, auf dem un erworbenen Boden Einrichtungen zu ſchaffen, die ihren Einfluß dauernd begründeten. Die Fürſten in Deutſchland halfen dazu bereitwillig mit, da ſie in der Autorität der Kirche einen Hebel ihrer eignen Macht erblickten. Karl der Große, durch päpſtliche Huld gekrönt, freute ſich „mit dem heiligen Vater in Glauben und Liebe eins zu ſein.“ Das Uebereinkommen zwiſchen beiden, daß die äußere Geltung der kirchlichen Macht von der weltlichen, und andererseits die innere Würde der weltlichen Macht von der kirchlichen abhängt, bewährte ſich eine Zeitlang vortreflich. Das Abendland hatte zwei Häupter aufzuweiſen, die ſich gegenſeitig in die Hände arbeiteten, beſtrebt, das geiſtige und materielle Wohl ihrer Untertanen zu fördern. Rechtlich geſtaltete ſich das Verhältnis von Staat und Kirche in der Weiſe, daß der Kaiſer vom Papſt, dem er den Kirchenſtaat zu Lehen gegeben, ſich Treue ſchwören, durch ſeine Geſandten ihn controlieren ließ und das oberſte Jurisdictionſrecht in Rom ausübte, der Papſt dagegen als Wächter über die Ordnung im Laude galt und alle neuen Einrichtungen im Reiche ſeiner Prüfung unterziehen ſollte.

Die reichen Schenkungen ſeitens der Fürſten waren für die Kirche ein Förderungsmittel ihrer Macht, aber die daraus folgende Abhängigkeit vom Lehensherrn war ein hoher Preis. Die Beſetzung der Biſtümer fiel dieſem ſaſt allein zu. Je weniger er die Würde des geiſtlichen Amtes achtete, deſto leichter kam er darauf, mit ſeinen Ernennungen ein Geſchäft zu machen. Simonie iſt der Name dafür. Eine weitere Folge der Lehensabhängigkeit wurde die Investitur von ſeiten der Könige. Anſtößig war daran, daß die geiſtliche Amtsgewalt ein Ausfluß der weltlichen zu ſein ſchien. Der Lehensherr war ſerner der Richter der Biſchöfe: er konnte beſtrafen, entſegen. Die Heeresfolge endlich macht den Beſchluß in der Reihe der Lehenspflichten. Solche Beſtimmungen waren begreiflicherweiſe auch für das Innere der Kirche von bedenklichem Einfluß. Die von fürſtlicher Hand eingefeſteten Biſchöfe waren ſehr oft weltlich gekläumt, in kirchlichen Dingen unerfahrene Männer. Aber direct griffen doch die deutſchen Fürſten in das Innere der Kirche nicht ein. Sie beaufſichtigten zwar die Synoden, doch das geſchah nur darum, weil dieſelben mit den Reichſtagen verbunden waren. Ihre Ratification der Beſchlüſſe ſaunt mehr und mehr zur bloßen Form herab. In Wahrheit machten der Papſt und ſeine Legaten die Decrete. Der Erfolg, der damit ertungen war, ließ die Lehensverhältniſſe nun vollends als unerträglich erſcheinen. Das kirchliche Gewiſſen empörte ſich gegen jene Abhängigkeit von weltlichen Oberen. Durch einheitslich geſchloſſene Hierarchie ſelbſt zum mächtigen Staat heranwachſend, ſchürte die Kirche mit pseudoſibitorischen Decretalen in der Hand das Feuer, das unter dem Papate Gregors VII. in deſſen denkwürdigen 27 dictatus hell aufging. Die Antwort von ſtaatlicher Seite war der Krieg mit den Waffen. Der Sieg war bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Das Reſultat war: der Staat gewöhnte ſich daran, daß die Kirche beiderlei Schwerter, das geiſtliche und das weltliche, handhabte. Die 100 gravamina der deutſchen Stände aus dem 15. Jahrhundert ſind einer der vielen Proteſte, welche ohne Erfolg blieben. Eine Feſtſtellung der Grenzen zwiſchen Staat und Kirche ſollte erſt das folgende Jahrhundert markieren, das Zeitalter der Reformation.

Luther in ſeiner Schrift „An Kaiſerliche Maieſtät und den Chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ (1520) reiſt zunächſt die Scheidewand nieder, welche römischer Clerikalismus zwiſchen dem geiſtlichen und dem weltlichen Stande aufgerichtet hatte. „Geiſtlich und weltlich, ſagt er, haben im Grunde keinen anderen Unterſchied denn des Amtes oder Werts halben und nicht des Standes halben. Denn ſie ſind alle geiſtlichen Standes, wahrhaftige Prieſter, Biſchöfe, Päpſte.“ Darin iſt die Idee des allgemeinen Prieſtertums ausgeſprochen. Einen Schritt weiter geht Luther in ſeiner Schrift „Von weltlicher Oberkeit, wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſei“ (1523). Hier nämlich trennt er geiſtliches und weltliches Schwert und führt ſo aus, was der erſte der beiden citierten

Sätze aus dem Jahre 1520 andeutet. Alle Christen, das ist seine Meinung, sind geistlichen Standes, Amt und Werk aber sind verschieden, es giebt ein geistliches und ein weltliches Regiment. „Beide Regimenter muß man mit Fleiß scheiden und beides bleiben lassen, eines, das fromm macht, das andere, das äußerlichen Frieden schafft und bösen Werken wehrt.“ In demselben Sinne und noch eingehender erklärt sich die Augsburgerische Confession, wenn sie im XXVIII. Artikel folgendes aufstellt:

„Die Unseren sind zum Trost der Gewissen gezwungen worden, die Unterscheid des geistlichen und weltlichen Gewalts, Schwerts und Regiments anzuzeigen und haben gelehret, daß man beide Regiment und Gewalt um Gottes Gebots willen mit aller Andacht ehren und wohl halten soll als zwei höchste Gaben Gottes auf Erden.

Die Gewalt der Bischöfen ist laut des Evangeliums ein Gewalt und Befehl Gottes das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben und zu behalten und die Sacrament zu reichen und zu handeln. Die ewigen Ding und Güter, ewige Gerechtigkeit, den heiligen Geist und das ewige Leben kann man nicht anders erlangen, denn durch das Amt der Predigt und durch die Handreichung der heiligen Sacramente.

Das weltliche Regiment geht mit viel anderen Sachen um denn das Evangelium; welche Gewalt schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerlichen Gewalt mit dem Schwert und leiblichen Bönen.

Die zwei Regiment soll man nicht in einander mengen und werfen. Die geistliche Gewalt soll nicht in ein fremdes Amt fallen, soll nicht Könige setzen oder entsetzen, soll weltlich Gesetz und Gehorsam der Oberkeit nicht ausheben oder zerrütten, soll weltlicher Gewalt nicht Gesetz machen und stellen von weltlichen Händeln. Haben die Bischöfe weltlich Regiment, so haben sie dieselbe nicht als Bischöfe aus göttlichen Rechten, sondern aus menschlichen kaiserlichen Rechten und geht das Amt des Evangeliums gar nichts an.“

Diese Sätze bezwecken, der Kirche ihr gottgegebenes Gebiet anzuweisen und den Staat vor Grenzüberschreitungen von seiten der Kirche sicher zu stellen, sagen aber noch nichts Bestimmtes über das positive Verhältnis des Staates zur Kirche aus. Das blieb fürs erste eine offene Frage. Scheint dem Luthers Brief an den Kurfürsten aus dem Jahre 1526 (vergl. auch schon das Schreiben Luthers an Nicolaus von Ambsdorf — 1520 — Erl. Ausgabe XXI, p. 277) zu widersprechen, worin letzterer, da niemand sonst der Kirche sich annehme, als „oberstes Haupt“ angegangen wird, die Dinge durch Visitationen zu ordnen, so beweist das Schweigen der vier Jahre später verfaßten und von den Ständen selbst überreichten Augsburgerischen Confession über diese Staatsbeihilfe, daß dieselbe für noch keine genügende Fixierung jenes Verhältnisses galt. Damit stimmt die Vorrede des gleich jenem Briefe vor 1530 geschriebenen bedeutamen sächsischen Visitationebuches (1528) überein, in der der Landesfürst, da er es nicht zu thun brauche, gebeten wird, aus christlicher Liebe und um Gottes Willen der Kirche sich anzunehmen. Neben der hierin vertretenen Anschauung, daß der Fürst der Kirche nicht qua Obrigkeit verpflichtet sei, gehen in jener Zeit noch zwei andere her, die eine, welche gradezu das Gegenteil behauptet und daher dem Landesherren die Organisation der Kirche als obrigkeitliche Pflicht vorhält (Kirchenordnung von Schwäbisch Hall 1526, verfaßt von Brenz), die andere, in der Mitte zwischen den beiden genannten stehend, welche den Fürsten als Christen und als verordnete Obrigkeit um Schutz der Kirche bittet (Schreiben der lüneburgerischen Geistlichkeit an Ernst den Bekenner 1527). Jene erste Meinung jedoch scheint die maßgebende in jener Zeit gewesen zu sein. Klarer noch tritt sie in folgender Erklärung hervor: „der Fürst, obwohl ihm nicht befohlen sei, zu lehren und geistlich zu regieren, sei doch als weltliche Obrigkeit schuldig, darauf zu halten, daß nicht Zwietracht, „Kotten und Aufruhr sich unter den Untertanen erbeben, müsse mithin auch die kirchliche Bewegung ins rechte Geleise bringen. (Nichter, Geschichte der evangel. Kirchenverfassung in Deutschland, p. 31). In denselben Bahnen gehen die einschlagenden Sätze aus dem Anhang der schmalkaldischen Artikel v. J. 1537. Sie sind neben der kurzen Notiz in der Vorrede zur Concordienformel, wonach „die Fürsten und Stände ihre Kirchen reformiert“ hätten, der einzige directe Beleg, den die

symbolischen Bücher für unsern Gegenstand bieten. Sie lauten in Kürze so: Die Könige und Fürsten sind „fürnehmste Glieder der Kirchen“ und müssen deshalb für die Kirche sorgen und darauf sehen, daß die die Gewissen beschwerenden Irrtümer beseitigt werden. Ihre erste Sorge muß Förderung von Gottes Ehre sein. Daber dürfen sie die päpstlichen Greuel nicht schüßen. Den Druck, den der Papst auf die Concilien und ihre Schlüsse ausübt, müssen sie energisch bekämpfen; denn die „Urteile in Concilien sind der Kirchen und nicht des Papstes Urteil.“ „Gleichwie die Christen allen andern Irrtum des Papstes zu strafen schuldig sind, also sind sie auch schuldig, den Papst selbst zu strafen, wenn er schießen oder wehren will das rechte Urteil und wahre Erkenntnis der Kirchen.“

Warum die Fürsten „fürnehmste Glieder der Kirche“ sind, wird nicht gesagt. Sie werden aber, so im lateinischen Text unserer Stelle, von den „übrigen Christen“ unterschieden. Das Unterscheidende kann nichts anderes sein als ihr weltlich Regiment. Sollen sie darum „fürnehmste Glieder der Kirchen“ sein? Nicht ersichtlich ist weiter, ob das „für die Kirche sorgen“ nur in der Abwehr und Beseitigung der päpstlichen Irrtümer bestehen, oder auch noch etwas anderes in sich schließen soll. Ueber die Art der Beseitigung verlaute ebenfalls nichts. Das aber geht aus unserer Stelle unzweideutig hervor, daß die Fürsten keine besondere kirchliche Macht haben, sondern nur ihre weltliche Macht der Kirche zu Diensten stellen sollen. Damit stimmen Privaterrläutungen Melancthons aus einer Abhandlung v. J. 1537 (Corp. Ref. III, p. 470. f. Richter a. a. D., p. 78) überein. Die weltliche Obrigkeit habe Kezereien zu hindern. In zweifelhaften Fällen gehe die Erkenntnis der Kirche vor. Durch Schutz der reinen Lehre diene die Obrigkeit der Ehre Gottes, gehorsam dem Dienst von Wort sei sie Diener und Vollzieher (minister et executor) der Kirche. (Corp. Ref. III, p. 224. 469 f. Richter a. a. D. 79. 81).

Der Grund, weshalb die Reformatoren den Landesherren um Schutz der Kirche baten, lag darin, daß sie das bischöfliche Regiment, weil es das Evangelium nicht leiden mochte, nicht mehr tragen konnten. Der Gemeinde, etwa einem Ausschuß derselben die Kirchenregierung zu übertragen, ging nicht an, da jene, wie unter anderen Thatfachen vor allen die Banernkriege zeigten, die dazu erforderliche Weise nicht hatte. Der Versuch von Brenz (R. D. 1526), der Gemeinde eine presbyteriale Verfassung zu geben, scheint nicht ins Leben getreten zu sein (Richter a. a. D. p. 48 ff.). Ebenso wissen wir nicht, ob und wie der von Matth. Alber, dem Reformator von Neulingen, in seiner Kirchenordnung (1526) vertretene presbyteriale Gedanke (Jahrbücher für deutsche Theologie 1870, p. 555) durchgeführt worden ist. Unzweifelhaft aber steht endlich fest, daß Lambert's idealer Entwurf einer Synodalordnung nicht praktisch geworden ist. Selbst das bischöfliche Erbe anzutreten hatten die Reformatoren nicht Neigung, da „keiner von ihnen dazu berufen wäre oder gewissen Befehl hätte.“ Der Landesherr dagegen war eine von Gott verordnete Obrigkeit. Sehr fern lag ihnen, wie das Visitationsbuch beweist, den Fürsten das bisher von den Bischöfen geführte Scepter zu übergeben. Das Recht der Obrigkeit in der Kirche erschien ihnen als ein bedingtes, das nur eintreten sollte, weil und so lange es an einer anderen berechtigten Autorität fehlte. „„Wüssen doch, sagt Luther in seinem „Exempel, einen christlichen Bischof zu weihen“, unsere weltlichen Herrschaften jetzt Notbischöfe sein und uns Pfarrherren und Prediger schüßen und helfen, daß wir predigen, Kirchen und Schulen dienen können.““ Das ist auch der Sinn der reichsgesetzlichen Bestimmung, die aller Reformation durch den Landesfürsten, die Stände, nur bis zu einem freien christlichen Concilium Raum gab. Das, was von den Fürsten verlangt wurde, war, wie alle Citate zeigen und oben bereits constatiert wurde, ein der Kirche zu leistender Dienst, nicht Kirchenregierung. Gegen diese steht der reformatorische Grundsatz, daß geistliches und weltliches Schwert nicht vermengt werden sollen. Endgültiges ist von Luther selbst nie aufgestellt worden. Die Freude, daß das reine Evangelium wieder gewonnen, und die Sorge, daß dasselbe immer weiter dringe, steht so sehr und mit Recht bei ihm in Vordergrund, daß er der Verfassungsbildung weniger seine Aufmerksamkeit schenkt. Melancthons Aensetzungen

geben ebenfalls noch keinen Abschluß; doch sie deuten bereits auf den Episkopalismus der späteren Zeit.

Das sind in Kürze die reformatorischen Grundzüge. Sehen wir nun die Praxis an, worin dieselben zur Erscheinung kamen, so ist, wie ein Blick auf die entstehenden Landeskirchen zeigt, sofort ersichtlich, daß jene Grundzüge erheblich modificiert wurden. Aus dem Majestätsrecht über die Kirche entwickelte sich ein Kirchenregiment der Obrigkeit. Die Veranlassung dazu war in der Lage der Zeit gegeben. Es war nötig, der neuen Lehre und Kirche, denn als ein Neues wurde beides von der öffentlichen Meinung angesehen, gesetzliche Bestand im Reiche zu verschaffen. Vor dem Reiche aber galt keine Kirchenregierung der evangelischen Theologen, wohl aber eine Kirchenadvocatur der Landesherren. Diese allein brachte der Einführung und Handhabung des evangelischen Cultus gesetzliche Anerkennung im Reiche. War nun aber der Landesherr Vertreter und Autorität der evangelischen Kirche vor der rechtmäßigen höchsten Obrigkeit, so war es sehr natürlich, daß er auch bei den Gliedern der Kirche dafür galt. Demgemäß war gleich die Einführung der Reformation durch die Landesherren ein Act der Kirchengewalt. Die Landesherren gewährten nicht einer in sich selbst ausgebildeten Kirche Aufnahme und Pflege im Staat, wie einst Constantin und Chlodwig, sondern sie gründeten, gestalteten erst die Kirche, gaben ihr ihre Ordnungen, regierten sie, das alles natürlich unter Beirat der Theologen.

Der erste Fall, den die Geschichte als hierher gehörig bietet, ist die von Luther veranlaßte kursächsische Visitation. Sie wurde von vier landesherrlichen Commissionen, die aus vornehmen Beamten und einer theologischen Autorität bestanden, angeführt. Es wurden Superintendenten gesetzt als Wächter der neuen Ordnung mit der Instruction, über die Widerstrebenden an den Amtmann und durch diesen an den Fürsten selbst zu berichten. Zugleich wurden jene Commissionen für bleibende Instanzen in Kirchensachen erklärt. Der Kurfürst hatte der Kirche seinen Arm geboten, nun verstand es sich wie von selbst, daß er auch ferner seine Hand über sie hielt. Bald traten aber Unzuträglichkeiten zu Tage. Ein Bedenken v. J. 1538 (Stahl, Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten, p. 187) macht geltend, daß Amtmann und Fürst zu viel andere Geschäfte hätten und die kirchlichen Angelegenheiten als Nebensachen betrachteten, die Superintendenten, weil ohne Autorität, nichts ausrichteten, die Visitatoren meist nicht beizammen wären und keine bestimmte Competenz hätten. Die Folge davon war 1542 die Errichtung der Consistorien als ständiger, ausschließlich den Kirchensachen gewidmeter Behörden mit executiver Gewalt. Die Mitglieder derselben wurden vom Landesherrn ernannt, übten in seinem Auftrag die Verwaltung, hatten von ihm die Executive. Mit anderen Worten: der Landesherr übte faktisch die Kirchengewalt aus.

Dem sächsischen Vorgange folgten die anderen protestantischen Länder. Das Reich aber, wie es nur den Ständen, den Landesherren im Reichstagsabschied von Speier 1526 die Ermächtigung zur Reformation des Cultus gegeben, so erkannte es im Religionsfrieden von Augsburg 1555 in dem nun reformierten Cultus nur ein Werk, das landesherrliche Gewalt aufgerichtet. Die suspendierte Gewalt der katholischen Bischöfe über die Evangelischen galt als auf die Landesherren übergegangen. Aus dieser Auffassung erklärt sich die seitdem bis heute übliche Bezeichnung für das landesherrliche Kirchenregiment als bischöfliches oder oberbischöfliches Recht, als Summeepiskopat. Der westfälische Friede endlich gewährte den Landesherren Kirchenhoheit und Kirchengewalt. Anders gestaltete sich die Sache, wenn, wie im Herzogtum Preußen, die Bischöfe selbst übertraten. Da wurde den Fürsten nur Kirchenhoheit eingeräumt, während das bischöfliche Regiment samt der bischöflichen Ordination erhalten blieb.

Der schlagendste Beweis für die geschichtlich gewordene Kirchengewalt der Landesherren ist in den Kirchenordnungen gegeben. Nach ihnen (Württemb. R. O. 1559) ist die christliche Obrigkeit von Gott berufen, nicht bloß das weltliche Regiment zu führen, sondern auch in der Kirche die rechte Lehre zu erhalten, überhaupt Ordnung und Frieden zu schaffen. Nach ihnen (Hessische Reform. 1572) ist den Landesfürsten die geistliche Jurisdiction durch den Vertrag von Passau und den Reichstagsabschied von Augs-

burg „übereignet und bekräftigt.“ Demgemäß war die Gewalt, wie sie die römischen Bischöfe inne gehabt, nunmehr in den Händen der Fürsten, und schon die Existenz der Kirchenordnungen, wie dieselben vorliegen, ist ein Beweis dafür. Daß die Theologen aber das Beste bei der Ordnung der Dinge thun mußten, ist klar; es handelte sich ja vornehmlich um die Lehre. Ein Bedenken der Universität Tübingen (1583) giebt den Fürsten ausdrücklich anheim, daß sie nicht nach eigenem Gutdünken verfahren, sondern „hoherleuchtete Kirchendiener“ fragen sollten. Das geschah auch zumeist, selbst wenn die betreffenden Autoritäten anderen Ländern angehörten. Eine eigentliche Regel aber oder Gesetzesbestimmung über Weite oder Enge theologischer Competenz existierte nicht.

Eine Singularität bietet Pommern dar. Da wurde von 1543—1593 (Nichter a. a. O. p. 123) das Regiment wie im Herzogtum Preußen vom Lehrstande ausgeübt. Der Landesherr war nur der Hüter, Erhalter, Vollstrecker der kirchlichen Ordnungen. Im Allgemeinen lag, wie wir sehen, der Schwerpunkt kirchlicher Verwaltung in den Consistorien, über denen der Landesherr mit seinen Räten wie für das weltliche so für das kirchliche Gebiet die höchste Behörde war.

Zur Vollständigkeit des Bildes summeepiskopaler Gewalt in jener Zeit gehört es, noch auf das Verhältnis der Landstände und der Gemeinde zum Inhaber des Kirchenregiments einzugehen.

Es steht historisch fest, daß in Kursachsen die Errichtung der Consistorien nicht nur in Folge des oben erwähnten Bedenkens v. J. 1538, sondern zugleich auf den Antrag der 1537 in Torgau versammelten Stände geschah. Auch ferner sprachen die Stände in den Angelegenheiten der Kirche mit. Eine ganze Reihe kirchlicher Gesetze erging unter ihrer Zustimmung. Hierher gehören weiter die Landtagsreverentien, die in Religionsachen an die Bewilligung der Stände sich zu binden ausdrücklich versprochen (vergl. den Sandersheimer Landtagsabschied 1601). Ja es giebt sogar kirchliche Gesetze, die von ständischen Deputationen entworfen sind (v. Weber, sächs. Kirchenrecht I, 143 ff.). An verschiednen Kirchenordnungen hatten die Stände Anteil. Eine bestimmte Abgrenzung der ständischen Rechte gab es nicht. Daher, und zumal nach den durch den Angoburger Religionsfrieden den Fürsten zu Teil gewordenen Vergünstigungen, konnte der Kurfürst von Brandenburg 1561 ohne weiteres den Ständen ihre Befugnisse absprechen (Nichter, a. a. O. 134). Proteste blieben natürlich nicht aus (vergl. den der mecklenburg. Stände 1606, Nichter, a. a. O. 114). Doch das landesherrliche Kirchenregiment wuchs ungeachtet derselben zu der Höhe empor, wie wir sie bereits kennen gelernt haben.

Weniger noch als die Landstände hatten die einzelnen Gemeinden den Anteil an der Kirchenverwaltung. Die Ausübung der Kirchenzucht seitens der Gemeinde bestand wohl eine Zeitlang (R. O. von Pfalz, Zweibrücken 1557, Nichter, R. O. II, 194), doch die Consistorien eigneten sich unter dem Widerstande der Pastoren, aber gestützt auf die Landstände, die kirchliche Zuchtübung zu. Hinsichtlich der Besetzung der geistlichen Ämter bildete sich die Bestimmung heraus, daß die Gemeinden nur ein Recusationsrecht gegen die vom Kirchenregiment gewählten Personen haben sollten (Württemb. R. O. 1559, Nichter, R. O. II, 489 und Calenb. R. O., Ebhardt Sammlung I, 112). Was endlich das Kirchengut angeht, so wurden die Kirchenstiftungen als Trägerinnen des Eigentums und die „Kirchväter“ meist als Organe jener, nicht als Vertreter der Gemeinde angesehen.

Mit dem 17. Jahrhundert beginnt die Verarbeitung der bereits gewordenen und der noch in der Entwicklung begriffenen geschichtlichen Erscheinungen des Summeepiskopates in kirchenrechtlichen Systemen. Diese sind der geistige Niederschlag der bis auf unser Jahrhundert reichenden Bewegungen auf kirchlich-staatlichem Gebiet. Eine Betrachtung der Systeme, die wir an die mustergültige Darstellung von Stahl anschließen, erzieht ein weitläufiges Eingehen auf die einzelnen Vorgänge, in denen das landesherrliche Kirchenregiment sich entfaltete.

Das Episkopalssystem, das kirchenrechtliche System der protestantischen Orthodoxie, durch die beiden Carpzow vertreten, knüpft an die oben geschilderten Verhältnisse kirchlichen Lebens an. Der Fürst hat das Kirchenregiment in der Hand; er wacht über



reine Lehre, er beaufsichtigt die Predigt, weist die Irrlehrer zurecht, entscheidet in Glaubensstreitigkeiten. Aber er ist ein Laie, doch als solcher christliche Obrigkeit, „für-  
nebmtes Glied der Kirche“, Wächter beider Tafeln. Stephan, der erste Bearbeiter  
eines eigentlichen protestantischen Kirchenrechts (tractatus de jurisdictione 1611), fügte  
die schon oben berührte juristische Begründung hinzu: durch den Religionsfrieden von  
1555 sei die Kirchengewalt der Bischöfe über die protestantischen Länder einzuweilen bis  
zur Ausgleichung des Religionsstreites suspendiert und auf die protestantischen Landes-  
herren devolviert (Devolutionsrecht). Diese seien demnach einmal Staatsobrigkeit, sodann  
einseitige Vertreter der Bischöfe, Kirchenregenten. Die Nachfolger Stephanus aber,  
besonders Reinkingt, brachten historische Citate aus den Vorgängen der jüdischen Könige,  
der griechischen Kaiser und selbst der heidnischen Herrscher hinzu und behaupteten auf  
Grund derselben, daß das Kirchenregiment der protestantischen Fürsten nicht mehr als  
provisorische Concession, sondern als Restitution alter Praxis anzusehen sei (Restitutions-  
recht). Darin jedoch stimmten alle Episcopalisti überein, daß der Landesherr in seiner  
Kirchenregierung nach dem Urteil der Kirche, resp. nach dem des Lehrstandes verfahren  
müsse, durch die kirchliche Dinge habe er kirchliche Behörden zu übergeben und diesen in der  
Prüfung und Ausübung derselben Selbständigkeit zu gewähren. Die eigentliche Befugnis  
des Fürsten sei mehr eine äußerliche Gewalt und bestehe in dem Recht, Synoden zu ver-  
sammeln, Kirchengesetze zu promulgieren, Pfarrer zu wählen und zu berufen, Kirchengut  
zu verwalten, durch die Consistorien die kirchliche Jurisdiction auszuüben. Der Fürst,  
der zugleich den dritten Stand, das „Volk“ verrete, sei nur dem Titel nach Bischof.  
Der eigentliche Schwerpunkt der Kirchenverfassung liege im Lehrstande.

Der Widerspruch gegen diese Sätze wurde besonders aus zwei Gründen hervor-  
gerufen. Einmal waren die Gemeinden hier und da nicht mehr zufrieden, daß sie von  
ihren Fürsten mit vertreten werden und zu den kirchlichen Einrichtungen nur zustimmend  
sich verhalten sollten. Dann aber erregte die Erhaltung der reinen Lehre nach Art  
äußerlicher Geselligkeit entschiedenen Protest, so insonderheit auf pietistischer Seite.  
Dazu kam die in bloßes Naturrecht eines Grotius und Pufendorf sich verirrende Zeit-  
richtung, die im Interesse der „Gewissensfreiheit“, aber weit entfernt von kirchlicher Ge-  
sinnung ihre Stimme erhob. Ihr Wortführer wurde Thomafius, der zum Vertreter  
des Pietismus sich aufwarf und dem Episcopalis das Territorialsystem entgegenstellte.

Nur das Natürliche, Vernunftgemäße, sagt Thomafius (das Recht der ewange-  
lischen Fürsten in theologischen Streitigkeiten 1696), ist anzuerkennen. Alle Gewalt  
über die Menschen besteht nur durch ihren Willen und nur für ihren Zweck. Die  
Kirche kann nur nach menschlichem Willen gegründet werden, nach dem des Fürsten,  
und diesem ist sie unterworfen. Seine Gewalt ist eine äußere und hat Erhaltung des  
äußeren Friedens zum Zweck. Was auf inneren Frieden, Sittlichkeit, Religion, Seligkeit  
zielt, ist der Freiheit des einzelnen überlassen. Jene Gewalt bethätigt sich durch Ver-  
hütung, daß Feindschaft, Verfolgung u. s. w. um des Glaubens willen aufkomme, durch  
praktische Durchführung wechselseitiger religiöser Toleranz. Der Fürst ist in der Kirchen-  
regierung ebenso souverän als in der Staatsregierung. Eine Unterscheidung beider  
Funktionen ist nur Formel. Die Consistorien sind weltliche Gerichte. Der Lehrstand  
hat keinen Anteil an der Kirchengewalt, keinen Vorzug in Lehrsachen. Entscheidung  
theologischer Streitigkeiten, bemerkt Vöhmer, ist nur dann notwendig, wenn die Ruhe  
des Staates gefährdet ist. Ein kirchliches Interesse, wie Erhaltung des Glaubens, ist  
kein Grund dafür. Liturgisches u. a. gehört zu den Mittelbdingen, geht Glauben und  
Gewissen nichts an. Darin müssen die Unterthanen ohne Widerrede dem Fürsten ge-  
horchen. Predigt ein Pastor gegen die Confession seiner Gemeinde, so wird nicht des-  
halb gegen ihn eingeschritten, weil er den Glauben derselben bedroht, sondern weil er  
die zu Recht bestehende Ordnung verletzt hat.

Es ist klar, daß der dritte Stand von diesem System sein Recht in kirchlichen  
Dingen vergebens erwartete.

Auf gleicher naturrechtlicher Grundlage ruht das von Pfaff hauptsächlich ver-  
tretene (Academische Neben über das Kirchenrecht 1742), auch von Schlettermacher

(anonyme Schrift: das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten 1824) begünstigte kirchenpolitische System des Nationalismus, das Collegialsystem. Princip ist hier wie im Territorialsystem der Satz, daß die Kirche nur nach menschlichem Willen gegründet werden kann. Letzteres wird aber aus Rücksicht auf den bisher hintangelegten dritten Stand, die Gemeinde, und entsprechend den aufstrebenden demokratischen Ideen, als Wille der Glieder der Kirche näher bestimmt. „Diese verstehen und verbinden sich über ihr Glaubensbekenntnis, richten den Gottesdienst nach ihrer Willkür ein, machen Gesetze, Vereinsgesetze, und bieten uns, was wider gegebene Parole sich nicht dazu bequemen will.“ (Wassf. a. a. D.) Alle Festsetzung und Gewalt der Kirche ist eine vertragsmäßige. Auch die Lehre wird vertragsmäßig festgesetzt. Zuwiderhandelnde werden wegen Verletzung des Gesellschaftsvertrages bestraft. Das Verhältnis der Kirche zum Staat ist wie das jedes anderen Collegium. Das Staatsoberhaupt hat nur Majestätsrechte über die Kirche, oberste Aufsicht und dergl. Die Kirchengesellschaft selbst hat das Regiment, setzt Dogmen fest, trifft liturgische Ordnungen, bestellt das Lehramt u. i. f. Je nach den gegebenen Verhältnissen kann die kirchliche Gesellschaft die Kirchengewalt einer Person übertragen, wie in der Reformationszeit dem Landesherrn; jederzeit aber beansprucht sie dann, daß ihr Mandatar vor ihr Rechenschaft ablege über seine Ausübung des Kirchenregiments.

Das sind in Kürze die geschichtlich gewordenen Gedanken über den Summeepiskopat. Dieser selbst hat sich vorzugsweise territorialistisch entwickelt. Der Landesherr übt die volle Kirchengewalt. Die Glieder seiner Behörden sind von ihm ernannt und arbeiten ihm verantwortlich. Gewisse ganz besonders wichtige Fälle entscheidet er allein. Mehrfach participieren staatliche Behörden an der Kirchenverwaltung, sie beaufsichtigen z. B. die Vermögensverwaltung der Kirche. Auch das kommt vor, daß die obersten Kirchenbehörden nicht direct dem Landesherrn untergeordnet sind und nicht unmittelbar mit demselben verkehren, sondern daß Staatsbehörden, namentlich das Cultusministerium, dies vermitteln. Die seltsamste Frucht des Territorialismus ist der Summeepiskopat katholischer Landesherren. Eine Beschränkung sollten die Revertalen (vergl. das von Kursachsen 1697) bieten, wonach die zum Katholicismus übertretenden Fürsten auf die persönliche Ausübung des Kirchenregiments verzichteten; doch sie stellten sich als bedeutungslos heraus, da den katholischen Landesherren das Recht, die obersten Kirchenbehörden zu ernennen, blieb und damit, wie jeder sieht, ein großer Einfluß auf die Verhältnisse der evangelischen Kirche.

Das Neue, was unser Jahrhundert in der Entwicklung der evangelischen Kirchenverfassung gebracht hat, ist eine Verbindung der drei Stände zu gemeinsamer Verwaltung der Kirche, das Synodalinstitut. Zuerst tauchte dasselbe in Rheinland und Westfalen auf, wo der Verfassungstrieb der Reformierten von Einfluß gewesen ist. Officiell eingeführt wurde es dort durch die Kirchenordnung von 1835. Diese, vom Könige als summus episcopus ausgegeben, legt den Kreis- und Provinzialsynoden, die stufenweis aus den Presbyterien erwachsen, die Befugnis nicht nur des Berathens, sondern auch der Aufsicht und, mit Vorbehalt der höheren Befähigung, die der Beschlußfassung bei. Die Consistorien und Generalsuperintendenten stempelt sie dagegen zu staatlichen Kirchenbehörden. Weiter griff der Gedanke an Synodalverfassung in den östlichen Provinzen Preußens Platz. Friedrich Wilhelms IV. kirchlicher Standpunkt war einer freirechtlichen Entwicklung der Kirche ganz besonders günstig (vergl. f. Briefwechsel mit Bunsen und Bunsens Leben III, 500). Die 1846 berufene Generalsynode in Berlin sprach sich für die Vereinigung der Consistorial- und Presbyterialverfassung aus. Mit dieser Vereinigung wurde durch Ordre v. 29. Juni 1850 ein Anfang gemacht. Es wurden nämlich die Grundzüge einer Gemeindeverfassung zu freier Aneignung dargeboten. Eher führten die kirchlichen Bewegungen in Hannover zum Ziel. Am 9. October 1864 verließ Georg V. der in der Vorstunde von 1863 angenommenen Kirchenvorstands- und Synodalordnung kirchengesetzliche Kraft. Seitdem sind in beinahe allen deutschen Landeskirchen synodale Ordnungen eingeführt, in den alten Provinzen Preußens seit dem 10. September 1873 und vervollständigt seit dem 20. Januar 1876.

## Soldaten sonst und jetzt.

Von H. von Bassell.

### II.

Aus dem Elend des 30jährigen Krieges erwuchs nach und nach neues Leben in dem verwüsteten und völlerarmen Deutschland; zwar war das Reich in zwei Hälften geschieden, aber der große Riß war doch im westfälischen Frieden legalisirt und die Gleichberechtigung der Evangelischen anerkannt. Die Macht des Kaisers und auch die des Reichstages war ungemein vermindert, die Selbständigkeit der Reichsfürsten dagegen sehr groß geworden, und ihre Macht erstarke schnell noch dadurch, daß sie als die Einzigen erschienen, unter deren Schutz und Schirm sich neue Lebenskeime entwickeln konnten, nachdem in ihren Gebieten viele Korporationen zerstört, oft die Familienverbände zerrissen und vor allem das gegenseitige Vertrauen geschwunden war. Das kaufmännische und gewerbliche Leben, das sich bis zu dem großen Kriege kräftig entwickelt hatte, war nun aus einem blühenden Manne zum schwächlichen Kinde geworden, die Vasallenpflicht war nur noch ein leerer Schein, verabschiedete Soldaten, Landstreicher aller Art trieben sich zahlreich umher — überall war eine starke Hand nötig, um die wenigen noch vorhandenen Kräfte zu sammeln, und da diese Aufgabe naturgemäß den Landesfürsten zufiel, entstanden schnell jene zahlreichen, großen und kleinen absolut regierten Territorien, die sich bis in unser Jahrhundert hinein erhalten haben. Und eben mit diesem Uebergang der mehr oder weniger unter der Reichsgewalt stehenden und durch päpstliche Einkünfte geleiteten bisherigen Landeshoheiten in fast ganz souveräne, absolut, ja despotisch herrschende Regierungen nahmen die Heereseinrichtungen die Gestalt an, die sie wenigstens in einem Hauptpunkte sich bis auf den heutigen Tag bewahrt haben: aus den heute hier, morgen dort dienenden Soldnerscharen, welche man sofort entließ, sobald man ihrer nicht mehr bedurfte, wurden sogenannte stehende Heere, das heißt Truppen, welche der Landesherr nicht nur während des Krieges in seinen Sold nahm, sondern die er fortwährend befehlt, befolgt und dadurch in ganz anderer Weise zu Werkzeugen seines Willens machte, als dies früher mit den Heeresfolge leistenden Vasallen oder Soldnerscharen der Fall gewesen war.

In Brandenburg-Preußen vollzog sich der Uebergang aus dem mittelalterlichen Lehnsstaate in eine starke Monarchie schnell im 17. Jahrhundert, als der große Kurfürst mit fester Hand und gewandter Staatskunst seit 1640 die Regierung führte, durch Sparsamkeit den Wohlstand seines Landes hob und zugleich — als der eigentliche Gründer der preussischen Armee — seine Soldnerscharen in ein stehendes Heer umwandelte. Seine militärischen Bestrebungen erlitten indeß schon unter seinem Nachfolger, dem ersten Könige, Friedrich I., einen Stillstand, weil diesem sowohl das Interesse am Soldatenwesen überhaupt, wie auch die für einen Weiterbau der Einrichtungen des großen Kurfürsten notwendigen Geldmittel fehlten. Friedrich I. fühlte sehr wohl, daß die Behauptung seiner Stellung als König nur durch ein zahlreiches Heer möglich war, und er traf, weil seine glänzende Hofhaltung eine Vergrößerung der Armee unmöglich machte, verschiedene Einrichtungen, durch welche eine allgemeine Volksbewaffnung im Falle des Krieges angebahnt wurde; freilich gelangte er, des ihm von den verschiednen Seiten entgegengesetzten Widerstandes wegen, nur dahin, für diese „Landmiliz“ alle diejenigen bestimmen zu können, welche in den königlichen Aemtern und Dörfern wohnten, sodasß der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht nur sehr ungenügend durchgeführt war. Die Milizen waren außerdem, nach heutigen und auch nach damaligen Begriffen höchst unnützend ausgebildet — die ganze Maßregel also wenig wirksam und nebenbei auch äußerst unpopulär. Der erste Regierungsact seines Sohnes, Friedrich Wilhelm I., des Soldatenkönigs, war denn auch die Aufhebung der Milizeinrichtungen; und wenn auch der König

gegen Ende seiner Regierung noch einmal in abgeschwächter Form auf dieselbe zurückkam, so gewann doch in der Hauptsache während seiner Regierung die preussische Armee die Gestalt, in welcher sie Friedrich d. Gr. vorfand, und welche sie, abgesehen von Vernehrungen und einzelnen Aenderungen, das ganze 18. Jahrhundert hindurch beibehalten hat. Friedrich Wilhelm I. hat in der That die Waffe geschmiedet, durch die es ausschließlich seinem Sohne möglich wurde, als Feldherr und Regent so ruhmvolle Thaten zu vollbringen.

Oben so wie Friedrich der Große der bedeutendste Vertreter des absoluten Regierungssystems in Deutschland ist, so war auch seine Armee die in ihrer Art vollkommenste und glänzendste des vorigen Jahrhunderts. Sie war keineswegs national im heutigen Sinne des Wortes, keineswegs ein Heer, in dem alle Glieder des Volkes Schulter an Schulter gegen den Feind marschierten und kämpften, sie war vielmehr das Heer eines absoluten Königs, an seine Person gekettet, das Werksgen seines Willens; in ihren Reihen kämpften viele, die die Schlachten des Königs mit Todesmuth und Begeisterung für ihn schlugen, denen aber gleichzeitig das Schicksal des Landes vollständig gleichgültig war, die sich keineswegs eins fühlten mit dem Volke, für dessen Gewinn sie kämpften und dessen Herde sie schützten. Aber das lag im Geiste der Zeit. Hatten doch die meisten Unterthanen des Königs nicht das geringste Verständnis für den Zweck des jedesmaligen Krieges, ihr Herz war nicht annähernd so im Feldlager wie hentzutage, wenn unsere Armee sich mit dem Feinde misst; dieser Patriotismus, der jetzt hoch auflobert, wenn der Kriegsruf erschallt, der auch den friedlichsten Bürger im kleinen Landstädtchen dahin führt, die Ehre und den Ruhm der Armee als die seinigen anzusehen — den gab es damals nicht, das Heer war ein Staat im Staate, die Politik die des Königs und einzelner Klassen des Volks, die Kriege Cabinetkriege, welche officiell die Völker nichts angingen. Diese Anschauungen des 18. Jahrhunderts über Politik und Kriegsführung stüben auf den Gang der Feldzüge jenes Zeitabschnitts bis zur französischen Revolution einen so mächtigen Einfluß aus, daß in ihnen, neben den durch die besseren Feuerwaffen hervorgerufenen Aenderungen, eigentlich die Hauptverschiedenheit der damaligen Kriege von den heutigen beruht; man muß sich in sie hineingedacht haben, um vieles aus jener Zeit, was uns unbegreiflich erscheint, verstehen und erklären zu können.

Sehen wir uns zunächst die Zusammensetzung des preussischen Heeres in der Zeit vor und nach dem 7jährigen Kriege an. Streng genommen gab es schon damals, wenigstens auf dem Papier, eine allgemeine Wehrpflicht: jeder Unterthan war verpflichtet, mit seiner Person im Heere zu dienen; aber von dieser Hauptvorschrift gab es eine ungeheure Zahl von Ausnahmen, welche sich keineswegs allein auf die Söhne des Adels, der Geistlichkeit, der besser situirten Gewerbetreibenden, der Kapitalisten mit einem Vermögen von 10 000 Thlr. bezogen, sondern durch die eine ganze Reihe von Landstrichen, namentlich Cleve, Geldern, Mörs, Tecklenburg, Lingen, Grafschaft Mark, Ostfriesland, einzelne Districte von Schlesien, ferner eine Anzahl Großstädte wie Berlin, Potsdam, Magdeburg u. s. w. völlig vom Dienste befreit wurden. In den anderen Landesteilen aber waren thatsächlich nur die ärmsten Klassen zum persönlichen Dienst verpflichtet, und gegen diese wurde allerdings das Gesetz mit der ganzen Rücksichtslosigkeit jener Zeit in Anwendung gebracht.

Heute ist, wie bekannt, das ganze Reich in Aushebungsbezirke eingetheilt, die in Preußen in der Regel mit den landrätlichen Kreisen zusammenfallen, und in denen Civil- und Militärbehörden gemeinschaftlich die Rekrutierung besorgen, gewöhnlich zertheilt auch damals das Land in Cantons, von denen jedes Infanterie-Regiment einen zu 5000, und jedes Kavallerie-Regiment zu 1800 Feuerkellen hatte; in diesen Cantons wurde vor dem 7jährigen Kriege durch das Regiment allein, und später, als das Ungerechte dieser Einrichtung mehr und mehr hervortrat, durch Civil- und Militärbehörde gemeinsam die Aushebung der jungen Mannschaft durchgeföhrt. Es ist klar, daß die Abwälzung der Dienstlast auf die ärmsten Klassen, Haß und Empfindung des Gedrücktheits bei diesen hervorrief, aber wir dürfen diese Maßregel trotzdem nicht zu hart beurtheilen, wenn wir uns erinnern, daß in dem Jahrhundert nach dem 30jährigen Kriege der Wohlstand nur sehr all-

mächlich wuchs, und deshalb die industriereicheren Gegenden, die etwas intelligenteren Teile der Bevölkerung möglichst geschont werden mußten, um sich mit allen ihren Kräften der Hebung des Nationalvermögens widmen zu können. Den Adel befreite man von der Militärpflicht, weil man es als selbstverständlich in Brandenburg ansah, daß sich die jüngeren Söhne dieses Standes ihrer Tradition gemäß ohne Zwang in den Soldatenstand begeben würden, und weil wenigstens Friedrich d. Gr. die Absicht hatte, hierdurch und, indem er dem Adel die Officierstellen fast ausschließlich überließ, diesem den Beruf anzudeuten, die feste Stütze und das Schwert der Monarchie zu sein. Eigentlich und unsern jetzigen Verhältnissen nicht entsprechend war, daß die jungen Mannschaften schon bei ihrer Einsegnung „enrolliert“, vereidigt wurden, und von da ab als Beurlaubte ihres Regiments galten, sogar die Verpflichtung hatten, eine rote Halsbinde zu tragen.

Für die ausgehobenen und demnachst als Rekruten eingestellten Inländer dauerte die Dienstzeit 20 Jahre, eine lange Zeit, die aber sehr wesentlich dadurch verkürzt wurde, daß der Soldat nur einen geringen Teil derselben, wenigstens ein Jahr, bei der Truppe blieb, darauf in seine Heimat beurlaubt und nur zu Übungen, unferne Mejerie-Übungen ähnlich, sowie im Kriegesfalle eingezogen wurde. Diese Inländer machten aber nur etwa  $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$  der Armee aus, der übrige Teil bestand aus Geworbenen, und zwar zum größten Teil aus Ausländern d. h. Nichtpreußen, die im ganzen kein Haar besser waren wie die Söldner des 30jährigen Krieges; freiwillig nahmen nur Taugenichtse, verkommene Subjecte, Schuldenmacher, banterotte Kaufleute und ähnliches Volk Handgeld, daneben verstand es der preussische Werber, durch allerlei, oft sehr verwerfliche Kniffe, Gewaltthätigkeiten und Betrügereien hier und da bessere Elemente einzufangen. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Interesse der Geworbenen, namentlich der mit Gewalt Geyrehten, für den Dienst kein großes war, naturgemäß ging sogar das Bestreben mancher dahin, sich bei der ersten, besten Gelegenheit davonzumachen, und daraus ergab sich dann von selbst eine äußerst strenge Disciplin und die Anwendung mancher uns grausam erscheinender Strafmittel. Thatsächlich waren oft mehr Inländer in der Armee, wie eigentlich die Vorschrift war, aber niemals genügend viele, um dem Heere ein wirklich nationales Gepräge zu verleihen. Im Kriege schlossen sich diesem eigentlichen Bestande oft noch merkwürdige Anhängel an, die indeß meistens nach Ablauf des Krieges wieder verschwanden; so finden wir u. a. in den schlesischen Kriegen und auch im 7jährigen Kriege ein dem Husaren-Regiment Ruesch zugetheiltes kleines Booniaten-Corps, das ursprünglich für sächsische Dienste geworden, dann aber nach mancherlei Zwischenfällen in die preussische Armee übergetreten war. Aus Boonien waren die Leute freilich nicht; ihr Führer Sertis war wahrscheinlich ein Arnaut oder Albanier, zwei Türken Osman und Ali, waren Officiere, die Mannschaften waren Türken, Kosaken, Tataren, ihre Hauptwaffe die Lanze, ihre Uniform rot. Die fremdbartig aussehenden Geiseln erregten natürlich großes Aufsehen; die originellste Persönlichkeit unter ihnen scheint der Türke Ali gemein zu sein, dessen Andenken mit seinem Volknamen Fuonade-Fud noch länger fortlebte. Das kleine Corps starb nach dem Kriege aus, die Bezeichnung „Booniaten-Corps“ blieb aber für eine andere Truppe noch länger bestehen, und in dieser sehen wir die Vorläufer unserer heutigen Manen.\*)

Die preussische Armee des vorigen Jahrhunderts bestand also aus den ärmsten und am wenigsten gebildeten Teilen der Bevölkerung und ferner aus geworbenen Abenteurern aller möglichen Länder mit einer teils zweifelhaften, teils ganz unzweifelhaft bösen Vergangenheit. Dieser, von dem durchweg spießbürgerlich und engberzig gesinnten Bürgerstande mit erklärlichem Mißtrauen, Furcht und sogar Verachtung angesehenen Masse der Armee steht das Officier-Corps gegenüber, welches der Mehrzahl nach dem Adel, wenn auch nicht ausschließlich dem preussischen Adel angehörte und seinem Herkommen, seiner Bildung, seiner bewussten Vaterlandsliebe entsprechend eine ganz andere sociale Stellung einnahm. Diese Officiere der preussischen Armee waren — und das soll hier mit Nachdruck hervorgehoben werden — schon damals ein Officier-Corps im

\*) Geschichte des Kgl. Zweiten Manen-Regiments von v. Dziengel.

heutigen Sinne des Wortes, und in ihm wurde alles das gepflegt und angebahnt, was heute die Officiere unserer Armee als ihr schönstes und bestes Eigentum ansehen; auch das Paub der Kameradschaft, die den Officier lehrt, sein Regiment als seine zweite Familie zu betrachten, schlang sich schon damals um die Officiere und fand eine mächtige Unterstützung darin, daß der König selbst in erster Linie Officier war, dadurch den Stand zu dem ersten im Lande machte und innerhalb desselben den Subaltern-Officier gesellschaftlich dem General gleichstellte. Der König vertiefte auch schon damals den Begriff der Ehre für den Officier in einer Weise, die unsere Bewunderung erregt, eine Bewunderung, die keineswegs dadurch vermindert wird, daß moderne, nicht ganz unparteiisch gesümmte Schriftsteller, vor allem der vielgelesene Gustav Freitag, der so gewedten „lebhaften Empfindung für Officierehre“ hohe sittliche Berechtigung abprechen. Man hat überhaupt in neuerer Zeit den Officieren der Armee des 18. Jahrhunderts alles mögliche Schlechte angebidtet: Adelsstolz, Hochmut, schlechte Behandlung ihrer Untergebenen, Mißachtung der anderen Stände, man spricht in einem Atem von den großartigen Erfolgen der Armee und von dem schlechten, inneren Wert ihres Officiercorps: als wenn eine Armee dauerhafte, nachhaltige Erfolge ohne ein gutes Officiercorps erringen könnte! Aus einzelnen Thatsachen, die gewiß nicht geeignet werden sollen, ferner aus wißigüftigen Berichten verkannter Zeitgenossen, schließlich aus Aekenntnissen eibrückiger und völlig ungebildeter Deertenteure schließt man mit bewußter, tendenziöser Ungerechtigkeit auf das Ganze — und doch, trotzdem hat man dem Officiercorps Friedrichs d. Gr. nicht das nehmen können, was ihm auch wirklich zukommt, nämlich das in sich abgechlossenste, hervorragendste jener Zeit, wenn nicht, verhältnismäßig, aller Zeiten gewesen zu sein!

Ein Hauptvorwurf, welchen man dem Officiercorps des großen Königs macht, ist der, ungebildet gewesen zu sein — er ist sehr leicht ausgesprochen, aber schwer begründet, denn man muß doch zunächst feststellen, was zu jener Zeit „ungebildet“ bedeutete, ob nicht die Mehrheit der Officiere sowohl in ihren äußeren Formen, wie auch in Betreff der wissenschaftlichen Bildung der Masse ihrer Zeitgenossen mindestens gleich stand! Um ein Bild von dem allgemeinen sittlichen Zustande der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu gewinnen, werfe man nur einen flüchtigen Blick auf das Leben der damaligen Studenten auf den Universitäten, wie es z. B. Scher r in seiner Cultur- und Sittengeschichte schilderte, und man wird erlaunen über die Masse von Gemeinheit und Kothheit, die man damals bei jeder Gelegenheit an den Tag legte; oder man vertiefe sich einmal in die Lectüre jener wüsten Schimpfereien zwischen den Gelehrten jener Zeit, und man wird zweifellos zu dem Resultate gelangen, daß der sittliche Zustand des Officiercorps seine Zeit überragte. Unter Friedrich d. Gr. dienten viele höhere Officiere, welche vor ihrem Eintritt in die Armee studiert hatten, also auch in rein wissenschaftlicher Hinsicht allen Anforderungen genügten, so zählt u. a. General von Ollech in seinem Vortrage: „Ueber die sittlichen Grundlagen in der historischen Entwicklung der preussischen Armee“ 13 derartig vorgebildete Generale auf; sie waren zugleich Regiments-Chefs, und es ist selbstverständlich, daß solche, zum Teil hochgebildete Männer, wie der Feldmarschall Schwerin, einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und den Geist ihrer Officiercorps ausübten. Vielsach verbreitet ist ferner die Meinung, daß die jungen Söhne des Adels einfach als Officiere in die Regimenter eingetreten seien, ohne irgend welche wissenschaftliche Kenntnisse zu besitzen oder doch beweisen zu haben, und es ist zweifellos, daß oft, namentlich während der Kriegszeit, junge Edelleute ohne irgend ein Examen nach 3 jährigen praktischen Dienste Officier wurden; aber ein großer Teil des Officiercorps bestand aus Cabetten, von denen durchweg 70 in jedem Jahre in die Armee eintraten, nachdem sie im Cadettenhause eine, zwar unsern heutigen Ansprüchen nicht genügende, aber keineswegs für damalige Zeiten geringe Bildung erlangt hatten. Grade dem Militär-Bildungs-Weesen wandte Friedrich d. Gr. nach dem 7 jährigen Kriege die größte Sorgfalt zu; eine große Zahl Ordres beziehen sich auf das im 7 jährigen Kriege etwas verwilderte Cabetten-Corps, er errichtete für die höhere Ausbildung der jungen Officiere die académie des nobles, die spätere académie militaire, aus welcher dann unsere heutige

Kriegs-Academie hervorgegangen ist. In Bezug auf die kriegswissenschaftliche Ausbildung ordnete der König an, daß bei den Regimentern die älteren Officiere, auch Ingenieur-Officiere den jungen Unterricht erteilten, er selbst rief fort und fort befähigte Officiere nach Potsdam und unterrichtete sie selbst in den einzelnen Zweigen der Kriegskunst. An wissenschaftlichem Streben fehlte es also damals keineswegs in der Armee, und wenn es auch gewiß wahr ist, daß die im 18. Jahrhundert groß gewordenen Officiere die Armee im Jahre 1806 unglücklich geführt haben, so ist es doch nicht minder wahr, daß die Helden von 1807 und die Sieger von 1813—15 ihre militärische Erziehung in jener Zeit erlangt hatten.

In den Garnisonen war das Leben vor und nach dem 7jährigen Kriege allerdings ein sehr eintöniges, denn die stete Anspannung und vielfache Abwechslung, die der Dienst selbst heutzutage für den Officier mit sich bringt, fehlte damals; war doch die Armee nicht das Volk in Waffen, zugleich eine Schule für die Nation, sondern nur das Schwert des Königs, das scharf gehalten werden mußte. Erhält jetzt jede Compagnie jährlich fast 50 Rekruten, so traten damals höchstens 8 inländische Rekruten ein, zu denen allerdings noch einige Geworbene kamen, die Ausbildung erforderte also viel weniger Officiere und Unterofficiere; wenn heute der Soldat im Exercieren, Schießen, Felddienst, Turnen, Pajonettieren, Schwimmen unterrichtet werden soll, so wurde damals nur exerciert und immer exerciert, wozu allerdings eine aus Unglaubliche grenzende Ausbildung im schnellen Schießen kam, durch die der im Gliede stehende Mann dahin gebracht wurde, 5—6 Mal in der Minute zu feuern, eine Leistung, die wir heute kaum mit unsern Hinterladungsgewehren erreichen. Die Disciplin wurde rücksichtslos gehandhabt, aber das begann von oben, denn der König, der Gutes gern belohnte, pflanzte seinen Officieren das Gefühl ein, daß man nicht nur gehorchen müsse, weil man der Gewalt weiche, sondern weil das Wohl der Armee und des Vaterlandes, also das Ehrgefühl den Gehorsam erheische. Wie charakteristisch klingt jene Erzählung über das Verhältnis des Königs zu seinen Officieren, welche die Geschichte der Familie von Schwerin (Band I. S. 274) bringt, und die wir hier kurz wiedergeben wollen.

Der General-Lieutenant Otto Martin von Schwerin (nicht zu verwechseln mit dem Feldmarschall) war seit längerer Zeit Commandeur (2. Chef) des berühmten Dragoner-Regiments Baireuth (jetzt Pasewalker Kürassiere) und zog sich in dieser Stellung im Jahre 1755 auf der Revue bei Stargard einen heftigen Tadel vor der Front des Regiments zu, weil der König der Ansicht war, das Regiment, namentlich das Officiercorps sei dem Trunke ergeben. Der beleidigte General stieß den Pallaß in die Scheide, indem er ausrief: „Ein Hundsfott, der ihn wieder zieht“, mußte natürlich sofort seinen Abschied nehmen und zog sich auf sein Gut zurück; aber schon 1756 rief ihn der König bei drohender Kriegsgefahr nach Potsdam und stellte ihn wieder an, indem er ihm die Erlaubnis gab, statt des Pallaßes im Dienst eine Reitgerte in der rechten Hand zu tragen, im Gefecht sowohl wie bei Paraden, und zugleich hinzufügte: „Ein Schwerin kann auch ohne Degen seine Soldaten zum Siege führen.“ So hat denn auch der verdiente General bei Lomoff den rechten Flügel der Kavallerie mit der Reitgerte in der Hand geführt!

Die Behandlung der Soldaten war streng, namentlich spielten körperliche Züchtigungen, auch Spießrutenläufe eine nicht unbedeutende Rolle, Strafen, die uns barbarisch erscheinen, die aber etwas ihre Entschuldigung in der vorher geschilderten Zusammenziehung der Armee finden. Ueber die Stellung der Officiere dem Soldaten gegenüber sagt im Gegensatz zu neueren Schriftstellern Hr. v. Dohm, welcher doch noch viele der Officiere aus Friedericianischer Zeit kannte, in dem IV. Bande seiner 1819 erschienenen „Denkwürdigkeiten“: „Gute Compagnie-Chefs ließen es sich besonders angelegen sein, ihre Soldaten gut zu ziehen, weniger durch Strafen, als durch Ermunterung und gute Behandlung derer, welche sich durch Ordnung und Sittlichkeit des ganzen Betragens vor andern auszeichneten. Bei dem geringen Solde wurde es dem gemeinen Soldaten schwer, seinen Unterhalt nur notdürftig zu gewinnen, besonders wenn er verheiratet war und Kinder hatte. Zum Heiraten wurde daher eine besondere Erlaubnis erfordert und diese

nur dann erteilt, wenn der Soldat nachweisen konnte, daß er außer seinem Tractament auch durch seinen anderweitigen Erwerb im Stande sei, eine Familie zu ernähren. Wohlthätende Officiere sahen darauf, daß ihre Soldaten eine gute Wirtschaft führten, und wirklich besaßen manche derselben sich, besonders in Garnisonen, wo es an Arbeit nicht fehlte, in einer ganz behaglichen Lage, und auch in diesem Stande wurden zufriedene Menschen gefunden.“ Immerhin aber war das Loos des preussischen Soldaten damals ein sehr beklagenswerthes, seine Zukunft nach dem Ausscheiden aus dem Dienst sehr unsicher, da die Invalidenhäuser nur wenige aufnehmen konnten und die Civilversorgungsstellen nicht ausreichten, und so sollen 1784 in Preußen 5555 unverfürte Invaliden vorhanden gewesen sein, die von ihren Compagnien in notdürftiger Weise erhalten wurden. Für die Soldatenfinder wurde noch unter Friedrich d. Gr. gar nicht gesorgt, wenigstens nicht aus Staatsmitteln, Anstalten wie unsere so segensreich wirkenden Militär-Waisenhäuser und Militär-Knaben-Erziehungs-Institute gab es damals nicht, die Soldatenfinder kamen oft im Elend um, wenn nicht, wie das mehrfach geschah, die Regiments-Chefs für ihr Fortkommen sorgten, ohne dabei wesentlich durch den Staat unterstützt zu werden. Der Sold war sehr gering, der Gemeine erhielt 2 Thlr., der Seconde-Lieutenant 11 Thlr., der Premier-Lieutenant 13 Thlr. 18 Sgr. monatlich, und davon gingen für die Officiere monatlich 4 Thlr. Kleiderlassenabzüge ab; auch der Compagnie-Chef erhielt nur 28 Thlr., aber seine Einkünfte wurden durch die Erlaubnis, Verurlaubungen eintreten zu lassen und den Sold der Verurlaubten in seine Tasche zu stecken, erheblich vermehrt — eine Einrichtung, die leicht zu Ueberschreitungen und Unrechtmäßigkeiten führte. Trotz des sehr einfachen Lebens der Officiere muß wohl auch das Schuldenmachen im 18. Jahrhundert bekannt gewesen sein, wenigstens befahl der König, daß kein Subaltern-Officier über 8 Thlr. Schulden machen dürfe, geschähe dies doch, so solle der Regiments-Commandeur den Officier in Arrest setzen, und zwar sollten solche „Subalternen-Officiere so lange auf der Hauptwacht in Arrest sitzen und ihre Dienste dabei thun, bis sie ihre Schulden bezahlet haben. Wiewohl das Geld nachgehends nicht an des Officiers seine Creditores bezahlet, sondern zum Besten der Armee angewendet werden und der Schuldmann überdem bestraft werden soll“ u. — eine originelle und sehr zweckmäßige Bestimmung in Betreff der Gläubiger, die auch heute sehr am Platze sein würde! Mächtig Unterofficiere und Soldaten „für einen Großen Wert“ Schulden, so sollten die „Muterofficiere auf Schuldwacht gesetzt und die Gemeinen durch die Spießruten laufen.“

War somit die Armee des 18. Jahrhunderts mit ihrem Dienstgetriebe, ihrer Exercierausbildung, ihrem Friedensgarnisonleben, ihrem festgegliederten Officiercorps in Bezug auf ihre Zusammensetzung und ihren Geist eine ganz andere wie die Heere des 30jährigen Krieges, so ist der Unterschied des Feld- und Lagerlebens beider fast ebenso groß. Nichts fand sich mehr von dem ungeheuren Menschentrost im Kriege, keine Dinners, keine Soldatenfinder, auch die Ordnung auf dem Marsche wurde peinlich innegehalten, zum Teil allerdings, weil man von jeder Lockerung der Disciplin Desertionen befürchtete. In seiner Instruction an die General-Majors von der Infanterie sagt Friedrich der Große über diesen dunklen Punkt: „Es ist ein essentielles devoir von einem jeden General, welcher ein separirtes Corps oder Detachement commandirt, daß er der Desertion vorbeuge, dieses geschieht nun, wenn man 1) exitirt nahe an einem Walde oder großen Holze zu campiren u. s. w.; 2) daß man Husarenpatrouillen rund um das Lager gehen läset; 3) wenn man des Nachts Jäger in das Getrayde postirt“ u. dgl. m. — Aus demselben Grunde vermied man das Außensenden kleiner Abteilungen, um Lebensmittel zu requirieren, führte in der Schlacht selbst die Armee völlig geschlossen, unter steter Controlle durch die Officiere an den Feind und wendete das Gefecht in aufgelöster Ordnung so gut wie gar nicht an. Unbegründet war die Furcht vor Desertionen bei der eigentümlichen Zusammensetzung der Armeen gewiß nicht, denn wie wenig damals, namentlich in den nichtpreussischen Truppen, der Mann für die Sache, der er diente, begeistert war, geht wohl daraus hervor, daß von der sächsischen Armee, die 1756 bei Pirna capitulierte, 53 Officiere und ein sehr beträchtlicher Teil der Mann-



schaften sofort in das feindliche, preussische Heer übertraten. Eingefangenen Deserteur wurde kurz der Proceß gemacht; wie läßt selbst Friedrich der Große über diesen Gegenstand dachte, mag der nachfolgende Brief zeigen, der vor kurzem in einer österreichischen Militär-Zeitschrift veröffentlicht wurde:

An den General-Major von Fouqué.

Anliegend den Vorfall bei dem Rettelhorst'schen Regimente, betreffend den von solchen desertirten, aber wiederumb eingebrachten Lieutenant v. Brand; So ist Euch darauf in Antwort, daß demselben der Proceß als einen meinendigen Deserteur kurz gemacht und wenn das Kriegs-Recht ihm den Strang zuerkennen wird, solche Sentenz an ihn ohne weitere Umstände und Aufenthalt vollzogen werden soll, damit einestheils ein nöthiges Exempel denen leichtsinnigen Leuthen zum Schrecken statuiret, andernteils aber durch eine geschwinde Execution dem Ueberlauff, so ich sonst deshalb von der familie oder dessen Verwandten exponiret bin, vorgebeugt werde.

Euer wohl affectionnirter König  
(gez.) F.

Potsdam, den 24. April 1749.

Dabei mag bemerkt werden, daß auch nach unserem Militär-Strafgesetze die Fahnenflucht im Kriege event., im Frieden aber niemals mit dem Tode bestraft werden kann. Im preussischen Heere war übrigens, auch im Kriege, die Desertion notorisch gering, und es lag dies zweifellos daran, daß der Soldat hier mehr wie in den meisten anderen Armeen mit seinem Regimente verwachsen war, und daß es der Mehrzahl an esprit de corps nicht mangelte. Waren die Leute auch für die Sache, die sie verteidigten, nicht begeistert, so fühlten sie sich doch als Soldaten des großen Königs und Feldherrn, ihre Officiere aber waren überzogene Anhänger der Monarchie und dienten dem Könige mit bewußtem Patriotismus — und beides, der Einfluß des Königs und der Officiere, riß die Armee zu unerhörter Tapferkeit und Ausdauer hin! Solche Kriegstaten, wie sie durch die Worte: Kossbach, der Marsch durch Sachsen und Leuthen ausgedrückt werden, konnten nur durch eine innig mit dem Feldherrn verwachsene und ihm bis ans Aeußerste folgende Armee ausgeführt werden — sie erwecken die Bewunderung der Nachwelt und lassen uns verstehen, wie gewaltig der durch Friedrich d. Gr. und sein Heer auf die Zeitgenossen hervorgebrachte Eindruck gewesen sein muß.

Wie ganz anders sah es aber damals in vielen anderen Armeen aus, am besten noch in der, den Preußen im 7jährigen Kriege fast ebenbürtigen österreichischen Armee, und dann bei den Hannoverischen Truppen, welche sich zur selben Zeit als Bundesgenossen Friedrichs unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig unsterblichen Ruhm in Westfalen und am Rhein erwarben; am jämmerlichsten dagegen war der Zustand der Reichs-Armee d. h. jener Truppen, welche, aus den verschiedensten Reichscontingenten zusammengestellt, bei Kossbach um die Wette mit den Franzosen davonliefen. Es liest sich fast wie eine Fabel, wenn man sich die Mühe giebt, die Einzelheiten der Operationen von Kossbach, die Erzählung der im Heere herrschenden Indiscipline und Zuchtlosigkeit, und die Schilderung der Katastrophe selbst kennen zu lernen, man begreift kaum, wie ein Jahrhundert und ein Land so sehr verschiedene Einrichtungen, wie die beiden sich dort bekämpfenden Heere hervorbringen konnte<sup>\*)</sup>. Wenn auch gewiß Desertionen in nicht geringer Zahl vor und nach den Schlachten bei der preussischen und den besser disciplinirten Armeen vorkamen, so war davon hier gar keine Rede: Das halbe Reichsheer lief nach der Schlacht auf dem nächsten Wege nach Hause, jeder Kriegsgeld, jeder innere Halt fehlte und die Mehrzahl dankte Gott, daß sie auf diese Weise frühzeitig bei „Muttern“ eintraf. —

Eine merkwürdige Verschiedenheit zwischen dem 7jährigen und dem 30jährigen Kriege beruht in der viel methodischeren Art, in der man im ersteren die Operationen leitete. Wir hatten in einem früheren Artikel erwähnt, daß die Armeen des 17. Jahr-

<sup>\*)</sup> Hierüber giebt K. Brodrick in seinem Buche: „Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichs-Armee von 1757“ interessante Aufschlüsse (Leipzig bei Doh 1858.)

hundreds niemals Herr der hinter ihnen liegenden Landstriche gewesen, daß infolge dessen ihre Verpflegung, der Nachschub an Rekruten, an Munition u. s. w. unendlich erschwert wurden und sie in der Hauptsache auf die Plünderung und Ansäugung des Landes sich angewiesen sahen. Das gerade Gegenteil zeigt der 7 jährige Krieg; man löste sich hier keineswegs von der Heimat los, und wenn es einmal geschah, so schuf man sich in dem eroberten Landstrich eine neue Basis, legte hier Magazine aller Art an, deckte diese durch die Armeeselbst oder durch besondere Truppen gegen den Feind und blieb in fortwährender Verbindung mit diesen, unter großer Mühe und mit vielen Kosten aufgespeicherten Lebensmitteln. Der Gegensatz zu der Kriegsführung im 30 jährigen Kriege ist außerordentlich scharf: im letzteren Raubsystem, Ansäugung des Kriegsschauplatzes bis auf das letzte Korn, Verwüstung einer Landschaft nach der anderen, im 18. Jahrhundert dagegen sorgfältige Vorkehrungen für die Verpflegung der Truppen, Vermeidung von Requisitionen und infolge dessen Abhängigkeit von den Magazinen, oder was daselbe sagen will, Führung des Krieges auf einem verhältnismäßig kleinen Raume. Zwei Dinge waren es, die diese Aenderung hervorgebracht hatten: einmal die Anschauung des Jahrhunderts, daß der Krieg ein Krieg der Fürsten sei, daß er den Bürger und Bauer nichts angehe und das Land durch ihn nicht ruiniert werden dürfe, und dann die Furcht vor Desertionen, zu deren Vermeidung man eine Verteilung der Armees auf größere Landstriche ungern anordnete. Selbst Friedrich d. Gr., der doch sonst an übliche Schablonen sich nicht zu kehren pflegte, ist nur sehr ungern von dem Magazinwesen abgewichen, vielmehr sind gerade von ihm berührt und in ihrer Art großartige Einrichtungen in Bezug auf die Magazinverpflegung seines Heeres getroffen worden, bei denen der Hauptwert auf die frühzeitige Ansammlung von Mehl und Brot für die Mannschaften, von Fourage für die Pferde und erst in zweiter Linie auf Fleisch und Zugemüse gelegt wurde. Ueberall gab es im Lande große Magazine, die jedes Jahr gefüllt und im Frieden zur Ausgleichung schlechter Ernten verwendet wurden. Der Armees folgten Feldbäckereien auf dem Marsche, vor allem aber eine nach unseren Begriffen ungeheure Masse von Fuhrwerken, welche Mehl, Brot und Fourage nachführten, eventuell nach den Hauptmagazinen zurückkehrten, ihren Vorrat dort ergänzten und somit die Verbindung zwischen der Armees und den Magazinen herstellten. Da ihre Zahl groß war, aber doch eine gewisse Grenze nicht überschreiten konnte, durfte man sich nur eine bestimmte Zahl Marsche von den Magazinen entfernen und mußte dann, wenn man weiter vorrücken wollte, neue Magazine anlegen. Ein Hauptzweck vieler Operationen des Krieges war nun nicht etwa der, den Feind vernichtend zu schlagen, sondern der, ihn von seinen Magazinen abzudrängen und sich womöglich selbst in Besitz derselben zu setzen, wodurch man für die eigene Armees Lebensmittel erhielt und den Aufenthalt des Gegners in irgend einem Landstrich unmöglich machte.

Ganz anders ist heute die Verpflegung unserer Armees im Kriege geregelt, sie schließt sich den in unserer Zeit geltenden Anschauungen über den Krieg an, wie denn überhaupt das Heer und die Feldzüge immer ein getreues Abbild ihres Jahrhunderts mit der Sitte und den Unsitten desselben sind. Augenblicklich sind aber die Kriege Kämpfe einer Nation gegen die andere, ganz naturgemäß muß also jeder Angehörige des Volks, Bürger oder Bauer auch an den Lasten des Krieges teilnehmen, und es gilt deshalb bei uns als Regel, die Armees vermittelt der Requisitionen solange vom Lande, in dem sie sich gerade befindet, leben zu lassen, bis dort keine Lebensmittel mehr vorhanden sind, erst dann die aus Magazinen nachgeführten Vorräte, auch Conserven u. dgl. anzugreifen. Unser Verpflegungssystem ist also ein gemischtes, welches teils an das des 18. Jahrhunderts, teils an das des 30 jährigen Krieges erinnert, nur mit dem, allerdings großen Unterschiede, daß wir die Lebensmittel auf dem Kriegsschauplatze nicht durch Raub und Plünderung, sondern, soweit es möglich, durch Kauf oder reguläre Requisition beschaffen. Gewisse Zwangslagen können natürlich und werden in allen Kriegen eintreten, in denen die eigene Existenz allen anderen Rücksichten vorangestellt wird und es vielleicht sogar dem einzelnen Soldaten überlassen werden muß sich, seine Verpflegung, nötigenfalls mit Gewalt, selbst zu verschaffen.

Die Hauptzeit für die Kriege war damals in noch weit höherem Maße wie jetzt das Frühjahr, Sommer und Herbst, der Grund hierfür einfach der, daß die Wege im vorigen Jahrhundert durchweg weit schlechter wie heutzutage waren und eine Fortführung des Krieges unendlich machten — man legte also bei Eintritt der schlechten Jahreszeit die Truppen in die Winterquartiere und begab den unterbrochenen Feldzug im nächsten Jahre, nachdem man in der Zwischenzeit die Verluste ergänzt und die Truppen neu ausgerüstet hatte. Diese Unterbrechung der Feldzüge durch den Winter, die ganze methodische und deshalb langsamere Art der Kriegsführung, die verhältnismäßig geringen Kosten der alles in allem 100,000 Mann zählenden Heere gegenüber unseren sich auf eine Million Streiter belauenden Streitmächten, ferner der Umstand, daß im Jahre die gewerbetreibenden Teile des Volkes nicht dienten, der Handel und Wandel also nicht in dem Maße wie heutzutage während eines Kriegs lahm gelegt wurde — erklären zur Genüge die längere Dauer der damaligen Feldzüge. —

Mit Bewunderung hat Mit- und Nachwelt, Freund und Feind, so sehr verschieden man auch die Beweggründe der Politik Friedrichs d. Gr. beurteilt hat, seine Kriegsthaten angefaunt, wie er sich seiner Feinde erwehrte und dabei doch nie die Wohlfahrt seines Landes als Regent außer Augen ließ. Der König war mit Ausnahme des ersten Schlesiens Krieges immer in der politischen Defensive, d. h. er verteidigte sein Land gegen die Angriffe zahlreicher Feinde — militärisch aber führte er diese Verteidigung stets als Angreifer, ganz ähnlich wie Deutschland 1870/71, und von ihm stammt das Wort: „Die Preußen sollen allemal den Feind attackieren.“ Seine Feldherrngröße zeigte sich gerade darin, daß er, mochte er auch dem Gegner weit an Zahl unterlegen sein, ihm fast immer auf den Leib rückte, ihn angriff und sich sehr selten das Gesetz des Handelns von ihm vorschreiben ließ. Die Schlachten jener Zeit bieten von denen der letzten zwanzig Jahre ein sehr verschiedenes Bild, schon deshalb, weil damals in der Regel nur etwa 30—40000 Mann und weniger die Schlacht auf jeder Seite durchkämpften, während z. B. bei Gravelotte das deutsche Heer allein fast 180,000 Mann stark war. Bei der Infanterie herrschte, ganz im Gegensatz zum heutigen Gebrauch, die geschlossene Ordnung, Arm an Arm vor, das Feuer dieser Waffe begann erst auf sehr geringen Entfernungen, auf 200 Fuß vom Feinde, man vermied den Kampf um Dörfer, Büsche und Gehölze; die Artillerie, welcher noch etwas Zerstörerisches anlebte, war weit weniger beweglich und besaß bedeutend weniger Treffweite und Treffsicherheit, wie die moderne Feld-Artillerie. Unergleichlich, und die Leistungen der Infanterie fast noch übertreffend, war die Thätigkeit der preussischen Kavallerie, die oft das Schicksal der Schlachten entschied und der die österreichische Kavallerie nur zeitweise ein ebenbürtiger Gegner war. Die Thaten eines Ziethen und vor allem die Seydlitz' bei Kossbach, Leuthen, Zornsdorf und bei vielen anderen Gelegenheiten sind bekannt und leben im Volksmund fort; wie bedeutend die Leistungen dieser Waffengattung waren, beweist wohl das Eine, daß noch heute jeder anfrichtige und seine Waffe liebende Kavallerist weiß, wie viel von der jetzigen deutschen Reiterei gelernt werden muß, damit sie in ihren Leistungen sich der Friedrichs des Großen an die Seite stellen kann. Wohl ist die berühmte Attacke der Brigade v. Brebow bei Mars-la-Tour an Todesverachtung und Heldennut jenem Hüte des Dragoner-Regiments Anspach-Baireuth (jetzt Kürassier-Regiment Königin) bei Hohenfriedberg völlig ebenbürtig — aber zur Entscheidung der ganzen Schlacht hat die neue deutsche Kavallerie nicht so beigetragen, wie die preussische Kavallerie im 7-jährigen Kriege; allerdings ist ihre Lage den weittragenden Feuerwaffen gegenüber auch um vieles schwieriger geworden. —

Das überlegene Feldherrn genie Friedrich des Großen, die Disciplin und die meisterhafte tactische Ausbildung der Armee, der vortreffliche Geist seines Officierscorps — das sind die Momente, welche dem preussischen Heere seine tonangebende Stellung im 18. Jahrhundert verschafften. Nach des großen Königs Tode fehlte dem stolzen Bau der Hausherr, der Sturmwind, der eine neue Zeit auf seinen Flügeln herbeiführte, ließ ihn zusammenbrechen — aber das Material war gut, und nach kurzer Unglückszeit erhob sich die Armee machtvoll und glänzender wie zuvor. Die preussisch-deutsche Armee hat

sich der Freiheitskämpfer von 1813—15 und des Heeres des 18. Jahrhunderts würdig gezeigt, aber auch ihrer harren neue Stürme, und sie wird diese nur dann siegreich bestehen können, wenn sie mit der gottvertrauenden Begeisterung jener alten, wider Napoleon ausziehenden Scharen die strenge Zucht und Disciplin, den Gehorsam bis zum Tode und die Begriffe von Ehre, wie sie unter Friedrich dem Großen angebahnt und gepflegt wurden, verbindet und, unbeirrt durch die Verlockungen des modernen Lebens, sich zu bewahren versteht. —

## Conservatismus und Philosophie.

Von H. Heichen.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. 1. Heft: Ueber das realistische Princip der Autorität als der Grundlage des Rechts und der Moral. Von Prof. Dr. Frederichs, nebst Entgegnungen des Präsi. v. Kirchmann, Lic. Dr. F. Kirchner, Prof. Michelet, Oberl. Effen und Prof. Lajon. — 64 S. Pr. M. 1,20. — (Halle, Pfeffer.)

In dem Prospect, der eine neue Folge philosophischer Vorträge ankündigt, heißt es: der wesentliche Unterschied dieser philosophischen Publicationen von allen sonst erscheinenden liege darin, daß sie nicht bloß die Darstellung eines einzelnen Mannes, sondern zugleich eine daran sich schließende Discussion einer erheblichen Anzahl anderer Mitglieder bieten. Dieser Weise, die Philosophie zu behandeln, sei die Klarheit, Bestimmtheit und Verständlichkeit zu danken, welche die auf uns gekommenen Schriften der griechischen Philosophen auszeichne. Nach dieser Methode wird im vorliegenden ersten Heft in Anlehnung an einen Vortrag des Professors Frederichs „Ueber das realistische Princip der Autorität als der Grundlage des Rechts und der Moral“, die Frage nach der Grundlage der Ethik in dramatischer Rede und Widerrede behandelt. „Man hätte freilich nicht erwarten sollen“, so heißt es in dem Vortrage, „daß, nachdem Kant, der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Ethik, dieselbe auf das Princip der Autonomie des Willens fest begründet hatte, man noch einmal versuchen würde, die Ethik auf heteronomistischer Grundlage zu errichten. Es ist aber dennoch in neuester Zeit durch den Realismus geschehen, der den ganzen Inhalt des Ethischen, worunter das Nethische und Moralische gefaßt ist, von den Geboten erhabener Autoritäten ableitet.“ Uns freilich ist dieser Versuch nicht so ganz unerwartet gekommen, denn das Zeitalter ist nun einmal so spitz geworden, daß die idealistische Philosophie und der humanistische Idealismus überhaupt auf allen Gebieten von dem Realismus, und dieser wieder von dem Materialismus auf die Haden getreten wird. Warum sollte dies nicht auch auf dem Gebiete der Ethik geschehen? Es ist v. Kirchmann, der es unternommen hat, die von Kant gelegte, angeblich so feste Grundlage zu erschüttern. Er geht dabei aus von einer Kritik der „Vernunft“, die von den Idealisten als die einzige Quelle der Sittlichkeit behauptet wird. Schon Aristoteles, „welcher die Elemente der Seele aus dem Mischmaß seiner Vorgänger bestimmter heraus hob“, habe den *νοῦς* nur als die Quelle der höchsten Oberzüge, von welchen die Schlußfolgerungen beginnen, angesehen wissen wollen. Eben dahin deute die *ratio*, mit welchem Wort die Römer das griechische Wort übersetzten, und auch unser deutsches „Vernunft“ werde im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend und abwechselnd mit Verstand gebraucht, und nur die idealistischen Systeme der Philosophie hätten hier einen Unterschied einzuführen versucht. Von diesen sei die Vernunft für den Sitz der Ideen erklärt worden; diese Ideen seien dann zu selbständigen Mächten erhoben

worden, welche sogar den Gang der Geschichte bestimmen sollten. Indes schon Kant habe in seiner Kritik der reinen Vernunft vor den Ideen als einem dialektischen Scheine gewarnt, während er bekanntlich im Praktischen einen ausgedehnten Gebrauch von der „Vernunft“ gemacht und seine ganze Ethik darauf gebaut habe. Das Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft laute demnach bei Kant: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Von Schopenhauer sowohl wie von Hegel, also von entgegengesetzten Seiten, sei das Leere und Tautologische dieses Principis gerügt worden, und v. Richmann zeigt an einigen sehr treffenden Beispielen u. a. dem bekannten vom Depositum, daß Kant selbst, um aus seinem Princip einen Inhalt des Sittlichen abzuleiten, die Pflicht geradezu auf den Egoismus und die Lust gestützt hat. Und, wie wir hier einschalten dürfen, ebenso wie die Entwicklung der Speculation, war der reale Verlauf der Weltgeschichte: von der „Vernunft“ ging die große Bewegung, die wir als die französische Revolution zu bezeichnen pflegen, aus, um nach fürchterlichen Kämpfen und Kriegen aller Art, schließlich bei dem Egoismus und dem Utilitarismus anzulangen. Schon Schleiermacher sei deshalb, so fährt v. Richmann fort, um einen Inhalt des Sittlichen zu gewinnen, auf die „Einheit der Vernunft mit der Natur“ zurückgegangen und Hegel habe zu gleichem Zwecke seine „dialektisch-speculative Entwicklung der Begriffe“ erfunden. Wie wenig indessen auch mit diesem Mittel ein Inhalt in das Sittliche erbracht werden könne, habe E. v. Hartmann in der Vorrede zu seiner Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins dargezogen, und sogar einer der eifrigsten Verehrer Hegels, unser verehrtes Mitglied, Professor Laffon, sage in seiner in der philosophischen Monatschrift erschienenen Abhandlung über Religionsphilosophie: „Die Deduction aus dem Begriff des Absoluten ist bei Hegel offenbar nur Form der systematischen Einheit des Gedankens, wobei die bei dem Denken vorhergegangene empirische Analysis des Objects blos in der Darstellung verschwindet. Allein jedermann kann es wissen, daß Hegel den materiellen Inhalt seiner Lehre auf empirischem Wege an der Hand der Thatfachen gefunden, und daß er sie nur nachträglich, jede an ihrer Stelle, dem System der Begriffe formell so eingereiht habe, wie anzunehmen ist, daß der weltbildende Geist jedes der wesentlichen Momente seiner Erscheinung aus der Hülle seines Wesens hervorgehen läßt.“ — „Der empirische Weg wird nur hinterdrein nicht mehr erwähnt und das speculative Resultat nur als solches angezählt.“ Soweit die Aus- und Anführungen des Realisten, und damit wären auch wir ungefähr bei dem Punkte angekommen, den wir zu erreichen wünschten. Nicht ganz, denn einen kurzen Umweg müssen wir noch machen, um uns das anzusehen, was denn seitens der Realisten als Grundlage und Quelle des Sittlichen angesehen und behauptet wird. In früheren, dunkleren Zeiten waren dies unter anderen der Familienvater, der Fürst, die Gottheit, d. h. die Priester, die sich für die Vertreter derselben ausgaben, in unserer aufgeklärten, fortgeschrittenen, wissenschaftlichen Zeit, oder wie Richmann sich wörtlich ausdrückt: „in Culturstaaten liegt die Quelle des Moralischen hauptsächlich in der öffentlichen Meinung.“ Also das wäre des Pudels Kern und der Weisheit letzter Schluß, gefunden selbstverständlich auf inductivem, streng wissenschaftlichem Wege. Und wo liegen, so wird man weiter fragen dürfen, denn die Quellen der öffentlichen Meinung?! Der Casus macht mich lachen. — — Sollen wir schließlich in zwei Sätzen zusammenfassen, was sich uns als Resultat der interessanten und lehrreichen Controverse aufdrängt, so ist es folgendes: so lange der Idealismus es macht, wie Hegel es nach Laffons Darstellung gemacht hat, so lange er nicht den Mut hat, den von Schelling gewiesenen Weg einzuschlagen, d. h. so lange derselbe, aus Furcht für unwissenschaftlich gehalten zu werden, die Thatfache eines lebendigen persönlichen Gottes zu ignorieren und zu verleugnen sucht, so lange wird er, und nicht blos auf dem Gebiete der Ethik, einen wirklichen Inhalt nicht zu gewinnen vermögen; und so lange der Realismus jene höchste Realität aus demselben Grunde zu sehen sich weigert, so lange wird er, und wiederum nicht blos auf dem Gebiete der Ethik, schließlich immer bei einer Absurdität anlangen müssen. In dem persönlichen, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, der dem Menschen, unfassbar allerdings für den an der Oberfläche und an

der Kette der Notwendigkeiten sich kümmerlich hintastenden menschlichen Verstand, die Anlage zur sittlichen Freiheit verliehen hat, ist die wahre, lebendige Vermittlung zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Autonomie und Heteronomie gegeben und allein in ihm.

## Zur Geschichte der Entdeckungen der kleinen Planeten.

Nach dem Holländischen bearbeitet von

W. Valentiner.

### II.

Einen Namen hatte nun der neue Planet — von Piazzi „Ceres“ genannt — aber es fehlte noch an weitem Beobachtungen, die man doch vor allem nötig hatte. Viele hatten sich mit ihm beschäftigt, aber er war bisher doch nur von Piazzi, und von diesem nur kurze Zeit gesehen worden. Es bestand in Wahrheit weniger Aussicht, daß man ihn je wieder finden würde, als man dachte. Schon im August fing man an den Planeten anzuschauen, aber vergebens; im September war der Erfolg nicht besser. So vergingen ganze Monate, und Ceres, die trotz des eifrigsten Suchens nicht gefunden wurde, schien ein stetes Räthsel bleiben zu sollen. Piazzi hatte durch die Verheindlichung seiner Beobachtungen nichts Besseres verdient, aber es war hart für die Astronomen, die sich für die Entdeckung so begeistert hatten. Als der Planet noch ganz in den Sonnenstrahlen verborgen war, trieb das Volk schon lustig seinen Spott darüber, daß er nicht beobachtet wurde. Jetzt waren Monate verfloßen, seitdem seine Wiederkehr durch die Astronomen prophezeit war und jeder mußte geflehen, ihn nicht gefunden zu haben. Dies erregte Heiterkeit und überall belustigte man sich über die getäuschte Erwartung der Astronomen. Es ist wirklich eine beachtenswerte Erscheinung, daß so viele sich sichtlich freuen und ihrer Spottlust freien Zügel schießen lassen, wenn sie meinen, die Astronomen auf irgend einem Irrtum erappt zu haben. In anderen Wissenschaften sieht man ein beständiges Bauen und Zerstoren von Systemen, welche keinen Schritt näher zur Wahrheit führen und welche, wenn sie einen gewissen Kreis durchlaufen haben, mögen sie noch so veraltet sein, doch immer wieder als besondere Neuigkeit zu Tage treten. In noch andern Wissenschaften findet man die Gelehrten in beständigem Streit über Wahrheit und Principien, den einen rühmen was der andere tadelt, und bald umstoßen, was kurz zuvor Grundtat war, heute widerlegen, was gestern als unwiderlegbares Resultat verkündet worden. Nichts von diesem allen findet man in der jetzigen Astronomie. Ihre Grundsätze gelten für alle Zeiten, ihre Jünger verfolgen mit vereinten Kräften dasselbe Ziel. Was in ihr als Wahrheit erkannt wurde, stützt sich auf Beweise, die nimmer umgestoßen werden können. Während andere Wissenschaften kaum Vergangenheit und Gegenwart zu ergründen vermögen, die Astronomie verkündet die Zukunft, und ihre Prophezeiungen treffen mit einer Sicherheit ein, die selbst dem Verächter der Wissenschaften imponieren muß. Man hat daher wohl Ursache, die Astronomen zu entschuldigen, wenn sie sich ausnahmsweise einmal irren; während man aber täglich ohne Verdruß allerlei Irrtümer in andern Wissenschaften hören muß, ist man entsetzt, wenn die Astronomen der obendrein grundlose Verdacht eines Fehlers trifft. Mißgönnt man vielleicht den Astronomen die Vollkommenheit ihrer Wissenschaft und verachtet man ihre Früchte, weil man sie nicht zu brechen weiß? Wie dem auch sei, die Entdeckung der Ceres liefert vom Angeführten ein sprechendes Beispiel. Man spottete schon, als der Planet nicht beobachtet wurde, da er noch vollkommen unsichtbar war, und als er über Erwarten lange ausblieb, war man gleich mit der Erklärung bei der Hand, daß die ganze Entdeckung

nur eine Fabel sei. Namentlich hatte man es auf v. Zach abgesehen, der regelmäßig acht Monate hintereinander in jeder Nummer seiner Monatschrift einen Artikel über den neuen Planeten aufgenommen hatte. Der Planet Ceres hat den Astronomen freilich einige Zeit schwere Sorgen bereitet, aber nur um sie in der Folge einen größeren Triumph feiern zu lassen. Durch viele zusammentreffende Umstände wurde die Wiederentdeckung ersichert. Ueberall hatte man mit ungünstiger Witterung zu kämpfen und von allen Seiten ertönten laute Klagen darüber. Der Planet, welcher schon bei der ersten Entdeckung nicht hell war, mußte in den letzten Monaten des Jahres 1801 viel weiter als damals von der Erde entfernt, und daher auch viel schwächer sein. Unter diesen Verhältnissen konnte man kaum erwarten, ihn rasch wieder aufzufinden, wenn man nicht seinen Ort mit großer Genauigkeit kannte. Dies war jedoch aus den früher erwähnten Ursachen nicht der Fall. Zur Berechnung einer elliptischen Bahn nach der damals bekannten Methode reichte das Beobachtungsmaterial nicht aus. Wie wollte man nun also mit einiger Sicherheit angeben, wo sich der Planet, nachdem fast ein Jahr nach seiner Beobachtung vergangen war, aufhielt! Die Theorie war hier ersichtlich zurecht und auch die Beobachtungen schienen viel zu wünschen übrig zu lassen. Aus den sogenannten Elementen der Bahn eines Gestirns, d. h. aus den Größen, durch welche eine Bahn vollständig bestimmt ist, berechnet man die Orter, wo es sich früher befand und wo es sich künftig befinden wird; ein sicherer Beweis für die Richtigkeit einer Bahnbestimmung besteht dann darin, daß die Berechnung die beobachteten Orter des Gestirns vollkommen genau wiedergiebt. Eine nicht richtige Bahn kann auch nicht die ursprünglichen Beobachtungen, mögen diese selbst die größte Vollkommenheit haben, genau darstellen; ist andererseits eine Reihe von mehr als drei Beobachtungen ungenau, so ist keine Bahn möglich, welche allen in voller Strenge genügt. Weber die elliptische Bahn der Ceres von Burkhart, noch kreisförmige, welche von Olbers und Piazzi berechnet waren, genügten den directen Beobachtungen. Bei dem heutigen Zustande der Theorie würden wir in ähnlichem Falle unmittelbar sehen, daß sich die Abweichungen durch eine genauere Bahn merklich würden vermindern lassen, damals wurden sie nur Beobachtungsfehlern zugeschrieben und sie zeigten jedenfalls, daß man auf den vorausberechneten Ort nicht allzu sicher bauen durfte.

Diese Unsicherheit und die Schwierigkeiten, welche Ceres den Astronomen bereitete, scheint notwendig gewesen zu sein, um ein aufblühendes Talent in strahlendem Glanze leuchten zu lassen. Ein damals noch unbekannter Jüngling, bald der Ruhm und die Fierde des ganzen gebildeten Europa, der unsterbliche Gauß kam ans Licht, weil sich der Planet Ceres in Dunkelheit verbarg; Gauß fand darin den Trieb, sich zu dem Gelehrten auszubilden, welchen noch jetzt Astronomen und Mathematiker als ihren Meister erkennen und oerehren. Gauß hatte damals schon viele Untersuchungen über die Bestimmung der Bahnen der Himmelskörper ausgearbeitet; aus diesen folgte eine ganz neue Methode für die Bahnbestimmung, nach welcher eine leicht zu lösende Aufgabe wurde, was früher kaum zu bewältigende Schwierigkeiten bot. Die Ceres hatte die Vollendung seiner Methode veranlaßt, sie sollte der erste Prüfling für dieselbe sein. In einem der letzten Monate des Jahres 1801 wurde die Bahn der Ceres aus Piazzi's Beobachtungen von Gauß nach seiner neuen Methode berechnet und alle Zweifel über dieselbe fielen fort. Sie schloß sich fast vollkommen an jene Beobachtungsreihe an und lieferte dadurch einerseits den Beweis, daß jene Beobachtungen, entgegen den früheren Meinungen, sehr genau waren, anderseits, daß die Gauß'sche Bahn vor allen andern den Vorzug verdiente. Gauß berechnete nun auch die Orter, wo der Planet sich im December 1801 und Januar 1802 befinden mußte, und diese waren ganz andere, als Burkhart und Olbers früher gefunden hatten; die Abweichung betrug mehr als das Sechszehnfache des Raumes, welchen der Mond scheinbar am Himmel einnimmt. Da der Planet sich nur durch seine Bewegung von den hunderten kleinen Sternen in seiner Nähe unterscheiden ließ, so war diese Abweichung groß genug, um die Astronomen auf ganz falsche Spur zu führen.

Die Gauß'sche Arbeit, deren hohen Wert man nicht verkennen konnte, besetzte die deutschen Astronomen mit neuem Mut. Besonders verlangte v. Zach wieder nach klarem

Himmel, jedoch erst am 7. December heiterte sich das Wetter auf. Er bemühte diesen Abend eifrig zum Aufzeichnen und Beobachten kleiner Sterne, welche in der Gegend des Himmels, wo der Planet nach Gauß's Rechnung zu suchen war, standen. Er fand einen Stern, welcher früher nicht beobachtet worden war und daher der Planet sein konnte; um das constatieren zu können, mußte aber erst eine Bewegung beobachtet werden. Die Bitterung wurde gleich wieder schlecht, und erst am 31. December konnte v. Zach seine Sterne von neuem durchbeobachten. Der Stern, welcher schon am 7. December verdächtig war, hatte sich bewegt und gerade in der Weise, wie der Planet sich nach der Rechnung bewegen sollte; folglich war derselbe wiedergefunden. Wenige Tage später erhielt v. Zach die frohe Nachricht, daß auch Olbers den Planeten am 1. Januar 1802 — also gerade ein Jahr nach der ersten Entdeckung — beobachtet hatte. Mit wunderbarer Genauigkeit hatte Gauß den Ort des Planeten angegeben, während die Rechnungen von Burkhart, Olbers, Piazzi bedeutend von der Wahrheit abwichen. v. Zach und Olbers erklärten, daß sie ohne die Rechnungen von Gauß, der eine Arbeit geliefert hatte, wie es die berühmtesten Mathematiker seiner Zeit nicht vermochten, den Planeten sicher an ganz falschen Stellen des Himmels gesucht haben würden, ja daß der Planet vielleicht ganz verloren gegangen sein würde. In Frankreich, England und Italien hatte man nach vielen fruchtlosen Versuchen den Mut verloren. Auch Herschel hatte lange vergeblich gesucht und schrieb an Bode, daß es an dem von ihm (Bode) mitgetheilten Orte am Himmel keinen Planeten gebe. Messier hatte über 300 kleine Sterne sorgfältig beobachtet, aber der Planet befand sich nicht unter denselben. Endlich kam die Nachricht nach Paris, daß v. Zach und Olbers den neuen Planeten wiedergefunden hätten; man erfuhr hierdurch genau den Ort des Planeten, und am 24. Januar glückte auch Méchain die Wiederauffindung. Bald nachher wurde er ebenfalls durch andere französische Astronomen beobachtet, die offen eingestanden, daß ihre früheren Nachforschungen mit mehr Erfolg würden gekrönt worden sein, wenn sie die Gauß'sche Arbeit besser gewürdigt hätten. In England sah Maskelyne den Planeten zuerst am 3. Februar, jedoch auch erst, nachdem er von der Wiederauffindung in Deutschland gehört hatte. Piazzi sah den Planeten erst am 25. Februar, und zwar auch nur mit Hilfe der Gauß'schen Angaben. Da der Planet rasch an Helligkeit zunahm und alle Schwierigkeiten, ihn zu finden, gehoben waren, wurde er bald auf den meisten Sternwarten gesehen und beobachtet. Der interessante Himmelskörper, den Piazzi entdeckt hatte, der darauf verloren und jetzt wieder gefunden war, sollte sich nun nicht mehr dem wachsenden Auge der Astronomen entziehen. Der König von Neapel konnte nun getroßt die Entdeckung eines neuen Hauptplaneten des Sonnensystems seinem Reiche zuschreiben und eine Denkmünze zur Erinnerung an dieses wichtige Ereignis prägen lassen. Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig aber entdeckte indessen in seinem kleinen Lande mehr als einen Planeten; er fesselte Gauß an die Astronomie, indem er ihm eine Pension aussetzte, bis sich eine seiner würdige Stellung finden würde. Anspruchslos und bescheiden zweifelte dieser, ob er die Pension vom Herzog annehmen solle, und that es nur, nachdem er sich eine neue wichtige Aufgabe zum Ruhm seines Vaterlandes gestellt hatte.

Jeder Planet ist eine fortlaufende Quelle von Arbeiten für die Astronomen, denn so genau man auch seine Bewegung kennen mag, immer wird man, selbst nach Tausenden von Jahren, Veranlassungen zu neuen Verbesserungen finden. Wenn sich auch der Himmelskörper genau nach den einfachen Gesetzen Keplers bewegte und die Beobachtungen sich nicht weiter verbessern ließen, würde man doch seine Bahn um so genauer bestimmen können, je länger er beobachtet worden wäre; nun ist die Bewegung aber weit zusammengesetzter Natur und die Genauigkeit der Beobachtungen ist jetzt bereits so sehr im Vergleich zu der aus früheren Jahrhunderten vorgeschritten, daß niemand bestimmen kann, wo bereinst die Grenze liegen wird. Je länger nun aber wiederum ein Körper beobachtet ist, um so genauer werden sich einestheils die Unregelmäßigkeiten im Laufe bestimmen lassen, um so zahlreicher werden sich andertheils diese Unregelmäßigkeiten zeigen, und letzteres um so mehr, da gewisse Störungen sich erst nach Jahrhunderten be-



merkbar machen und Jahrtausende brauchen, um kleine Kreise zu durchlaufen. Beachtet man nun noch, daß die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung eines Himmelskörpers, mögen sie auch im allgemeinen sehr gering sein, in Wahrheit zahllos sind; daß durch Vervollkommnung der Theorie und Praxis bald als eine wichtige Größe angesehen wird, was kurz vorher wegen seiner Kleinheit entweder nicht bemerkt oder vernachlässigt wurde — dann wird man leicht zugeben, daß die Untersuchungen über die Bewegung der Gestirne niemals ihren Abschluß finden können. Auch die Ceres mußte Gegenstand fortwährender Arbeit für die Astronomen bleiben; und forderte sie bereits kurz nach ihrer Entdeckung die größte Sorgfalt, so fehlte es zum Glück nicht an Astronomen, welche ihr eine solche zuwandten. Vor allem mußte man Beobachtungen haben, und jeder bestrebte sich, deren so viele und so genaue als möglich zu liefern. Die deutschen Astronomen sahen ein, daß die Sorge der stets genaueren Bahnbestimmung am besten Gauß zu überlassen sei. Die zahlreichen Beobachtungen trugen denn auch fortwährend unter seinen Händen so schöne Früchte, daß die ausgezeichnetsten Männer der Zeit diese mit Bewunderung ansahen.

Seit vielen Jahren hatten die Astronomen die Entdeckung eines Planeten zwischen Mars und Jupiter mit Ungeduld erwartet und endlich war ihr Wunsch erfüllt worden. Der neu entdeckte Planet entsprach allen billigen Erwartungen, denn in der Neigung seiner Bahn, die freilich etwas größer als die der alten Planeten war, übertraf er doch die der Mercurbahn nicht erheblich, und was die Excentricität der Bahn betraf, so war die der Marsbahn selbst noch größer. Man hatte die geringe Größe des noch unentdeckten Planeten stets als Grund angesehen, warum er so lange verborgen geblieben war, und man konnte auch jetzt billigerweise nicht verwundert sein, als es zu Tage trat, daß er von allen andern Planeten so sehr an Größe übertroffen wurde. Freilich, daß er, wie Herschel angab, nur einen Durchmesser von 35 Meilen habe, daher über 100,000 Mal kleiner als unsere Erde sein solle, hatte man nicht erwartet und manche Astronomen setzten Zweifel in die Herschelschen Beobachtungen. Niemand kam dabei auf den Gedanken, daß nach der Entdeckung der Ceres noch mehr Planeten im Sonnensystem existieren konnten, es sei denn höchstens ein einziger, der stets unserem Auge entzückt, jenseits des Uranns das Sonnensystem bewache.

Die Pflanzthaler Gesellschaft, welche mit soviel Eifer ihre Arbeiten begonnen hatte, scheint letztern als ganz nutzlos aufgegeben zu haben, sobald die Piazzi'sche Entdeckung bekannt geworden war; auch später ließ sie nichts mehr von sich hören. Der neue Planet hatte die Astronomen wohl etwas enttäuscht, da er sich wegen seiner Kleinheit kaum beobachten ließ, wenn er seine größte Entfernung von der Erde erreicht hatte — immerhin hatte man den Himmelskörper, nach welchem man sich so gesehnt hatte, gefunden und mußte nun zufrieden sein. Indessen war Ceres nach kurzer Zeit die Ursache einer neuen Entdeckung, deren Möglichkeit man hartnäckig würde geleugnet haben und die alles bisher in der Astronomie beobachtete Absonderliche bei weitem übertraf.

Der neue Planet Ceres mußte sich im Jahre 1802 längere Zeit nahe in derselben Gegend des Himmels aufhalten und auch im Juni fast denselben Punkt wieder erreichen, an welchem er sich im Anfang des Jahres befunden hatte. Um jedes Mal möglichst gut für seine Beobachtungen vorbereitet zu sein, prägte sich der Bremer Arzt und Astronom Olbers die Himmelsgegend vollständig ein und fertigte sich eine genaue Zeichnung von derselben an. So konnte er jeden Abend ohne zu suchen den Planet auf den ersten Blick erkennen und jeden kurzen klaren Augenblick für die Beobachtung desselben benutzen, während andere die Zeit oft mit dem Ausschauen verloren. Als er am 28. März 1802 Ceres beobachtet hatte, durchmusterte er jene Gegend des Himmels nochmals mit dem Fernrohr, zu seinem Erstaunen fand er dicht bei dem Punkte, wo er Ceres am 1. Januar entdeckt hatte, einen Stern siebenter Größe, der, wie ihm erinnerte sich war, in den Monaten Januar und Februar hier nicht gesehen hatte. Nur einige Stunden genügte ihm, um sich zu überzeugen, daß der Stern sich bewegte, doch hielt

er eine Fortsetzung seiner Beobachtungen während einiger Tage nötig, um auch andere hiervon zu überzeugen. Wie unerwartet und überraschend die Entdeckung auch sein mochte, Olbers zweifelte keinen Augenblick daran, daß der neue Himmelskörper ein Planet sein müsse, was auch noch deutlich daraus hervorging, daß er ihm sofort den Namen Pallas beilegte.

Als Olbers die Bewegung des neuen Himmelskörpers einige Tage lang beobachtet hatte, theilte er seine Entdeckung den Astronomen mit, welche nun durch seine ausführlichen Berichte in den Stand gesetzt wurden, den Planeten ohne die geringste Mühe aufzufinden. Am Morgen des 4. April kam die Nachricht der Entdeckung auf dem Seeberg an und noch bevor zwölf Stunden vergangen waren, war der Himmelskörper auf der dortigen Sternwarte von v. Zach, Burg und Pasquich gesehen und scharf beobachtet. Als v. Zach den Himmelskörper wiederholt durch gute Instrumente gesehen hatte, behauptete er zwar ausdrücklich, daß er keine Spur eines Nebels an ihm bemerkt habe — dennoch sehen wir wahrlich auch dieses Mal den Planeten zuerst als Kometen von v. Zach ankündigen. Auch Bode, der sich nicht wenig darauf zu gute hielt, daß er mit zuerst Ceres als Planeten erkannt hätte, hielt das von Olbers entdeckte Gestirn zunächst für einen Kometen. So wenig hielten selbst die gewiegtesten Astronomen nach der Ceres-entdeckung die Existenz noch eines bis dahin unsichtbaren Planeten im Sonnensystem für möglich!

Zunächst kam es darauf an, eine Bahn des Gestirns aus den vorhandenen Beobachtungen zu berechnen. Olbers fand bald, daß dieselbe absolut keine Parabel, aber auch kein Kreis sein könne; vermutlich mußte die Bahn eine nicht sehr langgezogene Ellipse, ähnlich wie bei den übrigen Planeten, sein; wenn aber schon die größere Neigung der Ceres- und Erdbahn gegen einander auffallen mußte, so noch weit mehr die der Pallasbahn.

Olbers blieb trotzdem in seiner Ansicht über das Wesen des entdeckten Gestirns fest, und bald wurden durch Gauß alle noch bestehenden Zweifel gehoben.

Als der Himmelskörper noch kaum 14 Tage beobachtet war, unternahm Gauß die Berechnung seiner wahren Bahn, ohne von irgend einer Annahme über die eigentliche Art derselben auszugehen. Die gefundene Bahn wurde bald durch mehr Beobachtungen verbessert, und ehe drei Wochen nach der Entdeckung vergangen waren, hatte Gauß die Pallasbahn viel schärfer bestimmt, als die vereinigten Bemühungen vieler Astronomen ohne ihn die Ceresbahn in acht Monaten hatten bestimmen können. Die Bahn war eine Ellipse, freilich viel langgestreckter als die der Ceres, aber kaum langgestreckter als die des Merkur. Die Neigung war in der That so außerordentlich groß, wie Olbers gefunden hatte, aber was am meisten erstaunen mußte, war, daß die mittlere Entfernung der Pallas von der Sonne und die Umlaufzeit fast genau den entsprechenden Größen der Ceres gleich waren. Man hatte also an dem Orte im Sonnensystem, wo man einen Planeten vermist hatte, nun zwei gefunden.

Bald nach der Entdeckung der Pallas zeigte es sich, daß die Astronomen ohne Hilfe von Gauß leicht in große Verlegenheit hätten kommen können. Die Wichtigkeit der von Gauß berechneten Ceresbahn verriet sich an der ausgezeichneten Uebereinstimmung mit den Piazzischen Beobachtungen, und es war daher natürlich, daß Olbers und v. Zach sich beim Aufsuchen der Ceres einzig durch Gauß leiten ließen, wenn derselbe sie auch auf ganz andere Fahrte als seine Vorgänger brachte. Ceres wurde an dem von Gauß angegebenen Orte gefunden und auch nirgends anders gesucht. Als die günstige Zeit zum Aufsuchen der Ceres gekommen war, befand sich zufällig die damals noch ganz unbekannte Pallas in unmittelbarer Nähe derselben, und hätte man die Nachforschungen über einen größeren Teil des Himmels ausdehnen müssen, so hätte man ebenfougt in Pallas wie in Ceres den gesuchten beweglichen Stern finden können. Mit Verlangen sah man nach neuen Ceresbeobachtungen aus, welche mit den ersten von Piazzì verbunden, eine sehr sichere Bahn hätten ergeben müssen. Hätte man nun Pallas zuerst gefunden, so würde es niemandem eingefallen sein, daß sie ein anderes Object als der Piazzì'sche Planet hätte sein können; man hätte dann die neuen Beobachtungen der

Pallas mit den früheren der Ceres verbunden, um aus allem zusammen eine Bahn zu berechnen, die nicht bestand und die daher auch unmöglich hätte gefunden werden können. Es würde eine nicht zu lösende Verwirrung entstanden sein und beide Planeten würden für Jahre ganz verloren gegangen sein; eine Menge kostbarer Zeit wäre durch anstrengende Arbeiten nutzlos verschwendet, eine sicher nicht geringe Zahl Hypothesen zur Erklärung des Sachverhalts wären aufgestellt worden. Glücklich segelte die Astronomie, von Gauß geleitet, an der gefährlichen Klippe, an welcher sie schweren Schiffbruch gelitten haben würde, vorbei.

Als Gauß seine erste Bahnbestimmung der Pallas vollendet hatte, erklärte Olbers, welcher sich durch seine neue Methode der Berechnung der Kometenbahnen so viel Ruhm erworben hatte, welcher durch die außerordentliche Gewandtheit im Rechnen allgemeine Bewunderung fand, er erklärte, daß er die sämmtlichen, die Pallasbahn betreffenden Untersuchungen Gauß ganz überlassen werde, da es für jeden ein vergebliches Bemühen sein würde, mit diesem großen Mathematiker zu wetteifern.

Die Entdeckung zweier Planeten in einer Entfernung von der Sonne, in welcher man nur einen für möglich gehalten hatte, mußte wohl zu manchen Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben. Herschel meinte, daß nunmehr das sogenannte Titius'sche Gesetz ein für allemal als falsch beseitigt sei, während Bode, als eifrigster Anhänger dieses Gesetzes, gerade in dem Umstand, daß Pallas und Ceres sich in gleicher Entfernung von der Sonne befanden, nun neue Bestätigung fand. Olbers glaubte in den Bahnen dieser Planeten Andeutungen für seine bekannte Hypothese zu finden, daß beide Planeten früher einen Körper gebildet hätten und daß letzterer durch diese oder jene Kraft zerprengt worden sei. Wenn ein Planet in seiner Bewegung um die Sonne durch eine inwardige Kraft in Stücke springt, dann wird diese Kraft jedem der Stücke außer der früheren Bewegung eine neue erteilen. Jedes Stück wird dann eine nach Richtung und Schnelligkeit von dem ursprünglichen Planeten verschiedene Bewegung empfangen und daher auch eine Bahn beschreiben, welche von der des ursprünglichen Planeten abweicht.

Der gemeinsame Schwerpunkt aller dieser Stücke muß aber stets in der ursprünglichen Bahn des Planeten liegen und die Bahnen müssen sich in dem Punkte des Welt-raums schneiden, wo die Sprengung stattfand. Da nun die Massen der kleinen Planeten sich nicht bestimmen ließen und man auch nicht wußte, ob die zwei entdeckten die einzigen Stücke waren, welche den ursprünglichen Planeten gebildet hatten, so ließ sich auch nicht die Bewegung des gemeinschaftlichen Schwerpunkts nachweisen. Die Bahnen waren jedoch bald genau genug bestimmt, um ein richtiges Urtheil über ihre gegenseitige Lage zu gestatten. Wären die Bahnen gleich groß und dabei kreisförmig, dann würden sie sich, da ihre Mittelpunkte mit der Sonne zusammenfielen mußten, notwendig an zwei einander gegenüberliegenden Punkten schneiden, dabei war es dann gleichgültig, wo ihr Anfang liegen mochte; da nun die Bahnen fast kreisförmig und sehr wenig von einander verschieden waren, so mußten sie sich beinahe an zwei Orten treffen. Einen vollständigen Schnittpunkt fand man nicht; derselbe hätte übrigens nur von kurzer Dauer sein können, da die Bahnen ihre Form und Lage namentlich durch die Anziehung des Jupiter merkbar verändern. Man fand jedoch an einem Punkte einen viel geringeren Abstand zwischen beiden Bahnen, als bei ihrer Form und Größe notwendig schien, und hierin lag ein Grund, welcher die Olbers'sche Hypothese begünstigte. Man hatte bei Ceres und Pallas Lichtveränderungen wahrgenommen, zur Erklärung derselben brauchte man nur annehmen, daß sie, ohne kugelförmige Körper zu sein, sich um bestimmte Axen drehen und uns so bald eine größere, bald eine kleinere Oberfläche zeigten. Auch diese Erklärung stand ganz im Einklang mit der Olbers'schen Hypothese, welche vielfach besprochen wurde, ohne jedoch gründliche Wiederlegung oder Bestätigung zu finden; ihren Wert erlangte sie jedoch nur durch die Folgen, welche sie später für die Astronomie hatte.

Wenn die Planeten Ceres und Pallas sich in ihrer geringsten Entfernung von der Erde befinden, zeigen sie sich ohngefähr ebenso hell wie Sterne siebenter Größe, so daß sie für ein sehr scharfes Auge in besonders günstigen atmosphärischen Verhältnissen noch allenfalls ohne Fernrohr zu erkennen sind. In diesem Falle ist es für einen

Astronomen, der gute Instrumente zur Verfügung hat, nicht schwer, mit Hilfe der vorausberechneten Orte die Planeten zu finden, aber dies wird ganz anders, wenn sie weiter von der Erde entfernt sind. Wenn die beiden Planeten sich in Kreisbahnen in der Ebene der Erdbahn bewegten, dann würde ihre Entfernung von der Erde sich ohngefähr um die doppelte Entfernung der Erde von der Sonne verändern können, der Abstand würde dann zu gewisser Zeit fast doppelt so groß als zu anderer Zeit sein. Die Veränderung der Entfernung von der Erde wird aber, besonders bei der Pallas noch bedeutend durch die lauggezogene Form und die große Steigung der Bahn vergrößert. Niemals können sich zwar die Planeten so weit von der Erde entfernen, daß sie wie die Kometen für uns ganz unsichtbar werden, aber sie können doch, und zwar speciell Pallas, solche Entfernungen erreichen, daß sie uns nur noch als sehr schwache Sterne erscheinen; durch Fernrohre von mittelmäßiger Größe sind sie dann kaum zu beobachten, und selbst durch sehr lichtstarke Instrumente ist die Auffindung unter den unzähligen kleinen Sternen, die sich äußerlich nicht von ihnen unterscheiden, ziemlich schwierig. Unter solchen Verhältnissen war es nicht allein notwendig, den Punkt des Himmels genau zu bestimmen, wo sich der Planet befinden mußte, sondern es war auch sehr nützlich, wenn man exacte Karten von den betreffenden Gegenden des Himmels besaß. Mit Hilfe solcher Sternkarten würde man oft auf den ersten Blick entscheiden können, welcher der im Gesichtsfelde sichtbaren Sterne der Planet sei. Derartige Karten gab es aber damals noch nicht, und Harding, welcher eigentlich Theologe war, sich aber später ganz der Astronomie wandte, fasste den lästigen Entschluß, diesem Bedürfnis der Astronomie abzuhelfen. Er begann bald nach der Wiederauffindung der Ceres und der Entdeckung der Pallas ausführliche Karten von den Gegenden des Himmels zu entwerfen, in denen sich die Planeten in den nächsten Jahren befinden mußten. Zunächst zeichnete er in seiner Karte die Sterne ein, welche Valande und andere betrachtet hatten, dann verglich er die Karten mit dem Himmel und fügte nun alle Sterne bis zu neunter Größe ein; zuletzt gab er noch die Orte des betreffenden Planeten für die verschiedenen Tage an. Solange also die Planeten nicht schwächer als Sterne neunter Größe waren, konnten sie mit Hilfe dieser Karten ohne weiteres erkannt werden. Verschiedene der Karten wurden gestochen und von v. Jach in seiner Zeitschrift zur geeigneten Zeit herausgegeben, während Harding für seinen eigenen Gebrauch noch Karten in größerem Umfange anfertigte. Obwohl die Hardingschen Karten nur die Sterne bis zu neunter Größe hinab enthielten, wurden sie wegen ihrer Genauigkeit doch als unentbehrliche Hilfsmittel beim Auffuchen der kleinen Planeten angesehen. Um diese Karten möglichst accurat zu machen, verglich Harding dieselben zu verschiedenen Zeiten mit dem Himmel und zeichnete dann sofort einen früher etwa übersehenen Stern ein. Eine solche Verbesserung war zwar selten nötig, aber sie kam doch zu Zeiten vor. So passierte es auch, daß er am 1. September 1804 einen Stern der achten Größe sah, der auf seiner Karte fehlte und den er nachher sofort einzeichnete. Als er am 4. September wiederum eine Revision vornahm, sah er, als habe er drei Tage früher den Stern fehlerhaft eingetragen, außerdem fehlte der Stern aber auch auf einer früher von ihm entworfenen Karte, die dieselbe Himmelsgegend umfaßte. Augenblicklich vermutete Harding, daß der Stern eine Bewegung besäße, aber da er zunächst die Ceres zu beobachten hatte, konnte er nicht gleich eine scharfe Ortsbestimmung des Gestirns erhalten — später bedeckte sich der Himmel mit Wolken. Am folgenden Abend zeigte es sich jedoch, daß der Stern sich wiederum bewegt hatte, und damit war Harding überzeugt, einen noch unbekanntem Himmelskörper, der nur ein Planet sein konnte, entdeckt zu haben. Der neue Planet hatte in seiner äußern Erscheinung und in seiner Bewegung soviel Aehnlichkeit mit den Planeten Ceres und Pallas, daß Harding keinen Augenblick zweifeln konnte, daß jenem derselbe Rang im Sonnensystem gebühre. Rasch teilte er seine Entdeckung den Astronomen mit, und da der Planet ziemlich hell war, wurde er gleich gefunden, wo man nun nach ihm suchte.

Ganz gehörte natürlich zu den ersten, welche den neuen Planeten beobachteten, und fand aufs neue Gelegenheit, seine Methode der Bahnbestimmung im glänzendsten Lichte zu zeigen. v. Jach sandte ihm seine ersten Beobachtungen vom 13., 14. und 15. Septbr.

und erhielt zu seinem Erlaunen mit der nächsten Post die Bahnbestimmung, welche Gauß aus diesen Beobachtungen in Verbindung mit seinen früheren abgeleitet hatte. Wenige Tage später verbesserte er die Rechnung so, daß er mit genügender Sicherheit die Orte, an denen sich der Planet in den nächsten Monaten befinden mußte, vorausberechnen konnte. So trat der Fall ein, daß nach Ablauf von drei Wochen, bevor noch die meisten ausländischen Astronomen etwas von der Entdeckung wußten, ein Planet entdeckt und beobachtet, seine Bahn berechnet und seine scheinbare zukünftige Bewegung vorausgesagt war. Das war einer der Erfolge des Eifers und der Tüchtigkeit der deutschen Astronomen, ein Beweis, wie die Astronomie mehr als in andern Ländern in Deutschland in Blüte stand. Der neue Planet erhielt von Harding den Namen Juno. Die Berechnung ergab, daß Juno der Sonne etwas näher stand als Pallas und eine um einige Monate kürzere Umlaufzeit hatte, während die Umlaufzeiten der Ceres und Pallas nur um einige Tage differierten. Die Neigung der Bahn der Juno war etwas größer als die der Ceres und die Excentricität, also die langgestreckte Form der Bahn, übertraf noch die der Pallasbahn. Daher kann die Entfernung von der Sonne auch noch größere Veränderungen erleiden, ihre kleinste Entfernung beträgt nur etwa  $\frac{2}{3}$ , von der größten.

Als zwei Planeten in der Gegend des Sonnensystems entdeckt waren, wo man nur einen erwartet hatte, lag kein Grund zu der Behauptung vor, daß es nicht noch mehr Planeten in derselben Gegend geben könne. Die Kleinheit der beiden Körper regte selbst bald genug den Gedanken an die Existenz einer größern Zahl ähnlicher Körper an. So wünschenswert es auch war, die noch unbekannt Planeten zu finden, so war es doch keine leicht zu lösende Aufgabe. Die Vilitenthaler Gesellschaft hatte die Vereinigung von vierundzwanzig Astronomen zur Auffindung eines einzigen Planeten für nötig gehalten und hatte ihre Thätigkeit gleich nach der Entdeckung der Ceres aufgegeben, als ob nun nichts mehr am Himmel zu entdecken sei. Ein einzelner Astronom aber konnte auf keinen Erfolg rechnen, wenn er allein den ganzen Himmel durchsuchen mußte. Anders gestaltete sich die Aufgabe, wenn es etwa einen Fleck am Himmel gäbe, welchen alle Planeten früher oder später passieren mußten; dann konnte man sich auf die Durchmusterung dieser Gegend beschränken und ein Astronom konnte die Arbeit allein ausführen. Durch diesen Gedanken wurde Olbers geleitet, als er auf die Idee kam, daß Ceres und Pallas Stücke eines zersprungenen größeren Planeten sein könnten. Zur Entscheidung dieser Hypothese kam die Entdeckung der Juno sehr erwünscht.

Als nun die Bahn der Juno berechnet war, zeigte es sich, daß diese den Bahnen der Ceres und Pallas am nächsten kam, wo sich letztere beiden fast berührten. Freilich fand keine vollständige Berührung der Bahnen statt, es blieben geringe Zwischenräume, aber man glaubte diese wohl durch die Veränderungen erklären zu können, welche die Bahnen in den Tausenden von Jahren, die seit der Katastrophe verfloßen sein mußten, erlitten hatten. Olbers hat seine Hypothese niemals als bewiesene Wahrheit dargestellt, und er bezweckte mit ihr nichts weniger als den Ursprung der kleinen Planeten zu bestimmen. Er erklärte zu wiederholten Malen ausdrücklich, daß er die Wahrheit seiner Hypothese ganz in suspenso lasse und sich derselben nur bedienen, um Anhaltspunkte bei ferneren Untersuchungen zu haben. Nach seiner Annahme mußten alle kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter früher oder später den Ort im Sonnensystem passieren, wo die Bahnen der drei schon entdeckten Planeten sich am nächsten kamen. Dieser Ort mußte sich leicht am Himmel bestimmen lassen, und da sich die Bahnen auch an der gegenüberliegenden Seite merkbar einander näherten, ließ er es unentschieden, an welcher Seite der ursprüngliche Punkt der Bewegung läge. Er erhielt so die zwei einander gegenüberliegenden Gegenden am Himmel, nämlich den nordwestlichen Teil des Sternbildes der Jungfrau und den westlichen Teil des Sternbildes des Wallfisches, in denen die noch unbekannt Körper sich früh oder spät zeigen mußten. Wenn ohngefähr jeden Monat diese Gegenden einmal aufmerksam durchsucht wurden, glaubte Olbers auf Erfolg hoffen zu können. Er selbst ging rasch an die Arbeit. Er prägte seinem Gedächtnis alle Sterne in den beiden erwähnten Himmelsgegenden so fest ein, daß ein

rascher Ueberblick genügte, das Erscheinen eines neuen Sterns zu constatieren. Mit Consequenz prüfte er monatlich einmal jene Stellen, und nachdem er sich durch einen scheinbaren Mißerfolg während einiger Jahre nicht hatte abschrecken lassen, fand er am 29. März 1807 im Sternbild der Jungfrau einen Stern, der etwas heller als sechster Größe und früher nicht sichtbar gewesen war. Olbers war Augenblicklich überzeugt, daß er sein Ziel erreicht hatte und daß der Stern, dessen Bewegung sich nach einigen Stunden schon verriet, einer der gesuchten Planeten sein müsse. Wenn die früheren Planetenentdeckungen stets durch einen Zufall begünstigt worden waren, so kam Olbers jetzt bei der Entdeckung seines zweiten Planeten kein Zufall zu Hilfe. Er hatte ihn systematisch an bestimmten Punkten des Himmels aufgesucht, indem er an einer einmal gefaßten Idee festhielt. Da sich Gauß um die früheren drei Planeten so große Verdienste erworben hatte, so bat Olbers ihn, seinem eben entdeckten Gestirn einen Namen zu geben, und dieser wählte den Namen *Vesta*. Selbstverständlich lieferte auch hier Gauß die erste Bahnbestimmung, es folgte aus derselben, daß Entfernung von der Sonne und Umlaufzeit merklich kleiner als bei den übrigen drei Planeten waren; die Excentricität war etwas größer als die der Ceresbahn, aber noch kleiner als die der Marsbahn; ihre Neigung war die geringste unter den vier Bahnen der neuen Planeten.

Die vier kleinen Planeten, welche im Anfang dieses Jahrhunderts entdeckt wurden, sind eine stets fließende Quelle schöner Arbeiten geblieben. Sie haben den Astronomen ungläubliche Mühen und Sorgen bereitet, bis durch sie Theorie und Praxis in der Weise gefördert wurden, daß jetzt keine Schwierigkeit mehr bietet, was damals fast unlösbares Problem war.

Olbers setzte noch bis zum Jahre 1815 regelmäßig seine Nachforschungen an den beiden Gegenden des Himmels fort, Harding arbeitete noch lange Jahre an der immer größeren Vollendung seiner Sternkarten, aber weder die Arbeiten dieser beiden Astronomen, noch die zahlreicher anderer, welche nicht direct auf das Suchen nach neuen Planeten gerichtet waren, führten zur Entdeckung solcher Himmelskörper. Es verging fast ein halbes Jahrhundert, bis constatirt wurde, daß die Gruppe der Planeten zwischen Mars und Jupiter aus weit mehr als vier Gliedern bestand. —

## Meliorem spero.

Socialpolitische Novelle.

Von Wilhelm Petersen.

In der alten mauerumschlossenen, von vier stattlichen altgothischen Backsteinthürmen überragten Hanfsstadt Sundburg, eine Stunde landwärts vom Ausfluß der Wubnitz in die Ostsee auf allwändischen Uferhügeln behaglich angeordnet, liegen schon dreihundertundfünfzig Jahre lang in der Gerberstraße, die ziemlich steil und in sanfter Windung vom Markt zum Hafen hinter führt, ein paar alte Siebelhäuser nebeneinander, eins nach rechts, das andere nach links, und beide gegeneinander sich neigend, vereinigte Kraft dem nagenden Zahn der Zeit, vereinigte Anstrengung dem drohenden Sturz entgegensetzend.

Ursprünglich waren beide Häuser im Siebelselde mit künstlich gefügtem gothischem Mauerwerk reich verziert gewesen; und jetzt noch prangt das obere im herrlichen Schmuck seiner alten Zierraten mit durchbrochener Galerie, mit Kojetten von schwarzen und dunkelgrün glazierten Ziegeln, mit den schmiedeeisernen Wetterfahnen und dem frommen Spruch über der Thür: „Hat eigenen Herd — Dir Gott beschert — So halt ihn werth. — Doch halt allezeit — Dich auch bereit — Zur Heimfahrt in die Ewigkeit.“ —

Das andere Haus dagegen hat ein Liebhaber des Topfbaus vor hundertfünfzig Jahren einer gründlichen Umwandlung unterzogen: statt der gotischen Kassetten schmedenartige Schnörkel, statt der zierlich gegliederten Pfeiler flache korinthische Säulen, auf der höchsten Finne statt der Wetterfahne mit dem Namenszug eine dickbäuchige antike Urne, und über der Thür eine ziemlich umfangreiche Schürzerei, den Genius der Aufklärung darstellend, eine jugendliche Frauengestalt, wie sie leicht geschürzt — das ist so ihre Art — und mit brennender Fackel bewaffnet einer ziemlich compacten Wolle von Eichenholz entsetzt, nach rückwärts festgenagelt auf einer Sonne von gleichem Material, deren ungefugter Strahlenkranz an mittelalterliche Marterwerkzeuge unwillkürlich erinnert. Das Bildwerk trägt die Unterschrift

Fiat lux!

und ist, wie das ganze renovierte Haus, mit Kalkfarbe weiß angestrichen.

Vor den Häusern auf der gegenüberliegenden Seite der Straße stand ein Brunnen und am Brunnen zwei Weiber; Frau Schmitten, die Krämersfrau und Frau Meiern, die Waisfrau. Eigentlich hatte die Meiern mit der Leuvenzen zusammen an der Marktede gestanden und über das letzte Feuer beim Apotheker Tiedt verhandelt — man wußte jetzt, daß es durch den Lehrling ausgekommen war, der auf dem Hof in der Kistenkammer die Petrolenlampe mitten in einen Haufen Hobelspäne hineingesetzt hatte — dann aber sah die Meiern ihre Freundin Schmitt der Pumpe sich nahen, und da sie eine Neugierst erler Klasse bei sich hatte, deren die Leuvenzen eigentlich nicht würdig war, so gab sie dieser den Abschied, eilte in die Gerberstraße und gleichzeitig setzten beide Frauen ihre Eimer nieder.

„Guten Morgen, Frau Schmitten — schön Wetter heute!“ begann die Meiern eifertig. Dann aber konnte sie nicht mehr an sich halten und sagte ganz unvermittelt nach kurzer Pause hinzu: „Ja, was man nicht alles erlebt!“

„Sie meinen wegen dem Feuer?“

„Ach gar! von dem Feuer spricht ja schon lange kein Mensch mehr. . .“

Schmitt merkte etwas. Es war ihr aber peinlich, daß Meiern etwas wissen sollte, was sie noch nicht wußte, und daher suchte sie wenigstens noch durch Ironie den Wert der kommenden Enthüllung herabzudrücken: „Na, Ihr Mann ist doch wohl nicht Bürgermeister von Sundburg geworden?“

Ohne auf diese halb boshafte Frage zu achten, flüsterte die Meiern, die jetzt mit ihrer Geschichte zum Plazen geladen war: „Ich kann mich doch darauf verlassen, Schmitten, daß Sie nicht weiter darüber sprechen werden.“ —

„Wie können Sie so etwas von mir denken; das wissen Sie doch — von mir erfährt kein Mensch etwas“ —

„Ich habe es nämlich der Marie seit versprochen, nicht darüber zu reden“ — Marie war das Mädchen in dem gegenüberliegenden Vorgward'schen Hause mit der Aufklärungsthuir — „und es ist auch nur, daß ich mit Ihnen ein Wort darüber spreche; keinem andern würde ich etwas sagen.“

Und dann neigte sie sich zu ihrer Freundin und sagte mit wichtiger Miene und im Flüsterton: „Mit dem Max Fricke und Helene hat es am letzten Sonntag Nachmittag eine große Geschichte gegeben.“

Die Meiern weidete sich um einen Moment am sprachlojen Erkennen ihrer Zuhörerin. Dann fuhr sie fort: „Das ist nämlich so mit den Augen schon eine ganze Zeit hin und her gegangen; wenn er bei Burchards durch den Thorweg in die Fabrik giug, dann stand sie am Fenster, oder sah auch wohl hinten vom ersten Stockwerk auf den Hof herunter, wenn er da bei den Maschinen arbeitete. Alltags sind sie aber doch wegen den anderen vorsichtig gewesen; letzten Sonntag erst haben sie sich so ganz ans Versehen mal im Thorweg, der geschlossen war, getroffen. Wie sie aber gerade im besten Erzählen sind, kommt die Alte drüber zu — na und was es da gegeben hat, das können Sie sich denken. Jetzt ist Herr Vorgward schon ein paar mal nebetan gewesen beim alten Fricke und hat den Nachbar vom Himmel bis zur Erde gebeten, doch den Max von Sundburg fortzuschicken. Von Heiraten könnte doch nichts werden und er

sollte doch ihn und sein Kind nicht unglücklich machen. Der Max will aber nicht fort von Sundburg, auch wenn er bei Borgwards gekündigt wird."

"Ja die Borgwards werden immer feiner" — meinte Schmitten. „Sonst wär' das gar kein so übles Paar. Er ist ein hübscher tüchtiger Kerl und findet sein Brod. Und vor dreißig Jahren, kann ich mich noch besinnen, galt der alte Fricke mit seiner großen Schlosserei mehr in der Bürgerschaft als die Borgwards mit ihrem Kramladen. Es ist kaum zehn Jahre, daß der Arnold mit seiner Fabrik so hoch gekommen ist. Aber wenn erst die Leute ein bißchen Geld haben, dann gehts auch gleich mit der Nase in die Höhe" —

"Ja, und ob sie wirklich so viel Geld haben? Tischler Nagel, der ihnen die neue Bank vor die Hausthür gemacht hat, hat zwei Monat auf sein Geld warten müssen, und hats doch so nötig; sieben Kinder und die kranke Frau — denken Sie nur mal!"

"Und wie lange kann dauern, dann finds acht" —

"Aber wissen Sie, was jetzt die Leute sagen? Sie sagen, daß der neue Director von der Bank am großen Fischmarkt, der immer bei Borgwards zu thun hat, auch die Helene freien will. Es ist ein Berliner, der schrecklich viel Geld haben soll" —

In diesem Augenblick öffnete sich die Borgwards'sche Thür und mit einem Korb voll Salat, der gewaschen werden sollte, trat Marie heraus und eilte an den Brunnen. Eine innere Stimme hatte ihr interessante Gesellschaft am Brunnen prognosticiert, ein Blick aus dem Fenster sie belehrt, daß ihre Ahnung richtig gewesen; so eilte sie schnell, um den aufregenden Fall vom letzten Sonntag mitzuberaten. Ueber das Verschwiegenheitsgeflübe der Meiern machte sie sich nicht die geringsten Illusionen; sie wußte wohl, daß diese die Nachricht anschießlich gegen das Versprechen, wie ein Grab zu schweigen, weitergeben würde. Aber bei dem ausgedehnten Bekanntenkreise der Meiern mußte die Zahl dieser Gräber sehr bald zu einem stattlichen Kirchhof anwachsen.

"Na, Frau Meiern" — rief Marie übers ganze Gesicht lachend schon von weitem ihrer Fremdin zu — "Sie wollten ja nichts weiter erzählen und nun wissen es doch schon alle Leute" —

Meiern dachte gar nicht daran sich aufs Zeugnen zu legen. „Du liebe Zeit", sagte sie, „herumgesprochen wird so etwas doch."

"Ja, und bei uns kommts jetzt anders", erwiderte Marie. „Heute Abend haben wir große Abendgesellschaft. Eigentlich sollte sie schon gestern sein, aber Kuhlke hatte gestern keine Zeit wegen dem Ballfest beim Gerichtsdirector." — Kuhlke war der geachtete Lohndiener in Sundburg. — „Heute Abend wirds aber ganz sein. Justizrath's kommen mit ihrer Tochter, der neue Bankdirector, der Herr Obergpfarrer, Weplers, Steinede's und dann die Baronin, die jetzt das hübsche Haus vor dem neuen Thor gekauft hat. Das ist 'ne schöne Frau, und immer in Seide. Unsere Frau will sich das aber nicht länger bieten lassen und hat sich jetzt auch ein neues Seidenkleid gekauft, bei Salomon am Markt und unser Fräulein wird ein Roja-Mullkleid anziehen mit Seidenbesatz, ganz schmal an den Knien, ganz weit oben, lange Schleppe und 'ne große Schleife gerade auf" —

"Da geht der Salat hin!" — unterbrach hastig die Schmitten den Redestrom. Marie hatte im Eifer des Gesprächs den Korb umgeschüttet und mußte nun ihren Salat theils von der Straße, theils aus dem Brunnenstein wieder zusammenfinden.

"Und singen soll unser Fräulein auch", ging gleichwohl augenblicklich die Rede weiter. „Eigentlich kann sie's nicht recht gut und ist immer dicht am Weinen, weil sie weiß, daß es nicht gut geht; aber unsere Frau will es jetzt mit Gewalt haben. Und nun hat schon seit zwei Wochen jeden Tag der Klavierlehrer kommen müssen. Na, und sie haben geübt, daß bei mir die Tassen auf dem Küchentisch gezittert haben und hinten in dem Herrn seiner Stube der Kalk von der Decke gefallen ist."

"Ach du meine Güte!" — warf Schmitten bekümmert ein.

"Na, und Max Fricke ist wohl nicht eingeladen?" fragte ironisch die Meiern.

"Ja der! Das ist vorbei. Man meint ja jetzt, daß es mit dem dicken Bankdirector etwas werden soll" —



„Den Fride sollten Sie sich einladen, Mariechen“ —

„Marie, Marie!“ — erschallte jetzt plötzlich von drüben her die scharfe Stimme der Frau Borgward und störte die Gerufene in der ihr keineswegs unangenehmen Aussicht mit dem hübschen Max Fride zusammen besprochen zu werden.

„Ich komme schon, ich bin grade fertig“ — rief Marie zurück, während sie noch schnell ihren beiden Gönnerinnen mitteilte, für heut Abend sei alles abgemacht mit den Plätzen und Banddirector Worrissen gegen neben Fräulein Helene zu sitzen.

„Na, nu machen Sie nur, sonst giebt's was“ — rief Schmitten der endlich dahin-eilenden nach.

Dann aber combinirten die beiden alten Freundinnen aus der Andeutung, die Marie über den Bankdirector gemacht, daß heute Abend mindestens schon die Verlobung gefeiert werden sollte und Schmitten beeilte sich, diese Vermutung als vollendete That-sache sofort sämtlichen Kunden mitzuteilen, die noch im Laufe des Nachmittags in ihrem Kramladen vorsprachen.

\* \* \*

Soiree bei Borgwards.

Die Gäste finden sich ein und rässeln in den wenigen Droschken Snnndburgs vor der Hausthür vor. Kuhlke mit Frack und weißer Binde hebt die Damen aus dem Wagen, die sich unten in Herrn Arnolds Zimmer ihrer Mäntel und Kapotten entledigen und dann gefolgt von ihrer männlichen Begleitung die Treppe hinaufsteigen. Oben strahlt das große Mittelzimmer im Glanz eines Kronleuchters, während die beiden Zimmer rechts und links davon durch mehrere Petroleumlampen feenhaft beleuchtet sind. Auf dem Hauptsofa thront, angethan mit dem neuen Seidenleide von Salomon am Markt, mit einer Banke, an der unendlich viele Bänder flattern und mit dem gewinnendsten Lächeln, das ihr zu Gebote steht, Frau Borgward. Unglücklicherweise wurde der lebens-würdige Ausdruck Frau Borgwards schon vor dem Eintritt des ersten Gastes auf eine harte Probe gestellt. Marie baute auf einem Seitentisch die guten Meißner Porzellan-tassen auf. Da fiel plötzlich eine ungenügend befestigte Kerze vom Kronleuchter auf den Fußboden, zerbrach und machte einen großen Stearinkef. Marie, sonst nicht nervös, aber in Aufregung gebracht durch ihre schon den ganzen Nachmittag erregte Gebieterin, folgte dem Beispiel des Kronleuchters und ließ vor Schreck die zwölfte Meißner Tasse auf den Boden fallen, daß sie in tausend Scherben klirrte.

Frau Borgward sprang jetzt in höchster Erregung auf und schidte sich an der Reihe nach ihren lieben Hausgenossen den Standpunkt klar zu machen, zunächst Helenen, welche die Lichter aufgesteckt hatte, dann Marie, welche die Tasse zerbrochen hatte, endlich ihrem Mann, daß er seiner Zeit die Anschaffung grade dieses Kronleuchters durchgesetzt habe, während sie gleich für den anderen mit den engeren Leuchtern gewesen sei, bei dem das Unglück jedenfalls nicht passirt wäre.

„Aber Helene“ — brach es denn los — „ich hatte Dir doch ausdrücklich gesagt, Du sollst mehr Papier um die Lichter wickeln — wein, dieser Flek, man muß sich ja schämen, wenn die Leute kommen“ —

Auf der Treppe wurden Tritte hörbar. Die Bärnende hatte nur noch Zeit schnell das unheilvolle Licht beseitigen zu lassen, der armen Marie, welche weinend ihre Scherben zusammensuchte, einen Blick zuzuwerten, der unmißverständlich sagte: „na, warte nur, morgen!“ und dann wieder ihr Gesicht in die lebenswürdigen Falten zu legen.

„Guten Abend, liebe Frau Justizrätin“, klang es dann gleich mit dem verbindlichsten Lächeln wie heller Modenton von ihren Lippen, „wie schön, daß Sie mal wieder zu uns kommen. Wir haben uns so lange nicht gesehen.“ Zugleich suchte Frau Borgward mit geschickter Wendung den Stearinkef zu verdecken. Aber der Plan miß-lang; sie stolperte über die neue Schleppe von Salomo am Markt, trat zu weit nach links und der Flek in seiner ganzen Ausdehnung ward sichtbar. Der Justizrat Mellin durchschaute sofort den Zusammenhang und suchte schnell nach einer versöhnenden Redensart.

„Hier ist wohl ein kleines Malheur passirt“, sagte er lachend, „dergleichen pflegt

immer im unrechten Moment zu passiren, bei uns brach mal das Sopha zusammen, als wir gerade die Frau Gerichtsdirectorin darauf niedergenötigt hatten" —

„Na, die wiegt aber auch gut ihre zwei Centner“ — meinte Borgward.

„Ihre hundert Kilo, wenn ich bitten darf, Herr Borgward. Wer so, wie Sie, mit der Zeit fortschreitet, darf sich doch der antiquierten Ausdrucksweise nicht mehr schuldig machen.“

„Sie sind schlecht, Herr Justizrat!“ — sagte erheitert Frau Borgward. „Meinem Mann kann es aber nicht schaden, wenn Sie es ihm ein bißchen geben“ —

„Sie treten dann nur an Stelle meiner Frau, Justizrat“, warf Arnold, auf dieselbe weisend, ein. „Eben schickte sie sich an, über den wichtigen Fall der Kerze eine längere Rede zu halten“ —

„Also hätten wir gehört; aber bitte, wir hören ja gerne zu, und werden sicher etwas profitieren“ — replicierte nun der Justizrat mit leichter Verbeugung vor der Frau des Hauses.

„Das hätte ich doch nicht von Ihnen gedacht, Herr Justizrat, daß Sie nun auch noch meinem Mann beistehen; das ist ihm gar nicht gut; er macht ohnehin gern mal einen Witz auf meine Kosten“ —

„Und meine Frau ergreift die Offensive gegen mich auch nur in Gesellschaft, weil sie dann sicher ist, daß ich leidlich liebenswürdig bleibe“ —

„Welche Verhütung für uns, diese Garantie zu haben!“

Beim Eintritt jedes neuen Gastes erhebt sich die Wirtin zur Begrüßung, nötigt die Ankömmlinge je nach Rang und Würden auf einen besseren oder schlechteren Platz, hält aber bis auf weiteres den Sophaplatz fest. Erst als später und zuletzt die Baronin Keinig kommt, eine stattliche Frau in glänzender großstädtischer Toilette, wie man sie in Sundburg nicht leicht zu sehen bekam, wird sie unter vielen Complimenten (von beiden Seiten) in die Staatsbede hineingenötigt. Unter dem Kronleuchter bleibt Arnold Borgward stehen und empfängt jeden Gast mit freundlichem Händedruck, neben ihm zuerst Helene, die aber bald ihre Freundinnen ins linke Nebenzimmer hineinzieht, wo der Gegenstand ihres Schreckens, das Pianino, bereits der Marter harret.

Die noch Unbekannten stellt Arnold vor, besonders Herrn Vankdirector Mor-rissen, ein Keines schwarzes, ziemlich fettes Männchen, mit lebhaften Handbewegungen und kispelnder Stimme, der zum ersten Mal eine Sundburger Soiree mitmacht. Im großen Kreise wird das Wetter lebhaft erörtert; der Stand der letzten Woche, der große Regenuß von gestern, die Kälte von heute.

„Es ist wirklich recht gut“, sagte der Justizrat zum Oberpfarrer Denker, der ueben ihm stand, „daß der liebe Gott sich das Wettermachen als Reservatrecht vorbehalten hat. Womit sollten sonst wohl unsere Unterhaltungen eingeleitet werden? Die Seemarte in Hamburg kann sehr leicht mit ihren Prophezeiungen destructiv auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse einwirken.“

Der Oberpfarrer lachte. „Wenn sie nur immer richtig wären. Sie haben aber sonst ganz recht. Wenn das Wetter nichts Unerwartetes mehr ist, so hört der Reiz darüber zu reden auf. Jetzt liegt sein Vorzug darin, daß es immer neu und immer gleichgültig ist, vortrefflich zur Einleitung.“

„Gewiß, so etwas braucht man. Gleich beim Eintritt ins Zimmer in medias res zu gehen und dem Gast seine Meinung abzufragen über Anßland oder die Unsterblichkeit der Seele, ist nicht möglich — wenn ich mich mit dem Wetter nur nicht so oft irrte. Aber zuweilen erkläre ich in Gedanken, daß es endlich mal schönes Wetter geworden sei und muß mich dann belehren lassen, daß es schon den ganzen Tag in Strömen gegossen hat“ —

„Verzeihliches Unglück!“

„Im Gegenteil gar keins, zuweilen ein großes Glück. Ich halte dann allem Widerspruch zum Trotz hartnäckig meine erste Wetterdiagnose anrecht, sofort ist der Streit im Zuge und die Unterhaltung belebt sich. — Wo haben Sie denn ihren Amtsbruder Peper gelassen?“

„Eingeladen ist er auch, wie ich höre. Aber Sie wissen, daß er selten in Gesellschaft geht. Es ist ja halb Grundfaß bei ihm . . .“

„Hoffentlich gründet er nicht schon wieder etwas. Er ist ein prächtiger Mensch, aber es wäre ein Glück, wenn er sich etwas concentrirte. Wir haben ihm neulich nachgerechnet, daß er nun schon die siebente Gründung hier verübt hat: Die Herberge zur Heimat, die Warteschule, die Nägdeherberge, den Jünglingsverein, die Anstalt für verwaahrloste Knaben, das Marthastift und dann sein Sonntagsblättchen, die „Heimatlänge aus Zion;“ der Jünglingsverein ist schon wieder eingegangen, die Nägdeherberge ist immer leer und überflüssig in einer so kleinen Stadt wie Sundburg und das Marthastift ist in chronischer Geldnot, während merkwürdigerweise sein Blättchen Abonnenten finden soll, obschon oft haarsträubende Erweckungs- und Befehrungsgeschichten darin stehen“ —

„Vielleicht grade deshalb. Das Volk liebt derbe Kost. Uebrigens ist doch die Herberge ein großer Segen, für die Sundburg ihm dankbar sein kann, die alten Herbergen waren gar zu sehr verwaahrlost, teilweise ganz liederlich geworden“ —

„Da trifft unser Geschmack zusammen. Die objectiven Schöpfungen der inneren Mission lasse ich mir auch gefallen. Dagegen läßt bei der subjectiven Treiberei, bei Tractatverteilung und Seelsorge der Damen und halbgebildeten Leute recht viel Verlehtes mit unter, und kommt schließlich doch auch wenig heraus.“

„Leider höre ich übrigens, um darauf zurückzukommen, daß Ihre Besorgnis vor einer neuen Gründung nicht ganz unbegründet, wenn auch die Sache selbst noch ungegründet ist. Peper geht in der That, wie er mir mittheilte, mit dem Plan um, jetzt in der Vorstadt auch ein Asyl für Trinker zu errichten.“ —

„Also wirklich! — Herr Borgward, haben Sie gehört, Peper kommt nächstens wieder mit dem Klingelbeutel — jetzt hat ers auf die Trinker abgesehen.“ —

„Na, wissen Sie, Peper ist ein guter Mann, der sichs sauer werden läßt; man giebt ihm gern mal, wenn mans dazu hat. Und etwas hat ja am Ende jeder übrig für humanitäre Zwecke.“

Herr Charles Morrissen, der Bankdirector, der die letzten Worte halb gehört hatte, trat dazwischen: „Um was handelt es sich, meine Herren, wenn man fragen darf?“

„Um ein Asyl für Trinker, Herr Morrissen, das Pastor Peper gründen will.“

„Er hat recht, der Herr Pastor, so etwas zu gründen. Es wird viel getrunken heutzutage. Für den Durst und über den Durst, besonders in den unteren Ständen“ —

„In den sogenannten oberen mindestens ebensoviel“ — warf der Justizrat ein.

„Doch nicht Branntwein, von dem ich sprach“ —

„Bier ist ganz genau so schlimm; es macht die Menschen aufgedunsen, dick und materiell“ —

Morrissen war beides und fühlte sich daher etwas getroffen. Er suchte das Gespräch abzuleiten und gleichzeitig noch seine Wohlthätigkeit ins rechte Licht zu setzen:

„Wollen Sie mir nicht auch die Liste zugehen lassen, Herr Pfarrer?“

„Ich bin an diesem Unternehmen nicht betheilig, Herr Morrissen, weil ich nicht den Mut habe, mich an immer neuen Unternehmungen zu betheiligen, ehe die alten auf festen Füßen stehen, aber mein Amtsbruder Peper wird sich wohl nicht zweimal anfordern lassen. Uebrigens hat er einen sehr feinen Spürsinn für offene Hände und es sollte mich sehr wundern, wenn Sie nicht schon auf seiner Liste ständen.“

Währenddem hatte der Justizrat den Gafgeber in die dem Damentisch entgegengekehrte Ecke genommen.

„Bitte sagen Sie mir, Herr Borgward, wer ist eigentlich diese Baronin Reinis.“ —

„So recht kenne ich sie auch noch nicht, aber sie ist durch Peper mit meiner Tochter bekannt geworden.“ —

„Ihre Tochter steht bei Peper immer noch in Gnast?“

„In der größten. Jeden Sonntag schreibt sie die ganzen Predigten bis ans Fittelchen über dem i nach. Meine Frau ist glücklicherweise etwas in Ungnade gefallen; sie wird ihm zu weltlich und giebt ihm auch zu wenig für seine unaufhörlichen Sammlungen. Meine Tochter trägt ihn aber ihr ganzes Taschengeld hin.“



„Ich verzeihe Ihnen vieles, aber daß Sie mithelfen wollen den alten Advokaten Reinhard in den deutschen Reichstag zu bringen, hätte ich nicht von Ihnen gedacht. In Berlin führt er das große Wort über Mittel und Wege die Welt zu verbessern, und wer ihn hier kennt, nimmt doch so leicht kein Stück Brot mehr von ihm an.“ —

„Du liebe Zeit — das muß man in der Politik nicht so genau nehmen. Er spricht doch gut, der Reinhard.“ —

„Gut, aber verkehrt. Glauben Sie wirklich, daß ein schlechter Mensch gute Politik treiben kann?“

„Ein guter wäre mir auch lieber. Warum lassen Sie sich denn nicht aufstellen?“

„Weil mich niemand wählen würde.“ —

„Wie gerne würde ich Sie wählen, wenn“ —

„Wenn ich auch mit Stroussberg Eisenbahnen gegründet hätte“ —

„Nein, das verlang' ich nicht“ —

„Oder wenns die „Sundburger Zeitung“ erlaubte“ —

„Mit der liebe sich reden. Aber Sie haben ja keine Partei, Justizrat“ —

„Und bekomme ich hoffentlich nie in meinem Leben“ —

„Das fürchte ich auch, allerdings in anderem Sinn. Sie sind konservativ und die Konservativen sind verschwunden von der Bildfläche“ —

„Gewiß, aber die Socialdemokraten sind da. Wer weiß, ob ich nicht mal von denen gewählt werde“ —

„Sie scherzen“, warf Morrißen dazwischen. „Sagen Sie selbst, ist denn nicht alles besser geworden in der Welt? Jetzt verdient ein Steinträger in Berlin vier Thaler den Tag — wann und wo war denn früher so etwas möglich?“

„Ob er das wirklich verdient, will ich dahin gestellt sein lassen. Wenn ers aber verdient, so ist es ein großes Unglück“ —

„Ein Unglück?“

„Für ihn und andere; denn auf die Dauer wird er diesen Lohn gewiß nicht beziehen. Er gewöhnt sich nur Bedürfnisse an, die ihm bis dahin fremd waren, und wird dann doppelt unglücklich, wenn der Verdienst mal wieder knapp wird.“

„Warum soll er denn knapp werden?“ fragte Morrißen. „Die Welt schreitet fort; wer nicht mitmacht, über den geht sie zur Tagesordnung über.“

„Ich bin jetzt 60 Jahre alt, geehrter Herr“, gab Melin zurück, „und über mich ist die sogenannte Tagesordnung schon so oft hinweggegangen, daß ichs mittlerweile gewohnt bin. Ich habe schon 48 miterlebt. Damals war es z. B. so sehr die Lösung Ihrer ganzen liberalen Partei, Freiheit für die Kirche zu fordern, daß man's sogar in die Verfassung schrieb. Und grade eben wirft der Falk, als wärens abgetragene Hufeisen, mir nichts dir nichts ein paar Artikel aus der Verfassung hinaus“ —

„Aber glauben Sie denn an die Unfehlbarkeit?“

„An Falk seine, oder die päpstliche?“

„Falk hat sich doch nicht für unfehlbar erklärt?“

„Nicht sich selbst, aber den Staat. Und da er denselben augenblicklich regiert“ —

„Er regiert ja gar nicht; das thut Bismarck“ — warf der dicke Wexler ein.

Den Damen wurde schon unbehaglich bei der allzu lebhaften politischen Discussion der Herren. Morrißen merkte das und wandte sich, ablenkend, an Helene:

„Und was sagen Sie zum Culturkampf, Fräulein Borgward? Sie stehen doch Ihrem Nachbar bei?“

„Ich werde doch wohl auf Seiten des Justizrats sein“, gab Helene zurück. „Eigene Meinung habe ich hier zwar nicht viel, aber Pastor Peper sagt doch auch, daß Falk unserer evangelischen Kirche Schaden thut. Denken Sie doch nur, wenn jetzt gar die Taufe abgeschafft wird und wir in Sundburg wieder Heiden bekommen“ —

Morrißen sah seine Nachbarin mit einem Ausdruck des Entsetzens an. Solche Auffassung war ihm in Berlin noch nie begegnet. Aber er faste sich schnell:

„Sie sind zu eng, Fräulein Borgward, Sie sind zu eng in Ihren Ansichten. Man muß weiter sein und nicht so viel Unterschied machen. Sie sagen ja alle dasselbe,

die großen Religionsstifter, von Moses bis Christus und Muhamed. Die Wissenschaft hat eben jetzt festgestellt, daß das ganze Christentum gar nichts Neues, sondern schon ganz und gar im Buddhismus enthalten gewesen ist! —

„Ganz doch wohl nicht, Herr Director“, sagte jetzt über den Tisch herüber Pastor Denker. „Etwas anders sehen doch Kultur und Civilisation bei den Buddhisten aus, als bei uns.“

„Nun sehen Sie auch noch Fräulein Borgward bei“, gab Morrißen halb ärgerlich, halb scherzend zurück.

Helene aber sah ihn mit ihren großen blauen Augen ruhig an und sagte:

„Ich brauche gar keinen Beistand, Herr Director. Vom Buddhismus verstehe ich gar nichts und von der Politik auch nicht viel. Daß es aber besser sein soll, wenn die Kinder nicht getauft werden, das glaube ich mit oder ohne Beistand nicht.“

Morrißen gab die Befehlungsvorlesung auf und wollte sich mit einem Witz aus der Affaire ziehen:

„Taufe oder nicht“ — sagte er — „über eus sind wir einig, mein Fräulein, daß es immer gut ist, wenn der Rotwein nicht getauft wird — der Bordeaux ist gut!“ — Er leerte sein Glas.

Und wieder sah ihn Helene ruhig und ernst an:

„Oh, o, Herr Director. So dürfen Sie nicht über die Taufe“ — —

„Aber ich bitte Sie, ich spaße ja nur“ — erwiderte begütigend der dicke Director.

„Eben darum“ — sagte Helene — „die Taufe ist doch kein Gegenstand zum Spaßen“ —

Glücklicherweise machte das allgemeine Rücken der Stühle und Aufstehen der Gesellschaft der Unterhaltung ein Ende, die grade zwischen Helene und dem Director peinlich zu werden begann. Morrißen nahm sich vor, ein ander Mal vorsichtiger umzugehen mit den Vorurteilen der Kleinstadt; Helene war froh ihn los zu werden.

Nachdem man sich erhoben und gesegnete Mahlzeit gewünscht hatte, meinte der dicke Kaufmann Meßler zum Justizrat, es sei eigentlich viel verlangt, daß einem solche reiche mitternächtliche Mahlzeit gut bekommen solle. Für gewöhnlich liege um 11 Uhr schon ganz Sundburg im tiefsten Schlaf, es sei ganz verkehrt, statt zur gewöhnlichen Zeit des Abendessens um 7 oder 8 Uhr, erst um 11 Uhr sich zu Tisch zu setzen.“

„Ihr Reformvorschlag wird durchgeführt, Herr Meßler, sobald Sie ein Mittel erfinden, die Gäste auch nach dem Abendessen festzuhalten. Ich fürchte aber, daß wenn man um 8 Uhr soupierte, alle Soireen in Sundburg spätestens um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr aus sein würden — da sind aber die Damen mit den Stadtneugleiten noch lange nicht fertig.“

„Grade darum — die Damen bleiben doch — und die Männer sollen sich dann wohl fügen; mit einer Cigarre im Nebenzimmer lassen sich übrigens die meisten auch still kriegen.“

Endlich allgemeiner Ausbruch und Trennung unter vielen Freundschaftsbethörungen. Der dicke Meßler empfahl sich sogar so verbindlich, daß er auf dem Flur die erste Stufe der Treppe überfah und polternd hinunterfiel. Arnold stürzte ihn nach: „Sie haben sich doch nichts gethan, Herr Meßler?“ Aber Meßler war von der Natur mit weichen Polstern angeflattet, er leuchtete zwar etwas, konnte aber doch gleich verbindlich erwidern:

„Bitte, Herr Borgward, bemühen Sie sich nicht, ich hätte ja ohnedem herunter gemußt!“

Denker und Justizrat Mellin gingen zusammen nach Hause.

„Dieser Bankdirector ist mir ein unangenehmer Mensch“, sagte Mellin, „es ist ja gar nicht zu sagen, was er der armen Helene für Unsiun vorgeredet hat; wie mag nur Borgward an den gekommen sein?“

„Ich höre, daß sie sich in der Loge kennen gelernt haben. Der Morrißen wußt hier überhaupt alle Logenverbindungen gründlich aus, um seine „Volksbank“ in die Höhe zu bringen. Den alten Körner, der Meister vom Stuhl ist, hat er auch schon in den Aufsichtsrat gebracht.“

„So lange sie in Geschäften bleiben, mögen sie thun, was sie wollen. Ich will nur hoffen, daß die arme Helene nicht auch noch Gegenstand des Geschäfts wird“ —

„So weit ist es doch wohl noch nicht“ —

„Kann aber dahin kommen. Ich kenne den Arnold von Jugend auf; er ist gutmüthig, aber leichtsinnig und leicht zu beeinflussen. Zieht Morrißen ihn in seine Netze, so ist er nicht der Mann viel Widerstand zu leisten.“

„Von einem größeren Geschäft, das sie vorhaben sollen, habe ich allerdings reden hören. Morrißen und Vorgward stehen angeblick mit Steinede, der heute Abend ja auch da war, in Verbindung, um ihm die „Sundburger Zeitung“ abzukaufen. Ich fürchte wir kommen, wenn die Sache sich macht, mit dem Blatt vom Regen in die Traufe.“ —

„Regen oder Traufe, — schlechter als es schon ist, kann es nicht werden!“

\* \* \*

Mar Fricke war ein verständiger Mensch. Als er sah, daß von Helenens Eltern Widerstand zu erwarten war, suchte er eine Unterredung mit Herrn Vorgward herbeizuführen, um sich Entscheidung nach der einen oder andern Seite zu holen. Er war zu stolz, um sich persönlich oder social irgendwie als unter Vorgwards stehend anzusehen, die wie er aus dem kleinbürgerlichen Mittelstande hervorgegangen, lediglich durch die guten Conjunctionen der letzten 10 Jahre einiges Vermögen angesammelt hatten und nun in die Kreise des Beamten- und Patricier-Standes von Sundburg einzubringen suchten. Aber er war auch zu nüchtern, um irgendwie romantische Ideen in sich aufkommen zu lassen. Das Gespräch fand statt bei einer zufälligen Begegnung in Fricdes elterlichen Hause.

Mar Fricke war auf runden Abschlag durchaus gefaßt und daher sehr verwundert, daß Herr Vorgward keineswegs ganz abweisende, sondern nur ausweichende Antworten gab; sie seien beide noch zu jung, namentlich müsse er, Fricke, doch vor allen Dingen etwas tüchtiges lernen, eine technische Schule durchmachen, eine Stelle haben, wo er eine Frau ernähren könne und dergleichen mehr. Mar war hoch erfreut. Au Fleiß und Ausdauer, die gestellten Ziele zu erreichen, wollte er es wahrhaftig nicht fehlen lassen; er war zufrieden, daß ihm nicht alle Hoffnung abgeschnitten war und schied mit Dank von Herrn Vorgward. Seine Sorge war nun natürlich von Sundburg fort und auf eine Fachschule zu kommen, zu deren Besuch ihm die Mittel fehlten, denn er hatte fünf Geschwister und von seinen Eltern wenig Hilfe zu erwarten. Aber die Hilfe kam, ehe er es dachte. Die Wünsche Fricdes mußten sich hermitgeprochen haben — ein junger Mensch, Karl Werner, der in der großen Sundburger Schiffswerft seine Lehrzeit demnächst beenden sollte, kam unaufgefordert zu Mar und fragte ihn ob es wahr sei, daß er aufs Technikum wolle. Als Mar bejahte, schlug er ihm vor, sie wollten zusammen reisen, nach Schönberg in Sachsen. Er habe nur noch nicht hinreichend Geld, meinte dagegen Mar.

„Wieviel brauchst Du denn?“

„Ja, ich weiß nicht wieviel man braucht. Unter 500 Mark wird wohl nicht auszukommen sein.“

„Das ist zu wenig. Ich rechne auf 1000. Wieviel hast Du denn?“

„Nicht viel. Ich habe wenig sparen können. Mein Vater war voriges Jahr lange krank, da habe ich mein Sparfläschchenbuch hergegeben.“

„Ich habe Geld übrig und will es Dir borgen. Du versprichst mir, daß Du es mir wiebergiebst, wenn Du später Verdienst hast.“

„Ja das will ich gerne thun; ich will auch sowenig brauchen wie möglich. —

„Nur nicht zu wenig, Mar. Du bist viel zu fromm und solide. In Schönberg wirbs lustige Gesellschaft geben, da wollen wir uns amüsiren; Du kannst immer fürs erste Jahr 1000 Mark von mir annehmen und für nächste Jahr sprechen wir dann weiter.“ —

„Wenn Du mir jowiel geben kannst, nehme ichs gerne an. Ich werde ja nicht alles brauchen. — Wo hast Du denn eigentlich das viele Geld her?“

„Meine Eltern sind voriges Jahr gestorben, da habe ich ein Kapital geerbt von 7000 Mark. Ich habe es jetzt auf der Volksbank stehen und kriege 6 Procent.“

„Das lasse ich mir gefallen. Also in drei Wochen treffen wir uns wieder und bereben dann die Reise.“

„Abgemacht, mein Junge. Dein Geld bringe ich Dir mit.“

Bevor aber Max Friede abreiste, wünschte er nun doch dringend noch eine Unterredung mit derjenigen herbeizuführen, die das Ziel seiner Wünsche und Gegenstand seiner Träume war. Er wollte Herrn Borgward nicht erzürnen, aber da dieser seinen Plänen durchaus nicht so abgeneigt gewesen war, so konnte es ja kein Unrecht sein, wenn er sich zu gelegener Zeit einmal im Thorweg mit ihr zusammenfand. Er zog die Schmitzen ins Vertrauen und diese ihre Freundin Marie. Zeit und Stunde wurden möglichst unentbedrhaft bestimmt.

Aber das Ganze scheiterte schließlich an einem sehr einfachen Grunde. Helene erklärte kurzweg, sie lasse sich auf geheime Zusammenkünfte hinter dem Rücken ihrer Eltern nicht ein. Wenn Max ihr etwas zu sagen habe, so solle er kommen, wenn die Mutter zu Hause sei.

Die Zusammenkunft unterblieb und Max reiste ab.

\* \* \*

An demselben Sonntag Morgen und zu derselben Stunde, als Max und Carl Werner sich beredet hatten, nämlich gerade während des Hauptgottesdienstes, stattete auch Arnold Borgward seinem Freunde Morrißen im Comptoir der Volksbank einen Besuch ab und zwar in dessen separatem Hinterzimmer. Beide sahen höchst vergnügt und zufrieden aus, denn nicht nur die von ihnen gekaufte „Sundburger Zeitung“ ging geschäftlich immer flotter, sondern auch ein anderes, viel großartigeres, lange geplantes und beratenes Geschäft war endlich zu Stande gekommen. Morrißen hielt daher auch den Augenblick für einen glücklichen, nun auch eine nicht geschäftliche Sache zur Sprache zu bringen.

„Herr Borgward! ich freue mich, daß wir als Geschäftsfreunde immer so gut harmoniert haben. Ich möchte jetzt etwas anderes mit Ihnen besprechen.“

Er fixierte Borgward mit seinen kleinen stechenden Augen. Dieser blieb freundlich und verbindlich stehen.

„Herr Borgward, Sie wissen ich bin unverheiratet und stehe allein. Ich habe bisher diniert in der „Stadt Hamburg“ an der Table d’hote und habe dort viele sehr angenehme Bekanntschaften gemacht, aber Sie wissen, in meinen Jahren wünscht man sich eine Häuslichkeit. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie und Frau Borgward mir zustimmen werden, wenn ich sage: Fräulein Helene sollte meine Frau werden.“ —

„Wie gerne würde ich Ihren Wunsch erfüllen, lieber Herr Morrißen, wenn es von mir allein abhinge“ —

„Die Frau Gemahlin hat doch nichts dagegen?“

„Im Gegenteile, meine Frau möchte nichts auf Erden lieber als Ihre Schwiegermutter werden, aber meine Tochter gehört auch zu der Partie, und mit der ist leider wenig anzufangen.“ —

„Ich habe gehört, Herr Borgward, daß ein junger Mensch nach ihr sieht. Aber der ist doch keine Partie für eine so schöne junge Dame.“ —

„Meiner Ansicht nach auch nicht und ich hoffe noch, daß Helene anderes Sinnes werden wird, aber im Augenblick ist nicht viel zu machen. — Uebrigens geht der junge Mensch in einigen Wochen aufs Technikum nach Schönberg in Sachsen und „aus den Augen — aus dem Sinn“ — das ist ja schon oft so gegangen.“

„Ich hab’s gehört, Herr Borgward, daß der junge Mensch geht. Das Fräulein wird ihn vergessen und er wird das Fräulein vergessen, er wird sich amüsieren, wird



andre Mädchen sehen — man weiß wie das geht, Herr Borgward, wir sprechen noch weiter über die Sache.“

„Sie werden mich immer bereit finden, Herr Morrißen, und stets geneigt, Ihnen meine Tochter zu geben. Ich könnte mir keine bessere Partie für Helene denken.“

„Ich danke Ihnen, aber ich sehe, Sie brechen auf. Wenn Sie erlauben, so begleite ich Sie ein Stückchen.“

„Sehr angenehm noch mit Ihnen zu gehen.“

Die beiden Fremde brachen auf, durchschritten die leeren Geschäftsräume — die Bank war des Sonntags halber geschlossen — und traten auf den Markt, wo eben der Strom der Kirchgänger aus Pipers halbseitwärts liegender Nicolaitirche vorbeigekommen war.

„Aha, die Kirchgänger“, sagte Borgward. Die Kirche ist ja früh aus. Da hätten wir leicht meiner Frau und Tochter begegnen können.“

„Die Damen gehen viel zur Kirche. Herr Borgward, ich habe eine Beforgnis. Es wird doch der Pfaff von der Kirche drüben dem Fräulein gegenüber nicht gegen mich reden“ —

„Im Gegenteil, verehrter Freund, Meine Frau hat sich schon hinter ihn gesteckt, weil meine Tochter soviel von ihm hält und auf sein Wort giebt. Seit Sie ihm 100 Mark für sein Kisl gegeben haben, trägt er Ihren Ruhm durch die ganze Stadt und hat auch meiner Tochter zugeredet, Ihnen freundlicher zu begegnen. Früher wollte er immer Helene sollte Diakonisse werden.“

„Was sollte sie werden?“

„Diakonisse — Krankenpflegerin.“

„Was die Pfaffen nicht alles für Einfälle haben“ —

„Und Sie unterstützen noch die Einfälle Pipers mit schwerem Geld?“ fragte Arnold ironisch.

„Ich nicht“ — entgegnete Morrißen: „die Volkbank. Das kommt auf die Actionäre. Der Peper hat viel Einfluß im Volk. Man muß sich keine Feinde machen.“

„Sie sind ein guter Geschäftsmann, Herr Morrißen, bei Ihnen ist sogar die Wohlthätigkeit Geschäft.“

„Warum sollt' sie's nicht sein? Verdienen wird bei mir groß geschrieben.“

Die beiden Freunde hatten sich so in ihrer Plauderei vergessen, daß sie gar nicht bemerkten, wie Pastor Peper mit dem Vorsitzenden seines Kircherrats, Justizrat Mellin, dem Strom der Kirchgänger in einiger Entfernung folgend, allmählich in ihre Nähe gekommen war. Glücklicherweise wußte man in beiden Gruppen nicht, was die andere sprach, denn auch Mellin und Peper waren bereits von den Sachen auf die Personen gekommen.

„Ich habe mich recht gefreut“, sagte Peper, die Frau Borgward heute mal wieder in der Kirche zu sehen.“

„Sie war doch früher eine eifrige Kirchgängerin“ —

„Leider schon lange nicht mehr. Der Mamon! der Mamon! Es hat dem theuren herzigen Kind, der Helene, viel Kummer gemacht, daß die liebe Mutter die Fremde an Gottes Wort verloren hatte. Aber der treue Herr wird jetzt alles zum Besten wenden.“

„Unterrichtete sie nicht früher auch in der Sonntagschule?“

„Ach freilich, und auf die Kinder ihres Nachbarn, des alten Fricke, hat sie den besten Einfluß ausgeübt, hat sie viel bei sich gehabt und sogar unterrichtet in biblischer Geschichte und Religion. Ohne die Frau Borgward wären die Fricke'schen Kinder nicht so ordentliche, prächtige und liebe junge Leute geworden.“

„Frau Borgward war in der letzten Woche mal bei Ihnen mit einem Anliegen?“

„Aber Sie sind allwissend, lieber Justizrat“, sagte Peper aufs höchste erstaunt, „woher wissen Sie denn das?“

„Frau Borgward war also bei Ihnen?“

„Aum ja!“

„Und heute in der Kirche?“

„Sie haben sie ja gesehen.“

„Aha!“

Beper wollte grade salbungsvoll werden, um dem Justizrat seine boshafte Uebervindung zu verweisen, als sie Borgward und Morrißen erblickten und im Vorbeigehen höflich grüßten. Nachdem sie eine Strecke weitergegangen, konnte doch der Justizrat eine Bemerkung nicht unterdrücken über die beiden Geschäftsteute.

„Sie werden wohl während der Kirchzeit in ihrer „Volksbank“ Thaler gepuzt haben.“

„Oh, o, Herr Justizrat! Keine scharfen Worte auf dem Kirchweg! Ohnehin thun Sie dem braven Herrn Morrißen schweres Unrecht. Er ist ein lieber, prächtiger Mensch; als ich vorige Woche zu ihm kam für mein Aspl ein Scherflein zu erbitten, gab er mir so willig und freudig einen großen Beitrag, daß ich ihm nur herzlich dankbar sein kann.“

„Aus der eignen Tasche wird er den schwerlich gezahlt haben. Uebrigens nehme ich auch dem Borgward sein Verhalten viel mehr übel. Der Morrißen kann nicht soviel dafür. Ohnehin kommt mir's schon lange so vor, als fielen sein Sonntag gar nicht auf unseren Sonntag, sondern um es grade heraus zu fagen — auf den Schabbes!“

\*  
\*  
\*

## Kirchlicher Quartalbericht.

Von M. b. Nathusius.

Am 26. Mai d. J. hatte Ernest Renan den Schriftsteller Victor Cherbuliez, einen geborenen Genfer, in die französische Academie aufzunehmen. Dergleichen Acte bilden immer eine Gelegenheit, allerlei Personal- und Zeitbetrachtungen anzustellen. Renan, der bekannte Verfasser des Lebens Jesu, ein wissenschaftlich ebenso leichtfertiger Mensch als gewandter Handhaber der eleganten Sprache seines oberflächlichen Volkes, leistete dabei folgende bemerkenswerte Sätze: „Da der Ernst der Neuzeit fast ganz vom Christentume abstammt, findet jeder von uns gewöhnlich seine Ursprünge in irgend einer achtbaren religiösen Gesellschaft, wo der Ernst der Sitten den Ernst des Geistes unterhielt und wo die theologische Discussion die Fähigkeit zum zusammenhängenden Denken vorbereitete. (Die Cherbuliez sind eine alte sehr ehrenwerte und conservative Genfer Familie.) Diese strengen Ueberlieferungen, Jahrhunderte lang fortgepflanzt, haben die intellectuellen und sittlichen Ersparnisse angehäuft, welche wir ausgeben. Kräftig entwickelt sich die Tugend nur in etwas sectenhaften Umgebungen. Uns freilich ist es erlaubt zu lächeln und zu zweifeln, denn Generationen vor uns haben rückhaltlos geglaubt. Was für ausgezeichnete Köpfe haben nicht der Jansenismus, der alte Gallikanismus, die protestantischen Secten, die israelitische Synagoge geliefert! Wenig verdient unter diesen ruhmreichen Quellen des europäischen Liberalismus an erste Stelle gesetzt zu werden. Als eine auf die Theologie gegründete Republik ist diese Stadt der Protestationen und der Disputation eine der stärksten Schulen der rationalen Cultur geworden, die es gegeben hat. Der pharisäische Zwang, der auf den Sitten lastete, und die jedem Laien auferlegte Notwendigkeit, in Controverse bewandert zu sein, unterhielten eine rege Thätigkeit und stellten notwendig die Frage, über welcher die Geister sich scheiden, die Frage der Vernunft und des Glaubens. Die stärksten religiösen Erziehnngen führen immer zu diesem feierlichen Kampf. Gestärkt geht man daraus hervor beim Aufgange der Morgenröthe, aber oft mit einer etwas verwundeten Sehne.“ Folgt eine Schilderung der Metamorphose, die zunächst in dem Vater Cherbuliez sich vollzogen

habe, der von der Theologie zur Philosophie übergehend, die Fesseln des Glaubens abgestreift, aber noch die moralische Kraft der alten Glaubensansicht sich bewahrt habe, mit deutlicher Anspielung darauf, daß der Sohn auch in moralischer Hinsicht sich die Fesseln um ein erhebliches lockerer zu machen für gut fand. Dann heißt es weiter: „Ohne daß wir es wissen, verdanken wir oft Formeln, die wir abgestoßen haben, die Reste unserer Tugend. Wir leben von einem Schatten, von Wohlgeruch eines leer gewordenen Gefäßes. Nach uns wird man vom Schatten eines Schattens leben. Ich fürchte zuweilen, das wird etwas leichtsinnig werden.“

Dieser Franzose ist frivol genug, das auszusprechen, was wohl mancher seiner Gesinnungsgenossen in Deutschland sich selber gestehen wird, dessen offenes Zugeständnis ihn aber bei uns doch noch unmöglich machen würde. Immerhin haben wir in der Eröffnung jenes aufgeklärten Orientalisten eine der treffendsten Beleuchtungen der modernen Weltanschauung und ihrer sittlichen Konsequenzen. Seit der Christianisierung der gebildeten Welt giebt es überhaupt keine Moral mehr außer der christlichen. Jede andere ist nichts als der Schatten, den das Christentum geworfen hat, und hat in sich selbst keinen Halt. Und so sehr wir sonst Renan in fast allen seinen Worten recht geben, so müssen wir denjenigen Teil seiner Weissagung bezweifeln, in dem er den Nachkommen überhaupt noch eine moralische Existenz gewährt. Ein Schatten wirft eben keinen Schatten. Und es handelt sich jetzt für unser Geschlecht nur entweder um ein Mitmachen bei jenem frivolsten Tanz auf dem Vulkan mit dem Motto: *après nous le déluge*, — oder um eine Umkehr von diesem Wege, den der sittliche Leichtsinn unter der betrügerischen Fahne einer Carikatur von Wissenschaft die Gebildeten unserer Zeit geführt hat. Die Gründe zur Umkehr werden freilich nicht aus der Einsicht in die wissenschaftliche Sadegasse herzuleiten sein, in welche jener Weg führt. Sondern es muß das Zeugnis der Kirche immer lauter und durchdringender erschallen, daß das Heil der Völker und der Seelen allein in den „abgestoßenen Formeln“ liegt, wie Renan den christlichen Glauben nennt. Und man sehe doch nur in den geistigen Zustand derer hinein, welche noch heute unter uns in jener Finsternis der ungläubigen Aufklärung eimergehen! Der Philosoph Vischer spricht in seinen „Lyrischen Gängen“ (Gedichte, deren Titel in Bezug zu einem früheren Werke des Mannes steht „Kritische Gänge“) wieder einmal aus, was vor ihm schon mancher Mühselige und Beladene angesprochen hat. In einem der Gedichte faßt er das Resultat seines Strebens und Lebens so zusammen:

Ich weiß es wohl, solch grauer Nachmittag  
Ist all mein Wesen, all mein Thun und Treiben.  
Nicht Wehmut ist's, nicht Schmerz und auch nicht Lust,  
Das Wort spricht's nicht, die Feder kann's nicht schreiben.  
Mir ist als wär ich selber Gran in Gran,  
Zu viel der Farbe scheint mir selbst das Klagen.  
Ob Leben nichts, ob Leben etwas sei,  
Wie sehr ich äüme, weiß ich nicht zu sagen.

Das sind die Segnungen der modernen Weltanschauung für das Gemüthsleben des einzelnen, und von ihren sittlichen Segnungen für die Völker fürchtet selbst Renan, daß es damit etwas leichtsinnig werden wird.

Das Eigentümliche der Epoche besteht nun, was die europäischen Culturvölker angeht, darin, daß zwischen den beiden auf dem Kampfplatz stehenden Weltanschauungen, welche ihren Einfluß auf die Massen, anreizend oder vertheibigend, geltend machen wollen, gleichsam als ein Apparat, dessen sich jede bedienen könnte, die politische Gewalt mitten inne liegt, und daß vielfach der Kampf grade um die Herrschaft derselben geführt wird. Gutmüthige Theoretiker glaubten früher wohl, daß die für das religiöse Leben oft höchst nachtheiligen Folgen, welche dieser Streit mit sich bringt, in Staaten mit republikanischer Verfassung vermieden werden könnten. Allein wenn sie dabei auf Nordamerika verwiesen, so muß entgegnet werden, daß die ganze geschichtliche Entwicklung dort eine andere gewesen ist. Und wenn wir auf die europäischen Republiken sehen, so

erkennen wir, daß der Mißbrauch der politischen Gewalt zur Unterdrückung der Wissenschaftsfreiheit und die Erbitterung in den kirchlichen Kämpfen nirgends größer ist als in Frankreich und der Schweiz. In Frankreich geht der Culturkampf, ohne Unterschied der sonstigen politischen Richtung, welche das jeweilige Ministerium grade verfolgt, seinen Weg weiter. Aus der Volksschule wird die Religion vollständig entfernt. Charakteristisch für diese Schule ist ein von Paul Bert, Gambettas Cultusminister, verfaßter Katechismus mit den Fragen: „Was ist Gott? — Gott ist ein Wort. — Was bedeutet dieses Wort? — Es bedeutet dasselbe wie das Wort Natur.“ In eben demselben wird als oberster Grundsatz für das sittliche Handeln, als sicherster Weg zum Glück, die Regel hingestellt: seinen Leidenschaften immer zu folgen.

Doch der atheïstische Staat begnügt sich nicht mit einer antichristlichen Ordnung der staatlichen Anstalten und Einrichtungen; er greift auch in das Innere der Kirchen mit gewaltthamer Hand ein. So hat die reformierte Kirche von Paris durch Dekret vom 25. März d. J. eine Organisation octroipiert erhalten, welche in rücksichtsloser Weise ihre der freisinnigen Partei günstige Tendenz kund giebt. Die bis dahin einige Pariser Kirche ist in acht Kirchenvorstände zerteilt; das über ihnen stehende Consistoire wird zusammengefaßt durch die Geistlichkeit und durch Laien, zu denen die eine Gemeinde das Tratoire, die freisinnigste, eine ebenso große Anzahl stellt wie die anderen Gemeinden zusammen. Die erste That des aus dieser neuen Organisation hervorgegangenen Consistoriums war eine in der ersten Sitzung am 23. Juni abgegebene ehrerbietige Erklärung, daß die einseitig von der Regierung beschlossene Maßregel mit der gesetzmäßigen Organisation der Kirche in Widerspruch stehe. Diese Erklärung enthält natürlich weber für Herrn Präsident Grevy, noch für irgend einen anderen Franzosen etwas Neues, und wird auch niemandem in ganz Frankreich eine schlaßlose Nacht bereiten, so wenig als der hinzugefügte Wunsch: daß sobald als möglich eine gesetzliche Regelung der Sache eintreten möchte.

Auch in Basel hat die Regierung gleichfalls sich einen Eingriff in die kirchliche Ordnung erlaubt, der als einziger Grund für sich anführen kann, daß er den Reformern zum schnelleren Siege zu verhelfen geeignet ist. Es wurde mitten in einer Wahlperiode, nur durch administrative Anordnung, auf Grund der neuen Volksozählung eine Anzahl neuer Wahlen angeordnet. Die Wahlen hatten denn auch das beabsichtigte Resultat, von 23 fielen 18 im reformerischen Sinne aus. Und die im Juni abgehaltene Synode hat sofort an einigen Vorfragen erprobt, wohin sich die Mehrheit neigt, und zwar mit erkennbarer Beziehung auf die in der Herbstversammlung der Synode vorzuliegende neue „Gottesdienstordnung.“

Professor Laboulaie, ein angesehener Rechtslehrer in Frankreich, spricht sich deshalb sehr treffend über diese Art des Republikanismus aus: „Die Republik ist ein Übel, wenn sie nicht die Herrschaft der Freiheit ist. Dadurch, daß man Kirche und Schule unter Vormundschaft stellt, entfremdet man alle anständigen Leute der Republik und beunruhigt sie. In einer constitutionellen Monarchie kann der König als alleinsetzige Macht und über den Parteien stehend, die Minorität in ihren verletzten Rechten schützen. Dagegen wird in der Republik der von der Majorität eingesetzte Präsident schwerlich der Majorität entgegentreten können. Die Amerikaner haben das gefühlt und darum die Rechte des Gewissens, der Schule, der Kirche und der Presse außer den Bereich der Gesetzgebung gestellt und den gesetzgebenden Körpern nur die Regelung der allgemeinen Interessen anvertraut. Bei uns dagegen glaubt das Parlament sich souverän. Das Volk verzichtet bei seiner Wahl für vier Jahre auf seine Rechte, da das Parlament herrscht und alles ist ihm erlaubt. Die Freiheit ist ein veralteter Begriff. Nur eine Controle herrscht noch, das sind die Zeitungen.“ — Sehr beherzigenswerthe Worte auch für unsere Zustände. Denn wenn die Tendenzen der Liberalen auf Einschränkung der königlichen Macht zu gunsten der Parlamente durchgingen, so würde die politische Macht derselben genau dieselbe tendenziöse Beeinflussung der kirchlichen Dinge herbeiführen, wie in Frankreich und der Schweiz. Haben wir es doch, als das Ministerium Fall den Liberalen die Hand dazu bot, genügend auch bei uns erfahren. Es sind eben nicht

politische Gegensätze, welche die Parteien heute scheiden, sondern sittlich-religiöse Fragen, die zwei Weltanschauungen, von denen im Anfang die Rede war. Und daß die Vertreter der modernen Anschauung innerhalb der Kirche keine friedfertige Auseinandersetzung, keine „Gleichberechtigung der Richtungen“ u. dgl. wollen, dafür liefert die Belege jede kirchliche Wahl, jede Synode, auf der sie das große Wort führen; nicht ausgenommen die Berliner des letzten Sommers, über welche die Zeitungen fast Unglaubliches berichten.

Damit haben uns die allgemeinen Erörterungen, welche sich wesentlich an Ereignisse auf französischem und schweizerischem Kirchengebiete angeschlossen, nach Deutschland zurückgeführt, und mitten hinein in das innere Leben und Erleben der evangelischen Kirche. Viel Neues ist da freilich nicht vorgefallen, wichtige Entscheidungen sind nicht getroffen, alter Haber ist nicht beigelegt, neue Fragen sind nicht aufgetaucht; aber die Arbeit hat so wenig geruht, daß man eher versucht sein könnte, den Vorwurf zu großer Hastlosigkeit, als den des Stillstandes, der Stagnation zu erheben. Viel ist auf Conferenzen geredet und beschlossen, alle möglichen Parteien und Parteilose haben ihre Zusammentünfte gehabt, auch die äußere und die innere Mission haben ihre Tage gehabt und werden sie auch den Herbst hindurch noch weiter haben. Das Verhältnis, in welchem bei den vielen Conferenzen, Festen, Tagen, die Menge und Länge der Reden zu dem objectiven Segen für die Beteiligten steht, entzieht sich naturgemäß dem menschlichen Urtheil. Und wir zweifeln nicht, daß viel Gutes gewirkt worden ist. Vielleicht dürfte aber jetzt auch in Deutschland die Mahnung eines französisch-schweizerischen Geistlichen nicht ganz ohne Berechtigung sein: *j'aime le christianisme vivant, mais je ne l'aime pas agité*. Es ist ein Unterschied zwischen lebendiger Thatkraft und propagandistischer Aufgereiztheit.

Bei weitem die wichtigste kirchliche Frage, welche in den letzten Monaten auch Synoden und Conferenzen beschäftigt hat, ist angeregt durch den Angriff auf die Ritschl'sche Theologie, welcher von der hannoverschen Landesynode ausgehend, auf der Pöngstconferenz in Hannover zu einem planmäßigen und sehr wirkungsvollen geworden ist.

Professor Albrecht Ritschl wirkt seit 1864 in Göttingen. Seine bedeutendsten früheren Werke sind „die Entstehung der altkatholischen Kirche, eine kirchen- und dogmenhistorische Monographie“ und „die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung“ (in 3 Bänden). Von kleineren Schriften seien noch genannt sein „Unterricht in der christl. Religion“ — „Ueber das Verhältnis des Bekenntnisses zur Kirche; ein Votum gegen die neulutherischen Doctrinen“, — ein Vortrag „Ueber die christliche Vollkommenheit“, — „das Gewissen“ zc. — Neben ihm steht seit einer Reihe von Jahren Prof. Schulz, der wesentlich in seinem Sinne wirkt. Dazu giebt es außer den zahlreichen von ihm beeinflussten Geistlichen im praktischen Pfarramate, auch schon einige akademische Lehrer, die als seine Schüler zu bezeichnen sind, von denen sich Herrmann in Marburg bisher am meisten hervorgethan hat. Danach hat man das Recht, von einer Ritschl'schen Schule zu sprechen. — Die Hauptfrage, um die es sich für die Kirche Ritschl gegenüber handelt, ist die Lehre von der Person Christi. Es kann in diesen Mätern nicht die Darstellung des theologischen Systems unternommen werden, sondern hier nur darauf ankommen, an den Resultaten das Verhältnis zur Kirchenlehre und zur Kirche klar zu stellen, was übrigens wesentlich auch nur der Sinn und die Absicht der Pastoralconferenzen gewesen ist und sein kann, welche die Sache verhandelt haben. Für die eingehendere Kenntnis der ganzen Theologie jener Schule sei auf den Aufsatz Luthardt's in seiner „Zeitschrift für kirchl. Wissenschaft u. kirchl. Leben“ über die Theologie Ritschl's, sowie auf die Arbeit des Prof. Schulze (in Nothod) über „die Gottheit Jesu Christi in der modernen Theologie“ in der Evang. Kirchenzeitung verwiesen. \*)

\*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die sehr erfreuliche Wendung aufmerksam machen, welche diese älteste kirchliche Zeitschrift (die *son. Hengstenberg'sche Kirchenzeitung*) genommen hat. Seit dem Beginn dieses Jahres wird dies Organ der preussischen landeskirchlichen Lutheraner „unter Mitwirkung der Herren P. Käfer, Prof. Grau, Prof. Hahn, Sup. Holtzner, Sup. Reinhold, Prof. Sohn, Prof. Steinmeyer, Past. Lauscher“ — von Prof. Jöckler in Greifswald herausgegeben

Auch die in sehr ruhigem sachlichen Tone abgefaßte Schrift des Tübinger Dogmatikers D. R. Kübel: Ueber den Unterschied der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie, behandelt wiederholt die Ritschlsche Schule in lichtvoller Weise. \*)

Schults (Göttingen) hat über die Gottheit Jesu Christi ein besonderes, Ritschl gewidmetes, Buch geschrieben. Ritschl handelt von dieser Lehre in seinem Werke über Verkönnung und Rechtfertigung. Am auffallendsten sind die Darstellungen des ersten: Die Persönlichkeit Christi ist für ihn zweifellos eine Creatur; die „Gottheit Christi“ erkennt er zwar an, aber nicht in dem Sinne der Kirchenlehre. Für Schults macht es keine Schwierigkeit, einem Menschen (also auch Jesu) das Prädikat der Gottheit beizulegen, so lange man die Gottebenbildlichkeit festhält in dem vernünftigen Willen und der zur Wahrheit und Freiheit angelegten Persönlichkeit. Der Mensch kann freilich nicht selber Gott werden, aber er kann die persönliche Offenbarung Gottes sein, „und damit wird er Gott für die, welchen er Gott offenbart.“ Daß die Präexistenz Christi und folglich seine Menschwerdung damit nicht bestehen kann, leuchtet ein. Christus ist nur Gott durch das, was er von Gottes Zwecken und Gedanken in sich aufnimmt und der Menschheit vermittelt. — So stellt auch Ritschl selbst die Regel auf, daß die Gottheit Christi für uns nur so weit vorhanden sei, als dasjenige, was darunter zu verstehen ist, eine Uebertragung auf die Gemeinde zuläßt. Also ist schließlich Christus nicht in anderem Sinne Gott, als wir es auch werden können, nur daß er der einzige Vermittler dazu ist. Ritschl bekämpft die Orthodogie, die durch die Bezeichnung „Gottheit Christi“ einen unüberwindlichen Abstand zwischen Christus und den Gläubigen aufgerichtet wissen wolle. Der Ausdruck habe vielmehr nur den Sinn, daß sein persönlicher Wille mit dem göttlichen gleich sei und daß sein Verhältnis zu der Gemeinde des Gottesreichs ein einzigartiges sei. — Die Thatfachen der Wunder, besonders auch der Auferstehung Jesu, hält zwar die Ritschlsche Schule fest, allein diese letztere hat nach ihr nicht die Bedeutung für den christlichen Glauben, den ihr Paulus 1. Cor. 15 beilegt. Herrmann z. B. hält es nicht für gerechtfertigt, daß man „die gläubige Anerkennung ihrer Wirklichkeit als Bedingung für die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde aufstelle.“

Bei solchen Ansichten von der Person des Heilandes muß natürlich die ganze Stellung des Christen zu dem erhöhten Christus, die Rechtfertigung und Sündenvergebung, das Gebet — kurzum die ganze Auffassung der christlichen Religion eine andere werden. Es kann das hier nicht ausgeführt, sondern nur noch die Frage gestellt werden: was ist es für ein treibender Grund, der Ritschl und seine Schule zu solchen Abweichungen von der kirchlichen Lehre führt? Der tiefere Grund für das Eigentümliche einer jeden theologischen Richtung liegt in ihrer Erkenntnistheorie, d. h. in ihrer Ansicht von der Möglichkeit, wie der Geist Gottes und das göttliche Leben in dem Menschen Aufnahme finden könne, sei es nun durch die Vernunft, oder den Willen, oder das Gewissen, oder wie man es immer bezeichnen möge. Der Rationalismus z. B. erkennt nur das als göttlich an, was sich von der menschlichen Vernunft begreifen läßt. Am hatte Kant nachgewiesen, daß das übersinnliche Gebiet der Vernunft nicht zugänglich sei, daß es also eine Metaphysik im traditionellen Sinne, d. h. eine Lehre der menschlichen Vernunft über das Jenseits, das wahre Sein, Gott u. s. w., nicht gäbe. Der Rationalismus hatte darum alles Ueber sinnliche, alles Wunderbare aus der Religion entfernt; es war allein die Moral übriggeblieben. Und nur aus dem Gewissen sollte man Gottes Dasein schließen können, als einen Gedanken, den wir zu fassen genötigt sind, der aber für uns keinen praktischen Wert hat. — Dem gegenüber steht die biblische Lehre auf der Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Erkenntnis der göttlichen Dinge,

und hat in seiner neuen Entwicklung neben reichhaltigen kirchlichen Correspondenzen und Bücheranzeigen eine Fülle von trefflichen und anregenden Artikeln gebracht, wie sie wenige kirchliche Zeitschriften aufzuweisen haben dürften.

\*) Auch dieses Werk (143 S. 8k. 2. Rördlingen, 1881. C. F. Beck) kann hier warm empfohlen werden und zeichnet sich vor andern theol. Schriften dadurch aus, daß es in verständlichem Deutsch geschrieben ist.

nicht auf natürlichem Wege, sondern durch übernatürliche Offenbarung. Der Geist Gottes schafft sich durch einzelne Menschen Organe seiner Mittheilungen; durch diese sieht er ein in die Herzen der Gläubigen, weckt dort neues Leben, neue Kräfte und ein neues Erkenntnisorgan. Die so gewonnene Erkenntnis Gottes, der göttlichen Gedanken und der jeseitigen Welt stellt die christliche Glaubenslehre systematisch dar, so gut das eben geht, — bleibt sich aber dabei bewußt, daß sie alle diese Kenntnisse nicht durch die natürliche Vernunft bekommen hat, sondern durch die Offenbarung, und daß sie denjenigen nicht überzeugen kann, der nicht selbst erst auf sittlichem Wege vom Gewissen aus die Wahrheit der göttlichen Offenbarung an sich erfahren hat.

Kann hat es aber dabei freilich manche Vermischungen gegeben. Auch die gläubigen Theologen, die rückhaltlos auf dem Standpunkt der Offenbarung stehen, haben bei der wissenschaftlichen Darstellung oftmals der menschlichen Speculation unversehens einen solchen Spielraum gelassen, daß der alte Kant ihnen zuweilen hätte auf die Finger klopfen müssen. Es hat auch nie an Opposition gegen diese gläubige Speculation gefehlt. Hauptgegner derselben aus der neueren Zeit war Beck in Tübingen. Wesentlich von seinem Standpunkt aus ist auch in meinem „Timotheus“ (Ratgeber für junge Theologen in Wildern aus dem Leben) die Warnung vor Verwechslung der moralischen Glaubens- und Erfahrungsgewißheit mit der wissenschaftlichen Gewißheit der Logik erhoben worden. Und von diesem Standpunkt aus könnte sich immerhin einige Sympathie für Kitzsch und seine Schule ergeben, wenn sie jetzt das Feldgeschrei erhebt: keine Metaphysik in der Religion!\*) Sie wollen die Religion wieder begründen — mit entschiedener Anlehnung an Kant — auf die ethische Erfahrung. Allein da die Schule von ihren Voraussetzungen aus dahin gelangt, daß sie wesentliche Teile desjenigen Objectes, von dem aus durch achtzehn Jahrhunderte alle ethischen Erfahrungen der Christenheit ausgegangen sind, als überflüssig ausschleudet, so sehen wir, daß ihre Voraussetzungen nicht die richtigen sind, daß sie die ethische Erfahrung als Begründung für die Religion falsch auffaßt. Weil es nicht Gegenstand der Erfahrung des Christen werden kann, wird das wesentliche Verhältnis Christi zum Vater, seine Präexistenz, aus der Theologie entfernt. Auch die Versöhnung des Menschen vor Gott findet nach Kitzsch nur in der Gegenwart statt, Christus hat damit nichts zu thun, als daß er der Stifter der Gemeinshaft ist, innerhalb derer Menschen sich mit Gott versöhnen können; eine Schuldbezahlung, eine Versöhnung des Zornes u. s. w. würde Metaphysik sein, gehört also nicht zur christlichen Glaubenslehre.

Daß ein solches Verfahren zur Auflösung der Religion in bloße Moral ausschlagen muß, wie bei dem alten Rationalismus, leuchtet ein. Denn wenn auch Kitzsch und seine Genossen noch die aus ihrer ethischen Erfahrung abgeleitete Religion unter christlichen Formen darstellen können, so werden sie nicht hindern, daß ihre Nachfolger viel weniger ethische Erfahrungen machen und darum die Dogmatik noch mehr vereinfachen (Herrmann ruft bereits: die Dogmatik muß kürzer werden!), bis sie schließlich bei der Trinität von Gott, Tugend und Unsterblichkeit der Alten angelangt sein werden, eventuell nur noch von dem Scheine jener berückichtigten „Stalllaternen“ in Bethlehem beleuchtet, welche die Weisen irrtümlich für einen Stern gehalten haben sollen. Sie leben, nach Keian, von dem Wohlgeruch eines Gefäßes, das sie eben zu entleeren beschäftigt sind; die Nachkommen werden nur das leere Gefäß haben, aus dem doch der Wohlgeruch verduftet sein wird.

Der Herr der Kirche kann freilich alles für deren Heil verwenden. Und so wird Er gemäß die Kitzsch'sche Theologie zu einem heilsamen Anstoß werden lassen, für die Behandlung der Frage nach der christlichen Erkenntnis, nach der Begründung unseres

\*) Kitzsch: Theologie und Metaphysik, Streitschrift gegen Luthardt, Frank und H. Weis; vgl. dagegen: Metaphysik und Dogmatik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse unter besonderer Beziehung auf die Kitzsch'sche Theologie. Vortrag auf der Weisner Conferenz von Prof. Dr. Friede in Leipzig, Leipzig, A. C. Hinrichs'sche Buchhandlung N. O. 80) — eine durch Maßhalten angezeichnete theologische Darstellung, die mit warmer Anerkennung des Kitzsch'schen Strebens, sowie auch seiner Gaben, eine ebenso entschiedene Verurteilung seiner Methode verbindet; dort findet man auch die Literatur reichlich angegeben.

Glaubens vor dem wissenschaftlichen Denken. Die kirchliche Wissenschaft muß solche Versuche, wie die von Göttingen ausgehenden, auch ertragen können. Allein die kirchliche Verteidigung kann auf deren Resultate nicht warten. Die Kirche darf nicht ruhig zusehen, wenn vor solchen Versuchen mit einer neuen Methode die Hauptpunkte ihrer uralten Lehrverkündigung weichen sollen. Sie muß vielmehr laut ihre Stimme erheben, um der Wissenschaft aus der Praxis des kirchlichen Lebens der das Verfehrte ihrer Wege zu erweisen. Deshalb war die hannoversche Landessynode und die Pfingstconferenz in ihren vollen Rechten, wenn sie warnend und anklagend sich gegen die Göttinger Facultät gewendet hat. Ueber die Vorgänge auf der Synode im Febr. d. J. ist bereits berichtet. Die Sache wurde damals durch die Vertreter des Consistoriums und der Facultät gewissermaßen niedergeschlagen. Der Kirchenrechtöhrer Meyer hatte sogar den schönen Satz ausgesprochen: ob jemand ein Lutheraner sei, das könne nur Gott wissen. — Da war es denn ein desto lebendigeres Bedürfnis, auf der freien Pfingstconferenz die Sache wieder hervorzuholen. Im Anschluß an den Vortrag des Prof. Dieckhoff aus Kostod wurde von verschiedenen Seiten geklagt über die Einflüsse der Ritsch'schen Theologie im praktischen Pfarramte. Seinen Schülern fehle das Verständnis der Sündennot, sie predigen beständig vom Beruf, der Mensch solle sich heiligen, er vermöge durch eigene Kraft das zu werden, was Gott fordere u. s. w. Auch der Rektor der hannoverschen Landeskirche, Cons.-Rat Riemann, bezeugte, daß er bei dem theol. Examen Erfahrungen gemacht habe, bei denen ihm das Herz bebe. „Ich habe“, sagte er, „Antworten gehört, daß ich vor Gott klagen muß, daß die Theologen da ihre Hauptbildung erhalten.“

Die Verhandlungen in ihrem besonderen Verlauf können hier nicht wiedergegeben werden. Es kam nur darauf an: das Charakteristische der Ritsch'schen Theologie und das Berechtigte der kirchlichen Opposition gegen dieselbe — in einzelnen concreten Zügen hervorzuheben. Die Frage wird noch viel Lärm hervorrufen in der Kirche und auch wohl in der politischen Tagespresse, weshalb es die Pflicht des gebildeten Christen ist, sich darüber zu orientieren. Und dazu wollte diese für einen Quartalbericht vielleicht auffallend eingehende Behandlung einer dogmatischen Frage Handreichung bieten. — Die „Wissenschaft“ ist natürlich vielfach voll Horn über die Pastoren der Pfingstconferenz, welche die freie Forschung beschränken, die Facultäten zu Seminarien herabwürdigenden wollten u. dgl. Einen sehr bezeichnenden Satz leistet z. B. die „Volkkirche“, deren Redacteur, Prof. Knote, seit kurzem Mitglied der Göttinger Facultät ist. Ein Herr — sagt da folgendes: „Dieckhoff behauptete, im Kampf um den Glauben müsse die Theologie immer mehr dem Glauben conform werden, der unverwandt an dem in der Offenbarung Gegebenen festhielte. Zeit müsse von vornherein stehen, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott sei, von Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren. Diese Ausdrücke haben einen Sinn, dem wir (die Volkkirche) voll und freudig beistimmen, aber sie können auch so verstanden werden, daß wir vom Standpunkt der theol. Wissenschaft aus entschieden Protest dagegen erheben müssen. Steht das Resultat der theol. Forschung von vornherein fest, so hört die Theologie auf eine Wissenschaft zu sein, so hört zugleich auch die Berechtigung der theol. Facultäten auf, ein integrierender Teil der Universitäten zu sein.“ — Man wolle diese Sätze zur Erprobung ihres Sinnes auf eine andere Disciplin, z. B. die Rechtswissenschaft, übertragen. Sie lauten dann etwa so: „Fest müsse von vornherein stehen, daß die Beschädigung fremden Eigentums eine strafbare Handlung sei.“ Und dagegen würde die Volkkirche sagen: „Diese Ausdrücke haben einen Sinn, dem wir voll und freudig beistimmen, aber sie können auch so verstanden werden, daß wir vom Standpunkt der juristischen Wissenschaft entschieden Protest dagegen erheben müssen. Steht das Resultat der juristischen Forschung von vornherein fest, so hört die Jurisprudenz auf eine Wissenschaft zu sein, so hört zugleich auch die Berechtigung der juristischen Facultäten auf ein integrierender Teil der Universitäten zu sein.“ — Aus dieser Zusammenstellung mag der Laie ersehen, was für eine Knechtschaft unsere arme Kirche noch zu ertragen hat. Denn während jede andere Disciplin sich die Anerkennung er-



obekt hat, daß sie einen Gegenstand besitzt, den sie nicht erst zu producieren, sondern nur wissenschaftlich darzustellen hat, ohne daß von dieser Darstellung z. B. die Rechtspflege, oder die Gesundheitspflege erst abhänge, — soll das kirchliche Handeln die großartigen Realitäten der göttlichen Offenbarung, welche die Welt verneuert haben, so lange unberührt lassen, bis festgestellt ist, was sich die Herren Professoren darüber aus den Fingern gezogen haben. Und diesen Irrwahn, der weiter nichts ist als die blasse Furcht vor den armeneligen Gottesleugnern mit ihrer Philosophie, giebt man aus für eine Förderung der Wissenschaft. —

Zu erwähnen ist von kirchlichen Ereignissen noch die badische Generalynode, welche nach längerer Vertagung am 17. Juli wieder zusammengetreten ist und den neuen Katechismuseutwurf angenommen hat, der, wie die Liberalen sagen, den Durchschnittsglauben der Landeskirche enthalten soll, was aber insofern nicht wahr ist, als der Katechismus viel mehr enthält, als die Freisinnigen auch nur annähernd vertreten können, während er allerdings den gläubigen Gliedern der Kirche manches von ihrem Bekenntnis abzwängt, immerhin aber im Allgemeinen nicht gegen die Schrift verstoßen soll. — Ferner ist zu berichten, daß die Abiegung des Diakonus Lühr noch immer nicht perfect geworden ist; das Urtheil liegt dem Kultusminister noch zur Bestätigung vor. Es hat in der Presse selbstredend noch eine breite Erörterung gefunden; das pro und contra aber findet seine ziemlich einfache Entscheidung durch Lührs eigene Erklärung, daß das Consistorium im Rechte sei, dies Recht aber müsse eben geändert werden. Eine Beleuchtung der Frage giebt nachträglich noch Pastor Claussen in einer „Entgegnung“, betitelt: Zerstreung der theol. Bedenken des Herrn P. Hansen in Archangel in Sachen des Diakonus Lühr, (Hamburg, W. L. Demler); besonders auch die Frage nach dem Verhältnis der Wissenschaft zur Kirche wird von Claussen in hübscher verständlicher Weise behandelt.

In Bremen ist vor einigen Jahren eine Art Vertretung der Kirche, welche ohne jede Verfassung ist und ganz vom Senat geleitet wird, zu bilden versucht. Aus den einzelnen Gemeinden in deren Conventen gewählte Delegierte traten zu gemeinsamen Beratungen zusammen. In Folge des hochgespannten Gegensatzes zwischen den Gläubigen und den Freisinnigen in Bremen, wie er durch die immer frecheren Aeußerungen der Herren Schwalbe, Manhot und Schramm geworden war, ist es nun dahin gekommen, daß nach einander die vier Gemeinden, in denen die Gläubigen das Heft in Händen haben, von dieser „Bremischen Kirchenvertretung“ wieder zurückgetreten sind. Es ist nur ein beratender Rumpf übriggeblieben, in welchem die Protestantenvereiner ihre Monologe halten. Aus der Sitzung desselben vom 22. Mai haben wir etwas Charakteristisches hervor. Gelegentlich der Besprechung über die ungetauften Kinder erklärte Dr. Schwalbe, daß er bei der Confirmation nicht danach frage, ob das Kind getauft sei; andere meinten: die Taufe könne ohne Schaden entbehrt werden. Ein Antrag, die Einwohner Bremens zu erfuchen, die Tausen vollziehen zu lassen, wurde abgelehnt. Der Berichterstatter der Allg. luth. K. Z. fügt hinzu, daß eine Reihe der verschiedensten Taufformeln in Bremen in Gebrauch seien; der eine sagt: „ich taufe dich im Namen des Vaters“, — der andere: „im Namen des Vaters und im Namen dessen, der die Kindlein zu sich kommen hieß.“ Nun verstehen wir doch aber unter dem Worte Gottes des vierten Hauptstückes nicht irgend etwas Beliebigen, sondern den Taufbefehl mit dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ohne dieses Gotteswort ist das Wasser schlecht Wasser und keine Taufe. Daraus folgt, daß zur Bremischen Kirche eine Reihe von „Christen“ gehört, die teils nur confirmiert, teils mit einer falschen Taufe getauft sind. Was thut — so fragen wir — die evangelisch-reformierte und die evangelisch-lutherische Kirche, um diese scheinbaren Christen von den getauften Christen zu unterscheiden? Thut sie nichts, so bezeugt sie damit, daß sie die Taufe für entbehrlich hält, wie Herr Dr. Schwalbe. Da muß man doch in seine zweite Bitte das Gebet einschließen, daß der barmherzige Herr der Kirche den deutschen Christen die Baptisten auf den Hals schicken möchte, erstlich damit sie thm, was die „Evangelischen“ nicht zu thun wagen, nämlich

zu taufen was nur scheinbar getauft ist, und weiter, damit sie ein Bewußtsein um die Taufe in unierer Kirche wecken helfen. Man hört oft die „reine Lehre“ mit Emphase behandeln. Aber die reine Lehre kann der Teufel holen, wenn nicht Männer da sind, welche dieselbe in den praktischen Ordnungen und Handlungen der Kirche bekennen.

Bekanntlich hat man es der römischen Kirche zum Vorwurf gemacht, daß sie zuweilen ihre Convertiten aus den protestantischen Kirchen von neuem taufte. Auch kürzlich sind aus Pforzheim solche Fälle beklagt und der Badische Oberkirchenrat hat mit Entrüstung gefragt, ob denn die evangelische Kirche das Taussacrament nicht richtig verwalte. Aber muß dieser Vorwurf nicht angesichts der Zustände in Bremen, die ihresgleichen auch in anderen Landeskirchen haben, gänzlich verstummen?

Wenn man evangelischerseits eine Reihe von kirchlichen Ordnungen lockert und die Mittel der Kirche zur Aufrechterhaltung ihrer Ordnungen in der Kirchenzucht ihr erschwert oder verwehrt, gleichzeitig aber nach dem Schutz der Polizei und der Geseze gegen römische Uebergriffe ruft — ist das evangelisch? — Die evangelische Kirche der Mittelpartei, welche die Concurrenz mit der römischen bei freier Entfaltung ihrer Kräfte nicht ertragen kann, mag zu Grunde gehen, und der Staat mag seine Mittel sparen, durch die er ihr künstlich das Leben erhalten soll. Aber die freie Entfaltung muß ihr freilich gewährt werden, und der Staat soll nur die unnatürlichen Ketten lösen, durch die er sie in Lehre und Wehre gefangen hält, dann wird sie die Kräfte schon aufweisen, die in ihr gebunden vorhanden sind.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Wetter und Jahreszeit sind gewiß an sich unpolitisch; und doch haben auch diese beiden ihre Bedeutung im öffentlichen Leben der Völker. Daß der ereignislose Hochsommer dem Tageschriftsteller, der unerbittlich seine Spalten füllen muß, die Veruchung nahe legt, sich in Ermangelung wahrer Nachrichten falsche auszudenken, ist eine so regelmäßig und pünktlich wiederkehrende Erscheinung, daß schon das Sprichwort sich derselben bemächtigt hat. Aber auch das Wetter kann sich gelegentlich, wenn es hartnädig ist, einen Platz in politischer Chronik erkämpfen. Ließen sich doch gerade in jüngster Zeit, als Stürme, hartnäckiger Regen und Wärme die ganze reiche Ernte Norddeutschlands durch Ausschlagen und Auswuchs zu vernichten drohten und thatsächlich den Wert derselben um ungezählte Millionen verringert haben, an die Haltung unserer liberalen Presse, und damit weiter Volkskreise, deren Anschauung sie widerspiegelt, auch politische Erwägungen sehr ernster Art anknüpfen, Gedanken über die Stellung des gesamten Liberalismus zur deutschen Landwirtschaft, als socialpolitischem und wirtschaftlichem Factor überhaupt.

Was wir da sehen ist offenbar das innere Ringen in der Parteiseele, ihr Schwanken zwischen der toten Orthodorie liberaler Dogmatik und zwischen dem empfindlichen Gefühl der schädlichen Folgen, die sich aus ihren grundsätzlichen Voraussetzungen unabweislich nicht nur für den Landmann, sondern auch für Handel und Industrie ergeben. Voraussetzung des wirtschaftlichen Liberalismus, der aus England zu uns herüber gekommen ist, ist eben England, ein internationaler Handels- und Industriestaat, der die ganze Welt, so weit sie sich das gefallen läßt, commercieell und industriell ausbeutet, seine ursprüngliche Basis an Grund und Boden dem Urzustand der Jagd- und Weidenutzung zurückgiebt, von demselben nur noch den Namen trägt und eine Bevölkerungszahl ernährt, die ohne den Handel und die Export-Industrie um sehr bedeutende Bruchtheile zusammenschrumpfen müßte. Voraussetzung unseres Liberalismus ist also auch, oder müßte doch sein der Wunsch, aus Deutschland ein England zu machen, einen Internationalstaat, der

ſich von ſeinem Grund und Boden löſt — wie denn das zum Teil ſchon geſchehen oder doch verſucht worden iſt.

Wäre die ganze Abſicht wirklich ausführbar, ſo bliebe nichts dagegen einzumenden. Aber ſie kommt nun ein volles Jahrhundert zu ſpät. Thatsächlich liegen die Dinge bereits ſo, daß ſelbſt das mächtige, kapitalreiche England, das vor Jahrhunderten ſeinen induſtriellen Alexanderzug über die Erde begonnen, ſeit Jahrzehnten ſich auf dem Rückzug, auf abſteigender Linie bewegt und unter den gewaltigſten ſocialen Zukunften ſich ſeiner Naturbaſis wieder nähert. Es kann aber auch nicht anders ſein. Denn jedes auswärtige Land, das Culturbedürfniffe empfindet und vielleicht lange Zeit hindurch ein treffliches Exportgebiet war, erhält mit ſeinem Import doch auch allmählich die Mittel der Induſtrie ſelbſt, erhält Maſchinen und die Kenntniſſe ſie zu verwerten, und mehr und mehr verſchwindet daher auch ein Abſatzgebiet nach dem andern aus den Exportliſten der alten Culturwelt. Dazu kommt, daß die Handels- und Fabricationsgewinne bei der ungeheuren Concurrenz nicht größer, ſondern immer kleiner werden und daher jezt ſchon mit nachdrücklicher Deutlichkeit jedes Land auf ſeine eigenen Hilfsquellen verweiſen.

Bei dieſer wirtſchaftlichen Weltlage, die uns Deutſchen unfere Wälder, Felſer und Berge mit ihren ungehobenen Schätzen ſo dringend als möglich ans Herz legt, vielleicht auch eine vorſichtige Schutzollpolitik empfiehlt, wenigſtens ſo lange empfiehlt, als alle unwohnenden Nachbarn hohe Schutzölle aufrecht erhalten, ſollte man meinen, auch die Hebung der mit der Concurrenz des Auslandes ringenden Landwirthſchaft nicht nur durch Ölle, ſondern noch durch andere geeignete Mittel müſſe ein allgemeines und öffentliches, ja ein ganz beſonders populäres Intereſſe ſein. Herrn Laſter ſelbſt iſt in einem unbewachten Augenblick das bekannte Wort entſchlüpft, unfere ſteuerlich prägravierte Landwirthſchaft müſſe verarmen an allen den Nachteilen, die man ihr züfuge. Aber ſolche Hoffnungen würde nicht mit der Macht der Dogmen, nicht mit dem politiſchen Zuſtand rechnen, der ſchließlich ſtärker iſt als alle Berechnung. Der Börſenliberalismus weiß freilich ganz genau, daß nichts ſo ſehr auch das Börſenleben hebt, als nachhaltige Klauſtraf des Bauern, daß durch nichts ein ſo kräftiges Klauſchen in die wirtſchaftlichen Totengebeine fährt, als durch gute Ernten, aber trotzdem mißgönnte er bisher nicht nur dem Großgrundbeſitzer aus politiſchen Gründen jede Berücksichtigung, ſondern auch dem Bauern, wenn und ſo lange derſelbe ſich bei den Wahlen nicht als Stand widerſetzt. Gegen nichts in der Welt hat doch der Liberalismus in den letzten Jahren ſo geradezu getobt, als gegen die geringfügigen minimalen Kornölle, die, ganz abgesehen von der Frage, ob Ausland oder Inland ſie trägt und von der Thatſache, daß der Ertrag in die Staatskaſſe zur Befriedigung notwendiger Ausgaben fließt, die ſonſt anderweit bezahlt werden müßten, auch thatsächlich den Kornpreis gar nicht geſteigert haben.

Glücklicherweiſe iſt nun hier, wie ſo oft, der Erfolg nicht nur ein negativer geblieben, denn die Kornölle ſtehen noch heute in Kraft; ſondern es iſt ein viel wichtigeres positives Reſultat im entgegengeſetzten, dem Liberalismus feindlichen Sinne zu verzeichnen, wir meinen die Stärkung des ſtäbdischen Bewußtſeins im großen wie im Klein-Grundbeſitz. Speciell ſind als Erweis deſſelben die in den letzten Jahren entſtandenen, beziehentlich ſtark gewachſenen Bauernvereine zu erwähnen, die ſich zwar nicht von Amts wegen mit Politik beſchäftigen, aber doch immer naturgemäß auch eine gewiſſe politiſche Färbung tragen. Biſher war dieſe Färbung bei denjenigen Vereinen, die überhaupt eine Bedeutung haben, durchaus erfreulich, eine confeſſionelle und conſervative. Noch weiterer Ausbreitung hat gewiß das hiſtoriſche Mißtrauen der kleinen Grundbeſitzer gegen die leitenden großen im Wege geſtanden, das hier und da immer noch beſteht, obgleich die Gründe deſſelben längt der Vergangenheit angehören. Auf dem Lande wechſelt man eben nicht ſo ſchnell ſeine Meinung, wie in den „intelligenten“ Großſtädten. Einſtweilen muß es genügen, daß alle Verſuche der Liberalen, einen friedlichen Bauernkrieg gegen die „Reaction“ zu organiſieren, völlig geſcheitert ſind und die ſchreitende Zeit von dem Urfprung gedachten Mißtrauens uns mehr und mehr entfernt. Rückſchläge auf dieſem Gebiet mögen kaum zu befürchten ſein, vielmehr die Hoffnung

Platz greifen dürfen, es werde die Ueberzeugung solidarischer Verbundenheit immer tiefere Wurzeln schlagen. Verstand und Ehrgefühl sind ungleich leichter durch Phrasen zu täuschen, als das materielle Interesse. Auf die Dauer ist dies schlechterdings nicht möglich; die besten Lebensarten versagen zuletzt. Das bloße Interesse thut dann nicht mehr; sondern der Beteiligte stellt fest, ob es ein akademisches, pathologisches, oder ein fürsorgendes ist. Das erstere kann ja auch dem Liberalismus nicht abgesprochen werden. Interesse für die Hühner entwickelt aber auch der Fuchs, wenn er nächtlicher Weise in den Hühnerstall einsteigt.

Die Agrarfrage hat uns unwillkürlich in die Wahlbewegung hineingeführt — zum preussischen Landtage finden im Herbst Neuwahlen statt. Doch ist bisher von eigentlicher Bewegung weniger zu spüren, als sonst wohl; wie das Fuhrmannspferd ans Weidenknallen, hat die Masse der Wähler sich an das fortgesetzte „Agitieren“ gewöhnt und überläßt das politische Gezänk den Zeitungen, die ein Gewerbe daraus machen. — Auf der Rechten haben bisher nur die rheinischen Conservativen einen Parteitag abgehalten, der zwar im ganzen erfreulich verlaufen ist, dessen Programm aber der Klärung und Schärfung bedarf. Es nützt auf politischem Gebiet so wenig wie auf dem kirchlichen, Friede zu rufen, wo doch kein Friede ist, und über unliebsame Probleme mit glatter Wendung hinwegzugleiten. Sie brechen doch wieder auf, die Wunden, und zwar stets zu ungelegener Zeit.

Neben den Rheinländern bleibt allensfalls noch der breite, aber flache und trübe Strom des Berliner „Antifortschritts“ zu erwähnen, der sich in Bewegung setzt; neben wilder Judenhege werden schon wieder Volksfeste veranstaltet, auf denen „Ballett“ und „patriotische Ansprachen“ abwechseln. Ob im Tricot auch für die ebenfalls bevorstehenden kirchlichen Wahlen agitiert werden sollte, war aus den Plakaten leider nicht ersichtlich. — Unter den Nationalliberalen tritt Herr von Eyvern in Elberfeld als Monomane der Mittelparteien auf, jetzt aber fogar von den Regierungsorganen zurückgewiesen. — Innerhalb des Fortschritts führen Professor Hänel und Eugen Richter den Kampf um die Hegemonie, die ohne Zweifel demjenigen zufallen dürfte, der im Stande ist, die größere Brutalität zu entwickeln. Wer das sein wird braucht nicht gesagt zu werden. Mitleiden für den Unterliegenden wünschen wir übrigens nicht entfernt zu erwecken. Wer sich mit Leuten einläßt, die nach eigener feierlicher Erklärung lieber für schlecht, als für dumm gehalten werden wollen, hat die Teilnahme anständiger Menschen verwirkt.

Materiell sucht augenblicklich der gesamte Liberalismus das öffentliche Interesse von den ihm unliebsamen wirtschaftlichen und socialpolitischen Fragen abzudrängen und wieder sein bewährtes Lieblingsthema, den Culturkampf, ins Centrum der Discussion zu schieben. Und tactisch ist das gar nicht so ungeschickt. Declamationen über die Annahmung der Hierarchie ziehen immer und auch der Culturkampf besteht noch, dessen Beseitigung nach wie vor das ceterum censeo unserer politischen Auffassung bildet. Hätte die Regierung, um den viel betonten Gedanken auch diesmal zu wiederholen, kurz und schnell den unseligen Zwist nach jener denkwürdigen Sitzung, als es niemand gewesen sein wollte, aus der Welt geschafft, so könnten sich heute die Regierungsparteien vor ihren Wählern als Ritter des Staats aus schwieriger Lage in die Brust werfen. Der Ausgleich war entschieden populär. Jetzt werden wir im Gegenteil verhöhnt; tagtäglich wird von der liberalen Presse mit den ältesten und banalsten, aber grade darum gewiß nicht unwirksamen Redensarten, die kritische Lage der Gegenwart ausgedeutet. Es sollte uns nicht wundern, wenn bei den bevorstehenden Wahlen die Conservativen die Zeche zahlen müßten. Besser blieb noch die Lage, wenn wenigstens ein scharf formuliertes Programm vorläge, das unsere Stellung zum Culturkampf klar stellt, aber auch daran fehlt. Kein Wunder, wenn unsere liberalen Gegner diese Lücke mit eigenen Combinationen ausfüllen.

Entschieden verwickelt hat sich zudem noch die Lage durch Bekanntwerden einer älteren päpstlichen Verordnung in Sachen der gemischten Ehen, laut welcher die bisher geübte mildere Praxis beseitigt und nicht nur jede Ehe, die nur vor einem protestantischen oder sonst nichtkatholischen Geistlichen geschlossen ist, für Concubinat erklärt

wird, und die daraus entstammenden Kinder für unehelich, sondern die auch jede Doppeltrahung schlechthin verbietet. Man nahm anfänglich an, daß die neue Bestimmung den bewußten Uebergang der römischen Kirche in Deutschland, speciell des Fürstbischofs von Breslau, aus der Defensiv- zur Offensiv darstelle. Indeß bestätigte sich diese Annahme nicht. Ebensovienig aber die Behauptung katholischer Blätter, es handle sich um eine Folge unserer deutschen Civilstands-gesetzgebung. Die fragliche Verordnung datirt bereits aus der Zeit Pius des IX. vom 17. Februar 1864, also aus einer Zeit, in welcher noch niemand an Civil-Ehe dachte; republicirt ist sie von Leo XIII. am 22. März 1879, also fünf volle Jahre nach Erlaß des Civilstands-gesetzes. Es liegt hier also keineswegs gegenüber neuen Verhältnissen eine notwendige Wahrung des Principis vor, das auch bisher kein Mensch für aufgegeben hielt; sondern lediglich die Aufhebung eines thatsächlich geübten Indults, also Schroffheit und maßlose Verschärfung der Praxis.

Ueber Klugheit oder Unklugheit dieser Maßregel wird die Zukunft entscheiden. Es ist möglich, daß sie zunächst zum Schaden der conservativen Partei ausschlägt, insofern diese von der großen Menge, welche die Entstellungen liberaler Blätter liebt, für comivent gehalten wird und den Rättern einer Neuerung, die sehr geeignet ist, vielfach vorhandene Abneigung gegen den Katholicismus zur offenen Entrüstung zu steigern. Denn daß man es auf unserer Seite für schmeichelhaft halte, alle evangelischen Ehen feierlich für Concubinate und ihre Kinder für Wechselfälger erklärt zu sehen, das werden selbst die Katholiken nicht erwarten. Auf die Dauer, zweifeln wir daher auch gar nicht, wird es der römischen Kirche zum schweren Schaden gereichen, den Bogen allzu straff gespannt zu haben. Ohnehin weiß jeder, der das katholische Volk kennt, daß dort solche Maßregeln nichts weniger als Befagen erwecken, daß weite Kreise desselben nichts fehalscher wünschen, als mit ihren evangelischen Mitbürgern in Frieden zu leben und nicht durch unnütze Provocationen in zwecklose Verbitterung hineingetrieben zu werden. Durch die in Rede stehende Rücksichtslosigkeit müssen innerhalb der katholischen Kirche selbst tiefgehende Gegensätze wieder erwachen, die nur der Culturkampf notdürftig überbrückt hat.

Ein anderer „Johannistrieb“ des Culturkampfes sind die plötzlich wieder auftauchenden „Staatspfarrer“, eine kirchliche Gründung aus längstvergangenen Tagen, da Herr Falk noch als Gegenpapst auch geistliche Qualitäten in der katholischen Kirche verlieh. Der neue Bischof von Schlessen hat den wenigen noch vorhandenen Pfarrern jener Art Summationen zugestellt, die teilweise scharf beantwortet worden sind. Ob der Conflict sich weiter ausspinnen und vielleicht noch vor den kirchlichen Gerichtshof gelangen wird, bleibt abzuwarten. Es wäre das freilich sehr zu bedauern, da heute niemand mehr Absichten oder Hoffnungen mit der Falkschen Zukunfts-Kirche verbindet, mithin diese Sache sich mehr als irgend eine andere zu friedlicher Beilegung eignet. Wenn nur beiderseits entsprechende Gesinnung vorhanden wäre. Daß der Staat die einmal eingefesteten Pfarrer in ihren Emolumenten zu schützen hat, versteht sich dabei von selbst.

Nicht minder Unerfreuliches als vom kirchlichen, ist vom Gebiet der Schule insofern zu berichten, als der diesjährige „Lehrertag“, in Cassel abgehalten, den vorangegangenen ähnlich verlief. Er verlangt Erwähnung in diesem Bericht, nicht nur als Symptom, wie weit noch ein großer Teil unseres Lehrerstandes von christlicher Weltanschauung fern bleibt, sondern auch weil diesmal speziell Politik getrieben wurde. — Für uns und unseren Standpunkt kam es ja nur eine Bestätigung sein der alten biblischen Wahrheit, daß die Furcht des Herrn „der Weisheit Anfang“ ist, wenn schon lange Jahre hindurch die Thesen und Resolutionen der Lehrertage, auch rein menschlich und weltlich angesehen, der nötigen Reife und Klugheit so gänzlich entbehrten, wenn sie sich vielfach durch ihre Verlehrtheit selbst bei besonnenen Freunden lächerlich machten. Man entsinnt sich eines 1879 in Braunschweig abgehaltenen „Tages“, der den angeblich damals erhobenen Vorwurf entkräften wollte, die moderne Schule stehe mit der sittlichen Verwilberung in ursächlichem Zusammenhang. Der Tag wurde von einem Lehrer aus Gera mit Declamationen über die „finstere Reaction“ und „das Nachtgetier“, das den

Lehrerstand umflattere, eröffnet und als ein „Sonnenstrahl in finsterner Nacht“ bezeichnet. Worauf der Sonnenstrahl „im Namen der modernen Pädagogik“ eine ganze Reihe geschmackloser, phrasenhaft gepreister Resolutionen annahm, die von Ethik und Psychologie, von der „Bildung sittlich schöner Charaktere“ und „wahrer Religiosität ohne Haß und Heuchelei“ sprachen, ein schlichtes und einfaches christliches Bekenntnis aber, wie es alle Herzen hätte gewinnen können, gelassenlich vermied, und damit eben den Beweis nicht lieferte, den man liefern wollte. — Man entsinnt sich eines anderen „Tages“, auf welchem nicht Gott zu Lobe am Beginn des Tages ein geistliches Lied gesungen, sondern hohen aber unprätensiosen Besuch zu Ehren, mitten in die halbvollendeten Ausführungen eines Referenten hinein ein Choral geschmettert wurde. — Und Auch der diesjährige „Tag“ verlief in demselben Geist, um schließlich in überflüssigen, beziehentlich unhaltbaren Resolutionen zu enden. Die Erklärung: „die politischen Rechte des Lehrers sind von denen anderer Staatsbeamten in keiner Weise verschieden“, erregte um so mehr das Staunen der Welt, als nirgendwo diese Rechte bestritten worden sind. Und der andere Satz: „Die Schule ist Staatsanstalt und der Lehrer ist Staatsdiener“, gleitet doch mit seiner erstannlich kurz angebundenen Siegesgewißheit über eine Fülle der schwierigsten Probleme allzu jugendlich leichtfüßig hinweg.

Gewiß ist es erfreulich, daß auch die Gegenzeugnisse nicht fehlen, daß der evangelische Lehrerbund mit seinem in Hamburg erscheinenden Organ seit vielen Jahren im Segen wirkt, daß vom 2. bis 4. October in Frankfurt a. M. ein Congreß des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule tagen wird, und manches andere. Ganz abgesehen von der Thatfache, daß stets und überall ein Weltverbesserer mehr Lärm macht, als zwanzig andere, die still und treu ihres Amtes walteten. Aber wer kann sich gleichwohl des Eindrucks erwehren, daß hier eine der schwersten Gefahren für unser Volkleben heraufzieht. Von den objectiven Normen der alten Zeit ist schon viel zerbröckelt, ist dem modernen Heidentum sein Tribut gezollt. Wie viel mehr möchte man subjective Garantien wünschen, Personen voll Geist und Kraft, um jenes Deficit zu decken. Wie groß ist aber gegenteils die Wahrscheinlichkeit, daß wenn nicht offene Feindschaft, doch recht oft mindestens das Bestreben da sein wird, vom Christentum das eigentlich Christliche abzuziehen und es durch vage Religiosität zu ersetzen, mit Schopenhauer zu reden, durch eine „Platitüde“, eine Religion „die weder sensu proprio noch sensu allegorico wahr ist.“ Auch für die Schule liegt aber das Heil nur da, wo überhaupt alles Heil liegt, beim Meister der Psychologen und König der Pädagogen — in cruce salutifera.

Unter den auswärtigen Fragen steht immer noch Aegypten im Vordergrund. Und die Entwidlung der Dinge ist dort schnell und entscheidend vorwärts gegangen. England hat sich überzeugt, daß von Frankreich aus kein nennenswerter Widerstand und von den anderen Mächten erst recht nichts zu erwarten sei, und hat demgemäß gehandelt. Es landet Truppen über Truppen und mag vorläufig wohl einmal die undisciplinirte und lieberlich geführte Armee die Gewehre wegwerfen, ausreizen, und wie es fast stets geschieht, einige Schlappen davontragen, auf die Dauer wird doch Arabi mit seinen Wilden civilisierter Kriegskunst nicht gewachsen sein und England des Landes und des Suezkanals Herr werden und bleiben. Die entgegengesetzten Versicherungen Gladstones und seiner Minister dürften kaum mehr sein, als dekorative Floskeln, kaum wertvoller als der Wind, in den sie gesprochen werden. So wenigstens scheint uns die Lage. Wir sehen nirgends eine Möglichkeit, das besetzte Gebiet den Engländern wieder zu entreißen, wenn wir auch betonen möchten, daß niemals für den Fernstehenden die Combination schwieriger war als heute. Ob England mit der steten Vergrößerung seines Colonialbesitzes nicht endlich doch nur einen um so größeren Zusammenstoß desselben vorbereitet, ist eine andere Frage. Das steht ja fest, daß noch kein Baum in den Himmel gewachsen ist, am allerwenigsten ein innerlich sauler.

Verworfen hat sich also die ganze orientalische Lage durch die erwiesene Schwäche und Ohnmacht Frankreichs, die eben mit seinem parlamentarischen Regime, mit seiner

Regierung von Abenteurern und Schwindlern unzertrennlich zusammenhängt. Für Frankreich gab es zwei große politische Möglichkeiten: entweder mit England, oder mit den Mächten zu gehen; aber irgend einer dieser Wege mußte mit Festigkeit und Energie zielbewußt eingeschlagen werden. Den ersten wollte Gambetta gehen und er ist ihn mit leidlichem Erfolge gegangen, so lange er maßgebend war. Sein Streben in dieser Richtung war an sich nicht unpopulär und wäre für Frankreich vielleicht das beste gewesen. Aber aus Mißtrauen gegen seine innere Politik und aus Furcht, auch nach außen in viel zu weit gehende Abenteuer verwickelt zu werden, stürzte man ihn. Sein Nachfolger wurde Freycinet, von Natur Feldweiser, während des Krieges Generalstabschef, jetzt Minister des Aeußeren. Dieser befolgte nun aber weder die eine noch die andere Politik, sondern hielt die Dinge mit tastender Halbheit in der Schwebe, nur mehr und mehr der Stellung Frankreichs im Sinne der Nicht-Intervention präjudicierend. Die intriganten Gambettisten legten ihm aber Fußangeln, indem sie ihn fortwährend der Feigheit und des Verrats an Frankreichs Ehre ziehen. Endlich zur Entscheidung zwischen den friebliebenden Massen und den gambettistischen Heßern gebrängt, legte er der Kammer eine Creditsforderung vor, um Truppen zur Besetzung des Suez-Canals nach Jomailia und Fort Said zu senden. Die Forderung wurde abgelehnt, er selbst gestürzt. Nun aber wollte niemand Minister werden und es entstand eine so große Panje, in welcher an der Seine weder friedliche, noch kriegerische, sondern gar keine Politik getrieben wurde, daß selbst England begriff, die Gelegenheit, am Nil und Suezcanal vollendete Thatsache zu machen, komme so günstig nimmermehr wieder.

Die Folgen der französischen Krise für den Orient fassen sich in der Thatsache zusammen, daß die einzige Macht, welche England auch ohne Krieg im Zaum halten konnte, von der Bildfläche verschwunden ist. Für die Welt und die politische Erkenntnis im allgemeinen bedeuten sie übrigens den unwiderleglichen Nachweis, daß der Parlamentarismus, wie er in Frankreich verstanden wird, der organisierte Unfinn ist. Selbst die bereifte Vertreterin französischer Interessen in Deutschland, Löz Somemarmas „Frankfurter Ztg.“ gestand das zu. Allerdings nicht positiv, sondern negativ, durch ad hoc gebaltene, energische Lobreden auf die Republik, die dem Lande einen tüchtigen politischen Fortschritt über den anderen bringe und mehr und mehr alle Herzen erobere.

Grade für die Republik aber, für das innere Frankreich, wo die Monarchisten noch lange nicht tot sind, kann die tiefe Demütigung des Nationalgefühls verhängnisvoll werden. Bonapartisten und Legitimisten halten Massenversammlungen ab und tragen den Kopf höher als je. Auch Freycinets Nachfolger werden das Vaterland nicht retten. „Staatsmänner“ hat man gefunden, aber sie sind auch darnach. Das nach vielen Schwierigkeiten zu Stande gekommene Ministerium Duclerc hat sich zwar plötzlich der erstaunten Welt entfällt als ein Ministerium von lauter Creaturen des Exdictators Gambetta, die ihrem Meister im gegebenen Moment um so williger weichen werden, je weniger sie selbst ihrer Stellung gewachsen sind. Aber auch Gambetta kann nur noch ans Aude kommen, um sofort gestürzt zu werden. Uebrigens ist der neue Leiter der answärtigen Politik Frankreichs eigentlich Schriftsetzer, soll aber weiterhin durch Gründung von Actiengesellschaften im Stil unserer Miquel's und Hammacher's viel Vermögen erworben haben, welches letztere den Actionären dieser Gesellschaften natürlich nicht passiert wäre. — Und ähnlichen Schläges werden Duclercs drucke Collegen sein. Dabei ist bisher von einem Sichbesinnen auf die Grundlagen alles Staatslebens in dem corrumpten officiellen Frankreich nirgends die Rede. Nach außen streckt man die Waffen und im Inneren erhebt man sie immer wieder gegen Kirche und Religion. Neuerdings ist für die Lehrer der Mittelschulen eine Art „Cultur-Examen“ eingeführt, lediglich Handhabe jeweiliger Machthaber, ihr Personal aus politischen Gründen zu purificieren, und in den Volksschulen bemühen sich, wie ein durch Widerspruch der Eltern an die große Mode gekommener Specialfall schließen läßt, bereits streberhafte Lehrer, jenen narrenhaften, blasphemischen Civil-Katechismus des Paul Bert einzuführen, dessen Absehen es ist, „die Liebe zur Revolution“ zu lehren.

Wozu noch lehren, was als notwendige Wirkung aus gegebener Ursache sich ergibt?

Bedingung alles Staatslebens ist die Autorität, die Achtung vor göttlicher und menschlicher Ordnung. Es ist ein Uebing, Staaten zu bauen auf Principien, die alle Autorität leugnen. Alle Umkehrung ist Revolution, mag sie sich nun im freien Gedanken, in der zündenden Phrase, oder in Dynamit und Petarden kund thun, wie sie auch im verflochtenen Mantel, von fanatischen Italienern in eine Volksmenge geschleudert, das österreichische Triest in Furcht und Schrecken versetzt haben.

Rettung kann hier so wenig, als sonst allein darin liegen, daß man äußere Verhältnisse ändert, wandelbare politische Grenzen verschiebt. Die Urkunde, die materia peccans ist nicht an Zeit und Raum gebunden. Als einzig wirksame Gegenmacht hat sich bisher die principielle Trägerin der Autorität, die christliche Kirche erwiesen, wenn auch bedingt nach Kraft und Wirkung durch die Tiefe und Reinheit jeweiliger Wahrheitserschaffung. Umkehr zu ihr muß um so energischer die Lozung sein, je mehr und mehr die national und local bedingten Kriege der Vergangenheit und Gegenwart concentrisch hinweisen auf den großen internationalen Entscheidungskampf der Zukunft.

Berlin, Ende August.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft.

Die Notwendigkeit einer social-politischen Propädeutik von Dr. K. S. Barnek. (Leipzig, G. Reichardt, 1882, 123 S.) — Im vergangenen Jahre erschien von dem genannten Verfasser eine höchst interessante Broschüre unter dem Titel: „Das Princip der politischen Gleichberechtigung und die modernen Emancipationsgedanken.“ Ref. erinnert sich nicht, ob die „Allgemeine conservative Monatschrift“ von derselben Notiz genommen hat oder nicht: (Nicht besprochen worden: Bd. VI, S. 343. D. Red.) jedenfalls möchte er an diese geistvolle Publication hiermit erinnern, als an eine durchaus dem conservativen Gedanken entsprechende Arbeit. Eine Art Fortsetzung jener Broschüre ist die vorliegende, deren Anzeige wir mit kurzen Worten geben wollen. Wir bemerken im voraus, daß der Verf. seine Gedanken in der Form philosophischer Betrachtung mitzuteilen liebt, weshalb die Lectüre seiner Broschüren eine ernstere Geistesarbeit erfordert, dafür aber in hohem Maße anregend zu wirken geeignet ist. — Der Verf. weist darauf hin, welche hohe Bedeutung in unsern Tagen das politische Urtheil des Volks habe und wie dem jein politisches Verständnis und Urtheil durchaus nicht entspricht. Es muß daher Sorge getragen werden, das Volk politisch zu erziehen, ihm eine feste Ueberzeugung und ein Verständnis für die einschlägigen Fragen zu verschaffen. Eine solche social-politische Erziehung ist freilich nicht leicht, doch kann man an der katholischen Kirche sehen, daß man allerdings durch Erziehung viel ausrichten kann. Insbesondere sollte der Geschichtsunterricht das Ziel im Auge haben, ein gesundes Nationalgefühl und eine einheitliche politische Ueberzeugung zu erwecken. Wir sind von diesem Ziele sehr weit entfernt; gilt es doch als hohe politische Weisheit in den weitesten Kreisen, zu den Vorschlägen der

Regierung stets Nein zu sagen; wer zustimmt, dem wirft der Liberalismus Knechtsinn vor. Der freie Mann muß seine Freiheit durch consequente Opposition offenbaren. Der geehrte Verf. macht nun den Vorschlag, dem unlesbaren Schaden abzuhelfen. Als Mittel der Reanirung bezeichnet er im dritten Abschnitt seiner Broschüre insbesondere die wissenschaftliche Procedur des academischen Lehrverfahrens. Die philosophische Facultät soll nach des Verf. Meinung das neue Lehrfach einer social-politischen Propädeutik als Tochterdisciplin aufnehmen. Zur Popularisierung des social-politischen Glaubens und Wissens schlägt er einen kleinen Katechismus vor, nach dem schon in den Schulen ein gesundes politisches Verständnis angebahnt und vorbereitet werden soll. Wir denken, diese Tendenz ist cum grano salis zu verstehen. Von einem eigentlichen social-politischen Unterricht kann doch nicht die Rede sein; wohl aber kann und soll in den Schulen das Nationalgefühl, die Vaterlandsliebe, die Treue gegen den Kaiser und Landesfürsten, der Sinn der Eiferwilligkeit geweckt und genährt werden. Wenn der Verf. den Versuch machen und selbst einen solchen social-politischen Katechismus entwerfen wollte, würden die Schwierigkeiten am besten erkannt werden. „Der militärischen Lehrpflicht der Nation trete eine social-politische zur Seite, damit der Kriegstüchtigkeits nach außen auch eine Friedensstüchtigkeits nach innen entspreche.“ Insbesondere möchte der Verf. betont haben die organische Gemeinshaftlichkeit von Regierung und Volk, und daß weder eine Parlamentsregierung, noch ein Regierungsparlament das Rechte sei: das erste ist Oligarchie, das letztere Absolutismus. In der That läßt nicht eine gesunde Ermüdung so sehr, als jene unglückliche liberale Anfassung, wonach Regierung und Parlament zwei feindliche Parteien sind, die stets auf dem Kriegsfuß zu



einander stehen und einander zu überlisten und im Handel zu übervoortreiben suchen. Auch die Opportunitätsfrage der Zeit in Bezug auf seine Vorklänge behandelt der Verf. und betont, daß die zunehmende Zerstückelung der Parteien eine baldige Hilfe notwendig erscheinen lasse. Die Bedeutung des Militärs für die Fliese der ersten Gesinnung erkennt der Verf. sehr an und freut sich der nationalen Bewegung unter der studierenden Jugend, der er ein frisches: Vivat, crescat, floreat! jurirt. Aber mit dem Singen „Deutschland, Deutschland über alles“ ist's freilich nicht gethan. Rechte Mannerehre und Mannestugend thut not. Die Jugend muß es lernen, daß jeder Bürger auch eine Staatsbürgerpflicht hat. Was König und Vaterland später vom Manne fordert, daran gewöhne zuvor König und Vaterland schon den Jüngling zu denken. In der gegenwärtigen neuermachten Jugendliebe für Kaiser und Reich liegt die allergünstigste Willensdisposition der Jugend vor, und gewiß würde die Jugend mit Freuden zu den Mitteln greifen, welche ihr zur rationellen Begründung ihrer Achtungsdisposition mittels Gewinnung motivierter Ueberzeugungen geboten werden. — Es muß durchaus eine feste Nationalüberzeugung statt der sanftmüthigen Meinungsgerinnlichkeit geschaffen werden, sonst hilft uns die äupere Einigung Deutschlands nichts, und dazu kann nur eine gesunde social-politische Propädeutik helfen. Gewiß kann man über diese Vorschläge disputieren, — den vorhandenen Schaden aber kann niemand bestreiten. Es ist und bleibt ein Uebel, daß die Masse unseres Volkes durch die Wahlen einen bedeutenden Einfluß auf das politische Leben hat, ohne doch ein einigermaßen genügendes Verständnis dafür zu besitzen. So ist die leichtbewegliche Menge jedem Schreier und Phrasenmacher preisgegeben. Jedenfalls aber ist es sehr dankenswerth, daß der geehrte Verfasser die Frage so energisch angeregt hat, und wir zweifeln nicht, daß seine Anregungen auch Segen stiften werden. Die klare Erkenntnis einer Krankheit ist doch vor allem nötig, ehe man Heilungsversuche anstellen kann. In hohem Maße anregend ist die Broschüre jedenfalls und wir glauben dieselbe den conservativen Kreisen angelegentlich empfehlen zu dürfen.

Diesbach.

— Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes. Von Dr. C. F. Heman. Leipzig, 1882. (N. E. Hinrichs'sche Buchhandlung. 130 S. Pr. M. 1.00.) — Es war ein glücklicher Gedanke, daß Dr. Heman, der durch seine zuerst in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsätze über die historische Weltstellung der Juden sich den Anspruch auf die erste Autorität in Sachen der Judenfrage erworben hatte, nunmehr auch den Kernpunkt derselben, die religiöse Seite nämlich, welche früher ausschließlich nur genannt, nicht dargestellt war, in einer eigenen Arbeit behandelt hat. Wir wissen aus seinen früheren Schriften, daß Heman ein Denker ist, der sowohl in seinen philosophischen Bestrebungen niemals seiner Stellung innerhalb der Thatfachen des christl. Glaubens etwas vergiebt, als auch diesen seinen religiösen Standpunkt vor der Philosophie nachzuweisen versteht. Mit wahrhaft philosophischem Geiste, das Ganze der Geschichte und der Religionsgeschichte insbesondere stets im Auge behaltend, löst er auch in dem vorliegenden Buche seine Aufgabe.

Die Sprache ist klar und anziehend, nicht selten von der Begeisterung für die Aufgabe dieses Volkes, dem auch er entkam, getragen und von tiefem Schmerz über die Verkenntung dieser Aufgabe erwärmt. — Nach einer kurzen Einleitung werden zuerst die Hauptmomente der Religion des Alten Bundes entwickelt: der ethische Monotheismus, das particularisierende Gesetz und die universalistische Prophetie (besonders die Behandlung der letzteren ist in hohem Maße aufklärend); dann wird geschichtlich entwickelt, wie der jüdische Monotheismus in seiner ersten Veräußerung mit der heidnischen Weltbildung (Zeteuciden) die letzteren noch nicht empfänglich für seine höheren Ideen findet und mit ihr in Kampf gerät, und wie dann in einer späteren Epoche, als das zusammensinkende Heidentum die Hand ausstreckte nach dem, was dies wunderbare Religionsvolk ihm hätte bieten können, das Judentum sich bereits verfühert und unfähig zur universalistischen Weltreligion gemacht hatte. Da kam die neue Phase mit Jesus von Nazareth. Das Volk ist vor die Probe gestellt, ob es seinen Beruf, durch Annahme des Reiches der Segen der Völker zu werden, erfüllen will. Es besteht die Probe nicht. Nur einer Minorität aus dem Volke ist es gegeben, das Reich Gottes zu verwirklichen, und seitdem ist die Mission des Volkes für lange hin beendet; die religiöse Entkräftung des Judentums von den Rabbinenschulen an bis zu Spinoza und den heutigen Reformern wird in großen Zügen nachgewiesen und dem Volke dann zum Schluß der Pith noch einmal geöffnet für das, was ihnen allein helfen könnte: Umkehr zu Jesus. — Besonders interessant ist der von Heman verjuchte Nachweis des segensreichen Einflusses des jüdischen Elements in der alten Kirche, von dem man bisher meist nur die Lehrtreue hervorhob, — ferner der Nachweis, wie der abstracte jüdische Monotheismus, im Gegenlage zur christlichen Trinität, zur philosophischen Verflüchtigung und schließlich Aushebung der Religion überhaupt in Spinoza führt, dem das moderne Judentum anheimgefallen ist, — endlich seine Auseinanderlegung der gegenwärtig viel unstrittenen Stellung des jüdischen Volkes am Ende der Weltzeit. — Auch diejenigen, welche ihm nicht überall bestimmen sollten, werden anerkennen, daß wir in diesem kleinen Werke Heman einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte der Philosophie, sowie zur Apologetik des christlichen Glaubens besitzen, und werden in seiner Veröffentlichung eine entscheidende That, insbesondere auch der Judenmission erlöblich, der sich wenige an die Seite stellen können. Fast könnte man hoffen, es werde das Buch in jüdischen Kreisen Gährung hervorrufen.

Ferner liegen zur Judenfrage einige Broschüren vor, welche durch die russischen Juden-Ausreibungen veranlaßt sind:

— Rußland und die Juden. Culturgeschichtliche Skizzen. Von Ernst Freiherrn von der Brägen. (100 S. Pr. M. 2. Leipzig, Zeit & Co.) — Eine glatt und elegant geschriebene Schrift, die als das, was sie sein will, nämlich als culturgeschichtliche Skizze, vortrefflich ist. Einzelne Teile derselben sind wirklich keine Cabinetsstücke seiner Beobachtung und conciser Darstellung; durchweg tritt die genaueste Kenntnis des deutlichen und

des russischen Juden zu Tage, deren Bildnis selbstredend nicht sehr schmeichelt ausfällt. In den letzten und principieüen Fragen ist freilich unsere Anschauung eine wesentlich andere als die des Verfassers. „Es handelt sich nicht darum, die Juden zu bekehren, sondern sie aufzuklären. Die christliche Taufe wäscht das Judentum nur selten und unvollkommen ab.“ — „Nur der christliche Fanatismus vermag einen Auhm darin zu sehen, die Blindheit des jüdischen Eifers in die Blindheit des christlichen Eifers umzuwandeln“ u. s. w. — Sind denn wirklich alle Christen „blinde Eiferer“ und liegt das Wesen des Christentums ausschließlich in der rein äußerlich aufgethanen Taufhandlung? — Der geringe Erfolg der Judenmission kann doch nichts gegen ihre Veredlung beweisen.

— In erklärlicher Erregung ist eine Denkschrift über Entstehung und Charakter der in den südlichen Provinzen Rußlands vorgefallenen Unruhen von Dr. Simeon Leon von Schwabacher, Stadtrabbiner in Odessa, verfaßt. (43 S. Preis 21. 0/10. Stuttgart, Levy & Müller.) — Aber selbst einige Erregung zu gute gehalten, imponiert dieselbe durch ihre ungeheuerliche Arroganz. Vergeht alle gegen die Juden erhobenen Vorwürfe einzeln durch und spricht in jedem Falle sein Volk glänzend frei. Sogar an der unerschöpflichmässigen Criminalität des Volkes ist der einzelne Verbrecher unschuldig, sie liegt in den „Verhältnissen.“ p. 33. Wenn aber, schließt er, auch alle „Anklagen gegen uns wahr wären, wie sie es nicht sind, wenn wir Materialisten, Gleichgültige, Verräther, Fälscher, Freige in der Schlacht, gleichgültig gegen Sieg und Fahrenschere wären — so hätten wir ein Wort, das uns sühnte, das uns losbörde von aller Schuld, und dies Wort lautet: *vestra culpa!*“ — Dergleichen „Denkschriften“ liegen doch wohl kaum im Interesse des Judentums.

— Wohin hat der Liberalismus den Bauerstand geführt? Eine Untersuchung über die Ursachen des Verfalles der Landwirtschaft und das Mittel zur Abhilfe. Von einem Kleinbauern. (58 S. Pr. 21. — 1/10. Hagen i. W. und Leipzig. Hermann Hüfel & Co.) — Nicht grade Neues, aber mancherlei Gutes, hier und da gesammelt und populär zusammengestellt. Wer etwa einen „liberalen“ Bauer zu bekehren wünschte, könnte denselben die kleine Schrift mit Nutzen in die Hand geben. Wir haben übrigens auch unfererseits manches daraus gelernt, z. B. daß schon Frhr. von Stein 1805 eine Statistik über die Verschuldung des Grundbesitzes wünschte, die uns heute, fast 80 Jahre später, noch immer fehlt, während die tüchtigsten Professoren Schullens, z. B. Statistik der Paar-, Augen- und Gesichtskrankheiten der Schullinder, bereitwillig Erlebung gefunden haben.

— Der Russische Sultan. Ein Versuch zur Erklärung der Zustände und Geistesströmungen im modernen Rußland. Von Dr. Ludwig Holthof. (79 S. Pr. 21. 1. Frankfurt a. M. Morgenstern.)

— Eine gedrängte, aber im wesentlichen richtige Schilderung der corampten öffentlichen Zustände in Rußland. In neun Kapiteln werden uns die Entwicklung des Jarenstaates, der und Jarenhaus, Beamtenhierarchie des Schin, Herr, Clerus, Adel, Bauern, Nihilisten, Banklawen, Polen und Juden anschaulich vorgeführt. Auf 79 Seiten wird natür-

lich nichts Erschöpfendes geboten, aber zu flüchtiger Orientierung ist die kleine Schrift sehr wohl brauchbar.

B. N.

— Deutscher Reichsbote. Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1883. Mit dem Farbendruckbild „Der alte Fröh“ und einem Wandkalender als Gratisprämien. (Pr. 21. 0/10. Belhagen und Klasing.) — Ein vortrefflicher Kalender, den wir gerne empfehlen; er ist frisch und zeitgemäß redigiert und enthält außer den necessarius eine Fülle von kleinen und größeren Geschichten, Anekdoten, etwas von der Marine, auch eine sehr geschickt abgefaßte politische Chronik, alles durchsetzt mit guten Holzschritten. Die größere Erzählung ist von Emil Frommel recht unterhaltend geschrieben und schließt verjöhnend nicht nur mit der Rettung eines in seiner Eristenz bedrohten Rüllerpaars, sondern auch mit prompter Befreiung eines alten hartgestellten Juden.

## 2. Länder- und Völkertunde.

— Babylonierum, Judentum und Christentum von Dr. Ad. Bahrmann, Dozent an d. Univ. u. l. d. l. orient. Akad. Wien. (294 S. Pr. 21. 6. Leipzig, Brockhaus, 1882.) — Ohne Frage sehr beachtenswert für Geschichtsforschung und vergleichende Sprachkunde überhaupt. Hier grade liegt die Bedeutung der Schrift. Sie legt der Geschichtsentwicklung drei große Kulturkreise zu Grunde, den vorderasiatisch-europäischen, den chinesischen und etwa den indischen als Hindesiedler. Das turanische Urvolk ist, so sehen wir auch hier wieder, eine wirkliche Erregungsgeschicht der Völkertunde. Allerdings werden Woungolen, Türken und Perser damit zu unerwarteten Ehren gebracht, wenigstens ihre Vorfahren. Hier geht Verf. mit Persien und Opyrt. Aber auch der chinesische Staatenbau hat turanische Unterlagen. Das Verhältnis der Urvölker freilich zu diesen Turanern scheint auch für unsern Verf., ebenso wie für die meisten andern Menschen, im Dunkel zu liegen. Unzweifelhaft heutige Kultur führt der Verfasser zu einem nicht geringen Teil auf die altbabylonisch-akkadische Welt zurück, die sich in Sinear (Sumer) ausbreitete, und Vorderasien und Griechenland befruchtete. Sie drangen, ein fester Keil, durch jüdisch-christliche Ideen auch in die germanischen Völker, und führten hier, das altgermanische Heidentum, also das unwürdige indogermanische Bewußtsein verdrängend, eine neue Bewußtseinsform herbei. Die Welt dieser jüdisch-christlichen Ideen „nahm“, meint der Verf., „die germanischen Völker so völlig ein, daß sogar die wirklich historischen Gestalten unserer Helden, Fürsten und Kaiser vor den Figuren einiger Beduinenaufstiege zurücktraten, die vor Jahrtausenden in der Sprichsen Wüste ihre Schale und Kamele weideten, und einander zu überfließen bedacht waren.“ S. 66. So haben wir mit dem jüdisch-christlichen Litteraturkreise auch altägyptische und babylonische Elemente der Mythen und Rom her das Abendland überfließend. — — Hier haben wir die tief unter trefflichen und dankenswerten Mitteilungen und Inskripten-Üebersetzungen aus den altbabylonischen, ägyptischen und assyrischen Litteraturen fortlaufend eigentliche Tendenz. Demgemäß sinkt die „heilige“ Geschichte, denn dies ist sie uns, zu trüber und wider Kieglanteile ethnologisch un-

bestimmbarer Nomoden-Horden herob, und die Erscheinung des Monotheismus wird vollständig aus der Notwendigkeit der Staatseinheit erklärt, welche der Einheit einer Nationalgöttheit bedurfte. S. 149. Während wir den Geist Gottes mit dem unbändigen Menschengeist im alten Testament ringend erblicken, sieht unser Verfasser nur Menschenfleisch allein, und die Propheie, die uns eine Erlösung von oben ist, führt ihn in die trübe Gährung utochthoner, ungelormter Elemente hinein. — Der Verf. zeigt den uralgemeinen Haß, den dies Volk auf sich zog, und die Art, wie die Hellenen die Welt vom Semitentum befreiten und den uralten Geist zum Siege führten. Der Monotheismus, natürliches Ergebnis der Völkervermischung, bildet die Unterlage für das ihm natürlich entkommende Christentum. S. 204. Grobe im particularistisch schroffen Volk muß die Religion univervaler Humanität nach Gottes Rat erschaffen. Aber sie nimmt und schlepft die Eierschalen des Semitentums auch heut noch mit sich umher. S. 207. Der Jesuitismus that es in seiner Anschauung vom Götzen aus schroffen, und gleich damit dem Tolmud, diesem kinde Vablonus, welches Europa zu Zeiten mit Kobbalo und Aitrologie an der Hand der Tolmudisten völlig überkauftete. Auch der orobische Islam gleicht dem Tolmudismus in seiner Vollendung des Semitentums. — Die mündigere Menschheit hat, meint Verf., mit beiden gebrochen, seit sie „die jüdische Geschichte in die Bahnen des natürlichen und uraltäglichen Geschehens zurückgeführt“, also das Wunder in der Geschichte zu langem gelernt hat. Dem Verfasser also steht der Romismus der Weltanschauung fest. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er Notur und Geschichtswelt. Er hofft, daß dieser dürftige Romismus, der keinen Gott, keine Offenbarung, kein Wunder kennt, den Götzen und Aberglauben schlagen wird. Das ist ein großer Irrtum. Vergleichen kann nur ein Götzenanheim leisten. Die ganze Arbeit hat die Ablicht, den Durchbruch des uralten Geistes, die Befreiung der babylonisch-jüdischen Schladen, herbeiführen zu helfen. An diesem Gang der Geschichte ist etwas Wahres. Der jüdisch-tolmudische Geist hat sich an die Seiten der Kirche gebettet, dieser Geist hat ein unmenchliches System von Intoleranz im jesuitischen Katholicismus geschaffen. Die Reformation war die erste durchschlagende Reaction gegen dieses tal-mudische Götzenum. Es ist nicht befeitigt. Im Policonum hat es gesiegt. Noch bedroht uns dieses finstere Semitentum, unter dem eine reiche Welt der Kräfte gebunden liegt, auf Schritt und Tritt. Es bedroht uns wie der Islam uns bedrohte. Noch eine Bemerkung. Mit Annahme des turonischen Urvolks und dem Eingeständnis, daß seine Descendenten zu kulturlichem Völkergewalt herobkamen — tritt Verfasser doch unwiderleglich, wenn auch unwillkürlich, auf Seite derer, welche mit der aufsteigenden Linie der Entwicklung des Völkertums und dem angewundenen Darwinismus gebrochen haben. A.

### 3. Biographisches.

— Dr. F. L. Jacobi: Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz. (Holle, E. Strien. 1882. 56 S. Pr. M. 1.) — Nicht referieren will Ref. dies kleine Büchlein, sondern

dem Verf. danken, der ihn damit in alte, unvergeßliche Zeit — in die Tage zurückverriet, wo auch er den tiefen, reidagelegneten Einfluß des „Herrn Barons“ erfahren hat und so oft den Weg aus der Dorotheen- in die Alexanderstraße gewandert ist. Ich kann (man gelächte mir, um Steifheit des Stiles zu vermeiden, die erste Person!) die vom Verf. gegebene Schilderung der Persönlichkeit des ehrwürdigen, in seiner Demut so geistig-gewaltigen Geistes nur belästigen, vermog aber noch einiges zur Ergänzung hinzuzufügen. Als ich 1838–39 in Berlin studierte, war Kottwitz noch nicht so sehr von der Bürde des Alters gebeugt, wie in der uraltesten Zeit seines Lebens, in welcher Prof. Jacobi (S. 55) mit ihm verkehrte. Sein „irdisches Haus dieser Hütte“ war so freilich schon auf Abbruch verfertigt, und namentlich waren es die frankhaft geröteten Ränder der Augenlider, die dem Greisenanitz einen Ausdruck der Hinsüßigkeit gaben; aber dies nämliche Antlitz und Augenpaar war mir ein lebendiger Kommentar zu den Worten: „So haben wir einen Bon von Gott erbauet, ein Haus, das ewig ist im Himmel“; denn eine Schüchtheit überirdischer Art, die Schönheit des Austerlebensgleibes, leuchtete schon aus diesen Augen und Jügen wie durch einen Schleier, der sie nicht zu verhallen vermodete, hindurch, und ich bedarf nicht des Wilses, daß er mir nachher geschiedt (da er bis gegen seinen Tod hin die Güte hatte, mit mir unbedeutendem jungen Menschen in Briefwechsel zu bleiben); lebendiger, als dies Bild mich auf seine Gestalt zu erinnern vermog, steht dieselbe in jener ihrer wunderbaren überirdischen Schöne vor meiner Seele. In Erlangen der selige Kraft, und in Berlin Kottwitz und Gohner — das waren die Werkzeuge des Herrn, denen ich den größten Segen für meinen innern Menschenden verdanke. Die Begegnung des Barons mit dem Philosophen Fichte ist S. 30 f. weder genau noch vollständig erzählt. Ich habe dieselbe teilweise aus seinem eigenen, teilweise aus dem Munde eines ihm sehr nahestehenden Freundes. Vor allem war es nicht Fichte, von dem der Wunsch nach einer Zusammenkunft ausging; sondern Kottwitz selbst, der von den philosophischen Ansichten und dem Ruhme Fichtes gehört hatte, empfand ein unwiderstehliches Verlangen, einen solchen Mann einmal von Person kennen zu lernen; er suchte dies Verlangen als den Kiesel einer eiteln Keugierde niederzukämpfen; es ließ ihm aber keine Ruhe, und da er dachte, dieser Trieb möge doch vielleicht ein Wint Gottes sein, so ging er, nachdem er seinen Herrn kindlich um seine Genehmigung und seinen Beistand gebeten, wirklich hin, und ließ sich melden. Kottwitz selbst war es wiederum, der das Gespräch uraltebold auf das Gebet lenkte, indem er Fichte die Frage vorlegte, wie er über das Gebet denke. Da erging sich nun Fichte in einer längeren Entwicklung, deren Lichteitz Jacobi ganz richtig in die Worte zusammenfaßt: „Das kind betet; der Mann will“, indem nämlich Fichte des breiteren entwickelte, wie gleich dem Individuum auch die Völkertwelt ihr Zeitalter der Kindheit habe, wo sie sich Gott als einen außer ihr befindlichen vorstelle, daß sie aber zum Mounesalter heranreissen und erkennen müsse, wie der eigene sittliche Wille der Gott in uns sei. Als Kottwitz darauf schrie,

fragte ihn Fichte: „Stimmen Sie damit nicht überein?“ Da sagte Kottwitz: „Ach, Herr Professor, wenn ich morgens aufwache, und denke an alle die Pflichten, die ich den Tag über erfüllen soll“ — (es mag dabei seine sechsundert Armen erwähnt haben, aber nicht, wober das Brot zu nehmen, sondern von der Erfüllung der Pflichten war die Rede) — „und ich denke an meine große Schwachheit, und wie es mir so oft an der Geduld und an der Liebe fehlt und an der Weisheit: da kann ich nicht anders, ich muß meinen himmlischen Vater bitten: Herr, hilf du mir! Und wenn ich dann am Abend mich schlafen lege, und denke an all das, was ich versäumt und gefehlt und schlecht gemacht habe: da kann ich nicht ruhig einschlafen, wenn ich nicht meinen himmlischen Vater gebeten habe: Herr, vergib mir.“ — Fichte schwoeg einen Augenblick, dann sprach er: „Herr Baron, ich wollte, ich wäre soweit wie Sie!“ Der Baron, mit diesem Erfolge zufrieden, verabedete sich. Damit ist die Geschichte aber noch nicht zu Ende. Zu eben jener Zeit war es, wo Fichte in patriotischer Begeisterung der Pflüge der Bewunderten in den Militärschultern oblag. Kurze Zeit nach jenem Besuch vernahm Kottwitz, Fichte sei vom Lazarettphosphus selbst befallen worden und gestorben. Tags darauf erhielt er die gerichtliche Eröffnung, Fichte habe auf seinem Totenbette ihn, den Baron von Kottwitz — den er nur jenes Eine Mal gesehen — zum Vormund seines einzigen Sohnes (des in Stuttgart des wenigen Jahres verstorbenen jüngeren Fichte) ernannt. — Am 23. Nov. 1838 traf ich bei Kottwitz zwei Herren aus England, in deren christlichen Reden mir einiges gar seltsam und verdächtig vorkam, die aber dem Baron gegenüber sichtlich sehr und zurückhaltend waren. Auf dem Heimweg, den ich mit ihnen durch Altberlin und Cölln bis unter die Linden gemeinsam zu machen hatte, entpuppte sie sich mir gegenüber sofort als Sendlinge des Irvingianismus mit einem ernstlichen aber ganz vergeblichen Besehrungsverfuch, sodah unser Gespräch bald zu einer, wenn auch leidenschaftlosen und freundschaftlichen, doch ernstlichen Disputation wurde. Höchst merkwürdig war es mir nun aber, daß sie der meistflüchtigen Glaubenseinstalt Kottwitzens gegenüber auch nicht einmal einen Versuch gewagt hatten, mit ihren irvingianischen Lehren herauszurücken. — Daß der Baron, von Jacobi S. 41 schreibt, „in seinem Eifer für die Verteidigung der religiösen Wahrheit unlenkbar in eine Einseitigkeit“ bei Beurteilung philosophischer Richtungen und Systeme „verfallen sei“, kann ich nicht zugeben. Von dem Allerheiligsten aus, darin er stand, sah er eben hinauf auf die Worthölle der Heiden, und kein Verus war es nicht, in die taburnitischen Gänge der Philosophie sich einzulassen. Denkt man an jene Unterredung mit Fichte, so möchte man doch lieber von Ueberlegenheit als von Einseitigkeit reden.

A. Ebrard.

#### 4. Theologische.

— Luther gegen Luther. Ein Beitrag zur Beleuchtung des „Reformators“ von Wittenberg. 2. Aufl. (Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Br. Bl. 0,15.) — Wenn manche Institutionen der katholischen Kirche in ihre objectiven Festigkeit

auch bei evangelisch-Conservativen aufrichtige Anerkennung und relative Zustimmung finden können, so ist es bei anderen wieder schwer, pharisäische Gedanken zu unterdrücken. Wenn wir aus jüngerer Zeit und manche Publicationen des katholischen Bonifacius-Bereins vergegenwärtigen, so empfinden wir doch etwas wie Befriedigung, daß unser Gultar-Kloster-Berein dergleichen Wäffen nicht führt. Aber abgesehen von der sittlichen, ist auch nach der Nützlichkeits-Seite schwer zu erkennen, was man sich bräuen von dieser und anderen, auf Massenverbreitung angelegten Flugschriften eigentlich verspricht. Die Reformation ist ein Princip. Glaubt man wirklich, das Princip werde stärken, selbst wenn Athern noch viel mehr Menschlichkeiten wirklich bewiesen würden, als ihm bisher beweislos vorgeworfen worden sind?

— Ueber Unionsgesinnung und Missions Sinn als unerlässliche Bedingungen einer erfolgreichen Wirksamkeit an den großen Anhangen der evangelischen Kirche in der Gegenwart. Vortrag von A. H. Hebensburg, Oberpfarrer und Hofprediger in Braunsfels. (Br. Bl. 0,40. 24 S. Köln, Koemke, 1842.) — Ein erwecklicher, anregender Vortrag, wenn auch unsere Ansichten über die preussische Union denen des Verfassers durchaus entgegengesetzt sind. Verf. nennt dieselbe eine „segnreich wirkende.“ Wir glauben dagegen (von allem anderen abgesehen), daß die getrennten Con-fessionen in ästhetischer Gestaltung und Einigkeit des Geistes und weiterhin im Bau der Kirche, in der Pflüge geistlichen Lebens, schon sehr viel weiter vorgeschritten sein könnten, wenn nicht so viele wertvolle Kräfte sich in wertlosem Joist angestrieben hätten. — Unfruchtbar scheint es auch und, die Gegenjäge zwischen lutherisch und reformirt „immer wieder hervorzubringen“, aber eben so unfruchtbar dieselben, wie Verf. thut, immer wieder bekreiten oder vermischen zu wollen. Aus dem Verwichen folgt grade das „Wiederhervorleben.“ Warum nicht unter Anerkennung thatsächlich vorhandener und nach allen Richtungen hin längst klar gelogter Divergenzen, im Hinblick auf die großen Gemein-samkeiten die Hand sich reichen zu gemeinsamer Arbeit?

— Bous, E. Neu.: Die Ehe der Christen. Ein Wort der Mahnung. (Dafel, Epittice. 10 Bl.) — Gewiß ist es gut, der Vorzeit gegenüber, mit der man heut zu Tag aus gläubigen Kreisen in glaubenslose heiratet, das Beweisen zu schärken. Aber zu weit sicut nicht. Es ist nicht wohlzuehen, das Verbot der Ehe zwischen Israetiten und den Angehörigen der der Ausrottung preisgegebenen Kanamiter 5 Mos. 7, 3-5 auf die Ehe zwischen gläubigen oder ungläubigen — der Verf. sagt liebe: bekehrten und unbekehrten — Christen zu beziehen. In solchen Rückschlüssen soll man bei der bibl. Räch-terheit bleiben.

B.

H.

— Ricmann, Eduard, Dr. theol., Ober-Consistorialrat und Generalsuperintendent. Das Vater-unser in 10 Predigten. (Leipzig, Gg. Böhm. 1841. 2 Bl.) — Der Pastor der hannöverschen Landeskirche, der 50 Jahre im Amt, nahezu so viel im Regiment dieser Kirche befehlet, wird noch lange eine hervorragende Stelle in der Homi-letik der luth. Kirche einnehmen. Ist er doch auch

ein treuer Sohn seiner Kirche, in deren Lehre und Leben hineinzuwachsen das Ziel seiner Predigt, all seines Wirkens war. Wie er in seinem Vortrage: „Zur Verständigung über die rechte Weise des Predigens“, die Predigt als Aede aus dem Glauben zur Erzeugung und Weiterbildung des Glaubens beschrieb: so hat er auch — unsere Vaterunserpredigten bezeugen es — gepredigt. Seine Predigten werden, nach Feneolens Rat, nicht über die Religion gehalten: sondern sie sind Religion d. h. hier: kirchliches Christentum.

B. — Schulz, Hermann: Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Göttingen. (Gotha, F. A. Perthes. 1882. 6 Nrl.) — Wer die sonstige Theologie, resp. Christologie des Reichthümers Schulz nicht kennt: dem wird es schwer fallen, herauszufinden, was in diesen Predigten an der biblischen christlichen Heilswahrheit fehlt. Um der schönen Sprache und der ethischen Gedanken willen können wir wohl verstehen, daß weniger genau prüfende Christen ein Wohlgefallen an diesen Predigten gewinnen mögen. Freilich die Vorrede schon wird den vorsichtigen Christen geradezu anregen, sich mit dieser Theologie, einem Neo-Arianismus, näher bekannt zu machen. Dann wird man auch bei untern Predigten finden, daß, trotz aller Vorsicht im Ausdrücke, das objective Heil nicht zur Geltung kommt, dagegen das subjective Element in einer Weise betont wird, die es zum eigentlichen Centrum des Heils macht.

B. — Drei Abendpredigten bei dem XXII. Congreß für innere Mission in Bremen gehalten von Pastor Lehmann aus Esthara, Abt Dr. Uhlhorn aus Hannover und Professor Dr. Haupt aus Kiel. (Wätersloh, 1881. Fritschmann. Fr. Nrl. 0,75.) — Bei den Festen kirchlicher Vereine soll die Mannichfaltigkeit der Gaben der Festprediger dazu dienen, die Herzen zu befestigen, daß sie im Werk des Herrn nicht lässig werden. Das ist den drei obigen Predigern aus dem Bremer Missionsfest mit ihren Predigten über 1 Joh. 5, 4. 5. Matth. 5, 7 und 1 Theßj. 4, 10. 11 sehr wohl gelungen.

B. — E. Wagner, Groben, Pfarrer in Lamsanne. Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. Zweite Auflage. (Wafel, Missionsbuchhandlung. 1882. Nrl. 0,20.) — Dieser Tractat entwirft aus dem Reichthum des göttlichen Wortes, aus seinen Lehren, Mahnungen und Verheißungen insoweit, als aus seinen Jünglingsgehalten ein Bild des christlichen Jünglingslebens, wohl geeignet, jedem Jüngling als vademecum zu dienen, um ihn zu erinnern: Achte die Lüste der Jugend, sage aber nach der Gerechtigkeit zu. Der treffliche Tractat entspricht einem Bedürfnis unserer Zeit, in welcher auch so viele Jünglinge sich verirren und sich dem Verderben nahen. Es mag hier neben Abtels: „Joseph“ empfohlen sein.

B. — Luthardt, Dr. Chr. E., Domherr des Hochstifts Meißen, Consistorialrat u. o. Prof. der Theologie zu Leipzig: Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben. Vortrag, gehalten am 23. Februar 1882 im landmännlichen Verein zu Leipzig. (Leipzig, J. E. Hinrichs. 1882.

23 S. Fr. Nrl. 0,60.) — Wir machen darauf aufmerksam, daß dieser in der conser. Monatschrift zuerst erschienene ausgezeichnete Vortrag des berühmten Theologen auch in besonderem Abdruck zu haben ist. Er verdient wohl durch vernachlässigte Christen, die in glaubenslosen Kreisen verkehren, in letzteren verteilt zu werden.

Wie Luthardt die Kirche als Rettungskraft gegen die drohende Auflösung der Völker aufweist: so Dr. Rudolf Friedrich Graf, Prof. der Theologie in Königsberg in seinem Vortrage: Der Glaube, die wahre Lebensphilosophie (Wätersloh, Bertelsmann. 1881. 32 S. Nrl. 0,60.) einem Abdruck aus dem „Beweis des Glaubens, den Glauben des, wie Hamann sagt, „das Alpha und Omega der ganzen Philosophie, das wahre All und Ganze für jedermann ohne Ansehen der Person.“

B. — Die Zeiträume und Entfaltungen des göttlichen Heilsrates nach der Schrift. Eine Kärtel für denkende Bibelleser. (Wafel, Zwitter.) — Ein phantastisches Bild aus christlichen Träumen entworfen. Wir haben an dergleichen keinen Gefallen, können auch andern nicht empfehlen. Für das nächste Christentum der That, wie es die Kirche Gottes zu treiben hat, sind solche Dinge: Spielereien.

B. — Dr. Luthers kleiner Katechismus von Bodemann, Pastor aus Finfenwerder. 5. verb. Auflage. 40 Pf. (Hannover bei Neesche.) Daß dies Büchlein schon die 5. Auflage erlebt hat, ist höchst erfreulich. In handlicher Form, in knapper, präziser Sprache vereinigt es die Haupttheile des im Elementarunterricht zu gebenden Lehrstoffes. Der billige Preis wird seine Einführung in noch weiteren Kreisen erleichtern.

B. — Evangelische Gottesdiensts-Ordnung von Alex. Schmeigel, Pfarrer zu Baldow, Superintendent a. P. 2. verm. Aufl. (Berlin, H. Neher. 1881. 523 S. gr. 8°. 5,50 Nrl.) — Dies Buch ist wohl schon in den Händen sehr vieler Geistlichen; es wird sich in seiner neuen Gestalt gewiß auch noch neue Freunde hinzugewinnen. Ob es angezeigt war, bevor die zu erwartende neue Landes-Agende erschien, eine neue Auflage dieses Werkes zu veranstalten, wollen wir nicht weiter erörtern, wünschen wohl aber, daß eine neue Landesagende so, wie diese vorliegende Gottesdienstsordnung, den liturg. Teil des Gottesdienstes in seiner ev. Einfachheit und Schönheit ansbilde. — Da Verf. sich auf einen freieren Standpunkt stellt und viele Abweichungen von der Landesagende schon hinsichtlich der Aufeinanderfolge der liturg. Teile sich erlaubt, so wird er es uns wohl nicht verdenken, wenn wir uns wundern, daß er das für die Feinheit unpassende Halleluja dennoch für die Festsonntage beibehalten hat. Die Texte der Evang. und Episteln sind mit dem Abdruck gekommen; wir möchten es doch aber für den evang. Gottesdienst für richtiger halten, wenn diese Abschnitte aus der Bibel, nicht aus der Agende entliehen würden. — Das stille Gebet an den Altarstufen bei der Abendmahlsfeier ist eine so schöne Stille, daß wir demselben wohl allgemeine Aufnahme wünschen möchten. — Der Gebetschap, den dieses Buch bietet, ist ja ein reicher, doch haben wir einzelne, in wei-

leren Kreisen heimische Gebete vermilt; z. B. das Abendmahlsgebet: O Herr, ob ich zwar nicht würdig bin (Schließen), die Fürbitte für die Communikanten: Herr und Heiland Jesu Christe (Wittenberg u. Umgegend), Auslegung der Wöcherinnen (geschriebene Andenken im Herzogtum Wahlen aus dem 17. Jahrhundert). Bei „Fürbitten“ und „Dankgungen“ ist meist die Bismarckform angewendet, während da doch die Gebetsform angemessener gewesen wäre.

Th.

— Die Helvetische Confession. Ein Gang durch das Glaubensbekenntnis der reformirten Kirche von Friedr. Lehninger, Barrer in Schwegenbach bei Rürich. (Rich. Frenk, Augsburg, 1878. 1,50 M.) — Wenn nach diesem Titel jemand vermuten wollte, daß er in diesem Schriftchen die helvetische Confession abgedruckt finden werde, so würde er sich getäuscht sehen. Verf. bemerkt im Vorwort: „Vieles aus der Confession hat in dieser Schrift Aufnahme gefunden, und diese ist verständlich, auch ohne daß der Text jener vorliegt.“ Es scheint dem Verf. nur darauf anzukommen, daß er eine gewisse Uebereinstimmung der in der helvet. Confession ausgesprochenen Glaubenssätze mit den in der „apostolischen“ Kirche geltenden nachweise. Wenn nun der Verf. aus der nicht zu leugnenden theilweisen Uebereinstimmung darauf geschlossen hätte, daß also die reformirte Kirche apostolisch sei, so hätte er doch nur das Resultat seiner Forderung gezogen. Es klingt aber durch das ganze Schriftchen die Klage, daß die Kirche nicht zu diesem ihrem Bekenntnis stehe, daselbe als ein fremdes, unverständenes „wie ehrwürdige Hallen eines Künstlers der Barockzeit“ daslehe. Dem gewissenhaften Leser wird es bei einem Vergleich dieser Schrift mit der conf. helv. nicht entgehen, daß die sogenannte „apostolische“ Kirche (der Reiz) nicht alle Stüde dieses Bekenntnisses würde unterschreiben können.

Th.

— Der Gesangbuchsentswurf für die Landeskirche des Königreichs Sachsen besprochen von B. v. Strauß und Tornow. (Leipzig, Dörfling & Franke, 1881. 8°. 61 S. 1 M.) Sehr eingehend, mit homölogischem Verständnis und tiefer christlicher Erkenntnis geschrieben, ein wertvoller Beitrag, an dem die Bearbeiter auch anderer Gesangbuchsentswürfe nicht vorübergehen werden.

Th.

— Meyhart, drei nützliche Tractate: vom jüngsten Gericht, vom himmlischen Jerusalem, vom höchsten Sodoma. Neue Ausgabe. (Hermannsburg, Verlag der Missionsdruckerei 1881. 8°. 751 S. 2,80 M.) — Wenn der Herr als Vorzeichen seiner Wiederkunft die Verweltlichung angeht, so wollen wir uns darüber kein Hehl machen, daß wir in diesem Zeichen stehen. Da ist ein Wächterruf, wie der, den der Verf. des Liedes: Jerusalem, du hochgedaute Stadt, in seinen drei nützlichen Tractaten einst erschallen ließ, recht wohl an seinem Platz. Ist die Sprache auch breit, zum Teil veraltet und fremd, die Darstellung für das „feine“ Geschlecht unserer Tage zu kräftig, doch empfehlen wir diese Tractate eingehender Beachtung und Betrachtung; sie sind besser, als viele phantastische, aber nicht schriftgemäße Arbeiten aus der neueren Zeit.

Th.

— Eine Reihe von Brotschüren, die kirchliche

Fragen betreffen, können wir kurz behandeln. Der hübsche Vortrag von dem inzwischen zu Bed's Nachfolger in Tübingen berufenen Dr. Robert Kübel: Die Kirche im Besitz der Wahrheit, nicht erst im Streben nach derselben ist bei Hugo Klein in Barmen in 2. Auflage erschienen (0,50). — Sein im vorigen Jahre (Bed, Nordlingen) erschienenenes kleines Werk „Ueber den Unterschied zwischen der liberalen und positiven Richtung in der Theologie“ hat mit recht Anerkennung gefunden und wohl in maßvollster Weise und ruhiger, verständlicher Sprache die tiefste Klust innerhalb dieser Wissenschaft in all ihren Zweigen nach. — Die kleinste Buchhandlung in Barmen hat sich auch das Verdienst erworben, unter dem Titel „Das evangel. Bekenntnis“, eine Vollsangabe der Augsb. Confession nebst Luther's Heilem Katechismus u., besorgt von Dr. Hermens, herauszugeben. Nur ist nicht abzusehen, warum der Herausgeber unter dem Titel „die Unionskonfession“ die unglückliche, ganz verlebte erste Proclamation Friedrich Wilhelm's III. von 1817 mit abdruckt, deren Tendenzen, in sich völlig unklar, so viel Elend über die Kirche in Preußen gebracht haben, und auf welche heutzutage doch kein Mensch mehr seine Unionsgenossenschaft basiert. — Zwei Barträge über das Concordeenbuch hat der ev.-luth. Verein der Provinz Schlesien herausgegeben (gedruckt in der Schreiberhau-Tiesdorfer Anstalt), 1) den etwas vortheilreich, sonst aber verständigen geschichtlichen Wertheil seiner Entstehung von Prof. Dr. Dahn und 2) über die innere Einheit des Buches von Seminar-director Yang in Bunzlau. — Ein viel behandeltes Thema ist jetzt auch die Selbstcommunion der Geistlichen. Wir freuen uns „Ein Votum“ für dieselbe von Pastor Fischer anzeigen zu können (Dannover, 1882. A. Weichelt, 0,50). — Ein anderes beliebtes Gebiet, das apokalyptische, betritt der Kgl. Oberreg.-Rat Otto de la Craiz: die große Babylon der Offenbarung St. Johannis, und nennt es: eine Spiegelung Auberlenscher Eschatologie in einem Nichttheologen. (Dorborn, 1882. Nassauischer Calportageverein, 0,50). Im wesentlichen eine verständliche Darlegung der Auberlenschen Gedanken, mit einzelner Verteidigung oder auch Weiterführung derselben. — Eine Verteidigung des biblischen Apokryphismus giebt ein Laie in der Frage: Was ist von den wahren geistig lebendigen Mystikern und ihren Schriften zu halten gegenüber dem falschen, geistlich toten Apokryphismus. (Neustlingen, J. Kocher, 0,40); wir finden hier nicht etwa gelehrte dogmatische oder auch kirchengeschichtliche Abhandlungen, mystische Schriftsteller werden kaum erwähnt, sondern nur einen Nachweis, wie im Christentum die „mystische“ Vereinigung mit dem Herrn sich nach allen Seiten hin auszuwirken hat.

— Zum Schluss weisen wir wiederholt auf die in 5. Auflage erschienene Uebersetzung aus dem Dänischen hin: Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode von Dr. med. E. Hornemann, Oberarzt, Professor u. (Gotha, 1882. G. Schloßmann, 0,40). Ein Arzt, der durch seine Stellung am Krankenhaus und der Universität seinen medicinischen Rang offenbart, und der zugleich im ersten Bekenntnis zu Christus steht, hat

hier in einem Arbeiterverein seine Erfahrungen an Elterbedienen vorgetragen; es hat etwas Ergreifendes, aber doch auch im rechten Sinne Beruhigendes, ihn auf seinen Gängen zu begleiten. m. n.

### 5. Pädagogisches.

— W. v. Heilschwig, Lehrbuch der Pädagogik. (Leipzig, F. O. Hinrichs, 1882. Pr. 3 Mk. 4 Pfd. S. 231 S.) — Der berühmte Erlanger Theologe bietet uns in diesem Werke eine Frucht seiner akademischen Thätigkeit, welche wir mit großer Freude begrüßen. Zwar ist die Darstellung nicht immer von derjenigen Einfachheit und Gemeinverständlichkeit, welche wir wohl wünschten, damit das Buch in recht weiten Kreisen Eingang und freundiges Studium fände. Aber wer sich durch diese Schwierigkeit nicht abschrecken läßt, wird reichen Genuß aus dem Studium desselben gewinnen. Die Einteilung giebt den „Begriff und die wissenschaftliche Begründung der Pädagogik.“ „So gewiß die Erziehung eine in der Natur des Geschlechts begründete Menschenaufgabe ist, so gewiß muß die Erziehungswissenschaft als ein Gegenstand gemein menschlichen Interesses von fundamentaler Bedeutung bezeichnet werden.“ „Als Resultat der Entwicklung (der neueren Pädagogik) kann die gemeinsame feststehende Erkenntnis bezeichnet werden, daß die neuere Pädagogik die Ethik als Quelle ihres Normalprinzipes, die Psychologie mit Anthropologie aber als die ihres Notakprinzipes erkannt hat.“ „Es ist als entscheidende Prorogative des Begriffes Menschenerziehung dies zu behaupten, daß sie an Weifen geübt wird, bei denen neben der Naturbedingtheit die Fähigkeit zu freier Selbstbestimmung durch den Willen die höhere Voraussetzung bildet.“ „Die die Geschlechtslehre, muß unter den Menschen auch die Jugend selbst ihrer Idee nach als eine sittliche That, aber allen bios natürlichen und animalischen Gattungserproben erhoben, und neugelebtes Verleben zugleich als eine Personwirkung gefaßt werden.“ „Das Ziel aller fremdvermittelten Erziehung durch Autorität und Liebe ist erreicht, wo ein Jüngling in freier Selbstbestimmung sein Leben an ein selbständig ergriffenes religiös sittliches Ideal gebunden hat und weiß.“ Diese Sätze geben ungefähr ein Bild von der Weise, in welcher in der Einteilung der Begriff der Pädagogik festgestellt wird. Das System der Pädagogik selbst wird in drei Teilen dargestellt: 1) die Befehlsfaktoren aller Menschenerziehung; 2) die anthropologisch-psychologischen Voraussetzungen der Erziehung; 3) die Praxis der Erziehung und Bildung nach ihren hauptsächlichsten Grundrissen und Mitteln, a) die Hauptgrundröße der Erziehung, b) die Bildungsfaktoren in ihrer erzieherischen Wirkung, nämlich 2) die Anhalten, 3) die Bildungsmittel. In dem ersten Teile wird eingehend geredet von dem Gattungszusammenhang, von der Familie, von der Religion als Factor der Erziehung, dem Verhältnis von privater und öffentlicher Erziehung, von Staat und Kirche, von den Auffassungen und Formen, welche diese Factoren bei den verschiedenen Völkern gefunden haben (China, Indien, Aegypten, Peru u. s. w. — Stammes-, Ständes-, Kasten-erziehung, Nationalität, Kosmopolitismus u. s. w. u. s. w. Herrliche Worte werden gesprochen über

die Bedeutung der Familie und des Hauses. „Ohne vertieften Kindererger entbehrt; das Gattenverhältnis der Höhe normaler Vollendung, und die Selbstlosigkeit der Liebe, welche die eheliche Verbindung als solche schon fördern will und soll, entbehrt derjenigen letzten Proben, ohne welche sie bedenkllicher Bedrohung ihrer prinzipiellen Anlage selbst zu unterliegen pflegt.“ „Das der Mensch an sich selbst nicht erkennt oder zu entscheidenden geneigt ist, wird ihm an seinen eigenen Kindern zu einem Spiegel der Selbsterkenntnis und des Selbstgerichts, eben darum am ehesten, weil nun die Aufgabe der besseren Erziehung zugleich mit dem Appell an das Interesse elterlicher Liebe, Schaden und Unglück von den Kindern abzuwenden, empfunden wird.“ „Jedes Menschenhaus, das Gatten- und Elternbild befeelt, darf als ein neuer Sammelplatz des Liebes- und Lebenszweckes für das ganze Menschengeschlecht angesehen werden. Der unmittelbare Genuß und die bleibendste Nachwirkung davon gehört den Kindern des Hauses.“ „Mutterliebe ist die reichste und alles überdauernde Quelle des Gemütlebens für das nachwachsende Geschlecht, wie Muttererzählung das Fortleben der Familiengeschichte in seinen Keimen und feineren Äugen am ehesten sichert. Der Verfall ganzer Generationen und Völker ist vor allem durch Entartung des Weibes und den Mangel der Tochterbildung und -erziehung bedingt.“ „Mutterglaube und -frömmigkeit wie das Hauspriesteramt des Vaters vermitteln dem Kinde die ersten religiösen Eindrücke. Das christliche Hausgebet, die religiöse Hauschule und Seelenpflege, wie das religiöse christlich beherrschte Gemeindegottesleben im Hause bedingen organisch Weise auf allen Stufen die innere Wahrheit und nachhaltige Frucht aller öffentlichen Entförmung, Religionschule und amtlichen Seelsorge.“ „Das Haus soll nicht nur allezeit Recht und Wert der Schule in ihrer selbständigen Bedeutung willig anerkennen, sondern vielmehr begreifen lernen, daß die Haus- und Familienerziehung selbst wesentliche Vorzüge an sich haben, wenn das Haus als solches schlechthin zur Schule werden und dieselbe ersetzen sollte.“ „Wie das Familienprinzip in dem des Staates selbst bei weitem nichts anderes heißt, als die Eigenkräfte der Familie selbst flagnieren machen und alle Freiheit der Entförmung in Knechtlichkeit und Absolutismus verkehren, so sieht man nicht minder alle belebenden Wirkungen des nationalen Factores, speciell auch für die häusliche Erziehung, in eine Saat des Unheiles sich wandeln, wo das Nationalprinzip in Form von Staatsomnipotenz eine schlechthin ausschließliche Geltung anstrebt.“ „Nur der Erzieher kann für alleseitig geeignet gelten, der in einem persönlichen Einfluß auf den Jüngling die organische Vereinigung gewinn christlicher Einwirkung mit klassisch humaner Bildung zur Darstellung zu bringen und erzieherisch zu vermitteln weiß und vermag.“ Der zweite Teil enthält eine Reihe anthropologischer und psychologischer Erörterungen, soweit die Beziehungen zur Pädagogik es förderlich erscheinen lassen. Auffällig ist uns die Coordinierung von Anthropologie und Psychologie. Wir meinen, die Anthropologie, die Lehre vom Menschen, sei das Umfassendere, welches in sich schließt die Somatologie, die Lehre

vom Leibe" (Physiologie und Anatomie) und die Psychologie, „die Psyche von der Seele." Der verehrte Verf. sagt: „Der Mensch in seiner naturmäßig begründeten Eigentümlichkeit ist das Object der Erziehung, daher heissen die hier zu erörternden Voraussetzungen zunächst anthropologische. Näher bestimmter aber ist es der Mensch in seinem Werden, entsprechend dem Grundverhältnisse der physischen Geburt zu der andern moralischen oder zu dem Ziele, das die anlagemäßig gegebene Individualität zu selbstbestimmter Persönlichkeit ausgestaltet werde. Von dem Ziele her erhebt dabei das überwiegende Interesse an der geistig-seelischen Entwicklung, und die vieler Zeite für sich gewidmete Betrachtung ist die psychologische." Wir gesehen, aus diese Begründung nicht recht anzuigen zu können; doch lassen wir diese mehr nur formelle Verschiedenheit bei Seite und freuen uns vielmehr der vielen trefflichen Ausführungen, welche auch dieser Teil enthält. Besonders beachtenswert erscheinen zunächst die Ausführungen über den Geschlechtsunterschied, über die Mädchen-erziehung und die „Frauenfrage"; dann die über das Gemüt, das Gedächtnis, über die Sinne, über die Temperamente u. s. w. u. s. w., doch werden sich aus diesem Teile nur schwer kennzeichnende Einzelheiten anföhren lassen. Nur aus dem Schlussparagraf seien einige Sätze angeführt. „Der Ausgangspunkt menschlicher Geistesentwicklung, wie ebenso die principielle Auffassung der Naturanlage des Menschen, weisen gleichmäßig darauf hin, daß der Mensch sein Bestes nicht im Weltanhängen, sondern im Geistinnern findet. So ist auch aller Erziehung höchstes Ziel, das Verhältnis des Menschen zur Sinnenwelt wie zu seinem eigenen Leibe dahin zu gestalten, daß Geist in Form von Personcharakter von innen heraus herrsche über alles, was den Menschen umgiebt. Eben in seinem Innern aber soll der Mensch, dank aller Bewußtseinswirkung, Gott selbst finden lernen als den über alle Weltwirklichkeit hocherhabenen, zweckgebenden absoluten Geist, der allem Personleben sich als geistbedingende Persönlichkeit zugleich in höchster Lebensbewegung offenbart. So findet ihn das Kind, weil allem geistgebunden Leben der höchste Geist unmittelbar nahe ist." „Nach höchster Menschheitsbestimmung wie nach individueller Geistes- und Bewußtseinsbegabung kann nur diejenige Personensecheidung als ideale Frucht aller Erziehung gelten, bei der das religiös bedingte Bewußtsein der Gottesbeziehung als oberste Norm alle sittlich gewissenhafte Verwahrung auch im irdischen Weltberufe stetig garantiert und heilig vollendet. Das heisst denn zuletzt auch dem Ideale des Gottmenschen in individuell christlicher Charakterbewahrung nahekommen und daselbe in menschenmöglicher Imitation darstellen." Der dritte Teil erbet zunächst von den Hauptgrundbächen sittlicher Erziehung. Davon nur einige Sätze: „Die Zartheit des schlechtbin personbedingten Regiments bringt es mit sich, daß das erregte Mißfallen für sich als das Wesen aller Strafe gelten muß und, so lange das für als Ausdruck der strafende Blick oder das entsprechende kurze Wort genügen, wird weise Regierung vielmehr alle anderweiten Strafmittel sparen. Die Macht des persönlichen Einbrudes und Vorbildes

ersetzt kein Kraftmittel der Zucht. Viel commo- dieren und corrigieren schon oerrät die Schwache und den Mangel unmittelbar persönlich wirksamer Autorität. Wo diese dagegen in der Form des charaktervollen Vorbildes wirkt, erweist sich die Nachfolge selbst schon als Frucht begeisternden Einbrudes der Liebe in naturbegrunder Pietät." „Auch von der Willenserziehung insbesondere gilt, daß es nicht besondere Kräfte sind, wodurch sie geübt wird. Die Kinder ins Leben einföhren als selbst eine Schule: - das ist alles. Bei kleinen Kindern genügt es, immer nur für angemessene spielende Beschäftigung zu sorgen, damit nicht Unmut und Laune Platz greifen." „Zehr schön sind die Ausführungen über die „Wahrheits-erziehung." Der Schluß des ganzen Abschnittes lautet: „Zur idealmenschlichen Erziehungsfrucht leipster Vollendung gehört immer auch die persönliche Hingabe an das höchste menschliche Personideal, den Inbegriff aller Tugend und des Bessereins für alle Völker, Stände und Zeiten - Jesus Christus. Menschen nach seinem Bilde müssen für Staats- wie Kirchengemeinschaften jeder Zeit als der Zufluchts edelster Kräfte der Erneuerung wie Erhaltung des höchsten sittlichen Menschensideales in engeren wie weiteren Kreisen gelten. Tant dem schöpferischen Gotteslegen vertrauen die unerschöpflichen Naturkräfte der Menschheit solche neue Segenströme immer neu dem Hause, nicht nur durch die erste Geburt, sondern für die andere, die sittlich-religiöse zweite Geburt. Die Erreichung dieses Erziehungszieles sich zur höchsten sittlichen Anzuegenheit machen heisst, die höchste Aufgabe der älteren Generation begriffen haben und ihrer Mischlichkeit selbst erst sich ganz wert erweisen." Aus dem zweiten Abschnitt des dritten Teiles sei es erlaubt, zur Kennzeichnung nur einige Sätze von dem anzuföhren, was über die Seminarbildung für Volksschullehrer gesagt ist. „Als höchster Grundbäch für Institute dieser Art wird gelten müssen, daß die Lehrer an denselben, wie obenau die Directoren, es verstehen, ihren Schülern jene wahre und intensive Liebe zu dem Volke und den Geringsten in demselben einzuspinnen, die ihnen ihren künftigen Beruf, bei aller Anerkennung seiner bescheidenen Wähe, als einen besonderen Ehrenanteil an der einflussreichsten sittlichen Arbeit für das Gemeinwohl der Menschheit und ihres eigenen Volkes verklärt. Heute noch gelten für Seminare dieselben Directoren, mit denen einst Preussens Staatsminister begabteste Jünglinge zu Pefalozzi saubten, um von ihm zu lernen, was reine, heiße Liebe für die Armen des Volkes bedeute. Auch alle religiösen Einflüsse auf solche Lehramtskandidaten müssen sich als von diesem höchsten Geiste der Christenliebe zur armen Menschheit durchdrängt erweisen, wenn sie bei den Jöglingen dieser Institute nicht durch das Vorurteil anderweiter Einschränkung ihrer freien Bewegung, resp. ihrer Einschulung auf obligaten Weisheit vor der künftig zu erwartenden geistlichen Schulinspektion geschädigt werden sollen. Namentlich bei dem neuzeitlich traditionell gewordenen Urtheil über die „Stellung der Schule zur Kirche" wird der Religionsunterricht nicht nur als besonders bevorzugter Lehrgegenstand, sondern vielmehr noch die Fähigkeit in Anspruch zu nehmen sein, das Christentum als den Geist aller Berufs-



behahrung und Idealleistung wahrer Liebe zu lehren.“ G. D.

— **Rich.**, Allgemeine Erziehungslehre. Vierte, verbesserte Auflage. 98 S. Fr. Nr. 1, 40. (Troppan, Buchholz u. Tschel. 1882.) — **Rich.**, Allgemeine Unterrichtslehre mit besonderer Rücksicht auf den Volksschulunterricht. (Ebenenda.) 78 S. Fr. Nr. 1. — Wer auf Herbart'schem Standpunkte steht, wird viele Büchlein mit Augen gebrauchen können, obwohl auch ein solcher manches anders wäutend dürfte; wir glauben und hoffen s. B., daß es Krebatiener giebt, welche in einer allgemeinen Erziehungslehre eine viel nachdrücklichere Hervorhebung der christlichen Wahrheit verlangen werden; oder die in der Unterrichtslehre in der Unterscheidung von a) heidnischer, b) mneumonischer, c) afroamatischer, d) erotomatischer, e) heidnischer (aufgebender?), f) biologischer oder sokratischer Lehrform eine rechte Logik nicht zu finden vermögen (abgesehen davon, daß die Gleichstellung von erotomatischer und lateinischer Lehrform unberechtigt ist, daß man in der Regel unter der heidnischen Lehrform etwas ganz andres als die „aufgebende“ versteht, und daß die sokratische denn doch auch wohl zu wenig gewürdigt ist, wenigstens wenn man sich nicht einen willkürlichen Begeiß derselben macht, sondern sie dem geschichtlichen Sokrates absieht. — Aber der Herbart'sche Standpunkt (wenigstens wie er uns in diesen Büchern entgegentritt) ist unlernt Erachtens eben nicht der richtige. Doch dürfte eine eingehende Begründung dieses Urtheils weit über die Grenzen hinausgehen, welche uns für dies Referat gestattet sind.

— Viel sympathischer als die Rich'schen Bücher ist uns **Lang**, Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts mit besonderer Berücksichtigung der psychologischen Grundlagen, für Lehrer und Lehrende. 1. Teil: Die Erziehungslehre. (Taubertschloßheim, Lang, 1882. 206 S. Fr. Nr. 2, 50.) — Das Buch enthält eine große Menge trefflicher Ausführungen und dürfte gewiß mit Segen gebraucht werden; auch die Stellung zum Eheimentum ist eine freundlichere, wenn auch nicht so bestimmt ausgeprägte, wie wir als Christen und zwar als evangelische Christen für eine Erziehungslehre notwendig halten. Was die Methode in der Darstellung der Psychologie betrifft, so sind wir der Meinung, daß ein Buch von der Belamntanlage des vorliegenden, wie in den übrigen Abschnitten so auch in dem psychologischen, einfach die Resultate, nicht aber die Form der Entwicklung zu geben hat; es bringt die letztere Weise eine Unbequemlichkeit in die Darstellung des ganzen Buches und geist der eigenen Thätigkeit des Lehrers vor. Gewiß soll der Lehrer in ähnlicher Weise, wie **Lang** es in seinem Buche thut, die psychologischen Sätze aus den Thatsachen der Erfahrung entwickeln, aber dies zu thun, ist eben seine Sache. G. D.

— **Geuzen**, Erklärung des kleinen Katechismus Dr. R. Luther's für den Schul- und Confirmationsunterricht. Neunte Auflage. (Lüneburg, Herold und Wählstab, 1881. 175 S. Fr. Nr. 0, 60.) — Ein sehr zu empfehlendes Büchlein. Ueber einzelnes zu reden dürfte mehr in einer pädagogischen Zeitschrift am Plage sein.

— **Seibel**, der biblische Geschichtsunter-

richt im ersten Schuljahr. Vierundzwanzig bibl. Geschichten aus dem alten und neuen Testament für Kinder der untersten Stufe erzählt und methodisch behandelt, nebst Sprüchen, Liebersteopfen, Reimereien und Gebeten. (105 S. Fr. Nr. 0, 60. Hildburghausen, Gadow u. Sohn, 1882.) — Ein für Kleinindefesulten und für das erste Schuljahr sehr empfehlenswertes Büchlein.

— **Gottlob Tittmar**, deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend in Schule und Haus. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erster Teil bearbeitet von Dr. W. Böhm. (Berlin, Wiegandt und Grieben. Fr. Nr. 3, 20.) — Ein ganz vorzügliches Lesebuch, welches sich nicht nur zum Gebrauch in Schulen, sondern ganz besonders auch zu Geschenken an junge Mädchen im Alter von 9—12 Jahren eignet.

— **E. Wadernagel**, Temperament und Erziehung. Vortrag im Evangelischen Verein gehalten. (46 S. Fr. Nr. 0, 60. Berlin, Hugo Kothe. 1882.) — Ein anziehend und anregend geschriebenes Büchlein. Doch wieb mancher die rechte Schärfe der Begriffsbestimmung, die auch bei gemeinverständlicher Darstellung recht wohl möglich ist, vermissen und schon darum sowohl von psychologischen wie von pädagogischem Standpunkte aus hier und da zu widersprechen geneigt sein.

### 6. Kunstgeschichtliches.

— **Geschichte der griechischen Plastik** von J. Overbeck. 2 Bände. Imp. 8. XX u. 984 S. 160 Holzschritte u. 1 Vildst. Imp. Fr. Nr. 32. geb. Halbfz. Nr. 37. Halbband Nr. 38. III. Aufl. IV. Halbband. (Leipzig, 1882. J. C. Hinrichs.) Dieser Band des wertvollen Werks (die vorhergehenden sind hier früher besprochen) beginnt mit Darstellung der politischen und Kulturverhältnisse des Hellenismus zur Zeit des Diadochenums, wo „die persönliche Gestalt der Götter der Wissenschaft zum Opfer gefallen.“ S. 190. — Wir treten dann mit dem dritten Kapitel auf das uns Deutschen namentlich nun nahe gerückte Gebiet der Kunst von Pergamon. „Es ist nicht zu viel gesagt — sagt Overbeck im Anschluß an **Brunn** — daß diejenige Kunstströmung, welche wir als die eömische der Kaiserzeit anzuerkennen pflegen, sich an seine enger, als an die pergamenische der attalischen Periode anschließt.“ So widmet unser Werk denn sowohl dieser früheren Periode, als auch später derjenigen von Pergamon im engeren Sinn eine eingehende und uns feisende Beachtung. Daß der große Altarbau von Pergamon mit seiner Darstellung der Gigantomachie, welche durch **Carl Humann** und das Berliner Museum das öffentliche Interesse andauernd in Anspruch nehmen, der Regierung von **Eumenes II.** angehört, scheint unserem Vere. außer Zweifel. Die Rekonstruktion dieses Altarbaues, der die Akropolis zu Pergamon lehrte, ist hier mit Zuliffenahme der Combinationen von **Richard Vohn** auf S. 231 wiedergegeben. Nimmt man zur Hand, was der Vere. über die künstlerische Behandlung der Gigantenkämpfe aus dem Boden hellenischer Anschauung überhaupt beibringt, wird man über die Wort- und Bild Darstellungen, die hier gegeben werden, hin, so erhält man den vollen Eindruck des großen Werks. In der That, schon die Zeugnisse, der nachts Oberkörper, aus der

weilen saltenreichen Gewandung der untern Partien hervorragend, mächtig zum Aufsteigend, — sie gibt den Eindruck der Mächtigkeit und Kraft des ganzen Werks. Sehr gut stellt Overbeck die Pergamonplasturen mit Kulisens, die Parthenoplasturen mit Majaet zusammen. Wir werden dann zur rhodischen Kunst geführt. Wann ist die Laokoön-Gruppe entstanden? Diese Frage wird weitläufig erwoogen. Und sie wird dahin beantwortet, daß alle inneren Gründe die Entstehung des Bildes der rhodischen Kunststile anzunehmen bestimmen, der Blüte, welche mit der Eroberung der Insel durch Cassius ihren Abschluß fand. Das Werk entstand dann und dort, wo der Karneische Stier erhand, „das einzige griechische Kunstwerk, das mit dem Laokoön auf ein und denselben Kunstprincip beruht.“ (S. 208.) Die große Rite von Samothrace vergegenwärtigt dann die neue Kunstperiode im übrigen Griechenland, und im sechsten Buch finden wir die Zeit der zweiten Nachblüte unter römischer Herrschaft. Sie wird durch die Geschichte der Erwerbung und Heimführung griechischer Kunstschätze seitens der Römer eingeführt. Das fünfte Kapitel bietet eine allgemeine Uebersicht über die Momente und den Charakter der griechisch-römischen Plastik bis auf Hadrian. Hier erhalten wir eine höchst ansprechende Digression über die Porträtbildner. Wir hören, daß wenige dieser Bildwerke über den Anfang der Kaiserzeit hinausreichen. Der Verf. teilt sie in die isionischen und idealistischen. Neue sind es, bei denen es auf gestreute Wiedergabe der Individualität ankomme. Sie drücken also die realistische Seite der Sache aus. Diese sind, welche ideal nach einer höhern Darstellung der Persönlichkeit streben. Hierher gehören also die heroischen und vergöttlichten Figuren, wie die des Antinous, welche eine ganze Gruppe für sich bilden. Die „allgemeine Uebersicht über die griech.-röm. Plastik zeigt uns noch Melisse, wie die vom Triumphbogen des Titus und der Säule des Trajan. Das siebente Buch erörtert die Ursachen des Verfalls der antiken Plastik, welche bald nach Hadrian beginnt. „Der Geist der Freiheit — sagt Winkelmann — war aus der Welt gewichen, und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhme war verschunden.“ Ingleich wandern die fremden Gulte mit ihren Formen ein. Serapis, Isis, die Magna mater treten auf, die Momente des Mitra-Cultus gewinnen Raum. Der Triumphbogen des Septimius Severus zeigt noch lebendige Szenen namentlich in der Darstellung des Uebergangs über den Euhrath und der Unterwerfung der Parther. Aber ist hier schon die Arbeit selbst oberflächlich, so ist das Technische bei den späteren Arbeiten nach dem übereinkommenden Urteil aller Kenner nur noch mit drei Worten: „barbarisch, schülerhaft und widerwärtig“ zu bezeichnen. Wir haben, wie bereits früher gesagt, dies ansagezeichnete Werk Overbecks hier nicht zu empfehlen. Das hat das Buch schon längst selbst besorgt. Es bleibt uns nur die angenehme Aufgabe, auf die Fülle aufmerksam zu machen, die es Jedem bietet, indem es auch an seinem Teil das Bild der Blüte und des Sinkens großer Nationen mit feiner Hand uns zu zeichnen unternimmt.

H.

## 7. Jugend- und Volkschriften.

— Emil Frommet, Feldblumen, drei Erzählungen. (Barmen, Hugo Klein. Br. Nr. 1,50.) „Feldblumen“ hat der Verfasser diese kleine, seinem Freund H. Kries, im Andenken an die Tage unterm Strohhack, gewidmete Sammlung genannt und überläßt es dem Leser zu entscheiden, „ob die Erzählungen wirklich etwas von dem Schmelz und Duft der Feldblumen an sich haben.“ Dem Anfang macht eine reichschoffene Vorsprache, „Das goldene Klingeln“, in welcher überaus drastisch das Elend geschildert wird, das über ein Hans kommt, dessen Verlorger sich dem Trunk ergeben hat, und „was dagegen eine treue tapfere Hansfrau vermag.“ Es ist eine Erzählung im Ton so recht für's Volk, wenn auch im Aufbau nicht eben kunstwerk. Der Knoten wird doch eigentlich durch einen „deus ex machina“, freilich in Gestalt einer Gebetsbörderung gelöst. Die zweite Erzählung, „Die zwei Streiter unsern Kaiser gern einmal gesehen hätten und ihn dreihundertmal an einem Tag zu sehen bekommen“, ist eine hübsche, zum Missionieren geeignete, Gustav-Abolsgeschichte mit gemeinverständlichen biblischen Anklängen, die uns eine prächtige Schilderung von rührender evangelischer Treue bietet. Die „Reise ins Trücherrückloch“ paßt allerdings sehr wenig zu den beiden Vorgängern. Sie giebt sich als ein Stück aus den mit obigen Genossen verlebten Jugendjahren des Verfassers, mit viel Humor kurzweilig erzählt, und ist verhältnismäßig leicht. Gewesene Gymnasialisten müssen sich davon besonders angeheimelt fühlen, auch von der flotten, burlesken Sprache, auf die sich der Verfasser meisterlich versteht; der ehrbare „kleine Mann“ wird weniger Geschmack daran finden können. — In Bezug auf den Stil sei uns die kleine Bemerkung gestattet, daß das verachtete Adjektiv „Item“ uns nicht volksmäßig und daher entbehrlich scheint. — Zwei von den drei Erzählungen sind uns schon in Heftchriften begegnet. E. Sch.

— H. H. Bullischlägel, Mancherlei Wege, christliche Erzählungen (dritte Sammlung) 2. Aufl. (Weidelberg, E. Winter. cart. Nr. 1,20.) — Die übrigen Bändchen dieser Sammlung sind uns nicht bekannt, aber wir können nicht sagen, daß uns die vorliegende Probe, trotz ihrer sehr lobenswerten Tendenz, besonders neugierig gemacht hätte. Verschiedene Gebiete zu finden, die für die Jugend anziehend sind, z. B. Gebirgsleben und Seemannsleben, aber die Darlegung läßt etwas zu wünschen übrig. Abgesehen von der ermüdenden Breite, die wir Kindern gegenüber noch für den Vergleichlichen Schaden halten, fehlt es hier gänzlich an frischem Humor. Der Ton ist durchweg allzu nüchtern, teilweise auch recht phüströs, und gewinnt durch das unendlich häufige Registrieren, daß die Betreffenden gebetet haben, einen pietistischen Beigeschmack. Die erste der drei Erzählungen spielt unter den böhmisch-mährischen Brüdern, die zweite führt uns einen samatischen Verfolger der Waldenser vor, der, durch die Liebe der Evangelischen überwunden, zu einem eifrigen und gegenständig wirkenden Colporteur der Waldenser wird und als Opfer der Inquisition auf dem Scheiterhaufen stirbt; die dritte ist eine Auswanderergeschichte in veralteter Genre, in welcher es sich um den Sieg des in der Liebe thätigen evangelischen Glaubens über den

modernen Unglauben handelt. (Pfehlung eines ungläubigen Arztes, und zwar in recht unwahrscheinlicher Form.) Der Verfasser scheint in den Bergen besser zu Hause zu sein als zwischen Schiffswägen, woher denn letztere Geschichte das Gepräge des künstlich Gemachten trägt, während man das von den beiden anderen nicht sagen kann.

#### K. Verschiedenes.

E. Sch.

— C. D. Spurgeon. 1) Die Bibel und die Zeitung. Autorisierte Uebersetzung. Hamburg, Ludens Nachfolger 1881. II. Ct. 152 S. 1 Mk.) — 2) Excentrische Prediger. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Wih. Krüdenberg, Archidiaconus in Treuenbriege. (Ebenda, II. Ct. 196 S. 1 Mk.)

— 1) Von Spurgeon, diesem gewaltigen und uner-müdlichen Jüngern der evangelischen Wahrheit, gilt das englische Wort „he speaks volumes“ — er redet unendlich viel, und was er redet wird gedruckt. Zu diesem Vielen kommen aber alljährlich noch einige mehr oder minder Aufsehen erregende Schriften hinzu, von denen die meisten auch auf Deutsch erscheinen. Zu den 1881 erschienenen gehören die beiden genannten Hefte. „Die Bibel und die Zeitung“ ist in England schon seit 1878 in 10,000 Exemplaren verbreitet. Es ist wohl eine seiner populärsten Schriften; daß sie jedoch bei uns eine ähnliche Popularität erreiche, dazu ist sie nach Inhalt und Geschmack zu spezifisch englisch. Der geschickte Uebersetzer hat zwar schon einige Kapitel als für Deutsche unverfänglich aus-geschieden; aber es hätte von den übrigen 39 gern noch manche fehlen dürfen. Der Titel ist eigentlich irreführend. Man erwartet etwas über die Stellung der Presse zur Bibel zu lesen; aber davon ist hier keine Spur. Es ist nur ein „kleines Hausgeplaus“ der mancherlei christlichen und biblischen Gedanken, die dem geistreichen Mann eingefallen sind, als er zu diesem Zweck drei Monate lang die englischen Zeitungen durchmusterte. Was er da gefunden an Notizen und Nachrichten und Annoncen, z. B. über die Kleidung der Damen, über Wasserfuten in den Straßen, über Mangel an Licht in einer Gemäldesammlung, über das Heimweh der Rekruten, über eine fössliche Perle u. s. w., dient ihm als Allegorie und Gleichniß. Der Spurgeons echt vollständige Rednergabe kennt, der weiß, daß ihm die Ausföhrung dieser Allegorien oft wunderbar gelingen muß. Was weiß er z. B. nicht alles aus der trockenen Annonce „D. C. braucht Geld!“ oder aus dem erwähnten „Mangel an Licht“ zu machen. Dabei hat seine Darstellung durchweg etwas sehr Natürliches und Ungewöhnliches — allerdings der Engländer gutt aus jedem Scherz, ja aus jedem Kapitel heraus. Man kann das Buch unbedenklich in jede Volksbibliothek einreichen, die ihren Lesern auch Erbauliches in leichter und volkstümlicher Form bieten will. Für Prediger und namentlich für Herausgeber von Sonntagabblättern ist es eine kleine ergiebige Fundgrube. — 2) Auch der andere Titel ist irreführend. Spurgeon will eben zeigen, daß die meisten derjenigen englischen Prediger besonders älterer Zeiten, die im Rufe der Excentricität stehen, in Wahrheit nur Männer von außer-

gewöhnlichem Eifer sind, bei denen deshalb ihr Humor oft zum Ausbruch kommt. Er hat das Buch zu seiner eigenen, wie zu seines Standes Rechtfertigung herausgegeben und bietet darin einen großen Reichthum prächtiger Gedanken über den Beruf des evangelischen Predigers. Als chara-teristisch citieren wir folgenden Passus S. 73: „Es möchte wohl am Ende Mittel und Wege geben, um bei einer Feuerbrunst eine Dame auf schickliche und anständige Weise aus ihrem Schlafzimmer herauszuholen. Doch fragt unsere Feuerwehr in solchem Fall wohl wenig danach, was sich schickt: sie legen Hand an, so gut es eben geht, und machen keine Kompromisse. Die Flammen greifen ungestüm um sich, so machen sie es auch; sonst geht es ans Leben . . . Die Seele ist doch nun aber viel mehr wert, als der Leib — soll sie aus Anstands-rücksichten verloren gehen? Laßt nur einmal einen Mann so ziertich und fein, wie möglich, mit den allerlegantesten Handschuhen angethan, auf die Kanzel steigen — wie solche thatsächlich vorkommt. Dann laßt ihn aber von einer Herzensangst um die Rettung der Menschen ergriffen werden: geht acht, wie bald er seine feierliche Haltung vergessen, wie bald seine Handschuhe zerplagen werden, um sicher für immer in den Punderkasten zu wandern!“ Was übrigens Spurgeon in dieser Beziehung zu heißt, geht uns manchmal doch etwas weit, so sehr wir mit ihm die „überirdischen“ Pastoren perhorrescieren, die „nicht mit beiden Füßen mitten in das pulsierende menschliche Leben sich hineinsetzen, vielmehr den Leuten über die Köpfe hinweg schreien, sodas ihnen auch nicht ein Blutstropfen schneller und heißer durchs Herz rinnt“ (S. 91). Der historische Teil der Schrift hat uns wenig ange-sprochen, ja wir haben uns nur mit Mühe hin-durchgesehen. Spurgeon ist hier ganz besonders breit und wortreich. Von karrikaturen geizigt, ist seine Darstellung oft verkehrt und wirkt hier ermüdend. Die geistlichen Gewänder und kirchlichen Formen, und überhaupt alles, was nur entfernt an den Ritualismus erinnert, überzieht er wie in jeder, so auch in dieser Schrift mit reichlicher Lauge des Spottes. Durch das Ganze aber weht ein tiefer und nüchternere Ernst, und wir können nur wünschen, daß in dem Sinne, wie es Spurgeon meint, in der ganzen evangelischen Kirche die „excentrischen Prediger“ zu verschwinden. E. Sch.

— Abgefallene Perlen aus Dr. Karl Braunes Werken gesammelt von Archid. Joh. Linke. I. Bändchen. (Altenburg, 1882. Schmu-hafische Hofbuchhdg. 100 S. Mk. 1,50.) — Aus den 32 Nummern der Werke (einzelne Predigten, Bearbeitung bibl. Bücher u. s. w.) dieses in seinem Altenburg sehr geliebten und geehrten heimgegangenen Generalsuperintendenten werden hier an 1000 einzelne Sätze zusammengehehlt, die nicht grade neu und originell zu sein beanspruchen, aber wahr und christlich, und durch ihre oft prägnante Form sich zu solcher gnominischen Diebergabe eignen. Ein 2. Bändchen soll den Schriften in seiner Stellung zum Reich Gottes behandeln, das vorliegende be-wegt sich im ganzen mehr um die irdischen Lebens-Verhältnisse. Am Schluß ein Sachregister.

m. n.

## 1862—1882.

Am 23. September wird in Deutschland und in der ganzen deutschen Presse der Tag gefeiert, der das zweite Jahrzehnt ministerieller Thätigkeit des deutschen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck, abschließt. Von 1862 bis 1882 hat derselbe als Ministerpräsident in Preußen, als Kanzler, zuerst des Norddeutschen Bundes, später des geeinten deutschen Reiches, als unermüdlicher Leiter einer beispiellos glücklichen auswärtigen Politik, die höchsten Aemter und Würden eines obersten Rathgebers der Krone erstiegen, behauptet, und heute noch steht er rüstig auf dem Plan; nach außen bemüht, seinem Vaterlande den schwer erkaufte Frieden zu bewahren, nach innen bestrebt, einem neuen und vielfach ungewohnten, aber unabweisbar notwendigen Zweckkreise das Bürgerrecht zu erstreiten.

Wenn wir uns nun an solchem Tage erinnern, daß das Verhältnis der conservativen Partei zu dem maßgebenden Leiter der Regierung lange Zeit hindurch und grade in den besten Perioden seines Lebens, dasjenige freudiger Zustimmung gewesen ist, und daß auch jetzt wieder, trotzdem die Wolken tieffter Entfremdung zeitweilig darüber hinweggezogen, die Ziele des Reichskanzlers im besten Sinne conservative geworden sind, so legt ein solcher Tag gewiß der Partei die Mahnung nahe, nicht kleinlich über abweichender Anschauung von Mitteln und Wegen das gemeinsame große Ziel aus dem Auge zu verlieren, treibt aber doch auch den Wunsch auf die Lippen, daß nicht unrichtige Bahnen rücksichtslos festgehalten werden.

Könnte der Reichskanzler sich entschließen, den ansichtslosen Kulturkampf zu beseitigen und an Stelle des zehnjährig mit Erfolg geübten *divide et impera* eine große positive Partei zu organisieren, zu erziehen, ihre Grundsätze zu respectieren, die Persönlichkeit ihrer Mitglieder zu achten, und dergestalt seine Reformpläne durchzuführen — so kann es nicht fehlen, daß ihm die Tüchtigsten und Besten im Volke, daß ihm alle bauenden Kräfte des öffentlichen Lebens bereitwillig dienstbar würden.

Nur auf den Versuch kommts an. Wird er gemacht, so kann der große Abschluß eines in politischem Wirken so reichen Lebens an den großen Anfang desselben würdig anknüpfen und vielleicht schon binnen kurzem, am fünfundsiebenzigjährigen Jubiläum der ministeriellen Thätigkeit, zur That geworden sein. Ein Fortschritt wäre es aber doch gewiß, wenn alles, was dann seine begeisterten Wünsche dem Kanzler darbrächte, nicht nur, wie heute, das formal geeinte Vaterland wäre, sondern in That und Wahrheit: das einige Deutschland!

## Meliozem spero.

Socialpolitische Novelle.

Von Wilhelm Petersen.

### II.

Am 10. November desselben Jahres wurde die „Sundburger Zeitung“ von sämtlichen Abonnenten mit besonderem Interesse gelesen. Auf der vierten Seite des Hauptblattes befand sich nämlich ein colossales Inserat, dessen Hauptworte mit fingerbilden Buchstaben gedruckt, der kapitalbesitzenden Welt anzeigten, daß wieder ein neues industrielles Unternehmen unter dem Namen „Allemannia, Actiengesellschaft für Maschinenbau“, das Licht der Welt erblickt habe; mit der Gründung desselben werde im allgemeinen einem längst und dringend gefühlten Bedürfnis abgeholfen. Für Sundburg habe dasselbe aber insofern eine ganz besondere Bedeutung, als es dem Gründungs-Comité nach vielen Bemühungen gelungen sei, als ersten Director den hierorts allgemein bekannten, angesehenen und hochachtbaren Fabrikbesitzer, Herrn Arnold Borgward zu gewinnen, der sich durch Uebernahme dieser so schwierigen Stelle ein hohes Verdienst um den allgemeinen Aufschwung und um das Gemeinwohl seiner Vaterstadt erwerbe. Nur aus denselben selbstlosen und uneigennütigen Gründen habe der Aufsichtsrat sein verantwortungsvolles Amt übernommen und damit eine patriotische Pflicht erfüllt. Patriotische Pflicht des Publicums sei es nunmehr, auch sein Geld herzugeben und durch fleißigen Ankauf der Actien diese eminent wichtige Sache nachdrücklich zu fördern.

Es bestehe aber das Wesen der großartigen Unternehmung darin, daß eine Vereinigung von sieben, an verschiedenen Orten schon bestehenden Fabriken landwirtschaftlicher und anderer Maschinen geplant sei; bisher habe jede derselben für sich die verschiedensten Maschinen angefertigt; das habe wegen Zersplitterung des Betriebes natürlich nicht rentieren können; in Zukunft solle demnach jede Fabrik nur noch eine einzige Branche als Specialität betreiben, die eine nur Locomobilen, die zweite nur Pflüge, die dritte nur Dreschmaschinen u. s. w. machen. Bei solcher Teilung der Arbeit nach den Principien der Reuzzeit und unter Benutzung aller Fortschritte der Wissenschaft, werde das Colossal-Unternehmen, wie sich heute mit absoluter Sicherheit feststellen lasse, schon im ersten Jahre eine Dividende von mindestens 10 Procent liefern. Das wurde durch eine ziffermäßige Berechnung nachgewiesen, bei der selbst alte Kaufleute schwindlig wurden. Auch die Fabrik des Herrn Borgward in der Gärberstraße, wurde weiter berichtet, sei zu diesem Zwecke angekauft für 250,000 Mark und solle erweitert und ausgebeht werden, wozu man über den Ankauf auch des nebenan liegenden Friede'schen Hauses in Unterhandlung getreten sei. Herr General-Director Borgward selbst werde bereits in den nächsten Tagen nach Berlin übersiedeln, wo die Gesellschaft domicilliere und in der Behrenstraße das zum Geschäftsbetrieb unbedingt notwendige Hans für einen ganz civilen Preis gekauft habe. Die sofort von heute an (unter Vorbehalt höherer Dividende) mit 6% verzinslichen Actien der „Allemannia“ — damit schloß der Prospect — könne man in Sundburg in den Bureaux der „Volksbank“ zur üblichen Geschäftszeit bekommen, und zwar heute noch zu dem Course von 120, der aber binnen kürzester Frist auf 150 steigen werde. Unterzeichnet war das Ganze vom Aufsichtsrat: Morissen, Director der „Volksbank“. Steinede, Kaufmann. Dr. Schweignam, Redacteur. Dr. Grüne, Volkswirt und Mitglied des Reichstags. — Letztere beide Namen trugen in Klammer den Zusatz „Berlin“.

Die Sundburger sperrten Mund und Nase auf über diese gewaltige Sache. Sie wunderten sich besonders, daß die Borgward'sche Fabrik, die höchstens 80,000 Mark wert war, plötzlich 250,000 gekostet haben sollte. Aber es lag ja auf der Hand, daß

eben in der Vereinigung vieler Fabriken und Einrichtung derselben für Specialitäten das Geheimnis der Zukunft lag. Ja, die Welt schritt fort, und Sundburg wollte nicht hinter der Zeit zurückbleiben. Morrißen, der seit einiger Zeit die von Steinecke gefasste und sofort im Format vergrößerte „Sundburger Zeitung“ zusammen mit seinem Bankgeschäft in einem großen Hause am neuen Markt betrieb, setzte gleich am ersten Tage für mehr als 30,000 Thaler Aktien ab und hatte nebenbei noch den Vorteil, daß er beauftragt war, ungefähr den gleichen Betrag an sicheren Hypothekenscheinen, in denen die Sundburger bis dahin ihr Geld angelegt hatten, bestens zu verkaufen.

Arnold Borgward aber siedelte mit Frau und Kind nach Berlin über und richtete sich dort in dem Geschäftshaus in der Behrenstraße eine Bel-Etage mit derjenigen Eleganz ein, die ein Generaldirector mit 25,000 Mark Gehalt sich erlauben kann.

\* \* \*

Max Fricke hatte ein Jahr auf dem Technikum zugebracht, und dort zwar fleißig studiert, war aber auch nicht ohne Erfolg von lockeren Genossen, besonders von Carl Werner auf leichtsinnige Wege gezogen worden.

Da trat ein Umstand ein, der ihm in nachdrücklicher Weise das Gewissen weckte. Werner erklärte ihm plötzlich, er sei nicht mehr im Stande für ein zweites Jahr die nötigen Mittel vorzuschicken, die er doch halb versprochen hatte. Er selbst habe viel mehr gebraucht, als er eigentlich beabsichtigt und müsse fürchten seinerseits zu kurz zu kommen, da er noch ein Jahr in Schönberg bleiben und dann etwas reifen wolle. War erstarrt gewaltig. Er wäre ganz wohl im Stande gewesen, sich mit den 1000 Mark, die er bekommen hatte, bei sparsamer Wirtschaft zwei Jahre zu behelfen, aber jetzt war alles in Leichtsinne durchgebracht, mittellos und ratlos stand er da. Verzweiflung und Neid ändernten daran nichts.

Als er am Abend des Tages, der ihn die harte Mitteilung gebracht hatte, seine Lage überdachte, ward ihm doch unheimlich zu Mut. Er war nicht im Stande seinen Genossen zu Trunk und Spiel in die verrufene Teichmühle zu folgen. Wie viel Geld war ihm dort von den listigeren Fremden im Stat abgenommen worden — wie viel besser hätte er es anwenden können. Er schlich sich unbemerkt fort und stieg beim Dunkelwerden auf den Hirschberg oberhalb der Mühle, setzte sich auf die Aussichtsbank und stützte den Kopf in die Hände. Das verstlossene Jahr schien ihm ein Raub, dem jetzt das trübe Erwachen folgte. Was sollte er beginnen? — Die Finsternis um ihn her gab keine Antwort. Er schloß die Augen.

Als er nach einer Weile aufblickte, war wie mit einem Zauberschlage alles um ihn her verändert. Voll und strahlend in seiner ganzen Pracht war drüben über dem Burgberge der Mond aufgegangen, überleuchtete mit seinem milden Lichte die Berge, den Wald, die ferne Stadt, spiegelte sich funkelnd im Wasser des Teiches, im eilenden Nach des Thales. Ein Bild des Friedens.

Nur in ihm kein Friede. Und doch — war das nicht derselbe Mond, der in Sundburg so oft ihm ins kleine Fenster seiner bescheidenen Kammer zum Abendgebet geschienen, ihm gelächelt hatte, wenn er mit den Eltern auf der Bank vor der Dansthir sah, derselbe Mond, dessen Licht dem Kinde so gespenstisch gebläutert hatte, wenn es zum Schmitzwerk aufblickte über der Thür des Nachbarhauses.

Und mit den Bildern der Vergangenheit stieg — anfänglich immer wieder von ihm verdrängt, zuletzt aber doch unwiderstehlich, das fast verblaßte Bild Helenens in voller Klarheit vor seiner Seele auf, aber die großen Augen blickten ihn vorwurfsvoll an. Die Erinnerung häßlicher, wüster Tage lag trennend zwischen sonst und jetzt — milde Bilder umgautelten ihn. Er faltete die Hände. Aber er hatte das Beten verlernt.

Plötzlich sprang er auf. Wozu denn die thörichten, traurigen Gedanken? Herr Borgward konnte und sollte ihm helfen. Er entsann sich der keineswegs ganz abweisen den Worte, die dieser zu ihm gesprochen. Seine Gedanken wurden unruiger, wenn er bedachte, daß aus einer Verbindung Helenens mit Morrißen bisher nichts geworden war. Daß Borgward's nach Berlin gezogen waren und dort als reiche Leute lebten, hatte er

gehört. Aber befaß nicht Borgward gerade jetzt die nötigen Mittel, um ihm mit Leichtigkeit weiter zu helfen, und befaß er nicht schon Kenntnisse und Fertigkeiten genug, um es nach Vollendung seiner Studien zu etwas zu bringen. Dann kam es später nur darauf an, daß ihm eine gute Stelle als Werkführer oder dergleichen verschafft werde, von der er sich bei dem allgemeinen Aufschwung aller Geschäfte bald weiter helfen wollte? Und warum sollte ihm Director Borgward solche Stelle nicht verschaffen?

Eine dunstige, tiefschwarze Wolke zog langsam über den Mond, schuf Finsternis um ihn her und mahnte zum Ausbruch. — Mar Friede stieg hinauf.

Am anderen Morgen bemühte er sich sofort brieflich in Sundburg um Borgwards Adresse; er bekam sie und wenige Tage später fuhr er nach Berlin.

Das Haus in der Behrenstraße war bald gefunden. Es erschien ihm so großartig und so sehr verschieden von dem alten Sundburger Heim, daß er seinen Augen nicht trauen wollte. Aber die Nummer stimmte und zum Ueberflus entdeckte er nun auch noch ein Messingchild mit den eingravierten Worten: „General-Direction der Altemannia, Actien-Gesellschaft für Maschinenbau.“ Kein Zweifel — er war am Ort. Er klingelte. Der Thorweg öffnete sich und — ein wohlbekanntes Gesicht trat ihm lachend entgegen; Fritz Ahlmann, der Sohn des alten Fährmanns in Sundburg, sein vormalig recht unfauberer Schulfreund, reichte ihm die wohlgepflegte Hand aus einer glänzenden, goldbesetzten Bedientenlirree heraus, die seinen Oberleib zierte, während er unterwärts schon morgens um 10 Uhr — der Herr General-Director hatten es selbst so befohlen — sammetne Kniehosen und noch eine Etage tiefer weiße seidene Strümpfe auf den stattlichen Waden trug, ganz unten endlich Schuhe mit Goldschnallen.

Gegenseitiges Erstaunen, joviale Begrüßung, gutmütiger Scherz, daß Fritz doch etwas an die Affen auf dem Pflanzmarkt in Sundburg erinnere. Den Begrüßungsworten folgte eingehenderes gegenseitiges Ausfragen. Wo Mar gewesen sei. Auf dem Technikum in Sachsen. Ob das Leben da nett sei. Und ob! Wenig Arbeit, gute Kameraden und hübsche Mädchen, die in Sachsen bekanntlich auf den Bäumen wachsen. Fritz lachte über's ganze Gesicht und sprach sein freudig bewegtes Erstaunen aus, daß der vormalig so solide Mar jetzt solche Neben sähre. — Uebrigens — fügte er hinzu — könne er erst recht nicht klagen. Hier gehe es hoch her und außer ihm wären noch an Dienstuboten im Hause ein Koch, ein Kutscher, ein Stubenmädchen und eine allerliebste Kammerjungfer. Sein Herr habe Geld wie Heu. Die Frau Borgward werde jetzt — der Alte verlange es — „gnädige Frau“ genannt, und Fräulein Helene — Mar wurde rot — „gnädiges Fräulein“. Auf dem Hofe stehe ein Wagen mit Summrädern und im Stalle zwei schwarze Trakehner Hengste. Mittags fahre die „gnädige Frau“ in großem Staat aus, meist mit ihrer Tochter allein; zuweilen sei aber auch schon der Alte und dann mit ihm ein junger hübscher Leutnant — Mar wurde immer röter — Graf Adlerstein, mitgefahren. Man sage der Leutnant habe Schulden und wolle das Fräulein des Geldes wegen, die Alten wollten es sich gern etwas kosten lassen, einen Grafen zum Schwiegersohn zu bekommen, aber das Fräulein wolle von dem Leutnant nicht viel wissen — aussehen thue derselbe übrigens entsetzlich abgelebt, wie ein Windhund, der die Schwindfucht habe. Na — übrigens vom Herrn könne er auch Geschichten erzählen — hier schwankte Fritz, ob er auch wohl Unrecht thue Mar jodeln zu verrathen. Aber der Freund drang neugierig in ihn und so erzählte er denn, daß die reichen Herren von der Börse mit den Damen vom Theater gefährlich viel zu thun hätten und daß Borgward —

Durch lautes Klingeln wurde Fritz unterbrochen,kehrte indes bald wieder und die beiden jungen Burtschen schwanden noch eine Weile fort, währenddessen Mar fortwährend überlegte, was er thun sollte. Daß die sociale Klust zwischen Helene und ihm sich nicht geschlossen habe, sondern weiter als jemals klaste, war ihm klar. Aber konnte Borgward, dem jetzt so große Mittel zu Gebote standen, konnte er ihn nicht hinüberheben über die Klust? — Konnte er ihm nicht angenehme und passende Stellung verschaffen? — Warum nicht? — Endlich kam er zum Schluß. Einen Versuch war die Sache immerhin wert. Das Schlimmste, was ihm passieren konnte, war eine Abweisung. Er theilte

Fritz mit, er wolle den Herrn um eine Stelle bitten und möge dieser ihn doch anmelden. Fritz ging.

Nach einer Weile kam er sehr beschneien und kleinlaut wieder. — Was denn los sei? — Ja, der Herr habe einen wahren Höllemlärm vollführt; als er seinen, Frides Namen genannt, habe er geklückt wie ein Wachtmeister, sei unruhig im Zimmer auf und ab gegangen und habe schließlich gesagt: „er soll machen, daß er fort kommt, sich zum Tensel scharren und mein Haus nicht wieder betreten.“

Der Abschied, den die beiden Schulgenossen nahmen, war erheblich kübler und stiller, als der Empfang. Fritz Ahlmann zerbrach sich den Kopf, wieso denn Herr Borgward über ein so unbedeutendes Wesen, wie Max Fride, so wüthend habe werden können. Und Max Fride, der nach kurzem Gruß sich entfernte, schämte sich nicht wenig, vor seinem Freunde in dieser Weise abgefertigt worden zu sein.

Aber die äußerliche Unannehmlichkeit war noch das wenigste; der Stich saß tiefer, und das im innersten Herzen verletzte Selbstgefühl kochte wild in ihm auf. Mit Gott und Menschen begann er zu hadern. Er hatte zeitweilig — das gestand er sich zu — ein leichtfertiges und schlechtes Leben geführt und die ahnende Furcht, daß ihm die Strafe dafür noch einmal ertheilen könne, hatte ihn dann und wann beschlichen. Aber — sagte er sich — war er nicht wieder solide geworden und wollte er es nicht immer mehr werden? Ohnehin waren das ja Jugendsünden, die erstens von lebenslustigen jungen Leuten kaum verurtheilt werden können, und zweitens, selbst wenn er eine Strafe Gottes sich auch ruhig gefallen lassen wollte, wer in aller Welt war denn dieser hochsahrende Großmogul, der ihm jetzt die Thüre wies und dem er nicht nur als Werber, sondern selbst für eine Unterredung zu schlecht war? Wie er, Max Fride, ein Bürgersohn aus der Gärtnerstraße in Sundburg, wie er ein Maschinenbauer, nur mit ein bißchen mehr Geld — und so ein ausgeblatener Geldproß wollte ihm gegenüber jetzt den vornehmen Mann spielen.

Aber nur warten! Die Welt ist rund, dachte er, und dreht sich noch immer. Was heute oben ist kann morgen schon unten sein. Es wird schon einmal Zeit und Gelegenheit geben, daß ich mich rächen kann.

Die Nachpläne freilich mußten überlegt werden. Da er aber Hunger und nur noch wenig Geld in der Tasche hatte, beschloß er sich zunächst einmal eine Stelle in Berlin zu suchen. Diese waren zu jener Zeit für gelehrte Maschinenbauer überaus leicht zu finden, selbst bei hoher Lohnforderung. Schon im ersten Nachweisungs-Büreau, das er betrat, fand er was er suchte, eine Stelle, die morgen angetreten werden sollte.

\* \* \*

Zwei Jahre sind in's Land gegangen und die Wahlen stehen vor der Thür. In Berlin gehen die Bogen der Agitation zwar höher als auf dem platten Lande, und namentlich am Donnerstag jeder Woche finden im großen Saale des Runke'schen Etablissements ungeheure Volksversammlungen statt, in denen die Großen des Fortschritts donnernde Reden halten; aber das Ganze dient doch mehr der Unterhaltung und dem Biergenuß, als politischen Zwecken, denn an dem eigentlichen scharfen Parteigegensatz fehlt es bislang und die Candidaten, die von den jüdisch-liberalen Cliguen aufgestellt sind, oder mit Hilfe derselben sich selbst aufgestellt haben, sind ihrer Mandate völlig sicher. Nach rechts hin gibt es wohl einige conservative Beamte aus älterer Zeit, nach links hin die Anhänger von Marx und Lassalle, denen man nachsagt, sie wollten alles Geld auf einen Haufen bringen und dann unter sich teilen; aber Gefahr scheint vorläufig nicht im Verzuge.

Am zweiten Donnerstag im August ist wieder große Versammlung bei Runke angesetzt. Der vom fortschrittlichen Central-Wahl-Comité einstimmig aufgestellte Candidat soll sich seinen Wählern vorstellen, Herr Arnold Borgward, General-Director der „Allemanmia“.

Borgward ist auf politischem Gebiet homo novus, aber durch die Tagesblätter hat das Publikum schon manches von ihm erfahren. Kann nunmehr man davon, daß



er Aussicht habe, an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Dr. Tiger aufgestellt zu werden, als auch sofort die Reporter der liberalen Blätter allerlei von ihm zu erzählen mußten. Man pries seinen Charakter, seine Mannhaftigkeit, nicht minder die Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, die er stets bewiesen, ganz besonders aber seine hervorragenden kaufmännischen Eigenschaften, seinen Mut und Unternehmungssinn. Und um so mehr mußte dieser Mann anerkannt werden, als nicht Gewinnsucht und Eigennutz, sondern stets nur die edelsten Motive bei seinen Gründungen maßgebend gewesen seien, in erster Linie die Rücksicht auf das Gemeinwohl seiner Mitbürger.

Unternehmungssinn hatte Arnold Borgward in der That bewiesen. Im Lauf der Jahre waren mitbegründet von ihm: die „germanische Eisenbahneugesellschaft“, die „Austro-Türkische International-Bank“, die „Carolinien-Hütte“, die Nord-Sibirische Pelz-Handlungsgesellschaft und noch zehn bis zwölf ähnliche Actiengesellschaften. Daß jetzt schon einzelne derselben von den Eingeweihten der Börse mit ziemlich schönem Achselzucken behandelt, andere sogar direct als „faul“ abgewiesen wurden, kümmerte ihn nicht allzuviel. Die Actien waren zum großen Teil abgekauft, ungeheure Coursdifferenzen eingestrichen, und schließlich gab es ja der Wissenden und Eingeweihten wenige, die Luwischen und Leichtgläubigen aber viele. Vollends im fortschrittlichen Wahlcomité prüfte man nur die politische Gesinnungstüchtigkeit der angehenden Tribunen, mit der Moral aber, die an der Börse bekanntlich keinen Cours hat, befaßte man sich überhaupt nicht.

Arnold Borgward hatte es durch schneidigen Gebrauch seiner kaufmännischen Talente in kurzer Zeit zu etwas gebracht. Er hatte die Situation begriffen und anfanglich mit dem eigenen, später aber auch mit dem Capital seiner Actionäre colossale Börsenspeculationen unternommen, die das Glück begünstigte und ihn in kurzer Frist zum sehr reichen Manne machten. Hätte er im rechten Augenblick den Kopf aus der Sänlinge gezogen, so würden noch seine Kinder und Enkel sich in ein großes Erbe haben teilen können. Aber was damals so viele „Glückliche“ konnten und doch nicht konnten, brachte auch er nicht zu Stande. — Die Jagd nach dem Golde läßt sich eben nicht unvermittelt einstellen, der wilde Reigen nicht plötzlich unterbrechen. Zum Innehalten gehört eine sittliche Energie, die dem Goldjäger als solchem fehlt. Wer gewonnen hat, will mehr gewinnen, wer verloren hat, will den Verlust ersetzen. Der Weg des Geizes ist der Weg zum Abgrund.

Borgward hatte, wie gesagt, gute Griffe gethan, bis gegen Ende der ganzen Gründerzeit ein verhängnisvoller Mißgriff folgte: die Beteiligung an der unseligen germanischen Eisenbahneugesellschaft. Diese Gesellschaft, deren Absehen es war, das deutsche Eisenbahnnetz um einige Tausend Kilometer zu erweitern, alles dazu nötige Eisen aber in eigenen Hütten selbst zu producieren, war ein Unternehmen von noch nicht dagewesener Kühnheit. Borgward's Mitgründer glaubten bei der rapide sinkenden Conjunctionur längst nicht an den Erfolg der Sache und verließen daher mit unheimlicher Geschwindigkeit das erste Consortium. Ihrer Actienbesitzes entlebigten sie sich schnell zu Schlanderpreisen und bemühten nur noch ihren Einfluß auf den Gang der Geschäfte, um dem ohnehin kranken Unternehmen zu den widersinnigsten Preisen eine Anzahl stark belasteter vorstädtischer Terrains aufzuhalsen, Grundstücke, die sie selber lediglich zum Zweck der Wiederveräußerung durch Vorkauf erworben hatten. Borgward war diese Manipulation zwar sehr fatal, aber er konnte nicht viel gegen dieselbe einwenden, weil er es in anderen Fällen ganz ebenso gemacht hatte. Indes trotz dieser Beschwerden und trotz des Umstandes, daß sofort den Actionären aus ihrem eigenen Capital 6% Zinsen, sogenannte Bauzinsen, bezahlt werden mußten, glaubte er diesmal klüger zu sein, als alle anderen, wenn er die Sache über Wasser hielt. Er suchte durch Zusammenkauf die Majorität der Actien und damit die Entscheidung der General-Versammlung, also das ganze Unternehmen in seine Hand zu bringen.

So gut aber diese Operation, bei der er wenig Concurrrenz zu fürchten hatte, gelang, so wenig glückte schließlich das eigentliche Geschäft der Gesellschaft. Die baren Mittel wurden sehr bald knapp, die Actien sanken und sanken im Course, das Eisenbahnnetz, das man begonnen hatte, blieb halbfertig liegen und dem Vermögen Borg-

wards drohte völliger Untergang. In der Börse war man im Begriff, ihm den Credit zu entziehen, als plötzlich ein Gerücht ihn wieder zum „feinen“ Mann machte — das Gerücht: der Staat wolle das ganze Netz der germanischen Gesellschaft kaufen und in erweitertem Maßstabe ausbauen. Selbstredend ging dieses Gerücht, ohne daß man's gemerkt hätte, von Borgward selber aus. Vielleicht würde die mißtrauische Börse es nicht geglaubt haben; aber Borgwards guter Freund, der Geheimrat Spiegelberg, den man für discrete Anfragen zugänglich wußte, beantwortete über hundert unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ihm zugehende Anfragen ziemlich gleichlautend unter dem nämlichen Siegel dahin, daß die Sache zwar noch nicht entschieden sei, aber allerdings große Aussichten habe realisiert zu werden. — Borgwards Weizen blühte wieder. Die Actien stiegen an einem Tage um 27%.

Mit der wohlgefügten Täuschung der Börse war nun einiges gewonnen für Borgward, aber noch lange nicht alles. Denn zu dem Anfang der Bahnen waren die entscheidenden Personen der Regierung bis dahin keineswegs fest entschlossen und selbst wenn sie es gewesen wären, mußte ihnen immer noch das Parlament die Mittel zur Ausführung ihrer Absicht bewilligen. Für Borgward galt es also auch, vor allen Dingen parlamentarischen Einfluß zu erlangen, wenn er sich und die Seinen retten wollte. Nun war freilich der ihm wohlbekannte, im Gründerweien ergraute, vielfache Aufsichtsrat Abgeordnete Bummelbacher gewohnheitsmäßig Vorsitzender der parlamentarischen Commission für Eisenbahnangelegenheiten — von einigen „wissenden“ Liberalen wurde er stets dazu vorgeschlagen, von der großen Menge der Nichtwissenden, auch aus der conservativen Partei, durch Acclamation bestätigt. Und dieser Ehrenmann hatte seine Hilfe zugesagt. Aber Borgward, dem alles auf dem Spiel stand, wollte auch selbst für seine Sache werben und sich wählen lassen. In einem der äußersten Vorstadt-Wahlkreise Berlins gelang es ihm eine Candidatur zu erreichen. Wohl war dort schon ein Candidat vom liberalen Comité aufgestellt worden, ein Kaufmann Levy, der vor 3 Jahren zum letztenmal Vantrott gemacht hatte. Aber Levy machte augenblicklich in städtischen Grundstücken, speciell in der Nähe des neuen Viehhofs; seine geschäftlichen Bedürfnisse wiesen ihn daher im Augenblick zur Erreichung derselben mehr in ein städtisches Amt. Und da Borgward gute Verbindungen in den Kreisen der städtischen Verwaltung hatte, so paßte es ihnen vortrefflich, mit ihrem Einfluß im öffentlichen Leben ein Tauschgeschäft zu machen. Borgward verschaffte mit Hilfe des ihm befreundeten Stadtrats Kienthal seinem Freunde Levy allerlei Einfluß und Einblick in städtische Dinge, Levy dagegen trat von der Parlaments-Candidatur zurück, um seinem Gönner Borgward das Wahl-Terrain bedingungslos zu überlassen.

„Ich freue mich, Herr Borgward, daß wir sind geworden einig“ — sagte nach Abschluß des Geschäfts der lispelnde Levy — „und ich will Ihnen wünschen guten Erfolg.“ —

„Sie haben recht, Herr Levy, mir gute Wünsche mitzugeben“ — erwiderte Borgward. „Noch bin ich nicht gewählt und die Rechnung kann ohne den Wirt gemacht sein.“

„Keine Möglichkeit, Herr Borgward, keine Möglichkeit! Sie müssen's nur anfangen auf die rechte Weise“ —

„Das ist leichter gesagt als gethan. Neben muß ich auf alle Fälle und darin fehlt mir einstweilen die Übung“ —

„Reden oder nicht, Herr Borgward, die Reden allein machen's nicht. Ich will Ihnen etwas sagen: geht geh' ich vor in der Friedrichsstraße beim Sally Feigeles; ich sag' ihm er soll zu Ihnen kommen, er soll machen die Wahl. Er kennt die Sach', er hat die Verbindung, er wird's machen“ —

Borgward wollte noch Einspruch erheben, Auskunft erbitten, aber Levy entsetzte ihn: „Sagen Sie gar nichts mehr, Herr Borgward, sagen Sie gar nichts mehr, der Sally wird's machen.“

Sally Feigeles trat schon am nächsten Tage in Borgwards Comptoir. Wie er

ansähe, fragte Arnold den anmelbenden Commis. „Ein sehr feiner Mann“, war die Antwort. Sally wurde vorgelassen in's Zimmer des Directors.

„Guten Tag, Herr Feigeles; ich freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen und höre, daß Sie besondere Routine in der Wahlagitation besitzen, würden Sie mir Ihre Hilfe im siebenten Wahlkreis leihen?“

„Herr Borgward! Ich sage Ihnen nur so viel: Vertrauen Sie mir und ich werde machen die Wahl —“

„Ja ich selbst muß Ihnen gestehen, daß ich durch meine Geschäfte sehr in Anspruch genommen bin, also wenig Zeit für diese Dinge habe. Ich denke einige Male in Volksversammlungen zu sprechen — das ist alles. Den Rest müssen Sie machen“. —

„Ich werd's machen, Herr Borgward, ich werd's machen!“

„Sehr schön, Herr Feigeles; das Beste ist nun wohl, wir verständigen uns gleich über die Kosten —“

„Wir können's ja lassen bis die Wahl ist vorbei, Herr Borgward. Ein feiner Herr, wie Sie, wird dann zahlen was ist zu zahlen —“

„Um alles in der Welt. Das würde eine schöne Apothekerrechnung werden. Kennen Sie mir einen festen Preis —“

„Herr Borgward“, sagte lauernd der Jude, „es wird kosten 15,000 Mark.“

„Fünfzehntausend Mark?“ — fragte Borgward. „Sie sind wohl rasend und nicht bei Trost. So viel zu geben fällt mir nicht im Traum ein.“

„Es kost't mir selbst so viel, Herr Borgward, kost't mir selbst so viel!“

„Halten Sie mich doch nicht für so dumm, daß ich das glauben könnte. Wie wollen Sie denn das Geld alles verwenden?“ —

„Herr Borgward, Sie glauben nicht, was es alles giebt zu thun und zu befehlen. Erst müssen Sie sich lassen photographieren —“

Arnold lachte laut auf.

„Lachen Sie nicht!“ — fuhr Sally wichtig fort. „In jedem Schaufenster muß man sehen Ihr Bild mit der Unterschrift: Arnold Borgward, Candidat im siebenten Wahlkreise. Kaufen wird's niemand, das Bild, aber da muß es sein. Kost't Geld! Dann müssen Sie haben die Blätter, die großen Zeitungen. Jeden Tag muß die Rede sein von Ihnen, heut im Leitartikel, morgen in der Politik, übermorgen im Vermischten. Die Redacteure sind schlamm auf's Geld. Sie brauchen viel und haben wenig. Dann müssen Sie schenken etwas an die Armen im siebenten Wahlkreis und wir werden loben Ihre Wohlthätigkeit. Die Wigblätter dürfen wir nicht vergessen, Herr Borgward. Da muß verarbeitet werden Ihr Gegner. Die „Nachttaube“ ist nicht billig mit sowas. Dann müssen wir Sie bringen auf's Theater, in die Complots, ich kenn' den Aaron Kopecki, der die Poffen macht und die Directoren kennt, der wird's machen —“

„Hören Sie auf, Herr Feigeles“, unterbrach jetzt Arnold den geschwägigen Juden, der grade zur Notwendigkeit der Flugblätter übergehen wollte, „das giebt ja eine Heidenrechnung. Ich will Ihnen etwas sagen: wir machen die Sache kurz. Ich gebe Ihnen 4000 Mark sofort bar und 3000 Mark nach der Wahl, wenn Sie mich durchbringen —“

Sally verschwor sich vom Himmel bis zur Erde, daß er von den 15000 Mark zwar 5000 ablassen könne, daß aber ein Geschäft mit 7000 Mark ihn in alle Ewigkeit ruinieren und verderben würde. Arnold war indes routinierter Geschäftsmann. Er begann nun in sehr vornehm kaltem Ton sich aufzurichten und Sally ganz ruhig zu erklären, daß wenn er bei seiner Weigerung beharre, sein Concurrent Hirsch (der sich auch schon gemeldet habe) bevorzugt werden würde. Das half. Wie von einer Tarantel gestochen sprang Sally auf. „So gewiß und wahrhaftig ich hier stehe, Herr Borgward, ich kanns nicht, ich kanns nicht! Aber weil Sie's sind will ich's thun. Sie werden sich doch nicht einlassen mit dem Hirsch. Er hat nichts, er kann nichts, er macht nichts, der Hirsch, der . . . . . Hirsch!“

Borgward ließ ihn austoben, war übrigens zufrieden, seinen Willen erreicht zu haben. Der Jude gab nach und versprach nun ganz vernünftig sein Möglichstes thun zu wollen.

Und er hielt Wort.

Nach wenigen Tagen prangte Arnold's Photographie, in einer kühnen Pose ihn darstellend, in allen Schaufenstern Berlins. Sämtliche liberale Blätter malten in glühenderen Farben als je sein Bild, priesen seine ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, seine großartigen geschäftlichen Unternehmungen, seine Wohlthätigkeit und sonstige Tugenden. Und zwar alles dermaßen im Brustton tiefer und aufrichtiger Ueberzeugung, daß selbst ein großes conservatives Blatt daran glaubte und in seiner Unschuld die Reclamen harmlos abdruckte; die jüdischen Witblätter verhöhnten Borgwards Gegner in der bissigsten und giftigsten Weise, und Aaron Kopecki legte in seiner neuen Posse „Malpropper aus Liebe“ in das Haupt-Couplet mit dem Refrain: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“ nach Erledigung einer Menge von Anspielungen in den ersten Versen auf Politik, Culturkampf u. s. w. endlich noch den folgenden Schlußvers ein:

Fest steht und treu die Wacht am Rhein —  
 Das soll gewiß die Lösung sein;  
 Doch auch bei uns in Spree-Athen  
 Heißts jest, Ihr Bürger, fest zu stehn!  
 Die Roten und die Reaction,  
 Die denken leicht, sie haben's schon.  
 Doch alles wankt und weicht und fliegt,  
 Wenn Arnold Borgward kommt und fliegt!!  
 Vor seiner Sonne schmilzt der Schnee,  
 Fest steht die Wacht auch an der Spree!!

— Ein Vers, der natürlich jeden Abend im Friedrich-Theater, dem bejuchtesten des siebenten Wahlkreises, rauschenden Beifall fand, meistens da capo verlangt wurde.

Aber alles Trommeln anderer konnte allein nicht nützen. Die Hauptsache mußte immer noch das persönliche Erscheinen des Candidaten vor seinen Wählern thun, welchem Ereignis dieser, im Neben nur mäßig gewandt, nicht ohne Herzklopfen entgegen sah. Für den letzten Donnerstag im August wurde endlich durch große blaue Plakate an den Sitzsäulen zu einer Volksversammlung in Kunze's Salon eingeladen. Entree frei. Jedermann hat Zutritt.

Der festgesetzte Tag rückte heran und der Kunze'sche Saal beginnt sich am genannten Abend um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr langsam zu füllen. Aber die Besucher kommen nur spärlich und nur hier und da ist ein Tisch voll besetzt. Kunze selbst sieht bereits melancholisch die stattliche Reihe der Bier-Viertel an, die er auf Eis gelegt und die nun unausgetrunken bleiben sollen. Schade um den schönen Durst, den sie stillen könnten — denkt er und nimmt selbst einen Schluck. Da plötzlich um 8 Uhr werden seine Sorgen gehoben, denn mit einem Male dringt in breiten Scharen das Volk in seinen Saal und läßt sich heuschreckentartig an den leeren Tischen nieder — in der That, nicht lauter glatte, salonfähige Gestalten, sondern zum großen Teil Leute mit Arbeitszeug, mit verstaubten Röden und weißen englisch-lebernen Hosen. Inzwischen Kehle bleibt Kehle, und Kunze bleibt es ganz gleichgültig, ob sein Bier in einen aristokratischen oder plebejischen Schlund geschüttet wird, sofern sich nur das Schütten recht oft wiederholt. Nach einigem Warten, etwa um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr, beginnen endlich einige auf der Bühne des Saales neben dem Polizeilieutenant ersiehene Herren ein Bureau zu constituieren. Die Formalien sind abgetanzt und erledigen sich schnell. Zum Präsidenten wird per Acclamation Levy gewählt, der dankend annimmt, aber sofort erklärt, daß er, durch äußere Gründe veranlaßt, das ehrenvolle Anerbieten einer Candidatur, welches man ihm gemacht, ablehnen müsse, dagegen bitte er das ihm bewiesene Vertrauen nunmehr auf Herrn Borgward zu übertragen, der sofort seine Candidatenrede halten und in derselben seine politischen Ansichten entwickeln werde.

Arnold Borgward trat nun auf, verbeugte sich vor der Versammlung, die indes seinen Hoffnungen wenig entsprechende, den üblichen Beifall nur spärlich spendete, und begann seine Rede zwar mit sonorer, Aufmerksamkeit fordernder Stimme, aber doch nicht ohne Befangenheit, namentlich am Anfang.

Er wolle, sagte er, sein politisches Glaubensbekenntnis möglichst kurz und deutlich darlegen; es lasse sich aber dahin zusammenfassen, daß er „ein Mann der Freiheit“ sei, der Freiheit auf politischem, wirtschaftlichem und religiösem Gebiet. Auf politischem Gebiet habe man jetzt endlich nach langem Kampf die Feudalherrschaft, das Regiment der Junker und Pfaffen abgeschüttelt. Diese Errungenschaft gelte es fest und die Fährne des freisinnigen Bürgerthums hochzuhalten. Zu den freiheitlichen Institutionen, deren Ausbau ihm in erster Linie stände, rechne er die Gewerfreiheit und die Freizügigkeit. Durch dieselben sei nicht nur der Bürger von langem Druck befreit, sondern endlich auch dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein gewährleistet, das er so lange entbehrt. Eins freilich fehle uns allen noch: das sei die unbedingte Beteiligung aller Steuerzahler selbst an der Leitung des Landes durch eine freisinnige parlamentarische Regierung, speciell durch Minister, die dem Volk verantwortlich seien. (Stürmischer Beifall.) Je weiter aber die Freiheit vorschreite, desto größere Fortschritte müsse auch der Weltfriede und damit die Möglichkeit der Abrüstung und Verminderung der Militärlast machen. (Bravo.) Dem politischen Gebiet folgte die Besprechung des kirchlichen. Redner versicherte, daß er gegen „die Religiosität“ als solche gar nichts einzuwenden habe, nur Muder und Denscher bekämpfe er; ja den Krieg aufs Messer müsse man führen gegen die hierarchischen Gelüste der schwarzen Internationale, die unser Volk nach Canossa führen wolle. Die Schule müsse mehr und mehr dem Einfluß der Kirche entzogen werden, damit sie keine Anstalt zur Volksverdummung (Beifall) werde; nur der confessionlose Staat könne dieser Aufgabe gewachsen sein; ein erster Schritt auf gutem Wege sei die beabsichtigte Verstaatlichung der Eheschließung, aber es sei nur ein erster Schritt, dem andere folgen müßten. Das finstere Mittelalter, das in seiner Unauzgeklärtheit einen Unterschied zwischen den Confectionen gemacht, habe man, Gott sei Dank, endlich übermunden. Zeloten und Pfaffen wollten es wiederherstellen, aber das sei nicht möglich. Die Welt schreite vorwärts und nicht rückwärts. Last not least nahm Redner die Jesuiten vor, die er als rücksichtslos alle Moral untergrabende Volksverführer brandmarkte; seines Erachtens könne dem sittenverderblichen Treiben derselben nur durch Landesverweisung vorgebeugt werden; davon hänge unsere ganze Culturentwicklung ab. Zum Schluß bat Redner noch einmal alle, die seinen Ansichten zustimmen, ihn auch am Wahltag nicht im Stich zu lassen; sein Herz schlage so warm, wie irgendeines hier für das Volk, für das arbeitende Volk, und sein Wahlprüd sei: „durch Freiheit zum Fortschritt, und durch Fortschritt zur Freiheit!“

Schallender Beifall lohnte den wirkungsvollen Schluß des Redners, der schon im Geist seine Eisenbahnactien auf über pari im Courszettel angekommen sah. Borgward trat zurück und Levy erhob sich nun wieder als Präsident, ließ dem Redner den Dank der Versammlung votieren und fragte dann schablonenmäßig, ob noch jemand das Wort begehrte, in der sichern Voraussetzung, daß keiner sich melden werde. Aber er irrte diesmal. Ein stattlicher junger Mann von einem der Arbeitertische sprang auf und bat um's Wort.

„Ich bitte um Ihren Namen und Adresse“ — fuhr Levy ihn ziemlich barsch an.

„Schlosser Friede, Carlauer 10.“

Max Friede — er war es — trat leden Muthe auf die Tribüne, und — noch nicht oben angekommen, wurde er von der hinterwärts in Saale sitzenden Majorität seiner Partei- und Standesgenossen mit einem so betäubenden Beifallsjubiläum empfangen, daß derselbe alle nach Borgwards Rede erfolgten Ovationen in Schatten stellte.

Präsident Levy wurde ängstlich, begann mit seinem Stuhl zu rutschen und dem Polizei-Commissar verzweifelte Blicke zuzuwenden; Arnold Borgward aber wurde heiß und kalt und starrte zitternd bald auf seinen Nachredner, bald in die erregte Versammlung hinein. Ruhig und sicher begann nun Max seine Rede, die zwar eine nur mäßige Bildung des Redners deutlich erkennen ließ, aber wegen ihrer auf Ueberzeugung ruhenden Natürlichkeit von dem gekünsteltesten und einstudierten Pathos Borgwards um so wirkungsvoller abfiel.

Was Herr Borgward gesagt — meinte Redner — sei alles ganz schön und gut

gewesen, aber ein Arbeiter könne ihn dennoch niemals wählen. (Beifall.) Nebenarten von Freiheit und Fortschritt seien billig zu machen und würden nun schon Jahrzehnte lang den Arbeitern vorgemacht; aber nicht darauf komme es an, sondern auf die Thaten. Er sei früher kein Socialdemokrat gewesen, aber er sei es jetzt in Berlin geworden und man müsse es werden, wenn man sehe, wie einige wenige Leute immer reicher, die große Masse des Volkes aber immer ärmer werde. Die Güter und Genussmittel seien ungerecht vertheilt. Nur die staatliche Organisation der Arbeit könne helfen. Das sei die Lehre der Wissenschaft. Man werfe den Arbeitern immer vor, daß sie teilen wollten — das sei nicht wahr. Wenn aber der Staat und die anderen Parteien ihnen nicht hülfe, so würden sie sich selbst helfen. Die Kultur würde nicht darunter leiden. Er frage nun, welche Thaten Herr Borgward und seine Partei bereits für die Arbeiter gethan hätten. Der Vorredner sei erst kurze Zeit in Berlin wohnhaft, er aber kenne ihn schon von früher, wo er in Sundburg Haus an Haus mit ihm gewohnt habe. (Aha.) Er wisse weiter nichts von Borgward, als daß derselbe viele Actiengesellschaften gegründet habe, und man sage ihm, daß sie meistens faul ständen... (Bravo und lärmender Widerspruch.) Jawohl, faul, denn die Actionäre hätten immer verloren und Borgward immer gewonnen. Sein Verdienst an der Börse möge groß sein, seine Verdienste um die Arbeiter seien gleich Null. Uebrigens habe er, um das beifällig zu sagen, wenig Mitleid mit den capitalistischen Rentiers und Actienbesitzern, auch wenn sie einmal geprellt würden — die behielten doch noch genug — aber der Letzte, der die Fische bezahle, sei auch hier wieder das arbeitende Volk. Sobald eine Fabrik schlecht gehe, würden die Lohnarbeiter gekündigt. (Großer Beifall.) Ueber die sittenverderbliche Moral der Jesuiten, die Herrn Borgwards zartes Gewissen so sehr beschwere, wisse er nichts; dagegen könne er in Betreff der Moral des Herrn Borgward mittheilen, daß die Summiräberlutsche desselben sehr häufig vor dem Hause der Hofopernsängerin Fräulein Strabella halte...

Furchtbarer Tumult entstand nach diesen Worten und Borgward rief mit hochrotem Gesicht in den Saal hinein: „Das ist alles schamlose Verläumdung!“ Liberale und Socialdemokraten brüllten gegen einander auf. Aber letztere hatten die Oberhand und Friede kam noch einmal zu Wort: „Darum sage ich nochmals, meine Herren, rief er — wählt keinen Geldproben, sondern einen Mann der Arbeit. Der Cigarrenarbeiter Wassermann ist unser Candidat — Wassermann lebe hoch, hoch, hoch!“

In das Toben dieses Hochs mischten sich sehr bald Dochrufe für Marx und Lassalle. Borgward wollte reden, aber der Polizeileutnant bedeckte sich, alles brach auf und beim Verlassen des Locals ertönte allgemeiner Gesang der Arbeiter-Marxellaise; erbsahl lehnte der liberale Candidat an seinem Stuhl, mit bebenden Lippen bald den Vorstandstisch, bald die drängende Menge betrachtend. Da plötzlich perlten große kalte Schweißtropfen auf seiner Stirn, vor seinen Augen begann es zu kimmern, aus dem einen Vorstandstisch wurden zwei, dann drei, dann vier und mehr, sie setzten sich in Bewegung, stiegen auf, sprangen übereinander weg und um ihn herum in wirbelndem Reigen — ohnmächtig sank Arnold Borgward in die Arme des Präsidenten Levy.

\*  
\*  
\*

Beim Hinangehen aus dem Saale wurde das Publicum bunt durcheinander geschüttelt und ein Zufall wollte es, daß Borgwards Freund, Geheimrat Spiegelberg mit seinem Collegen Ameis vom Kultus-Ministerium zusammentraf.

„Was tausend, auch Sie hier, Herr Colleague“ — sagte Spiegelberg — „ich wußte nicht, daß Sie auch Volksversammlungen besuchen“ — „Ist für gewöhnlich auch nicht mein Fall, aber ich wollte mir doch den Schwindel mal ansehen — Sie nehmen doch die Bezeichnung „Schwindel“ für dies Vergnügen nicht übel“ —

„Im Gegentheil. Was wäre heutzutage nicht Schwindel — übrigens bin ich auch nur als Gast hier, weil ich Herrn Borgward kenne — seine Aussichten scheinen mir leider schlechter zu werden“ —

„Vielleicht bessern sie sich, wenn er noch einmal spricht — der Letzte hat ja offen-

bar immer recht in solchen Volksversammlungen. Auch heute riefen vielfach dieselben Leute erst dem Liberalen und dann dem Socialisten Beifall — kommt ein jungenfertiger Reactionär oder kommt Borgward noch einmal, so werden sie wieder schreien — wer das letzte Wort hat, wird gewählt. Darauf verlassen Sie sich!“

„Sie können recht haben, Colleague. Uebrigens machte der Borgward auch einige recht schlimme Fehler: erstens, daß er an den Effectstellen nicht laut genug brüllte und zweitens, daß er zu viel die liberalen Einrichtungen und Gesetze lobte. Loben führt zu gar nichts in Volksversammlungen. Den Gegner herunterreißen zieht viel besser. Namentlich in Berlin.“

Am Freitag Morgen, der diesem Donnerstag Abend folgte, stand im „National-Journal“, im „Volksblatt“ und in allen anderen Berliner liberalen Zeitungen, und 24 Stunden später auch in allen größeren Provinzialblättern gleichlautend der folgende Bericht:

„Berlin, 25. August. In Kunzes Salon fand gestern abend eine große Volksversammlung für den siebenten Berliner Wahlkreis statt. Der einzige Candidat aller reichstreuen Wähler — ein Gegencandidat ist, so viel wir wissen, noch gar nicht aufgestellt — Herr General-Direktor Arnold Borgward, entwickelte in einstündiger zündender Rede sein gebiegenes und wahrhaft freisinniges Programm. Die mannhafte Rede fand ungetheilte Zustimmung des zahlreich erschienenen Publicums. Arnold Borgward wurde einstimmig zum Candidaten des siebenten Wahlkreises proclamirt. Seine Wahl ist gesichert.“

\* \* \*

Zwei Jahre sind wieder ins Land gegangen. Auf einem Hofe in Moabit bei Berlin, den fünfstöckige Arbeiterwohnungen umkränzen, begegnet eine noch junge, aber bleiche und abgehärmte Frauengestalt einem jungen, leidlich gut gekleideten Menschen, der sie frech und verwegen ansieht. Beide stutzen — sie erkennen sich.

„Sind Sie es, Max Fride?“ fragt die Bleiche mit zitternden Lippen. —

„Ja wohl, ich bin es, Fräulein Helene“ — antwortet der Gefragte, indem er mit blühender Schadenfreude in den Augen die Jammergestalt von oben bis unten mißt. „Aber was machen Sie denn hier? Sie wohnen also nicht mehr in der Behrenstraße?“

Bei dieser höhnischen Frage brach ein Strom von Thränen aus Helenes Augen. „Ach, lieber Fride“, sagte sie — „haben Sie Erbarmen mit mir; uns ist es schlecht gegangen, mein Vater ist tot und meine Mutter liegt schwer krank, dort, die zweite Thür, drei Treppen hoch; unsere wenigen Mittel werden bald aufgezehrt sein — helfen Sie uns — Gott wirds Ihnen lohnen.“

„Ich, Ihnen helfen?“ sagte Fride erstaunt. „Da sind Sie wahrhaftig an den Rechten gekommen. Ich habe selber nichts und wenn ich etwas hätte, so gäbe ichs Ihnen gewiß nicht.“

Max Fride lehrte aber dennoch mit Helene um, sich deren Wohnung anzusehen. Dabei trieb ihn indes keineswegs die Absicht zu helfen, sondern zunächst nur die Neugier und Schadenfreude. Es gewährte ihm Befriedigung, diejenigen im tiefsten Unglück zu sehen, die ihn einst so kalt und stolz von sich gewiesen hatten. Fride hatte zwar die Weltbeglückungstheorien von Marx und Lassalle sich gründlich zu eigen gemacht und war bereit, die ganze Welt im großen Stil zu reformieren, das verlorne Paradies auf Erden wieder herzustellen; aber im übrigen fiel es ihm nicht ein, an andere Leute, als nur an sich selbst zu denken. Er hatte in den zwei Jahren seines Berliner Aufenthalts den Egoismus gründlich gelernt. Für ihn sorgte niemand, also auch er nur für sich selbst.

In den ersten Tagen nach seiner Abweisung bei Borgward hatte er eine Sängerin kennen gelernt, die in einem Kellerlocale abendlich unter Begleitung eines alten klippenden Klaviers lieberliche Couplets vortrug — sie war noch nicht ganz verblüht, trug aber doch in den welkenden Zügen schon deutlich jenen frechen, herausfordernden Ausdruck, den die längere Gemohnheit des Lasters mit sich bringt. Beide fauben Gefallen an einander und bezogen nach kurzer Verabredung eine Wohnung, wo sie gemeinsamen Haushalt führten und auf einem Petroleumherd ihre Speisen bereiteten. Das Verhält-

uis ging ein paar Jahre, so gut ein solches Verhältnis gehen kann, so lange Max Fricke hohen Lohn verdiente. Dann kam der Vorseufnach mit seinen Nachwirkungen auf Industrie und industrielle Arbeiter. Er verlor seine Stelle, der Haushalt wurde dürftig, seine Sängerin hing sich an einen anderen, der noch Lohn mit nach Hause brachte — arbeitslos, brotlos, allein, von Gott entfremdet, von Menschen verlassen, stand nun der 26jährige auf dem Pflaster der Weltstadt. Was blieb dem verlassenen Max nun übrig? Er schrieb, was er lange nicht gethan, an seinen Vater und bat um Geld. Die Antwort war trostlos genug. Der alte 63jährige Vater hatte zwar vor zwei Jahren sein Haus und Geschäft zur Erweiterung der Borgwardtschen Fabrik sehr theuer verkauft und sich in der Vorstadt zur Ruhe setzen können, aber man hatte den Geschäftsunkundigen nicht mit barem Gelde, sondern mit Actien der „Allemania“ bezahlt. Diese Actien notierten aber kaum noch auf dem Courszettel und zahlten längst keine Zinsen mehr. Als der Krach auch über dies Papier hereingebrochen war, hatte der alte Fricke zunächst noch das naive Vertrauen, es würden doch die großen Herren, die den Prospect unterzeichnet hatten, nicht den Ruin eines verhältnismäßig armen Mannes und Familienvaters auf sich sitzen lassen, der in seiner Unerfahrenheit von ihnen getäuscht war. Aber da kam er sübel an — kalte Abweisung, weiter nichts. In seiner Enttäuschung ließ er sich verleiten, zwei allerdings brevi Briese an den Hebaeteur Schweigmann und an den Reichstagsabgeordneten Dr. Grüne zu schreiben, worin er ziemlich unverblümt den Vorwurf des Betrugs erhob. Schweigmann, an dergleichen gewöhnt, legte es zu dem Uebrigen; Grüne aber sandte brevi manu seinen Brief an den Staatsanwalt in Sumburg. Dieser nahm sich „im öffentlichen Interesse“ des armen, tief gekränkten Gründers an, stellte Strafantrag und der Brieffschreiber wurde mit 100 Mark Strafe oder zehn Tagen Gefängnis belegt. Um der Schande des Gefängnisses zu entgehen, verkaufte der alte Fricke das Einzige, was er noch besaß, seine Mobilien, und war dann recht froh, eine kleine Botenfelle beim Justizrat Mellin bekommen zu haben, von der er sich und die Seinen dürftig genug ernährte. —

Von Sumburg hatte also Max Fricke kein Geld zu erwarten. Schwerlich irgend wo anders her. Was sollte er beginnen, worauf noch hoffen? Oder sollte er aller Hoffnung entsagen, verzweifeln? Datte nicht schon die Gesellschaft ihn verstoßen? Er suchte nach Arbeit und fand keine. — er hungerte und es fehlte an Brot; seine Weltverbesserungspläne wurden verlacht. Sein Gemüt verbitterte sich. Warum durfte er denn jetzt nicht unter die Freunde der Gesellschaft gehen, warum nicht mit Gewalt sich nehmen, was ihm doch von Rechts wegen zukam? War er geboren, so hatte er auch das Recht zu leben.

Das waren Gedanken, die ihn zu oft schon bitter bewegt hatten, als daß er im stande gewesen wäre, einer ernsthaften Versuchung in dieser Hinsicht zu widerstehen. Und die Versuchung kam. — Eine durch ganz Berlin verzweigte Einbrechergeellschaft war durch die Verurteilung des „roten Ede“ zu sechs Jahren Zuchthaus ihres geschicktesten Schlossers beraubt. Man suchte Ersatz und warf bald das Auge auf den arbeitslosen Fricke, von dessen Tüchtigkeit im Handwerk man gehört hatte. Agenten der Bande näherten sich ihm, erst vorsichtig, bald dreister, knüpfen an an seine verbitterte Stimmung, heßten ihn auf, stellten ihm reichen Verdienst in lockende Aussicht. Max Fricke ließ sich bereben und nahm Handgeld. Sein Inneres bäumte sich zwar noch einmal auf nachdem er zugestimmt hatte, doch Hunger und Not von außen und die Gewohnheit sippigen Lebens, die ihm jede Entbehrung doppelt schwer erscheinen ließ, trieben zum verzweifelsten Schritt. Aber sein Gewissen mußte er schnell betäuben. Und wozu gab es denn Branntwein? Wozu sonst?

Ein Baldower-Gang im Anstrag seiner Bande war es also, der ihn nach Moabit geführt hatte, als er Helene begegnete. Das Zwischenpiel war immerhin interessant genug um es mitzunehmen, und kurz entschlossen folgte er seiner Führerin die drei Treppen hinauf, Schadensreue und Reugier im Herzen, auch die Möglichkeit von weitem erwägend, ob nicht Helene ihm vielleicht Ersatz für seine durchgegangene Sängerin werden könne; keine Spur von Mitleid kam auf in dem von Selbstsucht verhärteten Herzen,



ja, er fühlte ein gewisses Behagen in der Aussicht, auch die Frau, deren Frömmigkeit man ihm in seiner Kindheit gerühmt, die ihm selbst so viel von religiösen Dingen vorgepredigt und die dann später ihn stolz verschmäht hatte, nun in der gleichen Auflösung und Verzweiflung vor sich zu sehen wie die Tochter. Red trat er ein in das niedrige, wunderlich genug aussehende Zimmer, in welches die beiden Frauen die wenigen Gabseligkeiten gerettet, die man ihnen gelassen hatte und die in ihrer ursprünglichen Eleganz von den unfauberen Tapeten, dem tannenen Fußboden und dem geborstenen Kuchofen ganz seltsam abstachen. Red trat er ein — aber fast auf der Schwelle schon blieb er schweigend stehen. Das war nicht das Bild, das er erwartet hatte; was ihm vorgeschwebt, war die statliche und volle Frau Borgward mit der scharfen, festen Stimme und dem hochmütigen, fatten Ausdruck auf den Lippen, wie er sie mehrere Jahre hindurch in Sumburg kalt an sich hatte vorbeigehen sehen und wie sie sich seinem Gedächtnis eingepägt hatte — und gerade darauf hatte er sich gefreut, diese stolze herrschsüchtige Frau jetzt als Bettlerin vor sich zu sehen, mit dem Schicksal hadernd. Aber er wurde enttäuscht. Schmal und abgezehrt, aber mit einem glücklichen, milden Ausdruck von Sanftmut und fast überirrischem Frieden, mit freundlicher Würde und Ruhe lag halb aufgerichtet Frau Borgward in ihrem Bette, streckte dem Eintretenden die weiße, durchsichtige Hand entgegen, in der kein Blut mehr zu leben schien. Sie hatte gemerkt, daß Max Friede kommen würde, das gesteigerte Ahnungsvermögen im siedenden Leibe hatte es der Sterbenden deutlich vorausgelaßt.

Frau Borgward stammte aus einer frommen, von England eingewanderten Methodistenfamilie und hatte die christlichen Eindrücke und Vorsätze ihrer Jugend noch mit hinein genommen in die Ehe. Aber doch hatte sie Arnold Borgward, dessen gutmütigen aber auch äußerst leichtsinnigen Charakter sie kannte, in vorzüglicher Hoffnung, ihn bald bekehren zu können, die Hand gereicht. Das einzige Kind ihrer Ehe, Helene, hatte sie in den Einfluß Pipers gegeben, zu dem dasselbe auch später, als es heranwuchs, mit einer Art von schwärmerischer Verehrung ausblühte. Aber je mehr Helene in den Einfluß Pipers kam, desto mehr entzog sich die Mutter demselben. Seit ihr Mann in bessere äußere Verhältnisse gelangt war, sie selbst in ungewohnte gesellschaftliche Kreise kam, hatten Hochmut und Eitelkeit sie völlig erfaßt und verblendet. Und diese Eigenschaften steigerten sich seit sie in Berlin in Ueberfluß und Kleppigkeit lebte und Aussicht hatte, einen Grafen zum Schwiegerjohn zu bekommen.

Es bedurfte harter Schläge, um dies Herz zu erweichen. Aber sie kamen. Das Vermögen Arnolds war mehr und mehr ein Kartenhaus geworden, zu dessen Umsturz keine Stürme mehr erwartet zu werden brauchten — der leiseste Lusthauch reichte aus zur Zerstörung. Und dieser Lustzug blieb nicht aus; es war der unglückliche Ausgang der Wahl im siebenten Wahlkreis — die zahlreiche Arbeiterbevölkerung desselben hatte mit 2600 Stimmen Majorität den Cigarrenarbeiter Wassermann ins Parlament gewählt. Damit schwand die letzte Hoffnung für Arnold, sein Credit bekam den letzten Stoß. Unfähig, nach den guten Tagen, die er mißbraucht hatte, um böse Zeiten, die ihm drohten, über sich ergehen zu lassen, ohne Hoffnung auf Gott, ohne Halt in sich selbst und nur gewohnt, auf das Urteil der Menschen zu achten, griff er zur Pistole. Am Morgen nach der Wahl schloß er sich ein in dem glänzend eingerichteten Directorialzimmer der „Allemannia“, jagte sich eine Kugel in den Leib und — am Fuß einer marmornen Karyatide brach er lautlos zusammen.

Als man die Thür des Zimmers erbrach, fand man ihn in einer großen Blutlache bewußtlos liegend. Er wurde in sein Zimmer gebracht und Aerzte herbeigerufen. Aber sie suchten die Achseln. Er habe das Herz treffen wollen und zwar gefehlt, doch die Wunde sei tödlich, der Blutverlust groß; es könne sich im günstigsten Falle nur um wenige Tage handeln.

Frau Borgward, welcher von ihrem Namen alle Sorgen, die ihn seit Jahren gequält hatten, gänzlich verschwiegen waren, suchte gerade bei Rudolf Herzog Seidenstoffe aus für ein Maskenfest, das sie geben wollte, als das erschütternde Ereignis wie ein Blitz aus heiterem Himmel in ihr Weltleben einschlug. Und dem ersten Schläge

folgte ein zweiter. Am Tage nach Arnolds Selbstmordversuch drangen die Beauftragten des Gerichts selbst in das Zimmer des Sterbenden ein, um alles nach vielleicht verborgenen Papieren zu durchwühlen. Die „Allemania“ war in Concurſ geraten.

Durch diese Schläge war die stolze Frau tief gedemüthigt. Als gleichzeitig aller irdische Besiß wie eine Seifenblase vor ihr zerplatzte und Arnold Borgward als ein Sterbender auf sein Lager gebettet wurde, da wachte das lange verhaltene und zurückgedrängte geistliche Leben in ihrer Seele mit unwiderstehlicher Kraft wieder auf, und wieder nach langer Unterbrechung faltete sie die Hände zu inbrünstigem Gebet. Die Not lehrte auch sie beten. Und Gott erhörte jetzt die Gebete um Befehrung ihres Mannes. Nicht die zuversichtlichen, aus der ersten Zeit ihrer leichtsinnig geschlossenen Ehe, nicht die lauen, aus der Zeit ihres glänzenden Weltlebens waren zu Ihm gedrungen, sondern erst die heißen Seufzer, die emporquollen aus dem zerbrochenen und zerstückelten Herzen am Schmerzenslager ihres Mannes, als er mit schwerem Frevell belastet an den Thoren der Ewigkeit stand. Ja, diese Seufzer nahmen dienende Engel von ihren bebenden Lippen hinweg und trugen sie empor zum Throne Gottes.

Helene hatte bald dafür gesorgt, daß ein Geistlicher gerufen war, der ihren Vater in seinen letzten schweren Tagen viel besuchte, tröstete, und so viel Einfluß auf ihn gewann, daß er, als endlich die letzte Stunde schlug, veröhnt mit Gott und Menschen aus dem Leben scheiden konnte.

Mit dem Sarge Arnolds verließen auch seine Frau und Tochter das Haus in der Behrenstraße, das mit zur Concurſmasse gehörte und schon seit acht Tagen hätte geräumt sein müssen, und das man ihnen nur mit Rücksicht auf den von den Ärzten sicher in Aussicht gestellten Tod Borgwards noch kurze Frist gelassen hatte. Nur wenige wertlose Sabeligkeiten gestattete man den Damen mitzunehmen — alles wertvolle blieb da. Dem Sarge folgte niemand. Die Freunde des Reichthums waren verschwunden, eigene Freunde hatten sie nicht. Alles wollte erst den Ausgang der eingeleiteten Untersuchung abwarten. Vom Grafen Adlerstein war schon seit Wochen nichts mehr zu hören und zu sehen gewesen. Er war angeblich auf Dienstreisen abwesend.

Frau Borgward und ihre Tochter zogen nun — es waren ihnen unbedeutende Barmittel geblieben — in eine Hofwohnung nach Roabit, wo sie zunächst unerkannt wohnen wollten. Helene hatte sofort über ihr Unglück einen Bericht an Peper nach Sundburg geschrieben und dieser hatte Mutter und Tochter mit herzlichen Worten eingeladen, doch nach Sundburg zurückzukehren und zunächst in seinem Hause Quartier zu nehmen. Für die Zukunft werde der liebe Gott schon Rat schaffen. Auch der Justizrat wolle gern etwas für sie thun.

War aber Frau Borgward tief gedemüthigt, — ganz gebrochen war sie noch nicht. Und gerade in Sundburg Hilfe suchen vermochte sie noch nicht. Sie lehnte Peper's Einladung zunächst ab und hoffte doch noch in Berlin von dem einen oder anderen Freunde Hilfe. Aber der Gott, der ihre Gebete erhört hatte, wollte sie ganz haben. Gleich nach ihrer Ueberfiedlung nach Roabit versiel sie in ein heftiges Nervenfieber. Das Fieber wurde zehrend und sie merkte, daß es zu Ende gehen werde. In den äußersten Dingen ihr Haus bestellen war ja nicht mehr nöthig, nur für Helene wünschte sie noch gesorgt zu sehen. Der letzte Rest des Hochmuths fiel schmelzend von ihrem Herzen und sie hatte nichts mehr dagegen, daß Helene an Peper schrieb und ihn zu kommen bat. Aber Peper antwortete nicht. Nun stieg die Not und Marz Friede erschien wie ein von Gott gesandter Retter.

„Guten Morgen Mar“, begann sie mit einer Stimme, deren Milde wohlthunend abſtack gegen die frühere Schärfe, die er kannte, „ich wußte es, daß Du kommen würdest — das ist gut von Dir — ich weiß es, wir haben nicht recht an Dir gehandelt — wie anders hätte alles werden können, wenn wir in Sundburg geblieben wären, wenn wir nie dieses Berlin betreten hätten — aber Geld und Gut hatten uns stolz und hochmüthig gemacht. Gott hat uns jetzt alles genommen — er wird wissen, daß es zu unserem Heile notwendig war. Sprich Mar — bist Du uns böse oder haßt Du uns vergeben?“

Mar, von Natur gutmütig, war fast auf dem Punkt, durch diesen Empfang, den er so ganz anders erwartet hatte, nachdenklich zu werden, — sein Egoismus begann schon ins Wanken zu geraten und der Schadensreue sich zu schämen — aber das Selbstgefühl des in besseren Tagen verschmähten Werbers kochte doch zu mächtig in ihm auf, als daß er es ganz hätte unterdrücken können.

„Das glaube ich“, — sagte er kalt — „Vergeben? Als Sie in der Behrenstraße wohnten, gnädige Frau, da schämten Sie sich, den armen Schloßer in Ihr Zimmer hereinzulassen. Jetzt, wo es Ihnen schlecht geht, nun fangen Sie wieder mit den frommen Nebenarten an. Warum lassen Sie sich denn nicht vom lieben Gott helfen, wenn Sie doch so viel mit ihm zu thun haben — oder haben Sie den in die schöne Wohnung auch nicht hineingelassen? — Jeder sorgt für sich selbst, das ist meine Religion“ —

In dieser Weise wollte Mar noch weiter räsonnieren, aber Helene merkte wohl, daß die bittere Rede Wort für Wort ihrer ohnehin so leidenden Mutter tief ins Herz schnitt — langsam ging sie darum auf den Bürranden zu, legte bittend ihre weißen Hände auf seine abwehrenden Arme, blickte ihn mit thränenfeuchtem, unaussprechlich flehendem Blick tief hinein in die anfänglich noch lauernden Augen, die er dann aber bald entwaflnet niederzuschlug und sagte bittend und leise: „Nicht weiter, — Mar — vergieb uns — vergieb uns . . .“

In denselben Augenblick legte sich aber auch eine andere, festere Hand auf Frides Arm und eine energische Stimme sagte kurz: „Sie sind verhaftet!“

Die Frauen starrten erschrocken auf zwei Schutzmänner und einen Criminal-Commissär, die in die leise geöffnete Thür eingetreten waren, Handschellen aus den Taschen zogen und den anfangs sprachlosen Mar fesselten. Die Sprache gewann er zwar bald wieder und suchte sich zu verantworten, aber die lakonische Entgegnung war nur: „Das wird sich finden.“ Die Beamten durchsuchten das Zimmer und führten Mar hinweg. Als sie die Treppe hinaufschritten, begegnete ihnen auf dem mittleren Absatz ein großer Mann, der stark vor Schreck den Zug herunterkommen sah und den offenen Mund nur schloß, um entsetzt den Namen „Mar Fride“ vor sich hin zu wurmeln. Aber das kurze Wörtchen war dem scharfen Ohr des Criminal-Beamten nicht entgangen.

„Halt!“ donnerte er dem Fremdling mit Stentorstimme entgegen. „Lehmann, Ihre Handschellen! — wandle er sich dann an den ihm vorangehenden Schutzmann. — Dies ist ein Helfershelfer. Sie kennen sich. Jetzt haben wir zwei von der Bande.“

„Aber ich weiß von nichts“ — entgegnete der Fremdling. „Ich bin aus Eudenburg, heiße Peper, bin“ —

„Das wird sich finden“, lautete die lakonische Antwort.

Mar Fride und Pastor Peper wurden gefesselt in eine Droschke gepackt und zum Polizeigewahrsam befördert.

\* \* \*

„Wenn ich nur erst wüßte, was wir mit der Helene machen“ — sagte Justizrat Mellin zu Peper, in dessen Studierzimmer er saß. „Immer kann sie doch nicht hier bei Ihnen bleiben. Sie haben ohnehin Hausgenossen genug“ —

„Ich hoffe noch immer, sie soll Diakonissin werden“, sagte Peper. „Aber zu reden mag ich ihr vorläufig noch nicht. Ich dachte vielleicht, wir könnten zunächst die liebe Baronin bitten, sie auf einige Wochen zu sich zu nehmen“ —

Wie von einer Tarantel gestochen sprang der Justizrat auf. „Herr, um alles in der Welt, plagt Sie denn der . . .“ — Das letzte Wort verschluckte er.

Peper war höchst erstaunt. „Aber was haben Sie denn, lieber Freund. Eine so gute, liebe, prächtige“ —

„Eine ganz niederträchtige Person“ —

„Justizrat, Sie verübdigen sich“ —

„Ich könnte noch ganz andere Ausdrücke verantworten“ —

„Vor 14 Tagen noch hat sie mir 10 Mark zur Tilgung der Schulden des Marthahofs gegeben“ —

„Schade, daß sie nicht fürs Magdalenenstift contribuiert hat, da hätte es ihr selbst wieder zu gute kommen können“ —

„Aber ich bitte Sie!“ jagte immer noch ungläubig Peper, der sich eine solche Schleichthätigkeit der Menschen gar nicht vorstellen konnte.

„Sie wissen also wirklich wieder noch nichts, was vor Jahresfrist schon die alten Weiber zusammenzuschelten und heute die Spaten in Sumburg von den Dächern pfeifen, daß Morrißen sich diese Baronin mitgebracht hat — es ist die heruntergekommene Tochter eines Beamten, aus Königsberg gebürtig, und in ihrem wechselvollen Leben schon einmal aus München von der Sittenpolizei ausgewiesen“ —

„Aber warum haben Sie mir denn davon nichts gesagt?“

„Man sieht Sie ja nie, lieber Peper. Weltlichlich ziehen Sie sich von aller Geselligkeit zurück und dann wundern Sie sich, wenn Sie nichts von Welt und Menschen wissen. — Uebrigens habe ich ganz sichere Nachrichten auch erst heute Morgen auf dem Gericht erfahren, seit die Untersuchung gegen Morrißen eingeleitet ist — vielleicht haben Sie davon auch noch nichts gehört?“

„Nichts!“ jagte Peper tonlos. „Aber wer wird denn nun die Volksbank leiten?“

„Sie haben doch nicht etwa Geld da stehen?“

„Eigenes nicht, aber den Fonds für das Trinker-Asyl habe ich da angelegt“ —

„Fort mit Schaden“ — sagte Mellin — „Gut, daß er fort ist, aber fort ist er“ —

„Mein Fonds?“ fragte wehmütig Peper.

„Ihr Fonds! Allerdings. Die Volksbank ist bankrott und Morrißen mit der Casse durchgebrannt. Man hofft, ihn noch in Hamburg zu fassen, wohin er gegangen sein soll; ich bezweifle das aber. Ketten wird niemand etwas aus dem Schiffsbruch. Im feuerfesten Geldschrank fanden sich nur unbezahlte Rechnungen, wertlose Quittungen, einige von der Baronin aufgestellte Wechsel und 2000 Etlid Actien der „Allemannia“, die wir wohl am besten auszuken, wenn wir sie an Schlachter Piefste als Wurstpapier verkaufen. Das einzig vorhandene Wertobject wird wohl das Haus am Markt sein und auch dieses ist überlastet mit Hypotheken. Man hat mich zum Verwalter der Concursmasse bestellt“ —

„Aber da werden schrecklich viele Leute, auch kleine Leute geschädigt werden!“

„Das will ich meinen. Aber die Welt will betrogen sein. Thut sich so ein Gauner auf und zahlt Zinsen, die kein ehrlicher Mensch zahlen kann, so kauft alles zu ihm“ —

„Aber, Justizrat“ — wollte Peper wieder remonstrieren, den der Ausdruck „Gauner“ arg verletz hatte —

Eben komme ich vom Gericht, lieber Peper, wo ich die Acten eingesehen habe, die heute von Berlin gekommen sind. Morrißen ist ein polnischer Jude aus Inowraßlaw, heißt eigentlich Weit Morißohn, nennt sich aber, seit er in England betrügerischen Bankrott gemacht hat, Charles Morrißen. Nach England ist er aber nur gegangen, nachdem man ihn auch hier schon zwei Jahre ins Zuchthaus gesperrt hatte wegen Wechselfälschung“ —

Peper war ganz still geworden. Was sind es für Zeiten, dachte er, in denen wir leben. Die Ereignisse der letzten Wochen zogen an seinem Geiste vorüber. Arnold Borgward ein Selbstmörder, seine Frau im Grabe, Max Fride im Untersuchungsgefängnis, die liebe Baronin eine Dirne und der freigebige Morrißen ein Betrüger — es war wirklich um den Glauben an die Menschheit zu verlieren.

„Und noch eins fällt mir da ein“ — fuhr der Justizrat fort. „Zwischen den an sich wertlosen Briefen und Papieren fand sich doch manches ganz Interessante. Unter anderem quittiert ein Maschinenbauer Carl Werner über erhaltene 3000 Mark. Nun erzählt mir zufällig der alte Fride, der ja jetzt mein Bote ist, so habe der junge Mensch geheißt, der seinen Max aufs Technikum mitgenommen“ —

„Und Sie glauben doch nicht“ —

„Ich glaube gar nichts mehr, ich weiß jetzt, daß der dicke Director sich einen Mitwerber um Helenen vom Halse schaffen wollte, wenn er ihn auf Reisen und obendrein Jemand mitschickte, der ihn zur Leppigkeit und Wiederlichkeit anhalten sollte“ —

„Schrecklich — der arme Max Fricke!“ sagte Peper teilnehmend.  
Es klopfte laut an der Thür.

„Herein!“

Max Fricke trat ein und grüßte.

„Das muß ich sagen!“ — fuhr der Justizrat an. „Spricht man vom Wolf, so kommt er gerennt. Gerade redeten wir von Ihnen“ —

„Sind Sie es wirklich?“ — sagte Peper und reichte ihm freundlich die Hand. „Ich mußte eigentlich recht böse auf Sie sein, daß Sie mich in Berlin in so große Ungelegenheiten gebracht haben. Ich wäre fast zu spät gekommen zu der guten treuen Frau Borgward, die der liebe Gott heingeholt hat. — Nun, ich freue mich herzlich, daß man Ihnen nicht mehr hat anhaben können, wie mir.“

„Ganz so wie mit Ihnen, Herr Pastor, stand es mit mir nun doch nicht. Ich war auf dem besten Wege ins Zuchthaus. Aber daß ich Helene unter so ganz besonderen Verhältnissen wieder begegnet und dann gleich schon vor der Ausführung eines geplanten, aber noch gar nicht begangenen Verbrechens verhaftet bin, — das hat doch einen Entschluß in mir zu Wege gebracht. Ich bin ein schlechter Kerl gewesen und bin es heute noch, aber ich will doch noch einen allerletzten Versuch machen, ob ich nicht ehrlich durchs Leben kommen kann. Ist irgend ein Mensch im Stande mich zu retten, so ist es nur Helene. Lassen Sie mich zu ihr, Herr Pastor!“

Peper wurde nun zwar salbungsvoll und hielt Max Fricke vor, allerdings ohne den mindesten Eindruck damit zu erzielen, daß von Menschen Rettung überhaupt nicht zu erwarten, daß auch Helene ihm dieselbe nicht bringen könne. Zum Glück legte sich aber der Justizrat ins Mittel und schnitt alle weiteren geistlichen Auseinandersetzungen dadurch ab, daß er Max ohne irgend etwas zu sagen beim Arm nahm und ihn eine Treppe höher vor das Manfardeustübchen führte, das Helene eingeräumt war.

„Fräulein Helene“ — sagte er — „hier ist jemand, der Sie zu sprechen wünscht. Soll er hereinkommen?“

Helene blickte erstaunt durch die halbboffene Thür, brach dann in einen Strom von Thränen aus und streckte Max die Hand entgegen. — Der Justizrat hatte genug gesehen. Er ließ Max eintreten, ging selbst hinaus und schloß die Thür.

Eine Stunde später saß zum Abendbrot auch Max Fricke an Pepers Eßtisch. Er war einsilbig und sagte wenig. Aber sein Herz war voll zum Springen. Welch' ein Gefühl, das er seit Jahren entbehrt, das er nur in der Jugend als etwas Selbstverständliches gekannt, ohne über den Wert desselben nachzudenken: die jetzt so überaus wohlthunende Empfindung, statt der schwadronierenden, eiteln, kalten, herzlosen Großstädter wieder freundliche, teilnehmende Menschen um sich zu sehen. Und dazu die Aussicht und Hoffnung, durch ehrliche Arbeit selbst wieder ehrlich zu werden, — alles, alles gab ihm Lebensmut und Kraft zurück. Und als spät abends Peper ihm ein gutes Wort auf den Heimweg zur Herberge, wo er wohnte, mitgab, fiel es nun auch auf ein empfängliches Land. — Von Helene nahm Max mit einem langen Händedruck Abschied. Einen Kuß wagte er noch nicht auf diese reinen Lippen zu drücken, obgleich es ihm kaum verwehrt worden wäre.

Mellin hatte nun zwar Pepern ans Herz gelegt, dem Verkehr Max Fricdes mit Helene für die nächste Zeit keine Hindernisse in den Weg zu legen, um so weniger, als für diesen nur vorteilhafter Einfluß davon zu erwarten war; er hatte aber gleichzeitig auch dringend gebeten, in Betreff einer Verbindung keinerlei Hoffnungen und Pläne zu machen, ehe nicht eine nach menschlichem Ermessen materiell völlig gesicherte Basis für den Hausstand gefunden sei. Darüber konnten indes nicht nur Monate, sondern viele Jahre hingehen.

Die Sache machte sich aber schneller als irgend jemand gehofft hatte. Dem Justizrat gelang es als Verwalter der Concursmasse, mit Hilfe einer großen im Besitz der „Volksbank“ doch noch vorgedungenen, auf das vormal's Borgwardsche Grundstück eingetragenen Hypothek, die Fabrik in der Gärberstraße mit allem Zubehör aus der Masse der „Uemannia“ zu kaufen. Und da ein selbständiger Käufer für das in der

kleinen Stadt immerhin bedeutende Object und unter den Nachwirkungen des Krachs nicht so bald zu erwarten war, so wurde die Fabrik als das, was sie immer gewesen, möglichst schnell wieder in Betrieb gesetzt, nämlich als Reparaturwerkstätte für landwirtschaftliche Maschinen — ein von jeher lucratives Geschäft bei der reichen ländlichen Umgebung Snnzburgs. Max Frick wurde Werkführer, und zwar ein geschickter und tüchtiger. Das Unternehmen glückte in jeder Hinsicht und verbesserte wesentlich die Ansichten aller durch den Krach der „Volksbank“ Geschädigten. Und als nun gar der Staat in der finanziellen Aera Pamphausen die vergründeten Bahnen, an denen Borgward, die „Allemania“ und einige hervorragende liberale und freiconservative Parlamentarier beteiligt waren, auf deren Andrängen für schweres Geld und weit über den wirklichen Wert ankaufte, stiegen die für wertlos gehaltenen Actien der „Allemania“ wieder auf 40 im Courszettel.

Max Frick arbeitete für zwei. Das väterliche Haus in der Gärberstraße hatte man ihm nach wenigen Monaten als Werkführer-Dienstwohnung eingeräumt. Nach Jahresfrist aber beschloß schon eine Generalversammlung der Actionäre der Volksbank, ihn mit einem kaufmännischen Beirat zum technischen Director des ganzen Unternehmens zu machen. Nun endlich durfte er ernsthafte Anstalten machen, Helene als die Seinige heimzuführen. Aus den Trümmern, die der Krach geschaffen, sollte nun doch für ihn Glück und Wohlstand emporblühen. Aber er war nicht der Einzige, dem der Krach zum Segen geworden war; auch Peper hat schließlich ein gutes Geschäft gemacht; er rettete nicht nur zum großen Theil seinen Fonds für das Trinker-Axyl, sondern betrachtete nun die Rettung als einen Wink des Himmels, diese Gründung von Stund an mit doppeltem Eifer zu betreiben. Als Ziel seiner Wünsche hatte er sich das Haus der Baronin in der Vorstadt ersehen, das abgeschlossen im Garten liegend seinen Zwecken besonders entsprach. Er befürchte den Justizrat, ihm daselbe irgendwie ans der Nase zuzuwenden.

„Sie wollen mich verführen“, meinte dieser — „in die Fußtapfen des heiligen Crispin zu treten, der Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen“ —

Aber Peper ließ nicht nach. Und als endlich öffentlich bekannt gemacht wurde, das Hans solle unter den Hammer kommen, erklärte er mit solcher Bestimmtheit, er werde das Hans kaufen, daß sich außer ihm niemand ans ganz Snnzburg zum Termin einfind, und er für einen Spottpreis das Grundstück an sich brachte. Die schlechte Geschäftslage infolge des Krachs kam ihm zu Hilfe. Die Gläubiger schalten etwas. Aber sie hatten ohnehin schon mehr bekommen, als erwartet war und über Pepern lachte wohl einmal ein Weltkind, aber im Grunde mißgönnte ihm niemand etwas. Und auch die Lacher pflegten oft genug zu verstummen, wenn sie einmal über das andere erfuhren, daß sein Glaube am letzten Ende doch besser rechnete, als die kritischen Calculationen der besserwissenden Menschen.

„Das Grundstück und die Fonds haben Sie jetzt“, sagte ihm lachend nach Schluß des Termins der Justizrat. „Aber wo sind denn jetzt die Trinker?“

„Sind Sie wirklich bange, Justizrat, daß ich keine bekomme?“

„Ich? bange? — Im Gegentheil, ich könnte nur wünschen, daß es leer bleibt, das Axyl. Erstens aus moralischen, und zweitens aus unmoralischen, nämlich finanziellen Gründen. Je mehr Käufer zu Ihnen kommen, desto mehr werden Sie zu mir kommen — mit der Sammelbüchse nämlich“ —

„Schämen Sie sich. Pfui, wie scharf und geschäftlich Sie rechnen“ — sagte Peper scherzend.

„Manchmal ist es Ihnen doch auch angenehm, wenn die Dinge scharf und geschäftlich behandelt werden — wenn Sie z. B. gerade einmal einen Fonds in einer verkrachten Bank angelegt haben“ — gab Mellin ironisch zurück.

„Sie entwaffnen mich“ — sagte Peper. „Ich verspreche Ihnen aber zur Belohnung dafür, daß Sie mit meinen Fonds wieder geschäftlich haben, niemals bei Ihnen für das Trinker-Axyl zu collectieren.“

„Ein Mann, ein Wort! Da wird freilich unser guter Mar Friede tüchtig bluten müssen. — Nun, Sie habens um ihn verdient.“

\* \* \*

Das Borgwardische Haus in der Gärtnerstraße, in dem sich lange Zeit hindurch Spinnen und Mäuse recht ungehört getummelt hatten, sollte nun auch nicht länger unbewohnt bleiben und Mar Friede daselbe als Directorial-Wohnung beziehen. Er bekam, zunächst um es zu besichtigen, den Schlüssel von seinem Gönner, dem Intendant, ausgeliefert. Als er hinging und denselben einsteckte, verweigerte ihm die Aufklärungsthür hartnäckig den Eintritt, das Schloß war eingeroßtet — es war wirklich, als solle er nicht hinein in das Haus. Erst nach langem Mühteln und einem mächtigen Stoß mit der Wucht seines ganzen Körpers gab die Thür nach und beide Flügel flogen zu gleicher Zeit nach innen. Mar trat ein.

Raum aber war er eingetreten, so erfolgte draußen ein donnerartiges, polterndes, kitzelndes Getöse, daß er erschreckt sich umsah. Der Schaden war bald entdeckt. Während das Haus unbewohnt war, hatte man nicht beachtet, wie Schnee- und Regenwasser gerade über der Thür vom Dach aus am Hause herabgelaufen waren und die angenagelte, ohnehin morsche Aufklärungsgöttin an ihrem Nagel vollends gelockert hatten. Jetzt war sie durch das kräftige Mühteln an der Thür ins Schwanken gebracht und in dem Augenblick, da Mar ins Haus trat, mit samt den Eichenholzwolken und Sonnenstrahlen herabgestürzt und auf dem Pflaster in Schutt und Scherben zerplittert.

Aber sie war nicht nur gestürzt, um eine Lücke an der Wand zurückzulassen, sondern an der Stelle, wo sie gehaftet, ward etwas anderes sichtbar; undeutlich zwar, aber doch mit Bestimmtheit lesbar, trat eine alte Inschrift zu Tage, die offenbar vormals einem Bildwerk oder Wappen als Unterschrift gedient und durch die Aufklärungsfigur hatte verdeckt werden sollen, und diese Inschrift lautete:

Meliorem spero.

Die Bedeutung dieser Inschrift war dem Entdecker nicht gleich ganz klar. Den äußeren Wortlaut konnte er sich bald erklären lassen, konnte ihn auch noch tiefer erfassen, als nach zwei Monaten eine stille Hochzeit gefeiert wurde und Pastor Peper die Hochzeitsrede über den Spruch hielt: „Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir.“ — Aber den Schlüssel zu dem, was sie ihm eigentlich sagen wollte, fand er doch erst, als er am Nachmittag des Hochzeitstages zum ersten Mal Helenen durch die neuen Wohnräume hindurchführte. Sie waren noch kahl und dürftig möblirt, weil die Ersparnisse nicht weit gereicht hatten, viel einfacher, als er es hätte derjenigen bieten mögen, die er in gewissem Sinne als seine Lebensretterin ansah. An jedem Fenster, an jeder Wand, in jeder Ecke blieb er darum stehen, um Helenen auseinander zu setzen, wie er sich die Einrichtung, Möblirung, Ausstattung für spätere denke, sobald nur erst mehr Mittel da seien, und die würden ja kommen mit der Zeit.

Helene ließ ihn eine Weile gewähren. Dann aber legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sagte abwehrend: „Komm Mar, wir wollen nicht so viel von den äußeren Dingen und von ihrer Zukunft reden — wir habens erlebt, wie schnell auch großer Besitz in nichts zerrinnen kann. Wir wollen dankbar sein für das, was wir haben und die Zukunft Gott anheim stellen“ —

„Du hast recht“ — sagte Mar, indem er sie ernst und sinnend ansah. „Wir wollen nicht sorgen und rechnen, sondern schaffen und arbeiten, daß wir etwas vor uns bringen. — Du hast recht, der Reichtum hat noch keinen Menschen glücklich gemacht“ —

„Der Reichtum gewiß nicht. Aber auch die Arbeit nicht, wenn man sich darauf verläßt. Denk an Berlin, Mar. Wir wollen schaffen und wirken und arbeiten, als müßten wir reich werden. Verlassen wollen wir uns aber allein auf Gott.“

Mar umfakte seine Frau und drückte einen langen, langen Kuß auf ihre Lippen.

„Zufall giebt es nicht, Max“ — fügte sie dann noch in ihrer ruhigen und sanften Art hinzu. „Zufall ist es darum auch gewiß nicht, daß das morsche Bildwerk von der Thür gefallen ist. Wir sollens beherzigen, was sie uns sagt, die alte Zinnschrift. Lateinisch können wir ja beide nicht viel, aber die zwei Worte lassen sich schon behalten: meliorem spero!“

## Etwas von Andersen.

Von E. H.

### I.

Kennen Sie Andersens „Bilderbuch ohne Bilder und Erzählungen des Mondes?“ fragte mich einst, vor vielen, vielen Jahren mein guter Doctor, als er mich in einer schweren Krankheit behandelte, in deren Folgen ich, durch gelähmte Füße, an Zimmer und Kollstuhl gebunden ward. Ich konnte das Schriftchen nicht — der Doctor brachte es mit und las mir daraus vor. Die kleinen, teils ernsten, teils heiteren und überaus anmutigen Erzählungen des Mondes drangen mir ins Herz, und wenn später, in schlaflosen Nächten, der Mond in mein Krankenstübchen schien, so begann der liebe, bleiche Freund auch mir dies und das zu erzählen, und die schmerzreichen Nächte flogen schnell dahin. Am Tage schrieb ich dann nieder, was der Mond erzählt hatte, und so schwach und unvollkommen auch diese kleinen Schöpfungen waren, sie halfen mir doch durch manche schwere Stunde hindurch.

Eltern und Geschwister besahten mich nun mit Andersens Werken, immer eines nach dem anderen, und ich las und las — eine Welt von Poesie und Freude erschloß sich mir — wenn ich Andersens Märchen vor mir hatte, vergaß ich ganz auch meine gelähmten Füße, ja, ich wurde so froh in meinem Herzen, daß endlich eine Stunde kam, wo ich nicht anders konnte, als dem unbekanntem Fremde schreiben und ihm danken für all die unzähligen schönen Stunden, die mir durch das Lesen seiner Werke erwuchsen. Mit umgehender Post erhielt ich folgende Antwort.

Gnädiges Fräulein!

Herzlichen Dank für Ihren schönen Brief und Ihr freundliches Zutrauen. Ich habe also auch Freunde in Breslau, deren Namen ich weiß, Freunde, die mit Herz und Geist meine Dichtungen gelesen haben. Wohl möglich, daß ich einen Sommer meinen Weg durch Ihre Stadt lege und ich freue mich darauf, Sie alsdann persönlich zu begrüßen.

Sie sagen, daß meine „Mondbilder“ und Märchen auch bei Ihnen die Poesie hervorgerufen haben, und aus den Gedichten, welche Sie Ihrem Briefe beigezschlossen haben, erkenne ich die Musik, welche Sie in die Sprache legen können, und sehe, daß Sie Stimmungen des Augenblickes festhalten und auf's Papier bringen können. Die poetischen Hervorbringungen eines stillen, heimischen Lebens treten immer so bescheiden auf, daß sie nicht geurteilt, sondern gefühlt werden müssen, so, wie sie es bei ihrem Hervorblühen wurden. Als Dank für den Einblick, den Sie mir in Ihren heimischen Dichtergarten vergönnten, erlaube ich mir, bei der ersten Gelegenheit, durch meinen Buchhändler Carl Lortz in Leipzig, Ihnen mein letztes Buch „Historien“ zu schicken.

Bringen Sie meinen Gruß einem jeden in Ihrer Umgebung, der mir als Dichter gut und freundlich gesinnt ist.

Gehorsamt und ergebenst

H. C. Andersen.

Einige Monate später schickte mir Lortz die verheißenen „Historien“ zu, und wieder strömte damit neue Freude in Haus und Herz — ich wollte Andersen danken,



aber die Feder war zu ungeschickt dazu, so nahm ich den Stift zu Hilfe, der in besseren Stunden, wenn ich aufrecht sitzen konnte, gern bereit war, mir das Leben zu schmücken. Ich zeichnete ein großes Blatt, zusammengesetzt aus Illustrationen der Märchen und Historien von Andersen, die mir ganz besonders lieb geworden — ich sandte es ihm zu und erhielt am 26. Sept. nachstehende Antwort.

Mein edles Fräulein, meine liebe Freundin!

Sie werden mir erlauben, Ihnen diesen Namen zu geben, denn in Wahrheit, so sind Sie mir engegen gekommen, und ich schätze und ehre Sie auf das Innigste für Ihre freundliche Gesinnung. Herzlichen Dank für die hübsche Zeichnung, die Sie mir gesandt haben, ich wurde freudig überrascht, als ich sie sah, und während ich dieses schreibe, hängt sie in Glas und Rahmen an der Wand zwischen anderen lieben Bildern. Die Zeichnung ist so künstlerisch, so wohl geordnet, und was mich am meisten freut, ich sehe daraus, wie schön meine Dichtungen sich in Ihrem Gedanken abbildern. Sie haben mich sehr dadurch freut, allein um so lebhafter muß ich fühlen, wie sehr ich rücksichtlich des Briefschreibens in Ihrer Schuld bin, allein ich weiß, daß ich mich öfter vor Ihnen ausdrücken darf, weil Sie mich mit schwehender Sinn verstehen werden. Ich führe, da ich auswärts so viele Freunde habe, einen umfassenden Briefwechsel — ich muß in verschiedenen Sprachen Briefe nach verschiedenen Ländern schicken — in den letzten Jahren habe ich mich weniger dazu ausgelegt gefühlt, obwohl mein Herz gewiß nicht minder warm ist; wenn ich aber einmal das Briefschreiben aufgeschoben habe, dann vergehen Tage und Wochen. Dennoch weilen meine Gedanken bei meinen Freunden, ja in so lebhafter Weise, daß es mir oft so vorläuft, als habe ich bereits geschrieben, und dann kommt oft gar kein Brief weg. Damit können aber die Freunde nicht zufrieden sein, und nach Jahr und Tag kommt dann ein förmlicher Anschlag, an welchem ich schreibe und um Vergebung bitte, welche mir diejenigen, die mir recht herzlich wohlwollen, auch sogleich erteilen, und so, wie ich Sie mir jetzt vorstelle, liebes Fräulein, werden auch Sie mir dieselbe nicht vorenthalten.

Erst vor wenigen Wochen bin ich hier zur Ruhe gekommen, ich bin im Anlande gewesen — Anfang März ging ich nach Dresden, verweilte eine Woche dort bei lieben Freunden auf dem Lande, ging dann über Wien, Triest und Venedig nach Tirol und verließ München glücklicherweise ehe die Cholera ausbrach. Der schlimme Gast hängt nun an hier im Norden zu hausen, in Stockholm greift er um sich, und wie frisch auch der Wind über das alte Kopenhagen hinwegweht, dennoch muß man sich auf seinen Besuch gefaßt machen, doch wenn Gott es will, so verschont er uns vielleicht — ich fürchte mich nicht zu sterben, allein ich möchte doch gerne noch mehr von der schönen Welt kennen lernen.

Ich beschäftige mich gegenwärtig mit der deutschen Ausgabe meiner gesammelten Schriften, welche 22 Bände umfaßt und mit meiner Lebensbeschreibung schließt. So wie Sie dieselbe haben im „Märchen meines Lebens“ kennen Sie sie nur als Skizze, sie wurde in Briefen von Keapel und den Pyreden an meinen deutschen Verleger gesandt, schnell niedergeschrieben und wiedergegeben — und in der Heimat, wo ich Briefe und viele Aufzeichnungen habe, und endlich ein Jahr angewendet habe, um zu ordnen und zu schreiben, wird die dänische Biographie reicher, lebendiger und sicher dadurch, wenn ich dieses sagen darf, interessanter werden.

Ich darf vielleicht annehmen, daß sie auch in deutscher Uebersetzung herauskommt, und dann, liebes Fräulein, sollen Sie eine der Ersten sein, welche sie bekommt. Ende Mai nächsten Jahres wird die dänische gesammelte Ausgabe vollendet sein und wills Gott, daß ich dann lebe und gesund bin, so fliege ich wieder aus und lege dann meinen Weg über Breslau, um Ihnen persönlich meinen Dank für die Theilnahme, welche Sie für mich als Dichter an den Tag legen, zu bringen.

Zu Weihnachten wird bei Lork eine illustrierte Ausgabe von den Historien erscheinen; obgleich Sie dieselben bereits kennen und selbst so schön wie irgend Einer sie

in Bildern lebendig zu machen verstehen, werden Sie mir doch erlauben, daß ich Ihnen, sobald das Buch die Presse verlassen hat, ein Exemplar sende. — — —

Da ich Freunde in Ihrer Umgebung habe, so bitte ich, Selbigen meinen freundlichen Gruß zu bringen. Sie selbst bitte ich, wenn Sie eines Tages in der Stimmung sind, mir ein Briefchen wieder zu geben, ich werde dann früher als dieses Mal Dank und Gruß senden.

Und nun segne und erfreue Sie Gott! Möchte der Winter Ihnen frohe Tage bringen.

Ihr herzlich ergebenster

H. C. Andersen.

Also Andersen selbst wünschte einen ferneren Verkehr, und ich erfüllte diesen Wunsch mit Freuden, wir traten in fortlaufende Correspondenz und Andersen wurde mir schnell ein teilnehmender Freund — als ich ihm ein Jahr später schrieb, daß Gott mir meine Gesundheit wieder geschenkt, ganz plötzlich die Lähmung meiner Füße gehoben habe, schrieb er:

„Als ich in Ihrem Briefe zu der Mitteilung kam, daß am 11. August plötzlich, wie durch eine Verkündigung Gottes, Ihnen Gesundheit wiedergegeben worden, daß Sie wieder nach Jahren gehen konnten; daß Sie in den Garten hinausgetreten wären, daß Sie sich vogelleicht darin bewegen konnten, da traten mir die Thränen in die Augen, und Sie würden erkannt haben, daß ich in meinem Herzen die Gesinnung hochschätze, welche Sie mir als Dichter erzeigen — den Menschen haben Sie noch nicht gesehen. Gott sei gedankt für das Lebensglück, das Ihnen in Gesundheit aufgegangen ist, Er wird Sie bewahren und stärken“ — — —

Als ich im März 57 meinen theuren Vater verlor, und dies Andersen in tiefstem Schmerze mittheilte, schrieb er:

„Wäre ich doch im vorigen Sommer nicht unwohl gewesen und hätte ich über Breslau die Rückreise von Dresden machen können, dann würde ich Sie froh und glücklich gesehen haben, und mit Ihnen den geliebten Vater, den ich hier nicht mehr sehen werde. Glauben Sie mir, wer von seiner Kindheit an einsam in der Welt steht, wie ich, der empfindet es oft und tief, wie schmerzlich es ist, in trüben wie in heiteren Zeiten keine Eltern zu haben. Als mein Vater starb, war ich ein Kind, doch steht klar vor mir, wie alles um mich und in mir leer war. Auch Sie wissen es nun, was eine solche Trennung ist, und für Sie wird die Entbehrung schmerzlicher sein; denn ich war zu jung, um nicht bald anzuschweinen. Die Träume über meine Zukunft wirkten auch, und ich flog hinaus, doch werden Sie gewiß in Ihrem Trübsal vernommen haben, was auch ich im reiferen Alter vernahm, so oft der Tod mir einen lieben Freund entriß; ich bin mit dem Tode vertrauter geworden, der Glaube an die Unsterblichkeit ist mir eine Thatsache — mit den Verchiedenen kann ich im Geiste leben, das unbekannte Höchste steht mir näher, und ich sehne mich oft nach der neuen Heimat und dem Wiedersehen dort. Nicht wahr, Sie fühlen auch so? Sie vernehmen den Segen davon, welche göttliche Gabe es ist, daß eben das Scheiden von unsern Lieben die Verbindungsbrücke mit dem Jenseits sichtbar macht. Der allgütige Gott wird Ihnen Kraft und Trost verleihen, mehr, als die Menschen es vermögen. Sagen Sie Ihrer Mutter und Ihren Geschwistern, wie unniß ich an Ihrem Schicksal teil nehme, ob ich Sie gleich nicht gesehen habe, zähle ich Sie doch unter meine Freunde. —

In diesem Winter war ich ein nachlässiger Correspondent, mehr als je, ich lebte nur in meinem neuen Buche („Sein oder nicht sein“), welches am 20. Mai erscheinen wird — dänisch, deutsch und englisch. Sie werden es gleich bekommen. Ich habe in diesem Buche, das hoffe ich, die volle Ueberzeugung meines Herzens ausgesprochen, daß nur das Beste geschieht, daß Gott und Unsterblichkeit Wahrheit ist, und was können wir dann nicht ertragen, wenn wir wissen, daß wir bekommen, was uns förderlich ist. —

Ich kann erst nach der Herausgabe dieses Buches Kopenhagen verlassen, dann, wenn Gott will, gehe ich nach England, auf freundliche Einladung von Charles Dickens,

bei ihm und seiner Familie auf seinem Landſitze, zwischen Dover und London, würde ich im Monat Juni eine gemüthliche Heimat finden, und ich freue mich von Herzen darauf. Ich muß diese Reise erst machen, dann gehe ich schnell über Paris nach Dresden, hoffentlich im Juli, von dort schreibe ich Ihnen zu, und wills Gott, komme ich nach Breslau, um Sie und die Ihren zu sehen — und ich hoffe dann auch zu sehen, daß nach der schweren Prüfung der Friebe in Ihr Herz Eingang gefunden. Noch einmal Dank für Ihren herzlichsten Brief, und schreiben Sie mir bald, daß Sie diesen empfangen haben.

Mit wahrer Theilnahme

Ihr ergebener

H. C. Andersen.

So waren wir Freunde geworden. — Einige Monate später schrieb er: „Grüßen Sie die Frau Mutter! Bleiben Sie mir freundlich und gut wie immer, ich glaube an Sie!“

Wie schön war das — auch ich glaubte an ihn, ohne daß wir uns je einander ins Auge geschaut hatten — nun sollte auch das noch hinzu kommen — im selben Sommer 1857 lernten wir uns in Dresden persönlich kennen und verlebten dort und in Maren, bei der Majorin Serre, schöne, sonnenhelle Tage. Andersen entsprach so ganz dem Bilde, welches aus seinen Briefen und Werken hervorleuchtet, daß ich, als wir uns nun einander gegenüber saßen und mit einander plauderten, kaum den Eindruck hatte, als begegne mir etwas Neues. Seine Briefe, seine Schriften, seine Erscheinung, sein ganzes Wesen bildeten ein so harmonisches Ganze, daß mir's war, als hätte ich ihn von jeher gekannt und doch gewann nun alles noch schönere und festere Form und der briefliche Verkehr wurde ein noch leichterer und ungezwungenerer, namentlich für Andersen, der mir gestand, er würde gern öfter schreiben, wenn ihm die deutschen Briefe nicht gar so viel Mühe verursachten — mit nicht geringem Schreck hörte ich nun, daß er sich die Briefe an mich corrigieren ließ und sie oft zwei und drei Mal wieder abschrieb, um sie mir möglichst fehlerfrei überreichen zu können. Ich bat ihn dringend, dies hinfort nie wieder zu thun, denn es war mir natürlich ein peinlicher Gedanke, daß er so viel Zeit und Mühe auf diese Correspondenz verwandt hatte. Ich ließ mir also das feste Versprechen geben, daß er mir künftighin seine Briefe ganz unverändert so schicken werde, wie sie unmittelbar aus seiner Feder flossen, völlig unbefümmert, ob sie irgend welche sprachlichen Fehler enthielten oder nicht. Er versprach es und hielt Wort.

Gleich im ersten Brief nach unserem Zusammensein schrieb er: „— — — Aus Copenhagen habe ich Ihren liebe, herzliche Brief empfangen, und mehr als ein Mal gelesen; er war so innig, so deutlich ein Bild von Ihnen! Wie freue ich mich über unser Begegnen in Dresden und Maren, jetzt kenne ich Sie, schreibe nicht wieder in die weite Welt hinein ohne Klar der Freundin vor mir vorstellen zu können. Auch Ihre Tante habe ich sehr lieb gewonnen, sie war so heiter, offen, so eine wahre gute Natur, sagen Sie ihnen, wie ich herzlich an sie denke. — — — Diese Briefe schreibe ich, wie Sie schon bemerkt haben, aus freies Hand, ohne Mithülfe, es ist das erste Mal, ich dieses Vertrauen zu Ihnen wage, denn ich weiß, Sie wollen mild die Fehler übersehen; ich gebe mich hin, so wie ich das Deutsche spricht und verwechselt die Artikel, aber ich hoffe, Sie verstehen Alles.“ —

Durch die persönliche Begegnung und durch die Aufhebung des Briefzwanges für Andersen, gewann unsere Freundschaft um vieles an Kraft und Tiefe. An jeder Fremde, die ihn erfüllte, an jedem Schmerze, der ihn bewegte, ließ er mich theilnehmen. Am 15. Oktober 1858 schrieb er.

Thenerer Fremdin!

Schon fing ich an ängstlich zu werden, weil ich von Ihnen so lange Zeit keine Nachricht hatte; ich fürchtete, daß die Adresse nicht die rechte war, und, daß Sie glauben sollten, ich gar nicht geschrieben hätte, endlich kam glücklicherweise Ihr lieber Brief, herzlich, innig und gesund, wie Ihre Briefe und Ihre Reden sind. Gern hätte ich früher

geschrieben, aber in der letzten Woche bin ich gar nicht in Stimmung dazu gewesen, mich fällt so grauenhaft und stark die Nachrichten und Schilderungen von das im Feuer auf dem Weltmeer aufgegangene Dampfschiff *Austria*! Eine theure Freundin von Kindes Jahren an war darauf, Fräulein Henriette Wulff, die Tochter von Admiral Wulff (dem dänischen Uebersetzer von Byron und Shakespeare), ich habe in der Mährchen meines Lebens Fräulein Wulff erwähnt, sie ging den 1. September mit dem Dampfschiff *Austria* nach New-York, kränklich, klein und bucklich, ein elender Körper, aber ein so starker Geist, voll von Feuer, Genialität und Herz, man sah sie es an in ihren großen, klugen, blauen Augen; sie war mir wie eine Schwester, in frohen und traurigen Stunden so theilnehmend, und in frühesten Zeit nicht ohne Einfluß auf meine Dichtungen. Da ich war in Dresden diesen Sommer, schrieb sie aus Liebenstein, wo sie einige Wochen verweilte, daß ich doch die Rückreise nach Dänemark dahin legen sollte — es paßte nicht in meinen Plan, Dresden war mit, und ich, wie Sie wissen, kränklich, ich kam nicht nach Liebenstein, wir sahen uns nicht, und sie ist gestorben, aus Feuer auf dem Meere, in Schreden und Glend verschollen — Lesen Sie die Schilderung in die Zeitungen, sie sind grauenhaft, und denken Sie darn an das arme, kleine Geschöpf ohne Begleiter, einsam und allein — ich kann es nicht aus meiner Seele verbannen!

(Der Brief blieb liegen bis zum 26. Oktober, dann schrieb er weiter:)

Theure Freundin!

Meine hier angefangene Bf. wurde wieder hingelegt, gewisse Nachricht kam, daß Fräulein Wulff war umgekommen — es füllte — es überwältigte — ich habe mehrere Tage gar nicht mit Arbeiten, selbst mit Lesen mich beschäftigen können, noch weniger schreiben, darum wurde auch dieser verspätet.

Wie schmerzlich ist das Verlieren seiner Lieben! Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht stark und merkwürdig genug, scheint es mir jetzt, ihre innige Freundschaft vergeltete. Wie stark und innig mein Herz in brüderliche Gesinnung für sie schlug, fühle ich jetzt. Wenn sie noch lebte! Doch sie hat gestritten und überstanden — ach! wenn sie meine Gedanken jetzt vernehmen könnte, wie Gott kann unsere Bitten und Gebete vernehmen!

In dieser Weise standen wir 22 Jahre hindurch in brieflichem und zu wiederholten Malen in persönlichem Verkehr, und ich durfte hinein schauen in die ganze Fülle seines tiefen, klaren, kindlich reinen Herzens.

Im Winter 72 erkrankte der liebe Freund — erkrankte so schwer, daß wir glaubten, ihn zu verlieren — nach und nach schwand die Gefahr, aber die Kräfte kehrten nicht wieder. Im Frühjahr 74 kam er soweit, das Zimmer wieder verlassen zu können, aber die eigentliche Lebenskraft schien gebrochen und es überkam mich der Wunsch, den treuen Freund noch ein Mal zu sehen, ehe er von uns ging — ich schrieb ihm, ich hätte große Lust, bei Gelegenheit meiner Reise nach Hamburg und Kiel, meinen Weg über Kopenhagen zu legen, und erhielt hierauf am 23. März die Antwort:

„Verzeihen Sie, daß ich so lange nicht geschrieben habe, aber es geht sehr langsam mit meiner Gesundheit, und bisweilen habe ich beinahe allen Hoffnung aufgegeben; ich werde in solcher Grade schwach, daß ich weder lesen noch schreiben mag, ich denke nur an das Sterben. Künftige Woche werde ich, wie Sie wissen, 69 Jahre, und dann steht man bald am Grenze des Lebens. Wie viel Freude habe ich doch erlebt! Wie gut sind die Menschen mir doch gewesen! Auch Sie, theure Freundin, sind mir schmerzlich gut und treu gewesen, wie innig und dankbar bin ich Ihnen! Sehen wir uns wieder auf Erden? Ich habe noch keine bestimmten Pläne für diesen Sommer, wenn Gott will, daß ich leben muß. So bald die Lust wird mild und warm, will der Arzt, daß ich auf dem Lande, oder nach ein Badeort im Auslande gehen soll, ich habe aber keine Lust, weit mehr Angst für der Reise, mir war es vorigen Sommer sehr beschwerlich, die ganze Fahrt nach Olion und wieder zurück nach Dänemark, ich glaube darum, ich gehe auf dem Lande in der Heimath. Sie schreiben mir in Ihren letzten Brief, daß Sie mit Ihre Schwester, und eine junge Freundin möglicher Weise im Pfingsten kommen nach Hamburg und Kiel, von dort ist nicht weit nach Copenhagen, „wie schön, wenn Sie

lämen!“ klang es in mir, aber auch in die nehmliche Minute wurde ich betrübt, denn ich konnte nicht in meine Krankheit, das ſein, und für Sie thun, was ich ſo gern möchte, Sie herum zu führen in Thorwaldſen-Muſeum, Gemälde-Sammlung und in unſre ſchönen Buchenwälder, ich habe nicht Kräfte dazu, und würde gar zu erregt werden in meine Leiden. Dieſe Gedanken erfüllte mich, was mir ſonſt ſo innig erjrenen möchte, mit Schmerz und Trübſinn. Längſt vor Pfingſten höre ich gewiß von Ihnen, wie es wird mit Ihre Reiſepläne, wie ſchön, wenn die, in Beziehung auf Copenhagen, würde zufällig aufgehoben, und ich gefund und rüſtig Sie empfangen und herumführen könnte. Sobald mein Arzt nimmt eine Beſtimmung mit mein Ziehen auf dem Lande, oder aus dem Lande, ſchreibe ich es Ihnen. Copenhagen iſt wol der Mühe werth zu beſuchen — die waldreiche Umgebung entlang der Sund, unſre Muſeen, Tivoli, Frauenkirche mit Thorwaldſen Arbeiten, aber ich muß es Ihnen zeigen und leider, ich kann es noch nicht.

Im September dieſes Jahres wird unſre königliche neue Theater geöffnet, er iſt eine hübsche, großartiges Gebäude, das Alte wird abgebrochen, und das Platz daburch größer und mit Grünes und Springbrunnen verziert. Jetzt ſind mehr als anderthalb Jahren vergangen, ſeit ich war in's Theater, in Concert oder in die Gallerien. Meine Freunde in Copenhagen kommen ſehr treu und machen mir Beſuch, bei Collin\*) und Melchior's komme ich immer ein Mal in die Woche zur Mittag, aber ich muß immer hin und zurückfahren, und die Treppen machen mir Beſchwerde, ich komme nur wenn keine Fremden da ſind, denn ich werde ſehr angegriffen, wenn Viele mit mir ſprechen, ſelbſt zu Hauſe, wo ich in meine kleine Kämmer alle Bequemlichkeiten habe. — Sehr viele Blumen habe ich zwischen die doppelte Fenſtern und in meine Speiſeſtude, aber das Schlimmſte iſt, ich kann nicht arbeiten, ich ſaulenze immer mehr und mehr. Schreiben Sie mir doch recht bald. Gott erhalte und frene Sie.

Ihr

innig ergebener, dankbarer

H. C. Anderſen.

Hiernach wurde ich ſchwankend — der ganze Brief trug ein ſo ſchmerzliches Geprägen, daß ich am liebſten auf der Stelle abgereiſt wäre, aber der Gedanke, den lieben kranken Freund durch unſer Kommen zu beunruhigen, machte mich unſicher in meinen eigenen Wünſchen. Nachdem ich aber Fran Melchior (ſeine treue Freundin und Pflegerin) gefragt hatte, was ſie und die Aerzte von Anderſen's Zuſtand dächten, ob ſie, nach menſchlichem Ermessen, glaubten, ich könne Anderſen noch ſinden, wenn ich bis zum Herbst mit meinem Kommen verzöge, und hierauf die Antwort erhielt: ich möge ſobald als möglich kommen, da ſtand mein Entſchluß feſt, mit den erſten Frühling's-Sonnenſtrahlen abzureiſen! Selbſt der abermal's ausgeſprochene Wuſch von Anderſen (in nachſtehendem Briefe), unſere Reiſe zu verſchieben, konnte mich nicht ſchwankend machen.

Er ſchrieb am 28. April:

„Meinen innigſten Dank für den Brief an meinem Geburtstag. Das ſchöne Geſchenk bekam ich einige Tage ſpäter — wie lieb und gut von Ihnen, daß Sie immer ſo tren und freundlich an mir denken. Der zweite April war meine Stude wie ein Blumengarten, und viele hübsche Sachen bekam ich von die Freunde. Die vielen Viſiten griffen mich aber ſehr an, denn noch bin ich leidend — 18 Monate ſind vergangen, ſeit ich erkrankte, die Aerzte meinen, daß der Sommer meine Beſſerung fördern wird, aber auf Reiſen im Auslande darf ich noch nicht denken, ich habe nicht Kräfte dazu, aber auf dem Lande muß ich — in Pfingſten möchte ich gern nach Holſteinborg, die Reiſe dahin iſt für mich nicht kurz, ich habe beinahe 12 Meilen mit der Eiſenbahn und von dort muß ich mit Wagen und Pferden noch 4 Meilen fahren. Sie ſehen, das wird mir beſchwerlich wieder nach der Stadt, und wieder hinaus zu fahren, und ich muß es, wenn

\*) Die Familie des verſtorbenen Conferenzrath Collin, des väterlichen Freundes und Reichpöters, der ſich des armen Knaben annahm, als er nach Kopenhagen kam, ihm Schulbildung verſchaffte und ſein ganzes Leben in die richtigen Bahnen lenkte.

Sie gleich nach Pflingsten nach Copenhagen kommen, leider kann ich auch nicht, wie ich schon geschrieben habe, Sie herumführen und diese Sache macht mich sehr traurig. Frau Melchior hat mir gesagt, Sie kommen, aber Sie kommen vor Pflingsten, ja, dann bin ich noch in die Stadt, so wie ich auch denke dort zu sein gegen Ende Juni. Ich höre gewiß Ihre endliche Bestimmung, denn ich fühle mich in eine nervöse Spannung, wenn ich denke daran, Sie kämen, und ich war nicht in Copenhagen. Wie froh und glücklich würde ich sein, wenn ich im Spätjahr oder künftige Frühling gesund und heiter wie früher, Sie empfangen könnte, Sie und die liebe Schwester, etwas nützlich sein könnte in unsere, für Sie unbekannte Stadt. Vielleicht wird der Besuch nach Hamburg und Kiel auch für nächsten Jahr ausgeschrieben.

Der Tod Kaulbachs hat mich tief ergriffen — die Freunde ziehen fort, Einer nach dem Anderen. Alles irdisches Schönes und Glückliches verschwindet. — Es ist mir schwer heute das Schreiben, ich habe Schmerzen, wenn ich mich über meinen Schreibtisch hervorbeuge, aber schreiben muß ich, daß Sie sehen und verstehen können, wie dankbar ich Ihnen bin für alle Ihre schweesterliche Theilnahme. Frau Melchior geht bald auf dem Lande, aber das Landhaus, Nollighed, liegt ganz in der Nähe der Stadt, es ist nicht weit da hinaus zu kommen.

In künftige Woche kommt auf unsere Ausstellung ein neues großes Bild: Simson und Delila von Carl Bloch, es wird gelobt als eine wahre Meisterstück.

Und nun leben Sie wohl! . . . . .

Dieses Gemisch von Freude und ihm sehr eigentümlicher, nervöser Angst, konnte mich nun nicht mehr beirren, denn wer konnte mir sagen, daß wir ihn im kommenden Jahre, oder auch nur einige Monate später noch besitzen würden — ich kannte ihn auch zu genau, um nicht zu wissen, daß nur das Ungewisse ihn krankhaft erregte — von der Stunde an, wo ich ihm mit Bestimmtheit schrieb, daß wir, wenn Gott es wolle, am 16. Mai in Kopenhagen eintreffen würden, flatterten die freudigen Briefe wie die Frühlingsvögel über das Meer, und es wurde dem lieben Andersen eine süßbare Freude und alle Wege zu ebnen. So wurde denn der Koffer gepackt, und am 15. Mai 74 schwammen wir, in Begleitung einer jungen, liebenswürdigen Freundin, auf dem Dampfer Titania über das Meer. Leider war die Ueberfahrt sehr stürmisch und Kälte und Regen trübten alle ersten Eindrücke bei der Ankunft. — Nach durchwachter Nacht, im Regen mit einem Rutscher zu verkehren, dessen Sprache man nur äußerst mangelhaft versteht, und mit ihm bei einem Hotel voranzufahren, wo alle Insassen noch schlafen, ist merkwürdig ungemüthlich, aber es war es nur bis zu dem Moment, wo ich bei der Wirthin, „Frau Nilfen“, nach den Zimmern fragte, die der Conferenzrath Andersen für uns bestellt habe — dieses eine Wort wirkte wie ein elektrischer Funke — „Frau Nilfens“ Gesicht glänzte von Freundlichkeit und Höflichkeit — das verschlafene Dienstmädchen wurde plötzlich wach und verstand meine dänischen Brocken — aus den winzig kleinen, ungemüthlichen Stübchen, die uns zuerst angewiesen, wurden wir in größere, hellere, behagliche Räume geführt, und „Frau Nilfen“ überreichte uns einen Brief von Andersen in dem er schrieb:

. . . . . Willkommen in Copenhagen! Ich freue mich, Sie und Ihr Zwl. Schwester zu wiedersehen, ich erwarte Sie Beide, auch die junge Begleiterin, um 12<sup>1/2</sup> Uhr, dann kommt mein junger Freund, der Dichter Nicolaus Bøgh, und begleitet Ihnen nach das Schloß, um die königliche Gemälde-Sammlung zu sehen, besonders das schöne Bild von Carl Bloch „Christian II. im Gefängniß.“ — Schon um zwei Uhr ist die Gallerie wieder geschlossen, aber dann haben Sie einige Zeit um in Ihre Wohnung auszuruhen. Drei Uhr komme ich, will Gott, und bitte Sie, Ihre Schwester und die junge Berlinerin, mit mir im Wagen zu fahren nach „Nollighed“ — Sie sind alle Drei von Frau Melchior zu Mittag eingeladen — wir bleiben dort bis 8 Uhr des Abends, wenn meine Kräfte es erlaubt.

Ich hoffe, daß auf diese Art ist der erste Tag Ihrer Aufenthalt in Copenhagen gut angewendet. Montag, gegen Abend, hat Herr Bøgh mich versprochen, Sie nach Tivoli zu begleiten, herein, herum und zurückzuführen. Sonst habe ich für die ganze

Woche für Sie aufgeschrieben, was in der Stadt sehenswert ist, aber ich hoffe, daß wir uns jeden Tag sprechen, und dann wissen Sie es genau — wäre ich nicht krank und leidend, konnte ich noch mehr für Sie thun, herumführen, begleiten, leider aber habe ich keine Kräfte.

Grüßen Sie Ihre Schwester, und die andere junge Dame, und ich erwarte Sie alle Drei 12 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Ihr ergebener Freund

H. C. Andersen.

Raum hatten wir dieses Briefchen zu Ende gelesen, so kam ein Bote von Andersen zu fragen: ob wir auch wirklich angekommen seien, welches ihm durch Frau Nilsen mit „ja“ beantwortet wurde; und eine Stunde später ein zweiter Bote, ein junger Dichter, dem er die Weisung gegeben hatte, er solle mich selbst sprechen, um zu erfahren, ob wir auch gesund angelangt seien, und ob er uns sicher um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr erwarten dürfe. Wir ließen nicht auf uns warten. Nyhaven Nr. 18 wohnte Andersen — es schlug eben 12 $\frac{1}{2}$  Uhr als wir vor seiner Thür standen. — Durch Frau Melchior und den oben erwähnten jungen Dichter, wußte ich, daß er sehr verändert sei; und dennoch erschreckte es mich bis in's innerste Herz, als ich diese totenbleiche zusammengefunkene Erscheinung vor mir sah.

Fünf Jahre früher schrieb er mir:

„Ende September gehe ich auf Reisen, über Dresden und Wien, nach Nord-Italien und Süd-Frankreich, dort verweile ich den Winter — das Reisen verjüngt — ich sehne mich wieder nach Süden, nach das blaue Meer, und die Gebirgen, obschon es ist sehr schön zu Hause, auf dem Lande, in die Buchenwälder, am Meer in die Stadt, wo ich die Zeit mit die Freunde, die Kunst und meine Dichtungen verleve — — — das Leben breitet sich immer mehr märchenhaft und schön vor mich hinaus, und noch bin ich, Gott sei gelobt, gesund, jung und heiter — 64 Jahre sind kaum 64 Sekunden in der schönen großen Ewigkeit.“ —

Auf dieser Reise kam er auch nach Maran, wo wir schon seit mehreren Wochen verweilten, und mit Jünglingsfrische trat der 64jährige Mann in unseren Kreis, alles bewegend und lebend durch seine geist- und freudbesprühenden Erzählungen. Mit jugendlicher Elasticität bestieg er die höchsten Berge, sich über die herrlichsten Blicke nach der sächsischen Schweiz hinein eben so innig freudig, wie über die kleinsten Blumen am Wege, die er mit unermüdblichem Vergnügen pflückte, und zu geschmackvollsten kleinen Sträußchen zusammenband.

Wenn sich dann abends der ganze Kreis um den dampfenden Theekessel sammelte, saß Andersen wieder mitten unter uns und las, ohne zu ermüden, Stundenlang seine Märchen vor, die erst, von ihm selbst gelesen, voll und ganz zu dem wurden was sie sind — und mitten inne schnitt er, wie in der Kinderzeit, wunderliche kleine Bildchen aus, die ohne künstlerischen Wert, doch etwas märchenhaft Anziehendes hatten. — Wer ahnte in dieser frisch sprudelnden Quelle den alten Mann! — Dies war der letzte Eindruck, der mir von ihm geblieben war, und nun stand er vor mir, totenbleich, — das Haar ergraut, die Stimme so matt, daß man ihn kaum verstehen konnte, und mühsam nach Atem ringend — aus dem lebensfrischen Manne war in einem so kurzen Zeitraum ein hinführender Greis geworden. Der Anblick war sehr herzbewegend schmerzlich, und dennoch wunderbar fesselnd, denn aus dem unschönen Manne war ein schöner Greis geworden; — schön durch die Verklärung, die auf seinen bleichen Zügen lag; schön durch den Frieden, der sein ganzes Wesen durchleuchtete. Mit dem Lächeln eines Kindes und dem hellleuchtenden Ewigkeitszeichen auf der bleichen Stirn, stand er vor mir da — ein unvergessliches Bild! —

Wie oft hatte ich mir gewünscht, Andersens Heim kennen zu lernen; nun saß ich in seinem Arbeitszimmer, umgeben von zahllosen Bildern, Blumen und Kunstwerken aller erdenklichen Art — ein überreiches Leben voll köstlichster Erinnerungen spiegelte sich in diesen Räumen wider, wo jedes Eckchen eine unübersehbare Fülle von Andenken aus allen

Ländern Europas enthielt und uns von allen Wänden Bildnisse der berühmtesten Geister der Jetztzeit anschauten. Ich wünsche wohl, ich hätte mich in diesen Räumen einmal recht satt schauen und mir alles erklären lassen können, aber Andersen selbst bildete doch den Kern und das Herz des Ganzen, und noch saß er lebend unter uns, noch konnten wir seinen Worten lauschen, und so ließ ich gern alle stummen Zeugen seiner reichen Vergangenheit unbeachtet und sonnte mich nur in den warmen Strahlen dieser Fremdesliebe, die uns mit allem nur erdenklichen Schönen und Freudenreichen überschüttete. — Für die ganze Woche, die wir in Kopenhagen zubringen wollten, hatte der liebe Freund Programm gemacht, und jeden Morgen erschien ein Bote oder ein Briefchen mit einem neuen schönen Vorschlag. Ganz besonders wohlthuend war es, wie Andersen uns Häuser und Herzen seiner Freunde geöffnet hatte; nicht wie Fremde, sondern wie alte Bekannte wurden wir empfangen, und die Aufmerksamkeit und Liebe, die man uns erwies, gab das schönste Zeugnis für die Liebe und Verehrung, die man für Andersen empfand. Am wohlsten fanden wir uns in dem Hause der Familie Melchior, die auf das innigste mit Andersen verbunden war; Kolligheb, die Besingung dieser überaus liebenswürdigen Familie, wohin wir gleich am ersten Tage geladen waren, liegt ganz in der Nähe von Kopenhagen, kaum eine halbe Stunde entfernt, ein kleines Ideal von Landhaus, umschattet von den üppigsten Buchen und umgeben von einem, unter tausend Blüten duftenden Garten, dessen Pforte man nur zu öffnen braucht, um an dem Ufer des Meeres zu stehen, das mit seinen Wellen die Wurzeln der Buchen bespült. Jahr um Jahr wohnte Andersen Wochen und Monate hindurch hier, und nicht nur er selbst hatte mir oft mit Liebe von diesen Freunden geschrieben, auch von Frau Melchior selbst besaß ich Briefe, zum Teil während Andersen's langer Krankheit von ihr direct an mich geschrieben, zum Teil von ihm dictiert, da er lange, lange Zeit hindurch gar nicht im Stande war, selbst zu schreiben. Auf die erste Kunde seiner schweren Erkrankung in December 1872 telegraphierte ich an Nils Gade (den Componisten), dessen nach fünf Stunden erhaltene Antwort mich das Schlimmste besicherten ließ. Der liebe Kranke hatte hiervon gehört, er dictierte nun Frau Melchior den ersten Brief an mich, daß ich genauer erfahren sollte, wie es um ihn stand — in seiner rührenden Fürsorge hatte er bedacht, daß eine fremde Adresse aus Kopenhagen in diesem Augenblick mich sehr erschrecken werde, und schrieb deshalb mit zitternder Hand auf das Couvert:

„Abjender: S. C. Andersen.“

und zum Schluß des Briefes, nachdem er mir mitgeteilt:

„..... Eine Diakonissin ist hier im Hause gekommen, um mich zu pflegen. Mehrere von meine Freundinnen kommen wechselweise des Tages und thun dasselbe —.“ hatte er selbst die Feder ergriffen und mit so schwacher Hand, daß es kaum lesbar ist, darunter geschrieben:

..... „aber besonders die edle, treue, theilnehmende Frau Melchior, die ihre eigenen, großen Haus zu besorgen habe, kommt allen Tage. Sie will dieses nicht schreiben, darum schreibe ich es mit einige Anstrengung. Schreiben Sie mir recht bald.

Ihre dankbare Freund

S. C. Andersen.

Seitdem waren viele Briefe zwischen Frau Melchior und mir gewechselt worden, und nun führte mich Andersen selbst in ihr Haus. — Drei Mal in dieser kurzen Zeit wurden wir nach Kolligheb geladen, wo die liebenswürdige Familie aus Vater, Mutter, einem Sohn, fünf blühenden Töchtern und einem vierjährigen Enkelkinderchen bestand, welsch' letztere sich mit kindlicher Naivetät an Andersen ansmiegte und ihm die Versicherung gab: „es ist mir gar nicht unangehen, daß Du gekommen bist.“ — Und auch sonst war jeder Einzelne bedacht, ihm alles gerade so zu machen, wie es ihm behaglich war. In der oberen Etage waren zwei Zimmer für ihn eingerichtet, die jederzeit für ihn offen standen.

Am letzten Tage wo wir auf Kolligheb waren, hatten unsere liebenswürdigen Wirthe einen ganzen Kreis von Andersen's Freunden geladen, unter denen sich auch der



junge Dichter Nicolaus Böh und der geniale Carl Bloch besaßen, dessen 21 Bilder aus dem Leben des Herrn, in der Schloßkapelle zu Fredricksborg, uns mit tiefer Bewunderung erfüllten. Dem Charakter jener Gemälde entsprach die Person des Künstlers. Still, in sich gekehrt, mit einem wunderbar wehmütigen Ausdruck in seinen dunklen Augen, stand Carl Bloch wie ein Fremder in dem bunten, heitren Kreise und beteiligte sich an keinem Gespräch. Böh hatte uns schon am Tage vorher gesagt, wir möchten nichts von diesem voraussichtlichen Zusammensein mit Bloch erwarten; er sei eine wunderbar in sich gekehrte, abgeschlossene Natur — diesen Eindruck hatte ich auch, als er eintrat. Er verbeugte sich wie einer, der erschrocken, am liebsten gleich wieder hinausginge; — ohne mit irgend wem zu sprechen, trat er sofort an die Fenster und schaute still hinaus. Nur als Andersen auf ihn zutrat und die Hand auf seine Schulter legte, leuchtete sein Auge freudig auf, und sie reichten sich die Hände wie zwei Freunde, die sich in tiefster Seele verstehen, verstehen trotz des Unterschiedes der Jahre. Wie oft hatte mir Andersen von Bloch geschrieben! Vor Jahren schon hatte er mir ein Bild geschenkt, wo sie beide zusammen im Garten auf Rolighed sitzen, ohne daß ich ahnen konnte, ich würde sie niemals dort zusammen sehen. Nun war mir's eine ganz besondere Freude, als Bloch sich nach dem Diner neben mich setzte und wir in ein Gespräch kamen über seine Kunst. Wir waren eben erst von Fredricksborg zurückgekommen, und ich war so erfüllt von seinen Werken, daß es mir eine Freude war, ihm dies auszusprechen. Ich dachte, es müsse ihn freuen dies zu hören; aber er sah mich tief traurig an und sagte: „Nein, sagen Sie nicht so Gutes davon; wenn in diesen Bildern überhaupt etwas Gutes ist, so ist es nur die Empfindung; aber ich kann ja das nicht wiedergeben, was ich empfinde!“ Und nun erst wurde mir klar, daß der wehmütige Ausdruck in seinem Auge nichts anderes war, als der Schmerz, das heilige Ideal nicht so verkörpern zu können, wie er es wollte und wünschte.

Es war wunderbar anziehend, die beiden Freunde zu beobachten — Bloch, in der Fülle der Jugendkraft, mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes in den melancholischen Zügen — Andersen, der hinfällige Greis, mit dem heiteren Lächeln auf den bleichen Lippen, wie voll Freude, daß er so dicht an den Pforten der Ewigkeit stand — einer voll Schmerz, der andere voll Freude, und dennoch entspringen beide entgegengesetzten Gefühle derselben Wurzel: der Sehnsucht nach dem Höchsten. —

Jeden Tag, während unseres Dortseins, schickte einer von Andersen's Freunden ihm einen Wagen, daß er mit uns spazieren fahren konnte. Es machte ihm die größte Freude, uns ganz Kopenhagen und die nächste Umgegend zu zeigen und uns jedes hervorragende Gebäude zu erklären; und es war rührend zu sehen, mit welcher unermüdlichen Freundlichkeit er bei diesen Fahrten die unzählbaren Grüße von allen Seiten erwiderte. Besonders beweglich war es immer zu sehen, wenn mit strahlenden Gesichtern und voll Vertraulichkeit die reichen und die armen Kinder dem „Märchen-Vater“ zu nickten. Jede Anerkennung, auch die des ärmsten Kindes erfreute ihn, war er doch selbst bis in sein 70. Jahr hinein in seinem Herzen ein Kind geblieben.

Ich schrieb ihm einst von einem Bauern, den ich im Glazer Gebirge kennen gelernt, und der mit wunderbarem Verständnis seine Märchen gelesen hatte; da schrieb er in seiner Antwort:

„. . . . . Wie viel Schönes und Gutes haben Sie mir in Ihrem Briefe erzählt — der Bruchstück des Briefes des Bauers ist rührend und macht mir außerordentliche Freude — Sie denken immer an Solche für mich. In der letzte Zeit strömt so viel Freude und Glück über mich, beinahe konnte ich abergläubisch werden. Wechnachten besam ich vom Lande einen Brief, von einem mir unbekanntem Student, er schrieb: . . . „er hätte schon als Kind meine Märchen gelesen, und sich kindlich gefreut, da erzählte ihm seine Mutter, daß Andersen so vieles Schweres und Kummer gehabt hätte, daß die Menschen hatten ihm Böses gethan, und der Knabe (der jetzige Student) hatte geweint, und da er kurz nachher auf dem Felde ein Viecklee entdeckte, und diese, nach dänische Volksglaube, Glück bringt, bat er seine Mutter, er möchte gern Andersen diese Kleeblatt zuschicken, daß er glücklich werden könnte. Die Mutter hatte dies Blatt

hingelegt, und Jahre sind vergangen —“ „Jetzt“ — schreibt der junge Mann — „bin ich Student geworden, meine Mutter ist gestorben, aber in ihrem Gesangbuch lag noch die Bierlee, die ich für Andersen bestimmt hatte — ich las neulich Ihr neuestes Märchen „die Eisjungfrau“, und ich war, wie in der Kindheit, so erfüllt davon, und obschon Sie jetzt alles Glück erworben haben, und nicht meine Bierlee brauchen, muß ich Ihnen doch das vertrocknete Grün schicken! . . . —“ „Wich hat es gerührt (fährt Andersen fort) und es kommt mir vor, daß, seit ich es empfangen habe, jeder Tag bringt mir neue Freude, und eine Solche lag auch für mich in Ihre Brief, und Ihre Erzählung von der gute Bauer, der meine Märchen gelesen hat, und so herzlich es gut über diese und über mich geschrieben habe. Eine solche Mittheilung allein verdient, daß ich augenblicklich Ihnen meinen Dank niederschreiben möchte . . . Freude und Glück, wie gesagt, strömt in der letzte Zeit über mich. Vorige Woche habe ich dem Könige meine letzten Märchen vorgelesen; „die Eisjungfrau“ sprach ihm sehr an, er lenkt die Schweiz und liebt dies schöne Land; — er war so herzensgut wie immer, und zwei Tage nach dem Lesen bekam ich eine goldne Dose mit dem Königs Namenszug in Diamanten, aber noch mehr, das Schönste dabei, ich bekam ein eigenhändiges Brief von der König, so herzlich, so theilnehmend, so innig, daß ich tief ergriffen, glücklich mich fühlte . . . Schreiben Sie mir recht bald, erzählen Sie mir, wie es geht mit Ihre Gesundheit, und grüßen Sie der liebe, gute Bauersmann.“

Ihr dankbar ergebener Freund

D. C. Andersen.

## Landesherrlicher Summepiskopat.

Von B. E.

### II. Kritik.

Der Landesherr besitzt gegenwärtig die volle Kirchengewalt. Er ist nicht nur durch eigens ernannte Mitglieder in der Synode vertreten, neben Lehrstand und Gemeinde, sondern er steht außerdem noch über der Synode. Er hat die Macht, die Schlüsse derselben zu beschließen zu erheben, zu Kirchengesetzen zu machen, andererseits dieselben nicht zu beschließen, ad acta zu verweisen. Umgekehrt kann er kein Kirchengesetz allein machen und erlassen, es habe denn die Synode vorher darüber abgestimmt. Die Consistorien sind nach wie vor landesherrliche Behörden.

So mit wenigen Worten die Position, mit der wir uns auseinanderzusetzen haben. Wie dieselbe sich herausgebildet, hat die Geschichte gezeigt. Wir haben gesehen, daß der Summepiskopat nach genuinlutherischem Begriff nur Kirchenhoheit, ein der Kirche zu leistender Dienst sein sollte, und finden, daß daraus ein volles Kirchenregiment geworden ist. Ist das principiell d. h. für uns nach Gottes Wort haltbar? Moderne Juristen wollen von einer solchen Frage überhaupt nichts wissen. Sie berufen sich nur auf das sogenannte historische Recht und operieren wol gar bloß mit Gründen der Opportunität. Unser Erachtens liegt für eine rechte Würdigung der Frage nach dem Summepiskopat ein besonderer Nachdruck auf der principiellen Beurtheilung. Historisches Recht und Opportunität stehen erst in zweiter Linie. So wird allein auch der wissenschaftliche Charakter einer Untersuchung über den Summepiskopat gewahrt. Wir fragen vor allem nach dem principiellen Recht des Summepiskopates.

Der Summepiskopat ist Kirchenregierung und Kirchenregierung ist ein Kirchenamt. Landesherrliche Kirchenregierung, denn das ist der Summepiskopat, ist ein kirch-

liches, vom Landesherrn innerhalb der Kirche ausgeübtes Amt. Ist das berechtigt nach Gottes Wort? Gottes Wort kennt nur eine Kirchenregierung, soweit in den unentwickelten Verhältnissen der apostolischen Zeit von einer solchen die Rede sein kann, seitens der Presbyter, der Diener am Wort. Aufsichtshabende sollen sie sein (1. Petri 5, 2), Weiden ihre Thätigkeit (Apgech. 20, 28), Vorstehende heißen sie (1. Tim. 5, 17; 1. Theff. 5, 12). Es giebt in der apostolischen Zeit kein gesondertes Regiment neben dem Presbyterat. Der Presbyterat hat wesentlich die beiden Seiten: Lehre und Leitung. Der synonyme Gebrauch ihrer Namen Presbyteros und Episkopos (der Älteste, die Ansicht Habende) bestätigt dies. Und so souverän ist ihre Stellung: nirgend wird gesagt, daß die Gemeinde sie in ihr Amt eingesetzt. Das ist stets durch die Apostel oder deren Legaten geschehen. Auf dem Apostelconcil (Apgech. 15, 2) beschließen die Apostel und Presbyter allein. Die Gemeinden approbieren nur. Das eigentliche Gemeindeamt d. h. das von der Gemeinde geschaffene Amt ist blos der Diaconat, die Ainosenpflege (Apgech. 6).

Der Presbyterat der apostolischen Zeit ist wesentlich der heutige Pastorat, nur daß das Amt der Leitung dem letzteren so gut wie ganz entzogen ist. Ein Wunder ist es nicht, daß die Presbyter nach der Schrift zugleich die Kirchenleitung haben. Das, womit sie Ordnungen in der Gemeinde schaffen, ist daselbe Gotteswort, dessen Predigt ihnen insonderheit befohlen ist.

Soll nun, da für jeden, der sehen will, klar ist, daß die Kirchenregierung nach der heiligen Schrift Sache der Prediger ist und nicht der Gemeinde, oder einzelner durch irgend etwas besonders hervorragenden Personen in ihr, sogleich der Schluß gezogen werden: folglich ist das Kirchenregiment den Landesherren zu nehmen und den Predigern zu geben? Das wäre voreilig und lutherische Art ist es auch nicht, ohne weiteres eine Sache als hinfällig zu bezeichnen, wenn kein strikte gegebenes Schriftwort als tragendes Fundament sich findet. Ein Schluß kann erst gezogen werden, wenn das, was Gottes Wort von Kirchenregierung sagt, mit dem, was jetzt dem Summeepiskopat und auch dem ursprünglichen der Reformationszeit eignet, verglichen ist.

Was sagt das Wort Gottes von Kirchenregierung? Von dem Subjekt der Kirchenregierung sehen wir jetzt ab. Wir betrachten blos die Sache. Die Träger der Kirchenregierung heißen Vorstehende. Sie stehen der Gemeinde vor. Die, von denen in den einschlagenden Stellen die Rede ist, sind Vorsteher einzelner Gemeinden. Von Vorstehern ganzer Gemeindecomplexe, von sichtbarer Zusammenfassung der Einzelgemeinden zur Kirche als einem greifbaren Ganzen unter Vorstehern sagt die Schrift nichts. In der apostolischen Zeit waren jedenfalls die Apostel die Leiter der Gesamtkirche. Das Apostelconcil, auf dem die Apostel mit den Presbytern zusammen tagten, ist eine Darstellung solches Regiments. Das Geschäft der Vorsteher ist das Aethaben auf die Gemeinde, die Aufsicht, und das Weiden der anvertrauten Herde. Zum Weiden gehört eine Weide. Dieje ist das Wort Gottes. Die Gemeinden werden geweidet, wenn sie mit Gottes Wort versorgt werden. Aethaben auf die Herde ist damit verbunden. Die weidenden Hirten merken auf, daß jedes Glied der Herde Nahrung finde, haben aber auch ein Auge darauf, daß keins zu Schaden kommt oder sich verirrt. Die Führer der Herde — das sagt auch das Gleichnis — haben Macht über die Herde, können sie leiten, wie sie wollen. Die Herde selbst hat darin keinen Willen. Das Wollen der Führer ist aber ein genau bestimmtes, nicht von ihrer persönlichen Willkür abhängendes. Es ist normiert von demselben Wort, womit sie die Herde versorgen. Das Wort Gottes ist Kirchen leitend und, da in diesem Wort der Herr der Kirche selbst redend handelt, so ist dieser im letzten Grunde der summus episcopus der Kirche. Die Verkündiger seiner Worte, von ihm selbst berufen, sind seine Diener, seine Werkzeuge.

Das sind Sätze, die heutzutage vielfach perhorrescirt werden. „Sie sind katholischerend“: damit meint man ihrer sich entledigen zu können. Ein solcher Vorwurf kann uns nicht schrecken. Gegen Gottes Wort sich setzen geht nicht.

Ist nun auch auedrückliche Weisung für kirchliche Verfassung in Gottes Wort nicht gegeben, so sind doch die zum Aufbau erforderlichen Grundlinien vorhanden. Die Art

und Weise des Baues ist im einzelnen frei gegeben, nur darf sie wiederum nicht mit Gottes Wort und seinen Folgerungen streiten.

Wer solche fundamentale Bedeutung des Wortes leugnet, verneint damit die centrale und universale Bedeutung des Wortes überhaupt, das Kernwort alles Christlichen und damit kirchlichen Lebens: Röm. 14, 8.

Wessen wir nun an dem Gesagten den Inhalt landesherrlichen Kirchenregiments. Derselbe faßt sich nach dem, was die Reformatoren wollten, dahin zusammen: die Landesherren ordneten die neu sich bildenden kirchlichen Gemeinschaften in corporativer Weise, schützten die geschaffenen corpora mit dem Ansehen ihrer weltlichen Macht und verhalfen ihnen so zu unangefochtener Geltung. Sie thaten dies aber unter Beirat der Diener am Wort. Diese schufen im Grunde die Ordnungen, denen die Landesherren durch äußere Macht zum Bestande verhalfen. Maßgebend für Landesherren wie Kirchenbediener war hierbei — und dahin ging ihr beiderseitiges Streben — das Wort Gottes als entscheidende Macht.

Es erhellt, daß die schriftgemäß zur Kirchenleitung Berufenen, die Prediger, nicht der Form, so zu sagen äußeren Statut nach die Kirchenleitung hatten, wol aber materiell. Das war ein Zustand, der nur formell dem Worte Gottes widerspricht, darum ein principiell zu tragender Zustand.

Der Summepistopat der heutigen Zeit ist etwas durchaus anderes. Wohl ist dem Prediger der Einzelgemeinde ein Weiden und Achthaben in den Grenzen der allgemeinen und speciellen Seelsorge belassen, aber die Regierung der Kirchen im ganzen, das Achthaben im großen, liegt in den Händen der Landesherren und der ihnen verantwortlichen Behörden und keine allseitig schützende Garantie besteht, daß diese die Norm kirchlichen Rechts, Gottes Wort, entscheiden lassen. Von der Religiosität des jeweiligen Landesherren und seiner der Erfahrung nach meist staatlichen Rathgeber ist die Kirche vielfach abhängig. Ist das ein zu rechtfertigender Zustand?

Einen Schluß ziehen wir aber doch noch nicht. Wir sehen von dem ausdrücklichen Schriftgrunde kirchlicher Regierung ab und fragen, ob nicht nach dem, was die Schrift über die Kirche und ihr Wesen überhaupt sagt, der Summepistopat, selbst wie er heute besteht, doch noch irgendwie zu rechtfertigen ist.

Die Kirche ist wie ein Haus, gegründet auf das gläubige Bekenntnis zu Jesu Christo (Matth. 16, 18), wird geistliches Haus genannt, ein vom heiligen Geist durchwehtes, auf Christo, dem lebendigen Grundstein, erbautes Haus (1. Petri 2, 4 ff.), wird mit einem Leibe verglichen (Eph. 1, 23; 4, 16; 5, 23 vergl. Röm. 12, 5; 1. Cor. 12, 27; Col. 1, 18). Wie bei der Kirche als einem Hause der lebendige Grundstein in die Kirche hineinwächst, sie mit Leben durchzieht und so gestaltet (Eph. 2, 20, 21), so ist bei der Kirche als einem Leibe das Haupt, von dem Norm und Ordnung in den ganzen Leib hin ausgeht (Eph. 4, 15, 16). Der Herr Christus ist so das Ein und Alles, daß die gesamte Kirche, um das dritte von heiliger Schrift noch dargebotene Bild auch zu erwähnen, wie der Weinstock sich darstellt, dessen Saft die einzelnen Glieder befruchtend durchdringt (Joh. 15). Kein anderer hat auch die Kirche gegründet als der Herr, das Haupt der Kirche, vorbereitend in den Tagen seines Erdenlebens, grundlegend Pflanzten durch Sendung des Werkmeisters seiner Kirche. In eine sichtbare Welt ist das Haus Gottes, die Kirche, gestellt. So kann nicht unsichtbar bleiben, was zu ihrem Wesen gehört. Wort und Sacrament, hörbar und sichtbar, wird an die Menschen gebracht. Der darin verborgene heilige Geist beruft und führt zu dem, der des Wortes Kern und Stern ist, der auch im Sacrament wahrhaftig kommt. Die Gnadenmittel erfordern verwaltende Personen. Das waren ursprünglich die Apostel in Folge unmittelbarer Berufung. Dann finds alle Prediger in Folge von Begabung und Lebensführung. Mit den durch die Gabe der Gnadenmittel gesetzten Functionen ist nicht die gesamte Gemeinde betraut. Das ist oft ausgesprochen, aber in heiliger Schrift steht kein Wort darüber. Die vielfach ausgesogene Idee vom allgemeinen Priestertum hat mit solcher Frage gar nichts zu thun. Es handelt sich um 1. Petri 2, 5, 9. Da ist der Inhalt des allgemeinen Priestertums unzweideutig angegeben. Einmal gehört dazu ein Bringen geistlicher Opfer (v. 5), so-

dann ein Verkündigen der Tugenden des, der uns berufen (v. 9). Das Opfern ist aber nach Röm. 12, 1 Hingabe des ganzen Lebens an den Herrn in einen vernünftigen Gottesdienst und das Verkündigen der Tugenden des Herrn als des, der zum Heil berufen, ist ein Lobpreis des erbarmungsreichen Gottes durch Wort und Wandel. Beide Thätigkeiten, die im Grunde eine sind, ruhen auf der Rechtfertigung in Christi Blut und sind nur möglich, weil diese Rechtfertigung den Zugang, das unmittelbare priesterliche Nahen zu Gott erschließt. Von weiteren priesterlichen Functionen, etwa Verwaltung der Gnadenmittel, steht nichts geschrieben.

Verwalter jener Functionen sind also die berufenen Diener Jesu Christi. Christum bringen sie in Wort und Sacrament und, da dieser Herr ein Herr der Ordnung ist und will, daß alles ordentlich und ehrlich zugehe, so haben sie auch Ordnungen zu schaffen. Letztere haben nur dienende Stellung. Helfen sollen sie, daß dem Wirken Christi in seiner Kirche die Wege gebahnt werden. Keiner wird gezwungen, solchen Wirken sich zu unterstellen. Der Glaube ist das Allerfreiwilligste was es giebt. Keine Kirchenorganisation kennt dem Worte Gottes zufolge irgendwelchen Zwang, nur soviel, als zur Zusammenhaltung der Gemeinschaft not ist. Dem können aber Widerstrebende durch Austritt sich entziehen, widrigenfalls sie ausgeschlossen werden.

Auf das alles gesehen, erhellt sofort, wie verschieden die Kirche vom Staat ist, wie verschieden beider Recht ist. Den Unterschied zu fassen ist um so wichtiger für unsere Aufgabe, als der Summeepiskopat eine staatliche Rechtsverbrämung der Kirche geworden und die Existenz eines selbständigen Rechts der Kirche damit als nicht vorhanden vielfach hingestellt wird. Dadurch ist die Untersuchung unserer Frage so schwierig geworden.

Und worin besteht dies Recht? Subjectiv in der Befugnis, gültige Ordnungen in einer bestimmten Sphäre zu schaffen, objectiv in einem Complex von gültig gewordenen, geschichtlich entstandenen Einrichtungen, wodurch die bestimmte Gemeinschaft als geordnet sich darstellt. Nicht alles, was geschichtlich entsteht, ist gut und darum wert, daß es gültig werde, daß es bleibe. Das Forum, vor dem ein werdendes oder ein Gewordenes als wert gültig zu werden, zu bleiben, sich anzuweisen hat, ist die Ethik, für Christen die Ethik des Wortes Gottes und, recht befehen, ist diese es, die schon in den zehn Geboten die Grundlage alles Rechts in der Welt ist. Der Begriff „Recht“ ist demnach ein ethischer. Mit der Qualität tritt er, rein begrifflich betrachtet, ein in die Sphäre des Staates, ein in die der Kirche. Da findet er seine Correlate, im Staate den Begriff Macht, äußere Gewalt, in der Kirche den Begriff Liebe, Freiheit, Freiwilligkeit. Wie tritt das in die Erscheinung? Der Staat hält mit Gewalt auf Beobachtung seiner Ordnungen und deckt sie mit dem Ansehen seiner Macht. Jene Gewalt äußert sich im Falle des Widerstrebens im Strafrecht. Die Kirche zwingt nicht. Wer ihre Ordnungen nicht beobachten will, braucht es nicht. Ihr ganzer Einfluß geht in dem Suchen und Gewinnen auf, daß von innen heraus der Gehorsam komme in Liebe und Freiwilligkeit. Äußere Machtmittel hat sie nicht, es müßte denn das Recht, Glieder aufzunehmen und auszuscheiden oder in Kirchengnaden zu nehmen, in solche Kategorie gestellt werden. Die genannten in der Natur der Sache begründeten Thätigkeiten jedoch können nicht im entferntesten mit staatlichen Maßnahmen verglichen werden. Die Reformatoren meinten mit Gründung des Summeepiskopates der staatlichen Macht, der Machtmittel in kirchlichen Dingen nicht entraten zu können, dies hauptsächlich darum, weil sie das Christenvolk noch nicht für reif hielten, freiwillig, selbständig kirchlich handeln zu können.

Die heutige Zeit nimmt es leichter. Die Einführung der Eivöle, die Aufhebung des Tauf- und Confirmationszwanges ruht auf der Voraussetzung, daß das Christenvolk nun mündig sei, und die Synodalordnung, wenn freilich nur eine leichte Fessel des Summeepiskopates, rebet dem Volke auch viel von Selbständigkeit vor.

Die reformatorische Meinung ist principiell nicht zu stützen. Opportun mag es sein und in der Reformationszeit ist es opportun gewesen, wenn der Kirche, in bewegten Zeiten zumal, staatliche Execution zu Gebote steht, aber freilich dem Obigen zufolge nur dann, wenn die Staatsoberkeit der Kirche wohl will, vom Worte

Gottes, der von der Kirche fort und fort als allein normativ für ihr Gebiet proclamirten Rechtsgrundlage sich leiten läßt. Principiell ist kein Grund beizubringen und nicht einmal der Versuch einer solchen Begründung ist je gemacht worden. Der Summeepiskopat wird immer nur begründet praktisch in erster Linie durch Anerkennung seitens der maßgebenden Vertreter der Kirche, in zweiter durch die reichsgesetzlichen Bestimmungen von 1526, 1555, 1648: dogmatisch durch die Sätze „vom fürnehmsten Gliede der Kirche“, vom Wächteramt über beide Tafeln, durch die Lehre von den drei Ständen. Den Erwerbs- oder Entstehungsgrund des landesherrlichen Kirchenregiments sieht Stahl a. a. O. S. 274 mit Recht darin, daß derselbe ein integrierender Teil der ursprünglichen Gestaltung der protestantischen Kirche war. Eine sichtbare Kirche, sagt er, kann nicht bestehen ohne Kirchenregiment. Die protestantische Kirche hat das landesherrliche von vornherein an ihrer Spitze. Der „Besitzstand“, die Ausübung ist der eigentliche Grund des Summeepiskopates und die Anerkennung seitens der Kirche sein nachträglich ihm gegebenes Recht. Steht aber dieses fest, so ist der Schluß, den Wasserschleben (das landesherrliche Kirchenregiment 1872, s. deutsche Zeit- und Streitfragen, von Holzendorf und Uden, Jahrgang I, Heft 16) zieht, richtig: das landesherrliche Kirchenregiment steht und fällt rechtlich mit seiner Anerkennung seitens der Kirche. Die oben angeführten dogmatischen Aufstellungen sind blos Behauptungen. Wären sie mehr als das, so würde, wie es so oft geschieht, zu ihrer Stütze ein Recurs auf die genannten Reichsdecrete nicht erfolgt sein und diese sind wandelbarer Natur. Nirgends wird auch eine Begründung der Lehre von den drei Ständen gegeben, und die hätte doch der Ausgangspunkt sein müssen. Dann konnte erst festgestellt werden, wie die Stände in der Verfassung der Kirche zu ihrem Recht kommen sollten. Stahl a. a. O. S. 267 nennt besagte Lehre nicht präcis; der Fürst sei gar kein Stand in der Kirche, was er für die Kirche thue, thue er nicht als Stand der Kirche, sondern als Stand des christlichen Staates. Dem können wir nur beistimmen.

Von hoher Bedeutung für unsere Frage ist weiter der Umstand, daß die Kirche Confessionskirche ist und zur Aufrechterhaltung ihrer Ordnungen die in den Symbolen gegebenen Regulative nicht nur für das Amt im engeren Sinne, sondern auch für das Regiment in ihr geltend macht. Daher leuchtet es billig ein, daß, das principielle Recht des Summeepiskopates als stichhaltig angenommen, mit v. Scheurl zu fordern ist: „persönliche Aneignung des Bekenntnisses seitens des Landesherrn und Ausübung der Kirchengewalt nicht durch staatliche, sondern durch kirchliche Organe, die zum Landesherrn in einem directen, nicht etwa durch Staatsbehörden vermittelten Verhältnisse stehen“; ebenso: „der Landesherr, wo er als Kirchenoberer handelt, hat durchweg die jedem Gliede der Kirche obliegenden Pflichten zu beobachten“. (v. Scheurl, kirchenrechtliche Abhandlungen, S. 388 ff.) Auf gleichen Standpunkt steht Mejer (die Grundlagen des lutherischen Kirchenregiments 1864). Grundföchtig will auch er nur die Kirchenregierung der lutherischen Kirche in den Händen eines lutherischen Landesherrn sehen. Besondere Beachtung verdient der Bruel'sche Antrag der I. ordentlichen hannoverschen Landesynode 1869 (Actenstücke, Nr. 17). Er ist auch das erste ausdrückliche Zeugnis einer Landesynode über den Summeepiskopat. Er verlangt für die oberste Kirchenbehörde, das Landes-Consistorium, directen, nicht mehr durch den Cultusminister vermittelten Verkehr mit dem summus episcopus, für dieselbe Behörde im Verein mit dem Synodalausschuß Prüfung der landesherrlichen Ernennungen der Mitglieder der Consistorien, für dieselbe Behörde endlich das Recht, daß die Ernennung der vom Landesherrn abzuordnenden Mitglieder der Landesynode nur unter ihrem Beirat erfolge. Zur Begründung dieses Antrags beruft sich die Synode darauf, daß das Cultusministerium eine der Kirche nicht verpflichtete, nicht nach kirchlicher Ordnung und nach kirchlichem Interesse eingerichtete und besetzte Staatsbehörde sei und darum nicht die Stellung einer obersten kirchlichen Instanz einnehmen könne. Dazu komme, daß das gegenwärtige Cultusministerium aus Gliedern der unirten Kirche mit mehr oder minder unionistischer Neigung bestehe. Sie verlange nicht mehr, als was dem Oberkirchenrat in Berlin schon lange gewährt sei. Eine Beseitigung der landesherrlichen Kirchengewalt erachte sie zur Zeit weder als not-

wenig noch als wünschenswert. Angesichts der der lutherischen Kirche drohenden Gefahr einer Untergrabung und Auflösung durch die Union halte sie es für ihre Pflicht, den Wunsch, die landesherrlichen Ernennungen zu prüfen, auszusprechen. Rechtlich sehe sie einen Stützpunkt ihrer Forderungen in Artikel 15 der preussischen Verfassungsurkunde.

In wesentlichem Einvernehmen mit jenem Antrage befinden sich die II. und III. ordentliche hannoversche Landesynode. Sie gehen nicht so weit als v. Scheurl und Mejer. Sie wollen ja das landesherrliche Kirchenregiment eines nicht lutherischen Fürsten tragen, alle Kirchengesetze demselben zur Sanction unterbreiten, nur ein Gutachten bei den Ernennungen zu Consistorialstellen und zur Synode möchten sie der Kirche gestattet wissen. Der Widerspruch gegen das Cultusministerium als kirchliche Instanz ist selbstverständlich und unansehnlich (vergl. das Gutachten von v. Harleß, Protokolle der I. Landesynode S. 280. 281). Ein Anderes natürlich ist das sogenannte placet des genannten Ministeriums, wonach die von der Kirche ausgehenden Schlüsse darauf angelesen werden, ob von Staats wegen nichts dagegen zu erinnern ist. Solche Prüfung ist keine kirchliche, sondern eine in der Natur der Sache berechnete staatliche Maßnahme, der die Kirche wie jede Corporation im Staat auch auf die Gefahr hin, geschädigt zu werden, sich unterwerfen muß.

Ziehen wir aus den gegebenen Ausführungen den Schluß, so kann derselbe nur dahin lauten, daß dem Summeepiskopat ein principiell Recht nicht zugestehen ist. Vor evangelischen Principien unhaltbar, hat er nie ein solches Recht von sich ausgesagt.

Desto mehr redet man heutzutage von einem historischen Recht des Summeepiscopates. Historisches Recht, was heißt das? Das ist — wir denken hier gleich an unsern Gegenstand — eine Befugnis, die geschichtlich sich herausgebildet und, existent gemorben, ex post rechtliche Signatur erhalten hat. Zu Grunde liegen die jeweilig gegebenen Verhältnisse. Nach Art dieser entsteht jenes Recht. Dabei ist logisch klar, daß unter veränderten Umständen dem vor diesen geltenden Recht der Boden entzogen ist und aus der veränderten Umschlag heraus ein neues historisches Recht resultieren muß und — das trifft für unsere Frage zu. Sowohl auf seiten der Kirche als auf seiten des Staates ist der Stand der Dinge in der Gegenwart ein anderer als bis vor wenigen Jahren.

In der Kirche ist synodale Ordnung, eine Art von Constitutionalismus, staatlichem Muster nachgebildet. Eingeführt ist sie mit dem Bemerkten, daß der Kirche fortan mehr Selbständigkeit zustehen sollte. Solche Aussicht ist aber fast hinjällig geworden, da die summeepiscopale Gewalt der Landesherren nach wie vor in beinahe gleichem Umfange besteht. Von den Grundlagen synodaler Ordnung aus ist der Gedanke ein einfach sich ergebender, daß der Summeepiskopat der Synode anvertraut werden könnte. Nach dem, was die heilige Schrift über Kirchenregierung sagt, müßten dann freilich die berufenen Diener am Wort maßgebenden Einfluß in der Synode haben. Derselbe würde aber nur in dem Falle zu stande kommen können, wenn die Qualificationsbestimmungen, Wahl und Wählbarkeit betreffend, verschärft würden.

Der heutige Staat ist ein anderer denn früher. Er ist constitutionell. Principiell macht das für die Qualität des landesherrlichen Kirchenregiments nichts aus. Letzteres ist nach ursprünglicher Meinung eine kirchliche, nicht eine staatliche Function. Doch empirisch ist solche reinliche Scheidung nie innegehalten und demzufolge durch Veränderung der monarchischen Staatsform in eine constitutionelle der Gedanke, die Kirchenregierung wie die Staatsregierung zwischen Regent und Parlament zu teilen, als eine natürliche Folge an die Hand gegeben. Der Satz, freilich ein unbewiesener, vom Wächteramt über beide Tafeln scheint nicht dagegen zu streiten, sofern er der Obrigkeit überhaupt, nicht dem Fürsten speciell, die Sorge für die Kirche zuweist. Aber das ist doch der Kern dieses Satzes, daß er nur der christlichen Obrigkeit, nicht also einer aus Christen, Juden, Atheisten zusammengesetzten jenes Recht zuweist. Solcher Absurdität von vornherein zu begegnen, hat schon die 1848 zur Beratung über die evangelische Kirchenverfassung vom preussischen Cultusminister beschiedene Commission erklärt, daß durch die eingetretene Veränderung der Staatsform auch der Fortbestand des landesherrlichen Kirchenregiments in Frage gestellt sei und die hiernach unabweislich notwendige Umgestaltung der kirchlichen

Verfassung nur aus der eigenen That der Kirche hervorgehen könne“ (Richter, über die Berufung einer evangelischen Landessynode 1848). Fast ausnahmslos befanden sich in Uebereinstimmung damit die eingeholten Gutachten der preussischen Consistorien, der evangelisch-theologischen Facultäten und der Kirchenrechtslehrer Stahl, Jacobson, Mejer und Wasserfchleben. — Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß bei dem paritätischen Charakter des modernen Staates für den summus episcopus selbst bedeutliche Conflicte zwischen seiner Kirchen- und Staatsregierung nicht ausbleiben können.

Der Schluß ist gegeben: auch historisches Recht kommt dem Summebischof nicht zu.

Soll nun aber das ceterum censeo über das landesherrliche Kirchenregiment ausgesprochen werden? Wissenschaftliche Folgerichtigkeit antwortet mit ja. Dies ohne Scheu auszusprechen ermutigt das bekannte Wort eines der besten summi episcopi, Friedrich Wilhelm IV.: „Ich werde den Tag segnen, an welchem ich das Kirchenregiment würdig in die rechten Hände zurückgeben kann.“ Der Gedanke des Königs geht auf Erhaltung der Volkskirche und diese zu pflegen, zumal in jetziger so bewegter Zeit, muß jedem rechtshaffenen Christen am Herzen liegen. Nichts anderes meint unser jetziger summus episcopus, wenn er gesagt: die Religion muß dem Volke erhalten bleiben. Würde nun mit Beseitigung des Summebischofes der volkkirchliche Charakter der Kirche geteilt und sich aufgelöst? Das würde geschehen, wenn das neu sich bildende Kirchenregiment auf dem festen Grunde, welcher ist Jesus Christus, und treu zum Worte Gottes sein Wert triebe. Sieht danach aber der Lehrstand der Kirche, der unserer Untersuchung gemäß den ersten Blick auf sich zieht, aus? Man hat einmal gesagt: unterhalten sich drei Pastoren über einen kirchlichen Gegenstand, sie haben womöglich vier verschiedene Ansichten, ungläubige nicht ausgeschlossen. Die Einigkeit im Geiste ist vielfach abhanden gekommen. Herrschsucht und Rechthaberei ist nicht selten im Schwange. Dazu kommt, und das ist auch nichts geringes, daß viele Pastoren für kirchenrechtliche Dinge sich gar nicht interessieren, einen Blick auf das große Ganze der Kirche scheuen. Sollte nun unter solchen Umständen das Regiment der Kirche den Consistorien und Synoden, die einfach bleiben könnten, gegeben werden, dergestalt aber, daß der Lehrstand maßgebende Stimme hätte? Derartige Anshilfe ließe sich wohl denken. Aber die praktische Ausführung! Ja wenn jeder, der dazu berufen ist, wenigstens den guten Willen dazu mitbrächte, in selbstloser Hingebung Hand anlegte, dann wären die Wege geebnet. Und ob nicht, wie es heutzutage einmal steht, Secten und Separationen noch mehr als bislang sich bildeten? Die sind ein Schade für unser Volk. Sie missionieren genug im Volke, aber, den Anschein hat es, nicht so, wie es sein sollte, mit der suchenden Jesusliebe im Herzen, der es weniger auf äußere Kirchengestaltung, als auf Gründung in dem Einen, was not, in der Gnade und Seligkeit des Heilandes, ankommt. Auch der schwachen Christen dürfen wir nicht vergessen, die an den alten Auctoritäten hängen und, wo dieselben ihnen genommen würden, Anstoß nehmen, wohl gar meinen, das Christentum solle nun ein anderes werden. Dagegen einwenden: solche Christen müssen aufgeklärt werden, ist sehr wohlfeil. Das ist nicht so leicht gethan.

In Summa: wir finden, wohin wir sehen, fast unübersteigliche Hindernisse, die einer Neugestaltung der Kirche ohne landesherrliche Spitze sich entgegenstellen, bleiben aber selbstredend bei der gewonnenen Erkenntnis, daß der Summebischof nach principiell und historischem Recht unhaltbar ist. Das kann man sich wohl präsent halten bei aller Anerkennung des Segens, der durch den Summebischof, freilich auch neben manchen Schädigungen, der Kirche zu teil geworden ist. Die Antwort auf obige Frage nach dem ceterum censeo, das den Summebischof treffen soll, müßte dort ein entschiedenes Ja sein, praktisch als Renitenz gegen das landesherrliche Kirchenregiment, beziehungsweise als Separation von summebischoflicher Kirche sich geltend machen, wo von seiten summebischoflicher Gewalt Wort und Sacrament, die Lebensströme der Kirche, wodurch die Kirche als Kirche besteht (Art. VII der Ausburgischen Confession), gehemmt würden. Daß Kirchenverfassung nicht ein constitutives Moment der Kirche ist, das ist unser Trost angesichts der Frage nach dem Summebischof.



## Aegypten.

Von A. Hinrich Gellcken.

Zu allen Zeiten hat Aegypten eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte gespielt; im grauen Alterthum durch seine Macht und eigenartige Cultur, seit dem Verlust seiner Unabhängigkeit als Gegenstand des Kampfes nebenbuhlerischer Mächte. Es ist das begreiflich, denn es ist, ganz abgesehen von seinen inneren Hilfsquellen, zu einer Hauptstation des Völkerverkehrs geschaffen, es bildet das Bindeglied zwischen zwei Welttheilen, zwischen dem eigentlichen Orient und dem Abendland. Die Gründung Alexandriens war der vorräuhende Ausdruck dieser Thatfache. Aegypten war aber auch nächst Syrien das erste Land, das der Islam der byzantinischen Herrschaft entriß, welche damit die Kornkammer Konstantinopels verlor; unter den Fatimiden ward das neu gegründete Kahirah Hauptstadt. Aegypten bildete die Grundlage der Macht Saladins und seiner Kämpfe gegen die Kreuzfahrer, deren letztes Bollwerk Akka 1291 in die Hände der Mamelukensultane fiel, die auch Nubien unterwarfen; 1517 machte der Osmanensultan Selim der Unabhängigkeit Aegyptens ein Ende, es bildete fortan eine Provinz des türkischen Reiches, wenn auch nicht selten seine Paschas sich gegen die Pforte empörten.

Bis zur Entdeckung des Seewegs nach Indien hatte der orientalische Handel seine Niederlage in Aegypten, die indischen Waren gingen wie im Alterthum auf dem Roten Meere und dem Nil nach Alexandrien und gelangten von da in die Hände der Europäer, denen der unmittelbare Zugang zu Indien von den ägyptischen Sultanen unterjagt war. Dies änderte sich mit Vasco de Gama's epochemachender That, Albuquerque machte, um Portugals Herrschaft in Ostindien zu befestigen, sogar den Versuch, den Landweg aller Welt zu verwehren, er besetzte die Insel Socotora an der Pforte des Roten Meeres und Drunz im Persischen Meerbusen, suchte den Verkehr des Mittelandes mit Indien, Persien und Arabien abzuschneiden, ja er wollte den Nil ins Rote Meer ableiten, um Aegypten zu einem unbewohnbaren Sumpfe zu machen. Gleichzeitig verarunete das Land durch die Wirtschaft der türkischen Paschas, die ihr Amt mit schweren Summen erkaufen mußten und diese wie die hohen Steuern, welche die Pforte forderte, der Bevölkerung abpreßten. War schon bald nach Entdeckung des Seeweges der venetianische Handel mit Alexandrien sehr gesunken, so legte die türkische Herrschaft, wie in Europa und Asien, so auch in Aegypten, die südeuropäisch-indischen Handelsbeziehungen fast völlig brach.

Zum erstenmale trat unter Ludwig XIV. Aegypten wieder in den europäischen Gesichtskreis. Es war Leibniz, der, um die Eroberungen des Lilienbanners von Deutschland abzulenken, den Gedanken faßte, Aegypten als den Schlüssel des ostindischen Handels, den gebietenden Sitz der Meeresherrschaft in Frankreichs Hände zu bringen. Er wandte sich an den Minister des Kurfürsten von Mainz, Boineburg, der sich bemühte, Frieden zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. zu stiften und fand bei ihm begeisterte Aufnahme. In einer Denkschrift führte Leibniz aus, daß für Ludwig, der damals seinen Feldzug gegen Holland vorbereitete, Aegypten der Punkt sei, von wo aus er den holländisch-indischen Handel vernichten und an Frankreich bringen könne, aber am 8. December 1671 erklärte letzteres Holland den Krieg. Dennoch beharrte Boineburg bei dem Gedanken und sandte (März 1672) Leibniz nach Paris. Er suchte den Ministern Pomponne und Colbert die Bedeutung seines Planes klar zu machen und stellte ihnen vor, daß Oesterreich, welches damals hart von den Türken bedrängt war, sich dem König erkenntlich zeigen werde, wenn derselbe durch einen ablenkenden Angriff auf Aegypten die osmanische Macht schwäche. Aber Ludwig zog vor, die Türken, die 1683 vor Wien standen, gegen Oesterreich zu brauchen und Colbert meinte, dergleichen Projecte seien seit dem heiligen Ludwig nicht mehr an der Zeit \*).

\*) Gühraner: Kurmainz in der Epoche von 1671. Leibniz, deutsche Schriften I.

Erst nach dem Frieden von Amiens ließ bei den Verhandlungen über Malta das englische Ministerium die Leibniz'sche Denkschrift im hannoverschen Archiv auffuchen und veröffentlichte Auszüge aus derselben in einer Flugschrift, um zu zeigen, aus welcher Quelle Napoleon seinen Plan auf Aegypten geschöpft. Dies war indeß nicht richtig. Napoleon wußte 1797 nichts von der Denkschrift und erhielt erst 1803 Kenntniß von derselben, die er als das Werk eines hohen Geistes bewunderte. Seine Absicht war, die englische Macht an ihrem verwundbarsten Punkte zu treffen, die Eroberung dieser Provinz sollte das Mittel werden, Englands Herrschaft am Ganges zu stürzen, deshalb reichte er Tipoo-Saib die Hand, der sich 1788 an Ludwig XVI. um Beistand gegen die Engländer gewendet. Hatte man doch in Paris schon, als Katharinas Eroberungen den Sturz des Ottomanischen Reiches befürchten ließen, daran gedacht, sich diesen Teil der Erbschaft zu sichern und die Küsten dieses Landes 1777 aufnehmen lassen. Waren die Seehäfen Italiens, Korfu, Malta und Alexandrien in Frankreichs Händen, so ward das Mittelmeer ein französischer See, Aegypten eine französische Colonie, welche die verlorenen westindischen Besitzungen ersetzte und der Industrie wie dem Handel Frankreichs ein weites Gebiet eröffnete. Die Macht der türkischen Statthalter in Kairo war mit dem Verfall des Reiches gesunken, und die Beys, deren zahlreiche Mameluken, die sich aus circassischen Sklaven rekrutierten, den Janitscharen die Spitze bieten konnten, wurden thatsächlich wieder Herren des Landes. Bonaparte suchte daher die Fiction festzuhalten, er komme als guter Freund und des gottlosen Mameluken zu strafen, thatsächlich aber suchte er den mächtigsten türkischen Vasallen Ali-Pascha, der mit einem Heere an der Donau stand, zum Abfall zu ermuntern. An und für sich erschien das gewaltige Unternehmen keineswegs unausführbar, die verfallene Mamelukenherrschaft war leicht zu zerstoren, im Besitz Aegyptens beherrschte man, wie später Mehemed-Ali gezeigt hat, Syrien, das Rote Meer und durch dieses Persien, von da ließ Indien sich so gut angreifen, wie Nadir-Schah auf Delhi marschirt war, und der künftliche Bau der englischen Herrschaft in Indien, welche auf der überlegenen Energie und Intelligenz einer winzigen Minorität gegenüber von 100 Millionen unmittelbar oder mittelbar Unterworfenen beruhte, die ihre gesamte der christlichen schroff entgegenstehende Cultur beherrschten, war damals noch wenig befestigt. Aber die Voraussetzungen für das Gelingen des Planes waren, daß man über hinreichende Kräfte zu seiner Ausführung gebot, daß man das Meer beherrschte, um die Verbindung mit Frankreich zu sichern und sich die Zeit nahm, eine wirkliche Herrschaft in Aegypten zu begründen. Keine dieser Voraussetzungen traf zu, anfangs war Napoleon von Glück begünstigt, so daß er seine Landung vollführen konnte, er schlug die Mameluken und zog in Kairo ein, aber das indische Unternehmen erforderte mehr Zeit als er geglaubt. Für eine Einschiffung auf dem Roten Meere ward es zu spät, da dort die Winde bereits ungesetzt hatten, so blieb Syrien der einzige Weg, und auf dem Marsch dorthin traf ihn die Nachricht, daß Nelson bei Abukir die französische Flotte vernichtet hatte, ein fürchterlicher Aufstand brach in Kairo aus, Siduen Smith verteidigte erfolgreich St. Jean d'Acre, und Napoleon, nachdem er Kunde von der Bedrängnis der Republik in Europa erhalten, schiffte sich nach Frankreich ein. Seine Stellvertreter vermochten sich nicht zu halten, im Sommer 1801 mußten Belliard und Menou vor der englisch-türkischen Macht capitulieren.

Die Expedition, die wie ein glänzendes Meteor vorüberging, hatte indeß die Folge, Mehemed-Ali die Wege zu ebnen, der mit dem türkischen Hülfscorps nach Aegypten gekommen, sich dort sofort auszeichnete und durch List und Gewalt so rasch an Macht stieg, daß der Pforte nichts übrig blieb, als die vollendete Thatfache anzuerkennen und ihn mit Aegypten zu belehnen, 1811 ließ er die Mameluken-Beys verdrängen niederzuwerfen, entließ die bisherige Armee und schuf eine zuverlässige aus den bisher für kriegsuntauglich gehaltenen Fellahs, begründete im Innern mit eiserner Strenge ein absolutes Regiment und gute Finanzen, und war nun in weit höherem Grade Herr im Lande als es der Sultan je gewesen. Die Befestigung der räuberischen Wahabiten, welche die Wallfahrt nach Mekka und Medina lange unmöglich gemacht, verschaffte ihm

große Popularität in der muslimännischen Welt, nacheinander unterwarf er Nubien, Sennaar, Dongala und Darfur. Mehemed-Ali hat nie die Unabhängigkeit Aegyptens von der Pforte angestrebt, obwohl es ihm bei der Schwäche derselben nach dem Frieden von Adrianopel leicht gewesen wäre die Unabhängigkeit zu erreichen, er hat vielmehr alle Anstrengungen, diese Lage dazu zu benutzen, entschieden zurückgewiesen\*), er wünschte vielmehr als leidenschaftlicher Muslim den Chalifen wieder zum Herrn eines großen und blühenden Reiches zu machen und besaßte die heillose Wirtschaft am Bosphorus. Außerdem war er klug genug einzusehen, daß ein von der Pforte losgerissenes Aegypten über kurz oder lang die Neute einer europäischen Macht werden müsse. Er begnügte sich daher mit der thatsächlichen Freiheit der Bewegung, suchte die Autorität des Sultans niemals an, kam dessen Bedrängnis beim griechischen Aufstand zu Hilfe und ließ ihm, als er zu den Waffen griff, solange wie möglich den Ausweg, das Geschehene gutzuheißen, als wäre es auf Mahmuds Befehl geschehen. Als er in Syrien einrückte, um sich gegen dessen Pascha Recht zu schaffen, hielt er die Fiction aufrecht im Interesse des Sultans zu handeln, und als er die türkischen Heere wiederholt schlug, verbreitete er, es geschehe, um den Sultans aus Russlands Händen zu befreien, er ließ für denselben stets beten und behandelte den gefangenen Großvezier nach dem Siege von Konieh noch als seinen Vorgesetzten. „Ich werde, sagte er, ihm bis an das Gestade entgegengehen; er ist ein höherer Beamter der Pforte als ich, ich aber bin wie er ihr treuer Diener.“ Aber erst als Russland thatsächlich mit einer Flotte und 5000 Mann der Pforte zur Hilfe in Skutari erschien, ließ Mehemed-Ali sich zu Verhandlungen bereit finden und erhielt um für seinen Sohn die Paschaliks von Syrien und Adana.

England und Frankreich, welche der Bedrängnis der Pforte unthätig zusehen, waren übel zufrieden, als Russland sich nun für seine Hilfe durch den Vertrag von Unkiar-Skelessi betohlen ließ, der die Pforte ganz in seine Hand gab. Aber ihre Proteste waren vergeblich und was Aegypten betraf, so waren sie nicht einig. Frankreich, das bei der Zukunft eines so wichtigen Mittelmeerstaates sehr interessiert war, wünschte Mehemed zu seinem Schützling zu machen. England, für das der Weg nach Indien über den Landrücken von Suez in Frage kam, wollte den Pascha nicht zu mächtig werden lassen, zumal ein so furchtbarer Vasall das sicherste Mittel war, die Pforte in Abhängigkeit von Russland zu halten. Außerdem mußte England die Herrschaft Mehemed-Alis im Roten Meere fürchten, dessen beide Ufer er besaß, und es nahm deshalb, um sich den Weg nach Indien zu sichern, wo es seine Eroberungen ziemlich beendet, Aden, welches die Schlüsselstellung für die persisch-arabischen Gewässer ward. Russland aber nährte die Eifersucht der Westmächte, um eine englisch-französische Allianz zu hindern. Zu einer Krisis kam es erst, als 1839 Ibrahim aufs neue bei Keßib die Türken schlug, der Kapudan Pascha verräterisch die türkische Flotte Mehemed-Ali zuführte und gleichzeitig Sultan Mahmud starb. Russland fürchtete vor allem, daß unter dem 17jährigen Nachfolger Abdul-Mesid Mehemed-Ali den Plan vermittelten könne, den man ihm vielfach und mit Wahrscheinlichkeit zuschrieb, Großvezier eines schwachen Herrschers zu werden und als solcher die Türkei zu regenerieren, wie er es mit Aegypten gethan\*\*). So näherte das Petersburger Cabinet sich England, welches seinerseits verhüten wollte, daß die Pforte sich nochmals in Russlands Arme werfe und bot ihm freie Hand gegen Mehemed-Ali an, wogegen es Konstantinopel gegen Ibrahim schützen wolle. Darauf ging man in London nicht ein, obwohl Palmerston seltsamer Weise kein Bedenken gegen die russische Hilfe hatte, da man ja Russlands Action durch Vertrag binden würde (!) und Brunnov vertraulich zusagte, daß dann der Vertrag von Unkiar-Skelessi nicht erneuert würde. Dagegen ging man gern auf eine Verständigung ein, als Russland

\*) Die Beweise hierfür bei Protetch-Osten, Mehemed-Ali. Wien 1877.

\*\*\*) „Ich sah im Hintergrunde meines Herzens keinen anderen Wunsch, als von dem Sultan nach Konstantinopel berufen zu werden, und sein anderes Ziel, als die Wiedergeburt des türkischen Reiches.“ (Protetch S. 15.) Auch Bulwer in seinem Leben Palmerstons, der glaubt Mehemed habe die Souveränität Aegyptens erstrebt, sagt, das Ziel seines Ehrgeizes sei gewesen „to dictate as Mayor of the Palace the policy of the Porte at Constantinople“ (II. p. 255.)

jede Maßregel im voraus billigte, welche Syrien von Mehemed-Ali befreie \*). So stimmten beide Mächte zu, als Oesterreich im Januar 1840 einen Congress zur Beilegung des türkisch-ägyptischen Zwistes beantragte. Auf denselben trat der Gegenstand Englands und Frankreichs in aller Schärfe hervor. Letzteres beantragte, dem Vicekönig außer Aegypten ganz Syrien zu erblichen Besitz zu überlassen und dies Vasallenreich mit Ausnahme eines Tributs unabhängig gegen die Pforte zu stellen \*\*). England antwortete mit dem Gegenvorschlag, daß nur der Südwesttheil Syriens Mehemed-Ali auf Lebenszeit überlassen werden solle, während Aegypten allein auf seine Nachkommen übergehen würde. Diesem Widerspruch gegenüber mußten die Beratungen ohne Ergebnis bleiben, aber als dann in Frankreich Thiers ans Ruder kam, dessen Thatendrang und lebhafteste Sympathien für den Vicekönig bekannt waren, verstand sich Rußland, um England dauernd von Frankreich zu trennen \*\*\*) , zum erstenmale zu einem europäischen Gesammtact in orientalischen Dingen, den es bisher stets zu hindern gewußt hatte. Ohne Frankreichs Wissen ward der Quadrupel-Vertrag vom 15. Juli 1840 von den übrigen Großmächten mit der Pforte geschlossen, welche die Grundlage von Aegyptens künftiger Stellung geworden ist. (Martens Nouv. Rec. Gén. I, p. 156). Danach erklärt der Sultan sich bereit, Mehemed-Ali die Verwaltung des Paschalik Aegyptens erblich zu übertragen und den südlischen Teil Syriens auf Lebenszeit, falls derselbe binnen 10 Tagen nach gemachter Mitteilung dies Anerbieten annimmt und alles übrige türkische Gebiet sofort räumt. Die türkische Flotte soll herausgegeben werden, alle Verträge und Gesetze des Ottomanischen Reiches finden Anwendung auf Aegypten, nur erhält der Vicekönig das Recht Steuern zu erheben, um den festzusetzenden jährlichen Tribut und die Verwaltungskosten des Landes aufzubringen. Die gesamte bewaffnete Macht desselben bildet einen Bestandtheil der des ottomanischen Reiches und steht in dessen Dienst. Falls der Vicekönig sich weigert diese Bedingungen anzunehmen, werden die Mächte die nötigen Maßregeln ergreifen, um ihn dazu zu zwingen.

Mehemed-Ali glaubte im Vertrauen auf Frankreichs Hilfe diese Bedingungen verwerten zu können, aber Louis Philipp wagte nicht Europa den Handstreich hinzuzuworfen †) und allein gelassen, konnte der Vicekönig den ungleichen Kampf gegen die Großmächte und die Pforte nicht durchführen. Andererseits war seine Stellung doch so stark, daß Sir Charles Napier, der Alca zur Uebergabe gezwungen und Alexandrien blockirte, es auf sich nahm mit Mehemed eine Conventiou zu schließen, welche ihm gegen Rußland

\*) Dies traf mit Palmerstons Ansicht zusammen. „The more I reflect on those matters, the more I am convinced, that there is no possibility of settlement without making Mehemet withdraw into his original shell of Egypt“ (Bulwer Life II, p. 297.)

\*\*) „Réunilat (Minister des Innern unter Thiers), schrieb Palmerston später, hat die Kage aus dem Saal gelassen, indem er erklärte, Frankreich wolle durch seine Begünstigung Mehemeds eine Seemacht zweiten Ranges im Mitteländischen Meere schaffen, dessen Flotte sich mit der französischen vereinigen könne, um als Gegengewicht gegen die englische zu dienen.“

\*\*\*) Brunnow says, schreibt Palmerston an Bulwer schon am 24. Sept. 1839, that the Emperor will entirely agree to our views as to the affairs of Turkey and Egypt, and will join in whatever measures be necessary to carry those views into effect; that he will unite with us, Austria and Prussia, either with France or without her; and that though, politically speaking, he sees the advantage of having France of the party, personally he would be better pleased that the should be left out (Life II, p. 298.) Palmerston dagegen wünschte die Verständigung mit Frankreich und sagte dem französischen Botschafter, daß, obwohl die vier Mächte wahrscheinlich vorgehen würden, England lebhaft debauern würde, wenn Frankreich sich nicht anschliese, es könne doch nicht sich mit den vier Mächten übereinverstehen, um Mehemed einige Quadratmeilen in Syrien zu verschaffen. Aber er besorgte andererseits, daß wenn Rußland glaube, England fürchte Frankreich, es sich an letzteres wenden könne, um mit ihm zu einer Allianz zu kommen, welche Frankreich Aegypten und Rußland den Bosphorus sichern würde, während England gedemüthigt wäre und dem Zerfall der Türkei zusehen müßte (p. 359.)

†) Palmerston hatte dies mit Sicherheit vorausgesagt, (Bulwer II, p. 318.), da der König doch die Politik in letzter Instanz bestimme, das jetzige Frankreich sei eben nicht das des Kaiserreichs. Thiers dagegen sagte Bulwer, der König sei viel kriegerischer als er selbst (p. 326), worauf Palmerston ihm erklärte, daß wenn Frankreich den Handstreich hinwerfe, England ihn aufnehmen werde, darauf sagte L. Philipp Bulwer: M. Thiers me dit que j'ai parlé de faire la guerre, mais parler de faire la guerre et faire la guerre, sont deux choses bien différentes (p. 352.)

Syriens und Herausgabe der türkischen Flotte, den erblichen Besitz Aegyptens unter Garantie der vier Mächte sicherte, obwohl der Termin, an dessen Eingaltung der Vertrag vom 15. Juli dies Zugeständnis geknüpft, längst vorüber war. Die Mächte und die Pforte stimmten dann schließlich zu, mit der Maßgabe, daß nach Ableben des Vicekönigs der Älteste der Familie zur Nachfolge berufen werde und von der Pforte jedesmal die Investitur erhalten solle. Der jährliche Tribut wurde auf 6,900,000 Fr. festgesetzt, die Armee reducirt und die Ernennung zu den Stellen vom Obersten aufwärts dem Sultan vorbehalten. Ein weiterer Firman übertrug Mehemed die Verwaltung von Nubien, Darfur, Korduan und Senaar.

Vergleicht man die Stellung, die demgemäß Aegypten von nun an einnahm mit der, welche damals der christliche Vasallenstaat Serbien zur Pforte hatte, so findet man einen doppelten Unterschied. Der Kampf Serbiens war der Anstand eines unterdrückten christlichen Volkes unter kühnen und fähigen Führern gewesen, demgemäß sicherte ihn die Convention von Akherman (1826) unabhängige Verwaltung und Justiz, Handelsfreiheit, freien Cultus, Verbot der Türken sich außerhalb der Festungen niederzulassen, eigene Truppen und freie Wahl des Fürsten.

Die Zugeständnisse des Vertrages von 1840 kamen lediglich dem kühnen und thatkräftigen Manne zu gut, dessen persönlicher Kampf sie der Pforte abgerungen, von dem ägyptischen Volke ist nicht die Rede, vielmehr war sorgfältig jede Sonderstellung des Landes zurückgewiesen, ja der Vicekönig selbst war in dem Firman „mein Bezir“ genannt. So viel mächtiger Mehemed-Ali also auch war als Fürst Milosch, so war Aegypten selbst viel weniger selbständig als Serbien.

Der zweite Unterschied war der, daß die Stellung Serbiens nur durch einen Vertrag der Pforte mit Rußland gesichert war, während der von 1840, nachdem Frankreich nachträglich beigetreten war\*, mit sämtlichen Großmächten geschlossen wurde, ohne ihre Zustimmung also auch nicht abgeändert werden konnte, dadurch kam die internationale Stellung Aegyptens zum erstenmal zum klaren und bindenden Ausdruck.

Die nächste Zukunft des Landes war friedlich, auf Mehemed-Ali folgte 1849 sein Enkel Abbas Pascha, ein orientalischer Despot schlechtester Art, unter Said Pascha (1854—63) kämpfte das ägyptische Contingent im Krimkrieg mit der Hat-i-Hamayan ward wie früher der Hattischerif von Gülhane in Aegypten mit Gesetzeskraft verkündet, wenn auch mit dem elastischen Vorbehalt „je nach den Forderungen der Dertlichkeit und den Grundsätzen der Gerechtigkeit.“ Ismael Pascha, der Nefse Saids strebte nach der Unabhängigkeit und erreichte durch Geld nahezu das, was Mehemed mit den Waffen nicht hatte erreichen können. Durch gewaltige Bestechungen in Konstantinopel und allmähliche Erhöhung des Tributes auf 18% Mill. Fr. erlangte er eine Reihe von Firmans, welche ihn fast unabhängig machten. Wirksam unterstützte ihn hierbei der damalige russische Volschaster Ignatiow, dem diese Zugeständnisse als Grundlage für ähnliche Forderungen dienen sollten, die er für christliche Vasallenstaaten zu erheben gedachte. 1866 wurde ihn, der nun den Titel Khebive (Großherr) führte, die Erbllichkeit nach Erstgeburt in directer Linie zugestanden, 1870 das Recht Handelsverträge zu schließen, 1873 ward in einem Firman, der alle früheren ersetzte, dies auch auf andere Verträge ausgedehnt, wenn auch unbeschadet der Verträge der Pforte mit fremden Mächten, die civile und finanzielle Unabhängigkeit ward zugestanden, die Abschaffung der Consular-Gerichtsbarkeit erlaubt und endlich erhielt der Khebive die Militärhoheit, welche wenig dadurch beschränkt ward, daß die Zustimmung der Pforte zum Bau von Panzerschiffen vorbehalten war und Land- wie Seetruppen die Fahnen des osmanischen Heeres zu führen hatten. Der Pforte blieb also nur der Tribut, die Pflicht Aegyptens, sie im Kriege durch Hilfstruppen zu unterstützen und die Bestimmung, daß die Münzen im Namen des Sultans geprägt würden.

Aber noch ein großer Wechsel vollzog sich unter Ismaels Regierung. Mehemed-Ali hatte Aegypten innerlich soweit selbständig machen wollen, daß es europäische Mann-

\* Frankreich hatte eben Mehemed-Ali für stark genug gehalten sich zu behaupten, dies gab Guizot offen zu und hielt es deshalb für geboten nachzugeben, als die Voraussetzung nicht zutraf.

facturen entbehren konnte, er gründete Fabriken, welche bald nicht nur dem Bedarf des Landes genügten, sondern durch seine Karawanen ihre Erzeugnisse in Arabien, Mesopotamien, Persien, ja bis ins Herz Asiens verkührten. Der thatsächliche Ausschluß der Waren Englands, der die Folge war, trug nicht wenig zu dessen Feindschaft gegen Mehemed-Ali bei. Said-Pascha dagegen begann Europäer ins Land zu ziehen und unter Ismael kamen sie in Scharen. Sir Charles Dillke hat sie kürzlich auf 30,000 Griechen, 15,000 Italiener und Franzosen, 4000 Engländer und 4000 Deutsche und Oesterreicher geschätzt, unstreitig haben sie sehr durch Capital und Intelligenz beigetragen, die Hülfquellen des Landes zu entwickeln, aber eben sowenig läßt sich verkennen, daß es nicht immer die besten europäischen Elemente waren, die sich nach Aegypten zogen, was namentlich von der zahlreichsten Colonie der Griechen gilt.

Das folgenschwerste Ereigniß dieser Regierung aber war die Erbauung des Suez-Kanals. Das Verdienst, diesen großartigen Plan entworfen und durchgeführt zu haben, wird stets Herrn v. Lesseps bleiben, wenn auch der Rhedive und Napoleon III. ihn wirksam unterstützten. Nachdem der erstere für den Gedanken gewonnen und die Kosten der Vorarbeiten auf sich genommen, suchte Lesseps zuerst die Unterstützung des englischen Handelsstandes zu erreichen und ward auf einer Rundreise in den wichtigsten Städten günstig aufgenommen, aber Lord Palmerston trat dem Project sofort entschieden entgegen und ließ ein dickes Klaubuch drucken, um allen englischen Capitalisten zu beweisen, daß die Sache unmöglich sei und sie nur ihr Geld verlieren würden, wenn sie sich bei der Actienzeichnung beteiligten. Ihm kam dabei Stephensons Autorität zu Hilfe, der die Hindernisse des Planes für unüberwindlich erklärte und darauf hinwies, daß die Studien, welche die holländische Regierung früher habe vornehmen lassen, zu einem negativen Ergebnis geführt hätten. Segelschiffe würden 21 Tage mehr brauchen als um das Cap und für die Dampfschiffe werde die Zeitersparniß durch vermehrten Kohlenverbrauch und erhöhte Versicherungsprämien wegen des gefährlichen Noten Meeres aufgewogen. Trotzdem daß demzufolge Englands kaufmännische Welt sich ganz zurückhielt, begann Lesseps seine Arbeiten. Indeß in der Concession war die Genehmigung der Pforte vorbehalten, (quant aux travaux relatifs au creusement du Canal de Suez, ils ne seront commencés qu'après l'autorisation de la Sublime Porte) da Ismael damals noch nicht die Erweiterung seiner Rechte durchgesetzt hatte und den Beginn der Arbeiten gegen den Sultan nur damit entschuldigte, daß dies nur „des simples travaux préliminaires d'exploration“ seien, worauf denn der Sultan mit dem Verbot aller eigentlichen Arbeiten bis zu seiner Entscheidung antwortete. Palmerston setzte alles in Bewegung, um die Gewährung des Firmans zu hintertreiben. Die Vermutung von G. Kohls\*), es sei ihm damit nicht ernst gewesen und er habe vielleicht den Bau absichtlich von Frankreich ausführen lassen, um sich desselben nach gemachtem Experiment zu bemächtigen, ist vollkommen hinfällig und die Motive der englischen Haltung sind durchaus begreiflich, wenn sie auch durch die Folge widerlegt wurden. Es war wesentlich mit englischem Gelde eine Eisenbahn von Alexandrien nach Suez gebaut, welche die Beförderung von Truppen nach Judien über die Landenge sicherte, aber durch den Kanal unterbrochen ward, außerdem hatte die Concession der Gesellschaft ein Gebiet von mehreren Quadratmeilen am Roten Meere überlassen, und da das Werk von einem Franzosen unter dem Schutze Napoleons, dessen Bündnis mit England sich sehr gelockert hatte, unternommen ward, so fürchtete Palmerston, die Ausführung werde die Pläne von Thiers verwirklichen, welche er 1840 durch den Quadrupelvertrag hintertreiben, Aegypten unter Frankreichs Einfluß bringen und von der Pforte losreißen. Im Parlamente erklärte der Lord: „Das Unternehmen ist unmöglich, ohne eine Ausgabe die so groß, daß keine Aussicht auf Rentabilität vorhanden, aber der Plan (schon) ist den Interessen dieses Landes feindlich, da es die Trennung Aegyptens leichter macht.“ Gladstone freilich bekämpfte diese Politik als „unwarrantable and selfish.“ Das Drama ging nun nach einem angelegten Plane vor sich.

\*) Deutsche Rundschau, Sept. 1882.

Der Pascha, von Frankreich gepreßt, erlaubt Herrn von Lesseps „vorläufige Studien“ zu dem Kanalbau, bis der Ferman des Sultans eingegangen. Der Sultan, von England gepreßt, verweigert den Ferman. Herr v. Lesseps, von Paris dirigiert, fängt auf Rechnung der vorläufigen Studien an zu graben. Der Pascha drückt ein Auge zu. Lesseps zeigt in der „Presse Egyptienne“ an, daß die Arbeiten begonnen hätten. Der Pascha schickt einen amtlichen Widerspruch an die Zeitung; der Rebacteur, dirigiert von dem französischen Consul, verweigert die Aufnahme und läßt darüber sein Blatt suspendieren. England setzt dem Pascha zu und unterm 9. Juni erscheint endlich eine Circularnote an die Consuln mit der Anzeige, daß die Regierung Arbeiten, wie die begonnenen, nicht als vorläufige Studien betrachten und daher bis zum Eingang des Fermans nicht erlauben könne, zugleich mit einem Verbot an Lesseps. Dieser will es auf Gewalt ankommen lassen. In einer Unterhaltung mit Consul Green hatte der Vicelkönig erklärt, einer der Gründe, weshalb er das Unternehmen begünstige, sei, durch dieses Civilisationswerk die Teilnahme der Welt für seine Dynastie und dadurch die Erblichkeit der Thronfolge zu gewinnen. Green macht ihm bemerlich, daß er seinen letzten Zweck sicher erreichen werde, wenn er sich die Unterstützung Englands gewönne, und diese könne er nicht sicher erwerben, als indem er den Kanalbau hintertreibe. Ohne die Wirkung dieses Säftchens in Kairo abzuwarten, brante man daraus eine Dosis für den Sultan. Der englische Botschafter Pultver berichtete ihm die Unterhaltungen zwischen Green und dem Vicelkönig mit einer Färbung, als ob der letztere damit umgehe, sich unabhängig zu machen; und hier war die Wirkung drastisch. Wafa Bey wurde nach Aegypten geschickt, mit der Anweisung, die Arbeiten, denen man in Konstantinopel bisher durch die Finger gesehen, sofort sistieren zu lassen, nötigenfalls mit Gewalt. Die Nachricht dieser Sendung ging gleichzeitig nach London und ihr erwartetes Resultat wurde von englischen Blättern als Factum verkündet: die Arbeiter seien von der bewaffneten Macht vertrieben worden. In der That aber war diese Entscheidung durch die Geistesgegenwart und Gewandtheit des leitenden Ingenieurs ein wenig verzögert worden, lange genug, um die doppelte Intrigue zu entbeden und in Konstantinopel zu entfüllen. Der Sultan widerrief seinen Befehl und schlug in dem Wunsche, die Verantwortung gegenüber England los zu werden, auf Anregung von Oesterreich vor, er wolle den Ferman davon abhängig machen, daß die Mächte die Neutralität des Kanals garantierten. England machte eine Zeitlang Niene darauf einzugehen und lehnte dann in schroffer Weise die Garantie ab. Die Arbeiten gingen indessen ihren Gang und constatirten die leichte Ausführbarkeit des Baues. Auch die englische Regierung mußte sich davon durch einen Beamten überzeugen, der im Sommer 1860 die ganze Linie incognito bereifte.

Aber erst im Mai 1864 gab die Pforte ihre Zustimmung, indem Lesseps sich dazu verstand, die Zwangsarbeit der Fellahs, durch die der Aebide ihn unterstützt, aufzugeben, wofür letzterer nach einem Schiedspruch Napoleons der Gesellschaft eine große Entschädigung zahlen mußte. Der Sultan sandte dann freilich, um seine Oberherrlichkeit zu constatieren, zur Eröffnung des Kanals 1869 ein Geschwader nach Aegypten, dessen Befehlshaber sich als der Vertreter einer souveränen Macht in eigenen Gewässern zeigte und demgemäß einige Kooten auf sein Flaggenschiff gefangen setzte. Aber das große Werk war vollendet und ward mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Die Verbindung des Mittelmeeres mit dem Roten Meere ohne vermittelnde Schleusen, ohne Zwischenbauten und bedingte Stationen war zur Wahrheit geworden, 40—50 Schiffe hatten den mehr als 21 deutsche Meilen langen Weg von Port Said bis Suez ohne Schwierigkeiten zurückgelegt. Gleichwohl bestritten noch damals die gewiegtesten Techniker die Rentabilität, so berechnete der ausgezeichnete hamburgische Wasserbaudirector Palmann die Kosten der Verwaltung und Verzinsung auf 22 Millionen und meinte, daß diese schwerlich jemals durch die Einnahmen an Tonnengeldern aufgebracht werden könnten, wonach also für die Actionäre gewiß nichts übrig bleiben werde. Der Erfolg widerlegte diese Voraussetzungen auf das glänzendste und mit demselben verschwanden auch die Mängel, an denen der Kanal durch zu scharfe Curven, zu geringe Tiefe u. s. w. anfangs litt.

Der Transitverkehr des Suezkanals wird für die zwölf Jahre seines Bestehens aus folgender Tabelle ersichtlich:

Jahre	Zahl der Schiffe	Brutto-Tonnen- Gehalt	Erhöbete Schiffs- Gebühren	
1870	486	435,911	5,159,328	Frcs.
1871	765	761,467	8,993,732	"
1872	1082	1,439,169	16,407,591	"
1873	1373	2,085,672	22,897,319	"
1874	1164	2,423,672	24,859,785	"
1875	1494	2,940,708	28,886,302	"
1876	1450	3,672,107	29,474,998	"
1877	1663	3,418,949	32,774,344	"
1878	1593	3,291,535	31,098,229	"
1879	1477	3,236,042	29,686,060	"
1880	2026	4,344,519	39,840,487	"
1881	2727	5,794,401	61,274,352	"

Es haben sich 24 Nationen an der Kanalschiffahrt beteiligt. Von diesen steht die englische weitaus obenan. Von der Gesamttonnengahl (3,236,000) gingen im Jahre 1879 allein 2,508,000, also 77 Procent, von 4,344,000, im Jahre 1880 nicht weniger als 3,446,431, also 79 Procent und von 5,794,000 im Jahre 1881 endlich 4,792,000, also 82 Procent, unter englischer Flagge. Wenn sich nun noch der australische Handel mehr der Suez-Route zuwendet, so ist anzunehmen, daß in Zukunft die englische Handelsflotte nicht bloß  $\frac{4}{5}$ , sondern  $\frac{9}{10}$  oder  $\frac{19}{20}$  der gesamten den Kanal passierenden Güter befördern würde. Frankreich steht in der Reihe an zweiter Stelle, wird aber fast von Holland erreicht.

Zu den Fortschritten unter Ismaels Regierung gehören ferner die durch den nordamerikanischen Krieg hervorgerufene Ausdehnung des Baumwollensaus und die Justizreform.

Was letztere betrifft, so war die Beschränkung der Consulargerichtsbarkeit unstreitig ein Fortschritt, die Pforte hatte dieselbe seit dem Pariser Frieden vergeblich angestrebt, weil sie trotz aller Reformversprechungen den Mächten nicht die Zuversicht gewähren konnte, daß Christen von dem Kadi unparteiische Rechtsprechung zu erwarten hätten. Nichtsdestoweniger läßt sich nicht verkennen, daß diese Consulargerichtsbarkeit große Schattenseiten hat. Die Consuln im Orient üben thatsächlich einen Teil der Regierungsmacht des Gebiets Herrn aus. Ursprünglich waren ihnen ihre Nationalen einfach unterworfen, heute sind sie vielmehr deren Vertreter, ja häufig Werkzeuge ihrer Interessen. Die europäischen Kolonien im Orient bestehen aus sehr verschiedenen Elementen, unter denen oft manche recht zweifelhaften Charakters sind, Leute deren ganzes Streben darauf geht, rasch ein Vermögen zu machen, und zu den eigentlichen Nationalen kommen eine Menge Eingeborne, die sich unter irgend welchen Vorwänden unter den Schutz des Consuls zu stellen gewußt haben. Diese Kolonien bilden einen Staat im Staate, vor ihnen hört einheimische Polizei, Justiz und Besteuerung so gut wie auf, wenigstens hat die Landesbehörde gegen ihre Mitglieder kein Zwangsrecht und wiederum liegen die verschiedenen Consulate über ihre gegenseitige Competenz fortwährend im Streite, woraus oft ernste Verwicklungen hervorgehen.

Nachdem nun Ismael Pascha durch den Ferman von 1873 sich volle Freiheit der Bewegung verschafft, ging das ganze Bestreben seines fähigen Ministers Rubar Pascha dahin, die Consulargerichtsbarkeit möglichst zu beseitigen, und es gelang ihm, die Zustimmung der europäischen Mächte zur Einsetzung von drei internationalen Gerichtshöfen erster Instanz und einem Appellhof zu erreichen. Die wesentliche Beseitigung der bisherigen 17 Consularjurisdictionen war eine große Verbesserung und die gemütheten Gerichtshöfe haben ihre Aufgabe mit Unparteilichkeit erfüllt. Da ihnen in Civilsagen auch die Regierung und der Khebid, was seine Domänenverwaltung betrifft, unterworfen war, so hielten sie ihre Competenz aufrecht, als der Khebid willkürlich die Vergugs-



zinsen der ägyptischen Schatzanweisungen von 12 auf 5 Procent herabsetzte und dieselben einer gezwungenen Consolidation unterwarf. Die Regierung beklagte sich hierüber als Eingriff in die legislative Gewalt, aber der Appellhof entschied, daß sie nicht berechtigt sei, sich im Wege einseitiger Verordnung ihren Verbindlichkeiten zu entziehen, die contrahierenden Mächte stimmten dem zu, und der Khedive mußte sich fügen. Schattenseiten hatten diese gemischten Gerichte freilich auch, die Rechtsbücher, nach denen geteilt ward, waren französischen und italienischen Mustern nachgebildet und den Einheimischen unverständlich, verhandelt ward gleichfalls in französischer oder italienischer Sprache, das Arabische war ausgeschlossen, der Einheimische war also ganz in Händen seines Anwalts und konnte den Debatten nicht folgen, die einheimischen Richter, die schon an sich in der Minorität waren, spielten ihren überlegenen Collegen gegenüber eine schwache Rolle.

War indeß diese Neuerung immerhin ein wirklicher Fortschritt, so geriet die innere Verwaltung des Landes unter Ismael Pascha in die traurigste Lage. Mehemed-Ali hatte die Einnahmen von 4 auf 100 Mill. Fr. gebracht, schon damals war der Steuerdruck so groß, daß eine zahlreiche Auswanderung begann, indeß abgesehen von den Kriegen ward das Geld für das Land verwandt, das sich rasch hob. Der Khedive aber beehrte die genommene Freiheit, um ungeheure Anleihen zu machen, die teilweise ganz unproductiv vergeudet, teils für Anlagen verwendet wurden, welche an sich zwar productiv, aber überreift, unpassend für den Zustand des Landes waren und deshalb zu einem Deficit führten. So baute der Vizekönig gewaltige Zuckerraffinerien, ehe der Anbau des Zuckerrohres hinlänglich fortgeschritten war, um hinreichenden Rohstoff zu liefern. Die Fabriken wurden nicht inmitten der Plantagen, sondern an der Eisenbahn angelegt, so daß das Rohr meilenweit transportiert werden mußte. Daher konnte trotz der drückenden Frohnarbeit, zu der die Fellahs in großer Zahl gepreßt wurden, das Unternehmen nicht rentieren; während man, um sich einen Markt zu schaffen, den Zucker in London unter dem Herstellungspreis verkaufte, konnte französischer Zucker trotz eines Eingangszolls von 8 Procent in Alexandrien selbst dem ägyptischen Concurrerz machen. Die kostspieligen Anlagen aber waren einmal gemacht, fast 20,000 Hektaren mit Zuckerrohr bepflanzt, während alles auf den Baumwollenbau hinwies, der sich ohne künstliche Treibeirei während der Regierung Ismael Pascha's verdreifacht hatte. Ganz unproductiv waren die Millionen geblieben, welche für Bestechungen in Konstantinopel, Paläste, Theater, großartige Feste (die Einweihung des Suez-Kanals soll allein 25 Mill. Fr. gekostet haben) und Kriege ausgegeben wurden, die Eroberung Darfurs, die Expeditionen nach den großen Seen und gegen Abyssinien sind ökonomisch ganz ohne Resultat geblieben. Der Khedive versicherte stets, den Sklavenhandel unterdrücken zu wollen, aber das hinderte ihn nicht, der größte Sklavenbesitzer im Lande zu sein, und obwohl die öffentlichen Sklavenmärkte aufgehoben waren, konnte man überall den Verkauf und Transport von Sklaven sehen. Die Besteuerung dehnte sich auf alles aus, woraus eine rohe Finanzwirtschaft einen Ertrag zu pressen vermag, namentlich waren alle Nahrungsmittel hoch belastet und wie man dabei verfahren, zeigt Cave's Bericht über die Grundsteuerablösung, Mutabelah von 1871. Durch ein Gesetz ernächtigte man damals die Grundbesitzer, die Grundsteuer bis zur Hälfte abzukaufen, indem sie den sechsfachen Jahresbetrag derselben, sei es auf einmal, sei es binnen 6 Jahren zahlten; da es aber den meisten kleinen Grundbesitzern unmöglich war, solche Summen aufzubringen, verlängerte man den Termin auf 12 Jahre und gewährte noch  $8\frac{1}{2}\%$  Rabatt. Diese Operation war für die zahlungsfähigen Grundbesitzer vorteilhaft, indem sie für den  $5\frac{1}{2}\%$ -fachen Betrag ihrer jährlichen Grundsteuer dieselbe auf die Hälfte verminderten, aber rüms für den Staat, der 1874 die Hälfte der Steuer mit 2,634,824 Pfd. St. verlor und feierlich versprochen hatte, die losgekaupte Hälfte niemals wieder mit Auflagen zu belasten. Außerdem ist der Zweck durch die Maßregel, ein Kapital zur Tilgung der schwebenden Schuld zu gewinnen, nicht einmal erreicht, denn zufolge der langen Hinausschiebung der Zahlungstermine haben die erzielten Beträge nur zur Bezahlung der enormen Zinsen gereicht. Auf solche Weise wurden die dauernden Hilfsquellen der Zukunft für die dringenden Bedürfnisse des Augenblickes geopfert. Dazu nun eine Verwaltung, in der alles stahl, vom Pascha bis

zum Türchüter waren alle Beante jeden Augenblick absetzbar und, sagt Cave, „die Erfahrung hat gezeigt, daß die Unehrlichkeit fast stets straflos bleibt, während Unabhängigkeit, Pflichtgefühl und Widerstand gegen die Unterschlagung und Nachlässigkeit, welche überall herrschen, Intriguen veranlassen, welche zur Ungnade der gewissenhaften Beamten führen. Auch solche also, die mit den besten Absichten eintreten, werden durch die Hindernisse, denen sie begegnen, bald irre. Der Staatsdiener sucht nur zu oft in Aegypten, ähnlich dem römischen Proconsul, aus seiner Stelle so viel als möglich herauszuschlagen, so lange er sie inne hat, und man sieht das schamlose Gebaren von Menschen, die sich aus dem öffentlichen Dienst nach wenig Jahren mit einem großen Vermögen zurückziehen, obwohl ihr Monatsgehalt 40 Pfund Sterling war, aber sie haben mit der einen Hand den Schatz geplündert, mit der andern den Bauer den Däuer ausgepreßt.“ Während eine solche Wirtschaft nur zu sehr Abenteuer aus aller Herren Länder anzog, so ist es begreiflich, daß sie jedes geordnete Rechnungswesen unmöglich machte, alle Register und Tabellen waren lückenhaft, bald berechnete man Waren nach Gewicht, bald nach ihrem Umfang, bald nach Ballen, hier maß man nach dem koptischen, dort nach dem gregorianischen Jahr, in den Ausweisen warf man die heterogensten Sachen zusammen, bei keiner Einnahme stimmte das Soll mit dem Ist, die Zölle von Alexandrien allein hätten nach dem Verzeichniß der Einfuhr 558,727 Pfd. St. bringen sollen und die gesamte Zolleinnahme des ganzen Landes hatte in Wirklichkeit nur 541,215 Pfd. St. betragen. Bei einer solchen Wirtschaft konnte Aegypten, so unendlich es Fortschritte gemacht hat, nicht gedeihen, aber der bedeutendste Punkt lag in seiner Schuldenlast, welche mehr als die Hälfte der Einkünfte verschlang, die einzelnen Anlehen kosteten an Zinsen und Tilgung jährlich von 10,87 bis 13,36%, und dabei hatte der Staat für ein nominelles Kapital, das aber die wirkliche Schuld bildete, von 65 Mill. Pfd. St. etwa 45 1/2 Mill. wirklich erhalten, für das letzte Anlehen von 32 Mill. (1873) z. B. nur 20,740,077, wovon noch wieder 9 Mill. in Obligationen der schwebenden Schuld eingezahlt wurden, während diese noch 1876 18 1/2 Mill., also das Doppelte der Jahreseinnahmen betrug.

Unter solchen Umständen war der Bankrott nur eine Frage der Zeit. Im Jahre 1874 hatte der Rhevide sich für die Organisation seines Handelsministeriums zwei englische Beamte erbeten und hatte dieselben erhalten; im Herbst 1875 begannen seine Verlegenheiten wegen Zahlung der Schuld-Zinsen drückend zu werden, er wandte sich aufs neue nach London und erbat sich einen höheren Beamten zur Ordnung seiner Finanzen. Die englische Regierung glaubte dem nicht einfach willfahren zu können, weil die Sendung eines ihrer Beamten eine moralische Verantwortlichkeit einschließen würde, welche sie nicht übernehmen wollte, ohne genauer über den eigentlichen Stand der Finanzen Aegyptens unterrichtet zu sein. Man erwiderte also in diesem Sinne und stellte die Sendung Caves in Aussicht.

Inzwischen war die Not in Aegypten gestiegen, man stand dicht vor dem Termin der Zinszahlung und vermochte nicht dafür Geld aufzutreiben. Da machte Beaconsfield seinen großen Schlag, indem er die in Besitz des Rhevide befindlichen 176,000 Suez-Actien für 4 Mill. Pfd.-St. kaufte, freilich ohne Coupons, da Ismael bei Uebernahme der Actien vertragmäßig auf längere Zeit auf Dividenden verzichtet hatte. England hatte sich von ihm zwar einen jährlichen Zins von 5 Proc. ausbedungen, aber dies änderte nichts daran, daß die Actien erst 19 Jahre nach Abschluß des Geschäftes dividendenberechtigt wurden und demgemäß nach den Statuten England bis dahin kein Stimmrecht in der Kanalgesellschaft hatte. Indes Hr. Lesseps, der die unwillkommene Thatsache nicht rückgängig machen konnte, da Frankreich nicht in der Lage war sich zu widersetzen, vielmehr sich zum sie vos non vobis resignieren mußte, sah ein, daß es ratsam sei, sich England zum Freunde zu machen und kam ihm dahin entgegen, daß der britischen Regierung eine Vertretung von 10 Stimmen (der höchsten Zahl, über die ein Actionär verfügen darf) zugestanden und außerdem die Vermehrung der Mitglieder des Verwaltungsrates von 21 auf 24 beliebt wurde, was die Aufnahme von drei Vertretern Englands ermöglichte. Dagegen machte letzteres das Zugeständnis, daß die sarktaxe, welche 1873 nach dem Beschluß einer internationalen Conferenz auf dem Suez-Kanal

von den durchfahrenden Schiffen erhoben werden durfte, bis die Gesamttonnenzahl derselben 2,600,000 erreichen würde, nicht auf Grund der Steigerung der Tonnenzahl, sondern in bestimmten, im voraus festgesetzten Perioden herabgesetzt werden sollte und erreichte die Zustimmung der übrigen Mitglieder der erwähnten Conferenz hierzu.

Bei der abhängigen Stellung, in welche der Kheive durch dies Geschäft zu England geriet, konnte er nimmehr die Mission Caves nicht wohl ablehnen, nahm denselben aber als einen unwillkommenen Eindringling mehr als kühl auf, da er keineswegs eine Prüfung seiner Finanzen durch einen unabhängigen Beamten einer fremden Regierung wollte, sondern von England einen technisch geschulten Mann verlaugte, der in seine Dienste treten sollte. Die Ausgabe Caves ward noch erschwert durch die Stellung Frankreichs, dessen Eifersucht in hohem Grade durch den Verkauf der Suez-Actien erregt war und dessen Regierungskreise in naher Beziehung zum Crédit foncier standen, der große Summen ägyptischer Schatzbonds in seinem Portefeuille hatte. Um England den gewonnenen Vorsprung möglichst abzulaufen, entbandte der Herzog Decazes, da der bisherige General-Consul Marquis de Cazeaur sich in Aegypten sehr unbeliebt gemacht hatte, Herrn Dutrey als außerordentlichen Agenten, der sich die Aufgabe stellte, den Kheive zu Frankreich herüberzuziehen, indem er ihm bessere Bedingungen in Aussicht stellte.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen that Cave das Mögliche, er verschaffte sich wenigstens einen ungefähren Einblick in die finanzielle Lage, machte aber seiner Regierung gegenüber kein Hehl daraus, daß auf wirkliche Besserung nur zu rechnen sei, wenn der Kheive sich einer Controle Englands unterwerfe, welche einem Protectorate desselben ziemlich gleichkam.

Er schlug eine Consolidation der Anlehen in der schwebenden Schuld in eine einheitliche 7procentige Schuld vor, die bis 1926 zurückzahlen wäre, bemerkte aber, daß die Beschaffung des dazu nötigen Kapitals nur möglich sei, wenn ein vertrauenswürdiger Mann an die Spitze des Centraldepartements gestellt würde, an welches alle für die Verzinsung nötigen Fonds gezahlt werden müßten, und welches das ganze Steuerwesen beaufsichtigen würde. Obwohl nun die von England gezahlten Millionen wie ein Tropfen auf dem heißen Stein verschwunden waren, wollte doch der Kheive davon nichts hören und verließ sich auf die Hilfe der Franzosen. Indessen war das englische Ministerium etwas über die lähnen Pläne, welche die öffentliche Meinung ihm zuschrieb, erschrocken, wollte eine Spannung mit Frankreich vermeiden und suchte die Sache auf internationalen Boden zu leiten. Man sandte daher nach Caves Rückkehr Herrn RIVERS Wilson nach Aegypten, der sich mit dem französischen Agenten Herrn WILLET und dem italienischen früheren Finanzminister Scialoja über eine gemeinsame Control-Commission verständigen sollte. Wäre dies gelungen, so würde, wie aus einer Depesche Lord Derbys an den General-Consul Stanton hervorgeht, das Ministerium nicht abgeneigt gewesen sein, die Intervention englischer Kapitalisten zu vermitteln, welche die nötigen Summen zu 5 Proc. gegeben hätten, während der Kheive seinen auswärtigen Gläubigern mehr als 7, den inländischen 12 Proc. zahlte. Aber Wilson erkannte bald, daß der Kheive keine wirksame Controle wollte, sondern daß die Einsetzung der Commission ihn nur ein Anlehn ermöglichen sollte; so hielt er durchaus richtig daran fest, daß die Regierung nicht durch den Eintritt eines ihrer Beamten in eine machtlose Commission die englischen Kapitalisten verleite, an eine Sicherheit zu glauben, die thatsächlich nicht bestand. England zog sich darnach zurück und überließ Frankreich den wohlfeilen Triumph, dem Kheive augenblicklich zu helfen und ihn dadurch in der Hand zu haben; es sah sicher voraus, daß dies nur eine kurze Zeit währen könne.

Die Mißwirtschaft ging weiter und durch den Krieg mit Abyssinien, sowie durch die Entsendung des Hilfscorps gegen Rußland, stieg die Schuld so, daß der Kheive sich doch wieder an England wenden mußte, das nimmehr sich mit Frankreich über eine gemeinsame Intervention verständigte. Zunächst gingen Göschen und Joubert nach Aegypten, um möglichst ein Abkommen für die Gläubiger zu stande zu bringen. Der Plan war, daß dieselben bis 1886 1 Proc. ihrer Zinsen aufgeben sollten, welches zur

Abtragung zu verwenden war, die Daira- oder der Domänenbesitz ging an den Staat über und um deren Schuld zu tilgen wurde die außerordentliche Grundsteuer angewiesen, während der Rhedive eine feste Civilliste erhielt. Die Verzinsung der Schuld ward auf feste Einnahmen begründet. Das Wichtigste aber blieb, die Einhaltung des Planes zu erzwingen; die Commissare verlangten also die Anstellung zweier hoher Beamten, von denen der englische General-Controleur die Einnahmen, der französische General-Auditeur die Ausgaben unter sich haben sollte, das ganze Arrangement sollte unter die internationalen Gerichtshöfe gestellt werden, bei denen jede Verletzung desselben klagbar gemacht werden konnte. Nach langem Sträuben unterwarf sich der Rhedive und stellte den von ihm früher entsetzten Kubar Pascha an die Spitze eines Ministeriums, in welchem als Finanzminister ein Engländer, Herr Rivers Wilson, als Minister der öffentlichen Arbeiten ein Franzose, Herr v. Blignières, Platz nahmen. Dieser Verwaltung gelang es zunächst, ein Abkommen mit den Gläubigern zu schließen, wodurch diese sich zu einer weiteren Herabsetzung der Zinsen von 6 auf 5 Procent verstanden, und ein Anlehen mit Nothschild auf die Güter der Daira zu negociiren, durch welches den dringenden Verlegenheiten des Augenblicks abgeholfen werden konnte.

Die neuen Minister waren nicht müßig. Herr v. Blignières beschränkte die Zwangsarbeit der Fellahs und hob zugleich das Privilegium der Europäer und großen Eigentümer auf, deren Bauern bisher von den Frohnden ganz frei gewesen waren. Kubar Pascha arbeitete eifrig auf die Organisation unabhängiger Provinzialgerichte hin, welche der Willkür der Verwaltung steuern sollten. Hr. Wilson bereitete eine Reform der Steuern und ihrer Verwaltung vor, die bisher in tiefster orientalischer Corruption gesteckt hatte. Alles dies mußte freilich viel Unzufriedenheit unter denen erregen, welche von den bisherigen Mißbräuchen Vorteil gezogen, und Ismael Pascha, der sich natürlich nur sehr ungern unter diese europäische Vormundschaft begeben, nährte das Mißvergnügen gestiftet, indem er die entlassenen Officiere der von 13,000 auf 7000 reducirten Armee und die abgesetzten Beamten darauf verwies, daß die ihm ausgebrungenen Minister an allen schuld seien. Unglücklicher Weise erklärte in dieser kritischen Lage der englische Schatzkanzler Sir Stafford Northcote im Unterhause, Wilson sei leiblich Beamter des Rhedive und könne von demselben jederzeit entlassen werden. Dieser Wink war für Ismael Pascha nicht verloren, zumal er darauf rechnete, daß England, welches in Afghanistan wie im Zulusande engagirt war, nicht handeln werde, wenn er sich den Verbindlichkeiten entziehe, die er gegen dasselbe wie gegen Frankreich übernommen. Ein offenbar angezettelter Aufruhr, in dem sich angeblich der nationale Unwille über das fremde Regiment Luft machte, und in welchem den beiden Ministern übel mitgespielt ward, gab den Anlaß zur Entlassung Kubar Paschas und, während der Rhedive noch am 9. März dem Cabinet „le concours le plus complet et le plus loyal pour le fonctionnement du nouvel ordre de choses“ zugesagt hatte, enthob er am 22. April die Herren Wilson und de Blignières ihrer Aemter, durch ein Decret setzte er die Erkenntnisse der internationalen Gerichtshöfe bei Seite unter dem Vorwand, daß sie sich in die Verwaltung gemischt hätten.

Es war ein solcher Schlag ins Gesicht für die beiden Westmächte, daß man anfangs an eine unmittelbare Intervention derselben glaubte. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärte die Porte sich bereit, Ismael Pascha abzusetzen; aber England und Frankreich konnten sich über die Art der Intervention nicht verständigen, und eben darauf hatte der schlaue Erbe der Pharaonen gerechnet, der gleichzeitig Talaat-Pascha nach Konstantinopel mit 15 Millionen Francs sandte, die den leeren Kassen des Großherrn sehr willkommen waren.

Obwohl nun die englische Regierung betonte, daß nichts vorgefallen, was ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich ändern könne, machte sich in der Herru Waddington nahestehenden Pariser Presse doch eine starke Gereiztheit gegen England geltend. Man sagte, unstreitig habe demselben freigestanden, sich überhaupt nicht in die ägyptischen Angelegenheiten zu mischen, es habe dies jedoch im Einvernehmen mit Frankreich gethan; jetzt aber, wo der Rhedive sich geradezu von den beiden Regierungen

gegenüber eingegangenen Verpflichtungen loszugesagte, weigerte man sich in London zu handeln und bringe Frankreich somit in die demüthigende Stellung, der Herausforderung des Mikfürsten zuzehen und die sichere Schädigung seiner Gläubiger erwarten zu müssen. Der Einwand, daß der Khevide auf Proteste nichts geben werde und England sich nicht auf eine neue Expedition einlassen könne, sei hinfällig, da das Erscheinen eines vereinten Geschwaders, eventuell eine Blockade, ihn rasch zum Nachgeben bringen würde.

Die anderen Mächte hatten sich bisher zurückgehalten, namentlich hatte Deutschland geglaubt, sich nicht in diese Verhältnisse mischen zu sollen, so lange die Wahrscheinlichkeit eines Einschreitens der in erster Linie interessirten Westmächte noch vorhanden war. Als aber diese Aussicht verschwand und die Gereiztheit gegen England in Frankreich sichtlich stieg, ja man ersteres beschuldigte, es wolle absichtlich den vollständigen Zusammenbruch in Aegypten herbeiführen, um sich dann des Landes zu bemächtigen, sah Fürst Bismarck, der damals allen Grund hatte ein gutes Verhältniß der Westmächte zu wünschen, weil dadurch Frankreich in maßvollen Bahnen gehalten wurde, daß der Augenblick zum Handeln gekommen sei. Auf den Vorschlag des damals im Auswärtigen Amte thätigen früheren General-Consuls in Aegypten, Herrn v. Jasmond, protestirte er durch Note vom 17. Mai 1879, im Interesse der deutschen Inhaber ägyptischer Schuldscheine gegen das Verfahren des Khevide, welches die Einhaltung seiner Verbindlichkeiten gefährde. Oesterreich-Ungarn und Italien schlossen sich dem Protest an. Dieser Schritt Deutschlands war rechtlich unangreifbar, da die deutschen Interessen in dieser Frage sich nach Berechnung des General-Consulats auf 4 Millionen Pfd. St. beliefen und der Khevide Erkenntnisse der Gerichtshöfe verletzt hatte, die durch völkerrechtlichen Vertrag errichtet waren, bei dem Deutschland Mitcontrahent war. Außerdem aber wurde die Vorsicht beobachtet, zugleich den Suzerain des Khevide, den Sultan von dem beabsichtigten Schritte zu verständigen, so daß Ismael Pascha dort keinen Rückhalt finden konnte. Im Vergleich zu der trotzigen Geringschätzung, die derselbe den früheren Schritten der Westmächte gegenüber zeigte, war denn der Erfolg des deutschen Protestes durchschlagend. Der Khevide, betroffen durch den neuen Gegner, dessen Bedeutung er nicht verkennen konnte, beeilte sich einzulenzen, indem er auf die Note des Barons Saurma erwiderte, daß er sich in seinem Rechte bei Erlassung des April-Decrets geglaubt habe, da Deutschland gegen ein ähnliches vom November 1878 nicht protestirt habe, daß er sich aber den deutschen Forderungen füge und zunächst die Gläubiger der schwebenden Schuld befriedigen werde; woher er die Mittel dazu nehmen wolle, war freilich unklar, da Rothschild bei solchen Zuständen natürlich seine Zahlungen auf das hypothekarische Anlehen nicht leisten wollte.

Wenn indess der Khevide glaubte, durch diese Befriedigung Deutschlands sich gerettet zu haben, so hatte er sich geirrt; gerade der diplomatische Sieg Deutschlands machte es bei dem immer lauter werdenden Mißvergnügen der öffentlichen Meinung in England der Regierung desselben unmöglich, in ihrer bisherigen Laune zu verharren, die in Frankreich übel genug vermerkt war. Die Westmächte machten also den Versuch, Deutschland zu übertrumpfen; vor seiner Abreise nach London erschien der englische General-Consul Minian bei dem Khevide und sprach ihm als seine Privatsicht, aber natürlich nicht ohne Ermächtigung seiner Regierung aus, daß er wise thun werde, zu gunsten seines Sohnes, des Prinzen Tewfik, abzuhelfen. Dieser Schritt geschah ohne Vorwissen Frankreichs, das sich, als es davon erfuhr, beeilte, in London zu beantragen, die Abdankung officiell und gemeinsam zu empfehlen. Dies geschah, und nach den Mittheilungen der englischen Minister im Parlament vom 23. schlossen sich die Regierungen Deutschlands, Oesterreichs und Italiens diesem Vorgehen an. Der Khevide suchte Zeit zu gewinnen, indem er die Mächte an den Sultan verwies, um den er sich sonst nicht sonderlich gekümmert hatte. In Konstantinopel gab es Zögerungen, im Anfang der Krise wäre man geneigt gewesen, die Absetzung zu verfügen, da man noch an Englands Energie glaubte, dessen Wohlwollen gewinnen wollte, und gerne die Macht des Suzerains über seine großen Vasallen gezeigt hätte. Als man aber die Mattigkeit Englands sah, die Westmächte bei ihren Verhandlungen mit dem Khevide die Pforte ganz ignorirten

und der von diesem gefendete Talaat-Pascha mit vier Kisten klingender Argumente für den geldbedürftigen Palast ankam, änderte sich die Stimmung. Man sagte sich, daß wenn man den Mächten das Recht gebe, die Entfernung des Rhevide wegen seiner Mißregierung zu fordern, diese ja auch einmal den Spieß gegen seinen Oberherrn lehren könnten. Indeß dem Drid gegenüber, den namentlich Frankreich ausübte, dauerte der Widerstand doch nicht lange, es wurde dem Rhevide die Abdankung gerathen, am 26. Juni war sie eine vollzogene Thatsache und Prinz Tewfik als Nachfolger proclamirt. Ismael Pascha zog sich mit 50,000 Pfd. St. jährlicher Civilliste ins Privatleben zurück, ein trauriges Beispiel, wie ein orientalischer Despot auch das reichste Land und die wohlmeinenden Warnungen des Herrn von Jasmund seiner Zeit nicht beachtet zu haben. —

Kou Tewfik, der 1852 geboren, mußte man wenig, als daß er ein gutartiger Mensch, der im Sarem aufgewachsen, nie außer Landes gekommen und von seinem Vater stets zurückgesetzt war. Er kam unter schwierigen Verhältnissen zur Regierung, aber brachte den besten Willen mit und mischte sich wenig in die Regierung, für welche die Vorsteher der Controlcommission maßgebenden Einfluß übten. Nachdem die Controlcommission die Schulzinsen auf 4 Procent herabgesetzt hatte, wurde bei den reichen Hilfsmitteln des Landes bald das Gleichgewicht in Einnahme und Ausgabe hergestellt. Ein neues Element der Störung machte sich dagegen geltend in der sogen. Nationalpartei, welche Ismael großgezogen, um ein Gegengewicht gegen die unbequeme europäische Kontrolle zu gewinnen. Eine ägyptische Nation in unserem Sinne giebt es nicht, die Nationalität spielt überhaupt in der muselmännischen Welt keine Rolle, die Religion ist alles und diese ist der christlichen Civilisation feindlich, die ägyptische Bevölkerung besteht aus Fellahs, Kopten, Bedninen, Berbern, Negern, Türken, Levantinern und Franken. Was sich Nationalpartei nennt, war vom Anfang an nur die Mehrzahl des Beamtentums und des Officiercorps der Armee bildende Kaste, welche sich der europäischen Kontrolle entziehen, die Türken aus ihren militärischen Stellungen verdrängen, und die Herausgabe der Einnahmen des Landes in ihre Hände bringen wollten. Dies ist der Sinn des Wortes „Aegypten für die Aegypter“. Das eigentliche Volk hatte an diesen Vorgängen keinen Anteil, wurde vielmehr nach wie vor gedrückt und gehorcht. Diese Partei ging nun zuerst darauf aus, durch Militärrevolten die türkischen und tscherkessischen Officiere zu entfernen, auf welche der Rhevide sich am meisten verlassen konnte, und hierbei trat Arabi-Bey hervor. Er ist nach dem Zeugnis derer die ihn kennen, ein unwissender Fellah \*), der von Saïd Pascha herangezogen, von Ismael für den abgearteten Putsch benutzt ward, der 1879 den europäischen Einfluß brechen sollte. Tewfik ernannte ihn zum Obersten des 4. Garderegimentes, was ihn aber nicht hinderte, bei der Militärrevolte am 2. Februar 1881 den Rhevide mit gezücktem Degen zu bedrohen. Er ward Kriegsminister und beförderte sofort eine Reihe seiner Fellahschischen Günstlinge über die Köpfe der türkischen und tscherkessischen Officiere zu Generalen. Diese empörten sich, wurden aber niedergeworfen und von Arabi zum Tode verurteilt, der Rhevide weigerte sich dies Urtheil zu unterschreiben und unterbreitete die Sache dem Sultan, der jene Officiere nach Konstantinopel verbannte, d. h. mit Rangerböhung in die türkische Armee eintreten ließ. Die Pforte hatte überhaupt schon die neue Lage zu benutzen gesucht, um ihre Souveränität über Aegypten zu betonen und beachtete, als Arabi, den der Rhevide vergeblich durch Ernennung zum Pascha zu gewinnen gesucht hatte, einen Commissar nach Kairo zu senden, um eine Untersuchung über die Insubordination in der ägyptischen Armee anzustellen, dagegen aber protestierten England und Frankreich, und als es demuch Fuad Pascha sandte, legten die General-Consuln dieser Mächte wenigstens dagegen Verwahrung ein, daß die Privilegien Aegyptens angetastet würden und der Sultan unternehme das ägyptische Ministerium zu controlieren. Abdul-Hamid wandte sich nun an England; am 15. September 1881, gleich nach dem Ausbruch neuer Unruhen in Kairo,

\*) Nach dem Bericht eines Correspondenten der „Gegenwart“ fragte er 1870 denselben, wie Frankreich und Deutschland sich unterfangen könnten, ohne Erlaubnis des Sultans Krieg zu führen?

erklärte er dem britischen Votschaster, Lord Dufferin, daß seiner Ansicht nach England und die Pforte denselben Weg einschlagen sollten. Großbritannien habe große Interessen in Aegypten, die er vollkommen anerkenne. Ebenso die Türkei, welche zu den größten Opfern bereit sei, ihre Interessen aufrecht zu erhalten und ihre Mitwirkung müsse England, das eine große mohamedanische Macht sei, notwendig vorteilhaft sein. (Egypt. Corresp. presented to both Houses of Parliament. No. 3, p. 12.) Der damals in Konstantinopel anwesende General-Consul, Sir E. Malet, befragte das Eingehen auf diesen Vorschlag warm, wenn unglücklicher Weise eine bewaffnete Unterdrückung der Revolte notwendig werden sollte, so sei die Intervention der Pforte jeder andern vorzuziehen, jedenfalls könne nur ein Zusammengehen mit derselben den Geist des Aufsturus bändigen. Aber Gladstone hatte zu viel damit zu thun immer neue Friedensbotschaften an Irland zu senden und ließ die Mahnung unbeachtet. So abgewiesen knüpfte die Pforte mit Arabi an, um ihn für sich zu gewinnen, was diesen natürlich nur dreister machte. —

Inzwischen kam Gambetta in Paris ans Ruden und griff sofort die ägyptische Frage an, indem er England eine gemeinsame Intervention vorschlug. Hier zeigte sich nun der verhängnisvolle Einfluß des englischen Cabinetwechsels vom April 1880. Mit Lord Beaconsfield und Salisbury hatte Fürst Bismarck sich auf dem Berliner Congreß über die orientalischen Angelegenheiten verständigt und nicht minder mit Herrn Waddington. Auf das Toryministerium konnte er sich verlassen und da er wußte, daß dieses stets mächtig auf Frankreich einwirken werde, wünschte er ein gutes Einvernehmen der Westmächte. Deshalb bestimmte er auch Salisbury, dem Wunsch Waddington's nicht entgegenzutreten, als dieser, der fühlen mochte, daß die griechischen Lorbeeren, welche er vom Congreß mitbrachte, doch in Paris etwas mager erscheinen würden, sich in Tunis freie Hand erbat.\*) Mit dem Ministerium Gladstone änderte sich dieser Sachverhalt vollständig, eine Verständigung im Orient war unmöglich mit dem Manne, der die Slavische Föderation auf der Balkaninsel betrieb, Oesterreich sein Hands oft zugerufen und sich Rußland zuneigte. Das bisherige deutsche Interesse an einem guten Einvernehmen der Westmächte setzte sich nun in das Gegenteil um und erfolgreich wußte der Kanzler zunächst Frankreich dazu zu bestimmen, daß es alle Vorschläge Englands ablehnte, in der griechischen Grenzfrage sich auf Abenteuer einzulassen, Gladstones bestimmte den Sultan in den Grenzen des Möglichen nachzugeben. England mußte sehen, daß es ohne Deutschland nicht vorwärts kam. Mit Gambetta trat der gefährlichste Gegner Deutschlands, wenn auch schon mit sehr geschwächten Kräften an die Spitze der Regierung Frankreichs, sein Grundgedanke war die englische Allianz, und sie sollte sich zunächst in Aegypten bewähren. Dies war vom französischen Standpunkt durchaus richtig, wie sein Gegner Waddington im Senat offen anerkannte, niemand kann bezweifeln, daß nach Anfang des Jahres der Beschluß einer englisch-französischen Intervention die Ordnung am Nil hätte herstellen können. „Wenn“, sagte Gambetta am 15. December zu Lord Lyons, „es Jemand gelingen sollte, in der ägyptischen Angelegenheit seinen kleinen Finger zwischen England und Frankreich zu stecken, so wäre dies das Ende eines Zusammengehens dieser beiden Mächte in jedem Teile der Welt.“ (Egypt. Corresp. Nr. 24.) Dieser Jemand war der deutsche Kanzler; den an sich richtigen Plan Gambetta's durchschauend, war er ihm mit der Erklärung in London zuvorgekommen, er sei mit Oesterreich und Italien darüber einig, daß wenn eine Intervention in Aegypten notwendig werden sollte, diese der Türkei zufallen müsse. Dieser Rundgebung der drei Mächte gegenüber wagte Lord Granville nicht mit Gambetta allein zu gehen, zumal dessen Prestige schon bedenklich erschüttert war und niemand wissen konnte, wie lange er Minister bleiben würde. Er lehnte daher dessen Vorschläge, die übrigens noch nicht einmal be-

\*) Seltsamer Weise aber widersetzte sich Gambetta, der damals hinter der Scene maßgebenden Einfluß übte, als Waddington sich nun anschickte, die Differenzen mit dem Vardo zum Conflict zu steigern, unter dem Vorwand, Frankreich müsse von dem Congreß mit reiner Hand zurückkehren, und als später Freycinet dem Bey ein Ultimatum stellte, bewog er denselben telegraphisch nachzugeben.

stimmunt präcificirt waren, ab, und dies war weit mehr als das Lijtenscrutinium der Grund des raschen Falles des großen Ministeriums. Mit seinem Nachfolger Freycinet trat die vollendete Planlosigkeit ein, er führte das Parlament nicht, sondern wollte ausdrücklich von ihm geführt sein und seinen Willen nur ausführen, er erklärte in der Kammer zuerst, Frankreich müsse seine privilegierte Stellung in Aegypten aufrecht halten, und kein französisches Ministerium könne einer bewaffneten Intervention der Pforte zustimmen, noch im Mai sagte der Botschafter in London, Tissot, Lord Granville, daß nichts eine Verufung türkischer Truppen rechtfertigen würde, und bald darauf empfahl er dieselbe mit den andern Mächten. Als er dann durch Say und Ferry gedrängt gegen seine eigene Ansicht einen Credit beantragte, um wenigstens den Suez-Canal zu besetzen, erlitt er eine entscheidende Niederlage und mußte zurücktreten, der französische Parlamentarismus hatte es richtig dahin gebracht, Frankreich in Egypten auszureichen, dafür verließ Freycinet den Radicalen, den großen Einfluß, den Frankreich durch seine katholischen Missionen und Schutzrechte im Orient übt, zu laisieren! Inzwischen waren die Ereignisse rasch vorwärts gegangen, die Flottendemonstration der Westmächte blieb wirkungslos, aber die Anwesenheit des Geschwaders war doch Arabi unangenehm, seine Vorschläge um dasselbe zu entfernen, wurden vom Vertreter des Sultans, Dermisch Pascha schroff zurückgewiesen, der aber seinerseits auch nichts ausrichtete. So sann Arabi, der für seine Stellung zu fürchten begann, von seinem bösen Genius Tulba Pascha gedrängt, darauf, sich durch einen großen Schlag zu befestigen. Es ist kein Zweifel mehr, daß er mit Tulba das Gezeckel vom 11. Juni angeflistet um dann den Aufstand mit dem Meere niederzuschlagen und so seine Unentbehrlichkeit zu zeigen. Aber der Erfolg überstieg seine Erwartungen, die Europäer strömten nun in Scharen fort und England, dessen Admiral die Ermordung seiner Landsleute unthätig hatte mit ansehen müssen, war in einer Weise herausgefordert, die ihn längeres Zuwarten unmöglich machte. Gladstone, dessen schwache Seite vor allem in seiner auswärtigen Politik liegt, hatte sich nach seinen griechischen Mißerfolge so lange wie möglich zurückgehalten, er war bereitwillig auf die Conferenz gegangen, hatte das *protocole de désintéressement* gezeichnet, und die Pforte zum Einschreiten mitaufgefordert. Als aber der Sultan, der ja durch sein Einverständnis mit Arabi compromittirt war und diesen noch eben durch einen hohen Orden ausgezeichnet hatte, ablehnte, da begriff Gladstone, daß dem steigenden Unwillen der öffentlichen Meinung gegenüber er handeln mußte. Es giebt eben in England Momente, wo die persönliche Ansicht der Minister zurücktreten muß, weil die nationalen Interessen sich unwiderstehlich geltend machen. Zu den Niederlagen der Regierung in ihrer irischen Politik, welche in dem schauerlichen Morde im Phoenix-Parc gipfelten, waren die in Aegypten gekommen, zeigte jetzt Gladstone nicht, daß auch ein liberales Ministerium die Ehre und die Interessen Englands vertheidigen könne, so war sein Fall sicher, blieb die Mezelei vom 11. Juni unbestraft, so hätte der muslimische Fanatismus, der von Arabi angefacht war, wie ein Lausfeuer weiter gegriffen, Christenverfolgungen in Syrien, Kustände in Tunis und vor allem in Indien wären gefolgt. So entschloß er sich zu einer imperial policy, die er bei Beaconsfield so heftig angegriffen, schüttelte den Incubus von John Bright ab und die Tories, welche nicht wünschten seine irische Erbschaft anzutreten, unterstützten ihn rückhaltlos. Die Einleitung der Action bewies, wie rasch und unvorbereitet der Entschluß gefaßt wurde, die Behauptung, daß die Forts von Alexandrien die englische Flotte bedrohten war ein haltloser Vorwand und es bleibt unverzeihlich, daß man nach dem Bombardement nicht Landungstruppen hatte, die selbst in geringer Zahl die Plünderung hätten abwenden können, durch welche Arabi und seine Helfershelfer, welche die Gefängnisse öffneten und Petroleum verteilten, die unglückliche Stadt und ihre europäische Kolonie auf lange ruinierten. Der Einwand, daß ein solches Einschreiten Proteste der andern Mächte herbeiführt hätte, ist gegenüber dem später ohne Rücksicht auf dieselben begonnenen Kriege hinfällig. Nur der Versuch der Häufelführer, den Khedive und Dermisch Pascha in Kameh zu erwarben mißlang, der letztere gewann die Officiere durch Geld, der erstere die Soldaten durch eine gutherzige Ansprache.



Der Verlauf des kurzen Feldzugs ist in aller Erinnerung, Arabi zeigte sich als ein kläglicher Führer, der die Zeit unbenuzt verstreichen ließ; nach seiner ersten Niederlage verließen die Massen der Fellahs, die wider ihren Willen fortgeschleppt waren, um zu Kriegern gemacht zu werden, in Scharen seine Fahnen, und ebenso einfach erklärte sich der Abfall der Officiere und Beamten, welche nichts mehr von ihm zu hoffen hatten.

Die Niederwerfung der Militärrebellion bezeichnet aber nur das Ende des ersten Actes dieses ägyptischen Dramas, die Arbeit der Wiederaufrichtung einer neuen Regierung hat erst zu beginnen, und hier glauben wir wird sich die Nichtigkeit der deutschen Politik zeigen. Die gambettistische Presse feiert Englands Vorgehen und Siege aus keinem andern Grunde, als weil dasselbe ohne Deutschlands Zustimmung das gethan, wozu ihr Minister das Londoner Cabinet bestimmen wollte. Es mag dahin gestellt sein, ob Fürst Bismarck grade Gladstones Action vorangesehen hat, sicher aber die Englands, denn was der jetzige Premier nicht gethan hätte, hätten die Tories als seine Nachfolger thun müssen. Er hat sich sicher nicht der Täuschung hingegeben, als ob der ägyptische Knoten durch Beschlüsse der vielspigen Conferenz hätte gelöst werden können, nachdem der Sultan sich geweigert einzuschreiten. Er hat eben deshalb, als er Englands Entschluß zu handeln sah, dasselbe gewähren lassen und ihm sogar bei den Verhandlungen mit der Pforte nach Kräften geholfen, er ist ungeschuldig an der wohlfeilen und thörichten Entrüstung gegen England, welche nicht bloß die russische officiöse Presse, sondern auch die kölnische Zeitung und einige andere Blätter in Scene gesetzt haben. Daß aber die Conferenz nicht vergeblich ihr bisher unscheinbares Dasein geführt, das wird sich jetzt zeigen. Es fehlt natürlich in England wie in Frankreich nicht an Stimmen, welche auf ein Protectorat Englands drängen, und Frankreich mag hoffen durch seine Zustimmung besondere Zugeständnisse zu erreichen. Beides erscheint wenig wahrscheinlich. Aegypten zu einer Colonie zu machen, oder es in ein Abhängigkeitsverhältniß zu bringen, widerspricht nicht bloß den ausdrücklichen Erklärungen Gladstones, sondern dem englischen Interesse. England ist mit Colonien übersättigt, es würde in einem großen Kriege die seinigen nicht einmal verteidigen können, es hat das Gesammt Aegyptens abgelehnt, das Kaiser Nikolas mit Candia Sir Hamilton Seymour anbot, sein Interesse beschränkt sich darauf, daß einmal das Land nicht in den Händen einer Großmacht sei, welche ihm möglicher Weise den Weg nach Indien verlegen könnte, und daß andrerseits Ruhe und Ordnung am Nil herrsche, weil zu der Sicherheit des Kanals eine gute Regierung gehört. Die Fortdauer der türkischen Oberhoheit entspricht durchaus den brittischen Interessen. Persönlich aber hat Gladstone die denkbar stärksten Bürgschaften dafür gegeben, daß England nicht nach der Herrschaft über Aegypten strebt, er hat nicht nur das protocole des désintéressement gezeichnet, sondern im Parlament ausdrücklich den Sultan als Souverän Aegyptens anerkannt und erklärt, England gehe nur nach Aegypten, um eine geordnete Regierung und die Autorität des Khediven, wie sie durch Verträge und Himmans festgesetzt, wieder herzustellen. Darin liegt andererseits von vorn herein die Unmöglichkeit der Unabhängigkeit und Neutralität Aegyptens unter der Garantie der Großmächte, wie sie Professor Mertens in Petersburg vorgeschlagen. Von der Basis des status quo ante Arabi wird man daher ausgehen und auf derselben die wünschenswerten Verbesserungen beraten und hier wäre eine Neutralisirung des Suez-Kanals in dem Sinne, daß in demselben jeber kriegerische Act untersagt sein soll, durchaus in Englands Interesse, da ihm die Durchfahrt seiner Kriegsschiffe dabei unbenommen bliebe. —

Die Reorganisation Aegyptens wird Zeit brauchen, und bis sie vollendet muß das Land besetzt bleiben, aber wir sagen mit aller Bestimmtheit voraus, daß England seine Truppen, sobald es kann, zurückziehen wird. Schwerlich dürften aber die Franzosen auf besondere Zugeständnisse rechnen können, es mag sogar sehr fraglich sein, ob England geneigt sein wird, nachdem ihm Frankreich die Arbeit allein überlassen, die gemeinsame Finanz-Controle wieder ins Leben zu rufen, wo das Klein des französischen General-Auditeurs so viel galt als das Ja des englischen General-Controleurs. England bedarf der französischen Freundschaft weniger als je, und dieses kann keine Neigung

haben, zur Befestigung der englischen Stellung in Aegypten beizutragen. Deutschland dagegen, das dort nur Interessen zweiten Ranges hat, ist durchaus in der Lage England auch in den besorgenden diplomatischen Verhandlungen durch ein freundschaftliches Verhalten verpflichtet zu können, indem es namentlich zwischen Petersburg und London vermittelt, denn Rußland überwacht Englands ägyptische Politik am eiferfüchtigsten und ist allein in der Lage, ihm hindernd in den Weg zu treten. Damit würde dem englischen Cabinet ein um so größerer Dienst erwiesen, als die deutsche Stimme in Petersburg immer noch mehr gilt als die französische, von der niemand weiß, wer sie in dem nächsten Monat führen wird; uns aber kosten diese guten Dienste nichts, und so wird Frankreich sich wohl darein finden müssen, sich in der Conferenz an Deutschland anzuschließen, um etwaige Wünsche in Aegypten zu erreichen.

Die Pforte hat einmal wieder ihre Gelegenheit versäumt, sie hätte ihr Ansehen in Aegypten befestigen können, aber hat gezaubert bis es zu spät war. Der Sultan hatte sich zu tief mit Arabi eingelassen, er fürchtete, daß dieser ihn compromittieren werde, er fürchtete die Erbitterung der Muselmänner, wenn er sich offen gegen ihn wende, da die Betonung seiner Stellung als Chalif den Grundton seiner Politik bildete. Aber in dem Bestreben durch diese Klippen zu steuern, ohne anzustoßen, hat er das Spiel verloren. —

Aegypten aber wird nach wie vor seine mittlere, internationale Stellung behaupten, welche durch die Verhältnisse, die Geschichte und die Verträge vorgezeichnet ist.

## Staatspfarrer und Mischehen.

In seiner Begrüßungsrede der lutherischen Conferenz, am 15. August zu Schwerin, sagte Aliefoth voraus, daß die katholische Kirche, welche im Culturkampf thatsächlich den Sieg bereits in Händen habe und ihn bald auch de jure haben werde, im gesteigerten Machtgefühl aus der Vertheidigung zum Angriff vorgehen werde. Dies Wort hat sich rasch erfüllt, die römische Kirche hat in Deutschland binnen kurzer Frist an zwei Punkten einen Angriff unternommen, an einem mit Geschick und Erfolg, an dem anderen mit großem Ungeschick, der zum Rückzug geführt und beide Angriffe gingen von dem neuen Fürstbischof von Breslau aus, den sich gerade die Regierung wegen seines versöhnlichen Charakters erwählt hatte. Die erste Frage, welche er anregte, war die der Staatspfarrer, die zweite, die er aufzuregen erlaubte, die der gemischten Ehen.

Die sogen. Staatspfarrer waren eine der unglücklichsten Schöpfungen der Aera Bismarck-Wehrenpfeunig. Das Gesetz vom 20. Mai 1874 gewährte das Recht der Pfarrwahl ohne Mitwirkung der Kirche.

1) Dem Kirchenpatron, wenn die Diocese ohne Bischof ist oder der Bischof die Wiederbesetzung einer erledigten Stelle in der gesetzlichen Frist unterläßt.

2) Den Gemeinden, wenn kein Patronat existiert oder der Patron von seinen Rechten nicht Gebrauch macht.

Nur die vollendete Unwissenheit des Herrn Falk und seiner Berater in kirchlichen Dingen und die Blindheit der kulturkämpfenden Majorität konnte an das Gelingen des Planes glauben, auf solche Weise einen staatsstreuen Klerus zu erhalten. Diese Bestimmungen, welche heute selbst die kölnische Zeitung als übereilt und ganz unhaltbar anerkennt, wurden in der Commission von dem jetzigen Unterstaatssecretär Lucanus eifrig verteidigt, die sogen. conservativen Commissionsmitglieder wie Graf Limburg-Sturum sandten kein Bedenken dabei, der einzige der widersprach, weil eine derartige Oxyroyierung eines Pfarrers durch einen Patron das menschlich-religiöse Gefühl verletze, war ein Liberaler. Das Gesetz machte vollständiges Fiasco, keine einzige katholische Gemeinde wollte etwas von einer Pfarrwahl wissen, als man am 5. Nov. 1874 die 75 Wähler von Landsberg zusammenberief, um einen Pfarrer an Stelle dessen zu wählen, den der

Bischof gegen die Waigeseze ernannt, erklärten 64, sie würden überhaupt nicht wählen und die übrigen 11, daß sie für den vom Bischof Ernannten stimmen würden. Nach dieser Niederlage machte man bei den Gemeinden keine weiteren Versuche. Ebenjowenig ließ sich irgend ein katholischer Patron bereit finden von den Vortheilen des Gesetzes Gebrauch zu machen, nur einige mazzig protestantische Patrone in Posen und Schlesien besetzten auf Grund desselben Pfarzellen in katholischen Gemeinden. Diese waren natürlich als der *missio canonica* und der *libera collatio beneficiorum* Entbehrende für die Kirche rechtlose Eindringlinge und man konnte ebenso wie in der Schweiz annehmen, daß Leute, welche behaupteten noch Katholiken zu sein, und sich doch in Widerspruch mit den klaren Bestimmungen des Tridentiner Concils setzten, sicher nicht ehrenwerte Priester waren, sondern entweder die Pründe um ihrer selbst willen nahmen, oder schon früher mit der Kirche gebrochen hatten und nun froh waren ein Unterkommen zu finden. In ihren Kirchspielen blieben sie geachtet, die Gemeinden betrachteten jede Antshandlung derselben als sacrilegisch, ja ließen ihnen vielfach die übelste Behandlung widerfahren, sodas die Behörden einschreiten mußten um sie zu schützen.

Der Staat, der diese Pfarzer, die ihm zu Willen gewesen waren, recht eigentlich in ihre Lage gebracht, ließ es an Schutz nicht fehlen und suchte sie auch über ihre Zukunft zu beruhigen. „An der Rechtmäßigkeit der auf dem Wege des Gesetzes vom 20. Mai 1874 erfolgten Stellenbesetzung“, heißt es in einer Verfügung des Oberpräsidenten von Schlesien vom 8. Februar 1876, „kann auch eine künftige Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles nichts ändern, vielmehr hat der so berufene Geistliche auch über diesen Zeitpunkt hinaus den vollen Schutz des Staates in seiner Stellung zu erwarten.“

Nichts destoweniger mußte über kurz oder lang die Erkenntniß zum Durchbruch kommen, daß das Gesetz vom 20. Mai 1874 ein grober Fehler gewesen, die liberale Presse zeigte keine Sympathien mehr für die Staatsparrer, denen sich eine Autorität in ihren Gemeinden doch nicht verschaffen ließ, und die Regierung kam schließlich dazu, diese zwecklose Institution zu beseitigen, welche ein unüberwiegliches Hindernis einer Verständigung mit der römischen Kirche bildete. Gegen die Bestimmung der diesjährigen Vorlage, welche als Gesetz vom 31. Mai in Kraft trat, erhob sich kaum ein Widerspruch im Landtag. Anscheinend vergaß man aber dabei zu sagen, was denn mit den bisher rechtkräftig Angestellten geschehen solle, und doch lag es auf der Hand, daß die Stellung derselben der Regierung sehr unbequem werden mußte. Die Kirche konnte nur bei ihrem Standpunkte bleiben, dieselben als rechtlose Eindringlinge zu betrachten, und so handelte der neue Fürstbischof von Breslau ganz folgerichtig, als er sofort nach seinem Amtsantritt gegen sie vorging. Die Pfarzer machten ihm das Spiel leicht, indem sie ihn durch ein Collectivschreiben als ihren Bischof und Vorgesetzten anerkannten, sie hätten voraussehen können, daß die Consequenz sein werde, daß der Bischof sie als unbesugte Usurpatoren zur Niederlegung ihres Amtes auffordern werde. Einige haben sich gefügt. Die meisten widerstehen noch und haben ihre Sache nicht durch das provocatorische Auftreten ihres Führers Sterba verbessert.

Bis jetzt hat der Bischof einen Conflict mit der Regierung vermieden, da er nicht zur Excommunication fortgeschritten ist, welche unter die Bestimmungen der Waigeseze fallen würde, welche Geistliche, die kirchliche Strafmittel androhen, verhängen oder verkünden, um dadurch zur Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, zu welcher die Staatsgesetze oder die gesetzlichen Anordnungen der Obrigkeit verpflichtet, mit Strafen bis zu zwei Jahren Gefängniß bedroht.

Aber die Sache bleibt damit offenbar nur in der Schwebel, über kurz oder lang muß der Bischof gegen die Staatsparrer wenigstens soweit einschreiten, daß er ihnen die fernere Ausübung ihrer Functionen verbietet und die Regierung kann bei der jetzigen gesetzlichen Lage dann nicht zusehen. Wer sich durch kirchliche Zwangsmittel verletzt glaubt, kann nach den Waigesezen sich an den kirchlichen Gerichtshof wenden und dieser ist nicht in der Lage, eine derartige Klage abzuweisen. Allerdings ist die Strafverfolgung von der Genehmigung des Oberpräsidenten abhängig, aber es ist in den

Motiven zu dem Gesetz von 1880 ausdrücklich gesagt, daß die Einleitung des Verfahrens gegen die Beschuldigten stattfinden muß, sofern eine gesetzlich unter Strafe gestellte Handlung begangen ist. Es liegt auf der Hand, daß derartige Prozesse der Regierung ernste Verlegenheiten bereiten müßten, sie kann dem Bischof nicht freie Hand lassen, die Staatspfarrer wider ihren Willen zu entfernen, sie kann diese ohne ihre Zustimmung nicht einmal anderweitig verenden oder pensionieren, so lange sie dazu nicht durch ein neues Gesetz ermächtigt ist. Es bleibt also nur übrig, ein solches zu erlassen oder die Pfarrer unter der Hand zu bestimmen, in die Pensionierung resp. anderweitige Anstellung zu willigen.

So unangreifbar die Stellung ist, welche Fürstbischof Robert in dieser Sache bisher eingenommen, so umgekehrt war sein Vorgehen in der Frage der gemischten Ehen.

Um diese zu verstehen, muß man auf die Bestimmungen des Tridentinischen Concils zurückgehen. Nach älterem Recht galt, von dem Grundsatz ausgehend, consensus facit matrimonium, jede mit dieser Absicht unter Christen eingegangene Verbindung, der keine besonderen Hindernisse entgegenstanden, als Ehe, ohne Ansehung der Form. Das vierte Lateran-Concil (1215) schrieb zwar öffentliches Aufgebot vor, aber die Unterlassung war nur strafbar und ließ die Gültigkeit der Ehe unberührt. Aus den dergestalt möglich bleibenden Ehen entstanden so viele Unzuträglichkeiten, daß das Tridentinum eine durchgreifende Reform nothwendig fand. Es bestimmte, daß Ehegesetzgebung und Jurisdiction über Gültigkeit und Ungültigkeit einer Ehe, sowie deren persönliche Folgen der Kirche zustehen und ordnete die Form der Eheschließung dahin, daß jede Ehe, die nicht vor dem Ortspfarrer oder seinem gesetzlichen Vertreter und zwei bis drei Zeugen eingegangen werde, nichtig sei (Sess. 24 c. 1.) Es genügt also nicht, daß der Pfarrer beim Consens der Eheleute zufällig zugegen ist, sondern die Erklärung muß ihm als Pfarrer geschehen. Da seine Gegenwart jedoch nur den Zweck der Beglaubigung hat, so brauchen er und die Zeugen nicht geladen zu sein, ja selbst sein Widerspruch hindert die Gültigkeit der Ehe nicht, wenn er die Erklärung nur wirklich gehört hat. (Walter, Kircheur. §. 299. 14. Aufl.) Die Absenz braucht also in keinerlei Art activ zu sein (v. Schulte, Kath. Kircheur. 3. Aufl. §. 135, I.) Aber auch jede Mischehe kann principiell nur nach dieser katholischen Form geschlossen werden.

Indes gerade die Jesuiten im Concil waren klug genug, einzusehen, daß diese Bestimmung, wie die Dinge lagen, in Ländern protestantischer oder gemischter Bevölkerung nicht durchführbar sei, und Lainez beantragte deshalb, daß sie erst 30 Tage nach Verkündigung der Concilsbeschlüsse in jedem betreffenden Gebiete in Kraft treten solle. In allen Staaten oder Provinzen, wo diese Verkündigung nicht stattfand, galt also der Beschluß \*) nicht und so konnte die Kirche, nachdem sie das Princip gewahrt hatte, dort je nachdem vorzugehen, so bedenklich es auch erscheinen muß, daß die Ehe, welche eines der sieben Sacramente ist, bald so, bald anders geschlossen wird. In evangelischen oder stark gemischten Bevölkerungen wurden die Mischehen gebildet, in solchen, wo die Protestanten keine ernstlich gesicherte Stellung hatten, wandte die Kirche das strenge Recht an. So mußten seit Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich selbst rein evangelische Brautpaare vor dem katholischen Pfarrer ihre Ehe eingehen und wenn sie dies weigerten, wurden ihre Kinder als unehelich von Kirche wie Staat behandelt. Bis zur Aufhebung des Edicts dagegen wurden Kirchenehen gebildet und so geschah es auch in Deutschland und Polen „des gemeinen Friedens und der Ruhe der Staaten wegen“, oder wie Benedict XIV. in seiner Bulle vom 28. Juni 1748 erklärte, „um des öffentlichen Wohles willen“, den Bischöfen ward die Ertheilung des Dispenses übertragen. Die Declaration dieses Papstes, welche 1765 durch Clemens XIII. auf die Diöcese Breslau ausgedehnt wurde, bestimmt ohne jede weitere Unterscheidung, daß die Ehen der Evangelischen unter sich und mit Katholiken, auch wenn sie nicht nach der Tridentinischen Form eingegangen seien, doch für gültig und unauflöslich gelten sollen.

\*) Dadurch, sagt Walter (§. 299), entging man der Verlegenheit, welche die Vorschrift in Anwendung auf die Protestanten mit sich führte, indem bei diesen nothwendig von einer Publication nicht die Rede war.

1803 erließ Friedrich Wilhelm III. eine Verordnung, welche die bisherige Bestimmung aufhob, daß bei Mischehen die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter nachgehen sollten und bestimmte, daß, wenn nicht beide Eltern anders verfügten, alle ehelichen Kinder der Religion des Vaters folgen sollten, weil die bisherige Praxis nur dazu diene, den Religionsunterschied in den Familien zu verewigen. Da dies damals keinen Widerspruch der Kirche zufolge hatte, beehrte der König 1825 die Verfügung durch Cabinetsordre auf die westlichen Provinzen aus, und verbot zugleich dem Klerus zu verlangen, daß bei Mischehen alle Kinder in der katholischen Religion erzogen würde. Letzterem aber fügte sich der rheinisch-westfälische Klerus keineswegs allgemein, zumal bis dahin die überwiegende Praxis gewesen war, daß Kinder aus gemischten Ehen katholisch erzogen wurden und die vielfache Verletzung protestantischer Officiere und Beamten in die westlichen Provinzen als Versuch der Protestantisierung derselben angesehen wurde. Niebuhr's Nachfolger in Rom, Bunsen, huldigte der irrigen Ansicht, daß alle Schwierigkeiten zwischen Staat und Kirche durch Vereinbarung mit der Curie zu lösen seien, obwohl ihm von seiten derselben bemerkt wurde: „Warum fordern Sie alles von uns? ein Einverständnis zwischen der Regierung und den Bischöfen genügt uns.“ Bunsen erhielt daher den Auftrag, eine Verständigung mit der Curie im Sinne des Staates herbeizuführen. Das gelang ihm jedoch nicht, Pius VIII. erließ an die Bischöfe der westlichen Provinzen am 25. März 1830 ein Breve, welches erklärte, die katholische Kirche habe Mischehen stets mißbilligt und nur unter der Bedingung geduldet, daß die Kinder katholisch erzogen würden. Pflicht der Bischöfe sei daher sich solchen Ehen mit allen ihren Mitteln zu widersetzen, nur dürfe, wo dies nicht zum Ziele führe, die Mißbilligung der Kirche, welche die Zuwiderhandelnden treffe, schweigend übergangen werden, indem der Priester seine passive Assistentz bei der Eheschließung gewähren könne, und nur sich jedes Actes enthalten solle, der auf eine Billigung solcher Ehen schließen lasse. Das letztere wollte der König sowerogig gelten lassen als die ausdrückliche Mißbilligung der gemischten Ehen, und verlangte, daß beide Punkte mit Schweigen übergangen werden sollten. Es war aber um sowerogig an eine Aenderung des Breves in diesem Sinne zu denken, als inzwischen der weit strengere Gregor XVI. zur Regierung gelangt war. Man wandte sich daher, als in Rom nichts zu erreichen war an die Bischöfe, und Bunsen brachte am 19. Juni 1834 ein geheimes Abkommen mit dem Erzbischof Spiegel von Köln zu stande, wonach von allen Versprechungen über die Religion des Kindes abgesehen werde, und die passive Assistentz auf ein Minimum von Fällen beschränkt werden sollte, so daß in allen andern folglich active Mitwirkung erfolgte. Eine Instruktion, die das Breve demgemäß auslegte, erging 1835 an die rheinischen Pfarrer, aber diese Interpretation widersprach offenbar dem Breve, und als nach dem gleich darauf erfolgten Tode Spiegel's das Abkommen bekannt ward, erklärte die Curie dasselbe für nichtig. Die Regierung verschlimmerte ihre Lage selbst durch die Beförderung des Bischofs Droste-Bischoffing auf den Kölner Stuhl, der sofort dem Breve gemäß, das Abkommen bei Seite setzte.<sup>\*)</sup> Der weitere Verlauf dieses Conflictes, der sich auf Rosen ausdehnte, ist bekannt, er brachte keine Lösung, die Regierung hatte sich durch ihre falsche Politik in das Dilemma gesetzt, daß sie den offenen Widerstand des Bischofs nicht dulden durfte und doch die Schwierigkeit durch ihre Zwangsmassregeln nicht lösen konnte. Der König war von der wohlmeinenden, aber irrigen Ansicht ausgegangen, daß gemischte Ehen zur Annäherung der Confessionen beitragen würden, er ignorirte bei der Ausdehnung der an sich unbilligen Verordnung von 1803 auf die westlichen Provinzen, daß daselbst die Civilehe bestand und der Staat über seine Competenz hinansging, indem er außerdem noch die Gewährung des kirchlichen Segens gebieten wollte. 1838 gab der König selbst seine Position auf, eine Cabinetsordre stellte die Nachscheidung der kirchlichen Trauung bei gemischten Ehen dem Gewissen der Brautleute anheim und erlaubte dem katholischen Geistlichen vor der Trauung „bescheidene Erkundigungen“ über die Absicht der Eheleute in betref-

<sup>\*)</sup> Als Bunsen dem Cardinal Lambruschini die Absicht der Regierung mittheilte, Droste zu empfehlen, brach derselbe unwillkürlich in den Ausruf aus: „Ist Ihre Regierung toll!“

der künftigen Kindererziehung. Das gemeine Recht der katholischen Kirche wird demgemäß von Schulte (S. 154, II) folgendermaßen gezeichnet:

Bei gemischten Ehen wird regelmäßig Anzeige der zu schließenden Ehe verlangt und hierauf bald dispensiert, bald toleriert. Die Bedingungen sind 1) ein eibliches Versprechen des Andersgläubigen den katholischen Mitgatten in der Ausübung seiner Religion nicht zu hindern, letzterer soll vielmehr versprechen, sein Möglichstes thun, den anderen Teil zum katholischen Glauben zu bekehren. 2) Beide Teile müssen eiblich und schriftlich gelobt, sämtliche zu erwartende Kinder katholisch erziehen zu lassen. Werden diese Bedingungen nicht gewährt, so darf der katholische Pfarrer nur passive Anstanz leisten und, da dies zur Eheschließung genügt, die Ehe als geschlossen in das Kirchenbuch eintragen.

Dabei aber blieben die besonderen Indulte bestehen, wie die erwähnte Clementina für die Diözese Breslau.

Andererseits fehlte es seitens der Kirche nicht an Versuchen, weiter zu gehen, und nicht bloß das Versprechen der katholischen Kindererziehung zu fordern, sondern auch, daß das Brautpaar sich nicht zugleich evangelisch trauen lassen wolle.\*) Nun kommt es aber auf die Folge an, welche dem Zuwiderhandeln gegeben wird. Das vielberufene Proclam „der katholischen Seelsorgeeiflichkeit“, welches in katholischen Kirchen der Delegatur Brandenburg-Pommern, und modificiert jedenfalls auch in Schlesien angeschlagen, erklärt, daß die katholische Kirche Ehen, welche bloß bürgerlich geschlossen oder nachher nur von einem nicht katholischen Geistlichen eingesegnet werden, nicht als christliche, und deren Kinder kirchlich als uneheliche betrachtet. Aber es sagt nicht, daß eine auf die katholische Trauung nachfolgende evangelische erstere aufhebt. Das wäre vom katholischen Standpunkt auch unhaltbar, da die geschlossene Ehe nie hinfällig werden kann durch eine nachher begangene strafbare Handlung. Vollends ist nicht von Ungültigkeit aller protestantischen Ehen die Rede, wie die R. Allg. Ztg. fabelte. Aber richtig ist es, daß vor und nachher die katholische Trauung von Geistlichen geweigert wurde, falls das Brautpaar sich auch protestantisch einsegnen lassen wollte. Dies ergibt sich deutlich aus der bekannten Erklärung des Curatus der Heiliggeistkirche, Scholz, betr. die Trauung der Tochter Jordenbeck's, worin es heißt: „Dem katholischen Bräutigam ist von mir von vornherein kategorisch erklärt worden, daß, wenn er nach der beantragten katholischen Trauung sich auch protestantisch wolle einsegnen lassen, an erstere nicht zu denken sei.“ Die Aufstellung dieser Bedingung beruht auf keinerlei kanonischer Vorschrift, und da der Charakter der Wischehe dadurch unberührt bleibt, so kam in dieser Bestimmung nur die Absicht gesehen werden, den evangelischen Teil von vornherein möglichst seiner Kirche zu entfremden. Dieser Vorbehalt wurde nun auch von einem Pfarrer einem schlesischen Landrat gegenüber, gemacht, und der Fürstbischof, der sich seinem Klerus gegenüber gerade durch das Lob seiner gemäßigten Gesinnung, welches ihm die Regierungspresse spendete, gehemmt fühlte, trug Bedenken seinen Untergebenen zu verleugnen. Nichtsdestoweniger ist zweierlei klar, die Geistlichen, die so verfuhr, gingen selbst über das Proclam hinaus, zumal

\*) Diese Praxis wird bekanntlich auf die an die hannoverschen Bischöfe unterm 17. Februar 1864 gerichtete, angeblich im Jahre 1879 auch den übrigen deutschen Bischöfen zugesfertigte Instruction gestützt.

Die entscheidende Bestimmung der Instruction lautet:

Sciunt insuper Parochi, si interrogentur a contrahentibus, vel si certe noverint, eos adituros ministrum haereticum sacris addictum ad consensum matrimoniale praestandum, eo silere non posse; sed monere eosdem debere sponso de gravissimo peccato quod patrant, et de censuris in quos incurrant.

Verumtamen ad gravia praecavenda mala si in aliquo peculiari casu parochus non fuerit interpellatus a sponsis an licet nec ne adire ministrum haereticum: et nulla fiat ab iisdem sponsis explicita declaratio de adendo ministrum haereticum, praevideat tamen eos forsitan adituros ad matrimonialem renovandum consensum: ac insuper ex adjunctis in casu concurrentibus praevideat monitionem certo non fore profecturam, immo nocituram, indeque peccatam materiale in formalem culpam vertendam, tunc sileat.

Dies ist offenbar mit seinem Worte angeordnet, daß in dem gegebenen Falle die katholische Trauung verweigert werden soll, sondern es soll nur von der evangelischen Trauung abgemahnt (monere), ja unter Umständen geschwiegen werden (tunc sileat).

nachträglich dasselbe in Schweidnitz durch eine Fassung ersetzt ward, welche die schroffsten Wendungen beseitigte. Statt kirchlich gültig, heißt es „kirchlich erlaubt“, und der Hinweis auf die protestantische Trauung, welcher eben das Novum bildet, fehlt ganz. Und das Proclam, mit seiner unstreitig aggressiven Tendenz war kirchenrechtlich ungültig. Die Behauptung der Germania, wo die Clementina nicht publiciert sei, gelte das Tridentinum, ist durchaus hinfällig, denn es steht fest, daß es kirchenrechtlich gar nicht in der Macht eines Bischofs liegt, Concilsbeschlüsse zu verkünden. Concilsbeschlüsse werden publiciert vom Concil selbst, bezw. vom Papst und auf den Provinzialsynoden (Schulte, S. 107 II) und da die Publication des Tridentiner Beschlusses über die Ehehinderung (Sess. 24 c. 1) ausdrücklich für jede Pfarre vorbehalten war, so konnte nur der Papst oder eine Provinzialsynode den Beschluß in der Delegation publicieren. Von letzterer konnte in Brandenburg und Pommern nicht die Rede sein, und der Papst hat die Publication nicht vorgenommen, wie daraus hervorgeht, daß der Fürstbischof nachträglich die Praxis der Clementina „auf Grund eines früheren Decretes des Apostolischen Stuhles“ auf die Delegation ausdehnen konnte. Die Frage, wann dies Decret erlassen worden, ist nie beantwortet, es muß aber jedenfalls bereits bestanden haben, als der Bischof die Weigerung des Pfarrers in dem Fall des schlesischen Landrats gut hieß. Endlich ist es Grundfaß der römischen Praxis, der wiederholt von den höchsten geistlichen Gerichtshöfen Roms in Eheprocessen befolgt ist, daß selbst dann, wenn in protestantischen Gebieten in katholischen Pfarren das Tridentinum publiciert ist, dies nur für die Katholiken gilt, sodas für eine nicht in der vorgeschriebenen Form abgeschlossene gemischte Ehe keine Ungültigkeit erfolgt.

Das unheilbar Compromittierende für den Fürstbischof Robert liegt darin, daß er sich auf jenes „frühere, päpstliche Decret“ erst besam, als er oder die Curie erkannten, daß ein Befehlen auf dem Proclam für die katholische Kirche in Preußen unliebsame Folgen haben könne, wäre dieser Rückzug lediglich in seiner Friedeusiebe begründet gewesen, so bliebe es unerklärlich, warum er von der ihm zustehenden Vollmacht nicht früher Gebrauch gemacht hat, das gemachte Zugeständnis war also ein moralisch erzwungenes und war doch nicht im Stande, die durch den Angriff hervorgerufene Erregung zu beschwichtigen. Der Sachverhalt bleibt dieser: der Fürstbischof hat einen päpstlichen Erlaß in Händen, der ihn ausdrücklich ermächtigt, die fraglichen Mischehen im Delegationbezirk und im schlesischen Teil der Diocese alle gleichmäßig zu behandeln, alle als gültig anzuerkennen. Mit diesem Erlaß in der Hand erklärt er einen Teil derselben unter ausdrücklicher Aufzählung der Folgen der Unehelichkeit für ungültig. Sobald es sich aber zeigt, daß die Gemüter in Aufruhr kommen, daß der Kaiser zürnt, daß alles bisher Erreichte gefährdet ist, da zieht man das päpstliche Breve aus seiner Schublade und erklärt die nämlichen Ehen wieder für gültig mit der Behauptung, man habe dies bisher nur deshalb nicht sagen können, weil der längst verstorbene Fürstbischof Förster abgesetzt worden sei. Wer hat aber den Fürstbischof Herzog auch nur einen Tag verhindert, zu thun, was angeblich Förster nicht konnte, und wer hat ihn berechtigt, das Gegenteil zu thun von dem, was der fragliche Erlaß des heiligen Stuhles erlaubte?

Der blinde Kärrn der ultramontanen Presse gegen die evangelische Entrüstung über das Proclam kann niemand täuschen und bildet nur die Staubwolke, hinter der der Rückzug bemerkstelligt werden sollte, die klugen Führer des Centrums, die mit Recht das Vorgehen des Bischofs für sehr unweise hielten, haben nicht verabsäumt, das demselben begreiflich zu machen, wenn sie sich auch selbstverständlich in schuldiger Ehrfurcht vor dem bischöflichen Amte nicht so ausgesprochen haben.

Eine andere Frage ist, ob jene evangelische Entrüstung angezeigt war? Das ist zu bejahen, insofern es sich um einen erneuten Ausfluß der aggressiven Tendenz des Ultramontanismus handelt, zu verneinen, insofern man sich Täuschungen darüber hingegen hat, als ob die katholische Kirche jemals diese aggressive Tendenz verläugnet und nicht vielmehr stets jede Communio in sacris mit irgend welcher anderen Kirche verworfen habe. Daß sie die Mischehen mißbilligt und zu hindern sucht ist begreiflich, da sie von denselben trotz aller Mittel des moralischen Zwanges mehr zu fürchten hat

als die evangelische Kirche. Nach der preussischen Zählung von 1864 wurden aus Wifchehen geboren 115,583 Kinder, wo der Vater evangelisch war,  
 132,149 Kinder, wo der Vater katholisch war, erzogen aber wurden hiervon  
 evangelisch 121,041  
 katholisch 126,691

was für die evangelische Kirche einen Gewinn und für die katholische einen Verlust von 5458 Seelen ergibt, weshalb denn damals auch die historisch-politischen Blätter ein Wehgeschrei über dies Ergebnis erhoben, das sich ja im Fortgang der Zeit immer mehr steigern müsse. Unsere Kirche selbst hat gegen die katholische Ehepraxis nur die Waffe, daß sie es dem evangelischen Gatten zur Pflicht macht, die Zusage wegen Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion zu weigern und ihrerseits die Trauung abzulehnen, falls das Versprechen doch gegeben wird. Eine Doppeltrauung hat keinen rechten Sinn, da die zweite die erste als unzureichend oder gar nichtig bezeichnet.

Was schließlich den Staat betrifft, so scheint er uns, seit es eine bürgerliche Eheschließung mit allein rechtsverbindlichem Charakter giebt, nicht berechtigt sich einzumischen, so lange nicht seine eignen Rechte mißachtet oder die, welche er zu schützen verpflichtet ist, getränkt sind. Sein Recht wird verletzt, wenn die katholische Kirche sagt, daß die Civilehe ohne kirchliche Sanction nur Concubinat ist, das mag sie denken, sie darf nicht den Staat der Begünstigung wilder Ehen bezichtigen, denn was man auch von der Civilehe halten mag, sie ist rechtlich gültige Eheschließung und die katholische Kirche, die ja stets sich *temporum ratione habitus* zu finden weiß, hat selbst früher die vor dem türkischen Kadi in Serbien geschlossenen Ehen von Katholiken als gültig anerkannt. Sie betrachtet auch einen häretischen Kirchendiener lediglich wie einen Civilstandsbeamten. Davon abgesehen, hat es der Staat nur mit den äußeren Beziehungen seiner Angehörigen zu ihm wie zu einander zu thun; wird eine gleichberechtigte Confession von einer andern so behandelt, daß darin eine Beleidigung oder Kränkung ihrer Rechte liegt, so ist dafür das Strafgesetz da. Uebrigens besitzt die Kirche nur so viel Einfluß auf ihre Bekenner, als diese ihr einräumen wollen.

Wenn durch diesen unliebsamen Zwischenfall die Verständigung zwischen Conservativen und Centrum augenblicklich erschwert ist, so bedauern wir das, ohne uns an der Notwendigkeit des Zusammenhaltens beider irre machen zu lassen. Die Führer des Centrum's wissen am besten, daß vom Bischof ein Fehler gemacht ist und werden, wenn sie dies auch nicht zugeben dürfen, die Allianz der Conservativen in dem Maß schätzen, als diese sich unabhängig zeigen und ihre Entschlossenheit bekunden, jeder Velleität einer Erneuerung des Culturkampfes entgegenzutreten.

## Zur Innungsfrage.

Von Friedrich Nücklin.

### I.

Es ist eine Thatsache, die uns mit Bewunderung erfüllt, daß unser Zeitalter in der Erforschung der Natur und in der Anwendung der Ergebnisse dieser Forschung fürs praktisch technische Leben Erfolge erzielt hat, die in der Geschichte des Menschengeschlechts unerreicht dastehen. Immer mehr unterjocht der Menscheng Geist die Elemente und zwingt die Kräfte der Natur in seinen Dienst. Unsere Industrie ist im stände Massen zu producieren, welche hinreichend erscheinen, ganze Völker und Geschlechter mit Reichthum zu überschütten, Not und Mangel aus jeder Hütte zu verbannen. Aber in der Betrachtung dieser an und für sich erfreulichen Thatsache stoßen wir sofort auf jenen schon so oft citierten „Zwiespalt der Natur“, auf jenen schreienden Widerspruch zwischen glückverheißenden Voraussetzungen und trotz alledem traurigen Ergebnissen. Denn es läßt sich



nicht leugnen, daß gerade da, wo die gewaltigsten Massen von Gütern hervorgebracht werden, neben hoch und höher schwellendem Reichtum auch die Armut sich ausbreitet; ja, es ist eine offen vor Augen liegende Tatsache, daß gerade im Gefolge des industriellen Fortschritts immer und überall ein gesellschaftlicher Krebschaden austritt, der in Ländern mit wenig entwickelter wirtschaftlicher Tätigkeit unbekannt ist, jene Verarmung ganzer Volksmassen, die man heutzutage mit den Namen Proletariat und Pauperismus bezeichnet. Woher rührt diese geheimnisvolle und erschreckende Erscheinung? Wie ist zu erklären, daß das wirtschaftliche Emporsteigen des einen stets gepaart ist mit dem Niedergang, wo nicht Untergang des andern?

Das gesamte Erwerbsleben eines Volkes kann sich in zweierlei Weise vollziehen: entweder beschränkt in gewissen sittlichen und rechtlichen Ordnungen, oder natürlich und elementar als allgemeiner „Kampf ums Dasein.“ Es ist anzunehmen, daß, wo die erwerbliche Tätigkeit nach sittlichen Anschauungen geregelt ist, dieselbe sich auch als kräftigstes, sittlich förderliches Volkserziehungsmittel erweisen wird; und daß dagegen umgekehrt, wo Hilfsmittel von vorzugsweise elementarer und materieller Natur im Erwerbsleben wirksam sind, für viele Erwerbsbesitzene die Gefahr nahe liegt, daß sie den elementaren und materiellen Mächten den Vorrang vor den sittlichen Pflichten einräumen. Das System ist gar zu häufig der Mensch. Ein System, das, wie unser heutiges industrielles Produktionssystem, sich vorzugsweise elementar vollzieht, ist nur zu sehr geeignet, Menschen heranzuziehen, die mit elementarer Rücksichtslosigkeit ihre Zwecke und Ziele verfolgen. Aber nicht nur die Art und Weise der Erwerbstätigkeit, welche durch ein bestimmtes Produktionssystem bedingt wird, modelt den Menschen, auch der Erfolg derselben ist für die Charakterentwicklung im Einzelnen wie in ganzen Massen von tiefgehender Wirksamkeit. Der gute Erfolg verleiht Befriedigung, Selbstvertrauen, Unternehmungslust; im höhern Grade wohl auch Selbstüberhebung, Rücksichtslosigkeit und Verachtung der Geringern. Umgekehrt wirkt schlechter Erfolg niederdrückend; er erzeugt Mißmut, reizt Neid und Mißgunst, wo nicht Groll und Haß, und läßt auf die Dauer nicht nur alle wirtschaftliche Unternehmungslust, sondern auch die sittliche Thätigkeit.

Da demgemäß nicht zu bestreiten ist, daß die Erwerbstätigkeit eines Volkes dessen ganzen sittlichen Standpunkt und somit die eigentliche Grundlage seines Bestehens aufs tiefste beeinflusst, so sollte man schließen dürfen, daß für jede Entwicklungsstufe des wirtschaftlichen Lebens in einem Volke bestimmte Einrichtungen gegeben sein müßten, um gegenüber den im Erwerbsleben wirksamen elementaren und materiellen Mächten die sittlichen Grundlagen des Volkslebens sicher zu stellen; daß mit andern Worten jeder Fortschritt, jeder Aufschwung in der industriellen Technik eine entsprechend höhere Ausgestaltung des öffentlichen Rechts, der socialwirtschaftlichen Verfassung eines Volkes, zur selbstverständlichen Voraussetzung habe. — Das Gegenteil ist indes leider der Fall.

Dennoch wenn wir aus diesen Gesichtspunkten unsere neueste wirtschaftliche Periode betrachten, so tritt uns die beklagenswerte Tatsache entgegen, daß eben derselbe Menschengeist, der nach industriell-technischer Seite eine noch nicht dagewesene Schöpfungskraft entfaltetete, gleichzeitig auf dem social-wirtschaftlichen Gebiete absolut nichts zu schaffen vermochte, was unsere Entwicklung im Einklang mit den sittlichen Grundlagen der Gesellschaft hätte halten können. Hier findet sich Impotenz in der höchsten Potenz!

Unser heutiger volkswirtschaftlicher Zustand ruht auf der bekannten Theorie des Adam Smith. Es hatte aber der Urheber derselben, als er sie aufstellte, keine Ahnung von dem Aufschwung, der dem industriellen Leben bevorstand. Als er die Materialien zu seinem bahnbrechenden Werke: „Ueber die Ursachen des Nationalreichtums“ sammelte, befand sich die Dampfmaschine noch im Versuchsstadium; als er dasselbe im Jahre 1776 veröffentlichte, war auch das Werk Watts soeben erst an die Öffentlichkeit getreten. Denn kaum zwei Jahre früher — 1774 — hatte Watt die praktische Verwertung seiner Erfindung durch Gründung einer Maschinenfabrik in die Hand genommen. Obgleich nun keiner der beiden bedeutenden Männer eine Ahnung von der Umgestaltung haben konnte, welche das Maschinenwesen in der Industrie später hervorrief, und obgleich somit Adam Smiths Theorie aus Verhältnissen abstrahiert ist, welche in keiner Weise, was

die Kiesenhaftigkeit der Productionsmittel anbelangt, mit den heutigen zu vergleichen sind, so ist doch diese Theorie nicht nur im ganzen und großen die Nichtschnur für das social-wirtschaftliche Denken mehrerer Generationen geworden, es ist vielmehr gerade die negative Seite derselben noch verschärft, vereinseltigt, und so zu jener unseligen Manchestertheorie verunstaltet worden, die in dem Satze gipfelt, daß in wirtschaftlichen Dingen jeder sich selbst überlassen sein müsse.

Diese Manchestertheorie ist nun zwar wissenschaftlich überwunden, thatsächlich aber beherrscht sie noch immer nicht bloß unsere wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch, bewußt oder unbewußt, die Mehrzahl unserer Gebildeten. Denn die Gebildeten sind die Bescheidenden, oder doch aus der Klasse derselben hervorgegangen. Sie suchen die Theorie zu retten und damit den Zustand, der ihren einseitigen Interessen entspricht. Umgekehrt hat aber sich in der Socialdemokratie die allerschärfste Reaction gegen das Manchesterthum organisiert, denn die arbeitende Klasse fühlt, auch da wo klare Einsicht fehlt, doch instinctiv, daß sie im Kampf mit dem Weiß ein für allemal den kürzeren zieht. Bei dem herrschenden baren Naturzustand ist also die ganze Gesellschaft auf dem Fuße des wirtschaftlichen Ringkampfes aller einzelnen gegeneinander eingerichtet.

Bezüglich der unabweichenlichen Folgen dieses Einzelkampfes eines jeden gegen alle ist eine Täuschung für den denkenden Beobachter höchstens in der Form freiwilliger Selbsttäuschung anzunehmen. Die erste und schlimmste dieser Folgen muß wohl die sein, daß das Bewußtsein, in einem, von gewissen civilrechtlichen Schranken abgesehen, rücksichts- und erbarmungslosen Kampfe um wirtschaftliches Sein oder Nichtsein zu stehen, in Verbindung mit der notgedrungenen thätigen Teilnahme an demselben, den Einzelnen in eine mehr oder weniger bewußte innerlich gegenfällige Stellung zur übrigen Gesellschaft oder einen großen Teil derselben hineinführen, daß die Mittel des Kampfes, wie sie ungestraft an der Tagesordnung sind, List, Betrug, Täuschung, Ausbeutung der Notlage anderer, nicht selten absichtliche Herbeiführung einer solchen, notwendig das Gefühl für Recht und Unrecht abstupfen, überhaupt das sittliche Bewußtsein im Volle schädigen, das Volksgewissen allmählich ertöden. Ein Volk, in welchem die ungeordnete Concurrenz, d. h. der wirtschaftliche Bürgerkrieg zur bleibenden Institution gemacht ist, muß schließlich an seinen edelsten geistigen Gütern banterott werden.

Eine andere Folge der heutigen Verhältnisse tritt in der Güterverteilung zu Tage. In einer Gesellschaft, wo der Einzelne wirtschaftlich auf sich selbst gestellt ist, muß der Schwächere zu Grunde gehen. Diese Schlussfolgerung ist durch die Erfahrung, man könnte sagen glänzend gerechtfertigt, wenn die rechtfertigenden Thatsachen nicht so unendlich traurige wären, am schreiendsten da, wo das Manchesterthum am längsten und entschiedensten die Herrschaft übt, in England. Nach einer im Parlament gemachten Mitteilung wurden im Jahre 1878 in England (ohne Schottland und Irland) 7,029,000 Acre mit im ganzen 7,688,000 Pfd.-Sterl. oder 153,760,000 Mk. unterstüzt. Sieben Millionen sind aber der dritte Teil der Bevölkerung Englands! Nach einer andern, ebenfalls officiellen Statistik befindet sich in England und Wales der 33ste Mensch entweder im Armenhause oder wird in einer Privatwohnung aus öffentlichen Mitteln unterhalten. Wenn dies geschieht in England, wo seit länger als einem Jahrhundert alle Schätze der Welt zusammenfließen, wo der Boden unermeßliche Vorräte der wertvollsten Mineralien bietet, — was hat dann unser Deutschland zu hoffen, das von der Natur mit sehr bescheidenen Hilfsquellen ausgestattet und seit zwei Jahrhunderten von den Kriegen aller europäischen Nationen ausgezogen worden ist? Ist nicht auch bei uns die Verarmung der untern Schichten im Zunehmen begriffen, schwillt nicht auch in unsern industriellen Städten und Bezirken das Proletariat mehr und mehr an, und folgt nicht dasselbe — selbst in England geschieht dies nicht in dem Maße — in Scharen den Fahnen der Socialdemokratie?

Was ist aber diese Socialdemokratie? Es ist ja nicht zu bestreiten, daß in dieser Bewegung sich viele unreine, schlimme und in jeder Hinsicht gefährliche Elemente offenbaren. Nach der großen Mehrzahl aber besteht die Socialdemokratie aus Kindern unseres Volkes, die an und für sich nicht besser und nicht schlechter sind als andere an ihrer

Stelle sein würden. Und insofern müssen wir sagen: die Socialdemokratie ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. In der Socialdemokratie sammeln sich naturgemäß alle diejenigen Volkselemente, welche im Einzelkampfe ums Dasein den kürzeren gezogen haben, welche dem wirtschaftlichen Ruin schon verfallen sind, oder denselben vor Augen sehen. Es sind viele Arbeiter und vielleicht noch mehr Handwerker, aber auch nicht wenige Kleinbauern, welche der Socialdemokratie heimlich oder öffentlich angehören; und es sind eine Menge niederer Bediensteter, Angestellter, Lehrer, welche mit ihr sympathisieren. Für viele ist es die wirkliche Verzweiflung, welche sie der Socialdemokratie in die Arme treibt. Statt den Untergang, der sich nach der Manchestertheorie naturgemäß an ihnen vollzieht, mit wissenschaftlicher Resignation hinzunehmen, fühlen sie ihre Natur sich gegen denselben empören, schicken sie sich an, in vereiniger Masse sich ihres Anteils an den Gütern unserer Gesellschaft zu bemächtigen. Für diejenigen aber, welche nicht durch Verzweiflung in die Reihen der Socialdemokratie getrieben werden, ist es nicht selten das Mitgefühl mit der Nothlage der übrigen. „Wenn ich nicht Christ wäre“, sagte bei Veranlassung ein sehr unterrichteter und sehr ernst denkender Mann, „so wäre ich Socialdemokrat.“ Muß aber denn die Socialdemokratie notwendig atheistisch und unchristlich sein? Heute ist sie es in dem dunklen, wenn auch sicher irrthümlichen Gefühle, daß das heutige Industriesystem mit der christlichen Weltanschauung, mindestens mit der heutigen staatlichen und kirchlichen Ordnung untrennbar verknüpft sei. Wie sie sich stellen würde, wenn es den Vertretern der christlichen Weltanschauung gelänge, ihr jenen Irrtum zu benehmen, das läßt sich heute nicht sagen; aber darüber darf man sich heute schon keiner Täuschung hingeben, daß eine friedliche Lösung der socialen Fragen nur unter Beihilfe jener Elemente möglich sein wird, deren Mehrheit sich heute im socialdemokratischen Lager befindet. Denn diese Elemente bilden den geistig regsamsten, consequentesten und thatkräftigsten Teil jener Volksklassen, denen die Socialreform zugute kommen soll. Die weitaus größere Mehrheit der übrigen bildet eine Menge mehr oder minder achtbarer Leute, welche wohl bereit ist, vollzogene Thatsachen anzuerkennen, nicht aber, solche schaffen zu helfen, auf die man also für eine entschiedene Reformarbeit nicht im entferntesten rechnen kann.

Wenn wir bei dieser Erwägung die gegenwärtige innere Verfassung unserer Socialdemokratie und der mit ihr sympathisirenden Richtungen ins Auge fassen, so tritt uns die Aufgabe der notwendigen Socialreform erst in ihrer vollen, wir dürfen sagen, erschreckenden Schwierigkeit entgegen. Denn eben diese Richtung, ohne deren Mitwirkung wir an der Möglichkeit einer wirksamen Socialreform verzweifeln müßten, ist heute gottlos, ist heute revolutionär, ist, obwohl sie sich social nennt, doch antisocial, d. h. gesellschaftsfeindlich. Zwar ist nicht wahr, daß sie sich der gesellschaftlichen Güter nur bemächtigen will, um sie unter die einzelnen zu verteilen, wie wohl mitunter nachgefagt und geglaubt wird; sie will blos die Productivcapitalien in Gesamtbesitz nehmen, und dagegen die Arbeitserträge gleichmäßig verteilen. Zu diesem Zwecke aber müßte der einzelne dem wirtschaftlichen Gesamtproductivapparat in einer Weise unterstellt oder vielmehr einverleibt werden, welche dessen individuelle Selbständigkeit vollständig aufheben würde. Die Socialdemokratie stellt sich damit in den geraden Gegensatz zum Manchesterthum. Dieses stellt die Unabhängigkeit und vorgebliche Unantastbarkeit des einzelnen so sehr in den Vordergrund, daß sie darüber dessen ökonomische Existenz preisgibt; umgekehrt will die Socialdemokratie das Recht und die Möglichkeit der freien und unabhängigen Persönlichkeit aufheben, um dafür dem einzelnen den materiellen Lebensbedarf garantieren zu können.

So sehen wir unser Volkstum von zwei verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen gleichermaßen bedroht. Jede begeht den Fehler, daß sie den Menschen nicht als ganze, volle Persönlichkeit, sondern lediglich von einer einzelnen Seite ins Auge faßt und diese ihre im vollen Sinne des Wortes einseitige Auffassung als absolutes socialwirtschaftliches Dogma hinstellt. Für das Manchesterthum ist dieses Dogma die individuelle Unbeschränktheit, für die Socialdemokratie der individuelle Lebensunterhalt. Jede dieser Richtungen an sich ist verderblich genug, um, erst einmal zur unbedingten Herrschaft

gelangt, ein Volk, dem nicht außerordentliche Hilfsmittel zu Gebote stehen, in kürzester Zeit zu verderben.

Wir unsererseits lehnen also alle Gemeinschaft mit diesen beiden Richtungen ab; uns lautet vielmehr die entscheidende Frage: „gibt es Mittel und Wege, durch Fortbildung des öffentlichen Rechts der wachsenden Proletarisierung der untern und mittlern Schichten unseres Volkes Einhalt zu thun und damit dasselbe dem socialen Frieden wieder näher zu führen, oder nicht?“

Als eine von denjenigen Maßregeln, welche in erster Linie im Sinne der gestellten Alternative beurteilt sein wollen, ist ohne Zweifel die Neuordnung des persönlich selbständigen Geschäftsbetriebs, des Handwerks, in Betracht zu ziehen. Wer derselben praktisch näher treten will, hat sich zunächst auf Widerspruch von zwei verschiedenen Seiten gefaßt zu machen: Von der einen Seite wird man ihm entgegenhalten, das Handwerk sei überhaupt eine dem Untergange verfallene, weil der neuzeitlichen Produktionsweise gegenüber nicht concurrenzfähige Betriebsform, und es sei verlorene Mühe, dasselbe noch einmal gleichsam galvaniſch wieder aufleben zu lassen; von der andern Seite wendet man kurzweg ein: die beabsichtigte Neuordnung widerspreche dem Princip der Gewerbefreiheit und sei deshalb unstatthaft.

Was den ersten Einwand betrifft, so hat der Verf. bereits versucht, in seiner Schrift: „Das neuzeitliche Handwerk“, die Grundlosigkeit desselben vom technisch-geschäftlichen Standpunkte aus darzulegen. Ueberdies aber haben anerkannte Sachverständige, u. A. Neuleaux, sich in durchaus ähnlichem Sinne ausgesprochen. Wir lassen daher diese Frage zunächst auf sich beruhen. Ernst ist der andere Einwand, daß die Neuordnung des Handwerks die Gewerbefreiheit illusorisch mache, und deshalb als eine Verſündigung an der Wohlfahrt unserer Nation zu verurteilen sei. Hier wird zunächst zu fragen sein: Was hat man denn unter einer vernünftigen Gewerbefreiheit zu verstehen, und besitzen wir zur Zeit eine solche? — Koscher antwortet: „Die Concurrenz entfesselt alle Kräfte der Volkswirtschaft, die guten, wie die bösen. Sie beschleunigt daher, wo jene überwiegen, die Blüthezeit, wo diese bedeutender sind, den Verfall. Wie von jeder Freiheit, so gilt es auch von der wirtschaftlichen, daß die Aufhebung des äußeren Zwangs nur da haltbar und gemeinnützlich ist, wo eine strenge Selbstbeherrschung an die Stelle getreten. Die Freiheit muß nicht blos negativ, sondern positiv sein. Fehlt es durch Unreife an einem tüchtigen Mittelstande, so mag die unbechränkte Concurrenz wirklich ein „allgemeines sauve qui-peut“ (Bazard) heißen, ein „morcellement industriel“ und eine „fraude commercial“ (Fourier) „ein Schlachtfeld, auf welchem die Kleinen von den Großen verschlungen werden“ (M. Chevalier) oder „Concurririeren in dem Sinne, daß jeder sich dahin wenden könne, wo ihm eine Thüre offenstehe, nichts als ein neuer Ausdruck für Vagabundieren“ (Bobz-Reymond).“

Aus diesen Aussprüchen verschiedener bedeutender Männer geht mindestens so viel hervor, daß der heutige Krieg aller gegen alle nicht überall und ohne weiteres als eine wohlthätige Einrichtung betrachtet wird. In der That hat auch derselbe einen ganz anderen Charakter angenommen, als die praktisch dabei theilhaftigen Kreise zunächst gewünscht und erhofft hatten. Das Streben nach Gewerbefreiheit richtete sich ursprünglich und fast ausschließlich gegen die Zunfthandwerker, welche das Recht des selbständigen Geschäftsbetriebs in erster Linie den Angehörigen und Abkömmlingen der Zunftgenossen vorbehalten wissen wollten, und somit ein förmliches Monopol des Geschäftsbetriebs beanspruchten. Dieser monopolistischen Annäherung der Zunfthandwerker gegenüber hatte die Forderung der Gewerbefreiheit ursprünglich nur den Sinn, daß jeder, der eine nützliche, d. h. gesellschaftlich notwendige Arbeit erlernt hat und selbständig auszuüben versteht, auch das Recht haben müsse, dieselbe, abgesehen von Vorrechten der Geburt, auf eigene Rechnung auszuüben. Und zwar wurde dieses Recht ganz vorzugsweise zu gunsten der Armen oder Wenigbemittelten erhoben; denn für die Angehörigen der vermöglichen Klassen hatte die Gewerbefreiheit nach ihrer ursprünglichen Bedeutung ein verhältnißmäßig geringes Interesse, weil diese sich dem Handwerksbetrieb, für den sie ja gefordert wurde, in der Regel nicht zu widmen pflegten, oder, sofern es ausnahmsweise doch ge-

schah, die entgegenstehenden Hindernisse leichter als ihre unbemittelten Genossen zu beseitigen vermochten. Dagegen war die Freiheit des selbständigen Handwerksbetriebs für die wenigbemittelten jungen Handwerkslehrlinge, welche nicht das Glück hatten, in eine Kunst hineingeboren zu sein, eine Lebensfrage ersten Ranges, bedeutete aber für diese selbstverständlich weiter nichts, als Beseitigung des bis dahin bestehenden Geschäftsmonopols der Zunftaristokratie und Freigebung des Handwerksbetriebs für jeden, welcher dafür technisch befähigt war. Die Frage hatte also ebensowohl ihre negative wie ihre positive Seite, war aber ohne Zweifel nach beiden Seiten richtig aufgefaßt. Besonders der positive Inhalt derselben, welcher darin bestand, daß als Voraussetzung des Rechts zum selbständigen Handwerksbetrieb die erworbene und nachgewiesene technische Befähigung für denselben hingestellt wurde, war hochbedeutungsvoll. Denn die berufliche Tüchtigkeit zur alleinigen Vorbedingung selbständigen Geschäftsbetriebs erheben, mußte dem Streben nach technischer Ausbildung den denkbar stärksten Antrieb verleihen und dadurch mittelbar auf gesunde Bildung und kräftig-sittlichen Charakter in der Handwerksbevölkerung hinwirken. Der Einwand, daß eine derart aufgefaßte Gewerbefreiheit gewisse natürliche Menschenrechte, z. B. das Recht des Nahrungserwerbs, beeinträchtigt, ist nicht stichhaltig. In einer organisch geordneten Gesellschaft ist keineswegs jede, sondern nur die reibliche, gesellschaftlich nützliche Arbeit berechtigt. Alle übrigen Erwerbsarten unterliegen der Erwägung, ob sie für das Gesamtwohl sich als förderlich oder wenigstens zulässig oder als nachteilig erweisen; denn es wird schwerlich jemand behaupten wollen, ein natürliches Recht auf einen Nahrungserwerb zu besitzen, welcher die übrige Gesellschaft schädigt. Hier kann also nicht von einem natürlichen und unbedingten, sondern nur von einem socialwirtschaftlichen und relativen Recht die Rede sein. Aber auch auf dem Gebiete zulässigen Erwerbs ist wieder ein Unterschied zu machen zwischen dem Nahrungserwerb im engeren Sinne und demjenigen Erwerb, welcher vorzugsweise, wo nicht ausschließlich der Bereicherung dient, und es ist ohne Zweifel socialwirtschaftlich gerechtfertigt, den erstern gegen Beeinträchtigung durch den letztern sicher zu stellen. Es kann sich also auch dieser nicht auf natürliches, sondern nur auf socialwirtschaftliches Recht berufen.

Als unzweifelhaft natürliches Recht dürfte es nun jedem Unbefangenen erscheinen, daß derjenige Handwerker, der sich für sein Fach genügend ausgebildet hat, die Befugnis haben soll, seinen Beruf für seine Person und auf eigene Rechnung auszuüben. Man kann dieses Recht als die natürliche Gewerbefreiheit bezeichnen. Bedingt wird dieselbe erst wieder durch den Anspruch auch andere Glieder der Gesellschaft, Unmündige, beziehungsweise Lehrlinge, dem geschäftlichen Betriebsapparate dienstbar zu machen.

Hätte man nun die technische Befähigung in den Mittelpunkt des Arbeitsrechts gestellt, so blieben nur die Unvorgebildeten ausgeschlossen. Ist der Ausschluß derselben ein Unrecht? Sie zerfallen in zwei Klassen: in solche mit und in solche ohne Kapital. Sofern die erstern ernstlich wünschen, ein Handwerksgeschäft zu betreiben, sind sie zweifellos vermöge ihrer materiellen Mittel vor allen andern in der Lage, sich die erforderliche Ausbildung anzueignen. Wollen oder können sie das nicht, so haben sie auch kein natürliches Recht auf einen Geschäftsbetrieb geltend zu machen, den sie nicht verstehen. Zudem bleibt ihnen ja unbenommen, wenn sie ihr Kapital im Handwerksbetrieb fruchtbar zu machen wünschen, sich als stille oder kaufmännisch mithätige Geschäftsteilhaber am Betrieb tüchtig vorgebildeter Techniker zu beteiligen. Dagegen können alle diejenigen, welche weder über Kapital noch über geschäftstechnische Kenntnisse und Fertigkeiten verfügen, auch nicht einmal ein vernünftiges Interesse, geschweige denn ein natürliches oder socialwirtschaftliches Recht haben, einen eigenen Geschäftsbetrieb zu beginnen. Für solche wird es vielmehr eine Wohlthat sein, wenn sie von einer Laufbahn zurückgehalten werden, auf welcher sie, sofern sie nicht mittelst Schwinbel und Betrug vorwärts kommen wollen, nur Mißerfolge zu erwarten haben. Leute dieser Art werden als Lohnarbeiter ein besseres Auskommen finden, als im eigenen Betrieb, für den ihnen jede Voraussetzung mangelt.

Leider ist es in Deutschland verkümmert worden, die nachgewiesene technische Befähigung zur alleinigen Voraussetzung des selbständigen Geschäftsbetriebs zu erheben. Die socialwirtschaftliche Gewerbefreiheit ist bei uns nicht zur Verwirklichung gekommen, sondern statt dessen der ganz naturalistische Grundsatz aufgestellt, daß jeder Mensch berechtigt sei, seinen Lebensunterhalt in jeder strafrechtlich nicht verbotenen Weise zu erwerben; Daß des Erwerbszweiges sei Privatfache; die Gesellschaft habe sich darum nicht zu kümmern. Das sittliche, persönlich erziehende, Culturleben fördernde Moment der Handwerksarbeit hat man gänzlich außer acht gelassen und statt dessen das andere Moment, das des Geld-Erwerbes auf die einseitigste Weise in den Vordergrund gestellt. Die Gewerbefreiheit ist zur Erwerbsfreiheit geworden.

Die Consequenzen der individualistischen Erwerbsfreiheit sind schlimm genug. Hier kommen wieder die beiden bereits erwähnten Klassen von Volksangehörigen in Betracht, die Klasse derer die Kapital besitzen und die Klasse der Unbemittelten. Daß letzteren, insofern sie ohne technische Ausbildung geblieben sind, im selbständigen Gewerbebetrieb auch bei absolutester Gewerbefreiheit keine Aussicht blüht, liegt auf der Hand. Sie dürfen zwar ein Gewerbe betreiben, das sie nicht gelernt haben, aber sie können es nicht. Den Unbemittelten bietet darum unsere individualistische Gewerbefreiheit lediglich gar keinen Vorteil. Anders steht es mit denjenigen, welche den Mangel an technischer Ausbildung durch Kapital ergänzen können. Diesen steht der Weg offen, daß sie, zu eigener technischer Arbeit unvermögend, die Arbeit anderer für sich in Anspruch nehmen und durch Anhäufung der Produktionsmittel den Nachteil ausgleichen, der in ihrer eigenen technischen Unfähigkeit liegt. Mit anderen Worten: An die Stelle eigener Production tritt, genau betrachtet, der Handel mit der Production anderer, und der Vorteil dieses Handels kommt denjenigen zugute, welche vermöge ihres Kapitals das Wirtschaftsleben beherrschen. Wir meinen hier selbstredend nicht die naturgemäße Großindustrie, sondern lediglich das ins Handwerk eingebrungene und jetzt darin dominierende kapitalistische Schmarogertum.

So hat also von der individualistischen Gewerbefreiheit allen Vorteil die Klasse der Kapitalisten, allen Nachteil hingegen die Klasse der wenigbemittelten Handwerkskünstler. Dem Geschäftsbetrieb dieser Leute wird allmählich durch den kapitalistischen Betrieb Luft und Licht benommen, sie selbst in die Klasse der Lohnarbeiter herabgedrückt. Was für sie Nahrungserwerb war, wird für die Kapitalisten Bereicherungserwerb, und so erweist sich unsere heutige Gewerbefreiheit, die so gern als das Palladium des unbemittelten aber tüchtigen Mannes dargestellt wird, als eine Institution, welche die wirtschaftliche Existenz des gewerblichen Mittelstandes ruiniert und den ökonomischen Zerfall unseres Volkes in sehr Keche und ganz Arme mächtig fördert.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Es gibt Fragen im Gebiete der Ethik, auf welche die norma normans unseres Sittengesetzes ganz unzweideutige Antwort gibt, mag diese nun im Gesetz oder im Evangelium zu finden sein oder aus der gegenseitigen Ergänzung beider sich leicht und sicher ergeben. Aber es gibt auch andere Fragen, zu deren Lösung sich kaum Anbeutungen, geschweige denn statutarische Schriftstellen finden, Fragen, die nur im Hinblick auf das große Ganze christlich angeschauter Weltordnung eine Antwort zulassen. Ueber die Berechtigung oder Nichtberechtigung z. B. des Duells, des vollen Eintretens der Einzelpersönlichkeit mit Leib und Leben für die Aufrechterhaltung sittlicher Weltordnung, wird man vergebens lehrhafte Aufklärung suchen. Wo liegt der Unterschied zwischen bellum und duellum? — Ganz ähnlich schwierig ist die Frage nach der sittlichen Berechtigung unmittlicher Mittel im Leben der Völker. Sind Lüge, List, Täuschung, Verleitung zum

Verrat im offenen Kriege erlaubt, sind sie zulässig in den unblutigen Schlachten der Diplomatie?

Es liegt uns fern, hier moralische Probleme lösen oder auch nur erörtern zu wollen. Nur auf eins möchten wir hinaus. Daß nämlich die Anwendung der genannten Mittel, wenn sie überhaupt discutabel ist, dies doch nur da sein kann, wo die Menschen nicht in einem sittlichen Verhältnis zu einander stehen, sondern in den objectiven Folgen der Störung, welche die Sünde in die Welt gebracht hat. Daß aber weiter Familie und Staat, ihrem innersten Wesen nach sittliche Ordnungen sind, und daher niemals ein unsittliches Verhältnis ihrer Mitglieder zu einander ertragen, ohne in ihren Grundfesten erschüttert zu werden, vielleicht dem Untergang zu verfallen. Am schlimmsten muß die Auffassung, daß ein solches Verhältnis zulässig und empfehlenswert sei, da wirken, wo sie von den geborenen Trägern der Autorität, in der Familie von den Eltern, im Staat von den Regierenden, vertreten und geliebt wird.

Blickt man aber im großen auf die alternden Culturstaaten diesseit und jenseit des Meeres, so findet man fast überall das bei Gesundheit auch sittliche Verhältnis der Regierungen zu den Völkern von der Verderbnis Masse angekränkt, ja hier und da schon ein solches Maß der Corruption, daß an Stelle des Vertrauens grundsätzlich das Mißtrauen getreten ist, daß der gegenseitige Verkehr nur noch ein gegenseitiges Ueberlisten darstellt.

Ein classisches Beispiel, was auf staatlichem Gebiet aus derart regierten Ländern werden kam, ist in Europa vorhanden: Frankreich. Seit Guizot's „enrichissez vous“ ist dort den Machthabern jedes Mittel recht gewesen sich Freunde zu machen, sich am Auser zu erhalten; bis ins Einzelne ausgebildet ist die Ausbeutung nicht nur der Tugenden, sondern auch der menschlichen Laster und Leidenschaften, ist die Regierungskunst der kalten Berechnung im Napoleonismus, der nunmehr in seiner Heimat so sehr alle Personen beseßen, alle Verhältnisse durchsetzt hat, daß auch die Republik sich desselben nicht zu erwehren vermag und nur das alte Spiel unter neuen Formen fortsetzt. Die Folgen liegen am Tage. Grenzenloses Mißtrauen bringt das gesamte Volk jeder Regierung und jedem Reglerungsact entgegen, Haß und Berachtung sind nebenher in allen den Volksschichten wirksam, die von den materiellen Vorteilen des Systems ohne Ansicht auf Beteiligung ausgeschlossen sind.

In Deutschland liegen die Dinge bisher ja noch wesentlich anders und besser. Vor allem ist die geschichtliche Continuität der Entwicklung durch Revolution von unten her nie und nirgends ganz zerschnitten worden. Aber der Erkenntnis, daß auch bei uns der Regierung weite Volkskreise mit tiefem Mißtrauen gegenüber stehen, ist es nicht möglich sich zu verschließen, wir meinen auf kirchlichem Gebiet die Katholiken, auf socialem Gebiet den vierten Stand. Versprochen ist viel, gehalten bis heute wenig; zum Teil gewiß aus sachlicher Notwendigkeit, aus der vis inertiae und dem Unwillen der Institutionen sich neuen Ideen zu fügen, zum Teil aber auch aus mangelndem Nachdruck der friedlichen Initiative. Und die Wirkung dieser Ursachen ist Mißtrauen. Mißtrauen der Katholiken gegen protestantische Majorisierung, Mißtrauen des vierten Standes gegen kapitalistisches Interesse. Mißtrauen endlich — wer könnte das leugnen — gegen die mancherlei napoleonischen Mittel, die bewußt oder unbewußt von Westen her den Rhein überschritten haben.

Ein freudiges, Epoche machendes Ereignis im Sinne des kirchlichen Friedens, der Socialreform, des wiedererwachenden Vertrauens zwischen Regierenden und Regierten war die kaiserliche Botschaft vom vorigen Jahr. Ausnahmslos von allen Parteien ist sie mit Zustimmung begrüßt worden. Aber nur um so lebendiger erhebt sich der Wunsch, daß mit der Ausführung jenes Programms nicht mehr als ohnehin nötig gezögert, daß alles vermieden werde, was auch nur den leisesten Zweifel am Ernst der Regierung regemachen könnte. — Leider ist aus dem verfloßenen Monat ein Ereignis zu registrieren, das zwar nach neueren Erklärungen die Bedeutung nicht hat, die man ihm anfänglich beizulegen geneigt war, und mehr in das Gebiet der unmaßgeblichen Ungehelichkeiten zu gehören scheint, als sonstwohin, das aber doch viel Unruhe verursacht und grade

conservative Kreise, bevor es dementiert wurde, unseiblich berührt hat: wir meinen einen ganz „manchesterlichen“ Leitartikel der halbamtlichen „Provinzial-Correspondenz“, der in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreiteter Beilage fast sämtlicher preussischer Kreisblätter. Ursprünglich fand sich dort die Aufstellung von steuer- und social-politischen Grundfragen, die ungefähr das Gegenteil bedeuten von allem, was seit fünf Jahren auf diesem Gebiet als Politik der Zukunft offiziell proclamiert worden war. Speziell wurde sehr nachdrücklich gegen höhere Besteuerung des mobilen Kapitals polemisiert und damit eine der vollständigsten Forderungen des socialen Reformprogramms bestritten. Zudem war die Beweisführung äußerst dürftig; der Spartrieb, so fürchtete man, könne leiden, das Kapital auswandern, nur socialistische Fanatiker das Gegenteil behaupten.

Glücklicherweise wurde sehr bald in derjenigen Zeitung, die für das Organ des Reichskanzlers gilt, nicht nur der schon erschienene, sondern auch ein zweiter noch zu erwartender Artikel der „Prov.-Corr.“ pränumerando verleugnet, und auch sonst klar gestellt, daß die Furcht, es werde die Socialreform gleichbedeutend mit dem Untergang der Civilisation, ein Weg zur Barbarei sein, eigentlich nur aus Versehen und in absichtsloser Zerstretheit ausgesprochen worden ist. Das freudige Staunen der Liberalen in denselben Spalten der officiösen Presse, die bisher den kräftigsten Angriffen auf „die Herrschaft des Geldbads“ Raum boten, mit einem Male durch die säuselnden Argumente eines Manchestermanns überrascht zu werden, die ernstlichen Warnungen der conservativen Presse, doch nicht durch Planlosigkeit die Landtagswahlen ebenso zu gefährden, wie tatsächlich die letzten Reichstagswahlen durch die Regierungsorgane geschädigt worden sind, und endlich die Macht der Börsensteuer-Idee an sich, in welche selbst die Liberalen sich schon mit Ergebung gefunden, haben zusammengewirkt, die Provinzial-Correspondenz zu einem formellen Widerruf zu veranlassen. Die Besorgnis, als wolle die Regierung auf dem Wege, den die Kaiser-Botschaft vorgezeichnete, umkehren, ist damit beseitigt und nur im allgemeinen ein peinlicher Eindruck zurückgeblieben. Wenn angesichts der Wahlen gegnerische Blätter diesen Zwischenfall auch gegen die Conservativen auszubehuten suchten, so blieb das glücklicherweise diesmal ganz vergeblich. Denn nicht nur die Haltung aller Blätter ohne Ausnahme war eine subjectiv correcte und feste, sondern es konnte auch objectiv auf die letzte Rundgebung der Partei verwiesen werden, welche grade die stärkere Belastung des mobilen Kapitals, die Börsensteuer, mit ausbrüchlichen Worten fordert.

Ist aber hier die Sorge halbwegs gehoben, so ist sie es nicht auf einem anderen Punkt. Neueste Rundgebungen der officiösen Presse, zum Teil in Form von Verwarnungen an die Conservativen wegen unzulässiger Selbständigkeit\*), lassen durchblicken, daß die mittelparteilichen Bestrebungen und Wünsche immer noch nicht ausgegeben sind. Unser ceterum censeo dieser Richtung gegenüber brauchen wir nicht erst zu wiederholen: Ratschläge der Regierungsblätter an die Conservativen, doch in gegnerischen Wahlkreisen gemäßigtere Liberale und Freiconservative gegen den Fortschritt durchbringen zu helfen, halten wir für denkbar unangebracht. Der Unterschied zwischen Beunruhigten und Richter ist wenig mehr als ein formaler und der wilde Sturmhauf der äußersten Linken nicht entfernt so gefährlich für unsere Institutionen, als das System der stillen und gemüthlichen Zerstörer, die mit altkluger Beschönigung und staatsmännischen Nebenarten eine Stellung nach der anderen aufgeben.

Was übrigens die Wahlagitatio in Preußen betrifft, so merkt man immer noch verhältnismäßig wenig. Zu erwähnen sind ein Wahlausruf der Freiconservativen, der im Einklang mit den Wünschen der Regierung die angebliche Notwendigkeit von Mittelparteien ganz besonders hervorhebt, und die Idee derselben grade jetzt um so energischer vertreten will, je mehr sich von rechts und links der Sturmhauf gegen dieselbe verschärft. — Ziemlich viel Staub hat ein kurzer, ohne Unterschrift anscheinend vom Wahl-

\*) Anm. b. d. Correctur. Diese leidlich maßvollen Verwarnungen sind in den letzten Tagen des Monats durch mehrere maßlose Polemik gegen den „Reichsboten“ ersetzt worden, die alles politische bon sens völlig bar ist. Von den Conservativen wird verlangt, daß sie „ohne Vorbehalt“ sich der Regierung zur Verfügung stellen und ihnen damit die Wahlbemühung wieder nach Möglichkeit erschnert. 29.9.



verein der Deutsch-Conservativen verbreiteter Wahlausruf aufgewirbelt, der sich im wesentlichen auf die kaiserliche Bottschaft bezieht, übrigens sehr aphoristisch gehalten ist, und ein Programm nur in weiten und ganz allgemeinen Umrissen enthält. — Eine Stelle desselben ist es besonders, welche den höchsten Zorn der Linken und wahre Sturm-ansbrüche ihrer Presse erregt hat, die Worte: „Aus der Volksschule soll (wenn der Liberalismus zur Herrschaft gelangt) der Religionsunterricht ganz entfernt werden und die Hausväter nicht mehr berechtigt sein, zu verlangen, daß in den Schulen ihre Kinder auch in dem Glauben ihrer Väter unterrichtet und erzogen werden.“ — Die Liberalen erklären das für Unwahrheit und Uebertreibung und es kann zugegeben werden, daß ihre Partei als solche dergleichen noch nicht verlangt hat. Ohne uns zum Anwalt des conservativen Aufrufs machen zu wollen, glauben wir aber doch, daß grade in diesem Punkt der gegnerische Unwille seinen psychologisch sehr erklärlichen Grund darin hat, daß mit unverblümter Deutlichkeit ein uneingeständenes Ziel des Liberalismus ausgesprochen, ein Wunsch enthüllt ist, den der bewußte Teil der Partei zwar tief und warm im Herzen hegt, dessen Zeit aber noch lange nicht gekommen; eine liberale Tendenz, die noch so unreif ist, daß sie selbst den Schwachen der eigenen Partei noch nicht zugegeben werden darf.

Ein provinzieller Parteitag der Conservativen in für Schleswig-Holstein in Neumünster abgehalten worden, und zwar unter Umständen, die Besseres als früher für die kommende Wahlperiode hoffen lassen könnten, unter weit größerer Beteiligung, als dergleichen Tage in älterer Zeit wohl gefunden haben. Dagegen ist das Presorgan der Partei: die in Lübeck erscheinende „Nordische Presse“ gleichzeitig wieder eingegangen, nachdem sie anderthalb Jahre lang erschienen. In seiner Abschiedserklärung an die Leser sagt das Blatt, es gebe den bislang geführten Kampf mit Rücksicht auf die neuerdings so schwankende Haltung der Regierung auf; die Spaltung zwischen Conservativen und Gouvernementalen sei zu groß und unüberbrückbar geworden. — Dieser Grund wird indes wohl nicht allzu ernst zu nehmen, nicht der entscheidende gewesen sein, vielmehr die wahre Todesursache in finanziellen Calamitäten liegen. Die „Nordische Presse“ sollte ein Ertrag sein für die früher in Altona herausgegebene „Norddeutsche Reichspost“, und im Unterschied von dieser christlich-conservative redigierten Zeitung einen kirchlich neutraleren und politisch freieren Conservatismus vertreten, wie ihn etwa schon eine frühere publicistische Gründung, das „Schleswig-Holsteinische Tageblatt“ vertrat. Dasselbe war als gleichzeitiges Gegenunternehmen gegen die vom Schreiber dieses Nekrologs in Altona redigierte „Reichspost“, vorzugsweise von den conservativen und adligen Grundbesitzern des östlichen Holstein in Kiel ins Leben gerufen, unterstützt, und redactionell einem Juden übergeben worden, der dann etwa ein Jahr lang den wahren Conservatismus gegenüber dem christlichen vertrat, bis er an die Spitze eines Fortschrittsblattes nach Berlin berufen wurde. Die Folge solcher Zersplitterung war aber im weiteren Verlauf der Dinge die, daß die „Reichspost“ sich einschränken\*) und auf das größere gebildete Publicum, in welchem sie einen stattlichen Leserkreis gesammelt hatte, verzichten mußte, daß das „Tageblatt“ nach noch kürzerem Dasein an der Schwindsucht starb und nunmehr auch die „Presse“ sich alt und lebensmüde zu ihren Vorgängern verjammelt hat. Nicht nur viel Geld, Kraft und Mühe sind wieder vergebens angewendet worden, sondern auch das Selbstvertrauen und moralische Ansehen der Partei haben bei den Gegnern notwendig leiden müssen. Bei der letzten Reichstagswahl ist alles in allem ein einziger conservativer Abgeordneter nach Berlin aus der großen Provinz entsandt worden, die doch so ausgezeichnete conservative Elemente enthält und speciell einen geistlichen Stand besitzt, der nach Maßgabe seiner Mittel schon große und nachhaltige Opfer auch für die politische Befehrung seiner Heimat gebracht hat und gewiß auch ferner zu bringen bereit sein würde.

Leider trifft ja übrigens das kurz skizzierte Bild conservativer Presmiser mutatis mutandis auch für sehr viele andere Gegenden unseres deutschen Vaterlandes zu. Und doch liegt die einzige Möglichkeit, eine halbwegs constante öffentliche Meinung in unserem

\*) Dieselbe erscheint noch in kleinem Format in Breclam, volkstümlich und gut redigiert.

Sinne zu erzielen, in der Eroberung der großen Provinzialpresse, der dann die Localpresse von selber folgen würde. Daß diese Aufgabe unendlich schwierig ist, soll gewiß nicht bestritten werden; unlösbar ist sie nicht, wie hier und da schon der Erfolg bewiesen hat.

Ebenfalls in das Gebiet der Agitation, wenn auch directer Zusammenhang mit den Wahlen nicht vorliegt, ist der internationale Antisemitencongrès zu verweisen, der am 10. und 11. September in Dresden getagt hat. Practische Folgen wird derselbe wohl zunächst nicht haben, aber als Zeichen der Zeit ist er von größter Bedeutung. Die Prophezeiungen und Wünsche der liberalen Presse, daß er Fiasco machen möchte, sind gänzlich zu schanden geworden; die Zahl der Besucher war eine recht erhebliche und im Sinne der Unternehmer ist die Rundgebung durchaus geglückt. Eine andere Frage ist es freilich, ob sie ganz und durchaus von unserem Standpunkt aus als ein Gewinn für unser öffentliches Leben zu betrachten ist. Hier aber erheben sich doch mancherlei Bedenken. Ein unbestreitbares Verdienst des Hospredigers Stöcker ist es, daß er mit demselben Mut, den er stets den Semiten gegenüber bewiesen hat, nunmehr auch den Ausschreitungen der Antisemiten entgegengetreten ist, daß er versucht hat, die vorhandene Bewegung in richtige Bahnen zu leiten. Und zum guten Teile ist es ihm auch geglückt. Die stürmischen und zweifelhaften Elemente der Berliner Bewegung waren freilich in Dresden in ihren demagogischen Führern zu stark vertreten; sie versagten über die Majorität. Und so sind denn allerdings die Thesen des Führers der Christlich-Socialen angenommen worden, aber erst nachdem auf Antrag von Henrici und Genossen alles, was irgend positiv christlich gedeutet werden mußte, schon in der Vorberatung aus denselben beseitigt worden war. Stehen geblieben ist das Wort „christlich“ zwar noch verschiedentlich, aber nur in Zusammenhängen, die eine Deutung als „arisch-christlich“ oder „europäisch-christlich“ zulassen, Deutungen, die von gewissen „Führern“ ausdrücklich als die ihren ausgerufen werden. Alles „Confessionell-Orthodoxe“ ist schiefweg gestrichen. Aber auch so enthalten die Thesen noch viel Gutes und Wichtiges, und in der Hauptsache nichts, was direct zu beanstanden wäre. Nur zweideutig sind sie geworden. — Gleichwohl registrierten wir den ganzen Congrès als Zeichen der Zeit von erfreulicher Bedeutung. Vor fünf Jahren noch wäre es unmöglich gewesen, auch nur in seinem weitesten Sinne das Wort „christlich“ so zu gebrauchen, wie es jetzt gebraucht worden ist, „Verleugnung der christlichen Staatsidee“ zu beklagen, „Gochhaltung der christlichen Weltanschauung“ zu fordern. Und so ist man berechtigt zu hoffen, daß nach aber fünf Jahren ein neues unzweideutiges Programm die jetzigen notorisch ganz verschieden angelegten Thesen ersetzt haben wird, und daß dann die vielfach sehr problematischen Naturen der gegenwärtig antisemitischen Phalanx noch weiter durch feste christliche Charaktere verdrängt sein mögen.

Bei dieser Gelegenheit mag auch des in Dresden arg fructificierten „jüdisch rituellen Opfermords“ von Tisza Eszlar wieder Erwähnung geschehen, freilich nur um zu constatieren, daß es bislang nicht möglich ist, sich ein klares Bild der Vorgänge zu machen. Daß überhaupt ein jüdisches Verbrechen vorliegt, steht fest, denn, abgesehen von allem anderen, kann die Bekleidung einer ausgegrabenen Leiche mit den Kleidern Eilber Solimoffys nur so erklärt werden. Die Verwendung des Blutes zu rituellen Zwecken scheint dagegen noch unerwiesen und wird's auch wohl bleiben. Daß die ungarischen Juden nicht fanatisch genug zu solcher Verwendung wären, braucht man darum nicht zu glauben. Ist es doch notorische und beglaubigte Thatsache, daß sie ebenfalls aus rituellen Gründen in jüngster Zeit einen Christenknaben verstümmelt und mit Gold das Schweigen der Angehörigen erkaufte haben. Aber Licht über die Motive der Schandthat würde nur ein Geständniß bringen können, an ein solches ist indes bei der principuellen Verlogenheit jener Fanatiker christlichen Richtern gegenüber selbstredend niemals zu denken.

Aus Oesterreich ist übrigens ein Kaiserbesuch in dem halbtaliamischen Triest zu melden, der zwar sehr glänzend und unter enthusiastischen Rundgebungen der Bevölkerung für den Monarchen verlaufen ist, doch aber der Polizei Gelegenheit gegeben hat, zuvor

einen der bekanntesten Irredentisten zu verhaften und ihm zwei Bomben zu confiscieren, die offenbar zu einem neuen Attentat benutzt werden sollten. Die Stimmung der Oesterreicher gegen Italien hat sich durch diese wiederholten Nichtswürdigkeiten der in Rom officiell gebildeten Liga um nichts verbessert und es ist auf's neue bestätigt, daß, wenn die Irredenta eine Gefahr ist, sie zweifellos weit mehr das revolutionierte und ohnehin politisch creditlose Italien bedroht, als das historisch befestigte Oesterreich.

In Aegypten sind die Dinge schnell und entscheidend zu einem Abschluß gekommen. General Wolseley ist gegen die wohlverschanzten, von Arabi Pascha mit seinem Heer besetzten Positionen von Tel el Kebir langsam aber sicher vormarschirt und hat sich dann durch einen in der Frühe des Morgens unternommenen Handstreich in Besitz derselben gesetzt. Das ägyptische Heer ist im wesentlichen zerstreut und aufgelöst, Arabi mit seinen vornehmsten Gefellen gefangen, Kairo von den Engländern besetzt, der Krieg beendet.

Das Schwert hat seine Arbeit gethan, vielleicht auch das Gold; die Diplomatie tritt jetzt wieder auf den Plan, um der stattgehabten Machtverschiebung eine neue staatsrechtliche Form zu geben. Ueber die Form dieser Form gehen natürlich die Ansichten sehr weit auseinander — diesbezüglich verweisen wir heute auf eine andere Stelle des vorliegenden Heftes.

Nachdem Frankreich als in den orientalischen Dingen mitentscheidende Großmacht schwächlich zurückgetreten, bilden natürlich alle, die das etwas siegestrunkene England aufhalten möchten, auf Rußland. Aber Macht kostet Geld und die russische Courte stehen schlimmer als je, während neue Anleihen schon wieder als bleigraue Wolken am finanziellen Horizont heraufziehen. Dabei sind die inneren Schwierigkeiten weit entfernt gehoben zu sein. Freilich scheint hier doch insofern eine Besserung eingetreten, als endlich der Kaiser sich dem Volk gezeigt und den Bann seines freiwilligen Gefangnisses hat brechen können, sogar mit seiner Gemahlin und anderen Fürstlichkeiten nach Moskau gefahren ist, wo demnächst auch wohl die lang erwartete Krönung stattfinden wird. In die ganze Reise verbrämt gewesen mit allerlei slawistischen Demonstrationen, die geistlich auch vom Telegraphen in die Welt hinausgemeldet sind, so wird man nicht ohne weiteres eine gegen Deutschland feindliche Tendenz daraus herleiten dürfen. Mehr noch gegen Oesterreich, das auf der Balkan-Halbinsel, speciell in Serbien moralische Eroberungen machte, und gegen welches wohl auch Nikita von Montenegro ausgeführt wird, der den Zaren auf seiner Reise begleitet, politische Neben hält und im Namen seiner handvoll Untertanen, die ausnahmslos Räuber sind, die Einheit des Slawenthums in Nord und Süden feiert.

Freilich ist andererseits von einem festen und energischen Anfassern der Regierung, wie sie ohne viel Verfassungsrecepte allein Rußland retten könnte, bisher noch nichts zu spüren. Was geschieht, ist tastendes, unsicheres Experimentieren, zum Teil offener Mißgriff. Dahin gehört vor allem die über Nacht durch kaiserliche Verordnung wieder beseitigte Religionsfreiheit der baltischen Provinzen, die diesen vielgeprüften Landen nach schwerem Druck vom Kaiser Alexander II. gewährleistet worden war, und nun grund- und zwecklos wieder aufgehoben worden ist. Namenlosen Mißständen ist jetzt wieder Thür und Thor geöffnet.

Lebhaft genug, wenn auch ein wenig harmloser, geht es in den skandinavischen Nordreichen her.

Die norwegische Constitution, schreibt man uns, hat dafür gesorgt, daß das Land alle 3 Jahre von einem chronischen Wahlfieber heimgesucht wird. Eben jetzt befindet sich das Land mitten drin und wird erst zu Neujahr wieder daran denken können, die Wunden zu heilen, welche dieser, vielleicht nicht immer unblutige Krieg geschlagen. Wenn man in den einzelnen Kreisen die Urwahlen und die Storchingswahlen vornehmen will, ist sonderbarer Weise gar nicht Sache der Regierung, sondern bleibt den Kreisen überlassen, wenn sie nur bis Neujahr fertig sind. Der langwierige Kampf ist ein sehr ungleicher. Die Rechte hatte in dem kürzlich heimgehenden Storching 40 Vertreter, fast alle von den Städten entsandt; die Linke dagegen 74, fast alle von der ländlichen Bevölkerung

gemählt. Zur äußersten Linken gehörten ca. 30. Was für die Conservativen Deutschlands die kaiserliche Botschaft ist, das ist für die Conservativen in Norwegen die Thronrede des Königs, deren Inhalt wir im Augustheft mitgeteilt haben. Es sind schon Anzeichen vorhanden, daß König Oscar darin nicht tauben Ohren gepredigt hat. Andererseits scheint sich die Linke empfindlich geschadet zu haben, indem sie dem Erzrepublikaner und Königthumsfeßer Björnjerne Björnson mehr oder minder zjubelte, als er, noch erfüllt von dem Geist, den er während seines mehrmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten reichlich eingeathmet, das ganze Land durchzog und dem erstaunten Publicum — man sagt gegen Entree von 1 Mk. 12½ Pf. (?) — die tollsten Reden hielt. Unter dem Eindruck seiner feurigen und formvollendeten, urpopulären Reden hat mehr als ein leichtgläubiger Correspondent die interessante Neuigkeit in die Welt hineingerufen: „in Norwegen steht die Revolution vor der Thür!“ Vom Großherzog von Weimar aber wurde bald darauf glaubwürdig berichtet, er habe als Gast des Königs angefangen von Tausenden, die bei Trondhjem ihren Landesvater Hand und Herz entgegenzugen, wiederholt sein Erstaunen ausgedrückt, wie man doch von diesem Volk sagen könne, es sinne auf Revolution. Das Haupt der Linken, der Bankdirector Johann Sverdrup ist ein Mann von ganz eminenten Gaben (und Kreuznachs Bäder haben neuerdings Wunder an seinem kranken Körper gewirkt). Achtung kann ihn niemand verjagen; aber daß er als Präsident des Storting berufen war, einen so weitgehenden Einfluß im Lande zu üben, wird von vielen seiner Bewunderer als ein Alp empfunden, von dem sie befreit sein möchten, um dann freier ihrer wahren, königstreuen Ueberzeugung zu folgen. Wer Gelegenheit hat, einmal in die wahre Stimmung der norwegischen Bevölkerung hineinzuhorchen, der erfährt, daß die roten Organe nur einen geringen Teil des Volks repräsentieren und daß die „republikanische Bewegung“ im Grunde nur ein Kunstproduct einiger ehrgeiziger Volksschmeichler ist, von dem die Besten im Lande urteilen, es sei eine Schande für die Nation.

In Dänemark ist man nicht wenig über die statistisch constatirte Tatsache erschrocken, daß das jüngere Geschlecht auf einem auffallend niedrigen Bildungsstandpunct steht. Man meinte seit zwei Menschenaltern auf einer der höchsten Stufen zu stehen und erfährt nun, daß Dänemärk 4,48 % Analphabeten zählt. Das wird dem sonst so strebsamen Völkchen ein Antrieb sein, ernstlich auf die durch die politischen inneren Streitigkeiten schon lange hintangehaltene Reform des Volksschulwesens Bedacht zu sein und Deutschland nachzuweisen, namentlich der benachbarten nördlichsten Provinz, die bekanntlich sich in dieser Beziehung eines hervorragend guten Standes rühnen darf.

Sehr lebhaft Form hat jetzt auch in Scandinavien wieder der Streit für und gegen die Freimaurerei angenommen; Professor der Theologie in Kopenhagen, Dr. Nielsen, hat besonders gegen das in den Hauptstädten fast ausschließlich verbreitete sogenannte schwedische System eine Streitschrift veröffentlicht, die in vielen tausend Exemplaren verbreitet, begierig gelesen und dem morischen Bau eine neue Erschütterung verursachen wird. Auch dort wirkt sich eben ans (selbst durch Gründung von Gegenlogen), was Kenner des Logenthums längst vorhergesagt haben, die Verdrängung der christlichen Reste durch Humanismus und Naturreligion. Man kann gespannt sein, ob trotzdem in Zukunft auch die humanisirten Logen von oben her als Herrschaftsinstrument verwendet werden sollen, beziehentlich ob sie geneigt sein dürften, sich dazu anzuzeigen zu lassen.

Berlin, Ende September.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft.

— Robbertus-Jagekow's Socialökonomische Ansichten dargestellt von Theophil Kozak! Dr. phil. (Jena, G. Fischer. 1882. 24 Bogen 8". Pr. 6 M.) — Es ist eine eigenartige Stellung, welche Robbertus in der wissenschaftlichen wie in der praktisch politischen Welt einnimmt. Er gehört tatsächlich weder einer Schule noch einer Partei an. Seiner ganzen Stellung nach lag es ihm ebenso fern, nach einem akademischen Lehrstuhl, als etwa nach einem Ministerstuhl zu streben. Ja, als eine hochbewegte Zeitströmung ihn auf einen solchen brachte, entlagte er demselben doch nach der zweiten Woche, weil, was er fand, ihn nicht befriedigen konnte. Und noch am Abend seines Lebens hat er eine ihm dargebotene Bundesgenossenschaft, die der Arbeiterpartei, ruhig und freundlich abgelehnt, weil er sein Princip rein und frei halten wollte. Die Folge hat gezeigt, daß sein wissenschaftliches Gewissen ihn auch hier richtig beraten hatte, während begabte Leute, wie z. B. Passalle, Demmler und andere sich in einseitige Agitationen hineinwürfen ließen. Ueberhaupt sind die Männer selten, welche mit so rücksichtsloser Kühnheit, wie Robbertus, die Konsequenzen ihrer Forschungen ziehen und zugleich mit solch ängstlicher Gewissenhaftigkeit, wie er, sich vor der geringsten Abweichung von der Linie des Rechts zu hüten bestrebt sind. Insofern ist Robbertus der Typus eines echten, deutschen Forschers. Von einem Professor dagegen, wie er im Buche steht, hatte K. wenig oder nichts an sich, das zeigt sich schon darin, daß er nicht einmal ein System seiner Anschauungen hinterlassen hat. Das wird ein richtiger Professor, der es zu einem Alter von 75 Jahren bringt, gewiß nicht unterlassen. Aber noch mehr, Robbertus hat nicht einmal die Ergebnisse seiner Forschungen ordnungsmäßig in Kapitel und Bände vereinigt herausgegeben, sondern gar vieles in Gelegenheitschriften, Briefen, Anträgen, Journalartikeln u. s. w. verzettelt. — Einzelnes ist sogar ungedruckt geblieben, weil es über den Horizont derjenigen Redaktionen ging, denen es zugefandt wurde. Daß hierin ein Mangel liegt, welcher das Studium und die Würdigung des ohne allen Zweifel genialen Forschers wesentlich erschwert, ist selbstverständlich, und es ist deshalb gewiß mit Recht anzuerkennen, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes es unternommen hat, dem Liebhaber des selben den vorliegenden Werte abzuhelfen. — Dem vorliegenden Werte sind „einleitende Bemerkungen“ vorangeschickt, in welchen Robbertus sich zu einer „vollständig neuen Weltanschauung in Natur und Geschichte“ bekennt, wobei er „nicht sagen will, daß sie nicht durch und durch fehlerhaft sein könne.“ Die Schöpfung ist ihm ein Scheidungs- oder Individualisationsproceß, die Geschichte ein Vereinigungsproceß. Der Punkt, welcher dem socialen Leben die eigentliche vitale Kraft verleiht, ist ihm nicht die Freiheit, sondern die Gemeinschaft der Individuen. Der Individualismus ist nach seiner Anschauung wohl begründigt, unvollkommenere und in ihrer Unvoll-

kommenheit ausgelebte Gesellschaftsformen zu zerstören, nicht aber, demnachst an der leeren Stätte sich selbst genug zu thun, sondern nur ändern, neuen, vollkommeneren Formen den Platz zu ebnen. — Im „allgemeinen Teil“, welcher von den wirtschaftlichen Erscheinungen zunächst während der „anorganischen“ und sodann während der „organischen“ Geschichtsperiode handelt, gelangt K. bereits auf zwei für seine Anschauung grundlegende Ergebnisse, auszudrücken in den beiden Sätzen: 1) daß in der Zeit ein Maß gegeben sei, in welchem sich die Kosten eines jeden Guts genau ausdrücken lassen; und 2) daß die während der Production eines Guts vom Arbeiter verzehrten Unterhaltsmittel nicht als Kosten dieses Guts in Rechnung gestellt werden dürfen; mit andern Worten, daß der Mensch nicht lebt, um Güter zu erarbeiten, sondern, daß er Güter erarbeitet, um zu leben. Die Staatenordnungen betrachtet K. in erster Linie als Gemeinschaftsformen und unterscheidet im großen und ganzen drei Arten derselben: Die heidnisch-antike, die christlich-germanische Staatenordnung und die Staatenordnung der Zukunft; die beiden ersten mit entsprechenden Unterarten. Als Wipfel der historischen Entwicklung erscheint ihm die Periode der einen organisierten menschlichen Gesellschaft. — Der beträchtlich umfangreichere „specielle Teil“ des Werks zerfällt in zwei Kapitel. Das erste derselben behandelt die wirtschaftlichen Erscheinungen der heidnisch-antiken und der christlich-germanischen Staatenordnung, anbeachtenswert auch diejenigen der Staatenordnung der Zukunft. Von den heidnisch-antiken Staatenordnungen behandelt K. mit ganz besonderm Interesse die wirtschaftlichen Verhältnisse des römischen Weltreichs und spürt den verschiedenartigen Wirkungen nach, welche der Individualismus in diesem großartigen Gesellschaftswesen bis zu dessen gänzlicher Zerbröckelung geübt hat. Als den Beginn der individualistischen Entwicklung in Rom bezeichnet K. die „Revolution“ des Servius Tullius. Es war die daraus hervorgegangene „Kapitalistenpartei“ der Ritter, welche, um „Ruhe und Ordnung“ zu haben, dem Staatstreich des Cäsar zuschickte, welche der politischen Freiheit entsagte, um die wirtschaftliche zu retten, bis durch die Action ein neues, centralisierendes Regiment eingeführt wurde. Daß der Proceß der individualistischen Verjüngung an die 800 Jahre dauerte, erklärt K. aus dem Umstande, daß während desselben den Römern die doppelte Aufgabe gestellt war, den Weltfriede nicht nur zu erobern, sondern auch zu kultivieren. Der schließliche Untergang des römischen Reichs hatte seine Ursache in dem Widerspruch zwischen der politischen und der wirtschaftlichen Verfassung desselben, speciell in der ungleichen Vermögensverteilung. Grundlegend für Robbertus und seine wirtschaftliche Anschauung ist die Thatfache, daß bei den Römern der Grund und Boden ursprünglich Staatsgutem war. Bedeutungsvervoll ist auch der von K. nachgewiesene Unterschied zwischen *foenus* und *census*, von welchem das erstere im Sinne verzinslichen und

baren Hypothetencapitals, das letztere im Sinne einer Rente aufzufassen ist. Die häufig angeführte Thatsache, daß die ältere christliche Kirche das Hinstehen unterlag habe, bezieht sich nach K. bios auf das census, nicht auf den census. Als höchst bezeichnend weist K. darauf hin, daß der h. Hieronymus genau an demselben Beispiele die Verwerflichkeit des census vorbringt, mittelst dessen der „Pseudoprophet der Freihandelschule“, Bastiat, die Berechtigung des kapitalistischen nachweist! — In der christlich germanischen Staatenordnung ist an die Stelle der Naturalwirtschaft, die in der antiken Gesellschaft vorherrschte, die Geldwirtschaft getreten; das Nationalvermögen ist nicht bios quantitativ, sondern auch qualitativ verteilt; eine reiche gewerbliche Wiederung ist an die Stelle der früheren Ackerwirtschaft getreten. Zwei neuwirtschaftliche Momente treten auf: Grundrente und Arbeitslohn, wozu noch als drittes die Kapitalrente gezählt werden muß. Dieselben verhalten sich bei steigender nationaler Produktivität wesentlich verschieden: Die Grundrente steigt, die Kapitalrente vermehrt sich, steigt aber nicht, der verhältnismäßige Arbeitslohn endlich, d. h. der mit der Steigerung verglichene Arbeitslohn, sinkt mit steigender nationaler Produktion. Diesen Satz betrachtet K. als den „Angelpunkt des nächsten sozialökonomischen Systems.“ Die Folgen der durch die Inzensuswirkung der bezeichneten Momente bestimmten wirtschaftlichen Entwicklung sind — Pauperismus und Produktionskrisen. — Als Grundlagen einer „Staatenordnung der Zukunft“, welche übrigens den Grundanschauungen K.'s gemäß nur auf dem Wege ununterbrochener Continuität des Rechts und im Laufe von Jahrhunderten zu erreichen sei, — betrachtet K. hauptsächlich drei Momente: Ausschließlich staatliches Grund- und Capitaleigentum, Beschränkung des persönlichen Eigentums auf das persönliche Einkommen, und Auszahlung des Arbeitslohns in Arbeitsnoten statt in Geld. Die Begründung dieser Vorschläge, welche den Hauptinhalt des zweiten Kapitels, „Die Wirtschaftspolitik“ bilden, muß an Ort und Stelle nachgesehen werden. Den Schluß des Werks macht die Ausführung des bekannten M.'schen Vorschlags, zur Hebung der Creditnot im Grundbesitz an Stelle des bisherigen Hypothetensystems das Renten-system treten zu lassen. Auch diese Durchführung ist überaus fesselnd, ganz abgesehen davon, ob man den letzten Schlußfolgerungen K.'s beistimmt oder nicht. Den Schluß des Werks, dem als Anhang einige Briefe von K. beigelegt sind, bilden die Worte: „Wenn . . . conservativ bedeutet Stärkung monarchischer Staatsgewalt, friedliche Reformarbeit, Ausöhnung der sozialen Klassen unter der Regide und nach der Norm des strahlenden Saum sociale, — so giebt es nichts Conservativeres, als die sociale Frage.“

F. K.

## 2. Länder- und Völkertunde.

— Pfeleiderer, Prof. Dr. J. G., vormalss Institutsdirector zu Korneub. Amerikanische Reisebilder mit besonderer Berücksichtigung der dormaligen religiösen und kirchlichen Zustände der Vereinigten Staaten. (Bonn 1882, Schöngens.) 212 S. M. 2 M. — Was aus eigener Anschauung geschildert wird, ist immer befehl; zumal

wenn nicht ein gewöhnlicher Tourist, sondern ein für sein Feld, hier besonders für das Kirchengeld in Amerika genügend vorbereiteter Mann der Beobachter ist. Das schließt nicht aus, daß doch jeder durch ein besonderes Nummer seines Augen-glaßes die Zustände ansieht. Und da wills uns scheinen, als ob die Augengläser des Verf. unserer Reisebilder die amerikanischen Verhältnisse stark rosenrot fähen. Es mag das auch daber kommen, daß er offenbar stets sich in der besten Gesellschaft bewegt. In Bezug auf die kirchlichen Zustände ist er, der mit uns der Ansicht ist, daß das Landbestehen und des Festlandes unter dem Druck der Staatsomnipotenz krank, entschieden ein in günstiger Vertheiler des Methodismus (auch dessen Jagdmachen auf die zwar orthodoxen oder luten Lutheraner (S. 211) findet er in Ordnung. Was S. 198—209 zur Entschärfung methodistischer Professorenmacheri angebracht wird, ist dasielle, was noch alle Secten vorschlagen. Wir gebrauchen den Ausdruck Secten, obwohl der Verf. meint, wo es, wie in Amerika, keine Staatskirche gebe, gebe es auch keine Secten (S. 86.). Als ob es diese nicht schon in der apostolischen Zeit gegeben hätte. Dagegen läßt Pfeleiderer keine Gelegenheit vergehen, ohne einen Hieb auf die Missourier und ihren „großen Walter“ (S. 145) anzubringen, obwohl er selbst gesehen muß, daß er hier nicht aus Autopsie berichtet. Er habe es vorgezogen, nur von außen das Concordia College anzusehen, während er für die Methodisten 5 Wochen Zeit hatte. Da hätte er die Missourier, wie er ja mit den Katholiken thut, unbesprochen lassen sollen. Wir haben keine Sympathie für Missourier; aber recht muß recht bleiben. Wohlthunend ist in unseren Reisebildern, wie der Verf. überall das Königtum Christi betont als den Maßstab für alle Kirchgewissensschaften und wie er bemerkt ist, unserer theologischen Jugend das Schwere in den amerikanischen Kirchenverhältnissen als ein Vorbild zu zeigen. Was er desfallsiges S. 156 ff. sagt, verdient weithin Beachtung.

H.

## 3. Biographisches und Geschichtliches.

— Ebeling, Friedrich W. Friedrich Taubmann. Ein Culturbild. Hauptsächlich nach handschriftlichen Quellen. Mit Taubmanns Porträt und Facsimile. (Leipzig, Johs. Lehmann.) XIV u. 340 S. 6 M. — Dielem Sonderitell gegenüber gibt der allgemeine Titel „Zur Geschichte der Hofnarren“ von vornherein einiges Licht über den lorberrgekrönten Dichter und Wittenberger Professor Taubmann (geb. 13. Mai 1565 in Lütjesee bei Bayreuth, † 24. März 1613), der am kurfürstlichen Hofe privatim das Nebenamt des „kurfürstlichen Rates“, vulgo des Hofnarren bekleidete. Obgleich der Verf. mit erstaunlichem Fleiße das Material aus Büchern und Acten zusammengetragen hat, ist das Buch doch durchaus kein trodenelehrtes Wert. Ebeling weiß in frischer lebendiger Darstellung, bei häufigen Ausfällen auf frühere und jetzige Mißstände und Borurteile, seinen Stoff dermaßen zu beleben, daß man einen klaren Einblick in die verrotteten Zustände des Universitäts- und Hoflebens seiner Zeit erhält. Und das ist ohne Zweifel der Hauptgewinn, den die Leser (masculini

generis) aus der Lectüre des interessanten Buches ziehen. Das Bild Taubmanns ist in der beigegebenen Lithographie und nach des Verf. Darstellung keineswegs Sympathie weckend. — Dem Leben und der Charakteristik des berühmten versifex, Trinker und Späsmachers hat der Verf. einen Abschnitt „Humoristische Begebenheiten und Anekdoten“ sowie eine Reihe „Lateinischer Scherzgebilde mit Textberichtigungen und gegenüberstehenden Uebersetzungen ins Deutsche“ folgen lassen. — Gegen drei Behandlungen des Verf. müssen wir protestieren. 1) Nicht „pöfliche Bosheit“, sondern christlicher Wahrheitskann hat dem Kaiser Julian den Beinamen apostata beigelegt. 2) So sehr der Ruhm Karls des Großen durch die Sachsen-Schlächtereien verunkelt wird, so hat doch nicht bloß „eine romantisch und romanisch angefräunte Gesichtsschreibung“ jenem Kaiser den Beinamen „der Große“ beigelegt. 3) Wenn der Weisthige Waldwin dem sterbenden Taubmann in der Erinnerung an seine oft auf die Frage, wie es ihm gehe, lachend gegebene Antwort „ossa merum situat (was der Verf. ganz lustig übersetzt: „meine Beine gehn nach Weine“) die Frage vorlegt: „An et nunc ossa merum situant?“ so kann daraus an sich eine „empörende, ungläubliche Robeit“ nicht gefolgert werden. Die Frage kann sehr ernst und tren gemeint gewesen sein. Die Antwort Taubmanns war auch ernst genug. Umstände, welche die Robeit erweisen sollen, werden aber nicht angeführt. Es ist uns diese Einzelheit nun so mehr aufgefallen, als der Verf. mit großer Unparteilichkeit, mit der Weisheit eines unbestochenen, vorurteilsfreien Historikers des Lebens, der Meinungen und Thaten Taubmanns darzustellen versteht.

D. K.

— Wendisches Volkstüm in Sage, Brauch und Sitte von Willibald von Schulenburg. (Berlin, Nicolai. 1882.) 208 S. Pr. Rl. 4. — Der Verf., welcher bereits durch seine anerkannten „wendischen Volkssagen“ sich als ein guter Kenner des Wendentums ausgewiesen hat, giebt hier abermals eine für mehrere Disciplinen wertvolle Sammlung wendischer Märchen und Sagen; ungleichen Aberglauben, Sprichwörter u. dgl., und das alles mit Urteil und guter Anordnung. Insbesondere Märchenforscher werden darin einiges ganz Neues finden, teils uralten indogermanischen Ursprungs, teils moderne Dichtungen, wie so viele italienische Märchen. Hier und da ist die deutsche Uebersetzung beizufügen unterlassen, deren die meisten Vester doch nicht wohl entzaten können.

L. Sch.

— Geschichte des Kirchenstaats. Von Moriz Brosch. II. Band 1700—1870. (Gotha, Bertels.) 469 S. Rl. 8,40. — Wie der erste Band, bestätigen auch diese ruhigen unbesangenen Untersuchungen den Eindruck, welcher entmutigten Protestanten so wertvoll sein muß, daß „die Nacht des Papstes aus der Ferne gesehen groß erscheint, in der Nähe betrachtet zusammenschrumpt.“ Die Darstellung ist übersichtlich, die Sprache klar und ohne Präntionen anmuthig, die historische Untersuchung durchaus solide, aus den ersten Quellen, und dennoch von entsagender Knappheit. Die Oeconomia des Ganzen mag es mit sich bringen, daß der Wiener Besuch Pius VI. so kurz behandelt ist, und so auch die Geschichte der Aufhebung des Je-

uitenordens; wie namentlich das Widerstreben Clemens XIV., dem die Jesuiten sogar ein „compulsus feci“ in den Mund legen, nicht hervorgehoben ist. Besonders ansiehend ist die Napoleonische Zeit geschildert, wo wir lernen können, wie der ganze römische Beamtenmechanismus beim Einmarsch der französischen Eroberer auf einen Schlag stillsteht, während gleichzeitig der preussische, dienksam in falkem Blickegefühl, für den Eroberer forsjungierte. Besonders hervorgehoben sei auch aus dem politischen Material, daß der bekannte Berschwörer Mazzini durch seine Verabredungen mit Bismarck uns Deutschen anno 1870 gegen Victor Emmanuel den Rücken gebect hat, was dieser dem Prinzen Napoleon, obwohl er es ahnte, unseres Wissens freitlich nicht gestanden hat. Die culturhistorischen Stüde sind besonders interessant, weil durchaus neue Arbeit.

L. Sch.

— Neuere Geschichte des preussischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß von E. Keimann. Erster Band. (Gotha, Bertels. 1882.) 570 S. Rl. 10. — Das Buch ist eine Fortsetzung von Stenzels preuss. Geschichte, und da es etwa das Jahrzehnt nach dem 7jähr. Kriege behandelt, so fällt ihm die schwierige Aufgabe zu, darzustellen, was neuerdings von mehreren Seiten mit Mühe behandelt wurde: die erste politische Teilung. Dennoch hat das Werk seinen besonderen Wert. Nirgends sind die diplomatischen Gänge Friedrichs für diese Zeit mit solcher Genauigkeit dargestellt, und es ist insofern für den ursprünglich populären Zweck der Herrschen-Sammlung fast etwas zuviel gegeben. Die Darstellung ist insofern eine sehr ansprechende und schmeckt nicht nach der Schule. Wir weisen noch besonders auf die beiden Zusammentreffen mit Joseph II. hin, die hier bis in das innerste Detail der Vorbereitung und des Vorgehens verfolgt sind, und gestehen den beiden Kapiteln: „Herstellung Venetens nach dem Hubertsb. Frieden“ und „Reorganisation Westpreuens“ ein vorzügliches Interesse zu.

L. Sch.

— A. Wärdter, Kurzgefaßte Geschichte Babyloniens und Assyriens nach den Keilschrifttexten. Mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testaments. Mit Vorwort von Prof. Friedr. Dellich. Nebst 28 Abbildungen. (Stuttgart 1882, T. Gunders.) VIII, 279. 8°. Preis Rl. 3. — Seitdem die großen Freunde von Lagard und namentlich George Smith, die dieser zu früh für die Wissenschaft entriessene Gelehrte zu Anfang der sechziger Jahre in Mesopotamien machte, durch englische, deutsche und französische Publicationen bekannt geworden sind, hat es sich herausgestellt, daß an denselben nicht nur das Interesse der Gelehrtenwelt, sondern in erheblichem Maße auch dasjenige der gebildeten Massen im allgemeinen beteiligt war. Nachdem Smith seinen aufsehenerregenden Bericht über die assyrische Eintfluturversion vor der Archäologischen Gesellschaft zu London im December 1872 erstattet und derselbe eine rasche Runde durch die gelehrten Zeitungen der europäischen Länder gemacht, hat es an Arbeiten über jene uralten Culturländer am Euphrat und Tigris in keinem Jahr gefehlt. Zuerst begann das schwere Geschick gelehrter wissenschaftlicher Werke zu spielen; dann wurde popularisiert. Letzteres geschah von zwei Gesichts-

wantten aus; die einen nahmen ein biblisch-religiöses Interesse an den Funden und stellten dieselben in den Dienst der Apologetik; die andern behandelten den Gegenstand vom geschichtlichen, besser kulturgeschichtlichen Standpunkt aus. Beiden Zwecken entspricht das vorliegende Büchlein: Es gibt die assyrisch-babylonische Geschichte unter Bezugnahme auf die alttestamentlichen Parallelen. Das geboten wird, zeigt von Vertrautheit mit dem Stoffe, einer weisen Selbstbescheidung und verständiger Beherrschung des Materials, und darum verdient das Werkchen das Lob einer sachlich wohlüberlegten, würdigen und edlen Popularisierung, sodas es denjenigen Kreisen, für welche es berechnet ist, wohlempföhlen werden kann. Der biblische Gesichtspunkt — um von apologetischen Tendenzen zu geschweigen — tritt hinter dem kulturgeschichtlichen Interesse zurück. Die biblischen Parallelen werden ganz kurz erwähnt, von Versuchen, etwaige Scheidlichkeiten anzuföhren, abgesehen, entlegener Parallelen aus der Discussion ferngehalten, sodas die „besondere Berücksichtigung des A. T.“ auf dem Titel nur in sehr beschränktem Sinne zu nehmen ist. An sich rechne ich das dem Büchlein in keiner Weise zum Nachteil an. Wenn es aber nun für den Leser — es wird auf die Masse der Gebildeten geredet — um Genasie des rein geschichtlichen Stoffes kommen soll, da hinterlassen diese langen Königslisten, die notwendigerweise trodene Darstellung einzelner Perioden, die oft zusammenhangslosen Aufzählungen kulturhistorischer oder politischer Thatfachen eine entchiedene Enttäuschung. Daran ist weniger der Verf., als der noch spröde Stoff schuld. Im großen und ganzen haben wir doch erst nur die Umrisse, die Rahmen, die Formen der babyl.-assy. Geschichte; es werden noch Jahrzehnte vergehen, ehe wir sie mit einem für das große Lesepublicum interessanten Inhalte füllen können. Hoffen wir auch in dieser Beziehung von den Arbeiten Vincke's und Rasmussen's das Beste. — In den geschichtlichen wie kulturgeschichtlichen Partien hat sich Verf., nachdem er sich das Ziel einer Geschichte Babylonien's und Assyriens vorgesetzt, notwendigerweise sehr beschränken müssen, dennoch ist es ihm gelungen, alles Wesentliche zu geben. In dem kulturgeschichtlichen Kapitel, einem, was die Darstellung betrifft, im übrigen recht gelungenen Teile der Arbeit, vermischen wir aber ein Eingehen auf die sehr interessanten literarischen Strömungen, welche sich durch beide Nationen ziehen; auch die Handels- und Geldwertverhältnisse, das altassyrische Vörentum ist nicht behandelt. — Verf. arbeitet in den Bahnen von Lahard, Lenormant, Schrader, Delitzsch und Dunder: er hat für die Zusammenstellung der oft in minutiöse Details gehenden Einzelpartien fast immer die besten Quellen benutzt. Ueber eine Anzahl Einzelheiten wird sich streiten lassen; wo der Verf. geradezu aus Knege kam, hat Prof. Frdr. Delitzsch mit leitender und berichtigender Hand zugegriffen und auf 10 Seiten sehr schätzbare Weiterausführungen, bez. Nichtigstellungen gegeben. Unter der Führung eines so thorsichtigen und sein Gebiet beherrschenden Sachverständigen dürfen wir uns vor wesentlichen Niverrichtnissen und sachlichen Unrichtigkeiten gesichert halten. Die Ausstattung ist gut.

Dr. Buddensieg.

#### 4. Theologisches.

— Jakob Böhme. Theosophische Studien von Dr. D. Martensen, Bischof von Seeland. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Michelsen, Leipzig (Behmann) 1882. M. 6. — Der Martensen's Dogmatik kennt und liebt, findet in den vorliegenden Studien den Schlüssel für einzelne Partien derselben, welche auf einem Realismus der Anschauung fuhen, der bei uns der theosophischen Auffassung entstammt. Denn die „Theosophie“ hat jene große Zusammenfassung des Univerfium zum Mikrokosmos, jenen lebensvollen Zusammenhang der Dinge im Weltganzen, sie hat den Menschen als Mikrokosmos, sie hat den Begriff des Organischen und die Ueber des Lebens in energischer Verwendung, auch in Zeiten dürrster dogmatischer Abstraction und einseitig subtiler Begriffarbeit uns erhalten. Dies eben zeigt Martensen in der Lehre Böhme's. Es ist anverdenkbar, das der Arogant des Scotus Erigena, das wieder angelebte labaltistische Studien den Boden bereichern, worauf Böhme's Ideen wachsen konnten. Aber es ist zu beachten, das solche Gedanken auf deutschem Boden nicht nur der Mystik, das sie auch der kirchlichen Theologie angehören, wenn wir nur an Kupert von Deup, an Gerhoch von Reichersberg, an die Reichersberger überhaupt denken. Nichtig sagt nun der Verf., Böhme's Ziel sei gewesen: Gott als den lebendigen Gott darzustellen. (S. 27.) Denn hier freilich gipfelt alles. Die ganze Denkweise muß an der Feststellung des Gottesbegriffs sich erweisen. War in die lutherische Theologie der Gottesbegriff der Mystiker eingebracht, finden wir auch bei Quenstedt die absolute Einfachheit des göttlichen Lebens betont, so hebt bei Böhme die unterdrückte Anschauung sich ergänzend empor. Er malt das Göttliche als Vielheit der Kräfte, als Bewegung aus Tiefe durch Vielheit zur Einheit. Das aber ist kein blohes Sein. Jedes Lebendige ist ein Sosein, ein Gestaltstein, es hat eine Entwidlung zur Offenbarung seiner Herrlichkeit, es ist Geist und Natur. So nur sind Idealismus und Realismus endlich an wiederfreitender Bewegung im Gottesbegriff zur Ruhe gekommen. Vortrefflich sagt Verf.: „In Böhme's Schriften herrscht ein doppeltes Licht, jenes unruhig, phantastisch flackernde, und das ruhig strahlende, welches durch das andere hindurchscheint.“ Und so ist es bei ihm zu seiner Geburt des Systems, wohl aber zu einer „Ireng Geburt“ gekommen. (S. 37.) In den Abschnitten: „Gott und der unerforschene Himmel, — Gott und die geschaffene Welt, — Die Versöhnung und Erlösung durch Christus, — Die letzten Dinge“ — wird nun die Lehre Böhme's dargestellt. Das bei Böhme die Geistesheit in Gott durch die bunte Naturseite leidet, welche erst überwunden werden muß, ist dem Verf. ebenso klar, als das Böhme sich eines unzulässigen Anthropomorphismus schuldig gemacht.“ Selbstverständlich säumt Verf. nirgends, dem wunderbar begabten Schuster vorsichtig auf die Finger zu sehn. Im Allgemeinen, und dies ist Ergebnis des Ganzen, fordert Verf., das die Theologie sich nicht ablehnend gegen die Theosophie verhalten solle, womit Ref. nur völlig übereinstimmt. Er hat dies in einem Aufsatz („Theosophie und Kirchen-



lehre“) in der Zeitschrift von Rudelbach und Guericke (1. Quartalst. 1871) eingehend ausgesprochen. Er freut sich, einen unangezeichneten Theologen in diesen Gedanken zu begegnen, Gedanken, die demselben durch eigene Studien und auf anderem Wege sich gleichfalls ergaben. Dabei erinnert er sich gern, wie ein praktischer Theolog, Dr. Petri in Hannover, gleichfalls das Bedürfnis einer Erfrischung der Dogmatik durch gewisse vorzüglich aufgenommene theosophische Gedanken lebhaft erlonte. Ref. vergißt nicht Petri's herlich briefliche Ermahnung, die theosophischen Studien ja nicht zur Seite zu legen, eine Ermahnung, welche an unsere Theologie überhaupt zu richten immer zeitgemäß ist. Hocholl.

— Jacob Böhme und die Alchimisten. Ein Beitrag zum Verständnis N. Böhme's von Adolff von Horlek. 2. verm. Ausgabe. Leipzig (Hinrichs) 1882. R. 2. — Dem Verf. liegt daran, das geistliche Verständnis für diese wunderbare Erscheinung zu gewinnen, den Einfluß der Zeitrichtung und Geistströmung auf Böhme darzustellen, Böhme also geschichtlich aus seiner Zeit zu begreifen. Daß Verf. dies mit Voreingenommenheit für Böhme thut, kann niemand behaupten. Das Gegenteil ist der Fall. Es liegt ihm mehr daran, den Pantheiten Böhme zu zeigen, welcher anruft: „Wenn ich gleich kein ander Buch hätte, als nur mein Buch, das ich selber bin, so habe ich Bücher genug; liegt doch die ganze Bibel in mir, so ich Christi Geist habe; was bedarf ich dann mehr Bücher?“ Wenn Verf. von Böhme sagt: „Er strich den Christus für uns und ließ nur den Christus in uns stehen.“ so ist dies ja völlig richtig. Dies aber wußten wir längst. Alle diese Beweisführungen sind wesentlich Wiederholungen dessen, was die katholische Kirche mit Recht immer getadelt hat. Hier erblicken also der Schrift seine Verdienste. Dazu kommt, daß der nun entschlafene ehrwürdige Verf. für den Neulismus eines Böhme überhaupt kein Organ besaß. Er selbst war Spiritualist. So wurde es ihm leicht, das auch in den Füllen und Verzerrungen noch Bedeutende nicht zu entdecken, dagegen Ungeheuerlichkeiten auf Schritt und Tritt uns in die Augen zu schießen, die von uns niemals gelegnet sind, hinter denen man aber immer den achtfährigen Geist erkennt hat. Wenn Dauber, Schelling, Comberger und neuerdings Wartenfen in diesen phantastischen Schladen Böhme'scher Speculationen Metall fanden, so findet Horlek seiner ganzen Veranlagung nach eben nichts dahinter. Er sieht nur Bizarerie. Dagegen liegt Horlek Verdienst in der Klarlegung der Wurzel, mit denen Böhme in die Vorgehichte und seine Umgebung eingefest ist. Hier waren frühere Läden, welche nun fast ungeschickt erdienen. In dieser Beziehung, für Geschichte also, ist das Buch zu empfehlen. R.

— Krous, F. D. Neol-Encyclopädie der christlichen Altertümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben. Mit zahlreichen zum großen Teil Martigny's Dictionnaire des antiquités chrétiennes entnommenen Holzschritten. Erster Band A bis V. (Freiburg in B., Herder.) VII u. 677. Lex.-Form. Der gelehrte Herausgeber, Dr. theol. und philol., ordentl. Professor der Kirchengeschichte an

der Universität Freiburg, der bedeutendste christliche Archäolog der Gegenwart — in Deutschland, sagt in seiner im Oktober 1879 zur ersten von den bis jetzt erschienenen sieben Lieferungen (eine Lieferung 1 Rth. 80 Pf.) geschriebenen Vorrede: „Das Studium der christlichen Altertümer, vor einem Menschenalter noch die Nebenbeschäftigung weniger Gelehrten, so fast nirgend in umfassender und methodischer Weise betrieben, hat seit den letzten dreißig Jahren einen ungehörten Aufschwung genommen: die großartigen Entdeckungen in den römischen Katakomben nehmen die Aufmerksamkeit aller Gebildeten Europas in Anspruch, und jene Rubenstädte unserer christlichen Vorfahren, von denen Göthe noch als von einem höchst unerfreulichen Orte sprach, werden jetzt alljährlich von Tausenden stromender Reisenden besucht. Die Vorstellungen von den Zuständen der alt-christlichen Welt haben eine merkwürdige Umwandlung erlitten, die nicht ohne Folgen für die wissenschaftliche und religiöse Weltanschauung der Zukunft sein kann.“ Nach dem Vorgang des französischen Kanonikus Martigny hat Krous die große Aufgabe zu lösen versucht, aus den schwer zugänglichen monumentalen und literarischen Quellen eine Gesamtdarstellung der jungen Disziplin zu geben. Sein Werk umfaßt übrigens nur die Erscheinungen des Cultus- und Kunstlebens der alten Christenheit im Umfange der griechisch-römischen Kanone. Das Mittelalter ist nur soweit in Betracht gezogen, als es zur Beleuchtung der altchristlichen Zeit nötig war. Die Altertümer der Verjüngung, des Rechtes, des Cultus, des Privatlebens und der Kunst der ersten sechs Jahrhunderte der Christenheit sind der Gegenwart des vorliegenden, nicht wie frühere ähnliche Arbeiten nur auf Bücher, vielmehr vornehmlich auf die erhaltenen Denkmäler sich stützenden Werkes. Der Verfasser hat darum letzteres mit zahlreichen Holzschritten versehen. Diese sind entweder eigens für die Encyclopädie geschnitten oder aus des Verf. bekanntem Werke „Roma Sotterranea“ (Freiburg, Herder, 2. Aufl. 1879) entlehnt oder — und das ist die überwiegende Mehrzahl — durch Glisches der 675 Holzschritte des Martigny'schen Werkes entnommen. Aus dem Inhalt des vorliegenden ersten Bandes können wir nicht näher eingehen. Wir können uns nur auf einige Bemerkungen beschränken. Die Gründlichkeit des Werkes mag uns dem Umfange sich ergeben, daß die Artikel „Basilika“ von S. 109 bis S. 145, Christenverfolgungen von S. 215 bis S. 288 reichen. — Der große Bilderreichtum, welcher aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche auf uns gekommen ist, widerlegt am einfachsten den hier und da immer noch nicht außer Übung gekommenen Satz, daß die ersten Christen im Gebiete der Kunst eine Art bornierter Puritaner gewesen seien. — Das Interesse, welches einem Werke wie das vorliegende entgegengebracht wird, ist natürlich ein höchst verdienstliches. Ohne Befriedigung kann niemand dieses Werk aus der Hand legen, und wenn er nur erfährt, wie die ersten Gloden der Christen beschaffen waren oder welche Form die ältesten Altäre hatten. — Möchte bald der zweite (letzte) Band des vortheilhaftigen Werkes erscheinen. O. R.

— Adolff von Harnier: Gottes Net-

lungswert und dessen Schwerpunkt. Andeutungen für selbständige Bibelleser. (Babel, Spittler.) 176 S. M. 1. Gd. — Ein Jüngnis erwänt gewissenhaften Forschens in der Schrift von seiten eines Laien, dem es um die Erkenntnis der christlichen Wahrheit zu thun ist. Leider hat er aber vollständig gebrochen mit dem Worte Vaco's von Verulam: „Das Meer der Theologie bedäht man nur sicher im Schiffe der Kirche mit dem Magnet der Offenbarung.“ Er braucht keine Kirche — an der er Anstoß nimmt um ihrer Verquickung mit der Welt und um ihres Weidberucks willen. (S. 140 fg.); Er will aus der Schrift heraus allein den Weg finden in subjectiver Erklärung derselben und gerät so in manchen Irrtum. Wir freuen uns des Wahrheitsdranges des Verf.; aber wir haben keine Freude an dem Erscheinen des Buches. B.

— Winter, Friedrich Julius, Pfarrer in Köhresdorf: Studien zur Geschichte der christlichen Ethik. I. Band: Die Ethik des Clemens von Alexandrien. (Leipzig, Dörfling und Franke, 1282.) 233 S. 3 M. — Wir haben lange nicht mit solchem Interesse und zugleich Gemüth eine wissenschaftliche Untersuchung gelesen, wie diesen Beitrag zur Geschichte der Ethik, dem hoffentlich bald weitere Bände folgen werden. Das Werk verbindet mit einer Fülle gelehrten Materials eine schöne Darstellungsform. Was den Leser fähren könnte — die in reichem Maße eingefreutten griechischen Citate — sind meist unter den Strich verwiesen, sodas auch ein des Griechischen unbedarnter Leser das Buch mit Nutzen lesen kann. Wir werden hineingeführt nicht allein in die Gedankenarbeit desjenigen Kirchenvaters, der, wie neben ihm nur noch Tertullian die ethische Seite des Christentums anbaute, — „man kann ihn den ersten wissenschaftlichen Ethiker der Kirche nennen“ — (S. 16), sondern auch in eine Periode der Geschichte, die so vieles mit unserer Zeit sich auflösender socialer Ordnungen gemein hatte. Was Clemens († 220) in seinen Schriften, die er mitten in einem Centrum der gebildeten Welt, in Alexandrien schrieb, von Bädern, Trunksucht, Gourmandise, Luxus in Schmutz und Comfot, in Schauspielen und Geselligkeit berichtet, — das hat sein Gegenbild in der heutigen feinen Welt. Aber Clemens zeigt auch, wie die Christen jener Zeit, sofern sie es vermochten, mit allen Mitteln der damaligen gebildeten Welt ihren christlichen Glauben nicht allein lehrten, sondern in das Leben mit seinen Gebräuchen und Sitten einzupflanzen suchten. So allein war es möglich, das die hohen christlichen Gedanken von dem Menschen, dem höchsten Gute, von der Tugend, von der Erziehung der Menschheit und Entwicklung des inneren Menschen durch den Logos durchgewintert wurden durch die barbarischen Zeiten der Völkerveränderung. B.

— Rohmer, Wilhelm, luth. Pastor: Kirche, Kirchen und Sekten und deren Unterscheidungslehren. Nach dem Worte Gottes und den luth. Bekenntnisschriften dargestellt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig 1882, Wöhme.) 202 S. 2 M. — Wir freuen uns, das diese Symbolik eine 2. Auflage erlebt hat. Sie ist ein gutes, klares Hand- und Nach-

schlagebuch für jedermann, und beschäftigt sich besonders auch mit den Sekten, die ja heutzutage Land und Meer durchziehen, um Propaganda zu machen. Von den uns bedrohenden giebt das Buch nicht allein die Lehre, sondern auch eine gute Widerlegung derselben aus der Schrift. Da der Methodismus gegenwärtig aggressiv auftritt: so hat derselbe auch in Rohmers Darstellung eine besonders eingehende Berücksichtigung gefunden. Diese ist in besonderem Abdruck zu haben. („Der Methodismus, Separatabbrud aus Kirche“ x. 30 S. 20 Pf.). Wir empfehlen letzteren zum Verteilen an solche, welche von den methodistischen Emissären angegriffen werden. Sehr eingehend ist der amerikanischen Kirchengemeinschaften gedacht. Gewis wird es manchen Leser freuen, zu hören, das die luth. Kirche in Nordamerika jetzt 57 Synoden, 3300 Pastoren, 6870 Gemeinden und 740,000 Communicanten zählt. B.

— Tag für Tag ein Segenswort. Aus dem Englischen des Dr. Robert Macdonald, frei überseht von G. Er. B., geb. Fr. H. (Verlag der Schreiberbau-Verlagsanstalt in Köhresdorf bei Kohnern.) — In der Uebersetzung, christlichen Familien, denen das genannte Buch unbekannt ist, einen willkommenen Gast zuzuführen, dem sie bald als einem erfahrungreichen und im Worte Gottes fest und tief gegründeten Hausfreunde volles Vertrauen schenken werden, sei das vortreffliche Buch hier genannt, dem wir weite Verbreitung, besonders unter den sogenannten Gebildeten wünschen. Das Werk ist nicht nach der Weise mancher allzusehr reflectirender Andachtsbücher gearbeitet; Gottes Wort ist das Ferment, welches durch jede einzelne Tagesandacht hindurch geht, aber so, das Erfahrung und Lehre, Strafe und Trost immer zusammen wirken, die großen Irrtümer unserer Zeit beleuchtet und als Abfall vom lebendigen Gott erweisen werden. Die einzelnen Andachten zeichnen sich durch große Kürze und Prägnanz aus; daneben waltet Verständlichkeit und Klarheit, also das auch der Thor nicht irren kann.“ In einer kurzen Ueberschrift ist der Hauptgedanke der Andacht zusammengefaßt; diese Ueberschriften sind ungesucht und doch originell; so z. B. wenn es in der für den 2. December heißt: „Das Erste zuerst“ und dann Matth. 6, 33 behandelt wird, oder zum 9. December: „Die Unselbigen heiligt“, oder zum 31. Mai: „Wir können dem Herrn nicht treu sein, wenn wir seinem Wort nicht trauen“, oder zum 1. März: „Den Tod kann man verdienen, aber nicht das Leben“ u. s. w. — Das Buch giebt jedem viel zu denken und hat vor vielen andern Erbauungsbüchern den Vorzug, das es wie kaum ein anderes geeignet ist, auch die Denkhäuten zum Nachdenken zu dringen, und bei der großen Kraft der Veranschaulichung, die dem Verf. eigen ist, dauernde Eindrücke zu hinterlassen. Lord Shaftesbury und Hr. Spurgeon empfehlen es; der Hauptwort desselben, sagt der erstere, ist der, das es von Anfang bis zu Ende Christum allein verherrlichen will. Der andere nennt es ein durchaus populäres Buch, das noch ungeheure Anerkennung erfahren würde. General-Superintendent Dr. Erdmann hat die deutsche Uebersetzung bewortet. Wir wünschen, sie möge in den wirtlichen

buchhändlerischen Betrieb einer größeren Verlags-  
handlung übergehen.

### 5. Pädagogisches.

— Fh. Baderuogel, Deutsches Lesebuch. In neuer Bearbeitung herausgegeben von E. Spe-  
der (Seminardirector in Esleben) und J. W. Jög-  
liu (Vorsteher der Präparandenanstalt zu Malchow).  
Drei Teile à 1. 60 Nl. (Winterrolat 1882, Verteile-  
mann). — Das treffliche in vielen Auflagen ver-  
breitete Baderuogel'sche Lesebuch erscheint hier in  
einer neuen, und zwar sehr gelungenen Bearbeitung.  
Es ist dem Buche der Kern seiner Lesezüge und  
mit demselben seine „vollständige, deutsche und  
christliche Richtung“ gewahrt geblieben, ja die  
vaterländische (nationale) Seite ist — und mit  
Recht — noch mehr berücksichtigt worden. Dem  
durchaus richtigen Grundsatze entsprechend, daß die  
Literaturgeschichte vornehmlich durch die Kenntnis  
der besten Literaturwerke falls gelernt werden, ist  
teils aus den Werken unserer Classiker (Vossing,  
Herder, Schiller, Goethe, Claudius, Müllers, Rückert,  
Hamann u. a.) eine reichere Auswahl von Stücken  
gegeben, teils sind aus den Werken der Dichter  
und Prosaiker seit den Romantikern bis auf die  
Gegenwart eine große Anzahl von Gedichten und  
Prosafragmen der verschiedensten Art gegeben, welche  
gleicherweise durch ihren Inhalt wie durch ihre  
Form sich zur Benutzung beim Unterrichte em-  
pfehlen. Die Zahl der Lesestücke aus der Geschichte  
(z. B. von Hieselrecht, Etade, Schurig nach Förster,  
Kiebuhr, Böhler, W. Meris, G. Freitag, Ven-  
der z.) und Geographie (Kupner, Herat, Tschudi,  
Rendelsbahn, Vossarke) ist vermehrt; die Zahl der-  
jenigen aus der Naturbeschreibung und Naturlehre  
gesichtet und vermehrt, namentlich auch durch solche,  
welche für die Gegenwart Bedeutung haben (Scholz,  
Schubert, Böhmer, Braun, Grube, Herrm. Wagner,  
Rafius, Ruff, auch Birschow, Rohmähler, Ml,  
K. Vogt, Bernstein). In die Tiefe des Volkslebens,  
insbesonbere auch in die pädagogische Seite ver-  
selben und in die edle Volksschriftenliteratur führen  
Stücke von J. Gotthelf, Josephson, Fries, Kugelgen,  
Hilfeld, G. Jahn, Glaubrecht, Biernackl, Nisch,  
Funde, Frommel, Baur, Schreiermacher, Fichte,  
Erdmann, Thiersch, Karl v. Kammer, Wieje, Neu-  
ter u. a. Van Dichtern finden wir z. B. die  
Namen: A. Reinick, J. Sturm, Spitta, Geibel,  
Göll, Freisingrath, Deimr. Heine, J. Wolff, Hoffmann  
v. Fallersleben, Prutz, Nagl, Goral, Schrenberg,  
Schöffel u. a. Eine dreifache Inhaltsangabe er-  
leichtert den Gebrauch dieses Buches, welches wir  
hiermit noch einmal warm empfehlen.

K.

G. D.

### 6. Verschiedenes.

— Hochzeits-Album. Die Föhrung einer  
Familienchronik gehöret in Deutschland zu den  
Seltenheiten; sie wird in vielen Häusern für über-  
flüssig gehalten und vernachlässigt. Unsere Vor-  
fahren beobachteten die Sitten, die für spätere Er-

innerung wichtigen Momente des Hochzeitsfestes,  
als da sind, die Namen von Mann und Frau,  
Stellen aus der Traurede, Glückwünsche der Ver-  
wandten und weiterhin Geburtstage der Kinder  
und Sterbetage in die ersten Blätter der Haus-  
bibel einzuzichnen. Aus dem Lande besteht viel-  
fach nach der Brauch, in der häuslichen Besöfle-  
rung ist er aber so gänzlich verschwunden, daß  
sehr häufig die Entel nicht mehr über die Verhält-  
nisse ihrer Gräueltern Rechenschaft zu geben ver-  
mögen. — Um nun da, wo alte Familienbibeln  
nicht mehr vorhanden, aber der Wunsch eine  
Chronik zu führen rege geworden, die Ausführung  
dieses Wunsches zu fördern, hat die Verlags-  
handlung von Herrold in Wittenberg eigene Hochzeits-  
Albums hergestelt, die zunächst eine Reihe von  
Gedichten und Sinnsprüchen, weiterhin aber leere  
Blätter enthalten. — Die poetischen Gaben von  
Luther, Knapp, Spitta, Goral, Geibel, Strauß,  
Schiller, Goethe und Silberstein (!) sind durchweg  
gut gewählt; die äußere Ausstattung — ein schwarz,  
weiß, gold geprägter Deckel — sehr geschmackvoll. Der  
Preis von 6 Mark nicht zu hoch. — Die mit A,  
B, C, u. i. w. vorgenommene Teilung der Blätter  
in besondere Abschnitte hätten wir lieber vermieden  
gesehen. Wozu hier diese (freilich ächt deutsche)  
Systematik? — Das Ganze ist zu empfehlen.

— Den Kaiser sowie rter Kalender für 1883  
können wir diesmal ganz besonders warm empfehlen.  
Die Geschichten, die er bringt, sind schon seit einer  
Reihe von Jahren vorzüglich zu nennen, aber auch  
die Bilder, die sonst der schwächste Teil waren,  
genügen jetzt allen billigen Anforderungen, ja viele  
sind sogar sehr zu rühmen. Das Hauptstück ist  
diesmal die sehr frisch und anziehend geschriebene  
Lebensgeschichte des Bildhauers Ernst Rietschel.  
Sie zeigt uns ein Genie, das sich nicht nur durch  
viel Dünge und Kummer zur faunigen Höhe des  
Ruhmes emporarbeitet, sondern auch ein ideales,  
reiches und tiefes Gemüt, das durch viel ernste  
schwere Wege zur Tiefe der Heilserkenntnis und  
-erfassung gelangt. — Es kann jedermann viel  
Segen daraus ziehen. — Die Preise des Kalenders  
sind wie bisher 50 Pf. für den einfachen, 60 für  
den durchschöffen und 90 für den elegant ge-  
bundenen.

△.

— Elise von Fernhain, Bilder aus dem  
Alltagsleben. Novellen. (Berlin, L. R. Schwarz-  
brausch. 2 Nl. 25 Pf.) — Daß es der Verfasserin  
Freude gemacht haben wird, diese Sachen nieder-  
zuschreiben, ist uns sehr begreiflich; denn es sind  
offenbar Reflexe aus ihrem eigenen Leben, das sich  
wohl vielfach zwischen Geistlichkeit und Aristokratie  
bewegte; aber für Fernstehende darf dies Interesse  
nicht durchweg in demselben Maße beansprucht  
werden. Das Buch enthält auch diesmal im ein-  
zelnen manche gute Beobachtungen und Bemerkungen,  
steht aber im ganzen doch hinter früheren Arbeiten  
der geachteten Verfasserin zurück; die Weipräche sind  
zu lang, die Handlung rüch zu wenig vorwärts.

E. Sch.

## Etwas von Andersen.

Von C. H.

### II.

Andersen war sich klar bewußt, daß er alles, was er in sich trug, von Gott empfing. Als er uns einst sein eben geschriebenes „Etwas“ vorlas, fragte ihn ein Herr in meiner Gegenwart: „wo nehmen Sie nur alle diese herrlichen Gedanken her?“ da lächelte er und sagte: „ich nehme sie nirgends her, sie werden mir gegeben!“ Andersen wußte, daß Gott der Geber alles Guten ist, und wenn er nun diese Gottesgeschenke in Märchengewänder gekleidet der Welt schenkte und Verständnis für das fand, was er gab, so war es ihm völlig gleich, ob dies Kind oder Greis, ob dies König oder Bettler war, er schloß sie jubelnd in sein Herz, und in seiner Offenheit zeigte er Freude wie ein Kind. Wo er Verständnis nicht fand, wo er in seinem zartesten Empfinden rauh angegriffen wurde, da war er freilich auch wie ein Kind betrübt, ja bis zu Thränen betrübt, und wer kein Verständnis für Andersens ganze Eigenart hatte, der schaute diese Kundgebungen von Freude und Schmerz als Eitelkeit an, die doch nichts weiter waren, als bedingungslose Offenheit und Wahrheit.

Es wird schwerlich einen Dichter, Künstler oder Gelehrten geben, der sein bestes Junere der Welt hingeben könnte mit dem Gefühl vollständiger Gleichgültigkeit, ob es verstanden und angenommen werde oder nicht. Denn was nicht verstanden und nicht angenommen wird, ist vergeblich gearbeitet, ist nur geschaffen, um zu verschwinden. Während aber viele danach streben, zu verbergen, was sie im Urtheil der Welt, oder der Freunde, beglückt oder schmerzt, so lachte und weinte Andersen wie ein Kind, dem es nicht möglich ist, sich anders zu zeigen, als er empfindet.

Andersen ist ja, in der vollsten Bedeutung des Wortes: „wunderbar“ geführt worden! Er, der arme Knabe, der barfuß und fast in Lumpen gekleidet nach Kopenhagen kam und auf dem Wege dahin für kleine Bildchen, die er ausschneidete, ein Butterbrot erhielt, was er anders nicht bezahlen konnte, wurde der Liebling selbst der Könige, in deren Länder er kam. Sein eigener König verkehrte mit ihm in einer Weise, wie sie wohl selten gefunden wird.

Bei Gelegenheit des Schloßbrandes von Frederiksborg im Jahre 1859 schrieb Andersen mir:

„Ein trauriges Ereignis für uns Dänen ist der Brand von Frederiksborg Schloß. Wie Sie wissen, ist das wundervolle alte gothische Gebäude in Flammen aufgegangen. In diesem Frühjahr war ich in Frederiksborg letzte Mal, der König hatte mich gnädigst eingeladen; ich las Seiner Majestät die neuesten Märchen vor — es war ein schöner Abend. Das Schloß“) stand in den Sonnenstrahlen so stolz und prachtvoll

\*) Von Christian II. mitten in eine See hineingebaut.

mit seinen Thürmen und spiegelte sich im See — ich fuhr mit dem König in eine große Boot und las „Waldemar Daac“ — ich habe das Bild von das alte Schloß lebhaft in meiner Erinnerung — nie werde ich es mehr so wiedersehen.“

Wer dem armen Knaben damals gesagt hätte, daß einst der König von Dänemark mit ihm in einem Boot umherfahren und seinen Worten lauschen werde! Aber noch mehr als dies: Nachdem Andersen im Winter 1873 so schwer krank gewesen war, daß wir schon damals besürchteten, ihn zu verlieren, erholte er sich doch im Frühjahr noch einmal so weit, daß er noch eine Reise nach der Schweiz wagen konnte; von Olion aus schrieb er mir:

„ . . . . . Ich habe vor meine Abreise keine Besuche abgestattet, aber die königliche Familie, die mit so viele Theilnahme an mich gedacht hatte, war es für mein Herz eine Sehnsucht, nochmals zu sehen und zu sprechen; — ich fuhr nach dem Schloß, und denken Sie, theure Freundin, die königliche Familie hatte sich gesammelt im Parterre, daß ich nicht die vielen Treppen steigen mußte, der König, die Königin, der Kronprinz mit seiner Gemahlin, und die beiden kleinen Kinder waren da, sowie Prinzessin Thyra und Prinz Waldemar. Wie waren sie Alle lieb und theilnehmend! und beim Abschied schenkte mir der edle, liebe, gute König seine eigene Reisetasche, die er voriges Jahr auf Reisen von Griechenland gebraucht hatte. Es war des Nachmittags, und denken Sie, dann, einige Stunden nachher, des Abends, klopfte es an meine Thür zu Hause — ich stand eben bei Einpacken, und der König mit seinem Sohn, Prinz Waldemar, und sein Bruder, Prinz Hans, traten ein. Der liebe König sagte, er möchte mich doch noch ein Mal vor die Abreise ein Besuch machen, drückte meine Hand und bat: der liebe Gott schütze mich! Ich war in Thränen bei diese Güte und Theilnahme von meine hochgeliebte König . . . . .“

Als Andersen im Jahre 1830 sein erstes Werk herausgeben wollte, fand sich nicht anders ein Verleger dazu, als daß man Subscriptionslisten umhergeschickte, eine solche befindet sich in meinen Händen, es sind aus derselben von vier verschiedenen Familien je ein Exemplar gezeichnet, indessen Andersen an die Seite geschrieben hat: „das Exemplar kostet einen Thaler, wenn Sie\*) eines nehmen, erhalten Sie es für 5 Sgr. Im Jahre 1861 waren von dem Band neuer Märchen, unter denen sich „Die Eisjungfrau“ und „Die Psyche“ befinden, in den ersten vier Wochen nahezu fünftausend Exemplare verkauft, und von „der Dryade“ war die erste Auflage, bestehend in 3000 Exemplaren, innerhalb acht Tagen vergriffen. Seine Werke sind beinahe in sämtliche lebende Sprachen Europas, sogar ins Griechische übersezt, und daher kam es, daß es ganz gleich war, ob Andersen nach Norwegen oder Italien, nach England oder Griechenland, Deutschland oder Frankreich, Spanien oder Portugal kam, es bedurfte nur der Nennung seines Namens, so öffneten sich ihm viele Herzen und Häuser. Andersen war der Liebling aller Nationen, und dennoch, dennoch drängten keine noch so verführerischen Huldigungen die Demut aus seinem Herzen. Ich teile einige Beweise hierfür aus dem reichen Schatz seiner Briefe an mich mit.

Als er im Jahre 1859 zum erstenmal Jütland bereiste, schrieb er:

„ . . . . . Ueberall in Jütland empfangen ich so viel Güte und Theilnahme, ein Fürst könnte nicht mehr feierlich reisen — durch so was wird man wie eitel, aber demüthig — die Thränen kommen mir bisweilen in die Augen . . . . .“

Im Jahre 1863 schreibt er mir von Paris:

„ . . . . . Vorige Mittwoch haben die Scandinavier in Paris ein Fest für mich gemacht, 60 Personen waren zusammen im Palais royal; der Salon war festlich geschmückt und ein schwedischer Maler hatte lebensgroß mein Bild gemacht, und sehr genial eine Menge von meine Märchen um mich gestaltet, „der Engel“ mit dem Kinde, schwebte über mich; „die wilden Schwäne“, — „die häßliche junge Ente“ als Schwan, kam herein geschwommen. „Das kleine Meerweib“ und „der Reisefamerab“, so auch „die Schnecke und der Rosenstock“ war nicht vergessen, „der standhafte Jimisoldat“

\*) Ich vermute sein Öänner Collin.

stand vorn. Björnsterne Björnson hielt eine schöne Rede über mich, worauf ich nur antworten konnte, daß es kam mir vor, als läge ich im Sarg, und wie immer das Schönste und Beste wird über dem Todten gesprochen, so werde es jetzt auch über mich gesagt, und doch war ich noch nicht gestorben, ich lebte, und wünschte das zu werden, was mir zu hören vergönnt . . . .“

Im October 1865 schreibt A. mir aus Stockholm:

„. . . . . So festlich und freundlich bin ich hier empfangen worden . . . . der Intendant der königlichen Bühne hat mich für jeden Abend eine der besten Plätze gegeben. Ich bin zur Tafel auf dem schönen Schloß Dronningholm bei der Königs Wittve gewesen, auch im Mittag auf Ulricsthal beim König. Die königliche Familie sind so lieb und gnädig gegen mich gewesen, und in Upsala, der Universitätsstadt, haben Studenten und Bürger mir zum Fest eingeladen; Lieber wurden gesungen, Reden gehalten und gar zu schön klang: „Da kommt er, da kommt der König unserer Kindheit, unseres Traumes König!“ Thränen traten mir in die Augen — wie klein fühle ich mich immer, wenn ich werde so erhebt! Mein Gott, warum habe ich so viel Freude und Glück? . . . .“

Solche Aeußerungen geben doch schmerzlich die Gedanken eines eitlen Herzens wieder.

Andersen und Thorwaldsen waren die innigsten Fremde. Ein Genuß wäre es für uns gewesen, wenn Andersen, der bis an die Grenze seiner Kräfte uns durch Kopenhagen begleitete, uns das Thorwaldsen-Museum hätte zeigen, uns nur in diesem einet Museum hätte umherführen können, aber das vermochte er nicht! So traten wir ohne ihn in diesen großartigen Tempel der Kunst, der zugleich das Grab Thorwaldsens umschließt. Unter einer ganz schmucklosen, mit üppigen Ephen überwachsenen Steinplatte, auf der man nichts weiter liest, als: „Bertel Thorwaldsen“, schläft der gewaltige Meister, schläft mitten unter seinen Werken, die nun statt seiner wachen und leben, und bis in ferne Jahrhunderte hinaus von dem Meister erzählen werden. Die Zahl derselben ist so groß, daß man staunt, wie eines Menschen Kraft und Leben ausreichen konnte, eine solche, fast unübersehbare Fülle von Kunstwerken zu schaffen. Thorwaldsens Grab liegt unter freiem Himmel, umschlossen von 26 Zimmern, Sälen und Corridoren, alle gefüllt von den Werken eines Meisters. Dem Eingang gegenüber — jenseits des Lichthofes liegt der sogenannte Christus-Saal, welcher den ganzen Schmuck der Frauen-Kirche enthält: den bekannten Christus mit seinen zwölf Aposteln, den Taufengel und, als Relief, die ganze Geschichte des Herrn. Als wir uns an einem Morgen, zu ungewöhnlich früher Stunde, Eingang verschafften, fanden wir, zu unsrer Freude, die beiden Hauptthüren, diesseits und jenseits des Lichthofes, weit geöffnet und gemannn dadurch von der Vorhalle aus, über das Grab hinweg den Einblick in diesen schönsten, feierlichsten Saal — der Taufengel schien nun zu Häupten des Grabes zu knien und über ihm erhob sich die mächtige Gestalt des Heilandes, alles andere um sich her beherrschend. Thorwaldsen hatte einst aus totem Thon den auferstehenden Christus geschaffen, nun liegt er selbst als tote Asche in der Erde und über seinem Grabe erhebt sich sein Heiland und spricht: „Ich lebe, und du sollst auch leben!“

Bisher hatte ich diese Christusgestalt nur als kleine Statuette gesehen, nun stand sie zum erstenmal in ihrer ganzen mächtigen Größe vor mir, umgeben von den edlen, wunderbar schönen Aposteln, mir wurde gewaltig ernst und feierlich zu Muthe in diesen Räumen, — und dennoch fand ich nicht ganz das, was ich erwartet hatte; es fehlte noch etwas zur vollen Erhebung, ich wußte nicht, worin es lag — erst einige Stunden später, als wir in die Frauenkirche traten, wurde es mir klar. Im Museum stehen die Gypsabgüsse, in der Frauenkirche die Originale in Marmor, und nie bisher hatte ich so voll und ganz wie hier die Schönheit und Wahrheit von Thorwaldsens Ausdruck verstanden: „Thou ist Leben — Gyps ist Tod — und Marmor ist Auferstehung.“ — Gyps ist Tod — das war es, was mich am Morgen nicht zur vollen Befriedigung kommen ließ. Trotz aller Schönheit der Formen, trotz aller Bewunderung, die mir diese Gestalten einflößten, wollte es nicht recht warm in meinen Herzen werden. Nun

kamen wir nach der Frauenkirche, auf der schon von außen eine wunderbare Weiße liegt\*), rechts und links vom Portal stehen: Moses und David, über dem Portal Johannes in der Wüste, dem Volke predigend. Nun traten wir ein in den hochgewölbten Dom, der, ohne den mindesten bunten Schmuck, nur Thorwaldsens Meisterwerke umschließt. Das Hauptschiff entlang sehen, zu beiden Seiten, die 12 Apostel, einer immer schöner und edler als der andere; auf den Stufen, die zum Altar führen, kniet der Taufengel und bietet die Schale mit dem Wasser des Lebens dar, und hinter dem Altar, mit diesem in gleicher Höhe, steht der auferstandene Christus, und seine Arme ausbreitend ladet er ein: „Kommet her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid!“ — Ja, — „Marmor ist Auferstehung!“

So freudreich als möglich gestalteten uns Andersen und seine Freunde die Tage in Kopenhagen und es war daher nicht leicht für uns, von dort zu scheiden. — Zu wiederholten Malen hatte ich in früheren Jahren Andersen gebeten, sich in seinem Arbeitszimmer photographieren zu lassen. Am Tage vor unserer Abreise erfüllte er mir diese Bitte und es entstanden zwei wertvolle Blätter, ein theures Andenken für Hunderte. Auf dem einen sitzt Andersen auf dem Platz, auf dem er seine Besuche empfing, — an dem Tisch, an dem er, in dem steten Bedürfnis Liebe zu geben und Freunde zu bereiten, und für die Abschiedsstunde einen förmlichen kleinen Aufbau von Andenken aller Art zurecht gelegt hatte, unter denen mir seine von Wissen gefertigte außerordentlich gelungene kleine Büste das werthvollste war.

Auf dem zweiten Bilde hat man den Blick auf seinen Schreibtisch, aber der Platz vor demselben ist leer; Andersen sitzt am Fenster; er schaut halb wehmütig, halb sehnsüchtig in die Ferne. Dieses Bild, so poetisch es an und für sich ist, wirkt schmerzlich, denn der liebe Freund fühlte damals seine Kraft zum Schaffen gebrochen und seine Lebenskraft im Verlöschen. — Dem Erdenleben abgewandt, scheint das Auge nur nach der neuen ewigen Heimat auszuschauen. Wie fest er auf diese hoffte und wie viel seine Seele sich mit dem Heimgang zu Gott beschäftigte, sprach er in nachstehenden Versen aus, die er in den Tagen unserer Anwesenheit niederschrieb. Er war überzeugt, er werde mit 70 Jahren sterben; jetzt war er 69 Jahre alt und die hinschwindenden Kräfte bestärkten ihn in dieser Ueberzeugung, die sich ja, wie wir wissen, auch in der That erfüllte.

Ich habe es versucht, diese Verse ins Deutsche zu übertragen, mit strenger Beibehaltung der für eine Uebersetzung schwierigen Form:

### Der Greis.

Am großen Eingang steh' ich, der verhüllt  
Durch Tod und Grab;  
Das Maß der siebenzig Jahre ist erfüllt,  
Das Gott uns gab.  
Der Körper sinkt, die Hülle fällt in Staub —  
Und meine Seele? Wird auch sie ein Raub?  
Rann, was ich liebte, litt, errang im Streit,  
Spurlos verschwinden? Ist das Ewigkeit?

Ist's denn ein Spiel der Kräfte nur, dies Leben,  
Für Erdenzeit?  
Weshalb ist denn die Sehnsucht uns gegeben  
Nach Ewigkeit?  
Hat Jesus, der für uns Sein Leben gab,  
Für uns gewonnen nichts als Tod und Grab,

\*) Ann. der Red. Die Begeisterung für die Frauenkirche, einen dunkern griechischen Tempel, dem die lichten Säulenhallen fehlen, theilen wir nicht. Ebenso halten wir den Christus von Thorwaldsen, dessen Figur unterlegt ist und dessen Geberde das nicht sagt, was sie sagen soll, für eines der minder gelungenen Werke des Meisters.

Dann ist Betrug das Leben, Glauben, Hoffen,  
Und keine Gottes-Liebe steht uns offen.

Das Wort „Es werde!“ das durch's Dunkel drang,  
Und Licht gegeben,  
Die Nacht, aus der die Lieb' entsprang,  
Hat ew'ges Leben!  
Die Seelen, die als Gottes Bild bestehn,  
Sind unverweslich, können nicht vergeh'n —  
Das Leben hier reißt uns zu Himmelsberben,  
Der Körper stirbt — die Seele kann nicht sterben.

Diese Gedanken bewegten die Seele des teuren Fremdes, indessen wir in Kopenhagen waren! — sie tönten wider in meiner Seele und halfen mir über die schwere Stunde hinweg, in der ich ihm für die Erdenszeit Lebewohl sagte.

Ueber Korsör, Kiel und Hamburg gingen wir nach Hanse zurück, indessen Andersens am Tage nach unserer Abreise nach Holsteinborg ging und sich dort in der erquickenden Frühlingsluft und der absoluten Ruhe so wunderbar erholte, daß die nächsten Briefe die freudigste Frische athmeten.

Am 9. Juni schrieb er:

Liebe, theure Freundin!

Den innigsten Dank für Ihren lieben, inhaltreichen Brief aus Berlin. Sie und die liebe Schwester und die Freundin sind nun wieder in die alten Räume bei Verwandten und Freunden. Das kurze Reiseumärchen über die See nach unsere Buchen-Insel ist beendet, aber nicht vergessen, es lebt und blüht in Ihre freundliche Gedanken, und ich bin glücklich, daß Kopenhagen, seine Umgebung, und die Menschen dort haben Sie angesprochen. Wenn ich nicht krank gewesen wäre, konnte ich mehr für Sie gethan haben, dann wären wir nach Helsingör und Hellebøl gefahren. Jütland ist noch schöner als Seeland, die Natur mehr großartig. Lesen Sie ein Mal, was ich über Silkeborg und Skagen geschrieben habe.

Ich bin jetzt, wie Sie wissen, auf dem Lande bei unserm Conzeils-Präsidenten, Graf Holstein; hier habe ich Ihren theuren Brief empfangen, von hier fliegt wieder meine Briestaupe nach Berlin.

Die Lage von Holsteinborg ist sehr schön, das Schloß liegt am Meer, das kleine Insel . . . . schwimmt wie ein Bouquet von Buchen auf dem Wasser. Ich wohne auf die Sommerseite, nach dem Garten und der Emd hinaus. Die edle liebe Frau Gräfin thut Alles für mich, daß ich mich recht, heimlich fühle, ich habe die beste Pflege, sie und der Herr Graf sind sehr theilnehmend und gut. Ich habe Alles, was Reichtum und Herzengüte nur geben können. Für jeden Tag fühle ich mich wohler; — ich kann allein in dem großen Garten stundenlang herumgehen, nur an Leber und in Herzgruben fühle ich noch Druck und Schmerzen. Besonders des Nachts, aber ich hoffe, es wird besser werden. Künftige Woche nehme ich Abschied von Holsteinborg und geht nach Bregentved bei die Familie Grafen Moltke, und nach eine kurze Aufenthalt kehre ich nach Kopenhagen wieder, aber nicht in die alten Räume in Nyhavn, nein, nach Rolighed bei Melchior . . . . .“

Ein friischer Pulsschlag geht durch diese Zeilen. Es war, als ströme noch einmal neues Leben in Herz und Glieder.

Am 10. August schrieb er:

Liebe, theure Freundin!

Ihren lieben, reichhaltigen Brief habe ich schon auf Bregentved erhalten. Die einzelnen Blätter darin, welche meinen Freund Bloch anging, hat er gelesen und ich habe den Austrag, seinen Dank für Ihre Interesse und Theilnahme anzusprechen. Er ist noch mit seine bildschöne Frau und Kindern in Hellebøl, eine wundervolle Lage mit Buchenwälder am Drejsund — bisweilen kommen und gehen dort täglich mehrere hundert



Schiffe; als Hintergrund liegt Kullens Steinfelsen, bisweilen blau wie die Gebirge Italiens; dort hat er, wie ich höre, diesen Sommer schöne Bilder gemalt.

Ich bin mehr als drei Wochen auf das waldschöne Bregentved geblieben. Der Park ist mehr als eine Meile im Umfang — drei alte Linden-Alleen, jeder eine viertel Meile in der Länge, laßet zu Wanderungen ein. Hier sind kleine Bimensen und eine Pracht von blühende Blumen. Ich fühlte mich dort beinahe geheilt, mehrere Stunden konnte ich herumlaufen, nur der Rheumatismen in alle Glieder machte mir weh! Vor 14 Tagen kam ich hierher, nach dem gastfreundliche Kolliged, wo Sie alle Drei sind in freundliche Erinnerung; ich habe herzliche Grüße zu überbringen. — Alles ist lieb und gut, ich habe die beste Pflege und immer liebe und heitere Umgebung, aber das Wetter ist wechselnd — Regen, Kälte und Wind macht mir leidend, ich fühle Schmerzen durch alle Glieder. Der Geist ist, Gott sei gelobt, noch immer klar, aber die Stimmungen für das Dichten kenne ich noch nicht. Gern jöge ich hinaus in die weite Welt, aber die Aerzte sagen: ich muß ruhig zu Hause bleiben. Der Winter will weit schöner werden, als die zwei früheren zuvor.

Schreiben Sie mir recht bald und grüßen Sie die Schwester und die Freundin von Ihnen dankbar ergebener Freund  
H. C. Andersen.

Wenn hier auch noch kleine Leiden fühlbar waren, so schien die Besserung im großen und ganzen doch anzuhalten. Frau Medhor schrieb mir am 20. September:

„Ich kann Ihnen sehr gute Berichte über unsern lieben Freund Andersen geben. Er ist bis vorgestern auf Kolliged geblieben; er hat sich hier merkwürdig erholt. Er ist wieder lebhaft, erzählt aus seiner unerschöpflichen Quelle vom Morgen bis Abend; hat uns fast jeden Abend vorgelesen und bei Tisch Massen von Toasten mit Humor ausgebracht, und dazu kann er jetzt weite Wege spazieren gehen und mit Leichtigkeit die Treppen steigen. Das hatte ich vor einem Jahr nicht träumen können. Bei alledem leidet er und klagt fast täglich über Schmerzen im ganzen Körper von der schlimmen Sicht!“

Mit der rauheren Jahreszeit steigerten sich leider diese Schmerzen wieder und der frohe Mut begann zu sinken; am 19. October schrieb er:

„Es ist schon lange her, gar zu lange, seit ich nicht geschrieben habe, es scheint Unrecht von mir, aber immer habe ich gedacht: morgen wird es besser, aber es geht mehr rückwärts in der letzte Zeit. Ich bin wieder daran, daß ich nicht mehr herausgehen kann, ich bin in drei Wochen nicht mehr bei theuren Freunden gewesen. Ich habe mit Anstrengung versucht, und immer im Wagen dahin und wieder im Wagen nach Hause, unsere neue Theater zu besuchen (so heimlich und schön ist es geworden), aber nur dreimal kam ich dahin, halb getragen und nach eine kurze Stunde mußte ich wieder fort, angegriffen und müde. Jetzt sitze ich wieder in die kleine Kämme zu Hause — es ist mir schwer das Schreiben und immer denke ich daran: bald habe ich die 70 Jahre erreicht und dann muß gewiß ich scheiden! Diese Welt ist doch so schön, die Menschen im Allgemeinen sind so gut, aber wenn man, wie ich, nichts mehr leisten kann, ist es mir besser — das Hinjahren in Gott. Die Aerzte und meine Freunde haben noch gute Hoffnung für mich, daß ich wieder wohl werde, aber ich nicht. Meine Freunde denken an Festlichkeit und Freude für mich den 2. April, aber wenn ich auch diesen Tag erlebe, ich habe nicht Kräfte genug, einen solchen Freudentag zu ertragen. — Vielleicht war es besser, wenn ich nicht diese Brief geschrieben hätte, aber ich muß doch endlich ein Mal wieder meinen Gruß bringen!“

Ihr dankbar ergebener Freund

H. C. Andersen.“

Der Zustand seiner Leiden war zu der Zeit noch schwankend und es war rührend, welche Freundigkeit in etwas besseren Tagen immer wieder aufflammte. —

Im Januar 1875 schrieb er mir:

„ . . . . . ich bin viel wohler als früher, aber noch leidend, ich bin diesen Winter so mit Rheumatismen beladen, daß ich nicht hinaus auf die Straße gehen kann,

ich muß immer im Wagen fahren, wenn ich einigen von den Freunden eine Besuch abstatten; meine Hände sind bisweilen so schmerzvoll, daß ich kaum die Feder führen kann, und dann habe ich gar keine Lust zum Schreiben. Wenn ich nur diesen Winter überstanden habe, wird es gewiß besser werden. Sonnenschein muß ich haben, und auf die Berge steigen!

Es ist schon im dritten Winter, daß ich krank bin, aber wie viel Schönes und Glückliches habe ich in dieser Krankheit erlebt. Sie wissen: als die Kinder in Amerika von meinen Krankenlager hörten, schnell, in der Vermuthung, daß ich ein armer Mann wäre, ihre Sparbüchsen zerstückend und mir das Geld schickte. Bei meiner Erklärung, daß ich weder arm noch verlassen wäre, wurde, statt Geld, ein neues, schönes illustriertes Werk über Amerika als Weihnachtsgeschenk mir gebracht (es ist noch nicht nach Copenhagen gekommen, aber ich erwarte es jeden Tag!). Wie bin ich doch glücklich! ja, wie ein Traum kommt es mir vor, Alles, was noch geschehen. Sie wissen es gewiß, Alles, was meine Landsleute, beinahe das ganze dänische Volk, mir vergönnt. Sie haben davon in die deutsche Zeitungen gelesen. Augsburger allgemeine Zeitung z. B. schreibt darüber:

„Vor einiger Zeit hat sich aus der aristokratischen, gelehrten, artistischen und commercieellen Welt in Kopenhagen ein Comité zusammengesetzt, um Beiträge zu einem, dem Märchenbichter H. C. Andersen, in dem schönen Rosenborger Garten in Kopenhagen zu errichtenden Broncemonument zu sammeln. Um allen Ständen, und auch den Kindern, die dem Dichter so viel verdanken, die Teilname zu ermöglichen, sind die Beiträge nur auf 24 Schilling (50 Pf.) angefest. Man rechnet darauf, daß die Sammlung binnen drei Monaten geschlossen werden kann, sodaß man am 2. April, dem 70. Geburtstag des Dichters, ihm die Mittheilung von dieser Gabe des dänischen Volkes bringen kann.“

Sie verstehen, theure Freundin, wie tief diese herzreiche Verehrung mich ergreift, diese Liebe und Theilnahme von allen Leuten in mein theures Vaterland. Ich erlebe kaum die Festlichkeit mit dem Monument, aber ich habe erlebt das Glück, zu wissen, daß mein Vaterland mir Freude und Verehrung vergönnt. Wie verdiene ich das Alles? Gewiß, es ist mir wie ein Traum. Wie wundervoll hat der Herrgott mir geführt! Alles, Alles hat Er gegeben! Er freue und jegne mein Vaterland, König und Volk! Es kann Ihnen, theure Freundin, gewiß interessieren, die Comité-Einladung an alle Dänen zu lesen, mehrere von die Namen kennen Sie. Schon im ersten Monat sind 5907 Kronen gesammelt . . . . .“

Der 2. April 1875 kam heran, und als teile ganz Dänemark und die unzählige Zahl seiner Freunde in ganz Europa und bis hinüber nach Amerika seine eigene Besorgniß, daß dies sein letzter Geburtstag sein werde, strebte jeder danach, ihm an diesem Tage eine Freude zu bereiten und ihm ein Zeichen seiner Liebe und Verehrung zu geben. Unsere Zeitungen haben uns in jenen Tagen so ausführlich von dieser gewiß seltenen Feier erzählt, daß es meiner näheren Mittheilung nicht bedarf; ich lasse hier nur folgen, was der liebe Freund selbst mir darüber schrieb.

Copenhagen, den 28. April 1875.

Liebe, theure Freundin!

Lange haben Sie keinen Brief von mir erhalten, und doch habe ich beinahe täglich an Sie gedacht, aber ich bin immer leidend, und schwerer ist es mir seit meine Festtag geworden. Es war eine wundervolle, schöne Tag, aber ich konnte leider gar nicht all die Freude und Verehrung umfassen. Mehrere Deputationen hatte ich empfangen, beinahe 200 Briefe und Telegramme kamen mir zu Hände, noch nicht habe ich meine Dank abstatten können. Ich gebe in Kreuzband ewige von die dänische Zeitung, worin die Festlichkeiten sind angekündigt, Sie können vielleicht Etwas von Interesse in diese ansinben. Der Mittag war ich, aber beinahe todesmilde, bei die theuren Freunde Melchior; beim Essen war arrangiert sehr schön, mein ganzes Leben in Nebelbilder. Erst kam das kleine Haus in Odense, dann lag Kopenhagen vor mir, und man erblickte der

junge Abentheurer auf Frederiksborgs Höhe. Jetzt kam Collins läugl<sup>t</sup> verschwundene alte Wohnung — dann „Jungens Heimat“) in Sorö“, wo ich beendigte „der Improviator“. Nachher folgten die dänischen Herrenhäuser, wo ich die Sommer zugebracht hatte: Bregentved — Basmäs — Holsteinborg — Garrigues Villa bei Charlottenlund — Melchior's Nollighed und zuletzt das alte königliche Theater zu Copenhagen, dann das neue und endlich ein Zukunftsbild: Andersen's Statue in Rosenborg-Garten.

Schöne Gaben habe ich erhalten. Erst danke ich Ihnen für der Papierpresser (mit mein Kinder-Heimat\*\*), dieser mit eine Auswahl von die schönsten Sachen waren neulich auf unsere Industrie-Ausstellung ausgestellt und augenblicklich sind sie Alle auf das Schloß Amalienborg bei Ihre Majestät die Königin-Wittwe. Die ganze königl. Familie, die mir so gnädig und theilnehmend sind, haben alle die schönsten Sachen angesehen. —

Sehr prachtvoll in Ausstattung und lieb in Inhalt ist die Adresse aus Berlin, wie auch die dänische von der Comité meine Monumente. Ich habe mehr Glück und Freude empfangen, als millionen von die Menschen. Die letzten Jahren, eben in meiner Krankheit, hat Liebe und Theilnahme unendlich geblüht, aber wie wenig habe ich es doch genießen können. Mein Festtag war mir schwer, und die Wochen nachher bin ich noch so angegriffen und leidend, daß ich kaum einen Brief schreiben konnte, darum nur diese Zeilen. Sehr sehne ich mich nach ein Schreiben von Sie . . . . .

Das große Werk „Amerika illustriert“, die ich von den Kindern in Amerika bekommen habe, ist sehr schön. Der Großherzog von Weimar hat mir mit einem eigenhändigen Schreiben erfreut, er ist edel, lieb und treu! Gott segne ihm! Unseren dänische Kronprinz, der ich verehere und liebe, war bei mir, mit seinem Onkel, meinen 2. April. — Vieles habe ich zu erzählen, aber ich kann heute nicht mehr. Ich schlafe nur alle Nacht durch künstliche Mitteln, muß Cloral nehmen und andere Heilmittel. Gott erhalte und freue Sie, edle theure Fremdin!

Ihr

innig ergebener, dankbarer  
H. C. Andersen.

Dies war der letzte eigenhändige Brief, den ich von dem lieben teuren Freunde empfing! Am 1. Juli erhielt ich noch ein paar diciterte Zeilen, unter die er mit zitternder Hand ein letztes Lebewohl geschrieben hatte.

Die Feier des 2. April war der letzte Glanzpunct in seinem wunderbar reichen, schönen Leben. Mit Macht brachen die Leidenstage herein. Das zerstörende Uebel wuchs von Tag zu Tag — die Kräfte schwanden immer mehr — das Licht begann zu verlöschen.

Noch einmal öffnete das liebe Nollighed seine Pforten, und die Arme der treuesten Freunde, die sich denken lassen, breiteten sich aus, den Sterbenden zu umfangen, und ihn zu betten in die ganze Fülle ihrer Liebe.

Wenn Andersen sein eigenes Leben als „das schönste Märchen“ bezeichnete, in welchem Gott alles so wunderbar geführt hatte, wie er es nicht einmal hätte dichten können, so erfuhr dieses Lebens Märchen auf Nollighed seinen schönsten Abschluß.

Mit großer Willenskraft verließ Andersen, bis drei Tage vor seinem Tode, noch jeden Morgen sein Bett und brachte den größten Teil des Tages auf dem Balcou zu, der aus seinem Zimmer hinaus nach dem Garten führte; hinunter in denselben konnte er nicht mehr gelangen; aber Mutter und Töchter des Hauses umgaben ihn täglich mit frischen Blumen, und täglich hatte er neue Freude an diesen von ihm ganz besonders geliebten Kindern der Natur. Als Frau Melchior ihm eines Morgens wie gewöhnlich eine schöne Rose brachte, ergriff er die Hand der Geberin und sagte mit verklärtem Lächeln:

\*) Ich hatte ihm, auf weißen Marmor sein Heimathshaus in Odense gezeichnet.

\*\*) Der Dichter.

„Haben Sie Dank, und Gott segne Sie, Sie sind unbeschreiblich gütig gegen mich!“

So war Andersen's Krankenzimmer eigentlich unter Gottes freiem Himmel — unter dem Schatten von Buchen und Platanen, umgeben von duftenden Blumen, mit dem Blick über das weite, blaue, wogende Meer, lag der sterbende Märchenbichter und träumte seinen letzten Traum. „Ach, mir ist so wohl, so wohl!“ küßte er mit kaum vernehmbarer Stimme seinem jungen Freunde Nicolaus Bögh zu. „Die Welt ist so wunderschön! — die Menschen sind so gut! — Das Sommerwetter ist so prächtig, und das Leben so schön — mir ist, als zöge ich nach fernem, fernem Landen — fort von allen Schmerzen und allem Uebel.“ —

„Der letzte Tramm der alten Eiche“<sup>\*)</sup>, schrieb er mit eini, „weiß ich, will Ihr Lieblingsmärchen werden“ — jetzt streckte auch er, der teure Freund — wie die von ihm so schön besungene alte Eiche, ihre Äste — voll Sehnsucht seine Arme nach dem Himmel aus, und die Wurzeln lösten sich mehr und mehr von der Erde. So tief er seine Freunde, seine Kunst und die ganze herrlich schöne Erde liebte, schaute er nun doch über alles hinweg mit selbigem Lächeln nach oben. — Was in diesen schweren Leidenstagen im Innersten seiner Seele vorgegangen, bleibt verborgen. — Was aber nach außen trat, ließ auf reiche Gnadenerfahrungen schließen. — Immer stiller, immer weicher und sanfter wurde sein Wesen, — immer strahlender sein Blick!

„Wenn die Freunde nach mir fragen“ — bat er, — „so sagt ihnen, ich sei sehr, sehr glücklich.“

Am liebsten war er in der letzten Zeit ganz allein mit seinem Heiland — wenn einer von den Fremden auch nur wenige Augenblicke bei ihm verweilte, bat er: „Darf ich allein sein?“ und wieder und wieder versicherte er: „Mir ist so heiter zu Mut!“

Selbst in seinen Träumen schien ihn das Gefühl wunderbaren Glückes nicht zu verlassen. Als er am 2. August, nachdem er die ganze Nacht hindurch geschlafen hatte, noch bis tief in den Tag hinein schlief, hielt man es für nötig, ihn zu wecken, damit er etwas Nahrung zu sich nehmen könne. Als er die Augen aufschlug, sagte er: „O! wie wundervoll! wie lieblich! Guten Morgen alle mit einander!“ und damit streckte er seine Hände Fran Melchior und dem Diener entgegen, aber gleich darauf fragte er: „Aber warum weckt man mich?“ Also galten diese Freudenandrufe nicht den Eindrücken, die er beim Erwachen empfing, sondern den Bildern, die ihn im Traum umgaben. Er schien es schmerzlich zu empfinden, daß man ihn geweckt hatte! — Erschloß sich auch ihm, wie „der alten Eiche“, im Traum schon der Himmel? Riefen auch ihm wie dort im Märchen die vorangegangenen Freunde, nach denen er schmerzlich anschaute, schon jubelnd entgegen: „Wir sind da! wir sind da!“ — Zuckte auch er im Traum wie die alte Eiche: „Nein, das ist gar zu schön, ich habe sie alle! Klein und groß! Nicht einer ist vergessen worden! Wie ist doch alle diese Glückseligkeit denkbar! Wie ist sie möglich?“ Und war auch ihm die Antwort geworden: „Im Himmel des ewigen Gottes ist sie möglich und denkbar!“ O! daß er uns noch hätte von diesem Traume und alle dem erzählen können, was ihn in diesen letzten Tagen so froh, so selig machte! Vielleicht war es, daß er schon die Erfüllung des Gebetes fühlte, das er eini vor Jahren niederschrieb:

„Wie Blätter, die vom Baume wehen,  
So sinkt mein Erdenleben hin;  
Ich bin bereit, vor dir zu stehen,  
Gott, der du kennst mein Herz und Sinn.  
Du siehst die Schuld, die in mir wohnt,  
Die Hoffnung auch, die drüber thront!  
Mach' kurz den Schmerz in der Verwandlung,  
Schenk' mir des Kindes ganzen Mut,

\*) Aus H. C. Andersen's „Sämtliche Märchen“.

Nicht' all' mein Denken, meine Handlung  
 Zu Gnaden liebevoll und gut.  
 Lieb, daß ohn' Angst nur Dich ich sehe!  
 In Jesu Nam' — Dein Will' geschehe." —

Nicht nur die Seele des teuren Freundes wurde von Tag zu Tag stiller, freude- und friedvoller, auch die qualvollen Körperschmerzen schwanden; ja, sie verschwanden so vollständig, daß der liebe Kranke, als er in den letzten Tagen das Bett nicht mehr verlassen konnte, gar nicht begriff, weshalb er daliege; er sei ja völlig wohl, meinte er; nur müde. Wenn ich nicht so müde wäre, würde ich ganz gesund sein!" In diesem Gefühl schlief er am 4. August 1875 morgens 11 Uhr still und sanft ein, wie ein Kind — ohne den mindesten Todeskampf, ohne nur noch einmal die Augen zu öffnen, hauchte er den letzten Atemzug aus — und so erfüllte Gott sein Gebet:

„Lieb, daß ohn' Angst, nur Dich ich sehe!  
 In Jesu Nam' — dein Will' geschehe!" —

## Henriette von Phull.

Ein Lebensbild von E. von Strahain.

Auf einem Landsitz in Hinterponnern, unweit der kleinen Stadt Daber, beschloß vor mehr als 40 Jahren Henriette von Phull geb. von Wedell ihr an wechselnden Ereignissen und Aufgaben reiches Leben. Auf dem dortigen Schloß hatte sie auch am 15. October 1775 das Licht der Welt erblickt. Das Gut war einige Jahrhunderte früher im Besitz der Familie Schwerin, nach der es seinen Namen erhielt, und liegt in der Nähe eines großen Landsees, Wettschin geheißn, da wo der alte Demih'sche und Wedel'sche Kreis aneinander stoßen. Seit dem 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag ist Schwerin in dem Besitz des von Wedell'schen Geschlechts, dem Henriette von Phull von Geburt auch angehörte.

Nachdem ihr Gemahl, der kaiserlich russische Generallieutenant von Phull, im Jahre 1826 wenige Wochen nach seinem kaiserlichen Herrn, Alexander, gestorben, lehrte seine Witwe nach ihrem Geburtsort zurück. Durch ein Abkommen mit ihrem Bruder sicherte sie sich auf ihre Lebenszeit den Besitz von Schwerin und ward es die Aufgabe ihrer letzten Jahre, Gut und Dorf zu bessern und zu verschönern und zugleich auch mit mütterlicher Fürsorge für das geistliche und leibliche Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen.

Noch manches Jahr durfte sie sich der Früchte ihres Fleißes freuen, die bald überall in ihren segensreichen Folgen sich bemerkbar machten, da sie erst am 17. Februar 1840 ihr Leben endete. Nicht bloß ihr Nachfolger in dem Besitz von Schwerin, ihr Brudersohn, bewahrte ihr ein dankbares Andenken, sondern die ganze Einwohnerschaft. Doch nicht in diesem kleinen Kreise allein, der Zeuge des segensreichen Wirkens ihrer späteren Tage war, sollte dies geschehen. Sie war berufen, auch ihren Anteil an den welt-historischen Ereignissen jener denkwürdigen Zeit zu nehmen, als auf Rußlands Eis-geländen sich zuerst die Vorboten des herannahenden Völkerfrühlings zeigten und von dorthier der Hauch neu erwachten Lebens ausging, welcher den Mut und die Thatkraft des in harten Fesseln schmachtenden Europa belebte.

Mehr als das Leben anderer Frauen, welches sich in ruhigen Zeiten in den engen Schranken des häuslichen Kreises, dem eigentlichen Felde für die Thätigkeit des Weibes abspinnet, war das Henriettens reich an Abwechslung. Ehre wurde ihr in reichem Maße zu Teil, Glanz und Ueberfluß umgab sie, aber auch trübe Erfahrungen

und bittere Enttäuschungen blieben ihr nicht erspart. Doch ihr Blick war nach oben gewendet und gab ihr die Gewißheit, die sie in keiner Lebenslage verließ, daß eine höhere Hand die Geschicke der Menschen lenkt, daß sie Kraft giebt, mit Gleichmut gute wie böse Tage zu ertragen. Jene fanden sie nicht übermütig, diese nicht verzagt. Das Bewußtsein der Allgegenwart Gottes regelte stets ihre Handlungsweise, ihre Gefühle und Gedanken, auch selbst als in späteren Jahren philosophische Studien die Einfalt ihres Glaubens trübten und sie dadurch verleitet wurde, zu hoch von dem menschlichen Willen und Können zu halten. Es entstanden freilich durch diese Verirrungen in ihrem redlichen Herzen so aufreibende Kämpfe, daß dieselben den schädlichsten Einfluß auf ihr Geistesleben übten, ja sogar eine Zeitlang ihr klares Bewußtsein unnachteten. Ueberreizt und oft krankhaft aufgeregte waren ihre Nerven freilich schon zuvor, sowohl durch eigene, über den gewöhnlichen Kreis des weiblichen Wissens gehende Studien, als auch durch die Anforderungen, welche ihr zweiter Gemahl an ihre Fähigkeiten stellte zur Zeit, als er die Pläne zur Befreiung Europas von der Allgewalt Napoleons entwarf.

Selbst noch in späterem Alter wie früher zu anderen Zeiten, wenn dunkle Wolken sich aufstürmten und ein dichter Schleier ihr den Blick in die Zukunft verhällte, kehrten ihre Gedanken gern zu einem Augenblick ihres Lebens zurück, wo sie noch fast ein Kind vor einem Wendepunkt ihres Geschickes stand und sich unfähig fühlte, eine Entscheidung aus eigener Machtvollkommenheit zu treffen. An dem Tage, wo ihr Vater, wie sie selbst später berichtet, es ihr überließ, ob sie der Aufforderung ihres Onkels folgen wolle, als dessen Pflanztochter nach Cremzow zu gehen oder es vorziehe, im Elternhause zu bleiben, eilte sie in das dem Schlosse nahe gelegene Gotteshaus und fiel an den Stufen des Altars nieder, ein Zeichen ersiehend, eine Offenbarung des göttlichen Willens. Da flog ein kleiner fremdartig aussehender Vogel durch das Fenster, in dem eine Scheibe zerbrochen war, setzte sich ihr zur Seite auf die Umgitterung des Altars und suchte dann durch die offen gebliebene Kirchthür das Weite. Jetzt mußte Henriette, was sie zu thun hatte; sie ging — und that damit den ersten Schritt in ein wechselfolles, aber reich gegnetes Leben.

Ueber dieses Leben geben uns viele eigene Aufzeichnungen der hochbegabten Frau reiche Anklunft; sie werden uns das Bild einer großen Zeit in kleinem Rahmen zeigen. —

„Geboren und erzogen“ — schreibt Henriette von Phull — „ward ich auf dem Laude in einem kleinen hinterpommerischen Dorf. Die zahlreiche Familie meines Vaters, wie sein geringes Vermögen machten es ihm unmöglich, uns, seine Töchter, aus dem Hause zu geben, um unsere Erziehung in einer großen Stadt zu vollenden. Die Söhne wurden zu diesem Zweck in einem königlichen Cadettenhaus untergebracht, während für uns eine französische Erzieherin engagiert wurde.

Ich war erst sieben Jahr, als Madame F., die fünfzigjährige Witwe eines Geistlichen, in unser Haus kam, während meine ältere Schwester schon elf Jahre zählte. Das war, wie ich vermute, die Ursache, weshalb diese vortreffliche Dame sich mehr und lieber mit mir, als mit meiner Schwester beschäftigte, die meiner Mutter schon vielfach bei Besorgung der Hauswirtschaft zur Hand ging, was ihr mehr Vergnügen machte als der Unterricht, in welchem sie sich oft unaufmerksam und zerstreut zeigte. Ich dagegen war ganz der Leitung der Madame F. überlassen und zog deshalb ebensowohl von ihrem Unterricht, als auch von ihren guten Lehren und ihrer auf die Veredlung meines Herzens berechneten Unterhaltung den größtmöglichen Nutzen.

Ich liebte und verehrte diese treue Erzieherin über alles, und machte die Vortrefflichkeit ihres Charakters, wie die Reinheit ihrer Sitten und ihrer Grundsätze einen so tiefen Eindruck auf mein Gemüth, daß ich sie für einen Schutzengel hielt, den Gott selbst mir gesandt habe, um mir als Führer durch dies Erdenleben zu dienen. Diese in jeder Beziehung so ausgezeichnete Person blieb leider nur 4 Jahre bei uns. Meine Mutter glaubte sie nicht fähig, unsere Erziehung zu vollenden. Sie engagierte an ihrer Stelle ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, welche selbst in der Hauptstadt erzogen,

ihr auf das wärmste empfohlen war als geeignet, ihren heranwachsenden Töchtern die Sitten und den Umgangston der großen Welt beizubringen.

Wie traurig veränderte sich von dieser Zeit an mein Los. Gleich von Anfang an zeigte die neue Erzieherin eine große Abneigung gegen mich, schalt mich dumm und unwissend und beklagte ihr Los, ein Kind erziehen zu müssen, welches ihr einst nur Schande machen würde. Auch meine Mutter wußte sie gegen mich einzunehmen, so daß ich fast an meinem Leben während der folgenden zwei Jahre verzagte, und empfand ich den traurigen Wechsel um so empfindlicher, als ich früher mit so großer Nachsicht und Zärtlichkeit behandelt worden war.

War Mademoiselle F. auch gegen mich besonders hart, so ließ sie doch an uns allen ihre süße Laune aus, wenn sie in Folge des Ausbleibens von Briefen ihres Liebhabers an dessen Treue zu zweifeln begann oder sie sonst etwas verstimmt. Oft klagte und meinte sie die ganzen Nächte und brachte die Tage, während sie uns Unterricht geben sollte, damit zu, endlose Briefe an diesen teuren Monsieur E. zu schreiben, wovon wie von anderen Intriguen, die sie einfädelte, meine Eltern natürlich keine Ahnung hatten.

Sehr bald fand meine älteste Schwester Gelegenheit, diesem auch ihr unerträglich werdenden Joch sich zu entziehen, indem sie kurz und rund erklärte, nun auch ohne weiteren Unterricht den Weg durch die Welt zu finden. Dafür wurde ich nun doppelt geplagt.

Ich will mich nicht damit aufhalten, die beklagenswerte Lage genau zu schildern, in der ich mich während der Zeit, die ich der Obhut dieser gewissenlosen Person anvertraut war, befand; es genügt, wenn ich mittheile, daß ich in Folge der mir zu Theil gewordenen schlechten Behandlung erkrankte.

Ich bekam ein anhaltendes doppeltes Wechselfieber und ward so schwach, daß ich nicht mehr das Bett verlassen konnte. Mein lebhafter Wunsch war zu sterben und hätte ich damals auch wahrscheinlich das Ziel meiner irdischen Laufbahn erreicht, wenn Gott sich nicht meiner erbarmt hätte und mir einen Trost in dieser meiner höchsten Bedrängniß zusandte.

Ich war fest überzeugt, daß niemand eine Ahnung von der unglücklichen Lage hatte, in der ich mich befand, als plötzlich mein Vater sich meinem Bette näherte, sich freundlich zu mir herabbeugte und tief bewegt zu mir sagte:

„Liebe Henriette, lasse Mut. Vielleicht tritt in Deinem Schicksal bald eine Wendung zum Besseren ein. Du hast nicht nötig, Dir den Tod zu wünschen. Du wirst wohl auch noch im Leben manches Glück erfahren. Befolge den Rath des Doctors und lasse für das Uebrige die Liebe Deines Vaters sorgen.“

Diese wenigen gütigen Worte reichten hin, meine Hoffnung neu zu beleben und den Wunsch in meiner Seele zu wecken, wieder zu genesen, um eines Tages meinen Eltern und besonders meiner Mutter zu beweisen, daß ich ihrer Liebe nicht unwert sei. Wie ich später erfuhr, hatte der ehrwürdige Greis während eines heftigen Fieberanfalls meine Phantasien belauscht, in denen ich mich mit Gott, den Engeln und meiner theuern unvergesslichen Madame F. unterhalten hatte, ihnen mein Leid klagend, wie mein Verlangen, durch den Tod demselben entrückt zu werden. Sogleich ordnete er an, daß man mir ein besonderes Zimmer einräumte.

Die böse Gouvernante und meine Schwestern wurden von mir getrennt, was meine Lage sehr verbesserte. Trotzdem verließ mich das Fieber nicht so bald und erholte ich mich sehr langsam, da es während 18 Monate mein treuer Begleiter blieb. Es nahm indeß an Heftigkeit ab, so daß meine Kräfte sich allmählich hoben und ich mich etwas beschäftigen konnte. Die Einsamkeit, in der ich jetzt lebte, that mir sehr wohl und erstete mir das Lesen in der Bibel, womit ich mich hauptsächlich beschäftigte, Freunde und Gesellschaft. Damals lernte ich mir selbst genug sein, so daß ich mich auch später nie unglücklich fühlte, wenn ich den Verkehr mit der Welt entbehren mußte.

Als ich mich ganz von meiner Krankheit erholt hatte, theilte mir mein Vater seine

Absicht mit, mich zu seinem ältesten Bruder zu senden, welcher allerlei glückliche Umstände benutzend, in den Besitz eines sehr großen Vermögens gelangt war. Er hatte eine geschiedte und fein gebildete Frau, eine einzige Tochter und zwei Söhne.

Bald darauf kam denn auch mein Onkel, meine Tante und meine Cousine, um uns zu besuchen, bei welcher Gelegenheit sie mich mit Beweisen ihrer Liebe und Freundschaft überschütteten. Sowohl mein Onkel als meine Tante dankten meinen Eltern auf das herzlichste, daß sie bereit waren, mich ihnen zu überlassen, die Versicherung hinzufügend, daß sie, für den Fall, daß ich mich entschloße nach Crenzow zu gehen, fortan glauben würden, zwei Töchter zu besitzen. Ebenso versprachen sie alles, was in ihrer Macht stünde, zu thun, mich die Trennung von meiner Heimat, meinen Eltern und Geschwistern vergessen zu machen.

Aus Schwersten wurde mir der Abschied von meinem Vater, welcher immer die Güte selbst für mich gewesen war und für jedes seiner Kinder die gleiche Zärtlichkeit fühlte. Auch jetzt wollte er mich nicht zwingen, Schwerin zu verlassen, sondern stellte mir nur vor, daß es zu meinem Besten sein würde, wenn ich mich dazu entschloße. Er tröstete mich mit dem Versprechen, mich bald in Crenzow zu besuchen. Meine Mutter versicherte mich der Fortdauer ihrer Zärtlichkeit und Liebe, wenn ich treu allen Pflichten gegen diejenigen nachkommen würde, die bereit waren, mich als Tochter anzunehmen. Ich verließ das elterliche Haus in Begleitung meiner ältesten Schwester. Nach einer kleinen Tagereise trafen wir glücklich bei meinem Onkel ein und wurden auf das herzlichste empfangen.

Kein schöneres Familienleben konnte man sich denken, als es hier geführt wurde. Alles atmete Freude, Glück und Harmonie und die Seele des Ganzen war meine Tante, deren Herz das beste war, was ich je in meinem Leben gekannt.

Ein Jahr reichte hin, mir vollständig das Gefühl zu geben, als sei ich ein Glied dieser glücklichen Familie, von der ich geliebt wurde, als sei ich in ihrem Schoß geboren. Auch würde ein Fremder nie auf den Gedanken gekommen sein, daß ich nicht wirklich die Schwester der guten Charlotte sei. Unsere Kleidung, unsere Beschäftigungen waren genau dieselben, und um uns vollständig glücklich zu machen, so fand es sich, daß wir auch dieselben Grundsätze hatten und das gleiche Streben, unsere Pflichten möglichst treu zu erfüllen. So kam es, daß die Jahre, die wir in schöner Freundschaft verlebten, die glücklichsten wurden, deren ich mich erinnere. Und sie würden fortgedauert haben, wenn mein Onkel und meine Tante nicht ernstlich hätten daran denken müssen, ihre Tochter zu verheiraten, die eine Menge von Bewerbern hatte. Ihre Wahl fiel auf einen jungen Edelmann, welcher ein sehr großes Vermögen besaß und einer der ersten Familien des Landes angehörte. Er war Besitzer einer großen Anzahl von Landgütern und hatte, was den zärtlichen Eltern am meisten galt, auch durch Liebenswürdigkeit Charlottens Herz gewonnen. So folgte die Heirat sehr bald auf die Verlobung, obgleich Herr von Glasenapp noch sehr jung war. Braut und Bräutigam waren im gleichen Alter; beide zählten 19 Jahre.

Die Trennung wurde uns schwer. Aber noch Schwereres stand bevor. Im Monat October 1794 kam Charlotte nach Crenzow, um dort ihrem ersten Wochenbette entgegen zu sehen. Mit unbeschreiblicher Freude wurde sie empfangen, aber es war eine letzte Freude. Am 22. November genas sie einer Tochter, welche sie mir, vielleicht in Vorahnung ihres Geschicks, sogleich fast feierlich übergab. Nach drei Tagen aber wurde unsere einzig geliebte Charlotte von einem Fieber ergriffen, das sie während 7 Wochen nicht verließ. Nach Ablauf dieser Zeit vollendete sie ihre irdische Laufbahn.

Dieser herbe Schlag erschütterte die Gesundheit meiner Tante so sehr, daß sie sich nie wieder davon erholte. Sie wurde gleich nach dem Begräbniß von einer langen und sehr schmerzhaften Krankheit befallen und überlebte ihre Tochter nur um 2 Jahre, wovon sie das letzte ganz im Bette liegend zubrachte. Ihre Leiden waren so groß, daß keine Feder sie beschreiben kann und die ganze Familie zuletzt Gott bat, sie davon zu befreien, so sehr sie von allen auch geliebt und geehrt und später vermißt wurde. Ich



habe sie bis zu dem Augenblick ihres Todes nicht verlassen und mein Name war das letzte Wort, was ihr sterbender Mund aussprach.

Es traten nun verschiedene Verhältnisse ein, die nach dem Tode meiner Tante mit den Aufenthalt im Hause meines Onkels unbeglücklich machten und nur die Sorge für Luise, Charlottens Tochter, hielt mich da zurück. Diese war mir, nach wie vor, ganz überlassen, da jeder mein Recht auf dies teure, mir selbst von ihrer Mutter übergebene Kleinod, anerkannte. Sie war bei dem Tode ihrer Großmutter 2 Jahre alt und entwickelte sich auf das lieblichste.

Unter diesen Umständen war ich aber dennoch nicht ganz abgeneigt, einen Heiratsantrag in Erwägung zu ziehen, obgleich ich bis dahin jede sich mir anbietende Gelegenheit von der Hand gewiesen, welchen mir eine mir befreundete Dame einige Monate nach dem Hinscheiden meiner Tante übermittelte. Sie glaubte, daß es ein vorteilhaftes Anerbieten sei und ich muß gestehen, daß es mir in jenem Augenblick ziemlich gleichgültig war, welches mein zukünftiges Los sein würde. Nur fort von Gremzow sehnte ich mich, wo mich in letzter Zeit so Schweres betroffen hatte. Um keinen Preis wollte ich mich aber von Luise trennen.

So schrieb ich, ehe ich mich entschied, zunächst an Herrn von Glasenapp, um ihn zu fragen, ob er mir für den Fall einer Verheiratung seine Tochter auch ferner überlassen würde. Er unternahm die weite Reise, um mir persönlich seine Antwort zu bringen. Sie lautete verneinend. Das entschied mein Geschick. Statt jenes andern nahm ich jetzt seinen Heiratsantrag an, den ich zuvor zu verschiedenen Malen zurückgewiesen hatte. Er besaß verschiedene Charakteranlagen, die es mir bedenklich erscheinen ließen, ihm mein Lebensglück anzuvertrauen, und glaubte ich überdies, daß unsere Eigentümlichkeiten und unsere Gemütsrichtung nicht zu einander paßten, welche Voraussetzung sich leider in der Folge als richtig erwies. Doch die Liebe zu Luise ließ mich in diesem entscheidenden Augenblick alle meine Bedenklichkeiten bei Seite setzen und ich nahm seine Hand an, was ihn hoch zu beglücken schien und ihn den Umstand übersehen ließ, daß in meinen Augen nicht er, wie es doch hätte sein sollen, sondern seine Tochter die Hauptsache war. Schon aus diesem Grunde waren die Aussichten auf Glück und Zufriedenheit für uns gering.

Leider mußten wir sehr bald einsehen, daß wir einen Fehlgriff gethan hatten. Die acht Jahre, die ich an Glasenapp's Seite zubrachte, waren ebenso reich an Kummer für mich, als für ihn. Denke ich jetzt an jene Zeit zurück, so muß ich, was mich betrifft, eingestehen, daß es wahrscheinlich ebenso viel wirklicher als eingebildeter war. Obgleich zuerst getrennt, später geschieden, blieben unsere Beziehungen zu einander freundschaftlicher Art. Herr von Glasenapp ließ mir seine Tochter bis zur Vollendung ihrer Erziehung. Bis dahin, es waren noch 8 Jahre, widmete ich mich einzig dieser Aufgabe und lebte derselben in größter Zurückgezogenheit in Berlin."

Hier war es nun, wo Henriette durch nähere Beziehungen zu Männern der Wissenschaft, in die sie wie durch eigene Studien, so auch durch die ihrer Tochter gerieth, zeitweilig viel von ihrem kindlichen Glauben einbüßte, ohne einen Ersatz durch die ihr dafür gebotenen philosophischen Lebensanschauungen zu erhalten. Wie aus Aufzeichnungen jener Zeit ersichtlich, wogten damals die verschiedensten Gedanken und Empfindungen in ihrem leicht erregten Gemüt hin und her, ohne daß es ihr gelang, sie zu ordnen oder zu klären. Je mehr sie den Glauben an einen höheren Beistand bei dem Kampf mit der Sünde verlor, steigerten sich die Ansprüche, die sie an ihre, durch eigene Kraft aufrecht erhaltene Menschenwürde stellte. In dem vergeblichen Ringen, das Ideal, was ihr vorschwebte, zu erreichen, arteten ihre inneren Kämpfe in Selbstqualerei aus. Solche Stimmungen äußerten sich naturgemäß auch in den Beziehungen zu ihrer Tochter, mit der sie alles teilte und die nothwendig darunter litt.

Was Henriette in dieser Zeit an Glauben einbüßte, das gewann sie freilich an Wissen. In wenig Monaten erlernte sie damals die griechische Sprache, so daß sie später bei fortgesetzten Studien verschiedene Autoren darin lesen konnte. Lateinisch war ihr schon früher gelaufen, wie auch die meisten üneren Sprachen. Innerhalb vier Wochen

wurde sie der russischen Sprache so weit mächtig, daß sie sich darin verständigen konnte, als ihr Weg sie nach Petersburg führte.

Es war bei der Trennung des Glasenapp'schen Ehepaars verabredet worden, daß Luise nur bis zu ihrer Einsegnung bei der Mutter bleiben sollte. Mit unerblicklichen Bangen sah diese den festgesetzten Zeitpunkt herannahen; denn die Frau, welche nie eigene Kinder gehabt, liebte dieses ihr Pflanzkind, als hätte sie ihm selbst das Leben gegeben. Zugleich verlor sie mit der Trennung von der Tochter ihres Gemahls die hauptsächlichsten Mittel ihrer Existenz, denn sie war außer einem kleinen Kapital, was sie der Güte ihres Grenzow'er Onkels verdankte, vermögenslos.

In Bezug auf diese unsicheren Zukunftsaussichten schreibt Henriette im Jahre 1809: „Gänzlich aller irdischen Annehmlichkeiten zu entsagen, wird das mir möglich sein? Wird die Pflicht es von mir fordern? Ich gehe der Entscheidung meines Schicksals entgegen. Was werde ich noch für schmerzliche Erfahrungen zu machen haben, ehe das neue Jahr beginnt. Die kommenden vier Wochen werden mir viel trübe Stunden bringen, aber ich habe Mut. Die Gewißheit, daß Gott es ist, der mein Schicksal lenkt, läßt mich nicht verzagen. Was fürchte ich denn? Die Möglichkeit, dem geselligen Leben zu entsagen. Ist das aber ein größeres Opfer, als der Mittel zu entbehren, Almosen zu geben? Wie wenig Vergnügen, wie geringe Genugthuung gewähren mir gesellige Freuden. Weshalb bleibe ich nicht fest in dem Vorsatz, sie zu fliehen? Die Menschen sind es meist nicht wert, daß man ihnen Opfer bringt. Mit Gott, mit der Reinigung und Ausbildung meines Gemüths will ich mich beschäftigen. Durch Ergebung in mein Schicksal will ich glücklich sein, wenn mir auch nur ein sehr geringer Theil irdischen Gutes bleibt, nur so viel, um mein Leben zu fristen.“

Der so lang gesürchtete Tag erschien endlich. Ein vierspänniger Wagen mit Kutscher und Bedienten, direct von Mahnow kommend, hielt wenige Tage nachdem Luise das 14. Jahr vollendet vor Henriettens Wohnung mit dem gemessenen Befehl, nicht ohne Fräulein von Glasenapp zurückzukommen. Was half es da, daß Luise krank zu Bett lag, von einem heftigen nervösen Fieber kaum genesen. In Betten verpackt, trat sie die Reise zu dem ihrer mit Ungebuld harrenden Vater an. Die Einsamkeit, in der sie zurückblieb, war für die sich in Sehnsucht verzehrende Mutter so schwer zu tragen, daß dadurch der Entschluß, eine neue Verbindung einzugehen, beschleunigt wurde. —

Kurze Zeit nachdem Luise sie verlassen, reichte sie dem General von Phull die Hand, der im Begriff war, nach Rußland zurückzukehren, wo er die Stelle eines Generaladjutanten des Kaisers Alexander einnahm. Mit ihr schon länger bekannt, hatte er schon früher den Wunsch gehegt, sich mit Henriette zu verbinden, ohne daß sie sich früher dazu entschließen konnte. Seinen Bitten gab sie nach.

Nach dem unglücklichen Jahre 1806 war der General von Phull aus dem preussischen Dienst geschieden. Aus Württemberg stammend, empfing er auch dort seine Schulbildung. Neigung ließ ihn den Soldatenstand wählen und folgte er den Fahnen des großen Friedrich, der bald auf ihn aufmerksam wurde und den begabten jungen Mann in seine Nähe zog und seiner Unterweisung würdigte. Nach dem Tode des königlichen Helden war er dem Hauptquartier des Feldmarschall Mollendorf während der Rheincaupagne beigezellt, avancierte zum Oberst und war 1806 Generalstabschef beim König, nahm als solcher aber keinen Anteil an den kriegerischen Actionen, da, wie bekannt, Friedrich Wilhelm III. sich des Commandos enthielt. Später von dem König mit einer Sendung nach Rußland betraut, machte er einen so günstigen Eindruck auf den Kaiser Alexander, daß derselbe den Wunsch äußerte, Phull möchte in seine Dienste treten, was denn auch von Friedrich Wilhelm huldvoll genehmigt wurde. Schon damals sah Phull vorahneud, daß dies Reich der Fels sein würde, an dem das mit vollen Segeln daherstürmende Glücksschiff des Weltbezwingers zerschellen würde. Ohne activ zu sein, war er zum Generalleutnant avanciert und befand sich in der Nähe des Kaisers. Sehr bald genoß er dessen ganzes Vertrauen, ward sogar durch seine Freundschaft geehrt.

Phull und seine Gemahlin reisten einige Wochen nach ihrer Verheirathung nach Petersburg, ihren Weg durch Pommern nehmend. In Dramburg hoffte Henriette auf ein Zusammentreffen mit ihrer geliebten Luise, die auch ihrem Gemahl von früher her bekannt war. Aber nur ein Brief aus Mahnow erwartete sie dort, der ihr die unerwünschte Nachricht brachte, daß Herr von Glajenapp die Erlaubnis zu der Reise verjagt habe. Dagegen waren ihre Mutter und Schwestern dahin gekommen, ihr Vater lebte nicht mehr.

Einige an Fräulein von Glajenapp gerichtete Briefe aus Petersburg zeugen fortwährend von der innigsten Liebe, mit der Henriette ihre Tochter umfaßte. Sie giebt ihr mütterlichen Rath in Betreff ihrer Gesundheit, ihrer Beschäftigungen, ihrer Lectüre und denkt ungeachtet der manchen schweren Stunden, die sie dort verlebt, mit warmer Anhänglichkeit an Mahnow zurück. Immer von neuem fordbert sie die Tochter zu einem Besuch an, ihr allerlei Annehmlichkeiten in Aussicht stellend, als Ersatz für die mancherlei Entbehrungen, die beide gemeinschaftlich in Berlin ertragen mußten. Aus dem März 1811 teilt Henriette mit, daß sie in nächster Zeit den beiden Kaiserinnen würde vorgestellt werden. Der Kaiser war dem General in Begleitung seiner Gemahlin begegnet und hatte, als Henriette ihm vorgestellt wurde, den Wunsch geäußert, sie bei Hofe zu sehen. Auf ihre Erwiderung, daß sie darauf nicht eingerichtet sei, hatte Alexander versprochen, für ihre Equipierung zu sorgen und ward ihr bald darauf eine bedeutende Summe zu diesem Zweck eingehändigt.

Trotz der vielen Annehmlichkeiten, die das Phull'sche Ehepaar in Petersburg genoß, scheint Henriette sich dort anfangs nicht recht wohl gefühlt zu haben. Sie klagt über den Geldmangel der Russen, der es schwierig mache, mit ihnen zu verkehren, auch vermißt sie eine angenehme Lectüre, da es schwer sei, gute Bücher zu bekommen; dazu sei sie durch Arbeiten für ihren Mann sehr in Anspruch genommen, dem sie Schreibdienste leisten müsse, da es ihm sonst an einer vertrauenswürdigen Person fehle. Sie bittet die Tochter, auf deren Besuch sie noch immer rechnet, ihr den Sommer mitzubringen, denn bisher habe das Griechische ganz genügt. Wenn Herr von Glajenapp die Jenaer Literaturzeitung halte, so möchte Luise ihr doch die Titel der vorzüglichsten Werke, die in Deutschland erschienen, namentlich philosophischen Inhalts mittheilen, da man in Petersburg nur von militärischen Gegenständen mit Verstand sprechen höre. Zum Schluß fragt sie nach den häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnissen in Mahnow und erkundigt sich, ob der Frühling in Pommern schon begonnen, während man in Petersburg noch Schlitten fahre. Einige Wochen später teilt sie der Tochter mit, daß sie schon mehrere Wochen Strohwitwe sei, da Phull mit seinem kaiserlichen Herrn auf Reisen sich befinde. Es erleichtere ihr aber die Trennung, daß sie fast täglich Nachricht von ihrem Gemahl erhalte und kämen die Briefe an sie mit denen an die kaiserliche Familie durch Couriere, die drei Tage unterwegs seien. Die Großfürstin Catharina schickte sie ihr durch ihren Kammerlakaien sogleich nachdem sie angekommen. Dann fährt sie fort:

„Wie angenehm es sich hier sonst lebt, das solltest Du kaum glauben; es ist zu schön hier. Mitten durch die Stadt siehst Du, von prächtigen Quais eingefaßt, die herrliche Neva, die ganz mit Schiffen bedeckt ist, welche uns die schönsten Früchte und andere Dinge zuführen. Apfelsinen z. B. sind so wohlfeil, daß die Kinder auf der Straße sie essen und dabei sind sie so schön und süß, wie man es nur wünschen kann. Das beste Wachelicht kostet hier weniger, als das schlechteste Talgllicht bei uns. Auch ist das Fleisch überaus gut. Dabei fällt mir ein, wie steht es mit Deinem Pythagorismus? Ist Du noch kein Fleisch? Daran thätest Du eigentlich recht gut, denn notwendig ist es zu unserer Ernährung nicht.“

Darauf nennt Henriette verschiedene Familien, mit denen sie verkehrt und erwähnt, daß sie am folgenden Abend bei einem Herrn v. Schöler einem Concert des berühmten Violoncellisten Romberg beiwohnen werde. Die Familie wohnte in einem Landhause, welches 4 Werst (7 Werst eine deutsche Meile) von der Stadt entfernt liege. Sie besitze 4 tüchtige Pferde und lege deshalb diese Strecke Weges sehr schnell zurück. „Du würdest lachen“, fährt sie fort, „wenn Du mich in einer hübschen Equipage mit Kutscher,

Vorreiter und zwei Dienern dahinfahren läßt. Wie demüthig sind wir sonst zu Fuß gegangen, wirst Du denken. Allein das ist alles gleich, meine gute Luise, ehe ich zu Fuß ging, fuhr ich oft mit 6 Pferden, auch hätte ich drei Bedienten haben können und noch mehr, wenn ich gewollt hätte. Hier erfordert es der Anstand, ich muß mich so zeigen, wie es meinem Stande und den Verhältnissen meines Mannes angemessen ist. Vielleicht kommt die Zeit, wo ich das Notwendigste entbehren muß. Ich bin auf alles gefaßt und nehme wie es Gott schickt. Wie wechselvoll ist das Leben, besonders das meineige! Wenn ich einmal in Not geriete und käme dann zu Dir, würdest Du mich aufnehmen? Ich schicke Deinen letzten lieben Brief an meinen Mann, damit er sich auch daran erfreue, daß ich eine so gute Tochter habe.

Eben bringt mir die Jungfer einen schönen Strauß Maiblumen; er kostet 2 Kubitschen; das ist kaum 1 Pfennig. Es ist ein ganzes Glas voll und welch schöner Duft!“

Es tritt demnächst eine längere Pause in dem Briefwechsel ein, während dessen der Krieg begonnen hat. Henriette äußert sich besorgt, was die nächste Zukunft bringen wird und sieht dunkle Wolken nicht allein für das Land, in dem sie jetzt lebt, sondern auch für ihr persönliches Geschick aufsteigen. Dies letztere mag sich auf die vielen Anfeindungen der Russen beziehen, die es nicht vertragen konnten, einen Ausländer als einflußreichen Ratgeber in der Nähe ihres Monarchen zu sehen, so ängstlich es dieser auch vermied, den General Phull in Berührung mit den an der Spitze der Regierung stehenden Eingebornen zu bringen oder auch ihm eine Stellung zu geben, die den Argwohn und die Eifersucht der Heerführer erregte. Clausewitz macht Phull aus dieser Abgeschlossenheit einen Vorwurf, doch es ist nur zu gewiß, daß er in diesem seinem Verhalten nur dem bestimmten Wunsche des Kaisers nachkam. Leider halfen indeß diese Vorsichtsmassregeln nichts, denn die Erregung gegen den ausländischen General stieg so sehr, daß sogar sein Leben in Gefahr geriet und der Kaiser ihn während länger als 8 Tage in seinem eignen Cabinet verbar, ohne daß selbst Henriette ahnte, wo ihr Gemahl sich befand. Jeden Morgen erschien ein vertrauter kaiserlicher Diener, angeblich mit dem Auftrage sich zu erkundigen, ob Fran von Phull Nachricht von dem verschwundenen General erhalten habe, in der That aber um ihr einige Zeilen von seiner Hand zu bringen, die sie über sein Schicksal beruhigten.

Die Lage des Generals ward je länger, je peinlicher. Von Widerstachern umringt, zur Unthätigkeit verdammt, während das, was er in schlaflosen Nächten erfonnen und ausgearbeitet wurde ohne seine Mithülfe, von seinem Kaiser getrennt, durch viele Gemütsbewegungen auch in seiner Gesundheit erschüttert, erwachte in ihm der Wunsch, seine Beziehungen zu Rußland zu lösen. Diesen Wunsch wird er dem Kaiser schriftlich ausgesprochen haben. Aber das Antwortschreiben des Kaisers bescheidet ihn in gnädigster Weise abschlägig. Es lautet:

*J'ai reçu votre lettre, Général, mais il me semble que satisfaire vos désirs dans ce moment serait justement accréditer les bruits ridicules qui se sont élevés. Mais sans vous accorder votre retraite je vous laisse une entière liberté sur le choix de votre séjour. Par là vous continuerez à jouir du traitement qui vous est assigné sans être plus gêné, que vous le seriez si vous aviez votre retraite. Je vous prie de croire que les sentiments que je vous ai voués sont inalterables.*

Le 8 Août 1812.

Alexandre.

Es war zu der Zeit, wo der General Phull den Entschluß faßte Petersburg zu verlassen, keine Kleinigkeit über die russische Grenze zu gelangen und stand ihm, da Preußen und die angrenzenden Länder noch in den Händen der Franzosen waren, nur der Seeweg offen und auch dieser nur, des Krieges wegen, unter gewissen Umständen. Es erforderten die Erkundigungen und Vorbereitungen mehr als einen Monat. Sodann erschwerte der früh und hart hereinbrechende Winter gerade diese Art der Reise, die theils zu Wasser zurückgelegt werden mußte. Nur England konnte das Ziel sein, da nirgends anders für den russischen General eine sichere Zufluchtsstätte zu finden war.

So wurde es Ende September, ehe der General dem Kaiser melden konnte, daß

er im Begriff sei, seine Reise anzutreten. Sein Brief blieb beinahe 2 Wochen ohne Antwort. Wahrscheinlich nach einer erneuerten Anfrage erhielt er folgendes Schreiben:

J'ai à m'accuser, Général, d'un tort vis à vis de vous. Mais ayant été au moment de la réception de votre lettre empêché de vous y répondre, j'avoue avec franchise l'avoir complètement oublié après. Je me hâte donc de le réparer en vous instruisant que je vous laisse complètement le maître d'entreprendre le voyage que vous projetez. Votre fondé de pouvoir ici continuera à toucher les sommes qui vous sont allouées. Je vous prie en même temps d'être convaincu qu'en tous les lieux comme en tous les temps, les sentiments, que je vous ai voués ne varieront jamais.

Le 11 Octobre 1812.

Alexandre.

Am demselben Tage folgt noch ein Billet des Kaisers, in dem der General zu einer Abschiedsaudienz bestellt wird. Es heißt darin:

Un malentendu, Général, à empêché seul que je n'ai eu le plaisir de vous voir. Il m'est impossible de vous voir partir sans avoir pris congé de vous. Ainsi je vous prie de passer chez moi le soir à huit heures. Tout à vous.

Über die Erlebnisse auf dieser Reise, welche ebenso beschwerlich als gefährlich war, liegt wieder ein eigenhändiger Bericht der Generalin von Phull vor, der hier in deutscher Übertragung folgt.

London, den 14. Mai 1813. Pimlico  
Stafford Row near Buckingham Gate.

Die Aufregung, in der ich meinen Mann seit der Rückkehr von der Armee fortgesetzt sah, ließ mich die übelsten Folgen für seine Gesundheit fürchten. Endlich gab er meinen Bitten und Vorstellungen Gehör und entschloß sich, um die Erlaubniß zu bitten, nach England übersiedeln zu dürfen, wo, wie ich hoffte, neue Umgebungen und Eindrücke ihn eher all die Aufregungen und Enttäuschungen vergessen lassen würden, an denen die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Rußland so reich gewesen war.

Die Vorbereitungen zur Reise geschahen mit möglichst größter Eile, mußten aber auch wegen Umständen, die ich hier nicht weiter erörtern will, in tiefes Geheimniß gehüllt werden, was die zu überwindenden Schwierigkeiten noch um vieles vermehrte. Es wurde neue Dienerschaft gemietet, Biron übernahm es, in der Eigenschaft eines Kammerdieners unser Gepäck einzupacken und während der Reise für seine sichere Beförderung zu sorgen. Er sollte uns mit demselben auf einem Wagen unmittelbar folgen, der zugleich mit unsern Betten beladen war. Der andere Bediente blieb bei uns, um uns bis Abso zu begleiten und zugleich bei gefährlichen Gelegenheiten dem Kutscher Beistand zu leisten.

Wir verließen Petersburg am 26. Oktober 1812 Nachmittags um 2 Uhr.

Niemals vorher noch nachher verhüllte während meines Lebens ein so undurchdringlicher Schleier den Blick in die Zukunft, wie in diesem Augenblick. Um nicht nutzlos zu werden, verbannte ich jeden Gedanken an die Zukunft und überließ mich jener Ruhe der Seele, die mehr Apathie als Ergebung zu nennen ist. Um 6 Uhr Abends bei ungewöhnlicher Dunkelheit langten wir vor einem einsam gelegenen Gasthause an. Ein Glück, daß ich mich zur Not in russischer Sprache verständlich machen konnte, denn sonst hätten wir schmerzlich auf meine Frage, ob man uns die Nacht beherbergen wolle, Antwort erhalten. Sie lautete bejahend. Wie erschraten wir aber, als wir den Wagen verlassend, bemerkten, daß wir ohne Bedienten waren. Leicht war der Grund für diese unangenehme Thatfache zu erraten. Nicolas hatte es vorgezogen, sich Biron anzuschließen und waren beide in irgend einer am Wege liegenden Schenke eingekehrt. Diese Unzuverlässigkeit gleich am ersten Tage unserer Reise, ließ mich viel Unannehmlichkeiten voraussehen und hat mich diese meine Ahnung auch leider nicht getäuscht.

Ein Greis empfing uns an der Thür des kleinen Gasthauses und wies uns ein Zimmer an, dessen ganze Einrichtung aus 2 Holzstühlen und einem kleinen Tisch bestand. Das war alles, was er uns anbieten konnte und war es unter diesen Umständen

ein Glück, daß wir, was wir sonst bedurften, mit uns führten. Kaumtlich freute ich mich für Wachstergen geforgt zu haben.

Erst sehr spät erschienen die Bedienten mit den übrigen Sachen und entschuldigeten sich so gut sie konnten damit, daß ein Rad zerbrochen sei und mit anderen ähnlichen Dingen, die wir glauben mußten, weil wir ihnen nicht das Gegentheil beweisen konnten.

Die Betten wurden auf dem Fußboden ausgebreitet und war ich froh, mich bald zur Ruhe legen zu können.

Den nächsten Morgen brachen wir sehr früh auf. Nicolas versprach, nicht mehr den Wagen zu verlassen und kainen wir glücklich bis Riburg. Das Reisen in dieser Jahreszeit war so sehr beschwerlich, daß ich desselben schon herzlich müde war und gern in dieser Stadt geblieben wäre. Aber es blieb keine Wahl, unsere Reise mußte fortgesetzt werden.

Ehe wir noch bis Friedrichsheim gelangt waren, teilte uns Viron die unerfreuliche Nachricht mit, daß er das Felleisen verloren habe, in dem sich die kostbarsten Sachen des Generals befanden. Unter andern seine Epauletten und die russischen sowohl, als die preussischen Ehrenzeichen und Orden, die er befaß, dazu auch noch seinen ganz neuen Schlafrock. Der nachlässige Kammerdiener wußte nicht einmal, wo er das Gepäckstück verloren hatte; ein neuer Beweis der wenigen Umsicht dieses armen, einfältigen Menschen, der nie wußte was er that, noch was er gethan hatte und thun sollte. Schon zuvor hatte er verschiedene Dinge von geringerem Wert verloren. Von Friedrichsheim bis Abo waren die Wege überaus schlecht. Ungeheure Abgründe gähnten zu beiden Seiten des Weges und erfüllten mich mit Angst und Schrecken, da ich jeden Augenblick fürchtete, der hin und her schwankende Wagen würde umstürzen.

In Abo kamen wir um Witternacht an und hatten große Mühe, in einem Gasthause ein unsauberes Zimmer auszufundtschaften, wo wir einen längeren Aufenthalt nehmen mußten, ebensowohl um Erkundigungen einzuziehen über die Art, unsere Reise fortzusetzen, als auch um Phull Zeit zu lassen, eine Erkältung auszukurieren, die er sich bei den unbequemen Nachtquartieren geholt, die wir fortwährend aufsuchen mußten, zufrieden, wenigstens ein Dach über unserm Haupte zu haben. Es war unsere Absicht über Schweden zu gehen und galt es, dies Land auf möglichst leichte und bequeme Art zu erreichen.

Die Nachrichten, wie diese Absicht auszuführen war, lauteten sehr verschieden und widersprechend. Die einen wollten uns über Tornea dirigieren, die andern über die Allandsinseln, alle aber waren der Meinung, daß das Eis überall große Schwierigkeiten machen werde.

Phull entschloß sich den Postweg über die Inseln einzuschlagen.

Viron wurde mit dem Wagen und dem größten Teil unserer Sachen vorausgeschickt. Wir engagierten noch einen schwedischen Diener, der ihm als Führer dienen sollte und war er angewiesen, uns auf der letzten russischen Poststation zu erwarten, um mit uns nach der ersten schwedischen, Grisselham, zu gehen.

Nicolas wurde von neuem gemietet, um uns bis Gothenburg zu begleiten, ebensowohl weil er schwedisch sprach, als auch weil er ein guter Kutscher war.

Wir verließen Abo, (von welcher elenden Stadt ich mir eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte, da sie kurz zuvor der Schauplatz einer Zusammenkunft Kaiser Alexanders mit dem Kronprinzen von Schweden gewesen, um ein Bündnis gegen Napoleon zu verabreden), in drei Schlitten; nur 2 Personen hinter einander konnten auf jedem sitzen. Mein Gemahl war in dem ersten, ich folgte ihm möglichst nahe, in dem dritten saß Nicolas. So fuhren wir sehr schnell, bei der Geschwindigkeit der Kutscher auch ziemlich sicher. Es war überaus kalt und war es ein Glück für mich, daß ich eins der Betten benutzen konnte, um mich darin einzuhüllen. Demzufolge saß ich in meinem Schlitten so angenehm wie in einer Wiege.

Die Übergänge über das Wasser waren sehr schmal und bestand die größte Unbequemlichkeit darin, daß wir wegen der Anhäufung des Eises und Schnees an den

verschiedenen kleinen Häfen nur mit großen Schwierigkeiten landen konnten. Oft waren wir sogar genöthigt, die Nacht im Schnee zu durchwachen, zuweilen aber auch unsre Schlitten durch Eispeken weiter schieben zu lassen.

Eines Tages landeten wir an einem Felsen, von dem wir nur in ziemlich großer Entfernung menschliche Wohnungen erblicken konnten. Es erschien zu weit, um dieselben zu Fuß zu erreichen und wurde deshalb Nicolas fortgeschickt, nachdem die Fischer, die uns übergesetzt, uns und unser Gepäck ausgeladen und den Rückweg angetreten hatten, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Der Diener sollte Schlitten zu unserm weiteren Transport herbeiholen. So blieben wir, mein Gemahl und ich, allein auf dem Felsen zurück, auf dem glücklicherweise kein Schnee lag. So lange es hell war, fühlte ich mich beruhigt, glaubte aber verloren zu sein, als die Sonne am Horizont verschwand. Wie schäme ich mich noch jetzt meines damaligen Kleinmutes und meiner Ungeduld! Die Minuten erschienen mir wie Stunden. Endlich, endlich erschien Nicolas mit einer absonderlichen Art von Schlitten, wie sie die Bauern dortiger Gegend zum Fahren von Holz brauchen. Auf demselben lag nur ein Brett, von welchem herunter zu fallen man stets Gefahr läuft und deshalb genöthigt war, fortwährend zu balancieren.

Unter diesen unbequemen Verhältnissen legten wir 6 Werst zurück, um die darauf folgende Nacht in kaum viel angenehmerer Lage zuzubringen.

Wie froh war ich, als wir endlich die Station erreichten, wo uns Biron mit dem Wagen erwartete. Dort waren wir wieder genöthigt, mehrere Tage zu verweilen, bis sich ein günstiger Wind erhob, welcher uns nach Grisselham führte. Von dort erreichten wir Stockholm in 2 Tagen.

Meine große Ermüdung in Folge der Anstrengungen der Reise hinderte mich, Schwedens Hauptstadt und ihre mir aus der Ferne sehr anmutig erscheinenden Umgebungen kennen zu lernen. Phull war überdies durch den Verlust eines großen Theils seiner Garderobe, welchen Schaden er, wie erwähnt, der Unaufmerksamkeit seines Dieners verdankte, ebenfalls genöthigt zu Hause zu bleiben, und so benutzten wir einen achttägigen Aufenthalt in Stockholm, um uns gründlich auszuruhen, worauf wir gestärkt unsre Reise nach Gothenburg fortsetzten.

Der imposante Charakter der Natur überraschte und entzückte mich bei meiner weiteren Reise durch Schweden. Welchen großartigen Anblick gewähren die schroff ansteigenden Felsen, welche in gigantischen Formen sich über angebaute Thäler oder an den Ufern spiegelheller Seen erheben. Ihre oft ungewöhnlichen Gestalten, die Schatten, welche diese, Gesteinstern gleich, über die Ebene hinwarfen, köpften nicht allein Bewunderung, sondern häufig auch Schrecken ein.

Die Wege in Schweden sind überaus schlecht und führen zuweilen so hohe und steile Klippen hinauf, daß man die Möglichkeit, den Gipfel zu erreichen, bezweifeln möchte. Dazu pflegt das Geseis nicht breiter als eine Wagenspur zu sein und öffnen sich zu beiden Seiten schwindelnde Abgründe, durch die demungeachtet die sich wüthende Fahrstraße führt, um bald darauf ähnliche Höhen wie die eben verlassenen zu ersteigen. Ehe man zu dem beruhigenden Gefühl kommt, eine Gefahr überstanden zu haben, zeigt sich eine neue. Wohl durch diese Umstände dazu gezwungen, haben die Einwohner nur kleine zweirädrige Wagen mit einem Pferde bespannt und versteht es kein Postillon, einen großen Wagen zu lenken, auch selbst nicht auf den ebneren und befahreneren Poststraßen. Man muß einen eignen Kutscher mit sich führen.

Das englische Paketboot, in dem wir uns in Gothenburg einschiffen, war so überfüllt mit Passagieren, daß wir uns mit 2 Betten in der großen Cajüte begnügen mußten, welche wir mit 12 andern Passagieren theilten. So wenig angenehm dies auch war, so gab uns unsere damalige Lage später oft manchen Stoff zu heiteren Andenkerungen. Phull lachte zuweilen dann herzlich bei dem Gedanken an mein verblüfftes Gesicht, als ich zu der Erkenntnis kam, daß es kein Mittel gäbe, dieser in mehr als einer Beziehung gemischten Gesellschaft zu entgehen. Es bedurfte damals einiger Zeit, ehe ich den Muth faßte die Augen zu erheben, um das was mich umgab einer genauen Prüfung zu unterziehen. Zu meinem großen Trost gewahrte ich an dem kleinen Ofen

sitzend eine gut gekleidete Frau und nahm an ihrer Seite Platz, da die angenehme Wärme uns bei dem kalten Wetter überdies anlockte. Es war dies die Frau eines englischen Kaufmanns, welcher sich in Petersburg niedergelassen hatte. Später erfuhr ich leider, daß sie sich soeben auf keinem guten Wege befand, denn sie hatte Mann und Kinder verlassen, um mit einem amerikanischen Schiffskapitain durchzugehen. Vermöge lächerlichen Aussehens zog eine andere Person meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war dies ein jüdischer Arzt, der trotz des beschränkten Raums die Gelegenheit auszunutzen versuchte, seine Medicamente anzupreisen.

Später als wir trat noch ein Kaufmann aus Stodholm in die Cajüte in Begleitung einer hübschen jungen Frau und einer 10 Jahr alten Schwägerin. Die übrigen Passagiere waren Kaufleute aus verschiedenen Gegenden, unter denen ich noch einen Herrn Solly erwähnen möchte, der aus London war und zugleich ziemlich gut Deutsch sprach, was für meinen Gemahl sehr angenehm war. Wir sind ihm vielfach zu Dank verpflichtet, da er uns in Harwich sowohl wie später in London sehr wesentliche Dienste und Gefälligkeiten erwies.

Zwei Tage mußten wir noch in Gothenburg auf günstigen Wind warten, welches unter den obwaltenden Umständen eben keine angenehme Verzögerung war. Endlich konnten wir an einem Mittwoch Nachmittag unter Segel gehen. Es war das schönste Wetter und alle Welt befand sich auf dem Verdeck. Ein sanfter Wind schwellte unsre Segel und leise pfliffen die Matrosen, wie um die Brise einzuladen, sich mit mehr Kraft zu erheben und unsre Fahrt zu beschleunigen.

Der Anfang unsrer Schiffsreise war sehr angenehm, unmerklich vermehrte sich der Wind, alle Segel wurden entfaltet und pfeilschnell flog das Fahrzeug dahin. Das währte bis Donnerstag Abend, wo der Wind, obgleich immer noch günstig, so stark wurde, daß alle Segel, bis auf eins an der Spitze des Mastes, eingezogen werden mußten. Zugleich bezog sich der bis dahin klare Himmel und verhäulte den Vollmond. Wellen stürzten über das Schiff hin, vor denen alle Passagiere in die Cajüte flüchteten und ward der größte Teil derselben sekrank. Der General befand sich in besonders übler Lage, denn, da er stehend das Hin- und Herschwanken des Fahrzeugs nicht ertragen konnte, mußte er sich in das enge kurze Gefaß, was man mit dem Namen Bett bezeichnet, niederlegen. Dies aber war seiner Größe durchaus nicht angepaßt. Die Überschwemmung auf dem Verdeck ward dabei so groß, daß das Wasser bald die Cajüte füllte.

Bis zum Freitag Abend wüthete der Sturm, da legte er sich, die Wellen beruhigten sich und Sonnabend den 7. September, nachdem unsre Reise beinah 2 Monate gewährt, hatten wir die Befriedigung, uns um 9 Uhr Morgens in dem Hafen von Harwich auszuschniffen.

Schon während der ganzen Reise hatte sich Phulls Gesundheitszustand, der mir schon in Petersburg Anlaß zu ernstster Sorge gegeben hatte, bedeutend verschlimmert. Wir glaubten, daß seine Leiden größtenteils von der Gicht herrührten, die ihn zu verschiedenen Zeiten geplagt hatte. Später aber stellte es sich heraus, daß vornehmlich seine Nerven litten und versiel er bald nach unsrer Ankunft hier in London in eine gefährliche Krankheit, welche mit kurzen Unterbrechungen 3 Monate währte.

Gott sei Dank ist sein Gesundheitszustand jetzt ein besserer; dennoch bin ich seinetwegen nicht ohne Sorge und diese ist das einzige, was jetzt mein Glück und meine Zufriedenheit stört, die sonst vollkommen sein würde.

Das Klima hier ist schön; der Frühling hatte schon im Monat März begonnen. Im April blühten die Obstbäume. Wir bewohnen ein sehr hübsches, wenn auch nicht großes Haus ganz allein, dessen Lage sehr angenehm ist, umgeben von schönen Gärten und an dem Park von St. James gelegen. Wir genießen die schönste Aussicht, was mir ein großes Vergnügen gewährt und eine angenehme Zerstreuung ist, da wir ganz zurückgezogen und nur auf uns selbst angewiesen leben. Die Krankheit meines Gemahls hinderte uns, Bekanntschaften zu machen und ich bin entzückt, häuslich leben zu können und mich dadurch der Freiheit zu erfreuen, meine Tage nach eigenem Gefallen ein-



zuteilen und meine alten, mir so lieb gewordenen Beschäftigungen wieder aufzunehmen.“

Nicht lange indeß genoß das Phull'sche Ehepaar diese erwünschte Ruhe in Englands Hauptstadt. Die Veranlassung zu ihrer Reise nach dem Haag geht aus den Schriftstücken, die dieser Darstellung zu Grunde liegen, nicht hervor. Vielleicht war es die Hoffnung auf ein Zusammentreffen mit dem Kaiser Alexander, die den General bestimmte, sich dem Kriegsschauplatz zu nähern. Denn seit dem Frühjahr hatte Europa sich erhoben, um die Fesseln, in welche die eiserne Hand des übermüthigen Corsen es geschüttelt, abzuschütteln. Der Glücklichste Napoleons war im Süden und rüdte die Verbündeten mit dem Anfang des neuen Jahres 1814 nach verschiedenen siegreichen Schlachten über den Rhein, den Kriegsschauplatz von da an in Feindesland verlegend. Die allirten Monarchen folgten ihren ruhmgekrönten Truppen auf dem Fuß und sehen wir aus einem Briefe, den Kaiser Alexander am 12. December n. R. 30. November a. R. (1813) aus Frankfurt am Main datiert an den General Phull gerichtet, daß der Zar sich zu der genannten Zeit in dieser Stadt befand. Dieser Brief stellt Phulls wesentlichen Anteil an dem glücklichen Ausgang des russischen Feldzugs zweifellos fest und ist es zu bedauern, daß dies Document nicht eher benutzt worden ist, den Verdiensten dieses Mannes die Anerkennung zu verschaffen, die ihm vor vielen andern, deren Namen hoch gefeiert sind, gebührt und welche ihm sein kaiserlicher Herr in so hohem Maße sollte. Alexander kannte dieselben am genauesten und wußte was er aussprach, wenn er Phull ein Anrecht nicht allein auf die Dankbarkeit Rußlands, sondern ganz Europas zuerkannte. Das Schreiben lautet:

Des bords de la Moskwa arrivé à ceux du Rhin je crois m'acquitter d'un devoir en vous adressant, Général, ces lignes. Sie j'ai acquis quelques connaissances dans le métier de la guerre c'est à vous seul, que j'en dois les principes. Mais je vous dois plus encore; c'est vous qui avez conçu le plan qui avec l'aide de la providence a eu pour suite le salut de la Russie et pour résultat celui de l'Europe.

Recevez donc, Général, le tribut d'une reconnaissance qui vous est due à si juste titre. Je joins ici les marques de l'ordre de St. Wladimir de la 1<sup>re</sup> Classe dont je vous prie de vous décorer.

Je n'ai pas besoin d'y ajouter que vos désirs pour la pension de madame votre épouse ont été remplis à l'instant même après la réception de votre lettre. L'activité de la campagne m'a empêché de vous en donner avis plutôt. Je vous réitère, Général, l'assurance de tout l'attachement et de tout l'estime que je vous porte.

Frankfort sur Main le 30<sup>11</sup> 12/12 1813.

Alexandre.

Aus diesem bisher noch ungedruckten Schreiben geht mit völliger Sicherheit hervor, daß der Plan für die russischen Operationen 1812 und 1813 von niemand anderem als vom General Phull herrührt, und daß es nicht, wie vielfach angenommen worden ist, unbeabsichtigte Planlosigkeit war, welche die Franzosen tief in das unwirthbare Innere Rußlands führte. — Wenn Clausewitz, ein mächtiger militärischer Kritiker, über die bezüglichen Kenntniße und Fähigkeiten Phull's sehr scharf urtheilt, so ist das kein Gegenbeweis. Auch dieser Plan, gefaßt zu einer Zeit, als die Franzosen noch nicht im Lande waren, hätte vom Standpunkt des Strategen und Taktikers der Schule, als überspannt und phantastisch verworfen werden müssen.

Nur der Erfolg kann in solchem Falle über das Recht, gewohnte Bahnen zu verlassen, endgültig entscheiden. Und in diesem Falle hat er ohne Zweifel zu Gunsten der genialen Conception entschieden.

Über den wahren Anteil der Heerführer am Erfolg konnte aber niemand besser unterrichtet sein, als der Kaiser. Und daher blieb die Gesinnung für Phull, die in obigem Briefe sich ausspricht, auch in späteren, ruhigeren Zeiten unwan delbar dieselbe.

Mitte März 1814 finden wir das Phull'sche Ehepaar in Berlin, und scheint besonders die Sehnsucht Henriettens nach einem Wiedersehen mit der geliebten Tochter

Anlaß zur Reise gewesen zu sein. Ein Brief der Mutter an die Tochter läßt dies vermuten, ebenso daß eine Zusammenkunft wirklich stattgefunden hat. Es heißt darin:

„Wir reisen morgen, spätestens übermorgen von hier ab und zwar wieder nach dem Haag, wo Hüll wahrscheinlich als russischer Gesandter angestellt wird. Ich muß also den eben gemachten Weg wieder zurückmachen und 100 Meilen weiter von Dir, meiner geliebten Luise, leben. O! bleibe fest, meine unansprechlich geliebte Tochter, bleibe fest auf dem Wege der Tugend! Bleibe fest. Du bist der Stern in meinem oft dunklen Leben, zu dem sich mein weinendes Auge erhebt; dein Bild steht tröstend vor meinem Blick, wenn die Mühen und Sorgen der Erde mich oft niederbrüden. Du bist das theuere Vermächtnis einer sterbenden Freundin! Du bist mein vor Gott und Menschen, Du bist mein bis in den Tod, ja bis über den Tod hinaus und bis in alle Ewigkeit.

Nur von Dir spreche ich gern. Prinzess Nadzivil, Prinzess Wilhelm, allen erzähle ich von Dir. Man war so begierig, von Dir und Deinen ungewöhnlichen Leistungen zu hören und was mein guter Wille gethan, um Deinen Charakter so zu entwickeln, daß Du einer so schweren Aufgabe gewachsen bist, einem solchen Hausstande, wie dem in Mahnow, in diesen kriegerischen Zeiten und in so jungen Jahren allein vorzustehen und außerdem auch noch die Bewirtshastung des großen väterlichen Grundbesizes zu leiten!

Ja, meine Luise, Dir ward viel anvertraut, darum noch einmal bitte ich Dich, bleibe fest auf dem Wege der Tugend. Gott nehme Dich in seinen besonderen Schutz, dem übergebe ich Dich, der lasse Dich zur Freude Deiner seligen Mutter gehehen.

Der Kaiser hat Hüll eine persönliche Zulage von zwölftausend Silberrubeln bewilligt, von der mein Gatte die Annahme des ihm angebotenen Postens abhängig gemacht hatte. Diese wird aber erst nach Verlauf eines Jahres ausgezahlt. Es giebt inzwischen der Sorgen viel, denn die Ausgaben sind außerordentlich groß und schwer zu bestreiten. Du weißt, wie die Gesandten zum Aufwande gezwungen werden. Silber, Porzellan, sogar Betten und Leinwand, alles muß neu und aufs beste angeschafft werden. Und dazu die viele Dienerschaft, die Equipagen.“ — — — — —

Die Sorge der Mutter um das Schicksal der Tochter, die sich in diesem Brief ausspricht, war zu natürlich. Luizens Vater, Herr von Glafennapp, war dem Auftruf des Königs in schöner Begeisterung gefolgt, nicht allein für seine Person, sondern sein Patriotismus ging noch weiter.

Er hatte aus den kriegstüchtigen Mannschaften seiner ausgedehnten Besitzungen ein Bataillon gebildet, das er auf seine Kosten equipierte und auch später aus seiner Tasche besoldete. An der Spitze dieser Truppe und als deren Führer war er zum Heere gezogen und kehrte erst nach dem Frieden in die Heimat zurück.

Seine noch nicht 20 Jahre zählende Tochter blieb inzwischen mit ausgedehnten Vollmachten allein in Mahnow zurück. Welche Lage für ein junges Mädchen, und besonders in jener Zeit der Aufregung, der Truppendurchzüge, der Einquartierung!

Am 24. Juni 1814 schreibt Henriette schon wieder aus dem Haag an die Tochter:

„Meine theure Luise! Ich benutze den ersten freien Augenblick nach meiner Ankunft hier, um Dir zu sagen, daß wir gewiß fürs erste im Haag bleiben werden, indem Hüll nun wirklich hier als russischer Envoyé extraordinaires und Ministre plénipotentiaire angestellt ist. Er hat seinen Creditbrief gestern übergeben und ist schon heute Seiner Majestät dem russischen Kaiser entgegengeritten, der in wenigen Tagen von England hier eintreffen wird. Ich bin nicht weniger beschäftigt als mein Mann, da mir die häuslichen Einrichtungen obliegen.

Bisher lebten wir in einem Gasthause, nun suche ich nach einer eigenen Wohnung, die dann sogleich eingerichtet werden muß.“ — —

Weitere drei Wochen später schreibt sie an dieselbe und zwar am 9. Juli:

„Theure Luise! E. M. unser allergnädigster Kaiser ist hier gewesen und hat meinem Mann wie auch mir die freundlichsten Beweise seiner Huld gegeben. Ich war

wirklich bei der Abreise trostlos. Kannst Du Dir denken, daß Se. Majestät sogar eine Polonaise mit Deiner alten Mama getanzt hat? Wir werden nun, wenn unsere Hoffnungen sich erfüllen, recht lange hier im Haag bleiben, wo wir bei der fürstlichen Familie sehr gut aufgenommen wurden. Nach langem Umhertreiben haben wir nun endlich ein Haus gefunden, welches am 1. August für uns ausgeräumt wird. Es ist hübsch, aber nicht sehr groß. Der Eigenthümer wollte es nicht unter zwei Jahren vermieten. Jedes Jahr kostet 5000 Gulden. Das ist gleich 10,000 holländischen Gulden, eine sehr große Summe.“ — — —

Aus einem späteren Briefe, Februar 1815 geschrieben, erfahren wir verschiedenes über die Verhältnisse, in denen Henriette damals lebte. Sie berichtet an die Tochter unter anderem:

„Wenn der leidige Geldmangel nicht wäre, so könnte ich jetzt sehr glücklich sein, wenigstens in allem, was sich auf das äußere Leben bezieht. Vollkommen ist aber nichts auf dieser Welt und so vermiss' ich neben dem nötigen Gelde auch jede Muße, die ich früher, namentlich während unseres Lebens in Berlin genoss, wo mir durch Nachdenken und intellektuelle Anstrengungen ein Vorgeschnack der ewigen Seligkeit wurde. Mein teurer, lieber Mann leidet außerdem häufig an rheumatischen Beschwerden, was meine Zeit auch sehr in Anspruch nimmt. Dennoch lebe ich in einem beifändigen Wirbel von Zerstreungen aller Art, so daß ich nie zum Genuß meiner selbst komme, woraus mir früher, wie Du weißt, die größte Befriedigung erwuchs.“

Des Morgens muß ich Phull's wegen bis 9 Uhr im Bette bleiben. Da ich schon um 6 Uhr aufwache, kann ich wenigstens bis 8 Uhr lesen. Aber ich lese nicht mehr wie sonst, sondern wie die meisten Menschen mit zerstreuten Gedanken, so daß ich nicht viel Nutzen davon habe.

Du, meine geliebte Luise, bist gewiß in einer glücklicheren Lage wie ich, deshalb empfehle ich ich Dir ein sehr schönes Buch. Es ist die Uebersetzung von Cicero's Briefen von den Pflichten nebst den philosophischen Bemerkungen und Abhandlungen dazu von Christian Garve.

Um 9 Uhr also stehe ich auf, kleide mich an, etwa bis  $\frac{1}{2}$  10 Uhr. Sogleich eile ich in den Haushalt, um mich der Besorgung desselben zu widmen. Meine nächste Aufgabe ist, den Tisch täglich für den Empfang vieler Gäste einzurichten. Ich gebe dem Koch alles selbst heraus — sehe die Vorräte nach und sorge dafür, daß die fehlenden ersetzt werden. Für das Gefinde tocht eine Köchin. Es ist keine Kleinigkeit, zwanzig Leute in Ordnung zu halten, da fällt stets Ärger und Uneinigkeit vor. Dann habe ich den Weinteller, das Dessert zu besorgen, ich muß zum Beispiel täglich 12 Teller mit Confect auf den Tisch stellen. Durch dies alles wird meine Zeit bis 12 Uhr ausgefüllt. Komme ich dann auf mein Zimmer, so finde ich dort gewöhnlich schon Besuch und dauern die Visiten, welche unaufhörlich kommen und gehen, meist bis 2 Uhr, worauf ich die Toilette verändere und bis 6 Uhr ausfahre, teils um Einkäufe zu besorgen, teils um selbst Visiten zu machen. Punkt 5 Uhr muß angerichtet sein, die zum Mittagessen eingeladene Gesellschaft und unsere Hausgenossen warten schon im Vorzimmer. Um 7 Uhr verlassen uns die Mittagsgäste und trifft dann um 8 Uhr die Abendgesellschaft ein. Täglich kommen einige, Freitags sehr viele Menschen und werden an diesem Tage wohl 16 bis 20 Spieltische aufgestellt.

In all diesen geselligen Verpflichtungen im eigenen Hause kommen dann noch auswärtige Feste und die Toilettenorgen. Was bleibt da noch von mir und für mich selbst übrig? Nichts mehr, als die Sehnsucht nach Stille und nach meiner Luise!“

Zu einem späteren Brief heißt es:

„Einen Teil des Jahres bringen wir in Brüssel zu. Da zeigt das Land ein ganz anderes Bild, als in Holland: Blühende Kornfelder umgeben die Stadt und wird dort überall Ackerbau getrieben in ähnlicher Art wie bei uns in Pommern. Auch ist die Gegend nicht so eben wie in der Nähe des Haag, sondern Berg und Thal wechselt ab. Brüssel ist eine sehr große und sehr schöne Stadt.“

Vielleicht erwartest Du jetzt von mir eine Beschreibung der königlichen Inaugu-

ration. Aber das würde mich zu weit führen. Nur so viel sei gesagt, daß es ein sehr glänzendes Schauspiel war, als der König auf öffentlichem Markt unter einem Thronhimmel den Eid leistete, sein Volk nach allen seinen Kräften glücklich zu machen.

Leider habe ich in Brüssel bisher immer so schlecht gemohnt, daß für mich alle Annehmlichkeiten des Ortes verloren gegangen sind, während ich im Haag nach allen Seiten hin die erdenklichsten Bequemlichkeiten und Vorzüge genieße, sowohl was meine Häuslichkeit betrifft als meine sonstige Stellung.

Unsere Einrichtung ist nicht allein anständig, sondern sogar glänzend. Vier Livreebedienten, einen Kammerdiener, einen Koch, Kutscher, Reitknecht nicht zu vergessen. An weiblichem Personal meine Kammerfrau, eine Wäscherin, ein Hausmädchen, eine Köchin und die Marie. Dazu kommen sechs Pferde, Hunde, Katzen, Vögel, Hühner u. s. w. u. s. w. Das alles muß versorgt und ernährt werden.

Mit Schred sehe ich den Ersten jeden Monats heranrücken, wo alle Wirtschaftsbücher bezahlt und Rechnungen abgeschlossen werden. Dazu brauche ich, bei der geringen freien Zeit, die ich habe, drei Tage. Es ist keine angenehme Arbeit, denn leider übersteigen bis jetzt die Ausgaben immer die Einnahmen. Wie ich diesem Uebelstande abhelfen soll, das weiß ich nicht.

Im vorigen Monat mußte ich einen Couranzug haben, der kostete 300 Gulden. Wie glaubst Du wohl, daß mir dabei zu Mute ist, wenn so viel Geld auf meine Person verwendet werden muß, da ich doch selbst keinen Groschen habe, den ich mein eigen nennen kann? Allein ich will nicht klagen.“ — —

Ogleich sie sich vornimmt, nicht dem Trübsinn nachzuhängen, zengen doch ihre Briefe von immer wachsender Traurigkeit und oft auch von Nutzlosigkeit. Der Grund ist wohl in den sich mehrenden pecuniären Nöten zu suchen und in der Unmöglichkeit, dem Uebelstande abzuweichen. Ebenso sagte es ihrem mehr nach innen gekehrten Gemüthe nicht zu, immer in gefelligem Trubel zu leben, nie einen Augenblick zu haben, um sich zu sammeln oder zur Einsicht in sich. So schreibt sie am 16. September 1818 an Luise:

„Mein Gemahl ist so durchdrungen von den Pflichten, die er seiner Stellung schuldet als Vertreter des erhabensteu Herrschers Europas, daß diesen Rücksichten und dem uns dadurch angenötigten Glanz jede häusliche Annehmlichkeit geopfert werden muß. Ich bin deshalb genötigt, auch solche Dinge zu entbehren, welche eigentlich ganz unerlässliche Bedürfnisse für eine geordnete Häuslichkeit sind und leidet mein Sinn für Ordnung dabei auf das empfindlichste. Unsere Mittel reichen aber nicht hin, um beides mit einander zu vereinen. Die Teuerung ist hier unbeschreiblich, alle Vorgänger meines Mannes haben Schulden gemacht. Unsere Lage ist eine um so drückendere, als sich das Gefühl für Redlichkeit, was mein Mann in so hohem Maße besitzt, dagegen sträubt, Verpflichtungen einzugehen, die er bei seinem Mangel an Vermögen nicht erfüllen kann. Was sollte denn auch aus mir werden, wenn er vor mir die Augen schließt.“

Zu Ende des Jahres theilt sie mit, daß sie allein im Haag zurückgeblieben sei, während der General dem Hofe nach Brüssel gefolgt sei, wo er möglichst billig, wenn auch schlecht, in einem Gasthof lebe ans Sparsamkeitsrücksichten.

Die Nachricht von der Verlobung und späteren Verheirathung der geliebten Tochter wirkt wieder einen Freudenschein in das Herz der immer schmerzmütiger werdenden Mutter. Sie spricht derselben in herzlichster Weise ihre Glückwünsche aus und sagt, welche Genußthung es ihr gemähre, ihr die Points (Epiphen) zu ihrem Brautkleide besorgen zu dürfen, so sehr sie es bedauere, durch ihre drückende Lage behindert zu sein, ihr ein Hochzeitsgeschenk zu machen. Bald darauf erwähnt sie eines Besuchs des Kaisers Alexander an dem niederländischen Hofe. Dieser scheint denn auch von neuem einen goldenen Regen über seinen Günstling und Gesandten ausgeschüttet zu haben, denn ein Brief vom 30. October 1817 klingt wieder freudiger und befriedigt fügte sie hinzu, daß es so scheine, als ginge in der That eine alte ihr gemachte Prophezeiung in Erfüllung, daß ihre Widerwärtigkeiten mit dem 40. Jahre enden würden. „Jetzt bin ich nun

43 Jahre," fährt sie fort, "und seit Jahr und Tag sehe ich freudig einer späteren Zukunft entgegen, und die Stürme, die mich bis dahin umbraust, schweigen. Ich lebe in einer Ruhe des Gemüthes und einer Zufriedenheit, die man wohl Seligkeit nennen könnte. Die Ueberzeugung, daß Du glücklich bist, trägt dazu nicht wenig bei. Deinem lieben Mann sage alles mögliche Schöne von mir und bin ich ihm von Herzen dankbar, daß er Dein Wesen so gut zu verstehen und zu würdigen weiß. Gern hörte ich recht viel von Dir, namentlich auch von Deiner kleinen Tochter, der lieben Virginia" u. s. w.

Im November 1818 finden wir Henriette in Brüssel in angenehmer Lage in der eigenen gut eingerichteten Häuslichkeit, wo sie wieder den Kaiser Alexander empfangen hat; auf den Rath erfahrener Aerzte hatte General von Phull seinen Wohnsitz in diese Stadt verlegt. Er hoffte vom Wechsel der äußeren Verhältnisse die Besserung seiner Gemahlin; aber die trüben Gedankenkehrten auch hier wieder.

„Der Kaiser, die Kaiserin überhäufen mich mit Güte. Erst kürzlich erhielt ich beider Majestäten wohlgetroffenes Bild, in Brillanten gefaßt. Die Königin, die verdienstvollste Frau die ich kenne, zeigt mir die wärmste Theilnahme und Zuneigung. Davon sollte ich mich doch eigentlich befriedigt fühlen. Im Gegentheil, es erweckt nur um so lebhafter das Gefühl meines eignen Unwerthes.“

Auch plagt mich die Sehnsucht nach dem so viel angenehmeren Leben im Haag. Unsere Einrichtung, deren Beschaffenheit mir unendliche Mühe und Not gemacht hat, ist wohl eben so schön, wie dort, aber die Anforderungen, die das Leben bei Hofe, namentlich während der mehr als fünf Wochen, wo die Kaiserin sich hier aufhielt, an mich macht, ermüden mich bis zur Erschöpfung und fühle ich mich unglücklich, da meine Zeit oft nur mit äußerlichen nichtigen Dingen ausgefüllt ist. Einen halben Tag brachte ich kürzlich nur bei der Toilette zu, die ich fünf mal wechseln mußte. Wie viel Geld mußte dafür ausgegeben werden, was viel besser angewendet werden konnte! Aber laß mich hier abbrechen. Was nützen Klagen, zu denen ich vielleicht kaum realen Grund habe, denn meine Häuslichkeit macht mir jetzt viel weniger Not als früher.“

Weider zeigte sich bald, daß der Wechsel der äußeren Verhältnisse nur vorübergehend hatte helfen können. Immer mehr Symptome, die auf Angegriffenheit, ja Zerriittung des Nervensystems schließen ließen, stellten sich ein; endlich in Frühling 1819 folgte die lang gefürchtete Krisis. Eine gefährliche Nervenkrankheit, anfangs mit Symptomen des Wahnsinns, trübte während mehrerer Jahre die Geistesklarheit der armen Frau und hinterließ in kleinen, früher nicht an ihr gefundenen Wunderlichkeiten leise Spuren bis an ihren Tod, wenn sie auch übrigens später völlig genas.

General v. Phull mochte unter diesen Umständen nicht länger in Brüssel und in seiner Stellung bleiben. Er entschloß sich, sein Amt aufzugeben und sich nach Stuttgart, seiner Geburtsstadt zurückzuziehen, um sich ganz der Pflege seiner Gemahlin zu widmen. Fremden Händen wollte er dieselbe nicht anvertrauen.

In Stuttgart finden wir das Phull'sche Ehepaar um die Mitte des Jahres 1821. Die hohe Pension, welche der Kaiser Alexander dem General gewährte, erlaubte ihre Häuslichkeit mit den möglichsten Annehmlichkeiten einzurichten und auszustatten. Auf diese verzichtete Henriette freilich vorläufig ganz, denn dringender Rath des Arztes folgte. Obgleich mehrere Diensthoten gehalten wurden, verrichtete sie so viel von den häuslichen Arbeiten, auch den niedrigsten wie z. B. Waschen, Holzholen, Feueranmachen, Kochen u. dgl. als es irgend ihre Zeit und Kräfte gestatteten. Jede geistige Beschäftigung, zu der sie vorläufig nicht fähig war, ward ihr untersagt. So beschreibt sie ihre Thätigkeit aus dieser Periode in einem Briefe an die Tochter. Diese Verordnungen erwiesen sich als heilsam, denn nach und nach, wenn auch nur langsam, erlangte ihr Geist die alte Spannkraft und Frische wieder. Auf diese Periode ihres Lebens werfen einige Briefe aus den Hofcirceln des niederländischen Königshauses einiges Licht. Der erste dieser Briefe ist aus Brüssel von der Staatsdame der Königin, Fr. Julie von der Golt geschrieben und den 22. November 1822 datirt. Es heißt darin: „Ich kann Ew. Excellenz nicht mit Worten ausdrücken, wie sehr Sie mich durch Ihr gütiges Schreiben und durch die Nachrichten, die dasselbe enthielt, erfreut haben. Verschiedentlich hatte ich mich nach

Ihrem Ergehen erkundigt, aber auch nur unvollständige, ja sich widersprechende Antworten erhalten. Jetzt erst sind meine Zweifel gehoben. Wenn Sie mit Ihrer Gemahlin vergangener Zeiten erwähnen dürfen, so können Sie ihr nicht zu viel freundliche Grüße von mir bestellen. Aber nicht allein mir hat E. G. Brief Freude gemacht, der König und die Königin haben mir sehr besonders aufgetragen, Sie ihrer Teilnahme zu versichern und Ihnen für Ihr Andenken zu danken.“

Ein zweiter Brief ist von dem Baron Meindorf aus Brüssel vom 21. April 1823. Er schreibt: „Graf Mulbippen, der heute nach Stuttgart abreist und selbst Ew. Excellenz seine Aufwartung machen wird, bietet mir eine lang erwünschte Gelegenheit dar, mich Ihrem wohlwollenden Andenken zu empfehlen. Er sagte mir bei seiner Ankunft hier, mit welchem lebhaften Interesse Ihre Excellenz Nachrichten von einem Lande aufzunehmen, wo Sie so allgemein geliebt und hoch geschätzt werden. Die Namen aller derjenigen anzuführen, die sich mit aufrichtiger Teilnahme nach Ihnen erkundigt haben, wäre zu weitläufig; vor allen erwähne ich nur der Gräfin Solz, den Baron Nagell und den Prinzen A. Arenberg. — Die erstere geht heute mit der Königin nach Berlin ab. Graf Abbeben, Fräulein Staunford und die Gräfin Bentim gehören außerdem zu dem Gefolge S. M., deren Abwesenheit zwei Monate dauern soll. Der König benutzte diese Zeit, um seine gewöhnlichen Reisen im Königreich zu machen und längst mit der Inspection der nun fast gänzlich vollendeten Festungen an.

Die Prinzessin von Oranien geht am Ende des künftigen Monats nach Ems und die meisten belgischen Familien gehen aufs Land; Brüssel wird dann wohl leer werden und der Contrast mit dem glänzenden und geräuschvollen Winter um so fühlbarer.

Bälle, Maskaraden, Schlittenpartien, Assembléen aller Art, haben wir zur Genüge gehabt und unsre Zeit in diesem Lande recht gut zugebracht, obgleich die Einwohner, wie gewöhnlich, klagen, daß alles zu Grunde geht und die neuen Auflagen so drückend sind, daß niemand sie erdwingen kann. Trotz allem Klagen wird Brüssel täglich schöner, die Boulevards werden fortgesetzt, sind zum Teil schon nivelliert, mit Bäumen bepflanzt und mit schönen, eleganten Häusern besetzt. Viele Fremde, besonders Engländer halten sich fortwährend hier auf oder siedeln sich sogar an. Diefem Beispiel werden selbst Holländer folgen und der reiche Seadern, dessen Frau eine Hoge ist, hat hier ein schönes Haus gekauft und geht nicht mehr nach Holland. Weniger als die Holländer hier gefallen sich die Fremden im Haag, wo ich fürchte, daß der künftige Winter etwas traurig werden dürfte. Der Prinz und die Prinzessin von Oranien gehen im Oktober nach Petersburg. Graf Mir und Baron Selby scheinen Urlaub nehmen zu wollen, um Familienangelegenheiten zu besorgen. Baron Moreuil macht auch keine Anstalten, ein Haus im Haag zu mieten, welches vielen ein Beweis scheint, daß seine Zurückberufung oder Versetzung nicht unmöglich wäre. Baron Nagell ist entschlossen, im November seinen Posten aufzugeben und sich nach 50jähriger Dienstzeit zurückzuziehen. Wer sein Nachfolger sein dürfte, ist noch ganz unbestimmt. Er sowohl, als Moreuil würden wohl schwerlich so gut ersetzt werden.

Von einigen Heiraten muß ich doch noch Erwähnung thun. Stoet in Haag hat die hübsche Greveninip geheiratet, auch Salviati ist endlich glücklich in den heiligen Ehestand getreten; seine Frau ist hübsch, jung und wohlgezogen. — Leider hat der Herr Schwiegervater, auf dessen Vermögen man gerechnet, ebenfalls geheiratet. Cruquenburg vermählt sich nächstens mit einem reichen hübschen Mädchen einer hiesigen, ziemlich guten Familie. Cher Crème macht der Herzogin von Beaufort an gelegentlich den Hof, wird sich aber wohl nicht zum Ehemann qualificieren. Die jungen S . . . s, die beide hübsch und liebenswürdig geworden sind, fanden noch immer keinen Freier. Die Mutter will einen russischen Fürsten, der Vater einen reichen Holländer. Unterdessen meldet sich niemand. Die Mutter ist immer schnatternd und großthueud, der Vater langweilig und einfältig, mehr noch als sonst. Der Aufenthalt im Haag hat ihnen im letzten Winter so wenig gefallen, daß sie wo anders hinzuziehen wollen.

Der Verlust des Hoggueischen Hauses im Haag und des Hatfeldschen hier, sind beide unerfesslich für uns, die alle unsre Abende dort zubrachten. Wenn nicht einige

neuankommende Minister die Gesellschaft etwas beleben, so wird es in der That langweilig hergehen. Der Nachfolger des Fürsten Haxfeld, sowie der übrige, Excellenz, ist immer noch unbekannt. Man meint russischerseits, daß Dnbril den Posten für zu untergeordnet halten soll. Was aus meiner Wenigkeit zukünftig werden soll, ist mir ebenfalls gänzlich unbekannt. Mein Wunsch wäre, im künftigen Sommer mit meinem Bruder eine Reise in die Schweiz und nach Italien zu machen, wo ich mich im voraus recht sehr darauf frene, Ew. Excellenz in Stuttgart zu besuchen. Sollten Sie aber bis dahin einige Aufträge für dies Land haben, halten Sie sich versichert, daß ich mich stets außerordentlich gern derselben entleiben werde und jede Gelegenheit aufrichtig wahrnehmen werde, Sie meiner Hochachtung und wärmsten Dankbarkeit versichern zu können.

Ew. Excellenz ergebenster Diener

Meiendorff.

Einige Jahre folgen nun, aus denen uns weitere Nachrichten über den General Phull und seine Gemahlin fehlen; dann folgen 2 Briefe der Gräfin Solz, einer an den General und einer an Henriette. Beide sind in dem Zwischenraum weniger Tage geschrieben und drücken die lebhafteste Freude über die endliche Genesung der letzteren aus. Julie von der Solz befindet sich im Haag, als sie unter dem 5. December 1825 zunächst einen herzlichen Glückwunsch ausdrückt und dann schreibt:

— „So gern schriebe ich Ihrer Frau Gemahlin selbst, wenn ich nur wüßte, ob sie sich meiner freundlich erinnert und ob es ihr nicht unangenehm ist, auch auf die entfernteste Weise an ihren Aufenthalt in diesem Lande erinnert zu werden. Sie war immer so gut und freundlich gegen mich, daß ich es nie dankbar genug erkennen kann, und recht oft denke ich der vielen angenehmen Stunden, die ich in Ihrem gastfreundlichen Hause verlebt habe; ich kann mit Wahrheit sagen, daß dasselbe für mich nie erseht worden ist.“

Wahrscheinlich hat statt des Generals, Henriette selbst diesen Brief beantwortet, wenigstens kann dieser Schluß aus der nachfolgenden Antwort an Frau von Phull gezogen werden:

„Unmöglich kann ich durch Worte ausdrücken, wie sehr ich durch Ihre freundlichen Zeilen, meine teure, hochgeschätzte Fremdbin, erfreut war. Der Anblick Ihrer mir so wohlbekannten Schriftzüge rührte mich unbeschreiblich. Sie riefen mir so lebhaft die Zeit zurück, wo manches Bettelchen von Ihnen mir eine gütige Einladung oder andere Beweise Ihrer Freundschaft brachte. Mit wahrer Teilnahme wurden Ihre mir für die königliche Familie gegebenen Aufträge empfangen und jede Person derselben läßt Ihnen danken, daß Sie ihrer dachten und frent sich Ihrer Genesung. Wenn nur die Reisen nicht so beschwerlich und teuer wären, wie gern würde ich einmal den Weg über Stuttgart nehmen, um die Freude zu haben, Sie wieder zu sehen. Ich denke immer, trotz der jahrelangen Entfernung sind wir uns nicht fremd geworden. Wir haben zu oft über alles, was dem Menschen lieb und heilig ist, gesprochen, als daß wir uns nicht fortwährend verstehen sollten, und so stimme ich auch vollkommen mit dem überein, was Sie mir schreiben, daß um hier ruhig und würdig zu leben, der Mensch nicht auf die Erfüllung irdischer Hoffnungen rechnen dürfe, sondern in nützlicher Thätigkeit fortsahrend, ohne Rücksicht auf Fehlschlagung und Mißgriffe, sich auf ein besseres Leben vorzubereiten streben müßte.“

Ihr würdiger Herr Gemahl, dem ich nur aus Bescheidenheit und um ihm nicht lästig zu fallen, nicht wieder schreibe, wird jetzt einen tiefen Schmerz über den Tod seines hochverehrten Kaisers empfinden. Seien Sie so gütig, ihm zu sagen, wie sehr ich Anteil daran nehme und daß der König gleich am ersten Tag nach der betrübenden Nachricht, Ihres Herrn Gemahls und seiner Anhänglichkeit an die Person Kaiser Alexanders gedachte.

Möge das neue Jahr für Sie ein recht gutes werden. Erinnern Sie sich noch, wie wir mehr als einen Neujahrsabend zusammen waren in Ihrer freundlichen Wohnung? Ich denke recht oft an all die angenehmen Stunden, die ich Ihrer Freundschaft verdanke. Ihre Ihnen von Herzen ergebene Fremdbin

Julie von der Solz.

Die guten Wünsche der Freundin sollten leider für Henriette nicht in Erfüllung gehen, denn wenige Monate nachdem sein gütiger Beschützer die Augen für diese Welt geschlossen, endete am 25. April 1826 auch der Generalleutnant von Phull seine Laufbahn.

Es erforderte etwa den Zeitraum eines Jahres, ehe die Witwe ihren Hausstand in Stuttgart aufgelöst und ihre Verhältnisse so weit geordnet hatte, um an die Abreise denken zu können. Dann aber zog es sie mächtig zurück in ihr Heimatland, zu dem Ort, wo ihre Wiege gestanden und wo ihr ja noch Mütter und Geschwister lebten.

Sie erkaufte von ihrem Bruder auf eine gewisse Reihe von Jahren für eine Leibrente den Besitz von Schwerin. Hier fand sie für ihre Thatkraft, für ihren lebhaften Geist, wie für ihren, der Arbeit und physischen Anstrengung bedürftigen Körper ein reiches und lohnendes Feld der Thätigkeit. Ihre Mittel waren für dortige Verhältnisse außerordentlich reich, denn die schon an sich große Pension, die der Witwe eines so hochgestellten Militärs zustand, wurde durch die Gnade des Kaisers noch verdoppelt. Auf diese Art erreichte Henriettes jährliches Einkommen die Höhe eines nicht unbedeutenden Vermögens, von dessen Zinsen, bei bescheidenen Ansprüchen, Jemand sehr gut hätte leben können. Um einen bestimmten Zukunftsplan zu machen, schickte ihr aber noch die Erlaubnis, diese Pension im Ausland verzehren zu dürfen, was sonst nicht zulässig war. Das muß selbst für sie, der man russischerseits ein sehr wohlwollendes Entgegenkommen zeigte, bedeutende Schwierigkeiten gehabt haben, denn wir finden in ihren nachgelassenen Papieren ein bezügliches Schreiben an den Grafen Nesselrode, Minister des Außern in Petersburg. Aber schließlich wurde auch das ihr gewährt.

Sehr bald nachdem das neue Jahr begonnen, scheint die Generalin von Phull sich auf die Reise nach Pommern gemacht zu haben. Zuerst ging sie zu einem kurzen Besuch nach Soltikow zu ihrer Tochter, lernte dort ihren Schwiegerjohn und ihre Enkel kennen, dann aber nach Schwerin.

Und hier widmete sie sich nun ganz ihrer selbsterwählten Aufgabe und verwandte sowohl ihre Zeit und Kräfte, wie ihre großen Geldmittel auf die Verbesserung und Verschönerung ihres väterlichen Gutes, das sie in ziemlich verwahrlostem Zustand überkommen hatte. Ihr Vater war ja schon lange tot und hatte die große Familie in einer beschränkten Vermögenslage zurückgelassen und das während der hohen Kriegsjahre, die häufig genug sogar fest begründeten Wohlstand untergruben. Der Sohn mußte sich daran genügen lassen, die Wirtschaft in notdürftigem Gange zu erhalten. Das änderte sich jetzt schnell mit Hilfe des russischen Geldes. Majjive Gebäude erhoben sich an Stelle der halb verfallenen, Schloß und Kirche wurden restaurirt, eine schöne Brücke, noch jetzt eine Zierde des Dorfes, über den Bach geführt, der eine so große Rolle in den Jugenderinnerungen Henriettes spielte. Selbst eine Turmuhr, damals noch ein seltener Luxus auf dem Lande, verkündete die enteulende Zeit. - Besondere Sorgfalt verwendete sie auf schöne Baumpflanzungen aller Art und auf die Wohnungen der Arbeiterfamilien, in jeder Art bemüht, die Lage derer zu verbessern, die von ihr abhingen. Ein seltenes erzieherisches Talent bewährte sie in Betreff ihrer Diensthöten, die sie stets sehr jung wählte. Manche ältere Frau aus dem Arbeiterstand erzählt noch jetzt von der guten Anleitung, die sie bei der alten Excellenz in Schwerin genossen und wie diese selbst erst alle Arbeit ihr vorgethan, bis sie das Machen der Betten, das Reinigen der Zimmer, Waschen und Plätten aufs gründlichste erlernt, wenn sie es auch nicht so gut zustande gebracht, wie die alte Dame selbst.

Henriette von Phull lebte einsam, fast in klösterlicher Zurückgezogenheit in ihrem schön und behaglich eingerichteten Schlosse, dem die reiche, zum Teil sehr wertvolle Einrichtung aus der Zeit ihres Glanzes, die sie mit nach Pommern gebracht, das Gepräge der Eleganz verlieh. Selten überschritt sie die Grenzen ihrer Besitzung. Geisäh es aber einmal, so war es nicht ohne eine Art von Gepränge.

Auf dem Bock der alten, vormalig gewiß sehr schönen Kutsche, saß neben dem Kutscher, der die vier Pferde lenkte, noch ein Diener. Doch, wie die meisten Menschen, die sich ihrer eignen Bedeutung und ihres eignen Wertes bewußt sind, kam es auch ihr



nicht darauf an, Ungewöhnliches und Auffallendes zu thun, wenn es ihr zweckmäßig und nützlich erschien. So sah Schreiber dieses sie einmal, im Begriff eine Reise nach Stettin zu unternehmen, auf dem hinteren Wagenbrett einen Waschkorb, der einem Fohlen zur Wiege diente, welches sich nicht ohne die vor den Wagen gespannte Mutter helfen konnte.

Als ihr einst von neuem Schwierigkeiten wegen Auszahlung ihrer Pension gemacht wurden, entschloß sie sich, um ihre Sache selbst auf der russischen Gesandtschaft zu führen, zu einer Reise nach Berlin. Nicht geringes Aufsehen erregte hier ihre Erscheinung in der in Schnitt und Form ganz ungewöhnlichen Kleidung, die nach ihrer Angabe aus selbfgewebten Stoffen hergestellt war. Hinter ihr sah man stets einen livrierten Bedienten, der ihr einen roten baumwollenen Regenschirm nachtrug.

Ihrer Mutter und ihrer Schwester bereitete Henriette in Schwerin selbst eine sorgenfreie Existenz, während ihr Bruder, mit seiner ebenfalls großen Familie, in der nahe gelegenen Kreisstadt Labes lebte. Eine stets erwünschte und ersehnte Abwechslung in ihr einsames Leben brachte der Verkehr mit der geliebten Tochter und deren Kindern. Besonders war ihr die jüngste Enkelin ans Herz gewachsen, die später, nach ihrer Bestimmung, auch Erbin des größten Theils ihres beweglichen Nachlasses wurde.

Seit Luise von Schlieffen Vater und Gatten bald nach einander zu Grabe getragen, wurden ihre Besuche bei der Mutter in Schwerin fast regelmäßig in jedem Jahre wenigstens einmal wiederholt. Durch dies öftere Zusammensein war bald in ihrem Verhältnis ganz jene alte Innigkeit früherer Tage zurückgekehrt. Weniger eifrig scheint ihr Briefwechsel gewesen zu sein. Eine zunehmende Augenschwäche erschwerte später der verhältnismäßig früh alternden Frau schriftliche Mittheilungen. Wenige Zeilen, kurz vor Henriettes Ende geschrieben, rufen die Tochter an ihr Totenbette. Sie entschlief nach langem, schwerem Todeskampf, am 17. Februar 1840 in noch nicht ganz vollendetem 64ten Jahre.

Ihre sterbliche Hülle ruht in einem Grabgewölbe, welches sie, in einiger Entfernung von dem Dorfe, auf einer anmutigen Anhöhe erbaut hatte. Sie war die Erste, deren Sarg dort niedergelegt wurde.

Seitdem schlummert dort schon manches andere Glied ihrer Familie der fröhlichen Auferstehung entgegen. Manche zarte Knospe, die gewelkt, ehe sie sich zur Blüte entfaltet, manche reife Frucht.

## Zur Innungsfrage.

Von Friedrich Rücklin.

### II.

Was bezweckt man denn eigentlich mit allen zur Erhaltung des Handwerks empfohlenen Maßregeln?

Soll es sich vielleicht um weiter nichts handeln, als eben die kümmerlichen Überreste eines historisch ehrwürdigen Standes künstlich gegen die neuzeitliche Technik zu schützen, um sie als interessante Ruinen aus vergangenen Tagen der Nachwelt zu überliefern? Oder sollen die heute noch bestehenden Handwerksreste aus keinem andern Grunde, als weil sie einmal bestehen und demgemäß vermöge des Selbsterhaltungstriebes subjektiv berechtigt sind, fortbestehen zu wollen, in diesem ihrem subjektiven Rechte von seiten der Gesellschaft anerkannt und mit den Mitteln versehen werden, sich gegen über gewissen modernen Betriebsfaktoren zu behaupten?

Die erstere Auffassung ist ein romantischer Traum, den im Ernst kein Sozialpolitiker hegen wird; die zweite dagegen ist eine nicht nur in Handwerkskreisen weit

verbreitete und dort naturgemäß erwachsene Ansicht, sondern man kann sagen, daß unsere ganze gewerbliche Gesetzgebung, soweit sie das Handwerk betrifft, seit einer Reihe von Jahren sich von diesem Standpunkte aus bewegt. Die Zeiten, da man die den Handwerker lieb gewordenen Einrichtungen kurzerhand aufhob, sind längst vorüber, und man fühlt sich allgemein veranlaßt, dem Handwerk als solchem Interesse zu zeigen. Ja, man hat den Eindruck, als ob die gesetzgebenden Versammlungen den Handwerkern sagen wollten: „Es ist sehr begreiflich, werthe Mitbürger und Wähler, daß Ihr gegenüber der Concurrenz der Großindustrie und des Großkapitals nicht gern zu Grunde geht. Wir nehmen Euch dies darum nicht im geringsten übel, räumen Euch vielmehr recht gerne zur Bekämpfung der übermächtigen Concurrenz so viele Rechte ein, als wir Euch einräumen können. Gründet darum nur Vereine und nennt dieselben Innungen, gründet Genossenschaften aller Art und, soweit Euer Geld reicht, laßt Euch nichts verdrießen, was zur Verbesserung Eurer Lage und zur Erhöhung Eurer Berufs- und Standesehre dienen kann. Unserer Sympathie dürft Ihr versichert sein, — nur erwartet nicht, daß wir Euch zuliebe die freie Concurrenz antasten, denn diese ist für uns unantastbar“. — Doch kann dem tieferen Einblick in die wirtschaftlichen Dinge auch dieses platonische Wohlwollen nicht genügen.

Ebenso wenig erweist sich eine dritte Auffassung zu gunsten des Handwerks stichhaltig, welche das Handwerk gleichsam als praktisch-technische Schule für die Großindustrie betrachtet und als solche erhalten wissen möchte. Richtig ist gewiß, daß die Großindustrie im ganzen unvermögend ist, sich ein hinreichend ausgebildetes technisches Personal selbst heranzuziehen; ebenso ist richtig, daß das Institut der Lehrwerkstätten, welches in neuerer Zeit so sehr begünstigt wird, sich kaum jemals als geeignet erweisen dürfte, diesem Mangel in genügender Weise abzuhelfen, und daß also der Fortbestand eines Handwerks innerhalb gewisser Grenzen im Interesse der Großindustrie wünschenswert erscheinen muß. Aber selbstverständlich ist aus diesem Gesichtspunkte die Handwerkerfrage nicht mehr eine selbständige social-politische Angelegenheit, sondern nur noch eine Interessenfrage der Großindustrie, und kann als solche bloß secundäre Bedeutung beanspruchen. Noch weniger kann es endlich Bestreben einer ihrer Ziele bewußten Socialpolitik sein, Maßregeln zur Organisation jener aus eigentlichen Handwerkerkern, Waschfrauen, Dienstmännern, Gesindeoermieterinnen, Lohnkutschern u. s. w. bestehenden Gesellschaft zu schaffen, welche unsere bisherige Reichsgewerbestatistik unter dem heutzutage so viel mißbrauchten, ganz eigentlich so zu nennenden Sammelnamen „Kleingewerbe“ zusammenfaßt. Ein Stand, den man organisieren will, muß ein innerlich einheitlicher Stand sein. Ein solcher ist das eigentliche, echte Handwerk; gerade das Gegenteil davon ist aber die oben erwähnte bunte Gesellschaft, die man eher als „gemischtes Gewerbe“ bezeichnen müßte, nachdem man das echte Handwerk davon ausgeschlossen hätte. Das letztere bildet eine durchaus eigenartige Betriebsweise. Die Bezeichnung „Kleingewerbe“ für das Handwerk ist freilich im Gegensatz zur Bezeichnung „Großindustrie“ nicht ohne Berechtigung, bezeichnet aber nicht entfernt den eigentlichen Charakter der Betriebsform, für die sie in neuerer Zeit so gern gebraucht wird. Das unterscheidende Moment für den Handwerksbetrieb liegt keineswegs im Begriffe des Kleinen, Beschränkten, Unentwickelten, sondern im Begriffe des individuell-organisch Gestalteten und gesetzmäßig Begrenzten.

Alein auch das derart aufgefaßte Handwerk bildet nur insofern berechtigterweise einen Gegenstand staatlicher Gesetzgebung, als seine Erhaltung und Neuordnung social-politisch wünschenswert oder notwendig erscheint. Ist dieses nicht der Fall, betrachten wir es als eine gleichgültige Sache, ob das Handwerk zu Grunde gehe und der Großbetrieb die allein herrschende Betriebsform werde, dann liegt für uns auch nicht entfernt ein Grund vor, zu gunsten des ersteren gesetzgeberisch einzutreten. Nur müssen wir uns in diesem Falle auf diejenige Entwicklung unsrer staatlichen Gesellschaft gefaßt machen, welche mit dem Überhandnehmen des Großbetriebs, d. h. der in ihrem innersten Kern socialistischen Betriebsform gegenüber dem Handwerk, der individuell-persönlichen Betriebsform, unauweichtlich verbunden sein wird. Diese Entwicklung kann keine andere,

als die socialistische sein. Wollen wir uns im Hinblick auf diese Entwicklung mit dem Gedanken beruhigen, daß dieselbe sich auf streng gesetzmäßigem Wege vollziehen und jedenfalls unserm Volke zu Heile gereichen werde, dann können wir dem Lauf der Dinge ohne Besorgnis zusehen. Glauben wir dagegen nicht an ein friedliches Platzgreifen des Socialismus, und glauben wir nicht, daß derselbe unser Volk groß und glücklich machen, haben wir vielleicht im Gegenteile die Überzeugung, daß er dasselbe ruinieren werde, dann bleibt uns vernünftigerweise keine andere Möglichkeit, als daß wir alle Mittel anwenden, um den individuellen Betrieb in Gewerbe und Landwirtschaft sicher zu stellen. Im Gewerbe aber ist dieser eben der Handwerksbetrieb. Es handelt sich also in der Handwerkerfrage nicht um eine historisch-romantische Schrulle, eine socialpolitische Liebhaberei oder eine einseitige Partei-Doctrin, sondern um ein kategorisches „Entweder — oder“ zwischen zwei großen, für den künftigen Fortbestand unserer Nation entscheidenden Principien. Es gilt also, sofern wir unserer Nation ihre heutigen Existenzgrundlagen erhalten wollen, aus Kleinbauern und Handwerkern eine Bevölkerungsschicht zu bilden, die sowohl nach Anzahl der Angehörigen, wie nach wirtschaftlichem Vermögen und sittlicher Tüchtigkeit stark genug ist, die socialistischen Tendenzen, welche naturgemäß im Großbetriebe liegen, zu neutralisieren und als bürgerlicher Mittelstand ein Schwergewicht gegen alle jene Schwankungen zu bilden, welche im Völkerverleben durch allzuschroffe Vermögensverhältnisse hervorgerufen zu werden pflegen.

Die Neuordnung des Handwerks ist also nicht sowohl eine Interessenfrage des Handwerks allein, sondern in erster Linie eine Interessenfrage der gesamten Gesellschaft. Daraus folgt, daß der einzuleitende Neubildungsproceß — keine Reorganisation, sondern eine Recreation — nur dann den gewünschten Erfolg hoffen läßt, wenn er das ganze wirtschaftliche Gebiet umfaßt, welches die Grundlage, den Boden des Handwerks darstellt. Es muß ausgeschlossen sein, daß eine irgend nennenswerte Anzahl Einzelner in selbststündigem Sonderinteresse denjenigen Maßnahmen entgegenhandelt, die im allgemeinen Interesse getroffen werden. Und angesichts der mit bedrohlicher Schnelligkeit um sich greifenden socialen Zerfetzung in unserm Volke muß ferner festgestellt werden, daß nur ein rasch und energisch verlaufender Neubildungsproceß Aussicht auf Erfolg haben kann und haben wird. Wenn wir aber erwarten, daß das heutige Handwerk sich lediglich aus eigener Kraft und gegenüber all den auch unter der heutigen Innungsgebung noch vorhandenen Hindernissen zu einem für das sociale Gleichgewicht maßgebenden gewerblichen Mittelstande entwickeln werde, so erwarten wir etwas, was mit der ganzen bisherigen Entwicklung der social wirtschaftlichen Verhältnisse in unserm Volke in völligem Widerspruch steht.

Das Handwerk wird stets zurückgesetzt. Oder wie kommt es sonst, daß man von demselben verlangt, was von Handel und Industrie niemand erwartet? Warum wird hier und dort mit so verschiedenem Maßstab gemessen? Den Organen des Handels- und Fabrikantenstandes, den Handels- und Gewerbelammern sind diejenigen wesentlichen Befugnisse, deren sie zu ihrer Wirksamkeit bedürfen, von vornherein und bedingungslos gewährt: die Organe des Handwerks dagegen, die Innungen, sollen dieselben, soweit sie ihnen überhaupt zugestanden werden können, erst durch ganz besondere Leistungen gleichsam sich verdienen, und sie auch dann nicht als ein Recht, sondern nur als eine Vergünstigung eingeräumt erhalten. Denn wenn wir auch die sämtlichen Berechtigungen, welche den Innungen bis heute vorbehaltlos zugestanden sind, zusammenschaffen, so bedeuten dieselben doch in Wirklichkeit nicht mehr, als das Recht für eine größere oder kleinere Anzahl opferwilliger Leute, sich im öffentlichen Interesse auf eigene Gefahr und Rechnung gewisse Einschränkungen, Pflichten und Dienstleistungen aufzuerlegen. Weßhalb denn auch die jüngste That in der Handwerkerfrage, das neue Innungs-gesetz, auf die Gründung neuer Innungen noch keinen irgendwie bemerkenswerten Erfolg gehabt hat, auch niemals haben wird, weil das Handwerk der Aufgabe, die das Innungsgesetz ihm stellt, einfach nicht gewachsen ist.

Die Aufgaben, welche das deutsche Innungsgesetz dem Handwerk zumeist, sind in den Paragraphen 97 und 97 a angedeutet. Es ist da neben verschiedenen allgemeinen

Aufgaben hingewiesen auf Fachschulen für Lehrlinge, Anstalten und Einrichtungen zur gewerblichen und technischen Ausbildung der Gesellen und Meister, gemeinschaftliche Geschäftsbetriebe, will wohl heißen Centralwerkstätten, Rohstoffmagazine, Ausstellungs- und Verkaufshallen für Innungsmitglieder, Unterstützungskassen, ohne Zweifel auch Krankenkassen, Schiedsgerichte, wozu vielleicht noch eigentliche Handwerksgererbgerichte kommen dürften. Alle diese Anstalten sollen ins Leben gerufen und zu lebendiger Wirksamkeit entfaltet werden. Durch einen seit einem Lebensalter in individueller Zerplitterung dem rücksichtslosesten Concurrenzkampfe preisgegebenen, jedem gemeinschaftlichen Streben entwöhnten und fast allem Gemeingefühl entfremdeten Stande, dessen Angehörige der Mehrzahl nach sich in ökonomischer Notlage befinden und nur sozusagen von einem Tage zum andern ihre wirtschaftliche Existenz zu fristen vermögen! Wenn wir uns den Widerspruch dieser Forderung mit den thatsächlichen Verhältnissen recht klar machen wollen, dann dürfen wir nur bedenken, daß jene für die Regeneration des Handwerks geforderten Anstalten in ihrer Gesamtheit ein Ganzes bilden, einen vollständigen social-wirtschaftlichen Apparat, welchen herzustellen und in Betrieb zu setzen einen nicht gemeinen Grad technisch-wirtschaftlicher Intelligenz und energischer Arbeitsfreudigkeit nebst einem nicht geringen Maß sicher zur Verfügung stehender materieller Mittel erheischt. Nun sind aber unsere Handwerker nach ihrer Mehrheit kapitalarm, in ihrer geistigen und technischen Ausbildung infolge unseres mangelhaften Lehrlingswesens vielfach benachteiligt, so daß wir die Standesintelligenz des Handwerkerstandes durchschnittlich nicht hoch anschlagen können. Daß nun das Handwerk gleichwohl noch Männer zählt, welche aus dem durchschnittlichen Niveau in erfreulicher Weise heroorragen, ist damit nicht in Abrede gestellt; wir alle kennen ja Männer des Handwerks von hervorragender natürlicher Intelligenz, bedeutender technisch-wirtschaftlicher Tüchtigkeit und erfreulicher Wohlhabenheit; aber eine Art der Intelligenz trifft man sehr selten unter den Handwerkern, die Intelligenz der Initiative. Für Beforgung laufender Angelegenheiten würden sich Handwerker wohl genug finden, um aber auf einem noch unbetretenen Gebiete, und das ist ja das neuzeitliche Innungswesen, den richtigen Weg einigermaßen sicher zu gehen, dazu dürften verhältnismäßig sehr wenige Handwerker sich als geeignet erweisen. Aber gesetzt, daß solche sich finden und gesetzt, sie besitzen den guten Willen, die große und schwere Regenerationsarbeit für ihren Stand auf sich zu nehmen, werden sie dann auch als besonnene und vorausblickende Männer sich auf Grund der heute gegebenen gesetzlichen Grundlagen in so weitaussehende und zu allernächst kapitalverschlingende Unternehmungen einlassen können, wie das Innungsgesetz ihnen zuzutet? Werden sie die Gründung von Fachschulen, von Centralwerkstätten, von Leih- und Hülfskassen übernehmen wollen auf Grund einer Mitgliedschaft, welche durch nichts zusammengehalten wird, als durch das Wenige, was Einzelne im selbstständig-rücksichtslosen Concurrenzkampfe sich noch an Gemeingut bewahrt haben; einer Mitgliedschaft, in welcher wenig Standesgefühl lebt, aber viel Concurrenzneid herrscht, einer Mitgliedschaft, von der jeder Einzelne gesetzlich berechtigt ist, in Folge jeder Verdricklichkeit, jeder noch so zweckmäßigen Beschränkung individuellen Beliebens oder jedes etwas unbequemen Opfers fürs Gemeinwohl ohne einen nennenswerten Nachteil seinen Austritt zu erklären?

Das ist nicht zu erwarten. Ueberhaupt ist es ein Hauptfehler unserer Innungsgesetzgebung, daß dieselbe für die Gründung von Innungen Eigenschaften voraussetzt, welche in der Periode der absolut individualistischen Wirtschaftsweise längst verloren gegangen sind und durch die Innungen erst wieder herangezogen werden sollen. Während jener Periode lebte eben der eine Teil des Handwerks in verschwommenen Fortschrittsidealen, der andere in veralteten Kunstideen. In Beziehung auf seine neuzeitlich naturgemäße Stellung und Aufgabe hingegen befand sich die gesamte Handwerkschaft mehr oder weniger im Zustande der Ideenlosigkeit. Das Handwerk sah sich in der Lage eines Fuhrwerks, an welchem nach vorn und nach hinten zugleich gezogen wird, d. h. während Handel und Großindustrie mit Riesenschritten vorwärts eilten, blieb es stehen. Infolge dessen blieb es nicht nur gegenüber den anderen wirtschaftlichen Faktoren zurück, es wurde überhaupt aus der Rennbahn der gewerblichen Concurrenz hin-

ausgehoben, und es wird eines sehr ernstlichen und thatkräftigen Strebens bedürfen, um in derselben die ihm gebührende, einstweilen verloren gegangene Stellung wieder zu erringen.

Zu dem Mangel an klaren Vorstellungen, an opferwilligem Gemeinfinn, an praktischer Erfahrung, traditioneller Standespolitik und selbst an materiellen Mitteln tritt noch der Mangel an Zeit. Die Tage, wo ein Hans Sachs zugleich Schuhmacher und fruchtbarer Dichter sein konnte, sind vorüber. Was unserer Zeit vorzugsweise fehlt, das ist die Muße, und diese fehlt nirgends mehr, als im eigentlichen, echten, heutigen Handwerk. Das Handwerk, und dieses weit mehr als irgend eine andere Betriebsweise, erfordert, daß der Meister von früh bis spät, vom Ersten bis zum Letzten beim Geschäft sei, und nimmt seine Zeit und seine Gedanken auch dann noch in Anspruch, wenn für Gesellen und Lehrlinge die Feierstunde längst geschlagen hat. Mit andern Worten, sein Geschäft läßt ihn nicht dazu kommen, in Gedanken über den Kreis seiner eigenen privaten Angelegenheiten hinaus zu schweifen, noch weniger, sich in die Zukunftsaufgaben seines Standes zu vertiefen. Nun giebt es allerdings eine, wenn auch geringe Anzahl von Handwerfern, die sich vermöge besserer finanzieller Lage eingehender mit den allgemeinen Angelegenheiten des Handwerks beschäftigen könnten. Aber gerade bei diesen findet man am wenigsten Geneigtheit, sich zu gunsten ihrer ärmeren Standesgenossen in die Brandung zu werfen. In gleichem Maße, wie ihre Actionsfreiheit eine größere ist, wird auch ihre Auffassung von der Lage des Handwerks eine oberflächlichere und schablonenhaftere. Wir dürfen darum wohl sagen, daß — erfreuliche Ausnahmen abgerechnet — eine Regeneration des Handwerks von der Klasse der wohlthutierten Handwerker nicht ausgehen wird, daß vielmehr für diesen Zweck in erster Linie derjenige Teil der Handwerker in Rechnung gezogen werden muß, der den Druck der Lage wirklich an sich selbst empfindet.

Damit aber diesen Elementen die Teilnahme am Wiederaufbau des Handwerks ermöglicht werde, müssen Organe vorhanden sein, welche den zeitraubenden Teil derselben, also die Sammlung, Sichtung und Ordnung des Materials, die Abfassung von Übersichten, Entwürfen, Plänen, Vorschlägen, Protokollen, Berichterstattungen, sowie die Correspondenz, vielleicht auch Kassenverwaltung besorgen. Rechnet man nun diese allgemeinen Functionen den besondern Aufgaben, die dem in der Innung verbundenen Handwerk im Innungsgeſetze gestellt sind, hinzu, so ergibt sich, daß die Bewältigung derselben die volle, ungeteilte Kraft eines nicht weniger unterrichteten, als intelligenten und praktisch erfahrenen Mannes in Anspruch nimmt; es ist also zunächst notwendig und unerläßlich, Innungssekretäre anzustellen, welche die Entwicklung und Pflege des Handwerksgedankens wie des wirklichen Handwerks zu ihrer Berufsaufgabe machen.

Die Einsicht von dieser Notwendigkeit ist weder etwas Neues noch etwas Beispielloses. Die Organe des Handels- und Fabrikantenstandes, die Handels- und Gewerbekammern, haben schon längst das Institut der Kammersekretäre geschaffen, und sie finden, daß für die betreffenden Functionen eine spezifisch geeignete Persönlichkeit erforderlich ist. Und doch verfügen die Mitglieder der Handels- und Gewerbekammern durchschnittlich über mehr geschäftliche Muße und über eine größere allgemeine Intelligenz, als die Mitglieder irgend einer Innung. Zudem haben die Handels- und Gewerbekammern vorzugsweise nur laufende Arbeiten zu besorgen, während es sich für die Innungen zunächst und noch längere Zeit um grundlegende und bahnbrechende Unternehmungen, um zeitraubende Untersuchungen und Ermittlungen, um Ausgestaltung eines Systems socialwirtschaftlicher Anstalten handelt, für welche zur Zeit auch nicht die geringsten Anjänge vorhanden sind. Und da glaubt man dennoch, das Handwerk werde fertig bringen, was besser situierte Leute nicht zu leisten imstande waren; man glaubt, die schwer arbeitenden und mühsam kämpfenden Handwerker werden so nach Feierabend sich als Reformcomité constituieren und, während Gesellschaft und Gesetzgebung sich kühler Reserve bekaisigen, unser wirtschaftliches Leben, das so bedenklich aus den Angeln geraten ist, wieder einrenten.

Das ist unmöglich; schon weil die Einsicht fehlt. Könnten wir den Schaden,

den unser Volkstum durch ein etwaiges Zerbröckeln des gewerblichen Mittelstandes erleiden muß, in politische Courantmünze umzuwechseln, könnten wir z. B. sagen: sofern nicht bis Ende dieses Jahrhunderts die Regeneration des Handwerks eine vollendete Thatsache ist, wird die Socialdemokratie so und so viele Stimmen im Reichstage zählen, werden so und so viele Armeecorps zur Sicherung der Ruhe im Innern notwendig werden und für die Wehrkraft nach Außen verloren sein — dann freilich wäre die Sachlage eine andere; dann würde man die höchwichtige Angelegenheit kaum den einzelnen Kräften im Handwerk überlassen, welche dieselbe aus freiem Antrieb auf eigene Rechnung und Gefahr in die Hand nehmen sollen, um sie, wenn die Schwierigkeiten zu groß werden, wieder fallen zu lassen. Man würde im Gegenteile vor Allem darauf denken müssen, in den Mittelpunkt der Bestrebungen zur Neubildung des Handwerks Männer zu stellen, welche die Pflege der Handwerksinteressen zu ihrer Lebensaufgabe machen und eine theoretisch-praktische Schule der Handwerkswissenschaft begründen, welche Schritt für Schritt, lernend und lehrend, gebend und empfangend die Neu-Organisation des Handwerks leiten würde.

Wenn wir nun der Frage nahe treten, unter welcher Form diese Organisation sich vollziehen soll, so begegnen wir einem Meinungsstreit, der sich in den beiden Schlagwörtern: „Zwangsinnungen“ und „freie Innungen“ ausdrückt. Unter freien Innungen, sofern man denselben überhaupt Bedeutung beilegt, werden Vereinigungen von Handwerkern verstanden, welche lediglich auf Grund gesetzlicher Zulassung aus freiem Antrieb zusammentreten. Vonseiten des Staates und der Gesellschaft wird ihnen grundsätzlich keinerlei wesentliche Förderung zuteil; dagegen haben ihre Mitglieder, sofern sie der geübten Pflichten und gebrachten Opfer müde sind, oder sonst sich in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Bestrebungen verkannt sehen, oder wenn es überhaupt in der Vereinigung nicht nach ihrem Kopfe geht — jederzeit das Recht, der Vereinigung den Rücken zu kehren und ihre eigenen Wege zu gehen. Und wenn sie dies thun, so hat dies für ihr persönliches Wohlbestinden weiter keine Folgen, als daß sie von gewissen Abgaben befreit, gewisser Pflichten ledig sind. Persönliche Nachteile sind mit dem Austritt nicht verbunden.

Obgleich es nun für jeden Kenner der Menschennatur auf der Hand liegt, daß ein derart auf das individuelle Belieben des Einzelnen gestelltes Innungswesen allezeit nur eine untergeordnete Rolle in unserer socialwirtschaftlichen Entwicklung wird spielen können, so versprechen uns doch die Gegner einer kräftig corporativen Verwirklichung des Innungsgebantens die schönsten Dinge von der freien Innung. Gerade das Prinzip der freien Selbstbestimmung, so sagt man uns, wird bewirken, daß vorzugsweise die edelsten, intelligentesten, thatkräftigsten und uneigennützigsten Elemente des Handwerks sich in der freien Innung vereinigen. Diese werden sich durch alle Hindernisse, Verdrüßlichkeiten und Enttäuschungen, denen sie ausgesetzt sind, nur zu regerem Eifer, durch alle umsonst gebrachten Opfer zu größeren Opfern entflammt sehen, um das Innungswesen endlich zu einem Institut von so viel Bedeutung zu erheben, als demselben überhaupt in unserer auf freie Concurrenz gegründeten Gesellschaft zukommen kann. Nun ist aber der Innungsgebante keineswegs eine jener großen Ideen, welche den ganzen Menschen ergreifen und mit innerer Gewalt vorwärts treiben, sondern vor Allem eine Frage der Zweckmäßigkeit.

Und der Zweck der Handwerker ist es, in erster Linie der heute herrschenden Form der freien, d. h. schrankenlosen Concurrenz mittelst der Innungsordnung ein Ende zu bereiten. Für die freien Innungen soll aber gegenteils diese Concurrenz allezeit oberstes Dogma bleiben, und es ist deshalb leicht zu begreifen, daß dieselben für das Handwerk wenig Verlorendes haben können. Ein großer Teil der intelligenten und thatkräftigen Handwerker hält eben dafür, daß es sich überhaupt nicht lohnt, in einen Kampf einzutreten, in welchem gerade der schlimmste Gegner unangestastet bleiben soll. Damit soll nicht bestritten werden, daß Männer von hervorragendem Eifer, wenn sie da und dort die Gründung von freien Innungen veranlassen, nicht ein gewisses partielles Innungsleben hervorrufen könnten. Aber das ist zu behaupten, daß daselbe

an ihre Persönlichkeit geknüpft bleiben wird. Es wird Inductionsercheinungen vergleichbar bleiben, welche erlöschen, sobald der anregende Motor zu functionieren aufhört.

Ungleich zündender, als die schlechtthin freie Innung, hat in Handwerkerkreisen die Idee der „obligatorischen Innung“ gewirkt. Dieselbe hat ein klares positives Ziel: die Vereinigung und Befestigung des gesamten Handwerkerstandes gegenüber der heutigen Concurrenz. Das Princip derselben beruht auf der Erkenntnis, daß eine umfassende Organisation des gewerblichen Mittelstandes zum Zwecke seiner Erhaltung und im Interesse der gesamten staatlichen Gesellschaft notwendig ist, in Verbindung mit der Überzeugung, daß diese Organisation auf alleiniger Grundlage freien Beliebens nicht zustande kommen wird, sondern sich nur auf dem Wege gesetzlicher Nötigung herbeiführen läßt.

Darin liegt natürlich ein gewisser Zwang, weshalb denn auch von den Gegnern der Name „Zwang“-Innung mit einer gewissen Vorliebe als Schreckmittel verwandt wird. Man kann ja nun wohl sagen, daß alles, was nicht aus freiem Ermessen geschieht, durch Zwang veranlaßt werde. Aber dann müßte man überhaupt jede gesetzliche Ordnung als Zwangseinrichtung bezeichnen. Das thut man aber nicht. Ja von unsern Zeitgenossen wird das eigentliche Wesen der obligatorischen Innung ausschließlich nur mit Beziehung auf das Handwerk, keineswegs aber auch mit Beziehung auf andere Berufsstände, in denen die strengsten staatlichen oder corporativen Sonderordnungen sich verwirklicht finden, angewendet.

Da ist z. B. der Stand der Apotheker mit einer staatlich geordneten Verfassung, in welcher gerade dasjenige verpönt ist, was man sonst als Grundlage des neuzeitlichen Gewerbestandes preist, als z. B. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Selbstbestimmungsrechte, Freiheit der Concurrenz. Die Gewerbefreiheit fehlt, denn der Apotheker muß nicht nur bestimmte Kenntnisse nachweisen, sondern auch eine geordnete Lehre durchgemacht haben, sofern er je ein eignes Geschäft zu gründen gedenkt. Er darf auch daselbe nicht gründen, wo er will, sondern nur da, wo eine Stelle für ihn offen ist; er genießt also keine Freizügigkeit. Er ist des Selbstbestimmungsrechts beraubt, denn er darf nicht verkaufen, was er für zweckmäßig findet, sondern nur, was seine Behörde ihm vorschreibt, beziehungsweise erlaubt; und diese nimmt sich sogar heraus, seine Warenvorräte zu visitieren und eventuell die Vernichtung nicht vorschriftsmäßiger Waren anzuordnen. Ebenfowenig darf er die Preise seiner Waren selbstbestimmen, sondern es sind ihm genaue Taxen vorgeschrieben, wofür ihn dann freilich ein streng durchgeführtes Monopol entschädigt. Daß mit all diesen Bestimmungen sich auch nicht die Spur von freier Concurrenz verträgt, liegt auf der Hand. Diejenigen aber, die sich dieses mittelalterliche System gefallen lassen, ja sogar keinen Anstand nehmen, sich dabei lieblich wohl zu fühlen, sind nicht etwa zurückgebliebene, in verpönten Anschauungen verknöcherte Leute, sondern geschulte, in allem neuzeitlichen Wissen wohlunterrichtete Männer, ihr Erwerbsstand einer der angesehensten in unserer wirtschaftlichen Gesellschaft.

Zeigt uns die Verfassung des Apothekerstandes eine von seiten des Staats gesetzte Sonderordnung, so tritt uns in der Verfassung eines andern Erwerbsstandes, des Standes der Rechtsanwälte, eine solche entgegen, welche die Mitglieder des Standes unter staatlicher Genehmigung sich selbst gegeben haben. Auch dieser Stand stellt eine nach außen streng abgeschlossene Corporation dar, zu welcher nur Männer von bestimmten, in strenger, staatlicher Prüfung nachgewiesenen Kenntnissen Zutritt haben. Die Mitglieder sind im Besitze des ausschließlichen Monopols für ihren Erwerbszweig; die Gewerbefreiheit ist unter der Bezeichnung als Rechtsaufsichterei und Winkeladvocatentum streng verpönt; beides wird mittelst der sonst als verwerflich erklärten Staatshilfe nachdrücklich verfolgt. Ja in sehr vielen, und namentlich in den profitablen Fällen, darf nicht einmal der Rechtsuchende selbst, der doch nach der neuzeitlichen Wirtschaftstheorie seinen eigenen Vorteil am besten kennt und zu wahren weiß, seine Sache selbst vertreten, sondern er muß sie einem Mitgliede der Advocatencorporation übertragen, auch wenn daselbe sie noch so gleichgiltig behandelt; und er darf das

selbe schließlich nicht nach freiem Uebereinkommen honorieren, sondern ein bis ins Einzelne ausgearbeiteter Tarif staatlich genehmigter Taren ordnet leicht und sicher seine Verbindlichkeiten. Concurrenz unter den Corporationsmitgliedern durch Herabsetzung der Taren, wirtschaftlich gesprochen durch wohlfeilere Production, welche für das gewerbliche Gebiet als Triebfeder aller Fortschritte gepriesen wird, gilt im Erwerbaleben des Advocatenstandes als unehrenhaft und unterliegt strenger Corporationsdisciplin. Öffentlichkeit in Versammlungen und Presse gilt sonst als selbstverständliche Voraussetzung für alle auf der Höhe der Zeit stehenden Bestrebungen — die Corporationsversammlungen der Rechtsanwälte dagegen finden unter Anschluß aller Öffentlichkeit statt, und auch in der Presse wird nicht leicht Jemand Mitteilungen über innere Corporationsangelegenheiten der Rechtsanwälte finden.

In dieser Sonderordnung also, die der Stand der Rechtsanwälte sich selbst gegeben hat, finden wir ein System, in welchem mit Ausnahme der Freizügigkeit alles dasjenige gründlich beseitigt und strenge ausgeschlossen ist, was für das moderne Erwerbaleben als Grundlage des Fortschritts gilt, und wir finden umgekehrt mit der oben bezeichneten Ausnahme alles das in Kraft und Geltung, was im gewerblichen Wirtschaftsgebiet als mittelalterlich, veraltet und verderblich beseitigt wurde. Und es ist bemerkenswert, daß eben derselbe Stand, welcher mit seinen Berufsgenossen am meisten nach „Freiheit“ für Andere rief, für sich selbst eben dieselben mittelalterlichen Einrichtungen conferierte, welche er ausröten half.

Jedenfalls sieht nun soviel fest, daß die Corporation der Rechtsanwälte in ihrer principiellen Grundlage genau mit derjenigen der sogenannten Zwangsinnung übereinstimmt, in Bezug auf strenge Durchführung der praktischen Consequenzen des Principis jedoch weit über dasjenige Maß von Befugnissen hinausgeht, welches für die obligatorische Innung höchstensfalls gefordert werden könnte. An Wiedereinführung von Productionsmonopolen oder allgemeine Taren auf Grund des Innungsprincipis denkt doch wohl kein einsichtiger Freund allgemein obligatorischer Anstalten zur Reform des Handwerks. Nun müssen wir uns doch sagen, daß, wenn irgend Jemand, so diese im Anwaltsstande vereinigten Juristen vom Geiste unserer neuzeitlichen Gesetzgebung erfüllt und durchdrungen sein müssen und unmöglich selbst sich eine Verfassung geben konnten, welche von vornherein diesem Geiste widerspricht. Sofern wir nun in der Verfassung dieses hochintelligenten und in seiner Bestrebung haarfarrh consequenten Standes Gewerbefreiheit und freie Concurrenz absolut ausgeschloffen, dagegen Monopol, Taren und Staatshilfe ausgiebig in Anspruch genommen finden, dürfen wir doch mit Zuversicht schließen, daß jene beiden Principien auch nach dem Geiste unserer neuzeitlichen Gesetzgebung nicht als unbedingt wohlthätig, und diese drei nicht als absolut verwerflich zu betrachten sind. Vielmehr ist anzunehmen, daß eben die Anwälte über ihre eigenen Interessen besser unterrichtet waren, als über diejenigen der Handwerker.

Die Frage der obligatorischen Innung hört also nach allem Gefagten auf, eine Principienfrage zu sein und ist lediglich nur noch eine Zweckmäßigkeitfrage. Ob und in welcher Weise die Durchführung möglich, soll in einer folgenden Untersuchung dargelegt werden.

## Darwinistisches.

Von W. v. Rathhusius.

Seit Darwins Tod im allgemeinen, und seit der jüngsten in Eisenach abgehaltenen deutschen Naturforscher-Versammlung im besondern, ist über diesen Gelehrten wieder außerordentlich viel geredet und geschrieben worden. Sein bis zur Unwissen-



schafftlichkeit ihm nachfolgender Schüler, Professor Häckel in Jena, hat ihn wieder auf obgenanntem Tage gerade nach Seite der wissenschaftlichen Leistung in unbedientester Weise erhoben, um die Resultate seiner Forschungen desto wirkungsvoller für den Unglauben verwerten zu können. Und doch ist der im 74. Lebensjahre erfolgte Tod des englischen Gelehrten für die Wissenschaft ein bedeutendes Ereignis nicht. Es ist bekannt und auch nichts Auffälliges in so hohem Alter, daß Darwins geistige Productivität schon seit Jahren aufgehört hatte, oder wenigstens sehr geschwächt war. Aber für eine gewisse Klasse „liberale“ Journalistik bot dieses Ereignis dennoch erwünschte Gelegenheit, in hochtrabenden Phrasen einen Mann zu feiern, auf welchen die Gott entfremdete Naturauffassung mit Vorliebe sich zu berufen pflegt. Eine „bedeutende“ liberale Zeitung gedachter Art; welche in ihrem Verbreitungsgebiet dem halbgebildeten liberalen Philister als unfehlbares Orakel nicht nur für politische Dogmatik gilt, sondern ihn auch über andere wissenwerthe Dinge „aufklärt“, brachte z. B. in ihrem Beiblatt vom 8. Mai d. J. einen Artikel über Darwin, der ein culturgeschichtliches Denkmal sein könnte, ein Paradigma der gedankenlosen Phrasenhastigkeit und Unwissenheit, welche sich das „freisinnige Bürgerthum“, im Bewußtsein „Bildung“ darans zu schöpfen, von seinen Mäthern lautlos gefallen läßt.

„Der größte Gedankenheros des 19. Jahrhunderts hat aufgehört zu arbeiten und damit zu sein“ — mit dieser geistreichen Wendung beginnt der Artikel, der im wesentlichen aus zusammengelesenen Brocken „populärer“ Broschürenliteratur besteht und die Tiefe wissenschaftlicher Bildung des Verfassers schon darin zeigt, daß er unter eine Reihe andrer ihm in den Wurf kommender Namen, die als „entschiedene Vorläufer“ von Darwin aufgeführt werden, auch Schopenhauer und Büchner nennt; dann Jäger, den Forscher allerneuesten Datums, den Erfinder der „Kiechseele“; ferner Virchow, dessen bezüglichlicher vortrefflicher Vortrag auf der deutschen Naturforscherversammlung in München einer der zerfchmetterndsten Schläge gewesen ist, die jemals auf den Darwinismus geführt worden sind. Der Schluß des Artikels ist so merkwürdig, daß er eine wörtliche Wiedergabe verdient. Nachdem besonders auf Häckel als denjenigen, der an Darwins „Gebäude rüstig weiter gebaut“ habe, hingewiesen ist, heißt es weiter: „Am einschneidendsten glaubte sich die Theologie von der neuen Weltanschauung getroffen, d. h. die Theologie, welcher der Buchstabe über den Sinn geht. Hier mußte Darwin seine bittersten Feinde finden — und er hat sie reichlich gefunden! Doch es fehlte auch nicht an erleuchteten Theologen, denen der Geist das Wesentliche, der Buchstabe das Neben-sächliche war. Wir glauben diese kurze Darstellung von Darwins Bedeutung nicht besser schließen zu können, als indem wir die Worte Rudolf Schmid's, des Stadtpfarrers in Friedrichshafen, citieren, welcher sagt: Einen großen Gewinn haben wir zu verzeichnen, so groß, daß uns die Unfertigkeit der Darwinischen Theorie nicht stören darf. Das ist der Gewinn, den Religion und Moral von neuen Untersuchungen davonzutragen. Er besteht in der neuen und umfassenden Begründung der Ueberzeugung, daß Religion und Moral, und zwar die christliche Religion und die christliche Moral auf Fundamenten ruhen, die von keinem Resultat des exacten Forschers mehr erschüttert werden können. Der Triumph, mit welchem von vielen die Darwinischen Theorien als die neue Sonne begrüßt werden, vor deren Aufgehen das, was die Menschheit bisher ihr Licht und ihre Sonne nannte, erbleiche, womit aber deshalb viele, denen ihr religiöser und ethischer Besitzstand ein unantastbares Heiligthum ist, sich von diesen Theorien abwenden, nötigte uns, ihre Stellung zur Religion und Moral zu untersuchen. Das wohlthunende Ergebnis dieser Vergleichung war, daß Religion und Moral nicht nur mit allen nur denkbaren Möglichkeiten naturwissenschaftlicher Theorien im Frieden bleiben, sondern auch auf dem Gebiete der Naturphilosophie allem und jedem Forschen und Suchen, ja auch allen nur denkbaren Phantasierereien mit so ziemlichem Gleichmut zusehen können, ohne sich zu wesentlichen Einsparungen genöthigt zu sehen.“

Ob der hier citierte Stadtpfarrer durch seine sonstige Stellung verdient, so dem Publicum vorgeführt zu werden, muß dahingestellt bleiben. So ist diese Diatribe offenbar nicht gemeint, daß auf die Verheißung der Unüberwindlichkeit des Christenthums hin-

gewiesen werden soll. Es wäre eine sonderbare „Religion und Moral“, welche nicht nur mit „allen denkbaren Möglichkeiten“ u. s. w. in Frieden bleiben, sondern ihnen auch ziemlich gleichmütig zusehen könnte.

Zu Folgenden soll nun versucht werden, die wirkliche Bedeutung des Darwinismus gegenüber „Religion und Moral“ näher darzulegen; denn wenn auch „die milder haltbaren Tagesleistungen“ der Presse nicht eben allzu große Beachtung verdienen, so scheint es doch unerlässlich, Verwahrung dagegen einzulegen, wenn ein Blatt, wie das Daheim in der Beilage zu Nr. 31 von 1882 aus der Feder Föcklers einen Nekrolog Darwins bringt, der mindestens dahin mißverstanden werden kann, daß er den unverföhlichen Gegensatz, in welchem der Darwinismus nicht nur zur christlichen Weltanschauung, sondern zum Glauben an einen lebendigen Gott überhaupt steht, verweist und unbedeutlich macht.

Je höher Schreiber dieses Föcklers apologetische Verdienste, sein umfangreiches Studium über die historischen Beziehungen der Naturwissenschaft zur Offenbarung und auch seine irenische Behandlung der Gegensätze würdigen zu können glaubt, desto näher liegt es ihm, hier den Versuch zu machen, zu einer Klärung verschiedener Auffassungen beizutragen.

Um ein Urtheil über Darwins Persönlichkeit handelt es sich hier nicht. Es liegt keine Versuchung vor, einen Toten zu richten, und zu einer psychologischen Studie fehlt uns das Material. Ein solches dürfte bis jetzt überhaupt nur in sehr dürftigem Maße vorhanden sein und sich auf einzelne gelegentlich an die Oeffentlichkeit getretene Anekdoten beschränken, aus welchen Schlussfolgerungen zu ziehen mißlich sein würde; aber wenn wir über den Darwinismus, nicht wie er und aus Uebertreibungen seiner Nachtreter, sondern aus Darwins eignen Publicationen unzweideutig entgegentritt, zu einem scharfen Urtheil gelangen, so möchten wir von vornherein dem Mißverständnis entgegenreten, als ob dies eben ein Nichten über die Persönlichkeit des Mannes sein sollte; im Gegentheil, wir wollen auszuweisen versuchen, wie man diese Persönlichkeit von dem System vielleicht lösen kann.

Es sind Fälle bekannt, wo Naturforscher von entschieden atheïstischer und materialistischer Richtung dennoch ethisch hochgestanden, ein tadelloses, sittenreines Leben geführt und kindlich liebenswürdiges Naturell besaßen haben. Ein ausschließlich wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmetes äußeres Leben, in glücklichen Familienverhältnissen und günstigen Vermögensverhältnissen — wie dies bei Darwin der Fall gewesen zu sein scheint — hält Versuchungen, die eine bewegtere Lebensführung nahelegt, ferner, weist aber auch weniger auf ein lebendiges persönliches Verhältnis zu Gott hin. Darwin war sicher kein Atheist, und obgleich sein System praktisch, wie gezeigt werden soll, auf ein ähnliches Resultat als der Atheismus herauskommt, hat er Glaubensfragen stets mit einer gewissen Pietät behandelt, die im erfreulichen Gegensatz steht zu dem rohen Behagen, mit welchem z. B. Carl Voigt Heiliges zu verhöhnen pflegt.

Wenn Darwins wissenschaftliche Eigentümlichkeit nicht in feuriger Genialität, sondern mehr im tiefen stillen Grübeln besteht, so entspricht es dem nur, wenn er als Mensch von mattem Charakter war; Charakterstärke müssen wir ihm absprechen. Wenn er sich anfangs für sein System eine Art Unschädlichkeitsattest durch einen äußerlich hochgestellten englischen Geistlichen ausstellen läßt, später sich gegen die Vorwürfe seiner atheïstischen Nachtreter, daß er die Konsequenzen seines Systems nicht ziehe, damit rechtfertigt, daß er sie nur deshalb verschwiegen habe, um der guten Sache nicht zu schaden, dann aber wieder gegen seinen Schüler Jeverzow äußert: „Sie gehen nach Deutschland. Wenn Sie dahin kommen, so sorgen Sie dafür, daß meine übereifrigen Anhänger nicht alles verderben, was ich vielleicht gut gemacht —“ (vgl. v. Domezey, Wanderungen d. Vögel, Anm. 3. S. 41), dann ist es kein hartes, sondern ein schonendes Urtheil, dergleichen nur auf Charakterchwäche zurückzuführen. Dabei ist zugleich eine wirklich große Bescheidenheit und eine der Polemik abgewendete Milde des Charakters als etwas menschlich Liebenswürdiges anzuerkennen.

Doch nun von Darwin zum Darwinismus!

Zunächst muß — entgegen Zöckler — der ganz bestimmte Unterschied zwischen den allgemeiner als Evolutionstheorie oder Descendenzlehre bezeichneten Hypothesen einerseits und dem Darwinismus andererseits hervorgehoben werden. Erstere haben lange vor Darwin bestanden, und wenn gewöhnlich auf Lamarque als ihren Urheber hingewiesen wird, vergißt man meistens, daß Oken den evolutionistischen Gedanken vielleicht noch vollständiger durchgearbeitet hat.

Die Descendenzlehre ist am klarsten ausgesprochen in der Auffassung, daß die individuelle Entwicklung der jetzt bestehenden Formen (Ontogenese) den Weg bezeichne, auf welchem sich dieselben aus ihrer Urforn entwickelt haben (Phylogogenese). Beispielsweise soll es also eine Zeit gegeben haben, wo der Frosch das Ziel seiner individuellen Entwicklung in dem jetzigen Lardenzustande — populär als Kaulpadde bezeichnet — also als ein geschwänztes, durch Kiemen statt durch Lungen atmendes Geschöpf gefunden und in diesem Zustande auch Nachkommen erzeugt habe. Es besteben Thatfachen, welche zwar weit entfernt sind, solche Annahmen zu erweisen, aber dieselben doch nicht als rein phantastisch erscheinen lassen. Auf diese Thatfachen näher einzugehen würde hier zu weit führen.

Diese Descendenzlehre oder Evolutionstheorie wird meist von pantheistischen Anschauungen getragen werden, sie steht aber durchaus in keinem Widerspruch mit theistischen, streng genommen nicht einmal mit dem Schöpfungsbericht der heiligen Schrift. Letztere besagt keineswegs, daß jedes einzelne Geschöpf aus Nichts geschaffen sei, für den Menschen wird sogar ausdrücklich gesagt, daß Gott ihn aus einem vorherbestehenden Etwas gemacht habe: aus „Adama“. Ob letzteres Wort schlechthin „Staub der Erde“ in unserm jetzigen Sinn des Gegensatzes zwischen Organischem und Unorganischem bedeute, ist mindestens zweifelhaft.

Der Pantheist muß in dieser „Evolution“ eine Rundgebung des der Natur immanenten Gottesgeistes, — der Theist, wenn er sie annimmt, einen Teil des göttlichen Schöpfungsplanes in ihr sehen. Für beide ist sie ein gesetzlicher, geordneter Vorgang der Gestaltbildung der Natur. Ganz unterschiedene Gegner des Darwinismus, z. B. Wigand, haben sich zur Descendenzlehre in dem Sinne bekannt, daß ihnen dieselbe als wahrscheinlich entgegnetritt — allerdings mit der Maßgabe, daß sie als unerwiesen und wohl für immer unerweisbar, nicht in das Gebiet der Wissenschaft gehöre.

Diese Evolutionshypothese fand Darwin in ihren wesentlichen Grundzügen vor und zwar, wie bekannt, schon in den Traditionen seiner Familie. Er hat also um dieselbe kein Verdienst. Nur das was er hinzu that, ist der Darwinismus. Es ist die Erfindung zweier sogenannter Naturgesetze. Erstens: eine angeblich die Vererbung stets begleitende unbegrenzte Variation. Daß überhaupt Variation stattfindet, ist uralt bekannte Thatfache, die sich schon in dem Spruch: „kein Ei ist dem andern gleich“ populär ausdrückt. Das „unbegrenzt“ ist allerdings neu, aber vollständig unerwiesen, also nichts weiter als eine lächerliche Behauptung. Zweitens: das Ueberbleiben des für gegebene Verhältnisse Zweckmäßigeren in dem durch Zufälligkeiten herbeigeführten „Kampf um das Dasein“, oder die Zuchtwahl (natural selection).

Offentlich wird noch eine Zeit kommen, und sie muß kommen, wenn „Wissenschaft“ kein leeres Wort ist, wo man staunen wird, daß die oberflächlichen und platten Beispiele, mittelst welcher Darwin das unendlich mannigfaltige Wesen der aus ungebenden Schöpfung als zufällig aus diesen beiden Motiven entstanden, plausibel zu machen versuchte, einen solchen Eindruck nicht nur auf die halbgebildete Menge, sondern auch auf eine gewisse Anzahl von Fachgelehrten machen konnten. Faßt man diese Beispiele, soweit sie nicht bloß aus Farbvariationen gehen, scharf ins Auge, so wird das Resultat meist ein geradezu lächerliches. Es sei in dieser Beziehung nur auf die Entfaltung der Giraffe hingedeutet. Die Verlängerung des Halses soll hier eingetreten sein, weil in einer unendlichen Reihe sich wiederholender Futtermangel-Perioden, in welchen die pflanzenfressenden Tiere auf Baumblätter als einzige Nahrung hingewiesen waren, nur die zufällig etwas langhalsigen Individuen derselben Art überblieben, weil sie höher reichen konnten. Von allen übrigen abgesehen, fällt diese Erfindung schon dadurch in

sich zusammen, daß bei allen Widerkäuern die Männchen erheblich größer sind als die Weibchen. Diese „Zuchtwahl“ hätte also nur Männchen überlassen dürfen!

Daß auch in „wissenschaftlichen“ Kreisen mit Bier nach einer solchen Kosmogonie gegriffen und mit Eifer an ihrer Popularisierung gearbeitet wurde, erklart sich aus dem Gott entfremdeten Bewußtsein so vieler Gelehrter, denen sie sehr gelegen kam. Die Evolutionstheorie mit ihren tiefen, eine geistige und gemüthliche Betrachtungsweise der Natur keineswegs ausschließenden Auffassungen war für die Menge zu hoch, aber auf dieser hat sich die platte subalterne Plausibilität der Darwinistischen Erklärereien allerdings sehr wirksam gezeigt. Wollte auch Darwin noch an der Idee eines Gottes, welcher einige Organismen geschaffen haben möge, festhalten, die Schöpfung, wie sie jetzt dasteht, wurde das Werk des blinden Zufalls, sie konnte nicht mehr einen schöpferischen Gedanken aussprechen, und auch die Begriffe des Schönen und des Sittlichen, als etwas von Gott Gewolltem, wurden aus ihr gestrichen. Dies ist keine Uebertreibung: es ist nicht in Darwins Schriften künstlich hineingelegt. Wenn auch nicht dem Wortlaut, doch dem unzweideutigen Sinn nach, hat er selbst sich in dieser Richtung ausgesprochen. Dies ist also das Charakteristische des eigentlichen Darwinismus im Unterschiede von der älteren Evolutionstheorie.

So lange Darwin sich darauf beschränkte, bei seinen Beispielen den Menschen aus dem Spiel zu lassen, konnte hierüber ein Zweifel bleiben; als er aber 1871, vielleicht getrieben von den Vorwürfen seiner energischeren und consequenteren deutschen Nachfolger, mit dem Worte: „Ueber den Ursprung des Menschen“, hervortrat, acceptierte er die Aufgabe, nachzuweisen, wie sich nicht nur die körperlichen, sondern auch die geistigen und seelischen Eigenschaften des Menschen ohne Eingreifen einer höheren Macht lebighch aus dem Zufallspiel der unbegrenzten Variation und der Anpassung im Daseinskampf entwickeln konnten, ohne daß dieses in einem göttlichen Plan gelegen habe!

Schreiber dieses hat vorstehenden Gedanken vor Jahren (im alten „Volksblatt“) unter wörtlicher Anführung der entscheidenden Stellen aus dem letztgenannten Werke bei einer Besprechung desselben erwiesen. Er geht auf die Einzelheiten hier um so weniger ein, als er augenblicklich nicht imstande ist, die Citate wörtlich zu wiederholen, und eine Wiedergabe aus dem Gedächtnis immer bedenklich ist.

Nur das sei hier hervorgehoben, daß Darwin die Grundlage des Sittengesetzes — das Gewissen — nicht auf Gott zurückführt, sondern auf ein Streben, sich das Wohlgefallen seiner Mitgeschöpfe zu erwerben, welches sich aus der Erfahrung im Kampf um's Dasein entwickelt hat.

Dem abstrusen Grübler werden in seiner Studierstube beim Verkehr mit Papier, Tinte und Feder die heillosen Consequenzen einer derartigen Moralphilosophie sicher nicht klar geworden sein. Aber das ändert objectiv an ihrer Bedenklichkeit nichts. Denn selbstredend ist doch ein iuniges, persönliches Verhältnis unendlich zwischen einer derartig in der Studierstube construirten Gottheit einerseits, welche sich begnügt hat, die Gesetze der unbegrenzten Variation und der natürlichen Zuchtwahl zu geben, vielleicht einen oder einige niedrige geistlose Organismen zu machen, und nun das Resultat dieses, man möchte sagen: wissenschaftlichen Experiments, passiv abzuwarten, und der Menschenseele andererseits, deren Sein und Wesen gar nicht im Plan dieser Gottheit gelegen hat.

Daß für eine Weltanschauung, in welcher für die Gedanken der Sünde und der Erlösung kein Raum ist, von Christentum nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich, aber auch für die rohesten Anfänge irgendwelcher Religion bietet sie den Raum nicht. Wenn nun aber diese Dinge sich nicht nur in einigen Studierstuben bewegen, sondern täglich in Duzenden von Journalen, bald mit voller Geltendmachung ihrer Consequenzen, bald mit heuchlerischer Verschleierung derselben auf die Gasse gerufen, selbst von Lehrern der unreifen Jugend eingepägt werden — ist es da richtig, ist es genügend, wenn Böckler sagt: „Aber man hat den Darwinismus um dieser unchristlichen Elemente willen, die er in sich schließt, nicht ohne weiteres als antichristlich oder gar als das Antichristentum schlechtweg zu verurtheilen.“

Das Antichristentum ist oder wird allerdings etwas ganz anderes als eine wissenschaftliche Hypothese sein und demaleinst sehr viel realer auftreten; wenn aber hier die antichristliche Tendenz, welche in dem Wesen des Darwinismus liegt, geeignet oder abgeschwächt wird, so kann dies nur darauf beruhen, daß Föckler die Evolutionstheorie nicht tief genug faßt. Ein vorübergehender Anspruch Föckler's wird uns recht geben. Es heißt da: „Der Darwinismus bildet das letzte Glied einer durch zwei Jahrhunderte hindurch sich erstreckenden Reihe philosophischer Systeme Englands, die über Hume und Locke bis auf Hobbes und Bacon zurückgeht und deren Lehrtradition neben vielerlei Wahrem und Gemeinnützlichem auch überaus viel Aeußerliches, einseitig Empiristisches und am Sinnlichen Hastendes zur Ausfage gebracht hat.“

Wir möchten doch glauben und es auch trotz der sonst unbefrilteten Verdienste Föcklers vertreten, daß diese Stelle ein vollständiges Verkennen dessen zeigt, was die moderne Naturwissenschaft ist oder wenigstens bis zu ihrer Verfälschung durch den Darwinismus war, und was Bacon für dieselbe bedeutet. Die Beziehungen, welche zwischen den erwähnten Philosophen einerseits und Bacon und Darwin andererseits bestehen, beanspruchen wir nicht, zu ermesfen, aber Bacon und Darwin zusammen in dem Sinne zu nennen, daß in Darwin das letzte Glied der von Bacon begründeten Entwicklung liegen soll, das heißt doch Verschiedenheiten und Gegensätze, die sich nahezu ausschließen, übersehen und gleich setzen. Bacon ist für den Naturforscher derjenige, der seiner Zeit den Kampf gegen die Scholastiker, die den Namen des Aristoteles verehrten, indem sie sich nach ihm nannten, mit Unterschiedenheit aufnahm und durch Feststellung des Grundgesetzes, daß wissenschaftliches Erkennen nur auf inductivem Beweis aus Beobachtung und Experiment gegründet sein könne, eine neue Aera für die Naturwissenschaft eröffnete. Diesem gilt wohl der Vorwurf des „Empiristischen und am Sinnlichen Hastenden“. Ein unbegründeter Vorwurf. Die äußere Welt kann eben nur aus Erfahrung und durch die uns zu diesem Zweck gegebenen Sinne erkannt werden. Der Verstand hat diese Resultate zu combinieren. Die von der sinnlichen Wahrnehmung losgelöste „Speculation“ führt hier nur auf Irrwege. Wer nur dieses Gebiet der sinnlichen Erfahrung kennt, hat freilich einen sehr beschränkten Standpunkt. Bacon kannte ein anderes Gebiet. Er war ein tief offenbarungsgläubiges Gemüth, und seine Größe liegt eben in dem Verwerfen einer unklaren Speculation, in dem reinlichen Auseinanderhalten beider Gebiete und der verschiedenen für sie geeigneten Methoden, des Glaubens für das eine, des inductiven Beweises aus sinnlicher Erfahrung für das andere. Der Darwinismus steht gerade hierzu im directesten Gegensatz, als eine phantastische Vermischung von Unglauben und vagen, auf Erfahrung nicht gegründeten Speculationen! Vollständig falsch ist es also, in ihm eine weitere Entwicklung der Baconischen Methode sehen zu wollen. Eher könnte man sagen, daß er über Bacon zurück wieder hineingeführt habe in die längst verlassenen Irrwege der Scholastik.

Dies führt uns auf die wissenschaftliche Bedeutung des Darwinismus.

Mit vielen andern hoffte Schreiber dieses, als Darwins „Ursprung der Art“ erschien, daß dieses Werk eine einleitende Arbeit sein sollte, daß die hier ausgesprochenen Vermutungen, doch mindestens zu einer Reihe thatsächlicher Feststellungen über die Grenzen der Variation — zu wirklichen wissenschaftlichen Untersuchungen führen würden. Dies ist aber nicht, oder doch nur im geringem Maße der Fall gewesen.

Waren schon Darwins eigene morphologische und anatomische Untersuchungen so wenig umfassend, daß ihm einer seiner gewichtigsten, aber in persönlich freundschaftlichem Verhältnis zu ihm stehender Gegner den Vorwurf nicht ersparen konnte, daß er unter den Säugethieren nur über Kaninchen eigene Untersuchungen angestellt habe —, hatte er z. B. die für die Unterscheidung der Arten und Gattungen so überaus wichtigen Verhältnisse der Zahnformen unbeachtet gelassen — ist das Material, das seine umfangreichen Schriften enthalten, größtenteils nur litterarisch zusammengetragen, und findet sich darunter sehr viel Ungeprüftes, sogar Anekdotenhaftes, so steigert sich dieses bei seinen Nachtretern in einer Weise, daß es dem, der weiß, was wissenschaftliche Methode ist und sein soll, nur einen höchst widerwärtigen Eindruck machen kann. Aus der un-

endlichen Fülle der Naturerscheinungen wird da irgendeine einzelne sich bequem anbietende herausgegriffen und ohne viel Prüfung und Untersuchung, lediglich mittelst der Phantasie ein entwicklungsgeschichtliches Romänchen dazu erfunden. Tausende von Naturerscheinungen, auf welche die für den Specialfall erfundene Geschichte nicht paßt, werden überleben oder mit Stillschweigen übergangen. Eine förmliche Clique, die sich zusammengesunden, wiederholt und variiert dann die alten Geschichten in's Unendliche, namentlich in der populären Litteratur vor einem zur Kritik unfähigen Publikum, und die „Gelehrten“ beräuchern sich dabei gegenseitig nach Wahl und Gefallen. Daß durch die Einführung solcher Methode die Wissenschaft gefälscht und geschändet wird, das hat allerdings auch eine „Bedeutung“ für dieselbe: leider eine negative.

In der deutschen Nation bringt es die Tradition mit sich, daß auch der wirklich Gebildete, wenn ihm einmal eine naturwissenschaftliche Original-Arbeit vor die Augen kommt, zur Kritik derselben unfähig ist, weil ihm das Verständnis ihrer Methodik fehlt. Denn diese ist eben nur durch eigenes Forschen in der Natur, sei es auch nur auf ihren bescheidensten Gebieten, nie aber durch Forschen in gedruckten Büchern zu erlangen. Und hier liegt dann der Grund, daß auch bei bester Meinung sich stets noch Gebildete durch das populäre Geschwätz dennoch imponieren lassen.

In Frankreich haben die Darwinisten keinerlei Bedeutung erlangen können. Von bezüglich der amerikanischen Litteratur ist dem Schreiber dieses außer Dawson wenig bekannt. Bei der bedeutenden Stellung, welche dieser entschiedene Gegner Darwins dort bezieht, und bei der ganz hervorragenden Stellung, zu welcher Agassiz, der den diametralen Gegensatz zu Darwin darstellt, dorthin berufen wurde, nachdem ihm die schmutzige Intrigue der Neuenburger sogenannten Revolution Europa verleidet hatte, möchte ich annehmen, daß es dort ähnlich steht.

Und auch in Deutschland — wenn wir in berechtigter Weise den vorhin ange deuteten Unterschied zwischen wirklichem Darwinismus und der Descendenzlehre im allgemeinen festhalten — werden wir sagen müssen, daß die wirklichen wissenschaftlichen Capacitäten denselben meistens widerstreben, ja sich teilweise in der schärfsten Form gegen ihn ausgesprochen haben.

Schon vor einigen Jahren hat ihn Wigand für wissenschaftlich überwunden erklärt, obgleich darwinistische Ideen gewiß in flachen Köpfen noch lange nachspuken und im Volk ihre ethisch verderblichen Nachwirkungen ausüben würden. Dem dürfte indeß nur teilweise zuzustimmen sein. Unter den *minores gentes* auch der Fachgelehrten ist er wirklich noch eine Macht, und wird sich um so zäher behaupten, als es viele jüngere *studiosi rerum natur.* sehr viel bequemer finden, alles mögliche und unmögliche, was in der Richtung des Unglaubens liegt, mit einer typisch gewordenen Phrasologie zu verteidigen, als die Natur erst mühsam zu erforschen. Ubrigens findet man auch, wenn man bessern Leuten, die sich selbst Darwinisten nennen, ernstlich zu Leibe gehen kann, daß sie die Consequenzen gar nicht ziehen und dieselben — werden sie ihnen vorgehalten — selbst zurück weisen.

Au anderer Stelle sagt Jöckler: „Von dem was er (Darwin) nach Zerstörung massenhafter, altüberlieferter Vorurteile und Lehreinseitigkeiten, neues zu bauen versucht hat, wird doch vieles auch der christlichen Sache zu gute kommen.“ Da müssen wir doch wirklich fragen, welches die massenhaften Vorurteile sind, die zerstört sein sollen?

Soll die Unveränderlichkeit der Art als ein zerstörtes Vorurteil betrachtet werden? Dann wird übersehen, daß es nie einen Zoologen und Botaniker gegeben hat, der nicht wüßte, daß Abänderungen der Artform stattfinden, daß die Art variiert. Die starke Variation bei Haustauben und gezähmten Kaninchen hat doch wahrlich Darwin nicht entdeckt. Er hat solche Verhältnisse bei diesen Haustieren lebhafter hervorgehoben als andre, und wenn auch das an Haustieren Gefundene nicht ohne weiteres auf wilde Tiere angewendet werden darf, war eine Warnung: solche Verschiedenheiten im Knochenbau, welche innerhalb der Grenzen der beobachteten Variationen bleiben, unbedingt als sichere Artkennzeichen zu betrachten, zwar berechtigt, aber keineswegs neu.

Die Behauptung, daß diese Abänderung der Art unbegrenzt sei, war zwar

auch nicht neu und widersprach zugleich der geltenden Auffassung; aber diese Behauptung war und ist heute noch vollständig unerwiesen, und wo man auf die durch Darwin's Darstellung hervortretende Möglichkeit hin, daß ähnliche Formen, die bisher als verschiedene Arten betrachtet wurden, nur Abarten sein könnten, mit unbefangenen sorgfältigen Untersuchungen von neuem vorging, hat sich nichts für die Darwin'sche Auffassung Sprechendes feststellen lassen.

Von einer Hypothese, die seit 20 Jahren so eifrig ventilirt, in ihrer sachlichen Begründung keinen Schritt vorwärts hat machen können, zu sagen, daß sie die ihr entgegenstehenden Vorurtheile zerstört habe, ist kein angemessener Ausdruck.

Für noch bedenklicher in dem hervorgehobenen Sage halten wir die Prophezeiung, daß von dem Darwinismus „viele auch der christlichen Sache zu gute kommen werde.“ Dem göttlichen Heilsplan muß schließlich alles dienen: Nihilismus, Atheismus, Materialismus, also auch Darwinismus; aber das kann doch hier nicht gemeint sein; wer der betreffenden Litteratur gefolgt ist, wird wenigstens vermuthen können, was damit angedeutet werden soll. Wir holen zur Klarstellung etwas weiter aus.

Wie schon einmal hervorgehoben wurde, besteht auf dem Gebiete der sinnlich erkennbaren Natur die einzige zur Erkenntnis derselben berechnete Methode in der Feststellung sinnlich erkennbarer Thatfachen und in der vernunftgemäßen Induction aus diesen Thatfachen. Dagegen hat das Gebiet der göttlichen Offenbarung überfinnlicher Dinge ebenfalls seine besondere Methode: die rückhaltlose gläubige Ausnahme dieser Offenbarung, welche übrigens für den Verursacher kritische und sprachliche Prüfung der Urkunden dieser Offenbarung nicht nur nicht ausschließt, sondern erfordert. Jede dieser beiden Methoden muß auf das ganze Gebiet beschränkt bleiben, für welches sie geeignet ist. Das Verlangen dieser Trennung wird zwar als berechtigt von den vielen nicht anerkannt werden, deren Welt- und Lebensanschauung an Stelle der Religion die Philosophie gesetzt hat. Doch kann diese Controverse hier nicht näher erörtert werden.

Aber auch bei einem Auseinanderhalten beider Methoden in unserem Sinne wird der menschliche Geist sich nicht verfangen können, die beiderseitigen Resultate — des so Erkannten nebeneinander zu halten, und dabei wird dann leider oft voreilig verfahren. Ein geduldiges Ertragen gewisser Dissonanzen ist wenigstens dann nötig, wenn das in der Natur Erforschte verglichen werden soll, nicht mit den einfachen Grundzügen des offenbaren Glaubens, sondern mit speziellen Fassungen des Gesehbarten, z. B. mit dem Schöpfungsbericht der h. Schrift. Wie gläubige Cregeten demjenigen, was sie für naturwissenschaftlich festgestellt hielten, einigen Einfluß auf ihre Deutung des biblischen Schöpfungsberichtes gestattet haben, so neigten ebenfalls gläubige Naturforscher dazu, nicht das zu sehen, was war, sondern das, was mit der derzeit geltenden Cregete zu harmonieren schien.

So gab es Zeiten, wo in naiver Weise paläontologische Funde als Überbleibsel der noachischen Flut betrachtet wurden. Dies wurde natürlich unhaltbar, als diese Reste sich vielfach von ganz anderen Tierformen als den jetzt bestehenden herrührend zeigten. Weil in diesen Formen eine gewisse periodische Aufeinanderfolge hervortrat, glaubte man sie trennen zu können in scharf gesonderte Perioden, entstanden durch große alles Leben vernichtende Revolutionen, nicht im Sinne der Schöpfungsperioden der Genesis, sondern so, daß in letzterer für Tier- und Pflanzenwelt nur über eine — die letzte dieser Perioden berichtet werde. Die früheren, den Menschen nicht einschließenden Schöpfungen konnte man in das Tohuwabohu verlegen, konnte annehmen, es seien dieselben als ohne Beziehung zur Heilsgeschichte der Menschheit, in der heiligen Schrift einfach unberücksichtigt geblieben. Womit dann zugleich die Möglichkeit gegeben war, an den Schöpfungstagen, als an den Kalendertagen festzuhalten.

So plausibel die Sache war, hat sie doch das Mißliche solcher voreiligen Compromissse gezeigt, denn es muß allerdings als erwiesen betrachtet werden, daß die vermeintlichen Perioden ineinander über greifen, z. B. in dem sogen. Diluvium ausgestorbene Formen nicht nur allein, sondern auch mit jetzt noch lebenden gemischt vorkommen; daß fogar der Mensch schon gleichzeitig mit den Diluvialtieren z. B. dem Naamut gelebt

hat; daß endlich Erscheinungen, welche man als die Folgen allgemein verrichtender Erdrevolutionen betrachtet hatte, vielfach nur Wirkung allmählicher und lange andauernder, auch jetzt noch thätiger Naturkräfte waren.

Hier ist nicht der Ort auszuführen, wie auch ohne Darwinismus und Evolutions-theorie diese Resultate der neueren Naturwissenschaft in einen viel einfacheren Zusammenhang mit der biblischen Schöpfungsgeschichte zu bringen sind, als die frühere, jetzt beseitigte Auffassung. Dies ist z. B. in Dawson's „Natur und Bibel“ — die Übersetzung mit einem anerkennenden Vorwort Zöcklers begleitet — sehr glücklich durchgeführt, scheint aber in Deutschland noch wenig beachtet zu sein. Jedenfalls waren, wie die allgemeinere Auffassung stand, und mit der gewissermaßen kirchlichen Sanction, welche die „Schöpfungsperioden“ erlangt hatten, dem Unglauben durch den wissenschaftlichen Zusammenbruch der Periodentheorie kräftige Waffen in die Hände gegeben, welche er gegen die an dieser Theorie ganz unschuldigen Offenbarungsurkunden zu gebrauchen nicht unterlassen hat.

Statt sich dies zur Warnung dienen zu lassen, möchten manche den Darwinismus benutzen, um ähnliche Versuche zu wiederholen. Vielleicht irren wir nicht ganz, wenn wir Zöcklers Hindeutung auf das, was durch denselben der christlichen Sache zu gute kommen könne, in dieser Weise deuten.

Acceptieren wir für diesmal die Vermengung von Darwinismus und Evolutions-theorie, so erscheint es bei oberflächlicher Betrachtung plausibel, daß in einer gewissen Reihenfolge aufstretende, sich zwar ähnliche, aber doch verschiedene Tierformen aus einer in kurzem Zeitraum zusammengedrängten Schöpfungsthätigkeit hervorgegangen sein könnten, sich aber doch in den folgenden Jahrtausenden evolutionistisch abgeändert hätten.

Will man aber einen solchen Gedanken im einzelnen Fall zu Ende verfolgen, z. B. annehmen, das Gott, der Herr, das Mammut erschaffen habe, und daß aus diesem im Lauf der Zeiten durch allmähliche Abänderung die jetzt lebenden zwei Elefantenarten entstanden seien, so gerät man in die größten Schwierigkeiten: im gegebenen Beispiel bleiben die charakteristisch verschiedenen Formen der Kauzähne, ohne daß Übergänge zwischen denselben nachweisbar wären. Daß der Mensch als solcher erschaffen sei, wird dann consequenterweise auch nicht festgehalten werden können. Die wirkliche Evolutions-theorie geht auf etwas ganz anderes als die Umwandlung einer Art in eine ihr ähnliche.

Die Sache läßt sich noch etwas anders wenden. Der Darwinismus, wie er jetzt wirklich dasteht, hat mit Thatfachen wenig zu thun. Er ist vielmehr eine Methode, und zwar die Methode, durch Mittel der Dialektik, durch gewisse typisch gewordene Phrasen, auf zoologischem und botanischem Gebiet alle Lücken der Erkenntnis auszufüllen, alle Dinge zu „erklären“, mögen dieselben vorhanden oder nicht vorhanden, gefunden, ungefunden, oder gar unauffindbar sein. Für alle die Fälle, wo Variation und Selection, Anpassung und Migration u. s. w. nicht ausreichen, ist der allgemeine Lückenbüßer der Correlation gegeben. Wigan hat schon mit Recht darauf hingewiesen, daß der Darwinismus damit das Gegenteil der wissenschaftlichen Forschung ist, welche darauf ausgeht, durch Verengerung der Schlußfolgerungen aus Vermehrung der that事lichen Erweise sich dem Kern der Wahrheit zu nähern. Der Darwinismus hat dagegen einen für alle Fälle ausreichenden Vorrat von Erklärungen erfunden, die nach Bedarf verwaudet werden — er geht von unerwiesenen Behauptungen und vorgefaßten Sagen aus. \*) Wir können

\*) Daß solche Ausprüche von manchen für übertrieben und zu scharf gehalten werden können, begreife ich. Deshalb führe ich einen Beleg an, der mir eben beim nochmaligen Durchgehen dieser schon niedergeschriebenen Blätter in die Hände fällt. In Nordamerica sind vor mehreren Jahren schon Knochenüberreste zweier pferdeähnlicher Tierformen gefunden, welche dabei aber keine Euthuser, sondern Mehrhuser sind. Das unseren Pferdearten am nächsten stehende hat zwei sogenannte Asterflauen besessen, ließe sich also als dreizehig bezeichnen. Da auch die jetzigen Pferde Anbeutungen oder Rudimente von einer Teilung der Gliedmaßen in mehrere Beine zeigen, gilt dies für die Darwinisten als ein Beweis, daß die Pferde von diesen mehrzehigen Tieren abstammen und durch Anpassung im Kampf um das Falsen sich diese Asterflauen abgewöhnt haben. Von einem wirklichen Beweis kann dabei natürlich nicht die Rede sein; indess ist auf diesen dreizehigen Pferden, weil sie so ziemlich das Einzige sind, was sich seit 20 Jahren thatsächlich Neues für den Darwinismus hat anführen lassen, weiblich



demnach unsererseits nur ernstlich davor warnen, ihn als Bundesgenossen für christliche Erregese zu verwerthen.

Der Daheim-Artikel, welchen wir im Vorstehenden mehrfach citirt haben, ist gezeichnet mit dem Namen eines bewährten, in wissenschaftlicher und schriftstellerischer Thätigkeit mit Recht hochgeschätzten Mannes. Nicht ohne Bedenken sind wir seinen Ausführungen entgegengetreten. Aber wenn wir fanden, daß der Darwinismus in seiner destructiven Bedeutung nicht hinreichend erfaßt, oder doch beschönigt und abgeschwächt wurde, so erschien es uns fast als eine Pflicht, das Wesen dieser Schule einmal wieder in voller Schärfe hervorzuheben, auf die Gefahr hin, oft Gefagtes zu wiederholen. Wir heben zum Schluß ausdrücklich hervor, daß wir weit entfernt sind, dem Verfasser entgegenzutreten zu wollen, daß wir sein Streben, in dem Nachruf an einen eben zur Ruhe Eingegangenen alle Härten und Schärfen in den Hintergrund treten zu lassen, vollkommen begreifen, und daß außerdem die gebotene Kürze eines solchen Artikels seine Meinung offenbar nicht zum vollständigen Ausdruck gelangen lassen konnte.

## Die Weltlage.

Von Otto Diwisch.

Nicht oft kommt es vor, daß sich die Weltlage in so scharfen, sicheren Umrissen abzeichnet, als jetzt nach dem Siege der Engländer in Aegypten. Die Möglichkeit irtümlicher Auffassung bleibt selbstverständlich vorbehalten. — Allein der Irrtum hat die Wahrscheinlichkeit nicht in dem Maße für sich, als in der Mehrzahl der Fälle sonst. Weshalb? weil die unberechenbaren Factoren diesmal eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen, oder um es mit anderen Worten auszudrücken, weil die letzte Entscheidung auf dem Wasser liegt, nicht auf dem Lande.

Das Wasser ist seiner Natur nach ein ausschließendes, aristokratisches Element; nicht jedermann trägt es wie die geduldige Erde, sondern nur den, welcher es zu meistern weiß; ihn auch nur wendet es die Vorteile zu, über die es gebietet. Zu meistern aber vermag es in dem Sinn, wie es hier in Frage kommt, auch heute noch England allein. Damit ist, genau genommen, alles gesagt, denn in den außereuropäischen Dingen entscheidet, wer die Meere beherrscht.

Aus diesem Grunde schon trifft die voreilige Parallele nicht zu, welche zwischen der Lage Englands nach dem Tage von Tel-el-Kebir und der Rußlands nach Abschluß des Vertrages von St. Stefano vielfach gezogen worden ist. Als Rußland vor Konstantinopel lag, hatte es sich Deutschland und Oesterreich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ein Vorstoß aus Siebenbürgen konnte das siegreiche Heer, welches die äußerste Kraftanstrengung des Reiches darstellte, von seinen sämtlichen Hilfsquellen

umhergeritten worden. In einer Erörterung dieser Frage mit einem Darwinisten, der gemäßigt und objectiv genug ist, eine Discussion möglich zu machen, hatte derselbe sich gegen mich auf das Nicht-mehrvorhandensein dieses dreizehnten Hipparion, wie dieses ausgestorbene Tier im System bezeichnet wird, als einen Beweis dafür berufen, daß sich das jetzige Pferd aus ihm entwickelt habe.

Nun fällt mir gerade heute in einem kleinen Lofalblatt die kuriose Nachricht in die Augen, daß ein kleines dreizehntes Pferd in Nordamerika jetzt noch herdenweis wild vorkomme, daß ein eingetangenes lebendes Tier schon unterwegs nach England sei u. s. w. Vermuthlich hat dieses Hipparion nicht nur drei Beine, sondern auch Federn, d. h. es ist gar kein Pferd, sondern eine „Ente“. Es lömmt auch gar nicht darauf an, ob die Sache, wie wahrscheinlich, ein Schwindel ist, sondern darauf, daß der Erfinder oder Verbreiter gerade darauf, daß das Hipparion noch leben soll, als einen Beweis für den Darwinismus pocht.

Der Darwinismus ist damit nicht bewiesen, wohl aber, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

abschneiden, ja sogar um so leichter zur Waffenstreckung nöthigen, als England mit seiner Panzerflotte Herr der Darbaneln war, d. h. sich vollkommen in der Lage befand, den Russen auch nach Süden hin jeden Ausweg abzuschneiden. Unter diesen Umständen brauchte der Vorstoß nicht zu erfolgen; seine Ausführbarkeit genügte, um die russischen Politiker zu der Auffassung zu bringen, die in den Ergebnissen des Berliner Congresses ihren Ausdruck gefunden hat.

Wie liegen dagegen die Dinge in diesem Augenblicke? England hat Aegypten besiegelt, wie Rußland 1878 die Türkei besiegelt hatte; das ist die ganze Ähnlichkeit. Im übrigen sieht sich England in dem eroberten Lande durch das Mittelmeer, welches es beherrscht, von sämtlichen Mächten getrennt, die sich etwa in seine Pläne einmischen möchten; es ist deshalb unabhängig von ihren Entschlüssen.

• Was läßt sich dagegen sagen? Das allenfalls, daß die Ueberlegenheit Englands zur See keine unbedingte, sondern nur eine verhältnismäßige ist, insofern eine Coalition der übrigen Mächte größere Flottenkräfte aufstellen könnte. Allein was bedeutet diese theoretische Möglichkeit, wenn kein Mensch daran glaubt, daß sie je aus dem academischen Stadium heraustreten werde? Die europäische Gesamtentwicklung der letzten 20 Jahre, d. h. die Ära Bismarck, hat dafür gesorgt, daß Coalitionen zum Zweck eines europäischen Krieges bisher aussichtslos geblieben sind. Das neue Deutschland hielt diejenigen, welche sich zum Zweck eines Angriffs gegen einen Dritten vereinigen wollten, auseinander, weil es selbst kein Interesse an kriegerischen Verwicklungen hatte, bei denen es nichts gewinnen, unter Umständen aber viel verlieren konnte, und weil es stark genug war, diese Rolle der Friedensmacht „par excellence“ wirksam durchzuführen. Daß es einem Programm, welches es seit 12 Jahren durchzuführen gewußt, aber gerade jetzt untreu werden sollte, ist von allen unwahrscheinlichen Dingen das unwahrscheinlichste; denn nie hat dem allgemeinen Interesse Deutschlands an der Erhaltung des Friedens die Aussicht auf besondere Vorteile, die ihm der Krieg etwa bringen könnte, weniger versüßlich gegenüber gestanden. Zwar muß zugegeben werden, daß es einem Staatsmann wie Fürst Bismarck nicht angenehm sein kann, von der führenden Stellung, die er seit langen Jahren unbestritten einzunehmen gewohnt ist, ein wenig zurückzutreten, wie es die eigentümliche Lage der gegenwärtigen Lage mit sich bringt. Der deutsche Reichskanzler ist aber nicht eitel genug, um dieser unangenehmen Empfindung das Opfer einer wohlbegründeten Ueberzeugung zu bringen; um so weniger, als ihm vor anderen Leuten klar sein muß, daß jeder Versuch, die Entschlüssen Englands zu beeinflussen, nicht nur an der schon berührten concreten Gestaltung der Verhältnisse, sondern wahrscheinlich auch an dem üblen Willen derjenigen europäischen Staatsmänner scheitern würde, die den Augenblick nicht erwarten können, da Fürst Bismarck eine diplomatische Niederlage erleidet. In St. Petersburg wie in Paris würde man vermutlich lieber ein Landesinteresse opfern, als dem deutschen Kanzler zu einem neuen Triumph verhelfen wollen. Fürst Bismarck weiß das, wie gesagt, und wird sich deshalb aus der Zurückhaltung nicht herauslocken lassen, die er seit Anbeginn der ägyptischen Verwicklungen beobachtet hat. Ohne ihn aber sind die andern machtlos; denn ohne ihn vorgehen, heißt gegen ihn sein, und wenn er eben jetzt auch nicht in der Lage ist, einen entscheidenden Einfluß auszuüben, so ist er doch nach wie vor Mannes genug, die Absichten derer zu durchkreuzen, die sich etwa in der Illusion wiegen, in europäischen Dingen an dem Willen Deutschlands vorüber gehen zu können.

Eine ernstliche Gefährdung des Friedens ist unter diesen Umständen von den bevorstehenden Verhandlungen über die endgültige Auseinandersetzung in Aegypten nicht zu befürchten; auch dann nicht, wenn es zu keiner Sonderabmachung zwischen England und der Pforte kommen sollte, wie sie ja allerdings besonders geeignet wäre, den Einmischungsgelüsten der Mächte einen Kiegel vorzuschieben. Etwas anderes aber ist möglich: daß diese Mächte sich ihrerseits nach Entschädigungsobjecten für den Zuwachs an Macht umzusehen beginnen, der England in Aegypten zu Teil geworden ist. Hier ließe sich immerhin leichter etwas erreichen, als auf dem Wege des unmittelbaren Angriffs gegen die englische Weltstellung. Die s. g. „localen Verwicklungen“ haben von vorn-

herein mit weniger Vorurteilen zu kämpfen, als die Unternehmungen, von denen sich europäische Schwierigkeiten erwarten ließen. Wenn z. B. Rußland den Versuch machen sollte, sich in Hocharmenien schadlos zu halten, so ist es sehr zweifelhaft, ob die übrigen Mächte einen Einmischungsgrund erblicken würden. Rußland befindet sich in Armenien zwar nicht ganz in der gleichen Lage wie England in Aegypten. Immerhin aber besteht eine gewisse Analogie, insofern das Petersburger Cabinet nicht verhindert werden könnte, vollbrachte Thatfachen zu schaffen, die als solche immer einen gewissen Anspruch auf nachsichtige Beurteilung haben, so lange sie nicht wichtige europäische Interessen geradezu verletzen. Daß Rußland sich diese Tendenz zu Nutze machen werde, halten wir bei alledem nicht für wahrscheinlich. Möglichkeiten sind eben keine Gewisheiten. Durch besondere Entschlossenheit zeichnet sich die Politik des Herrn von Giers aber sicher nicht aus. Jedes energische Vorgehen würde ihm überdies werden die höchst ungünstige finanzielle und wirtschaftliche Lage des Reichs erschwert werden. Der Staatsvoranschlag für 1883 weist zwar einen Ueberschuß auf; nachgerade weiß aber die Welt, was davon zu halten ist. In der Regel handelt es sich nur um allerhand Kunststücke der Buchführung und Gruppierung. An wirkliche Ueberschüsse glaubt man in Rußland um so weniger, nachdem sich gezeigt, daß dieselben sogar in dem für unermesslich reich geltenden Frankreich ziemlich auf Humbug beruhen.

Im Grunde macht sich denn auch über die angeblichen oder wirklichen Compensationspläne Rußlands in Asien niemand viel Sorge. Dasselbe gilt von den etwaigen Absichten Frankreichs auf Tripolis. Vor allem haben wir Deutschen nichts dagegen, wenn die Franzosen ihre nordafrikanische Festnagelungspolitik fortsetzen; um so ferner wird die Verwirklichung des Revandeegebantens gerückt, mit dem es übrigens, abgesehen von einigen hirnverbrannten Gambettisten, niemandem rechter Ernst ist.

Viel bedeutamer vom Standpunkt des allgemeinen europäischen Interesses wäre es, wenn Oesterreich-Ungarn den Moment benutzte, um den „Marsch nach Salonichi“ anzutreten. Hier handelt es sich um eine Frage, die nicht nur für Rußland, sondern auch für England in erster Linie steht. Die Feindseligkeit, mit welcher Gladstone unmittelbar nach seinem Wiedereintritt in die Regierung, im Jahre 1880, gegen Oesterreich auftrat, erklärt sich wesentlich aus der Besorgnis, daß das Vordringen der österreichischen Politik aus Mittelmeer eine empfindliche Schädigung des englischen Orienthandels zur Folge haben würde. Ohne erste diplomatische Verwickelungen würde es in diesem Fall nicht abgehen. Vom militärischen Standpunkt brauchte das Wiener Cabinet dieselben nicht zu fürchten, da die Bündnisverträge von 1879 ihm die Unterstützung Deutschlands sichern. Aus Gründen der inneren Politik wird es indessen kaum geneigt sein, die Dinge im Osten gerade jetzt zur Entscheidung zu bringen. Weder vom deutschen noch vom magyarischen Standpunkt scheint die Erwerbung weiterer slavischer Gebiete wünschenswert. In Buda-Pest zumal, wo man von Bosnien noch immer nichts wissen will, würde der „Marsch nach Salonichi“ ohne Zweifel auf einen Widerstand stoßen, dem Graf Kalnoki schwerlich gewachsen wäre. Er wird zufrieden sein müssen, wenn es ihm gelingt, die formelle Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina durchzusetzen. Dafür wäre der Zeitpunkt gerade jetzt vielleicht günstig, weil England immerhin ein Interesse daran hat, den diplomatischen Widerstand Oesterreichs gegen seine ägyptischen Pläne zu beseitigen, was sich am leichtesten durch Nachgiebigkeit in der bosnischen Frage erreichen ließe.

Daß Deutschland seinerseits keine „Compensationen“ sucht, gilt aller Welt für ausgemacht. Uns auch; aus ganz anderen Gründen freilich als den Ausländern, welche sich noch immer nicht daran gewöhnen können, an Deutschland zu denken, wenn die Erde wieder einmal geteilt werden soll; aus ganz anderen Gründen auch, als denjenigen inländischen Objectivitätspolitikern, welchen es nach wie vor selbstverständlich vorkommt, daß uns auf dem Welttheater keine andere Rolle gebührt, als die des beobachtenden Professors, der die „Erfolge“ anderer Leute „wissenschaftlich“ zu verwerten sucht. In der „Allg. Ztg.“ kann man dieser Sorte von Wationikern noch alle Tage begegnen. Glücklicherweise dürfen wir überzeugt sein, daß sie fast alle graue Haare haben und auf den

Aussterbeetat gesetzt sind. Wenn wir unsererseits für eine deutsche Uneinigkeitspolitik eintreten, so geschieht es, weil wir wissen, was es für unsere Zukunft bedeutet, daß die Welt sich daran gewöhnt, Deutschland für eine politische Notwendigkeit anzusehen. So weit sind wir noch lange nicht; wir werden aber dahin kommen, wenn wir bei jeder Gelegenheit zeigen daß es uns ehrlich um die Erhaltung des Friedens zu thun ist. Den Frieden wollen in Wahrheit alle Völker; wer ihnen denselben sichert, den werden sie auf die Dauer nicht entbehren wollen. Das lebende Geschlecht freilich wird davon noch nichts zu sehen bekommen. Zeugen des wachsenden Hasses vielmehr sind wir, welcher allem, was deutsch ist, in der gesamten Welt entgegengetragen wird. Woraus erklärt sich dieser Haß? Daraus ohne Zweifel, daß man unsere persönliche Ueberlegenheit fürchtet, ohne schon zum Bewußtsein der Dienste gekommen zu sein, welche wir der Menschheit als Nation zu leisten im Begriffe stehen.

Im begeisterte Anerkennung freilich wird sich der Haß der Gegenwart auch dann nicht verwandeln, wenn den Nachbarn die heute noch fehlende Erkenntnis aufgegangen ist. Die Rolle des Friedensbewahrers hat nichts Bestehendes, nichts Glanzvolles an sich. Dafür sind wir überhaupt nicht angelegt. Wir gewinnen erst bei näherer Bekanntschaft und müssen uns in der Regel mit mehr oder minder lähler Achtung begnügen. Damit werden wir auch als Nation zufriedener sein müssen. Und warum sollten wir das nicht? Können wir mehr verlangen als Achtung? Jede Schwärmerei beruht auf Täuschung, d. h. sie ist unwahr in sich. Wir aber wollen der Wahrheit dienen; nur damit werden wir unserer Bestimmung gerecht werden, das Herz der Welt zu sein.

## Die Wählbarkeit der Beamten.

Von A. Feinr. Gellcken.

Vor kurzem ging die Nachricht durch die Blätter, angeblich aus guter Quelle, daß der Reichskanzler beabsichtige, in Consequenz seiner biederjährigen Reichstagsreden über die agitatorische und oppositionelle Thätigkeit der Beamten auf den schon im Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung seitens der Regierungen gemachten Vorschlag zurückzugreifen, die Nichtwählbarkeit aller Beamten auszusprechen. Wir würden die Verwirklichung dieses Gedankens mit lebhafter Befriedigung begrüßen, wie wir es stets bedauert haben, daß die verbündeten Regierungen 1867 nicht ebenso an der Ausschließung der Beamten festhielten wie an der Diätenlosigkeit.

In der Sitzung des constituirenden Reichstags am 28. März 1867 bemerkte Graf Bismarck als Präsident der Bundescommissarien (Stenogr. Ber. S. 430): „Diese Bestimmung (der Ausschluß der Beamten) hat ihren Grund in den mannigfachen Uebständen, welche unzweifelhaft mit der Beteiligung der Beamten an öffentlichen Verhandlungen verbunden sind und die hier von der Tribüne her schon berührt worden sind. Als einen derselben, der hier noch besonders maßgebend hat sein können, bezeichne ich die Besorgniß, daß Beamte zu sehr geneigt sein möchten, den partikularistischen Regungen derjenigen Bundesregierung, der sie dienen, Ausdruck zu geben in der Versammlung. Die anderen Gründe dagegen sind mehr allgemeiner Natur und für mich der Hauptgrund ist die Lockerung der Disciplin in dem Beamtenstande. Je mächtiger die parlamentarischen Einflüsse auf das Staatsleben zurückwirken, desto notwendiger ist meines Erachtens eine straffe Disciplin in dem Beamtenstande. Wir haben in Preußen augenblicklich gewissermaßen zwei Verfassungen nebeneinander laufen: wir haben die alte Constitution des Absolutismus, die ihre Schutzwehr gegen Willkür in der Unabsehbarkeit der Beamten fand, und wir haben die moderne constitutionelle Verfassung, mit welcher in fast allen andern Ländern diese Unabsehbarkeit der Beamten unverträglich

lich gedacht wird. Wir — wenn ich sage — wir, so meine ich in diesem Augenblick die preussische Regierung, die Regierung, die handeln, die sich bewegen soll, fühlt sich gehemmt von allen Seiten. Sie kann nicht einmal einen Beamten, der zwar formell ihren Anordnungen gehorcht, der aber in den Geist nicht eingeht, sie kann ihn nicht absetzen.

Es hat das seine großen Vorzüge. Ich möchte die Integrität des preussischen Beamtenstandes, sein Ansehen, sein Gefühl der Würde, das ihn bei schlechter, oft unzulänglicher Befolgung über Versuchungen hinweghebt, um keinen Preis verloren geben und möchte lieber die Hefelstände einer gehemmt und genierten Regierung noch länger tragen, als unbefonnen in diese Schwierigkeiten hineinschneiden. Aber gerade weil wir sie nicht beliebig beseitigen können, so bedürfen wir aller Mittel, eine strenge Disciplin festzuhalten und scheuen uns vor allem, was geeignet ist, sie zu lockern. Ich kann nicht behaupten, daß es im Laude einen günstigen Eindruck macht, ich kann kaum daran zweifeln, daß es das unbehagliche und berechtigte Gefühl, daß etwas krank sein müsse im Staate, hervorrufen, wenn man erlebt, daß in der Öffentlichkeit ein Beamter seinem höchsten Chef entgegentritt und in Bezug auf ihn öffentlich eine Sprache führt, die derselbe Beamte ungewisselhaft zu wohl erzogen ist, um sie zu Hause seinem Kanzleidner gegenüber zu führen.

Die Mehrheit des Reichstags widersprach, weil sie die Beamten für unentbehrlich im Parlamente ansah, nicht einen Stand von der Wahlfähigkeit ausschließen wollte und wie der Abg. Gumbrecht sagte, der Ansicht war, daß das allerdings unnatürliche Verhältnis, daß in Preußen der Widerstand gegen die Regierung hauptsächlich von den eigenen Beamten des Staates getragen sei, nur die Folge einer vorübergehenden Krankheit gewesen. Die Regierungen erachteten, nachdem auch das Amendement Schulenburg gefallen, welches die Ausschließung auf die richterlichen Beamten und Geistlichen beschränken wollte, diesen Widerspruch als nicht so bedeutend um ihre Ansicht als *conditio sine qua non* für das Zustandekommen der Bundesverfassung anzusehen.“

Wir sind indes der Ansicht, daß die Folge vollauf die obigen Bemerkungen des Kanzlers gerechtfertigt hat.

Es ist ein Unbeing, wenn ein Regierungsrat, der bis zur Eröffnung der Session jeden Befehl des Ministers des Innern bei Strafe ausführen muß, von der Oppositionsbank seinen Chef als unsäglich oder ungerecht abanzelt. Dabei muß sein Charakter ebenso leiden wie die Disciplin, selbst wenn er nicht für seine Wahl und gegen die Regierung agitirt, und ebenso muß er seinem persönlichen Ansehen schaden, wenn er hernach Gesetze einzuführen hat, welche er vorher als ungerecht und schädlich bekämpft hat. Ebenso wenig ist es zu empfehlen, wenn Beamte das parlamentarische Mandat benutzen, um durch Unterstützung der Regierung Carrière zu machen, eine Landratskammer wie die von 1856 ist so wenig wünschenswert, als eine, in der unzufriedene Kreisrichter das große Wort führen. Thatsächlich hat noch jede Regierung sich genötigt gesehen, sich gegen die Opposition ihrer Beamten zu wehren, in den Vereinigten Staaten kann dieselbe kaum vorkommen, da jeder Präsident alle Aemter nur mit seinen Anhängern besetzt, jedenfalls würde jeder, der an Widerstand dächte, sofort entlassen werden. In Frankreich bringt jeder Systemwechsel massenhafte Entlassungen vom Präfecten bis zum Flurbüter, denn jeder Minister will auf jedem Posten möglichst nur seine Leute haben und schon verlangt man, daß mit der Unabsetzbarkeit der Richter ausgeräumt werde. England dagegen hat in weiser Erkenntnis des parlamentarischen Lebens alle Beamten, mit Ausnahme der Cabinetsmitglieder und der wechselnden Unterstaatssecretäre, von der passiven Wahlfähigkeit ausgeschlossen. Man hat dabei keineswegs übersehen, daß dadurch der Landesvertretung manche gute Kraft entzogen wird. „Die Ausschließung ward als notwendig angesehen, um die Unabhängigkeit des Parlamentes zu sichern, allerdings ist dieselbe mit dem Verlust vieler geistigen Fähigkeiten erkaufte, aber das Opfer mußte der constitutionellen Freiheit gebracht werden und es war weise, daß dies geschah,“ sagt Graf von Moltke in seinen Verfassungsgeschichten (I, p. 318). Wenn die repräsentative Verfassung sich in Deutschland als lebensfähig erweisen soll, so sollte

bei uns daselbe gelten. Mit der Ausbildung der Selbstverwaltung muß sich die Zahl der Staatsbeamten vermindern und die im unentgeltlichen Ehrendienst Aufwachsenden werden politisch geschult werden. Werden dann die Gesetzesentwürfe im Bundesrath und in dem Ministerium technisch hinreichend durchgearbeitet, so wird es im Parlament weit weniger auf bureaukratisches Fachgeschick, als auf politische Bildung bei der Discussion ankommen!

Außerdem werden pensionierte Beamte nicht ausgeschlossen, weil die Pension wegen verflößerter Dienste gegeben wird, und solche werden gewiß in vielen Fällen ihre Erfahrungen als Abgeordnete vorteilhaft verwerten können. Ebenso müssen Beamten der örtlichen Selbstverwaltung wählbar sein, wenn sie ihre Thätigkeit ohne Schaden für die Zeit der Session unterbrechen können, worüber der betreffende Verband zu entscheiden haben wird.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß so lange man leicht einen Beamten findet, der bereit ist, sich für einige Monate nach der Hauptstadt zu begeben, während er sein Gehalt ruhig weiter bezieht, ev. im Landtage noch Diäten erhält, die Grundbesitzer, Kaufleute und Fabrikanten sich weit weniger dazu entschließen werden, ein Mandat anzunehmen, welches sie aus ihrem Geschäftskreise reiht. Eine Vertretung, die viele Beamte zählt, wird auch der Regierung wie dem Lande gegenüber nie das Gewicht haben, wie eine, die nur aus Männern besteht, die in jeder Beziehung unabhängig sind, was gerade bei der wichtigsten Frage, der Feststellung des Budgets, besonders ins Gewicht fällt. —

Endlich bezahlt der Staat doch sicher die Beamten nicht, damit sie monatelang von ihrem Posten abwesend seien und er ihnen Stellvertreter gebe, sie haben bei manigfachen anderen Vorteilen ein festes Einkommen und bei Dienstunfähigkeit Pension: der so Begünstigte muß sich dafür eine Beschränkung der politischen Rechte gefallen lassen. Wir sind überzeugt, daß die Ausschließung der Beamten von der Wählbarkeit dem Landtag und Reichstag nicht Schaden, sondern Vorteil bringen und die Disciplin befestigen wird, die notwendig ist, wenn wir die Unabsetzbarkeit festhalten wollen.

## Zeichen der Zeit.

Von geschätzter Hand geht uns folgende Mitteilung zu: „In einem Vortrag des berühmten Darwinianers Hädel, gehalten auf der Naturforscherversammlung in Eisenach, bestritt derselbe die Behauptung „einiger bigotter Priester“, die Darwin als orthodoxen Befenner eines specifischen Bekenntnisses der Englischen Kirche verherrlicht haben, und „ist so glücklich, ein unschätzbares, bisher unbekanntes Document mittheilen zu können, welches darüber gar keinen Zweifel läßt“. Dieses Document ist ein Brief an einen „jungen Wahrheitsforscher“, folgendermaßen lautend:

Down, 5. Juni 1879.

Lieber Herr!

Ich bin sehr beschäftigt, ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, und ich kann nicht Zeit gewinnen, Ihre Fragen vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden können. Wissenschaft hat mit Christus nichts zu thun, ausgenommen insofern, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff aber eines zukünftigen Lebens muß jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden, unbestimmten Wahrscheinlichkeiten.

Ihr Wohlergehen wünschend, bleibe ich, lieber Herr,

Ihr hochachtungsvoller

Charles Darwin.

Daß ein Lehrer der Jugend an der von dem frommen Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmütigen gestifteten Universität ein solches Zeugnis des Unglaubens öffentlich bei einer festlichen Versammlung wissenschaftlicher Männer gleichsam als ein Panier aufstellen darf, ist gewiß ein höchst betrübendes Zeichen der Zeit und mit Recht hat auch die „Kreuzzeitung“ desselben als solches mitgeteilt. Gegen diese Bemerkungen hat nun in Nr. 243 derselben Professor Fid aus Würzburg protestiert. Darwin einen Vorwurf zu machen aus der Behauptung: Die Wissenschaft habe mit Christus nichts zu thun, sei hinfällig. Science, wie das Wort im Original gelautet haben werde, bedeute nach englischem Sprachgebrauch nur Mathematik und Naturwissenschaft.

Darauf ist indes zu erwidern, daß dies erstens falsch ist. Science ist der weitere Begriff für Wissenschaft. Naturwissenschaft im engeren Sinne wurde in England bisher stets als natural philosophy bezeichnet. Zweitens kommt aber auf diese Silbenstecherei gar nichts an. Konnte jemand — das ist die Frage — in dessen Bewußtsein der Herr als eingeborener Sohn des allmächtigen Gottes und Erlöser der Menschheit stand, einen solchen Brief schreiben? Mußte er nicht wenigstens bei dieser Gelegenheit den Drang fühlen, sich zu Ihm zu bekennen? Und vollends das trübselige non liquet des Schlusssatzes macht den Brief günstigen Falles zur Pilatusfrage. Aber das ist so selbsterstündlich, daß es der Erwähnung nicht bedürfen sollte. Das Bemerkungswürtere dürfte sein, daß der Protest sich gegen die Kreuzzeitung richtet, nicht gegen Hädel, der doch den Brief in das Publicum geschleudert hat, um sich, wie man jetzt zu sagen pflegt, an Darwin's Ruchhöhe zu hängen. Diergegen wäre der Protest zu richten gewesen, wenn er wirklich zu begründen wäre. Aber es ist für das, was der Darwinismus wirklich ist, sehr ausschlaggebend, daß noch kein Darwinist sich hat entschließen können, dagegen entschieden zu protestieren, daß Hädel sich mit dem Darwinismus identifiziert, obgleich sein sogenannter Monismus nur ein dünnes und durchsichtiges Mäntelchen für kraffen Atheismus und Materialismus ist, obgleich Hädel als enfant terrible seiner eigenen Partei, von dieser manchen ungünstigen Seitenblick erfahren muß; obgleich sogar in den Einzelheiten seiner Aufstellungen er in derselben vielfachen Widerspruch findet. Es ist eben die alte Geschichte, daß der Consequente dem Inconsequenten imponiert. Der Darwinismus kann sich der Solidarität mit dem Hädelismus nicht erwehren, weil diese Solidarität wirklich vorhanden ist.

— — Noch einmal Darwin. In Berlin ist am 4. October d. J. der Rutscher Conrad zum Tode verurteilt worden, weil er schuldig befunden wurde, seine Frau und vier Kinder in den Kleiderschränken erhängt zu haben, um dann ein Mädchen zu heiraten, mit dem er seit längerer Zeit in Ehebruch lebte. „Zeichen der Zeit“ ist es gewiß, daß Conrad, ein halbgebildeter, wie die Anlagenschrift sagt, „poetisch angehauchter“ Mensch, nicht nur aus der Landeskirche ausgeschieden und der „freireligiösen“ Gemeinde beigetreten war, sondern auch daß er eine kleine Bibliothek besaß und daß in dieser sich neben drei revolutionären Schriften auch vorfand: ein Band „Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie“.

Es ist bekannt, daß vor einigen Jahren, als noch Eduard von Hartmann Modephilosoph war, ein Berliner Lithograph die „Philosophie des Unbewußten“ gelesen, aber nicht verdaut hatte, und demzufolge in einer Anwendung von Ritleid, weil denn doch für Welt und Menschen das Nichtsein besser wäre als das Sein, einem Collegen, der gerade Kummer hatte, den Schädel mit seinem Lithographierstein zerschmetterte. Der „Pessimismus“ war aus der Theorie in die Praxis überfetzt.

Diesmal liegt eine Uebersetzung Darwin's vor. Darwin in der Gelehrtenstube nennt sich „Monismus“, „Entwicklungslehre“ u. s. w. oder, was die Affenabstammung des Menschen betrifft: „Pithekoïdentheorie“. Darwin in der Rutscherstube heißt Unglauben, Ehebruch, Gatten- und Kindermord.

— Man schreibt uns: „Belegentlich der 36. Versammlung deutscher Philologen und Pädagogen fand ein Comers statt. Diesem Comers deutscher Schulmänner präsidirte ein Jude, Prof. G. am Karlsruher Gymnasium. Zur Ertheilung der versammelten Erzieher trug ein Hofopernsänger ein von Prof. G. in Mannheim verfaßtes Gedicht vor, das eine blasphemische Travestirung der biblischen Erzählung von der Hochzeit zu Cana ist. Maria's Wort: „Sie haben nicht mehr Wein“ wurde in diesem Gedicht als Wink an Jesus verwendet, es sei nunmehr Zeit, nach Hanse zu gehen. Jesus aber antwortet: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Lebhafter Beifall seitens der deutschen Schulmänner lohnte die frivole Witzerei. Der öffentliche Hohn auf das Christenthum kann dem Dichter, der für sein Nachwerk noch den Namen des badischen Dichters und langjährigen Prälaten unserer protestantischen Kirche J. P. Hebel gemißbraucht hatte, nur von Vorteil sein, da er mit der zahlreichen und reichen Judenschaft Mannheims in engen und vielfachen gesellschaftlichen Beziehungen steht.“

Wir erthinnen uns eines Vortrags, den der sel. Prof. V. A. Huber über „Bildung“ hielt und in welchem er dieselbe dadurch definierte, daß er als das Gegentheil die Rohheit bezeichnete. Für Prof. G. und seine Gönner müßte jedenfalls eine andere Definition gefunden werden. — Oder nicht?

## Über die altägyptische Religion.

Entgegnung von E. Pilarik in Dablik.

Der Verfasser des Aufsatzes über die altägyptische Religion schreibt, daß die Zeit des ersten „Königs“ Mena jedenfalls vor das Jahr 4000 zu setzen sei und daß Aegypten schon eine beträchtliche Zeit vorher von Menschen bewohnt gewesen sei. Der dort besprochene Aegyptologe le Page Renouf setzt den Anfang des Königs Mena mindestens auf 3360.

Diese Behauptungen lassen sich nicht mit genügenden und zwingenden Gründen beweisen, sondern sind Berechnungen und Combinationen, die sich nur auf ziemlich späte, von ägyptischen Priestern verfaßte schriftliche Urkunden (z. B. den Turiner Königspapyrus) stützen, welche aber durch keine Nachrichten anderer Völker bestätigt werden und offenbar wie die älteste Geschichte vieler anderer Kulturvölker mythisch, sagenhaft und erdichtet sind, um dem Volk und der Dynastie ein möglichst hohes Alter zu verschaffen. Ich glaube, daß die höchst nüchternen Zeitangaben der heil. Schrift, die sich auch später überall durch die sichere Geschichte der andern alten Völker bestätigen, doch viel mehr Glauben verdienen, als die dieser heidnischen Priester, die durch ihre mythologische Religion und ganze Erziehung gewohnt waren, das Volk zu täuschen und zu belügen, alles natürlich „zu Ehren ihrer Götter und Könige“. Es ist bekannt, wie insbesondere der Hauptschriftsteller, der ägyptische Priester Manethos, über die Geschichte und den Auszug der Juden aus Aegypten ganz falsche Angaben gemacht hat, daß z. B. der König Menephta nicht im Roten Meer umgekommen, sondern vor den eindringenden, von Moses (Meiu oder Darsuph) herbeigerufenen Hyksos, die allerdings von 2100—1840 über Aegypten geherrscht haben, sich 13 Jahre nach Oberägypten zurückgezogen und zuletzt mit seinem Sohne Ramses III. die Hyksos vertrieben habe. Manethos verschweigt das meiste, was seinem Volke nicht zum Ruhm dient. Es ist also diesen ägyptischen Priestern durchaus nicht ohne weiteres zu glauben, besonders nicht, wenn sie die Geschichte der ältesten Zeit erzählen, die nur auf unsichern mündlichen Überlieferungen beruht. So urteilen auch tüchtige Kenner der ägyptischen Geschichte, die Professor Zöckler in Greifswald in seiner „Lehre vom Urstand des Menschen“ (Gütersloh 1879) anführt. Ich wiederhole hier kurz, was Zöckler S. 294—299 sagt: Die ganz sichere Geschichte beginnt erst mit



Scheichon (Sisaf), dem Zeitgenossen Rehabeams; nach dem bedeutenden Ägyptologen Brugsch erst mit Psammetich, also 666! Die verschiedenen Königsgelechter sind nicht alle in richtiger Zeitfolge, sondern viele zu gleicher Zeit, also ganz unsicher; sie werden auch durch die Denkmäler und deren Abbildungen und Inschriften nicht bestätigt, sondern (nach Brugsch: Geschichte Aegyptens. Leipzig 1877, S. 40. 765) „entwertet“! Brugsch gibt für die ersten 25 Dynastien deshalb nur allgemeine mehr hypothetische Zahlen. — Maspero: Geschichte der morgenländischen Völker, Leipzig 1877, hält die ägyptische Geschichte vor Scheichon für noch unsicherer. Auch Ebers warnt in seinem „Handbuch“ sehr zur Vorsicht wegen der Widersprüche der chronologischen Systeme. Man muß strenge zwischen Sage, Dichtung und Geschichte unterscheiden. Das thun leider nicht alle Ägyptologen, sondern lassen sich durch die ägyptischen Priester und besonders Manethos irre führen, weil sie dem A. Test. nicht glauben. So wird z. B. der älteste angeblich ägyptische „König“! (d. h. Stammvater, Patriarch) gesetzt von Böckh um 5702 v. Chr., von Ungler 5613, von Mariette 5004, von Lauth 4157, von Pessl 3917, von Lepsius und Ebers 3892, von Bunjen 3623, von Seyffertz und Uhlmann 2782, von Wilkinson 2700! Die letztern Angaben sind die historisch sichersten. Erst unter der viernten Dynastie, wo von Cheops (Chufu) die ersten Pyramiden gebaut wurden, also um 2000 v. Chr., zur Zeit Abrahams, beginnt eine geschichtliche Zeit und klares Licht, und erst von dieser Zeit haben wir (im A. Test.) Nachrichten andrer Völker über Aegypten, also die Möglichkeit einer Controlle und Prüfung, die doch bei allen menschlichen Dingen höchst nötig ist. „Irren ist menschlich“. „Eines Mannes Rede ist keine Rede“. Ebenso unsicher und falsch sind die fabelhaft hohen Zeitaugaben von Millionen Jahren bei der ältesten Geschichte der Chinesen, Japanesen, Indier u. s. w. Die sichere chinesische Geschichte beginnt erst 841 v. Chr.; die der Assyrier nach Fr. Delizsch, Oppert, Schrader, Smith erst um 1800 v. Chr. Einige setzen den Anfang der babylonischen Geschichte um 2300, 2450, 2500. Vielleicht sind die „Könige“ von Menä bis Senefru, dem Begründer der 4. Dynastie und Vorgänger des Cheops, in die Zeit von Adam bis Noah, resp. bis Abraham zu setzen und sind die Stammväter der Ägypter, die schon vor der Sintflut lebten, die ungefähr 2492 v. Chr. stattfand, wenn man die Erschaffung Adams ungefähr 4148 (oder 4160) Jahre v. Chr. nach der Chronologie des A. Test. aufsetzt. Diese Angaben des A. Test. sind bisher in keiner Weise widerlegt, auch nicht durch die Naturgeschichte, Geologie, Astronomie. Nach Manethos, Ammianus Marcellinus u. a. u. sollen einige Pyramiden und Königsgräber die Sintflut überdauert haben: dies ist aber fagenhaft, ebenso wie die Nachrichten des Herodotus über die babylonischen „Urkönige“ von Alaras bis Xifuthros und die Geschichte der Schöpfung, des Sündensfalls, der Sintflut. (Bis hierher Jöckler.) Nach den Assyriern fällt die Sintflut um 2334, wo ihr Stammvater Cham lebte; nach den Griechen 2300 (Cgoges); nach den Phönikiern 2300 (Gründung von Tyrus); nach den Armeniern 2200 (wo ihr Stammvater Hail lebte); nach der indischen Chronik von Chaschnur um 2448; die Chinesen setzen die Sintflut um 2538, wo ihr erster „Urkaiser“ Nienhoa (Noah) mit seinen drei Söhnen Jao, Si und Chi gelebt haben soll. Dies sind alles unsichere geschichtliche Sagen.

Höchstens reicht also die sichere Geschichte Aegyptens wie der anderen ältesten Völker bis auf die Zeit der Sintflut zurück, die nach der h. Schrift durchaus nicht über alle Hochländer in Asien und Afrika sich erstreckt zu haben braucht, da der Bericht nur vom Standpunkt des Augenzeugens Noah aufzufassen ist. (Knobel und andere nehmen an, daß die Chinesen und andere asiatischen Völker einen vorflutlichen Ursprung haben und Rainten sind.) Nebenfalls sind wie bei den Babyloniern und anderen Völkern so auch bei den Ägyptern Überlieferungen aus der Zeit vor der Sintflut möglich und wahrscheinlich. Besonders über die Geschichte der Schöpfung, des Paradieses, des Sündensfalls, die ersten Erfindungen, die Ursachen der Sintflut, den Turmbau von Babel, haben wir Überlieferungen und Sagen vieler alter Völker, die zwar viele Irrtümer und mythologische Zusätze enthalten, aber im wesentlichen den Bericht der heil. Schrift bestätigen. So wird also der Bericht und die Chronologie des Alten Testaments in Bezug

auf die Schöpfung, Sintflut und die älteste Geschichte durch die Sagen, Überlieferungen und Geschichte der andern ältesten Völker nur bestätigt, ebenso durch die Naturwissenschaft (Geologie und die ältesten Spuren von Menschen und ihrer Thätigkeit und Geräten) und Astronomie, wie dies insbesondere neuerlich Prof. Zöckler (Verf. der Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, 2 Bde., Gütersloh 1877), Prof. Passl in Erlangen in seiner „Schöpfungsgeschichte“ und in 2 Broschüren (Bd. I, Heft 3, Bd. II, Heft 2 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“), Prof. Erhard (Bd. II, Heft I), Pastor Keerl: Schöpfungsgeschichte, Basel, Bahnmeier, P. Zollmann: Bibel und Natur und viele andere nachgewiesen haben. Es wäre allerdings sehr nötig, daß einmal von einem auf diesem Gebiete gründlich unterrichteten Gelehrten in einer Broschüre (wie die Zeitfragen) dargelegt würde, daß, wie das erste Menschengeschlecht nicht älter als 4160 v. Chr. ist, so auch die biblische Urgeschichte vollkommen richtig ist und durch die sichere Geschichte, sowie durch viele Überlieferungen und Sagen der ältesten Kulturvölker, insbesondere die Geschichte Ägyptens, nur bestätigt wird. Es sind wesentlich nur die mehr ungläubigen Gelehrten (auf dem Gebiete der Naturforschung und der Geschichte), die die Angaben des Alten Testaments von vornherein bezweifeln und zu widerlegen suchen.

Sie bedenken jedoch nicht, daß gerade das geistig so hochbegabte jüdische Volk, dem wir diese ältesten Nachrichten verdanken, von jeher einen sehr klaren, nüchternen, berechnenden, Irrtümer vermeidenden Geist und Verstand, sowie ein gutes, treues Gedächtnis gehabt hat, daß seine Priester und Propheten (die Verfasser der Bücher des A. Test.) nicht wie die Heiden mit allerhand Geheimnissen, Lügen, Gaukelen u. s. w. ihr Volk betrogen und daß insbesondere „der königl. Schriftgelehrte, der Nebewährte“, wie Moses auf einer jetzt aufgefundenen Inschrift in einer Grabkammer des Apis im Nildelta genannt wird, die älteste Geschichte seines Vaterlandes ebenso genau und besser wie Manethos gekannt hat.

## Briefe von George Hefekiel an seine Tochter.

Carlsbad, am Saut Bartholomäus-Tag 1871.

Ich habe eine halbe Stunde im goldenen Ring bei Fräulein von N. N. geessen, hart, sehr hart, das Härteste aber habe ich doch abgewendet, nämlich die Teilnahme an einem öffentlichen Lotterie-Bettel. Eure liebe Mutter traut mir nicht recht, sie denkt, daß ich mich doch zu irgend einer Teilnahme habe beschwären lassen, und sah eben mißtrauisch nach, was ich geschrieben, es war aber nur ein Brief an Horn, und ich bin in der That fest geblieben; es ist aber richtig, daß mir das sehr schwer geworden ist, denn sie ist doch eine Dame und von Adel (hätte sie statt N. N. Lusignan geheißen, wäre ich sicher schwach gewesen) und so alt, so sehr alt! Ich bin gegen das Alter wehrlos, ganz wehrlos, so wie andere es gegen die Bitten der blühenden Jugend sind. Ich weiß, was das Alter entbehren muß; ich vermag es nicht, ihm eine Bitte zu verjagen, und eigentlich thut es mir jetzt leid, dem armen alten Fräulein seine Bitte abgeschlagen zu haben; ihr hätte ich doch eine Freude gemacht und mir höchstens etwas Aerger mehr. Dein Urteil über Don Antonio de Trueba ist richtig, doch faßt es ihn nicht ganz; ich bin mit dem Bande fertig und lese nun Stücke aus den älteren spanischen Schriftstellern, wie sie im Lesebuche stehn, welches ich nur des Lexikons wegen mitnahm. Es ist manches Goldorn unter der Spreu. Ich habe nichts weiter mit, als noch eine Collection moderner spanischer Gedichte aus Süd-Amerika, das aber ist der pure Parabeltram von pompösen Redensarten, es ist in dem ganzen Bande auch nicht ein Gedicht, das im

Tunnel „ziemlich“ beunteilt worden wäre. Der arme Eggers, da ist wieder eine Säule des Tunnels gebrochen, nach langem beschwerlichem Ringen hatte ers endlich erreicht das Ziel, den Platz seines Rugler, da legt er sich hin und stirbt.

In dieser classischen Stelle gerade gestern dieser wichtige Brief unterbrochen durch die Hedwig, welche mit dem Mittagbrot erschien. Unterdessen hatten sich Dinge ereignet, deren Tragweite sich gar nicht erweisen ließ. Es war nämlich Regenwetter eingetreten, zum ersten Male. Wir fassen einen kühnen Entschluß und nehmen das Panorama mit Sturm; wir griffen in der Front an, es regnete in Strömen, aber voran! hieß es und wir drangen trotz des strömenden Regens durch. Der steile Zickzackweg hat ja die Ehre Deiner Bekanntschaft, wir grüßten ihn auch von Dir, der Burche aber war wahrscheinlich über den Regen verstümmt und gab keine Antwort. Aus dem Panorama waren wir ziemlich allein, nur ein paar verpöngte Fantassins vom Corps der Gummi-Mäntel waren noch da. Wir lesen zum Kaffee alle vorhandenen Zeitungen bis zur Curliste durch. Es regnete, was es vom Himmel wollte, und da der Kaffee längst getrunken war, so mußte denn der höchst gefährliche Rückzug endlich doch angetreten werden. Bei der Kirche schlugen wir uns rechts und retirierten schwachvoll über die Kaffeebaumsbrücke. Wir blieben dann zu Haus, und ich las spanische Lektionen. Heute nun ist der köstlichste Sonnetmorgen, den Du Dir denken kannst, sonnig und frisch zugleich, ich bin lustig wie ein Spaz. Ich fand an Sprudel den Dr. Biesenthal, früher Registrator im Ministerium des Innern zu Berlin, jetzt Pensionär in Leipzig, einen Freund des Geh.-Rats Jacoby, der hier begraben liegt; bei dem hatte ich ihn vor Jahren kennen gelernt, er redete mich an, hatte erst nicht getraut, weil ich jetzt so wohl aussehe, damals so leichenhaft. Nun kam ein ganzer Schwubb litterarischer Mittheilung, der mir wohl thut, wie Heimatlust, denn von Litteratur habe ich seit Berlin kein Wort gehört. Aber nun, Kindlein, habe ich genug geschrieben, lebe wohl, hasta la vista, Dein treuer Vater.

Carlsbad, 25. August 1872.

Habe Dank für Deinen Brief, obgleich außer über Fontane, nicht viel darin stand. Wirst auch modern, und schreibst Deine Briefe ohne Anknüpfung an die meinen, in denen doch Punkte genug waren. Wirst aber wohl auch satt haben? Gestern gingen wir ins Theater, aber nach dem 2. Act wieder heraus; mir war als sei ich der Länge lang in eine Mistpfütze gefallen, und noch heute habe ich das Gefühl, als sei mir ein schweres Unrecht zugesügt worden. Nun, nie wieder! Vorgefarn, ich wußte es leider nicht, begruben sie den spanischen Obristen Kingon; vor 30 Jahren stand sein Name in jeder Zeitung, jetzt kannte ich ihn allein noch. Er befehligte die „Mantel- und Rümpfburschen“ von Alma; war Einer der kühnsten Carlistenführer, General Zumalacaregny fiel in seine Arme, als er bei Bilbao erschossen wurde. Nach der Convention ging er ins Exil; er lebte seit 1840 einsam und vergessen in Stettin. Krank kam er hierher; seine letzte Freude war Don Antonio de Trueba, den ich ihm lieb auf Bitte meines alten Bürgermeisters. Seinen Ehrendeggen hat Doctor Hase von Prag für 500 Gulden gekauft; davon wurde er begraben. Ich habe ihn beifolgendes Gedicht nachgesendet in sein einsam Grab in fremder Erde, hebe es mir auf, wenns was taugt, man verliert hier das Urtheil. Gestern las ich in Heinrich Wuttke's gelehrtem Werke über das Christthum (Dr. Biesenthal hat es mir geliehen) den Satz: „Wer schreibt spricht zum Gesicht, wer liest hört mit dem Gesicht.“ Das kam mir gestern ganz wunder-voll vor, heute erscheint mirs fast platt. So geht es dem Menschen beim Sprudel!

Carlsbad, 29. August 1872.

Zur Belohnung für Deinen Brief will ich Dir mittheilen, daß die Moor-Cultur eigentlich gar keine Cultur ist, sie ist eine bloße Brand-Cultur, man schürft die Sohle des Bodens ab und setzt sie in Brand, das ist alles; wodurch nun der Boden fruchtbar wird, ist noch nicht genügend erklärt, der Durchwärmung, der Entsäuerung, der Abscheidung schreibt man es zu, vermag es aber nicht zu beweisen. Eine Bestellung ist es garnicht, was nun stattfindet, vieler Orts eggt man den Boden nicht einmal, man

strent im Juni den Buchweizen, Haibeforn ein und erntet im September. Es ist aber ein reiner Raubbau, denn das jungfräuliche Moor trägt höchstens sieben Ernten, dann ist es tot und muß wenigstens zehn Jahre liegen, ehe es auch nur etwas wieder trägt. Außerdem gehört der Buchweizen zu den Getreiden, die am allerleichtesten misraten, daher oft die furchtbare Not der armeneligen Moorbauern. Freilich hat man versucht, nach der Buchweizen-Ernte noch Roggen einzusäen, er giebt aber im allerbesten Falle noch nicht das zweite Korn, was mir wirklich sehr leid thut. Möchte die neue Colonie Neu-Arenberg mit ihrer Versuchstation für Moor-Cultur bald recht günstige Erfolge aufzuweisen haben!

Meine Cigarten sind zu Ende, ich habe aber recht gute Oesterreicher, nur sind sie impertinent theuer.

Ich freue mich, daß Dir mein Don Luis Rinçon so wohl gefallen und lege deshalb wieder ein Gedichtchen bei, geht das auch an, so schreib mir beide ab, und behalte die Originale für Dich als Andenten; es werden wohl die letzten Blüten vom alten Baum sein, der einst überreich geblühet und den Boden unter sich dick mit tauben Blüten bestreuet hat. Herbst überall, mein Kind, das kann aber nicht anders sein, und Gottes Sonne scheint auch im Herbst so warm, so schön, so erquicklich. Hasta la vista. Dein treuer Vater und Colleague.

Carlsbad, 31. August 1872.

Von einem Juden zum andern ist nicht so weit, wie von Napoleon zu Wellington (nach Heinrich Heine, dem Napoleons-Küster, ist das der größte Abstand, Napoleon jeder Joll ein Gott, Wellington ein gelbgrauer Kerl im gelbgrauen Rock — die gelbgrauen Russischen Mäntel, die jetzt in Berlin flanieren, verraten Dir, daß damit kein Compliment beabsichtigt ist), also zu unserm großen Collegen, dem englischen Premier-Minister und Toruminister Benjamin d'Zerzeli. Ich habe mir aus den drei Kammern seinen neuesten Roman Lothar geholt (französische Uebersetzung, die einem italienischen Garibaldianer gewidmet ist), seltsames Buch, eine Aufbedung der Thätigkeit und der Erfolge der römischen Propaganda in England — Du, es muß sehr saul in England stehen, denn es ist kein Zweifel, daß die römischen Erfolge nicht nur groß, sondern auch tief sind. Rom hat nicht nur die Hochkirche völlig geworfen (der Dsfordor Professor versichert mir, daß das Christ-Church-College, das aristokratischste in Dsford, völlig latholisch sei; es fehle nur noch der Name), sondern auch, daß die schottische Kirche kaum noch widerstandsfähig; geht der Paps mit der Einsetzung der schottischen Hierarchie vor, was jetzt im Werk ist, so stürzt die Knox-Kirche zusammen. Uebrigens ist Knox eine Figur, die mir so mißfällig wie möglich ist, aber ein tüchtiger Kerl war er doch. Aus dem Lothar sieht man, wie's die Katholiken machen; sie behaupten, der ganze Abfall von Luther bis heute beruhe auf Unwissenheit, falscher Uebersetzung biblischer Stellen und grober Unkenntnis des Lebens orientalischer Völker. Da liegt ein Körnlein Wahrheit drin, aber eben nur ein Körnlein, das reicht aber zu vielem aus. Ferner erklären sie jeden Christen für einen Katholiken, „der arme Narr weiß es nur nicht.“ Die Religion ist für die Erde, was die Seele für den Menschen ist. Das ist freilich nichts weiter als ein schöner Vergleich, aber mit diesem Vergleich sieht der große Mann mit dem Fischerring in Rom die Frauenseelen in England und die Männer folgen von selbst. „In zwanzig Jahren ist der Paps der mächtigste, wenn nicht der einzige Monarch auf Erden!“ Dies Wort wird in England offen gepredigt; wemms nicht wahr wäre, ein englischer Premier-Minister könnte es nicht unter seinem Namen drucken lassen. „Alle Regierungen sind dem Paps feindlich, er kann einzig und allein nur auf die französische zählen, auf die kann er immer zählen, mag sie auch statt der Krone eine Jacobinermütze tragen.“ Wie weit das wahr ist, vermag ich nicht zu sagen, aber ganz unrichtig ist es sicher nicht. Was mir aber aus alledem, was ich hier von Engländern höre, klar ist, das ist, daß wir über das, was in England vorgeht, noch viel schlechter unterrichtet sind als über das, was sich in Spanien begiebt. Schön ist die Antwort, die der Paps den Engländern gab, als sie ihm eine Zusucht in Malta anboten: „Malta ist wohl ein

Felsen, aber nicht der, auf den meine Kirche gegründet ist!" Disraeli kann das wissen, denn er war damals Premier. Papst hin, Papst her! es ist doch schön, daß in dieser materiellen Zeit eine geistige Gewalt sich so machtvoll ringend die Ehren des Kampfes erstickt und so zuversichtlich auf den Sieg hofft. Ich weiß, daß die römische Kirche, so wie sie ist, nicht siegen kann, aber ich weiß auch, daß unser Fürst-Reichskanzler mit seiner Klingheit und dem gesamten geistigen deutschen Reichsheer den alten Priester im Vatican nicht bezwingen wird. Ja, ich würde es für ein Unglück halten, wenn diese geistige Gewalt gebrochen würde zu gunsten einer Reichseisenbahndirections-Kirche und wir alle ohne Unterschied in einer Uniform in den Reichsposit-Stephansdom getrieben würden. Selbst im heftigsten Kampfe mit Rom bleibt der Papst immer noch unser bester Allirter im Kampfe mit der brutalen Gewalt der Thatfachen und Zahlen. Und Bismarck wird noch eine Niederlage erleiden; ich habe hier vorgestern einen Straßburger Professor gesprochen, deutsch durch und durch, er sagt: Bismarck und ganz Deutschland ist getäuscht, der Elsaß wird nie ein deutsches Land; seit man die protestantische Geistlichkeit ebenso vor den Kopf gestoßen hat, wie die katholische, hat man nicht einmal eine Handhabe mehr. General Graf Bismarck-Bohlen war auf dem rechten Wege, man rief ihn ab und legte alles in liberale Hände; da drängten sich die liberalen und rabidalen Elemente vor, die beim ersten Stoße nach Frankreich zurückfallen werden. Die deutschen Liberalen drücken die kirchlichen und conservativen Elemente viel mehr als es die napoleonischen Präfecten gethan haben. Conservative, Republikaner, Kirchliche, Katholische, Beamte und die im Elsaß ungeheuer einflußreichen Juden, alles ist, wenn nicht französisch, so doch anti-deutsch. Es war mir das neu nicht gerade, denn etwas Aehnliches hatte ich mir schon gedacht, aber ich hatte es noch nie mit solcher Sicherheit von einem competenten Manne aussprechen hören und es ist ein großer Satz: die Geschichte läßt sich nicht repristinieren. Was Gott zerrissen, kann der Mensch nicht wieder anknüpfen. Ein gefallenes und vertriebenes Fürstengeschlecht hat keine Dauer, wenn es auch restauriert wird. Siehe Stuart und Bourbon! Wir haben den Elsaß verloren, wir werden ihn nicht wieder gewinnen trotz des unvermeidlichen Auerbach. Es ist eben Repristination! Das mag den deutschen Enthusiasten wehe thun, nun, uns thut es auch wehe, daß die legitimen Bourbonenthronen sich nicht wieder aufrichten lassen; mich schmerzt auch Elsaß, aber die Weltgeschichte lehrt sich an keine Gefühle und wenn sie auch in Millionen Herzen leben.

Ade, mein liebes Kind, hasta la vista!

Carlsbad, 22. August 1872.

Viele Briefe werde ich Dir nicht mehr schreiben, denn ich habe das Briefeschreiben so satt wie die hochtrabenden spanischen Reden, die mir eigentlich doch so sehr zusagen, die seit fast drei Wochen hier meine einzige geistige Nahrung gewesen sind; ich habe meinen Freund Don Antonio de Trueta in die Ecke geworfen, man kann nicht immer Gusswiesbad essen, auch wenn er knusperig ist. Horn hat mir sein Buch: „Bei Friedrich Carl“, zwei stattliche Bände, aus Bamberg hergeschickt. Es ist ein schönes Buch, sehr bescheiden und mannigfaltig; darin findet sich eine ganz anerkennende und hübsche Würdigung der Simon, mache sie gelegentlich darauf aufmerksam. Gestern brachte mir mein alter Bürgermeister mit dem herkömmlichen Redeschwall des Oestreichers den Bazar mit dem hübschen kleinen Aufsatz „bei Mutter Simon“; heute habe ich denselben Deiner lieben Mutter vorgelesen. Sie war auch erfreut über denselben und sagte, Du habest ein besonderes Talent für dieses kleine Genre. Das ist richtig, aber ich hoffe, mein Colleague wird auch Größeres leisten. Hast Du meinen Artikel von der Moldau gelesen? Mir sind Deine römischen Correspondenzen nicht entgangen. Die Oesterreichische Valuta steht jetzt dem Silber fast gleich; es ist erstaunlich, wie sich das Land wieder gehoben hat. Schreibe bald wieder an Deinen trenen Vater.

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Das Resultat der Landtagswahlen in Preußen liegt zwar noch nicht auslich vor, wird aber allem Anschein nach dahin führen, daß es mit dem Machtverhältnis der Parteien wesentlich beim Alten bleibt.\*)

Ueberrascht wird dadurch niemand sein, aber ebensowenig wird irgend jemand dasjelbe bestimmt vorhergesagt zu haben behaupten. Im Gegenteil. Auf Prophezeiungen ließ kein Mensch sich diesmal ein und selbst die erfahrensten Diagnostiker zuckten mit den Achseln. Der Liberalismus ist völlig ideenlos geworden; er vertritt auch nicht mehr den Schatten eines positiven Gedankens, sondern gnäht sich unter Stöhnen über die „Reaction“ mit einigen obsolet gewordenen Schlagworten immer aufs neue ab, am liebsten mit den Zöllen „auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse“; dem Conservatismus ist der ganze Lauf der Dinge und die tiefere Unterströmung der öffentlichen Meinung günstig, er vertritt die Ideen der Zukunft, aber er leidet schwer unter den Unbegreiflichkeiten einer planlosen Regierungspolitik, welche die treue und opferwillige Arbeit ihrer besten und zuverlässigsten Freunde mit kalter Abweisung belohnt.

In der That sind denn auch Agitation und Lärm der Wahlbewegung oft schon lauter und stürmender gewesen, als heuer in Preußen. Schwertlich jemals wird aber die innere Confusion der Parteien und Personen größer gewesen sein, als im Herbst 1882. Auch auf dem Gebiet der politischen Parteien galt jetzt das wirtschaftliche Schlagwort: Krieg aller gegen alle. Centrum, Conservative, Freiconservative, Rechtsliberale, Linksliberale, Fortschritt „in Ladstiefeln“, Fortschritt mit Knotenstod, Socialdemokraten — da sind auch nicht zwei, die sich nicht unter einander befehdeten, da ist auch nicht einer, der Gnade sände vor der Regierung, bei der nunmehr fogar die Freiconservativen der Meuterei verdächtig geworden sind.

Fangen wir von rechts her an die Parteien zu durchwandern, so ist leider zunächst zu constatieren, daß in die kaum hergestellten besseren Beziehungen des Centrums zu den Conservativen ein tiefer Riß gekommen war. Und zwar diesmal unzweifelhaft ausgegangen von katholischer Seite, speciell von Breslau. Das muß festgestellt und festgenagelt und kann von uns an dieser Stelle um so unbefangener gesagt werden, als wir stets im Kulturkampf das schwere Unrecht der Protestanten gegen die katholische Kirche beklagt und bekämpft haben, und als wir nichts verhehlen von unserer Besorgnis, daß ein Damm auf Wittenberg lasten und Rom sich ausbreiten wird, so lange wir nicht den Mut haben, dieses Unrecht zu beseitigen und völlig zu fällen.

Gleichwohl erwarteten wir keineswegs, daß die katholische Presse den Friedensstörer verleugnen und blossstellen sollte. Das wäre zwar nicht vom moralischen, aber vom politischen Standpunkt zu viel verlangt gewesen. Aber starkes Bestreben mußte es doch erregen, wenn ein katholischer Wahlausruf erschien, der sich bemühte, uns Evangelisch-Conservative als die Händelsucher hinzustellen, und gar „ausdrücklichen Einspruch“ erhob gegen „die Versuche durch Hervorrufen von Zwietracht unter den Confessionen das Friedenswörter zu stören“, oder wenn es anderweit als ein „Entgegenkommen“ des „Herrn Fürstbischofs“ ausgerufen wurde, daß dieser unter dem Druck der allgemeinen Enttäufung und vielleicht auch in der Voransicht, daß ihm die Kaiserfeste in Schlesien manchen unerfreulichen Anblick gebracht haben würden, seinen Fehlschritt zurückgezogen hat.

Es ist aber die neue Differenz um so tiefer zu beklagen, als bisher die Verständigung ohnehin ein hohes Maß von kirchlicher Objectivität und öcumenischer Gesinnung

\*) Kunz. b. d. Correctur: Das Resultat hat sich schließlich viel günstiger für die Conservativen herausgestellt; es sind 18 Sitze gewonnen, mithin Centrum und Conservative auch ohne die Freiconservativen eine Majorität.

auf beiden Seiten verlangt hat, Eigenschaften, die ja leider nicht entfernt so verbreitet und vor der Welt verwertbar sind, als spitzfindige Dialectik oder tosende Leidenschaft, und als es für die Evangelisch-Conservativen wahrhaftig keine Kleinigkeit gewesen war, das placet weiterer Kreise auch nur für ein ad hoc-Bündnis mit dem Centrum zu gewinnen. Nicht nur das von unserem Standpunct aus berechnete Mißtrauen, sondern auch alle kaum beschwichtigten ungerechten Vorurteile sind wieder erwacht zu größerer Lebenskraft als zuvor.

Und wie man in den Wald hineinruft, so schallt's herans. Die kirchliche Vereinigung der Freunde der „positiven Union“ in der preussischen Landeskirche hat in Berlin einen „Tag“ gehalten, hat über „wahre und falsche Parität“ beratend nicht nur den principiellen, sondern auch den actualen Conflict mit Rom auf die Tagesordnung gesetzt und durch die Art der Behandlung eine so nachdrückliche Kundgebung gegen Rom geliefert, daß dieselbe von der Presse aller Parteien, nicht nur als eine kirchliche, sondern erheblich mehr als eine politische angesehen ist. Referent war an erster Stelle Herr Hosprediger Baur. Derselbe erklärte unter Zustimmung seiner Zuhörer, daß er nirgends das Antichristentum so scharf ausgeprägt sehe, als im gegenwärtigen Papsttum, oder auch daß wir Evangelische mit den Katholiken nicht einmal das Apostolicum gemein haben, weil schon die beiden ersten Worte „ich glaube“, dort anders ausgefaßt würden als bei uns. (Hier „Gehoriam des Glaubens“, dort „Glaube des Gehoriams“). Vor allem aber legte Redner unter besonders lebhaftem Beifall ein nachdrückliches Zeugnis ab gegen zu weitgehende Commivenz der Conservativen und des Centrum's.

Selbstredend ist es schwierig für uns, zu dieser Kundgebung Stellung zu nehmen. Vom kirchlichen Standpunct aus kann natürlich gegen das Thema als solches nichts erinnert werden, also auch nichts gegen Resolutionen, welche die Anschauung der Versammlung wiedergeben. Jeder Confession muß das Recht gewahrt bleiben, zumal wenn sie provociert ist, ihre Anschauungen öffentlich zu bekennen.

Vom politischen Standpunct aber, der freilich wieder für eine kirchliche Versammlung nicht maßgebend sein darf, könnten wir, ohne damit einen Vorwurf zu erheben, die Sache bedauern, teils weil sie im gegenwärtigen Augenblick ein störendes, den „Culturfrieden“ hemmendes Moment bildet, teils weil sie nicht nur gegen Rom, sondern auch gegen die Conservativen sich richtete.

Diesen letzten Protest hätten wir, offen gestanden, kaum für notwendig gehalten. Ist doch mit geradezu peinlicher Aengstlichkeit eben von dieser Partei der Standpunct des ad hoc-Bündnisses stets gewahrt worden; nirgends täuscht man sich darüber, daß die Katholiken die Herrschaft über den Staat und dann die Ausrottung der Ketzerei erstreben. Aber ebenso wenig täuscht man sich darüber, daß das Streben der modernen Staatsomnipotenz, in die Kirche hineinzuregieren, staatliche Gesichtspuncte da anzustellen, wo nur kirchliche maßgebend sein sollten, sich gesetzgeberisch im „Culturkampf“ in schwerem Unrecht verstrickt hat und daß der Kampf der Katholiken um die Unabhängigkeit ihrer Kirche bis zu einer bestimmten, noch lange nicht erreichten Grenze als berechtigt anzuerkennen ist, ja geradezu von ihnen auch für uns mit durchgesehen wird.

Vom evangelisch-politischen Standpunct aus hätte uns daher ein mutiger Protest gegen den Culturkampf ungleich notwendiger erschienen, als Seitenhiebe auf die Conservativen — von rein politischen Gesichtspuncten ganz zu geschweigen. Denn es ist bekannt, daß das Centrum sich aus verständigen, gesunder Socialreform wohlgenigten Mitgliedern zusammensetzt, während der Liberalismus sich hartnäckig jedem Fortschritt auf diesem Gebiet entgegenstemmt. Den Beweis e contrario können wir ansetzen: ein großes jüdisch-liberales Blatt beglückwünschte den Referenten zu seiner Stellungnahme, unwillkürlich an Friedrich Wilhelm's IV. Glosse zur Hugenotten-Oper erinnernd: „Protestanten und Katholiken schneiden sich die Häse ab und der Jude macht Musik dazu.“

Auf katholischer Seite war natürlich der äußerste Unwille hervorgerufen und es wurde Berechtigtes und Unberechtigtes gegen uns vorgebracht. Unberechtiget war aller

und jeder Protest gegen die Form der Angriffe, denn auch der stärkste diesseits gebrauchte Ausdruck reicht entfernt nicht an die gegen uns beliebten Injurien der beiden jüngsten Päpste heran, von Perrone und den *dis minorum gentium* gar nicht zu reden. Berechtigt und bis zu einem gewissen Grade beschämend für uns ist dagegen jeder Hinweis der Katholiken auf die ungeheure Macht des Unglaubens in eigenen Lager, auf die vielen evangelischen Kirchenregimente, in denen völlig ungläubige, im wahren Sinne des Wortes antichristliche Leute sitzen, während wir nicht leugnen können, daß augenblicklich den päpstlichen Stuhl ein wohl in den Irthümern seiner Kirche besangener, aber persönlich vorwurfsfreier, gläubiger Christ einnimmt. Und wenn wir weiter zugeben müssen, daß von der großen rationalistischen Indifferenz-Union des vorigen Jahrhunderts, die alle Confessionen in den Logen der Freimaurer zusammenführte, die katholische Kirche Dank ihrer ausgezeichneten Organisation und Dank der geringeren Ansprüche, die sie in Hinsicht wahrer Sinnesänderung an ihre Mitglieder stellt, sich viel schneller erholt hat als wir, daß also äußerlich angesehen drüben viel geordnetere Zustände herrschen als bei uns, daß speciell in Berlin sonntäglich schwerlich 2% des Volks in die Kirche, 98% aber ins Wirthshaus gehen — so wird uns wenigstens die ganze Größe der Aufgabe, die noch gethan werden soll, vor Augen treten.

Auf der anderen Seite wünschen wir freilich nichts weniger, als das bei den Katholiken durch den unglücklichen Culturkampf ohnehin hervorgerufene, maßlose Selbstgefühl diesseits noch zu stärken. Im Gegenteil. Wenn Herr Winthorst in einer Wahrede die Zeit in doch wohl nahe Aussicht stellt, wo „die gläubigen Protestanten begreifen werden, daß sie kräftigen Schutz nur finden unter dem mächtigen Turm des Centrums — den Schutz gegen die Mächte des Umsturzes“ — so können wir hier die Mahnung des Redners um Einkehr im eigenen Hause nur rund zurückgeben. Die Kraft des deutschen Katholicismus beweist nichts, denn Deutschland ist das Land der Reformation. Ubrigens aber hat sich der Katholicismus bisher geschichtlich als völlig unfähig erwiesen, auch nur irgend einen Staat vor „Umsturz“ und Verfall zu bewahren, den schlechtestregierten der Welt, den Kirchenstaat, nicht ausgenommen. Überall ist die katholische Kirche weltförmig geworden und mit den Staaten gesunken — ein Salz, das seine Kraft verloren hatte. Nirgends auf dem Continent giebt es noch Königtum von Gottes Gnaden, giebt es Mannentreue im Heer und Autoritätssinn im Volke, als nur im evangelischen Deutschland. Das sollten doch alle diejenigen recht ernsthaft erwägen, welche drüben vom bevorstehenden endgültigen Zusammenbruch des Protestantismus träumen, küstern, reden, denselben schon buchhändlerisch *escomptieren*, oder gar wie Prof. Janssen in seinem neuesten Pamphlet\*), einer Kritik seiner Kritiker, in laute Prahlereien ausbrechen.

So nahe ist die Entscheidung zwischen Rom und Wittenberg noch nicht, mag auch Herr Janssen uns den Todesstoß versetzt zu haben glauben. Im Gegenteil. Es werden noch manche jetzt sehr warme Köpfe kalt, manche jetzt sehr spize Federn stumpf werden, vielleicht Jahrhunderte hingehen, bis sich's herausstellt, zu welcher Kirche sich der Herr bekennt; ob zum Protestantismus, der vor wenigen Jahren das große Werk der Bibelübersetzung in alle jetzt lebende Sprachen vollendet hat und das Schriftwort als Gottes Wort hinaus trägt in alle Welt, oder zur Kirche der neu erfundenen Dogmen vom unfehlbaren Papst und von der unbesleckten Empfängnis. Kommen wird die Entscheidung. Principien wirken sich aus — darüber kann man ganz unbezorgt sein.

Daß es einer oder der anderen Confession gelingen sollte, ihre Gegner durch geschichtliche Beweisführung oder dogmatische Dialectik zu überwinden, bezweifeln wir, ohne damit die Notwendigkeit solcher Abwehr zu bestreiten, wenn man uns angreift. Die Diskussion wird aber im besten Falle damit enden, daß zu vielen alten eine neue Bilanz des gegenseitig geübten Unrechts und der gegenseitigen Schäden aufgemacht wird. Gegen vierhundert Jahre haben wir uns nun, von grundverschiedenen Principien aus-

\*) Wir freuen uns mittheilen zu können, daß Herr Consistorialrat Prof. Dr. Ebrard in Erlangen demnächst in besonderer Flugschrift diese Janssen'sche Antikritik unter die Lupe nehmen wird.



gehend, auseinander entwickelt und stehen mittlerweile so weit getrennt, daß wir uns kaum noch sehen, geschweige denn hören und verstehen. Evangelische Geistliche bezeichnen den Papst als Antichristen und dieser wieder bezeichnet jene als „Schwindler“ und „Apostel des Teufels“. Janßen sieht in der Reformation, mag er es auch bestreiten, den Sündenfall des deutschen Volkes; und wir zweifeln keinen Augenblick, daß wir im Bekenntnis der Reformation die höhere Stufe christlicher Wahrheitserfassung durch Gottes Hilfe erkliegen haben.

Eintweilen erhofft jede Confession den Sieg für sich. Äußere Anzeichen irgend welcher Verschiebungen des Besitzstandes sind bisher nirgends zu erblicken. Seit Reformation und Gegenreformation zum Abschluß gekommen, kann nun schon seit mehr als hundert Jahren keine Confession sich nennenswerter Eroberungen auf Kosten der andern rühmen.

Der Prophezeiungen thut man also am besten sich bis auf weiteres zu enthalten. Will man gleichwohl Zukunftsberechnungen anstellen, so wird man vor allem die incommensurablen Größen kirchlichen Lebens nicht vergessen dürfen; sich erinnern, daß die eigentlichen Soldaten der streitenden Kirche oft am wenigsten die Stürmer sind, die vor der Welt als solche erscheinen. Die wahren Siege der unsichtbaren Kirche werden nicht immer im Rüstzeug weltlicher oder intellectueller, sondern mit geistlichen Waffen erkochten, durch Glauben und Beten; weder dem „Haß gegen Rom“, noch einem Papste, der bedauert, daß ihm „die Machtmittel“ fehlen, protestantische Schulen auszurotten, nicht der tieferen Feindschaft wird einst der Preis zufallen, sondern der größeren Liebe; nicht prahlender Hochmut, sondern stille Demut ist die Siegesstimmung des Christen. Und „die Letzten werden die Ersten sein“ — bleibt doch wohl Grundgesetz im Reiche Gottes.

Übrigens hat alle zeitweilige Mißstimmung den beiderseitigen Wunsch der Katholiken und Conservativen, die Wege der Socialreform und des „Culturfriedens“ auch ferner gemeinsam zu gehen, nicht stören können. Der Streitfall war nur ein Zwischenfall, der sich fast in Widerspruch setzte zur Logik der Situation. Die Logik wird recht behalten. Und auch das wird nichts thun, daß Münzer und Carlstadt sich bereits an die Hochsöhne der „positiven Union“ gehängt haben, daß Prof. Beyerslag in Berlin gegen Rom gedonnert hat\*) und auch die „freisinnigen“ Geistlichen Hamburgs sich eine herrliche Gelegenheit, Skandal zu machen, nicht entgehen lassen wollen.

Noch mehr als zum Centrum hat sich leider das Verhältnis der Conservativen zur Regierung, wenigstens zeitweilig, getrübt. Es kann den Leitern der Regierungspressen schwerlich unbekannt gewesen sein, daß innerhalb der conservativen Partei sich bei aller Gemeinsamkeit gewisser großer Gesichtspunkte, doch mehr und mehr zwei Richtungen ausgebildet haben: die eine vor allen Dingen bemüht, ein gutes Verhältnis zur Regierung aufrecht zu erhalten und bereit, diesem Bemühen nicht unerhebliche Opfer zu bringen, geneigt, den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vorzuziehen, d. h. zufrieden zu sein mit einem spärlichen Einfluß auf die Entwicklung der öffentlichen Dinge, wenn denn doch einmal und so lange die unbedingte Leitung derselben nicht möglich sei. Dieser Conservatismus hat seine Heimat vorzugsweise im Osten; sein

\*) Anm. h. d. Correctur: Die sogenannte Mittelpartei hat in Berlin getagt und die positive Union in antidörmischer Regation weit überboten, auch leider den Beweis geliefert, daß Leidenschaft blind macht. Denn was ist es anderes als blinde Leidenschaft: zu protestieren, daß Rom uns nicht als Christen anerkennt und dann selbst in demselben Atem und ohne die geringste Einschränkung Rom für widerchristlich zu erklären? Zudem trat die Schwäche dieser ganzen Richtung, daß sie eben nur in der Regation einzig ist, deutlich genug zu Tage. Man berief sich darauf, daß die Gründe, die Luther zum Protest gegen das Papsttum veranlaßten, auch heute noch bestehen. Gewiß! Aber die Gründe die Luther veranlaßten sich nicht mit der Regation zu begnügen, sondern Rom gegenüber eine Position zu gewinnen, bestehen ebenfalls noch. Die Mittelparteien beschäftigen sich aber vor allen damit, die vorhandenen Positionen zu zerstreuen, unsere Fesslungen abzutrennen und sich generaliter mit „dem Bekenntnis und den Grundätzen der Reformation“ oder mit anderen Raatschulworten wie „positiv“ und „eogonisch“ zu begnügen, der Ausdehnung bischöflicher Competenz aber erst recht entgegenzuwirken. Versprengter Subjectivismus bleibt übrig — weiter nichts. Wir können des Gefühls nicht frei werden, daß die Herren bei aller antidörmischer Begeisterung — für Rom arbeiten!

geschichtlicher Ausgangspunkt liegt aber in einer früheren und völlig anderen Gestaltung unserer politischen Verhältnisse. Die andere Richtung, jetzt auch in den größten und verbreitetsten Organen unserer Tagespresse vertreten, weist dagegen energisch darauf hin, daß die conservative Partei mehr als bisher Volkspartei werden sollte, wenn sie in den breiten Schichten des bürgerlichen Mittelstandes, wenn sie im südlichen und westlichen Deutschland Boden fassen will, daß ihr nichts mehr geschadet hat, als freimaurerisches Einverständnis mit einer doch vielfach schwankenden Regierung, nichts nützen kann, als die mutige Initiative einer festen prinzipiellen Überzeugung, wenns irgend sein kann u. i. t., wenns aber nicht anders geht, auch gegen die Regierung. Wobei es sich von selbst versteht, daß diese Initiative sich streng in den Grenzen zu halten hat, welche rechtlich die Verfassung und sittlich die Ehrfurcht eines christlichen Gewissens gegen die Obrigkeit zieht, daß sie aber eben unter diesen Bedingungen nicht Recht, sondern Pflicht ist.

Diesen Gegensatz innerhalb der conservativen Partei hatte man bisher wenig beachtet, zu den bezüglichen Äußerungen unserer Presse officiöserseits meistens geschwiegen. Jetzt aber hat eine in Berlin gehaltene Rede des Herrn von Rauchhaupt, in welcher er den Nachweis zu führen suchte, daß die Conservativen in ihrer Gesamtheit eine freie, unabhängige Partei bilden, welche stets fest und selbständig der Regierung gegenübergetreten habe, anscheinend die Besorgnis erweckt, es könne die unabhängigere Richtung auf Kosten der gouvernementaleren sich ausdehnen. Die officiöse Presse begann eine bitter-scharfe Polemik; man schlug auf den „Reichsboten“, auch da wo man Herrn von Rauchhaupt weinte, dessen Äußerungen man kurzweg jener Zeitung unterschoob. Für alles von gedachtem Redner dem Reichskanzler gespendete Lob war man taub. Herausgehört hatte man nur, daß „jede Unterstützung der Regierung vor den Wählern als ein pudendum hingestellt worden sei, daß Redner „die Scalpe gezählt“ habe, die er erbeutet, sich nämlich „der Thaten gerühmt, welche er im Kampf gegen die Regierung des Königs vollbracht.“

Hätte man sich mit dieser leichten Färbung der Rauchhaupt'schen Äußerungen begnügt, so blieb die Sache erträglich. Aber nun schoß die officiöse Presse in wunderlichster Weise über das Ziel hinaus. Sie stellte die These auf, daß ein correct Conservativer „ohne Vorbehalt“ der Weisung von oben zu folgen, der Führung des Reichskanzlers in strammer Disciplin sich anzuvertrauen, kurzum im Auftrage der Regierung als meinungs- und charakterloser Statist der öffentlichen Discussion anzuwohnen habe, widrigenfalls er den Parlamentarismus genau so wie die Liberalen erstrebe und auf den Namen eines Royalisten keinen Anspruch mehr erheben dürfe. Dann wurde offen gedroht, es solle den Conservativen alle Hilfe der Regierung entzogen werden; dieselbe könne nur die Freundin ihrer Freunde sein.

Selbstredend wurden diese Maßlosigkeiten auf der ganzen conservativen Linie ruhig und sachlich, aber einstimmig zurückgewiesen; sie erzielten sogar das in der Erbitterung des Wahlkampfes doppelt merkwürdige Resultat, daß Centrum und Liberale in ihren größeren ernsthaften Organen den Conservativen secundirten, speciell der treffenden Polemik des „Reichsboten“ volle Gerechtigkeit widerfahren ließen.

So groß war das Ungeheuer der Officiösen gewesen. Etwas weniger plump formuliert, hätte die These der „N. A. Z.“ großen Schaden stiften, hätte, was vielleicht beabsichtigt war, eine offene Spaltung der Conservativen bewirken können. Und dann würde sie besonders schmerzlich da empfunden worden sein, wo eben die Conservativen mit unsäglicher Mühe und großen Opfern dem Liberalismus einiges Terrain abgerungen haben, wo aber alle und jede Voraussetzung für ministeriellen Absolutismus fehlt. Glücklicherweise, könnte man darum fast sagen, war diesmal der officiöse Anspruch unerreichbar hinausgewachsen über alle Bestätigungsmöglichkeit durch den Erfolg.

Hinterher hat man das eben gefühlt und den Rückzug angetreten. „Für die königliche Regierung ist es nicht nur würdevoller, sondern auf die Dauer auch nützlicher, wenn sie in der Minorität bleibt, als wenn sie im Namen des Königs von den Parteien die Unterstützung derselben als Almosen entgegennimmt, dessen Gemährung unter der öffentlichen Kundgebung der Geringschätzung und der Beschämung

über diese Art von Gemeinschaft stattfindet.“ Das war der letzte Trumpf, wie man hoffen darf aber nur der Ausbruch zeitweiliger Verstimmung der Seite, die unrecht hat, und kein Programm für die Zukunft.

Und doch. Hat spontan die Rede des Herrn von Rauchhaupt den Zwist hervorgerufen, und folgeweise die Verstimmung, — so liegt zwar schwerlich ein wohlbedachter Plan, wohl aber ein Wunsch, eine Velleität der offiziellen Polemik zu grunde: die immer noch vorhandene tiefe Sehnsucht nach einer Mittelpartei, nach einer conservativ-liberalen Mittelpartei, welche das Tabakmonopol bewilligt.

Gegen das Monopol an sich haben wir nun nicht so sehr viel einzuwenden; aber von der principiellen Seite der Frage abgesehen, bleibt es auch praktisch unerfindlich, wer die liberal-conservative Majorität bilden soll. Ein paar Officiere ohne Armee sind vorhanden, weiter nichts. Doppelt schmerzlich bleibt es also, daß eine Regierung, die eine zuverlässige Majorität für jede verständige Reform haben kann, sich nach einer unzuverlässigen umsieht; daß sie die eigentlich constitutiven Momente der conservativen Partei, die christliche Weltanschauung und die Königstreue nicht hoch genug anschlägt, um die Trägerin derselben principiell und um ihrer selbst willen zu fördern und zu pflegen. Viel höher als diese Barren, die sich nicht gleich als harte Münze im Kleinverehr verwerten lassen, steht ihr die Macht, gleichviel wo sie sie findet. Und das ist zu bedauern. Denn mag auch diesmal der angerichtete Schaden gering sein, förderlich ist es unserm Ansehen im Volke auch nicht, wenn ein solches Maas von Welt- und Menschenverachtung uns gegenüber enthüllt und entwickelt wird. Daß dergleichen sich leicht ansammelt bei denen, die auf den Höhen des Lebens wandeln, ist menschlich und natürlich und erfordert gewiß subjectiv das mildeste Urteil. Aber objectiv bleibt jede Schuld auch Schuld und keine Milde des Urteils kann sie sühnen.

Wie anders hätten die Wahlen ausfallen können bei verständiger Cooperation der Regierung und der Rechten!

Alle anderen Kämpfe und Spaltungen der Wahlbewegung in einzelnen durchzugehen, verlohnt nicht der Mühe. Genug, daß außer dem Centrum nicht eine einzige Partei besteht, die nicht in zwei oder mehr „Flügel“ zerfiel, und auch die Flügellosigkeit des Centrums ist mehr eine äußere, als eine innere. Verwunderlich ist es nur und interessant, daß einzelnen Politikern die Größe dieses Wirrwarrs immer noch nicht genügt und daß sie sich berufen fühlten, als Novatoren mit Proschären hervorzutreten, deren ausgesprochener Zweck es sein sollte, einer neuen, angeblich unbewußt vorhandenen und weitest verbreiteten conservativen Mittelpartei das verlorene Meisterwort zurück zu finden, einem schlummernden Dornröschen den schnalenden Erlösungskuß zu geben.

Sonst zu berichten ist wenig. Herr von Gossler, der preussische Cultusminister, hat in der bekannten und vielbesprochenen Crefelder Simultanschulangelegenheit nunmehr die Reconfessionalisierung mehrerer dortigen Simultanschulen veranlaßt und damit den Wünschen aller wohlgesinnten Leute in jener Stadt entsprochen. — Für die überaus wichtige Stellung im Cultusministerium, von welcher wesentlich die Besetzung der Professuren an den Universitäten abhängt, ist Professor und Staatsrat Althof von Straßburg nach Berlin berufen worden. Die Hoffnung, daß fortan mit dem Grundsatz des *medio tutissimus ibis* gebrochen werde, wird man an diese Ernennung kaum knüpfen dürfen; Besürchtungen ebenjowenig.

Bei unseren nächsten Nachbarn im Norden, in Dänemark, spizen sich die Conflictte zu. Die Regierung hat einen härteren Stand als je in ihrem Kampf mit der immer übermächtiger und übermütiger werdenden Linken. Zwar scheint letztere es diesmal nicht wie sonst auf eine Budgetverweigerung abgesehen zu haben, wie denn auch das Budget, welches dem jetzt wieder für ein halbes Jahr zusammengetretenen Reichstage vorgelegt worden, so unschuldig gestaltet ist, daß es selbst dem oppositionslustigsten Politiker unmöglich wird, Conflictspunkte darin zu finden; aber von den Führern ist nun die Parole ausgegeben worden: „ohne das Folketing (wo eben die Linke eine starke Majorität besitzt) darf im Lande überhaupt gar nichts vorgenommen werden“. Die

Linke beansprucht damit das Recht, auch die Administration zu beherrschen. Solange ihr dieses Recht nicht zugesprochen wird, will sie in den Händen des eisernen Conferenzpräsidenten Estrup „alles welken lassen“. Diese Negationspolitik hat man nun schon jahrelang befolgt, indem man principiell fast sämtliche Regierungsvorlagen, selbst wenn es sich um noch so dringliche Reformen handelte, nach der ersten Lesung auf Nummerwiederlegen in „Commissionsberatungen“, die aber in Wirklichkeit niemals stattfinden, von der Bühne verschwinden macht; und auf diesem Wege will man ferner verharren. Einen höchst merkwürdigen Aktiven hat diese Oppositionspartei in einem der obersten Geistlichen des Landes gefunden. Seine Wahl in das Folketing ist den Bemühungen der Radikalen zu verdanken. Es ist kein anderer, als der uns als asketischer Schriftsteller (sein Buch „Ans der Welt des Gebets“ ist auf deutsch in 8 Auflagen erschienen) sehr wohlbekannte, schon im Greisenalter stehende Bischof Monrad, der vor Jahren, ehe er sein Heil in Australien versuchte, als Minister die Geschicke seines Vaterlandes in der Hand gehabt hat. Er will zwar selber nicht zur Linken gezählt sein, und die tiefsinnigen Worte, die er als Alterspräsident an die Kammer richtete, klingen wie Friedensgruß und Friedensmahnung; er will, über allen Parteien stehend, alle Parteien mit einander veröhnen; jedoch die vom ganzen Lande begierig erwarteten Erklärungen sind derart, daß sich jetzt alles, was im Lande conservativ denkt, vor ihm bekreuzt. Er hat nämlich als das einzige, was dem Lande Heil bringen könne, den „Parlamentarismus“ proclamirt, und zwar den „Folketingsparlamentarismus“, den er sich nach englischem Muster denkt. Das ist Wasser auf die Mühle der Linken, die ja zum größten Theil eine reine Bauernpartei ist und höchst radicale Köpfe unter ihren Mitgliedern zählt. So mußte sich der ehrwürdige, aber räthelhafte Greis denn auch von einem Mitgliede der Rechten sagen lassen, daß er in seinen früheren „politischen Briefen“ gerade dieses Phantom mit Eifer bekämpft habe. Seitdem nun aber der Kampf um den Parlamentarismus sich „bischoflicher Approbation“ erfreut, werden die radicalen Elemente in dem kleinen Lande ihre herrschsüchtigen Häupter um so kühner erheben und, durch die Wahlsiege des nordwegischen Republikanismus animirt, noch verwegener als bisher die republikanische Fahne entfalten. So sind denn in dem trotz seiner, von Patrioten tief beklagten Wehrlosigkeit, äußerlich umfriedeten Ländchen die Friedensausichten sehr gering — doch bleibt ihm bei allen inneren Wirren und allem wirtschaftlichen Stillstand ein Trost, der nicht zu verachten ist: die Finanzen stehen brillant!

In Oesterreich ist das letztere bekanntlich nicht der Fall. Dafür gedeihen aber dort die Reformen. Soeben ist die endgültige Durchführung eines neuen Wahlgesetzes politische Thatsache geworden; der Census wird um die Hälfte herabgesetzt, die „Fünfguldenmänner“ sind emancipirt, d. h. es werden „auch jene Gemeindeglieder zur Wahl der Abgeordneten, bezw. der Wahlmänner berechtigt, welche eine Jahresschuldigkeit an landesfürstlichen directen Steuern von mindestens fünf Gulden zu entrichten haben“. Bisher betrug dieser Satz zehn Gulden. Bekanntlich war es den sogenannten „Deutsch-Liberalen“ sehr unangenehm, daß gerade das „reactionäre“ Ministerium Taaffe diese demokratische Maßregel auf die Tagesordnung setzte und sie suchten durch Vorschieben der „Dreiguldenmänner“ den Minister zu unterbieten. Damit machten sie sich indessen leblich lächerlich, oder bewiesen doch höchstens zum Überfluß, in welcher kalten, geschäftlichen Weise sie die Politik behandeln. Wenn diese „Deutsch-Liberalen“, die völlig in jüdischem Einfluß stehen, namentlich was die Presse anlangt, fortwährend nach Deutschland um Hilfe rufen, so findet das eben bei uns nur Resonanz, weil unsere Großpresse sich in gleicher Verdammnis befindet.

Sonst aber gewinnt, wie bei uns, auch in Oesterreich der Antisemitismus immer weitere Gebiete. Die Herren Dnoby und Hoczny haben offenbar mehr Anhänger, als es anfänglich schien; die Juden fallen namentlich in Ungarn in die Grube, die sie sich selbst gegraben, als sie den ungarischen Chauvinismus aus geschäftlichen Gründen großzogen. Jetzt schlägt das Rind den Vater. In Wien hat es bisher das Judenrum noch verstanden, durch die rücksichtsloseste Ausnutzung seiner Verbindungen die Gegner kurz zu halten; in Volkssammlungen darf heute noch nicht von „Juden“

die Rede sein. Und schlimmer noch ist in Pest. Aber der praktische Antisemitismus wächst in Gestalt von elementaren Judenkravallen seinen Segnern über den Kopf. Im zahlreicheren Wien sind Antisemiten, welche wegen „Aufreizung zum Raufenhau“ vor Gericht gezogen worden waren, nach erfolgter Freisprechung zwar nur vom Publikum mit Beifallsjubel empfangen worden. Aber in und um Preßburg ist es zu kräftigeren Ausbrüchen gekommen, welche militärisches Einschreiten erforderten, wenn auch die ersten Zetertelegramme des semitischen Telegraphen, als ob ganz Israel massacrirt werde, auf Übertreibung beruhten. Sehr wunderbar ist dabei das Verhalten des Ministers Tisza, der freilich wohl bei der überschuldeten Finanzlage Ungarns einige Rücksichten auf Rothschild zu nehmen hat. Er klagte, daß der gute Ruf Ungarns im Auslande durch solche Excesse leide, während thatsächlich durch die immer noch unerledigte Affaire von Tisza Elzar der Ruf der ungarischen Justiz bereits viel empfindlicher gelitten hat. Den ersten Staatsanwalt, der diese Sache unparteiisch untersuchte, haben doch wohl die Juden gestürzt. Gegen den zweiten hat aber, anscheinend wegen Begünstigung, Disciplinaruntersuchung eingeleitet werden müssen und der Proceß wird von Monat zu Monat verschleppt. — Von der begünstigten Stimmung des Volks in Galizien geben die Verhandlungen des dortigen Landtags über gewisse gesetzliche Ausnahmestellungen der Juden Zeugnis: die Juden begannen auch dort in ihrer Art ziemlich hochfahrend sogar Parallelen zu ziehen, zwischen Talmud und Christentum, aber der Dentschkeit des Grafen Krukowiezki, der sie als „Landplage“ bezeichnete, waren sie nicht gewachsen und trotz aller Replikten der Herren Zucker, Goldmann und Genossen wurde der antisemitische Antrag angenommen. Ebenso ging es (in Ungarn) in der Stadtrepräsentanz von Tynau bei Preßburg, wo die Juden sinnloser Weise Militär requirirt und der Gemeinde große Kosten verursacht hatten. Mit 70 gegen 6 Stimmen wurde der israelitischen Cultusgemeinde protocollarisch ein Mißtraneuvotum erteilt.

Natürlich kommt in letzter Instanz auf alle diese Einzelfälle wenig an. Die Grundfrage bleibt immer die, ob die Staaten noch einmal die Energie wiederfinden werden, sich christlich zu nennen und nicht nur die Juden, sondern überhaupt alle Nichtchristen principieell von autoritativen Stellungen so lange auszuschließen, als nicht für einzelne, ganz besondere Fälle Ausnahmen zugestanden worden sind, d. h. mit einem Wort die Judenfrage geleglich zu regeln.

Auch in Italien ist ein neues Wahlsystem in Kraft getreten, das Listen-Scrutinium statt der bisherigen Arrondissementwahl und damit das Wahlrecht erheblich weiter ausgedehnt. Die Clericalen halten sich aber immer noch von aller Beteiligung zurück — die gegenteiligen Gerüchte haben sich als falsch erwiesen. Die bisherige Herrschaft der Liberalen war gewiß so traurig als möglich — Cliqueswesen, Intriguen, Ehrgeiz und schmutzige Gewinnjucht an der Tagesordnung. Eine Verdrängung durch ihre Gegner bleibt aber dennoch kaum zu wünschen. Und zwar nicht nur weil die moralische Reife der selben kaum besser sein würde als die ihrer Vorgänger, sondern vor allem, weil die unaufgegebenen Pläne des Papstes in Sachen des Kirchenstaates zu unabsehbaren, vielleicht europäischen Conflicten führen müßten. Dies letztere ist auch der Grund, aus welchem die italienischen Republikaner an der Monarchie als an einem provisorischen Nothbehelf festhalten.

Vom Orient ist nichts Neues zu melden, aber dieses Nichts ist eine Thatsache von Bedeutung. England ist taub auf beiden Ohren für Lockungen und Drohungen aus Paris — es schweigt, aber handelt. Fest und plammäßig wird unter dem bekannten Baker Pascha eine sogenannte „Gensdarmarie“ zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung in Aegypten geworden, also die dauernde Besetzung organisiert. Der Name thut wenig zur Sache, thatsächlich hält und behält England das Fests in Händen. Nicht einmal Anteil an der früher gemeinsamen Finanzcontrolle wird den Franzosen zugestanden. Das wirkt natürlich auf Frankreich zurück.

Auch aus Frankreich sind nämlich kaum Ereignisse zu melden, wohl aber Stimmungen und Vermuthungen — un malaise à peu près universellement ressenti. Und zwar in erster Linie wegen der äußeren Dinge, aber auch auf Grund der inneren

Lage. Immer bessere Laune herrscht freilich offenbar unter den Bonapartisten und Legitimisten. Besonders die Letzteren haben den Geburtstag Chambords mit geräuschvollen Rundgebungen gefeiert. Herr Baudry d'Asson war sogar kühn genug, das geflügelte Wort Thiers', die Republik sei die Regierungsform, qui nous divise le moins, dahin zu bestätigen, daß jetzt allerdings nicht mehr geteilte, sondern ungeteilte Meinung über die Republik vorhanden sei; einstimmig werde sie bereits von allen anständigen Menschen verflucht und verabscheut.

Wenig siegesmutig klingen dagegen die Aeußerungen des Ministerpräsidenten Duclerc, der mit Kammerauflösung droht, wenn das bisherige Intriguenspiel weiter fortgehen sollte. Er beschwert sich über die „Republik ohne Republikaner“, die in ihrer völligen Disciplinlosigkeit dem Bankrott verfallen müsse. Unerkämpflich im Phrasen-Optimismus ist dagegen auf diesem Gebiet Gambetta mit seiner „Republique Française“. Aber guter Laune ist er so wenig, wie Duclerc. Die äußeren Dinge liegen ihm am Herzen und die kalte Ablehnung aller egyptischen Wünsche Frankreichs durch England trifft ihn doppelt hart, weil er bis zuletzt das englische Bündnis gepredigt und auch nach Friedensschluß wenigstens ein Teilchen der Beute erhoffte. Jetzt jammert er, daß Bismarck aus neue Frankreich gedemütigt habe. Darin liegt ein Fünftelchen Wahrheit, denn anfangs unparteiisch abwartend, dann aber nicht abgeneigt, Frankreich gegen England zu stützen, hat mit der völligen Machtverschiebung in Aegypten doch auch wohl die deutsche Politik erst in späterer Zeit eine leichte Schwenkung über den Canal hinüber gemacht. Aber wer trägt die Schuld? Teils der kindische Deutschenhaß, teils die äußere Ohnmacht des innerlich von Intriquen zerwühlten Staatslebens, also gerade die Lage der Dinge, in welche der unselbige Mann sein Vaterland gebracht hat.

Dazu kommt, daß die sociale Frage immer bedrohlicher, ja stellenweise schon der Aufruhr offen gepredigt wird und daß in einzelnen Industriebezirken irrländische Zustände einreißen, d. h. fortwährende nihilistische Unthaten geheimer und völlig unentdeckbarer Banden verübt werden, die ebenso fortdauernde militärische Besetzung ganzer Gebiete erheischen. Die sociale Revolution steht vor der Thür, die Republik hat nicht das mindeste geleistet, um ihr vorzubeugen — im Gegenteil. Die Phrasenhelden, die bisher jede Regierung mit Sturm und Injurien bedroht und gestürzt haben, die uneigennützig waren, so lange sie selbst nichts hatten, sind jetzt die Träger der Corruption, napoleonischer als das Kaiserreich, mit ihren bombastischen Reformprojecten über elende Personalien und Anstreibung einiger Nonnen nicht hinausgekommen, in erster Linie nur beschäftigt, sich selbst und ihren Genossen die Taschen zu füllen. Auf dem Markplatz zu Caen im Calvados hat man eben wieder die kindische Fosse aufgeführt, ein Standbild Ludwigs XIV., des Repräsentanten der Größe Frankreichs, niederzureißen, während die Impotenz und Thorheit der gegenwärtigen Machthaber eine Demütigung nach der anderen auf ihr Vaterland herabziehen.

Aus dem Schicksal Frankreichs, das uns, wenn wir nicht eilen, unsere Zukunft vorlebt, und aus dem Resultat der preussischen Wahlen kann aber die conservative Partei, können auch wir eine goldene Lehre ziehen: daß wir uns nämlich einfach, treu und wahr, ohne Wanken und Weichen auf unsere Grundzüge zu stellen haben, die uns jetzt Socialreformen unerbittlich vorschreiben. Geht dann, wie zu hoffen und zu erwarten steht, die Regierung in kräftiger Initiative mit uns, so muß es gelingen den Staat und das Volk durch eine verhängnisvolle Krisis hindurchzuretten. Die Zeit des vorsichtigen Wartens ist aber endgültig vorbei — in der größten Entschiedenheit liegt jetzt die größte Klugheit. Alles Diplomatisieren muß aufhören. Nach außen hin ist manches Mittel gut, das doch innerhalb der sittlichen Staatsgemeinschaft verhängnisvoll wirkt. Hier wird sich stets nach Ablauf eines gewissen Zeitraums herausstellen, daß Klugheit auf Kosten des Sittengesetzes keine Klugheit war, und — daß schließlich alle Fische beim Rürschner enden.

Berlin, Ende October.

D. v. D.

## Neue Schriften.

### 1. Politik und Volkswirtschaft.

— Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Preussland. Von Constantin Franz. Erste Abt. 1852 S. Nr. 2. 61 (Chemnitz 1852. Schmeißner.) — Der Verf. ist ein weitblickender, geistreicher Mann, aber wir fürchten doch, daß er etwas zu viel und zu schnell schreibt. Kennerlich zeigt sich das in vielfacher Wiederholung älterer Gedanken, inhaltlich in einem Mangel an Durcharbeitung des Stoffes, der dem Ganzen Eintrag thut. Der Zusammenhang der Dinge wird immer looser — ein springendes Fabulieren und vom Hunderten ins Tausendste Kommen. Leicht und sichere Hand, weit vortreibende Zukunftsideen auszumalen, behält Verf. zweifellos, aber diese Hand ist doch wohl etwas zu leicht und zu sicher; und die Sicherheit ist um so gefährlicher, als vielfach besondere Freude am Ungewöhnlichen und Paradoxen zu Tage tritt. Selbst über Dinge, die vollständig doch zum Teil mehr im Gebiet der Phantazie als der ersten Discussion liegen, wird mit einer Bestimmtheit abgeurtheilt, die jeden Widerspruch schon auf der Schwelle mit Anathem belegt. Da werden eventuelle Gegner als beschränkte Zeitgenossen, als mangelhafte Diplomaten, als Leute, die am hellen Tage nicht sehen wollen u. s. w. immer wieder und zwar gründlich abgethan. — Bei einer der letzten und süßesten Ideen unseres Buches — der Papst soll von Rom nach Jerusalem translociert werden — hat Verf. selbst die Empfindung des allzu Bewagten gehabt. „Ich muß darauf gehst sein“, sagt er, „daß man in alledem nur ein leeres Spiel der Phantazie erblicken wird. Und anders wäre auch gar nicht zu urtheilen, — so lange man nur von dem Standpunkt der gegenwärtig noch bestehenden Verhältnisse aus urtheilt. Wer aber einmal den Gedanken erfaßt hat, daß unser Zeitalter wirklich einem unaufhaltsam fortschreitenden allgemeinen Umchwung entgegen geht, dem“ u. s. w. — Ja, wenn nur nicht der Umchwung die Signatur aller Zeitalter, d. h. des Weltlaufs überhaupt wäre. Aber eben diese Weltgeschichte geht langsam, weil sie viele mitnehmen muß, die an geistiger Flugkraft dem Verf. nicht gewachsen sind und den Luftballonfahrten das feste Land vorziehen. (Verf. sollte einmal seine immer selteneren Combinationen und Speculationen durch eine ernste historische Arbeit unterbrechen.) Uebrigens möchten wir die geplante Translocierung des Papstes keineswegs als Paradigma der Franzosen Dingen hinstellen; das würde ein falsches Bild geben und ungerecht sein. Föderalismus, Weltökonomik, Weltpolitik, sociale Steuerreform u. a. m. sind seine Lieblingsgedanken und im großen angelesen, gewiß Bekanten der Zukunft. Aber im Detail bleibt da natürlich vieles dübel. Ist es z. B. wirklich so ausgemachte Sache, (p. 11) daß, wenn Deutschland directe Progressivsteuer einführt, die Nachbarländer „daß ganz von selbst nachfolgen“ würden? Ist wirklich „das Freihandelsystem“ (p. 41) das „unstreitige

Endziel“ aller Oekonomik? Jeder Staat braucht Weib. Warum soll er nicht einen Teil desselben an der Grenze erheben, gerade weil nicht jeder alles hat, sondern Deus per regiones dona sua distribuit? Hätte jeder alles, dann wäre Schutz Zoll Unsinn. Uebrigens ist der Freihandel internationaler Gedanke und unseres Erachtens weder durch einseitiges Nachgeben, noch durch Retorsion, sondern nur durch Vertrag demselben näher zu kommen. Zum Vertrag gehören aber zwei, die verschiedene dona und darum verschiedene Interessen haben. — Was p. 33 und 34 den Conservativen, denen wir verständige Kritik recht dringend wünschen, geraten wird, ist zu vage und abspörend, als daß es Wert haben könnte. — Directen Protest fordert der kirchliche Standpunkt des Verfassers (p. 145) heraus. Mit dem beliebten Anathem beginnend: „Es würde eine beschränkte Zeitweise befehlen“ führt Verf. aus, daß nur der Papst den Orient rechristianisieren könne. Denn der Protestantismus „paßt vortrefflich“ für den Occident, aber nicht für den Orient. Wir sind nun überhaupt nicht im Stande, das Wort „passen“ auf unser credo anzuwenden, weil wir in demselben die höchste bisher erkämpfte Formel christlicher Wahrheitserkennung erkennen und unmöglich annehmen können, daß tiefer stehende Völker nun erst bei der tieferen Stufe ansetzen sollen, um sich allmählich wie wir zur Höhe evangelischer Heilserkenntnis emporzurängen. Aber selbst wenn wir so rebeten, glauben wir im Gegentheil, daß eine Kirche, die das Moment der äußeren Zugehörigkeit überspannt, die Sünde unterdrückt für den sinnlichen, im Islam verkommenen Christ erst recht nicht „paßt“. Evangelium und Wiedergeburt (also gerade der Protestantismus) sind im Orient nötiger als irgendwo. Viel eher, wenn man überhaupt so rechnen will, könnten wir Völker des Nordens den Katholicismus ertragen, weil bei uns die mildere Natur und das tiefer angelegte Gemüth der Einzelnen die principielle Mängel des semipelagianischen Systems bis zu einem gewissen Grade ergänt und ausbedt. F. v. E.

— Unter weltlichem Scepter. Erinnerungen eines Hannoveraners, aufgezeichnet von Otto Borchers. 110 S. Nr. 1. 20. (Hof, 1842. Braun & Cie.) „Unertaglich, daß sie mir das sagt! Unertaglicher, daß sie recht hat!“ — dies stolze Motto aus „Kabaal und Liebe“ hat Verf. auf den Titel drucken lassen und läßt damit doch wohl vernichtende Kritik oder niederschmetternde Enthüllungen erwarten. Statt dessen wird aber nur etwas subalternes, zum Teil ganz bekanntes Klatsch aus zweiter und dritter Hand geboten, der zwar die Erinnerung an mancherlei wunderliche Dinge aus des letzten Königs von Hannover Regierung wieder weckt, sonst aber keinen Wert oder Zweck weiter hat. Die politische Auffassung des Verfassers ist die, daß conservative Bestrebungen in Hannover überflüssig, weil sowohl die deutsch-han-

noverche, als auch die nationalliberale „Partei-richtung“ bereits konservativ seien. „Beide repräsentieren, abgesehen von der dynastischen Controverse, nur zwei Schattirungen derselben Grundfarbe“. Also Conservatismus, Nationalliberalismus, Particularismus — Alles da sassel! Ebenso fähig als auf dem politischen Gebiet ist Verf. auf dem stilistischen. Pag. 49 spricht er vom „dumphen Joch“ des Buchstabenglaubens, und meint: „die Erziehungsgrundsätze wissen ein Lied davon zu singen.“ — Grundsätze, die ein Lied von „dumphen Joch“ singen — das ist allerdings böse Musik.

T. v. L.

— Zwanzig Jahre 1862—1882. Rückblicke auf Fürst Bismarcks Wirksamkeit für das deutsche Volk. Von Ludwig Hahn. Eine politische, aber keine Parteischrift. (Berlin, Wilhelm Herz.) 1882. 112 S. M. 1.50. In kurzer Uebersicht werden uns hier die Hauptabschnitte der politischen Thätigkeit des Reichskanzlers vorgeführt vom Beginn der Armeeorganisation bis zum noch wogenden Kampfe um die Zoll- und Steuerreform. Daß die vorliegende, meist objectiv referierende Schrift doch in allen wesentlichen Dingen das Vorgehen des Reichskanzlers billigt, braucht kaum erwähnt zu werden; es ergibt sich das aus den bekannten Anschauungen des Herrn Verfassers und aus dem Character der Schrift, als einer Fest- und Jubiläumsschrift, von selbst. — Bekanntlich ist von demselben Verf. und in demselben Verlage ein großes dreibändiges Werk über den Fürsten Bismarck erschienen, in welchem sich sehr reiches und wertvolles Material gesammelt ist.

## 2. Länder- und Völkertunde.

— Otto Fleischmann: Reisebilder aus Spanien nebst einem Führer für Spanienfahrer. (Kaiserlautern, Kayser. 1882. 216 S. M. 3.50.) — Der Verf., welcher hier eine vor zwei Jahren von ihm gemachte Reise durch Spanien beschreibt, ist derselbe hochverdiente Schöpfer und Redactor der konservativen Pfälzer Landpost, Pfarrer Fleischmann, welcher uns vor kurzem mit „Cytinischen Roellen“ beschenkt hat. Dem Redacteur hat er bei dieser Reise, wie billig, zu Hause gelassen, indem er uns mit Abhandlungen und Erörterungen über die politischen Parteien Spaniens unbedeutend läßt. Auch der Pfarrer tritt nicht unmittelbar als solcher in den Vordergrund; in der frischen, betrachteten, meist humoristischen und zuweilen als durchsichtige streifenden Sprache zeigt sich vielmehr vor allem der echte Rheinpfälzer, und warum sollte einer nicht schreiben dürfen, wie ihm der Schnabel gemachen ist? Diese Reisebeschreibung hat darum nicht weniger ihren tieferen Gehalt und wahre Vorzüge. Nach ganz vor kurzem hat Ref. die spanische Reise der Frau v. Gerold mit hohem Interesse gelesen; sie ist Enthusiastin; auch die in Riets Leben enthaltenen Reise Mittheilungen aus Spanien tragen den Stempel des Enthusiastischen; ihnen gegenüber hat Fleischmann den Character einer lobenswerthen Rührertheit bewahrt, die sich von übertriebenem Lobe des Schönen, wie von ungerechtem Tadel der Schattenseiten gleich fern hält. Für Kunst- und Naturköpferheiten hat er ein offenes Auge und warmes Herz, wie denn z. B. seine Schilderung der Alhambra zu den anmutigsten

und anschaulichsten gehört, die ich kenne; immer aber hat er daneben auf Land und Leute einen aufmerksamen Blick gerichtet, und ist ein seiner Beobachter und gerechter Beurtheiler des Volks, seines Lebens und Treibens, seiner Sitte und Unsitte, auch seiner kirchlichen Zustände, die er ohne partielle Voreingenommenheit, aber natürlich als evangelischer Christ beurtheilt. Daß er den Fieberercoen Anstalten in Madrid seine besondere Aufmerksamkeit und Sympathie entgegengebracht hat, ist selbstverständlich, aber von utopischen Hoffnungen ist er auch hier ebensowenig entfernt, wie Fieberercoen selbst. — Bei Schilderung eines Stiergefechts, wo arme Pferde, die ihre Därme nachschleifen und sich mit den Fäßen darein verwickelten, nochmals dem Stier entgegengeritten wurden, schreibt er: „Hätte in diesem Augenblick das ganze spanische Volk Ein Gesicht gehabt: ich hätte ihm mit Wohlust hineingepudert“ — eine Probe dessen, was wir oben als durchsichtige Sprache bezeichnet haben. — Die ganze Reisebeschreibung ist fessend von Anfang bis Ende, und der ihr vorangestellte „Reiseführer“ im höchsten Grade praktisch und dankenswerth für alle, welche Spanien selbst bereisen wollen. Ueßt spanisch ist die Legende, welche der Verf. in sehr gelungener poetischer Bearbeitung als Anhang beigefügt hat.

A. E.

— Erinnerungen dreier Sommermonate auf Meilen. Von Ferdinand Frein von Bradel. (Hannover, A. Weichelt.) 1882. 243 S. M. 2.50. — Verschiedene Schriften der Verfasserin sind an dieser Stelle bereits anerkannt besprochen worden. Auch den vorliegenden Reise-Erinnerungen darf man eine Empfehlung mit auf den Weg geben. Es handelt sich um eine Reise über Paris nach Italien und um einen Besuch der Ammergauer Festspiele. Das sind denn vielbetretene Pfade und es ist nicht leicht darüber Neues und Anziehendes vorzubringen. Der Hauptvorzug der „Erinnerungen“ liegt in der menschenfreundlich-gemüthvollen Art, in welcher die westfälische Frein von ihren Eindrücken und Erlebnissen berichtet; „bebeutend“ und „arigineel“ zu schreiben, hat sie bei ihren Aufzeichnungen wohl nicht beabsichtigt. Wenn sich auch nirgends die glaubenstreue Katholikin verläugnet — für die namentlich Rom als Mittelpunkt ihrer Kirche in ganz besonderem Lichte erscheint — so wird doch nirgends das religiöse Gefühl Abergläubiger verlegt. Endlich weht der Hauch eines warmen deutschen Patriotismus durch das Buch, dessen Verfasserin wohl ihre Kirche, gewiß aber nicht ihr Vaterland ultra montes sucht.

— Kegypte naus Grund 15jähriger Erfahrungen mit Berücksichtigung der neuesten Ereignisse von Karl Stangen. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) 63 S. M. 1. — Der bekannte Reise-Unternehmer, Herr Stangen, hat hier, dem Bedürfnis des Tages entgegenkommend, mit frischen Farben eine flüchtige Skizze von Land und Leuten leicht hingeworfen. Der Fremdenverkehr in Kegypten — die lebendigen Zeugen der Geschichte — die Dynastie Robamed Alis — das ägyptische Volk — der Suez-Canal — die Hafenstädte — die neuesten Ereignisse — lauten die Ueberschriften der einzelnen Capitel. Besonders in dem letzten erweist sich Verf. als den Engländern tief abgeneigt, wie sich denn solche Abneigung häufig bei denen findet, die in fernem



Vertheilen mit diesem hochmüthigen Volk viel in Beherrschung gekommen sind. — Das Schriftchen liest sich glatt, wenn auch eine Anzahl allgemeiner Behauptungen als flüchtig zu bezeichnen sind.

D. v. L.

— Kanada. Reisebeschreibung und Bericht über die dortigen land- und volkswirtschaftlichen Verhältnisse von Dr. phil. Eduard v. Bieberstein im, Landwirt. 154 S. 2 M. (Stuttgart, Adolfs Buch- u. Co. 1882.) — In seiner Vorrede sagt der Verfasser: „Das vorliegende Werkchen über Kanada bezieht aus zwei Theilen: einer Reisebeschreibung und einem Bericht über die dortigen land- und volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Es soll damit nicht nur Unterhaltungslectüre geboten, sondern in erster Linie denjenigen, welche sich für Nordamerika, bezw. Kanada des Näheren interessieren, oder selbst Auswanderungsgeanken dorthin haben, Gelegenheiten zur Belehrung über dieses Land gegeben werden.“ Was zunächst die Reisebeschreibung betrifft, so ist, wie Verf. in richtiger Selbsterkenntnis sagt, „die nur siebenwöchige Reise in Folge von Unkenntnis der englischen Sprache etwas kurz und mager ausgefallen.“ Und selbst das Wenige berührt nicht immer angenehm. Größere Gesichtspunkte fehlen. Besonders Object der Aufmerksamkeit für den Verf. ist die englische Sonntagsheligung, für deren hohen sittlichen und socialen Wert ihm alles Verständnis mangelt. Er selbst merkt erst, daß Sonntag ist, als ihm — „o Schreden!“ — im Wirthshaus Spirituosen verweigert werden. Auch sonst ist die Ausdrucksweise wenig gewählt. J. B. fällt Verf. sich wieder einmal in der Lage des „lacherten Europäers“. Zuerst macht er sich „durch Schimpfen Luft. Später trat Resignation ein“ — u. s. w. — Der Bericht über Landwirtschaft, Industrie, Verkehrswege, Ansiedlungen, der die sechs-wöchigen Erfahrungen des Autors und das von ihm gesammelte Material enthält, ist wertvoller und kann als kurzer Vademecum Auswanderungslustigen empfohlen werden, zumal Manches neu ist. Eingehende Orientierung ist freilich auf Grund desselben nicht möglich, auch wohl vom Verf. nicht beabsichtigt; aber als Supplement zu anderen Reisebeschreibungen ist das Gebotene verwertbar.

— Edmondo de Amicis: Konstantinopel. Aus d. Italien. überf. von Agnes Burhard. (Kosmos, Wihl. Werther's Berl. 1882.) M. 5. —, geb. M. 6. — Wer das Buch einmal in die Hand genommen hat, wird es auch bis zum Ende lesen. Durchweg bleibt es nach Inhalt wie nach Schreibweise gleich fleißig; nie stößt es ab oder ermüdet — selbst den nicht, dem auf Grund selbstgewonnener Anschauung die schwingvollen Tüppchen über das „schönste Schauspiel des Weltalls“ — wie der Verfasser mit Catacaubriand den Anblick der Khalifenstadt am Bosporus nennt — übertrieben dünken, — auch den nicht, dessen tüchtigeres Temperament die von einer südländlich farbenreichen Phantasie hervorgezauberten Bilder aus der glanzvollen Vergangenheit der byzantinischen und osmanischen Welt Herrscherin nicht immer in gleich strahlendem Lichte zu erblicken vermag. Denn nicht jedem ist es vergönnt, in so dauernd gehobener, man könnte oft sagen verzückter Stimmung, die ja gewiß pracht- und farbenvollen Einbrüche des morgenländischen Lebens auf sich einwirken zu

lassen, wie dies dem Verfasser beschieden war. Mancher wird beim Anblick so vieler malerischer sonnenbeglänzter Ruinen sich des Trauergefühls nicht erwehren können, daß es Barbaren sind, die diese Ruinen geschaffen, und daß diese Barbaren noch jetzt die heilige Erde des Morgenlandes inne haben: sie werden über den künstlerisch-poetischen Gesichtspuncten nicht die politisch-religiösen vergeffen und den geistigen Tod beklagen, den die Türkenherrschaft über alle jene besagten Lande gebracht hat, — den Tod, oder wenigstens einen dumpfen Schlaf, aus dem eben erst die christlichen Bewohner des Khalifenreiches zu erwachen sich anschicken. Nicht daß der Verfasser für diese Zeichen der Zeit gleichgültig wäre; aber es überwiegt in ihm doch der Dichter, der Künstler. Als solcher überläßt er ja auch ausdrücklich im vorliegenden Capitel — in dem er wohl zeigt, daß er die Schiden der vermodernenden Türkenherrschaft klar erkannte — den Politikern das Urtheil über die wieder einmal die Welt bewegende orientalische Frage. Unser Urtheil über das — stehend und ansprechend übersepte — Buch möchten wir dahin zusammenfassen, daß, wenn auch mancher Konstantinopel in Wirklichkeit nicht so finden mag, wie es sich dem Dichtergeiste de Amicis zeigte, doch gewiß niemand eine Enttäuschung erfahren wird, der sich „Konstantinopel“ zur Lectüre erwählte.

— Ein Mitarbeiter der Monatschrift wirkt auch auf dem Gebiete der Reisehandbücher. Und deshalb sei hier an die 18. Auflage von Heinrich Bröhles „praktisches Handbuch für Reisende“ der Harz erinnert. (Berlin, Alb. Goldschmidt, 1882.) M. 2. —. Es ist unzweifelhaft das beste Harzwanderbuch das es giebt.

### 3. Biographisches.

— Hermann Freiherr von Rotenhan. Ein Lebensbild 1800 — 1858 von Fr. J. Frommann. (Jena, Fr. Frommann.) XI und 80 S. 2 M. 40 Pf. — Der Verf. war 44 Jahre lang der warme, treue Freund Rotenhan's. Der bürgerliche Buchhändler und der Spoz eines Geschlechts, dessen Stammbaum bis zum Jahre 1190 reicht, haben sich als evangelische Christen und als echt deutsche Patrioten zeitweilig gute Freundschaft gehalten und der absterbende hochbejahrte Freund hat in der vorliegenden Biographie ein Lebensbild entworfen, das gerade im Uebersichtlichen der Monatschrift das lebhafteste Interesse erregen muß. Der Jugendfreund von Harlek und Stahl, der Schüler Savigny's, der Gemal der Frein Caroline von Kiesel zu Neuenhof, der unflüchtige Bewirthschafter umfassender Familienalter, der christliche „Kann der Opposition“ im bairischen Landtag, der Präsident eines parlamentarischen Clubs in Frankfurt, einer der sieben Sechsboden an den zum Reichsverweiser aufersehenen Erzherrzog Johann, damit sind die hervorsteckendsten Züge des Lebensbildes angedeutet. Die Lectüre des kleinen Buches gewinnt nicht unavensichtlich dadurch, daß der Verf. als Zeitgenosse Rotenhan's von dem gemeinam mit dem heimgegangenen Freunde Erlebten nicht selten in das Gebiet des Eigenerlebten abdringt. Darum liest man schon das Vorwort so gern, in welchem er von dem anderen Jugendfreund Stäbe darum Einiges mittheilt, weil er sich außer Stände

sieht, die Biographie des weiland hannoverschen Ministers zu schreiben. Das Lebensbild Rotenhan's hat nur einen Fehler: es ist zu kurz. Die Zeit der Burdenschaft, der bairischen Kniebeugungsfrage, des Frankfurter Parlaments, würde der Leser durch biographisches Detail gern mehr belebt sehen. Aber auch so wie sie jetzt ist, nehmen wir die Stütze, deren Umsturz mit einer Eichenlaubgirlande geziert ist, mit warmem Danke auf.

C. K.

— J. W. K. Penz, Der Waldbruder. Ein Bandent zu Werther's Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max von Waldberg. (Berlin, W. S. Krügel.) 81 S. 1 Wr. 80 Pf. — Der Waldbruder „von dem verstorbenen Dichter Penz“ ist 1797 im dritten Jahrgange der „Doren“ zuerst veröffentlicht worden; nicht in seiner ursprünglichen Fassung. Goethe hat die Leidensgeschichte des Werther-Penz aus ihrem höchst unansehnlichen Zustand durch das reinigende Rad seiner Redaction in ein lesbares Opuskel umgewandelt. Wie im Vorbilde „Werther's Leiden“ haben viele dem Ref. bekannte Personen Modell gestanden. Herz, der unglücklich Liebende, ist Penz, Nothe ist Goethe, die Gräfin Stella ist Henriette von Waldberg, deren Verlobter Baron Siegfried von Oberkirch, einzelne Sätze zu dem „Eberlein Blettenberg“ geliehen hat. Fräulein Schattonilleuse ist Louise von Hochhausen, Hometta ist Frau von Stein. „Für die Witwe ist es schwer, ein bestimmtes Modell zu finden“, für den Pfarrer ist es, wie es scheint, unmöglich. Die Einleitung des Herausgebers (S. 1—51) ist ein Muster von erschöpfender, unbefangener, gerecht urtheilender Darstellung. Der kleine, in Briefen und in vier Theilen geschriebene Roman zeigt auf jeder Seite, daß er aus der Erfahrung des Lebens herausgewachsen ist, darum hat er auch, was so manchem berüchtigt gewordenen Romane fehlt, Leidenschaft. C. K.

— Johannes Zell. Vortrag gehalten im Ev. luth. Männerverein z. Hannover v. Dir. Weppler. (Hannover, Weichelt, 1882.) Wr. — 50. Wenn ein so reichhaltiges Lebensbild in den Rahmen eines Vortrags gedrängt werden muß, so konnte es kaum besser gelingen, als hier. Th.

— Mutter Jeller in Beuggen. (Basel, C. F. Spittler) V u. 91 S. Wr. — 50, geb. Wr. 1. 20. Sophie Siegfried (geb. 23. März 1791, gest. 27. Juli 1858) war eine Tochter des erst zu Basel im Kanton Bern, dann zu Auenstein im Kanton Aargau angefallenen reformirten Pfarrers Siegfried. In Jüngling wurde sie nach des Vaters Tode Lehrerin an einer oberen Mädchenschule. Im Jahre 1811 vertratete sie sich mit Christian Heinrich Jeller, dem berühmten Inspector der Beuggener Anstalten. Sie wurde Mutter vieler leiblicher und geistiger Kinder. Das einer ihrer Söhne aus dem reichgelegneten Leben der treuen, demüthigen Jüngerin mittheilt, ist so grundverschieden von dem Leben anderer frommen Frauen, daß man nur in dem Leben mancher „Heiligen“ eine Parallele zu ihrem Lebensgange findet. Das anpruchlose kleine Buch sei bestens empfohlen. Eine Sonderbarkeit findet sich im Vorwort, wo zu des Inspectors Jeller Ausdruck: „Brüder, was ich lehre, das lebt sie!“ bemerkt wird: „Seiige Verleumdung! Wir Kinder bezeugen einstimmig, daß dies Zeugnis

über sie wahr ist.“ Also eine Verleumdung, die wahr ist. Eine unbegreifliche contradictio in adjecto. C. K.

## 4. Zur deutschen Nationalliteratur.

— Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgaben von Joseph Kürschner. (Berlin und Stuttgart, W. Speman.) Preis des Festes von ca. 120 Seiten 50 Pf. — Unter diesem Titel begann eine Reihe von Ausgaben, welche in etwa drei Jahren die ganze deutsche Nationalliteratur umfassen soll. Die Ganzperiode der deutschen Literatur zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts wird jedoch in den Vordergrund treten. Von allen ähnlichen Ausgaben der deutschen Nationalliteratur unterscheiden sich Kürschners Ausgaben dadurch, daß jedes Literaturwerk dieser neuen Sammlung eine historisch-kritische Einleitung enthält und daß die Texte sorgfältig revidiert und mit zahlreichen Anmerkungen erläutert sind. Zweieinunddreißig, auf dem Titel genannte Mitarbeiter arbeiten für Kürschners Sammelwerk. Den Druck hat die Teubnerische Buchdruckerei in Leipzig übernommen, welche sich durch die von Teubner auch verlegten Ausgaben der griechischen und römischen Classiker bekannt gemacht hat. Da es der Pustamerischen neuen Rechtschreibung nicht gelungen ist, bisher die großen Zeitungen mit Ausnahme der kölnischen für sich zu gewinnen, so ist es von Wichtigkeit, daß zum ersten Male ein so großartig angelegtes Unternehmen wie Kürschners Ausgaben die neue Orthographie ihren Ausgaben zu Grunde gelegt hat. Öffentlich wird die Kluft zwischen der neuen und der alten Orthographie, zwischen der Rechtschreibung innerhalb und außerhalb der Schule nun allmählich immer mehr ausgefüllt werden. Eröffnet sind Kürschners Ausgaben durch Heinrich Dünker, den ältesten unserer Goetheforscher. Im zweiten Hefte hat dagegen der Abdruck des Simplicissimus begonnen. Man erinnert sich, daß dieses Buch vor Jahren im Abgeordnetenhaus vom Centrum angegriffen und durch die Culturkämpfer verteidigt wurde. Zu beidem war wenig Grund vorhanden. Allerdings pflegt ja Grimmschulen, der Verfasser des Simplicissimus, mit großer Lebhaftigkeit zu schützen und scheint bald diese, bald jene Partei während des dreißigjährigen Religionskrieges zu vertreten. Mein dabei kommen die Reformirten am schlechtesten und die Katholiken am besten fort. Sogleich zu Anfang befreit die Art und Weise, wie ein wahrlosster Strauß aus Unwissenheit das Vaterunser verhunzt. Allein ein Einfißler, der den Strauß vom Verderben errettet, betet es sogleich darauf richtig vor. Der Herausgeber des Simplicissimus in Kürschners Ausgaben behauptet nun sogar, daß Grimmschulen über katholische Geistliche stets mit der größten Vorsicht gertheilt hat und weist nach, daß er vor seinem Tode selbst katholisch geworden ist. Er fährt nämlich aus einer der späteren Schriften Grimmschulens die Aeußerung eines Convertiten an, die nur ein Convertit schreiben und dem Trade übergeben konnte. Auch die Enttragung eines katholischen Geistlichen ins Kirchenbuch über Grimmschulens Tod, obgleich sie über seine Confession schweigt, erkennt doch so bereitwillig den Ruhm des größten deutschen Prosaikers aus

der Zeit des dreißigjährigen Krieges an, daß wir Protestanten wohl daraus werden verzichten müssen, ihn völlig für den Unsinn zu halten. Doch ist es gewiß, daß er eine Vereinigung der katholischen und evangelischen Confession für nicht unmöglich gehalten und gewünscht hat.

— Faust von Göthe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. F. Schröder. Zwei Teile. (Heildronn, Gebr. Henninger). LXXXVI u. 303 — CI u. 441 S. 3 Rt. 75 Pf. eleg. geb. 5 Rt. — 5 Rt. 25 Pf. eleg. geb. 6 Rt. 50 Pf. — An Fausterklärungen ist kein Mangel. Da aber dessenungeachtet die Besitzer von Faustercommentaren dünn gesetzt sind, so wird auch diese neueste, von wahrem Wiensensleiß und sorgfältigstem umfangreichstem Studium, von staunenswerter Gelehrsamkeit und glücklicher Combinationsgabe zugehende Fausterklärung, welche auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung steht, ihre Abnehmer finden. Der Verf., um das von vornherein zu bemerken, ist kirchlich indifferent; eine debauerische Thatsache, die uns aufs neue daran erinnert, daß Otto Wilmarz vortrefflicher, auf christlichem Boden stehender Commentar leider im Torso geblieben ist. So wenig wir darum zugeben können, daß Schröder dem Faust von Göthe auf dem Boden der ewigen Wahrheit gerecht werden kann, so wenig kann es uns in den Sinn kommen, zu bezweifel, daß er subjectiv dem Hauptwerke unseres größten Dichters gerecht geworden ist. Wir haben uns eingehend mit Schröder's Werk bekannt gemacht. Davon mögen die nachstehenden Bemerkungen Zeugnis ablegen. Zum ersten Theile gibt der Verf. einen Auszug über die Entstehung von Göthe's Faust XI—LIII. Dann folgt ein Abschnitt „die Verzählung“, in welchem die Gründe des Verf. für seine von den Vorgängern abweichende Verzählung in überzeugender Weise dargelegt, aber doch nicht der Natur der Sache nach mit solchem Nachdruck geltend gemacht werden, daß die lediglich im Praktischen liegende über einstimmende Verzählung (Litate) für eine Frage zweiter Ordnung angesehen werden könnte. Was liegt daran, ob der eine einen oder mehrere Verse mehr zählt oder nicht, wenn nur die Verse selbst da sind und übereinstimmend gezählt und citirt werden. Auf einen kleinen Abschnitt „der Alexandriner“ folgen die Kapelle „Faust in Prosa“ und die ersten Ausführungen von Göthe's Faust. Wenn wir zu Einzelheiten übergehen, so müssen wir uns thüchlich kurz fassen. Die Besart „lichten Tag“ S. 319 ist ohne Zweifel der neuvorgeschlagenen „lichten Tag“ vorzuziehen. Schon S. 313 kommt der „lichte Tag“ im Gegensatz zur schweren Dämmerung vor. Die Wiederholung hätte S. 319 gar keinen Sinn; obendrein steht dem lichten Tag das gegenwärtige „geheimnisvoll“ voran. — Auch die Remerung nach S. 323 statt „Er sezt die Schale an den Mund. Glodenklang und Chorgefang“ zu setzen: „Glodenklang. Er sezt die Schale an den Mund. Chor der Engel“ zu setzen, halten wir für unbedeutend. 329 sagt Faust: „Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?“ Faust hat also, wie Göthe richtig vorgeschrieben hat, das Glas schon am Munde gehabt, als es zu läuten anfing. — S. 347: Es ist am einfachsten, das Kreuz

als das Zeichen Christi anzunehmen. Kürzer und deutlicher können die Monogramme Christi nicht sein. S. 1236: Der Verf. bekämpft zwar Höber's Auslegung des Wortes „Trauerhöhle“, er sagt aber nicht, was er selbst darunter versteht. Zu 1430 hätte daran erinnert werden können, daß der Teufel der Dämoner von Anfang ist, der sich selbst in die Finsternis gebracht hat. Die Dämonenreichschaft Satans hätte auch bei Besprechung des Studiums der Nechtemwissenschaft mehr ins Auge gefaßt werden sollen. Es ist ja das Charakteristische der teuflischen Verführungskunst, daß sie stets ein Korn Wahrheit mit einer Masse Lüge verbindet. So auch bei der Jurisprudenz. Wir citieren hier einen juristischen Classiker. G. H. Buchta sagt in seinen Institutionen (4. Aufl. 1853) S. 47: „Die wahre Bedeutung des Rechts wird aber eine solche sein, die sich nur dem, der das Ganze überblickt, als eine ununterbrochene Fundgrube, dem, welcher nicht als Glied des Volks sich fühlt, sondern als Einzelner sich ihm gegenüberstellt, und seine isolirten Interessen geltend macht, wird sie als ein Stillstand erscheinen, sei es, daß er um dieses Stillstandeswillen das Recht preist, bis er plötzlich von seinem Traum erwacht, oder, daß er es anlagt, weil es seinen individuellen Interessen nicht fröhnt.“ In einer Note citirt Buchta die Fauststelle: Er erden sich Gesetz und Rechte zu, und bemerkt dazu: „Selbsterweise ist man bei der Erklärung und Anwendung dieser Stelle gewöhnlich von der Idee ausgegangen, ein deutscher Autor müsse auch den Teufel stets die Wahrheit sagen lassen. Ehe man sich eine Sentenz, besonders als handliche Waffe gegen die Jurisprudenz einlegen ließ, sollte lieber der Dichter die Albernheit degangen haben, den „Junfer Saten“ zum Lehrer der Weisheit zu machen.“ — Besonders dankbar sind wir dem Verf. dafür, daß er auch den Schalen der Gegenwart — auch den Hochschulen — den Vorwurf macht, daß sie noch gerade so im Formalismus und Schematismus stecken, wie in Göthe's Jugendzeit. — Kei gehört zu denjenigen, welche den zweiten Theil des Faust im großen Ganzen ungenießbar finden. Nun gesteht er offen, daß ihm Schröder diese eigentlich unverständliche Kost in schöner, klarer Krystallhülle dargeboten hat, daß er auch mit Interesse erfahren hat, wie allmählich diese Speise zusammengebacken worden ist, oder für genießbar kann Ref. sie auch jetzt nicht halten. — Wenn der Verf. meint, daß die Zeit, die Natur und die That das ergeben, was die Kirche in der Abolution darbietet, so müssen wir allerdings dem „hochgeehrten Gelehrten“ es wird wohl Max Kieper sein — recht geben, wenn er die Consequenz zieht: „wenn du eine schwere, peinige Schuld an dein Gewissen geladen hast, so mache eine schöne Gedirgarie, dann wird dir besser werden“. Mit dem Worte „Platitud“ ist keine Entgegnung geliefert. Der christlichen Lehre von der Sünde und von der Gnade in Christo gegenüber wimmelt es bei Göthe von elenden Plattheiten. Auch davon lassen wir uns nicht überzeugen, daß Göthe sein ganzes Leben lang sich durch „Selbstanpöterung und Selbstverleugnung“ ausgezeichnet habe. Die Geschichte seiner diversen Liebshafen kennzeichnet ihn allein schon als rücksichtslosen Egoisten. Und wenn Wolfgang Menzel ihn „den Dichter des Egoismus“ nennt,

so ist dieses freilich schroffe und einseitige Urteil doch nicht ohne Wahrheit. — Zu II. 2252 bemerken wir, daß unter kristallisiertem Menschenvolk alle diejenigen zu verstehen sein werden, welche in Formen erstarrt sind, die conventionell lachen und weinen können. —

Mit Schröders Werk läßt sich nur äußerlich zusammenstellen:

— Essai sur le Faust de Goethe par J. Ebné, Dr. phil. lanc. past. (Genève, M. Schuchard.) 1890. 165 S. Ebné gehört zu denjenigen, die den zweiten Teil des Faust mißachten und überhaupt den unbedingten Götterverehrer gegenüber nicht veräumen, zur rechten Zeit auf die Schatten in Göthes Leben und in dem daselbst reflectirenden Faust hinarbeiten. Wer in schönem, klarem Französisch eine kurz und gut über Faust orientierende Abhandlung lesen will, dem sei dieser Essay empfohlen, wenn auch die christliche Entscheidung des Urteils nicht lebendig genug in demselben hervortritt. C. K.

### 5. Theologisches.

— G. Uhlhorn, Dr. theol., Abt zu Pöccum, Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche. (Stuttgart, F. Gundert 1882) 416 S., 8. 6 Mk. — Wenn wir mit der Besprechung dieses Werkes viel später kommen als uns lieb ist, so sind wir doch sicher nicht zu spät zu kommen; denn es handelt sich hier um eine Meisterarbeit von bleibender Bedeutung. Es ist durch ihre Veröffentlichung der christlichen Literatur eine wesentliche Bereicherung zugeführt worden; denn, wenn auch ähnliche Versuche, die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit zu schreiben, seit 30 Jahren mehrfach gemacht worden sind, so liegt doch in diesem Buch zum ersten Male eine wirklich meisterhafte und erschöpfende Leistung vor. Was ihren Wert bedeutend erhöht ist der Umstand, daß das Buch vermöge seines vorzüglichen Stils durchaus jedem Gebildeten zugänglich ist. Von dem vielbewährten Kenner der Kirchen- und Kulturgeschichte, dem Verfasser des verwandten Werkes „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum“ (3. Aufl. im gleichen Verlage 1882) konnte man auch nichts anderes erwarten. Die Vorzüge seiner Darstellungsweise treten hier womöglich noch deutlicher hervor. Wie versteht der verehrte Verfasser nach dem Leben so malen ohne Jubiläumnahme rhetorischer Kunststücken. Mit welcher, man möchte fast sagen, spielenden Leichtigkeit weiß er es zu fest in sich abgeschlossenen Zeilbildern zu gestalten, was nur durch jahrelangen Gelehrtenfleiß mosaikartig zusammengebracht werden konnte. Scheinbar wertlose Nachrichten, trodene Notizen, Bruchstücke von Rechnungen aus einer längst begrabenen Zeit — alles wird in seiner Hand zu geistreicher und das Ganze belebender Illustration, durch die der Eindruck verstärkt wird, daß man das wirkliche Leben der geschilderten Zeiten vor Augen habe. Um den Reichtum und zugleich die überaus durchsichtige Einteilung des Buches zu zeigen, teilen wir die Ueberschriften der einzelnen Capitel mit: I. Buch: Ausgänge und Anfänge: Eine Welt ohne Liebe. Unter dem Gesetz. Die Erscheinung der Liebe in Jesu Christo. Anfänge und Grundlegungen in der apostolischen Kirche. II. Buch: Die Zeit des Kampfes:

Armut und Noth. Die erste Liebe. Die Mittel für die Armenpflege. Personen und Kenner für die Liebesthätigkeit. Die Arbeit und ihr Erfolg. Trübungen. III. Buch: Nach dem Siege: Eine untergebene Welt. Mitleid und Verfall der Gemeinbearbeitung. Almosen. Hospitäler. Klöster. Die Kirche die Zuflucht aller Unterdrückten und Notleidenden. — Zahlreiche gelehrte Anmerkungen und Quellenangaben bilden den Schluß. Aus dem Ganzen sei nur folgendes Einzelne noch hervorgehoben. Alles Idealisieren der altchristlichen Zustände und Personen liegt dem Verfasser gänzlich fern — er stellt überall den Schatten neben das Licht. Und indem er die untergebene „Welt ohne Liebe“ uns in ergreifender Lebendigkeit schildert, unterläßt er nie, auch das Gute, das dem Christentum Entgegenkommende gebührend hervorzuheben und gibt uns hier das rechte Verständnis für die Siege des Christentums über die alte Welt. Der Verfasser verrät ein feines und tiefes Verständnis für den realen Zusammenhang zwischen antilem und christlichem Leben und für die mannichfaltige „Umbildung des Antiken in das Christliche“. Seine durchgegeistete Geschichtsdarstellung läßt uns in ihm nicht bloß den Kirchenhistoriker, sondern auch namentlich den christlichen Kulturhistoriker schäßen. Adhuc istos wird das von ihm gemalte Bild zu einem Spiegelbild für unsere Zeit, aus dem wir unendlich viel lernen können. Um nur einen einzelnen Punkt zu nennen, so möchten wir jedem Juristen, der an der praktischen Lösung der Fragebogenfrage mitzuarbeiten hat, das Studium dieses Buches empfehlen. — Wie mancher, der in die Kirchendatien hineingeliebt, hat von den „alten Kirchenvätern“ nur eine sehr dunfle und pergamentene Idee bekommen — hier aber gewinnt der Leser einmal mihelos einen wirklichen Einblick in die Bedeutung, welche sie für das praktische Leben gehabt haben, und er wird folgigen den großen Predigern der alten Zeit einmal als andächtiger Zuhörer unter die Kanzel gesetzt. Hochinteressant ist besonders das Bild, das uns hier von der bemüdenwürdigsten, wenn auch nicht gefunden Frömmigkeit jenes illustren Kreises entworfen wird, der sich um den Kirchenvater Hieronymus geschart hat. Zur Geschichte der weiblichen Diaconie gibt Uhlhorn sehr beachtenswerte Berichtigungen, ebenso in Bezug auf die Stellung der alten Kirche zur Sklaverei. Mit ganz besonderer Gründlichkeit wird die Geschichte der Hospitäler und in Verbindung damit die des Wund- und Klosterwesens behandelt. Wer sich den Genuß gönnt, das ganze Buch zu studieren, der wird aus diesem Studium nicht bloß an historischen Kenntnissen, sondern auch an christlicher Erkenntnis über die wichtigsten Fragen des praktischen Lebens bereichert hervorgehen. E. Sch.

— Herzoskille. Evangelien-Predigten für das ganze Kirchenjahr. Von Max Frommel, Generalsuperintendent und Consistorialrat in Celle. (Bremen, Müller.) 570 S. 6 Mk. — Ein neuer Predigtband, der allen Freunden des Verfassers hoch willkommen sein wird.

— Die wunderbaren Vorgänge beim Tode unseres Herrn Jesus Christus nach Matth. v. Job Bernhard, Pastor am Fellworm. (Hagen i. B. u. Leipzig, Hermann Riesel & Comp.)

0,90 M. In diesem, mit tiefem Ernst u. großer Innigkeit geschriebenen Schriftchen hat Verf. die Finsternis, das Zerreißen des Vorhangs, das Erdbeben, das Schausthun der Gräber, das Bekenntnis des heidnischen Hauptmanns zum Gegenstand — nicht gelehrt Abhandlung und Erläuterung, sondern erbaulicher Auslegung und Anwendung gemacht. Th.

### 6. Pädagogisches.

— C. Willmann. *Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung.* Erster Band. Einleitung. — Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. (Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1881. Preis 8 M.) — In der Ankündigung des Werkes wird gesagt: „Der Verfasser, ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagogischen Seminars an der Universität Prag, unternimmt in dem auf zwei Bände angelegten Werke eine Neubegründung der Unterrichtslehre. In Ordnung gelegt wird der Begriff der Bildung mit Rücksicht auf seine individuelle und seine sociale Bedeutung und Stellung; die Methode der Untersuchung beruht auf der Verbindung der philosophischen und der historischen Betrachtungsweise; die Darstellung ist dem Endzwecke entsprechend die wissenschaftliche, entfernt sich jedoch nicht ohne Noth von der Gemeinverständlichkeit. Der erste Band enthält die Einleitung, in welcher die leitenden Gesichtspunkte der Arbeit dargelegt und die Beziehungen der Didaktik zur Socialforschung, zur Geschichte der Bildung, zur Pädagogik und zu den Nachwissenschaften erörtert werden, und den ersten Abschnitt, welcher die geschichtlichen Typen des Bildungswesens zum Gegenstand hat. Der zweite Band wird die weiteren fünf Abschnitte bringen, welche die Bildungszwecke, den Bildungsinhalt, den Bildungsprozess, das Bildungswesen und die Bildungsarbeit in ihrer Stellung zur Cultur und Gesittung behandeln.“ Im Unterschiede von den neueren Bearbeitern der Didaktik, welche „sich auf den individualen Gesichtspunkt beschränkten und die Methodik ausbildeten, aber die Bildungsarbeit als Ganzes aus den Augen verloren“, will der Verf., „wenn auch modificiert, die Auffassung und Bearbeitung, welche dieser Gegenstand bei den Didaktikern des 17. Jahrhunderts gefunden hat, wieder auf nehmen.“ Was diese suchten „war eine Disciplina, welche Lehren und Lernen im kleinen und im großen, im einzelnen und im ganzen, als Leistung des Individuums und als collective Thätigkeit unterzucht und regeln sollte, eine Wissenschaft, in welcher die Unterrichtslehre und die Lehre vom Bildungswesen ungetrennt vereinigt wären.“ „Es gilt, die Verlegenheit der alten Didaktiker, welche mit ihrer Lehrtunst das geistige Leben normieren wollten, zu vermeiden, aber ihre großen Persönlichkeiten schätzvolten.“ „Es ist mein Vorhaben, in Contact und Wechselwirkung zu stehen: die Leistungen der Unterrichtslehre, zumal der neueren, philosophischer begründeten, die Ergebnisse der Arbeiten zur Erziehungs- und Bildungs-geschichte, und die Anfänge zu einer Lehre vom Bildungswesen, auf welche die Socialforschung unserer Zeit geführt hat.“ Es scheint, daß der Verf. mit dieser Erneuerung der älteren Behandlung der Didaktik nicht nur einen sehr fruchtbaren

Gedanken aufgestellt und einen sehr glücklichen Griff gethan, sondern daß er auch diesen Gedanken in außerordentlich anregender, tief eingehender und belehrender Weise ausgeführt hat, so daß man dem Erscheinen des zweiten Bandes mit um so größerer Spannung entgegensehen darf, als dieser uns mit den vorhergehenden Erörterungen über die Zwecke, den Inhalt, den Erwerb, das Wesen und die Arbeit der Bildung in ihrer Stellung zur Cultur und Gesittung, in die wichtigsten Aufgaben der Gegenwart einzuführen verspricht. Aber auch der vorliegende erste Teil enthält schon eine reiche Fülle anregender Gedanken, deren Ausführung zwar nicht ein entscheidendes, kirchlich ausgeprägtes Bekenntnis enthält, aber doch von so warmer und wohlthätiger religiöser und christlicher Empfindung getragen ist, daß der christliche Leser auch in dieser Beziehung wohlthunend berührt wird. Nur für die Reformation und deren Einfluß auf die Bildung und Gesittung sowohl des 16. und 17. Jahrhunderts, wie fortdauernd bis in unsere Zeit, scheint dem verehrten Verf. das rechte Verständnis zu fehlen. Zwar wird nicht, wie in so manchen Schriften von katholischen Verfassern aus unierer Zeit, herabwürdigend von Luther und seinen Reformatoren, von A. S. Franke u. a. geredet. Aber doch dürfte es, auch von dem allgemeinen Zwecke des Buches aus angesehen, einem auf evangelischem Standpunkte stehenden Schriftsteller kaum in den Sinn kommen, das 16. und 17. Jahrhundert als die Periode der Renaissancebildung zu bezeichnen. Im Gegensatz zu diesem Mangel gerechter Würdigung der genannten beiden Jahrhunderte hat es auch für uns Evangelische immerhin etwas Wohlthunendes, die Bedeutung des Mittelalters auch für das Gebiet, auf welchem unser Buch sich bewegt, eingehend und liebevoll anerkannt zu finden. — In der Einleitung geht der Verf. aus von der Analogie zwischen der Gesellschaft und dem organischen Körper: „In den sinnvollsten und fruchtbarsten Analogien, auf welche das Bedürfnis, Erscheinungen der moralischen Welt durch solche der physischen vorstellig zu machen, geführt hat, gehört die Vergleichung der menschlichen Gesellschaft mit dem lebenden Körper.“ „Wie es dem Christentum vorbehalten war, den Gedanken der menschlichen Einheit und Solidarität in seiner ganzen Tiefe zu fassen, so hat es auch dessen bildliche Einlebung größere Würde verliehen. Der Tiefinn des Heidenapokels gestaltete das Bild vom lebenden Leibe zum Symbol für die Einheit der Gestalten in Christo und für die Verteilung der Gaben, Wirkungen und Aemter an die Einzelnen; in jener Einheit sind die nationalen und sozialen Scheidewände aufgehoben.“ „Unterstützt von der modernen Naturforschung, hat die Gesellschaftslehre unserer Tage dem alten Gleichnisse neue Seiten abgewonnen und wertvolle Anregungen, ja selbst Vorschub für wichtige Begriffsbestimmungen verdankt.“ „Fortpflanzung und Vererbung, die Pflege der Nachkommenschaft, die ungewollte Assimilation der Jungen an die Alten, die erbliche Uebertragung der Güter, die Bewußten, mehr oder weniger planmäßigen Einwirkungen durch Lehre unducht: dies sind die wesentlichen Vorgänge und Acte, in welchen sich die sociale Lebenserneuerung vollzieht.“ „Die Erziehung ist ein sittliches

und darum bewußtes Thun; sie geht von der Persönlichkeit aus, in eine andere, eine werdende Persönlichkeit hinein, den Namen des Erziehers verdient weder die un- oder halbbewußte Assimilation, durch welche die Jungen den Alten gleich werden, noch ein Verfahren, welches sich begnügt, das Treiben der Jugend durch gewisse Bestimmungen und Veranstaltungen zu regeln, ohne zu fragen, ob die daraus ersiehenden Einwirkungen tief genug in das individuelle Seelenleben eingreifen und wie sie sich darin zu einer Gesamtwirkung bereinigen werden.“ „Die unbewußte Assimilation stellt einen mächtigen Faktor dar, mit dem die Erziehung rechnen muß, und kann einer Elementarkraft verglichen werden, welche, zweckmäßig geleitet, das Werk der Vernunft vollführen hilft, und wachst und ungezügelt (hingegen) das mählich Geschaffene vernichtet.“ „Der Lehrgehalt eines Gegenstandes ist sein Beitrag zur Erweiterung des Wissens, sein Bildungsgehalt ist das Inkrement, das er der plastischen Kraft des Geistes giebt; Gelerntes und Angedieses kann der Vergessenheit verfallen; einmal erworbene Bildung bleibt, auch wenn ihre Behälter zum guten Teile verfliegen worden wären; jene sind ein Besitz, diese ist zugleich eine Bestimmtheit der Persönlichkeit.“ Viele Ausprüche, deren Zahl ja selbstverständlich noch sehr vermehrt werden könnte, dürften hinreichend sein, um sowohl über den Standpunkt, als über die Darstellungsweise des Verf. einigermaßen zu orientieren und den Wunsch zu erwecken, nun dazu die weiteren Ausführungen, Begründungen, Folgerungen im Buche selbst nachzulesen, oder vielmehr zu ernstem Studium des Buches anzutreten. Denn obwohl im ganzen genommen die Parteilichkeit in demselben wirklich auch für solche, die nicht gerade eine wissenschaftliche Bildung im engeren Sinne besitzen, sehr wohl verständlich ist, so dringt es doch die Natur des Stoffes und die Fälle der gebotenen Thatsachen und Gedanken mit sich, daß das Buch nicht eben als lästige Lektüre verarbeitet werden darf. Wenn wir ausdrücklich aussprechen, daß wir nicht mit allen Ecken und Ausführungen einverstanden sind, so soll das unser Urteil über die Vortrefflichkeit des Buches nicht einschränken. Es sei erlaubt, nur ein Beispiel etwas abweichender Auffassung anzuführen. Der Verf. sagt: „die sittliche Doppelaufgabe der Erziehung: die ethische Gestaltung des werdenden Lebens und die Fortpflanzung der Güter der Gesellschaft gekettet eine Ausdehnung auf die Bildung; auch diese will mehr sein als eine Ausstattung oder ein Schmauß: die innere Form, welche sie der Persönlichkeit giebt, soll zugleich ein sittlicher Halt derselben sein, und nicht minder steht das Bildungsweisen im Dienste der Bewahrung und Uebertragung von geistigen Gütern. Dennoch besteht ein genügend bestimmter Unterschied zwischen Erziehung und Bildung: jene ist in erster Linie auf die Strebungen und den Willen, diese auf die geistige Thätigkeit gerichtet: jene ist ethische, diese intellektuelle Assimilation; jene ist auf Autorität und Gehorham gestellt, diese verlangt zwar ebenfalls die Unterordnung des Subjekts unter höhere Einsicht, zugleich aber dessen freithätige Mitwirkung u. s. w.“ Wir möchten bei weitem lieber die Erziehung als Unterbegriff der Bildung (beide Worte sowohl als Bezeichnung der entsprechenden Thätigkeit, wie des

durch diese herbeigeführten Zustandes genommen) auffassen. Die Bildung hat es zu thun mit der möglichsten allseitigen und vollständigen Ausgestaltung aller Seelenkräfte, sowohl in ihrem Verhältnis zu einander, als zu den Gegenständen außer ihnen (Gott, Menschenwelt, Natur); die Erziehung richtet sich nur auf die Ausgestaltung einer einzelnen Seelenkraft, des Willens in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen und -Formen, sowohl im Verhältnis zu den übrigen Seelenkräften, wie in demjenigen zu den Objekten außer ihm. Man sage nicht, daß sei ein bloßer Wortstreit. Unsere Auffassung scheint uns bei weitem mehr die ganze Bildungsarbeit (an und selbst wie an andern) als eine einheitliche zu fassen und zugleich auch eine sicherere Gewähr zu geben gegen einseitige Auffassungen des Begriffes der Bildung. Wenn der Verf. um den Unterschied von Erziehung und Bildung in seinem Sinne zu bezeichnen, von einem Erziehungs-werk und einer Bildungsarbeit redet, so dürfte er mit dieser Unterscheidung vor dem Sprachgebrauch wohl kaum bestehen. Werk und Arbeit scheinen vielmehr die menschliche Thätigkeit nach zwei wesentlich anderen Gesichtspunkten zu bezeichnen: wir reden von Werk, wenn wir auf die Veränderungen sehen, welche durch unsre Thätigkeit an und in dem Gegenstande derselben, an dem körperlichen und geistigen Stoff, hervorgerufen werden, von Arbeit, wenn wir das Maß der Energie bezeichnen wollen, welche sich in der Thätigkeit fund gethan hat. Werk und Arbeit aber können sowohl von der Erziehung wie von der Bildung ausgesetzt werden. Aber dabei mag immerhin zugestanden werden, daß derartige Verschiedenheiten in der Bestimmung des Verhältnisses einzelner, selbst grundlegender, Begriffe zu einander nicht in wesentlichen Betracht kommen gegenüber einer ganzen Reihe anderer principieller Anschauungen, wie sie namentlich auch den Lehrern dieser Zeitschrift eben so geläufig wie bedeutungsvoll sind. „Kann man es den Griechen billiger Weise nicht zum Vorwurfe machen, daß sie die sociale und politische Ansicht der Jugendbildung nicht trennen, da ihnen ihr ökonomisches Lebensgesellschaftsverbände, nationale und Stammeseigentümlichkeiten, und religiöse Institutionen mit dem politischen Gemeinwesen auf das engste verwachsen zeigten, so muß dagegen die Staatspädagogik des vorigen und jetzigen Jahrhunderts der Vorwurf der Einseitigkeit treffen, wenn sie das Bildungs- oder gar das Erziehungsweesen als eine Veranstaltung des Staates ansah und die anderen sozialen und historischen Faktoren, welche es ins Leben gerufen, die Kirche, die Gesellschaft, die Sitte ignorierte. So gewiß der Staat nur einer der Verbände, die in ihrer Gesamtheit den sozialen Organismus ausmachen, so gewiß ist die Lebendverneuerung des letzteren nicht zu verstehen, wenn sie vom Standpunkte des Staates allein angehen wird. Erziehungs Ideale und Bildungsabstreckungen suchen auf den Vätern der Gesellschaft und des Geisteslebens, welche der Staat nicht schafft, sondern nur schützt, bestenfalls regelt und fixiert.“ „Die Erziehung als Kunst mag einen der Höhepunkte der pädagogischen Thätigkeit bezeichnen, ihren Umkreis bezeichnet sie nicht; wo immer ein Geschlecht mit fürsorgender Liebe der ethischen Assimilation des Nachwuchses obliegt, wo

ein Vater treulich „hinterm Betsstuhl ab sich mäht, daß sein blonder Junge wache“ (Freiigrath), wo eine Mutter betet, daß Gott ihr Kindern Leben und Gesundheit gebe und ein reines Herz bewahre, da ist Erziehung, und möglicherweise eine solche, an deren halb unbewußte Kraft seine Kraft heranreicht.“ In diesen zweien Sätzen liegt eine Fülle von Weisheit beschlossen, deren Beherzigung unsern Staatsmännern wie unsern Pädagogen nicht dringend genug empfohlen werden kann. — Was die zweite, größere Hälfte dieses Bandes betrifft, „die geschichtlichen Typen des Bildungswesens“, so sei — da wir die Geduld der Leser für ein Nektar wohl schon zu lange in Anspruch genommen haben — nur dies eine bemerkt, daß derselbe einen Ueberblick der gesamten Geschichte der Pädagogik giebt, und zwar in einer Weise, daß darin zugleich eine gute Anleitung liegt, dieselbe unterrichtlich zu behandeln d. h. nicht als ein loses Nebeneinander von allerlei geschichtlichen Notizen (und wären es auch gute pädagogische Gedanken), sondern vornehmlich und zuerst als eine Darlegung des pädagogischen Gehaltes der einzelnen Zeiten und Richtungen. Selbst der nenerdings viel betriebenen Behandlung der Geschichte der Pädagogik an Ausgängen oder Mittelungen aus den Schriften bedeutender Pädagogen gegenüber wird die Behandlung, welche unser Buch giebt und zu deren Anwendung im Unterrichte sie anleitet, angelegentlich empfohlen werden müssen, wenn nicht alles Studieren „pädagogischer Klassiker“ doch schließlich nur zu totem Wissensstrom führen soll. Denn auf die richtige Auffassung und Beurteilung der leitenden Gesichtspunkte und ihrer Bedeutung für die Bildung im allgemeinen und für die Erziehung im besonderen kommt es an, wenn das Studiren von pädagogischen Schriften heilsame Früchte bringen soll.

G. H.

— Hart, G., Dr. phil.: Leitfaden für den Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Schulen. (Jena 1882, Hermann Neumann. 127 S. Pr. M. 1.40). Dem Buche fehlt es nicht an Lehrhaftigkeit. Der Stoff ist gut getheilt, prägnant und klar zum Ausdruck gebracht. Aber der Verf. läßt für ein Schulbuch viel zu viel die Kritik walten. In der Hauptfrage: was dünkt euch am Christe, was Sohn ist Er? huldigt das Lehrbuch dem modernen Ariamismus (S. 6: Christus zeigte durch sein heiliges Leben — daß er in ganz besonderem Sinne Gottes Sohn war), den er mit Unrecht in Joh. 1, 14 einträgt (S. 27: „der Gedanke Gottes wurde Perion aus Erden, nachdem er zuvor unpersonlich gewirkt hat“). Ganz unverständlich ist uns § 1 der Sat. geschrieben: „Infolge jener (nämlich: der aufrechten Haltung des Menschen) entwickelte sich in unvorstelliger Zeit die menschliche Hand und die Sprache.“ Gält der Verf. eine Verbeugung gegen Darwin für nötig, so soll er sie doch geschickter ausführen. Eine recht gute Uebersetzung des bekanntlich in Luthers Uebersetzung sehr mangelhaften Buches Hiob schließt das Lehrbuch.

B.

— Gorfall, Rudolf, Pfarrer zu Döbbern in Ostpreußen: Die evangelische Kinderlehre nach Luthers kleinem Katechismus. Berlin 1882. Ber. f. christl. Erbauungsschriften. M. — 75. Eine

brauchbare Erklärung des luth. Katechismus für den Confirmandenunterricht, der hier jedoch nicht als spezifische Vorbereitung auf Confirmation, Beichte und erste Communion gefaßt ist, sondern als evang. Kinderlehre überhaupt. Das Büchlein kann darum auch recht gut für den Religionsunterricht in den Schulen benutzt werden.

B.

Z.

## 7. Verschiedenes.

— Von den „Leitfragen des christl. Volkslebens“ (Heilbronn, Gebr. Henninger) liegen drei neue Hefte vor. In D. 46 behandelt Dr. H. Müller: Göthes Juhigie in ihrem Verhältnis zur griechischen Tragödie und zum Christentum. M. 1. 20. Verf. macht uns mit den verschiedenen Bearbeitungen, die die Sage von Orestes im Altertume gefunden, bekannt und entwickelt ihre Unterschiede mit seiner Psychologie. In der Behandlung der Göthe'schen Juhigie verfolgt er mit großer Sorgfalt das Problem des Dichters, die sühnende Kraft reiner Menschlichkeit darzustellen, und die Lösung derselben in der Dichtung, weist dabei nach, wie, was Göthe in dieser Tragödie dargestellt hat, nur auf dem Boden des Christentums sich denken und dichten ließ. Was Göthe aber dem Keimenschlichen zuschreibt, kann nur das Gottmenschliche leisten. Die Beweisführung ist recht gut.

In D. 47 behandelt Friedr. Reiff „das Gewissen“ M. — 8). in den Abschnitten: das Wesen des Gewissens, Gewissen und Sünde, Gewissen und Gnade, das Gewissen im praktischen Leben, Erziehung und Pflege des Gewissens. Die Behandlung dieses Themas ist nüchtern, ernst und tief. Th.

Hest 48 enthält: Ueber die dramatische Darstellung des Lebens Jesu. Von Ludwig Kelber. 84 Seiten. 1 M. 40 Pf. (Heilbronn, Henninger). — Unsere Leser, welche in dem Aufsatz „Siedinger“ im Juliheft der Monatschrift die Bekanntheit des Verfassers gemacht haben, finden dort auf den ersten drei Seiten die Ideen sichtlich angedeutet, welche in der vorliegenden Broschüre ausführlich erörtert sind. Die Gedanken des Verf. über das christliche Drama überhaupt und über das im Titel angeordnete Thema sind vielfach ganz neu und original, entbehren aber doch nicht der reifen Ueberlegung und des sicheren Urtheils. — Wer eine tiefere, nachdenkliche Lectüre nicht scheut, wird seine Freude haben an dieser neuesten Gabe der bekannten und beliebten Sammlung. D. v. D.

Volkschriften: Der Spittler'sche Verlag in Basel hat einige Neuheiten gebracht: 1. Lieschen's große Reise erzählt v. Lise v. Engelhardt. M. — 30, für Kinder reizend und anmutig. Eisenbahnreise, Aquarium, zoologischer Garten, Gebirgsaufenthalt sind Hauptpunkte. Auf dem Weihnachtstisch der Kinder wird dies auch äußerlich nette Büchlein viel Freude machen. 2. Was mir mein Flachsstücklein erzählt hat. M. — 65. — Das Taschentuch erzählt seine Erlebnisse — leider etwas sehr breit. — 3. Charakterbilder aus dem christlichen Volk von Th. Humm, Vorsteher des Töchter-Instituts Wülhelmsdorf. M. — 80. — ein ganz treffliches Buch. Aus dem Bauern- und Handwerkerstand sind die Lebensbilder genommen — der Schulmeister aus alter Zeit, der alte Jakob, das

alte Recht, seien bel. empfohlen. — 4. Glückliche Heimkehr aus langer Ferne — Lebensgeschichte des Rud. Bürgi v. Restenbach, von Thumm, 2. Aufl. R. L. 20. Ein edes, verwahrlohtes Kinderleben, nicht ohne edle Reime, entwidelt sich zu einem teilsweis wüthen Jünglings- und Mannesleben, das durch die Hopesit des Kriegerlebens noch mehr verderbt wird, bis es im späteren Alter Befehrung und Rettung eintritt. Den Eindruck dieser Lebensbeschreibung erhöhen die treuen Selbstanszeichnungen des Bürgi. Volks-, besonders Soldatenbibliotheken sei das Buch empfohlen.

— Katharina — eine Erzählung aus Schwaben v. J. R. K. A. u. h. e. i. m. (Augsburg. Rich. Freih. 1882.) R. L. — Eine ansprechende Erzählung in populärer Form, die in den Kreisen der Dienenden recht viele aufmerksame Leser finden möge. Katharina, ein Waisenmädchen, erntet den Segen Gottes und erzählt die Wahrheit des Wortes: bleibe fromm und halte dich recht, solchen wird es zuletzt wohlgehen! — Ob Verf. einige bekannte Anekdoten, die gar nicht hineinpassen, nicht entbehren konnte? — Th.

— Friedrich Scheller hat sich durch zwei neuere kleinere Romellen: des Pfarrers Töchterlein, R. — 80, und Rösschen und Kofa oder Großwäters Segen, R. — 60. (Leipzig. Jul. Treischer.) der deutschen Leserkreis vorteilhaft bekannt gemacht. Populäre Sprache, Innigkeit der Empfindung, Anmut der Schilderung und christl. Geist zeichnen beide Schriften aus. Th.

— Fries hat in der „linden Hand“ der Familienbibliothek fürs deutsche Volk (Wormen, Hugo Klein) R. — 50. einen wertvollen Beitrag geliefert. Es ist von einer linden Weidenhand die Rede, die dem Nächsten wohlthat, und auch aus geistigem Stand an die linde Heilandshand führt. Th.

— Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart, gezeichnet v. Fr. Wapfeler, Part. 1. Altwasser. Herausgegeben v. Ev. Pfr. v. e. i. n. i. Schlei. (Pörsch. Dülfer.) 40 Pf. In einer, dem Volke verständlichen Sprache wird hier von den schweren sittlichen Schäden geredet, an denen manches Hauswesen krank, vom Leben des Gesindes, dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und -nehmer. Wir begleiten ein auf christl. Boden erwachsenes Kind der Berge, für welches Verf. sogleich unser ganzes Interesse zu gewinnen weiß, auf seinen Irrfahrten. Es muß dieselben von dem Augenblick an beginnen, als es den Anker des Glaubens verlassen hat. Endlich, gedrängt in die Wahl zwischen Pistole und Bibel, greift es nach letzterer. Dies bringt ihm und einem fast verfunkenen Mann Rettung. Ein gutes Buch an langen Winterabenden für Hausfrauen und Familien, aber auch für Mädchenzimmer und Herbergen. Th.

— Allgemeine Witterungsstunde nach dem gegenwärtigen Standpunkt der meteorologischen Wissenschaft für das Verständnis weiterer Kreise bearbeitet von Dr. Hermann J. Klein. Mit 6 Karten, 2 Holzsildern und 31 Abbildungen in Holzschnitt. (Leipzig 1882, E. Freitag.) 260 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. — Ein empfehlenswertes Werkchen. Der Verf. gibt in bequemer Form eine objectiv gehaltene Darstellung des jetzigen Wissens über die verschiedenen Erscheinungen und Vorgänge in unserem Luftreife, welche mit Hinzunahme der Erd- und Meerestwärme, die Grundlagen der Meteorologie sind. So schnell diese Wissenschaft in der neueren Zeit auch fortgeschritten ist, so fehlt es in derselben doch noch bei manchen Erscheinungen, und zwar zweifeln gerade bei den alltäglichsten, an einer genügenden und zweifellosen Erklärung. Daß der Verf. dies scharf und unbestritten hervorhebt, muß besonders Vertrauen zu dem, was er sonst auspricht, erwecken. — Besonders die Versuche, die tägliche Witterung vorherzusagen, sind es jetzt wohl, welche für die Meteorologie ein lebhaftes Interesse in weitere Kreise getragen haben; aber das Streben, eine materielle Unterstützung dieser Versuche durch staatliche Behörden, durch landwirtschaftliche Vereine und durch das Publikum im allgemeinen zu erlangen, haben in sehr bedenkliche Bahnen geführt. Der Verf. behandelt diesen Teil seiner Aufgabe sehr kurz auf nur 18 Seiten, und wesentlich so, daß er eine ebenso scharfe als berechnete Kritik an der Vorteilhaftigkeit dieser Versuche ausstößt. Im vergangenen Sommer haben dieselben im ganzen Fiasco gemacht und sind daher Mahnungen durchaus am Plage, daß die sogenannten Wetterstationen in gesunde Bahnen einlenken, und nicht im Gegenteil mit weiterer Ausbildung des Verfahrens, ihre Kundmachungen zweideutig und orakelhaft abzulassen, die Prozentrechnung ihrer sogenannten Treffer günstiger zu stellen suchen; denn aus ruhigen sachlichen Auseinandersetzungen, wie dieses Buch sie giebt, tritt doch wieder hervor eine wie interessante und auch in Bezug auf fähige praktische Anwendung hoffnungsvolle Wissenschaft die Meteorologie ist, daß es also sehr zu beklagen wäre, wenn sie durch vorläufige und unqualifizierte Vorhersagungsveruche diskreditiert würde. Bei dem für eine bühliche Ausstattung in einem ebenso gerichtlich als praktisch Einbande ausfallend niedrigen Preise von 1 Mark muß der Verleger auf ein großes Publikum rechnen. Belehrt und hierbei der Titel, daß dieses Buch als Band II ein Stück einer Reihe ähnlicher Bände bilden soll, welche unter dem Gesamttitel: „Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universitätsbibliothek für Gebildete“ sowohl die Naturwissenschaften, als auch die historischen Wissenschaften abhandeln werden — Bd. I soll die erste Abtheilung einer Geschichte des 30jährigen Krieges von 1618—1621 enthalten — so muß Ref. zwar den Unternehmungsgest des Verlegers und den geschickten Beginn der Ausführung einer so umfassenden Aufgabe anerkennen, hat aber doch zweierlei Bedenken dabei. Erstens: Die Meteorologie war ein günstiges Thema darin, daß in ihr bis jetzt noch nicht die zweierlei Auffassungen zur Geltung gekommen sind, welche nun einmal als die „Rechte“ und die „Linke“ in immer schärferen Gegensätzen diese Welt bewegen und bewegen müssen, bis der Tag des Herrn den Ausbruch bringt. Bei den sogenannten historischen Wissenschaften wird es in kurzen Darstellungen selbstverständlich ganz unausführbar sein, einen Standpunkt einzunehmen, der weder der rechte noch der linke ist; ein indifferentere wäre vielleicht der am wenigsten „rechte“. Aber auch bei der Naturwissenschaft tritt diese Scheidung der Geister immer mehr auf, und für die Bearbeitung der Zoologie z. B. dürfte es schwierig sein, die Klümpen zu vermeiden; entweder,



nur eine neue populäre Auflage des Darwinistischen Tendenz-Romans zu liefern, oder einem gewissen Publicum den Eindruck des „Nicht auf der Höhe der Zeit Stephens“ zu machen. Zweitens muß man doch fragen, ob es dem „Gebildeten“ wirklich zuträglich sein würde, so das ganze „Wissen“, wenn auch in angenehmer zu schmecker Form, zu sich zu nehmen. B. v. R.

— Was sollen wir brennen? Eine Studie zu Ruh und Frommen jeder Haushaltung, ob groß, ob klein. Von A. Fragstein, Heizungs-Ingenieur. (Leipzig, Rudolf Lind. Fr. M. 1,80.)

— Es ist einer von den vielen Widersprüchen unserer Zeit, daß in den Bestrebungen vieler Zeitgenossen der principielle Individualismus auf die Spitze getrieben erscheint, während doch andererseits dem wirklichen, persönlichen Individuum kaum die dürftigste Fürsorge zu teil wird. Wir haben zahlreiche Gelehrte, welche tief sinnige Worte über theoretische Nationalökonomie schreiben, aber an einer wissenschaftlichen Grundlage für Haushaltungsökonomie fehlt es. Teil einer solchen ist vorliegende Schrift. „Was sollen wir brennen?“ lautet die Frage — die Antwort ist gegeben in fünf Kapiteln, in welchen die Bedeutung und Benennung des Thermometers, der zum leiblichen Behagen erforderliche Wärmebedarf, die im Interesse der Gesundheit notwendige Lüfterneuerung, die verschiedenen Arten von Heizungsrichtungen und Brennmaterialien behandelt sind. Den Schluß der Schrift bilden Tabellen, enthaltend die Ergebnisse von Versuchen, welche zur Wertbestimmung von Brennmaterialien vom Verfasser selbst durchgeführt wurden. — Nach seiner eigenen Aussage bezweckt der Verfasser der Schrift, eine so wichtige Angelegenheit, wie die hauswirthschaftliche Feuerung es ist, dem Heffort der Diensthöfen zu entrücken, und sie der hauswirthschaftlichen Oberleitung als eine wichtige, interessante und lohnende Aufgabe nahe zu legen. Er sucht dies zu erreichen, indem er die bereits gewonnenen Ergebnisse der forschenden Wissenschaft aus den Kreisen der höchsten herabträgt und in einfacher, gemeinverständlicher Form dem größten Publicum zugänglich macht. Daß hierbei der Verfasser, um den, wie er meint, etwas trockenen Stoff mehr zu beleben, auch den Humor in Anwendung gebracht hat, ist an sich kein Fehler, doch dürften einige etwas gesucht Wendungen zu stören sein, auch der für arme Leute verlebende Witz Seite 55. A. R.

— Einen der Aufmerksamkeit würdigen Beitrag zu einer brennenden Frage giebt der Vortrag von Pastor Herm. Göbel: „der Kampf gegen Bettler- und Vagabundentum, der vom ev. Freyverein für Schelen herausgegeben ist. (Breslau, Commission bei G. Dülser. 0,20.)

— Die Freimaurerei und die angebliche Harmlosigkeit ihrer Tendenzen. Ein Beitrag zur Begründung der von Kantonsrat Uehlinger im Großen Rat gestellten Motion, den Ausschluß der Mitglieder von Geheimbünden von Staats- und Gemeindebeamtungen betreffend. Nebst einem Anhang, enthaltend einiges über die Ritualien der Freimaurer und die Begründung der Motion Uehlinger, samt der darauf folgenden Discussion im Großen Rat des Kantons Schaffhausen. Von Dr. jur. P. Uehlinger. 34 S. M. 0,60 (Hollan,

Gebr. Meyer. 1882.) — Der etwas weit ausschweifige Titel giebt den Inhalt der kleinen Flugchrift, (die bereits in zweiter Auflage erschienen) wieder; dieselbe tritt übrigens nicht systematisch, sondern aphoristisch allerlei vom Freimaurerbunde mit, von seiner Wirksamkeit sowohl, als von den, gelinde gesagt, nicht sehr geistreichen Gebräuchen. Es ist interessant, daß gerade in der freien Schweiz sich eine urwüchsigke Reaction geltend macht gegen die Corruption und den Repotismus, den dortige „Brüder“ in Verwaltung und Justiz hineintraagen. Eine Reaction, die anscheinend nicht von kirchlicher Seite ausgeht. — Die im Titel definierte Motion Uehlinger ist vom Antragsteller vorläufig zurückgezogen, weil er die Absicht hat, seine Sache vor das Volk zu bringen.

— R. Th. Sölder's Verlag in Frankfurt a. M. teilt uns mit, daß er eine erhebliche Restauflage von Ernst Moritz Arndt's „Geist der Zeit“, welches im Laden Nr. 4,50 kostete, angekauft habe und nunmehr für R. 1 abgibt. Wir weisen gerne auf diese Gelegenheit hin, das Buch, ein wichtiges geschichtliches, kulturgeschichtliches und biographisches Denkmahl, preiswürdig zu erwerben.

— Auf dem Gebiete des Spiritismus stellt der greise Prof. Dr. Max Berty auch in seinem neuesten Werke: „Die sichtbare und die unsichtbare Welt, Diesseits und Jenseits. (Leipzig und Heidelberg. Winter. 1881. 320 S. Fr. M. 5.) neu aufgefundenen Thatfachen zusammen, welche die ihm 1873 aufgegangene Verbindung der unsichtbaren und sichtbaren Welt documentieren sollen. Leider sind sie, was der Verl. selbst sagt, ohne alle Gewähr für ihre Wahrheit zusammengestellt; enthalten also ein buntes Gemisch von abenteuerlichen Geschichten und solcher, welche mehr das Gepräge der Wahrheit an sich tragen. Wir freuen uns, daß auch P. am Schluß nicht umhin kann, die Beschäftigung mit den spiritistischen x. Vorgängen nicht ganz unbedeutlich zu finden. Auch die Behauptung, daß der Spiritismus die christliche Kirche verdrängen, resp. erlösen könne, lehnt er entschieden ab. „Es fehlen ihm die großen, zeitgemäßen, weltumwandelnden Ideen des Christentums gleich bei dem Anfang des letzteren gegenüber einem sittenlosen Polytheismus.“ Auch meint er, daß gegenüber den dämonischen Täuschungen durch den Spiritismus noch nicht einmal die persönliche Fortdauer des Menschen zweifellos sei. Der gläubige Christ bedarf solcher Künste nicht. — Etwas, was unter früher in d. Bl. gegebenes Urteil über den Spiritismus ändern könnte: haben wir auch in diesem Werke nicht gefunden. Nicht richtig ist Berty's Behauptung, Calvin habe kaum von Wundern und den Einwirkungen der übersinnlichen Welt etwas wissen wollen. Calvin hat daran nie gekümmert.

— In dem Büchlein: Was ist Magnetismus und was sind seine Begleiter, Hellsen und Besrugen der Toten? Aus dem Englischen. (Augsburg, R. Frey. 1880.) 43 S. Fr. M. 0,80) warnt eine (wohl einem Irvingianer angehörende) Stimme vor den dämonischen Tönen, die in diesem Treiben verborgen sind, und fordert, was ja auch inzwischen in Preußen in Bezug auf Magnetismus eingetreten ist, Maßregeln dagegen. Der Ausfall gegen die anglosächsische und gegen

unser evangelische Kirche in Deutschland S. 36 wäre besser weggelassen; ist auch in seinem tatsächlichen Material nicht richtig. Auch darin befindet sich der Verf. in Irrtum, daß er die hebr. Namen der Zaubererreden 5. Mos. 18, 10—12 (erax interpretum) aus LXX und Vulgata erläutern will. Diese Uebersetzungen haben willkürlich die im griech. und röm. Heidentum üblichen Arten für die hebr. Worte substituirt. Ebenso hat Luther mit seinen deutschen Namen gehandelt.

7. — Schrättenthal, Karl, Die Pflanzrinnen der nordisch-germanischen Göttersage. Den deutschen Frauen und Jungfrauen gewidmet. (Künster in W. N. Herte. 1882.) 24. — 25. — Die Bemühungen des Verf. dieser 15 Seiten „für die Pflanzrinnen der nordisch-germanischen Göttersage“ — als solche werden aufgezählt Luise Wittmann, Clara von Wämer, Kathinka Sib, Nola Warrens und dann — Marie Hanstein, — Interessanten zu werden, sind verfehlt. Wer unter den Lesern und Leserinnen weiß etwas von Marie Hanstein „der großen Dichterin, welche so mächtig, wie der Griffel des Tacitus oder das Plectrum Tantes wirkt?“ So hätte Schrättenthal so barmherzig sein sollen und sie in stiller Einjamkeit belassen, wie sie selbst gefungen hat (sie ist jetzt todt): „Kenneß du im Heimatswalde die lichterfundige Maid, Urväterweisen harpend in tiefer Einjamkeit?“ Wir bezweifeln sehr, daß gerade Frauen so geeignet sein sollen „und die marigen Gestalten der germanischen Mythologie“ näher zu bringen, auch dann nicht, wenn sie alphabetische Erläuterungen ihren Poesien beibringen, um dem Laien das Lesen zu ermöglichen.

8. — Die deutschen evangelischen Kirchengesangsvereine der Gegenwart in ihrer Entwicklung und Wirkksamkeit nach uraltdutschen Quellen dargestellt von Eie. Dr. Friedrich Zimmer. (Lueddinburg, 1882. Chr. Fr. Vieweg. 73 Seiten). — Nach Borgang von Württemberg und Hessen haben bereits Baden und die Pfalz Kirchengesangsvereine gegründet, und zwar Landesvereine. Ähnliche Bestrebungen in Westfalen, Mecklenburg und einigen übrigen preuß. Gegenden haben bisher die Gesangsvereine aus ihrer Isolierung noch nicht gebracht. Und doch ist dies wünschenswert. Die Organisation der Kirchengesangsvereine wirkt weit anregender. Ueber diese Wirkungen und wie sie sich historisch entwickelt, und was für weitergehende Ausrichtungen sich daraus ergeben für unser gottesdienstliches Leben, zeigt das vorliegende kleine Heft, das auch Rathschläge für Organisationen enthält.

— Das Evangelium von Christus aus dem Munde unserer neueren Dichter. Eine Sammlung religiöser Gedichte für Schule und Haus, herausgegeben von Franz Brämmer, Conrector in Rauen. (Rorden, D. Soltan, 1881. 2. sehr verm. Aufl. 392 S. Pr. M. 4. geb. M. 6.) — Geordnet nach dem Laufe der evangelischen Geschichte. Eine ansprechende Sammlung. Gerol, Sturm, Knapp, Droste-Hülshoff, A. Egloffstein, Spitta — lauter bekannte Namen sind vertreten, auch unser alter Volksliedtdichter: Schwartkopf, (Eleonore Fürstin Reuß), B. Jahn u. Ueber die Auswahl im einzelnen bei einer so reichen Sammlung von

199 Gedichten mit dem Verf. rechten zu wollen, wäre thöricht. Da muß sich der individuelle Geschmack auch frei bewegen, — wenn nur im ganzen der Geschmack sich gut erweist. Und das thut er.

— Freybe, Dr. Albert, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Paderm, Christoforus. Blätter für Kenntniß und Pflege von deutscher Art und Sitte, deutschem Glauben und Recht. (Leipzig, Dörfling & Franke. XVI u. 442 S. Pr. M. 6.) Der Verf. hat dieses Buch für die reifere Jugend und das christliche deutsche Haus, insbesondere für das Pfarrhaus bestimmt. „Das Buch nennt sich Christoforus; es stellt dar die deutsche Volkspersonlichkeit, wie sie hochgerichtet, schon im Heidentum pädagogisch für die Aufnahme des Christentums innerlich bereitet, nachher in Glauben, Sitte und Recht dem Könige aller Könige huldigt.“ Im ungeheuren Abfall der Zeit droht das deutsche Volk aus einem Christoforus ein Nevrobus zu werden. Es gilt, daß die Einzelnen für sich und die Jünger Christofori bleiben. Und in diesem Streben kann ein Buch wie Freybes Christoforus nur die besten Dienste leisten. Da die deutschen Regierungen verstanden genug sind, die alt- und mittelhochdeutschen Studien in den höheren Schulen nicht zu pflügen oder ihre Pflege schwinden zu lassen, so mögen Bücher den Ersatz bieten für den fehlenden oder befristigen Unterricht in den Schriftwerken unkerer Väter. Euripides und Cicero, Sophokles und Vergil sollen der deutschen Jugend mehr nützen als das Nibelungenlied, Wolters Lieber, Woffmans Parival. Das nennt man denn deutsch-nationale Erziehung. — Vom Inhalt des vorliegenden Sammelwerkes teilen wir folgendes mit. Den Eingang bildet die bekannte Legende von St. Christof, und zwar nach dem niederdeutschen Text „der Seele Trost.“ — Dann folgt im Gegensatz zur modernen und unheimlichen Phantasierei der Abschnitt „Deutsche Art und Unart“ von Seb. Brand. — Nach Joh. Oriam lernen wir „die Hauptgestalten der deutschen Mythologie“ kennen. — Das deutsche Kaiserideal im Nibelungenlied ist die Uebersetzung der Verse 1—1749 des Liedes überschrieben. „Die Höllefahrt Christi in der angelsächsischen Dichtung“ und „die Darstellung der Ostergeschichte im Heliand“ gehen dem längeren Abschnitt voraus, der „die Mannichfaltigkeit des Namens Gottes bei Kordmon“ (dem alten Skalden) zum Gegenstand hat. — „Streben in altdenischen Wendungen (Erste Hälfte von A bis D)“, „Epitheta des Todes“ und „das selige Sterben in altdenischen Wendungen“ gehen 43 Osterliedern voraus. Dann folgt „Christliche Ethik in Bibantens Bescheidenheit.“ Von hervorragender Bedeutung ist der Abdruck des 1527 zu Niga aufgeführten „Spiels vom verlorenen Sohn“ von Burthard Waldis. Kleinere Beiträge sind „Deutsche Erjahrensweisheit (Rechtspruchwörter, Sprichwörter aus G. Hericks „Deutsche Sprach und Weisheit“ und Niederdeutsche Sprichwörter)“ und „Biblische Lebensweisheit in deutschem Spruch.“ Es folgen dann 19 „Deutsche Lieder“, von welchen sich einzelne wie „Die Mutter Gottes in den Erdbeeren“ (aus Vorarlberg), „Die Neugier“ (Bregenz), „Gronawit und Schlenkblut“, „Der Stall von Bethlehem“ durch ihre Ursprünglichkeit und Klarheit auszeichnen. — Die letzten Abteilungen sind überschrieben „Himmelfahrt in

deutscher Dichtung" (Kynewulf, Heland, "Aus der Erlösung", "In der Lyrik", "Zwischen am Raststuhl in Bremen", "Jäger deutschen Rechtsinns und deutscher Rechtsfite in den Rechtsaltertümmern" (A bis C) und "Verrücken und Verlesen von Grenz- und Marksteinen." — Das selbste dreibändige Werk Fremdes "Alteutsches Leben." Stoffe und Entwürfe zur Darstellung deutscher Volksart (Wätersloh, Bertelsmann 1878—1880) berührt sich vielfach mit "Christoforus." Gleich das erste Stück vom heil. Christof ist nach dem kölnischen Original "Von sant Christoforo" im ersten Bande mitgeteilt. Umgekehrt enthält der dritte Band eine Uebersetzung des im "Christoforus" im Original mitgeteilten Spiels vom verlorenen Sohn. — Kein Zweifel, wer in stillen Stunden sich an der Reiselust und Poesie unserer Väter an der Hand des Fremdesen Christoforus erfreut, wird mit Vergnügen nach den drei Bänden "Alteutsches Leben" greifen und umgesehen. C. K.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Wilhelm Vaur, und Emil Frommel. 1883. (Bremen, Müller.) 370 S. M. 4. geb. 5. — Die "Christoterpe" ist wieder da und bietet, wie immer, des Guten und Interessanten, geschmackvoll Ausgewähltes viel. Zum Eingang ein Adventsgepräch von Rudolf Kögel mit schönen und großen Gedanken; wenn auch vielleicht die Möglichkeit eines solchen Dialogs zwischen Begegnen könnte. — Jeremias der Prophet und Jesus der Sohn. Eine Meditation von Geh. — Eine Erzählung von Heinrich Steinhilber aus dem dreißigjährigen Kriege, in Stil und Ausdrucksweise jener Zeit recht geschickt geschrieben. — Geschichtliches und Ethnographisches aus dem Spreewald von Panf. — Ueber Gesellschaften und Geselligkeit von Emil Frommel — ein Beitrag, der neben mancher Zustimmung doch auch recht oft Widerspruch weckt. Was über die Geselligkeit der vornehmen Gesellschaft gesagt wird, ist doch stellenweise unbedingte Generalisierung von Einzelfällen. — Gerhard von Amunor würden wir nicht als classischen Zeugen anführen — zum Teil Uebersetzung, vielleicht etwas Karrikatur. In den großen Verhältnissen großer Städte ist es nun doch unvermeidlich, daß diejenigen, die, oft sehr gegen ihre Wünsche, in der "großen Welt" leben müssen, mit weiteren Kreisen in oberflächliche und flüchtige Berührung kommen und in mehr formaler conventioneller Form mit denselben verkehren, während jeder sich außerdem nach Gehmaß und Gefallen einen kleineren concentrischen Kreis ansuchen kann, zum Verkehr, bei dem das Herz beteiligt ist. Warum nun den loseren Zusammenhang mit dem weiteren Kreise und diese formaler Art des Verkehrs gleich als "Seufzerei" und "Erbärmlichkeit" brandmarken? Gewiß giebt es ja Strohköpfe, die ganz in Aeußerlichkeiten aufgehen, aber daß sie die Regel bilden in dem, was doch wohl unter vornehmer Gesellschaft verstanden werden soll, also in unseren höheren Beamten- und Officierkreisen,

das bestreiten wir. Ebenso bestreiten wir den Satz in dieser Allgemeinheit, daß "sittliche Abgründe" sich auf den Höhen der vornehmen Gesellschaft aufhau. (pag. 177.) Im Gegentheil sind diese, z. B. die Hofbälle, eine Schule der Zucht und edlen Sitte für junge Leute und wer die Verhältnisse wirklich kennt, der weiß, daß gerade die zuchtloseren Elemente der vornehmen Jugend, die sich nicht genieren mögen, die anständige Gesellschaft, in welcher sie sich zusammennehmen müssen, meiden, um dann an ganz anderen Orten und in ganz anderer Gesellschaft vielleicht in "sittliche Abgründe" zu fallen. Weiter ist es ja ganz unterhaltend, ein "Büffet" mit der "Hauptfütterung der Raubtiere" zu vergleichen; wir glauben aber auch hier, daß man Studien über unnützig und gefräßige Leute auf der Bauernhochzeit ebensowohl machen kann, als im Salon. Und so weiter. — Sehr gut gefallen hat uns Baron Kottwitz' von Wilhelm Vaur, eine anspendend geschriebene Biographie dieses ausgezeichneten Mannes, eines der ersten Erweckten in unserer damals gerade vom Schlaf des Nationalismus erwachenden Kirche. Interessant war uns dabei, daß Kottwitz gegen Ende seines Lebens sich je länger, je mehr zur altkatholischen, d. h. zur seltenen Bekennnisdichte gehalten hat. — Geschichtliche Bilder aus dem Elsaß bringt Max Reichard. Nicolaus Fries eine Erzählung, Franz Delbisch eine geschichtliche, bez. kulturgeschichtliche Studie über den "Gobelin von Griesbach", Max Frommel eine artige, aber freilich nicht sehr wahrscheinliche Anekdote über "das erste Gebot", das neue Gebot nämlich, daß wir uns untereinander lieben. — Dazu kommen Gedichte von Geibel, Sturm, Eleanore Fürstin Reuß, Kögel und Anderen. Wer die früheren Jahrgänge der Christoterpe lieb gewonnen hat, wird gern auch diesmal das neue, schon angekündigte Jahrbuch für 1883 als Weihnachtsgabe kaufen. D. v. C.

— Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis. Neu herausgegeben mit Jugunderlegung der Gohnerischen Uebersetzung von Dr. W. Ebert, Consistorialrat in Kassel. Mit Originalzeichnungen von Karl Merkel. 2. um acht Vollbilder vermehrte Auflage. (Kassel, Theodor Kay.) 9 Mark. — Ein Wert, dem wir besonders als Confirmationsgeschenk die weiteste Verbreitung wünschen können. Die Zeichnungen sind edel und sinnig und durchweg ansprechend in der Composition; von ganz besonderer Freiheit sind die Initialen, Randlinien und Schlussquetten — nur leider sind deren zu wenig, so daß mehrfache Wiederholung eintritt. — Daß einige Bilder im einzelnen, weniger in der edel künstlerischen Composition, als nach Seite der Zeichnung, der Kritik Raum bieten, wollen wir nur kurz erwähnen. Doch vermögen diese Einzelheiten nicht die Freude am Ganzen zu stören. Und die notwendig gewordene 2. Auflage beweist, daß auch dieses Werk in seiner Eigenart neben anderen einen Freundeskreis um sich gesammelt hat.

## Vergangenes und Gegenwärtiges von der Ostsee.

Von Otto Diwisch.

Am 2. November (19. October) 1881 richtete der russische Minister des Innern, Generaladjutant Graf Ignátjew, auf Grundlage eines vom Kaiser bestätigten Reichsratsgutachtens vom 28. September ein Schreiben an die Gouverneure von Liv-, Esth- und Kurland, in welchem dieselben angewiesen wurden, die Ritterchaften dieser Provinzen als diejenigen Organe, in deren Händen sich die „örtliche Verwaltung zur Zeit befinde“, zur Äußerung darüber aufzufordern, wie die Verordnung vom 13. Januar 1864 über die Bildung der sogenannten Landschaftsinstitutionen (Семство) in den genannten Gouvernements in Kraft zu setzen seien, mit dem Hinzufügen, die „localen Besonderheiten“ derselben könnten unter der Voraussetzung berücksichtigt werden, daß die „Grundprincipien der Landschaftsverfassung“ dabei gewahrt blieben.

Auf die Folgen dieses Auftrages werden wir zurückkommen. Wenn wir ihn an die Spitze untrer Darlegung stellen, so erklärt sich das aus der ungeheuren principiellen Tragweite der Maßregel für die fernere Entwicklung des deutschen Wesens und Lebens an der Ostsee. Seit dem Zusammenbruche des livländischen Ordensstaates im Jahre 1561 haben die baltischen Lande nur zwei gleichbedeutende Krisen durchgemacht: die Capitulation von 1710, welche Liv- und Esthland der russischen Herrschaft unterwarf und die Wiederaufhebung der 1783 eingeführten sog. „Statthalterchaftsverfassung“ im Jahre 1796. Das wunderbare Glück, welches im einzelnen für die Geschichte der deutschen Colonie in Nordosten ebenso bezeichnend ist als der Zug düsterer Freudlosigkeit, welcher sie im ganzen und großen beherrscht, — wollte es, daß im erstern Falle Peter der Große mit dem genialen Scharfblick, der seiner sonst unsäglich barbarischen Natur eigen war, in dem Augenblicke die Hand zur Rettung des deutschen Wesens reichte, wo es fast vernichtet am Boden lag; im andern Falle wirkten der unleugbare Gerechtigkeitsinn Pauls I. und sein Haß gegen alles, was seine Mutter gethan, zusammen zur Wiederherstellung des verdrickten Landesrechtes, das durch die schablonenhaft-bureaokratische „Statthalterchaftsverfassung“ in seiner wesentlichen Eigenschaft als Schutzwehr deutschen Lebens auf das ernstliche bedroht schien. Diefelbe Gefahr, nur in noch erhöhtem Maße, wohnt dem Befehl zur Einführung der russischen Landschaftsordnung inne; ob dem baltischen Lande sein historisches Glück auch diesmal zu Hülfe kommen wird, muß die Zukunft lehren. Mit dieser, die in keines Menschen Hand gelegt ist, haben wir es hier indessen nicht zu thun; dem deutschen Nationalgefühl kann zunächst nur eines von Wert sein: festgestellt zu sehen, was an der Ostsee auf dem Spiele steht, d. h. die Bedingungen kennen zu lernen, unter denen die Pflanzstätte der Bremer von 1159 ihrer Aufgabe als Pionier deutscher Cultur und deutschen Geistes im Gebiete des moskowitischen Barbarentums gerecht wird.

Soll die Darstellung dieser Zustände ihren Zweck erreichen, so wird freilich eines nicht außer acht zu lassen sein: daß die hergebrachten Parteischlagworte und Natur-

gegenüber, wie sie unser öffentliches Leben beherrschen, bei der Beurteilung der Dinge am Riga'schen und Finnischen Meerbusen keine Rolle spielen. Nicht liberale oder conservative Schulmeinungen sind es, welche die Entwicklung der Dinge daselbst beherrschen, sondern die unabweislichen Forderungen des Existenzbedürfnisses der nationalen Existenz im Kampfe mit übermächtigen Gegnern aller Art.

Wer das Leben in den baltischen Länden zu schildern unternimmt, hat es nicht leicht kurz zu sein, weil er nicht viel als bekannt voraussetzen darf. Was Julius Starkt und andere vor einem Jahrzehnt und mehr veröffentlicht haben, ist seiner Zeit zwar mit Interesse gelesen, später aber, unter dem Eindruck der russenfreundlichen Strömung von 1872 bis 1878 so ziemlich vergessen worden. Auch heute noch kann es dem Balten geschehen, daß ihm Complimente über sein „geläufiges Deutsch“ gesagt werden und dergl. mehr. Wenn man weiß, daß das vor hundert Jahren ganz anders war, daß es damals niemandem, am wenigsten einem Norddeutschen in den Sinn kommen konnte, die geistige Zugehörigkeit der „Deutsch-Russen“ zu Deutschland zu bezweifeln, oder sich darüber zu wundern, daß ein Mann wie Hippel seine „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ in Kurland spielen ließ, — wenn man das weiß, dann erst wird man sich klar darüber, daß die letzte Auswirkung der politischen Körperlosigkeit, wie sie durch die Auflösung des Reichs im Jahre 1806 bedingt war, sich mit der Wiebergeburt desselben sehr nahe berührt hat. Deutschland fing damals an sich selbst allmählich wiederzufinden; allein es hatte im großen und ganzen fast jedes Gefühl des nationalen Zusammenhanges mit seinen ehemaligen „Grenzmarken“ verloren, und auch diese waren gewohnt, Deutschland als „Ausland“ zu betrachten, dem sie kaum näher standen, als jedem andern Mittelpunkt europäischer Bildung.

Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands werden auf einem Raum von ca. 1880 Quadratmeilen gegenwärtig von ca. 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Menschen bewohnt, die zu sehr ungleichen Teilen vier verschiedenen Volksstämmen angehören. Die Landbevölkerung, die in dem überwiegend Ackerbau treibenden Lande außerordentlich vorwiegt, scheidet sich in Letten (Kurland und südliches Livland) und Esthen (nördliches Livland und Esthland); eine jede dieser Gruppen mag gegenwärtig über 1 Million Köpfe zählen. Ihnen zunächst stehen der Zahl nach die Deutschen, deren es an 300,000 geben wird; außer dem wohlhabenderen und gebildeten Teil der städtischen Bevölkerung gehört ihnen der grundbesitzende Landadel an, ferner die Mehrzahl der Geistlichen, Landärzte u. s. w. Die letzte Stelle nehmen die Russen ein, die schwerlich über mehr als 50,000 Köpfe in allen drei Provinzen kommen. Die große Mehrzahl, circa 25 bis 30,000, wohnt in Riga, wo sich namentlich viele sogenante „Altgläubige“ befinden; der Rest verteilt sich auf die übrigen Städte; auf dem flachen Lande zählen sie, abgesehen von einem Teile des sog. „kurischen Oberlandes“, kaum mit. Noch weniger zahlreich sind die Juden, die nur in Kurland von jeher stark vertreten waren, in Liv- und Esthland aber erst seit kurzem anständig geworden sind und auch hier ausschließlich als Kleinhändler und Handwerker in den Städten wohnen.

Was endlich von Litthauern und Polen in dem schon erwähnten östlichen Teil des „Oberlandes“ lebt, verschwindet der Zahl nicht minder als der civilisatorischen Bedeutung nach und macht nur dann von sich reden, wenn es, wie bei der jüngsten baltischen Volkszählung vom 10. Januar 1882, (29. December 1881) zu unruhigen Auftritten kommt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß wenn es blos auf Zahlen anläme, die leitende Stellung im Lande den Letten und Esthen gebührte, wie sie diesen Anspruch neuerdings auch wirklich erheben. Vom Standpunkte des höheren Rechts, welches allein die Kultur verleihen kann, gebührt der Vorrang aber nach wie vor den Deutschen, welche diese Kultur seit mehr als siebenhundert Jahren geschichtlich vertreten. Den Russen gebührt nur das eine Verdienst, daß sie der civilisatorischen Thätigkeit der Deutschen, wenn auch keineswegs bewußt, bis vor kurzem keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg gelegt. Ihre positiven Leistungen sind gleich Null, wie sie in den Momenten nüchternen Betrachtung, die bei ihnen häufiger vorkommen, als z. B. bei

den Magnaten, unumwunden zugestehen. Die übrigen Nationalitäten können beiseite bleiben. —

Sind demnach die Deutschen notwendig in den Vordergrund zu stellen, so bedeutet das nicht etwa bedingungslose Parteinahme für alles, was sie in der Vergangenheit gethan und in unseren Tagen thun. Auch auf ihnen lastet ein gutes Theil der schweren geschichtlichen Sündenschuld, die überall gefunden wird, wo der Mensch bedingungslos in des Menschen Hand gegeben ist. Weil sie aber, obwohl Jahrhunderte hindurch als harte Herren regierend, gleichwohl Träger einer edlen Gesittung gewesen sind, weil sie das eingeborene Letten- und Esthenvolk nicht bloß zum Schamrocken gezwungen, sondern es gleichzeitig, obzwar nur langsam und zu Zeiten fast unmerklich auf einen höhern Standpunkt menschlichen Wissens und Könnens gehoben — deshalb ist ihnen der Anspruch in diesem Lande, wenn nicht mehr wie in alter Zeit leiblich, so doch geistig die Leiter und Meister zu bleiben, nicht verloren gegangen. Man hat ihnen vorgeworfen, sie hätten das Land nicht zu germanisieren verstanden. Aber diese Anklage, obwohl zum Theil von berithimten Historikern ausgehend, ist unhistorisch, weil sie auf Voraussetzungen beruht, die niemals bestanden haben. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war, wie nach übereinstimmenden geschichtlichen Zeugnissen feststeht, der Germanisierungsproceß ziemlich weit vorgeritten. Da erfolgte jener grauenhafte Nusseneinfall von 1558, der, obwohl an sich selbst, wie ein baltischer Schriftsteller sagt, nur den Mongolenzügen Tamerlaus vergleichbar, doch nur die Einleitung eines schrecklichen Staunes der Dinge wurde, das Zeichen zu einem Kriege, welcher ohne Unterbrechung volle 72 Jahre währte (von 1558—1629). Rußen, Polen und Schweden wütheten gegeneinander, wie es selbst die Horden Batu's kaum gethan. Der Sieg blieb endlich dem unter Gustav Adolf zur europäischen Großmacht aufstrebenden Schwedenreich.

Unter seinem Schutze, obwohl keineswegs dauernden Frieden genießend, erholte sich das Land vergleichsweise rasch; eine strenge Agrargesetzgebung sicherte dem Bauer eine Stellung, wie er sie im übrigen Europa damals nirgend hatte. Der Germanisierung jedoch konnte die Herrschaft Schwedens ebenso wenig günstig sein, als die der Polen zuvor. Mit allen Mitteln vielmehr waren Gustav Adolf und seine Nachfolger bestrbt, das Land der eigenen Nationalität zu gewinnen. Diesem Zwecke vor allem galt die Gründung der Universität Dorpat (im Jahre 1632). Während ihres ganzen Bestandes (bis 1710) ist dieselbe mehr eine schwedische als eine deutsche Hochschule gewesen. Sie sollte die Mittel bieten, das Land nach und nach mit schwedischen Beamten und Geistlichen zu füllen und so dem Einflusse der schwedischen Cultur auf die eingeborene Bevölkerung die Wege zu bahnen. Der Plan ist gescheitert, einestheils an der zähen Abneigung des deutschen Adels und der deutschen Bürgerschaften gegen das ihnen ausgebrungene fremde Wesen, andererseits daran, daß die Arbeit Schwedens in dem Augenblicke unterbrochen wurde, wo sie dem Gelingen trotz alledem nahe schien.

Unter so entseßlichen Umständen freilich ist diese Unterbrechung erfolgt, daß erst nachgeborene Geschlechter zum Bewußtsein der Wohlthat kommen konnten, welche ihnen damit erwiesen war. Auf die mit furchtbarer Härte durchgeführte „Güterreduction“, d. h. die Einziehung von  $\frac{2}{3}$  sämtlicher im Besiß des livländischen Adels befindlichen Rittergüter zum Besten der schwedischen Domänenverwaltung, folgte mit dem Jahre 1699 der entseßliche Nordische Krieg, der das ungelige Land volle 22 Jahre hindurch mit Blut und Thränen füllte und kaum 10% der ursprünglichen Seelenzahl am Leben ließ. Schon nach Scheremetjew's systematischen Verbeerungszügen in den Jahren 1703 und 1704 war Violand zum größten Theil eine menschenleere Wüstenei geworden; was dem Schwert entgangen, ward 1710 von der Pest dahingerafft. Als Peter der Große Besitz ergriff, war er mit seinen Rußen fast „unter sich“. Was von Deutschen wie „Nationalen“ übrig war, ist hier zu hoffnungsloser Armut und Nothheit herabgesunken; zwischen Herren und Bauern bestand kaum ein anderer Unterschied, als der der Sprache; aber diese Sprache ward von dem verkommenen Bettlervolk trotz alledem noch hoch gehalten. In den „Accordpunkten“, welche die Ritterschaften wie die Städte bei der Capitulation von 1710 mit Peter I. vereinbarten, steht die Erhaltung der

evangelischen Religion und der deutschen Sprache obenan; freilich fast der einzige ideale Zug, den die baltische Geschichte im 18. Jahrhundert aufweist. Die unaussprechliche Not der Zeit hatte die Herren hart, eigennützig und kleinlich gemacht. Von der altländischen Weitherzigkeit, die lebte und leben lieb, war kaum eine Spur übrig geblieben. Erst um die Zeit, da in Westeuropa die Aufklärungsperiode zu dämmern begann, sollte der livländische Bauer die Leibeigenschaft in ihrer ganzen Strenge kennen lernen: das Mittelalter und die schwedische Periode hatte sie ihn im großen und ganzen von einer milden Seite gezeigt. Dieser Druck, der fast hundert Jahre auf ihm gelastet, begann erst zu weichen, als die Folgen des Nordischen Krieges geistig und materiell einigermassen überwunden waren. Da trat das gutmütige Naturell des Balten wieder in seine Rechte. In den Jahren 1804 und 1819 geschahen die entscheidenden Schritte zur förmlichen Aufhebung der Leibeigenschaft, wesentlich aus der freien Entschliebung der Berechtigten heraus, wenn es auch von seiten des wohlwollenden Kaisers Alexander I. an einem gewissen moralischen Druck nicht ganz gefehlt hat.

Frei war der Bauer also geworden, deutsch hatte er nicht werden können, dazu fehlten wie schon gesagt alle Voraussetzungen. Weber verfügten damals die Herrschenden über die unerläßlichen geistigen und materiellen Mittel, noch durfte die Zustimmung der in diesen Stücken höchst empfindlichen russischen Staatsraison erwartet werden, die es vielmehr an offener und geheimer Anfeindung des Deutschtums der Ostseeprovinzen zu keiner Zeit hat fehlen lassen, ja mit der Octrovierung der schon erwähnten Statthalterchaftsverfassung im Jahre 1783 sogar einen sehr ernsthaften Versuch machte, die baltischen Lande auch äußerlich in die Reichsschablone hineinzuwängen. Scheiterte dieser Versuch auch an dem Willen Pauls I., so ist er doch seit 1796 unausgesetzt erneuert worden und die Angriffe haben eine immer bewußtere leidenschaftlichere Form angenommen.

Etwas anderes aber haben diese Angriffe nicht gehindert, wenn sich auch leider die Erziehung des Volkes durch Kirche und Schule darauf beschränken mußte, zu leisten, was mit den mangelhaften Mitteln der unentwickelten „nationalen“ Zbiome zu leisten war. Selbst in den schlimmsten Tagen der eigenen Entartung fand sich die deutsche Stände dieser Verpflichtung bis zu einem gewissen Grade bewußt geblieben. Die Fürsorge für die Bildung des Volkes hat nie ganz geschlummert, auch damals nicht, als man die eigene im fernen Deutschland zu suchen genötigt war, weil die russische Regierung das Versprechen Peter's, Dorpat wieder herzustellen, erst nach hundert Jahren einzulösen anfang. Natürlich waren die Leistungen Jahrzehnte hindurch nur dürftig; man nahm die Schulmeister, wo man sie fand, da es Seminare damals nicht gab, und ließ sie unterrichten wie und wo es ging. Immerhin that man bei weitem mehr, als die Bauern aus eigenen Mitteln je hätten thun können und brachte es schon in den letzten Zeiten der Leibeigenschaft so weit, daß die Zahl derer, die wenigstens lesen konnten, nicht gering war.

Mit der Befreiung des Bauernstandes nahmen diese Bestrebungen eine bestimmtere Form an. Die fortbauende Abhängigkeit der Gemeinden vom Gutsherrn gestattete dem letzteren, die Bauerschaft nach Maßgabe steigenden Wohlstandes zu vermehrten Leistungen heranzuziehen; in vielen, ja wohl den meisten Fällen griff er in die eigene Tasche, schenkte Land und Material zur Errichtung der Schulhäuser, stellte die Lehrkräfte an, die er selbst bezahlte, und handelte überhaupt als unumschränkter Herr, wobei es ihm nach dem Vorbilde des aufgeklärten Absolutismus auf ein wenig Willkür nicht eben ankam. Diese spielte auch in den sonstigen Beziehungen zwischen Herrn und Bauern eine bedeutsame Rolle. Nicht mehr wie in den ersten fünfzig Jahren der russischen Herrschaft ward der letztere ausgebeutet; allein durchaus angemessen schien es, wo er der richtigen Beurteilung des eigenen Interesses nicht gewachsen war, ihm den Zwang der besseren Einsicht aufzulegen. Wie es sich viele Grundbesitzer zur Ehre anrechneten, ihre „Gebiete“ (Gemeinden) durch reichliche Anwendung körperlicher Zuchtmittel zur Einführung neuer Wirtschaftsmethoden, z. B. Alee-, Flachs- und Kartoffelbau, zu zwingen, so verfahren auch die Behörden der ritterschaftlichen Selbstverwaltung im gegebenen Fall.

Das Interesse der Bauern zu wahren galt im großen und ganzen als Anstandspflicht; die Form, in der sich diese Pflicht vollzog, war oft genug von jeglicher Rücksicht weit entfernt. Der harten Herren gab es nicht viele mehr, derer aber, die den ehemaligen Leibeigenen mit misachtenden Augen ansahen, noch Legion.

Das Verhältniß des Adels zu den bürgerlichen Mitständen deutscher Nationalität war natürlich ein anderes; fremdlich gestaltete es sich keineswegs. — Die erbitterten Streitigkeiten, wie sie zwischen Stadt und Land in Livland nicht minder häufig waren als in jedem andern deutschen Gebiet, erhielten durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Ritterschaften die Städte ihr politisches Uebergewicht fühlen ließen, immer neue Nahrung. Allerdings waren die Städte nur ein Schatten von dem, was sie einst gewesen. Riga allein behauptete als Handelsplatz eine gewisse Bedeutung; in den Straßen von Reval und Pernau wuchs Gras; die übrigen städtischen Gemeinwesen, so viel ihrer übrig geblieben, führten mit einziger Ausnahme von Dorpat (seit Wiederherstellung der Universität 1802) ein Dasein, dessen Kläglichkeit kaum drastisch genug geschildert werden kann. Dem entsprach das politische Ansehen, welches sie in Petersburg genossen. Die Ritterschaften galten dort viel, die Bürgerschaften nichts; ihre Vertretung auf den Landtagen hatten sie mit Ausnahme von Riga und Reval eingebüßt, es fehlte ihnen an jeder Handhabe, dem Einflusse der Ritterschaften ein Gegenwicht zu bieten. Daraus erwuchs ingrimmige Abneigung, die der enge Pfahlbürgerinn, wie er sich im Gefolge der furchtbaren Not allenthalben entwickeln mußte, nicht selten zu hämischer Schadenfreude werden ließ, wo dem Adel von außen oder innen Verlegenheit erwuchs.

Die böseste derselben seit Uctrogierung der „Statthalterchaftsverfassung“ brachte das Jahr 1841 mit der äußerlich vom Bischof Trinarck von Riga, in Wirklichkeit aber von Petersburg aus geleiteten sogen. Uebertrittsbewegung, welche gegen 150,000 Letten und Esten vom Protestantismus abwendig machte und der griechisch-orthodoxen Kirche in die Arme trieb. Man hat die damit verbundenen Unruhen zu einem offenen Aufstande der Bauern gegen die Herren stempeln wollen; das waren sie nicht, wenn es an einzelnen Anläufen auch nicht gefehlt hat; immerhin aber lieferten sie den Beweis, daß der rechte Ton im gegenseitigen Verkehr nicht getroffen war, daß die Bauern, je mehr sie geistig und materiell vorwärts kamen, um so schwerer an den Formen der Willkür trugen, die ihre Behandlung nach wie vor bezeichnete. Die Erfahrung war indessen nicht verloren. Mit jener feinen Empfindung für das Notwendige, welche sich die deutschen Stände des Landes im Jahrhundertlangsten Verkehr mit übergewaltigen Elementen angeeignet, erkannten die Ritterschaften, daß die Stunde des Standesegoismus wieder einmal geschlagen habe: mit den „Agrarlandtagen“ der vierziger Jahre beginnt jene Entwicklung, die während eines Menschenalters zu einem völligen Umschlag der Beziehungen zwischen den deutschen Herren und den „undeutschen“ Bauern geführt hat. Ihr erstes Ergebnis war der sog. „rothe Strich“, d. h. die feste gesetzliche Abgrenzung der gewohnheitsmäßig in bäuerlicher Nutzung befindlichen Ländereien. In ununterbrochener Folge wurden hierauf während der nächsten zwei Jahrzehnte Maßregeln zur allmählichen Aufhebung des Frohnverhältnisses, zur Sicherung der neuen bäuerlichen Pächter in ihrer vertragsmäßigen Stellung, zur festen Regulierung sämtlicher Beziehungen derselben zu den Gemeinden, zu den Gutsherren und unter sich (in den Bauernordnungen von 1849 und 1856) getroffen und so ein Stand der Dinge geschaffen, der den Vergleich mit keinem andern zu scheuen braucht.

Fast bedeutamer noch indessen als dieses officielle Vorgehen der Ritterschaften, die dabei keinem äußeren Zwang gehorchten, ist etwas anderes gewesen, was der genialen Initiative eines Einzelnen verdankt ward. Als der spätere Landmarschall von Livland, Hamiltar von Fölkersahm im Jahre 1849 mit dem freien Verkauf des Bauernpachtlandes begann, gab er den Anstoß zu einer Entwicklung, die in der Agrargeschichte kaum ein Beispiel haben dürfte. Daß ein Herrenstand aus freier Entschiedenheit die Bildung einer unabhängigen Klasse kleiner Grundbesitzer befördert hätte, ist in der That nirgend nachgewiesen. In den baltischen Landen ist das, wenn auch unter gewaltigen Kämpfen, zum guten Teile durchgeführt. In Livland giebt es jetzt ca. 70% bäuerlicher



Grundbesitzer, die ihre Höfe ohne Ausnahme von den Gutsherren käuflich erworben haben, in Kurland ebenso viel, wenn nicht mehr; Estland, die ärmste der drei Provinzen, ist in Rücksicht, doch nimmt auch dort die Zahl der bäuerlichen Besitzer zu. Ueberdies hat seit Erlaß der Landgemeindevordnung von 1866 jede gesetzliche Abhängigkeit der Gemeinden von den Gütern aufgehört und es ist ihnen ein weitgehendes Selbstverwaltungsrecht eingeräumt worden. Nur sie haben das Recht der körperlichen Züchtigung; den Gutsherren oder der sog. „Gutspolizei“ ist es genommen. Seit fast zwanzig Jahren ist auf keinen holländischen Gutshof ein Schlag gefallen. Das jüngere Geschlecht der Bauern weiß denn auch nichts mehr von der scheuen Unterwürfigkeit vergangener Tage. Trotzige Sicherheit pflegt es im Verkehr mit den ehemaligen Gebietern zu entwickeln; nur vor dem eigenen Brodherrn steht der Knecht noch mit dem Hute in der Hand; jeden andern grüßt er wie seinesgleichen oder gar nicht, während ehedem der Deutsche, ob bekannt oder unbekannt, demütiger Begrüßung gewiß sein durfte. —

Ein Teil des ältern Geschlechts mag diesem Wandel der Dinge und Begriffe mit Kopfschütteln zusehen: die Jugend, welche die Vergangenheit nur vom Hörensagen kennt, hat sich ihrer großen Mehrzahl nach damit ausgeöhnt, daß ihr statt bürgerlicher Rechte freie Männer gegenüber stehen; sie ist, weil sie ihre Stellung und Aufgabe recht begreift, stolz darauf, daß es vor allem deutscher Selbstverleugnung und deutschem Gerechtigkeitsfinn zu danken ist, wenn an die Stelle der elenden „Kaudzstuben“, in denen der Bauer zu vegetieren gewohnt war, mehr und mehr stattliche Höfe mit freundlichen Gärten treten, wenn dem wachsenden Bildungsbedürfnis des Volkes durch ein wohlgeordnetes Volksschulwesen genug gethan wird, wenn ihnen die von den Ritterschaften erhaltenen höheren Unterrichtsanstalten offen stehen, wenn dem Bauern das gleiche Recht an der Benutzung der landschaftlichen Creditanstalten eingeräumt ist, wenn er als Grundbesitzer dem Rittergutsbesitzer gegenüber als Steuerzahler bevorzugt wird, wenn er in Livland wenigstens in den sog. Kirchspiels-Couventen zur Teilnahme an der Selbstverwaltung berufen ist, und ihm bei den Predigerwahlen mitzuwirken gestattet ist; mit einem Wort: wenn er sich heute in einer Lage befindet, um die ihn die Bauernschaften Westeuropas beneiden mögen.

In das berechtigte Wohlgefallen, mit dem der Balte auf die Entwicklung der letzten dreißig Jahre blickt, muß sich heute freilich viel bittere Empfindung mischen. Der Dank, den er sich verdient zu haben glaubte, ist ihm nicht geworden. Die Wohlthaten, die er den Söhnen und Enkeln erweist, werden von diesen vielfach mit dem Haß vergolten, welcher sie der Unbill der Väter gedenken lehrt. Die Bildung, die ihnen die Deutschen gebracht, hat das Bewußtsein des Gegensatzes gegen die fremde Race wach gerufen; die nationale Idee herrscht seit zwei Jahrzehnten an der Ostsee so gut als in der übrigen Welt. In allen drei Provinzen, zumal aber in Kurland und Livland, ist die Kenntnis des Deutschen unter den Städtern „nationaler“ Herkunft nicht nur, sondern auch unter den Bauern weit verbreitet; ihre Söhne füllen die Kreis- und Gymnasien, sie drängen sich massenhaft an die Landesuniversität und bilden dort schon eigene Verbindungen; allein je mehr sie sich der Waffen bemächtigen, welche die deutsche Weltkultur ihnen bietet, desto ausgeprägter wird der Gegensatz gegen alles, was deutsch heißt. Eine „nationale“ Presse, durchweg von Männern geleitet, welche jedermann als Angehörige unseres Volkes ansehen würde, und die sich in ihrem Laufe selbst als Deutsche geberden, — ist unausgesetzt bestrebt, das Bewußtsein dieses Gegensatzes zu verschärfen und die Kunst zu vertiefen, die sich zwischen den Deutschen und ihren ehemaligen Pflegebefohlenen gebildet hat. Mit besonderem Erfolge wird die Agitation unter den Esten geführt, die den Letzten überhaupt an Leidenschaftlichkeit und zäher Energie überlegen sind, während sie ihnen an Bildungsfähigkeit bedeutend nachstehen. Ein demagogisches und zugleich publicistisches Talent, wie es der kürzlich verstorbene Jacobson, Herausgeber des in Jellin (Livland) erscheinenden Wochenblattes „Satala“ war, würde sich auch unter größeren Verhältnissen zur Geltung haben bringen können. Um so leichter konnte es ihm damit glücken, als die „nationale“ Bewegung in den

Ostseeprovinzen längit die Aufmerksamkeit des deutschfeindlichen Moskowitertums erregt hatte und von diesen als ein sehr geeignetes Mittel zur Untergrabung des deutschen Einflusses an der Ostsee erkannt worden war. Wir wissen, daß diese Tendenz in Petersburg stets lebendig gewesen ist; besondere Lebenskraft aber hätte sie natürlich mit dem Erwachen der nationalen Bestrebungen in Rußland selbst gewinnen müssen, die ja ihrerseits mit der Wiedererstehung Deutschlands fast zusammen fielen, weil sie zu der Abneigung gegen das deutsch-baltische Wesen die Furcht vor deutschen Annexionsbestrebungen treten ließen. In der That wurde schon im Jahre 1867 die Russifizierung der drei Provinzen so zu sagen offiziell an die Tagesordnung gesetzt; zuerst direct, indem man eine Reihe von Maßregeln zur äußeren Assimilierung derselben beschloß, dann aber, als sich dieselben ziemlich unwirksam erwiesen, indirect, d. h. auf dem Umwege der Verdrängung des deutschen Elements durch das „nationale“, mit dem man seiner Zeit leichter fertig zu werden hoffte. Die Handhabe dazu war, wie gesagt, in den junglettischen und jungesthischen Bestrebungen aboten, die denn auch in jeder Weise gefördert wurden, soweit dies ohne unmittelbare erkennbare Parteinahme geschehen konnte. Daß die Bewegung über die Grenzen hinausgehen könnte, die ihr im Interesse der russischen Staatsraison gesteckt werden mußten, daran scheint man nicht gedacht zu haben. Ein bestimmtes Urtheil läßt sich hierüber vor der Hand auch nicht abgeben. Bezeichnend ist es aber immerhin für die Hoffnungen des Zungehentums, daß den genannten Jacobson der Titel eines „Königs der Finnen“ beigelegt werden konnte und die Idee eines großfinnischen Reichs von der Ostsee bis zum Ural in der Einbildungskraft jugendlich erhiteter Köpfe ein gewisses Leben gewonnen hat (Nordrußland ist bekanntlich überwiegend von teilweise nur äußerlich russifizierten finnischen Stämmen bewohnt). Die Letzten ihrerseits, die übrigens, wie gesagt, weniger agitatorische Begabung besitzen, berauschten sich in der Idee einer lettisch-lithauischen Propaganda, für die es in den Gouvernements Witebsk, Grodnow und Kowno an Material nicht fehlt, wenn dasselbe auch noch völlig unarbeitet ist.

Den Deutschen konnte dieses Treiben, das sich bald in jedem Hause fühlbar machte, nicht sympathisch sein. So lange es sich jedoch in den Grenzen der äußeren Ordnung hielt und über Demonstrationen bei Sängervereinen (Veranstaltung von Bazaren zum Besten der „Alexanderschule“, einer projectierten höheren Lehranstalt mit esthnischer Unterrichtsprache) Gründung von Schiffsahrts-Gesellschaften, Vereinen u. s. w. beschränkte, fühlte man sich nicht sonderlich beunruhigt. Anders gestalteten sich die Dinge, als Graf Ignatjew bald nach seinem Amtsantritt im verfloßenen Jahre mit der ihm allein eigenen Unversorgtheit der Propaganda direct politisch-destructive Aufgaben zwies, d. h. sie mit der systematischen Zerrüttung der bisher ruhigen baltischen Zustände betraute; den Anfang machte die berüchtigte „Esthen-Deputation“, welche dem Kaiserpaar in Gatschino vorgeführt wurde, um dasselbe von den angeblichen „Wünschen des Esthenvolkes“ in Kenntnis zu setzen. Diese in neun Hauptpunkten formulierten Wünsche bedeuteten im wesentlichen nichts Beringeres, als den vollständigen grundsätzlichen wie thatsächlichen Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung der baltischen Lande, die Beseitigung des deutschen Einflusses bis auf die letzte Spur und die Neugestaltung aller Verhältnisse auf Grundlage des förmlich anerkannten nationalen d. h. lettisch-esthnischen Elements, neben dem dem russischen, als dem officiell herrschenden ein gewisses Recht der Hegemonie zugestanden werden sollte. Verfehlte das Unternehmen auch seinen nächsten Zweck, da sich bald herausstellte, daß die sog. Deputation nur ein selbstgegebenes Mandat besessen hatte, so behauptete das Programm doch seinen Platz in der „nationalen“ wie in der russischen Presse, und hierin fand sich für die Oberleitung in Petersburg wie für die Agitatoren im Lande selbst die erwünschte Handhabe, der deutschfeindlichen Bewegung die bössartige Richtung zu geben, welche das Land von nun an mit Schrecken erfüllen sollte. Während Nordbrennerbanden in Livland ungestraft ihr Wesen treiben durften, überschüttete die (unter Censur stehende!) „nationale Presse“ das Land mit Brandartikeln, konnten Nachwerke wie der Tönnison'sche Kalender für 1882 erscheinen, in welchem völlig unverblümt und offen

zur Vernichtung der Deutschen angefordert wurde. Mit welchem Erfolge, ist seinerzeit nur zu bekannt geworden. Wir erinnern hier nur an den Mordanschlag auf den Pastor von Gofst und die veruchte Unterminderung des Ritterhauses zu Riga durch den lettischen Officier Nisup und seine Spießgesellen. Nisup wurde nicht nur vom Rigaer Militärgericht freigesprochen, sondern dieses Erkenntnis auch ungeachtet des vom Militärprocureur (Staatsanwalt) selbst eingelegten Berufung von der zweiten Instanz in Wilna bestätigt. Im Laufe des Sommers 1882 verfügte der Obercommandierende des Militärbezirks, Graf Tobleben, die Versetzung Nisup's ins Innere des Reichs; zu einer eigentlichen Bestrafung ist es also nicht gekommen.

Mitten in den Schrecken und die Verwirrung, welche dieses ruchlose Treiben im Lande hervorrufen mußte, platzte der eingangs erwähnte Befehl an die Gouverneure der drei Provinzen, welcher die thunlichst baldige Einföhrung der russischen Landschaftsordnung verfügte; und eben in diesem Zusammenhang muß die Maßregel aufgefahrt werden, um sie in ihrer außerordentlichen Tragweite zu verstehen. Aus der Hand Ignätjew's kommend, konnte die angeordnete Umgestaltung der historischen Landeseinrichtungen nur den Umsturz derselben, die tabula rasa bedeuten, d. h. eben das, was in dem erwähten jungerkühnischen Programm gefordert ward. Wer aber noch gutnützig genug war das zu bezweifeln, mußte durch die als Ergebnis eingehender Untersuchung nachgewiesene Unmöglichkeit, die Landschaftsordnung mit den thatsächlich bestehenden Zuständen in Einklang zu bringen, bald eines andern belehrt werden. Die Ritterschaften haben sich in der That die Mühe nicht verbrießen lassen, nach einem Compromiß zu suchen; ihnen kam es nicht darauf an, das Alte unter allen Umständen und so lang es gehen wollte, zu bewahren, sondern darum war es ihnen zu thun, aus dem Neuen, wenn irgend möglich, das Beste zu machen. Nirgend, weder in Riga noch in Mitau oder Neval hat man sich darum in dieser Lebensfrage auf den Fuß einfacher Ablehnung gestellt; überall vielmehr ist dem guten Willen zur Reform Ausdruck gegeben worden, allerdings aber hat man sich nicht scheut offen und ohne Umschweife zu erklären, daß die russische Landschaftsordnung in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit den geschichtlich überkommenen Einrichtungen der Provinzen wie mit ihrer gesamten socialen Lebensordnung unvereinbar sei.

Anscheinend ließ man sich in St. Petersburg hierdurch nicht verstimmen. Froh, die bestehende Ordnung in Princip erschüttert zu haben, sah sich Graf Ignätjew nach weiteren Mitteln zur thatsächlichen Untergabung derselben um. Hierzu sollte ihm ein Mißgriff die Handhabe bieten, der ungleich wirksamer zu werden versprach als die bisherige Agitation, die immerhin nur einen privaten Charakter trug, wenn auch an dem Einverständnis der leitenden Kreise mit den Agitatoren im Lande um so weniger gezweifelt werden konnte, als sich nach dem plötzlichen Tode des Agitators Jacobson zeigte, daß die „Salala“ sowie eine Reihe anderer Heftblätter regelmäßige Unterstützungen von bedeutender Höhe aus den Mitteln des Ministeriums des Innern erhielten. Die Vertretung der livländischen Ritterschaft ließ sich nämlich in der Erwartung, den unausgesetzten Angriffen gegen die Landesinstitutionen so am besten zu begegnen, dazu bestimmen, an entscheidender Stelle selbst um offizielle Untersuchung zu bitten. Unter der Voraussetzung unparteiischer Denkweise in St. Petersburg hätte das als ein geschickter Schachzug gelten dürfen. Da aber bei einem Manne wie Ignätjew das Gegenteil feststand, so arbeitete man ihm nur in die Hände. Vom Kaiser freilich war es gewiß, daß es ihm lediglich auf die Ermittlung des wahren Sachverhaltes ankam, der Minister aber war einflußreich genug, um sich die hierzu bestimmten Organe nach seinem Ermessen auszuwählen und dafür Sorge zu tragen, daß die kaiserliche Instruction nur das officielle Deckblatt für Bestrebungen abgab, welche in Wahrheit im schneidendsten Gegensatz zu der allerhöchsten Willensmeinung standen. Von dem mit der „Revision“ von Liv- und Curland beauftragten Senator Geh. Rat Rauassein, erfuhr man zunächst nicht mehr, als daß er in der unbedingtsten Unkenntniß der Zustände lebte, über die er berichten sollte. Von ihm selbst stammt das Wort: er wisse nicht einmal, wo die Dstseprovinzen gelegen seien. Im übrigen wurde er von manchen hohen Be-

amten baltisch-deutscher Herkunft gelobt, so daß man sich in Livland anfangs hinsichtlich der Revision in einem gewissen Optimismus wiegte, der allerdings von kurzer Dauer gewesen ist. Schon vor der Ankunft Manassein's in Riga nämlich war die Zusammenziehung seiner Kanzlei bekannt geworden. Sie bestand einestheils aus Stod-russen oder russifizierten Deutschen, andernteils aus bekannten lettischen und esthnischen Agitatoren vom schlechtesten Aus. Das deutsche Element war ausgeschlossen. Gestattete schon dieser Umstand einen freilich obnehin nabeliegenden Schluß auf den Gesamtcharakter der „Revision“, so enthüllte sich dieselbe unmittelbar nach dem Eintreffen des Senators als unverblühte Fortsetzung der deutsch-feindlichen Propaganda im Geschmack des „leitenden Staatsmanns“, wie Janátjew damals leider mit Recht genannt werden durfte; mit dem sehr bedenklichen Unterschiede nur, daß diese Propaganda so zu sagen im Namen des Kaisers betrieben wurde. Geh. Rat Manassein brachte nämlich fast dictatorische Befugnisse mit, die ihm gestatteten, nach seinem Ermessen in den Geschäftsgang der Behörden einzugreifen, die Urteile der Gerichte zu cassieren oder abzuändern, die Entlassung notorischer Verbrecher zu verfügen, mit einem Wort, alles in Frage zu stellen und das Uterste zu oberst zu kehren, wie es ihm einfiel. Von dieser Befugniß machte er von Anfang an so unmaßigen Gebrauch, daß die Vertreter der deutschen Stände nach wenigen Tagen schon vor dem Chaos zu stehen glaubten; um so mehr, als gleichzeitig im Einverständnis mit der Revision im ganzen Lande ein längst vorbereiteter Sturm von Beschwerden und Bittschriften losbrach, die sich sämtlich gegen die Landesinstitutionen oder einzelne Träger derselben richteten, übrigens aber bald einen so persönlichen Charakter annahmen, daß der Senator selbst sich über die Untauglichkeit dieser Waffe nicht lange täuschen konnte. Um so brauchbarer erwiesen sich die übrigen; wer weiß, wie es heute in Livland aussehen würde, wenn nicht der Sturz Janátjews am 12. Juni d. Js. eine veränderte Lage geschaffen hätte. Sein Nachfolger, Graf Tolstoy, ist der Heypolitik des „Vaters der Lüge“ grundsätzlich abgeneigt; er unterließ denn auch nicht den „revidierenden“ Senator mit Instruktionen zu versehen, welche denselben veranlaßten, wenigstens zeitweise ein maßvolleres Verfahren einzuhalten. Lange hat das freilich nicht gedauert. Nach mehrfachem Conflict mit seinem schwachen Vorgesetzten scheint der Senator neuerdings wieder entschieden zu seinem ursprünglichen Programm zurückgekehrt zu sein; die „Revision“ ist nichts als eine Hez- und Wühlanstalt unter staatlichem Schutze. Kein Wunder also, daß Brandstiftungen in Liv- und Kurland überhand nehmen und die sog. „Agarverbrechen“ an der Tagesordnung sind. Mit „irischen“ Zuständen — das brauchen wir nach dem oben Gesagten kaum zu betonen — hat das an sich nichts zu thun; allein die Wirkung bleibt dieselbe. Das Gefühl der Sicherheit, an der Ostsee sonst größer als irgendwo, ist geschwunden, seit jeder Deutsche gefaßt sein muß, das Opfer einer Privattrache zu werden, die sehr wohlfeil geworden ist, seit die Menge weiß, daß den Behörden die Hände gebunden sind, besonders aber seit sie des Glaubens lebt, daß sich uns „Vaterland verdient“ macht, wer einem „Baron“ hinter'm Busche auflauert.

Dennoch fehlt es an Lichtbliden auch jetzt nicht ganz, die freilich nur dem erkennbar sind, der sich durch die Strömung des Tages nicht über die Elemente täuschen läßt, welche in der Tiefe ihre bedeutsame, wenngleich geräuschlose Wirkung thun. Die Arbeit der Deutschen, so sagten wir, hat bei Letten und Esten keinen Dank geerntet. Unbewußt und ungewollt erhält sie dennoch ihren Lohn, der darin liegt, daß das „nationale“ Element den einheimischen wie den russischen Hezekien nicht das Maß von Empfänglichkeit entgegen bringt, auf welche die Leiter der Bewegung gerechnet hatten. Die Eingebornen lieben die Deutschen nicht. Das Bewußtsein des nationalen Gegensatzes verschärft sich, wie schon angedeutet, sogar immer mehr. So viel von deutscher Weisheit haben sie aber gleichwohl angenommen, daß sie ihrer Mehrzahl nach kein Verständnis und keine Neigung für die barbarische Politik besitzen, die ihnen so eifrig anempfohlen wird. Das verbrecherische Treiben der Gegenwart geht von einer viel kleineren Minderheit aus, als im allgemeinen angenommen wird. Wo es zu eingehender Untersuchung gekommen ist, hat sich meist herausgestellt, daß die Brandstifter wie die

Menschenmörder verkommene städtische Proletarier sind, die im eigentlichen Bauernstande keinen Anhang besitzen, aber auch mit den in geordneten Verhältnissen lebenden ländlichen Arbeitern nicht in näherer Verbindung stehen.

Erfolgreicher hat die mährerische Propaganda leider auf dem wirtschaftlichen Gebiete gearbeitet. Hier läßt sich eine hohe Steigerung der Begehrlichkeit nicht verkennen; nicht nur die „landlosen“ Leute, sondern selbst ein Teil der bäuerlichen Grundbesitzer und Pächter trägt sich mit der Hoffnung, auf Kosten der Großgrundbesitzer Vermögenszuwachs zu erlangen. Dieser bedenklichen Erscheinung steht indessen von der anderen Seite unzweifelhaft das wachsende Bewußtsein der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft zwischen dem Groß- und Kleinbesitz gegenüber. Schon heute darf es mit Beziehung auf bereits Angeedeutetes ausgesprochen werden, daß der Übergang des sogen. „Bauernlandes“ in das freie Eigentum der ehemaligen Pächter eine Maßregel von fast unberechenbarer sozialer und politischer Tragweite darstellt, einen Damm, an dem sich die Wogen der deutschfeindlichen Bewegung, so Gott will, brechen werden. Mag einstweilen der „nationale“ Sturm und Drang unter den Besitzenden als dem geistig entwickeltesten Teil der Bevölkerung besonders stark bemerkbar werden — je mehr sie in der Bildung vorwärts schreiten, desto tiefer wird andererseits die Kluft zwischen ihnen und den meist besitzlosen Elementen, die sich mit den Leistungen der Volksschule begnügen müssen, desto mehr müssen sie dem Proletariat in Stadt und Land als ein Teil der herrschenden Klasse erscheinen, die als solche den Reiz des kleinen Mannes erregt. Mehrfach in der That werden bereits Stimmen laut, welche die „Bauernwirte“ bei der künftigen Verteilung des Landes ebenjowenig geschont wissen wollen als die deutschen Herren. Die „nationale“ Presse warnt vor diesem Thun, welches sie von ihrem Standpunkt mit Recht als ein selbstmörderisches brandmarkt; allem Anschein nach aber ohne Erfolg. Der Masse der „kleinen Leute“ kommt es an der Lüste wie überall nicht sowohl auf ideale Grundsätze und Bestrebungen an, als auf durchgreifende Besserung ihrer materiellen Lage; sie nehmen deshalb, was sie kriegen können, unbekümmert darnun, ob es den deutschen Herren gehört oder den Bauern vom eigenen Stamme. Bis jetzt ist diese Bewegung indessen, im großen und ganzen noch nicht über die Grenze des Wollens und Verlangens hinausgegangen, und wir dürfen hoffen, daß es trotz mancher einzelnen unzweifelhaft noch bevorstehenden Excesse dabei sein Verenden haben wird, weil die Klasse der ländlichen Arbeiter, die in erster Reihe steht, thatsächlich keinen Grund hat, mit ihrem Schicksal unzufrieden zu sein, da jeder ordentliche Knecht oder Tagelöhner ohne Mühe sein Brot findet und eigentliche Armut auf dem Lande unbekannt ist. Im westeuropäischen Sinne wird diese nur in den Städten gefunden, wo allerdings ein Proletariat zu Hause ist, welches unter Umständen gefährlich werden kann. Wie die Dinge liegen, spielt die städtische Entwicklung der ländlichen gegenüber in den Ostseeprovinzen aber noch keine ausschlaggebende Rolle.

Von der Verkümmernng des städtischen Lebens, die wie wir sahen, eine noch immer nicht ganz überwundene Folge des Nordischen Krieges ist, kann heute freilich nicht mehr in dem Sinne die Rede sein, wie es vor hundert, ja selbst noch vor fünfzig Jahren am Plabe gewesen wäre. Riga, Reval, Dorpat, Libau sind stattlich emporgewachsen. Erleres zählt mit seinen 170000 Einwohnern zu den Großstädten Europas, während es in Rußland in erster Linie steht. Reval hat sich seit Eröffnung der „baltischen Eisenbahn“ (1870) von 25000 Einwohnern auf über 50000 gehoben, Dorpat und Libau besitzen deren je 30,000 und sind in raschem Wachsen begriffen. Der Kopfsahl nach zwar besteht nirgend eine Mehrheit der Deutschen, da der mächtige Aufschwung von Handel und Verkehr eine Unmasse Letten und Esten vom Lande in die Städte gezogen hat. In Reval beläuft sich die esthnische Bevölkerung beispielsweise auf volle  $\frac{2}{3}$  des Gesamtbestandes, in Dorpat macht sie mehr als die Hälfte aus u. s. w. Ein Stand der Dinge, der seit Einführung der russischen Städteordnung von 1870 (im Jahre 1877) um so mehr zu Bedenken Anlaß bietet, als die Masse der städtischen „Nationalen“ den eigentlichen agitatorischen Kern des Jungtenthums darstellt. An leidenschaftlichen Anstrengungen, das städtische Regiment

in die Hand zu bekommen, hat es denn auch von Anfang an nicht geseht und wirklich haben es die Eithen in Reval zu einer Partei von etwa 20 Köpfen unter den 72 Stadtverordneten gebracht, n. a. W.: sie haben in der dritten Classe zweimal mit erheblicher Mehrheit gesezt. Von praktischer Bedeutung ist dieser übrigens vereinzelt gebliebene Erfolg zwar nicht gewesen und wird es voraussichtlich solange nicht sein, als die jetzige Wahlordnung (Drei - Classen - Wahl) beibehalten wird, weil hier der in überwiegend deutschen Händen befindliche Besitz entscheidet. Niemand aber kann sagen, ob es den Petersburger Nachhabern nicht nächsten einfallen wird, z. B. die Einführung des allgemeinen Stimmrechts zu decretieren, wovon bereits die Rede gewesen ist. Damit wäre der deutsche Einfluß zunächst principiell, und vielleicht bald auch thatsächlich gebrochen, die Entwicklung der Städte in ihrer Mitte geücht, ihre deutsche Zukunft jedenfalls aufs äußerste gefährdet, da die „nationalen“ Macher, obwohl wie wir sahen, selbst deutsch gebildet, es ohne Zweifel für ihre erste Aufgabe halten würden, die Spuren der Vergangenheit so weit als möglich zu vernichten, wobei sie von oben jedenfalls kein Verbot zu befürchten brauchten. Wir denken hier besonders an das blühende Schulwesen höherer wie niederer Ordnung. Die Staatsräjon hat den deutschen Charakter derselben bisher geschont; selbst die Gouvernementsgymnasien und Kreisschulen haben noch deutsche Unterrichtsprache; der Fanatismus der Letten-Eithen würde den Versuch nicht scheuen, hier den nationalen Idiomen nehm dem russischen Eingang zu verschaffen. Schon steht die „Nationalisierung“ der Landesuniversität nach sinnlichen Muster auf ihrem Programm.

Aber selbst wenn wir von diesem Neufesten absehen, wenn äußerlich keine Veränderung eintrete, so droht der städtischen Entwicklung von innen heraus eine Gefahr, die nicht unbeachtet bleiben darf; die Gefahr, daß der Selbstverwaltung, die so wesentlich die Trägerin des deutschen Geistes erscheint, der Nachwuchs nicht gesichert ist. Bei der Abneigung gegen das unentgeltliche Ehrenamt, wie sie der russischen Staatsauffassung eigentümlich ist, besteht nach der Städteordnung kein Zwang zur Uebernahme unbeförderter Selbstverwaltungsämter, während die Honorierung derselben, soll sie einigermaßen ausreichend sein, die Finanzen der Ostseestädte bald in dieselbe hoffnungslose Zerrüttung versetzen würde, der sie im Innern im Laufe eines Jahrzehnts durchweg verfallen sind. Wenn also vielleicht auch kein directes Verbot des Ehrenamtes erfolgt (obwohl auch diese Möglichkeit nach Analogie vorliegender Erfahrungen nicht ausgeschlossen scheint) so kann der mangelnde Andrang zur Uebernahme solcher Stellen den allmählichen Verfall der Gemeinwesen nach sich ziehen. Alles kommt darauf an, ob sich die Ueberlieferung der Vergangenheit und der patriotische deutsche Sinn stark genug erweist, der Versuchung stand zu halten, die schon heute an die städtische Jugend herantritt. Es ist dieselbe, die sich mit Einführung der russischen Landschaftsordnung auch an den Nachwuchs der Ritterschaft herannachen würde, und um so bedrohlicher erscheint, als die verwickelte Natur der modernen Lebensverhältnisse die Selbstverwaltung heute auch auf dem Lande als eine schwere Last erscheinen lassen, eine Last, die der Adel bisher uneinweg getragen hat, nicht weil er sich seine Vorrechte nicht nehmen lassen will, sondern überwiegend aus der Erwägung, daß die nichtadligen Elemente des Großgrundbesitzerstandes vom deutschen Standpunkte aus nicht die nötige Bürgschaft für ihre Zuverlässigkeit zu bieten scheinen. Auf die deutschen Bürger, die auf dem Lande ansässig geworden sind, bezieht sich das nicht, mit ihnen würde man gern teilen. Allein die Zahl der Bauern unter den sogenannten „Landsassen“ ist nicht mehr ganz gering, und sie kann von einem Jahr zum andern wachsen. Diesen aber möchte man die Ämter nicht anvertrauen, mit deren Handhabung das Geschick des Landes verknüpft ist, und wer wollte dieses Mißtrauen unbedeutend heißen? So lange wenigstens, als die gegenwärtige „nationale“ Erregung fortdauert, wird das niemand behaupten wollen. Daß nebenher auch junferhafte Velleitäten und eingewurzelte Vorurteile hier und da ihre Rolle spielen, soll nicht geleugnet werden; im großen und ganzen sind es aber die eben genannten Beweggründe, welche die Ritterschaften bestimmen, an dem drückenden Vorrecht der alleinigen Landesverwaltung festzuhalten.

Zum guten Glück findet sich jetzt in den Städten mehr Verständnis für diese Zwangslage als sonst. Die gemeinsame Gefahr, von der die teuersten Güter bedroht sind, hat die alte Eifersucht und Abneigung gegen die „Ritter“ wenn nicht ganz erstickt, so doch, in Liv- und Esthland wenigstens, sehr gemildert. Viel trägt hierzu auch die gemeinsame Erziehung auf den höheren Schulen des Landes und auf der Universität Dorpat bei. Hier hat allerdings von jeher ein Geist echter Gleichheit geherrscht; nirgend hat bevorzogter Stand weniger Anerkennung gefunden, als an den Ufern des Emba ch. Allein es hat Zeiten gegeben, wo sich der baltische Adel im ganzen ziemlich fern von ihnen hielt. Die jungen russischen Ritter studierten meist in Göttingen und Heidelberg, die jungen Liv- und Esthländer waren gewohnt in den russischen Heeresdienst zu treten, nur eine Minderzahl ging von der Schule auf die Universität. Jetzt ist das anders. Wo nicht schon die Vorteile, welche die Universitätsbildung den Militärpflichtigen bringt, die jungen Abtügen veranlaßt, sich dem Studium zuzuwenden, da thut es die steigende Schwierigkeit, ohne tiefere Bildung sein Fortkommen im Leben zu finden; zu nicht geringem Teile auch die nationale Abneigung, auf die sie in den russischen Regimentern stoßen. Dorpat hat sich mit den Söhnen des Adels gefüllt; sie treten den jungen Bürgerlichen in den entscheidenden Jahren der Entwidlung nahe; es können sich Freundschaften oder doch Beziehungen für's Leben bilden. Die „Corporationen“ (wie die studentischen Verbindungen Dorpats heißen), die dem Adel ehemals Bruttstätten radikaler Gesinnung verdächtig waren, sind ihm heute menschlich nahe gerückt durch die engsten Bande die es gibt.

Auch auf andern Gebieten macht sich diese Annäherung der deutschen Stände geltend. In dem Zuge der baltischen Feuerwehren, die im Juli d. J. zum vierten Male in Reval zusammenkamen, sah man Vertreter der ältesten Adelsgeschlechter in Reich und Glied mit einfachen Handwerkern schreiten, und nirgend hat man den Geist ständischer Ausschließlichkeit die Übergewalt über das Bewußtsein gemeinsamen patriotischer Wirkens gewinnen sehen. Dieser Feuerwehrtag hat überhaupt ein glänzendes Zeugnis für die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des deutsch-baltischen Bürgertums abgelegt, dessen eigentliches Werk er war; ein Zeugnis, welches denjenigen Mut einzulösen geeignet ist, die, wie wir vorhin hervorhoben, von der Furcht nicht frei sind, daß die Opferwilligkeit abnehmen könnte, von der die städtischen Verwaltungen in Zukunft leben müssen. Während das gewaltige Hundertmillionenreich nicht eine einzige freiwillige Feuerwehr von nationaler Zusammensetzung aufzuweisen hat, stellen die Döfelaunde ein kleines Heer von Feuermännern auf, alle wohl ausgerüstet und leistungsfähig, wie in Deutschland selbst. Dieser hervorragenden Leistung galt der begeisterte Empfang, der den Feuerwehren in Reval zu teil geworden, aber nicht ihr allein, auch der Thatsache galt er, daß das Bewußtsein des gemeinsamen baltisch-deutschen Interesses den sehr entwickelten historischen Particularismus der drei Lande mehr und mehr zu überwinden beginnt.

Alles beherrschend, wenn auch äußerlich im Hintergrunde, stand aber der Gedanke, daß es sich hier um ein neues Stadium Selbstverwaltung handelte. Längst gilt ja schon als Regel, daß es mit den Dingen wohl oder übel bestellt ist, je nach dem Maße ihrer Unabhängigkeit von den Einflüssen der Reichsgewalt. So hat sich das städtische Leben in ungeahnter Weise entwickelt, nur weil damit größere Unabhängigkeit von der Regierungsaufsicht verbunden ist, als sie früher bestand. Aus demselben Grunde würde umgekehrt die Einführung der russischen Landschaftsordnung das Gegenteil bewirken, weil dieselbe von der Centralinstanz viel abhängiger ist, als es die baltischen Landtage sind. Damit sollen die Schwächen der Selbstverwaltung keineswegs verdeckt werden. Niemand leugnet, daß weder die ritterschaftliche Justiz (dieselbe wird im Namen des Kaisers geführt; die Gerichtshöfe werden aber durch die Landtage von drei zu drei Jahren aus ihrer Mitte besetzt) noch die Verwaltung, wie sie von Laien geführt wird, den gesteigerten technischen Anforderungen der Zeit Genüge leisten. Die Frage ist nur, wie hier geholfen werden soll ohne den Teufel durch Besenbub auszutreiben, d. h. die Mängel der immerhin ehrlichen und wohlfeilen Selbstverwaltung durch alle sittlichen

und nationalen Nachteile zu erfsehen, welche die der Form nach zwar moderne, dem Wesen nach aber moscowitisch verderbte Reform bringen würde, wenn sie von oben octroyiert wird, wie das nach Lage der Dinge nicht anders zu erwarten ist. Mit den sogen. Friedensrichterinstitutionen wird ein Teil dieser Reform ja schon demnächst ins Leben treten, und gerade dieser Teil bietet die mindesten Bedenken, weil der Grundfatz der Wahl hier wie im Reiche beibehalten ist, wenn auch nicht mehr die Ritterschaft den Wahlkörper bildeten, sondern ad hoc zusammengelesete Bezirksversammlungen zu entscheiden haben. Für die höheren Instanzen dagegen wird voraussichtlich auch an den Ostseeprovinzen kaiserliche Erneuerung beliebt werden, und damit wäre der russischen Corruption Thür und Thor geöffnet, da der Justizminister sich die gute Gelegenheit, einen Schritt weiter auf dem Wege der Russifizierung zu thun, sicherlich nicht entgehen lassen wird.

Nach dem Gesagten werden die Schwierigkeiten verständlich sein, von denen die baltischen Deutschen umgeben sind; sie mögen nun an dem status quo festhalten oder sich mit Plänen zur Abänderung desselben tragen, wie sie auch bei den Landtagsverhandlungen des letzten Jahres vielfach zur Sprache gekommen sind. Als der Kern dieser Bestrebungen läßt sich der Wunsch bezeichnen, mit der Erweiterung der Rechte, welche die nichtdeutsche Bevölkerung immer entschiedener verlangt, allmählich vorzugehen, wie mit der Agrarreform allmählich vorgegangen worden ist, sie zunächst zur Selbstverwaltung im eugeren Kreise, d. h. im Kirchspiel, heranzuziehen und ihr erst, wenn sie hieran gewöhnt ist, und in dem praktischen Zusammenwirken mit den Deutschen die Lust an der bloßen Negation verloren hat, Vertretung auf dem Landtage zu gewähren, weil, wie schon berührt, nur unter dieser Voraussetzung gehofft werden darf, daß eine nichtdeutsche Mehrheit ihre Uebermacht nicht dazu benutzen würde, mit allen Errungenschaften deutscher Cultur anzuräumen. Gerade aus diesem Grunde aber ist schlechterdings nicht darauf zu rechnen, daß die Petersburger Regierung den Plänen der baltischen Reformpartei jemals zustimmen werde. Dort will man eben, wie wir kaum zu wiederholen brauchen, nichts, was zu einer Verständigung zwischen dem deutschen Element und der eingeborenen Bevölkerung führen kann. Mit welchen Mitteln man diesem Ziele zusteuert wissen wir. Glücklicherweise scheint wenigstens die Semstwofrage vor der Hand zu ruhn. Bis jetzt hat Graf Tolstoj keinen Verdruß über die ablehnende Haltung der baltischen Landtage blicken lassen; eine Zurückhaltung, die sich freilich mehr aus der ihm eigenen Plan- und Entschlußlosigkeit erklärt, als aus wirklicher Einsicht. Von Zurücknahme des Kaiserl. Befehls vom 2. Novbr. 1882 ist denn auch keine Rede, die Semstwo bleibt als drohendes Ungewitter am baltischen Himmel stehen und niemand weiß, wann der Blitz einschlagen wird.

Wir müssen abbrechen. Gestattet aber sei, das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen. An der Ostsee, auf einem Gebiete, welches fast ein Fünftel des deutschen Reiches ausmacht und unter normalen Verhältnissen noch Millionen von Menschen aufnehmen könnte, kämpft eine deutsche Colonie derselben Niedersachen, die sich auch im Südosten Siebenbürgens zu behaupten wußten, einen Kampf ums Dasein, wie er in seiner Art fast beispiellos erscheint, weil hier zu allen Zeiten, im Mittelalter, wie in den Tagen der Reformation, der Epoche Peter des Großen und Katharinas wie Nikolaus I. Einer gegen Hunderte gestanden hat. Zu viel wär's zu sagen, daß das winzige Häuflein, wie es noch heute aufrecht steht, die Rettung allemal dem eigenen Heldennut zu danken hätte. Oft, der Kenner der Geschichte weiß es wohl, hat es verzagt die Waffen weggeworfen, den Hals zum Todesstricke hingereicht. Es ist noch nicht vergessen, daß die livländische Ritterschaft ihren Paktul verleugnet hat, denselben, den sie heute mit Stolz den größten Sohn des Landes nennt. Aber diese Momente der Schwäche hat eine Ausdauer gut gemacht, die es allein erklärt, daß der breite Blutstrom, der Jahrhunderte lang durch die Ostseelände gefludet ist, nicht jede Spur deutschen Lebens hat begraben können. Freilich, noch ein anderes kommt hinzu. Dieses Land, das der Welt heute wenig begehrenswert erscheint, hat in früheren Tagen, seit dem Anbeginn seiner geschichtlichen Zeit, stets als ein Ziel gegolten, des „Schweifes



der Edeln wert“. Unermüdblich ist darum gerungen worden, von Dänen und von Russen, Litthauern, Polen, Schweden und wieder von Russen — bis es endlich nach fünfzehnjährigen Kämpfen den letzteren zugesallen. Ein jeder von ihnen ist dem deutschen Wesen, das das Land zuerst besiedelt, bis zum Tode feind gewesen, ein jeder aber hat abziehen müssen von seinem Beginnen in dem Moment, wo es dem Gelingen am nächsten schien, und immer ist dieser Moment mit dem Höhepunkt seiner eigenen Stellung in der Welt zusammengefallen. Auf baltischem Boden ist Polens Macht gebrochen worden, hier hat Schweden den Todesstoß erhalten. Es ist ein Schicksalsland, ein Besitz, der dem Glück bringt, der ihn zu schätzen weiß, den aber verdirbt, der ihm zu nahe tritt. Nicht, daß es je gemeinsame Sache gemacht hätte mit den Feinden des Staates, dem es nun einmal angehörte. Die baltische Loyalität hat im Nordischen Kriege die schwerste der Proben bestanden; sie hat zu Schweden gehalten, dem das Land den Ruin verdankte. So würde auch Rußland im entscheidenden Augenblick die Treue der Mißhandelten besser erfinden, als die der Verhättselten. An dem endlichen Ausgange aber könnte das nichts ändern. Denn nicht darum nennen wir Livland ein „Schicksalsland“, weil von seinem Besitze an sich Größe und Wohlfahrt der Herrschenden abhängig wäre, um deswillen vielmehr thun wir es, weil die Behandlung, welche Livland geschichtlich erfahren, immer den Maßstab einerseits für die richtige Erkenntnis der eigenen Stellung und Bedeutung, andererseits für die Verblendung abgegeben hat, wie man sich in diesen Lebensfragen täuschte.

Wir sagen: geschichtlich ist es so gewesen, d. h. in der Vergangenheit. Ob es auch für die Gegenwart noch gilt — wer wollte das ergrünnen?

Ein bedeutames Anzeichen indessen spricht dafür: die deutsche Nation hat ihre Weltstellung in dem Zeitpunkt wieder gewonnen, wo die Epidemie des Nationalitätenwahnsinns die Pflanzstätten ihrer mittelalterlichen Größe in Ost und West in der Wurzel ihres Daseins zu bedrohen anfing, während die rauhe Art früherer Jahrhunderte sie wohl äußerlich hart mitnehmen, aber nicht in ihrem innersten Wesen hatte gefährden können.

An sich könnte Deutschland zugemutet werden, um der gekränkten Rechte einiger Hunderttausende willen das Schwert zu ziehen; wenn Rußland jedoch keinen Anstand nimmt, seine deutschen Unterthanen unter den Augen Deutschlands wie Varias zu behandeln, so beweist es damit eben, daß es sein Verhältnis zu der mitteleuropäischen Großmacht unrichtig auffaßt. Darin aber liegt die Gefahr der Lage. Denn jedes reale Machtverhältnis strebt nach Anerkennung, macht sich früher oder später unwiderstehlich geltend. Das Mittel dazu aber ist im Verkehr der Staaten noch immer der Krieg, die ultima ratio regum.

## Ora et labora.

Rovelle von Wilhelm Petersen.

### I.

Sie waren zusammen eingetreten in Rodenburg bei den Husaren, die beiden Vettern Karwik, Graf Alfred und Graf Ernst, nachdem sie gemeinsam das dortige Gymnasium absolviert und ihr Maturum wohl bestanden hatten, wenn auch mit dem Unterschied, daß Ernst nur „befriedigend“ als Gesamturteil erzielt, während Alfred, der stets ein „Musterknabe“ gewesen war, „recht gut“ davongetragen hatte. Der alte Director Werder hatte ihnen in der Schule sehr zugeredet, doch zu studieren und nicht Militärs zu werden, und im Hause hatte Onkel Adolf, ein überlebender Bruder von

Ernsts und Alfreds verstorbenen Vätern, ihm tapfer secundierte; aber beide hatten vergeblich gesprochen. Ernst sehnte sich längst danach, den Büchern, die ihn namentlich im letzten Halbjahr entsetzlich gepeiniget hatten, endgültig lebendwohl zu sagen; er hatte dieselben schon sämtlich bedingungsweise an Selig Ascher, den Antiquar, veräußert, als er noch die Schulbank drückte, um mit dem Erlös seine letzten Schulden im „schwarzen Ross“ und die Abiturientenkneipe zu bezahlen; er freute sich auf den dritten Noß, die blanken Knöpfe und die klirrenden Sporen. Alfred dagegen gab wohl innerlich und äußerlich dem Director recht, wenn und so lange dieser ihm bezügliche Vorstellungen machte, fühlte er doch selbst, daß die militärische Carrière nichts sei für seinen Charakter. Sobald dann aber seine verwitwete Tante Emmy, Ernst's Mutter, die beide Knaben erzogen hatte, ihn vornahm, wurde er wieder durch deren energische Ueberredung umgestimmt. Und schließlich behielt sie, wie immer die Frauen, das letzte Wort. Auch Alfred trat ein.

Die saure Kommisszeit mit Stalldienst, Pferdepußen, Postenstehen und sonstigen Annehmlichkeiten ging vorüber, die Kriegsschule in Hannover wurde durchgemacht — die Lettern avancierten zu wohlbesalzenen Leutnants, von den Kameraden nur die beiden Wigge genannt, der gute und der schlechte Wig. Und zwar war der leichtsinnige, lebenswürdige Ernst der gute, der melancholische Alfred aber, der jeden zum Necken reizte, der schlechte Wig. — Dann brach der Krieg aus. Sie machten ihn beide in Ehren mit, bekamen das eiserne Kreuz, rückten wieder ein in ihre Garnison und schickten sich nun mit den anderen Kameraden so gut es gehen wollte in den Samaschenienst des Friedens.

Gegen Ende September 1873 saßen sie an einem schönen Nachmittage mit vielen anderen Kameraden zusammen in der Veranda des Officiercasinos, plaudernd und rauchend. Es war Kernen gewesen und zu diesem Feste Officiere anderer Garnisonen, Sportsmen und benachbarte Gutsbesitzer in großer Anzahl eingetroffen. Man hatte gut diniert, trank Kaffee und Liqueur und harrete des Abends, der im großen Saal des Kobenburger „Hotel de Russie“ noch einen Ball bringen sollte.

„Ne, das Hürdenrennen heut früh war wirklich famos“ — meinte Leutnant von Spas, ein kleines, adrettes, sehr gut angezogenes Männchen mit dünnen Weinen und hohen Haden.

„Die Lerche, die Roserow schoß, war nicht von schlechten Eltern“ — fügte Ernst Karwiß hinzu, „es knackte ordentlich, als er auf den Kopf fiel.“

„Ja, man sollte gar nicht glauben, was so ein Menschenschädel alles anhalten kann.“ —

„Der Kopf ist nun bei Roserow kein edler Teil — das mildert die Sache.“ — Leutnant von Roserow, ein langausgeschossener Mensch mit gutmütigem, etwas einfältigem Ausdruck, trat heran.

„Ich höre, daß Sie mich schon wieder vorhaben, Karwiß, und noch Spas machen über mein Unglück. Sie sollten 'mal erst solche Pferde reiten, wie ich — mit Ihren biedereren Rossen, die schon alle das kanonische Alter überschritten haben, kann so etwas allerdings nicht passieren.“ —

„Machen Sie meine Pferde nicht schlecht, Roserow. Mein Fuchs spricht besser englisch, als Ihre Stute.“ —

„Das liegt an Burtschen. Wenn der nichts kann, so verlernt das klügste Pferd sein Englisch.“ —

„Was macht denn Ihr kranker Burtsche?“ fragte jetzt Spas den Grafen Alfred Karwiß, der still und in sich gelehrt zuhörte.

„Danke für gütige Nachfrage. Wie kommen Sie auf den?“

„Teilnahme für Sie, mein lieber Karwiß, wenn ich auch, offen gestanden, Ihr Burtsche nicht sein möchte“ —

„Warum nicht?“ — fuhr Alfred ziemlich heftig auf. — „Glauben Sie, daß ich meine Leute malträtiere?“

„Das nicht, aber weil ich es so besser habe“ —

Spaß weidete sich einen Augenblick am sprachlosen Ersttaunen Alfred's, der den Witz nicht gleich verstand, dann lachte er laut heraus:

„Bei Ihnen kann man doch die ältesten Kalauer noch mit Erfolg los werden“ — und die Anderen lachten mit. Ueber Alfreds Bäge glitt ein melancholisches Lächeln.

Baron Amberg, Besitzer des gleichnamigen Gutes, trat heran:

„Was war das für ein Pferd, Herr von Roserow, mit dem Sie heutzutage den Unfall hatten? Ein Blutpferd?“ —

„Ein durch und durch blutiges Pferd“ — warf Spaß dazwischen.

„Zawohl, Herr von Amberg, ein englischer Wallach, Flying Scotchman, vom Blue Gown aus der Zippora, vom Palmerston aus der — — —“

„Sehen Sie wohl, Roserow, nun haben Sie die Großmutter schon wieder vergessen“ — warf Spaß wieder ein — „das ist nicht hübsch von Ihnen und wirft kein gutes Licht auf Ihren Charakter. Oder handelt es sich da gar um eine Mesalliance im Stammbaum, die Sie verheimlichen wollen?“ —

„Das sollte mir schwer werden. Zudem liegen die Acten darüber vor. Bei Ihren Pferden mögen wohl Nachwächter und Botenfrau Gewatter gestanden haben“ —

„Die Ihrigen sind hochgeboren — ich weiß schon. Aber ich befinde mich doch noch besser auf den meinen, wenn ich drauf sitzen bleibe, als Sie, wenn Sie von den Ihren abgeworfen werden“ —

„Roserow, jetzt hast Du's“ — warf dessen Altersgenosse Bodeck ein. „Laß Dich nicht mit Spaß in Wortgefechte ein, da ziehst Du den kürzeren. — — Wie geht's Ihrer Frau Gemahlin, Herr von Amberg?“

„Danke bestens, recht gut. Sie wird sich gewiß freuen, Ihnen heute Abend zu begegnen“ —

„Und die gnädigen Fräulein sind doch auch mitgekommen?“

„Na, gewiß. Ich kann doch nicht mit meiner Alten allein auf die Bälle fahren und die Nachsicht so lange in den Klau hängen“ —

„Bemühen würde diese Grausamkeit an Vivisection streifen. Tanzen ist amüsanter — wer kommt denn noch aus der Gegend? — — Lindhorst's, Wendfeld's und Dummarais mit seiner jungen Frau habe ich gesehen — hatte der sich aber schön gemacht, daß es eine Pracht war — auf zwei Schritte noch er nach Kau de mille fleurs.“ —

„Es ist kein Mensch, s'ist ein Vouquet,  
Wie riecht er schön, o je, o je!“ —

declamierte Spaß.

„Wird Ihre Frau Tante auch kommen?“ — wandte Herr von Amberg sich fragend an Alfred Karwitz.

„Ja, sie wird kommen“ — gab dieser zurück. „Meine Cousine auch.“

„Sie erwarteten Ihren Onkel Adolph auch in diesen Tagen?“ —

„Morgen sollte er kommen. Vielleicht schon heute.“

„Ich hätte ihn gern einmal wieder gesehen, habe immer den größten Respect vor ihm gehabt. Ich studierte mit ihm. Und da reizte uns natürlich sein kleiner wunderlicher bucklicher Körper zum Necken; aber er wußte sich zu wehren wie einer. Wehe dem, den er aus seinen Brillengläsern heraus unfreundlich anbligte“ —

„Er weiß auch heute noch, was er will. Das verwahrloste Bargon hat er prachtvoll in Ordnung und Cultur gebracht“ —

„Er ist unverheirathet?“

„Bis jetzt geblieben. Und da er über fünfzig und bucklich ist, wird es wohl nicht viel mehr werden“ —

„Sie bleiben's auch ohne Buckel, Karwitz“ — sagte Spaß — „wenn Sie immer so scheu und melancholisch auf den Bällen sind. Betrüben Sie nun doch heute 'mal die Gelegenheit, um eine Wahl zu treffen; nehmen Sie sich eine leichtbeschwingte Solpbe zum Flug durchs Leben mit, z. B. Keimchen Lindhorst!“

Schallendes Gelächter lohnte diesen Vorschlag, denn die Genannte war als besonders ungeschickte Tänzerin bekannt.

„Tanzt die so schlecht?“ fragte Amberg.

„Wie ein Sack voll Steine“ —

„Wie eine Kommode beim Erdbeben“ — kamen die Antworten zurück.

„Nein, das muß ich sagen“ — warf Bodeck ein — „lieber als Mennechen Lindhorst nehme ich noch Gustschen Schröder“ —

„Was Sie praktisch sind. Wenn man nur immer vorher wüßte, wieviel Gemüt so ein gutes Kind hat“ —

„Vater Schröder soll voriges Jahr mit seiner Tricotagenfabrik riesige Geschäfte gemacht haben — es sind einmal mit einem Schub 50,000 Unterhosen nach Australien abgegangen“ —

„Donner — — sag und Freitag! Wer soll denn die da drüben tragen? Ich dachte, man behülfe sich da unter Umständen mit sehr wenig“ —

„Fragen Sie Gustschen selbst heute Abend, vielleicht weiß sie's“ —

„Daraus würde ich mir gar nichts machen“ — sagte jetzt Ernst Karwiß. „Ich mag das Mädchen recht gern, erstens weil sie gut tanzt und zweitens weil man so unbesangenen mit ihr über alles sprechen kann. Ein bißchen derb ist sie zuweilen — das ist richtig“ —

„Ein bißchen hagenbüchsen — das ist auch nicht falsch“ —

„O, oh! Sie übertreiben, so schlimm ist es nicht“ —

„Wie Sie Ihr Gustchen verteidigen, Karwiß — das läßt tief blicken“ — —

„Ja, Karwiß, so gut wie Sie hat's nicht jeder. Sogar die schöne Bertha Neumann können Sie heute Abend aus nächster Nähe bewundern. Um 7 Uhr wollen Ihre Damen sich frierieren lassen“ — fügte nun Roferow mit einfüßigem, lästernem Lachen hinzu.

„Wie genau Sie orientiert sind“ —

„Man hat so keine Postverbindungen“ —

„Eine Friseurin?“ — fragte einer der Gäste.

„Und was für eine. Die Fierde von Rodenburg. Und dabei von einer Tugendhaftigkeit und Solidarität, von der man sich gar keinen Begriff machen kann“ —

„Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, Spatz. Aber in dieser Hinsicht sind Sie auch ein bißchen schwach von Begriffen“ — sagte nun Alfred Karwiß ganz ruhig an Spatz, und zog damit alle Lacher auf seine Seite. Er hatte die Gewohnheit, wenn man ihn für schläfrig, träumend, fast geistesabwesend hielt, durch plötzliche unerwartete Bemerkungen seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Spatz schwankte einen Moment, ob er die Bemerkung übel nehmen und „feindlich“ werden sollte; aber Alfreds sonst so melancholisches Lächeln war mit einem male so verbindlich und freundlich, und die ganze Stimmung so heiter geworden, daß er gute Miene zum bösen Spiel machte und seine Revanche auf bessere Gelegenheit verschob.

Die Sache war ihm aber empfindlicher, als er sich den Anschein gab, weil es nicht unbekannt war, daß er Ernsts Schwester und Alfreds Cousine, der Comtesse Bertha Karwiß den Hof machte, und zwar wie es schien mit ernsthaften Absichten. Freilich an zunächst beteiligter Stelle mit wenig Erfolg. Aber in um so größerer Gnuß stand er bei der Mutter, der diesen Gräfin Emmy, die ihre ganze Verehrbarkeit schon mehrfach der Tochter gegenüber erschöpft hatte, bisher ohne andere als dilatorische Antwort zu erhalten.

Gegen Abend trennte sich die Gesellschaft, um Toilette zu machen für den Ball und dann zwischen 8 und  $\frac{1}{2}$  9 Uhr im „Hotel de Russie“ sich wieder zu versammeln. Das Fest verlief ungehört und glänzend und endete erst nach 2 Uhr nachts.

Um Mitternacht war plötzlich eine nur von wenigen gekannte fremdartige Erscheinung im Saal erschienen, ein kleiner budliger Mann mit scharfen Zügen und spitzer Nase, auf welcher letzteren eine goldene Brille saß, Graf Karwiß-Bargow. Die beiden Kesseln Karwiß hatten ihren Onkel Adolph freundlich und herzlich begrüßt; in etwas

zurückhaltender, fast fauerfüßer Weise Gräfin Emmy, die ihren Schwager nicht allzu sehr verehrte. Sie beherrschte gern ihre Umgebung und hatte in dieser Kunst bereits eine recht erfreuliche und durch den Erfolg stets wachsende Fingersfertigkeit erlangt; um das aber zu können, liebte sie es, die Maschen ihrer Neze und Intriguen im Geheimen zu weben. Onkel Adolf war ihr aber zu klug. Er merkte immer sofort ihre Verschmitztheiten, als deren Schlüssel ihm die maßlose Eitelkeit seiner lieben Schwägerin seit vielen Jahren bekannt war und er pflegte dann ziemlich unummunden die Pläne offen aufzudecken, die Gräfin Emmy verfolgte, oft ehe sich diese selbst über das, was sie that, klare Rechenschaft gegeben hatte. Denn sie handelte mehr naiv und unbewußt, wenn sie alle Verhältnisse, auf welche sie Einfluß hatte, verklärte, verwirrte, verwickelte, verknüpfte, wenn sie stets, wie die langen Bänder ihrer complicirten Haube, auch einen ganzen Kattenkönig von eingerührten, ungelösten Fragen mit sich umher schlepte. Selbstredend ohne jemals, wenn die Dinge auf die Spitze kamen, einzugesehen, daß sie irgend Schuld habe; sie hatte alles ganz anders gemeint; die Schuld lag bei den „anderen“. Gräfin Emmy liebte also ihren Schwager nicht gerade. Aber das hinderte sie natürlich nicht, ihn in aller Form zu begrüßen.

Onkel Adolf blieb bis zum Schluß des Festes, nachdem er auch mit andern früheren Bekannten die Bekanntschaft erneuert. Dann verabredete er mit Alfred, daß sie die Damen an den Wagen begleiten, selbst aber zu Fuß nach Hause gehen wollten. Der Onkel logierte bei seiner Schwägerin.

„Onkel, wie dank ich Dir, daß Du gekommen bist“ — sagte wie befreit aufathmend Alfred zu seinem Onkel, der ihn unter den Arm gefaßt hatte, als sie endlich allein und drängen in der frischen Nachtluft angekommen waren.

„Was hast Du denn eigentlich, Junge, daß Du mir so trübselige Briefe schreibst und mich durchaus hierher verlangst?“ —

„Ach, ich kann es nicht mehr aushalten, Onkel, im Dienst“ —

„Nicht mehr aushalten? warum denn?“

„Ich möchte fort. Bei Tage hat man nichts als das geisttötende Drillen und Exercieren, das Zimmerwiederburchmachen von Dingen, die man schon tausendmal gemacht hat. Und dazu muß man darn womöglich noch die ganze Nacht lachen, ein freundliches Gesicht machen, den Mund von einem Ohr zum andern ziehen und nichts als dummes Zeug sprechen, vom glatten Parquet, von den Wachlichtern, die tropfen, von Toiletten und Menschen“ —

„Es ist aber doch nicht jeden Abend Ball“ —

„Für gewöhnlich ist es noch schlimmer. Pferde, Hunde, Mädchen und Samaschendienst — weiter sieht und hört man nichts in Rodenburg — wenn ich denke, daß das noch 10 oder 15 Jahre so fortbauern soll“ —

„Das ist aber in keinem Stande anders, lieber Alfred, als daß die Berufsangelegenheiten im Vordergrund des Gesprächs stehen, die Landwirthe sprechen vom Weiz, die Juristen von Acten und so weiter“ —

„Und seit dem Kriege ist der Friedensdienst nicht mehr auszuhalten. Jetzt habe ich einen Rittmeister, der den Krieg gar nicht mitgemacht, und nun soll ich wieder nach seinen einfältigen Büchern alles machen, was ich aus Erfahrung viel besser weiß“ —

„Nun, mit der Zeit wirst Du wieder einen Chef bekommen, der mit war im Felde“ —

„Rede mir nicht zu, Onkel, ich muß fort. Ich kann und mag nicht mehr“ —

„Ja, was willst Du denn aber anfangen? willst Du noch studieren?“

„Dazu bin ich zu alt, Onkel. Sieben Jahre diene ich jetzt und habe das eigentliche Lernen verlernt“ —

„Dann willst Du also nach Karwis ziehen — das dachte ich mir“ —

„Auch daran dachte ich vorläufig noch nicht, Onkel. In Karwis könnte einweilen alles bleiben wie es ist“ —

„Ja, was willst Du denn aber in aller Welt?“

„Fort von hier — zunächst 'mal auf Reisen und Ruhe von der Quälerei“ —

„Fort von hier wirst Du ja leicht kommen können, mein lieber Alfred, aber Ruhe, glaube ich, wirst Du am wenigsten finden, wenn Du nicht einen bestimmten Beruf und ein festes Lebensziel hast. Willst Du durchaus Deinen Abschied nehmen, so rate ich dringend, daß Du zunächst die Landwirtschaft erlernst und dann nach Karwis ziehst“ —

„Aber Karwis liegt hier in der Nähe, Onkel. Da kommen die Kameraden alle paar Tage angeritten und ich bleibe in dem Kreise, aus dem ich heraus möchte“ —

„Ja, wohin willst Du denn?“

„Onkel Herrmann hat mich eingeladen, ihn in Genf zu besuchen“ —

„Onkel Adolj horchte hoch auf.“

„Also Onkel Herrmann hat Dich eingeladen. Das ist mir lieb zu wissen, aber Onkel Herrmann wohnt im Hotel und beschäftigt sich, so viel ich weiß, sehr wenig. Geistige Interessen hat er kaum mehr als seine Zeitung. Hoffst Du, daß Dich die gute Table d'hôte in Genf glücklich machen soll?“

„Ich habe allerlei Wissensgebiete vor, in denen ich Studien machen will“ —

„Und was denn, wenn man fragen darf?“

„Ich habe Geschichte und Heraldik schon lange getrieben und jetzt auch Nationalökonomie vorgenommen“ —

„Das ist ja schon ganz nett für den Anfang“ —

Schon den letzten Teil ihrer Unterredung hatten Alfred und Onkel Adolj nicht mehr im Gehör geföhrt, sondern vor der Hausthür des Gartenhauses stehend, welches Gräfin Emmy bewohnte. Jetzt griff der Onkel energisch zur Thürklinke, verabredete mit seinem Neffen — es sei jetzt bald 3 Uhr — daß sie am nächsten Morgen das Thema weiter verhandeln wollten. Dann gaben sie sich die Hand zur guten Nacht und zogen sich jeder auf sein Zimmer zurück.

Onkel Adolj war ein feiner Beobachter, der seine goldene Brille nicht umsonst trug. Er besprach mit seinem Neffen, dessen Vormund er gewesen war und dessen Vermögen er noch administrierte, die Angelegenheit des Abschieds am nächsten Tage von neuem, acceptierte auch ohne Widerspruch dessen nicht immer ganz stichhaltige Gründe, suchte aber nebenher durch scheinbar harmlose Fragen und fortwährendes Beobachten den wahren Stand der Dinge zu ergründen und festzustellen, was denn eigentlich seinen Neffen in die trüben Stimmungen und in die anscheinend unerlöschliche Absicht den Dienst zu quittieren hineingetrieben hatte.

Schon den Cotillon auf dem Ball hatte er in dieser Hinsicht verwertet. Leutnant von Spaz tanzte denselben mit seiner Nichte Bertha, offenbar zur höchsten Befriedigung ihrer Mutter, seiner freudestrahlenden Schwägerin Emmy. Bertha selbst schien ihm viel weniger entzückt von den Liebenswürdigkeiten ihres Ritters, und nicht nur Alfred, sondern auch Ernst schaute hin und wieder mit einiger Sorge auf seine Schwester.

„Kennst Du den Herrn von Spaz näher, der gestern mit Bertha den Cotillon tanzte?“ — fragte der Onkel am anderen Tage Alfred.

„Ganz gut. Warum?“

„Ein glatter, eleganter Mensch“ —

„Das will ich meinen. Er giebt auch viel aus für seine Toilette — und für seine Pferde. Er reitet übrigens auch sehr hübsch“ —

„Er ließ sich mit Amberg, Roserow und noch ein paar Herren gestern abend, oder vielmehr heute morgen, im Hotel, als der Ball schon aus war, noch hänselich nieder“ —

„Er thut nicht anders. Wenn so etwas los ist, muß er noch Sect trinken und sein kleines Jeu machen“ —

„Im Hotel?“

„Jawohl. Der dicke Röder giebt ihnen dann ein Konfette unter der Bedingung, daß sie es mitgebracht haben und er nichts von der Sache weiß“ —

„Gewinnt denn Spaz?“

„So regelmäßig, als Koserow verliert, wohl nicht — aber doch wohl in der Regel. Er kanns übrigens brauchen“ —

„Hat also Schulden?“

Alfred lachte. „Man sagt es. Es sollen ziemlich viel Wechsel von ihm laufen. Er spielt sehr scharf. Gesehen habe ich übrigens nie mit ihm darüber“ —

„So, so“ — machte der Onkel.

„Tante Emmy hat ihn in ihr Herz geschlossen. Wenn es nach ihr ginge, so müßte er, glaube ich, Bertha heiraten“ —

„Und Du wärest dagegen?“

„Ja, doch. Er ist ja liebenswürdig und gewandt. Aber doch zu leichtsinnig. So ganz traut ihm ohnehin keiner im ganzen Officiercorps“ —

„Und was sagt denn Tante Emmy dazu, daß Du den Abschied nehmen willst?“ —

„Sie will es gern. Ich soll dann nach Karwitz ziehen“ —

„Und sie mit?“ —

„Vielleicht“ — sagte Alfred. Und das immer gleiche melancholische Lächeln glitt über seine Züge.

Onkel Adolf wußte jetzt genug. Seine alte eitle Schwägerin hatte es schon vor 30 Jahren kaum verschmerzen können, daß damals ihr Mann nicht das schöne Karwitz bekam, sondern Alfreds Mutter. Jetzt boten sich neue Aussichten. Wenn sie nur erst Bertha verheiratet hatte an den Herrn von Spaß, der vorläufig in richtiger Verrechnung mehr der Mutter als der Tochter den Hof machte, dann wollte sie mit Alfred nach Karwitz ziehen, das hieß aber, da ihr Neffe nicht gerade ein sehr selbständiger Charakter war, sie wollte dort selbst die Zügel der Regierung ergreifen. Die passende Frau würde sie ihm dann ansuchen.

Bei Alfred hatte sie nun mit ihren ewigen versteckten und offenen Aufreizungen gegen Menschen und Dinge in Kobenburg ihr Ziel nach der einen Seite ganz gut erreicht; sein ohnehin melancholischer, zur Schwarzleherei geneigter Charakter sah nummehr alle Verhältnisse im trübsten Licht, sein Entschluß, den Dienst zu quittieren, stand fest. Auf der anderen Seite aber scheute er sich, gegen den früher abgegebenen Rat Onkel Adolfs, der sein treuer Vormund gewesen war, nach Karwitz zu ziehen. Dieser hatte ihm oft auseinandergesetzt, daß die Verhältnisse zwar recht gut, aber doch nicht glänzend seien, und daß man nirgends teurer lebe als auf dem Lande, wenn großer Besitz und ein großes Schloß nicht unerheblichen Aufwand notwendig bedingen. Zudem fürchtete Alfred die kostspielige Nachbarschaft der Garnison, zweifelte auch wohl instinctiv, ob wirklich die Landwirtschaft sein Beruf sein werde, gerade wie er an seiner Prädestination fürs Militär gezwweifelt hatte.

Er wollte auf Reisen gehen, seinen Studien und Liebhabereien leben, zunächst Onkel Hermann im Grand Hotel in Genf besuchen, vielleicht dort bleiben, vielleicht auch nicht.

Onkel Adolf sprach alles teilnehmend mit ihm durch und suchte jetzt, seinem früheren Rat entgegen, ihn zur Uebernahme von Karwitz, wenn auch vielleicht erst nach Jahresfrist zu bewegen, riet ihm auch, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen und nicht länger in Grillen fördernder Einsamkeit zu verharren. Aber bestimmte Antwort erhielt er nicht.

Alfred erbat und erhielt nun zunächst einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und reiste nach einigen Tagen mit seinem Onkel noch bis Berlin. Dort trennten sie sich. Als der Onkel seinem Neffen die Hand zum Abschied reichte, rückte er noch einmal seine Brille und sah — er war mehr als einen Kopf kleiner — dringlich zu diesem hinauf.

„Mein lieber Alfred“ — sagte er dann warm — „Du fährst jetzt in die weite Welt hinaus, um in veränderten äußeren Verhältnissen Dein Glück zu finden. Versuchs! Seine Erfahrungen muß jeder selbst sammeln. Halt Gott im Herzen. Und

wenn Du das Glück nicht findest, das Du suchst, und Heimweh bekommst, so weißt Du ja, wo ich wohne.“

Alfred war bewegt. Der Onkel konnte recht haben. Er umarmte ihn lebhaft. Aber zur Umkehr wars zu spät. Um 9 Uhr dampfte er mit dem Nachtcourierzug südwärts — sein Ziel war Genf.

Mit der Trennung vom Onkel war das letzte Band, das ihn mit der Heimat verknüpfte, vorläufig zerschnitten. Er fühlte sich frei wie noch nie. Alles dienstliche Zwangsverhältniß aufgehoben, dieses elende Gräßen, Weiden und Wäldchen in allerlei Kleinigkeiten, womit die Menschen in Kobenburg sich gegenseitig elendeten, alle lästigen Gesellen aus seiner Nähe entfernt, er selbst im Besitz reicher Geldmittel, die ihm jede Annehmlichkeit des Lebens, jeden Genuß gestatteten — was fehlte ihm dann noch am irdischen Glück, nun, da er ausatmend dem sonnigen Süden entgegen fuhr.

So meditierte er, als er in dem bequem eingerichteten sleeping car, hingestreckt auf einen schwellenden Fauteuil, aus dem Potsdamer Bahnhof in Berlin hinausfuhr und nun ganz allein über ein volles, auf vier Personen berechnetes Coupé verfügte. Er zündete eine gute Cigarre neuester Ernte an, die er eben bei Gerold gekauft, und ergab sich dann träumend dem dolce far niente.

Aber dieser Hochgenuß und Vollbesitz des irdischen Glückes dauerte nicht lange — eine gute halbe Stunde ungefähr.

Gerade bis Potsdam.

Dort öffnete sich aber die Thüre seines Coupés und mit langsam abgemessenem Schritte, die stattlichen, stark entwickelten Nasen hoch in der Luft, traten drei Juden herein, die ebenfalls nach Frankfurt wollten; zwei schwarze und ein rothaariger, mit riesigem Klemmer vor den schwarzen Augen. Mit größter Ungeniertheit entledigten sie sich sofort ihrer Sachen, zogen Röcke und Stiefel aus, einer sogar die Strümpfe, um dann ihre großen Füße in gestickten Morgenschuhen unterzubringen, die sie nebst anderen Nachtbedürfnissen ihren äußerlich eleganten, innen aber Nacht und Grauen bergenden Reisetaschen entnahmen.

Alfred war außer sich. Unwiderstehlich drängten sich seinen Sinnen Erinnerungen an die Kobenburger Kaserne auf, an die Zeit wo er nachts als Officier du jour die Säle der Mannschaften revidierte. Dnehin sprach der eine Jude accurat so wie der alte Aaron Joseph, dem man nachsagte, daß er oft in Geschäftsangelegenheiten zum Leutnant von Spatz komme. Er schlief schlecht und unruhig gegen Mitternacht ein — so lange hatten seine Gefährten geraucht und lärmende, wügelnde Unterhaltung mit viel Gelächter geführt. — Dann aber träumte er fortgesetzt von der Garnison, die er so gern vergessen wollte.

Am andern Morgen in Frankfurt fand er das Klima völlig verändert. In Berlin war es frisch gewesen, hier war es warm; als er gegen Mittag durch Baden fuhr, war eine Hitze im Coupé, daß man Schlangeneier hätte ausbrüten können, und neben ihm in der 2. Classe saß ein katholischer Caplan, der seinem Leibesumfang nach mindestens für anderthalb Plätze hätte zahlen müssen. Erschöpft, fast krank, kam er abends mit seinen warmen Winterkleidern in Basel an.

Hier hoffte er nun endlich gutes und recht behagliches Quartier zu finden. Aber weit gefehlt. Es war eidgenössisches Schützenfest und alle Hotels bis unters Dach besetzt. Im vierten Stockwerk des größten Hotels fand er ein kleines Zimmer mit mangelhaftem Bett, welches für gewöhnlich einem Kellner als Lagerstätte diente; und nebenan, nur durch eine Tapetenwand getrennt, wohnte ein Schützenbruder, der um 12 Uhr schwer betrunken nach Hause kam, dann mit schallender Stimme die Nationalhymne „Allons enfants de la patrie“ sang und mit den Absätzen seiner Stiefel gegen die untere Bettwand den Tact dazu trommelte. Erü dann schien er zu merken, daß er sich mit den Stiefeln ins Bett gelegt und zog gegen 3 Uhr unter Stöhnen und Poltern seine Fußbekleidung aus, um sich dann zwar ohne dieselbe wieder hinzulegen, nun aber unerträglich zu schnarchen. — Die zweite Nacht wurde schlimmer als die erste.



Müde und unlustig trat er am folgenden Morgen die Weiterreise nach Genf an, wo er nachmittags in übelster Stimmung ankam. Für schweres Geld — auf der Baseler Hotelrechnung waren noch doppelte, nicht feste, aber Festpreise angelegt — hatte er bisher nur Aerger, Verdruß und körperliche Strapazen eingekauft. Die hätte er zu Hause ebenfalls und billiger haben können.

Als Alfred vom Genfer Bahnhof herab im großen raselnden Omnibus dem Hotel zufuhr, nahm er sich aber doch zusammen, um nicht gleich beim Empfang einen unvorteilhaften Eindruck auf seinen Onkel zu machen, den er seit 14 Jahren nicht gesehen — so lange lebte dieser schon im Süden. Im Winter in Genf, im Sommer, um der Hitze zu entgehen, einige Monate im Gebirge. Onkel Herrmann, ein kleines, ältliches, glattrasiertes, hageres Männchen mit sehr großer etwas geröteter Nase, sonst runzig, blaß und sehr eingefallen im Gesicht, war Major a. D., der ebenfalls in Rodenburg bis zum Rittmeister gedient hatte und dann wegen Rückenleiden als Major verabschiedet war. Er empfing seinen Nefsen an der Thür, zuvorkommend und freundlich. Seine Sprache war aber schwach und leise, sein Gang hinsüßlich, sein Lächeln hatte etwas Gezwungenes.

Im Hotel hieß Onkel Herrmann allgemein nur „der Graf“ — le comte — und stand wegen seiner reichlichen Trinkgelber beim ganzen Personal in höchster Achtung, wie nicht minder beim Wirt, dem er große Rechnungen pünktlich bezahlte. Auf Alfred wurde diese Gunst allerseits sofort übertragen — Portier, Kellner und Hausknechte, durch eine gellende Glocke herbeigerufen, rannten ihn fast um vor Dienstfertigkeit, nahmen ihm alles, was er in Händen trug bis auf den Regenfärm unerbittlich ab, um es vor ihm her, wie Victoren, in das schon bestellte, höchst elegant eingerichtete Parterrezimmer zu tragen. Der Onkel geleitete Alfred an die Thür, teilte ihm dann mit, daß um 6 Uhr Table d'hôte sei, daß er also noch eine halbe Stunde Zeit habe, um Toilette zu machen und den Staub der Reise etwas abzuspuhlen — dann wollten sie zusammen zu Tisch gehen.

Alfred's Laune besserte sich bedeutend. Das Zimmer war behaglich, mit viel Geschmack möbliert, das Bett sah recht vertrauenerweckend aus, und die Aussicht, etwas zu essen zu bekommen, war ihm auch nicht unlieb. Er zog sich an. Als er die Handtasche vom Tisch herunternahm, fiel sein Blick auf ein Zeitungsblatt: Journal des Etrangers. Wichtig — es enthielt eine Liste aller in Genf anwesenden Fremden. Das Grand hôtel war bald gefunden — er las:

Grand hôtel de Genève.

M. le comte H. de Karwitz — Allemagne.

M. le colonel Bürgi — Zürich.

Me. la princesse Galopine — Russie.

M. Schultz — Berlin.

Rev. Holborn — Écosse.

M. le général Smith et fam. — Londres.

Me. la baronne Donnyay de Pestetiez — Hongrie.

Me. Wood et fam. — Boston.

und so ging es eine ganze Spalte weiter — alle Nationen des Erdballs waren vertreten, vorzugsweise Engländer und Amerikaner. Was mußte das für eine interessante Gesellschaft sein, dachte Alfred, wie anregend die Unterhaltung mit diesen Leuten. Wo blieb da Rodenburg mit seinem langweiligen Casino, in welchem für gewöhnlich nur die Leutnants ihren Pferde- und Mädchen-Klatsch tractierten und besten falls einmal ein paar Landjunker die Eintönigkeit unterdrachen — oder vermehrten. Die höchsten und tiefsten Interessen der ganzen Welt mußten hier Gesprächsgegenstand werden — fast fürchtete Alfred den geistigen Anforderungen, die man an ihn stellen würde, nicht gewachsen zu sein, obgleich seine Melancholie für den Augenblick einer zuversichtlichen Stimmung Platz gemacht hatte.

Der Onkel holte ihn bald ab; sie betraten dann den glänzend eingerichteten Speisesaal des Hotels, gingen rechts an dem großen Spiegel vorbei, in den jeder und

naemlich jede Eintretende einen befriedigten Seitenblick warf, und nahmen am äußersten Ende der Tafel Platz — Onkel Herrmann als Stammgast präsidirte. Links von ihm saß Alfred, dann die Familie Smith, Vater, Mutter, Sohn und Tochter; rechts der „Oberst“ Bürgi von Zürich, dann die Familie Wood, die aus einer Mutter mit drei erwachsenen, recht hübschen Töchtern bestand, deren jede ein großes rotes Tuch malerisch um die Schultern geworfen hatte.

Allen Erwartungen Alfred's entgegen, ging es recht still her bei Tisch und kam eine halbwegs belebte Unterhaltung überhaupt nicht zustande, am allerwenigsten eine anregende und geistreiche. Erst das Wetter, dann die Neuangetommenen, und schließlich die Sauce zum Fisch, zu welcher der Koch in unseliger Zerstreuung etwas veraltete Butter genommen hatte. Die Entrüstung hierüber war allgemein, und selbst die, die es gar nicht gemerkt hatten, ließen ostentativ ihre Teller unberührt stehen — war es doch Ehrensache, eine feine Zunge zu besitzen. Obnehin hatte der Wirt schon zweimal heimlich das Ragout in dem aus acht Gängen bestehenden Diner fortgelassen, so daß nur noch sieben übrig blieben — ein unerhörter Eingriff in die geheiligten Menschenrechte der Pensionäre, den man sich nicht gefallen lassen wollte. Würde das nicht besser, so wollte man eine große Seceßion vornehmen in das nebenan liegende, angeblich viel bessere Hôtel du lac.

Alfred's Nachbar, der alte General Smith blieb vollends höchst einfüßig; Onkel Herrmann und der „Oberst“ waren meistens mit Essen beschäftigt — während sonst die Gäste nur einmal von jeder Schüssel nahmen, verlangte Onkel Herrmann immer zweimal und consumierte überhaupt so colossal viel, daß man kaum begriff, wie das alles in seinem kleinen schmächtigen Körper Platz fand; dazu trank er heute, wie jeden Tag, neben einigen Gläsern schweren und ganz schwarzen Capweins, für sich allein eine volle Flasche Champagner aus, mit der er seine bis 6 Uhr abends völlig erschlafenen Muskeln und Nerven für die Zeit bis 2 Uhr nachts galvanisierte; dann ging er zu Bett bis mittags 1 Uhr, um welche Zeit er zwar aufstand, aber doch nur, um bis zur ersehnten Table d'hôte, der Krone des Tages, ein Schattendasein zu führen. — Am lebenswürdigsten schienen Alfred die alte Wittib Wood und ihre Töchter zu sein; die Mutter hatte ihn mehrmals über den Tisch herüber in verbindlichster Weise angerebet, trotzdem es bei seiner nur mittelmäßigen Kenntnis des Englischen gleich das erste Mal einige Schwierigkeiten gehabt hatte, sich zu verständigen.

Nach Tisch ging Alfred mit den Herren ins Rauchzimmer und fand nun seinen Onkel bei der Cigarette und starkem Kaffee um zwanzig Jahre verjüngt; er war höchst lustig und aufgelegt ihm Auskunft über alles, was er wissen wollte, zu geben.

„Der Bürgi ist Oberst? — lieber Onkel“ —

„Wenigstens nennt man ihn so. Ob er jemals ein Regiment gesehen, weiß ich nicht“ —

„Also Dienst thut er nie?“

„Fällt ihm nicht ein — er hat gar keine Uniform mehr. Die letzte hatte er dem Gärtner auf seinem Landhaus bei Thun in Verwahrung gegeben, als er aber vor einigen Wochen nach dem Koch fragt, sagt ihm der Mann ganz treuherzig: „Mi Fru hätt em Louisli e Jacketli drus gemacht“ und von der Diensthose bekam er die tröstliche Nachricht: „d' Schwabe hent se gresse“.

„Ist die Missis Wood Witwe?“

„Nichts weniger als das!“

„Wo ist denn ihr Mann?“

„In Amerika, um Geld zu verdienen — he makes monney“ —

„Womit handelt er denn?“

„Weiß ich's? Vermuthlich mit Baumwolle, Liebig's Fleischextract oder Kuli's“ —

„Sie scheint ganz nett zu sein?“ —

„Dafür, daß sie Amerikanerin ist, ja. Und in betreff ihres Geburtslandes könnte man ihr höchstens den Vorwurf machen, daß sie unvorsichtig in der Wahl desselben gewesen ist“ —

„Die Töchter sind hübsch“ —

„Zindst du? — Und reich. Man muß freilich vorsichtig sein mit den Amerikanerinnen“ —

In diesem Augenblick trat der Oberst Bürgi herau, feist und glänzend wie Vollmond.

„Mein Neffe fragt mir eben die Lebensgeschichte aller Hotelbewohner ab, Colonel, da können Sie helfen“ — sprach Onkel Adolf ihn an.

„S'isch recht“ gab Bürgi phlegmatisch zurück, mit jenem wunderlichen Gutturaltone, der sich nur im „Schwizerdütsch“ findet.

„Wir waren grade bei Miß Sarah Wood angekommen“ —

„Bei den Zähnen oder schon bei den Füßen?“

„Sind ihre Zähne falsch?“ — fragte Alfred.

„Bewahre. Auch die riesigen Füße sind so echt, daß sie sich getrost ein Patent darauf geben lassen kann — s. g. d. g. — sous garantie du gouvernement“ —

„Wer war denn die Dame mit der maleconteuten Frisur und den vielen klirrenden Armbändern?“

„Die sind all' nit echt“ — warf Bürgi ein.

„Wer ist es denn?“

„Eine ungrische Baronin, die sich vormittags mit Schriftstellern beschäftigt — sie hat ein Buch geschrieben: „le retour du Christ“ — und abends in Gesellschaft von dem alten Reverend Holborn und in der Regel auch noch von anderen Herren Spiritismus treibt“ —

„Was treibt sie?“ — fragte Alfred.

„Spiritismus“ — sagte der Onkel. „Gibt es in Rodenburg noch keine Spiritisten?“

„Ich wüßte keinen — höchstens gegen morgen den alten Nachtwächter Puhlmann, wenn es recht kalt gewesen ist“ —

„Wenn du die Sache nicht kennst, Alfred, mußt du dich 'mal einladen lassen von der Baronin Donnay. Sie operiert mit ihren Geistern, wie ein Leutnant mit seinen Rekruten“ —

Auf einem Sessel am Kamin hatte bisher der General Smith schweigend zugehört. Jetzt erhob sich der stattliche, weißbärtige alte Mann, nahm aus seiner Brusttasche nach kurzen Suchen eine Druckschrift, ging ruhig und würdevoll auf Alfred zu und fragte ihn in gebrochenem Deutsch:

„Wollen Sie eine Buch lesen über die Spiritism?“

Dabei reichte er ihm die Schrift. Alfred dankte verbindlich in gebrochenem Englisch, nahm das Heft und versprach es zu lesen, soweit er kommen werde mit seiner mangelhaften Sprachkenntnis, dann wolle er es zurückgeben.

Dem alten Smith gefielen Alfred's englische Brocken ganz annehmend. Er setzte das Gespräch fort und anknüpfend an die beim Essen gelegentlich der ersten Vorstellung ihm bekannt gewordne Thatsache, daß dieser Officier sei, sagte er nur: „I hope you are a good soldier too“ —

Alfred verstand die Anspielung nicht und erwiderte mit etwas verdüstem Gesicht, er sei bei Mex und Paris mitgewesen.

„Oh“ — unterbrach ihn der Alte — „I don't mean Paris, my dear young friend. We have to fight other battles. Don't you know that you belong to the King's army? — Look here!“ — fügte er hinzu, griff nochmals in die Tasche, holte ein neues großes Packet Tractate heraus, und gab nach einigem Suchen Alfred ein neues Heft mit der Aufschrift: All for the King!

Alfred wurde immer verlegener, da die Blicke aller Anwesenden auf ihn gerichtet waren, General Smith aber so laut und ungeniert sprach, als wäre kein Mensch sonst im Zimmer. Er dankte nochmals und wollte sich zurückziehen. Aber der General hatte einmal Gefallen an ihn gefunden und ließ nicht locker; er schlug ihm vor, ihn doch um 8 Uhr in eine Gebetsversammlung nach der Methodistencapelle zu begleiten, wo Geistliche und Laien aller christlichen Denominationen abwechselnd beten würden, auch

Deutsche. Alfred glaubte sehr klug zu thun, wenn er versicherte, seinerseits zwar sehr gern mitkommen zu wollen, aber den Onkel dürfe er nicht gleich verlassen. Geradeswegs schritt Smith nun auf den Onkel zu und fragte ihn, ob er etwas dagegen habe, wenn Alfred, der es sich sehr dringend wünsche, ihn nachher begleite. Ehe dieser im ablehnenden Sinne irgend etwas vorbringen konnte, war die Erlaubnis erteilt — um so bereitwilliger als der Onkel um 8 Uhr doch in den Club müsse — es gab keinen Rückzug mehr. Das Ansehen des immer kühner werdenden Smith, es solle doch der Onkel, statt in den Club, nun auch in die Gebetsversammlung kommen, wurde freilich energisch abgewiesen. Wer ihn denn beim L'hombre vertreten solle? fragte Onkel Herrmann. Und darauf wußte Smith allerdings nichts zu antworten.

Aber Alfred war gefangen, und so müde er war, er mußte um 8 Uhr mit in die dichtgefüllte Methodistencapelle. Hier ging es recht lebhaft her und nacheinander redeten Geistliche und Laien aller Denominationen, darunter auch ein junger Deutscher, mit dem Smith am Eingang einige Worte gewechselt und der dann besonders inbrünstig für einen heute erst in Genf angekommenen jungen Deutschen betete, daß dieser doch, der Soldat sei, auch ein rechter Streiter des Herrn werden, den Jordan überschreiten und je eher je lieber in's gelobte Land gelangen möchte.

Alfred war wieder verdußt, konnte sich doch aber zunächst noch nicht vorstellen, daß er gemeint sein solle. Erst als er sich an der Thür des Hotels von Smith trennte und dieser nun auf englisch feierlich dieselben Worte gebrauchte, die er vorher deutsch gehört, wurde der Stand der Dinge ihm klar.

„You have crossed the Red Sea“ — sagte der General — don't stay in the wilderness now, but cross the Jordan too, our Joshua shows us the way!“

Alfred dankte seinem Führer, nahm sich aber vor, dergleichen Dinge so leicht nicht wieder mitzumachen. Er war weit entfernt ergriffen zu sein. Im Gegentheil. Das Ganze kam ihm höchst sonderbar und unvermittelt vor.

Der zweite Tag verging Alfred bereits ziemlich langweilig. Er sah sich etwas um in Genf, bewunderte die Läden der Corraterie, die Rhonebrücken, den See, aber er war froh, als es dann Dinerzeit, und endlich als es Ruhezeit war. Abends, in seinem Bett überdachte er die Ereignisse der ersten Tage, die Ausichten der nächsten Zukunft. Und da geriet er doch in ziemlich gedrückte Stimmung. Daß das Leben in Genf ihn auf die Dauer befriedigen würde, glaubte er nicht. Onkel Herrmann war bis abends 6 Uhr mehr tot wie lebendig, dann eine gute Stunde ausschließlich mit seinem Diner, mit Capwein und Champagner beschäftigt, nur etwa von 7 bis 8 Uhr abends genießbar, denn von 8 Uhr bis spät in die Nacht hinein ging er in seinen Club, den cercle du Léman, und spielte L'hombre.

Und von den andern deutsch redenden Gästen schien auch nicht viel zu holen; sie waren oberflächlich, materiell, zum Teil auch krank. Herr Schnitz aus Berlin war, wie man ihm gesagt hatte, ein reich gewordener Schlächter, der das Unglück hatte, recht unabhängig auszuhehn. Daranhin wurde er öfter angerebet, war aber selten instande seine frühere Lebensstellung auch nur fünf Minuten zu verbergen. Jetzt wohnte er zwar sehr elegant, dinierte auch an der Table d'hôte, zog sich aber stets gleich nach Tisch in das Souterrain zurück, wo er mit Dienern und Hausknechten Billard spielte. Mit den Engländern und Amerikanern verbot sich aber eingehendere Unterhaltung fast durchweg von selbst, da sie nur wenig deutsch sprachen und er nur wenig englisch.

Einige Tage lebte Alfred in den geschilderten Umständen ruhig weiter, wurde aber nur bestärkt in seiner Empfindung, daß ein solches Leben auf die Dauer erst recht nicht anzuhalten sei. Was eigentlich fehlte, war ihm anfänglich durchaus unklar — er hatte bisher überhaupt ohne viele Reflexionen, woher es komme und wohin es eile, sein Leben dahin gelebt. Er hatte gearbeitet und Dienst gethan, weil man es so von ihm verlangte, er hatte mitgemacht, was die andern machten, weil die Gewohnheit es so mit sich brachte, er war schließlich tief innerlich unzufrieden und unruhig geworden ohne zu wissen warum, hatte dann doch in dem Joch des äußern Zwanges, den sein Stand ihm auflegte, in den Unbequemlichkeiten des Lebens und Berufs, kurzum in

lauter äußern Dingen das Hindernis seines Glücks zu erkennen geglaubt und daruu dies Joch mit Gewalt abgeschüttelt.

Jetzt war er völlig frei von allem Zwang, aller Arbeitslasten ledig, in den günstigsten äußern Verhältnissen, imstande, sich allen Comfort und Genuß eines hochentwickelten Culturlebens zu schaffen — und doch eigentlich kreuzunglücklich. Wie Peter in der Fremde sofort nach Rodenburg zurückkehren wollte er zwar nicht, aber der Wert aller der Dinge, die er leichtfertig von sich gestoßen hatte, wurde ihm von Tag zu Tage klarer, und den Gedanken erwoog er doch schon nach wenigen Wochen, ob er nicht vielleicht einige Monate reisen und dann wieder eintreten solle.

Wahrscheinlich würde er denselben auch zur Ausführung gebracht haben, wenn nicht etwas ganz Neues, sein Leben völlig Umgestaltendes, hinzugekommen wäre — dieses Neue war aber die älteste Tochter der Mistress Wood, Miß Sarah Wood. Gleich vom ersten Tage an war zunächst die Mutter dem jungen Ankömmling sehr freundlich und teilnehmend entgegengekommen, hatte Interesse selbst für die kleineren Angelegenheiten seiner Person und seines Lebens gezeigt, dann aber war er allmählich mit den Töchtern auch in Berührung gekommen, hatte seine Abende, wenn Onkel Herrmann im cercle war, im Salon des Hotels zugebracht, wo musiciert und conversiert wurde — und schließlich hatte er sein Herz an die stattliche, blondlockige Miß Sarah vollständig verloren. Es dauerte nicht lange, so war er fest überzeugt, daß nichts weiter ihm bisher gefehlt habe und zur äußern und innern Zufriedenheit und Glückseligkeit notwendig sei, als eine Frau, und zwar diese Frau. Er wollte sie heiraten — daß man sie ihm verweigern würde fürchtete er nicht. Die Gefahr war auch wohl thatsächlich nicht vorhanden. Aber nicht nach Rodenburg wollte er mit ihr ziehen, in die Verhältnisse der Kleinstadt, sondern nun stieg als Ideal das Karwiger Schloß vor seiner trunkenen Phantasie empor. Im Winter konnten sie ja vielleicht reisen, aber im Sommer wollten sie auf dem Schloß residieren. In den rosigsten Farben malte er sich die Zukunftsbilder aus, die Ansicht mit seiner Sarah, dieser Perle aller edlen Weiblichkeit, dieser Krone der Frauen, in Haus und Hof zu schalten und zu walten. Auch mit den Füßen hatte Bürgi unrecht — sie waren gar nicht so groß. Wie er sich zu benehmen haben werde, um schließlich alles in's Reine zu bringen, wußte er nun freilich noch nicht recht, aber die Mutter, hoffte er, werde schon alles zu guten Zielen führen. Sie war ja von Anfang an so einzig gut und freundlich gegen ihn gewesen.

Onkel Herrmann hatte lange nichts von dem ganzen Roman gemerkt, weil er wenig mit den Hotelbewohnern verkehrte. Endlich teilte Bürgi ihm doch als Matros die Geschichte mit und er merkte nun zu seinem Entsetzen, daß nichts mehr zu machen und der Moment zur Intervention völlig verpaßt war. Er hatte mehrere Gespräche mit seinem Neffen, in denen er ihm von dieser unüberlegten Heirat so dringend abriet, als es ihm seine Stimme vor Tisch gestattete, aber Alfred blieb fest.

„Aber man weiß ja nicht einmal, wer diese Woods sind“ — meinte der Onkel — „wollen wir uns nicht wenigstens erst erkundigen, vielleicht durch das Consulat in New-York?“

„Damit stellen wir sie ja in schrecklichster Weise bloß. So gut sie uns trauen, können wir ihnen doch auch vertrauen. Jedenfalls sind es anständige Menschen“ —

„Jedenfalls? — Was weißt du denn zum Beispiel vom Alten?“ —

„Den „Alten“, wie du ihn nennst“ — gab Alfred gereizt zurück — „will ich nicht heiraten, ich will überhaupt nichts von ihm“ —

„Haßt du dir denn aber auch den Eindruck überlegt, den dieser Schritt bei allen Verwandten machen wird, bei Onkel Adolfs! Wenn in Amerika jemand Wood heißt, so ist das ungefähr daselbe wie bei uns zu Lande Müller und Schulz. Was wird Tante Emmy dazu sagen?“ —

„Diese alten einseitigen Standesvorurteile gibt's nur noch in Deutschland; die stören mich nicht. Tante Emmy wird mir gern ihre Einwilligung geben“ —

„Bist du wirklich so sicher? Ich glaube schwerlich, daß sie sehr erbaut sein wird“ —

„Onkel Adolf habe ich schon geschrieben und auch Bertha habe ich es gleich im Vertrauen mitgeteilt, sie sind ganz gewiß einverstanden“.

„Ja, wenn du so sicher bist, daß alle Welt einverstanden ist, so mußt du thun, was du nicht lassen kannst“.

Und Alfred that, was er nicht lassen konnte. Er verlobte sich in aller Form mit Sarah Wood, theilte seinen näheren Verwandten das Ereignis brieflich mit und ließ es dann zur Kenntnismahme weiterer Kreise auch in die Kreuzzeitung einrücken. Er selbst aber reiste ab, um zunächst mit Onkel Adolf die Uebnahme des Gutes zu bereiden, dann aber nach Karwiß zu gehen, um alles für den Einzug seiner jungen Frau zu bereiten. In vier Wochen wollte er in Genf zurück sein und dann Hochzeit halten. Die Sache war so eilig, weil Ristref Wood dann nach Amerika zurück mußte.

Onkel Adolf hatte vor Schreck seine goldne Brille, die er stets beim Lesen abnahm, fallen lassen, als er von dem festen Entschluß seines Neffen las, eine Amerikanerin aus völlig unbekannter Familie zu heiraten und mit ihr nach Norddeutschland aufs platte Land zu ziehen. Aber nach dem ganzen Tenor des Briefes und nachdem er schon wenige Tage später die vollendete Thatsache in der Zeitung gelesen, stand er von allen Verfasschen, die Verlobung an sich zu hindertreiben ab. Nur eins hoffte er vielleicht zu erreichen — daß nämlich Alfred davon Abstand nehmen würde, mit dieser Frau aufs Land zu ziehen, und lieber in der Schweiz oder sonstwo bliebe.

Alfred kam. Und Onkel Adolf wies nun seinen Neffen in ruhiger und freundlicher Rede darauf hin, daß er bereits zweimal mit seinen Warnungen und Prophezeiungen recht bekommen habe, ob Alfred ihm denn nicht wenigstens dieses dritte Mal folgen wolle — aber es war alles vergeblich; die Geschäfte wurden erledigt und wenn auch das Verhältnis des Neffen zum Onkel nicht weiter getrübt wurde, so reiste doch Alfred mit denselben Plänen ab, mit denen er gekommen war — zunächst nach Rodenburg.

Sier war nun aber die Erregung über den interessanten Fall um so größer, als gerade eben eine andere Verlobung publicirt war — Leutnant von Spatz hatte sich mit der Comtesse Bertha Karwiß verlobt. Ohne daß irgend jemand davon wußte, war aber die zweite Verlobung eine Folge der ersten. Bertha hatte seit vielen Jahren eine stille Neigung zu ihrem Vetter Alfred gehegt. Als nun dieser ihr selbst mittheilte, daß er sich verloben wolle, oder eigentlich schon verlobt habe, gab sie ihr Widerstreben gegen eine Verbindung mit Spatz auf und dem Drängen ihrer Mutter auf Entscheidung endlich nach. Die Verlobung kam zustande.

Gräfin Emmy strahlte vor Freude, als sie ihr erstes Ziel erreicht und Bertha definitiv untergebracht hatte — sie hielt nicht nur jede Verlobung an sich, gleichviel gegen wen sich dieselbe richtete, für ein großes Glück, sondern Spatz im besonderen gefiel ihr ganz ausnehmend. — Aber sie dachte weiter. Ihr zweites Ziel war Karwiß, und die Wege, um es zu erreichen, mußten unverzüglich beschritten werden. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb, entgegen ihrer sonstigen kurzen und energischen Art, einen langen höchst diplomatischen Brief an Alfred, dessen Inhalt wesentlich in der Frage und Bitte gipfelte, ob nicht Alfred im Frühjahr mit ihr nach Karwiß ziehen wolle — in schmelzenden Flötentönen schilderte sie besonders ihre Vereinfamung, nun da Bertha sie verlassen werde, und appellirte an das gute Herz ihres Neffen, dem sie doch auch schon manchen Liebesdienst erwiesen, ihre Bitte zu erfüllen. Dann adressirte sie und steckte den Brief in den Kasten.

Dieser Brief kam freilich niemals an den Ort seiner Bestimmung. Auf der Adresse war vergessen worden, den Vornamen des Adressaten anzugeben, daher er ohne weiteres in Genf an Onkel Herrmann abgegeben wurde. Dieser lag, um Kräfte für die Table d'hôte zu sammeln, mit einem Luftstifen unterm Kreuz lang ausgestreckt auf einer vor den Kamin gerollten Chaiselongue. Er erbrach und las den Brief, und ließ ihn dann aus der weißen, mageren Hand mit dem leise gehauchten Ausruf „Alter Trache“ ins Kaminsfeuer gleiten.

Natürlich war Gräfin Emmy außer sich über die inzwischen auch ihr bekannt

werdende Verlobung, die zum zweiten Mal ihre Pläne auf Karwiß zerstörte, aber sie war klug genug, ihren Keger nicht merken zu lassen. Im Gegentheil. Sie machte gute Miene zum bösen Spiel, ließ sich von Alfred alles haarklein erzählen und sprach schließlich die Hoffnung aus, Sarah recht bald kennen zu lernen. Uebrigens hatte sich in Rodenburg sofort das leblich auf dem Vornamen Sarah basierende Gerücht verbreitet, Graf Karwiß heirate eine Jüdin, die noch erst vor der Hochzeit getauft werden müsse.

Eigentümlich war das Wiedersehen von Bertha und Alfred. Sie hatten die Rollen vertauscht. Die sonst heitere Cousine war ganz melancholisch, wenn sie mit ihrem Vetter zusammen traf, dieser aber schien alle trüb sinnigen Grillen in der Schweiz gelassen zu haben und war ausgelassen wie ein Füllen. Besser paßten nun mit ihrer Stimmung Alfred und Spatz zusammen, während sonst oft der erstere unter Spatz's übermütiger Laune gelitten hatte.

Nur am Abend des ersten Tages, als sie vom Thee bei Tante Emmy aufbrachen, trat ein etwas verlegener Moment zwischen den Schwägern in spe ein, als nämlich Spatz ziemlich feierlich von Alfred verlangte, dieser müsse ihn noch in seine Wohnung begleiten, Alfred aber sich weigerte; die Sache werde wohl Zeit haben bis morgen. Erst als Spatz ganz dringlich und fast ängstlich wurde, gab jener nach und ging schließlich mit.

„Aber was hast du denn eigentlich“ — fragte Alfred, als sie auf der Straße waren — „du machst mich ja ganz neugierig“ —

„Bitte komm nur mit“ — sagte Spatz ernst. „Wir wollen reden, wenn wir bei mir in Ruhe sind.“

Die Wohnung war bald erreicht. In der Thür stand der Burche mit Minna, die nebenan beim Senator diente. Als sein Leutnant kam, fuhr er stramm mit den Hacken zusammen, daß die Sporen klirrten und meldete:

„Herr Leutnant, der Aaron Joseph ist hinten in meiner Kammer“ —

Spatz stieß eine Vermünschung aus.

„Soll er herein kommen, Herr Leutnant?“

„Wenn er hinausgeworfen werden will — ja“

„Soll ich ihn hinauswerfen, Herr Leutnant“ —

„Er soll sich scheren, heute Abend und morgen früh wieder kommen“ —

„Zu Befehl, Herr Leutnant“.

„Komm herein, Karwiß“ — sagte dann Spatz, die Thür öffnend: „Nun, du hast schon gehört, was ich für Kummer habe. Mensch, du mußt mir helfen. Die Juden zehren mir die Haare vom Kopf, d. h. die wenigen, die ich auf meinem kahlen Schädel noch übrig habe“ —

„Du hast Schulden?“ —

„Ursprünglich gar nicht so viel gehabt, aber von der Raffiniertheit dieser Ganner kannst du dir gar keine Vorstellung machen, wie sie mich von Unterschrift zu Unterschrift immer tiefer hineingedrängt haben. Jetzt bitte ich dich um eins, Alfred: ich habe 11,000 Thaler Schulden; deine Schwester bekommt, wie deine Tante mir sagte, über 20,000 mit; borge mir also bis zur Hochzeit diese Summe, oder wenn du die Summe nicht hast, deine Unterschrift. Und deinem Einwand, daß das Geld deiner Cousine doch nicht dazu da sei, meine Schulden zu bezahlen, will ich gleich mit dem Versprechen begegen, daß ich ja, wie du weißt, in wenigen Jahren ein großes Vermögen zu erwarten habe, und es dann selbstverständlich als erste Pflicht ansehe, das Vermögen meiner Frau bis auf den letzten Groschen wieder herzustellen.“

„11,000 Thaler ist viel Geld — aber es ist also wirklich nicht mehr, was du schuldest, und diese Summe wirklich die Gesamtsumme?“ —

„Ganz gewiß ist sie das — nur ein paar ganz unbedeutende Rechnungen beim Schuster und Kaufmann noch“ —

„Und wenn ich dir nun helfe, Spatz, würdest du mir dann ein Versprechen geben?“

„Welches?“

„Nicht mehr zu spielen.“

„Versprechen will ichs nicht, aber ich wills halten ohne Versprechen“ —

Spag schickte seinen Burschen fort, um den Juden, den dieser eben mit Mühe hinausbefördert hatte, nunmehr wieder aus dem Bett zu holen. Aaron Josephy erschien auch wieder arf der Bildfläche, alles Handwerkszeug zum Wechselschreiben mit sich führend. An Stelle einer ganzen Anzahl kleinerer, zum Teil schon verfallener Wechsel wurde nun ein einziger großer Wechsel, auf 11,000 Thaler lautend ausgestellt, zwei Monate Frist, fällig am Tage nach der Hochzeit. Alfred unterschrieb.

Nach kurzem Aufenthalt in Rodenburg ging er dann nach Karwitz weiter, ordnete dort alles Notwendige an und kehrte hoffnungsfreudig nach der Schweiz zurück. In Genf lernte er nun zunächst seinen Schwiegervater kennen, den man schnell von Boston hertelegraphiert hatte, damit er sich den Freier Sarahs, einen leibhaftigen deutschen Grafen, in der Nähe ansehe. Vater Wood war allem Anschein nach ein Biederermann, er blickte treuherzig die Leute an und schüttelte die Hand, die man ihm bot, stets derart, daß der Arm in feinen Fugen knackte. Im übrigen sah er mit seinem Raurerbart nicht sehr gewaschen aus und verband auch sonst mit dem Aussehen eines Hinderwäldlers die Manieren des Jankee. Er setzte sich auf die Tische, laute Tabak, räusperte sich den ganzen Tag unter Donnern und Krachen und spuckte dann zum Entsetzen des Wirts selbst im teppichbelegten Salon des „Grand Hotel“ energisch um sich. Abends trank er Grog von Arrac in ungemessenen Quantitäten.

Zum festgesetzten Termin fand die Hochzeit unter großer Festlichkeit im Hotel statt, die Trauung in der englischen Kirche. Ein großer Teil der Hotelgenossen war geladen und benutzte die Gelegenheit, sich auf fremde Kosten einmal recht gütlich zu thun. Nur der alte General Smith benutzte sie in feiner Weise, nämlich zu um so eifrigerer Tractatverteilung; für das Brautpaar hatte er einige für diese Gelegenheit besonders passende Festchen in roten Callico einbinden lassen und überreichte ihnen dieselben unter herzlichem Glück- und Segenswünschen.

Am Abend des Hochzeittages fuhr das junge Paar ab, um in kurzen Etappen direct nach Karwitz zu gehen.

\*  
\*  
\*

Ein Jahr ist hingegangen und im Karwitzer Schlosse ist alles in Bewegung. Aber es ist kein Freudensfest, das gefeiert werden soll, sondern Ernst und Trauer herrschen ringsum. Im großen Vestibül des Schlosses steht ein Sarg; hohe Kandelaber mit rot brennenden Kerzen umgeben ihn, an den Wänden umher stehen Palmen und Drangen — man hat die Treibhäuser geplündert, um die Halle zu schmücken.

## Zur Innungsfrage.

Von Friedrich Rücklin.

### III.

Wer über die Voraussetzungen der obligatorischen Innung einigermaßen gründlich nachdenkt, kann leicht auf einen Punkt gelangen, von welchem aus ihm alles fernere Nachdenken überflüssig erscheint. Er wird finden, daß wir unter den heutigen Verhältnissen gar nicht in der Lage sind, das Princip der obligatorischen Innung zu verwirklichen, weil wir im einzelnen Falle nicht zu bestimmen vermögen, wer vermöge seines Geschäftsbetriebs dem Bereiche der zu schaffenden Innung angehört und wer nicht. Und das ist auch die wirkliche Sachlage. Im Verlauf der Periode des gänzlich freigegebenen



Erwerbs ist uns jeder Maßstab zur Classification unserer gewerblichen Bevölkerung verloren gegangen. Wir unterscheiden wohl Großbetrieb und Kleinbetrieb, ohne uns aber auf irgend eine wirtschaftlich und socialpolitisch brauchbare Definition des einen oder des anderen einzulassen. Im Großbetrieb machen wir durchaus keinen praktischen verwerdlichen Unterschied zwischen der naturgemäßen und darum berechtigten Großindustrie und der capitalistischen, bloß mittelst Anhäufung von Betriebsmitteln concurrenzierenden, social-wirtschaftlich schädlichen Massenproduktion; und im Kleingewerbe wissen wir nicht zu unterscheiden zwischen dem naturgemäßen, d. h. einem wirklichen, vollständigen Betriebsorganismus darstellenden Handwerk, und jenen vielgestaltigen, jeder organischen Grundlage entbehrenden gewerblichen Zwischenformen, welche lediglich auf Ausbeutung vorübergehender Vorteile gegründet sind und einen Haupttrebschaden in unserm wirtschaftlichen Leben kennzeichnen. Die herkömmliche, auf stillschweigend überlieferten Vorstellungen beruhende Bezeichnung: „Handwerk“, ist nur soweit und insofern gültig, als sie nicht angefochten wird. Sie ist nur noch ein historischer, nicht ein neuzeitlich gewerbwirtschaftlicher Begriff, und läßt uns darum gerade da im Stich, wo eine höhere Bestimmung am nötigsten wäre, nämlich da, wo das Handwerk in andere Betriebsarten übergeht, oder genauer gesprochen, wo die gewerblichen Schmarotzerformen in dasselbe hereindringen. Gerade da kämpft das Handwerk am härtesten den Kampf ums Dasein, gerade hier wäre also Hilfe und vor allem Abgrenzung am dringendsten geboten. Aber gerade hierfür fehlt uns auch die allererste Voraussetzung, das Mittel nämlich, diejenigen, welche wir schützen und zu diesem Zwecke organisieren wollen, von den übrigen wirksam zu unterscheiden.

Insofern müssen wir also die unvermittelte Verwirklichung des Gedankens der obligatorischen Innung vorläufig als eine Unmöglichkeit bezeichnen. Wenn wir inbesten unsere Untersuchung weiter verfolgen, so werden wir finden, daß, wenn auch in einer etwas ferneren Perspective, der freien Innung dasselbe Hindernis entgegensteht. Der Unterschied liegt nur darin, daß die obligatorische Innung nicht in der Lage sein wird, sich die ihr zugehörigen Gewerbetreibenden einzuverleiben, die freie Innung dagegen kein Mittel besitzt, fremdartige Elemente fern zu halten. Beides aber sind gleich schwerwiegende Mängel, wenn man nicht etwa den letzteren als den bedenklieheren betrachtet will. Und für letztere Auffassung könnte man geltend machen, daß eine Vereinigung von Handwerkern, welche zwar nicht das gesamte Handwerk umfaßt, aber ausschließlich aus Handwerkern besteht, immer noch eher als eine Vertretung des Handwerks gelten kann, als eine andere, welche gleichfalls nicht den ganzen Stand umschließt, aber außerdem noch fremde Elemente enthält. Namentlich aber ist eine Vertretung der specifischen Handwerksinteressen gegenüber den Concurrenten des Handwerks solange in Frage gestellt, als die vertretenden Körperschaften diesen Concurrenten offenstehen, d. h. so lange nicht zwischen dem Handwerk und den concurrenzierenden Betriebsarten eine scharfe und klare Grenzlinie gezogen ist.

Nun ist zwar wohl anzunehmen, daß die schlechtin freien Innungen der Handwerker, so lange, wie dies heute der Fall ist, ihre Rechte sich vorzugsweise auf die Ausübung von Pflichten beschränken, sich des Andrangs ihrer Concurrenten anschwern werden erwehren können. Ebensolange wird aber auch das Innungswesen keine Macht im wirtschaftlichen Leben werden. Es wird nicht über diejenigen Gebiete hinauskommen, in welchen ohnehin günstige Verhältnisse für das Handwerk vorhanden sind — das Gebiet des mit dem Untergang ringenden Handwerks wird dem Innungswesen unzugänglich bleiben; es wird dieses eine Arznei für die Gesunden sein, nicht für die Kranken. Wollte man dagegen den freien Innungen solche Rechte, Befugnisse und Vorteile einräumen, welche notwendig wären, um ihnen das gesamte Handwerk durch freiwilligen Beitritt zuzuführen, dann würde sofort die gesamte Concurrenz sich der gebotenen Begünstigungen teilhaftig zu machen suchen. Sie würde bald entdecken, daß nach §. 97 des Innungsgesetzes allen, „welche ein Gewerbe selbständig betreiben“, gestattet ist, in Innungen zusammenzutreten, bezw. die Aufnahme in solche zu verlangen, und würde wahrscheinlich auf Grund dieser Bestimmung dem Handwerk in kurzer Zeit innerhalb

der Innungen dieselbe Concurrenz bereiten, wie bisher außerhalb derselben. Diese Bestimmung aber läßt sich erst dann wirksam zu gunsten des Handwerks abändern, wenn wir eine gesetzlich gültige, praktisch verwendbare Definition desselben haben.

Wir kommen also um die Grenzbestimmung zwischen dem Handwerk und den concurrirenden Betriebsarten auch mittelst der freien Innung keineswegs herum, sofern wir verlangen, daß dieselbe sich zu einer das gesamte Handwerk umfassenden und daselbe neu gestaltenden Macht entwickeln soll.

Die Organisation des Handwerks könnte nun auf dem Wege versucht werden, daß man die Innungen aus Grund des freien Zusammentritts sich constituiren ließe, und sodann denselben eine Art Jurisdiction über das ganze bestimmt abgegrenzte Innungsgebiet übertrüge. Allein auch dieses Verfahren möchte schwerlich zum Ziele führen. Denn jedenfalls könnte nur solchen Innungen eine bedeutende Autorität gegenüber den übrigen Innungsgeossen eingeräumt werden, welche Garantie zu bieten im Stande wären, daß sie ihre Befugnisse auch wirklich zum Besten der Gesamtheit üben werden. Diese Garantie aber würde für weite Handwerksgebiete nicht zu erbringen sein. Denn selbstverständlich sind im Handwerk die activen und passiven, die reformeifrigen und die gleichgiltigen Elemente so wenig wie in irgend einem anderen Stande voneinander geschieden, und folgeweise würden auch ganze Innungen, lediglich auf sich selbst gestellt, sich unfähig erweisen, irgend welche über den Kreis ihrer Mitglieder hinausgehende Befugnisse zweckmäßig auszuüben. Das ist aber nicht alles. Angenommen, eine intelligente und thatkräftig reformatorische Innung wollte ihre Reformbestrebungen wirklich auf ein ganzes Innungsgebiet ausdehnen, und werde dadurch der in demselben sich behaglich fühlenden Indolenz und Selbstsucht lästig; ist da nicht den widerstrebenden Elementen das Auskunfts mittel nahe gelegt, der Innung beizutreten, um auf dem Wege inneren Widerstandes alle unbequemen Reformversuche zu vereiteln? Freilich gibt es Leute, welche glauben, daß eben aus solchen Kämpfen der verschiedenen Richtungen das erwünschte Gute und relativ Beste sich, wenn auch langsam, doch um so sicherer und kräftiger entwickeln werde. Das mag wohl auch gelten von einem Kampfe ehrlich überzeugter Intelligenzen verschiedener Richtung, nicht aber von einem Kampfe ehrlich überzeugter Intelligenz gegen beschränkte oder auch pfliffige Selbstsucht. Hier ist die Warnung am Platz, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Ueberdem aber ist zu erwägen, ob uns überhaupt noch eine so lange Frist zur Verfügung steht, als zur Durchführung eines Reformkampfes erforderlich wäre, in welchem Beschränktheit und gemein-schädliche Selbstsucht als vollberechtigte Factoren behandelt werden sollen. Unmöglich, der natürliche Fersehungsproceß im Handwerk schreitet ungleich rascher fort, als der dem Dienste freiwilliger, sich selbst überlassener Kräfte anheingeegebene Wiederaufbau unserer socialen Verhältnisse. Ein dritter Einwand aber gegen das in Rede stehende Auskunfts-mittel dürfte die Frage sein: ob es überhaupt nach unserer bürgerlichen Rechtsordnung zulässig ist, irgend einer Corporation Rechte der Gesetzgebung auch für solche Bevölkerungs-kreise zu übertragen, welche der Corporation formell nicht angehören. Es würde, fürchtet man, ein Staat im Staate geschaffen, der mit den Grundlagen unserer heutigen Anschauungen nicht zu vereinen sein dürfte. Gewiß ist mit Recht gejagt worden, es sei die Aufgabe unserer Zeit, das Corporationswesen wieder neu zu gestalten, dessen Grundlagen im achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zerstört worden seien; aber wir können daselbe unmöglich in der Form wieder herstellen, in welcher es vor seiner Auflösung bestand. Die absolute, isolierte und particularistische Corporation der letzten Jahrhunderte gehört ein für allemal der Geschichte an; die Innung der Zukunft wird sich dem gesamtstaatlichen Organismus als ein in lebendiger Wechselwirkung functionierendes Unterorgan an- und einzugliedern haben, oder sie wird überhaupt nicht sein. Diese Forderung setzt aber vor allen Dingen staatliche Organe voraus, welche die Wechselwirkung vermitteln. Und zwar sollte diese Thätigkeit nicht als Nebenamt auf die Ueberwachung der Innungsthätigkeit beschränkt bleiben; es ist vielmehr im Interesse der Sache geboten, daß der Staat durch seine Organe an der Entwicklung des Innungswesens unmittelbaren und thatkräftigen Anteil nehme. Da hier aber neue

Aufgaben vorliegen, welche nach einheitlichen Gesichtspunkten gelöst werden sollten, so folgt mit Notwendigkeit, daß ein Centralorgan vorhanden sein muß, welches die Unterorgane mit dem erforderlichen spezifisch fachwissenschaftlichen Material ausstattet und die Angehörigen derselben veranlaßt, ihre Aufgaben in einheitlicher Richtung zu lösen. Dieses Centralorgan wollen wir kurzweg als Gewerbeministerium bezeichnen.

Dem Gewerbeministerium wird also vor allem anderen die Aufgabe zufallen, die Frage, um deren Lösung es sich handelt, gründlich zu erforschen, beziehungsweise die Ergebnisse der schon ausgeführten und noch auszuführenden Versuche zu sammeln, zu vergleichen, zu sichten und praktisch zu verwenden. Unser Innungsgesetz bietet in dieser Richtung nichts und kann nichts bieten. Es beschränkt sich darauf, die Form festzustellen, unter welcher die Innungen ihre Thätigkeit entfalten können, und die Aufgaben anzudeuten, welche dieselben sich stellen dürfen.

Die erste Aufgabe des Ministeriums wird nun die sein, das Gebiet des Handwerks gesetzlich gültig abzugrenzen. Und zwar wird dabei von formell-juristischen Definitionen, die ohnehin unmöglich sind, ganz Abstand zu nehmen, vielmehr eine Stelle zu schaffen sein, an welcher jeder einzelne Fall nach bestimmten, im ganzen und großen feststehenden Normen entschieden wird. Die Beschaffenheit dieser Normen ergibt sich aber daraus, daß der Begriff des Handwerks drei verschiedene Momente, ein technisches, ein wirtschaftliches und ein sociales in sich vereinigt und eben in dieser Vereinigung seine eigenartige, socialwirtschaftliche Bedeutung hat. Ein Gewerbebetrieb ist also „Handwerk“, wenn in demselben folgende drei Bedingungen erfüllt sind:

a) technisch betrachtet, wenn dessen Inhaber als technischer Vorarbeiter die ganze Geschäftsleitung in sich vereinigt;

b) wirtschaftlich betrachtet, wenn der aus der technischen Thätigkeit des Unternehmers erwachsende Arbeitslohn einen wesentlichen Teil von dessen geschäftlichem Einkommen bildet; und

c) social betrachtet, wenn in dem betreffenden Geschäftsgebiet unter durchschnittlichen Verhältnissen jedem tüchtigen, fleißigen und sparsamen Arbeiter die Möglichkeit geboten ist, selbständiger Unternehmer zu werden.

Auf Grund dieser oder ähnlicher Gesichtspunkte wird es einer einigermaßen sachkundigen Behörde nicht schwer fallen, über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit eines Geschäftsbetriebs zu irgend einem Innungsgebiet mit vollster Sicherheit zu entscheiden. Diese Behörde aber kann in erster Instanz nicht wohl eine andere sein, als die gesetzlich anerkannte Innung selbst, gegen deren Entscheidung indes für Streitige Fälle Berufung auf eine höhere Instanz vorbehalten bleiben muß.

Einem derart allmählich abgegrenzten Handwerk wird nun das Ministerium seine weitere Sorge zuwenden. Und zwar zunächst eine negative. Denn es kann sich nicht darum handeln, den Innungsmitgliedern als solchen materielle Vorteile zuzuwenden, wohl aber ihnen soweit als möglich persönliche Opfer an Zeit, Mühe und Geld zu ersparen. Leben doch die meisten in angestrengter Berufsarbeit mit wenig freier Zeit und beschränkten Mitteln. Solchen Leuten die Gründung, Organisation und Verwaltung eines Innungswesens, d. h. ein Geschäft zumuten zu wollen, das nach seinem Umfange einem Amte gleichkommt, welches im Staatsdienste mit mindestens 3—4000 Mark besoldet würde, ist einfach eine Unmöglichkeit. Als unerlässlich hierzu haben wir die Innungssekretäre erkannt. Da aber dieses Institut bedeutende Vermittel erfordern wird, so wird man zweierlei thun müssen: erstens darauf achten, daß sich das Innungswesen nicht in viele partielle Innungen zersplittert. Der Innungsbezirk muß räumlich zusammenfallen mit einem staatlichen Verwaltungsbezirk, wozu beiläufig bemerkt sein mag, daß eine Beansichtigung des Innungswesens durch Gemeindebehörden, wie das Innungsgesetz vorschreibt, unpraktisch ist. Dagegen ist es gut, daß das Innungsgesetz den Standpunkt ausschließlicher Fachinnungen verlassen und gemischte Innungen auf Grund eines räumlich bestimmten Innungsbezirks in Aussicht genommen hat. Sobald nun von seiten der Gesetzgebung ein Schritt weiter gethan und bestimmt würde, daß für jeden Verwaltungsbezirk nur eine einzige Innung staatliche Autorisation erhält, so

wäre damit ein kräftig wirkender Antrieb zur Vereinigung für die verschiedenen Handwerkszweige und zur Bildung kräftiger, an Mitgliedern zahlreicher und somit leistungsfähiger Innungen geben.

Aber auch bei den räumlich größten Innungen kam für den Anfang auf gleichmäßige Einnahmen nicht mit Sicherheit gerechnet werden, weil eben den Mitgliedern der Aus- und Eintritt völlig frei steht. Innere Zwistigkeiten können plötzlichen Massenaustritt und damit Ausfälle in den Einnahmen herbeiführen, welche alle Berechnungen umstoßen, weitausgehende Unternehmungen unmöglich machen. Um nun einerseits jene Menge, welche sich den Innungsbestrebungen gegenüber teilnahmslos zeigt, denn doch auch einigermaßen für den gemeinsamen Zweck beizuziehen und andererseits der Innung ein gewisses Minimum der Einnahmen sicher zu stellen, dürfte sich von praktischen Standpunkte empfehlen, von sämtlichen Mitgliedern eines Bezirks einen gewissen geringen Beitrag für die Zwecke der Innungsverwaltung zu erheben. Diese Maßregel würde sich auch principiell ganz wohl rechtfertigen lassen. Es ist nicht mehr als billig, daß denjenigen, welche für eine gemeinnützige Sache Opfer bringen, von Seiten der übrigen, welche ohne etwas zu thun, die Früchte der erzielten Reformen mitgenießen wollen, wenigstens ein Teil des Risikos abgenommen wird. Dieser Beitrag wäre eine gesellschaftliche Steuer, ihre Zuweisung an die Innung aber von der Bedingung abhängig zu machen, daß dieselbe von ihren Mitgliedern einen Beitrag erhebt, der mindestens das Doppelte oder Dreifache der geringen Steuerquote eines Nichtmitglieds beträgt. Mittels dieser Einrichtung, die ja im weitestlichen zu Gunsten der Handelskammern längst existiert, wäre den Innungsbestrebungen ein finanziell gesicherter Boden, eine sichere Grundlage gegeben. Im Gemäß des so geschaffenen Budgets wäre das Handwerk im Stande, sich ein berufsmäßiges Innungssecretariat gleichsam herauszuziehen, und mit Hilfe desselben an die Verwirklichung jener positiven und weit aussehenden Aufgaben zu gehen, welche dem Innungswesen teils schon durch das Innungsgesetz gestellt sind, teils noch ferner gestellt werden müssen. In der Vorarbeit aber für diese Aufgaben und in der Mitarbeit an denselben wird die weitere Thätigkeit des Gewerbeministeriums enthalten sein. Es würde zu weit führen, diese Aufgaben, die im Innungsgesetz bloß summarisch angedeutet sind, hier in den Kreis einer eingehenden Betrachtung zu ziehen; aber so viel darf wohl gesagt werden, daß bezüglich der Mittel und Wege zu ihrer Verwirklichung so ziemlich noch alles im Unklaren, und daß diese Unklarheit nirgends größer ist, als gerade in denjenigen Kreisen, von welchen anschließend man die Lösung jener Aufgaben erwartet. Darum wird auch hierin wieder das Gewerbeministerium vorangehen müssen. Es werden Geschäftsordnungen für die Innungsvorstände, praktische Formulare für Sitzungsprotocolle für statistische Erhebungen, Gründungs- und Betriebspläne für Innungsanstalten aller Art, nebst Kostenüberschlägen und Angabe der Mittel und Wege zur Anbringung der jeweils erforderlichen Kosten ausgearbeitet und zur Verfügung gestellt, wissenschaftliche Hilfsmittel aller Art gewonnen und dargeboten, die Frage der Innungsbanken, der Wohlthätigkeitsmagazine u. s. w. bearbeitet werden müssen. Das auf diesem Wege Dargebotene wird nicht immer unfehlbar, nicht allezeit das Bestmögliche überhaupt sein; aber es wird das Beste sein, was für den Anfang geboten werden kann, und im ganzen betrachtet viel besser als alles, was das auf sich allein beschränkte Handwerk in gleicher Zeit zu schaffen vermöchte. Als einen Vorteil von höchster öconomischer Bedeutung müssen wir aber die Einheitlichkeit der Behandlung des Innungswesens bezeichnen, welche eben nur unter der Leitung eines Centralorgans möglich ist. Wenn wir uns denken, welche großartige, ausgedehnte und vielverzweigte Organisation das deutsche Innungswesen in seiner Vollendung darstellen wird, so können wir leicht ermeinen, welche Unannehme von Kraftvergeudung erfolgen müßte, wenn in der Behandlung innungs-geschäftlicher Angelegenheiten jeder Verwaltungsbezirk nach eigenem Kopf verfähre.

Mit dem Princip der räumlichen Bezirksinnung soll keineswegs dem spezifisch sachlichen und technischen Momente im Handwerk das Recht der gemeinsamen Vertretung abgesprochen werden. Vielmehr ist selbstverständlich, daß spezifisch fachtechnische Angelegenheiten am zweckmäßigsten zwischen Fachgenossen erörtert werden. Es könnten

sich also innerhalb der allgemeinen Bezirksinnung wieder Fachgruppen bilden, denen zur Wahrung ihrer Interessen eine geeignete Vertretung im Innungsvorstande einzuräumen wäre. Indessen liegt in dem Unstaude, daß manche Fächer des Handwerks in vielen Bezirken nur vereinzelt vorkommen und also im einzelnen Bezirk keine Fachgruppen bilden können, der Hinweis, daß die Bezirksinnung an sich kein genügendes Gebiet für die Pflege und Vertretung der Fachinteressen darbietet, und daß es darum geboten sein wird, wie schon vom Innungsgeſetz vorgeſehen iſt, Verbände von Bezirksinnungen herzuſtellen, welche ausgebehrt genug ſind, um auch den minder zahlreich vorhandenen Specialfachleuten einen Zuſammenschluß mit Fachgenoſſen zu geſtatten. Dieſe erweiterten Fachgruppen würden dann Delegierte in den Verbandsausſchuß der vereinigten Bezirksinnungen abzuordnen haben, und ſo einer Vertretung ihrer Fachangelegenheiten teilhaftig werden. Dadurch dürfte auch am beſten die Concurrenzſeiferſucht neutraliſiert werden, welche in engern Fachkreiſen eine oft höchſt ſchädliche Rolle ſpielt. Aber auch zwiſchen den Innungen und den außerhalb derſelben ſtehenden Handwerkern dürfen durchaus nicht alle Beziehungen abgeſchnitten werden, wenn das Innungsweſen ſeinen Zweck erfüllen ſoll. Namentlich wird es nicht nötig ſein, die Nichtinnungsmitglieder von vornherein von den Wohlthaten aller durch die Innung zu errichtenden Anſtalten, ſofern dieſelben nicht ſpecifiſchen Innungszwecken dienen, auszuschließen. Ihre Beteiligung wird ſich vielmehr ſehr leicht durch Nebenſtatuten regeln laſſen, welche ja ohnehin durch das Innungsgeſetz für jedes einzelne, für ſich beſtehende Unternehmen einer Innung vorgeſchrieben ſind.

Auf dieſem Wege wird ſchon bei manchen, bisher indolenten Handwerkern Intereſſe für die Innung erweckt werden. Ganz beſonders wird das aber der Fall ſein durch den Anteil an der gewerblichen Rechtspflege, welcher den Innungen wird übertragen werden müſſen. Dieſer Anteil iſt keineswegs als eine Sonderergünſtigung aufzufaſſen, welche ſich mit der Idee der Rechtsgleichheit nicht vereinigen ließe, ſondern als eine praktiſche Notwendigkeit. Das materielle Recht iſt vielleicht in keinem andern Geſellſchaftsgebiete von ſo mannigfachen und eigenartigen Momenten bebingt, wie gerade im gewerblichen Leben. Dieſelben ſind viel verwickelter und ſchwieriger, als z. B. im Handeſerwerb, weil der Gewerbebetrieb nicht bloß, wie dieſer, Operationen des Verkehrs, ſondern das viel wichtigere und juriſtiſchem Formalismus ſich noch unwilliger entziehende Gebiet der Production einſchließt. Wenn man nun ſchon für das Gebiet des Handeſerwerbs beſondere richterliche Organe für notwendig erachtet hat, ſo ſollte man meinen, daß dies für gewerbliche Rechtsfälle noch dringender geboten wäre. Dieſe Schlußfolgerung wird nun zwar nicht eigentlich beſtritten, aber die große Schwierigkeit, welche der Verwirklichung einer echt gewerblichen Rechtspflege im Wege ſteht, ſoll zur Entſchuldigung dafür dienen, daß wir eine ſolche nicht haben. Einſtweilen ſucht man ſich in denjenigen Fällen, in welchen der Richter ſeine Unkenntnis bezüglich der zur Entſcheidung vorliegenden Sache ſelbſt fühlt und eingeeht, dadurch zu helfen, daß man Gutachten von Sachverſtändigen einzieht. Aber das iſt ein Notbehelf. Laßt der Richter das Gutachten maßgebend ſein, ſo iſt eben der Sachverſtändige der eigentliche Richter; im andern Falle dagegen iſt das Gutachten überflüſſig, weil der Richter wegen mangelnder Sachkenntnis doch nicht im Stande iſt, demſelben die etwa erforderliche Correctur angedeihen zu laſſen.

Infolge dieſes Unvermögens unſerer gewerblichen Rechtspflege, in die eigentliche, innere Beſchaffenheit eines Rechtsfalls einzubringen, ergibt ſich teils eine oberflächliche, einſeitig formalistiſche Rechtsprechung für gewerbliche Streitfälle überhaupt, teils aber auch für ſehr wichtige Gebiete des Gewerbebetriebs, z. B. im Lehrlings-, Produktions- und Concurrenzweſen in Ermangelung objectiver Normen die thatſächliche Unmöglichkeit einer zuverlässigen Rechtspflege. Rechtspflege und Geſetzgebung ſtehen eben in fortwährender Wechſelwirkung. Die Herausbildung einer ſachverſtändigen Geſetzgebung wäre aber nur durch Sachverſtändige möglich.

Dieſer Mangel wird in unſerer gewerblichen Bevölkerung lebhaft genug empfunden. Nur widerſtrebend gewöhnte man ſich, ſowohl einzelne Handlungen wie ganze

wohlberechnete Systeme von Unternehmungen als gesetzlich berechtigt zu betrachten, welche mit den im Volke noch vorhandenen Rechtsanschauungen im directen Widerspruch standen. Dieser Vermirung des Volksgewissens kann nur eine organisch geordnete, sachverständige gewerbliche Rechtspflege vorbeugen.

Um eine solche ins Leben zu rufen wären aber gar keine Umwälzungen im Rechtsleben erforderlich. Es würde genügen, einmal diejenigen Rechtsfälle, für deren Entscheidung specifisch gewerbliche Verhältnisse in Betracht kommen, für sich abzusondern, und sodann dieselben durch gewerbliche Schöffengerichte aburteilen zu lassen. Das Schöffengericht könnte bestehen aus dem zuständigen ordentlichen Richter nebst zwei dem Handwerkerstande angehörigen Schöffen. Außerdem dürften zur Wahrnehmung der technischen und der specifisch socialwirtschaftlichen, beziehungsweise innungspolitischen Momente der zu behandelnden Rechtsfälle zwei Sachverständige der beiden Richtungen notwendig sein. Dem Richter nebst den beiden Schöffen würde die Entscheidung, den Sachverständigen bloß die Begutachtung der Rechtsfragen zukommen. Die Aufstellung der Schöffensliste, sowie die Ernennung der Sachverständigen würde dem Ausschuß der betreffenden Bezirksinnung zu übertragen sein, wobei der Verwaltungsbehörde das Recht motivierter Ablehnung vorbehalten bleiben könnte. Um dem Rechtsverfahren eine gewisse Stetigkeit und Continuität zu sichern, dürfte sich empfehlen, die Schöffen nicht für jede Sitzung zu erneuern, sondern Sitzungsperioden von nicht zu kurzer Dauer festzustellen und jeden Schöffen für zwei solcher Perioden unter alternierendem Eintritt und Austritt zu verpflichten. Da in jeder Verhandlung über gewerbliche Rechtsfälle sachtechnische oder socialwirtschaftliche Momente in den Vordergrund treten können, so werden auch die Sachverständigen der beiden Richtungen als jederzeit notwendige Beisitzer des Handwerkschöffengerichts zu betrachten sein. Selbstverständlich wird für die sachtechnische Begutachtung jeweils ein Sachverständiger des Gebiets, dem der zu erledigende Rechtsfall angehört, beigezogen werden müssen; für die Wahrung des socialwirtschaftlichen Moments dagegen wird zweckmäßiger ein ständiger Functionär aufgestellt werden; am besten möchte sich für diesen Zweck der Secretär der Bezirksinnung eignen.

Es wäre aber ein derartig zusammengesetztes Gerichtscollegium am besten geeignet, eine dem wirklichen Bedürfnis entsprechende gewerbliche Rechtspflege zu schaffen. Der Richter hätte volle Gelegenheit, sich über den Fall genau zu informieren; infolge der längeren Dienstleistung und des alternierenden Ein- und Austritts der Schöffen würde aber der Uebelstand vermieden, daß gleichzeitig zwei mit den formellen Einzelheiten des Rechtsverfahrens unbekannt und darum in ihrer Haltung unsichere Schöffen gleichzeitig funktionieren.

Auf solchem Wege wird aber auch das Handwerkschöffengericht eine Schule für Handwerks- und Gewerbrecht werden; ja es ist zu hoffen, daß dasselbe sich fähig erweisen wird, auch solche socialwirtschaftliche und gewerbliche Gebiete in den Kreis seiner Rechtspflege hineinzuziehen, die sich als unheimlich für unsere heutige Justiz erweisen. Mit der Entwicklung der Handwerksrechtspflege wird die Ausbildung der Gewerbegesetzgebung parallel gehen. Und so ist zu hoffen, daß mehr und mehr die Gesetze dem socialen Bedürfnis und die Rechtspflege dem öffentlichen Rechtsbewußtsein Rechnung tragen wird.

Und nun endlich zurück zu den Schlagworten, von denen wir ausgingen. Wird das, was wir vorgeschlagen haben, die „freie“ oder wird es „obligatorische“ Innung sein?

Offenbar keins von beiden.

Unsere Innung rechnet weder mit denjenigen Handwerkern, die nicht zu haben oder auch nur zweifelhaft sind, läßt aber auch die gänzlich entfernt stehenden Elemente nicht außerhalb des Kreises ihrer Wirksamkeit; sie vermeidet es, auf Grund eines ohnehin zweifelhaften Rechtstitels sich mit teils widerstrebenden, teils rat- und hilflosen Massen zu belasten, behält sich aber vor, diese Massen zum Verständnisse ihrer Aufgaben und zur Mitarbeit an deren Verwirklichung allmählich heranzuziehen. In die Gesetzgebung und Rechtspflege werden keinerlei radicale Anforderungen gestellt. Auch sonst

ist, was wir wollen, als Keim schon im Innungsgeſetz enthalten und bedarf lediglich der weiteren conſequenten Entwicklung. Keine einzige unſerer Ideen ſteht in Widerſpruch mit Deutschlands geſamtſtaatl. Entwicklung, die ja gewiß ihre Bedenken haben mag, deren unſervative Durchbrechung mit grundſtärkenden Reſormprojecten wir aber durchaus nicht wüſchen können — was uns hoffentlich auch von dem Vorwurf des Abirrens auf die ſo gefürchteten „mittelalterlichen“ Pfade einigermaßen ſchützen wird.

Beſtehend und agitatorisch verwerthbar ſind alſo unſere Vorſchläge nicht. Aber vielleicht ſind ſie praktiſch.

## Henrich Steffens.

Ein Lebens- und Charakterbild

von

Rudolf Küſter.

Vor etwa fünf Jahren gab mir ein glücklicher Zuſall Steffens Selbſtbiographie „Was ich erlebte“ in die Hände. Ich durchblätterte einige Bände. Manche Thatsache war mir neu, dieſe und jene Auffaſſung fesselnd; vorwiegend aber ſchien mir eitele Selbſtbeſpiegelung das Buch zu beherrschen. Indeſſen, je weiter ich kam, deſto mehr erſchloß ſich mir das Verſtändniß dieſes ungewöhnlichen Mannes; der ungünſtige Eindruck wich in den allermeiſten Punkten der Bewunderung, die mir mit der Zeit auch Steffens andere Schriften in die Hand gab.

Wenn es nun aber die große Aufgabe und Arbeit unſeres Jahrhunderts iſt, ſich auf kirchlichem Gebiet vom Rationalismus und einer bodenlos gewordenen Philoſophie loszurufen, auf poliſtiſchem und ſocialem Gebiet von den unerfüllbaren Idealen Rouſſeau's, ſo wird es vielleicht in einer conſervativen Zeitschrift und gerade jezt, wo das Jahrhundert ſich ſeinem Ende zuneigt, nicht unfruchtbar ſein, einen kurzen Blick auf das Leben eines Mannes zurück zu lenken, der als einer der erſten den kommenden Generationen ihre Beſtimmung vorgelebt, der zu einer Zeit, in der es ungleich ſchwerer war als heute, mit dem Ideenkreis der Aufklärung gebrochen hat, um aus einem Sturm- und Drang-Poliſtiker ein im beſten Sinne des Wortes Conſervativer, aus einem ſelbſtbewußten Philoſophen ein demüthiger und gläubiger Chriſt zu werden.

„Wenige Menſchen haben eine glücklichere Kindheit gehabt als ich“, ruft Steffens aus und läßt, ein bejahrter Mann, ſeinen rückſchweifenden Blick liebevoll auf dieſer Zeit ruhen. Zwar pflegt jeden Menſchen einmal die Zeit zu kommen, da ihm der Beginn des Lebens in hellerem Glanze als die übrigen Perioden deſſelben aus der Vergangenheit hervorzutreten ſcheint; bei Henrich Steffens jedoch iſt eine ſolche Anſchauung berechtigt. Glücklich war das Familienleben, in dem er aufwuchs, wohlthuend und anregend beeinflußte den Knaben die Stätte ſeiner Heimat.

Sein Vater, von Beruf Chirurg, war aus Holſtein nach Kopenhagen gezogen und hatte dort in eine der angeſehenſten Familien des Landes geheiratet. Von heftigem, zum Jähzorn neigenden Charakter, übrigens vielſeitig gebildet und ein ebenſo beliebter wie gewandter Geſellſchafter, bildete er anſcheinend einen ſchroffen Contrast zu ſeiner Frau, die der Sohn als ein ſanftes, liebevolles, ganz von der innerlichſten Religioſität durchdrungenes Weſen ſchildert. Von Kopenhagen wurde Steffens nach Stavanger in Norwegen verſetzt, und hier erblickte Henrich am 2. Mai 1773 das Licht der Welt. Mit ſanfter Hand leitete die Mutter die innere Entwicklung der Söhne faſt excluſivlich; während ſie der Vater in ſeiner Begeiſterung für die epochemachende Rouſſeau'iſche Erziehung in allen körperlichen Uebungen tummelte und ihnen den Verkehr mit den ziemlich wild aufwachsenden Fiſcherknaben, kurz ein Naturleben, wie es damals im Anſe

stand, verflattete. Während dreier Jahre konnten sich die gewaltigen Gebirgsformen des Landes seinem Gedächtnisse einprägen und seinen Neigungen eine später bedeutfam hervortretende Richtung auf die Natur geben; dann treffen wir die Familie in Drontheim wieder, von wo sie 1779 nach Seeland, dem eigentlichen Herzen Dänemarks, zurückkehrt, um in Helsingör ihr Heim aufzuschlagen. Hier, an der Stelle der Insel, wo ihr die skandinavische Küste bis auf eine halbe Stunde nachgerückt ist, bietet sich täglich dem Auge ein Schauspiel, wie es selbst von Gibraltars Felsenwarte nicht großartiger wahrgenommen werden soll. Bei ruhiger See zieht Schiff auf Schiff in buntem Wechsel des Segelwerks und der Flaggen durch diese Schlagader des Seeverkehrs, und von Zeit zu Zeit donnert ein Kanonengruß über die Fläche, der von den Seglern oder Zollschiffen erwiedert wird; bei Sturm aber wälzen sich die eingekleiteten Wogen des wilden Kattegats gegen das Gestade, dessen Saum von Fischerboten schon vor ihrem Aufstiehm die Flucht ergriffen hat. Aber dieses, an imponanter Höheit und anmutigen Szenenwechsel reiche Seeleben befriedigte nicht nur die kindliche Schaulust, sondern weckte auch, im Verein mit den farbenreichen Erzählungen der Matrosen, den Zug zum Weiten, Fernen, den Trieb sich auf dem Fittich der Phantasie in fremde Gegenden tragen zu lassen, mit solcher Macht in Henrichs Herzen, daß er sich bald leidenschaftlich in geographische und ethnographische Werke vertiefte, bald ganze Tage in träumernder Sehnsucht hinbrachte. Dabei zeigte er freilich kein blaßes träumerisches Gesicht, sondern teilte zu anderer Zeit mit ihnen im Ringkampfe, stärkte seine Kräfte in denselben Meereswellen, die eben noch seine Phantasie mit sich fortgetragen hatten. Diese lebenskräftige Thätigkeit von Körper und Geist tritt uns überall in seiner Jugend entgegen. Seine geistige Entwicklung war eine außerordentlich rasche — mit vier Jahren konnte er lesen. Nicht lange vermochte daher der mangelhafte Schulunterricht dem energischen Knaben zu genügen, der hinter jeden Gedanken sein ganzes Ich setzte, und das Unbefriedigende, Mangelhafte desselben war es, was den Knaben immer häufiger seine eigenen Wege gehen ließ und beständig sein Vertrauen zu der eigenen Kraft mehrte. Selbst die Lehrer bequamen sich mit der Zeit diesen selbstthätigen Geist schweigend gewähren zu lassen. In seinem dreizehnten Jahre hat Henrich Steffens im Freundestreiche das Thema: „Die Pflichten der Könige und Patrioten“ in Vortragsform behandelt, und ein andermal seine Kameraden allein durch seine feurigen Worte zu einer förmlichen Verschwörung gegen die Tyrannei der älteren Mitschüler hingerissen. Nicht viel später beginnt er, und das ist ein ebenso starker Beweis für seine Studien wie für sein Selbstvertrauen — die Ansarbeitung eines dogmatischen Lehrbuchs und einer Kirchengeschichte, wie denn überhaupt die Religiosität seiner Mutter auf ihn übergegangen war. Er selbst spricht sich mehrfach über seine kindliche Frömmigkeit aus, in welcher er nichts wollte, nichts erstrebte, die ihn nur überall, besonders in den Erscheinungsformen der Natur ebensovielse Offenbarungen der göttlichen Majestät und Liebe erkennen ließ. „Nur das tiefe religiöse Mysticism“, sagt er einmal, „das mich mit Natur und Geschichte verband, und für welches ich vergeblich Worte suchte, blieb, wie mir selber, so meinen Brüdern verborgen.“

So sehen wir ihn der ersten Jünglingszeit allmählich näher treten, und mit ihr dringen auch Kämpfe auf ihn ein. Von früher Jugend auf war er im Hinblick auf sein innerliches Gemüt, seine feurige und elastische Phantasie und seine Aebnergabe stillschweigend zum Prediger bestimmt gewesen, eine Ansicht, der sich die Mutter, deren Frömmigkeit bei der stetigen Abnahme ihrer Kräfte nur um so inniger wurde, mit leidenschaftlicher Freude hingegeben hatte. Wie schmerzlich mußte sie sich getroffen fühlen, als Henrichs Leben und Streben sich mehr mit der Natur als solcher zu beschäftigen begann; wurden doch ihre schönsten Zukunftspläne durch diese ihrer Ansicht nach verwerfliche Richtung zerstört. So erklärt es sich, daß sie glaubte dem Sohne noch auf ihrem Sterbebette das Sündhafte seiner von Gott abgewandten Neigung vorhalten zu müssen und ihn förmlich zum Diener des Herrn weihete, ein Act, der lang andauernde innere Kämpfe in Geist und Gemüt ihres Sohnes zur Folge hatte, Kämpfe die sich bisweilen steigerten zu einem furchtbaren Ringen seiner religiösen Gefühle und der Liebe



zur Naturforschung. Endlich freilich siegte die letztere, aber doch behielt die Religion, wenn schon er ihr nicht all seine Kräfte widmete, einen leitenden Einfluß auf seine ganze Lebensentwicklung.

Nachdem er sich in seinem Herzen für das Naturstudium entschieden hatte, bereitete sich Heinrich mit angestrengtem Fleiße auf das Maturitätsexamen vor, dem er sich 1790 mit trefflichem Erfolge unterzog, ja, nebenbei vertiefte er sich noch in die Werke der gleichzeitigen deutschen Dichter, die ihm eine so neue Welt aufschlossen, daß er ihren Eindruck mit einer wonnigen Betäubung vergleicht. Dem nunmehrigen Studenten konnte das väterliche Haus leider nur kurze Zeit ein Heim bieten; denn schon mußte der Vater abermals den Aufenthaltsort wechseln, so daß der achtzehnjährige Jüngling, der noch nicht entfernt die Herrschaft über sein eigenes wogendes und gährendes Innere erlangt hatte, sich zur Uebernahme einer Hauslehrerstelle bequemen mußte, die er jedoch, da Verwandte ihm unter die Arme griffen, bald wieder aufgeben konnte. So der quälenden Sorge um die Nothdurft des Lebens überhoben, widmete er sich mit erneutem Eifer seinen Studien, die ihn so gewaltig beherrschten, daß er sich zu Zeiten wochenlang mit seinen Büchern einschloß, um ungestört von der Außenwelt, nur den Geist der Wissenschaft auf sich wirken zu lassen. Kein Wunder, daß er, unterstützt von einem Gedächtnis, das sich in der gleichen außerordentlichen Stärke sein ganzes Leben hindurch erhalten hat, bald sämtliche Studiengenossen an positivem Wissen weit übertraf. Dennoch schadete diese ungemaine Gründlichkeit in seinem Fache, der Naturwissenschaft, keineswegs seiner allgemeinen Ansbildung, fühlte er sich doch gewissermaßen zum Polyhistor berufen, zu einer Thätigkeit getrieben, die ihm zwar nicht andere Wissensgebiete völlig erschließen konnte, ihn aber doch gewinnreiche Blicke in manches Nachbarreich thun ließ. So erklärt sich seine intensive und umfassende Arbeit, die ihn täglich sieben volle Stunden im Colleg hielt, nachmittags zu fast unausgesetzten Repetitionen und selbständigen Studien trieb, und doch noch Zeit ließ, daß er mit einigen Freunden eine naturwissenschaftliche Zeitung herausgeben konnte.

Freilich hätte man kaum eine Stadt finden können, die seinen wissenschaftlichen Sinn mehr genährt, die Elasticität seines Geistes bedeutender gefördert, den geistigen Blick erfolgreicher erweitert hätte, als es Kopenhagen im Stande war, das schon in mäßig bewegten Zeiten als Hauptstadt des zwar kleinen, aber kräftigen und regsamem Reichs die tüchtigsten Kräfte in sich vereinte, das aber gerade damals einen Brennpunkt hervorragenden Geisteslebens darstellte. Dichter wie Holberg, Bühnenkünstler wie Kochbek gaben dem rege pulfirenden literarischen Leben eine echt künstlerische Richtung, und durch den Verkehr in diesen Kreisen wuchs auch in unserem Steffens die Liebe zur Poesie und zum Theater. In der Verbindung seiner eifrigen Arbeit mit diesen geselligen Freuden, durch die dem arbeitenden Geiste immer wieder erfrischende Kühlung wurde, beruht nicht zum geringsten Theile die Anziehungskraft, die Steffens's Studienjahre auf den Leser seiner Biographie ausüben. Dennoch dauerte es nicht lange, und dem Sturm und Drang der hochfliegenden Jünglingspläne wurde Dänemark zu eng. Der feurige Steffens sah in Deutschland die Heimat des Ideals und fühlte sich, je selbständiger seine Entwicklung ihre Bahn verfolgte, desto uniger zu diesem Lande hingezogen. Den Plänen folgte die That bald genug nach und er kehrte seinem Vaterlande den Rücken, um nach Deutschland zu gehen. Er redet in eigener Person, wenn er in einer seiner Novellen den jungen Norweger Thorstein sagen läßt: „Es mag für einen Deutschen schwer sein, sich einen klaren Begriff zu machen von dem mächtigen Eindruck, den bedeutende Geister eines fremden Volkes, durch die Ferne gehoben, auf die bewegten, aufgeregten Jünglinge eines entlegenen Landes machen. Wie in neueren Zeiten der Süden, Italien vor allem der Gegenstand der Sehnsucht geworden ist, so schwebte diesen jungen Männern Deutschland als das Land der geistigen Verheißung vor.“ — Die nächste Veranlassung zu seinem entscheidenden Schritt war folgende. Obwohl erst in einundzwanzigsten Jahre stehend, befahl er doch als Naturkundiger bereits einen solchen Ruf, daß er von einer Kopenhagener Gesellschaft zur naturwissenschaftlichen Erforschung der Westküste Norwegens ausgesandt wurde. Aber er vermochte keine Be-

sriedigung in seinen dortigen Studien zu finden, alles erschien ihm lüdenhaft, vereinzelt, abgerissen, ohne Fühlung mit dem Ganzen, er glaubte nicht den richtigen Geist einheitlicher Erkenntnis zu besitzen; überdies wurde er in diesem Zustande so verstimmt durch die öde Einsamkeit am gewaltigen Massenbau des zur See abfallenden Gebirges, daß er mit plötzlichen und zweifelsohne übereiltem Entschlusse den Faden, der ihn an die Vergangenheit knüpfte, zerriß, und sich mit den in Norwegen gesammelten Schätzen nach Deutschland einschiffte. Aber nicht so freudig, wie er geglaubt hatte, betrat er den Boden des gelobten Landes, sondern als ein aller Mittel entblößter Schiffsbrüchiger; denn alles, auch die Ausbeute der letzten Reise, hatte ein Sturm im Schoße des Meeres begraben. Auch in Hamburg, wohin er sich zunächst — November 1794 — planlos begab, mußte er schwere Erfahrungen machen; denn abgesehen von seiner dürftigen Lage, die ihn z. B. einst 8 Tage von Obst und Semmeln zu leben nötigte, trifft ihn die Nachricht, daß seine in Kopenhagen verbliebenen Bücher und Sammlungen vom Feind zerstört seien, ein äußerster Schlag, der ihm den letzten Lebensmut raubt, und auch dadurch nicht leichter zu tragen wird, daß die Briefe seiner Kopenhagener Freunde seines gewagten Schrittes nur mit Tadel und Vorwürfen gedenken. Wohl steuerte er sich gegen das Unglück; aber als ihn eudlich sämtliche Subsistenzmittel ausgegangen waren, mußte er wohl oder übel bei seinem Vater in Reudoburg Zuflucht suchen, um, nachdem er hier wieder neue Kräfte und Zuversicht gewonnen, einen zweiten Versuch zu machen. Auf Empfehlungen gestützt begab er sich im Februar 1796 nach der anderen dänischen Universität Kiel, um die akademische Laufbahn einzuschlagen, und hier wendet sich sein Schicksal. Er betrat die Stadt mit nur 5 Thalern in der Tasche, so daß er sich zunächst durch angestrengten Privatunterricht erhalten mußte, während auch in anderer Beziehung seine Lage eine höchst schwierige war; denn obwohl er die deutschen Klassiker von seiner reiferen Jugend an kannte, beherrschte er doch unsere Sprache, in welcher die Vorlesungen auf dieser, dem Charakter nach deutschen Universität gehalten wurden, nur unvollkommen. Nimmt man hinzu, daß er bei seiner großen Jugend den Studenten gegenüber einen schwierigen Stand hatte, und daß es ihm, der unablässig mit der Überwindung und Niederhaltung der inneren Gährung zu thun hatte, selbst in einer sorgenfreien Lage höchst schwer hätte fallen müssen, sich auf einen Punkt energisch zu concentriren und andere zu belehren, so vermag man den Aufwand von Thatkraft zu schätzen, mit der er alle Schwierigkeiten in überraschend kurzer Frist überwand. Denn nicht nur gestaltete sich seine eigene Lage bald sorgenfreier, sondern — was ihm ebenso wichtig war — die Anhänglichkeit der Studenten bewies ihm deutlich, daß ihm eine der schwierigsten Aufgaben des jungen Docenten gelungen sei: zugleich den Genossen der Studenten und ihren Lehrer darzustellen. Aber kaum hat er seine Verhältnisse einigermaßen geregelt, kaum sind die ersten frampfhafsten Studien, deren er als Privatdocent benötigt war, vollendet, als wirt ihn denn die Blick nach innen kehren und der eigentlichen speculativen Philosophie sich zuwenden sehen, der er bis jetzt fremd gegenübergestanden hatte. Seine nunmehrige Ausdauer im Meditiren wurde wach erhalten durch die unendliche Sehnsucht des Menschenherzens nach Antwort auf die letzten Fragen des Daseins, eine Sehnsucht, in deren Dasein ja die Philosophie ihren Ursprung, in deren Verwirklichung sie ihr höchstes Ziel erblickt. Zunächst erschloß ihm Spinoza's System tiefe Blicke ins Wesen der Natur und des Menschen. Fesselnd ist die Art und Weise, wie er sich in diesen tiefstimmigen Philosophen hineinarbeitet, eingeschlossen in seinem Wohnzimmer, um von keinem Laute der Außenwelt gestört zu werden. „Spinoza machte Epoche in mir“, ruft er aus, und an einer andern Stelle: „er weckte mich aus dem Traume“, und in diesen Anschauungen sehen wir ihn nunmehr in eine neue Periode seines Lebens eintreten.

1797 vermittelt ihm die Bekanntschaft des berühmten dänischen Ministers Grafen Schimmelmann ein Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Deutschland, nach dessen Herzen, dem eigentlichen Herde der Geisterbewegung, er sich noch eben so sehr als früher sehnte. Diese Umschau in Deutschland hielt er nun ab. Und sie nahm mehrere Jahre in Anspruch, förderte ihn einerseits bedeutend als Menschen und Dichter, wurde ihm aber auf dem Gebiete der speculativen Naturwissenschaft entscheidend fort sein ganzes

Leben. Denn die Naturphilosophie, deren erste Verteidigung er schon vor der Reise gelesen, hörte er nun aus dem Munde ihres Schöpfers Schelling genauer darlegen, und sie, (welcher auch Göthe, der 1798 Steffens drei Tage als Gast in Weimar zurückhielt, sich zuneigte), weckte seine volle Sympathie. Als der erste praktische Naturforscher von Bedeutung schloß er sich an Schelling an, um dann gleich auch begeistert die neue Wahrheit zu verkünden. Wie ihn denn Schelling selbst den bedeutendsten Entwickler seiner Lehre genannt hat.

Am Ende seiner Reise schaute er sicher ins Leben hinaus, und um diese Zeit war es auch, als er ein anderes Geschick an das seine ketzte, indem er sich 1802 mit der jüngern Tochter des bekannten Capellmeisters Reichardt verlobte. Kurze Zeit darauf war das Stipendium aufgebraucht, und Steffens, ganz von dem Wunsche befeelt, seinen Freunden in der dänischen Hauptstadt die auf deutschem Boden gesammelten Schätze mitzutheilen, lehrte nach Kopenhagen zurück, um hier über die in Dänemark noch nicht genau bekannte speculative Philosophie der Deutschen Vorträge zu halten. Aber die großen Erfolge, die er sich von diesen Vorlesungen versprochen hatte, trafen nicht ein; denn obgleich die alten Fremde seinen Ansichten mit Empfänglichkeit lauschten, schienen dieselben dennoch vielen Männern der älteren Generation gar zu neu und unstützend, und Steffens fand wohl noch ein zahlreiches Publikum, aber die Fremdigkeit war geschwunden mit der Überzeugung, daß Deutschland bislang der einzig günstige Boden für seine Ideen sei. In dieser Stimmung traf ihn im Jahre 1804 ein ehrenvoller Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Halle, den er, zumal seine Frau in jener Stadt aufgewachsen war, freudigen Herzens annahm. Freilich bedurfte er eines reichen Nutes und einer ungewöhnlichen Energie des Auftretens, um sich in den schwierigen Verhältnissen seiner neuen Heimat eine Stellung zu machen; einerseits legte ihm das Ministerium viele Schwierigkeiten in den Weg, anderseits traten fast sämtliche Collegen in oft geradezu gehässiger Weise gegen seine Philosophie auf. Steffens aber hatte bald die Genußnahme, einen Mittelpunkt für die angeregteren Studierenden zu bilden und zugleich auch von bedeutenden Männern anerkannt und geliebt zu werden. Unter ihnen war Ohlenschläger, der die deutsche Romantik auf dänischen Boden hinüberpflanzen sollte; ein feuriger, kluger, gemüthstiefer Jüngling, der durch Steffens auf seinen bisher nur geahnten Dichterberuf gewiesen ward und in dem Jahre, das er mit ihm durchlebte, die reichste Anregung nahm und gab. Welche Liebe zu Steffens spricht sich in dem Buche aus, in dem der gealterte Dichter seine eignen Erlebnisse schildert. Er zeichnet uns Steffens Bild als eine edle, von Leben und Geist durchdrungene Schönheit. „Welche Beredbarkeit“, ruft er aus, „welche Begeisterung, welches Feuer, welcher Verstand und Wit.“ „Das erste, wodurch er mein Herz gewonnen, war seine Ehrerbietung und Liebe für die Poesie; dies äußerte er nicht nur begeistert, sondern deutete und bewies auch mit philosophischer Klarheit ihren Wert.“ — „Steffens“, sagt er anderwärts, „war höchst liebenswürdig, poetisch, gedankenreich, originell, die augenblickliche Inspiration strömte stets über seine Lippen. Ich habe keine ähnliche Natur gekannt!“ Bald waren sie innige Freunde, die sich in ihren Arbeiten gegenseitig ungenheim förderten; in ein und demselben Zimmer sind das dänische Drama „Galon Jarl“ und ein philosophisches Werk Steffens entstanden, „jedesmal, wenn wir etwas fertig hatten“, sagt Ohlenschläger, „lajen wir uns das Ausgearbeitete gegenseitig vor.“ — War in diesem Freundschaftsbunde vorzüglich Steffens der Anregende, in vieler Hinsicht Überlegene, so schloß er sich mit anblickender Verehrung an den Mann an, der später zuerst den Anfang machte, den religiösen Horizont von den matten Trug- und Nebelgebilden des Nationalismus zu reinigen, an den damals ebenfalls in Halle wirkenden Schleiermacher, der auch ihn bewundernde Liebe widmete. Hören wir, wie sich der große Theologe in einem Briefe an Henriette Herz über Steffens ausläßt! „Nie habe ich einen Mann so aus vollem Herzen, und in jeder Hinsicht über mich gestellt, als diesen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte. Zuerst, seine Ehe ist eine rechte Ehe im ganzen Sinne. Man sieht äußerlich nicht viel davon, aber sie ist innerlich die schönste Wahrheit. Und dann, der ganze Mensch ist über alle Beschreibung herrlich, so tief, so frei,

so wichtig, als Friedrich Schlegel nur immer sein kann. In Philosophieren mit einer viel größeren Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredsamkeit, selbst in unserer ihm eigentlich fremden Sprache, ist er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteilichkeit entfernt, sondern durch und durch heilig, und in dem Sinne, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde. Er ist ein wahrer Priester der Natur!" —

Aber noch nicht lange hatte sich Steffens seines Glücks erfreut, als Napoleon durch den Jenaer Sieg die preussische Monarchie bis in ihre Grundfesten erschütterte. Steffens selbst schildert uns in einer seiner Novellen die siegesgewisse Stimmung, die in Halle noch unmittelbar nach der Schlacht herrschte, bis eine fliehende Truppe vor den Thoren der Stadt von den Siegern aufgerieben ward und am nächsten Tage die brückende Last der französischen Einquartierung nur auf noch traurigere Folgen der Niederlage deutete, deren eine noch während des Krieges in der Aufhebung der Universität hervortrat. Jetzt, da die Gelehrten ohne Beruf und Mittel, die betrübtesten Ausichten vor Augen, von der französischen Polizei überwacht wurden, bestand ihre Energie, ihre Liebe zur Wissenschaft und Steffens patriotisch-deutsche Gesinnung die Feuerprobe. Es ist rührend, wie diese Männer dennoch ihre stillen Studien nicht aufgaben und bei den geringen Mitteln des Einzelnen zu einem gemeinsamen Haushalte zusammenzogen. Auch nach dem Frieden gestaltete sich ihre Lage nicht viel freudlicher; denn Halle wurde zum Königreiche Westfalen geschlagen, und auch nach erfolgter Wiedereröffnung der Universität wandte sich nur ein kleiner Bruchtheil der früheren Studentenschaft zu der Stadt zurück; aber auch diese Wenigen liebten den alten wissenschaftlichen Geist außerhalb ihrer Mauern. Kein Wunder, daß die Professoren, und unter ihnen in erster Linie der feurige, leicht vom ersten Impulse fortgerissene Steffens sich einem grimmigen Haß gegen den Eroberer ergaben, der alle ihre Mitbürger mit ihnen in Kummer und Elend gestürzt und in seiner Ruhmgier noch mehr der Völker an seinen Triumphwagen zu Ketten strebte. Gegenseitig stärkten sich die Freunde zu neuem Mute, festigten so ihre Anhänglichkeit an die preussische Sache, die sie als die allgemeine deutsche erkannten; ja Steffens beteiligte sich sogar an umfassenden, gegen die Fremdherrschaft gerichteten Geheimverbindungen, unterhielt einen gefährlichen Briefwechsel in Chiffren mit Mitgliedern des Dörnerberg'schen Aufstandes sowie dem Grafen Chastot und Schill, sodas er täglich von der Polizei aufgehoben werden konnte. Aus dieser gefahrvollen Lage reißt ihn 1811 ein Ruf nach der Universität Breslau, die mit der zugleich geschaffenen Berliner Universität eine Stütze des neu erstehenden Preussens werden sollte. Biemlich misznutig, dem wahrscheinlichen Schauplatze des vorhergehenden Nachkriegs entrückt zu sein, siedelte Steffens nach Breslau über, wo er sich zu seinem Entzücken bald mitten in die Wirbel der Bewegung, die sich infolge der Reise des Königs nach Breslau in Schlesien zum kriegerischen Losbruch rüstete, verseht sah und in dieser gewaltigen Zeit, da der Wackere die Hand des Wackeren suchte, mit Gneisenau, Arndt und Gruner den festen Bund schloß, der auf die gleiche Bestimmung gegründet war. In furchtbarer Spannung verlebte er die kriegschwangeren Frühlingstage von 1813. „Wann wird der König endlich loschlagen?“ — Der Druck dieser Frage lastete auf jedem Patrioten. — Da, eines Morgens — er bereitete sich gerade zum Colleg vor — durchzuckte Steffens der kühne Gedanke: „steht es nicht bei dir, diese dumpfe Gemitterschwüle durch einen Schlag zu verschneiden, liegt es nicht in deiner Hand, den Krieg zu erklären?“ Und nun wagte er den Schritt, der, mochte auch die Stimmung von König und Volk noch so kriegerisch sein, dennoch zu eigenmächtig war, als daß er nicht alles auf das Spiel gesetzt hätte, der aber gerade deshalb dem Wagnis Yorks bei Taurroggen, und der Kühnheit, mit der Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ unter dem Auge des Feindes hielt, nicht mit Unrecht verglichen worden ist. Steffens nämlich erklärte in der That vor versammelter Studentenschaft den Feinde förmlich den Krieg und forderte zum freiwilligen Eintritt ins Heer auf. Die dadurch entstehende Aufregung war gewaltig; der französische Gesandte forderte Rechenschaft, ward jedoch von Hardenberg, der den Schritt guthieß, durch die kluge Vorstellung beschwichtigt, daß eine Verstrafung den Professor nur mit der Märtyrerglorie umgeben würde. Auf diese Weise schon vor der bald nachher erfolgenden

Kriegserklärung sicher gestellt, und mit ehrenden Anerkennungen überhäuft, wandte Steffens all seine Kraft auf die Bildung der von ihm begeistert betonten Freiwilligenkorps, und meldete sich, um sein Wert zu krönen, trotz seiner 40 Jahre ebenfalls als Freiwilliger, sein und seiner Lieben Los einer höheren Fürsorge anheimstellend. Als Leutnant nahm er nun an den mannichfaltigen Wechselfällen des Feldzugs teil, — die uns seine Feder lebendig geschildert hat — bis er wohlbehalten und um einen Schatz interessanter Erlebnisse bereichert, das befriedete Paris betrat, um hier sofort die siegreichen Waffen mit der Toga zu tauschen, und als Gelehrter den Umgang des großen Cuvier zu genießen. Wie viele Anregungen und Förderungen sein vielseitigster Sinn aus den weltbewegenden Ereignissen und dem Verkehr mit hervorragenden Lehrern derselben davongetragen, davon zeugen neben seiner eigenen Lebensbeschreibung mehrere politische Werke, deren erstes „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Breslau 1817,“ noch während des Kriegs abgefaßt wurde. Unglücklich ist der Staat, das ist der Grundgedanke dieser Schrift, wenn nicht die erwachte Begeisterung ein fruchtbarer Boden wird, aus dem die dauernd rechte Gesinnung, die wahre Selbsterkenntnis des Volks entspringt. Und nun entwirft er im ersten Teile ein lebensvolles Charakterbild unserer Vergangenheit, welches sich durch Parallelen mit der Entwidlung der Nachbarvölker belebt und erweitert, geht im zweiten Teil zur neueren deutschen Geschichte über und weist endlich auf das neuwachsende Christentum als „das tiefste Wesen des keimenden Deutschlands“ und das sicherste Fundament einer segensreichen Zukunft hin. — Aber auch nachdem er zum Breslauer Lehrstuhl zurückgekehrt war, folgte er den Ereignissen der großen Welt mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, und widmete zumal den von den Freiheitskriegen hervorgerufenen Bewegungen der deutschen Jugend noch mehrere Schriften (Turnziel 1818; Carricaturen des Heiligsten 1819), in deren Tendenzen sich mehr und mehr eine echt conservative Gesinnung ausdrückt, die bald auf dem Gebiete der Religion nicht minder deutlich hervortreten sollte, als sie es dem politischen Zeitgeiste gegenüber gethan hatte. — Ganz allmählich nur, aber um so entschiedener wandte sich der gereifte Mann wieder dem Glauben zu, der die unbewußte Frömmigkeit seiner glücklichen Kindheit aus einem klaren, sicher quellenden Born getränkt, zu dessen ferngerücktem Segen das unsichere Auge des Jünglings oft sehnsüchtig zurückgeblickt hatte. Nachdem er wieder zum protestantischen Glauben in weiteren Sinne zurückgekehrt war, wurde er durch eigene Forschung und den Umgang des Breslauer Theologen Scheibel ein positiver Lutheraner, in welcher Überzeugung er im Jahre 1830 Hand in Hand mit Scheibel und Husche die Kraft zur energischen Verteidigung der schlesischen Lutheraner fand, die sich den Glauben ihrer Väter durch das Unionsbestreben der Regierung nicht nehmen lassen wollten. Die persönliche subjektive Frömmigkeit genügte ihm nicht, sondern er erkannte die Notwendigkeit der Kirche als Anstalt. Erst wenn man sich einer Kirche ganz hingeeben hat, schrieb er, darf man sich in vollem Sinne ein Christ nennen. Obwohl er sich durch die Opposition zunächst dem Ministerium und vielen Freunden gegenüber in eine schwierige Lage versetzt sah, so milderten sich doch die Gegensätze seit der Zeit, da er zuerst durch die Huld des geistvollen Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. erkreut wurde. In seinen bekannten Prodhären „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“ (1823) und „Wie ich wieder Lutheraner wurde“ (1833) kennzeichnet er diese allmähliche Wandlung seines Sinns, die er anderorts folgendermaßen zusammengefaßt hat: „Ermüdet von dem langen Kampfe mit einem Wissen, welches nicht allein innerhalb seiner Grenzen, sondern auch da wo es nicht hinreicht, sich in sich begründen wollte, fing ich an, mich an das Christentum zu wenden, fing ich an mehr zu ahnen als zu glauben, daß der Heiland der Welt auch der Erretter der verirrtten Vernunft von ihren eigenen Verirrungen sei. Immer entschiedener hebt sein Glaube das Haupt: „aus der Religion entspringt alles Dasein, sie ist die Wurzel und Mitte und die innerste Mitte aller Verhältnisse;“ die gleiche Gesinnung fordert er vom Naturforscher, denn „nur dem gereinigten Gemüt ergiebt sich die göttliche Natur“ und nicht minder vom Historiker, denn „die Geschichte ist die Offenbarung der Liebe.“ — Auf diese Weise“ — sagt er — „entsteht eine tief

waltende Geminnung der Nation, die wie eine heitere Sonne alles belebt und erhält, und so schwach und unscheinbar sie im einzelnen ist, ist sie dennoch die Quelle des Gesetzes und der Ordnung, die Stütze und Kraft des Guten, die Schärfe an dem Schwerte der Gerechtigkeit, die Vernichtung des Hasses, die Furcht vor dem Bösen, die ächte ausübende Gewalt im Staate . . . . Keine Phantastie ist groß, keine Farbe glänzend, kein Ton herrlich, keine Flamme glühend genug, um dieses Vorbild darzustellen.“

Im Jahre 1832 ward Steffens auf Betrieb des Kronprinzen ein ehrenvoller Ruf nach Berlin zu theil, demzufolge er dem ihm lieb gewordenen Breslau im Alter von fast 60 Jahren lebwohl sagte. In Berlin nun wandte er die größere Hälfte seiner Kraft gelehrten Studien und seinen Vorlesungen zu, unter denen besonders seine herrliche Religionsphilosophie die theologischen Hörer begeisterte; daneben aber schloß er die schönwissenschaftlichen Studien seines Lebens mit einer Reihe von Novellen ab, deren Wert und Gehalt freilich sehr zurücksteht gegen seine wissenschaftlichen Leistungen.

Weit bedeutender als Steffens schriftstellerische Leistungen waren stets die Einwirkungen seiner Persönlichkeit. „Es gibt Individuen“, sagt Schelling, „bei denen der Wert ihrer literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte insofern, als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagend mußte als seine geistigen Hervorbringungen;“ und auch Steffens selbst spricht mehrfach aus, daß sein Einfluß hauptsächlich in der Anregung von Person zu Person liege, daß er zumal in dem Verkehr mit der studierenden Jugend seinen eigentlichen Beruf finde. Auch mußte er in der That auf jeden höher gerichteten Sinn bis zur Begeisterung wirken. „Ich bin immer Enthusiast gewesen, immer blieb ich Student, Philister ward ich nie“ — in diesem Ausrufe zeigt Steffens selbst das Charakteristische seines Wesens an. Stets kämpft er für Ideen, selten wendet er sich der alltäglichen Gegenwart zu, die Erlernung des Kartenspiels ist ihm eine Unmöglichkeit, seine fremde Sprache hat er gesprochen; denn er war zufrieden, wenn er des Inhalts sich bemächtigt hatte; seine Gattin muß den durch seine Sorglosigkeit oft arg zerrütteten Finanzen vorstehen. Lebhaftig aus sich selbst heraus vermag er in das Leben einzugreifen; nur dann steht ihm die Rede zu Gebote, wenn ihn der Gegenstand ganz erfüllt, ohne daß er äußere Rücksichten anzuerkennen braucht, wie denn seine sämtlichen Werke „Producte eines inneren Vorgangs“ sind.

Von den Ideen, die er vertrat, war Steffens stets ganz hingenommen. Gewaltsam übermannt ihn oft das Gewollte, so daß er nicht Worte zu finden weiß, sich übertrieben und nebelhaft ausdrückt, oder in der Furcht, das ihm Vorstehende möge vor der Feder entfliehen, mehrere Zwischengedanken überspringt, weshalb mancherorts der logische Zusammenhang kaum herzustellen ist. Dergleichen würde einem ruhigeren Charakter nicht begegnen; aber sein Temperament, das er „wild“ und „vulkanisch“ nennt, hat er nach seinem eigenen Geständnis nie ganz zu bemeistern gelernt. Rißt, der den jugendlichen Docenten in Kiel kennen lernte, erwähnt in seinen Erinnerungen dessen „Lebhaftigkeit in Auge und Gebärde, die bei steigender Wärme der Unterhaltung, oft ohne besondere Veranlassung, bis an die Grenze der Verzerrung zu steigen pflegte und mit der jugendlichen Freundlichkeit der Züge seltzam, aber rührend contrastierte.“ Leicht ist er gereizt, heftig und unbefonnen, und da noch eine unüberwindliche Neigung zu hyperbolischem Ausdruck hinzukommt, so ist es erklärlich, daß er stets Personen ein fast unheimlicher Gesellschafter war, ja daß, wie er erzählt, der eine oder andere an der Wahrheit einer solchen Stimmung zweifelte und den Ausruß in seinen Mienen dem exaltirenden Einfluß von Spirituosen zuschrieb. Auch noch in späteren Jahren konnte sein Verhältnis zu Freunden und Vorgesetzten unter dem hervorbrechenden Ungeßüm leiden, aber solche Verstimmungen nahmen nie einen dauernden Charakter an; denn Steffens Versöhnlichkeit war noch größer als seine Neizbarkeit. Wie er es nun als sein Ideal erkennt, aus seiner Eigenart heraus zu leben und zu wirken, so schätzt er auch die Menschen am meisten, die ihm hierin gleichen; und dieser reiche Sinn für das Eigentümliche, den Schleiermacher als das höchste geistige Glück des Menschen betrachtet, bekundet sich in seinen vorzüglichen Naturschilderungen und den lebendigen Charakter-

bildern — Tief, Kavalis, Gneisenan, Blücher und andere hat er in seiner Selbstbiographie treffend gezeichnet.

So wandelt er über die Schwelle des Greisenalters, überall geliebt und verehrt, von seinen Studenten förmlich auf den Händen getragen; er selbst eine noch in immer schöne Erscheinung, von ruhiger Heiterkeit untklossen, aus der noch gar oft unter dem Drang der innerlichen Jugend eine überwältigende Blut herausjudt; mit ungeschwächter Arbeitskraft jede Stunde ausnützend, inuner klarer die Hand göttlicher Leitung in seiner Lebenslaufbahn erkennend, aus der er im 73. Jahre, am 13. Februar 1845, ohne langen Kampf abberufen ward. Erst in seinen letzten Tagen spürte er eine Minderung seiner Kraft.

Steffens ist sehr verschieden beurteilt worden. Manche erblicken in ihm nichts weiter als einen confusen Geden, wie denn das J. Scherr thut, der Meister in der leichten Kunst verächtliche Schlagworte zu prägen, oder einen crassen Pietisten, wie A. v. Humboldt in den „Briefen an Varnhagen“ — Urteile, welche nur die Unfähigkeit ihrer Urheber beweisen, sich in einen fremden Gedankenkreis mit Verständnis zu versetzen. — Neben den Verkleinerern stehen die Bewunderer. „Das Leben“, sagt sein dänischer Jugendfreund Orsted, welches in seinen Gesprächen sprudelte, die herrlichen Darstellungen, welche sie oft gaben, unter andern aus dem Leben und den Gedanken großer Männer, die liebenswürdige Mittheilbarkeit seines ganzen Wesens brachte eine außerordentliche Wirkung hervor.“ Noch begeisterter drückt sich Holtei aus. „Wie ein König der Gedanken“ — sagt gar ein anderer Schüler — „sah er frei und gewaltig auf seinem Lehrstuhl, durch nichts Geschriebenes gehemmt; mit einem Silberstifte spielend, wickelte er die köstlichsten Gedanken ab, Geist strahlte aus den scharf geschnittenen blühenden Augen, Liebe verklärte seinen Mund.“ — Steffens, sagt ein anderer, gehörte zu den Geistern, welche die tiefsten Einblicke in das Wesen der Welt und der Menschen thun. Sie erkennen klar, wieviel wir alle sein sollten und wie wenig wir doch erfüllen; so sind sie am stärksten von dem Gefühle der menschlichen Schwachheit durchdrungen, das sie eine höhere Hilfe anrufen läßt, ohne doch zugleich das, was sie geworden, als ganz verdienstlos zu betrachten. Sie wissen, was sie sind und was sie nicht sind, und so lösen sie in ihrem Leben die schwerste Aufgabe des Menschen; die rechte Vereinigung des Selbstbewußtseins und der Demuth.

## Aug. Herm. Francke's Lebensbild von Dr. G. Kramer.

Von F. Wiese.

Dem ersten Teil dieser Biographie, von welchem die Conf. Monatschrift im Juni 1880 eine Anzeige brachte, ist nach zwei Jahren der zweite gefolgt \*). Damit liegt ein Werk vollendet vor, das für die Geschichte der evangelischen Kirche und Schule bleibenden Wert behalten wird. Eine gründliche und überaus sorgfältige Forschung hat darin mit ebenso unbefangener, wie scharfem Blick historischer Kritik alles Thatfächliche, was sich an A. H. Francke's Namen knüpft, von irrthümlichen Auffassungen und Entstellungen befreit, so daß man zur Kenntnis jener wichtigen Geschichtsperiode in dieser Darstellung zum erstenmal einen nach allen Seiten sicheren Boden betritt. Der erste Teil ging bis zum Jahre 1702, wo die von Francke gegründeten Anstalten so weit Bestand gewonnen hatten, daß nun die Zeit ihrer inneren und äußeren Consolidierung kam, welche eine Weiterentwicklung nicht ausschloß. Nächst den fortgesetzten Nachrichten

\*) August Hermann Francke. Ein Lebensbild, dargestellt von Dr. G. Kramer, Geh. Regierungsrat. (Halle, Buchh. des Waisenhauses) 1882. 510 S. M. 8.

von der daraufgerichteten Thätigkeit Francke's und von den wunderbaren Rechtfertigungen seines Vertrauens auf Gottes Durchhilfe, nimmt nun im zweiten Teil den größten Raum seine kirchliche und theologische Wirksamkeit ein. Besonders eingehend ist in dieser Hinsicht seine Bedeutung für die Hallische Universität und der Kampf ihrer theologischen Fakultät mit der zu einer neuen Scholastik gewordenen Orthoborie behandelt, deren streitbarster Vertreter Val. Löschner in Dresden war. Wie über vieles andere, so werden auch in den Nachweisungen von dem Verhältnis Francke's zu Thomafius und von seinem Anteil an der Bekämpfung der Philosophie Chr. Wolffs traditionelle Irrtümer berichtigt. Dasselbe gilt von der Verbindung des Freiherrn von Sautstein mit Francke und seinen Stiftungen, woran noch gegenwärtig der Name der daselbst fortbestehenden gesegneten Bibelanstalt erinnert. Ebenso gewinnt größere Klarheit als bisher das Verhältnis des Grafen Zinzendorf zu Francke, und nicht minder die Anfänge dessen, was von den Stiftungen aus für die Heidenmission geschehen ist. Von großem Interesse sind die Mitteilungen über Francke's Reisen, so über eine nach Holland und eine längere „in's Reich“; diese besonders auch wegen seiner Berührung mit dem süddeutschen Pietismus und seiner Beziehungen zu fürstlichen und Grafenhäusern, die sich der religiösen Bewegung angeschlossen hatten. In diesem Zusammenhang findet sich eine Menge von Nachrichten zur Zeitgeschichte, so bei gegebenem Anlaß die Entstehung des Magdalenaenstifts in Altenburg. — Sehr förderlich in seinen Bestrebungen war für Francke das Vertrauen, welches er bei Friedrich Wilhelm I. genöß.<sup>\*)</sup> Der König war ein aufrichtiger Freund des großen Hallischen Unternehmens, und bei verschiedenen Gelegenheiten, so bei dem Plan der Errichtung des Militär-Waisenhauses in Potsdam, zog er Francke zu Rate.

Aus allem dem entsteht ein sehr mannigfaltiges Bild, in dessen Betrachtung man das geistige Leben jener Zeit nach seinen wichtigsten Seiten besser verstehen lernt als es früher möglich war.

In dem der pädagogischen Wirksamkeit Francke's gewidmeten Abschnitt ist durch eine Darstellung, welche sowohl das Geschichtliche der einzelnen Schulen, das ihnen Gemeinbare und das einer jeden von ihnen Eigene, sowie die von ihm beim Unterricht und der Disciplin befolgten Grundsätze in großen Zügen zusammenfaßt, seine epochemachende Bedeutung in der Geschichte der Pädagogik ins Licht gestellt; auch gezeigt, wie sein Vorgang an anderen Orten zur Nachfolge anregend wirkte, und wie durch Lehrer, die man ebenso wie Geistliche vielfach von ihm erbat, sein Einfluß sich weit über das nächste Gebiet seiner Thätigkeit erstreckte. Ein besonders merkwürdiger Träger und Verbreiter des Franckeschen Systems im Schulwesen war der Prediger Johann Julius Hedder in Berlin, vor allem durch das „General-Landschulreglement“, welches Friedrich II. von ihm ausarbeiten ließ (1763), und das die Grundlage des preussischen Volksschulwesens geworden ist. Auch in diesem Zusammenhange, z. B. hinsichtlich der von Hedder gegründeten und noch bestehenden ersten Realschule in Berlin, sind von Krauer irriige Annahmen berichtigt; bei vielem konnte er aber auf seine anderen Beiträge zu der Franckeliteratur, und namentlich auf seine Ausgaben der pädagogischen Schriften Francke's, verweisen.

Wird somit das historische Interesse durch das vorliegende Werk nach verschiedenen Seiten befriedigt, so enthalten doch die thatsächlichen Mitteilungen zugleich vieles von einer mehr als geschichtlichen, von einer bleibenden Bedeutung auch für die Gegenwart; Erinnerungen, die ihr heilsam sein können, mag sie sich durch die Entwicklung der Wissenschaften und die veränderte Gestalt unsers öffentlichen Lebens auch noch so sehr von Francke's Zeit unterscheiden.

Für die Betreibung des theologischen Studiums z. B. hat Francke's Auffassung,

\*) Zum Beweise möge hier eine Stelle aus einem eigenhändigen Schreiben des Königs an den General v. Nagner, damals in Berlin, stehen: „Frangt soll seine Beschwerden gegen tomasio registe an mir überschiden und grüßen Sie ihn von meinetwegen und soll nur Ursache haben, ich werde ihn schon inttencien in alles was recht ist, da ich pershabirt bin, daß er nichts wird praetendiren, als equitabile ist.“



welche ganz der Spener's entsprach, nichts von ihrer Wahrheit verloren: daß das Amt, zu dem sich die jungen Theologen vorbereiten, sie wesentlich anders zu ihrer Wissenschaft stellt, als die anderen Studiosen zu der ihrigen stehen. Seine Schriften „Timotheus, zum Fürbilde allen theologiaro studiosis vorgestellt“ und die spätere „Idea studiosi theologiae, Abbildung eines der Theologie Bekliffenen“, zeigen die das Christentum als Lehre weit überwiegende Kraft desselben als Leben, und fordern im wesentlichen das von diesen Jünglingen, daß sie sich und ihr Studium unter die Zucht des heiligen Geistes stellen, weil sonst von einem auch noch so ausgebreiteten und gehäuften Wissen kein Segen für die Kirche zu erwarten sei. Die theologische Facultät in Halle konnte dadurch, daß sie hierin sich lange eine glückliche Einnützigkeit bewahrte, trotz vieler Anseindungen eine so außerordentliche Wirksamkeit haben, wie es nachweislich der Fall gewesen ist. Es ist lange her, daß man es mit dem wissenschaftlichen Charakter der theologischen Vorlesungen wie damals wohl verträglich fand, sie mit Hebet zu beginnen und zu schließen; und die Theologie einer lebendigen Frömmigkeit hat zu ihrem Gegensatz jetzt viel weniger eine erstarrte Orthodoxie als die Ansprüche einer unabhängigen theologischen Wissenschaft: aber der Zweck des Studiums und das Bedürfnis der evangelischen Gemeinden ist dasselbe geblieben.

Für erweckliche Verkündigung des Evangeliums hatte Francke eine ganz ungewöhnliche Begabung; die meisten seiner Predigten wurden gedruckt und fanden in wiederholten Auflagen weite Verbreitung. Wir würden die Länge derselben jetzt kaum ertragen; die damalige Zeit war geistig weniger erregt oder zerstreut, und hatte darum größere Ausdauer dazu. Entgegen der Verirrung, welche viel unfruchtbare Gelehrsamkeit und dogmatische Controverse auf die Kanzel brachte, war er auch darin Speners Nachfolger, vielmehr auf einfache, des Erkenntnis der eigenen Seelenzustände und des göttlichen Heilplanes, sowie dem thätigen Christentum förderliche Christauslegung bedacht. Aber in dieser Rückkehr zur eigentlichen Bestimmung der Predigt liegt nicht blos zur Lehre toter Rechtgläubigkeit und geistloser Moralpredigt ein Segen; auch die Kunst der schönen Rede ist eines vorwiegend ästhetischen Sinnes und des Interesses an feinen und geistreichen psychologischen Beobachtungen und Unterscheidungen kann daran als eine Abirrung vom Rechten erkannt werden. — Gegen schriftgemäße und der Norm der evangelischen Bekenntnisse entsprechende Lehre war Francke nichts weniger als gleichgiltig; aber größeres Gewicht als auf deren formelle Genauigkeit legte er auf Aufgeknüpfung und auf lebendiges Christentum. Einer Union mit der reformierten Confession war er wie Spener entschieden abgeneigt.

Auch die pädagogische Thätigkeit Francke's enthält viel Vorbildliches, und die ihn darin leitenden Grundgedanken, so wenig auch jetzt von einer Nachahmung des Einzelnen ihrer Ausführung die Rede sein kann, behalten größtenteils den Wert wahrer und gesunder Principien, Einiges jedenfalls den lehrreicherer Versuche. Unterricht und Erziehung gingen bei ihm Hand in Hand, und sollte eins von beidem zu kurz kommen, so gab er unbedenklich der Erziehung, als dem bei weitem Wichtigeren, den Vorzug. Gegenwärtig findet in der vorherrschenden Richtung eines einseitigen Intellectualismus das Umgekehrte statt. Grundbedingung des pädagogischen Berufs war ihm eine aus dem Glauben quellende Liebe, ein uneigennütziges Herz, das dem Nächsten zu dienen und zu helfen sich getrieben fühlt, und, wo dies in Gemeinschaft mit andern geschehen soll, die Gesinnung einträchtiger, selbstverleugnender Arbeit lebendig erhält. — Auf die große Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, Fähigkeiten und Anforderungen blickend war er bemüht, auf der Grundlage des Gemeinsamen der religiösen Unterweisung und Erziehung den Unterricht nach Geschlechtern, Ständen, Berufsarten möglichst zu individualisieren. Für die unterste bis zur obersten Stufe, zwischen der Armeschule und der Universität, hat er demgemäß in Bezug auf die Gegenstände und die Lehrmethode zweckentsprechende Anordnungen getroffen. Diese Sonderung war rücksichtlich der Familienverhältnisse des einzelnen Kindes keineswegs so scharf, daß etwa hervortretendem besondern Talent eines Arnen der Weg höherer Ausbildung verschlossen gewesen wäre. Die Mannichfaltigkeit der Bildungsanstalten ist seitdem noch viel größer geworden;

aber sehen wir z. B., wie groß heutzutage in der Bevölkerung der Gymnasien die Zahl derer ist, die nicht dahin gehören, auch das Ziel dieser Schulen nicht erreichen, und mit ihren fragmentarischen Kenntnissen von da nachher nichts anzufangen wissen; oder achten wir auf die Abhängigkeit, in welche das höhere Mädchenschulwesen von dem Vorgange der Lehranstalten für die männliche Jugend allmählich gebracht worden ist, so werden wir nicht in Abrede stellen können, daß nach diesen Seiten nicht eine individualisierende Freiheit, sondern vielmehr eine sie verbindende Einseitigkeit seit Franke's Zeit bei uns zugenommen hat. — Wir werden auf den Gymnasien zu dem Fachsystem, das er auf seinem Pädagogium einführte, und wobei daselbst „ein Scholast nicht mehr als dreierlei auf einmal treiben durfte“, nicht zurückkehren wollen; aber angesichts der jetzigen Zumutungen an den jugendlichen Geist, die für viele zu einer lähmenden Uebersättigung werden, müssen wir doch auch darin bei Franke einen wahrhaft pädagogischen Sinn erkennen, und die Einfachheit seiner Lehrordnung, bei der die Schüler in weniger zu sicherer Fertigkeit gebracht wurden, für heilsamer halten dürfen, als das Streben nach einer „harmonischen Ausbildung aller Kräfte“, die doch immer nur von sehr wenigen erreicht wird.

In betreff der Art, wie Dr. Kramer sein reiches Material behandelt hat, sind ja die löblichen Eigenschaften zweckmäßiger Wahl, Beschränkung und Anordnung auch erwähnenswert; allein sie sind fast selbstverständlich und treten zurück hinter der Bedeutung der Objectivität seiner Auffassung und Darstellung. Darunter ist nicht etwa das indifferente Verhalten zu dem Gegenstande zu verstehen, das, nachdem ein Ideal der Geschichtschreibung, wie die aristotelische Tugend zwischen zwei Extremen, hier also zwischen *ira et studium*, Abneigung und Vorliebe, gerade in der Mitte liegt; es ist vielmehr der unbefangene Wahrheitsinn, den Abneigung immer trübt und beeinträchtigt, während die rechte Liebe das Auge der Erkenntnis rein und helle macht. So ist es hier: es ist ein Werk der Verehrung und Liebe, eine dankbare Huldbigung, die dem Urheber der Stiftungen nach zweihundert Jahren von einem Nachfolger in der Verwaltung seines gefegneten Erbes dargebracht wird. Aber nirgend wird ein panegyrischer Ton angeschlagen; ein apologetischer allerding's bisweilen, aber nur gegen Mißverständnis und auch gegen absichtliche Verkümmern. Zum Ruhme Franke's konnte der Verfasser, wie er gethan, die Thatfache reden lassen. Mit derselben ruhigen Unparteilichkeit, womit er auf Grund authentischer Documente die Irrtümer anderer widerlegt, z. B. auch die des von ihm verehrten Tholud, der bei dem weiten Umfange seiner Darstellungen des kirchlichen Lebens im siebzehnten Jahrhundert nicht alles Einzelne mit gleicher Genauigkeit zu prüfen in der Lage war, — bezeichnet er auch bei Franke selbst die Stellen, wo die spätere Ausartung des Pietismus an seinen Vorgang sich anschließen konnte. Er verschweigt es nicht, daß seine lebhafteste Reaction gegen das erstarrte äußerliche Kirchentum die Reine einseitiger Uebertreibung in sich trug. Ebenso wenig verdeckt er die schwachen Stellen seiner Pädagogik, z. B. in dem Uebermaß von Beaufsichtigung und Controle, von Andachtsübungen und religiösem Unterricht, und wie die sich darin nie gennügende väterliche Sorge Franke's für die Jugend der Schulen und der Universität die Gefahr einer Hemmung der freien Entfaltung des jugendlichen Gemüths und Wesens in sich schloß. Auch auf den Mangel in der Unterrichtspraxis seiner Anstalten wird hingewiesen, daß, so sehr er sich eine zweckmäßige Vorbildung für das Lehramt bei dem jungen Nachwuchs angelegen sein ließ, er doch nicht hindern konnte, daß durch Uebertragung des Unterrichts an unerfahrene und oft wechselnde Candidaten und Studenten in das Lehrwesen der niederen Schulen manchmal auf lange die Unruhe des Experimentierens gebracht wurde; und dergl. mehr. — Also wer das undankbare Geschäft, Mängel und Unvollkommenheiten aufzuzählen, bei Franke üben wollte, würde deren an ihm selbst und seinem Werk auch in diesem Lebensbilde finden.

Aber sie verschwinden in dem Gesamteindruck desselben: es ist der eines außerordentlichen Menschen, dem viel gegeben war, der viel von sich selbst forderete, und von dem Kräfte ausgingen zu großem Segen für viele und auf lange nachfolgende Zeiten. Seine ganze Wirksamkeit ging hervor aus dem festen Mittelpuncte seines Glaubens,

und die darin begründete Einheit und Ganzheit seines Wesens war zugleich lautere Wahrheithaftigkeit des Charakters. All sein Thun hatte des Nächsten Heil und Wohlfahrt zum Zweck: er lebte seiner Ueberzeugung, daß wir mit dem Besten was wir haben nur Gottes Werkzeuge dazu sein sollen, daß sein Reich komme, immer fester in den Menschen begründet, und immer weiter auf der Erde verbreitet werde. Mit ungewöhnlicher Weite des Blicks, die ihn zu großen Conceptionen befähigte, verband er nicht nur Mut, Energie und Beharrlichkeit in der Ausführung, sondern auch organisatorische Kraft und Weisheit, praktischen Sinn und fürsorgliche Aufmerksamkeit auf das Kleinste. Seine Unternehmungen würden aber ihren wunderbaren Fortgang nicht gehabt haben, hätten sich nicht an seiner thätigen Liebe auch andere Herzen entzündet, und hätte er nicht auch die gleichsam magnetische Fähigkeit besessen, andere willig zu machen, zu gemeinsamer Arbeit an großen Aufgaben sich ihm anzuschließen, während so oft bedeutender Männer Größe dadurch verliert, daß sie Vämen gleichen, unter denen nichts wächst, und daß nach ihnen ihr Wert stille steht. Die von Francke ausgehenden geistigen Anregungen erweiterten und vermehrten schon bei seinen Lebzeiten das ursprüngliche Werk nach verschiedenen Seiten; aber er blieb die Seele des Ganzen. Es war ein Leben des fortwährenden Schaffens und Kämpfens; wobei die Feindschaft seiner Gegner nur dazu diente, seinen Einfluß zu steigern. Sein Verhalten in den Streitigkeiten, die auch in den Briefen hervortretende Demut, Freiheit von Empfindlichkeit, Ehrfurcht und Verbeugungsbereitschaft erscheint dabei eben so groß wie sein Freimut, seine Furchtlosigkeit und seine feste Zuversicht zu dem Bestande Gottes.

Die Thatfache des Vereins dieser Eigenschaften müßte, sollte man meinen, die Wirkung haben, daß A. S. Francke von Urteilsfähigen allgemein unter die größten Männer seines Zeitalters gerechnet würde. Es wäre ohne Zweifel auch der Fall, wenn nicht der Widerwille gegen alles, was Pietismus heißt, bei vielen alle Aufsehenshaftigkeit und Gerechtigkeit des Urteils aufhobe. Schon ein Weniges von dem historischen Sinn, der ungewöhnliche Erscheinungen nicht isoliert, sondern aus dem, was ihnen vorherging und folgte, zu verstehen sich bemüht, und der sich bei bedeutenden Männern nicht an dies oder jenes Einzelne hängt, sondern sie in ihrer Totalität auffaßt, müßte zu einer richtigeren Würdigung Francke's führen, als sie hier und da angetroffen wird. Es liegt im Wesen der evangelischen Kirche im Gegensatz zu der römischen, die sich für immer vollendet hält, daß die Reformation in ihr eine fortgehende und werdende ist: Spener und Francke haben in der Kirchengeschichte eine entschiedene reformatorische Bedeutung: durch sie wurde das im sechzehnten Jahrhundert begonnene Werk weitergeführt; und was sie angebahnt setzte sich, wenn auch bald wieder unfruchtbare Zeiten kamen, doch wie eine verborgene Unterströmung fort, die in unserem Jahrhundert mit den wohlthätigsten Wirkungen für die evangelische Kirche wieder zu Tage trat. Dafür dankbar zu sein wird manchen zu schwer, weil sie nicht gerecht in ihrem Urteil sein können: es wird im Anblick der Verirrungen der pietistischen Zeit sofort zu einer Verurteilung. Auch gegenwärtig gibt es eine theologische Richtung, die aus Abneigung gegen die Jungheit subjectiver, unterschiedslos sogleich als Pietismus bezeichneter Frömmigkeit für einen abstracten Kirchenbegriff eifert und den Einzelnen abforbieren läßt durch das Allgemeine, als ob dieses recht bestehen könnte ohne lebendige Wirkksamkeit des Besonderen; und was nicht Speners eigentliches *pium desiderium*, ganz entgegengesetzt pietistischer Isolierung, die Belebung der Gemeinde und der in die Erscheinung tretenden Kirche durch Belebung der Elemente, welche sie bilden?

Der falsche Schluß von den späteren Ansartungen auf das Ursprüngliche wird mit großem Unrecht sehr häufig gerade gegen Francke gerichtet. Unter den von geistigen Bewegungen in der Art des Pietismus Ergriffenen werden sich immer solche finden, die irgend eine Richtung derselben maßlos und einseitig verfolgen, und was innerlich bleiben und wirksam sein soll veräußerlichen und entstellen. Aus dem oben bereits Mitgetheilten geht hervor, daß Francke in Eifer seines Ankämpfens gegen die Lehrerrarung in der Kirche die Wissenschaft als solche geringer zu schätzen scheinen konnte als recht ist; aber erst nach ihm wurde die lediglich auf das Seelenheil des Einzelnen bedachte Sorge, und

die Absonderung der unter sich in der Liebe zu ihrem Heilande eng verbundenen Seelen zugleich unverständige Gleichgültigkeit gegen Theologie, Kirche und geistliches Amt, und schritt zu einem Extrem fort, worin der Pietismus den Nationalismus erzeugte. — Mit demselben Mangel an gerechter Unterscheidung wird auch im Pädagogischen zusammengeworfen, was Franke wollte und was unklare Köpfe und unfähige Nachahmer später daraus machten, und ihm ihre Verirrung imputiert. Wie weit er selber noch von der Enge der nachherigen pietistischen Erziehungsweise entfernt war, davon ist ein Beispiel u. a. sein Tadel der *insipientia praeceptorum*, die schon an Kinder Auforderungen stellten. Wenn wir heute mit Dr. Kramer die Behandlung der Zöglinge in den Schulen Franke's im allgemeinen zu rigoros finden und die dafelbst geübte, das Bedürfnis und die Empfänglichkeit der Jugend verkennende Frömmigkeitsdisciplin nicht billigen, so fand doch in jener Zeit, was schon die große Zahl der Franke zur Erziehung Uebergebenen beweist, die erühte Strenge bei sehr vielen Eltern Billigung; und daß sie in religiöser Beziehung damals von methodistischer Treiberei noch frei war, erkennt auch Tholuck an. — Die Wahl der alten Autoren für den Unterricht im Lateinischen und Griechischen war beschränkter als jetzt, aber Franke wollte keineswegs etwa Auszüge aus den Kirchenvätern oder anderes dergleichen an ihre Stelle setzen; auch ist in dem, was wir von der Behandlung der Autoren in den Schulklassen wissen, nichts Unangemessenes und keine pietistische Wunderlichkeit erkennbar, so steif und zopfig auch uns heute manches vorkommen mag; und in den Verzeichnissen der Thematata, über welche in den oberen Klassen Aufsätze ausgearbeitet werden mußten, finden sich sehr wenige über religiöse Gegenstände.

Die Fortpflanzung des Franke'schen Wertes in ähnlichen, nach ihrem Vorbilde an anderen Orten gestifteten Schulen, Waisenhäusern u. dgl. m. in den Rahmen dieser Biographie aufzunehmen, konnte nicht Absicht des Verfassers sein. Von großem Interesse würde es jedoch sein, nicht nur diese Fruchtbarkeit des ursprünglichen Gedankens zu betrachten, sondern auch den Fortgang und die Schicksale der verschiedenen Anstalten zu verfolgen. Mehrere haben nur eine kurze Lebensdauer gehabt; die sich erhielten, haben alle die Wandlungen, welche die evangelische Kirche im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert erfuhr, und namentlich eine Zeit absoluter Herrschaft des Nationalismus durchgemacht, wie auch die Stiftungen in Halle selbst. Es gehört zu dem Segen, der nie von diesen genommen ist, daß da zuerst der Weg zu der ursprünglichen Keinheit des Gedankens, aus dem sie hervorgegangen sind, wieder eingeschlagen worden ist; und hat sich der Verfasser dieser Biographie Franke's durch dieselbe ein hohes Verdienst erworben, so bleibt doch viel größer das, daß er die beste Kraft seines Lebens daran gewandt hat, zu dieser Rückkehr ein sicherer Führer und bereites Werkzeug in der Hand Gottes zu sein.

## Vom höheren Mädchenschulwesen.

Von E. Weiss.

Es wird kaum ein Gebiet geben, auf welchem die Ansichten, Wünsche und Urteile des Publicums weiter auseinandergehen, als auf dem in der Ueberschrift genannten. Den Grund dieser befreundlichen Erscheinung findet man einerseits in dem eigentümlichen Entwicklungs gange der höheren Mädchenschulen, die in den meisten Fällen privater Initiative ihre Entstehung verdanken, andererseits in dem Mangel einer einheitlichen Organisation dieser Schulen seitens der staatlichen Unterrichtsbehörden.\*) Denn bis jetzt

\*) Anm. der Red. Sief verschuldet auch die thörichte Eitelkeit mancher Eltern, welche sie verführt, ihren Kindern eine weit über den Stand und allgemeinen Bildungsgrad hinausgehende sog. „höhere“ Bildung zu geben.

sind maßgebende Anordnungen über die Gestaltung des höheren Mädchenschulwesens und über das Verhältnis desselben zu den andern erziehenden und unterweisenden Factoren des christlich-nationalen Lebens noch nicht getroffen worden.

Es wird daher in weiten Kreisen mit Freude begrüßt werden, daß ein auf diesem Gebiete kompetenter Pädagoge sich der Mühe unterzogen hat, seine auf Studien und langjährige Erfahrung begründeten Anschauungen über eine zweckmäßige Organisation der höheren Mädchenschule in einer kleinen Schrift zu veröffentlichen. Wir meinen die Vorschläge, welche der Schulspector Dammann-Halle in den zwei letzten Versammlungen des sächsischen Provinzialvereins für das höhere Mädchenschulwesen (auf Grund seiner Broschüre\*) in folgenden Theesen ausgesprochen hat:

A) Die bisherige Organisation der höheren Mädchenschulen entspricht im allgemeinen nicht den Bedürfnissen der weiblichen Jugend, welche in ihnen ihre Ausbildung erhalten soll. — Denn

1) Diese Organisation kann nur einem Bruchtheile der Schülerinnen eine abgerundete und befriedigende Bildung geben;

2) sie berücksichtigt also zu wenig die realen Verhältnisse des Lebens und entläßt daher durchschnittlich die Mehrzahl der Zöglinge mit einer mangelhaften Bildung;

3) sie hat noch immer, bald mehr bald weniger, das Gepräge der doctrinären Richtung, indem sie den höheren Lehranstalten für die männliche Jugend nachseht, was sich besonders in dem frühen Betreiben von zwei fremden Sprachen zeigt.

B) Die höhere Mädchenschule muß den wirklichen Bedürfnissen der ihr anvertrauten weiblichen Jugend unserer Nation dienen, also organisiert sein, daß sie auch der nicht unbedeutenden Zahl der Zöglinge, welche schon nach dem vollendeten 14. Lebensjahre die Schule verlassen, eine ausreichende Bildung für das Leben gewähren kann, und zugleich hat sie für diejenigen jungen Mädchen Sorge zu tragen, welche durch gesellschaftliche Stellung, Begabung, Neigung oder andere günstige Verhältnisse ihre Schulzeit bis zum vollendeten 16. Lebensjahre oder noch weiter ausdehnen können.

1) Die vollständig organisierte höhere Mädchenschule hat 10 Klassen, welche sich in zwei Abteilungen gliedern. Die untere Abteilung umfaßt die unteren 8 Klassen. Hauptlehrgegenstände in dieser achtklassigen unteren Abteilung sind Religion und deutsche Sprache, dann folgen Geschichte, Geographie und Rechnen, und daran reißen sich die übrigen Disciplinen, unter welchen Zeichnen, Gesang und Handarbeit besondere Sorgfalt verdienen. Nur eine fremde Sprache, nämlich die französische, wird im Laufe des 4. bis 8. Schuljahres erlernt, zuerst in wöchentlich drei, dann in fünf Stunden.

Auch das Schreiben der lateinischen Buchstaben beginnt erst im 3. Schuljahre. Deutsche Litteraturkunde (nicht Litteraturgeschichte) erlangen die Schülerinnen theils durch Aneignung und Besprechung des für jede Klasse genau bestimmten Lernstoffes, theils durch die während des 5. bis 8. Schuljahres in chronologischer Anordnung stattfindende Lectüre des Lesebuchs. Damit sind zugleich die erforderlichen Erörterungen über Poesie und Metrik zu verknüpfen.

2) Die obere Abteilung der höheren Mädchenschule besteht aus den Klassen II und I und bildet die Selecta oder die höhere Mädchenschule im engeren Sinne. In diesen beiden Klassen wird die zweite fremde Sprache, die englische, in wöchentlich 6 Stunden betrieben. — Geeignete klassische Werke der deutschen Litteratur werden vollständig gelesen. Künstegeichte unter Benutzung von Abbildungen oder anderen künsterlichen Darstellungen tritt als neuer Lehrgegenstand auf. Bei normalem Schulbesuch und entsprechenden Fortschritten stehen die Schülerinnen, welche in die obere Abteilung, also in die zweite Klasse eintreten, durchschnittlich im 15. Lebensjahre, also in einer Periode der Entwicklung, die nach verschiedenen Seiten hin der Schonung und der Rücksicht bedarf. Darum sind für jede der beiden oberen Klassen wöchentlich nur 28 Lektionen angelegt, und selbst von diesen können nötigenfalls noch einige erlassen werden,

\*) Dammann, Die Selecta der deutschen Bürger-Mädchenschule und das Lehrerinnen-Seminar. Verlag von Appelius in Berlin.

indem zu den 28 Lectionen 2 Stunden Religion, 4 Deutsch, 4 Französisch, 6 Englisch, 2 Geschichte, 2 Kunstgeschichte, 1 Geographie, 1 Physik, 1 Rechnen, 2 Zeichnen, 1 Gesang und 2 Handarbeitsstunden gehören. Die schriftlichen Arbeiten sind möglichst zu beschränken. Das Rechnen ist ausschließlich Kopfrechnen.

3) Im Gegensatz zur doctrinären Richtung verlangt die öffentliche Wohlfahrt, daß die höhere Mädchenschule in Erziehung und Unterricht den bürgerlichen Charakter wahr, weil die Stellung der Frauen nicht im Staate und öffentlichen Leben, sondern im Hause und in der bürgerlichen Gesellschaft wurzeln soll. Nur das wahrhaft Wissenswürdige, was für die innere Bildung der Mädchen nach seiten des Verstandes, des Gemüths und des Willens von Bedeutung ist, soll lehrend und lernend betrieben werden. Das gilt besonders auch in betreff der Lectüre unserer Klassiker. Die an sich ganz wertlose Ueberfüllung mit litterarischen Notizen, gewöhnlich Litteraturgeschichte genannt, ist auf ein bescheidenes Maß zu beschränken. Wissenschaftlichkeit im engeren Sinne des Wortes gehört nicht in die Mädchenschule; denn sie widerspricht der weiblichen Natur. Der Mann liebt den Begriff, das Weib die Erscheinung. Die Wissenschaft hat nicht Empfindung, sondern nur Verstand, sie geht nicht vom Glauben, sondern immer vom Zweifel aus.\*) Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, in der Mädchenschule solche Wissenschaftlichkeit zu pflegen oder zu veruchen; es ist naturwidrig und zerstört den köstlichsten und schönsten Zug des weiblichen Wesens, die Naivetät der Unmittelbarkeit. Psychologie, philosophische Propädeutik, Pädagogik gehören daher nicht in den Kreis der Unterrichtsgegenstände der höheren Mädchenschule. In gleicher Weise ist es nicht gestattet, in der vaterländischen oder fremden Litteratur Studien betreiben zu wollen, die eine tiefergehende und umfassende philologische Unterweisung voraussetzen. Das gilt nicht allein rückwärts der litterarischen Producte früherer Entwicklungsperioden (alt- und mittelhochdeutsch), sondern auch in betreff des grammatischen Unterrichts und Einführung in die Metrik. Es hat einen im Verhältnis zu der aufgewandten Mühe nur geringen Wert, wenn man in der Mädchenschule solche ausländische Klassiker lesen läßt, welche wegen ihrer veralteten Sprache und Ausdrucksformen selbst für den Nationalen nur mit Hilfe des Wörterbuchs oder Commentars verständlich sind. — Von den wirklichen Meisterwerken der ausländischen Litteratur besitzen wir klassische Uebersetzungen; dieselben mögen gelesen werden. Die höhere Mädchenschule soll auch in ihrer fremdsprachigen Unterweisung dem Leben dienen und also die Form des fremden Idioms sich aneignen, welche jetzt gebräuchlich ist. Endlich hat aber die höhere Mädchenschule auch alles das aus dem Rahmen ihres Unterrichtsplanes fortzulassen, was direct sich auf die specielle Vorbildung, auf die künftigen weiblichen Berufspflichten, also den utilitarischen Zweck bezieht, z. B. Kleinkindergärtnererei, Gesundheitspflege, Beschäftigung mit den kleinen Geschwistern; denn die Erfüllung des wichtigsten Berufs besteht nicht in einer besonders gewählten und erlernten Geschäftsverrichtung, sondern in der unmittelbaren Function der weiblichen Natur selbst. — Alle besonderen Thätigkeiten, die in der Sphäre der Weiblichkeit von dieser gefordert werden, können zwar durch Gewöhnung befördert, aber ebenso wenig angelehrt werden, wie Frömmigkeit und Aufopferungsfähigkeit.

So zeit- und fachgemäße Grundsätze, die, wie aus der Broschüre zu ersehen, häufig mit den Aussprüchen anderer Autoritäten auf diesem Gebiete begründet werden,

\*) Sollte das wirklich wahr sein? Wenn es im Wesen des Menschen begründet ist, über den gelauten Gedankengehalt der ihn umgebenden Schöpfung und seines eignen Wesens und Lebens zu klarem Bewußtsein zu kommen, und diesen Gedankengehalt auch nicht als einen zufällig zusammengewürfelten Haufen, sondern als ein in sich gehedriertes Ganze zu fassen, so kann es nicht im Wesen wissenschaftlichen Denkens liegen, immer vom Zweifel auszugehen, wie es denn wohl auch — und vielleicht gerade da, wo das Denken am gefärdetsten ist — vielfach nicht der Fall ist. Alles Denken ist Selbstverhinderung und Selbstberührung (*ἑαυτοῦ*) und wird als solches allerdings oft vom Zweifel veranlaßt, ohne von demselben auszugehen. Uebrigens ist allerdings der Begriff „Wissenschaftlichkeit im engeren Sinne“ ein ziemlich schwankender, wie denn auch die „Naivetät der Unmittelbarkeit“ im weiblichen Wesen oft genug nicht mehr vorhanden ist und auch wirklich nicht bewahrt werden kann; durch ein gewisses Maß von Reflexion muß auch der Geist des Weibes, auch der des heranwachsenden Mädchens hindurch.

in ihrer klaren Zusammenfassung aber eigentümlich und durchaus praktisch sind, dürften bei jedem Urteilsfähigen und Unbefangenen volle Zustimmung finden und in pädagogischen Kreisen die Ueberzeugung fester begründen, daß Einrichtung und Unterweisung in den höheren Töchterinstituten anders sich gestalten müssen als in den höheren Lehranstalten für die männliche Jugend, kurz daß die Erkenntnis des wahren Berufs der Frau eine „weibliche Gymnasialbildung“ nicht verlangt. Freilich wird es auch an Segnern nicht fehlen, weil es schwer ist, sich von alten überlieferten Einrichtungen zu trennen, die bequemen Geleise der Gewohnheit zu verlassen und neue Wege einzuschlagen, die aber nach unserer Ueberzeugung die allein richtigen sind. Denn jene Vorschläge rechnen mit den beiden Factoren, die in der Erziehung und Unterweisung unserer Töchter allein maßgebend sein sollten; ihre Grundlage ist die Natur des weiblichen Geschlechts, ihr Ziel die Bestimmung desselben.

## Janssen und die Reformation.

Wir haben in unserer Zeitschrift niemals unnötig die confessionellen Differenzen hereingezogen, vielmehr uns auf diesem Gebiet nach Möglichkeit der Trenn befleißigt. Aber selbstredend können im öffentlichen Leben, dessen Ausgestaltung wir nach allen seinen Richtungen hin zu beobachten haben, Momente eintreten, in denen es Unrecht und Verkenntung unserer Aufgabe wäre zu schweigen.

Eine litterarische Erscheinung nun, an der es schlechterdings unmöglich war, wortlos vorbeizugehen, war Janssen's Geschichte des deutschen Volkes, wie Pfarrer Kawerau dieselbe mit Recht genannt hat, „eine Einleitung zur Conversion in großartigem Stil.“ Janssen stellt unsere Auffassung der Reformationsgeschichte völlig auf den Kopf; die Reformation ist ihm keine berechtigte, sittliche und religiöse Reaction gegen den verkommenen Papiismus jener Zeit und die weltförmig gewordene Kirche, sondern wesentlich eine unsittliche Revolution, von unsinnigen und nichtsnutzigen Leuten aus politischen, socialen und noch schlimmeren Gründen angezettelt, eine Verirrung größter Art, unter deren traurigen Folgen wir heute noch leiden. Nur ein Mittel giebt es, aus allen Schäden und Wirren der Zeit herauszukommen! die Unterwerfung der ganzen Christenheit unter das unsehlbare Papsttum.

Im April- und Maiheft (1882) dieser Monatschrift erschienen nun aus der Feder des Herrn Prof. Dr. Ebrard in Erlangen zwei Aufsätze, welche sich in ruhiger und sachlicher Weise mit dem genannten Geschichtswerk beschäftigten und, da denn selbstredend in einer kurzen Kritik das große Geschichtswerk nicht auf alle Einzelheiten geprüft werden konnte, die Hauptanklagen Janssen's gegen die Reformation auf dem Gebiet der Dogmatik, der Verfassung und der Geschichte zu größeren Gruppen zusammenfaßten und dann jede einzelne der neu etablierten Auffassungen durchaus jurüdwiesen. Dabei wurde ausdrücklich die Gelehrsamkeit und der Charakter Janssen's anerkannt, letzterer durch einen Vergleich mit dem Schmied Alexander, wenn etwa dieser ein Leben des Apostels Paulus aus dessen Selbstanklagen zusammengestellt hätte. Alexander könnte — so schreibt Ebrard — „nicht aus Bosheit und Tüde, sondern aus vollster innerer Ueberzeugung so geschrieben haben — weil er nicht innerhalb, sondern außerhalb des Christentums stand und darum von dem Evangelium rebete, wie der Blinde von der Farbe.“ Damit wurde klar und deutlich ausgesprochen, daß Janssen jedenfalls „aus vollster innerer Ueberzeugung“ geschrieben habe, daß ihm aber, der außerhalb der Reformation stehe, in mancher Hinsicht eben nur ein unzureichendes Urteil über dieselbe möglich sei.

Auf diese unseren Lesern bekannte Kritik, in Verbindung mit einigen anderen Kritiken, hat nun Janssen in einer besondern Streitschrift „An meine Kritiker“ geglaubt

antworten zu müssen, einer Streitschrift, die vielleicht in eigener Interesse des Historikers Janßen besser nicht geschrieben wäre, denn sie ist durch und durch leidenschaftlich, im Affect geschrieben und von der „Objectivität“, die Janßen fortwährend in warmen Worten an sich selber rühmt, wenig zu spüren. Besonders unangenehm berührt es, daß Janßen einen Mann von dem eminenten Wissen und von der vielseitigen Gelehrsamkeit Ebrard's, daß er in Journalistenmanier diesen im Dienste der Wissenschaft ergrauten Gelehrten in fortwährend ironischer Weise fast wie einen imbecillen Gegner behandelt.

Professor Ebrard hat nun geantwortet und bei Deichert in Erlangen eine kleine Flugschrift erscheinen lassen: „Die Objectivität J. Janßen's, urkundlich beleuchtet von Dr. August Ebrard. (Fr. Nr. 0,80.)“

Wir würden fürchten Mißtrauen zu erwecken, als redeten wir pro domo, wenn wir in einseitiger Weise diese Schrift empfehlen wollten. Wir bitten daher ausdrücklich (auf die Gefahr hin, einem Gegner noch Reclame zu machen) alle Leser, welche sich für diese Controverse interessieren, zunächst die Janßen'sche und dann erst die Ebrard'sche Schrift zu lesen. Und das Urtheil ist uns nicht zweifelhaft, wo unbefangene, sachliche Prüfung die aufgeregten Fehderstücklein des Dialektikers und wo es die ruhige, siegreiche Wahrheit finden wird.

Der „Germania“ wird bereits aus Franken unter dem 27. October geschrieben: „In Erlangen ist tiefes Bedauern, daß Herr Consistorialrat Ebrard in so fast unglaublich ungegeschickter Weise gegen Janßen aufgetreten ist, daß dieser demselben eine Niederlage beibringen konnte, welche nicht bloß ihn zu Boden gemorjen, sondern auch die protestantische Sache tief geschädigt hat“ — und in einer neueren Nummer heißt es: „In der Unmöglichkeit, sie zu widerlegen, liegt der eigentliche Grund der Erbitterung gegen Janßen“ — wozu dann die Prophezeiung geheimnißvoll hinzugefügt wird, die Geschichte des deutschen Volkes, die schon jetzt ein „Lieblingsbuch“ des katholischen Volkes sei, werde im nächsten Decennium noch „wachsende Bedeutung“ erlangen, d. h. der germanische Prophet sieht bereits die Scharen der durch Janßen belehrten Ketzer zur Mutterkirche zurückkehren. Besonders wird ferner darauf gepocht, daß immer noch kein completer „Anti-Janßen“ erschienen sei.

Nun — auch der complete „Anti-Janßen“ wird schon kommen. Uebrigens hat er so gewaltige Eile nicht. Denn was bisher in den Kritiken von Lenz, Kawerau, Ebrard und anderen vorliegt, reicht bereits vollkommen aus zu einem statlichen „Anti-Janßen“, reicht aus zum durchaus vollgültigen Beweise, daß Janßen aller historische Sinn, daß ihm Objectivität, daß ihm unbedingte subjective Glaubwürdigkeit fehlt.

Alle Dialektik der Welt kann das nicht mehr tot schlagen.

Wenn Schreiber dieser Zeilen aus den von ihm gelesenen Recensionen der Janßen'schen Werke die bereits nachgewiesenen Entstellungen und Verdrehungen, die Einzelsfälle, in denen mit doppeltem Maß gemessen wird, die gefälschten Citate (so z. B. Ebrard p. 22), die falschen Uebersetzungen (Reichsbote), das willkürliche Fortschreiben und Wiederhervorholen der Personen in der Darstellung, je nachdem sie in usum ecclesiae gebraucht werden (Baumgarten), das tendenziöse Verschweigen, das leichtere oder stärkere Verschönigen der päpstlichen Mithaten, mag es sich nun um Krieg, Brand, Gift, Unzucht, Blutschande, oder auch um die heißen Danngelüste der Stellvertreter Christi für wohlgeglückte Mordthaten und Mezeleien handeln (Lenz) — wenn das alles zusammen gerechnet würde, so würde schon ein zehntel Theil davon genügen, um unbefangene Leute zu größter Vorsicht zu mahnen.

Nur ein Beispiel für viele wollen wir anführen, welches besonders bezeichnend ist für die Art und Weise, wie Janßen bei seiner Kleinmalerei den Pinsel führt. Wir finden es in der „Politischen Wochenschrift“ 1882, (Nr. 33) angeführt in einem Aufsatz von Professor Lenz in Würzburg.

Derjelbe schreibt: „Es handelt sich um die Protestantisierung Württembergs durch Herzog Ulrich nach dem Siege von Lauffen 1534. Die Glaubensstranerei und die Sacrilegien des Eroberers sollen gebrandmarkt werden. Dazu führt Janßen drei Verse



eines „Christlichen Klagesliedes“ an, das die „unter dem Scheine des Evangelium kirchenräuberischen Judas-Ischariotgesellen, zu denen mau Ulrich gezählt, gekennzeichnet habe:

„Ach du armer Judas, was hastu gethan,  
 Daß du so viel Gefellen hast auf Erden lan,  
 Die rauben und stehlen, treiben Uebermuth,  
 Schlemmen, demmen, prassen von dem Kirchengut.  
 Kyrie, siehe drein!

Darumb sie alle tragen beinen Beutel frei  
 Und lassen die Christen klagen über ihre Dieberei,  
 Die sie mit Frevel treiben, so gar ohne alle Scheu,  
 Alle Kirchengüter rauben und stehlen neu.  
 Christe, schlage drein!

Es wird der liebe Christus nackend und blos  
 Und die armen Christen leiden Hungers groß,  
 So unser Schul und Kirchen werden wüst und leer,  
 Und ihre armen Diener schier nichts haben mehr.  
 Christe, schlage drein.“

Das Lied (sagt Lenz) stammt aus der Interimszeit und so, wie es angeführt ist, aus dem Jahre 1559. J. Winstedt, ein grundlutherischer Prädicant zu Auedlinburg, das damals auch schon 2 Jahrzehnte evangelisch war, setzt es an den Schluß einer Flugschrift, worin er für eine bessere Bezahlung und selbständige Stellung der Pfarrer, wie für die Gründung von Schul- und Universitätsstipendien, Jungfernstiften und Spitälern aus dem alten Kirchengut, über dessen vielfache Einziehung zu weltlichen und privaten Zwecken er Klage führt, eintritt. Zweck und Ursprung des Gedichtes sind nun bei Janssen auch dadurch verdunkelt, daß er nur drei Strophen anführt, die 1., 2. und 4., ohne ihre Zahlen anzugeben, Strophe 3, 5, 6 und 7 aber fortgelassen hat. Wir wollen diese daher zur Aufklärung hersehen:

3. „Darau ist kein Genüge ihrer Gierigkeit,  
 Daß sie also zerstören Gottes Christenheit,  
 Damit sie denn verdempfen Kunst und Ehrbarkeit,  
 Daß wir Papst und Türken werden fast gleich.  
 Kyrie, siehe drein!
5. Erhalt uns bei dem Worte bis in Ewigkeit,  
 Ob es schon dem Teufel und dem Papst ist leid.  
 Und hilf unsern Fürsten mit Deiner gewaltigen Hand,  
 Daß sie mögen bleiben bei Lenten und Land.  
 Kyrie, siehe drein!
6. Du wolst uns auch erhalten im rechten Glaubensampt,  
 Daß wir nicht fallen auf des Teufels Tand,  
 So wir uns ließen zwingen zu dem Interim,  
 Sonst müssen wir ewig sterben und des Teufels syn.  
 Christe, schlage drein!
7. Wer da will ein Christ in rechter Wahrheit sein,  
 Der sprech von ganzem Herzen: Amen, Amen sein;  
 Hilf Christe, lieber Herr, uns aus aller Noth,  
 Für des Papsts Gesellen und des Judas Rott!  
 Christe, siehe drein!“

Prof. Lenz fügt diesem Beispiel das Wort Luthers hinzu: „Aber zur Historie“, spricht Dr. Martin Luth, „gehört ein trefflicher Mann, der ein Lemenherz habe, unerschrocken die Wahrheit zu schreiben. Denn das mehrer Theil schreiben also, daß sie

ihrer Zeit Laster oder Unfäll den Herrn oder Freunden zu Willen gern schweigen oder aufs Beste deuten, wiederum geringe oder nichtige Tugend allzu hoch aufhaken, wiederum aus Günst ihres Vaterlands und Ungunst der Fremdden die Historien schmücken oder subdelt, darnach sie jemand lieben oder feinden. Damit werden die Historien über die Mäße verdächtigt und Gottes Werk schändlich verdunkelt, wie man d. n. Griechen Schuld giebt, auch des Papst Heuchler bisher gethan und noch thut.“

Wir unsererseits möchten noch eine Frage hinzufügen. Die katholische Presse hat längst die Geschichtswerke von Häusser und Ranke in die Makulatur verwiesen — seit Janssen habe dergleichen keinen Wert mehr.

Wir fragen nun nicht Katholiken oder Protestanten, sondern einfach unbefangene Leute aller Confessionen, die etwas von Ranke wissen, ob irgend jemand diesen Historiker einer solchen Verdrehung und Umkehrung der Quellen in ihr Gegenteil, wie wir sie eben angeführt, für fähig halte? Wenn wir aber darauf bestimmt eine ablehnende Antwort erwarten, so wird vielleicht auch die Ansicht berechtigt sein, daß wenn das journalistisch-dialektische Feuerwerk, das Janssen heute knatternd und prasselnd zum Ergötzen seiner Parteigenossen vor ihnen abbrennt, längst ausgebrannt sein wird bis auf den letzten Funken, dann doch noch fest und unerschütterlt die Ranke'schen Geschichtswerke dastehen werden als Denkmale evangelisch-wahrheitsliebender Geschichtsforschung — unwiderlegt und unwiderlegbar in ihrer marmornen Objectivität.

Als 1870 auf dem Concil in Rom die deutschen Bischöfe (die besten und tüchtigsten aller anwesenden Kleriker) geschlagen und elendiglich zu Paaren getrieben wurden — sandte doch Italien allein 266, der Kirchenstaat mit 700,000 Einwohnern 62 Vertreter — da erklärte der römisch-katholische Stifftspropst Döllinger: „Ich erbiere mich den Beweis zu führen, daß die Bischöfe der romanischen Länder, welche in Rom die immense Mehrheit gebildet haben, nebst ihrem Klerus schon durch die Lehrbücher in den Seminarien irre geführt worden sind, da die in diesen Büchern angeführten Beweisstellen größenteils falsch, erdichtet oder entstellt sind“ — und weiter sagte er: „daß die Theorie der päpstlichen Unfehlbarkeit durch eine lange Kette berechneter Erdichtung und Fälschung in die Kirche eingeführt und dann durch Gewalt — behauptet worden sei.“ — Niemand hat ihn widerlegt. Der kirchliche Staatsstreich wurde durchgesetzt.

Das ist die Art und Weise, wie vor Jahrhunderten das Papsttum Dogmatik machte und wie es heute noch das neueste Dogma gemacht hat. Und genau auf derselben Stufe steht auch heute noch drüben die Schreibung der Geschichte, die nicht nach Billigkeit und Wahrheit strebt, sondern das römisch kirchliche Bedürfnis über alles stellt.

Wir sehen der Fortsetzung und den Folgen dieses Verfahrens mit Schmerz entgegen. „Der Luther sei ein Bube oder heilig, da liegt mir nichts daran: seine Lehre aber ist nicht sein, sondern Christus selbst“ — sagen wir (das Wort so verstanden, wie es gemeint ist) mit dem großen Reformator selbst.

„Uns Evangelischen“ — fügt aber Erhard mit Recht hinzu, „ist gerade diese durch alle Jahrhunderte systematisch mit steigender Keckheit fortgesetzte Verdrehung und Verfälschung nicht bloß der dogmatischen, sondern auch der historischen Wahrheit grauenhaft, und wir sehen in diesem Mißbrauch christlicher Wahrheiten mit allerlei Lüge mehr als das Werk bloß menschlicher Individuen.“

Dietch von Dertzen.

## Wider die Trunksucht.

Nach dem Dänischen.

Von E. Sch.

Der Kampf, den man in Schweden gegen die Zunahme der Trunksucht geführt hat, reicht weit zurück. Schon lange, ehe (1865) in Göteborg (spr. Dschöteborf) der gesante Branntweinauskauf an eine Actiengesellschaft übertragen wurde, hatte man auf dem Wege der Gesetzgebung energische Maßnahmen gegen dieses Volksübel ergriffen. Man hatte die Production und den Verkauf von Spirituosen mit besonderen und wiederholt erhöhten Steuern belegt und die polizeilichen Bestimmungen über den Modus des Auskaufs verschärft. Besonders in Stockholm war letzteres geschehen. Hier hatte die Zahl der Schankstätten in den Jahren 1792 und 1793 ihr Maximum (c. 1200) erreicht. Dieselbe ist dann aber infolge der angeordneten Bestimmungen 1847 auf c. 700, 1850 auf 500 herabgegangen. Später hat diese Zahl allmählich so sehr abgenommen, daß 1875 Stockholm, bei einer Bevölkerung von 143,307 Seelen immerhin nur noch 280 Schankstätten und 30 Geschäfte aufzuweisen hatte, welche mit Feuerwasser Detailhandel trieben. Dennoch war man mit diesem Stande der Dinge keineswegs zufrieden; vielmehr sah sich 1875 die Communalverwaltung der Hauptstadt veranlaßt, eine Commission mit der gründlichen Behandlung der Branntweinfrage zu betrauen. Im December 1875 gab diese Commission ein Gutachten ab, das den Namen einer vorzüglichen Arbeit und eines Actenstückes von hohem volkswirtschaftlichem Interesse verdient. Es wurde darin namentlich die Frage einer eingehenden Prüfung unterworfen, inwiefern es möglich sein werde, das sog. Göteborger System auch in Stockholm einzuführen, was ohne Beteiligung der gesetzgebenden Macht würde geschehen können, weil schon eine königl. Verordnung vorliege, durch welche die Berechtigung zu solchem Vorgehen den Provinzialstädten zuerkannt worden sei. Als wesentliche Bedingung war dort diejenige aufgestellt worden: die Actiengesellschaft muß den ganzen Netto-gewinn von ihrem Branntweinhandel an die Commune der betreffenden Stadt abliefern. Unter dieser Voraussetzung hat also der Wirt keine Veranlassung, beim Auskauf auf seinen eigenen Gewinn Rücksicht zu nehmen, indem er z. B. berauschte Leute, oder gar Minderjährige, zum Genuß seiner gefährlichen Ware ermuntert; er ist der Versuchungen überhoben, die in so zahlreichen Fällen sonst den Wirt zu Fall bringen und dem anfangs vielleicht ganz respectablen Mann allmählich den Charakter verderben. Schon dieser eine Umstand bringt notwendig eine Abnahme des Branntweinverbrauchs mit sich. Ferner bestimmte jene königliche Verordnung, daß mit dem Auskauf von Spirituosen, soweit thöulich, eine Speiseanstalt verbunden sein solle, deren Ertrag dem Geschäftsvorsteher als Einnahmequelle diene. Da weiter die Erfahrung gezeigt hat, daß die Wirtlocalitäten, je geräumiger, heller und behaglicher sie beschaffen sind, den eigentlichen Trinkern und Standalbmachern um so weniger einladend erscheinen, wird der Actiengesellschaft auferlegt, daß sie ihre Localitäten so gut und freundlich wie möglich einrichte und dieselben in möglichst zweckentsprechender Weise über die Stadt verteile, sowie daß sie die Verwaltung derselben nur vollständig zuverlässigen Männern anvertraue, von denen sie überzeugt ist, daß sie der Trunksucht energisch entgegenarbeiten wollen und im Stande sind, auf die nötige Ordnung zu halten. In dieser Beziehung war also der Commission schon vortrefflich vorgearbeitet.

Die größte Schwierigkeit, die sie zu überwinden hatte, lag auf der ökonomischen Seite. Es waren allerdings in Göteborg schon befriedigende finanzielle Erfolge erzielt worden; jedoch war damit nicht gesagt, daß Gleiches in Stockholm der Fall sein werde. Hier waren große Hindernisse zu überwinden, die dort nicht oder nicht in solchem Maße

vorgelegen hatten. In erster Reihe mußten die an das Bürgerrecht der Wirthe geknüpften Berechtigkeiten abgelöst werden. Die erforderlichen Ablösungssummen erreichten bei einigen Wirten eine solche Höhe, daß eine Actiengesellschaft so lange darauf würde verzichten müssen, bis die betreffenden Berechtigkeiten im Lauf der Jahre hinfällig würden. Eine Anzahl größerer Etablissements, die zu keiner Klage Anlaß geben, mußte man als Concurrenten der Gesellschaft, wenigstens vorläufig, bestehen lassen. Der einzulösenden Concessionen waren 133. Man schritt sofort zu einer vorläufigen Unterhandlung mit den Inhabern der Concessionen und legte dabei als Princip die Gewährung einer jährlichen Entschädigung an dieselben, resp. an die hinterlassenen Witwen zu Grunde. Die gestellten Forderungen schwankten zwischen 500 und 2000 Kr. (562 und 2250 Mk.), und die jährlich aufzubringende Entschädigungssumme belief sich in ganzen auf 124,000 Kr. (139,500 Mk.), was durchschnittlich für jeden Concessionsinhaber gegen 1000 Kr. ausmachte. Durch diese bedeutenden Summen ließ sich die Commission indes nicht abschrecken. Sie empfahl zur Erleichterung des Uebergangs die Belegung aller neuen Concessionen mit einem Servitut und schlug die Einführung der neuen Ordnung nach Verlauf von reichlich zwei Jahren (1. October 1877) vor, bis zu welcher Zeit die 133 Einföjungen zu regeln seien.

Der Vorschlag der Commission wurde angenommen, und im November 1876 genehmigte König Oscar die Statuten der „Stockholmer Ausschank-Actiengesellschaft“, deren ebenfalls allerhöchst bestätigtes Programm folgendermaßen beginnt: „Das Ziel der Gesellschaft ist die Einschränkung des Trunkes in der Hauptstadt. Dasselbe soll dadurch erreicht werden, daß der Kleinhandel und der Ausschank geistiger Getränke in einer zweckentsprechenden Weise geordnet wird, und zwar so, daß zugleich daraus der Vorteil erwächst, daß der Commune eine Einnahme zufällt, die mindestens der von den wirklich consumirten Getränken erhobenen Schanksteuer entspricht.“

Um dem Trunk Schranken zu setzen, führt die Gesellschaft 1. eine in mehrfacher Beziehung strengere Ordnung des Verkehrsmodus ein, so daß z. B. geistige Getränke unter keinerlei Vorwand auf Credit oder gegen Pfand, auch weder an Minderjährige noch an Betrunkene verabreicht werden dürfen; 2. verbessert sie die Beschaffenheit der Trinklocale und verteilt dieselben zweckentsprechend über die Stadt; 3. richtet sie die Verwaltung so ein, daß ihre Ausschank-Vorsteher an der Höhe des Absatzes geistiger Getränke nicht interessiert sind; 4. wird sie, sobald ihre öconomische Lage solches gestattet, Dampfküchen oder andere große Speiseanstalten errichten, in denen die Mitglieder des arbeitenden und unbemittelten Standes billig speisen können, in denen jedoch außer der „apptisup“ keine Spirituosen gereicht werden.“ Es folgen dann sehr genaue Bestimmungen, um die einzelnen Vorsteher uninteressiert zu halten. Sie sollen ihren Geschäftsgewinn nur aus dem Verkauf der Schwaaren haben, während im übrigen ihre Existenz durch einen ausreichenden, festen Jahreslohn gesichert ist. Ferner werden die Rechnungsrevisionen und die Regeln für eine strenge Controlle des Betriebes auf das sorgsamste festgesetzt. Die genaue Beobachtung derselben gewährt eine möglichst absolute Sicherheit dafür, daß der reine Nettoertrag, nachdem für die Actionäre 6% vom Actien-capital in Abzug gekommen, der Commune ausgezahlt wird. Dabei hat selbstverständlich die Actiengesellschaft an die Commune dieselben direkten Abgaben zu entrichten, die sonst auf den privaten Wirtschaften lasteten.

Die Mitglieder dieser Actiengesellschaft sind durchweg hochangesehene Männer; trotzdem gilt die ihr erteilte Generalconcession nur auf je 3 Jahre.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle die Bemühungen verfolgen, denen die Gesellschaft seit dem Tage ihrer Geschäftseröffnung obgelegen hat, um den Betrieb möglichst zweckmäßig und erfolgreich zu regeln. Wir begnügen uns damit, zu constatieren, daß es ihr wirklich gelungen ist, alle in betracht kommenden Concessionen abzulösen und daß sie jetzt das Ausschankwesen von ganz Stockholm vollständig in der Hand hat. Im Geschäftsjahre 1880/81 befaß die Gesellschaft, wie aus ihrem Bericht hervorgeht, 250 Wirtschaften, von denen freilich 125 sich in Händen von Privatleuten, aber unter Controlle der Gesellschaft befinden. Diejenigen Lokale, in denen

die ärmeren Klassen verkehren, sind an den Wochentagen von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends geöffnet, an Sonn- und Festtagen nur in den Stunden von 6—8½ Uhr vormittags, 1—4 Uhr nachmittags und 7—10 Uhr abends.

Das finanzielle Resultat dieses Unternehmens ist zu wichtig, als daß wir es unerwähnt lassen dürften. Schon im ersten Geschäftsjahre belief sich der Nettoertrag, abgesehen von den oben erwähnten directen Abgaben, auf 893,073 Kr. Die Summe stieg im Geschäftsjahre 1879/80 auf 1,011,773 Kr. und erreichte 1880/81 die Höhe von 1,383,132 Kr. In diesem letzten Jahre betrug die Gehalte an die Ausschanksvorsteher 334,460 Kr., und an die Vorsteher der Branntweinmagazine 28,929 Kr. Am interessantesten und erfreulichsten ist aber die Thatsache, daß während der 4 Jahre, wo die Gesellschaft besteht, der Branntweinverbrauch in Stockholm von 10,15 Kannen pro Kopf ganz successiv auf 8,92 Kannen pro Kopf herabgegangen ist. Stockholm hat also den Beweis geliefert, daß, wenn man die Sache praktisch und energisch anfängt, dieser verderblichsten aller Volkskrankheiten gegenüber sich wirklich etwas erreichen läßt.

Die Form, in welcher hier der Kampf geführt wird, läßt sich wohl nicht überall copieren; aber eine kräftige Anregung liegt doch ohne Zweifel darin, und wir meinen daher, daß unsere obigen Mittheilungen es wert sind, die Ueberschrift aus dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu tragen. Die Teilnahme am Kampf gegen die Trunksucht ist heutzutage eine Samariterarbeit ersten Ranges. Darum schließen wir: „Gehet hin und thnet desgleichen!“

## Zeichen der Zeit.

Verichtigung. Auf Grund uns zugegangener freundlicher Mittheilung bestätigen wir gerne, daß sich an den Beifallsrufen für das Gedicht des Prof. S. in Mannheim, welches auf dem Commerc der diesjährigen deutschen Schulmännerversammlung vorgetragen worden ist, ein erheblicher Teil der Anwesenden nicht beteiligt hat. „Vielmehr sahen sich“ — so schreibt man uns — „da eine Zurückweisung des Professor S. durch das Präsidium, die man hätte erwarten dürfen, nicht erfolgte, verschiedene Mitglieder des Philologentages veranlaßt, noch während des Festabends von der Rednerbühne aus ihrem Unwillen Ausdruck zu geben, und als einer der Sprecher sein tiefes Bedauern darüber aussprach, daß ein so greller Mißklang das Fest gestört habe, indem Worte hätten laut werden dürfen, die das entweichten, was andern heilig sei, da zeigte der lebhafteste Beifall, der diesen Worten folgte, daß ein großer Teil, ja die Mehrzahl der Anwesenden die Frivolität des Prof. S. auf das entschiedenste verurtheilte. Am folgenden Tage sah sich übrigens auch Prof. Wachsmuth aus Heidelberg veranlaßt, in der Schlußsitzung im Namen des Präsidiums des Philologentages sein lebhaftes Bedauern über den besagten Vorfall auszusprechen.“

## Geschichtlicher Monatsbericht.

Der verfloßene Monat ist still verlaufen — die politische Situation zeigt kaum irgendwo ein anderes Bild, als wir es in unserem letzten Bericht gezeichnet. Erst mit Ende dieses Monats wird in unseren geistesgebenden Versammlungen unseres Continents ein regeres Leben beginnen und dem Chronisten reicheren Stoff zuführen.

In Berlin ist der preussische Landtag durch eine vom König selbst verlesene

Throurede eröffnet worden, aber über die unerläßlichen Formalien noch nicht hinausgekommen. Zum ersten Präsidenten ist Herr von Köller, zum Vicepräsidenten Herr von Heeremann, zum zweiten Vicepräsidenten Herr von Benda erwählt worden, wie denn die numerische Stärke der Parteien diese Wahlen voraussehen ließ. Die Nationalliberalen, welche am Anfang der letzten Session in kindlichem Trotz, wenn ihnen denn die erste Vicepräsidentenstelle nicht zufalle, lieber gar nichts als die zweite wollten, haben diesmal der besonnenen Ueberlegung den Vorrang eingeräumt vor unangebrachter Vertiummung.

Ueber die Throurede läßt sich nicht viel sagen; sie ist naturgemäß in allgemeineren Wendungen abgefaßt, welche verschiedene Deutung zulassen. So ist gerade der Passus, der von der kirchenpolitischen Lage handelt, selbst unter Gleichgesinnten ganz verschieden gedeutet worden; von einigen im Sinn einer beabsichtigten Revision der Mairgesetze, von anderen im Sinn der Einhaltung des in letzter Session beschrittenen Weges der discretionären Vollmachten. Aus scheint leider die letztere Deutung die richtigere, zumal sie durch eine Ernennung bestätigt wird, welche den kirchlichen Gerichtshof wieder auf die volle Zahl seiner Mitglieder bringt. — Die ausgesprochene Absicht „Mängel und Härten“ bei der Zwangssozialversicherung in unbewegliches Vermögen zu mildern, wird von den Blättern auf ein dem amerikanischen ähnliches Heimstätten-gesetz gedeutet, was sehr erfreulich wäre, wenn es sich in diesem Umfange bestätigte. — Ein Schlußhinweis auf die in der politischen Lage begründete Aussicht, den europäischen Frieden erhalten zu sehen, hat bereits eine erfreuliche Illustration dadurch bekommen, daß der Nachfolger des Fürsten Gortschakoff, Herr von Giers, den deutschen Reichskanzler in Varzin besucht hat.

In der inneren Politik Preussens ist aber trotz der Eröffnung des Landtags Klarheit noch nicht eingezogen. Im Gegenteil gewinnt es den Anschein, als wäre der Reichskanzler von dem Ausfall der Wahlen wenig erbaut; wenigstens sind die Versuche der Regierung, statt auf die Conservativen sich zu stützen, Mittelparteien zu gründen, unter alten und neuen Formen unermüdlich fortgesetzt worden. Auf altgewohnte Weise in den officiösen Blättern, die der liberalen Partei, trotz ihrer eben erlittenen sehr empfindlichen Niederlage, dermaßen schmeichelten, daß bereits die „Nat. Ztg.“ in ihrem künstlich erzeugten Uebermut alles Erustes die Beseitigung der Minister von Buttamer und von Gorkler zu fordern wagte. Auf neue Weise in Berliner Volksversammlungen. Wir erwähnten schon in unserem letzten Bericht einer zur Wahlzeit in Berlin erschienenen Broschüre, welche nicht mehr und nicht weniger bezweckte, als zu den vielen schon vorhandenen Parteien noch eine neue hinzuzugründen, eine „Nationalpartei“, wie sie heißen sollte, berufen die Massen zu gewinnen, alle genährigten Elemente der Rechten und der Linken in ihre weiße Krone zu schließen und eine zuverlässige „Mehrheit für alles“ zu bilden. Der ganze Charakter jener Schrift legte die Verurteilung nahe, und glaubhafte Gerüchte über den Autor bestätigten sie, daß das Project aus maßgebenden Kreisen stamme. Neuere Vorgänge haben diese Verurteilung so zureichend zur Gewißheit erhoben. In Berlin hat man eine Volksversammlung zusammengerufen, um die gedachte Partei thatsächlich zu gründen, und nach kurzer Debatte haben sich auch wirklich einige im voraus dazu entschlossene Mitglieder als Partei constituirt. Eine leere Parteikasse ist bereits vorhanden, in welche 100,000 Mitglieder je 3 Mark einzahlen sollen.

Wir brauchen unsrerseits kaum zu betonen, daß wir die neue Partei für einen Gegenstand ernsthafter Discussion nicht halten. Ein Körnlein Wahrheit liegt ja gewiß darin, daß die conservative Parteibezeichnung zu Zeiten recht unpopulär geworden war. Aber woher kam das? In früheren Jahren aus einem einseitig rückwärts gerichteten Conservatismus, in späterer Zeit ganz ausschließlich, weil die Partei dem Wunsch, mit der Regierung in Frieden zu bleiben, ihre besten Grundsätze opferte. Gerade jetzt aber hat sie dies historische Mißtrauen so gut wie überwunden, ist sogar bis zu einem gewissen Grade populär geworden, weil sie sich zur Trägerin weit ansiehender Zukunftsideen gemacht hat, gerade jetzt haben sich selbst in dem demokratisirten Berlin Tausende daran gewöhnt, conservativ zu heißen. Was will also jetzt die neue Gründung?

Daß unmittelbar nach der Wahl eine größere Zahl namhafter Leute, die auf den konservativen Namen gewählt sind, ihre Partei verkleugnen dürften, selbst wenn sie es wollten, kann doch schwerlich geglaubt werden; einstweilen ist aber auch niemand da, der es wollte, und ein anscheinend gemachter Versuch, die Linke der Rechten zu den Freiconservativen herüberzubriden, so gut wie erfolglos geblieben. Auf dem Lande ist für lange hinaus an Wechsel des Parteianamens nicht zu denken, und in Berlin erst recht nicht, seit Hofprediger Stöcker die Sache desavouiert hat. Zweck der Uebung, die konservative Partei zu spalten, zu zertrümmern und auf den Trümmern zu herrschen, wird also zunächst nicht erreicht werden. So leicht ist es denn doch noch nicht in Deutschland ohne Ideen und ohne Programm, an das man nicht gedacht zu haben scheint, eine Partei der Ergebenheit zu gründen. Dazu gehört mehr. Aber der Vorgang ist als ein trauriges „Zeichen der Zeit“ dennoch beachtenswert. Nicht zufrieden damit, für jeden verständigen Reformvorschlag eine feste Majorität von zwei Parteien zu besitzen, die beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, nicht entfernt daran denken, die Regierung beherrschen zu wollen, tastet man an den betreffenden Stellen umher nach zweifelhaften Herrschaftsmitteln und unzuverlässigen Freunden. Die bedingungslose Devotion ist willkommener als die Sorge um Erhaltung der sittlichen Fundamente des Volkslebens, der augenblickliche kleine Vorteil steht höher als der dauernde Nutzen.

Gerade auch die Lage der Dinge in Berlin spricht so laut wie möglich gegen alle Aenderung. Denn hier gibt es jetzt, wie gesagt, sehr weite Kreise, die gar nichts dagegen haben, konservativ genannt zu werden, selbst wenn sie vom Wesen des Konservatismus gar keine oder doch sehr schwache Vorstellungen, und nur im allgemeinen das dunkle Gefühl haben, daß der Liberalismus sich allen gesunden Zukunftsgedanken hartnäckig widersetzt. Was hier viel dringender not thut als formale Spitzfindigkeiten, hat Hofprediger Stöcker vollkommen richtig erkannt, wenn er die Parole ausgab, die große Bewegung, welche seit Jahren unter dem Druck fortgesetzter Wahlfelbstüge vorzugsweise in die Breite gegangen war, nunmehr in langsame, erster Arbeit zu vertiefen. In der That ist diese Vertiefung so nötig wie möglich, um Rückschlügen der Zukunft vorzubeugen, die vernichtend werden könnten, um Scheidungen und Entscheidungen, vielleicht auch Ausscheidungen herbeizuführen. Die christlich-soziale Partei ist wohl ein stattdlicher und fester Kern überzeugter Leute, um die Fahne eines trefflichen Programms geschart. Aber um dieselbe her sind Freischärler und Freibeuter aller Art in den losen Parteigruppen, die ohne erkennbare Grenzen, ohne positives Programm, sich mit den negativen Bezeichnungen „antifortschrittlich“, oder noch lieber „antijemittisch“ durch das politische Leben winden zu können glaubten.

Und darin gerade liegt die Gefahr, daß diese Elemente vielfach bereitwillig sich konservativ nennen lassen, nicht weil sie es wären oder werden wollten, sondern weil sie glauben, es breche jetzt das Zeitalter eines neuen weitherzigen und zeitgemäßen Konservatismus herein, der ein großes Füllhorn materiellen Segens mit sich führe, und bei dem es obendrein gestattet sei, die alte, im wesentlichen liberale Grund- und Weltanschauung beizubehalten. Gewiß war es pädagogisch vollkommen richtig, nicht gleich in der sich Bahn brechenden Bewegung den Einzelnen zu scharfer Stellungnahme zu drängen, so falsch es etwa von einem Seelsorger wäre, wenn er eine kaum ergriffene Seele durch das Uebermaß ascetischer Forderungen erschöpfen und den ohnehin schmalen Weg durch künstliche Menschenfagung noch willkürlich verengen wollte. Hier wie dort kann indessen der Moment der Krisis wohl aufgeschoben werden, aber nicht ausbleiben. Einmal muß es doch dem Schwankenden ausgesprochen werden, daß der schmale Weg wirklich der schmale und nicht der breite ist — und einmal muß auch politische Entscheidung verlangt werden. Dieselbe nicht plötzlich herbeizuführen, wohl aber durch Organisation auf solider principieller Grundlage langsam anzubahnen, halten wir daher für eine treffliche Parole und die nächste Zukunft zur Ausführung derselben für sehr gut gewählt.

Die Berliner Bewegung kann jetzt eine Krisis sehr wohl ertragen, und wir

zweifeln keinen Augenblick, daß der Erfolg ein in unserem Sinne günstiger sein wird. Es ist unendlich viel guter Wille da. Das haben auch die kirchlichen Wahlen bewiesen, bei denen stellenweise recht wirksame Leute plötzlich zu Häuptern der „positiven“ Partei vorrückten. Auch hier den guten Willen in rechte Bahnen zu leiten, ist wichtig und richtig, und sehr viel besser, als seinen Trägern durch neue inhaltlose, nichts sagende Parteibezeichnungen neue Pöster zurecht zu legen.

Unsere Gedanken über die Parteiverhältnisse wollen wir aber nicht schließen, ohne das offene Geständnis, daß wir einen gelegentlichen Rückgang der conservativen Popularität für keineswegs von allen Zukunftsmöglichkeiten ausgeschlossen halten; die formale Parteibezeichnung würde mit denselben so wenig zu thun haben, als mit dem gegenwärtigen Wachstum. Was uns genügt hat, ist die Zustimmung zur Socialreform im Princip; was uns schaden kann, ist Verstimmung um getäuschte Hoffnungen, um uneingelöste Versprechungen, wenn und sobald dieselbe eintritt. Es ist aber viel versprochen und bisher recht wenig gehalten worden. Und das eben ist's, was uns Bedenken macht: ob das neuerlich von der Regierung eingeschlagene Tempo dem hohen Flug der von ihr selbst genährten Erwartungen entspricht, und ob nicht die lebendige Actionslust der Conservativen mit ihrer Zahl auch wachsen müßte, um Rückschläge zu vermeiden.

Auf die preussischen Steuerprojecte im einzelnen einzugehen, wird erst an der Zeit sein, wenn die Verhältnisse sich mehr geklärt haben. Einmitleilen liegt im Budget ein Deficit vor, welches durch gänzlichen Erlaß der unteren Classensteuerstufen noch vergrößert, dann aber (unter Zuhilfenahme von Anleihen) durch neue indirecte Steuern auf Massenartikel vorübergehend und so lange gedeckt werden soll, als noch die Zuschüsse vom Reich auf sich warten lassen. — Von Reform der Börsen- und Actiengesetzgebung, die allerdings Reichs Sache wäre, doch aber, wenn sie nur ernstlich beabsichtigt würde, auch in der Landesgesetzgebung über manchen Entschluß hinweghelfen könnte, ist bisher nicht die Rede.

Ueber diesen letzten Punct ist natürlich wahrer Triumph bei den Liberalen. Die Sache des Zudentums, der Börse, des Capitalismus ist eben identisch mit der Sache unseres Liberalismus. Die „Nat. Ztg.“ nennt die Frage der nichtsnutzigen, wirtschaftlich völlig unproductiven Differenzgeschäfte eine „der Grundfragen, welche unser öffentliches Leben bewegen“ und erteilt dem deutschen Juristentage in wärmsten Worten eine lobende Censur, daß er es ablehnte, dieselben einzuschränken oder verbieten zu wollen. Ob nun solche Einschränkung sich empfiehlt, wollen wir nicht erörtern. Jedenfalls aber brauchte die Gesetzgebung nicht die geringste Rücksicht auf die Gispitze zu nehmen, die vom Boden des legitimen Verkehrs wucherlich aufschiesse. Und die „N. Z.“ weiß, was sie thut, wenn sie jubelt, wie „der Ansturm des socialistischen Agrariertums gegen den „Capitalismus“ immer „hoffnungsärmer“ und die „bürgerliche Gesellschaft“, d. h. das Zudentum immer widerstandsfähiger werde. Von Jahr zu Jahr retten Börse und mobiles Capital sich selbst und ihre kostbaren Privilegien in holden Hindernissen durch alles Leid der Steuererhöhungen fast unberührt hindurch, während andre bluten müssen in dem großen Kampfe der Zeit.

Und mehr noch. In der Münzfrage geht daselbe Organ der Großfinanz bereits zur Offensive über und stellt, wenn nicht sofort die Goldwährung durchgeführt werde, für den Fall eines Krieges, auf finanzpolitischem Gebiet dieselben Calamitäten in Aussicht, die 1870 unsere Börsen in so patriotische Beleuchtung brachten. Bekanntlich verweigerten damals die Juden dem deutschen Creditbedürfnis das Geld, um es mit vollen Händen für französische Anleihen zu spenden.

\* \* \*

Auch aus Frankreich ist Kammereröffnung zu melden, aber sonst wenig Erfreuliches. „In wachsender Besetzung“ — heißt es in dem übrigens ganz besonnenen Bericht der Revue des deux mondes — „geht alles zum Teufel“. Auch die sonst so



glänzenden Finanzen. Herr Leon Say, der frühere Finanzminister, spricht sich in denkbar pessimistischer Weise über dieselben aus, speciell über die Einziehung der indirecten Steuern, die nichts mehr brächten, weil der Betrug zum öffentlichen Recht geworden sei. Dabei ist durchweg, was an Reformprojecten in der öffentlichen Discussion aufsteht, von äußerster Wichtigkeit, wertloser Fraktionsunjing, hilfloses Umbertären, entfernt nicht dazu angethan, der socialen Frage auch nur eine einzige ihrer drohenden Spitzen zu nehmen. Indem ist die äußere Lage immer beschämender, ist die Veseitigung Frankreichs aus Aegypten jetzt officiell beglaubigt. Duclerc erklärte gerade in der Kammer, daß man die Frage „studiere“, als auch schon der zudringliche Telegraph die Abweisung der französischen Mitcontrolle als vollendete Thatsache aus Cairo meldete. Kein Wunder demnach, wenn Gerüchte von Ministerkrisen aus dem allgemeinen Unbehagen aufstauhen und wieder verschwinden, so schnell sie gekommen sind. Jetzt heißt es, denke man daran, eine neue aristokratisch-republikanische Partei zu gründen, die vor allem ihren Frieden mit Kirche und Klerus und Front zu machen habe gegen den stupiden Religionshaß der Gambetta, Paul Bert und Genossen, die eben wieder im Budget die Bischofsgehälter streichen wollten und als ihnen das nicht gelang, wenigstens durchsetzten, daß das bisherige Gehalt (traitement) in Zukunft Allocation heißen, also den Charakter eines Geschenks tragen soll. Herr Andrieux, der frühere Polizeipräsident von Paris, und auch Freycinet wären berufen, eine leitende Rolle unter diesen Republikanern „in Lastschießen“ zu spielen. Indes selbst wenn diese Partei zu Stande käme, wird kein ruhiger Beobachter glauben, daß irgend etwas damit gewonnen wäre. Es ist der Thurmbau von Babel, auf unsittlichem Grunde das Gebäude sittlicher Staatsgemeinschaft errichten zu wollen, um so vergeblicher und unausführbarer, wenn nicht nur Sprachverwirrung und Planlosigkeit unter den Bauleuten herrscht, sondern sogar ein directes Gegeneinanderwirken, ein Krieg aller gegen alle auf der Tagesordnung steht.

Daß sonst die Weltlage friedlich, sagen nicht nur die preussische Thronrede und Herr v. Siers' Besuch in Warschau, auch Graf Kalnoki hat es bezogen in Wien, wo er im Finanzausschuss der Reichsratsdelegation in längerer Rede die Beziehungen Oesterreichs zu seinen Nachbarn behandelte. Von Belang war dabei die Versicherung, daß zwischen dem österreichischen und dem italienischen Hofe die herzlichsten Beziehungen beständen, daß aber trotzdem eine Ermiederung des italienischen Königsbesuchs in Wien zunächst nicht stattfinde — ein Fall, der natürlich die ziemlich eiteln Italiener in ihrem Selbstgefühl aufs tiefste verletzt. Der Grund liegt in den inneren Verhältnissen Oesterreichs, wo Graf Taaffe die gute Lanze der Katholiken nicht entbehren darf; diese würde aber gestört, wollte der Kaiser nach Rom gehen, ohne vom Papst Notiz zu nehmen. Notizen vom Papst kann aber wieder König Humbert nicht brauchen und der Empfang in Florenz oder einer anderen Stadt müßte den italienischen Radicalismus in so furchtbarer Weise entseßeln, daß die ohnehin nicht eben sehr besessigte Monarchie kaum dadurch gewinnen würde. Die Folge ist, daß nichts geschieht.

Nicht ganz so friedlich als in der äußeren Weltlage sieht es im inneren Oesterreich aus. In Wien haben Unruhen ziemlich bedenklicher Art stattgefunden, offenbar socialistische Wahnung an die ungelösten Fragen, die auch dort der Erledigung harren. Schieben im Gegenteil Wiener Blätter die Ansätze dem Militarismus oder gar den Antisemiten in die Schuhe, so beweisen sie damit nur ihre enge Verwandtschaft mit der nichtsinnigen Großpresse aller modernen Culturovölker.

Dem Papst ist es zur geringen Befriedigung vieler Katholiken geglückt, eine diplomatische Intervention der Mächte zu gunsten seiner Exterritorialrechte (gelegentlich eines Processes) zu erwirken. Auch dies beweist ebenso, wie der Aufstand des Jahres, daß auf dem politischen Markt Europas die Freundschaft Italiens nicht gerade allzuhoch im Preise steht.

Für die parlamentarische Wintercampagne in Dänemark haben sich die Chancen des wackeren Ministeriums Estrup nur einige Procent gebessert, seitdem sich im Landtag das sog. Centrum und die Rechte zu einer „vereinigten Rechten“ zusammengethan. Die erstere der genannten Parteien setzt sich wesentlich aus Conservativen, Agrariern

(Gutsbesitzern) die letztere aus, wenn man so sagen darf, conservativ-liberalen Vertretern der Residenz und der Provinzialstädte zusammen. Was diese beiden Hauptfractionen der ersten Kammer nach der kürzlich erfolgten Neuwahl geeint hat, das ist der beiden gemeinsame constitutionelle Gegensatz gegen die das Volketing beherrschende Bauernpartei der Linken, deren radicale Elemente immermehr in den Vordergrund treten, und der Wunsch, das gegenwärtige conservative Ministerium in allen wesentlichen Fragen kräftig zu stützen. Gleichzeitig regt sich in der Hauptstadt unter den Mitgliedern des Mittelstandes eine kräftige Bewegung für das Programm der Rechten.

Berlin, 20. November.

D. v. L.

## Hinter gefrorenen Fenstern.

Ein Weihnachtstraum

von J. C.

Das Abendgebet war gesprochen. Einen Kuß hatte die Mutter noch auf die Lippen ihres Lieblings gedrückt. Nun lag es allein, das kleine Mädchen, in dem nur von einem Nachtlcht spärlich erleuchteten Zimmer.

Ob nun das Christkind wohl bald kommt? dachte es. Die Mutter hatte ihm erzählt, daß es des abends, wenn die Kinder schliefen, durch die Fenster sähe. Wie gern möchte es das Christkind einmal sehen, nur einen kleinen Augenblick, wenn es eben durch das Fenster guckte, und das Christkind beim Nachbarhause war, so konnte es, ehe es zu ihm herüberflog, noch rasch wieder ins Bett huschen. Schnell sprang das kleine Mädchen aus dem Bett heraus und eilte ans Fenster. Aber da konnte es ja gar nicht hindurchsehen? Alle Fenster waren dicht befroren, nur an den obersten waren noch Stellen frei; aber wie sollte es da hinauf gelangen? Da fiel ihm ein, wie die Erwachsenen es machten, wenn sie durch gefrorene Fenster sehen wollten. Vorsichtig legte es den kleinen, rothigen Mund an die kalten Scheiben. Hu, wie das kalt war! Aber was schadete das, es entstand ja wirklich ein Loch im Eise, gerade so groß wie sein Mund. Nun konnte es hindurchschauen! Aber da war kein Christkind auf der Straße. Auch am Himmel schwebte keins. Nur die lieben Sterne guckten hell funkelnd dem kleinen Kinde in die Augen, so daß es fast vor dem Geklimmer ängstlich wurde. Alle Augenblicke freilich wurde das Loch im Fenstereise trübe. Immer wieder mußte es mit den Händchen darüber wischen, damit es auch das Christkind erkennen könnte, wenn es käme. Wie kalt mußte es draußen sein! Der Wind heulte und pfliff und drang sogar durch die Fensterritzen, so daß es dem Kinde fühlbar war. Das arme Christkind! Bei solcher Kälte sollte es nun draußen sein und durch die Straßen fliegen, um nach all den Kinderchen zu sehen, ob sie auch hübsch artig wären. Aber wie lange dauerte es nur bis es kam! Das Kind schüttelte sich vor Frost, auch fielen ihm hin und wieder die Augen zu. Ach, dachte es, am Ende kann ich das Christkind auch ganz gut vom Bette aus sehen, wenigstens seine lieben Augen, denn durch das Loch, was ich in der Scheibe gemacht habe, wird es doch sicher hereinschauen. Rasch huschte es unter die Decke. Wie behaglich war es da drunter. Aber nun aufgepaßt! Unerwartet schaute es nach dem Fenster, ob sich noch keine Augen da sehen ließen. Aber es konnte keine bemerken. Immer müder wurde die Kleine. Endlich sank sie zurück, die Augen fielen ihr zu, und da schlief sie schon. Bald unspielte ein liebliches Lächeln ihren Mund — das Christkindchen schaute ins Fenster.

## Neue Schriften.

### 1. Volkswirtschaft.

— Das Armenwesen der Reformation. Dobilationsvorlesung von Dr. Bernhard Riggenbach. (Basel, Felix Schneider. 56 Seiten Octav. Preis 1 M.) — Eine auf gründlichen Studien beruhende Darstellung, welche uns die Reformation von einer vielfach noch zu wenig beachteten Seite vor Augen führt. Es ist dies die volkswirtschaftliche Seite; nicht in dem Sinne etwa, als ob die Reformatoren Volkswirtschaft als solche getrieben hätten oder hätten treiben wollen, sondern in dem Sinne, als auch an ihrem Werke das Wort sich bewährt hat: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und noch seiner Berechtigung, so wird euch solches alles zufallen.“ Die Reformation auf dem religiösen Gebiete konnte sich nicht vollziehen, ohne auch für die übrigen Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft neue Gesichtspunkte zu schaffen; und so ist die Reformation der Boden geworden, aus welchem die neuzeitliche Volkswirtschaft, sowie überhaupt das neuzeitliche Staatswesen, abgehen von zeitweiligen Verirrungen, sich entwickelt hat. Den praktischen Ausgangspunkt aber für die Volkswirtschaft hat das Armenwesen gebildet. Wenn wir nun dasselbe gerade in unsern Tagen ganz spezifisch dorreformatorische Verhältnisse annehmen sehen, so mag das für uns ein Fingerzeig sein, daß unsere Armenpflege sich auf einem Abwege befindet und eine Veranlassung, uns nach dem richtigen Wege umzusehen. Hierzu aber ist die in Rede stehende Schrift ein erwünschter Wegweiser. Dieselbe schildert uns zunächst die Armenverhältnisse, wie sie unmittelbar vor Beginn der Reformation sich gestaltet hatten. Es war, kurz gesagt, dieselbe Vogalunden- und Bettlernot, wie wir sie heute wieder vor Augen sehen, und es war damals wie heute die ihres eigentlichen, innern, christlichen und sittlichen Kerns beroberte Art und Weise der Armenpflege, welche dieses Uebel großgezogen hatte. Dieselbe war eine Angelegenheit rein äußerlicher Vertheiligkeit geworden. Es galt für verdienstlich, sich seines Beispiels überhaupt zu entäußern — „*moles asinaria*“ nennt ein Scholaster den Reichtum —; geschah dies zu gunsten von Bettlern, so sicherte man sich überdies deren Fürbitten bei den Heiligen. Auch Betteln selbst galt für verdienstlich; selbst fürstliche Personen griffen freiwillig zum Bettelstab und Bettelstab. Es wurden die Bettler noch und noch zu einem förmlichen Stande in der Gesellschaft mit eigenen Geselligkeiten und sogar einer eigenen Sprache, von welcher einzelne Benennungen sogar ins Hochdeutsche übergegangen sind. Die Zahl der gewerbmäßigen Bettler wurde für Deutschland auf 24,000, für Europa auf 200,000 geschätzt. Es ist der größte Gotteswunder eines“, sagt Luther, „wie wir bei dem vielen Betteln haben bleiben mögen und ernähret werden.“ Nach der Anschauung der Reformatoren hingegen hat das Almosen an sich keinen Wert, sondern nur als Ausfluß der brüderlichen Liebe. Dieser Grundsatz spricht sich in den zeitgenössischen Armenordnungen aus, von denen

der Verfasser 48 namhaft macht. Den größten Anteil an der Reform des Armenwesens hat Pungenbagen; aber auch Luther, Zwilling, Calvin und Carlstadt sind vielfach beteiligt. Das Einzelne muß natürlich in der Schrift selbst nachgesehen werden. Hier nur wenige Andeutungen. Der Bettel wurde in den Armenordnungen der Reformatoren verboten, gesunde und kräftige fremde Bettler angewiesen, fronde in Siechenhäusern untergebracht. Einheimische arbeitsfähige Bettler wurden zur Arbeit angehalten, die Hülfe der Polizei zu diesem Zwecke in Anspruch genommen. Die wirklich Unterstützungsbefähigten wurden auf gemeinsame Kosten unterstügt, zu diesem Zwecke aus allen zur Verfügung stehenden Mitteln Kassen („Kasten“) gebildet. Diese waren teils für alle kirchengemeindliche Zwecke gemeinlich, teils spezielle Armenkassen; deren Verwaltung unterlag strenger Kontrolle durch Laien. Aufgabe der Geistlichen war es, ihre Gemeinbeglieder zu Gaben an die Armenkassen zu veranlassen. Der Klingelbeutel wurde eingeführt. Wegen verächtliche Hausarme wurde in der Regel zarte Rücksicht geübt. Die Gaben waren Naturalien — Speisen, Kleidung, unter Umständen auch Geld. In den Speisen sollte an Abwechslung und gute Zubereitung geachtet werden, damit, wie eine Basler Armenordnung sagt, „die Armen dessen gewohnt werden“, und die Jugend um so besser „erschiesen“ (heranzuwachsen) möge. Dieser Jugend der Armen wurde besondere Sorgfalt gewidmet. Weisen mußten, damit sie unter Aufsicht blieben, innerhalb des Kirchspiels erzogen werden. Sofern dies in öffentlichen Anstalten geschah, war zu ihrem Unterrichte eine „Kinmutter“ oder ein Lehrer bestellt. Begabte Knaben ließ man auf öffentliche Kosten studieren, die übrigen ein Handwerk erlernen. Mittellose Mädchen erhielten auf öffentliche Kosten eine Aussteuer; jungen Eheleuten, Handwerksanfängern, Bauern sollten, „ohne zu warten, bis es zu spät und das Dach eingestürzt ist“, aus dem Armenkasten Darlehen gewährt werden — „hoch nicht mehr, als vier Schod“, um nicht leichtsinniges Schuldenmachen zu begünstigen. Ebenja wurde für die armen Wöchnerinnen durch Spendung von Wein, Nahrung und Feuerung gesorgt; es wurden Aerzte und Apotheker für die Armen bezahlt, von Colvin bereits ein eigener Armenarzt aufgestellt; orme Verstorbene wurden auf Kosten der Armenkasse ohne Anstand begraben. — Belehrend ist, was der Verfasser über die Anseindungen mittelst, denen das Armenwesen der Reformation begegnete. Zunächst waren es die Armen selbst, denen dasselbe vielfach nicht behagte, und welche deshalb mitunter auf die Reformation schlecht zu sprechen waren. „Sie wollten ihre vorigen Rönche auf dem Rücken wiederum halen“, wird als eine unter den Armen jener Zeit sprichwörtlich gewordene Redensart berichtet. Unter den Männern der Wissenschaft, welche die Reformation des Armenwesens bekämpften, werden Georg Wigel, Dr. Eck und — Erasmus genannt — ein Beweis, daß Gebraucht und Vorurteil leicht Hand in Hand gehen können.

— Vorschläge zur technischen Durchführung der procentualen Börsensteuer. Von Dr. Robert Friedberg, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. (Jena, Verlag von G. Fischer. 26 Seiten. 8. Preis 80 Pf.) — Der wirksamste Schutz für die Börsenleute gegenüber den bisherigen Besteuerungsversuchen liegt in der Unlaunhaftigkeit des großen Publikums, auch eines großen Theils unserer Gesetzgeber, mit den technischen Einzelheiten der Börsenpraxis einerseits, bezw. in der fast hermetischen Abgeschlossenheit des eigentlichen Börsenlebens nach außen. Diese beiden Momente ermöglichen es der Börsenwelt und ihren Helfershelfern, jedem Versuche einer wirksamen Besteuerung des Börsenerwerbs mit der Erklärung zu begegnen, derselbe sei praktisch undurchführbar, während sie sich anderseits aufs sorgfältigste vor jedem Winke hüten, welcher der Gesetzgebung einen wirklich praktischen Weg andeuten könnte. Aus dieser Sachlage ist das gegenwärtig zu Recht bestehende Stempelsteuergesetz vom 1. Juli 1841 entstanden, welches nach dem Urtheile des Verfassers weder den aufrichtigen Freunden einer wirksamen Börsensteuer, noch dem soliden Bankgeschäft genügen kann, welches dagegen die eigentlichen Börsenleute sich recht gerne gefallen lassen, da dasselbe sie von der Angst vor einer fühlbaren Besteuerung befreit hat. Das Gesetz ist unpraktisch, weil es die Abwicklung der Bankgeschäfte erschwert, — die Erhebung eines einzigen Auftrags kann unter Umständen neunmalige Entrichtung der Stempelgebühren erfordern —, ferner weil es seiner eigentlichen Tendenz entgegen für große Bankgeschäfte eine Einnahmequelle schafft, und weil es das eigentliche Steuerobjekt, den Börsenverkehr, kaum merklich in Anspruch nimmt. Den Nachweis hierfür bitten wir beim Verfasser nachzulesen. Als Abhilfsmittel befürwortet der Verfasser eine Börsensteuer von 1/2 % des Umsatzes, (1/10 % für jeden Contractanten) und zur Erhebung derselben als obligatorische Einrichtungen: 1) Liquidationsbureau für Zeitgeschäfte und 2) Effektenabrechnungs-bureau für Lieferungsgegenstände. Anstalten beiderlei Art bestehen als Privatinstitutionen bereits vielfach an Börsen mit höher entwickeltem Börsenverkehr, und bedürfen sich überall als höchst zweckmäßige und das Geschäft vereinfachende Anstalten. Indem also dieselben obligatorisch gemacht würden, könnte nicht nur von einer Erschwerung des Verkehrs nicht die Rede sein, denn derselbe würde im Gegentheil allgemein erleichtert, sondern man hätte zugleich Organe geschaffen, denen man die Berechnung und Erhebung der Steuern für jeden einzelnen Geschäftsfall mit voller Sicherheit übertragen könnte. — Die Vorschläge scheinen uns beachtenswert.

## 2. Biographisches.

— Johann Georg Hamann, ein Wehrer und Prophet unseres Volkes. Ein Vortrag, gehalten in der „litterarischen Gesellschaft“ zu Weihenfelden a. S. von Fr. Pettau, Seminarlehrer. Sep.-Abdruck aus d. Ev. Schulblatt v. Dörfelsh. (Hütersloh, C. Bertelsmann. 77 S. Br. 1 Mk.) — Der Verf. weiß seinen wohlgelesenen Vortrag dadurch besonders anziehend zu machen, daß er seine Lebens-

erfahrungen im Punkte der Kritik von Hamanns Leben und Schriften in lebendiger Weise mittheilt. — Neben Hegels leichtfertigerem Urtheile, dem schon eine Tochter Hamanns mit vernichtendem Wort entgegentrat, ist es vorzugsweise das leichte, oberflächliche, leichtsinnige, philistrids-bornirte Urtheile des Litterarhistorikers Gerwinus, welches der Verf. in schärfster, schlagfertiger Weise als das hohe Verbrechen eines Mannes kennzeichnet, der so wenig aus der Geschichte gelernt und das deutsche Volk so schlecht gefaßt hat, daß er „das Heil für Deutschland von einem Johannes Ronge erwartete, diesem voll Begeisterung Loblieder sang und ihn einen zweiten Luther nannte.“ Wer das fertig bringen konnte, ist unfähig den Nagel des Nordens, diesen vir christianus zu verstehen und ihm gerecht zu werden. D. K.

— Luther auf der Koburg. Ein Lebens- und Charakterbild nach Luthers eigenen Briefen gezeichnet von Ziplaff, Archidiaconus in Wittenberg. (Wittenberg, K. Herold. 175 S. Preis 2 Mk. 40 Pf.) — Nach einer Luther auf der Wartburg“ überzeichneten Einleitung wird dem Leser sofort die Frage beantwortet: „Wie Luther auf die Koburg kam.“ In zwei Abschnitten Luther auf der Koburg bis zur Uebergabe der Augsburger Confession“, bezw. „seit der Uebergabe“ wird dann der Reformator in einer Reihe von Capiteln (9 im II., 12 im III. Abschnitt) als Reformator, Patriot, Freund, Bibelübersetzer, Familienvater u. s. w. dargestellt. So sehr wir schlich mit dem Verf. in der Beurteilung Luthers einverstanden sind und etwa nur auszuweisen finden, daß alle Briefe unvollständig hätten mitgeteilt und die „ankstößigen“ Stellen als solche richtiglos und nicht mit der S. 174 kundgegebenen Schüchternheit hätten gekennzeichnet werden sollen, so wenig können wir uns damit einverstanden erklären, daß ein Zeitraum von etwa 5 Monaten aus dem Leben Luthers herausgeschnitten und daraus ein ganz allgemeines „Lebens- und Charakterbild“ gefaltet wird, welches, in leidige Kapitel (von oft sehr geringem Umfang) zerschnitten, Wiederholungen, Verweilungen einerseits und andererseits das Beiseite-laffen wichtiger, jenen 5 Monaten nicht angehöriger Charakterzüge nötig macht. Trotzdem können wir nur von Herzen wünschen, daß Luthers Bild, wie es dieses Büchlein zu zeichnen versucht hat, den großen Mann, den viele nur aus weiterster Ferne gesehen, ob sie ihn gleich oft im Runde sähen, manchem bekannter und dann ohne Zweifel auch teurer machen wird.“ Ehe solche Leser übrigens zu dem sorgfältig ausgemalten, detaillierten Lebensbild Ziplaffs greifen, möchten wir ihnen dringend empfehlen, sich mit einer kurzen, aber mit vollendeter Meisterhaft geschriebenen Biographie Luthers bekannt zu machen, welche im März, 1843 von Wilmr als für Wageners Staats- und Gesellschaftslexikon geschrieben und nach dem Tode des Verf. mit den zu gleichem Zwecke verfaßten Biographien Melancthonis und Zwinglis im Jahre 1869 von Dr. Fiderit, (Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer 131 S.) in einer besonderen Schrift herausgegeben worden ist. Wilmr hat den von evangelischer Befangenheit gezeichneten Lichtbildern und den von römischer Ignoranz und Borniertheit verunklärten Schattensildern ein Licht und Schat-

ten gerecht verteilendes, wahres und darum künstlerisch vollendetes Bild Luthers gegenübergestellt.

D. K.  
— Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mitteilungen der Familie dargestellt von Friedrich Oldenberg. Erstes Buch: Die Jugendzeit. Mit dem Bildnisse Wicherns. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses u. W. Waacke Söhne, vormals Berthes, Verleger u. Waacke. VII u. 148 S. Preis 3 R.) — Ein vielversprechender Anfang. Die bis zum Abgang zur Unversität gerechnete Jugendzeit wird in allgemeinen Zügen der Zeit (Franzosenzeit, Nationalismus) wie im Familien- und Freundeskreis mit so frischen, wahren Farben dargestellt, mit so sorgfältiger feiner Ausmalung, daß der Leser ein völlig treues Bild von dem Manne bekommt, der in seiner Jugend, rings von Reichtum umgeben, das Joch der Armut und Not als frommer Jüngling getragen und so schon bei Zeiten die innere Ausrüstung bekommen hat, um als ein Großer in Israel, als ein Held im Streit mit der Welt und ihrem Elend Gotte zu den Armen und Elenden in einem Maße zu dienen, wie in diesem Jahrhundert sein Zweiter. — Der Biograph hat es sich nicht leicht gemacht. Er hat das Leben von Freunden (Johannes Claudius, Luise Reichardt) und die Schilderung von Verhältnissen, wie z. B. die gelehrte Schule in Hamburg, die schon angebeutete Herrschaft des Nationalismus in so ansprechender Weise in seine Arbeit herangezogen, daß wir außer dem Lebensbild Wicherns noch ein Bild seiner Zeit erhalten. Wir können nur von Herzen wünschen, daß es dem Verf. beschieden sein möchte, auf dieses wohlgeleitene erste Buch die anderen Bücher in gleichmäßigem Fortgange folgen zu lassen. D. K.

— Johann Hinrich Wichern. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Von Hermann Krummacher, Dr. theol. und Königlichem Consistorialrat. (Gotha, F. A. Perthes. VI u. 161 S. Pr. 3 R. 40 Pf.) — Bald nach dem Tode Wicherns erschien aus der Hand seines Biographen Oldenberg, bei gleichzeitiger Ankündigung einer größeren Biographie, kurze Lebensnachrichten mit ausführlicheren Nachrichten über Tod und Begräbnis. Hiernach taun das Erscheinen des krummacherschen Buches, das noch einmal ein „Umriß“ vom Bilde Wicherns geben will, als ein Bedürfnis nicht bezeichnet werden. Im Gegensatz zu Oldenberg hat es sich der Verf. nicht schwer gemacht. Er hat die Kirchentagsverhandlungen durchgegangen und daraus sind denn nebenbei einige ganz überflüssige Ausfälle gegen die Lutheraner der preussischen Landeskirche in den „Umriß“ gekommen, während andererseits die Haltung des Berliner Oberkirchenrates in Sachen des Dr. Endow mit einem sehr weiten, sehr warmen Mantel „Christlicher Liebe“ zugedeckt wird. Es mag so für Dr. Krummacher, einen früheren Oberbetler im Rauhen Haus, ein Bedürfnis gewesen sein, dem verstorbenen Freunde ein Denkmal zu setzen, wir hätten dann nur gewünscht, daß weniger Auszüge aus Druckschriften Wicherns und aus gedruckten Verhandlungen des Kirchentags und mehr von dem Leben des großen Mannes selbst mitgeteilt worden wäre.

D. K.

— Thomas und Felix Platter, zwei Lebensbilder aus der Zeit der Reformation und Renaissance, von ihnen selbst entworfen. Aus dem Schweizerdeutschen für die Gegenwart übertragen von F. K. Rudolf Heman. Mit Bildnissen, Facsimile und Wappen. (Wärsloch, C. Bertelsmann. XIV u. 182 S. — VIII u. 345 S. — Preis 5 R. 40 Pf.) — Karl von Raumer sagt im ersten Teile der „Geschichte der Pädagogik“ von der Selbstbiographie Thomas Platters, daß sie „das damalige Leben und Treiben auf Schulen höchst lebendig vergegenwärtigt.“ Aber nicht blos das Leben der Schule, auch das sociale und kirchliche Leben wird durch die von dem 73jährigen Thomas für seinen Sohn Felix, den berühmten Baseler Arzt und Professor, niedergeschriebene Autobiographie in lebendiger Weise uns nahe gerückt. Der Einbruch ist ein so unmittelbarer und ungefilterter, daß sich daraus nicht allein für das 18. Jahrhundert, sondern auch für die Gegenwart neuen Datums die Aufreißung jenes alten Lebensbildes erklärt. Hat doch erst ganz vor Kurzem die „Collection Spemann“ mitten zwischen Romellen unserer Tage eine Bearbeitung der Schrift von Dr. F. A. Fichter, Thomas Platter und Felix Platter. Zwei Autobiographien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts hineingeschoben. Wer die Chronik eines fahrenden Schülers von Clemens Brentano kennt, kann mit der poetischen Wahrheit des Romanitlers unrer Zeit die prosaische Wirklichkeit Platters vergleichen. Felix Platter hat sein Jugendleben mindestens ebenso interessant erzählt. — Außer der Fichterschen Veröffentlichung besitzen wir noch einen von Dr. H. Boos (Leipzig, S. Hirzel 1878) besorgten Abdruck des Memoirenwerks. Nach Fichter hat K. v. Raumer Bruchstücke aus dem im Schweizerdeutsch abgefaßten Leben des Thomas Pl. im Anhang zum ersten Band seiner „Geschichte der Pädagogik“ abgedruckt. Wer diese Bruchstücke liest, wird es als eine dankenswerte Arbeit anerkennen, daß Heman dem großen Publistum in Deutschland die alten Biographien durch eine mit Schonung und Takt vorgenommene Uebersetzung in die Sprache der Gegenwart allgemein zugänglich gemacht hat. Durch Befügung der Bildnisse von Vater und Sohn, ihrer Facsimile und Wappen, hat der rührige Bertelsmannsche Verlag aufs neue gezeigt, in wie hohem Grade er es versteht, Bücher wie das vorliegende mit historischem Verständnis auszustatten. D. K.

— Eine Erinnerung an Dr. theol. Hermann Friedrich Kohlbrügge, weiland Pastor der niederländisch-reformierten Gemeinde (in Elberfeld). (Hagen i. W. u. Leipzig, Hermann Kiesel & Co. 139 S. Pr. 2 R. 40 Pf.) — Vorliegende Schrift zerfällt in drei Teile. Im ersten Teil S. 3—35 wird uns ein Brief mit der Adresse „Lieber Freund“, jedoch ohne Unterschrift vorgelegt, aus dem sich ergibt, daß der Verf. einem „allerlei Charakterisierendes und Bezichendes“ über Kohlbrügge sammelnden Freunde nicht mittels eines Manuskripts, sondern gleich mit einem ganzen Buch einen Beitrag liefern will. Im zweiten Teil „Aus den Katechesen“ (S. 36—59) werden thätlich vorgekommene, ohne Zweifel stenographisch festgehaltene Bruchstücke aus Katechi-

tionen mitgeteilt. Der dritte Teil enthält „Kathesen über die Auferstehung der Toten“ (aus dem Jahre 1849). Es liegt auf der Hand, daß das Neue, in einem zweiten und dritten Teile ganz vorzügliche Buch sich vorzugsweise für Geistliche eignet. Wenn es dazu beitragen würde, die oft sehr trocknen, leblosen Kathesationen zu erfrischen und zu beleben, so wäre das natürlich in hohem Grade erfindlich. — Im ersten Teile, der nur außeramtliche Aeußerungen enthält, sind nicht selten recht bedenkliche Dinge. Kohlbrügger war eben Prädestinarianer, ein consequenter Reformirter und deshalb Gegner der preussischen Union.

C. K.

### 3. Theologisches.

— Wach' auf du Stadt Jerusalem! Zeitpredigten und Reden gehalten von D. theol. Rudolf Kegel, General-Superintendent. (Bremen, 1882. C. Ed. Müller. Pr. M. 2.40.) Eine Reihe ausgezeichneter Predigten des berühmten Kanzelredners. „Indem ich“ — sagt derselbe im Vorwort — „aus dem letzten Jahrzehnt einige Predigten veröffentlichte, wähle ich solche, in denen Fragen, Bedürfnisse, Irrbilder und Verirrungen der Gegenwart besprochen werden. Mit der Inschrift des Atheneraltars, „dem unbekanntem Gott“, soll das Sehen und Suchen vieler, auch in der Gegenwart, mit dem Worte „ihr werdet sein wie Gott“ der pantheistische Wahn, mit der Schilderung des „Thiers“, wie sie die Offenbarung Johannis giebt, der entmenschende Materialismus, mit dem paulinischen Spruche „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden“ der Pessimismus beleuchtet werden. Hieran reihen sich zwei Predigten über die fundamentalen Lehrgänge von Christi Gottesähnlichkeit und Auferstehung.“ — Es folgt eine Predigt vom Mai 1878 gelegentlich der Attentate, dann Gedächtnisreden an Tholud, Julius Müller und Wilhelm Hoffmann, ferner die zu Paul Gerhardt's zweihundertjährigem Todestage, sowie ein Bekehrung am Denkmal des Ministers von Stein. Endlich eine Predigt „aus der Stille in die Stille“, zum fünfundsamzigjährigen Jubiläum des Dom-Candidaten-Stifts und Gelegenheitsreden über die Gustav-Adolf-Stiftung, über die Innere Mission und über die Mission an Israel. — Es giebt Predigten die verlieren, wenn sie gedruckt werden. Die Kegel'schen gewinnen noch. Neben der Erbauung bringen sie geistigen Gewinn. Durch den Reichthum der Gedanken und die edle Sprache empfehlen sie sich recht eigentlich den Gebildeten.

### 4. Pädagogisches.

— Dr. C. Frid, Das seminarium praeceptorum an den Franke'schen Stiftungen zu Halle. Ein Beitrag zur Lösung der Lehrerbildungs-Frage. (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Buchhändlers. 62 S. Preis R. 1.20.) Diese kleine Schrift des trefflichen Directors der Franke'schen Stiftungen in Halle a. S. ist außerordentlich wertvoll und verdient die sorgfältigste Berücksichtigung der betr. Kreise. Der Verf. geht aus von den Verdiensten A. F. Franke's um die Bildung von Lehrern, namentlich für die höhern Schulen, und giebt schon damit einen höchst interessanten kleinen Ausschnitt aus der Geschichte der

Pädagogik. Sodann, im Haupttheil seiner Arbeit zeigt er, wie an den ihm als erstem Director unterstellten Franke'schen Anstalten wiederum ein Anfang gemacht sei, die so überaus wichtige Frage, wie man auch pädagogisch tüchtiger als bis jetzt vorbereitete Lehrer für die höhern Schulen gewinnen könne, in praktischer Weise zu lösen. Die gegebenen Mittheilungen sind überaus anziehend und lehrreich, und zwar, wie es scheint, nicht allein für die unmittelbar und zunächst beteiligten Kreise. Denn welcher Vater, dessen Söhne das Gymnasium besuchen und der hin und her auch wohl schon Bedenken gehabt hat über das von manchem jüngeren Lehrer geübte pädagogische Verfahren, sollte es nicht auf das lebhafteste interessieren, an diesem Büchlein zu ersehen, wie gewiegte Schulmänner ihre Zeit und ihre Kraft daransetzen, damit auch den künftigen Gymnasiallehrern vor dem Eintritt in ihren Beruf eine ähnliche methodische Durchbildung wie den Volksschullehrern zuteil werde? Wer, wie Ref. an einem Volksschullehrerseminar arbeitet, wird sich der überaus warmen Anerkennung der Arbeiten und Leistungen unserer Schullehrer-Seminarien noch besonders freuen. Mögen auch wir Arbeiter an den letzteren, namentlich die wissenschaftlich Gebildeten, nie vergessen, daß bei aller Notwendigkeit einer streng durchgeführten methodischen Vorbildung unser Jügelinge, doch die eigentliche Leben spendende Macht nicht in der Methode, sondern im Stoff liegt, und daß auch das unsere Aufgabe ist, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeiten unserer gelehrten Kollegen an den Universitäten und Gymnasien in bestimmter Weise für unsre Anstalten zu verwerten.

### 5. Naturwissenschaftliches.

Aus dem Verlage von C. Kämpfer in Hannover gingen in den Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig über: „Dr. A. R. Böhner's populär-naturwissenschaftliche Schriften.“ Die Schriften haben eine weientliche Preisreduktion erfahren, nicht aber aus geschäftlicher Rücksicht, sondern weil die Firma den christlichen Familien einen Dienst erweisen will. Das sehr umfangreiche und höchst lesbar ausgestattete Werk bleibt immer eine teure Anschaffung für viele Haushände, aber es giebt wohl in keiner Literatur ein ähnliches Werk, das an den sichersten und neuesten wissenschaftlichen Forschungen basiert, durchgängig die göttliche Weltordnung berücksichtigt und stets auf die schaffende und erhaltende Hand des Allmächtigen hinweist.

Der Titel dieses Dauerwerks A. R. Böhner's lautet: Kosmos, Bibel der Natur. 2 Bde. gr. 8. Mit 46 farbigen und schwarzen lithographirten Tafeln und 268 Holzschritten in Text. Früherer Preis: Bd. I. brosch. 12 R. Bd. II. brosch. 10 R. 2 Bde. geb. 25 R. Größter Preis: Bd. I. brosch. 8 R. Bd. II. brosch. 7 R. 2 Bde. geb. 19 R.

### 6. Unterhaltungsliteratur.

— In zweiter Auflage sind in der J. C. Hinrichs'schen Buchhdlg. in Leipzig erschienen: Anna von Werder, (Pr. R. 5) und Bienen (Pr. R. 2.40) von derselben

Verfasserin. Beide Erzählungen, zuerst in dieser Monatschrift erschienen, sind unseren Lesern wohlbelannt und werden wie bisher auch hoffentlich ferner noch sich in der Gunst des Publikums er-

— **Culturkampf-Romanen** von K. Uhlmann. 2. Bd.: *Wahl hat Qual*. (Hagen i. W. und Leipzig, G. Neff & Co. 226 S. Pr. 3 M.) — Der erste Band dieser Romanen ist im letzten Maiheft als eine ungewöhnlich schwache Leistung gekennzeichnet worden. Der vorliegende 2. Band verdient keine bessere Genur. Schon das ist ein arger Mißgriff, daß das reinkirchliche Pfarrwahlgesetz als ein Factor des Culturkampfes, also des Kampfes zwischen dem omnipotenten Staat und der Kirche verzeichnet wird. Der Stil ist in unerwarteter Weise mangelhaft; die Anstrengung, humoristisch oder gar witzig zu sein — oft sehr am unrechten Ort — vergeblich. Oben wir zur Erhaltung unseres Verleis eine Stilprobe: Es ist von einem Wahlkämmerer sammelnden Pastor die Rede, der einen Bauer beim Weisn triff. „So beschloß er denn der Qual, welche er ausstand, kurz, selbst um den Preis der fetten Ralliger Pfarrstelle, ein Ende zu machen, und zog mit den Worten: „So! Das thut mir ja leid!“ sehr höflich wieder seinen Gullenderhut, und entzog sich den nephitischen Dinsten dieses Cries dadurch, daß er selbst „verbüßete.“ Er hatte also von seinem sauren Gange nicht nur keinen reellen Vorteil, sondern sogar noch obenin einen ideellen, das heißt in der Einbildung beruhenden Nachteil, indem er lange Zeit nach dieser müßigen (!) Begebenheit keinen grünen Kränzerläse mehr genießen konnte, weil dessen Geruch ihn allzuweh an den Duft des Bodischen Risthausens erinnerte. Um die Erfahrung reicher: „Wahl hat Qual“, schied er in seinen Wagen, Ehren Post in seinen Schweinefall zurück.“ Vergleichens Culturkampf-Romanliterat lernen wir ab. Vestigia terrent. O. K.

— **Glaubrecht**, D. (A. Deser). Der Zigeuner. Eine Erzählung für das Volk. 5. Aufl. Mit einer Lebensskizze Rudolf Desers von Dr. Hermann Deser. Nebst Titelbild. (Stuttgart, F. Gubert. 144 S. gebest. Pr. 1 M.) — Die Deserschen Erzählungen, früher im Jümmerschen Verlag in Frankfurt, jetzt nach Süddeutschland (Stuttgart) gekommen, werden immer wieder als gesunde, wahre Volkesschriften in Cours geseht. Die von einem Sohne des Verf. geschriebenen vortrefflichen, unbelangenen biographischen und litterarischen Mitteilungen sagen mit Recht von dem „Zigeuner“: „es behandelt die Conditie, die dem Kinde eines fremden Volkes inmitten einer christlichen und deutschen Bauerschaft erwachsen und ist nach Wilmaris mündlich geäußertem Urtheil die beste oder wenigstens poesievollste Schrift D. Glaubrechts.“ — Wie gerne die Bauerschaft seiner Heimat seine Schriften las, dafür ein Beispiel. Als der „Zigeuner“ erschien, schrieben einige junge Bursche das Büchlein ab, damit ihre Freunde nicht auf die wandernden Exemplare der Gemeindebibliothek warten müßten.“ — Von demselben Verf. sind in demselben Verlag zu je 20 Pf. die mit reizenden Titelholzschnitten gezeichneten Erzählungen aus dem Westlande *Die Winkelshule*, *Der Weidenkasper* und *Der Bergschäfer* erschienen. O. K.

— Ein interessantes und ganz geschickt gemachtes Büchlein ist unter dem Titel: *Dies irae*. Erinnerungen eines französischen Officiers an die Tage von Sedan (geb. 2 M., geb. 3 M.) soeben im Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart erschienen. Dasselbe wird freilich nicht von einem französischen, sondern allem Anschein nach von einem deutschen Officier herrühren, beehrt aber offenbar auf gutem Quellenstoffum; es enthält Einzelheiten über Napoleon, Mac Mahon, Wimpffen, Ducrot, Wallstet u. A., die sehr wohl richtig sein könnten und schildert die Zustände vor und in der Schlacht bei Sedan, durch welche französischerseits die Katastrophe ermöglicht und herbeigeführt wurde, so anschaulich und dramatisch, daß man ganz zurückversetzt wird in jene entscheidende Zeit des großen Krieges und fast glauben möchte Verf. sei wirklich dabei gewesen.

— **Gottlieb Franck**. (Dr. E. Freyburger.) Das Kättelri aus dem Wieselthal. 2. Aufl. (Heidelberg, G. Winter. 126 S. Broch. 1 M. 20 Pf.) — Es ist in der That sehr dankenswert, daß ein Schriftsteller von der Revidentenmäßigkeit und Gehiegenheit des Verfassers keine gewandte Feder eine Arbeit wie der vorliegenden widmet: speciell dem Stande der Dienstmägde eine Geschichte darzubieten, die ihnen ans Herz zu greifen geeignet ist. Es ist die einfache und doch ereignisreiche Lebensgeschichte eines liebenswürdigen verarmten Mädchens, das durch all die Kämpfe hindurch und an allen den Klippen vorüber geführt wird, an denen das Lebensglück und das Seelenheil von Tausenden im dienenden Stande zerfällt — in seiner Weise ein kleiner Roman, aber mit großem Geschick so recht aus dem wirklichen Leben gegriffen und von einer edel christlichen Tendenz beherrscht. Der keiner Dienstmagd ein gutes, Herz und Gemüth bildendes Büchlein auf den Weibmächteich zu legen wünscht, dem können wir das Kättelri beizus zu diesem Zweck empfehlen. Dem süddeutschen Ursprung der Erzählung entsprechend, deren Schauplatz Basel und Umgegend ist, werden die technischen Bezeichnungen für die Hausstandsgegenstände norddeutschen Leserrinnen vielfach unverständlich sein; das Buch würde daher gewinnen, wenn die weiteren Auflagen entsprechende Erläuterungen — vielleicht auch eine Uebersetzung der Hebelischen Verse — beigegeben würden.

— **Sammlung ausgewählter Schriften von Heinrich Conscience**. Aus dem Flämischen. 73. u. 74. Bänden. Geld und Adel. (Meyerdorffsche Buchhandlung, Münster 1882. Pr. M. 1,20.) — Conscience, dessen Name auch in Deutschland seit seiner ersten maunhaftigen Opposition gegen irrationales heiliges Weltthum keinem Gebildeten unbekannt ist, dessen Gestalten reitweise schon der Weltlitteratur angehören und, etwa wie die eines Cervantes, sprichwörtliche Typen geworden sind, hat natürlich auch nicht unterlassen, die brennenden socialen Fragen der Zeit zu berühren oder ganz in die Hand zu nehmen. Umer Bänden trägt seine Tendenz an der Stirn und zeichnet in Localfarben tragikomische Erscheinungen des modernen Gelduntertums, die sich überall wiederholen, wenn auch nicht jeder Wauregessell zu bronzenen Löwenköpfen auf eichenen Thorflügeln, zu polirten Marmortreppen, Marmorlaminen und Celgemälden in

breiten Goldbrauen gelangt, wenn auch nicht jeder Bemühtungen durchzumachen hat, die sein Ehrgeiz in Trümper zu verwandeln sucht, bis Einmal und Wahrhaftigkeit auf der einen — und vornehme Meierwürdigkeit auf der andren Seite ihm die Augen dafür öffnen, wo er das wirkliche Glück seines Sohnes zu suchen hat. Der Faden der Erzählung verläuft einfach und natürlich, die Charaktere sind fein und wahr gezeichnet. Einige Kolobde von Drucksehern spalten so fein, daß ein Nichtauswischer an dem guten Deutsch des Uebersetzers irre werden könnte.

— Ein Frauentagebuch von Emma Marshall. Aus dem Englischen. (Stuttgart, 1881. J. F. Steinkopf. Preis R. 1.80.) — Die Kunst, pilant gewürzte Saucen dem ledernen Gaumen des blasirten Weichmads zu servieren, ist in unsrer Zeit fast zum Handwerk geworden, das für viele einen goldenen Boden hat. In scheinbar gewöhnlichen und alltäglichen Verhältnissen das Psychologisch-interessante aufzufinden und in ungewohnter Weise in das Licht der Wahrheit und Ewigkeit zu stellen ist schwieriger, aber im Grunde auch lohnender. Bewußt wird auch dies Frauentagebuch in seiner schlichten Gestalt sich besonders in Frauenkreisen immer mehr Teilnahme und dankbare Anerkennung erwerben. Aber auch für Männer sind darin leise Winke enthalten, die ihnen zur Föhrung einer glücklichen Ehe und geeigneten Kindererziehung Gewinn bringen könnten.

— Die Poesie der Siansprache und Devisen. Von H. Wichmann. (V. Hoff & Co., Königl. Hofbuchdruckerei in Düsseldorf, 1882. Preis R. 6, geb. R. 8.) — Ein prächtiges Buch, welches den Prachtband mit Goldschnitt, von dem ein vorgelebtes Kettenband, wohl verdient. Sein Motto heißt:

Fromm weich ehrlich mild  
Höret in des Adels Schild.

Es wird auf seiner Bibliothek wissenschaftlicher Art fehlen dürfen, doch auch von jedem Gebildeten mit Interesse und Nutzen gelesen werden, wenn auch das Ganze mehr zum Nachschlagen und Studium, als zu einmaligem Genuß dienen dürfte. Einen Begriff von dem Reichthum seines Inhaltes gebe das Inhaltsverzeichnis: Entstehung der Devisen und Siansprache. — Die griechischen Helden und Classiker. — Die römischen Classiker. — Die römischen, griechischen und deutschen Kaiser. — Die geistlichen Ritterorden. — Die Tappen und Turniere. — Die Schlacht- und Feldrufe. — Die Poetik der Devisen. — Die weltlichen Ritterorden. — Die Universitäten und die Stammbücher. — Die italienische Sprachpoesie. — Die provençalische, französische Sprachpoesie. — Die spanischen und portugiesischen Devisen. — Die Devisen und Mottos Großbritanniens. — Die niederländische Sprachpoesie. — Die scandinavische und slavische Sprachpoesie. — Der dänische Elefanten-Orden. — Die Wahlbrüder der Hohenzollern. — Die Sprachpoesie Deutschlands. a) Litteratur und ältere Zeit; b) Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges; c) Die deutschen Frauen; d) Die gelehrte Welt. — Die humoristische Sprachpoesie. — — Hier ist Kapibarstil der Weltgeschichte. — Quintessenz von Charakteren ganzer Völker, ganzer Heiten, einzelner Koryphäen in uuo. Besonders interessant

sind die Mottos und Siansprache hervorragender Personen der Gegenwart und Zeitgeschichte, z. B. wenn Graf Doltle spricht: Erst wägen, dann wagen — oder Krou: Echl und recht in Rat und That. — Oder der portugiesische Grande Graf Stillsried Alantara die recht deutsche Devise adoptirt: Tadeln und nicht dulden. Auch Humor und Spott hat weltgeschichtliche Ereignisse verewigt. Die Holländer verpöhten die untergegangene Armada Philipps des Zweiten durch eine Medaille, welche einen niederländischen Löwen zeigte mit der Ueberschrift: Soli deo gloria — auf der Rehrseite aber die spanische Flotte mit der Umschrift:

Classis Hispanica Venit, Ivit, Fuit. — — Nach der Befreiung der Niederlande 1699 zeigte eine Gedächtnismünze im Avers einen auf einer durchlöcheren Trommel schlafenden, von Helm und Rüstung entkleideten Soldaten mit der Rehrseite: quiesco — ich ruhe — im Revers einen vor seinem Pulle eingeschlafenen Kaufmann, den Rehrer bei den Ohren zupft: plus vigilia — sei wachamer. Ueber einen gestürzten Gänstling ipotet ein Seidenwurm, der aus dem cocoon friedt: et feci et frogi: ich schuf und zerschürte ihn — über einen ungetrunnen Freund ein Binteget: et dum satiatu, adhaeret: anhänglich, bis er satt ist — über einen Heuchler ein Grofobil: devorat et plorat: verschlingt und weint — über einen beschwerlichen Liebhaber ein Schwein, das an einer Blume riecht, mit der Ueberschrift: non hnelo para ti (pour toi) — ich rieche nicht für dich. . . —

— Deutscher Volkspiegel. Gedichte aus deutscher Geschichte und Sage von August Schaller. (E. Eduard Müller, Bremen 1882. Preis 2 R. 40 Pf.) — Eine große Fülle von Sagen der Sage und Geschichte, darin des deutschen Volkes Art sich spiegelt. Durch das Ganze weht ein ernster gottesfürchtiger patriotischer Hauch. Daß nicht jeder Stoff zu poetischer Ausgestaltung gleichmäßig fähig ist, daß manches noch knapper gefaßt, einzelnes ohne Nachteil für das Ganze entbehrt werden könnte, ist dem sorgsamgewandten Verfasser vielleicht selbst nicht entgangen und wird vielleicht bei einer neuen Auflage, die wir dem Büchlein aufrichtig wünschen, berücksichtigt werden.

— Die Plejaden. Gedicht in 10 Gesängen von Adolf Friedr. Grafen von Schach. (Cotta'sche Buchhandlung. Stuttgart, 1881. Pr. 3 R.) Mit einem Titelbilde von Julius Raue, darstellend die Rückkehr von Kallias und Krete aus der Schlacht von Salamis. — Der Verfasser hat dem deutschen Volke eine Fülle von anmutigen und interessanten poetischen Gaben dargeboten: Gedichte und Romane in Versen, politische Lustspiele und Trauerspiele, Heldensagen und Weisungsänge, Jmbisches und Persisches, — und ein nicht geringer Teil hat solche Nachfrage gefunden, daß mehrere Auflagen nötig geworden sind. Darum sollte man meinen, daß er nicht grade Ursach habe, über die Räte der Mittelwelt zu klagen und sich der höheren Herzschläge noch nicht geborner Herzen zu getroßen. Indes hat ja auch Platen im schönen Auslande sich damit genügen lassen, daß ihm seine Stirn von Vorber troff, welchen das Vaterland ihm, wie er meinte, versagte. Wüste es nicht auch Goethe erfahren, daß das größte Publikum immer nur vom



Roßlicheu Interesse gereizt und beherrscht wird? — Der Kampf des Orieden gegen Periens tyrannische Uebermacht, diese ewig frische Verjüngungsquelle, dieser Herd der ersten Jugendbegeisterung wird uns in lebendigen Bildern von unrem Dichter vorgeführt. Wir leben und weben unter griechischem Himmel, auf griechischer Klur, in den geweihten Stätten des hochbegabten Volkes, das der Welt vor Augen stellen sollte, wie weit es der Mensch aus eigener Vernunft und Kraft zu bringen vermöge. Auch in der Anlage unseres Gedichtes tritt classische Einfachheit und anschauliche Plastik uns sympathisch entgegen. 219 Seiten voll fünfjähriger Trochäen könnten auf den ersten Blick abschreckend wirken, aber der Dichter behandelt die Sprache mit zauberischer Anmut und feinstem Geschmac, so daß schon die Form jeden fesseln muß, der Sinn für Rhythmus hat. Der Monotonie weiß er durch Daktyle und Anapäste zu wehren, die an rechter Stelle eine malerische und melodische Wirkung hervorbringen. Als Probe — und zugleich als Spitze des Ganzen zur Erklärung des Tiefstufers — können wir uns nicht versagen einige Zeilen aus dem letzten Gesange mitzutheilen:

Aber als die Nacht herabgesunken,  
Müßten Alle sich zum Aufbruch. Kann noch  
Hat der Fahrwind um die dritte Wache  
Sich erhoben, als sich Männer, Weiber  
In die Boote drängen und die Riele  
Durch die hochaufschäumenden Wogen fliegen.  
Kallias lehnt am Bord: mit Arete, —  
Neben ihr des Vaters Aikoneune, —  
Und empor zum Himmel denkend, spricht er  
In der Jungfrau: Sieh im reinen Radtblau  
Die Plejaden dort, die himmlischen Schwestern,  
Die der Pilot als glückverheißende Zeichen  
Breit. Schon meiner kindliche Lieblingssterne  
Waren sie: und als im fernem Lande,  
Von Gefahr umdroht, bedrängt von Jweifeln,  
Ich ihr mildes Licht gewahrte, steht ich,  
Daß auf tiefumdunkeltem Pfad des Lebens  
Führerinnen zum erlesenen Ziele  
Sie mir seien. Bald dann, als Bethörung  
Mich von Vaterland und Pflicht und Irene  
Loszureißen drohte, weckt' ihr Strahl mich  
Aus dem Sinnenrauschel! Sieh, durch Strudel  
Und Orkane haben nun die Holden  
Mich — und dich an meiner Seite, Teure, —  
Ins getretete Vaterland geleitet! . . . .

— Der Rönch von Mattsee. Ein Sang aus dem Salzland von Ani. Dreitner. (Leipzig, W. Debeser. 1881. Preis 3 M.) — Der Verfasser rühmt sich, diesen Rönch in das Gewand der Schweißlichen Stüde gekleidet zu haben, damit er rühtig und fest sei, weite Reisen durchs ganze Gebiet der deutschen Junge zu machen, als ein überall willkommen gern gesehener Gast. Den historischen Hintergrund des Gemäldes bildet die Zeitpöche Karl des Großen. Der Schauplay der Handlung ist das unweit Salzburgs gelegene Mattsee, welches als Niederlassung um das von Inasilo von Bayern gegründete Stiftskloster Mattsee entstanden ist. Der romantische Kern ist Liebeswerben und Liebesnot des Herzogskindes Maria. Ihr Gegenstand ist der hübsche Rönch Heinrich, eigentlich Habubrand, der Sohn Habubrands, der nach zehnjähriger Buße für das Erschlagen des

nicht erkannten Vaters vom Papsi in Rom selbst Absolution empfängt und dann der längst Geliebten die ritterliche Rechte zum Bunde reicht. Daß Schöffel sein Vorbild und Meister ist, bekundet der Dichter mit einer Art stolzen Triumphes — und es ist nicht schwer Ankünge aus dem Trompeter von Sädlingen und aus Edehard herauszubören. Der Affe Hopsi ist ein Seitenstück zum Rater Hiddigeigel. Köpfi überschreitet die Selbstironie des Verfassers das Maß:

Aderbau, gebed ich deiner,  
Viegis wie Dänger mir im Herzen,  
Wie Gehädjel mir im Rogen.  
Wie Wespensier steigen mir die  
Zufunftsdochen ins Gewissen,  
—  
Seh mich schon als dummen Bauer —  
Hinter'm Flug gehn und den frischen  
Riß mit Krondängen prüfen . . . .

So geht es durchschnittlich in vierfüßigen Trochäen durch das ganze Werk — mit Ausnahme von eingeleiteten kleineren lyrischen Ergüssen und dem in leichte Reime gefassten Liebe vom alten Hildebrant, welches dessen aus dem Rönch entpuppeter Sohn den Hochzeitsgästen singt. Daß der Sängler seinem gefeierten Vorbilde nicht nur das Versmaß, sondern auch die jeweiligen störend burleskhaften Nachlässigkeiten in der Versbildung, welche allem Rhythmus Hohn spricht, entnommen hat, können wir nicht als einen Vorzug anerkennen. Die Trennung von Präpositionen oder Artikel von ihren Substantiven dadurch, daß erstere an den Versschluß gedrückt werden, erscheint uns nicht als Fortschritt. Davon wimmelt aber das Nachlein, obwohl es dem Dichter gewiß eine Kleinigkeit gewesen wäre dergleichen zu vermeiden. Einzelne Zeilen sind gar nicht zu scandieren und erinnern an Knäppeldämme, auf denen für den geschicktesten Reiter oder Fußgänger das Stolpern unerbittlich ist. Ob sich nicht auch hier Druckfehler eingeschlichen?

Im Gegenfaz dazu ist eine Erquickung, schon um der Form willen, zu lesen:

— Der letzte Wendenkönig. Romantisches Gedicht von Johann v. Wildenradt. (Leipzig, Verlag von W. O. Viebeckind. 1882. Pr. 2 M. 3/4.) — Culturgeschichtliche Tragödien, Völkervergange haben eine herzbetörende Gewalt, sonderlich, wenn sie sich in einzelnen hervorragenden mächtigen Gestalten individualisieren, — sei dies ein letzter Mohikaner oder ein letzter Wendenkönig. Das Gedächtnis solcher letzter Schicksale gleicht dem sich vergrößernden Bilde der sinkenden Wondscheibe, welche durch den dämmerhaften Nebel rot und traurig schimmert. „Die wendischen Könige nahmen keine durch große Nachfälle oder glänzende That ausgezeichnete Stelle ein: wo sie überhaupt bestanden, waren sie der natürliche Kopf zu einem Organismus, der Fleisch und Blut war ganz wie dieser und an nichts schlechter. Sie verschwanden für das Auge der Geschichtschreiber . . . — Als die christlichen Deutschen gegenüber den heidnischen Wenden Sieger blieben, war es für die unterjochten Wenden leicht möglich, unter einer nur etwas veränderten Form das nationale Königtum in das neue ländliche Gemeinleben mit hinüber zu nehmen . . . Einmal erscheint vor dem Erlöschen des wendischen Fürstentums einer seiner

Träger halbkenntlich: in den bewegten Zeiten der Bauernkriege. — Ueber ein Jahrhundert später führt aber die Sage seine Gestalt noch einmal herauf.“ Hiermit reicht uns der Dichter selbst den Schlüssel zum Verständnis seines Werkes. Der locale Mittelpunkt desselben ist der bis auf den heutigen Tag interessante Spreewald. An die oben ange deuteten Kämpfe erinnert die ganze ältere Geschichte der niederlausitzischen Stadt Lübben und noch jetzt bezeichnet das Schloß dabeist eine von den beiden Burgen, welche die Straße auf der Grenze des Wendischen und Deutschen zu verteidigen hatten. Indeß — der an sich interessanteste Stoff wird erit zur Poesie durch die gestaltende Hand des Dichters. Diese beweist sich in unirem Werke als eine Meisterhand. Einfach und natürlich folgen die einzelnen Bilder auf einander, spannend bis zur letzten herzererschütternden Katastrophe — als die deutsche Grenzantochter Wathilde ihrem wendischen Geliebten, dem ebenio hochgeehrt als schmähdlich geschändeten, edlen Nictol freiwillig in den Tod folgt. Aber alle Charaktere sind mit sühnen markigen Strichen gezeichnet. Rag von ihnen nichts weiter verraten werden. Hoffentlich genügt das Gelegte, um alle Freunde tiefer edler Poesie in classischer Form nach genauerer Bekanntschaft begierig zu machen.

— Ajax. Dramatische Dichtung frei nach Sophokles' gleichnamiger Tragödie von Dr. Ver t in. Motto: Ihr Menschen, beget Eigendünkel nie, Wie viel euch auch das Glück an Macht verlieh! — (Hagen i. W. und Leipzig, Verlag von F. Nifel & Co., 1881. Preis M. 1.20.) — In jeder Uebergangszeit finden sich seltsame Versuche zu allerhand Vermischungen auch nicht homogener Elemente, zur Verrückung der Kunstgrenzen im allgemeinen, wie der einzelnen Pfafen. Die Musik beginnt zu malen, die Malerei will nur noch mit Farben „tönen“ ohne klare Umrisse, die Plastik begiebt sich ihres eigenthümlichsten Vorzuges, um mit verwirrender Gruppierung zu weiterern . . . u. s. w. Dies diene zur Entschuldigung und Erklärung, wenn auch in der Poesie ähuliche Erscheinungen hervortreten. Den Sophokles in fast Hans-Sachs'schen Costüm uns vorgeführt zu sehen — muß ein wunderliches Gefühl in uns weden, fast wie eine travestirte Aeneide — oder wie Eüher und Wardochoi im Jahrmarktsspekt zu Hundersweilern, — — und wirklich bedient sich auch unser Uebersetzer der steifen Alexandriner, die uns dort ergötzen, obwohl er sich nicht immer an die Sechszahl der Verse hält.

Athen:

O Freund Odysseus sage mir, was suchest Du,  
Was schleicht um Ajax Zell so lang schon  
ohne Ruh?

Odysseus:

O Stimm' Athens! ich hör's es ist dein  
Götterlaut,  
Wie wohl ich dir noch nicht ins hebre Antip  
hab geschaut,  
Vom Helden Ajax geht die schlimmste Mär,  
Er hab' mit seinem Schwert gemordet, wie  
noch nie,

Erwürgt die Hirten samt des Heeres  
Beutevieh. — —

Oder klingt es nicht nach einem modernen Sing-

piel im Anfange des zweiten Actes vom Munde  
des Chors:

Wie schweigt ich im Glück,  
Ist freudvoll dein Blick,  
Doch wie schmerzet es mich,  
Hör verläumdet ich dich . . .

Oder:

Tekmeja: Nicht rede so, ich bitte dich —  
Kjas: Dein Jammern, Weib, ist süchtlich . . .  
Tekmeja: Geliebter Kjas, laß dich rühren!  
Kjas: Es kann dein Klagen zu nichts führen.  
Wenn Kjas klagt:

O Tod, o Tod zeig mir dein Angeficht,  
Das ein'ge, was ich noch begehrt!  
Zum letzten Mal schau ich der Sonnen Licht,  
Gleich wird es finster um mich her!  
so wird man unwillkürlich an die Klagen von Pyramus und Thisbe im Sommernachtsstraum erinnert. —

Da wir nun einmal in die Dramatik hineingerathen sind, so mögen hier gleich mehrere dramatische Producte zusammengestellt werden:

— Ehtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort von Emanuel Weibel. Aufführungsrecht vorbehalten. (Schwerin in M. A. Hildebrand, 1882. Fr. M. 1.20, geb. M. 2.50.) Je mehr dem Altmeister wahrhaft deutscher Lyrik, den auch ganz anders gerichtete Litteraturhistoriker neben die gartesten und kräftigsten Rinnensänge zu stellen kein Bedenken trugen — unter andern auch ein Johannes Scherr, — von moderner, frivolster Asterkritik hämißig an seinem wohlverdienten Kranze gerissen wird, weil er Liebe singt und nicht Haß — geistige Liebe und nicht fleischliche Lüsterheit und interessanten Gehbruch, — — um so mehr sollte das deutsch-christliche Volk dankbar jede neue Gabe entgegen nehmen, die ihm von diesen Händen geboten wird. Ob vorstehendes Drama schon zur Aufführung gelangt ist, oder dahin gelangen wird, weiß Keferent nicht. Wenn ein siegreicher Kampf im Herzen einer edlen hochbegabten Frau, ob Schauspielerin oder nicht, ist irrelevant, ein Kampf zwischen eiganem Liebesglück und freiwilliger Entjagung zu gunsten einer Verlassenen, ein Kampf, hineingepreßt in eine kurze Stunde vor ihrer Darstellung der Iphigenia und dargestellt in einer Sprache, wie wir sie nur bei der Iphigenia und dem Tasso finden, wenn ein solcher Kampf imstande ist, das deutsche Publikum zu interessieren, so wird dieses Gold aus dem Feuer hämißcher Kritik glänzend hervorgehen. — — Oder — ist denn alle wahrhafte Liebe nur weiblich oder weiblich? Dann müßte sich auch ein Goethe des Bekenntnisses schämen:

Das Ewigweibliche zieht uns hinan! — —  
— Vonoda. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Hiltz. Den Bühnen gegenüber Manuscript. (Hannover, Arnold Beicheit, 1882. Preis M. 1.50) Ein Drama, das sich vom vorhergehenden schon durch die Fälle der auftretenden Personen unterscheidet. Dort nur 3 oder 4 — wenn ein aufwartender Jäger mitgezählt wird, — hier König Salomo, Nathan der Prophet, der Hohepriester, Priester, der Kanzler, Hofwärtenträger, Propetensschüler. Kriegsteute, Tempeldiener. Bürger von Jerusalem, Volk u. s. w. — Der Träger des Stückes Vonoda ist ein beson-

ders hochbegabter Levit, der als Verfasser des Hiod durch sein eignes Leben, Leiden und Siegen dem in traditionellen Regeln eines verirrten Zeitgeistes befangenen Volke die Ueberzeugung abnötigt oder auszwingt von der Wahrheit, welche durch das Buch Hiod für alle Zeiten an das Licht gestellt ist, — und welche durch den Mund des Herrn die Verriegelung empfangt in mehr als einem Jenem. — Jacharias, ein Freund des Nathans. Ist nach jahrelangem Leiden gestorben. Dadurch erscheint er dem Volke als Fremder, von Gott gezeichnet — und seine ehrenvolle Bestattung durch seine nächsten Angehörigen selbst ein Frevel und Gräuel. Am Grabe des toebn Bestatteten werden auch die beiden Leviten Ariam und Vanoda von erbitterten Bürgern aufgepöbelt. Diese wollen Grab und Leiche schänden. Vonoda hält den Frechsten an der Kehle jurüd. Diese heißblütige That krast der hinzutretende Nathan, doch den Wahn und Angriff der Bürger nicht weniger. Dies ist eine Stärkung für Vonoda, sein van Gatt eingeegebenes, bis jetzt noch keinem bekanntes Werk: Hiod — auf jede Gefahr hin an das Licht treten zu lassen. Indeß soll er bald Gelegenheit haben, in bitterster Erfahrung seinen Glauben zu bewähren und zu nähren. Ein Nebenbuhler Vonoda's, Namens Ariam, weiß der Geliebten desselben, der Tochter jenes toebn bestatteten, den Zweifel ins Herz zu trüben: ob Vonoda nicht doch im Grunde seine hohe dichterische Begabung und deren Erfolg höher liebe, als seine Brant. Dieser, von dem Verdacht erschüttert, beschließt, sich selber den Beweis des Gegentheils zu geben. Die Tagesfrage, welche Volk und Oberste erregt und bis an den Saug eines geliebten Menschen getreten ist, hat ihm schon lange auf den Herzen gebrannt und ihn zur Abfassung des Buches Hiod veranlaßt. Er legt sein Werk auf dem Altar des Herrn nieder mit dem Schwure:

„Niemand soll einer je von mir erfahren,  
daß ich des Buches Hiod Dichter bin!“

Das Gerücht von einer auf den Altar des Herrn niedergelegten Schwärzchrift erregt den pharisäisch-frommen Teil des Volks. Aber im Tempelbarhof erscheinen bald Boten der verschiedensten Prophetenschulen mit der Erzählung, daß der Herr das ihm dargebrachte Buch Hiod als ein ihm wahrgefälliges Opfer annehme. Dem wie sinnverwirrten Volke macht der Prophet Nathan die Sache durch ein treffliches Gleichnis anschaulich. Und bald wird der unbekannte Sänger im Namen Gottes aufgefordert sich selber zu entdecken. Vonoda ist entzückt über den Wunderweg des Herrn, aber sein Gelübde versiegelt ihm den Mund. Ariam aber, der den Vonoda überall pionierend umschleicht, ein heimlicher Zeuge von dem Opfer und Gelübde des Vonoda, hatte ihm in jener kritischen Phase gedroht, das Geheimnis zu verraten, falls er nicht bereit sei, wie keinen Dichterrühm, auch seine Liebe zu opfern. Als nun aber der feierliche Aufruf an den unbekanntem Dichter ergoht, sich zu offenbaren, da tritt der heuchlerische Ariam vor, um den nichtgesetzten Ruhm zu ernten. Auch jetzt noch schmeigt Vonoda. Als aber der streche Lügner auch die Hand nach der geliebten Johanna ausstreckt, um sie als Lohn zu fordern, da ist Vonoda seiner selbst nicht mehr mächtig. Er stößt ver-

ächtlich heraus, daß dieser Ehnde unfähig wäre, auch nur einen Vers eines solchen Gedichtes zu verfassen, aber — seine unangemessene Autorchaft entlarven kann er nicht. Er darf sein Gelübde nicht brechen. — Ariam aber ist frech genug, feierlich Gatt selbst als Zeugen der Wahrheit anrufen zu wollen. Johanna ist auch nach dem entsetzlichen Weineide in ihrem Glauben an die Wahrhaftigkeit des geliebten Vonoda nicht zu erschüttern, auch nicht als die Mutter mit dem Kinde droht, wenn sie sich weigere, des Vonoda Hand fassen zu lassen und die des Ariam zu ergreifen. Aber sie giebt nach. Nur noch einmal will sie ihren Geliebten sprechen. Er erscheint und sie beschwört ihn bei seiner Liebe, das rettende Wort zu sprechen, das er sicherlich sprechen könne. Aber auch in diesem furchtbaren Kampfe klammert er sich an seinen Gott und sein Gelübde, und da er sie fragt, ob sie wünsche, daß er dem Herrn in's Antlis lächere, spricht sie Nein! und fährt in unendlicher Innigkeit fort: Freund, ich glaube dir und bitte dich nicht mehr. Da haben Tempeldiener, welche Vonoda von seinem Tempeldienerramt entsetzen und ihm die Insignien nehmen. Johanna aber läßt dadurch sich nicht abhalten, dem Entsetzten den Ring ihres Vaters als Andenken zu überreichen, ja die Liebe öffnet ihr die Augen für den wirklichen Sachverhalt:

Ariam hat geklohen das Buch Hiod,  
Ihm, der's geweiht dem Herrn, indem er  
schwur,  
Zu Gottes Ehre von dem Werk zu schweigen. —

Indeß die Schwereangeschene soll zunächst noch tiefer in den glühenden Schmelztiegel. Als alles Volk am Veröhnungstage auf den knieen die Schuld bekennt, bleibt Vonoda stehen. Darüber zur Rede gestellt, erklärt er:

Ich bin so treu wie kaum ein Mann gewesen  
Und alle Qualenstuten, Unglücksströme,  
Sie konnten meine Treue gegen Gatt  
Nicht brechen . . . .

Solche Treue

Darf wahrlich doch gestehn: Ich bin gerecht!  
Darauf wird er feierlich in den Vann gethan und — wenn er binnen einer Stunde nicht reuevoll steht, soll auch der Barhof ihm verlagst bleiben. Da tritt Ariam, der Stifter seines Unheils höhnisch zu ihm und reizt den Unglücklichen so, daß er ihm mit dem Opferräucher eine Wunde beibringt. — Nun ist dem Gebannten auch der Tod verhängt. Aber die Liebe erfindet Rettung. Johanna hat dem Nathan und durch ihn dem Salomo mitgeteilt, was ihr Herz ihr als Gewißheit verbirgt und Salomo spricht zuletzt zu Nathan:

Zwei Rätter stritten gestern um ihr Kind;  
Ich hab die rechte Rätter ausgefunden.  
Zwei Väter streiten heute um ihr Kind:  
Glaub mir, ich finde auch den rechten Vater. —  
Aber in welcher köstlicher Weise sich dies erfüllt und wie der gotthe Ring des Drama's sich ebenso überraschend, als natürlich schließt, das möge der geneigte Leser selbst nachlesen. Dem Schreiber dieser Zeilen ist lange kein ja tiefer herabgewallenes und farnvallebetes Dichtwerk vor Augen gekommen, wie „Vonoda.“

## 7. Verschiedenes.

— Deutsche Samaritanerinnen. Frauenbilder von Rudolf Bunge. Mit acht Porträts. (Leipzig, Karl Neisner. 1883. 204 S. Pr. M. 6, geb. M. 7.50.) — Ein recht gefällig ausgestattetes Buch, welches die kurzgefaßten Biographien von Marie Simon, Eveline von Verbeelen, Gräfin Hedwig Wittberg, Villa Deichmann-Schaafhausen, Anna Maria Stalberg, Maria Mertert, (Oberin der grauen Schwestern zu Reiffe) Amalie von Lasantz und Maria Katharina enthält. Schon aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß Verf. einen religiös neutralen Standpunkt einnimmt, als er seine Lebensbilder aus allen Confessionen der christlichen Kirche entnommen hat. Wenn also bei denjenigen Frauen, deren Liebeshätigkeit in ihrem Christentum wurzelte, das religiöse Moment vielleicht nicht zu seinem vollen Rechte kommt, so hat Verf. doch tiefes Verständnis dafür, wie wir können uns denken, daß seine Schilderungen in manchen Kreisen, welche sich bisher der christlichen Liebeshätigkeit fern hielten, Nutzen zu stiften im Stande wären. — Das fleischlich wird man niemals übersehen dürfen, und hätte vielleicht Verf. andeuten können, daß ein großer Unterschied besteht zwischen gelegentlichem freiwilligem Krausenspielen und der vollen Hingabe einer Diakonissin oder barmherzigen Schwester, mit deren Beruf das Gedächtnis des Gehorsams, der Armut und Keuschheit unzertrennlich verknüpft ist, mag es nun bei den Katholiken in geistlicher Weise formell gegeben, oder bei uns in evangelischer Freiheit als selbstverständlich vorausgesetzt werden. — Neues wird in unserem Buch naturgemäß nicht grade geboten. Die Lebensbilder sind eben mehr „Eisens“ als Quellenforschung; aber ansprechend und mit warmer Teilnahme geschrieben, werden sie in deutschen Frauenkreisen gewiß auch da die verdiente Aufnahme finden, wo die größeren Biographien, denen sie entnommen sind, zu unbekanntem Hausgenossen gehören. D. v. C.

— Wir bringen nachstehend noch eine Reihe von Büchern zur Anzeige, die uns zugegangen sind. Zunächst ein Kochbuch, wie es in gleich prachtvoller Ausstattung bisher gewiß noch nicht existiert hat. Es heißt: Die feine Küche. Vollständiges Lehr- und Handbuch der Kochkunst, Kuchenbäckerei und Einmachekunst in ihrem ganzen Umfange. Herausgegeben von Julius Guffé, Mundloch des Jockey-Klub zu Paris. Zweite Auflage, nach den Lehren der größten Meister der deutschen, französischen und englischen Küche durchaus umgearbeitet und vermehrt. (Leipzig, Moritz Schäfer.) — Der uns vorliegende erste Prachtband kostet wohl M. 11.50, aber in Rücksicht auf die Stärke von 400 Seiten, von zahllosen Holzschnitten und einer Reihe trefflicher, außerst instructiver Farbendrücke erscheint der Preis durchaus nicht zu hoch. Uebrigens ist der Inhalt keineswegs nur auf fürstliche Tafeln angechnitten. Wegen die etwaige Einteilung der Kochkunst in die „bürgerliche“ und die „höhere“ vermehrt Verf. sich ausdrücklich. „Der Geist der Kochkunst ist nur einer und die Prinzipien der Kochkunst sind dieselben, ob nun Nindfleisch mit Reis oder ein getrüffeltes Truthuhn bereitet werde.“ — „Sorgfalt und Sparsamkeit sind die

Kriterien des wahrhaften Kochkünstlers, der mit den einfachsten Mitteln das Höchste zu erzielen weiß.“ — Das Gouffé'sche Kochbuch ist ein schönes Weihnachtsgeschenk. Im einzelnen mag nach bemerkt sein, daß alle Maße mit größter Genauigkeit angegeben sind und alle Speisen neben dem französischen auch einen ehrlichen deutschen Namen bekommen haben. D. v. C.

— Biese, Dr. V. Von Lebensidealen. Ein Vortrag. 2. Aufl. (Berlin, Wiegandt und Griepen. M. S. Preis 80 Pf.) — Keine philosophischen Abstraktionen, vielmehr die Ergebnisse reicher Lebenserfahrung. Keine auf Stelzen gehende Sprache der Gelehrsamkeit, vielmehr ein klares, edles, schönes Deutsch. Wollte Mef. auf den Inhalt des Vortrages eingehen, so müßte er den ihm gegebenen Raum einer Anzeige überschreiten. Der Vortrag ist vor 14 Jahren im Ev. Verein in Berlin gehalten worden. Der Verf. nennt seine Arbeit deshalb eine zeitgemäße, weil wir in dem Realismus der Gegenwart in Gefahr geraten, die Hüter der unsichtbaren Welt zu verlieren. Wer in der Gegenwart nach keiner Seite hin sein Ideal verwirklicht sieht, wird sich an diesem Vortrag erquicken. D. K.

— Brandhorst, Elisa. Neuer Ferkeltanz deutscher Schriftsteller in Poesie und Prosa. Zweite Sammlung. (Hannover, Arnold Dieckel. 200 S. Preis 3 M., geb. M. 4.) Die zweite Hälfte des Alphabets M—P. Die Prosafik sind der genießbarere Teil und unter diesem sprechen biographische Mitteilungen über Freiligrath, die Sängerin Kara und den Grafen Alexander von Warttemberg am meisten an. Unter den Namen bedeutender Männer befragen wir fast nur Unbedeutende. Unter den Bedichteten ragt hervor der Bähen de von Levin Schädling und der kleine Paul (nach V. Huga) von J. Stauffacher. In Reime gelegelter Rationalismus wird von Lina Morgenstern und der pseudonymen A. vom See dargeboten. D. K.

— Steinhilfen, H. Zufällige Vergenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes. Neue Folge. (Leipzig, Georg Böhm. 88 S. Preis 1 M. 20 Pf.) — Der Inhalt des ersten, unter dem Titel „Nemophilus in Leipzig“ erschienenen, gegen den Ebers-Gultus gerichteten Heftes war ursprünglich im „Reichsboten“ abgedruckt. Im vorliegenden zweiten Heft giebt ein Berliner die Briefe seines vornehmlich gegen die öffentlichen Kunstsammlungen, Kunstausstellungen und gegen die öffentliche Kunstpflege gerichteten Freundes Kilian, der auf dem platten Lande wohnt, heraus. Der Herausgeber kennt den Vorfprung, welchen wir von den stolzen Wogen der immer mächtiger anschwellenden und immer voller strömenden Cultur unranstlichen Residenzler vor zwar gutwilligen und empfänglichen, übrigens aber auf sich selbst angewiesenen Gemüthern genießen. Wir werden es sogleich inne, wenn wir einmal mit unserm Urtheil gegen den Strich der öffentlichen Meinung wollen, und können bei Zeiten in den richtigen Curs zurückdenken, insofern so ein Mensch, der allein zu wandeln gewohnt ist, weit ab auf Holzwege gerät, ohne es zu merken.“ Der Humor ist, daß der Leser von Schritt zu Schritt sich auf die Seite des bemittelten Kilian stellt

und dessen „Holzweg“ für den richtigen Weg halten muß. — Uebrigens gesteht Ref., daß er bei aller Sympathie für den originellen Autor den ersten Abschnitt „Grapneliana“ nicht recht als „gautieren“ können. Der dritte Abschnitt „In der Kunstausstellung“ ist ganz vorzüglich und enthält wie die beiden übrigen Abschnitte wirtlich Herzenserleichterungen eines „Kunst- und Literaturfreundes“, was man von dem ersten Abschnitt nicht sagen kann.

C. K.

— Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Verdenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. In 20 Lieferungen à 1<sup>fl.</sup>. W. (Leipzig, Schmidt & Günther.) Mit den Festen 16–20 liegt das schöne Werk vollständig vor; in denselben werden die malerischen Inseln des Ägäischen Meeres: Cebda, Skyras, Stopelas, Tenos, Delos, Rhodos, Thera jetzt Santorin, vor allen die berühmten Inseln Salamis und Aegina geschildert, darauf folgen die Ionischen Inseln: Korfu früher Kerkura, Ithaka, Zante u. s. w. — Ein Anhang befaßt sich mit dem modernen Griechenland und giebt Aufschluß über die heutigen Zustände, über Volkserziehung, Verkehrsweisen, Handel und Gewerbe zc. Das schöne Werk umfaßt 224 Seiten Text in Folio-Format mit 200 Illustrationen. Ausführliche Besprechung behalten wir uns vor.

— Freimund. Evangelisch-lutherischer Haus-Kalender auf das gemeine Jahr 1883. (Nördlingen, C. H. Ved. Br. Nr. 0,20.) — Kalender geben uns so viele zu, daß wir sie beim besten Willen nicht alle im einzelnen recensieren können. Der vorliegende hat die Redaction gewechselt und haben wir ihn auf besonderes Verlangen eingesehen. Wir geben ihn gerne auch jetzt unsere besten Wünsche mit auf den Weg. Der Inhalt in Poesie und Prosa hat uns recht gut gefallen, die Beiträge sind mäßig und vollständig, wie sie in einem Kalender sein müssen. — Der Preis von 20 Pf. ist außerordentlich gering. — Nur noch einen Kalender wollen wir dazu nennen und empfehlen, aus dem Norden, den stets originellen, wenn auch hier und da etwas baroden „Christophorus“ (Norden, Dieblich Soltan. Br. Nr. 0,50).

— Zwei Ruskalien zeigen wir an: Große Missionskarte, in 3. Aufl. bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen, und Kaltschändige & la vier-Begleitung zur kleinen Missionskarte von Wilhelm Günther, Pastor em. in Bernierode. Br. eleg. cart. 2 M. (Berlin, 1882. Hugo Kother.) Die letztere vom „Reichsboten“ warm empfohlen.

— Im Verlage von E. Kempe in Leipzig erscheinen: Historische Meisterwerke der Griechen und Römer in neuen deutschen Uebersetzungen: Caesar überlegt von Frauzy Violet. Herodot von Prof. J. Mehlh. Plutarch von Dr. Paul v. Voltenstern und Dr. H. Stoeßel. Sallust und Tacitus von Dr. Viktor Hannschmidt. Iphigénie von Prof. Dr. Eshenhardt. Xenophon von E. Flemming. Etwa 18 Bände à 4 M., oder 130 Hefte à 50 Pf.; jedes einzeln käuflich.

— Für das Volk in Berlin. Eine sociale Betrachtung von Dr. Paulus Caspel hat uns an manchen Stellen sehr wenig sympathisch berührt.

Wenn Verf. um der Väter willen Israel liebt und ihm die Judenbewegung schmerzlich ist, so wird kein verständiger Mensch ihm das verargen. Aber er sollte sich hüten leidenschaftliche Urtheile abzugeben, die er weder vor Gott noch Menschen verantworten kann.

— In fünfter Auflage ist erschienen in der Agentur des Kunden Hauses ein gutes Buch für die Jugend: Ernst Moriz Arndts Leben, Thaten und Meinungen, nebst einigen seiner geistlichen und waterländischen Lieber. Von Wilhelm Baur. Brosch. M. 1,50 eleg. geb. 2,50. 246 S.

— Lehmann, Prof. Dr. August, Königl. Gymn.-Dir. a. D., Sprachliche Sünden der Gegenwart. 3. Verb. u. verm. Aufl. (Braunschweig, Friedr. Vieweg. Pr. M. 2,80.) XV. u. 175 S. — Wenn Recensenten Ausstellungen an dem Stile eines Buches machen, so wird ihnen nicht selten schulmeisterliche Reproterien vorgeworfen. Das Erscheinen eines seit 1877 in drei Auflagen veröffentlichten Buches, wie das vorliegende, rechtfertigt jene Recensenten-Ausstellungen aufs Vollständigste. Auch die Sprache hat ihre Gelebe, die man respectieren muß. Hier und da ist eine Ungenauigkeit durch den Tyrann Ullrich mit Gelehrkraft versehen worden, aber das bleibt doch immer nur Ausnahme. Vereinzelt Gelehrwidrigkeiten, die selbst bei Weistern, wie Luther, Goethe, Schiller, ja selbst bei dem strengen, sorgfältigen Lessing vorkommen, dürfen von Weistern minorum gentium nicht nachgeahmt werden. Am meisten finden sich die sprachlichen Sünden der Gegenwart bei den Schriftstellerinnen. Diesen muß das vorliegende Buch darum in erster Linie empfohlen werden. In zweiter Linie können die Männer des Tanzstilles von Lehmann lernen, ebenso die Geschäftsleute im engeren Sinne. Der Verf. bietet eine schwere Menge thatsächlich vorgefandener Stilwidrigkeiten dar. Es werden wenige Leser ihre Hände in Unschuld waschen können. Die belehrende Sprache der Schule, die wissenschaftliche Auseinandersetzung wird häufig von einem gefunden Humor unterbrochen. Andererseits mildert Curiosa des Zeitungs-, insbesondere des Annoncenstils den strengen Ton des Sprachlehrers. Wir können das vorliegende kleine Werk, welches ein neuer Beweis für die langjährige, wiederholt durch Bücher ähnlichen Inhalts kundgewordene Thätigkeit des Verf. ist, allen denjenigen, welche berufsmäßig oder aus purer Liebe zur Sache sich eines fehlerfreien Stiles befleißigen wollen, nur aufs beste empfehlen. Som Inhalt sei nur angegeben, daß in der ersten Abtheilung „die Worthellung und die Wortzusammensetzung“ erörtert wird, 2 Abschnitte von den begleitenden einsachen und den zusammengesetzten Substantiva und Adjectiva handeln. Die zweite Abtheilung hat das Wörtchen und zum Gegenstand. Wie sehr mit diesem unsehbaren Wörtchen gerade in der neuesten Zeit gesündigt wird, beweist schon der äußere Umstand, daß der Verf. in 22 Paragraphen sein Thema erörtert. Die dritte Abtheilung handelt von den Participien, die vierte von Mannichfaltigem (Verbalen, Apposition, Pronomen. Stellung des Verbims. Adjectiva auf — weist, das Wörtchen ja im Nachsag. Das Pronomen es u. s. w.

## Aus der Redaction.

Haben wir uns am Beginn des Jahres über einzelne Redactionsfragen mit unseren Lesern auseinanderzusetzen, so soll auch am Ende desselben ein kurzes Schlusswort nicht fehlen. Und wieder soll es, wie damals, kein befriedigter Rückblick sein, wohl aber, wie wir wünschen, ein Erweis, daß wir vorwärts streben und dem Ziele, das wir uns gesteckt, mit der Zeit immer näher zu kommen hoffen.

Wir haben wieder für das nächste Jahr mancherlei Neuerungen vor. Zunächst beabsichtigen wir das Bild des politischen Lebens in Deutschland vollständiger zu geben als bisher. Aus dem Wohnsitz des politischen Berichterstatters in Berlin ergab sich bisher naturgemäß, daß die preussischen Verhältnisse noch mehr in den Vordergrund traten, als dies die naturgemäß hervorragende Bedeutung des größten deutschen Bundesstaates ohnehin mit sich bringt und bedingt. Es versteht sich von selbst, daß die deutsche Vormacht auch ferner den breitesten Raum beansprucht, aber eine bisher bestandene Lücke soll ausgefüllt werden, die noch fehlende eingehendere Behandlung auch der particularstaatlichen Angelegenheiten. Wir haben darum auch für alle Bundesstaaten sachkundige Mitarbeiter gewonnen, die periodisch ein übersichtliches Bild des öffentlichen Lebens in ihrer engeren Heimat bieten werden.

Ganz ebenso haben wir uns um Mitarbeiter bemüht in den Centren des politischen Lebens der größeren Nachbar-Nationen. Wir hoffen regelmäßig auch aus den größeren europäischen Hauptstädten ergänzende Berichte zur monatlichen Chronik zu bringen, um neben der fälteren Beobachtung aus der Ferne auch die Unmittelbarkeit des Selbstgesehenen und Selbsterlebten zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Dem politischen Monatsbericht wollen wir ferner — es ist das eine äusserliche Bereicherung — pragmatische Tabellen der bedeutenderen zeitgeschichtlichen Daten hinzufügen, und außerdem eine Volkswirtschaftliche Chronik regelmäßig erscheinen lassen.

Aber der politische Teil wird nicht auf Kosten des übrigen Inhalts ausgedehnt, wie vielleicht die Leserinnen schon fürchten werden, sondern im Gegenteil sollen der belletristische und der litterarisch-kritische Teil erst recht zu ihrem Rechte kommen. Wenn das alles dann gelegentlich ein Hinausgehen über die bisherige Seiten- und Bogenzahl bedingt, so werden wir diesen Schritt nicht scheuen, auf die Gefahr hin, auch hiermit den einen oder anderen Leser zu erzürnen, der schon jetzt quantitativ genug hat. Wir denken aber, daß es dieser Art Leser nicht zu viele sein werden, zumal es bei der Uebersichtlichkeit des Inhalts ja außerordentlich leicht ist, das den Einzelnen Interessierende herauszufinden, das Nichtzufallende zu überschlagen.

Was den kritisch-litterarischen Teil betrifft, so litt derselbe, wie vielfach beklagt worden ist, an einer gewissen theologischen Einseitigkeit, die eben daher rührte, daß uns die meisten auf diesem Gebiete thätigen deutschen Verleger ihre Verlagswerke zuschickten, die „profanen“ Verleger dagegen mit ihren Sendungen erheblich zurückhaltender waren. Wir hoffen, das es uns gelingen wird, auch hier mehr und mehr eine immer weiter gehende Theilung der Arbeit eintreten und jedes Specialgebiet von sachverständiger Fachkenntnis so fortlaufend beobachten zu lassen, daß uns keine irgend nennenswerte Erscheinung entgeht, sondern ein möglichst vollständiges Bild der zeitgenössischen Litteratur geboten wird. — In der Geschwindigkeit des Recensirens mit andern Blättern und Zeitschriften zu wetteifern beabsichtigen wir auch ferner nicht, aber zuverlässig und gewissenhaft zu verfahren werden wir bemüht sein. Eine gewisse Art von Recensenten, die sich die „Unbefangenheit“ des Urteils durch Lectüre der kritisierten Bücher nicht trüben lassen wollen, oder auf die Frage, ob sie ein Buch kennen, zur Antwort geben: „gelesen habe ich es nicht, aber recensiert“ — dies Geschlecht soll von unserer Schwelle fern bleiben.

Unser Schmerzenskind war bisher der novellistische Teil insofern, als wir ge-

nötigt waren, einzelne Hefte ohne Novelle in die Welt zu senden. Unseren Wünschen entsprach das nicht. Aber an dem Princip, unsere Spalten ganz oberflächlicher Unterhaltungsliteratur oder völlig unzureichendem christlichen Dilettantismus zu verschließen, halten wir gleichwohl fest. Was wir erbitten von den Autoren, sind nicht längere Romane, die sich durch Zerstückelung gar zu endlos fortspinnen, sondern kurze Novellen. Wenn es Ziel und Absicht des Romans sein kann, entweder uns das Bild einer großen und bedeutenden Zeit zu geben, oder auch politische, sociale, psychologische Probleme im großen Stil, begeisternd oder erschütternd, zur Darstellung und Lösung zu bringen, so wird es sich bei der Novelle um das Kleinere und Secundäre handeln, wenn wir so jagen sollen: um die Lösung der Probleme zweiter Ordnung. Das aber ist gerade für uns unerlässlich, daß in jeder poetischen Darstellung eine Idee zum Ausdruck komme, welche in der Peripherie unserer Welt- und Lebensanschauung liegt und welche zu vertreten der Mühe wert ist. Didaktisch soll dieselbe gewiß nicht ausgesprochen werden; aber viel schlinnmer als trockene Didaktik wirkt Ideenlosigkeit. Ein Kunstwerk, ein Dichtwerk, und vor allem ein auf dem Boden des Christentums ruhendes, soll nicht etwa nur zerstreuen, unterhalten, die Zeit töten helfen, sondern es soll den Leser fördern, ihn womöglich erheben.

Tuer le temps! mais c'est tuer la vie

Tuer la foi, l'espoir, le souvenir — —

sagt der Schweizer Wandalet, und er hat recht. Das geben wir den Autoren zu bedenken. Und in betreff der Form erinnern wir daran, daß das Christentum nicht in Worten steht, sondern in der Kraft. Eine einzige wortlose That macht tieferen Eindruck, als ein wohlgezähltes Duzend thatloser Worte, auch wenn sie noch so schön sind.

Um nun die, die es angeht, zu ihrer Arbeit in etwas zu ermuntern, haben wir uns entschlossen, wenn auch keinen großen, doch einen kleinen Preis auszusetzen. Wir bestimmen für die beiden ersten Druckbogen der besten Novelle, welche uns bis Ende März 1883 zugehen wird, je 250, zusammen also 500 Mark, während der eventuelle Rest des Manuscripts wie üblich honoriert wird. Wir bitten natürlich diese bescheidene Prämie nicht in Vergleich zu setzen mit den größeren Preisen, welche hier und da ausgesetzt werden von Verlegern, die das volle Eigentumsrecht erwerben. Vielmehr ist ausdrücklich zu bemerken, daß von uns nur der erste Abdruck in der „Monatschrift“ honoriert wird, daß die Arbeit Eigentum des Verfassers bleibt und drei Monate nach erfolgtem erstem Abdruck zur Publication in Buchform beliebig von neuem verwertet werden darf.

Preisrichter sind die beiden Herausgeber und Herr Kammerat D. Kraus in Michelsstadt.

Die an die Redaction in Berlin einzusendenden Manuscripte sind mit einem Motto zu versehen. Zugleich ist unter verschlossenem Couvert neben dem betreffenden Motto Name und Wohnort des Verfassers beizugeben.

Wir fügen endlich diesen Mitteilungen hinzu, daß uns jede Zusendung anderer Art ebenfalls willkommen sein wird, namentlich auch kleinerer tatsächlicher Mitteilungen, wenn sie neu und originell sind und vielleicht den Weg in die Tagespresse noch nicht gefunden haben. Ebenso „Zeichen der Zeit“, die aber womöglich stets epigrammatisch zugespitzt sein sollten, um eben in ihrer Spitze dem Leser das charakteristische Moment entgegen zu tragen.

Mit allen diesen Bitten und Wünschen nehmen wir Abschied von unserem Leserkreise im alten Jahre, das nun bald wieder seinen Kreislauf schließt. Wir bitten jeden einzelnen, uns auch im kommenden Jahre nicht nur selbst mit seiner Teilnahme zu begleiten, sondern auch der Monatschrift die neuen Freunde zuführen zu wollen, deren sie so dringend bedarf.



Druck von W. Hartmann in Leipzig.

Con 1

YD 29681





